MAGAZIN FÈUR DIE LITERATUR DES AUSLANDES




Dei
Sub Numine
Viget

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Begründet

von

Joseph Lehmann.

Dreiundneunzigster Band.

Januar bis Juni 1878.

Berlin,

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Harrwitz und Goßmann.

1878.

Inhalt.

Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Artikel befinden sich in der „Kleinen Rundschau".

Deutschland und das Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Schweiz.

England.

Frankreich.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Begründet von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 5. Januar 1878. [No. 1.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der Islam in Europa.

Der Schwäche gegenüber, welche augenblicklich das Auftreten des Islams trotz einzelner gewonnener Feldschlachten charakterisirt, ist es doppelt interessant, auf die alten Zeiten des Ruhmes zurückzuschauen, wo der Halbmond nahe daran war, als siegreiches Gestirn über Europa aufzugehen. So dürfte gerade in diesem Augenblicke die zweite, theilweise vermehrte Ausgabe von Schacks vortrefflichem Buche „Die Kultur der Araber in Spanien und auf Sicilien“*) allen Freunden einer auch im Getümmel des Augenblicks nachdenksamen Geschichtsbetrachtung doppelt willkommmen sein. Es sind glänzende Zeiten, die Schack schildert; er selber fürchtet bisweilen, er könne in den Dithyrambenton fallen; trotzdem ist er weit entfernt, aus dem Glanze der Vergangenheit das Recht des Islams herzuleiten, die Ansprüche der Gegenwart mit Füßen zu treten. Er hält demselben vielmehr zum Schlusse seines Buches eine ebenso ergreifende wie poetische Leichenrede. „Fort und fort kreisen im Auf- und Niedergehen die Gestirne, allein erbleichend hängt der Halbmond Muhammeds über dem Horizonte, um nie wieder aufzuleuchten. Vielleicht schon in nicht ferner Zukunft wird der Strom der Jahrhunderte die Religion des Islam, dessen Völker sich selbst und ihre Kultur überlebt haben, vom Erdboden hinwegspülen. Noch früher indessen werden seine letzten Monumente in Europa verschwinden. Wie der einzelne Thurm einer ins Meer versunkenen Stadt über die Wellen emporblickt, so ragt die Alhambra allein noch aus der Fluth, welche die andern verschlungen; aber auch ihre Mauern stürzen Stein auf Stein der Vernichtung entgegen. Es ist der Volksglaube der Orientalen, daß der leuchtende Stern Soheil oder Canopus Zauberkräfte besitze und daß der Glanz der arabischen Reiche seine Schöpfung gewesen sei; noch zur Zeit Abdurrahmans stieg er über den Horizont des mittleren Spanien und bestrahlte mit rothflammendem Lichte die blitzenden Schlösser und die funkelnden Minarete der Moscheen, aber, wie er langsam im Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen gegen Süden hinabgesunken ist, sind die Wunderbauten eine nach der andern geschwunden; noch eben erhebt er sich am südlichen Rande von Andalusien über den Saum des Meeres und beschimmert mit mattem Glanze die zerfallenden Zinnen des letzten Araberschlosses; wenn er ganz in Europa untergegangen ist, werden auch sie ein Trümmerhaufen sein.“

Es ist nicht unwichtig, wiederholt darauf hinzuweisen, wie alle Kenner des Orients (wenn sie nicht etwa magyarische Politik treiben oder Officiöse der englischen Tories sind) in ihrem Urtheil über die Aussichten des Islams übereinstimmen, da sich in dieser Beziehung auch in Deutschland noch immer eine irrationelle politische Sentimentalität vielfach geltend macht. Nur darf man freilich nicht vergessen, daß die eigentlich islamitischen Völker schon lange keine Rolle mehr spielen und die Sache des Islams von Mongolen geführt wird. Wie aber jene trotzdem nicht vom Erdboden weggespült sind, so wird dies vermuthlich auch nicht geschehen, wenn der Stern Canopus noch tiefer sinkt. Schon sind in Arabien trotz einzelner türkischer Besatzungen Verhältnisse eingetreten, die — cum grano salis verstanden — an die vorislamitischen erinnern. Mag auch der Islam zerfallen, es bleibt darum doch möglich, daß nach Jahrhunderten ein neuer Tag für die semitischen Völker anhebt und sie von Neuem vorbrechen, um einen Akt der Weltgeschichte zu spielen. Sicherlich geschieht dies erst, wenn die gegenwärtige Kulturentwicklung der europäischen Völker in eine rückläufige Bewegung geräth, wie ja auch zu einer solchen Epoche der Triumphzug des Islams begann. Es läßt sich nicht leugnen, daß der arabischen Kultur, wie sie sich aus den Kriegsflammen seiner Welteroberung erhob, ein wundersamer phantastischer Glanz anhaftet. Wie auch Schack zugiebt, hat man diese Kultur vielfach bedeutend überschätzt, besonders in ihren Einflüssen auf die Weiterbildung der christlichen Nationen. Man hat sich dabei zu sehr auf den Standpunkt des europäischen Mittelalters gestellt. Allerdings standen in seiner Nacht die ungeheuren Sternbilder der Poesie am Himmel, wie Uhland sich irgendwo sehr schön ausdrückt; allein Sterne leuchten nicht stark und selbst in einer sternklaren Nacht wird es auf den Wanderer, besonders wenn er durch wildes schattiges Geklüfte schreitet, einen großen Eindruck machen, wenn plötzlich der Mond aufgeht und an den Bergen einen romantischen Wunderbau bestrahlt. So wirkt im zweiten und dritten Viertel des Mittelalters die arabische Kultur. Aber der Mondschein wird sich nie in Tageslicht verwandeln, dazu muß die Sonne selbst aufgehen. Und sie ging auf, als das Alterthum wieder aus seinem Grabe hervorstieg. Wohl haben sich die Araber auch mit einigen antiken Schriftstellern beschäftigt, vornehmlich mit Aristoteles; allein sie kannten sie nur, wie Schack nachweist, in syrischen Übersetzungen. Der einfache Monotheismus des Islams erlaubte freilich eher Rationalismus und Freigeisterei, als das bis ins kleinste Detail ausgeführte Dogmensystem des mittelalterlichen Katholicismus, trotzdem sind die Araber nie aus ihrem nationalen Ideenkreise herausgekommen, das Alterthum war ihnen etwas, was für sie nie existirt hatte, während doch selbst romanische und germanische Nationen mit ihm schon durch die Poesie in einem latenten Zusammenhange geblieben waren. Sie lebten in Spanien und Sicilien, wie in Asien, mitten unter classischen Erinnerungen, ohne sich um diese zu kümmern, geschweige denn zu einem auch nur annähernden Verständniß derselben zu gelangen.

Wie arm Europa damals an geistiger Kraft war, die sich nach außen hätte geltend machen können, zeigt auch Folgendes.

*) Stuttgart, Cotta.

Die arabische Kultur ist keineswegs ein rein semitisches Erzeugniß, auch indogermanische Einflüsse haben hier mitgewirkt. Aber grade auf eigentlich indogermanischem, europäischem Boden spielen diese gar keine Rolle. Alles was uns Schack über die Dichtung der spanischen und sicilischen Araber mittheilt, athmet, von gewissen Localbeziehungen abgesehen, den Geist der alten Heimat. Am Besten zeigt das eine allerliebste Geschichte, die Dozy in seiner „Geschichte der Araber in Spanien" erzählt. Ein spanischer Araber, der in Arabien selbst reiste, lagerte einst Nachts mit einer Karavane und recitirte ihnen ein Gedicht. Als sie darob entzückt waren und meinten, es müsse von irgend einem Wüstensohne herrühren, erzählte er ihnen, daß der Verfasser kein Anderer, als der König Motamid von Sevilla sei, der nicht in Zelten, sondern in herrlichen Palästen wohne. Man behielt sogar die Formeln der alt-arabischen Dichtung bei, sprach von Kameelen in einem Lande, wo es keine gab, weinte an der abgebrochenen Wohnstätte der Geliebten, obgleich diese vermuthlich in einem anmuthigen Landhause lebte. Umgekehrt geschah es in Asien. Mit den Ommayaden ging hier gewissermaaßen das ausschließliche Araberthum zu Grunde, wenn auch schon diese manchen fremden Stein zur Aufrichtung ihres Baues gebraucht hatten. Wenigstens scheint es nicht so zweifellos zu sein, wie Schack annimmt, daß die berühmte Ommayadenmoschee in Damaskus durchaus arabischer Neubau ist. Der Reisende Ker Porter z. B. behauptet, daß noch viel von der christlichen Basilika drinstecke und hat sogar hoch oben noch ganz deutlich eine griechische die Ewigkeit des Reiches Christi preisende Inschrift gelesen. Jedenfalls aber empfingen die Araber später unter den Abbassiden sowohl von den Byzantinern, wie besonders von den Persern die lebhaftesten Anregungen. Grade das, was uns in literarischer Beziehung so recht orientalisch erscheint, ist keineswegs arabisch, sondern persisch, so z. B. die ganze Tausend und eine Nacht, mit Ausnahme der kleineren, anecdotenhaften Erzählungen. Ob nicht von hier auch die spärlichen Versuche der Araber in den bildenden Künsten stammen? Mit Recht hebt Schack hervor, daß der Umstand, daß die Araber in Skulptur und Malerei nichts geleistet, nur in ihrer eigenen mangelhaften Begabung, keineswegs aber in einem Verbote des Koran begründet sei, der nur Götzenbilder verpönt, in den aber das absolute Bilderverbot erst von fanatischen Pedanten hineininterpretirt ist. Er belegt mit den verschiedensten Beispielen, daß ein solches Verbot niemals anerkannt ist. Bei den Persern ist die Malerei immer gepflegt worden, in den späteren Sammlungen persischer Märchen ist sonderbarer Weise sogar der berühmte Erzketzer Mani zu einem förmlichen Heros der Malerei geworden, dessen Name ähnlich gebraucht wird, wie wenn wir etwa sagen: „schön, daß es Raphael nicht hätte schöner malen können." Noch heute sind die Abbildungen der großen persischen Dichter, vor allen die des Hafis, in Aller Händen, und ein Conterfei des Letzteren kann sich jeder in Brugsch's persischer Reisebeschreibung ansehen. Mit welch herrlichen Gemälden der Reichspalast Abbas des Großen in Ispahan geschmückt ist oder war, dürfte bekannt sein. Es ist demgemäß auch ganz natürlich, daß Spanien (mit dem westlichen Afrika) als Hort der Rechtgläubigkeit galt und die spanischen Araber selbst am Hofe der Kalifen Ketzerei rochen, wozu sie allerdings vielfach Grund genug hatten.

Darf man den Einfluß der Araber auf die europäische Kulturentwicklung nicht überschätzen, so ist es sicherlich ebenso falsch, ihn auf ein Nichts herabzudrücken. Überzeugend führt Schack aus, daß besonders in formeller Beziehung nicht nur die spanische Literatur, sondern auch die italienische seine Spuren aufweist. Auf die große einst viel besprochene Frage nach der Entstehung des Reimes läßt er sich nicht weiter ein und thut wohl daran, denn schwerlich wird man hier je zu einer klaren mit ein paar Worten befriedigenden Antwort kommen. Es handelt sich um gewisse Formen der arabischen Volkspoesie wie um den Ton gewisser poetischer Gattungen. Daß wir Beides im Spanischen wiederfinden, ist bei dem Verkehre beider Völker natürlich. Die italienische Literatur, welche in Sicilien am halbarabischen Hofe Friedrichs II. entstand, war gleichfalls in ihrer Wiege von Mosleminen umgeben. Am Meisten dürfte die Schack'sche Behauptung (die, wenn ich mich nicht irre, in dieser zweiten Auflage weit ausführlicher durchgeführt ist), daß auch in den spanischen Romanzen die Einwirkung der Araber zu merken sei, befremden. Man hat oft aus der Thatsache, daß den Semiten Epos und Drama fehlt, die unsinnige Verallgemeinerung gezogen, daß ihnen die erzählende Dichtung überhaupt mangle. Richtig ist nur, daß auch ihre erzählende Dichtung einen lyrischen Charakter trägt, und da dies eigentlich das hervorragendste Merkmal der spanischen Romanzen ist, so könnte man sogar noch weiter gehn, wie Schack. Doch glaube ich nicht, daß dies richtig sein würde, vermuthe vielmehr, daß der Mangel eines Epos und die Überfülle einzelner Romanzen in den historischen Verhältnissen ihren Ursprung hat. Auf der Balkan-Halbinsel, wo der Kampf der Unterdrückten gegen die Unterdrücker nun auch ein paar Jahrhunderte dauert, ist ganz dasselbe geschehen und es wäre interessant, wenn Jemand sich der Mühe unterziehen wollte, einen eingehenden Vergleich zwischen der spanischen und der serbischen und griechischen, (griechisch-slavischen — denn die vollblütigen Nachkommen der alten Byzantiner sind nicht daran betheiligt —) Romanzendichtung anstellen wollte. Schack belegt die Berührungen zwischen spanischen Romanzen und arabischen Dichtungen mit mannigfachen Beispielen.

Zum Schluß möchte ich noch auf zwei Punkte aufmerksam machen. Einmal in Betreff der Spanier selbst: nicht nur im Vergleich mit dem heutigen Islam kann uns bei Lectüre der Schack'schen Schilderungen jener versunkenen Herrlichkeiten elegisch stimmen, sondern auch ein Blick auf den späteren Zerfall des christlichen Spaniens. Man ist deshalb theilweise so weit gegangen, offen mit den Mauren zu sympathisiren und hat es bedauert, daß die Nachkommen des Cid schließlich den Sieg über die Kinder Ismaels errungen haben. Doch ist leicht begreiflich zu machen, daß dies eine Thorheit ist. Sehen wir ganz von dem Umstande ab, daß die Lebenskraft der islamitischen Kultur bereits erloschen war, so wird doch jenes Bedauern auf das richtige Maaß zurückgeführt werden, wenn man sich klar macht, daß denn doch wohl die Entdeckung Amerikas, der Don Quixote des Cervantes und das so überaus köstliche spanische Drama mehr werth sind als jene ganze arabische Kultur.

Zum Zweiten aber gewährt uns die Betrachtung des großen spanischen Freiheitskrieges wichtige Anhaltepunkte für die Beurtheilung des gegenwärtig sich auf der Balkanhalbinsel abspielenden Dramas. Die Analogie zwischen den beiden weltgeschichtlichen Processen beschränkt sich keineswegs auf die Ähnlichkeit zwischen den Dichtungen der christlichen Völkerschaften. Freilich wird man bei einer solchen Betrachtung niemals außer Acht lassen dürfen, daß die Türken nur schlechte Repräsentanten des Islam sind, daß während die spanischen Araber den einziehenden Spaniern Granadas Burg in strahlendem unvermindertem Glanze überlieferten, die Türken selbst die Bauwerke ihrer eigenen großen Sultane verfallen lassen, die Lücken nothgedrungen mit europäischen Nachäffungen ausflicken und nirgend die Spur ihrer Herrschaft an den Schöpfrädern gemerkt werden wird, deren-

Wasserspende selbst Wüsten in fruchtbare Felder verwandelte, vielmehr an verwilderten Äckern, versumpften Strömen, verödeten Dörfern. Auch nahmen die Christen der iberischen Halbinsel eine weit vortheilhaftere Stellung ein, als die Gräco-Slaven. Jene waren sich selbst überlassen. Außer dem Versuche Karls des Großen, jenseit der Pyrenäen Fuß zu fassen, ist kaum von einer nachdrücklichen Einmischung der andern abendländischen Völker die Rede. Wohl gab es schon damals ein europäisches Staatensystem, allein dies war theils durch die Kreuzzüge absorbirt, theils war es durch die große Frage des Papst- und Kaiserthums begränzt. Europa drängte sich nicht in Spanien hinein, vielmehr geschah es allmählich umgekehrt, bis endlich, als Spanien sich ganz selber gehörte, dies Hineindrängen für die Freiheit der europäischen Völker im hohen Grade gefährlich wurde. Ebenso wenig wie von der europäischen Politik, wurde Spanien durch die europäische Kultur behelligt. Rom gegenüber nahm es eine so unabhängige Stellung ein, daß Gregor VII. mit den Mohamedanern liebäugelte, auch darin das, freilich stets maßvolle, Vorbild des heutigen Ultramontanismus. Was dem spanischen Ritterthum mit dem europäischen Gesammtritterthum gemeinschaftlich war, findet seine genügende Erklärung in der Gemeinschaftlichkeit des Ursprungs. Wie beklagenswerth haben es dagegen die Völker der Balkanhalbinsel, die zum Spielball der wunderlichsten Intriguen und Herrschgelüste Seitens der europäischen Völker gemacht werden! Diese haben stets ihren Freiheitskämpfen Gränzen gesetzt und dafür gesorgt, daß bis jetzt kein einziges lebensfähiges Staatsgebilde sich entwickeln konnte. Besonders die Geschichte Griechenlands ist hiefür ein Beleg. Und nun der Einfluß der europäischen Kultur! Unmöglich kann man von den Söhnen der Klephten und Haiducken verlangen, daß sie sich in dieselbe hineinarbeiten; sie suchen den Rahm abzuschöpfen und wünschen von der Civilisation nur ihre Genüsse. So wurden denn aus Frankreich die Cancantänzerinnen, die Friseure und die konstitutionellen Phrasen bezogen, die jenen Zustand lackirter Barbarei hervorriefen, der mit Recht jeden anständigen Menschen zurückstößt. Vieles also, was Serben und Wallachen, Griechen und Bulgaren den alten Kastiliern, Arragoniern, Portugiesen gegenüber herabsetzt, ist die Schuld der Zeitumstände. Vieles aber erscheint uns auch bei den Letzteren durch die zeitliche Entfernung und den Schleier, mit der die Poesie so zu sagen die Aussicht verwoben hat, anders als es war. Der Freiheitskampf der Spanier hat fast 800 Jahre gedauert; nach diesem Maaßstabe hat es noch nahezu 400 Jahre Zeit, bis der Islam von der östlichen Halbinsel Europas gänzlich zu verschwinden braucht. Wie wechselvoll ist er gewesen! Waren doch die arabischen Kleinfürsten schon sämmtlich Vasallen der kastilischen Krone, als die Almoraviden die christlichen Hoffnungen fast vernichteten. Und so wundersam uns der Cid in den Romanzen entgegentritt, der wirkliche Cid, wie uns Dozy in seinen Recherches zeigt, steht kaum über den Karageorgewitschen, Obrenowitschen und Bozarri. Der Wunsch jedes wahren Menschenfreundes muß meines Erachtens deshalb dahin gehen, daß auf der Balkanhalbinsel sich dereinst ebenso politische Selbständigkeit entwickle, wie jenseit den Pyrenäen. Geschichtliche Processe sind nicht aufzuhalten: wie der Islam, dessen äußerste Vorposten bekanntlich einst schon auf den Alpen, in der Nähe von St. Gallen standen, zuerst Sicilien, dann Spanien herausgeben mußte, so wird er nach und nach aus allen andern Ländern der antiken Kultur weichen. Möchte nur im Laufe der Zeiten daselbst eine wahre „Renaissance" stattfinden, das ist das Interesse der Menschheit, nicht der Vortheil Englands oder Rußlands. Mag man über den Idealismus des Unterzeichneten lachen, derselbe ist der Ansicht, daß ebenso wie jene Kämpfer, die den Romanzen vom Cid lauschten, ihr Werk großartig durchführten, auch die Landsleute von Dichtern, die Marko Kraljewitsch's Thaten oder das erhabene Lied vom sterbenden Klephten sangen, nicht dazu bestimmt sind, für alle Zeiten von den Franzosen demoralisirt, von den Engländern chicanirt und von den Russen protegirt zu werden.

H. Herrig.

Frankreich.

Renan: Die Evangelien.

Renan's umfassendes Werk „Die Anfänge des Christenthums", von welchem bis jetzt das Leben Jesu, die Apostel, der heilige Paulus, und der Antichrist veröffentlicht waren, nähert sich seinem Abschluß; der vorletzte Band ist erschienen*). Er behandelt die Jahre 74 bis 117, also die Zeit der zweiten christlichen Generation, die Zeit der Entstehung der drei synoptischen Evangelien, eine Periode, welche an Wichtigkeit dem Leben Jesu fast gleich kommt, denn in ihr wurde die Jesus-Legende geschrieben, das Buch der Bücher, das einflußreichste der Welt. Volle Gewißheit der Details, das betont der gewissenhafte Historiker mehrfach, ist in der Geschichte überhaupt nie zu erreichen und für diesen Theil der Geschichte noch weniger als in anderen Fällen. Jesus selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen, und da die Redactoren der Evangelien uns seine eigenen Worte und die, welche ihm später geliehen wurden, bunt durcheinander überliefert haben, so giebt es keinen Kritiker, der im Stande wäre, hier eine sichere Unterscheidung zu bewerkstelligen. „Die wichtigste Aufgabe dieses Bandes", sagt der Verfasser, „besteht darin, mit Wahrscheinlichkeit zu erklären, wie die drei Evangelien entstanden sind, welche man die synoptischen nennt, die im Verleich mit dem vierten Evangelium eine besondere Familie ausmachen. Allerdings lassen sich bei dieser ungemein schwierigen Untersuchung eine Menge von Punkten nicht feststellen, doch muß man zugestehen, daß die Frage seit zwanzig Jahren wirkliche Fortschritte zeigt. Wie der Ursprung des vierten, dem Johannes zugeschriebenen Evangeliums geheimnißvoll bleibt, so haben die Hypothesen über die Redaction der drei sogenannten synoptischen Evangelien einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gewonnen."

Daß wir verschiedene Evangelien besitzen, hat seine Ursache in der langen Dauer der blos mündlichen Überlieferung. Keiner, der mit dem Herrn persönlichen Umgang gepflogen, dachte daran niederzuschreiben was er gesehen und gehört hatte; jeder erzählte nur immer und immer wieder, was er wußte, der Eine dieses, der Andere jenes, in den wichtigsten Begebenheiten und Lehren stimmten sie Alle überein, und ohne Ausnahme rechneten sie mit Gewißheit auf das versprochene, baldige Wiedererscheinen des verehrten Meisters noch bei ihren Lebzeiten. Erst als die Reihen sich merklich zu lichten begannen, als der Tod rücksichtslos unter ihnen seine Erndte hielt, machte sich das Bedürfniß fühlbar, die theuren Erinnerungen durch die Schrift festzuhalten. So entstanden kleine Sammlungen, welche in den Thatsachen wie in der Reihenfolge derselben natürlich mannigfach von einander abwichen. Man schob daher, wenn es zu Vergleichungen der Hefte

*) Ernest Renan, membre de l'institut: Les Évangiles et la seconde génération chrétienne. Paris, 1877. Calmann Lévy.

kam, Ergänzungen ein, man änderte auch hier und dort um besseren Einklang mit messianischen Weissagungen zu erzielen, und allmählich besaß man im festen Rahmen notorischer Begebenheiten eine ziemliche Menge verschiedener, einander ähnlicher aber doch keineswegs gleicher Bilder. Nach Renan's Ansicht kam es auf diese Art zu drei Sorten von Evangelien, zuvörderst denen aus erster Hand, die nur auf mündlicher Tradition beruhten. Es gab ihrer zwei: das eine, in syro-chaldäischer Sprache, ist uns als Ganzes verloren gegangen und nur in großen, von Kirchenvätern mitgetheilten Bruchstücken vorhanden, das andere, griechisch geschriebene, ist das des Markus. Zweitens, Evangelien, die mündliche Überlieferung und andere Texte zusammenkitteten, wie das fälschlich dem Matthäus zugeschriebene und das von Lukas verfaßte; endlich Evangelien aus zweiter oder noch späterer Hand, ohne die lebendige Wurzel der Tradition, mit Überlegung aus vorhandenen Schriften componirt, wie das des Marcion und die sogenannten apokryphischen. Renan glaubt, daß Petrus in Rom gewesen ist, bei seiner geringen Kenntniß des Griechischen den Johannes Markus als Dolmetscher gebraucht hat, und entwickelt auf diesem Boden mit außerordentlicher Gewandtheit die Gründe, aus welchen er annimmt, das Markus-Evangelium sei von dem Schüler des Petrus, bald nach der Neronischen Verfolgung verfaßt und, als getreue Wiedergabe der Petrinischen Jesus-Erzählung, in gewissem Sinne ein Werk des Petrus. „Die logische Anordnung des Stoffes“, sagt Renan, „ist darin mangelhaft, in mancher Hinsicht ist es sehr unvollständig, da ganze Stücke aus Jesu Leben fehlen; schon im zweiten Jahrhundert beklagte man sich darüber, allein die Klarheit, die Genauigkeit des Details, die Ursprünglichkeit, das Malerische, die Lebendigkeit dieser ersten Darstellung wurden später nicht wieder erreicht. Eine Art Realismus macht die Zeichnung schwer und hart, die Idealität des Jesus-Charakters leidet dabei, es giebt Lücken und unerklärliche Seltsamkeiten; was die Schönheit der Gespräche, die glückliche Gruppirung der Anecdoten anlangt, so wird das Markus-Evangelium vom ersten und dritten, in denen eine Menge störender Einzelheiten verschwunden sind, bedeutend übertreffen; aber als historische Urkunde besitzt das Markus-Evangelium ein großes Übergewicht. Der starke, von Jesus hinterlassene Eindruck findet sich in ihm vollständig wieder. Man sieht ihn da wirklich leben und handeln.“ — Indessen, die Kenner der herrlichen, in den syro-chaldäischen Aufzeichnungen enthaltenen Gespräche und Reden Jesu empfanden schmerzlich die Trockenheit der Petrinischen Auffassung. Sie vermißten die Genealogie, die Geschichte der Kindheit, sie wünschten ein vollständiges Evangelium, das neben den Berichten des Markus auch die besten orientalischen Traditionen berücksichtigte und diesem Bedürfniß entsprach der „Nach Matthäus“ benannte Text. Mit zahlreichen Belagstellen führt der Verfasser aus, wie die als Grundlage dienende Arbeit des Markus in doppelter Weise vervollständigt wurde, einmal durch Einschiebung der langen Vorträge, der Perlen jener hebräischen Evangelien, sodann durch den Zusatz von Traditionen neuer Bildung, den Früchten einer weiteren, vom christlichen Bewußtsein dringend geforderten Legenden-Entwickelung. Deutlich lassen sich apologetische Absichten wahrnehmen, besonders im Hinblick auf den Pauperismus, der vom materiellen Gebiet auf das geistige übertragen wird; man merkt das Fortschreiten der Reflexion, den Wunsch Einwürfen zu begegnen, in der Tauffermel findet sich der Keim des nachherigen Trinitäts-Dogmas und die apokalyptische Rede Jesu über den Krieg in Judäa und das Ende der Zeiten ist so scharf gehalten, daß Lukas bald nachher seine ganze Kunst anwenden muß, um die Verwirrung abzuschwächen, welche die kühnen Aussprüche über ein Ende hervorbrachten, das, trotz der Versicherung, nicht eintrat. Höchst anziehend schreibt Renan über das Geheimniß der Schönheit des Matthäus-Evangeliums. Er vergleicht es einem aus lauter leuchtenden Steinen erbauten Feenpalast, er findet es viel prächtiger, aber historisch viel weniger werthvoll als das des Markus; in diesem erblickt er, für die Thatsachen im Leben Jesu, das einzige authentische Document, erklärt jedoch das Matthäus-Evangelium für das wichtigste Buch der Christenheit, weil in ihm die Reden Jesu mit äußerster Treue und wahrscheinlich in richtiger Folge enthalten sind. Vermuthlich wurde es in Syrien verfaßt, als das in Rom geschriebene Werk des Markus nach Asien gelangte, und den Namen des Matthäus gebrauchte man um dem des Markus eine noch höhere Autorität, einen wirklichen Apostel entgegen zu stellen.

Einige Zeit verfloß natürlich bis die neue Bearbeitung nach Rom zurück kam, und daher ist es nicht auffallend, daß dem Lukanus oder Lukas, dem treuen Begleiter des Paulus, als er gegen 95 sein Evangelium schrieb, die orientalische Erweiterung des Markus noch unbekannt war. Auch Lukas vervollständigt, auch er macht Zusätze und zwar mit deutlich zu Tage tretenden Absichten. Er neigt mehr zu den Heiden als zu den Juden, er schont die römische Regierung, er öffnet die Thore, jeden Gläubigen heißt er willkommen, das einzige harte Wort Jesu benutzt er mildernd zur Lehrfabel, er giebt dem Feigenbaum, der bei Markus und Matthäus verdorrt, Frist und Dünger, damit er noch Frucht tragen könne; Lukas nimmt die vorhandene Tradition nicht nur auf, er vermehrt sie im Sinn der Gnade und des Zurufes an die Sünder, bei ihm handelt es sich nicht um das Gesetz, — die Verehrung Jesu und der Glaube sind an die Stelle des Gesetzes getreten; sein Evangelium bildet gewissermaßen den Übergang von den beiden ersten zum nachherigen vierten. Auch für die besonderen Verdienste des Lukas findet Renan beredte Worte; seine Arbeit hat zwar den geringsten historischen, aber den größten literarischen Werth, sie bildet eine planmäßig zusammenhängende Geschichte, sie verbindet dramatische Bewegung mit idyllischer Heiterkeit; „da lacht, da weint, da singt alles; überall Thränen und Loblieder; das ist die Hymne des neuen Volkes, das Hosianna der Geringen und Demuthsvollen, die in das Reich Gottes eingeführt werden. Ein Geist heiliger Kindheit, ein Geist der Freude, der Inbrunst, das evangelische Gefühl in seiner ersten Ursprünglichkeit geben der ganzen Legende eine unvergleichlich sanfte Färbung. Keine Spur von Sectirerei, kein Vorwurf, kein hartes Wort gegen das alte, vom Heil ausgeschlossene Volk; wird es nicht durch den Ausschluß hinreichend gestraft? Ein schöneres Buch existirt nicht; nie wird man die Wonne genügend ermessen, welche der Autor empfinden mußte, als er es schrieb.“ Renan schließt dieses Kapitel mit den Worten: „Lukas bezeichnet die letzte Stufe durchdachter Zusammenfassung, welche die evangelische Tradition ersteigen konnte; nach ihm giebt es nur noch das apokryphe Evangelium, das blos durch breitere Ausführung und aprioristische Voraussetzungen seinen Weg geht, ohne neue Urkunden zu benutzen. Später werden wir sehen, wie die Texte in der Art des Markus, Lukas und Pseudo-Matthäus dennoch der christlichen Frömmigkeit nicht mehr genügten, und wie ein neues Evangelium entstand, welches den Anspruch erhob, jene zu übertreffen. Vor allem werden wir zu erklären haben, wie es kam, daß keiner der evangelischen Texte im Stande war, die anderen zu unterdrücken, und wie sich die christliche Kirche, durch ihre bona fides, den furchtbaren Einwürfen aussetzte, die aus jener Verschiedenheit abgeleitet werden.“ Der vorliegende Theil des Werkes bietet nur Andeutungen für die zu erwartende

Antwort, den Aufschluß kann erst der noch fehlende, letzte Band bringen.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß der Apostel Johannes, nach Bestehung mancher Gefahren, Ephesus zu seinem Wohnort erwählte und daselbst in sehr hohem Alter verstarb, hochverehrt von den Kirchen des Orients und umringt von einem Kreise zahlreicher Schüler. Welch ein reiches Leben mochte sich da entfalten! Hielt sich nicht Johannes für den Lieblingsjünger des Herrn? Sollten nicht Lehren, die man später für johanneische ausgab, in seine Umgebung gedrungen sein? Sollten nicht junge, nach Neuem lüsterne, für Neues empfängliche Seelen den Greis überredet, aus ihm herausgehört haben, daß ihm von jeher Ideen zu eigen gewesen, die sie ihm unterschoben? Eine der größesten Schwierigkeiten für die Untersuchung der Ursprünge des Christenthums liegt hier. Wie verschaffte sich Philon's platonisirender Judaismus Eingang in das vierte Evangelium? Renan meint in der trügerischen (décevante) Kirche von Ephesus bewußte Täuschung und pia fraus annehmen zu dürfen. Johannes erzählte wohl das Leben Jesu recht abweichend von Markus und Lukas, er selbst spielte in seinem Bericht allem Vermuthen nach eine bedeutendere Rolle als jene beiden ihm angewiesen hatten, von einem Begriff der Identität Jesu mit dem Logos war bei dem strengen Juden schwerlich die Rede, aber mochte nicht seine Schule alexandrinische Gedanken aufnehmen, sich auf die Autorität des Johannes berufen und stützen, und doch weit von ihm abweichen? Es bleibt ungewiß, wer die Offenbarung Johannis verfaßt hat; die Einwendungen gegen ihre Authenticität haben ziemlich dasselbe Gewicht wie die Einwendungen gegen die Annahme, sie sei untergeschoben; dasselbe Dunkel umhüllt die zweite, nun bald erscheinende Klasse johanneischer Werke. Eines nur bleibt gewiß, nämlich daß Johannes nicht der Verfasser beider Reihen von Schriften sein kann, die seinen Namen tragen. Vielleicht gehört ihm keine von beiden Reihen, aber sicherlich gehören sie ihm nicht beide zugleich.

Außerdem beschäftigt sich dieser fünfte Band eingehend mit den Beziehungen des Christenthums zum römischen Reich, mit des Lukas Apostelgeschichte, mit der Christenverfolgung unter Domitian und Trajan, (die berühmte Anfrage des Plinius und die Antwort des Kaisers sind wörtlich gegeben), und mit den damals bei Juden und Christen herrschenden Ansichten, die durch mehrfache ausführliche Citate erläutert werden. Die ersten Ketzereien in Syrien, die später Muhamed's Auffassung des Christenthums bestimmen, die immer weitergehende Trennung der Kirche von der Synagoge und der grauenvolle Aufstand der Juden im Jahre 115 gelangen zur Darstellung; wir nehmen die Fortschritte wahr, welche die kirchliche Hierarchie macht, indem sie der ursprünglichen Gemeinde das Presbyteriat substituirt und zum Bischofthum sich entwickelt, und wir erhalten die meisterhaften Portraits der Kaiser Vespasian, Titus, Domitian, Nerva und Trajan. Der letzte, unter dem Titel „Die Kirche" bald erscheinende Theil wird die Geschichte des Christenthums unter Hadrian und Antoninus pius bringen und mit dem Jahr 160 das große Werk abschließen.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Renan die einschlagende Literatur, die alte sowohl wie die gesammte neuere und neueste, vollkommen beherrscht und berücksichtigt; für uns Deutsche wird es von Interesse sein, das von ihm in der Vorrede über manche unserer Bestrebungen gefällte Urtheil zu vernehmen. Es heißt dort: „Man weist solide Zeugnisse zurück und ersetzt sie durch schwache Hypothesen; man verweigert die Annahme zufriedenstellender Texte und begrüßt freudig die gewagten Combinationen einer gefälligen Archäologie. Um jeden Preis will man etwas Neues haben und man verschafft sich das Neue durch die Übertreibung oft richtiger und scharfsinniger Ideen. Aus einer schwachen Strömung, die man in einer abgelegenen Bucht aufgefunden hat, schließt man auf das Vorhandensein eines großen oceanischen Stromes. Die Beobachtung war gut, allein man zieht falsche Schlüsse aus ihr. Fern sei es von mir, die Dienste zu leugnen oder zu verkleinern, welche die deutsche Wissenschaft unseren schwierigen Studien erwiesen hat, doch muß man, um von diesen Diensten wahrhaft Nutzen zu ziehen, äußerst genau hinsehen und strenge prüfen. Vor allem muß man entschieden sich gar nicht um die Kritiken jener Systemmenschen kümmern, die Jeden als unwissend und rückständig behandeln, der nicht ohne weiteres die letzte, dem Gehirn irgen eines jungen Doktors entschlüpfte Neuheit für richtig anerkennt, während sie vielleicht höchstens gut dazu ist, in Gelehrten-Kreisen zur Forschung anzuregen." D. S. E.

Ungarn.

Aus den Memoiren des Freiherrn v. Fiáth.*)

I.

Der ungarische Landadel vor fünfzig Jahren.

Der freundliche Leser begleite mich in den Bakonyer Wald. Hundertjährige Eichen dunkeln uns entgegen, auf engen Pfaden windet sich der Weg hindurch; thalauf thalab zieht die Straße an Burgruinen vorüber, deren zerfallende Reste von felsiger Höhe noch immer trotzig niederstarren. Da weitet sich der Wald, ein Kirchthurm glänzt im Sonnenschein, ein Kloster breitet seine Mauern aus; denn seit mehr als achthundert Jahren wirkt mit Axt, Spaten und Pflug wie mit dem christlichen Lehrworte der Benediktinermönch in dieser Wildniß, später folgte ihm der französische Cistercite. Wenn dieser Wald erzählen könnte! Tausendjährige Geschichten und Märchen flüstern durch das Laub; denn hier kämpften einst die weltbeherrschenden Römer mit den Barbaren Pannoniens; hier rüttelten Hunnen, Gothen und Vandalen an dem Bestande des römischen Weltreiches; von hier aus stürzte sich Attila, die „Gottesgeisel," auf Westeuropa, dort an den Nordrand des Bakony, nach Gran, versetzt ja auch die deutsche Sage die „Ezelinburg". Aus West-Ungarn zog dann der große Theodorich über die Alpen und folgte seinen Spuren das Volk Alarichs, das sagen- und schlachtenberühmte Volk der Longobarden, deren Erben wiederum jenes düstere, grausam blutdürstige Zerstörervolk der Avaren wurde. Bis an die Gränze des Bakonyer Urwaldes erstreckte sich Karl des Großen mächtige Herrschergewalt und hier legten nach dem Untergange des Avarenreiches slavische Fürsten die ersten Keime geordneten Fürstenthums unter christlichen Slavenstämmen. Auf den Gebieten Pannoniens trafen aufeinander die Heere Swatopluks, des hochstrebenden Mährerfürsten, und Arnulfs, des Wiederaufrichters karolingischen

*) „Életem és élményeim. Irta B. Fiáth Ferencz" (d. i. „Mein Leben und meine Genüsse". Von B. Franz Fiáth".) Zwei Bände. Budapest, 1878. Ferd. Tettey & Comp. 8. I. Band: 266 S.; II. Bd.: 256 S. (Der Reinertrag des Werkes ist der Vermehrung des Stammcapitals des „ungarischen Schriftsteller-Unterstützungs-Vereines" gewidmet.)

Ansehens. Doch Slaven und Deutsche mußten weichen dem Andringen der magyarischen Stürmer und Dränger, welche gleich der verheerenden Windsbraut Pannonien ihrer Macht und Gewalt dauernd unterwarfen. Bald werden es tausend Jahre sein, daß dieses ugrische Volk seine neue Heimat an den Gestaden der Donau begründete und im Westen dieses Stromes, in den bergenden Wäldern des Bakony und Vértes hatte das anfängliche Magyarenthum seine hauptsächliche Kraft. König Stefan der Erste, der „Heilige", rang hier mit dem trutzigen „Herrn von Weßprim" um die Anerkennung des neuen christlichen Königthums; hier in Westungarn lag die Wiege des ungarischen Christenthums zu Gran, hier ist der fast gleichalterige Bischofssitz zu Weßprim, wo man heute noch die selbstgefertigten Geschenke der Königin Gisehla, der bayerischen Gemahlin Stefans des Ersten, aufbewahrt; hier finden sich die ersten Klöster zu Martinsberg und Bakony-Bél (d. i. „im Innern des Bakony"), hier war die Residenz der Könige zu Stuhlweißenburg und an der natürlichen Veste des Bakony wie an den Bergen und Schlössern dieses Waldes und seiner Umgebung scheiterten wiederholt die Eroberungsversuche der deutschen Kaiser.

Große Erinnerungen knüpfen sich somit an diese Wälder und weithinziehenden Kuppen des Bakony; später aber haftete ihnen der böse Ruf des Raubritter- und gemeinen Räuberunwesens an, doch immer noch umstrickt vom Schimmer der Romantik. Wer kennt nicht die zahlreichen Geschichten von dem Räuberhäuptling Schobri, den selbst die Dichtung zum Gegenstande genommen! Besonders berüchtigt und gefürchtet waren aber bis vor wenigen Decennien die Schweinehirten (die „Kanászen") des Bakony, ein rohes, wildes Geschlecht, das zeitlebens bei seiner grunzenden Heerde in der Waldeinsamkeit heranwuchs und von den Begriffen des „Mein" und „Dein" eigenthümliche Vorstellungen hatte. Doch auch diese Schauerromantik ist vorbei! Heute ziehen breite Landstraßen nach allen Richtungen durch den Bakony, ungefährdet und sicher durchwandert ihn der Handwerksbursche wie der Frachtwagen des Kaufmannes und seitdem die Lokomotive der Eisenbahn die Lichtungen durchfliegt, hat der Bakonyer Wald seine mittelalterlichen Schauer, den prickelnden Reiz des Ritter- und Räuberspukes gänzlich verloren. Was ihm geblieben, das sind die herrlichen Eichenstämme, deren dunkle Baumkronen zur Ruhe und Erquickung einladen. Gerne verweilt der Blick des Reisenden auf ihnen und willig folgt er dem stummen, bezaubernden Lockrufe.

In dieser Schönheit des Waldheiligthums in dem Thale zwischen dem Bakony und Vértes liegt das Dorf Aka, von Ungarn und Deutschen bewohnt. Kaum mehr als 800 Seelen zählt die Ortschaft, deren Hauptreichthum weniger der sandige Ackerboden als vielmehr die riesigen Waldungen bilden. Wie abgeschieden von dem Getriebe der Welt Aka vor fünfzig Jahren sein mochte, lehrt schon die Thatsache, daß die nächste Stadt, Weßprim, neun Stunden Weges entfernt ist. Nun bedenke man das Reisen im damaligen Ungarn, wo gebahnte Wege und Straßen zu den größten Seltenheiten gehörten! Hier hatte ein Zweig des adeligen Geschlechts Derer von Fiáth seinen Sitz und hier wurde auch der Autor dieser jüngst in ungarischer Sprache publicirten „Memoiren", Freiherr Franz von Fiáth, gegenwärtig Mitglied des ungarischen Oberhauses und Obergespan des Weßprimer Comitats, im Jahre 1815 geboren.

Das Geburtshaus des Freiherrn, die „Curie" von Aka, lag so dicht am Waldesrand, daß die Baumkronen das Dach des ebenerdigen Wohnhauses beschatteten. Der Wald mit seinem romantischen Wesen guckte zu den Fenstern hinein. Und voll patriarchalischer Romantik war auch das Leben und Treiben in diesem Hause. Es war freilich eine sonderbare „Herrenburg", diese adelige „Curie". Ein niedriges Gebäude, das ehedem als Beamtenwohnung diente, bildete die Wohnstätte der Familie, die allmählich zu zehn Köpfen anwuchs. Es war nur ein Gastzimmer vorhanden und doch beherbergte man oft auch ein Dutzend Gäste. Dann mußten die Kinder ihre beiden Stuben räumen und im Schlafzimmer der Ältern Unterkunft suchen, gar häufig schlug man für die Gäste selbst im Speisezimmer provisorische Schlafstätten auf. Nichtsdestoweniger herrschte Gemüthlichkeit und frohe Laune.

Die Familie Fiáth war wohlhabend, lebte aber dennoch in beinahe unglaublicher Einfachheit. Der Vater hatte seit seiner Vermählung sein Gut durch achtundfünfzig Jahre fast gar nicht verlassen. Ein öffentliches Amt nahm er nicht an, sondern pflegte des Lebens nach dem Spruche des römischen Dichters: „Beatus ille qui procul negotiis etc." Es war ein Mann von ehrenhafter edler Gesinnung, offenherzig, leutselig, ein Typus des altungarischen Adels, der sich auf seinem Grund und Boden als eigener Herr und Gebieter wußte. Seine Bildung mochte allerdings manche Lücken aufweisen; doch war er in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts wohlbewandert. An den laufenden Weltereignissen nahm er nur insofern Antheil, als er seit Jahren täglich die „Augsburger Allgemeine" las. Dieses Blatt galt damals in Ungarn als die Trägerin und Verbreiterin liberaler Ideen und diente in den späteren Kämpfen zwischen der Regierung und den Landtagsparteien als das gesuchte Organ der Reformer, weshalb die Wiener Censurbehörde dasselbe eine Zeit lang auch mit Verbot belegt hatte. Der alte Fiáth war ferner ein überaus großer Freund der Musik, besaß selber eine schöne Baßstimme und spielte trefflich die Violine und das Cello; am Sonntage aber betrat der Gutsherr die Orgel des Dorfkirchleins und begleitete den Gesang der Gemeinde mit seinem Spiele. Als Freund der Geselligkeit hielt er ein gastfreies Haus, empfing Jedermann mit Herzlichkeit, er selber verließ jedoch, wie erwähnt, nur äußerst selten sein Tuskulum. Auch die Besorgung der Wirthschaft beschwerte ihn nicht; denn diese überließ er seiner Gattin; er liebte die Bequemlichkeit, die Ruhe, das stillzurückgezogene patriarchalische Familienleben. Von kräftigem Körperbau und stäter Gesundheit sah er seine Kinder, deren er acht zählte, sowie seine Enkel blühen und gedeihen und genoß die Liebe und Verehrung Aller, die ihn kannten. Sein Monarch hatte ihn schon im Jahre 1814 durch die Verleihung der k. k. Kämmerer-Würde ausgezeichnet; den Freiherrnstand erhielt er für sich und seine Nachkommen erst im Jahre 1857.

Dem behäbigen, etwas langsamen und gemächlichen Gatten stand die geistig regsamere Hausfrau gegenüber. Franziska von Fiáth, eine geborne Baronin Luzsenßky, wird uns vom Sohne als das Ideal edler Weiblichkeit und mütterlicher Zartheit geschildert; sie war ein Muster an Aufopferung, Religiösität und getreuer Pflichterfüllung. Ihren Gatten und ihre Kinder liebte sie in unaussprechlicher Hingebung; aber ihr liebevolles Herz war auch der gesammten Menschheit geöffnet. Sie hatte alle ihre acht Kinder an der eigenen Brust genährt, dieselben gepflegt und erzogen. Neben dieser mütterlichen Sorgfalt fand sie jedoch Zeit und Gelegenheit, überall zu helfen, wo die Noth es erheischte. Mit besonderem Scharfblick erkannte sie die Krankheiten und versah die Leidenden, bis der Arzt gebracht wurde, mit ihren eigenen Arzeneien; ja nicht selten vollzog sie selber die erste Operation oder legte den ersten Verband an. Ein besonderes Geschick besaß sie für die Heilung Geisteskranker, deren sie oft

drei, vier in ihrer Nähe hatte und für welche sie sogar ein kleines Spital errichtete. An Sonntagen fuhr stets eine lange Reihe Wagen mit Kranken in den Hof und keiner von all diesen Leidenden, Männer, Weiber, Kinder, verließ ungetröstet das gastliche Haus der hilfebereiten Menschenfreundin.

Die Charakteristik, welche der Sohn von den beiden Ältern in dankbar-liebevoller Erinnerung entwirft, führt uns die stille, idyllische Häuslichkeit eines vormärzlichen ungarischen Edelmannes und Großgrundbesitzers vor Augen. Es ist ein Bild herzlicher Gemeinsamkeit in Liebe, Sorgfalt und Hingebung und kennzeichnet in anschaulicher Weise Sitte und Lebensweise der meisten adeligen Familien Ungarns vor fünfzig Jahren, wie selbe fern vom Weltverkehre auf ihren Landsitzen nur ihrer Familie, der Wirthschaft und den Nachbarn lebten.

Interessant sind vor Allem die Erziehungsprincipien dieser Kreise und deren gesammte Erziehung überhaupt. Der alte Fiáth stellte in seiner Pädagogik den Grundsatz zuoberst: „Nur ein kräftig gestählter Körper kann seiner geistigen und physischen Aufgabe genügen“ und so wuchsen die Kinder in den romantischen Bergen und Wäldern des Bakony frei und ungebunden wie die Vögel in der Luft heran; Kleidung und Nahrung waren möglichst einfach, die Hauptsorge wurde auf die Entwickelung der körperlichen Kräfte gelegt. Mit dem sechsten Jahre erhielten die Knaben eine Flinte und ein Ponypferd; der Vater begleitete sie zur Jagd, doch nur so lange, bis sie das edle Waidwerk erlernt hatten, was allerdings bald der Fall war. Wenn er später mit den Jungen zum Walde ging, geschah es allein zu dem Zwecke, um im Freien für die Gesellschaft das „Gulyasfleisch“ zu bereiten. An Wild war kein Mangel. Hirsche, Rehe und Wildschweine bevölkerten damals die Urwaldungen des Bakony und Vértes; nicht selten fanden große Gesellschaftsjagden statt.

Die geistige Bildung der Jugend trat hierbei allerdings mehr in den Hintergrund. Nichtsdestoweniger wurde auch sie nicht völlig vernachlässigt. Lesen und Schreiben in der ungarischen Muttersprache lernten die Kinder vom Vater, die französische und deutsche Sprache von der Mutter, die überhaupt eine feingebildete Dame war. Sie hatte in einem Kloster der Salesianerinnen ihre Erziehung genossen und war sowohl in der deutschen wie in der französischen Literatur bewandert. Goethe, Schiller, Lafontaine und Kotzebue bildeten ihre Lieblingslectüre und daraus erzählte sie des Abends den Kindern gern gehörte Geschichten. Diese hatten zumeist moralische Tendenz. „Es gibt nichts Unehrenhafteres als die Lüge; jede verbotene That ist befleckend; das gegebene Wort muß heilig, unverletzlich gehalten werden“. Das waren die Moralsätze, welche die Mutter immer wieder durch ihre Geschichten illustrirte. Als ihr Sohn Franz vom Älternhause das erste Mal Abschied nahm, da flüsterte sie ihm ins Ohr: „Fais que tu dois, arrive que pourra“ und darnach richtete unser Autor sein Leben ein.

Die Abende bildeten überhaupt die anziehenden Sammelpunkte des geistig-gemüthlichen Familienlebens. Die Mutter strickte oder besserte Weißwäsche aus, wobei sie den lauschenden Kindern Märchen und Geschichten erzählte; während der Vater die „Augsburger“ studirte, mit dem Pfarrer plauderte oder ein kleines Spielchen machte oder aber nach seiner Geige griff, die er trefflich handhabte. An Sonn- und Feiertagen, mochte das Wetter sein wie es wollte, ging dann die ganze Familie zur Kirche. Die Geistlichen waren im Fiáth'schen Hause gern gesehene Gäste und verbrachten daselbst in zwangloser Unterhaltung manchen Abend. Es herrschte strenge Religiosität, jedoch ohne Zelotismus; ernstes Pflichtgefühl und Arbeit lenkte Jedermann. Und an letzterer fehlte es allerdings niemals.

Ein ungarischer Edelmann damaliger Zeit bedurfte wenig baaren Geldes für seinen Haushalt; denn Alles, was er benöthigte, bot ihm seine Wirthschaft. Die Leinwand zur Wäsche wurde im Hause gefertigt, ebenso Seife, Kerzen, Oel und Fett daheim bereitet; das Gemüse lieferte der Garten, das Fleisch der Hühnerhof, die Schaf- und Rinderheerden, und das Wild der Wald; selbst die Kleider der Kinder wurden im Hause gemacht.

An Zerstreuungen und Vergnügungen fehlte es keineswegs, man machte und erhielt Besuche, jagte einzeln oder in Gesellschaft, gab Hausbälle, arrangirte Schlittenfahrten u. dgl. Damals politisirte kein Mensch. Sommer und Winter wohnten die Familien auf dem Lande, allein es verging kein Namens- oder Geburtstag, keine Kindstaufe oder Kirchweihe, wo die Bekannten und Verwandten nicht schaarenweise einander heimgesucht hätten. Luxus war unbekannt, nach Pest oder Wien kam man selten; denn wessen man bedurfte, das fand man zu Hause. Zur Karnevalszeit traf dann die adelige Gentry im benachbarten Provinzstädtchen ein, da gab es lustige Bälle. Nach Tische stieg man zu Wagen, gelangte Abends am Ballorte an, durchtanzte die ganze Nacht, um des Morgens wieder nach Hause zu fahren. Und dabei verursachte diese Unterhaltung nur wenig Kosten. Mit dreißig Gulden wurde die gesammte Balltoilette eines Edelfräuleins bestritten, freilich mußte sie die Ballrobe aus Tulle anglais daheim selber nähen.

Der ungarische Landadel besaß zu jener Zeit zwar keinen großen Reichthum, aber er war in wohlgeordneten Verhältnissen; Steuern und Abgaben hatte er keine zu entrichten, seine Unterthanen leisteten ihm den Zehnt und die Robot, womit er die eigenen Felder unentgeltlich bearbeiten ließ; hatte er Arbeitskräfte vonnöthen, so bedurfte es nur deren Einberufung durch den Hajduken. Weder für Investition noch für den Betrieb seiner Wirthschaft benöthigte der Grundherr eines Kapitals; und da man an Einfachheit, Schmucklosigkeit und Abhärtung von Jugend auf gewöhnt war, so kannte man auch keine kostspieligen „noblen“ Passionen. Die Männer und Jünglinge jagten oder spielten und die Frauen und Mädchen besorgten Haus und Wirthschaft oder suchten durch Musik, Gesang und Tanz das Leben zu erheitern. Gern gesehene Gäste waren in den Häusern des damaligen Adels die Officiere der nahen Garnisonen, namentlich bei den Damen galt das „zweifarbige“ Tuch Vieles, so daß man einen glänzenden Ball ohne Uniformen sich gar nicht vorstellen konnte.

Die allgemeine Conversationssprache war deutsch, hie und da französisch; ungarisch sprachen nur die Männer unter sich und selten war ein Haus anzutreffen, wo auch die Frauen diese Sprache verstanden oder, wenn sie dieselbe auch verstanden, gerne in dieser Sprache conversirt hätten.

In solcher Weise schildert uns Baron Fiáth den ungarischen Landadel vor einem halben Jahrhundert und wenn man auch zugestehen muß, daß die geistige Bildung sowie auch die sociale und politische Wirksamkeit dieser Gentry, welche den eigentlichen Mittelstand des Landes bildete, sehr viel zu wünschen übrig ließ: so kann man andererseits nicht umhin, dessen Ehrenhaftigkeit, Tüchtigkeit, gesunde Natürlichkeit, patriarchalische Einfachheit und Gediegenheit anzuerkennen. Vieles, ja fast Alles ist seitdem anders geworden.

Wir setzen zur Vergleichung das Bild des heutigen mittlern Grundbesitzers in Ungarn hierher, welches wir in der „Statistik des

Königreiches Ungarn" *) in folgender Weise entwerfen haben. „Es gibt wenig gut rangirten mittlern Grundbesitz in Ungarn, wohl aber viele davon lebende Herren. Freilich! Würde man die Luxuspferde zum Maßstab der wirthschaftlichen Verhältnisse nehmen wollen, dann müßte man auf blühenden Reichthum schließen. Oder: Geh' auf einen Ball in der Provinz und du triffst daselbst nach den Toiletten nur — Magnatendamen. Tritt in das Spielzimmer der Herren und es erscheint, als ob die reichen Bankiers von mindestens drei europäischen Großhandelsstädten versammelt wären, so apathisch gleichgiltig behandelt man den Mammon. Besuchst du aber dieselben Leute draußen auf ihrem Gute, dann stellt sich dir ein ganz anderes Bild dar: Verwahrloste, oft ungetünchte Wohnhäuser, zerfallene Ställe, zerzauste Heuschober, verkümmertes Vieh, ungedüngte Äcker und distelbedeckte Wiesen starren dir entgegen. Oder blicke in das Grundbuch und die lange Liste der Intabulationen und Schuldvormerkungen verkündet dir das wirthschaftliche Elend der meisten ungarischen Mittelgrundbesitzer in anderer Form".

„Schlechte Bewirthschaftung und Überschuldung einerseits, leichtsinniges Genußleben, Halbbildung und Arbeitsscheu andererseits nagen an dieser wichtigen Bevölkerungsklasse".

So bietet sich der heutige ungarische Landadel auf Grund untrüglicher statistischer Thatsachen; man wäre versucht, jene frühere Gentry in ihrer ursprünglichen Derbheit, aber natürlichen, gesunden Gediegenheit zurückzuwünschen.

Prof. J. H. Schwicker.

Nord-Amerika.

Pierce: Charles Sumner. **)

Als einer der ausgezeichnetsten und bemerkenswerthesten Staatsmänner Amerikas, welcher einen großen Einfluß auf seine Nation ausgeübt und in ihr dauernde Spuren zurückgelassen hat, verdiente es Charles Sumner unstreitig, daß sein Leben und Wirken in einer Biographie verewigt wurde. Wenn wir daher unsere Bemerkungen über das uns vorliegende Buch in etwas absprechender Weise beginnen, so kommt dies nicht etwa daher, daß wir das Thema, welches die beiden Bände behandeln, einer Besprechung nicht werth hielten. Oliver Goldsmith hat einmal gesagt, es sei seine feste Überzeugung, daß, wenn die Engel unter die Schriftsteller gingen, sie nie Folianten schreiben würden. Die unmäßige Länge, zu der unsere moderne Literatur neigt, ist ein eigenthümliches Merkmal unseres sonst so schnelllebigen Zeitalters und namentlich tritt dieser Zug bei Lebensbeschreibungen hervor. Jedem der Männer, die in jüngster Zeit gestorben sind, hat man ohne Rücksicht auf das Maaß öffentlichen Interesses, das ihm gebührt, ein dickleibiges Buch über sein Leben nachgeschickt. Aber unseres Wissens hat in dieser Hinsicht Niemand so sehr gesündigt, als Herr Pierce. In diesen zwei starken Octavbänden, deren jeder 400 Seiten zählt, gelangt der Autor nicht einmal so weit mit seinem Thema, um den Unwissenden in die Ursachen der Berühmtheit Charles Sumner's einzuweihen. Der zweite Band schließt mit Sumner's erster öffentlichen Rede, die zur Folge hatte, daß das Publikum seine Blicke auf ihn richtete. Im Übrigen beschäftigen sich beide Stände mit Jugenderinnerungen und Briefen von und an Sumner, wie jeder gebildete Mensch deren täglich schreibt und erhält. Das heißt wahrlich das, was einmal sehr treffend als „verschwenderische Austheilung von Langweile" bezeichnet wurde, zu weit treiben. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn der Sumner'sche Stammbaum bis in seine letzten Wurzelfasern verfolgt wird, die bei einem Amerikaner natürlich in der alten Welt zu suchen sind. Unser eifriger Biograph erläßt uns auch nicht die unbedeutendsten Kleinigkeiten aus der Kindheit des Staatsmannes; erzählt er uns doch selbst, wieviel der kleine Sumner wog. Trotzdem bietet die Kindheit desselben keine bemerkenswerthen Züge. Die Familie kam im Jahre 1635, kurz nach Ankunft der „Pilgrim Fathers", aus England herüber, gehört also zu den ältesten Antiquitäten der neuen Welt. Sie ließ sich in Massachusetts nieder und nahm wacker Theil an der Vertheidigung des neuen Vaterlandes. Charles Sumner, der Vater unseres Staatsmannes, war Sheriff und griff thätig in die öffentlichen Angelegenheiten seines Landes ein. Er liebte das Studium und war ein sorgfältiger, wenn auch etwas strenger Vater. Obgleich er sich nicht öffentlich an der Emancipationsbewegung betheiligte, war er doch stets ein ausgesprochener Gegner der Sclaverei. Sein Fernblick erkannte den Conflict, in welchem sein Sohn eine so hervorragende Rolle zu spielen bestimmt war. Einmal bemerkte er: „Die Häupter unserer Kinder werden dieser Frage wegen dereinst noch von Kanonen bedroht sein." Stets rügte er die gesellschaftliche Zurücksetzung der Neger. Er grüßte farbige Personen auf der Straße, zu jener Zeit ein sehr kühnes Unterfangen. Sein ältester Sohn Charles kam daher in einer vorurtheilslosen, freisinnigen Atmosphäre zur Welt und wurde in den Anschauungen seines Vaters großgezogen. In der Schule zeichnete er sich weder im Guten, noch im Bösen aus. Er verbrachte seine Zeit hauptsächlich mit unterschiedslosem Lesen und zeigte keine entschiedene Neigung für irgend einen Gegenstand. Gesellschaftlich jedoch war er bereits beliebt und noch erinnern seine Schulkameraden sich seiner mit Liebe. Als er die Universität Harvard, auf der er sich ebenso wenig hervorthat, verließ, war er hinsichtlich des Berufes, dem er sich widmen sollte, unentschlossen. Bald waren seine Wünsche auf die Armee gerichtet, bald wollte er Lehrer werden; aber eine dreiwöchentliche Probezeit änderte seine Ansichten über die Freuden des letzteren Berufes. Seine Wahl fiel endlich auf die Jurisprudenz. Er traf diese Wahl ohne jede Begeisterung, aber sobald er sich einmal für dieselbe entschieden hatte, entwarf er einen Plan ernsten, umfassendsten Studiums, den er mit Ausdauer und Gewissenhaftigkeit ausführte. Das charakterisirt den Mann. Es war dies im Jahre 1831 Sumner war damals zwanzig Jahre alt; aber das Mannesalter beginnt frühzeitig in Amerika und in ernster entschlossener Weise übernahm unser Student die Arbeiten und Pflichten, die es ihm auferlegte. Die Briefe aus dieser Zeit seines Lebens zeugen von seinem Fleiß und Eifer. Während seiner Studienzeit fing auch jene lebenslange Freundschaft mit dem Richter Story an, welcher sich ihm wie ein Vater erwies und an dessen berühmten Sohn, den Bildhauer Story in Rom, ihn gleichfalls die Banden der innigsten Freundschaft bis zu seinem Tode knüpften. In der That ist eine der angenehmsten der zahlreichen, allzu zahlreichen Erinnerungen an Sumner der Feder des Bildhauers entflossen, welcher den Manen des 1874 dahingeschiedenen Freundes auch jene tief empfundenen Verse „In Memoriam" weihte. Zwar ist er

*) Vgl. Schwicker, Statistik des Königreiches Ungarn. (Stuttgart, Cotta) S. 301 ff.

**) Memoir and Letters of Charles Sumner 1811—1845 by Edward L. Pierce. 2 vols. Boston, 1877. Roberts Brothers. London, Sampson, Low & Co.

jünger, als Sumner, aber lebhaft erinnert er sich seiner. Er schildert ihn als einen jungen Mann von großer Einfachheit, offenem Charakter, lebhaftem Geiste und natürlichem Gefühle. Beseelt von echter Begeisterung für Wissen, empfand er einen wahren Heißhunger nach Belehrung und war unermüdlich in seiner alles verschlingenden Lectüre. Seine Lebensweise war ungemein einfach und sein Charakter makellos. Er nahm keinen Antheil an den Spielen und athletischen Leibesübungen seiner Genossen, war kein Freund von Hunden oder Pferden, kurz, es mangelte ihm jeglicher Sinn für die Passionen, denen sonst die Jünglinge der angelsächsischen Race so zugethan sind. Obgleich er selbst sehr anziehend plaudern konnte, war er nicht geistig gewandt und konnte weder Spott verstehen, noch wußte er Humor zu schätzen. Sein alltägliches Gesicht wäre fast häßlich zu nennen gewesen, wenn nicht der Ausdruck hoher Intelligenz, die aus ihm leuchtete, es verschönt hätte. Sein Gang war unbeholfen, und wenn er sich setzte, wußte er seine Beine nicht unterzubringen. Bestätigten nicht alle, die Sumner zu jener Zeit kannten, diese nicht gerade schmeichelhafte Schilderung seines Äußeren, sie würde unglaublich klingen, so vollständig war die Wandlung, die sich im späteren Mannesalter an unserem Staatsmann vollzog. Bei seiner letzten Anwesenheit in England gab es nur eine Stimme über seine imposante Erscheinung und die ihn kennen lernten, erklärten ihn für einen der schönsten Männer, die sie je erblickt. Auch sein jüngerer Freund ist dieser Meinung. Zu fünfzig Jahren, sagt er, war Sumner fast schön zu nennen und sicherlich bemerkenswerth in Haltung und Aussehen.

Nach Beendigung des Rechtsstudiums begann er als Advokat zu prakticiren, aber mit nur geringem Erfolg. Seine Hauptbeschäftigung war die Mitarbeiterschaft an einer Fachzeitung „the Jurist", deren Redacteur er später wurde. Das bischen Ehrgeiz, das er damals besaß, war auf seinen Beruf gerichtet. Sein wirklicher Ehrgeiz sollte sich erst später entwickeln. Umstände und Zufälle zwangen ihn, in das öffentliche Leben einzutreten, und als er der Führer seiner Partei wurde, bewies er, wie sehr die Sache, für die er kämpfte, ihm am Herzen lag. Von hohem Streben beseelt, verlor er sein Ziel nie aus den Augen und sein Muth wie sein Vertrauen auf Erfolg waren unerschütterlich. Aber die Zeit, wo er sich also zeigen sollte, lag noch fern, und ist in den Bänden, die uns vorliegen, überhaupt nicht verzeichnet.

Im Jahre 1834 machte der junge Sumner eine Reise nach Washington und wohnte einer Senatssitzung bei, in welcher Henry Clay das Wort ergriff. Er spricht von der Beredsamkeit dieses letzteren als „glänzend und durchdringend" und erzählt, wie Clay, ohne Notizen irgend welcher Art zu benutzen, sich gänzlich von seinen Gefühlen leiten zu lassen schien. Aber diese Reise nach Washington erfüllte ihn mit Ekel und er gab den Gedanken, wenn er ihn überhaupt gehegt hatte, die politische Laufbahn einzuschlagen, auf. Ich werde wahrscheinlich nie wieder Washington zu Gesicht bekommen, heißt es in einem Briefe vom März 1834. „Trotz des Reizes, den der Senat ausübt und trotz des Zeitungsruhmes, den die Politiker sich, wie ich sehe, hier erwerben, habe ich weder Lust noch Neigung, den ungejäteten Garten, in welchem sie arbeiten, zu betreten, selbst wenn seine Thore mir weit geöffnet würden; mit einfachen Worten ausgedrückt, ich verspüre keine Sehnsucht nach einer politischen Stellung, selbst wenn ich eine solche erlangen könnte, was ich übrigens nicht glaube. Das Land befindet sich in traurigem Zustande und kein Zeichen der Besserung ist sichtbar. Ich kann aber nicht umhin, zu denken, daß die Dinge so nicht weiter gehen können; die Höhe selbst unserer Noth beweist, daß ein Umschwung nahe ist."

Sollen wir auf diesen Auszug erst besonders aufmerksam machen? Wie seltsam muthet er uns an, die wir wissen, was die Zukunft für Sumner im Schooße barg. Zu dieser Zeit fing er an, sich ernst und anhaltend mit der Sklavereifrage zu beschäftigen, erklärte sich aber gegen jede gewaltthätige Lösung derselben. Auch wurde er mit Dr. Channing bekannt, den er mit jugendlicher Begeisterung verehrte, und schloß eine innige Freundschaft mit seinem Altersgenossen, dem Dichter Longfellow.

Im sechsundzwanzigsten Lebensjahre konnte Sumner endlich die Sehnsucht seiner Jugend, Europa und besonders England zu besuchen, befriedigen. England, erklärte er einst, ist für einen Amerikaner, was Italien für einen Engländer. Er wollte die europäische Gesellschaft in all ihren Formen sehen, mit Männern aller Klassen und jeden Berufes verkehren, die Staatseinrichtungen und Gesetze studiren, und mit Höfen und Parlamenten bekannt werden. Er hatte viele Bücher gelesen und wünschte die Männer zu kennen, die sie geschrieben, auch wollte er fremder Sprachen mächtig werden. Als Redacteur des „Jurist" war er mit vielen bedeutenden Männern des Auslandes in Beziehungen getreten und daher, dem Namen nach, auch außerhalb seiner Heimat gekannt. Reichlich mit Empfehlungsbriefen versehen, aber nur spärlich mit Geldmitteln ausgerüstet, schiffte er sich im Jahre 1837 nach Havre ein und ging von da stracks nach Paris. Hier blieb er fünf Monate und vervollkommnete sich in der Sprache des Landes. Er wohnte den Vorlesungen der bedeutenden Professoren bei, wie Ampère, Lenormant, sah und hörte auf der Bühne die Mars, Déjazet, Grisi, sowie Rubini und Lablache, und in der Kammer Männer wie Thiers, Guizot, Odilon Barrot und Lamartine. Noch war er nicht viele Wochen in Paris gewesen, als er bereits den subtilen Zauber unserer langsam erworbenen Civilisation und Kultur zu empfinden begann im Gegensatz zu der hastigen, treibhausartigen Kultur Amerika's. Dies wog alle Kosten und Unannehmlichkeiten der damals noch langwierigen Seereise auf. Sobald er der Sprache völlig Meister geworden, kam er mit vielen der hervorragenden Männer der französischen Hauptstadt in persönliche Berührung und seine Tagebücher und Briefe aus jener Zeit sind voll der Eindrücke, die sie in ihm hinterließen. Leider sind dieselben so sehr mit den gewöhnlichen Reiseeindrücken eines ersten Besuches von Paris untermischt, daß sie in der Menge von Gemeinplätzen und alltäglichen Bemerkungen fast völlig verschwinden. Unter seinen Bekanntschaften befinden sich Persönlichkeiten, wie Victor Cousin, Sismondi, Caroline Bonaparte, Michel Chevalier u. A. Von Louis Philipp spricht er mit Achtung und beinahe mit Begeisterung und schätzt ihn als einen „wirklich großen Herrscher".

Von Paris ging Sumner nach London und war bei der Krönung der Königin Victoria gegenwärtig. Er hörte ihre erste Thronrede in dem Parlamente, und ohne zu Gunsten der jungen Monarchin voreingenommen zu sein, bestätigt er das allgemeine Lob über die Art, in der sie ihre Thronrede verlas. In England fühlte er sich, bei der vollkommenen Beherrschung der Sprache, bald heimisch und sein Aufenthalt daselbst dauerte fast ein Jahr. Er lernte alle in irgend einer Weise hervorragenden Menschen kennen und war in der Gesellschaft allgemein beliebt. In den besten Häusern der Hauptstadt und des Landes ward er ein stets willkommener Gast. Dieser gesellschaftliche Erfolg des jungen Amerikaners war und ist noch immer ein Räthsel. Denn in jener Zeit war Sumner unbekannt und fast nichts ließ seine zukünftige Bedeutung ahnen, auch war seine Unterhaltungsgabe keine besonders hervorstechende. Immerhin bleibt die Thatsache bestehen, daß Sumner überall ein geehrter und gern gesehener

Gast war, und die Erinnerungen an die zeitgenössische Gesellschaft, wie sie in seinen Tagebüchern und Briefen aufgezeichnet sind, bilden wohl den anziehendsten Theil des Werkes. Dies ist auch nicht wunderbar, wenn wir bedenken, daß zu jener Zeit die Londoner gebildete Gesellschaft auf ihrer Höhe stand. Dies soll nicht etwa besagen, daß es uns heute an Männern und Frauen von gleich hoher Bildung fehle, aber das damalige London hatte noch nicht jene übermäßigen und riesenhaften Verhältnisse angenommen, welche der Tod jeglichen geselligen Verkehrs sind.

Leichter wäre es, diejenigen aufzuzählen, die Sumner nicht kennen lernte, als diejenigen, mit denen er in persönliche Beziehungen trat. Bei alldem war er durchaus nicht der Mann, der Bekanntschaften suchte; der größte Theil der Empfehlungsbriefe, die er von Hause mitgenommen, blieb unbenutzt in seinen Koffern liegen. Der Erfolg, den er errang, ist daher ein der englischen Gesellschaft gezollter Tribut, denn er beweist uns, daß sie jeder Person von Bildung und Erziehung schnell und gastfreundlich ihre Thore öffnet. Den allgemeinen Eindruck, den London auf Sumner machte, faßt er in den drei Worten: „stark, mächtig und furchtbar“ zusammen. Er fühlt sich beklommen beim Anblick des vollpulsirenden Straßenlebens, freut sich jedoch, als er die scharfe geistige Regsamkeit der Bewohner wahrnimmt. Den Unterschied, den er zwischen der englischen und amerikanischen Gesellschaft bemerkte, drückt er in den folgenden Sätzen, die auch noch heute ihre Geltung haben dürften, aus: „Was man in England Gesellschaft nennt, ist besser erzogen, gesitteter und gebildeter, als was wir in unserem Lande unter Gesellschaft verstehen. Natürlich spreche ich hier nur von der Gesellschaft als solcher, nicht von einzelnen Individuen. Ich kenne Personen in Amerika, die überall die Zierde eines jeden gesellschaftlichen Kreises sein würden; aber wir in Amerika haben keine Klasse von Personen, die sich auch nur im entferntesten mit der vergleichen ließe, die in England die Gesellschaft zusammensetzt.“

Während seines Londoner Aufenthaltes hatte Sumner auch Gelegenheit, Thomas Carlyle Vorträge halten zu hören. Er erschien ihm wie ein gottbegeisterter Knabe; Gedanken, die seine Zuhörer von den Bänken aufspringen machten, entströmten ihm scheinbar unbewußt und wurden in dem allerseltsamsten Stile vorgebracht, waren aber auf das allergeringste Maß von Worten zusammengedrängt. Kindlich in Benehmen und Gefühlen gelangte er durch Intuition zu den schwierigsten Vernunftschlüssen, die Andere tagelanges Nachdenken gekostet hätten.

Sumner sah Carlyle auch in seinem Hause und sagt, daß er in der Unterhaltung Gedanken auf Gedanken thürmte und Bilder auf Bilder häufte, bis daß der Bau schier durch sein eigenes Gewicht zusammzustürzen drohte. Als eines der seltsamsten Facta aus der Geschichte der Literatur erzählte ihm Carlyle, daß er kürzlich aus Amerika fünfzig Pfund für seine „Französische Revolution“ erhalten hätte, die ihm in Europa nie einen Heller eingebracht habe und wahrscheinlich auch nie etwas einbringen würde.

Während einiger Tage war Sumner auch der Gast Lord Brougham's, den er jedoch persönlich nicht liebgewonnen zu haben scheint. Er bestätigt also das allgemeine Urtheil über das unhöfliche und rauhe Wesen jenes englischen Staatsmannes. Auch Wordsworth lernte er in seiner Häuslichkeit kennen und war entzückt von ihm. Als er mit Macaulay zum ersten Male bei einem Diner zusammentraf, begriff er, warum Sidney Smith den großen Geschichtsschreiber „eine furchtbare Maschine zur Unterdrückung geselliger Unterhaltung“ nannte.

„Sein Gedächtniß ist wunderbar und übertrifft alles, was ich je gekannt. Er schüttet die Schätze desselben mit einer zwar belehrenden, aber auch betäubenden Verschwendung aus. Von den geringfügigsten Daten englischer Geschichte geht er zur Besprechung der verschiedensten Redner des Alterthums über und citirt nach Belieben ganze Strophen aus den Dramatikern. Er kann jedes Wort eines jeden Artikels, den er geschrieben, wiederholen. Aber ihm mangelt die Anmut des Körpers, des Gesichtes und der Stimme, er spricht eintönig und ohne Abwechslung; wie der Fluß des Horaz rauscht er weiter, während wir armen Bauern thörichterweise glauben, daß er aufhören will; spricht man zu ihm, so antwortet er nicht auf das, was man sagt, sondern fährt, bevor man noch das letzte Wort ausgesprochen, in seiner eigenen wunderbaren Erzählung fort; er wird nicht zugeben, daß ihm irgend etwas unbekannt sei, aber ich glaube auch, daß es nie jemanden gegeben hat, der weniger Ursache hatte, ein solches Geständniß zu machen.“

Man athmete auf, sagt Sumner, wenn man nach dem unaufhörlichen Getöse von Macaulay's Stimme die lispelnden, zarten, weibischen Töne Bulwer's vernahm. Er mochte den großen Romandichter wohl leiden, wenn er sich auch nie mit der prunkenden Kleidung und dem geckenhaften Aussehen desselben befreunden konnte. Bis zum letzten Tage seines Lebens konnte Bulwer die kleinen Hilfsmittel der Toilette nicht entbehren, und blieb, wie wir uns mit Bedauern erinnern, stets das vollkommene, widerliche Urbild eines alten Gecken.

Der Raum gestattet uns nicht, bei diesen Erinnerungen an englische Staatsmänner und Schriftsteller länger zu verweilen.

Auch war natürlich Sumner's Aufmerksamkeit viel auf die juristischen Berühmtheiten des Landes gerichtet, über die er seinem Freunde, dem Richter Story, ausführlich schreibt. Aber von allen Fach-Berühmtheiten erregen die juristischen wohl am wenigsten das Interesse der Laienwelt, daher übergehen wir diese Briefe mit Stillschweigen.

Der Streit, der zu jener Zeit zwischen den Cabineten von Washington und St. James wegen der Grenzlinie zwischen den Vereinigten Staaten und den englischen Besitzungen Nord-Amerika's ausgebrochen war, machte dem Aufenthalte Sumner's in England ein Ende. Er mußte sich dieser Angelegenheit halber nach Paris begeben. Von hier machte er zuerst einen fünfmonatlichen Ausflug nach Italien und ging darauf nach Deutschland, wo er jedoch, zu seinem größten Leidwesen, nur geringe Zeit bleiben konnte, da dringende Geschäfte ihn in die Heimat zurückriefen. Wie kurz aber auch sein Verweilen auf deutschem Boden war, es gelang ihm doch, mit den bedeutendsten Persönlichkeiten in Verkehr zu treten. In Wien ward er von Metternich empfangen und in Berlin lernte er Humboldt, Savigny, Ranke und Raumer kennen. Auch in Heidelberg hielt er sich einige Wochen auf und wurde mit Mittermaier, mit dem er später einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, sehr vertraut. Da er bald wieder in der Heimat zu sein gedachte, so sind leider seine Briefe sehr kurz gefaßt und erhalten keine jener Einzelheiten über Land und Leute, die seinen englischen Briefen einen solchen Reiz verleihen. Der Ton der Berliner Gesellschaft scheint ihm mißfallen zu haben, aber er zieht ihn, wie er hinzufügt, doch dem, der in Wien herrschte, vor. Den gegenwärtigen deutschen Kaiser lobt er als „bon garçon“, aber die Förmlichkeit und das Etiquettewesen langweilen ihn. Ranke gefällt ihm ungemein, aber er kann sich mit dem unaufhörlichen Tabakrauchen der Deutschen, ihrer Titelsucht und ihrem Zwölfuhr-Mittagbrod nicht befreunden. Und doch gefiel ihm die einfache deutsche Lebensweise, so oft sie nicht mit Anmaßung verbunden war.

Im Anfang des Jahres 1840 kehrte Sumner nach Amerika zurück. Aber nun, da er Europa kennen gelernt, erschien ihm seine Heimat schal, und lange währte es, bevor er sich wieder an die Routine des Arbeitslebens gewöhnen konnte. Er hatte alles wirkliche Interesse für seinen Beruf, wie er in Amerika ausgeübt wurde, verloren; sein Gemüthszustand flößte sogar seinen Freunden Besorgniß ein. Und doch war er mit dem festen Entschlusse heimgekehrt, mit Fleiß und Ernst sich der Arbeit hinzugeben. Aber der Umstand war, daß er seinen wirklichen Beruf noch immer nicht gefunden hatte. Internationale Rechtsfragen, die aus der damals in den Vereinigten Staaten zu Recht bestehenden Sklaverei erwuchsen, erregten seine Theilnahme und drängten ihn zu schriftlicher Äußerung. Es handelte sich um das Recht der Durchsuchung von Schiffen, das die englische Regierung zur besseren Unterdrückung des Sklavenhandels sich anmaßte. Aber obgleich er ausgesprochenermaßen ein Gegner der Sklaverei war, wollte er doch noch nicht offene Partei für die Abolitionisten ergreifen. Während dieser Zeit schrieb er viel für Zeitungen und Zeitschriften. Aber eine tiefe Niedergeschlagenheit und Schwarzseherei hatte sich seiner bemächtigt. Er glaubte, er käme nicht vorwärts und das drückte ihn nieder. Doch war er immer bereit, an den Interessen und Bestrebungen seiner zahlreichen Freunde Antheil zu nehmen. Er las mehr als je und fast unaufhörlich beschäftigte ihn die Sklavereifrage. Aber selbst die aufregende Präsidentenwahl des Jahres 44, bei der die Whigs Henry Clay durchzubringen gedachten, ließ ihn unberührt; zwar stimmte er für Clay, aber noch war er kein Politiker. Kurze Zeit darauf wurde er von einer schweren Krankheit ergriffen. Nach seiner Genesung begann er ein juristisches Werk zu veröffentlichen und wandte seine Aufmerksamkeit auf Erziehung und Gefängnißdisciplin; aber noch hing der Trübsinn über seinem Geiste und wich nicht eher, als bis ein Ereigniß stattfand, das ihm Spielraum für die Entfaltung seiner Fähigkeiten gewähren sollte.

Seit der amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung im Jahre 1776 ist es in Boston Sitte gewesen, daß am 4. Juli dieses Thema in öffentlicher Rede besprochen wird. Diese Jahresfeier trägt dazu bei, den Geist der Zusammengehörigkeit wachzuhalten, aber in dem Jahrzehnt vor 1845 waren die Reden schwach gewesen und das nationale Interesse hatte abgenommen. Sie hatten sich nie aus dem hergebrachten Gleise entfernt, waren schönrednerisch und rhetorisch und stimmten immer mit der zufällig herrschenden Meinung überein. Nun geschah es, wie, erfahren wir nicht, daß 1845 Sumner zum Redner erwählt wurde. Dem Volke war er nur wenig bekannt, er hatte sich als öffentlicher Redner nie hervorgethan, aber einflußreiche Bürger wußten seine Persönlichkeit und Kenntnisse zu schätzen. Dieser 4. Juli war bestimmt, Sumner einen Namen zu machen und mit diesem Tage begann seine öffentliche Laufbahn.

In seiner Rede, die er die „wahre Größe der Nationen" betitelte, sprach er Ansichten aus, denen er seit langer Zeit gehuldigt und die er oft in seinen Briefen erwähnt hatte. Nachdem er zuerst das Andenken der Pilgerväter angerufen, stellte er die Fragen auf, worauf soll in unserem Zeitalter der nationale Ehrgeiz gerichtet sein und worin besteht die wirkliche nationale Ehre und wahrer nationaler Ruhm? Alsdann ging er zu seiner Hauptthese über. In unserem Jahrhundert ist jeder Frieden ehrenhaft und jeder Krieg unehrenhaft. Die einen priesen, andere tadelten diesen, zum mindesten neuen Ausspruch. Bisher hatte noch nie ein Redner gewagt, öffentlich in Gegenwart von Officieren und Soldaten den Krieg aus fundamentalen Principien zu verdammen. Das war ein radicales Abweichen vom Althergebrachten. Unter der Miliz des Staates gab sich Entrüstung kund und die Marineofficiere schwankten, ob sie dem üblichen Bankett beiwohnen sollten oder nicht. Glücklicherweise wurde die Eintracht wiederhergestellt; aber von diesem Tage an war Sumner ein beachteter Mann. Entgegnungen, Tadel und Beifall strömten ihm von allen Seiten zu. Er mußte sich rechtfertigen, seinen Ausspruch näher begründen und erklären. Er wollte nicht dahin verstanden sein, daß die Anwendung von Gewalt zur Bewahrung des häuslichen Friedens verdammenswerth sei und deswegen plaidirte er für eine Miliz; aber er hielt es für barbarisch und unchristlich zur Gewalt seine Zuflucht zu nehmen und eine gerechte Sache dem stets unsicheren Ausgange eines Krieges anzuvertrauen. Seine Einwendungen entstammten keineswegs einer sentimentalen Abneigung vor dem Kriege, aber er wollte, daß der Reichthum und die Intelligenz eines Volkes für die Zwecke der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit verwandt und nicht als Kanonenfutter verschwendet würden. Es war damals die Zeit der Friedensgesellschaften. Die Moralprediger und Philanthropen ahnten nicht, daß der Krieg, der bis dahin stets nur ein Mittel des Ehrgeizes gewesen, bestimmt war, der Menschheit Dienste zu erweisen, die auf keine andere Weise geleistet werden konnten. Sie wußten nicht, daß der Krieg Italien befreien, Deutschland einigen und der Sklaverei den Todesstreich versetzen würde.

Bei reiferem Verstande und nach größerer Erfahrung schränkte auch Sumner die Doctrinen ein, die er 1845 vertheidigt hatte; stets jedoch hatte er sein Ideal vor Augen und in seinem Testament vermachte er der Universität Harvard 1000 Dollars, um einen jährlichen Preis für eine Abhandlung auszusetzen, wie Kriege für immer vermieden werden könnten.

Mit diesem 4. Juli, der Sumner die Pforten der öffentlichen Laufbahn eröffnete, schließen die beiden Bände, also gerade da, wo in dem Leser erst das rechte Interesse erwacht.

Ob Herr Pierce das, was er bisher geliefert, nur als Abschlagszahlung betrachtet, oder ob die Biographie hiermit abschließt, erfahren wir nicht genau. Denn zum Schluß scheint er auf die Werke Sumner's selbst, als auf die geschriebene Geschichte seines öffentlichen Lebens zu verweisen, aber er thut dies in einer etwas unbestimmten Art, die uns an die Weise erinnert, in welcher in der Bibel eine Erzählung zum Abschluß gelangt.

Kleine Rundschau.

— **„Das Herrenrecht*)."** Wenn Spitzer in seinen amüsanten und geistreichen Feuilletons „Wiener Spaziergänge," die nicht blos speciell den Wiener interessiren und diesem allein lesenswerth erscheinen, sondern auch überall innerhalb der österreichischen Gränzen und auch über dieselben hinaus zahlreiche und dankbare Leser finden, bereits gezeigt hat, daß es einer eigenen Gabe bedarf, gute Feuilletons d. h. solche zu schreiben, die nicht überschlagen, sondern mit Aufmerksamkeit und Genuß gelesen werden, so hat er nun durch die Herausgabe seiner Novelle ad oculos demonstrirt, daß man mit dem ausgiebigsten Talente eines Feuilletonisten noch nicht in der Lage sein muß, eine gute Novelle schreiben zu können. Spitzer denkt scharf, und verfügt über einen prachtvollen, bündigen, packenden Stil. Die einzelnen geistvollen Gedanken seiner

*) Eine Novelle in Briefen, v. J. Spitzer. 2. Aufl. Wien, 1878. L. Rosner.

Feuilletons und die Sprache, in die sie sich kleiden, — die mit auffallender Wortkargheit gebildeten Sätze — erscheinen uns als die aus einem vorhergegangenen, unbedingt reichen Denkproceß herauskristallisirten Formen. Aber geistreiche Gedanken, witzige Wendungen und ein lebendiger, frischer Stil reichen für eine Novelle noch nicht aus. Wir finden im „Herrenrecht" alle lobens- ja zum Theile beneidenswerthen Eigenschaften des Feuilletonisten Spitzer wieder, aber da sich die Novelle nicht mit der herkömmlichen Kürze des Spitzer'schen Feuilletons begnügen kann, so ist das Ganze nicht in allen seinen Theilen so durchdacht und durchgearbeitet, wie die „Spaziergänge". Das „Herrenrecht" ist kein künstlerisch fertiges und ästhetisch würdiges literarisches Produkt, — also keine Novelle, und mag sie auch binnen drei Wochen zwei Auflagen erlebt haben, und die dritte von der Verlagshandlung schon wieder vorbereitet werden. Die Novelle besteht aus sechs Briefen, die nichts anderes sind als sechs in einem gewissen Zusammenhange stehende einzelne feuilletonistische Schilderungen einiger dem ethischen und ästhetischen Wesen eines wahrhaft dichterischen Produktes geradezu entgegenlaufender Thatsachen, die allerdings aus solchen piquanten und amüsanten Gründen für viele Leser sehr anziehend sind. Wenn der Verfasser die Briefform gewählt hat, so ist das vielleicht ein Zeichen, daß er sich selbst nicht das plastisch darstellende, epische Talent in dem Maße zutraut, wie er im Besitze eines vortrefflichen schildernden und beschreibenden ist. In den sechs Briefen des Grafen Heinrich Lehnburg an den Grafen Paul Welsthal berichtet der erste, daß es ihm allmählich gelungen sei, die junge Braut des alten Betbruders Severin zu verführen und diesem das jus primae noctis vorwegzunehmen. Diese Heldenthat vollführte er auf der Hochzeitsreise des Paares, während der Gatte schlief und von seinem Manuscripte träumte, in welchem er quellenmäßige, historische Beweise dafür niedergelegt hatte, daß das jus primae noctis im Mittelalter nicht bestanden habe. „Als wir am frühen Morgen," berichtet Graf Heinrich, „in Wien anlangten, griff Severin prüfend an seine Brusttasche und sagte beruhigt: „Gott sei Dank, ich habe mein Jus primae noctis nicht verloren". „Armer Tropf." Und das soll die Pointe der Erzählung sein!

Über die Art der Schilderungen in diesen Briefen bemerken wir noch Einiges. Was im kurzen Feuilleton witzig klingt, erscheint in einer Novelle bei öfterer Wiederkehr als Manier, die nicht mehr gefällt. So verhält es sich mit den Verbindungen der verschiedenartigsten Begriffe, die Spitzer liebt. Z. B. der Neffe beschreibt die Besitzung seines Oheims: „Wälder, Berge, rauschende Wässer, hinter jedem Hause ein Düngerhaufen und nur manchmal ein Gensdarm; — kann man von einem Paradiese mehr verlangen." Oder er beschreibt das Publikum in der Dorfkirche: „Auf sämmtlichen Gesichtern lag eine sonderbare Mischung von Sonnenbrand, Inbrunst und Durst. Da sah ich plötzlich aus der wirren Masse von rothen Ohren, schwarzen Filzhüten, fettglänzenden blonden und braunen Zöpfen, silbernen Jackenknöpfen, nackten Knien, grellen Busentüchern, Lederhosen, Runzeln und Gebetbüchern auf einer der vorderen Bänke einen kleinen grauen Handschuh von allerliebster Weltlichkeit hervorleuchten. Ich konnte auch nur langsam durch die Menge drängen und sah zuerst den blonden Schimmer der Spitze eines Zopfes, dann ein kleines Ohr, weiter, nachdem mir ein Bauernmädchen die linke Zehe zerquetscht und den einen Lackschuh für immer dienstuntauglich gemacht hatte, eine blühende Wange und einen reizenden Nasenflügel, darauf, nachdem ich vorher meinen obersten Westenknopf zum Opfer hatte bringen müssen, ein Stück von einem Kinne, die Hälfte eines Grübchens und das lieblichste „noch etwas," um eine Umschreibung zu gebrauchen, deren sich Goethe in seinem Gedichte „Christel" bei Schilderung der Reize dieses trefflichen Mädchens bedient." — Einige unästhetische Einzelheiten, die mit der Würde der Novelle sich schwer vertragen, (wie S. 4, S. 5, S. 14 u. a.) kann ich hier nicht hervorheben.

Es wäre Schade, wenn Spitzer sein vortreffliches Talent zur Production von Erzeugnissen der Leibliteratur frivoler Junggesellen verschwenden wollte. Joh. Neubauer.

— **Charles Darwin** hat eine sehr große Anzahl von sorgfältigen Untersuchungen über die Wirkung der Kreuz- und Selbstbefruchtung der Pflanzen*) angestellt, durch welche er den Nachweis führt, daß die Vermehrung der Pflanzen ausschließlich durch Befruchtung in einer und derselben Pflanze eine sehr geringe sein würde, und daß der Vortheil der Kreuzung nicht allein in der Hervorbringung widerstandsfähigerer Pflanzen, sondern auch in der Hervorbringung einer größeren Zahl von Pflanzen zu suchen ist. Es ist, schreibt er, eine außerordentliche Thatsache, daß bei vielen Species die mit ihren eigenen Pollen befruchteten Blüthen entweder absolut oder in einem gewissen Grade unfruchtbar sind, daß sie, wenn sie mit Pollen von einer andern Blüthe an derselben Pflanze befruchtet werden, zuweilen, wenn schon selten, ein wenig fruchtbarer, wenn sie ferner mit Pollen von einem andern Individuum oder einer anderen Varietät der nämlichen Species befruchtet werden, vollkommen fruchtbar, wenn sie aber mit Pollen von einer verschiedenen Species befruchtet werden, in allen möglichen Abstufungen unfruchtbar sind, bis äußerste Sterilität erreicht ist. Wir haben in dieser Weise eine lange Reihenfolge, an deren beiden Enden absolute Sterilität steht (— wir citiren wörtlich, machen aber darauf aufmerksam, daß oben nur steht: „entweder absolut oder in einem gewissen Grade unfruchtbar"—); — an dem einen Ende ist sie eine Folge davon, daß die Sexualelemente nicht hinreichend verschiedenartig geworden sind, an dem anderen Ende davon, daß dieselben in einem zu bedeutenden Grade oder in irgend einer eigenthümlichen Art und Weise verschiedenartig geworden sind. Darwin kommt dabei auch auf die so naheliegende und für die menschliche Gesellschaft so wichtige Frage der Ehen unter nahen Verwandten; er schreibt darüber, daß nach Untersuchungen, welche sein Sohn angestellt hat, die Beweise für einen daraus erwachsenden Nachtheil widersprechend sind, daß sie im Ganzen aber darauf hinweisen, daß der Nachtheil sehr gering ist. Er schließt aus den Thatsachen, welche er in dem hier besprochenen Werke mitgetheilt hat, daß bei den Menschen das Heiraten nahe verwandter Personen, von denen die Eltern oder Vorfahren der einen Seite unter sehr von denen der anderen Seite verschiedenen Bedingungen gelebt haben, viel weniger schädlich sein werden, als die von Personen, welche immer an demselben Orte gelebt haben und immer denselben Lebensgewohnheiten gefolgt sind. Ich sehe auch keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die so weit verschiedenen Lebensweisen der Männer und Frauen in civilisirten Nationen, besonders in den oberen Klassen, dahin neigen werden, jeden Schaden aus Heiraten zwischen gesunden und etwas verwandten Personen auszugleichen.

*) Die Wirkung der Kreuz- und Selbstbefruchtung im Pflanzenreich von Charles Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart, 1877. E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (E. Koch)

— **Nationalökonomische Abhandlungen von David Hume.** Von einigen nationalökonomischen Abhandlungen des bekannten englischen Nationalökonomen David Hume ist eine deutsche Ausgabe erschienen*), welche auch weiteren Kreisen in Deutschland die Schriften dieses Gelehrten, dessen Verdienste für die Volkswirthschaftslehre allgemein anerkannt sind, zugänglich macht. Manche Fragen, welche Hume behandelt, sind in dem Jahrhundert, welches seit seinem Tode verflossen ist, ihrer Lösung näher gekommen, viele aber beschäftigen noch heute den Geist derjenigen Männer, welche allein in der richtigen Lösung der volkswirthschaftlichen Probleme eine sichere Grundlage für die gedeihliche Entwicklung der Nationen sehen. In dieser Beziehung wird es vielen willkommen sein, Ansichten aus einer vergangenen Zeit kennen zu lernen, welche erkennen lassen, daß auch damals schon die Meinungen erleuchteter Geister sich dem Richtigen zuwandten. Wir können hier nicht auf alle einzelnen Abhandlungen eingehen, wir verweisen hier nur auf den Aufsatz „Von der Handelseifersucht", in der er die engherzige Handelspolitik Englands bekämpft und gegen den Wahn zu Felde zieht, daß ein Staat in Handel und Gewerbe nur auf Kosten seiner Nachbarn zur Blüthe gelangen könne. Hume behauptet im Gegensatz zu dieser engherzigen Gesinnung, daß die Zunahme des Wohlstandes und Handels bei irgend einer Nation dem Wohlstand und Handel aller ihrer Nachbarn nicht schadet, sondern ihn vielmehr befördert, und daß ein Staat es in seinem Handel und seiner Industrie schwerlich sehr weit bringen kann, wenn alle Staaten seiner Umgebung in Unwissenheit, Trägheit und Barbarei versunken sind. Wäre unsere engherzige und feindselige Handelspolitik mit Erfolg gekrönt, so schließt er seine Philippika, so würden wir alle unsere Nachbarn in denselben Zustand der Trägheit und Unwissenheit zurückbringen, der in Marokko und an der Küste der Berberei herrscht. Was aber würde die Folge sein? Sie könnten uns keine Waaren zusenden, aber sie könnten uns auch keine abnehmen. Handel und Wandel würden selbst bei uns im Inland aus Mangel an Wetteifer, Beispiel und Belehrung erschlaffen, und wir würden bald selbst auf denselben niedrigen Standpunkt herabsinken, auf welchen wir jene versetzt hätten. Freimüthig wage ich es daher zu bekennen, daß ich nicht nur als Mensch, sondern auch als britischer Unterthan den Aufschwung und die Blüthe des Handels in Deutschland, Spanien, Italien und sogar auch in Frankreich wünsche. Zum wenigsten bin ich sicher, daß Großbritannien und alle jene Nationen zu höherer Blüthe gelangen würden, wenn ihre Herrscher und Minister sich derartige hochherzige und wohlwollende Gesinnungen gegen einander aneignen wollten.

— **P. W. Annenkow: Erinnerungen und kritische Skizzen.****) Dieses Buch, dessen erste Abtheilung bis jetzt erschienen ist, verdient sowohl in Hinsicht auf den Verfasser, als wegen des Inhalts als eine interessante Erscheinung der russischen Literatur bezeichnet zu werden. Annenkow ist seit dreißig Jahren mit steigendem Erfolg in Kritik und Literaturgeschichte beschäftigt. Seine Ausgabe der Werke von Alexander Puschkin gilt noch heute für unübertroffen. Seit einiger Zeit hat er sich der kritisirenden Thätigkeit, die er zumal im „Russischen Boten" übte, gänzlich begeben und mit ungetheilter Kraft der Literaturgeschichte gewidmet. Auch in dieser Periode ist es besonders Puschkin, dem er seinen Forschungseifer zugewendet hat. Die beiden Schriften, „Materialien zur Biographie von A. S. Puschkin und zur Beurtheilung seiner Werke" (zweite Auflage, St. Petersburg 1873) und „A. S. Puschkin zur Zeit Alexanders I." (St. Petersburg 1874) sind als wesentliche Bereicherungen der Puschkin-Literatur zu schätzen. In dem ersten Band des neuesten Buches, dessen Titel wir oben mitgetheilt haben, bietet Annenkow im Zusammenhange dar, was er früher in Briefen und Aufsätzen in verschiedenen Journalen veröffentlicht hat. Wenn auch nicht neu, so ist die Sammlung doch in mancher Beziehung von noch immer vollgültigem Werthe. So entfalten die den ersten Abschnitt bildenden, 1849 geschriebenen „Briefe aus der Provinz" manche anziehende Schilderung aus dem Kleinleben des russischen Landvolkes, und was Annenkow im zweiten Abschnitte „Nikolai Wassiljewitsch Gogol in Rom" von Erinnerungen an den großen Humoristen und Satyriker mittheilt, wird immer beachtenswerth bleiben. Annenkow war mit Gogol um das Jahr 1841 in Italien, gerade in jener Periode, in welcher sich in Gogol die bekannte Wandlung zum Mysticismus vollzog. Die beiden Männer hatten in Rom eine gemeinsame Wohnung, in welcher Annenkow nach Gogols Diktat einen großen Theil von dessen berühmter Erzählung „Todte Seelen" niederschrieb. Es war noch der alte lebensfrohe Gogol, der ihm diktirte, aber es war das letzte Jahr seiner frischen, kräftigen, vielseitigen Jugend, das Gogol mit dem Freunde verlebte. Schon begann es, wie Annenkow berichtet, in Gogol zu gähren, und es bereitete sich der im 2. Theil der „Todten Seelen" so entschieden und so unglücklich zum Ausbruch gekommene Umschwung vor. Aus der damaligen unmittelbaren Beobachtung konnte Annenkow das treffende Wort sprechen: „Wenn das Poem „die todten Seelen" das Denkmal ist, das er sich als Schriftsteller errichtet, so kann man auch sagen, daß es das Grab ist, welches er sich als Mensch bereitet hat". Auch weitere Mittheilungen über Begegnungen mit Gogol in Petersburg und Paris enthält dieser Abschnitt, welchem „Briefe aus Paris im Februar und März des Jahres 1848" mit bemerkenswerthen Beobachtungen aus jenen bedeutsamen Tagen folgen. Den Schluß des Bandes bildet ein Nekrolog nebst biographischer Skizze des Senators, Direktors im Ministerium des Äußern, Jegor Petrowitsch Kowalewskj, eines energischen Förderers russischer Literatur. — Eine zweite Abtheilung des Buches wird demnächst erscheinen, und an der dritten arbeitet Annenkow, indem er im Auslande, wo er sich seines Leidens wegen aufzuhalten genöthigt ist, seine Erinnerungen niederschreibt. Da er mit vielen literarischen und wissenschaftlichen Größen aus den mittleren Jahrzehnten des Jahrhunderts in vertrauten Beziehungen stand, so darf man gerade an diesen Theil seines Buches besondere Erwartungen knüpfen.

— **Eduardo Bustillo. Las quatro estaciones. Poesias.** Der Sänger des durch unsern gelehrten Wolf auch den Deutschen bekannt gewordenen Romancero de la Guerra de Africa, Eduardo Bustillo, übersendet mir nebst seinem ersten und, wie gleich bemerkt sei, recht gelungenen dramatischen Versuch: Cartas transcendentales seine eben (Madrid, E. Martinez) erschienene Sammlung lyrischer Gedichte: Las cuatro estaciones. Um nicht das Schmeichelwort des Dichters in seinem liebenswürdigen Begleitungsschreiben Lügen zu strafen, daß nämlich „alle Schöpfungen der spanischen Literatur in dem classischen Lande der Kunst und Wissenschaft immer mit so großer Aufmerksamkeit studirt worden seien", sei es mir vergönnt, Bustillo, dessen patriotische Harfenklänge noch nicht in Aller Ohren ganz verklungen sein mögen, nunmehr als einen Dichter vorzustellen, der auch die zartesten Saiten inneren Ge-

*) Übersetzt von Dr. H. Niedermüller. Leipzig, 1877. Erich Koschny.

**) Eine Sammlung von Aufsätzen und Notizen. 1849 — 1868. St. Petersburg, 1877.

fühlslebens zu rühren weiß. Ich selbst habe beim Durchlesen dieser Poesien einen alten Bekannten wiedergefunden. Als am 23. April 1869 im Sitzungssaal des Senats zu Madrid der Anfang, dem leider, wie bei so vielen guten Dingen in Spanien, keine Fortsetzung folgte, gemacht wurde, durch ein literarisches Fest das Andenken des Principe de los Ingenios zu feiern, wurde ein dem berühmten Hartzenbusch gewidmetes Gedicht: Don Quijote y Sancho Panza vorgetragen, voll feiner Wendungen und ächt spanischen gemüthlichen Witzes. Der Verfasser war, wie ich nunmehr weiß, E. Bustillo. Und mehrere Gedichte in den Cuatro Estaciones, wie dasjenige, das dem Gedächtniß von Breton de los Herreros geweiht ist, zeugen von seinem Talente, durch knappe literarische Anspielungen unserer Einbildungskraft tiefe poetische Perspectiven zu eröffnen. Bustillo ist keineswegs ein bloßer Dichter der Reflexion: seine Cantares würden uns nicht als fremdartig auffallen, wenn wir sie inmitten eines Romancero popular fänden, inmitten jener bald wehmüthigen, bald übermüthigen, boshaften und gefühlvollen kurzen Weisen, die das spanische Volk auf der Straße, vor den Fenstern der Mädchen, beim Tanz, beim Wein und am Brunnen zu singen liebt. Auch an unseren Heine mahnt uns dieses und jenes Gedicht; un juego de prendas z. B. an Heine's: „Mein Kind, wir waren Kinder" . . . Die Sorgen, Leiden und Freuden der Familie, insbesondere die Vatergefühle zu besingen, wird unser Dichter nicht müde; und der sittliche Ernst dieser Poesien unterscheidet dieselben scharf von vielen anderen des zeitgenössischen Spaniens. Sein Gedicht: „An eine Liebhaberin des Stierkampfes" geißelt mit glühendem Unwillen eine unausrottbare nationale Unart. Und wir rechnen es dem Herzen des Dichters hoch an, daß er in einem Gedicht auf den Tod von Donna Maria Victoria, jener unglücklichen Fürstin, gedachte, welche die Irrthümer ihres Gatten wie des spanischen Volkes mit ihrem Leben bezahlen mußte. Der Dichter hat wohl Recht, zu sagen:

> Solo tu caridad pudo, Maria,
> fortalecer tu corazon hermoso
> en aquellas mañanas sin reposo
> y aquellas largas noches de agonia.

W. Lauser.

— **Ein Symposion***). Drei gute Freunde, ein Dichter, ein Arzt und ein Sachwalter, feiern gleichzeitig mit einander ihr fünfundzwanzigjähriges Studentenjubiläum. Nach einem kleinen, aber ausgesuchten Mahle sitzen die drei mit ihren hundertundfünfzig Semestern in der Wohnung des Advokaten zusammen und bringen die Nacht beim gefüllten Glase zu, indem sie sich gegenseitig ihre Jugenderinnerungen zum besten geben. Jeder hat etwas zu erzählen aus den Erinnerungen verschwundener Tage, und alle drei erzählen so gut, daß es kein Wunder ist, wenn sie sich erst trennen, als die helle Morgensonne auf die geleerten Flaschen und Gläser blitzt. Es ist eine vortreffliche Reihe kleiner Geschichten, stilvoller Stimmungsbilder, welche der Verfasser in diesem Rahmen ungezwungen vereinigt hat. Mit nicht geringer Kunst in Ton und Farbe der Darstellung weiß er zugleich die einzelnen Erzähler zu charakterisiren und ihre Persönlichkeiten der Sympathie des Lesers nahezubringen. Kräftig und schön tritt die Gestalt des Arztes uns entgegen, und seine Erzählung, wie er seiner Zeit die Scheu vor dem Tode überwinden lernte, ist eins der eigenartigsten Stücke in der kleinen Sammlung. Aber auch des Dichters Mittheilungen über eine unfreiwillige Meerfahrt und des Juristen charakteristische Erzählungen über eine Schwimmfahrt durch den Limfjord und den Ball im Pfarrgarten, — alles das sind anziehende kleine Bilder voll Poesie, die der Rahmen des Ganzen auf eine ungesuchte und natürliche Weise umschließt. Freunden einer anspruchslosen, aber bis ins Kleinste fein durchgearbeiteten Darstellung wird das kleine Büchlein willkommen sein, das wir übrigens unsern Übersetzern zur Beachtung empfehlen.

(Nach Norsk Tidsskrift for Literatur.)

— **Die philosophischen Monatshefte** (Band XIII Heft 4—8) bringen zwei selbständige Arbeiten: eine Rede von Prof. J. Bergmann über „Wissenschaft und Leben", und einen Aufsatz des Prof. A. Lasson „Über den Begriff des Schönen". Zahlreich vertreten und meistens unparteiisch und anregend gehalten sind die Recensionen und Besprechungen; nur der Erguß des Prof. A. Lasson über Dr. Vaihingers Essay „Hartmann, Dühring und Lange" zeigt mehr Voreingenommenheit als Verständniß. Der Referent gesteht offen, daß ihm die Art des Buches „äußerst unsympathisch ist"; um so behutsamer hätte er urtheilen sollen. — Vergleicht man den Inhalt dieser fünf Hefte mit einer Nummer der Revue philosophique, so fällt es auf, wie eingehend und vielfach die Franzosen sich mit deutschen Werken beschäftigen, und wie wenig wir das erwiedern. Nur drei französische Arbeiten werden besprochen, Caro's „Problèmes de morale sociale"; Nolen's „La critique de Kant et la methaphysique de Leibnitz"; und die Übersetzung des Buches von Th. Ribot „Die Erblichkeit".

O. S. S.

— Das Novemberheft der **Revue philosophique** enthält eine sehr interessante psychologisch-physiologische Studie über den Schmerz von Dr. Ch. Richet, und vortreffliche Bemerkungen über das Studium des Charakters von Dr. G. Le Bon. In dem ersten Theil eines Aufsatzes über die Ästhetik des Herrn v. Hartmann stimmt der Verfasser, Herr Séailles, mit dem Urtheil Leon Dumonts und den bereits häufig gefällten überein, daß man Herrn v. H. fast in allen Punkten der psychologischen Analyse beipflichten kann und sich nur da von ihm trennen muß, wo seine transcendentalen Auslegungen beginnen. Wir unterschreiben die Worte: „Das Bemerkenswertheste in der Philosophie des Unbewußten sind die Theorien des Details, die sinnreichen Erklärungen, die weder Folgen noch nothwendige Principien des Systems sind. Die speculativen Schlüsse gleichen nur zu oft den Scherzen eines gewandten Geistes, der mit der Philosophie sein Spiel treibt". — Außerdem bringt die Nummer eine Abhandlung von L. Mabilleau über P. Pomponazzo und seine neuen italienischen Interpreten, und Analysen und Berichte über die Axiome der Geometrie, von Benno Erdmann; A treatise of the moral ideals, by J. Grote; L'idée de Dieu dans le spiritualisme moderne, par Béraud; Bedeutung und Aufgabe einer Philosophie der Naturwissenschaft, von F. Schultze; die exakte Naturphilosophie, von Muhry. Den Schluß macht die Revue der ausländischen Fachblätter, welche diesesmal die zweite und dritte Lieferung der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik vom Jahre 1877 behandelt.

O. S. S.

— Die **Revue scientifique** bringt in ihrer letzten Nummer wiederum eine Reihe von interessanten Aufsätzen, unter denen wir außer Übersetzungen aus dem Englischen (Makenzie Wallace über die geheimen Gesellschaften in Rußland, Gladstone über die Occupation von Ägypten und die Freiheit im Orient)

*) Et Symposion. Fortaelling af Th. Lange. Gyldendalske Bogh. Kjöbenhavn.

einen Aufsatz von Paulhan über Freude und Schmerz, eine sehr eingehende Kritik von Darwins Buch über die Bewegungen und Lebensweise der Kletterpflanzen besonders hervorheben. Sehr ausführlich ist über die letzte Versammlung der französischen Gesellschaft für die Fortschritte der Wissenschaft berichtet; den in diesem Jahre vorzugsweise interessirenden politischen Vorgängen ist nicht nur durch Aufsätze wissenschaftlichen Charakters, wie z. B. durch einen Artikel über die Mobilisirung in Rußland, Rechnung getragen, sondern auch durch ein kurzes Resumé der kriegerischen Ereignisse in Europa und Asien. Auf die der letzteren beigegebenen kleinen Karten in Holzschnitt möchten wir unsere Zeitungsverleger ganz besonders aufmerksam machen, da sie wegen ihrer Klarheit und Deutlichkeit wohl als mustergiltig für solche Arbeiten angesehen werden können.

Mancherlei.

Der Rechenschaftsbericht des Smithsonian-Instituts in Washington für das Jahr 1875 weist für Anfang 1876 einen Vermögensbestand dieses wissenschaftlichen Instituts von 713,555 Doll. 82 Cts., eine Einnahme von 51,388 Doll. 20 Cts., eine Ausgabe von 46,809 Doll. 98 Cts. auf. In dem wissenschaftlichen Theil, welcher dem geschäftlichen Rechenschaftsbericht beigefügt ist, befindet sich eine Übersetzung der Rede, welcher Arago zum Gedächtniß Volta's gehalten hat, die Übersetzung eines Vortrages von De Candolle über die Zukunft des Menschengeschlechtes, ein Vortrag von Prestwich über die Vergangenheit und Zukunft der Geologie, die Übersetzung eines Aufsatzes des Hofrath Wex über die Abnahme des Wassers in den Flüssen und Strömen, ein Aufsatz über die Brechung der Schallwellen von W. B. Taylor, Mittheilungen von H. Gittman über den prähistorischen Menschen in Michigan, ein Aufsatz von C. Abbot über die Steinzeit in New-Jersey u. a. Bekanntlich ist diese gelehrte Gesellschaft fundirt durch ein Vermächtniß von James Smithson in Höhe von über eine halbe Million Dollars, also mehr als zwei Millionen Mark; wir möchten unsere Millionen besitzenden Mitbürger auf diese Art der Geldanlage zum Nutzen des gesammten Vaterlandes aufmerksam machen.

The World's Progress, A Dictionary of Dates, edited by George P. Putnam. Diese Ausgabe ist von F. L. Perkins revidirt und fortgesetzt; die synchronistischen Tabellen und die alphabetische Anordnung historischer und statistischer Thatsachen ist bis Juli 1877 fortgeführt; das kurze Kapitel Statistics from the United States Treasury Department ist durch Hinzufügung ähnlicher Statistika nach zuverlässigen Quellen erweitert werden.
(Publisher's Weekly.)

The Life of J. M. W. Turner, R. A., by Walter Thornbury. Es ist die zweite Auflage einer Biographie, die vor mehr als fünfzehn Jahren zuerst erschien, beträchtlich vermehrt durch Hinzufügung von 16 bisher noch nicht veröffentlichten Briefen Turner's, und durch zahlreiche Anekdoten über den großen Künstler, welche seine Freunde und Mitakademiker beigesteuert haben. Dies Leben Turner's ist sehr willkommen und zeitgemäß. Seit den letzten Jahren ist ein neues Interesse für ihn und seine Werke erwacht, und die Welt wird sich freuen nach Ruskin noch ein anderes Zeugniß zu erhalten für die Ansprüche Turners, als ein großer Künstler zu gelten. Herr Thornbury citirt Ruskin häufig, weicht aber doch auch wesentlich von ihm ab in seiner Schätzung der Mehrzahl von Turner's Gemälden, besonders derer, die er während der letzten Jahre seines Lebens vollendete. Auch schont Herr Th. Turner's Charakter nicht, und berichtet die volle Wahrheit über ihn als Mensch in Betreff seines Verfahrens mit Stechern und Andern. Er schildert keine sehr heroische, doch unzweifelhaft eine wahre Gestalt. Es giebt wenige Perioden der englischen Kunst, welche solch ungemeines Interesse hervorrufen wie jene Zeit, in der Turner malte. 1775 geboren, lebte er bis 1851; so umfaßte seine Lebenszeit den Aufschwung und, wahrscheinlich wohl auch, den Höhepunkt englischer Landschaftsmalerei.
(Publisher's Weekly.)

Charakteristisch amerikanisch ist folgende Ankündigung: „Le Parnasse Français, eine Sammlung französischer Gedichte von 1551 bis zur Gegenwart, ausgewählt von James Parton, der seine Aufgabe con amore gelöst und alle Stellen ausgelassen hat, die so speciell französisch (Frenchy, ein neu fabricirtes Wort) sind, daß man sie im Familienzirkel oder in der Schule nicht lesen kann." Ein Gedicht sollte nie verstümmelt werden, ein echtes Gedicht ist ein organisches Ganzes, dem man kein Glied verletzen kann, ohne das Ganze zu verstümmeln. Will man Gedichte für die Jugend, so findet sich auch in der französischen Literatur eine große Auswahl lieblicher, duftigzarter Poesien, die man getrost jedem Kinde in die Hand geben kann.

Der so schnell berühmt gewordene John Habberton hat ein neues Buch in der Presse How we raised Our Baby, von dem man erwartet, daß es neben dem sprudelnden Humor auch treffende Rathschläge in Bezug auf Kindererziehung enthalten wird.

Von Piedagnel's Biographie Jules Janins*) ist eine zweite Auflage erschienen, die außerdem des Kritikers Bild von Boilvin und eine vollständige Liste seiner Werke enthält. (Mag. f. L. d. Ausl. Januar 1875. S. 62).

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Brown, C. Barrington: Fifteen thousand miles on the Amazon and its tributaries. London, Stanford. 21 s.

George, Ernest: Etchings in Belgian. 30 Plates. 4°. London, Seely & Co. 42 s.

L'Estrange, A. G.: History of English humour. 2 vols. London, Hurst & Blackeff. 21 s.

Portfolio for 1877. Etchings. 4°. London, Seely & Co. 35 s.

II. Französisch.

Aubryet, Saulnat, Faugère-Dubourg et Martial: Les boulevards de Paris. 20 Eaux-fortes. Paris, Parisgravé. 30 fr.

Lemaitre, A.: Le Louvre. 4°. Paris, Delaroque. 20 fr.

Meynard, Barbier de: Maçondi. Les prairies d'or. Texte arabe et traduction française. 9 vols. Paris, Leroux. 7½ fr.

Revue internationale des sciences. Erscheint wöchentlich vom 3. Januar 1878 ab. Paris, Doin. Jahrespreis 20 fr.

*) Paris, 1877. Sandoz & Tischbacher, 2. éd.

Literarische Neuigkeiten

bis 29. December.

Bernstein, Vögele der Maggid. F. Duncker in Leipzig.
Cattie, Göthe ein Gegner der Descendenztheorie. J. L. Beyers in Utrecht
Chamisso's und Fouqué's Erzählungen von Siegfried. F. W. Grunow in Leipzig.
Detlef, Russische Idyllen. S. Schottlaender in Breslau.
Dornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 3. Heft. H. Braams in Norden.
Dorer, Wahrheit und Sage. T. O. Weigel in Leipzig.
Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. F. A. Brockhaus in Leipzig.
Helmerdinger, Lust und Leid. Hamburg.
Jellinek, Bet ha-Midrasch. Brüder Winter in Wien.
Klein, Hellodora. T. O. Weigel in Leipzig.
Kovácsházi, Pantographia Budapest
Lynar, Clotilde. Dobberke u. Schleiermacher in Berlin.
Neue Volks-Bibliothek. III. 1. Levy und Müller in Stuttgart.
Polko, Umsonst. S. Schottländer in Breslau.
Reinhard, Graustädter Geschichten. J. Zwißler in Wolfenbüttel.
Riga'scher Almanach für 1878. W. F. Häcker in Riga.
Schmidt, Erlauchte Geister. Langenscheidt in Berlin.
Siegfried's Mädchenbibliothek. Band 1—5. F. W. Grunow in Leipzig.
Stein, Der alte Fritz und sein Adjutant. J. Zwißler in Wolfenbüttel.
Thamm, Leitfaden zur Kunstgeschichte cultivirter Völker alter und neuer Zeit. J. Zwissler in Wolfenbüttel.
Wünsche, Neue Beiträge zur Erläuterung der Evangelien aus Talmud und Midrasch. Vandenhöck & Ruprecht in Göttingen.
Zeitschrift für Mikroskopie. I. 2. Denicke in Berlin. (4)

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Begründet von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 12. Januar 1878. [№ 2.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Ein Osmane über das moderne Türkenthum.

In einer unter dem Titel „Stambul und das moderne Türkenthum" erscheinenden Reihe von politischen, socialen und biographischen Bildern bemüht sich ein „Osmane", übrigens anonym, seine Vaterlandsliebe in eigner Art durch rückhaltlose, ätzende Kritik der staatlichen Zustände in der Türkei zu bethätigen. Wer dieser Osmane auch sein mag (wir sehen in ihm ein hervorragendes Mitglied der Reformpartei, das Midhat Pascha sehr nahe stehen muß), so ist jedenfalls seine Urtheilskraft nicht auf türkischem Boden genährt, sein kritischer Standpunkt nicht im Orient allein erworben. Vielmehr muß dieses Osmanen Geist in West-Europa geschult sein. Aber — und hierauf haben wir zunächst Werth zu legen — er ist in der Türkei zu Hause, in den dortigen Zuständen wohlbewandert, mit genauer Kenntniß persönlicher Verhältnisse ausgestattet. Malt er dieselben auch unter westeuropäischen Gesichtspunkten, so werden seine Bilder zwar nicht den Reiz eingeborener Ursprünglichkeit, immerhin jedoch den Nutzen gewähren, daß sie über manche dunkel gebliebene Seite des türkischen Staatswesens ein im gegenwärtigen Augenblick der Krisis besonders interessantes Licht verbreiten.

Eine soeben veröffentlichte neue Folge dieser Bilder*) behandelt die Verwaltung der Provinzen, die auswärtigen und diplomatischen Verhältnisse, die Finanz-Verwaltung und die wirthschaftliche Politik der türkischen Regierung; außerdem enthalten sie biographische Notizen und Charakteristiken von Midhat Pascha, Fuad Pascha, Safvet Pascha und Edhem Pascha, von Persönlichkeiten also, welche in der Neuzeit auf der Balkan-Halbinsel eine bedeutsame Rolle gespielt haben, zum Theil auch noch spielen.

Der Verfasser hat die Ueberzeugung gewonnen, daß die wesentliche Ursache der verrotteten türkischen Zustände in der mangelhaften Provinzial- und Lokal-Verwaltung liegt. Das Wohl oder vielmehr das Wehe des Landes und der Bevölkerung befindet sich in der Hand einer Anzahl von Beamten, welche, ohne sich durch irgend ein ideales Band an das Ganze gebunden zu fühlen, ihre Aufgabe lediglich darin erblicken, daß sie das Amt in ihrem persönlichen Interesse auszubeuten haben. Daher befindet sich die Verwaltung der türkischen Provinzen noch heute in jenem rechtlosen, der Willkür preisgegebenen Zustande, wie die Geschichte ihn nur in den dunkelsten Zeiten, die Gegenwart sonst nur noch bei den rohesten Völkern des Erdballs kennt. Alle Versuche, welche am Centralpunkte der Regierung von Zeit zu Zeit angestellt werden, um den Beamten einen besseren Geist einzuflößen und ihren Beruf einigermaßen mit den Anforderungen des Jahrhunderts in Uebereinstimmung zu bringen, scheitern fast regelmäßig an der Unbotmäßigkeit, der Selbstsucht und dem zähen Zusammenhängen der in den Provinzen wirthschaftenden Beamten. Diese Leute haben die Macht in den Händen, und sie legen sich nur eine Pflicht auf, nämlich die, ihre Selbstsucht, ihre Gewinnsucht zu befriedigen.

Um zu ermessen, wie erdrückend dieser Beamtenstand auf dem Lande lastet, muß man mit unserm Osmanen einen Ausflug in die Provinzen machen. An der Spitze jeder derselben steht ein Vali, der General-Gouverneur; unter ihm fungiren die Mutesserife als Statthalter und unter diesen die Mudire als Amtmänner oder Verwalter; neben dem Vali verwaltet der Defterdar die Finanz-Angelegenheiten, und die Rechtspflege ruht in den Händen von Richtern, die vom Scheich ül Islam und vom Justiz-Minister ernannt werden. Das System ist althergebracht, vom Moose der Jahrhunderte bedeckt; doch sollte es vom Hauche einer modernen Idee nicht unberührt bleiben. Fuad Pascha hatte vor 10—12 Jahren die Kühnheit, ein Stück Selbstverwaltung daran zu knüpfen; er setzte nämlich dem Vali einen Provinzialrath an die Seite, einen Kontrol-Apparat, dessen Glieder theils aus Wahlen der Landesbewohner hervorgehen, theils aus den Chefs der verschiedenen religiösen Kulte bestehen. Ließe man dieser Einrichtung Zeit, festen Fuß zu fassen und regelmäßige, bewußte Wirksamkeit zu üben, so könnte sie sich vielleicht als wohlthätig erweisen. Aber jeder Großvezier findet Vergnügen daran, die Provinzial-Verfassung zu ändern, die Gränzen der Provinzen neu zu gestalten, die Befugnisse der Beamten zu vermehren oder einzuschränken, das Statut des Provinzialraths zu durchlöchern u. s. w. Die Systemlosigkeit, mit der dies geschieht, trägt, statt zu bessern, nur dazu bei, die Beamten in ihrer Willkür zu bestärken. Keiner derselben kehrt sich noch an eine aus Konstantinopel kommende Anordnung, wenn sie nicht sein persönliches Interesse zu fördern geeignet ist. Wohl aber vermehrt sich mit den ohnmächtigen Reformversuchen die Hast der Beamten, ihr Bereicherungssystem auszunutzen.

Hierin geht der Vali gebührend mit bestem Beispiel voran. Derselbe ist, wie wir von unserm Osmanen erfahren, durch seine ganze Stellung von vornherein auf Erpressungen angewiesen. Er gehört zur privilegirten Klasse der Stambuler Effendis. Um bis in diese Höhe zu klimmen, hat er jahrelang intriguiren und Kosten aufwenden müssen; er ist in Schulden gerathen, da er mit seinen zahllosen Dienern, Frauenzimmern 2c. leben, Geschenke austheilen, Bestechungen anbringen mußte. Dazu sind ihm beim Antritt des Valiamtes an Gebühren, Geschenken, Reisespesen, namentlich aber durch die Erpressungen der schaarenweise erscheinenden bettelnden Gratulanten erhebliche neue Aus-

*) Stambul und das moderne Türkenthum. Von einem Osmanen. Neue Folge. Leipzig, 1878. Duncker & Humblot.

gaben erwachsen. Diese Einlagen müssen aus dem Amte wieder herausgeschlagen, überdies aber auch Fonds für die Zukunft gesammelt werden. Je ungewisser es ist, wie lange er in der Gunst seines Vorgesetzten verbleiben und das Amt bekleiden wird, desto rascher und hastiger muß er zu Werke gehen. Hierzu weist ihm eine Jahrhunderte lange Praxis die Wege an. Zu den gewöhnlichsten und natürlichsten Mitteln gehört das Backschisch. Keine Angelegenheit wird von ihm erledigt, bevor alle Betheiligte ihn befriedigt haben. Beschwerden gegen diese Praxis würden erfolglos sein, Jedermann weiß das.

In gleicher Weise, mit gleicher Unbefangenheit verfährt der Mutessarif, der Mudir, der Richter, und mit besonderem Raffinement der Defterdar. Das Beamtenthum in dieser Vereinigung ist ein Aussaugesystem von unfehlbarer Wirksamkeit. Jeder Beamte hat seine speciellen Organe, die mit unbarmherziger Energie arbeiten. So z. B. bewähren sich die Organe des Defterdars, die Steuerpächter, als wahre Geißeln des Landes, und sie sind es, welche, neben dem Steuerverpachtungsmodus an sich, als die vornehmsten Ursachen von erschreckender Verödung des Landes bezeichnet werden. Man muß in unsres Osmanen Schilderungen die Einzelheiten über die Kniffe dieser Steuerpächter kennen lernen, um einen Begriff von den Qualen der Steuerzahler zu erlangen. In vielen Provinzen wird die Steuer noch in Form des Zehnten erhoben. Die Pächter, reiche Kapitalisten, zahlen den Pachtschilling für die Zehnten im Voraus und entschädigen sich und ihren Gönner, den Defterdar, dadurch, daß sie statt 12½ Proc. — auf diesen Satz ist der Zehnte seit 1874 erhöht — mindestens 18 Proc. einziehen, und sie thun es in einer Weise, daß der Landmann, von den Plackereien erschöpft, es schließlich aufgiebt, mehr an Feldfrüchten rc. zu ziehen, als zur Ernährung der Familie unbedingt erforderlich ist. Der Bauer darf z. B. sein Getreide nicht eher in die Scheune bringen, als bis der Zehnte entrichtet ist; es muß auf dem Felde bleiben, und um Defraudationen zu verhindern, wird auf den kegelförmigen Getreidehaufen eine hölzerne Vorrichtung in Gestalt eines Kegels aufgesetzt, dessen Lage sich sofort ändert, wenn aus dem Haufen auch nur die geringste Kleinigkeit herausgenommen wird. Oft sucht nun, um Confiscationen herbeizuführen, der Pächter die Einziehung des Zehnten absichtlich zu verzögern; unabsichtliche Verschleppungen kommen ohnehin vor, und es ereignet sich daher fast jedes Jahr, daß in dieser oder jener Provinz der Erntesegen durch Regengüsse vernichtet rc. wird. Nirgends kann der Bauer Schadenersatz geltend machen, und vergeblich sind bisher alle Mühen gewesen, dieses verderbliche Steuererhebungs-System zu beseitigen. Die Defterdare haben an der Erhaltung desselben zu großes Interesse. Aber auch an den nicht verpachteten Steuern wissen dieselben sich zu bereichern. Als z. B. die Regierung im vorigen Jahre wieder Papiergeld auszugeben gezwungen war, verordnete sie, daß dasselbe an allen Erhebungsstätten al pari mit dem Metallgelde angenommen werden sollte. Die Defterdare aber bestanden auf Zahlung in Metallgeld, wechselten dasselbe bei den Geldwechslern gegen Papiergeld ein und steckten das Agio in die Tasche. Die Folge davon war, daß das Papiergeld rasch in Course sank, wie es denn jetzt 80 Proc. gegen Gold verliert. Der Staat oder das Land hatte von jener Anordnung nicht den geringsten Nutzen; im Gegentheil, der einzige Credit, der dem osmanischen Reiche nach seinem Bankerutt geblieben war, wurde solchergestalt durch die Defterdare vernichtet.

Gegen die Bedrückungen der Beamten soll der Provinzialrath das ausgleichende Mittel sein. Aber jedes Mitglied desselben hat seine besonderen Interessen und ist mit denselben auf die Macht des Vali angewiesen. So oft nun die Regierung in Folge eines besonders durchdringenden Hülferufs eine strenge Untersuchung anordnet, läßt der Vali durch seinen Amtsschreiber eine Schrift aufsetzen, in welcher er die Angelegenheit so darstellt, wie er sie dargestellt zu sehen wünscht. Mit dieser Schrift begiebt er sich in den Sitzungssaal des Provinzialraths und fordert die Mitglieder auf, sie zu unterzeichnen. Wie auch der Inhalt beschaffen sein mag — Niemand weigert sich, seine Unterschrift zu leisten. So kommt ein Mazbata, Protokoll, zu Stande; es wird an die hohe Pforte geschickt, hat amtlichen Glauben, und ist stärker als jede Beschwerde. Vergeblich hat sich bisher die öffentliche Meinung gegen das Unwesen des Mazbata erhoben; es regiert nach wie vor die Provinz. Auch die in besonders gravirenden Fällen von Constantinopel entsendeten außerordentlichen Commissarien hat es bisher zu bezwingen oder zu blenden gewußt, wie dies beispielsweise im vorigen Jahre bei den Commissionen zur Untersuchung der Vorgänge in Bulgarien der Fall gewesen ist. Erst unter der Regierung des jetzigen Sultans, so berichtet unser Osmane, sind einige Beispiele bekannt geworden, wo die Commissarien ihre Schuldigkeit in Prüfung der Anklagen gethan haben, und unter diesen weist der Osmane auf die letzte Commission hin, welche unter dem Präsidium des jetzigen türkischen Botschafters in Berlin, Saadullah Bey, nach Bulgarien entsandt wurde.

Das türkische Parlament hat sich bisher nur sehr schüchtern und mit kaum nennenswerthem Erfolge damit befaßt, einen andern Geist in die Provinzialverwaltung zu bringen. Es giebt eben keine Macht, welche die Willkür der Beamten zu zügeln im Stande wäre, zumal auch der Richterstand in der Provinz der allgemeinen Verderbtheit verfallen ist und sich dem Meistbietenden zur Verfügung stellt oder nach Wunsch des Vali sich leicht zu Rechtsverschleppungen und Rechtsverweigerungen bestimmen läßt. In wie großartigem Maßstabe die Beamten ihre bedrückende und aussaugende Willkür ausüben, geht aus gewissen, die Runde durch alle Provinzen machenden Praktiken hervor, von denen hier nur eine als Beispiel Erwähnung finden soll. Es ist dies die Maßregel der Getreideausfuhr-Verbote, welche zu dem Zwecke erfunden ist, um den Landmann um den Lohn seiner sauren Arbeit zu betrügen. Unter dem Vorwande, daß in Folge einer ungenügenden Ernte die Provinz mit Hungersnoth bedroht sei, läßt der Vali ein Mazbata aufsetzen und vom Provinzialrath unterzeichnen, worin es heißt, es werde, um die Provinz vor Hungersnoth zu schützen, zweckmäßig sein, die Getreideausfuhr aus der Provinz bis zur nächsten Ernte zu verbieten. Die Behauptung von dem ungünstigen Ernteausfall braucht der Wahrheit durchaus nicht zu entsprechen, und wenn wirklich ein Mangel an Getreide zu besorgen wäre, so würde ein Ausfuhrverbot schon deshalb überflüssig sein, weil schwerlich Jemand in der Provinz an der Versendung von Getreide in die Ferne ein Interesse haben könnte. Aber der Vali hat seine Gründe für die Maßregel; in Constantinopel wird das Mazbata, als officielles Aktenstück, nicht weiter auf Glaubwürdigkeit geprüft, der Vali erhält die gewünschte Ermächtigung. Kaum hat er sie in seiner Hand, als eine Heerde von Agenten die Provinz durchstreift, sämmtliche Vorräthe „auf Befehl und für Rechnung der Regierung" nach einem willkürlich festgesetzten Preise aufkauft und in den Hauptort der Provinz transportiren läßt. Nachdem dies geschehen ist, erfolgt ein zweites Mazpata: „Dank den weisen Maßregeln des Vali sind die Nahrungsverhältnisse der Provinz bis zur nächsten Ernte gesichert, indem die erforderliche Quantität Getreide in den Regierungs-Magazinen aufgespeichert ist; es hat sich nach genauster

Untersuchung sogar noch ein Überschuß von Getreide ergeben, das wegen des bestehenden Ausfuhrverbotes verfaulen würde; das Interesse des Landes, des Ackerbaues und des Handels läßt daher die Aufhebung des Verbotes als zweckmäßig erscheinen." Auch dies wird natürlich alsbald genehmigt, und diesen Augenblick wartet man nur ab, um die Beute einzuheimsen; mit den in der Provinz etablirten Kaufleuten ist die Sache längst verabredet; im nächsten Hafen liegen die Schiffe bereit, um die Vorräthe aufzunehmen und weiter zu befördern, und der Gewinn wird zwischen dem Vali, den Mitgliedern des Provinzialraths und den Kaufleuten getheilt, während der Landmann das Nachsehen hat. Das Manöver ist nach und nach in allen Provinzen ausgeführt worden, und da der Landmann nach solcher Erfahrung lieber gar nicht als für andere säet und erntet, so ist der in der Türkei beobachtete Niedergang des Landbaues, die Hungersnoth, die in den letzten Jahren in mehreren Provinzen namentlich Kleinasiens geherrscht hat, die durch das Land gehende allgemeine Entmuthigung genugsam erklärt. Zu diesen böswilligen Maßregeln gesellt sich oft ein nicht minder folgenschwerer Fehlgriff aus falschen volkswirthschaftlichen Anschauungen, z. B. die nicht mehr in Constantinopel, wohl aber in den Provinzen noch geübte Gewohnheit, nach verheerenden Elementarereignissen, wenn die Preise der betroffenen Produkte steigen, durch einen Nark, d. h. Verordnung, ein Maximum für die Preise der Nahrungsmittel und sonstigen Lebensbedürfnisse festzusetzen. Mancher Vali sucht sich durch niedrige Normirung der Preise populär zu machen; aber indem der Nark sich lähmend auf Handel und Wandel legt, gereicht er schließlich dem Lande weniger zur Wohlthat als zum Fluch.

Die Verkehrtheit in den volkswirthschaftlichen Maßregeln bildet überhaupt, auch bei der Centralleitung, einen leider nur zu wirksamen Factor für die rückgängige Bewegung, in welcher die Türkei sich befindet. Unser Osmane widmet diesem Gegenstande ein langes Kapitel und bringt darin fast unglaubliche Einzelheiten ans Licht. Es ist wahrlich kein Wunder, wenn, abgesehen vom Ackerbau, dessen Lage wir bereits betrachtet haben, auch Industrie, Handel, Schiffahrt der Vernichtung entgegengehen, wenn Produktionszweige, in denen türkische Länder früher glänzende Leistungen erzielt haben, nach und nach verschwinden, wenn die blühendsten Provinzen (Cypern, Anatolien!) veröden, wenn jeder Versuch des Fortschritts an den Hemmungen des versumpften Beamtenthums scheitert, und wenn die Bevölkerung nach jahrhundertelanger Knechtschaft, zumal unter der Einwirkung eines unwissenden Klerus, die Fähigkeit zu jeder edleren Regung längst verloren hat. Es ist auch kein Wunder, wenn die türkische Regierung fort und fort das Opfer fremdländischer Abenteurer und Schwindler wird, welche unter dem Vorgeben, die Industrie heben zu wollen, mit Concessionen ein unwürdiges Gewerbe treiben, kein Wunder, daß der Eisenbahnbau, das Gebiet wunderbarer Gründergeschichten, sich unfähig wie für den allgemeinen Verkehr, so jetzt speciell zur Vertheidigung des Landes zeigt; kein Wunder endlich, daß das ganze einst so stolze Reich das Schauspiel eines unerhörten finanziellen Bankerutts aufführt und nunmehr der gänzlichen innern Auflösung zusteuert.

Unser Osmane verzweifelt nicht an der türkischen Rasse; er weist mit Fug und Recht auf die glänzenden Erfolge hin, die ein energischer, intelligenter und wohlwollender Beamter erfahrungsmäßig erreichen kann, wenn ihm Zeit und freie Hand gelassen wird, ein Beamter wie Midhat Pascha, der in den wenigen Jahren, wo er Vali des Donau-Vilajets war, Bulgarien zur reichsten Provinz der Türkei machte. Aber nach den Schicksalen, die gerade dieser geniale Mann über sich ergehen lassen mußte, zweifelt der Verfasser an der Möglichkeit, das Beispiel desselben in dem Beamtenthum der Türkei irgendwie wirksam zu machen. Er sieht keinen Ausweg für die Türkei, als den, sich nach Osten zurückzuziehen und ihre europäischen Provinzen den modernen Ideen zu überlassen, die unter der Hand der türkischen Regierung sich doch nimmer anders als zu Caricaturen gestalten können. In der gegenwärtigen Krisis erblickt unser Osmane das Walten der Nemesis nach so vielen unsühnbaren Begehungs- und Unterlassungssünden derjenigen, denen in der Türkei das Wohl des Volkes anvertraut war. Der Abfall der Armenier, die, eingedenk ihrer Mißhandlung durch die türkischen Verwaltungsbeamten, den Russen mit Sympathie entgegenkommen; der furchtbare, nur in Blutströmen zu ertränkende Aufstand der Bulgaren, als dessen hauptsächliche Ursache unser Osmane die unerträgliche Willkür der aus Rußland herbeigezogenen und von der Regierung verhätschelten Tscherkessen bezeichnet; die beschämende Einmischung der Großmächte in die innersten Angelegenheiten der Türkei, die übrigens nach des Verfassers Anschauung auf falscher Grundlage beruht, indem die europäischen Mächte annehmen, die Christen seien in der Türkei ihrer Religion wegen unterdrückt, während thatsächlich die Provinzen mit türkischer Bevölkerung weit schlimmere Zustände zu ertragen haben; der von Rußland übermüthig hervorgerufene, für die Türken unselig verlaufende Krieg; die Abbröckelung wichtiger Provinzen; der Verlust des letzten Freundes, Englands, der sich, über den schmachvollen Bankerutt von 1876 schmollend, zurückzieht, diese ganze Politik des Selbstmordes, die der Türkei die Verachtung des Jahrhunderts zuzieht — dies Alles ist der Fluch der türkischen Missethaten, dessen Wirkungen sich nunmehr über dem osmanischen Reich entladen und sich voraussichtlich zu einer entscheidenden Krisis, zur Auflösung der europäischen Türkei, vereinigen werden.

Leidet diese Anschauung an übertriebenem Pessimismus? Hat die Türkei in dem gegenwärtigen Kriege nicht eine Widerstandskraft gezeigt, die, überraschend wie sie erschienen ist, auf einen im Kerne des Reichs enthaltenen, der Entwickelung harrenden Auferstehungstrieb hinweist? Die Beantwortung dieser Fragen muß die Zukunft, und zwar die nächste, übernehmen. Für jetzt läßt sich nur sagen, daß die Leistungen einzelner Männer, auf welche die kriegerischen Erfolge einiger türkischen Heere zurückzuführen sind, schwerlich zu einer Wiederbelebung des Ganzen führen werden. Die allgemeine Krankheit, an welcher der türkische Staatskörper leidet, hat den Kopf nicht minder ergriffen wie die Glieder. Dem Bilde, das unser Osmane von der Provinzialverwaltung entworfen hat, entspricht genau der Zustand auch in den leitenden Kreisen der Hauptstadt. Man lese des Osmanen Schilderung der finanziellen Politik in Constantinopel, und man wird es kaum glauben, daß einer solchen fahrlässigen Leitung auch nur die kleinste Münze noch anvertraut werden kann. Daß auch dort, im Mittelpunkte der Staatsführung, der Eifer jedes ans Ruder gestellten Mannes, höchst seltene Ausnahmen abgerechnet, nur auf die eigene Bereicherung gerichtet ist, scheint sich von selbst zu verstehen. Mehr noch als auf die Provinzialbeamten bezieht sich auf die Herren in Stambul das türkische Sprichwort: „Des Padischahs Reich ist wie ein Meer, wer nicht daraus trinkt, ist — ein Schwein!" Und wenn noch ein Zweifel an der Vollständigkeit der Fäulniß übrig wäre, so müßte er durch die Angaben unseres Verfassers über die Art, wie die türkischen Staatsmänner die auswärtigen Beziehungen pflegen, beseitigt werden. Wer die Türkei jetzt Rußland gegenüber bemitleidet, der sollte, so schreibt der Osmane, nicht vergessen, „daß Europa vor zwanzig Jahren seine besten Heere und

Flotten ausschickte, um die Türkei zu retten, und daß die türkische Regierung dafür Europa zwanzig Jahre lang an der Nase herumführte, daß sie die glänzendsten Reformen ausposaunte, so oft sie bei den europäischen Börsen anpumpte, und schließlich in einer unseligen Stunde ihre Schuldscheine durchriß und den europäischen Mächten die Fetzen ihrer zerrissenen Reformverheißungen vor die Füße warf." . . „In der Zeit vom September 1871 bis Mai 1876 trieb, dies ist vollkommen sicher, in den türkischen Regierungskreisen eine slawisch-russische Politik ihr Wesen, und fast alle damaligen Staatsmänner, das Oberhaupt nicht ausgenommen, lenkten mehr oder weniger bewußt in dieser Richtung das Steuerruder des Staates. Es war eine Politik des Selbstmordes; während man sich einbildete, gegen England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich und das griechische Element zu kämpfen, gab man sich selbst die kräftigsten Hiebe; Rußland hatte in dieser kurzen Zeit mehr Terrain gewonnen, als in den vorhergehenden Jahrhunderten zusammen. . . . Jetzt treten die Folgen ein. Vom Standpunkte des theoretischen Völkerrechts ist die russische Kriegserklärung durch nichts gerechtfertigt; aber es wäre unnütz, sich hierüber in Entrüstungstiraden auszulassen. Rassenhochmuth und Unwissenheit hat die Türkei vermocht, die Lehren des Krimkrieges in den Wind zu schlagen; sie zogen es vor, auf Kosten der Landeswohlfahrt und auf Kosten Europas ein Schlaraffenleben zu führen, um schließlich mit dem Erbfeind, soweit es der Koran gestattet, in Champagner Brüderschaft zu trinken und die Stöpsel der Flaschen ihren Freunden ins Gesicht zu schleudern; sie haben kein Recht, sich zu beschweren." Und so müssen sie denn das selbst heraufbeschworne Geschick tragen, so furchtbar es auch sein mag.

Frankreich.

Valfrey: Hugues de Lionne.

Herr Valfrey hat sich seit dem deutsch-französischen Krieg durch historische Schriften bekannt gemacht; er hat z. B. die Geschichte des Frankfurter Friedens geschrieben, und sein literarischer Ruf ebensowohl wie die Stelle, die er versieht, haben ihm schon lange freien Zutritt zum Archiv des Ministeriums des auswärtigen Amts verschafft. Neuerdings hat er den ganzen Briefwechsel von Hugues de Lionne mit Mazarin entziffert, und das ist schon an und für sich eine rühmliche That, da die Handschrift manchmal so schwer und unleserlich ist, daß sie einem andern jungen Gelehrten die Arbeit verleidete, die Herr Valfrey nun glücklich beendigt hat. Außerdem hat der Verfasser alle Papiere der Familie von Lionne in Händen gehabt, welche die letzte Marquise, nachdem sie im Jahre 1754 dem Hotel Dieu manches vermacht, in demselben Hospital niederlegte. Durch solche Hülfsmittel gefördert, die er mit großer Kunst und Eifer zu benutzen verstand, hat Herr Valfrey ein schönes Geschichtswerk geschaffen.

Hugues de Lionne ist allerdings einer eingehenden Würdigung werth; denn er war, wie Saint Simon, ein karger Lobspender, gesagt hat, der erste und vornehmste Minister der Regierung Ludwigs XIV.: einen der klügsten und verschlagensten Staatsmänner nennt ihn Mignet, und das in der goldenen Zeit der französischen Diplomatie. Von 1642 an bis 1671 giebt es keine wichtige Angelegenheit auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, an welcher er keinen Antheil genommen hätte. Er war Mazarin's Schüler und wurde dessen Nachfolger. Unter Mazarin's Leitung hatte er dazu beigetragen, den westfälischen und den pyrenäischen Frieden ebensowohl wie den Rheinbund zu Stande zu bringen. Nach Mazarin's Tod war er, nebst Letellier und Fouquet, einer der drei Minister, die Ludwig XIV. in den geheimen Rath berief. Als der König seinen festen Willen aussprach, auf Alles ein wachsames Auge zu haben, sagte er, daß er von der Ergebenheit Lionne's überzeugt und mit seinen Diensten zufrieden sei. Es kam indessen doch ein Tag, an welchem Lionne vor Furcht zitterte und schon glaubte in Ungnade zu fallen. Es war der Tag, als der berühmte Superintendent Fouquet verhaftet wurde wegen Verschleuderung öffentlicher Gelder; die Nachwelt hat ihn begnadigt wegen der Briefe, welche Frau von Sévigné, seine Freundin, über seinen Prozeß schrieb, und der rührenden Elegie, worin La Fontaine, sein Schützling, die weinenden Nymphen von Vaux auftreten und für ihren geliebten „Oronte" beim König suppliciren ließ. Lionne war mit Fouquet sehr befreundet; ja der reiche Fouquet hatte dem Minister, der ein Lebemann war, Geld vorgeschossen und die beiden Familien sollten sich bald verschwägern. Lionne war wie vernichtet. Aber der König selbst redete ihm Muth ein; er versicherte ihm, das Verbrechen sei immer persönlich und Lionne solle nicht in Fouquet's Ungnade hineingezogen werden. Bald nachher wurde Lionne zum königlichen Kabinets-Sekretär und Staats-Minister ernannt. Er starb 1671, und im folgenden Jahre stürzte sich Ludwig XIV., von Stolz und Eroberungslust getrieben, in den holländischen Krieg.

Außer der Lebensbeschreibung von Lionne enthält das Valfrey'sche Werk die Geschichte von zwei Sendungen, die den geschickten Diplomaten 1641 und 1654 nach Italien führten. Das erste Mal sollte Lionne die Streitigkeiten beilegen, welche zwischen Odoardo Farnese, Herzog von Parma, und dem Papst Urban VIII. oder vielmehr dem ungestümen und jähzornigen Neffen des Papstes, dem Cardinal Franz Barberini, entstanden waren. Die Sache war schwierig und verwickelt. Von beiden Seiten hatte man zum Krieg gerüstet. Der Marschall von Estrées, der vorige französische Botschafter in Rom, wollte sich trotz der Bitten und Drohungen seiner Regierung, an die Spitze der parmesanischen Truppen stellen und den Barberini für seine groben Ausfälle büßen lassen. Der Papst weigerte sich die Wahl des Paters Mazarin (eines Bruders des französischen Ministers) zum General der Dominikaner zu genehmigen. Es gelang Hugues de Lionne, trotz seines unermüdlichen Strebens, nicht, eine friedliche Lösung herbeizuführen. Er hatte aber am Hof von Parma den französischen Einfluß gesteigert: jung, wie er war, hatte er allen, mit denen er in Verbindung gestanden, durch gesundes Urtheil und Feinsinnigkeit große Achtung eingeflößt.

Mazarin, der gern klagte, beklagte sich oft darüber, daß wenige Franzosen geschmeidig und gehorsam genug wären, seine Pläne ganz genau auszuführen; er meinte, daß die meisten dilettantische Staatskünstler seien, die sich um ihre Verhaltungsbefehle wenig bekümmerten. In Lionne aber fand er den folgsamen und willigen Diener, der auch zu rechter Zeit die Initiative zu ergreifen und den Entschluß seines Vorgesetzten zuvorzukommen wußte. Im Jahre 1654 schickte er Lionne zum zweiten Mal nach Italien. Er hatte ihn bei sich angestellt und es war ihm nicht mehr möglich, Lionne's Dienste zu entbehren. Doch, da die Umstände einen schlauen, erfahrenen Unterhändler erheischten, ging

*) La diplomatie française au XVII. siècle. Hugues de Lionne. Ses ambassades en Italie. D'après sa correspondence conservée au ministère des affaires étrangères, par M. Jules Valfrey. Paris, 1878. Didier.

Lionne nach Rom. Der Franzose befand sich daselbst einem andern Franzosen gegenüber, und zwischen zwei gleich geistreichen und durchtriebenen Landsleuten entspann sich am päpstlichen Hofe ein gar schöner Krieg. In Rom nämlich war zu der Zeit ein unruhiger und waghalsiger Frondeur, ja derjenige der den Bürgerkrieg angefacht und angeschürt hatte, Paul de Gondi, (der Cardinal von Retz), Coadjutor und Neffe des Erzbischofs von Paris, der, nach seinem eignen Bekenntniß, die ungeistlichste Seele von der Welt hatte. Wie Wallenstein in Prag, führte Retz ein prunkvolles Leben; er hielt eine reich besetzte Tafel; er trat öffentlich auf, von Edelleuten und dreißig Schergen begleitet; ja Abends ging der romanhafte Politiker aus mit einer Pistole im Gürtel, in ganz kriegerischem Aufzug; Nachts aber schrieb er seine Pamphlete. Der Papst Innocenz X. hatte Retz in seinen Schutz genommen und denselben Schutz ließ der Nachfolger von Innocenz, Alexander VII., dem abenteuernden Prälaten angedeihen. Vergebens strebte Lionne durch alle Künste und Ränke den Einfluß, dessen sich Retz in Rom erfreute, zu brechen. Vergebens erstrebte er, da Retz Titular des Pariser Erzbisthums geworden war, die Ernennung einer Congregation, die dem weltlichen Gericht die Befugniß, Retz seiner Würde zu entkleiden, verleihen sollte. Der römische Hof, hartnäckig und starrköpfig wie immer, wollte keine Zugeständnisse machen. 1656 kam Lionne nach Frankreich zurück.

Einige Schilderungen im Buch des Herrn Valfrey wollen wir besonders empfehlen, z. B. die des Conclaves, in welchem Alexander VII. gewählt wurde. Die Beschreibung dieser Wahlversammlung, in der sich so viele Praktiken und geheime Listen durchkreuzen; die Thätigkeit, die Retz mitten im Wirrwarr der Berathungen und Kabalen entwickelte; das Ausschließungsrecht, welches Frankreich gegen den Stockspanier Rapaciolli geltend machte; Alles gewährt ein großes Interesse: unwillkürlich denkt man an das bevorstehende Conclave. Arthur Chuquet.

E. u. J. Goncourt: Die Frau im achtzehnten Jahrhundert.*)

Wie in diesen Blättern bereits erwähnt (1876. Nr. 6. S. 82), begannen die Gebrüder Goncourt ihre literarische Laufbahn 1855 mit einer Reihe historischer Lebensbilder aus dem 18. Jahrhundert.**) Ihre Methode, die sie in ihren Romanen übrigens beibehalten und nur mehr entwickelt haben, ist nicht mit Unrecht die der „mikroskopischen Anatomie" genannt worden und findet, trotz der unverkennbaren Glanzseiten aller ihrer Bücher, heftige Gegner. In der That reduzirten sich jene „Portraits" auf Skizzen unbedeutender Personen oder auf unbedeutende Einzelnheiten über bedeutende Persönlichkeiten. Die ausschließliche Benutzung der Briefwechsel mußte vielfach auf Irrwege leiten, Nebensächliches mußte in den Vordergrund treten. So nur konnte Klebers Kunstsinn gerühmt werden auf Grund eines Briefes, in dem er — seinen Intendanten anwies, einige Gemälde anzukaufen. Von großem psychologischen Interesse ist es, in irgend welchen Dichtungen die Ideale des Verfassers und die Idealisirungen seiner selbst aufzusuchen: Julian Schmidt verstand es bei den französischen Romanciers in unvergleichlicher Weise. Den beiden Goncourts hat A. Claveau*) diesen Dienst erwiesen, indem er eine Stelle entdeckte, die in der That die beste Selbstcharakteristik enthält:

> Diese jungen Leute sind ungeduldigen Geistes, sie stürzen sich auf zeitraubende Arbeiten des Eigensinns, und anstatt sich strenger Geschichtsforschung zu befleißigen, ziehen sie es vor, kleinen Skandalgeschichten nachzujagen. Sie besitzen ein unruhiges Geplauder, das Überschäumen eines Souperweines, eine unersättliche Lebhaftigkeit, das Ungestüm der Launen, sie lassen sich von ihren eigenen Eingebungen haltlos hinreißen.

Diese Stelle kann auch als Stilprobe dienen. Auch die neue Ausgabe der „Frau" leidet an denselben Fehlern. Die Reihe von Skizzen giebt kein einheitliches Bild. Es fehlt jeder leitende Gedanke. Und doch erregen die Goncourts auch hier die Bewunderung jedes Unbefangenen durch die unermüdliche Ausdauer ihrer mikroskopischen Beobachtungen, durch die Sorgfalt, mit der sie die flüchtigsten Nebenumstände beachten. Sie wollen nun einmal nicht anders beobachten, wiewohl sie es sicher könnten; denn ihre geniale Kraft verleugnet sich auch trotz der verkehrten und undankbaren Methode keineswegs.

Die Französin des 18. Jahrhunderts ist, obwohl sie von ihren Vorgängerinnen des 17. geerbt und auf ihre Nachfolgerinnen des 19. vererbt hat, durchaus eigenartig. Unter Ludwig XIV. mögen ihre Zügel edel, unter Ludwig XV. geistreich, unter Ludwig XVI. rührend einfach sein, stets ist ihr die Welt eine Schaubühne; die Augen der Öffentlichkeit ruhen auf ihr, und am Ende spielt sie ihre Komödie mit so großer Natürlichkeit, daß sie gekünstelt erscheint, wenn sie zufällig wahr sein will. Ihre Lebensaufgabe ist schwer zu erfüllen; die Frau muß daher bei Zeiten anfangen zu lernen. So weit sie zu denken vermag, ist der Schein ihr Lebenszweck. Als kleines Mädchen schon lebt sie auf ihren Spaziergängen lediglich dem Anstand, die unschuldigste natürliche Freude, jedes sich Gehenlassen ist unangemessen. Ihre Mutter entzieht ihr jene Zeichen überwallender Zärtlichkeit als zu bürgerlich, zu gewöhnlich. Die Kleine wächst in einer öden, herzlosen Leere auf; ihre besseren Regungen bleiben unentwickelt. Das Leben klösterlicher Erziehung bringt trotz der Tanz- und Gesangstunden keine wesentliche Änderung in dem Einerlei hervor; die ganze Umgebung mit dem scheinbar religiösen und doch so weltlichen Charakter dient nur dazu, die Erziehung in demselben Sinne zu vollenden. Das Kloster verläßt sie nur, um das Haus eines Gatten zu betreten, den sie kaum anders gekannt hat, als wie er sich im Sprechsaal ihr zeigte, wo das eiserne Gitter sie trennte. Sie ist jung, sehr jung, oft nur zwölf oder dreizehn Jahre alt; die Ehe ist von den Eltern nach Rang und Vermögen geschlossen worden, und die junge Frau lernt bald genug, sich an die Sache zu halten und von der Person abzusehen. Sie findet übrigens Alles, was sie von ihrer Mutter als begehrenswerth hat kennen lernen, ein wohleingerichtetes Haus, Stellung in der Gesellschaft, Reichtum, Diamanten, prächtige Kleider. Sie repräsentirt, sie hat zu zeigen, was sie hierin zeitlebens gelernt hat. Wirkliche Liebe wäre allzu bürgerlich und daher äußerst lächerlich; sie wird ihr nicht geboten und sie empfindet sie nicht. Ausnahmen mögen vorgekommen sein, aber grade der Umstand, daß man in jener Gesellschaft fünf bis sechs Ausnahmsbeispiele anführen kann, spricht für die Regel. Lächerlicher noch als Liebe wäre höchstens Eifersucht: wahre Geistesbildung und Vorurtheilsfreiheit beweisen sich durch eine allgemeine Duldsamkeit. Die Ehe bringt ihr eine Art Freiheit, dem Manne, der sie vorher bereits besaß, läßt sie dieselbe.

---

*) E. et J. de Goncourt, la femme au dix-huitième siècle. Nouvelle éd., revue et augmentée. Paris, 1877. Charpentier.

**) Portraits intimes du dix-huitième siècle. Paris, 1855—57. Dentu. — Histoire de Marie-Antoinette. Paris, 1857. Didot.

*) Revue de l'instruction publique, 1858, 17 juin.

Ihr Tagewerk beginnt gegen elf Uhr, die erste Toilette, Musiciren, ein Spazierritt, Lektüre (der damaligen Tagesliteratur!) füllt die Zeit bis zum „Mittagessen". Es folgen abzustattende oder zu empfangende Besuche, Besorgungen und Spaziergänge im Tuileriengarten oder auf den Boulevards. Das gemeinsame Leben mit dem Manne besteht in einem gegenseitigen Sich-Meiden, was leicht genug ausführbar ist, da das high life neben ganz Paris noch Versailles umfaßt. Als größter Feind, zu dessen Bekämpfung bald das ganze Dasein verwendet wird, zeigt sich die Langeweile. Laune, nicht Liebe führt zu dem kalten, herzlosen Hausfreund; Laune trennt aber schnell genug wieder. Die Hoffnung, die Langeweile zu täuschen, ist trügerisch gewesen, und zwar auf beiden Seiten. Dauernder Liebestraum wäre gar zu lächerlich. Weder das Boudoir, noch der Salon kann diese tödtliche Langeweile bemeistern. Das Leben der Salons wird in dem Buche in köstlichen Bildern geschildert: Paris erscheint als ein zweites Athen, berufen, ganz Europa ein Vorbild für Lebensart und feinen Geschmack zu bieten. Es bleibt noch die Politik, Ministerrath und Empfangszimmer des Königs. Hier herrschen in der That die Frauen: sie beschließen über Krieg und Frieden, sie ernennen Bischöfe und Generäle; überall haben sie ihre Hände im Spiel; besonders ziehen sie dem Lande allerlei Unheil, wie Niederlagen auf dem Schlachtfeld und in der Diplomatie zu. Ihr politisches Genie (die Goncourts scheinen es widerstrebend zuzugestehen) besteht in echt weiblichem Eigensinn, der das Äußerste nicht scheut, um sich nicht — zu dementiren. Beschränktheit des Überblicks und vollständiger Mangel an objectiver Uneigennützigkeit in der Wahl der Personen ermöglichen ihnen nur das Erfinden von Ausflüchten, die im günstigsten Falle Zeit gewinnen. Überall zeigt sich dieselbe Unnatur: in Kleidung, Gang, Bewegung, Haltung, Gruß, Fächerspiel, Sprache; und all diese Unnatur war in ein System gebracht, dessen Beherrschung eine Art encyklopädischen Wissens erforderte! Hohlheit des Kopfes ging mit Leerheit des Herzens Hand in Hand. Von Sinn für Gerechtigkeit keine Spur! Die einflußreiche Frau jener Zeit droht jedem unbequemen Schriftsteller mit einer lettre de cachet. Und selbst die Frömmigkeit — denn auch sie kam schließlich in die Mode — ist kalt, äußerlich, inhaltslos. Die Französin jener Zeit, von deren Glanz wir uns gewöhnlich blenden lassen, verliert in dieser Anatomie, Physiologie und Pathologie, die die Gebrüder Goncourt von ihrem Herzen und Geist uns hier geben, unendlich, und auch eine deutsche Frau, die für ihr Geschlecht schwärmt und in der Emancipation ihr Ideal findet, kann beim Lesen des Buches wohl stutzig werden. B.

Boutkowsky: Dictionnaire numismatique.*)

Die Männer vom Fach, welche bisher zur Orientirung das Lexikon von Rasche (lex. rei nummariae) oder Banduri's „bibliotheca nummaria" oder Hirsch's „biblioth. numismatica" oder das neuere Werk Leitzmanns (desselben Titels) zu Rathe gezogen haben, werden nun fürderhin das unten angezeigte Werk eines bisher noch nicht bekannten Autors — nicht bloß anzumerken, sondern auch ihren Hülfsmitteln beizufügen haben, ein Werk, das nicht bloß aufopfernde Treue im Dienste der Wissenschaft, nicht bloß unermüdlicher Fleiß und seltene Genauigkeit, sondern auch allseitige Kenntniß der einschlägigen Disciplinen zu einem ebenbürtigen Rang mit den besten numismatischen Leistungen zu erheben berufen sind. Persönliche Verhältnisse sind sonst nicht dazu angethan, das Urtheil über die Leistungen der Gelehrten zu bestimmen; sie sollen und dürfen uns nicht über Mängel hinwegtäuschen oder unsere Indulgenz herausfordern; im vorliegenden Falle aber dürfen sie um so mehr unser Interesse wach rufen, als der Herr Verfasser diesen Verhältnissen jedenfalls einen guten Theil der Tüchtigkeit seiner Arbeit verdankt. Das Papier ist freilich geduldig, und rührende oder auch geharnischte Vorreden zu schreiben ist keine Heldenthat, so wenig als es Gewähr für die Berechtigung der Herren Verfasser zu solchem Auftreten bietet; das Vorwort jedoch, das uns im vorliegenden Werke geboten wird, liefert, so kurz es auch ist, durch den Ton, der auf den Zeilen wie zwischen denselben anklingt, eine moralische Garantie der Wahrheit, deren Eindruck wir uns nicht entziehen können. Der Verfasser erklärt nämlich kurzweg, daß er der Passion für die Numismatik sein ganzes Vermögen, seine Carriere, sein väterliches Erbgut geopfert habe und daß er für den Rest seines Lebens aller und jeder Genüsse beraubt und in einen Zustand zwischen Sein und Nichtsein versetzt sei. Aufgemuntert durch das Zureden des bekannten Numismatikers Cohen hat er seine letzten Mittel und seine Geduld an die Vollendung seines Werkes gesetzt und nach vierzehnjährigem unausgesetztem Sammeln und Verarbeiten es endlich zum Schluß geführt: es findet sich druckfertig, um in rasch aufeinander folgenden Lieferungen zu erscheinen, in den Händen der Verlagsbuchhandlung, deren nicht genug zu lobender Sorgfalt für die äußere Ausstattung auch ein Theil am Erfolg gebührt. Es versteht sich, daß der Verfasser zu seinem gewaltigen Unternehmen, dem 80 Druckbogen genügen sollen — so rechnet nämlich der Verleger — nicht bloß die gangbaren Werke eines Cohen, Millin, Mionnet, Riccio, Vaillant, de Saulcy, Sabatier u. A. benutzt, sondern sämmtliche, landläufige und seltene, öffentliche und private Kataloge berühmter und weniger berühmter Sammlungen zu Rath und Nutzen gezogen hat. Und, was bei französischen Werken nicht gerade häufig, die deutsche Literatur ist in erschöpfender Vollständigkeit beigezogen; wir finden z. B. p. 6 in einer Anmerkung, zur Orientirung über den Jupiter terminalis die Schriften von: Ambrosch (Studien und Andeutungen u. s. w.), Walz (de religione Roman. antiq.), Schwenck (Religion der Römer), Schwegler (Römische Geschichte). Der Sammelfleiß des Verfassers scheint sogar stellenweise über das Ziel hinauszuschießen, so wenn er — man sieht nicht recht, warum — auf p. 17 und 18 einen Überblick giebt über die „illustres contemporains de Pompée le Grand et de Jules César", wobei z. B. auch der berüchtigte (illustre?) Verres, der schamloseste aller Kunsträuber, figurirt. Aber in der That es geht uns, und gewiß auch andern Lesern, so, wie der Verfasser es in der Vorrede erwartet: „J'ose croire, que mes lecteurs n'auront pas le courage de me reprocher mes intentions et de les critiquer à outrance". Zudem hat ja der Verfasser dergleichen „Notices historiques sur les poètes, écrivains, architectes, peintres u. s. w." auf dem Titelblatt versprochen, und die Numismatik ist für solche Stoffe eine zu ergiebige Fundgrube, als daß man sie, ohne übermenschliche Selbstbeschränkung zu üben, völlig bei Seite lassen könnte. In einem Punkte dagegen hätten wir eine größere Ausdehnung gewünscht: in der Erklärung der Abbreviaturen. Nichts ist mehr geeignet, den Liebhaber einer Kunst oder Wissenschaft abzuschrecken, als wenn ihm das Verständniß derselben wie absichtlich erschwert wird. Warum denn nicht die Legenden da, wo sie wirkliche Schwierigkeiten bieten, durch ein-

*) Dictionnaire numismatique pour servir de guide aux amateurs experts et acheteurs des médailles Romaines impériales et Grecques coloniales par Alex. Boutkowsky. Leipzig, 1877. T. O. Weigel.

fache Ausfüllung der Abbreviaturen dem Verständniß der Dilettanten nahe bringen? Nicht Jeder hat sein „Lexicon abruptionum“ von Rasche bei der Hand um sofort nachzuschlagen. Hoffen wir, daß der Verfasser in seinen versprochenen „indices littéraires“ das Versäumte nachholen werde. Es gehört dies sogar — siehe Corpus inscriptionum lat. von Mommsen u. s. w. — in die Indices, und wir würden es auch hier als selbstverständlich ansehen, wenn der Titel (indices littéraires sur les peintres u. s. w.) es erwarten ließe. Wenn schon die Alten dies hinsichtlich der Inschriften für nöthig hielten (siehe Probus) und Neuere (Zaccaria, Corsinus u. A.) ex officio diese Disciplin als eine selbständige behandelten, so kann ein Werk, wie das vorliegende, ihrer schlechterdings nicht entraten. In der Mehrzahl der Fälle zwar ist die Entzifferung, respective Ergänzung der Legende unschwer und in einzelnen dubiosen Fällen hat der Verfasser im Texte ausführliche Commentare sich nicht reuen lassen (vgl. p. 10 und 11 über die Bedeutung des controversen SA L.) — aber das schwierige ist nicht immer controvers. Wie, wenn z. B. ein Dilettant auf den dem Andenken des Julius Cäsar gewidmeten Münzen Nr. 50 und 51, p. 27 — diese Denkmünzen, wenn schon von Trajan neu geprägt, stehen unter „Jules César“? — die Legende auf dem Revers IMP. CAES. TRAIAN. AUG. GER. DAC. P. P. REST. lesen würde: imperator Caesar Trajanus Germanicus Dacicus pater patriae restituit? oder pacem publicam restituit? oder pacem patriae restituit oder anders mögliche und unmögliche? vergleiche auch p. 51 am Ende.

In der ersten vorliegenden Lieferung sind die Denkmünzen des Pompejus und Julius Cäsar enthalten, und zwar geordnet nach dem Metall, Gold, Silber, Bronze (dies dürfte typothetisch besser hervorgehoben sein), bei Cäsar auch nach den Jahren, wo sie sich bestimmen ließen, wobei wir uns vergeblich abmühten, den Grund zu entdecken, weshalb bei gleichem Metall die Reihenfolge der Jahre keine streng chronologische ist, und, beispielsweise auf 42 v. Chr. das Jahr 44, oder gar auf 37 v. Chr. 44 (p. 35) folgen soll? Dergleichen wäre, scheint uns, im Vorwort denn doch zu berühren gewesen. Auch wie es sich mit den „médailles grecques coloniales“ des Titels verhalte, verdiente eine kurze Auskunft. Wenn man nämlich von solchen spricht, so versteht man gewöhnlich und zunächst darunter die der vorkaiserlichen Zeit, wie sie seit den dorischen Kolonien bis zum Tode Alexanders in den Münzstätten Siciliens, Großgriechenlands, Arcadiens, Macedoniens u. s. w. und so den Ruhm einer in Geist, Anmuth und idealem Reichthum wunderbaren Vollendung erlangten und noch unter den Ptolemäern die Leichtigkeit und Correctheit in den Umrissen beibehielten. Der Verfasser aber meint bloß die griechischen Kolonien unter der römischen Kaiserherrschaft, wobei man freilich fragen darf, warum er die des griechischen Mutterlandes ausgeschlossen hat? Die meisten sind allerdings in Asien geprägt worden, aber doch nur die meisten. Überhaupt aber vermissen wir eine kurze Einleitung, welche den wißbegierigen Leser und Liebhaber orientirt hätte über das Allernothwendigste zum Verständniß. Kenner wissen allerdings, daß die Münzfelder unter den römischen Kaisern mit Typen (Büsten der Herrscherfamilien und Scenen der kaiserlichen Regierung) und mit Aufschriften, lateinischen und griechischen, erfüllt, und deßhalb als politische Chronik unentbehrlich sind, daß dazu Medaillons als Schaustücke nebst den Wiederholungen älterer Kaisermünzen (nummi restituti) kommen, daß ein allgemeiner Verfall mit der Periode des Gallienus eintritt, als sogar die Münzen des Senats und der griechischen Städte verschwanden. Fern von uns sei es, dem Verfasser aus seiner Beschränkung auf das Eigentliche aber Wesentliche seiner Aufgabe einen Vorwurf machen zu wollen, aber gerade da er im Vorwort hofft, daß seine „notions succinctes“ denjenigen, welche die numismatische Wissenschaft nicht kennen, „vielleicht Lust dazu erwecken werden“, wäre eine solche Einleitung indicirt gewesen, und, wir wiederholen es, ein Index der Siglen und Abbreviaturen erscheint uns um so nothwendiger, als das vorzüglichste Geschäft der numismatischen Interpretation sich auf das richtige Verständniß seiner vieldeutigen und nicht selten räthselhaften Typen, dann auf die Auslegung der kompendiären, von einem Buchstaben bis zu mehreren Formeln fortschreitenden Aufschrift und der etymologischen Zeichen bezieht, wodurch erst ein zusammenhängender Überblick der städtischen und öffentlichen Verwaltung, der denkwürdigen Begebenheiten und des biographischen Stoffes erworben wird.

Dem vom Verleger beigegebenen Prospectus entnehmen wir noch, daß unter den römischen Denkmünzen dieses Werkes 40 neue und unter denen der griechischen Kolonien mehr als 2700 Exemplare sich befinden, welche in der großen Sammlung von Mionnet fehlen, und daß die gelehrtesten Numismatiker dem Verfasser die Schätze ihres Wissens und ihres Habens in reichem Maaß geöffnet haben. — Der Preis für die Lieferung ist, wenn wir sogar von der Arbeit des Verfassers ganz absehen und nur die vorzügliche typographische Ausstattung, überhaupt den ganzen äußeren Habitus des Werkes in's Auge fassen, ein überaus mäßiger (Fr. 1.50). Wir wünschen dem Unternehmen weiteste Verbreitung. J. M.

Ungarn.

Eine Ungarische Bibliographie.

Von der großen, auf zwölf Theile berechneten „Bibliographie ungarischer nationaler und internationaler Literatur, 1441—1876“, an welcher K. M. Kertbeny nun an dreißig Jahre arbeitet, liegt uns das erste Heft vor, welches „Die Übersetzungen aus dem Ungarischen in 17 Fremdsprachen“ behandelt. (Budapest, 1876, Tettey und Comp.) Das umfassende Werk ist, wie bemerkt, auf zwölf Hefte berechnet, deren Prospect der Verfasser in folgender Weise angiebt: 1. Die Übersetzungen aus dem Ungarischen. 2. Die fremden Literaturen über Ungarn. 3. Die Übersetzungen ins Ungarische. 4. Die ungarische poetische Literatur. 5. Die ungarische dramatische Literatur. 6. Unsere Romanliteratur. 7. Unsere Geschichtschreibung. 8. Völkerkunde, Geographie, Statistik, Bodenkunde u. s. w. 9. Philosophie, Ästhetik, Kunstgeschichte, Sprachwissenschaft. 10. Rechts- und Staatswissenschaft. 11. Unsere theologische Literatur aller Confessionen. 12. Vermischte Literatur (Landwirthschaft, Technologie, Medicin, Naturwissenschaft u. s. w.) Dies der Plan des Werkes, welches, nach der Erklärung des Verfassers, in der Handschrift vollendet vorliegt, und nur der günstigen (besonders in materieller Hinsicht günstigen) Umstände harrt, um vollständig ans Licht zu treten.

Vor Allem wollen wir nun constatiren, daß das Kertbeny'sche Unternehmen ein durchaus werthvolles, bedeutendes ist, welches jedweder Unterstützung — in moralischer wie in materieller Hinsicht — werth ist. Der Verfasser hat ganz Recht, wenn er sagt, eine Literatur ohne vollständige Bibliographie gleiche einem Vermögen ohne Inventar, oder einem Lande, worüber noch keine Landkarte existire. Die nachtheiligen Folgen dieses Mangels umfassender bibliographischer Werke liegen eben bei uns handgreiflich

zu Tage. In allem unserem Arbeiten und Schaffen fehlt es an Continuität, an Zusammenhang; — natürlich, denn die heutige Generation weiß oft nicht, was die vorhergehende geleistet hat, und macht sich an die Arbeit, ohne an die Wirksamkeit der Väter anzuknüpfen. Bei uns fängt jede Generation von vorne an; — ist es da ein Wunder, wenn wir so schwer vom Fleck kommen? . . . Und es ist uns gar nicht möglich zu erforschen, was unsere Vorgänger zu Stande gebracht, denn unsere Bibliotheken sind unvollständig und theilweise ungeordnet, unsere Literaturgeschichten lückenhaft, und bibliographische Arbeiten fehlen entweder vollständig, oder umfassen blos kleinere Gebiete und Zeiträume. Man erstaunt oft, wenn man unter altem Büchergerümpel der dreißiger oder vierziger Jahre herumwühlt, und hier originale und übersetzte Werke findet, von deren Existenz heute Niemand mehr weiß, Werke, welche auch heute noch Werth haben, und erneuert oder auch nur aus dem Schutt hervorgezogen zu werden verdienen. Doch wozu noch des Weiteren erläutern, was jeder weiß und jeder fühlt, der bei jedem Studium und bei jeder Arbeit gerne an das anknüpft, was auf dem betreffenden Gebiete bereits geleistet worden ist? Es ist hier eine Lücke in unserer Literatur vorhanden, welche — diesmal wahrhaftig ohne Redensarten! — eine tiefgefühlte genannt werden muß. Das vorliegende Werk beabsichtigt dieselbe auszufüllen. . . . .

Das erste Heft der Kertbeny'schen Bibliographie bringt ein Verzeichniß aller Übersetzungen aus dem Ungarischen in irgend eine Sprache. Auch hier finden wir eine Fülle neuen und unbekannten Materials, das zu interessanten und in mehr als in einer Hinsicht lehrreichen Betrachtungen anregen könnte. Das Heft weist im Ganzen 419 Werke auf; darunter sind 324 deutsche Übertragungen, 26 in anderen germanischen Sprachen (schwedisch, dänisch u. s. w.), 35 romanische und 27 slavische Übersetzungen. Das scheint ja recht viel, — ist aber im Grunde außerordentlich wenig. Fällt doch der Löwenantheil dieser Übertragungen dergestalt auf den Conto Jókai's und Petőfi's, daß man ohne Übertreibung sagen kann, die Welt wisse nur von diesen beiden ungarischen Dichtern; — was unsere Literatur außer denselben hervorgebracht, ist nicht hinausgedrungen über unsere Berge. Wir können dies um so getroster behaupten, da, wie Kertbeny an zahlreichen Stellen beweist, die meisten Übersetzungen anderer Werke entweder gar nicht nach Deutschland gelangt oder daselbst unbeachtet geblieben sind. Nun wird man unstreitig ohne Bedenken zugeben, daß Jókai und Petőfi würdige Repräsentanten unserer Literatur vor dem Auslande sind, — aber von unseren Bestrebungen und Leistungen auf dem Gesammtgebiete der Poesie geben sie doch keine richtige, geschweige eine umfassende Vorstellung. Auch die Schlüsse, welche das Ausland aus den Werken dieser beiden Dichter auf unsere nationale Eigenart und Bildung zieht, können nur einseitig sein. Wir dürfen demnach nicht darüber erstaunen, wenn man uns im Auslande auch heute noch nur als wilde Pußtensöhne betrachtet, welche eine sehr reiche, aber durchaus ungezügelte, undisciplinirte Phantasie besitzen. Aber sind dies wirklich die wesentlichen Eigenschaften unseres heutigen Nationalcharakters? und hat unsere Literatur wirklich blos diese zum Ausdruck gebracht? Diese Fragen dürfte wohl selbst derjenige nicht zu bejahen wagen, der das heutige Ungarn auch nur ganz oberflächlich kennt. . . .

Was nun das vorliegende erste Heft der Kertbeny'schen Bibliographie selbst anbelangt, so wird der Verfasser wohl selbst nicht meinen, daß dieselbe vollständig sei. Abgesehen von den zahllosen, zerstreut in Zeitschriften und anderweitigen Anthologien erschienenen Übersetzungen ungarischer Dichtungen, dürften auch die selbständig erschienenen Übersetzungen nicht vollständig angeführt sein. Uns selbst ist sofort bei flüchtiger Durchsicht manches aufgestoßen, was nicht aufgenommen ist, so z. B. Stiers verdienstvolle Übertragung eines Theiles der „Zrinyias" (1866) u. dgl. Aber diese Unvollständigkeit des aufgearbeiteten Materials ist unserer Ansicht nach ebenso wenig zu tadeln, als sie auf den ersten Wurf zu vermeiden war. Der Verfasser entbehrte aller Vorarbeiten und mußte den gesammten Stoff selbst herbeischaffen, — eine Arbeit, welche bei dem grandiosesten Fleiße und bei der größten Umsicht unmöglich sofort Alles zu erreichen vermag. Es wird nun Pflicht aller Mitstrebenden sein, das Kertbeny'sche Buch zur Grundlage und zum Ausgangspunkte ihrer Forschungen zu machen und das in demselben katalogisirte Material fortwährend zu ergänzen und zu vervollständigen.

Der Verfasser begnügt sich aber nicht mit der Aufzählung der einzelnen Werke; — er fügt denselben stellenweise auch historische und kritische Bemerkungen bei, welche freilich zuweilen etwas eigenthümlicher Art sind. Am meisten billigen wir seine Urtheile über die landläufigen Übersetzungen unserer Dichter (besonders Petőfi's). Hier ist Kertbeny auch seinen eigenen Erstlingsarbeiten gegenüber sehr streng. So nennt er seine Übersetzung ungarischer Volkslieder (1851) „lächerlich gegenüber den Originalen, haarsträubend mit Bezug auf deutsche Prosodie", betont bei seiner Übertragung von Arany's erzählenden Dichtungen (1851) das „holprige Metrum", und charakterisirt seine erste Übersetzung Petőfi's (1849) als „gegenüber dem Original fehlerhaft, in deutscher Prosodie haarsträubend, schülerhaft." Am Schlusse sagt er dann bezüglich seiner ersten Übertragungen im Allgemeinen, er habe bitteres Lehrgeld bezahlt, bis er zu der Einsicht gekommen sei, man müsse bei einer deutschen Übersetzung vor Allem ein „deutsches Gedicht" liefern, woran er die Mahnung knüpft, die Übersetzer sollten im Interesse ihrer Werke stets nicht den national-ungarischen, sondern den Geschmack jenes Volkes vor Augen halten, in dessen Sprache sie übersetzen.

Das strenge Urtheil über sich selbst berechtigt ihn auch zu eben so rückhaltloser Beurtheilung anderer Übersetzer. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er sich in dieser Richtung weder durch Sympathien noch durch anderweitige Rücksichten leiten läßt und Lob und Tadel wirklich nach Verdienst spendet. So lobt er z. B. und mit Recht, als sehr gelungen die Übertragungen Aranys und Petőfis durch Adolf Dux und nennt die Übersetzung Petőfi's von Th. Opitz mit eben solchem Recht eine „unerhörte Verhunzung", bei der man wirklich nicht weiß, ob der ungarische Dichter oder die deutsche Sprache ärger maltraitirt sind.

Interessant sind auch einzelne Urtheile ausländischer Capacitäten über einzelne Werke unserer Literatur, welche Kertbeny mittheilt, — obwohl hier Einzelnes aus Freundschaft für den Übersetzer so warm gesagt sein mag, denn diese Urtheile sind großentheils an Kertbeny selbst gerichteten Briefen entnommen. Trotzdem sind sie von großem Interesse und verdienen wohl in weiteren Kreisen gekannt zu sein. Hier nur einige Beispiele. So sagt Charles Sealsfield, gewiß ein vor Vielen berufener Kritiker, über Jókai's „Ungarischen Nabob": „Das ist ein eigenthümliches Buch, ein köstliches, wirklich charakteristisch magyarisches, mit Lichtblitzen, wie sie selten in der Romanliteratur auftauchen. In dieser Nation ist ja Feuer und Flamme, einen halben Welttheil zu entzünden!"

Adolf Strodtmann findet in Jókais „Humoristischen Erzählungen" unter Anderem „Originalität der Erfindung und Composition, Menschen-, Welt- und Bücherkenntniß; Schärfe und Freiheit der Charakteristik, fesselnde Darstellung, pikante Sprache."

und Franz Wallner schreibt aus Rom: „Wäre Jókai in Frankreich oder England geboren, sein Name gehörte zu den gefeiertsten in Europa. Ich kenne alle Novellen dieses Schriftstellers von Gottes Gnaden, soweit sie durch Übersetzungen dem Nicht-Ungar zugänglich sind, und ich erfreue mich stets an den Schöpfungen dieses tüchtigen Mannes. Seine Natur- und Charakterschilderungen, der geistreiche, witzig-satirische Dialog, der seine Werke durchweht, fesseln mich stets auf unglaubliche Weise von der ersten bis zur letzten Seite. Wer ihn noch nicht kennt, möge trachten, ihn durch seine Arbeiten kennen zu lernen, und er wird mir danken. Ich aber drücke dem Dichter aus weiter Ferne die Hand für den Genuß, den mir seine letzte Arbeit („Arme Reiche") im fremden Lande gewährt. Eljen Jókai!" Die „Blätter für literarische Unterhaltung" nennen seinen Roman „Wie man Frau wird" einen „Fürsten unter den Romanen" und sagen von seinem „Goldmensch" unter Anderem: „Das ist lautere Offenbarung eines legitimen Dichtergeistes, ein Werk aus einem Gusse, tadellos im architektonischen Aufbau der Handlung, originell und von seltener psychologischer Tiefe zeugend in der Charakteristik, wie von poetischer Begeisterung getragen in den unvergleichlichen Naturschilderungen; diese letzteren gehören zu dem Schönsten was die Poesie unserer Tage geschaffen." . . . Doch wozu fortfahren? Jókai und immer wieder Jókai, und stets volle Anerkennung und Bewunderung! Und wer sich heute in Deutschland umsieht, der wird erfahren, daß Jókai nicht blos von der Kritik sehr gelobt wird, — nein, daß er auch ein sehr großes, täglich wachsendes Publikum hat, welches seine Werke mit Genuß liest und dieselben dem Besten zugesellt, was die moderne Romanliteratur hervorgebracht hat.

Ebenso zahlreich und begeistert sind natürlich die Urtheile über Petöfi, der heute bereits in allen Ländern des Auslands, besonders aber in Deutschland, zu den anerkanntesten Dichtern der Gegenwart gezählt wird. Kertbeny theilt Urtheile von H. Heine, Alexander von Humboldt, Ludw. Uhland, von Varnhagen von Ense, Friedr. Bodenstedt, Anast. Grün, Ferd. Freiligrath, König Oskar von Schweden und vielen Anderen mit, — Urtheile, welche alle, trotz der überaus großen Mangelhaftigkeit der ersten Übersetzungen, aus welchen sie den Dichter kennen gelernt, überströmen von Anerkennung und Begeisterung. . . . . Aber freilich, wie bemerkt, Petöfi und Jókai, und Jókai und Petöfi, — und damit ist für das Ausland unsere poetische Literatur so ziemlich erschöpft! Alles, was sonst übersetzt wurde, ist oft gar nicht beachtet und bei weitem nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Und doch besitzt die ungarische Literatur auf dem Gebiete der erzählenden Poesie und der Romandichtung noch Manches, womit wir uns auch jenseits unserer Gränzen sehen lassen dürfen. Wir haben wahrlich noch viel zu thun, wenn wir dem Auslande ein auch nur annähernd richtiges Bild von unserer poetischen Literatur verschaffen wollen! . . .

Der Aufzählung der Übertragungen folgt in unserem Hefte ein Namensregister der Verfasser und Übersetzer, welches leider recht mangelhaft und an bedeutenden Irrthümern ziemlich reich ist. Wir wollen davon nur einige hervorheben. So ist Ludw. Haynald längst nicht mehr „Bischof von Siebenbürgen" und Mich. Horváth war gar nie „Vorleser der Königin"; Sig. Keménv starb nicht „bei Pest", sondern in Siebenbürgen; Emer. Madách ist wohl als „berühmter Redner" recht unzutreffend charakterisirt; Salzburg ist nicht in Oberösterreich und Szalays Geschichte ist sechs, nicht vier Bände stark; Széchenyi schrieb seinen Namen nicht mit dieser Orthographie und Télfy war nicht „fünfmal Rektor", sondern ebenso oft Dekan der philosophischen Fakultät. Von Hugo Meltzl heißt es: „Professor in Hermannstadt, jetzt Freiwilliger", — beides ist unrichtig, das letztere überdies sehr unwesentlich u. s. w. u. s. w. Auch sind die Daten, welche der Verf. mittheilt, oft ganz werthlos. Was soll man sich denken, wenn es von einem Ant. Csengery heißt: „Mitglied der Gesellschaft der Naturforscher" und ebenso von P. Gönczy: „Mitglied der zoologischen und naturwissenschaftlichen Gesellschaften",! oder wenn Lisnyay als „zierliche Mignonfigur" charakterisirt wird?... Endlich stilisirt Kertbeny zuweilen in ganz merkwürdiger Weise. Von Csengery heißt es: „Geistreicher Essayist, übersetzte er nicht minder Macaulays Geschichte Englands"; von Deák, er sei ohne Vermögen gestorben, „da selbst ein König zu arm war, solch einem Patrioten was zu schenken"; von Nordau, daß er „Spanien bereiste und dabei Jókai während dessen Berliner Aufenthalt besuchte"; u. s. w. u. s. w. Wir erwähnen dieser Kleinigkeiten, um dem Verfasser zu zeigen, welch ein Interesse wir seinem Werke entgegenbringen und welchen Werth wir demselben beilegen. Wie wichtig auch in solchen Kleinigkeiten die größte Pünktlichkeit und Correctheit ist, betont unter Anderem auch Jókai in einem Briefe an Kertbeny, in dem es heißt: „Ihren Übersetzungen aus dem Ungarischen kann die Virtuosität nicht abgesprochen werden. Aber ein einziges Wort, das im Lexikon nachzusehen Sie zu faul gewesen sind, und wofür Sie etwas Anderes substituirten, genügt dazu, um bei unserem austrohungarischen Publikum eine Übersetzung verrufen zu machen." Und was von Übersetzungen, gilt noch mehr von Originalarbeiten, besonders von bibliographischen, deren wesentlichster Werth gerade auf der Vollständigkeit und Pünktlichkeit ihrer Angaben beruht.

Am Schlusse des Heftes folgt noch ein warm empfundenes und geschriebenes Nachwort, in welchem der Verfasser Alles entwickelt, was er bezüglich unseres literarischen Verhältnisses zum Auslande auf dem Herzen hat. Daß er hier seine eigenen Verdienste so entschieden betont und in den Vordergrund stellt, mag auf den ersten Blick befremden und unangenehm berühren; — man hat ihm diese selbstbewußte Sprache auch wiederholt übel genommen und, wie uns scheint, falsch gedeutet; — denn Jedermann, der das vorliegende Heft durchblättert und auf jeder Seite desselben oft zehn- und zwanzigmal den Namen Kertbeny findet und überall auf Spuren des Mannes stößt, der für die Verbreitung und Bekanntmachung unserer Literatur in selbständigen Werken und in Zeitschriften, im brieflichen und persönlichen Verkehr, mit Opfern aller Art bemüht war, ohne irgend einen materiellen und wahrlich nicht eben viel moralischen Lohn seiner Mühen gefunden zu haben, — der wird das selbstbewußte Auftreten unseres Verfassers berechtigt oder doch erklärlich finden, und dies um so mehr, da Kertbeny ganz offen und ehrlich zugiebt, daß er sich in seiner Wirksamkeit viele Fehler und Irrthümer habe zu Schulden kommen lassen. Er hält nun seine Arbeit für abgeschlossen und erwartet, daß jüngere Kräfte in seine Fußstapfen treten werden.

Was er sonst im Interesse unserer Literatur in ihrem Verhältnisse zum Auslande für nothwendig erachtet, faßt er in folgende Punkte zusammen:

Bei Übersetzungen, dies betont er zunächst, ist der Geschmack des Auslandes, nicht der unsrige maßgebend. Dies gilt sowohl bezüglich der Wahl der Werke, deren Übersetzung man in Angriff nimmt, als auch bezüglich der Übersetzung selbst. Die letztere muß formell tadellos sein, nie sklavische Treue erzwecken und überdies stets mit allem nöthigen Erläuterungs-Material versehen sein. Diese Auffassung des Verfassers ist vollständig richtig, - wie sie ja auch nicht bloß bezüglich der Übersetzungen aus

dem Ungarischen gilt. Er selbst bedauert es aufs Lebhafteste, daß er erst spät zu dieser Anschauung gelangt ist, nachdem er viel Fleiß und Mühe auf Arbeiten verwendet hat, deren Werthlosigkeit und Verfehltheit er nun ohne Bedenken zugiebt.

Man muß ferner bei der Wahl der Werke, welche man übersetzen will, mit richtigem Takte und äußerst vorsichtig vorgehen. So nennt es der Verfasser, um seine diesbezügliche Forderung an einem Beispiele zu erläutern, für verfehlt, daß man den „Dorfnotär" von Eötvös übersetzt hat, denn dieser Roman ist in der ungarischen Literatur lediglich als durch die Umstände motivirter und verständlicher Tendenzroman von Bedeutung, — das Ausland dagegen schöpft zuweilen heute noch (und that es früher öfters) aus diesem Werke seine Argumente für die Anschauung, daß die ungarische Nation brutal, tyrannisch und betvarisch ist. Diese Bemerkung ist gewiß nicht ohne Berechtigung und verdient Beachtung. Was den „Dorfnotär" anbelangt, so ist derselbe allerdings — unbeschadet mancher Vorzüge anderer Art — ein Tendenzroman und zwar nicht von bester Art, insofern er eine Fülle von krankhaften Zügen zusammenhäuft, welche, in ein Bild zusammengetragen, doch nur eine Caricatur ergeben. Mit Recht erinnerte Franz Deák bezüglich dieses Romans an jene Werke über Thierarzneikunde, deren Titelblatt der Umriß eines Thieres schmückt, in dessen einzelne Theile und Glieder die betreffenden Krankheiten eingezeichnet sind. Wo in aller Welt giebt es aber ein Thier, das an allen Krankheiten, die dasselbe überhaupt treffen können, zu derselben Zeit litte?

Endlich hält Kertbeny die Gründung eines deutschen Unternehmens für nothwendig, welches das Ausland von Allem unterrichte, was in Ungarn auf dem Gebiete des geistigen Lebens geleistet wird. Aurel Dessewffy hielt ein solches Organ schon im Jahre 1842 für nothwendig und Stef. Széchenyi warf diese Frage in den Jahren 1845 und 1858 wiederholt auf. Auch Franz Deák betonte bei verschiedenen Gelegenheiten die Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit eines solchen Organes und forderte bereits im Jahre 1846 Kertbeny auf, ein Unternehmen dieser Art ins Leben zu rufen. Was damals nicht möglich war, was dem Verfasser bei der Abfassung dieses Heftes noch ein frommer Wunsch schien, ist bekanntlich seitdem in den rüstig fortschreitenden „Literarischen Berichten aus Ungarn" zur erfreulichen Wahrheit geworden. . . .

Der Verfasser arbeitet indeß an seiner Bibliographie fleißig weiter und hat auch bereits den zweiten Band, „Deutsche Inkunabeln, Ungarn betreffend", nahezu vollendet. Da er die Güte hatte, mir die Aushängebogen (bisher 25) desselben zuzusenden, werde ich demnächst in der Lage sein, auch über diesen Theil des allgemeinster Beachtung würdigen Werkes zu berichten.

Budapest. Prof. Dr. Gustav Heinrich.

Nord-Amerika.

Frau Sarah A. Dorsey: Panola.

Frau Dorsey, die Verfasser der Novelle Panola, ist eine der reichsten Pflanzerinnen im Süden. Sie wohnt in Elkridge, im Kirchspiel Tensas in Louisiana, nur wenige Meilen vom Mexikanischen Meerbusen entfernt, in einer der prachtvollsten Villen ihres Staates. In diesem Augenblick, so sagt man mir, hält sich Herr Jefferson Davis, der ehemalige Präsident der Rebellenrepublik, bei ihr auf, um, von südlicher Pracht und Eleganz umgeben, seine Memoiren zu schreiben. Der Mann ist so gränzenlos eitel, daß er wohl glaubt, nur in so glänzender Umgebung könne das Denkmal, das er seinem eigenen Ruhm zu setzen vermeint, seiner würdig zu Stande kommen.

Frau Dorsey ist eine von den südlichen Damen, denen ihre Eltern als Beigabe zu ungeheurem Reichthum eine Alles überragende, brillante Erziehung geben zu müssen glaubten. Sie hat in heimischen Damenschulen an allem was man zwischen Himmel und Erde Wissenschaft und Kunst nennt, genippt, hat auch wohl im Ausland an der Literatur fremder Völker genascht und besitzt gedächtnißmäßig einen ziemlichen Haufen von gelehrtem Flitterwerk, oberflächlichen Sprachkenntnissen und Stichworten aus allen geistigen und Salon-Gebieten. Sie hat allerlei Curiosa aus fremden Literaturen für amerikanische Zeitschriften ins Englische übersetzt und der Zufall hat mir gerade in dem Augenblick, da ich diesen Bericht niederschreibe, ein Manuscript von ihr zur Durchsicht vor dem Abdruck in die Hände gespielt — eine Übersetzung der „Hymnen an die Nacht von Novalis" — aus der ich leider entnahm, daß ihr Verständniß sowohl der deutschen Sprache als auch dieser Gattung von Poesie äußerst mangelhaft ist. Denn gleich in der ersten Hymne übersetzt sie die folgende Stelle: „(. . . wie Abendnebel nach der Sonne Untergang.) In anderen Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?" wahrhaft schnurrig unwissend also: „In other dwellings happy cloistered men put out their home lights. Shall they not come soon to their little ones, who wait for them in innocent trusting faith?" Die durch elegante Faxen und Ausstopfen ihres Gedächtnisses mit allem erdenklichen literarischen Wust versteifte Seele unserer südländischen Prinzessin kann die konsequente Personificirung des Lichts und der Nacht nicht lange vertragen; sie bezieht daher den ganzen Satz, völlig gegen den Sinn des deutschen Dichters, auf glückliche Familienväter, von denen sie erwartet, daß sie recht bald zu ihren Kleinen zurückkehren werden. Prosa und zwar Kinderstubenprosa statt der mystisch überschwänglichen Dichtersprache des deutschen Sehers!

So ist's mit ihrem Deutsch bestellt. Frau Dorsey weiß überhaupt Alles und Jedes wie man es in amerikanischen Ladies-Seminarien und in für diese geschriebenen Büchern lernt. Darin steht wohl auch beiläufig einmal etwas vom Esprit Gaulois. So sagt sie denn, in der Novelle, über welche ich hier Bericht erstatte, „der Garten eines Arztes von creolischer Abkunft trage den Stempel des Esprit Gaulois in allen seinen Linien." Auch das Wort Chauvinismus mag in ihren Büchern einmal als etwas echt französisches angeführt sein. Ohne Ahnung davon, was es eigentlich bedeutet, schreibt sie erstlich „chauvimisme" und dann hält sie die martialische Affenliebe der Franzosen für die Bonapartes aller Wahrscheinlichkeit nach für irgend eine Boudoir-Eigenschaft französischer Modedamen — denn sie sagt von einer ihrer Heldinnen, deren Vater ein Grieche und deren Mutter eine Französin war, „daß sie mit griechischer Feinheit den leichten, quecksilbernen Chauvinismus im Charakter ihrer französischen Mutter verbunden habe." Sie spricht von einem vieil diablo, sagt alle französischen Accente falsch — kurz „she knows some french," möchte sich aber anstellen, als wenn sie es „thoroughly" verstände.

Sie hat auch in naturwissenschaftliche Bücher geguckt, und wenn sie recht artig von den „aristokratischen Tagdieben," den Schmetterlingen spricht, „die in Gold- und Silberstoffe gekleidet

nichts anderes zu thun haben, als sich die Zeit mit schönen Blumen zu vertreiben", so nennt sie gleich ein ganzes Dutzend Tagfalter, und selbst in Parenthese ihre lateinischen Namen hinzu. So thut sie's auch mit den Vögeln und Sträuchern und Blumen, so daß Dichtung und Compendium, in der allerpedantischsten Weise mit einander verquickt erscheinen.

Diesen Unarten und Verschleierungen der Unwissenheit südlicher Schriftstellerinnen durch pedantisches Einflicken von alten Schulphrasen könnte gesteuert werden, wenn es diesen Damen gegenüber so etwas wie auch nur einen Schatten von Kritik gäbe. Literarischen Kritikern aus dem Norden würden diese Exrebellen-Blaustrümpfe keinen Glauben schenken. Sie würden ihre Nasen rümpfen und von gemeinen, neidisch-boshaften Yankees sprechen, die selbst fein gebildeten Damen gegenüber ihren Haß gegen den Süden nicht bemeistern können. Um sich diesem Vorwurf nicht auszusetzen, schweigen die nördlichen Kritiker; „they feel some delicacy about it"! Von Kritik der Schriften einer südlichen Dame in den Südstaaten selbst kann schon gar keine Rede sein. Eine südliche Dame steht so hoch über dem ganzen Menschengeschlecht, daß an ihrer Unfehlbarkeit auch nur den leisesten Zweifel zu äußern für „a want of courtesy and chivalry" gilt. Ehe sich der Südländer einem solchen Vorwurfe aussetzt, läßt er lieber Kunst und Wissenschaft als Füllsel für Zuckerplümes verwenden. Eine südliche Novellistin kann man anbeten und sich vor ihr in den Staub werfen — kritisiren kann man sie nicht. Im Lande wo der Zucker wächst, ist Alles, was die Frauen berührt, die lautere Süßigkeit. Sweet ist ihre Stimme; sweet ihr Lächeln; sweet ihr Gang; sweet ihre ganze Erscheinung; sweet was sie essen und trinken; sweet ihr Athem und sweet was sie dichten und schreiben. Dagegen keine Spur von Anmuth, Liebe zur Wahrheit und echten, ungemachten Empfindungen. Alles aufs Aufsehen — sensation — berechnet, und weiter nichts; alles conventionell; alles von glatten Formen und versteiften, theatralischen Empfindungen.

Und so ist auch diese Panola. Zwei Liebespaare sind die Hauptfiguren; das eine Paar liebt sich mit wirklicher Liebe, wie sie die abgegriffene Seele einer südländischen Bella aus anderen Sensationsromanen zu componiren versteht. Der Liebhaber ist ein junger Arzt, dessen Beine seit vielen Jahren gelähmt sind, so daß er beständig in einem Rollstuhle liegen muß, — die Geliebte ist eine Halbblut-Indianerin, die sich später, als sie in Folge des Rebellionskrieges verarmt war, plötzlich als die erste Violinvirtuosin der Welt ausweist. Das zweite Liebespaar besteht aus zwei routinirten Welt- und Salon-Geschöpfen, deren Wesen genau nach der amerikanischen Schablone aus Geringschätzung jedes höheren Strebens, aus Coquetterie, Putzsucht und fashionabeln Bagatellen zusammengesetzt ist. Alle sind mit einander verwandt, wodurch eine unerträgliche Mischung von Vertraulichkeit und conventioneller Marotten entsteht. Nun hinterläßt ein Onkel dem gichtbrüchigen Liebhaber ein Vermögen von drei Millionen Dollars unter der Bedingung, daß er sich verheiratet, was zur Folge hat, daß die Lähmung seiner Beine durch einen rush of vitality verschwindet, sobald die Liebe Panola's in helle Flammen ausbricht. Natika, die andere Liebhaberin, coquettirt mit allen Männern, hält aber Victor beständig an ihren Siegeswagen gebunden. Sie geht nach Paris — Victor folgt ihr — sie heiratet ihn ohne ihn zu lieben. Bald wird ein Kind geboren, und der Vater stirbt an der Schwindsucht, das Kind auch. Panola, in welche Victor auch verliebt war, pflegt ihn auf seinem Todesbett auf einem ihrer Triumphzüge durch Europa. Dazwischen kommt eine giftmischerische Tante vor, der am Ende ein Cherokee-Indianer zur Wiedervergeltung ihrer Unthaten auf seinem Knie das Genick abbricht. Heiraten, Ehescheidung, das Debût einer Künstlerin, Wunder durch die Kraft der Leidenschaft, Indianer-Gift und Indianer-Rache, — alles purzelt aufs prosaischste durcheinander, bis das Buch zu Ende ist und auch nicht eine einzige echte Empfindung oder das Begreifen des Zweckes eines solchen Machwerks und der Stelle, die es denkbarer Weise in der Literatur einnehmen könnte, übrig geblieben ist.

Um Selbstzweck zu sein, müßte das Buch dichterischen Werth und eine gewisse Einheit im Gedankengang aufweisen. Keine Spur davon. Um sittlichen Werth zu haben, müßten sich wirkliche Conflicte in edler Weise lösten. Nichts dergleichen. So willkürlich die Verknüpfungen sind, so willkürlich sind auch die Krisen und Lösungen. Und außerdem ist gezierte, gespreizte Prosa in so prätentiöser Weise für poetische Diction ausgegeben, daß man mitten unter all den forcirten Ereignissen vor Langeweile vergehen möchte. In einem einzigen Capitel von irgend einem von Hawthornes Novellen ist mehr Dichtung und Wahrheit, als in der gesammten Novellenliteratur dieser südlichen Ladies. Wir sind eben sehr krank im Süden. Unsere ganze partikularistische Romantik ist uns auf die Haut geschlagen und in unsere Damentoiletten gefahren. Im Inneren ist das Feuer der Liebe erloschen und nur „flirtation" und Hochzeit sind neben den unromantischen Leidenschaften des Neides und der Coquetterie übrig geblieben. Wir müssen übertreiben, denn für echte, einfältige Stimmungen kennen wir die Farben nicht mehr.

So ist auch Panola — eine pathologische Erscheinung. Ich habe gerade diese Novelle zur Besprechung gewählt, weil sie die neueste dieses Schlages ist und weil sie durch die hervorragende Stellung ihrer Verfasserin beweist, wie festgekeilt die südliche Novellistik in diese Richtung ist und wie gering die Hoffnung, aus ihr erlöst zu werden. C. L. Bernays.

Afrika.

Sudanesische Thierfabeln.

Herr Ernst Marno, ein Oesterreicher, der in den Jahren 1874 bis 1876 an den Feld- und Forschungszügen theilgenommen, mittels deren Oberst Gordon das Reich des Khedive tief in den Sudan und in das Äquatorialgebiet des schwarzen Continents ausgedehnt hat, veröffentlicht soeben im Verlag von Alfred Hölder in Wien einen mit Tafeln, Text-Illustrationen und Karten ausgestatteten Bericht über seine an Mühen, Entbehrungen und Gefahren reichen Reisen im Innern von Afrika.*) Der Erzählung seiner Erlebnisse ist ein Anhang beigefügt, in welchem die wissenschaftliche Ausbeute seiner Wanderungen für die Geographie, Meteorologie, Astronomie, Anthropologie und Linguistik in sorgfältigen Beobachtungen zusammengestellt ist. Inwieweit die Erforschung Inner-Afrikas durch die Reisen des Herrn Marno gefördert worden ist, und welche Bereicherungen die immer stattlicher anwachsende deutsche Literatur der afrikanischen Entdeckungsreisen durch das vorliegende Werk erfährt, müssen wir der Prüfung und Würdigung der Fachjournale überlassen. Dagegen werden sich auch die Leser dieser Blätter dem Verfasser zu Dank

*) Ernst Marno, Reise in der Ägyptischen Äquatorial-Provinz und in Kordofan. Mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien, 1878.

dafür verpflichtet halten, daß er seine Wanderungen im Sudan dazu benutzt hat, eine Anzahl von Thierfabeln, die im ganzen weiten Gebiet der ägyptischen Äquatorialprovinz verbreitet sind, und denen mit gleicher Spannung wie den arabischen Märchen gelauscht wird, an Ort und Stelle zu sammeln. Sie behandeln sämmtlich die Schlauheit und die Tücke eines nahen Anverwandten von Meister Reinecke, des Schakals, der unter dem Namen Abu 'l Hossein auftritt, und sowohl durch seine Abstammung als durch seinen Charakter den Zusammenhang, in welchem diese Fabeln des Sudan mit der Thiersage des indogermanischen Sprachstammes stehen, auf das Unzweideutigste bekundet. — Bei der Seltenheit von Zeugnissen aus dem Geistesleben des innern Afrika wird es nicht unerwünscht sein, wenn im Nachstehenden dem Marnoschen Werke eine durch ihr Colorit besonders bezeichnende Probe dieser sudanesischen Thierfabeln entlehnt wird.

Abu 'l Hossein und das Krokodil.

Ein großes Krokodil hatte sich im Flusse diejenige Stelle ausersehen, wo Menschen und Thiere zur Tränke kommen mußten, und lauerte hier auf Raub. Als die Thiere das sahen, gaben sie den Platz auf und wanderten nach einem entfernten zur Tränke. Abu 'l Hossein jedoch wollte sich diese Mühe nicht machen, er nahm aus dem Dickicht des Ufers ein langes Rohr, setzte sich damit auf einen über den Wasserspiegel ragenden Baum und trank auf diese Art behaglich und gefahrlos, so oft er durstig war. Das Krokodil, welches dies bemerkte, ärgerte sich sehr darüber und bat die Ameise, sie möchte, sobald Abu 'l Hossein wieder trinke, ihn in den Hintern beißen. Als nun Abu 'l Hossein das nächste Mal am Baume saß und aus seinem Rohr trank, biß ihn die Ameise tüchtig. Abu 'l Hossein fährt darüber zusammen, läßt das Rohr fallen, um sich zu kratzen, fällt aber dabei ins Wasser, wo ihn das lauernde Krokodil packt. „Nun habe ich Dich einmal", sagte Dieses, „heute ist's aus mit Dir." „Was willst Du mit mir machen?" frug Abu 'l Hossein, „mein Fleisch ist so hart und zähe, daß Du es unzubereitet gar nicht genießen kannst." „Gut", sagte das Krokodil, „so werde ich Dich braten." Damit faßte es Abu 'l Hossein und gab ihn seiner alten blinden Großmutter. Diese sollte den Abu 'l Hossein braten; die Pfote, an welcher sie ihn hielt, sollte ihr, das Übrige dem Krokodil gehören, welches fortging um Feuer zu bringen. Abu 'l Hossein in seiner großen Noth sah ein Stück Holz den Fluß herabschwimmen, ergriff dies mit der einen freien Pfote und sagte zur alten blinden Krokodil-Großmutter indem er ihr das Stück Holz hinhielt: „Fasse mich hier am Kopfe, sonst komme ich Dir aus!" Die Alte ergriff das ihr hingereichte Stück Holz und ließ Abu 'l Hossein aus, welcher so schnell als er konnte das Weite suchte. „Was hältst Du denn das Stück Holz in der Hand und wo hast Du den Abu 'l Hossein", sprach das Krokodil, als es mit dem Feuer zurückkam. Die Alte wollte es Anfangs gar nicht glauben, daß sie ein Stück Holz in der Hand hielt und meinte, das Krokodil spräche nur so, um ihr den zugesagten Antheil nicht geben zu müssen. Sie schalt das Krokodil, dieses schimpfte wieder zurück, bis Beide recht ergrimmt auf einander waren. Das Krokodil ging schließlich auf das Land hinaus, um Abu 'l Hossein zu verfolgen. Hierbei entfernte es sich jedoch in seiner Wuth immer weiter vom Flusse, bis es von der ungewohnten Bewegung auf dem heißen Boden, vor Hitze, Durst und Hunger ganz ermattet in der Steppe liegen blieb und dem Verschmachten nahe war.

Da kam ein Mann mit einem Kameel daher, sah das halbtodte Krokodil und war sehr verwundert, als er sich von ihm angesprochen hörte: „Sei so gut und bringe mich wieder zum Flusse; ich schwöre Dir, einem Wesen von Adams Geschlechte nie mehr etwas zu Leide zu thun", sprach das Krokodil mit schwacher Stimme. Der Mann erbarmte sich seiner, lud es gebunden auf sein Kameel und brachte es zum Flusse. „Soll ich Dich hier auslassen?" frug er es am Ufer. „Bringe mich in das Wasser, wo es tief ist", erwiderte das Krokodil, und der Mann brachte es ins tiefe Wasser, band es los und ließ es frei. Aber das Krokodil hielt nun den Mann fest und sprach: „So, jetzt behalte ich Dich, oder Du giebst mir Dein Kameel." „Aber Du hast ja versprochen, nie mehr einem Menschen etwas zu Leide zu thun", erwiederte der Mann. „Ja", sagte das Krokodil, „ich bin aber heute sehr hungrig, es nützt nichts, entweder Du oder Dein Kameel". Da kam die Hyäne am Flusse vorbei und wurde von Beiden angerufen, sie möchte den Streit entscheiden. Die Hyäne wollte sich weder mit dem Menschen, noch mit dem Krokodil verfeinden. Um aber zu bewirken, daß der Erstere entkomme, sagte sie zu dem Krokodil: „Wenn Du einen Menschen gefangen hast, so friß ihn ja nicht im Wasser, sondern bringe ihn ans Land ins Trockne, denn er verdirbt Dir sonst den Magen". Zufällig kam Abu 'l Hossein des Weges gewandelt, die Hyäne erzählte ihm die Geschichte und frug, was zu machen sei. Das Krokodil aber und der Mensch riefen Abu 'l Hossein als Schiedsrichter an. Abu 'l Hossein rief ihnen zu: „Ich höre schlecht, kommt Beide heraus aufs Land, damit ich Euch verhören und verstehen kann." Der Mensch und das Krokodil kamen nun ans Land und Abu 'l Hossein frug den Menschen, wie sich die Geschichte ereignet habe, welche jener auch erzählte.

„Wahrscheinlich hast Du das Krokodil zu fest gebunden, ihm wehe gethan und es dadurch böse gemacht", sagte Abu 'l Hossein, als er den ganzen Hergang gehört hatte. „Ja, ja!" rief das Krokodil, „er hat mich so fest geschnürt, daß ich gar nicht athmen konnte und mir noch jetzt alle Rippen im Leibe schmerzen, als wären sie gebrochen." „Die Sache kann ich nicht entscheiden, wenn ich es nicht selbst mit eigenen Augen gesehen habe", sprach Abu 'l Hossein, „lasse Dich noch einmal vom Manne binden wie früher." „Gut", sagte das Krokodil, „ich lasse mich binden und Du entscheide dann". Der Mann band das Krokodil wie früher. „Hatte Dich der Mann so gebunden?" frug Abu 'l Hossein. „Nein noch stärker", antwortete das Krokodil. „Gut", sagte Abu 'l Hossein zum Manne, „binde es noch fester", und der Mann schnürte es noch mehr zusammen, bis das Krokodil schrie: „Genug, genug, so hatte er mich gebunden." Da sprach Abu 'l Hossein zum Manne: „Du warst gewiß verrückt, das arme Krokodil so zu binden. Allah hat Dir eine solche Menge Fleisch in die Hand gelegt, und Du hast dem Hundesohn nicht gleich den Schädel eingeschlagen?"

Das Krokodil, als es dies hörte, verstand nun, wo es hinaus ging und jammerte um Gnade. Der Mann aber tödtete das Krokodil und trug das Fleisch nach Hause.

Kleine Rundschau.

— **Ratnavali.** Ludwig Fritze, der sich bereits als geschickter Übersetzer der Sakuntala einen Namen gemacht hat, bietet jetzt dem Publikum ein zweites indisches Drama „Ratnavali oder die Perlenschnur"*) dar. Autor dieses Dramas war angeblich

*) Chemnitz. 1878. Ernst Schmeitzner.

König Sribarscha von Kaschmir, dem man auch das berühmte buddhistische Drama „Naganandа" zuschreibt und der wahrscheinlich in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts nach Christus lebte. Nach der Meinung der Gelehrten ist indessen der wahre Verfasser der Ratnavali ein Hofpoet des genannten Königs, Namens Bana. Übrigens sind in derselben sehr wenig Spuren von Buddhismus zu entdecken, wie denn das Stück, das im Einzelnen große Schönheiten enthält, wenn es auch im Allgemeinen durchaus das Gepräge des indischen Geistes trägt, doch die charakteristischen Seiten desselben zurücktreten läßt. Von religiösen Motiven ist nichts zu merken, das Ganze vielmehr ein für unsere Begriffe allerdings sehr harmloses Intriguenspiel. Die Übersetzung liest sich vortrefflich; meiner subjektiven Ansicht zu Folge muß freilich die gleichmäßige Übertragung eines indischen Dramas in fünffüßige Jamben eine ganz falsche Vorstellung von dem eigentlichen Wesen der indischen Dramatik geben. Man hat das griechische Drama mit einem Basrelief verglichen; das indische ähnelt einer blumigen Arabeske, wo hie und da aus den Blüten Menschengestalten emportauchen. Trotz der häufigen Bühnenanweisungen fassen die Personen niemals festen Fuß auf dem Boden einer festen wirklichen Scene; Alles webt und schlingt sich durcheinander, die Handlung bleibt fortwährend in der Beschreibung stecken, indem die Auftretenden die Welt ringsum, sich selbst und Einer den andern schildern, dazwischen blitzen dann lyrische Ergüsse auf, gewissermaßen kurze Monodien. Der Reiz und der Mangel alles Indischen liegt im Irrationalen; geht nun dies bunte Durcheinander in unsern gewohnten Jambentrab über, so bekömmt das Ganze ein durchaus rationalistisches Aussehen. Das macht zwar die Sache verdaulicher, aber wozu tropische Früchte verzehren, wenn sie durch die Kochkunst erst so präparirt sind, daß sie wie einheimisches Obst schmecken? H. Hg.

— **Unser Standpunkt im Weltall.** Zu den Aufgaben, deren Lösung unserm Geiste unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, gehört auch die Vorstellung von der Unendlichkeit des Weltalls, denn es fehlt uns die Fähigkeit, die Unendlichkeit sowohl in Bezug auf die Zeit als auch auf den Raum zu begreifen. Dennoch aber können wir uns eine Vorstellung machen von einer so großen Aneinanderreihung einzelner Sonnensysteme, daß dasjenige, in dessen Kreislauf unsere Erde gebannt ist, als ein verschwindend kleiner Theil des Ganzen erscheint. Für solche Betrachtungen ist ein vor kurzem erschienenes Werk, „Unser Standpunkt im Weltall"*) geeignet, dessen Verfasser sich die Aufgabe gestellt hat, den Leser mit den unendlichen Ausdehnungen des Weltalls nach Raum und Zeit bekannt zu machen und damit die unbedeutende Stellung zu vergleichen, welche unsere Erde in Bezug auf ihre Größe sowohl, als auch in Bezug auf die Vergangenheit und Zukunft ihrer Entwicklungsgeschichte dagegen einnimmt. Wir können hier nicht auf die Ausführungen des Verfassers näher eingehen; wir wollten nur seiner Ansichten über das Leben in andern Welten Erwähnung thun. Er meint, daß jeder Planet, jeder Mond, jede Sonne und jeder Himmelskörper im Raume überhaupt einmal seine Periode der Bewohnbarkeit gehabt haben muß, und daß unter den Millionen und aber Millionen von Sonnen, welche den Raum erfüllen, Millionen von kleineren Himmelskörpern umkreist werden, die augenblicklich eine Wohnstätte lebender Geschöpfe sind. Wenn also bei irgend einem Stern die Wahrscheinlichkeit ein Tausendstel beträgt, dann wird unter den für uns als unendlich zu betrachtenden Zahl von Sternen einer von tausend bewohnt sein, oder, was dasselbe sagt, Millionen von Sternen werden Bewohner haben. Da also das Leben auf jedem einzelnen Körper, auf jedem Planeten, in jedem Sonnensystem und, nicht zu reden von höheren Ordnungen, in jedem System von Sternen beschränkt ist, so führt die Unendlichkeit des Lebens nothwendiger Weise auf die Unendlichkeit der Verödung und die Unendlichkeit bewohnbarer Welten auf die Unendlichkeit von Welten, die noch nicht bewohnbar sind, oder solcher Welten, deren Periode der Bewohnbarkeit längst vorüber ist.

*) Autorisirte deutsche Ausgabe von Richard A. Proctor's „Our place among infinities". Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Wilhelm Schur, Assistent an der kaiserlichen Universitäts-Sternwarte zu Straßburg. Heilbronn 1877. Gebr. Henninger.

— Die dritte Auflage des im Verlage von G. D. Baedecker in Essen erscheinenden Werkes: **„Die gesammten Naturwissenschaften"** *) ist jetzt mit dem Erscheinen des dritten Bandes vollendet. Derselbe enthält die Botanik aus der Feder des Professor Dippel in Darmstadt, die von Professor Quenstedt in Tübingen bearbeitete Mineralogie, die Geologie und Geognosie, wohl als letzte Arbeit des vor Kurzem verstorbenen Professor Nöggerath, die Bergbau- und Hüttenkunde von Dr. Gurlt, das Meer von Romberg und die Astronomie von Dr. Klein in Köln. Die Mehrzahl dieser einzelnen Werke sind neue Bearbeitungen der früheren Auflagen, und können wir uns nach der beifälligen Aufnahme, welche dieselben früher schon gefunden, darauf beschränken, hervorzuheben, daß nach allen Richtungen hin die neuesten Forschungen auf wissenschaftlichem Gebiete benutzt sind. Als ganz neuer Abschnitt ist die selbstständige Bearbeitung der Bergbau- und Hüttenkunde durch den auf diesem Gebiete rühmlichst bekannten Ingenieur Dr. Gurlt hinzugekommen, dessen Arbeit sich denen seiner Collegen in passender Weise anreiht. Als Einleitung hat er seiner Arbeit eine kurze Geschichte des Bergbaus, dessen erste Spuren sich bis in das graue Alterthum, bis etwa 4000 v. Chr. verfolgen lassen. In Deutschland dürften die ersten Bergwerke im Odenwald (bei Heidelberg) und im Spessart von den Römern angelegt worden sein; später wurde unter Curtius Rufus bei Marburg auf Eisen und Silber gebaut. In der Beschreibung des Bergbaues selbst sind die verschiedenen Methoden der Gewinnung und Bearbeitung der Erze sowie die dabei zur Verwendung kommenden Maschinen kurz aber erschöpfend beschrieben, so daß der Leser ein klares Bild des ganzen Vorganges von der ersten Förderung der Erze bis zur Benutzung des daraus gewonnenen Metalls im gewöhnlichen Leben erhält.

— **Der französische Leitfaden der französischen Literaturgeschichte von H. Hecker** **) hat sich schnell in mehreren Schulen eingebürgert; er ist in dritter wesentlich umgearbeiteter Auflage erschienen und kann auf's wärmste empfohlen werden. Derselbe bringt über die ältere Literatur bis zum 15. Jahrhundert mit Recht

*) Die gesammten Naturwissenschaften, für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlichen Grundlagen bearbeitet von Dippel Gottlieb, Gurlt, Klein, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Nöggerath, Overzier, Quenstedt, Reclam, Reis, Romberg, Zech. Eingeleitet von Hermann Masius. Dritte neu bearbeitete und bereicherte Auflage. In drei Bänden. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und drei Sternkarten. Essen, 1877. G. D. Baedecker.

**) Résumé de l'histoire de la littérature française, à l'usage des écoles. 3e éd. Leipzig, Allgem. Verlagsanstalt.

nur kurzgedrängte Notizen, so daß der Besprechung der spätern Zeit etwa 100 Seiten verbleiben. Selbstverständlich macht der Leitfaden keinen Anspruch auf wissenschaftliche Selbständigkeit: er hat den besten französischen Literaturgeschichten das Wesentlichste und Wissenswertheste entnommen und zu einem Ganzen zusammengestellt, das in gefälliger Form dem Schüler ein Bild von der allmählichen Entwickelung der französischen Literatur verführt. Das Büchlein wird auch auf Schulen, in denen die Literaturgeschichte nicht besonders getrieben wird, sehr gut zum Nachschlagen, zu Referaten und Vorträgen benutzt werden können. Die Eintheilung ist durch die Jahrhunderte gegeben. Innerhalb derselben sind die Hauptrichtungen skizzirt und die Unterabtheilungen werden von den einzelnen Dichtungsarten gebildet. B.

— **Etude philologique de la langue française,** ou grammaire comparée et basée sur le latin par J. Bastin (conseiller d'État).*) Zwei andere Werke von demselben Verfasser sind dem vorliegenden vorangegangen: Études philologiques sur la langue française (1870) und Nouvelles recherches sur la langue française (1872).

Wenn es in Rußland mit dem Studium der französischen Sprache so steht, wie aus dem im jetzt erschienenen Werke mitgetheilten Rapport officiel des ehrwürdigen gelehrten Brosset (membre de l'Acad. imp.) hervorgeht, daß es dort allenfalls einige strebsame Individuen geben mag, welche über die landläufigen Grammatiken (z. B. die von Noël und Chapsal) hinauszugehen und sich mit dem heutigen Stande der Sprachwissenschaft, insbesondere der französischen Philologie (wie sie in Deutschland und Frankreich betrieben wird) bekannt oder gar vertraut zu machen wünschen, — so können wir die neue gründlich fleißige Arbeit des Herrn Bastin, eine gelehrte Elementargrammatik, welche sich hauptsächlich an Littré und Aug. Brachet anschließt und dabei die russische Sprache berücksichtigt, mit aller Theilnahme als eine gewiß für Rußland wichtige Erscheinung begrüßen. Dem ersten Theil (l'étymologie ou lexicologie, qui s'occupe des mots) soll der zweite Theil (la syntaxe, qui s'occupe de l'étude de la proposition) alsbald nachfolgen. B. S.

*) Ouvrage recommandé par l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Première partie. St. Pétersbourg, chez les principaux libraires, 1878.

Mancherlei.

Über die Verhältnisse der russischen Universitäten enthält die „Russische Revue" (Petersburg, H. Schmitzdorff — Carl Röttger) einige dem Journal des Ministeriums der Volksaufklärung entnommene statistische Notizen, von welchen die folgenden in Deutschland Interesse finden dürften. Sie beziehen sich auf die Universitäten in St. Petersburg, Kijew, Moskau, Warschau und Odessa, und spiegeln den Zustand vom Jahre 1876 wieder.

1) Der Lehrkörper der Universität St. Petersburg bestand damals aus 34 ordentlichen Professoren, 13 außerordentl. Prof., 1 Prof. der Theologie, 18 Docenten und 8 Lektoren; außerdem fungirten 5 außeretatmäßige Hochschullehrer und 9 Privatdocenten. Die Zahl der Studenten betrug am Ende des Jahres 1236 (gegen 1149 im Vorjahr), wovon 154 der historisch-philol., 505 der phys.-mathem., 547 der juristischen, 30 der Fakultät für orientalische Sprachen angehörten. Für den Unterhalt der Universität waren ca. 380,000 Rubel angewiesen. Die Bibliothek bestand aus 120,551 gedruckten Bänden (51062 Titel), 947 Bänden Handschriften (170 Titel) und 493 Plänen, Gravüren, Zeichnungen 2c.

2) Der Lehrkörper der Universität Kijew bestand aus 36 ordentl., 7 außerordentl. Professoren, 1 Prof. der Theologie, 21 Docenten, 1 Astronom, 2 Lektoren und 2 Prosektoren, außerdem fungirten 2 außeretatmäßige Hochschullehrer und 10 Privat-Docenten. Am Schluß des Jahres betrug (gegen 666 im Vorjahr) die Zahl der Studenten 613, und zwar 50 in der histor.-philol. Fakultät, 85 in der phys.-mathem., 108 in der juristischen, 370 in der medicinischen. Für den Unterhalt der Universität, einschließlich 29,970 Rubel für Stipendien, waren 335,325 Rubel assignirt. Die Bibliothek hatte 32,000 Bände gedruckter Bücher, 643 Bände Handschriften, 153 Pläne 2c.

3) An der Universität Moskau fungirten 39 ordentliche Professoren, 12 außerordentl. Prof., 26 Docenten, 3 Lektoren, 2 Prosektoren, 3 Prosektorgehülfen, 6 Laboranten, 1 Astronom, 1 Professor der Theologie und 25 außeretatmäßige Hochschullehrer. Es waren am Jahresschluß (gegen 1259 im Vorjahr) 1301 Studenten eingeschrieben, nämlich 108 der histor.-philol., 202 der phys.-mathem., 296 der jurist. und 695 der medicinischen Fakultät. Der Unterhalt hatte, einschließlich 99,346 Rubel für Stipendien, 615,685 Rubel gekostet. Die Bibliothek enthielt 164,737 Bände und 8287 Hefte (98,488 Titel) an Büchern, Handschriften 2c.

4) Die Universität Warschau hatte 27 ordentliche und 20 außerordentliche Professoren, 14 Docenten, 2 temporäre Prof., 5 Lektoren, 3 Prosektoren, ferner 9 außeretatmäßige Hochschullehrer, 1 Privatdocenten, 2 Astronomen, 4 Laboranten, 1 Mechaniker. Am Schluß des Jahres waren 406 Studirende (gegen 453 im Vorjahre) eingeschrieben, und zwar 21 in der histor.-philol., 57 in der phys.-mathem., 138 in der juristischen und 190 in der medicinischen Fakultät. Der Unterhalt der Universität kostete 266,500 Rl. Die Bibliothek enthielt 306,398 Bände (164,594 Titel) gedruckter Bücher und Zeitschriften, 1274 Bände Handschriften, 5786 Titel Karten, Zeichnungen 2c.

5) An der Universität Odessa fungirten 24 ordentliche, 3 außerordentliche Professoren, 1 Astronom, 11 Docenten, 5 Laboranten. Nicht weniger als 21 Lehrstühle waren vakant. Am Schluß des Jahres belief sich die Zahl der Studenten (gegen 340 im Vorjahre) auf 344, wovon 91 in der histor.-philol., 124 in der juristischen, 129 in der phys.-mathem. Fakultät eingeschrieben waren. Für den Unterhalt der Universität wurden 219,382 Rl. verausgabt. In der Bibliothek befanden sich 75,817 Bände (37,215 Titel) gedruckter Bücher und Zeitschriften, 115 Handschriften, 592 Bände Karten 2c.

Im Ganzen charakterisirt sich dieser Theil des höheren Unterrichtswesens in Rußland durch folgende Zahlen: Zur Ausbildung von 3900 Studirenden waren 362 etatmäßige und 68 außeretatmäßige Lehrkräfte in Verwendung und wurden ca. 1,816,400 Rubel verausgabt, wobei jedoch nicht weniger als 1118 Studirende freie Collegia hatten und 945 Studirende mit Stipendien bedacht wurden. Es ergiebt sich also, daß an fünf Universitäten nur die kleinere Hälfte der Studirenden auf ausschließlich eigene Kosten wissenschaftliche Ausbildung sucht!

Count Frontenac and New France under Louis XIV.*). Diese Arbeit, welche einen Theil von Herrn Parkman's Serie historischer Erzählungen „France and England in North

*) By Francis Parkman.

America"*) bildet, folgt auf „The Old Régime in Canada under Louis XIV.," und wird fortgesetzt werden in „Montcalm and the Fall of France". Die Ereignisse in dem vorliegenden Bande sind um eine Hauptgestalt gruppirt, oder gruppiren sich vielmehr von selbst um Graf Frontenac, „den bedeutendsten Mann", nach Herrn Parkman's Ansicht, „der je die Krone Frankreichs in der Neuen Welt repräsentirte .... Nach merkwürdig wenig verjrechenden Anfängen wuchs er mit jeder Schwierigkeit, und zeigte sich jeder Krisis gewachsen. Seine ganze Laufbahn bestand aus Konflikten, bisweilen kleinlichen und persönlichen, bisweilen von „entscheidender Bedeutung für die Frage des nationalen Übergewichts in diesem Erdtheil". Das Studium der französisch-amerikanischen Geschichte ist für Herrn Parkman die Arbeit seines Lebens gewesen, und er hat für diese Aufgabe eine unermüdliche Energie gezeigt, in Erforschung und Sammlung von Dokumenten, im Aufsuchen indianischer Stämme, und in der Auffindung von Lokalitäten. Die Hauptautoritäten für diese Arbeit sind den Manuscriptsammlungen in den französischen Regierungsarchiven entnommen. Doch ist die Ansammlung des in seinem Besitze befindlichen Hülfsmaterials schon so ungeheuer umfangreich geworden, daß nicht alles angeführt werden kann. Neben der Sorgfalt, mit welcher alle Angaben und Schlußfolgerungen behandelt sind, zeichnet sich der Stil des Herrn Verfassers durch einen Glanz der Darstellung aus, wie er nur wenigen Historikern eigen ist, und verleiht seiner Erzählung das lebhafte Interesse eines Romans. Niemand wird auch nur flüchtig in das Buch sehen, ohne den Wunsch zu empfinden, es zu Ende zu lesen. Es ist mit ungewöhnlich großen, klaren Lettern gedruckt, und überhaupt beachtenswerth wegen seiner schönen Ausstattung.

(Publisher's Weekly).

In San Sebastian wird ein neues Journal erscheinen, das sich mit der Baskischen Poesie in allen ihren Dialekten beschäftigt, Cancionero Vasco, edirt von J. Monterola. Es wird monatlich erscheinen, eine wörtliche spanische Übersetzung, philologische Notizen, und wo dies nothwendig, auch die Melodie enthalten. Die erste Nummer sollte etwa Ende November erscheinen.

Die altehrwürdigste und conservativste Universität Englands gestattet einer Dame Zutritt zu ihren handschriftlichen Schätzen. Mrs. Cadell kopirt dort den tiefsinnigen, freidenkenden persischen Dichter Omar Khayyám, den sie zu ediren beabsichtigt.

Prof. Ebers vielbesprochener Roman Uarda ist von Fr. Clara Bell in das Englische übertragen worden, und „Examiner" spricht sich bei der Gelegenheit höchst anerkennend über die Arbeit des deutschen Gelehrten aus, nennt sie einen historischen Roman von großer Bedeutung, und meint, daß trotz der fremdartigen Zuthaten, unter denen die Handlung ausgeführt wird, sie doch genau den Erlebnissen gleiche, welche wir gegenwärtig so häufig beobachten können. „In Ronneses haben wir den Staat, in Amein die Kirche, in Pentaur jenen Geist der Liberalität und des Fortschritts, der jetzt einen so schweren Kampf mit jenen beiden besteht. Die Schilderung des Mirakels, seiner Ursachen und Wirkungen sind von Meisterhand entworfen, und unwillkürlich denken wir an die hl. Quellen von Lourdes und an Marpingen. In der That kann man Uarda vollständig als ein Bild der Gegenwart betrachten, das mittels eines rückwirkenden Teleskops auf die Fläche längst vergangener Jahrhunderte geworfen wird. Zugleich bietet es ein bewundernswerthes Gemälde des ägyptischen Lebens, in das die Originale jener stereotypen Formen lebensvoll hineingezeichnet sind, welche von der harten Hand der Pharaonen ausgearbeitet, von dem Licht des Hohenpriesters und der Israeliten geleitet worden. Wenn man bei den Worten, mit welchen Pimm Bent-Anat begrüßt bei ihrem Besuch seiner Enkelin, Suezkanal für Tenat, Abyssinien für Ethiopien und die Geier der Dobrudscha für die Hyänen des Nordens substituirt, dann fällt für den Fellah des Ägyptens der Gegenwart jeder Unterschied zwischen dem neunzehnten Jahrhundert v. C. und dem vierzehnten v. C. fort.

Verfasser wie Übersetzer verdienen die höchste Anerkennung für ein Werk, das ebenso anregend wie interessant und belehrend ist.

Der König von Schweden hat ein dramatisches Gedicht verfaßt, Minne från Upsala, das im alten Upsala spielt, theils im Dom, theils im Haime Odin's. Es wird jetzt einstudirt und soll bald aufgeführt werden. Die Musik dazu ist von dem Componisten Ivar Hallström.

(Academy.)

Mr. J. D. Enys, of Enys, ein Enkel von Davies Gilbert hat seines Großvaters Correspondenz in Bezug auf die Wahl der Verfasser der Bridgewater Treatises für Privatcirculation drucken lassen. Die Verdienste der Glücklichen, welche von Herrn Gilbert, dem als Präsident der Royal Society das Recht der Wahl zukam, wurden zu ihrer Zeit freimüthig kritisirt; aber diese Briefe beweisen entschieden Herrn Gilbert's, eifriges Streben die besten Kräfte für die Aufgabe zu wählen. Das Heftchen ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte der wissenschaftlichen Literatur in England.

(Academy.)

Eine Reihe von Briefen von Alessandra Macinghi degli Strozzi an ihre im Exil weilenden Söhne, ist von Signor Guasti (Florenz, Sansoni) herausgegeben worden. Sie geben eine lebensvolle interessante Skizze der Florentiner Gesellschaft und ihrer Sitten im 15. Jahrhundert, und sind werthvoll für Jeden, der sich mit dem Studium jener Zeiten beschäftigt.

(Academy.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Torrens, W. M.: Memoirs of Lord Melbourne. London, Macmillan. 32 s.

Wilson, Owen: The larvae of the British Lepidoptera and their food plants. Part I. (Will be completed in 5 parts.) coloured. London, Reeve. 12 s.

II. Französisch.

Bréal, Michel: Mélanges de mythologie et de linguistique. Paris, Hachette. 7 fr. 50.

Jusserand, Jules: Le théâtre en Angleterre depuis la conquête jusqu'aux prédécesseurs de Shakespeare. Paris, Hachette. 4 fr.

Lagrange: Histoire de Saint Paulin de Nole. Paris, Poussielgue. 7 fr. 50.

Mony, S.: Etude sur le travail. Paris, Hachette. 5 fr. 50.

---

*) Vergl. Mag. 1877. Nr. 8—10.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 7ᵃ. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | **Begründet** von **Joseph Lehmann.** | Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 19. Januar 1878. [№ 3.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Karl Hillebrand: Italia. Band IV.

Mit aufrichtigem Vergnügen heißen wir den neuen Band der Hillebrand'schen Italia willkommen. Wie das „Magazin" dem Plane des Herausgebers, Italiener und Deutsche zu wechselseitiger Verständigung über die gegenwärtigen Zustände Italiens zu verbünden, von Anfang an freudig zugestimmt hat, so dürfen wir von Band zu Band constatiren, daß die Durchführung dieses Gedankens sich als eins der werthvollsten Hilfsmittel für die Kenntniß des schönen uns so nahe befreundeten Landes erweist. Bleibt Karl Hillebrand dem Jahrbuche treu, und ermüdet er nicht in dem sicherlich nicht leichten Bestreben, ebenbürtige Kräfte aus beiden Nationen für sein Unternehmen zu gewinnen, so bezweifeln wir nicht, daß die Bände der Italia, wie sie den Zeitgenossen eine Quelle der gediegensten Belehrung über die geistige Bewegung des heutigen Italiens bieten, späteren Geschlechtern ein zuverlässiges Archiv von bleibender Bedeutung für die Geschichte der italienischen Politik und Literatur sein werden.

Dem ursprünglichen Programm entsprechend, bringt der vierte Band uns wiederum aus der Feder deutscher und italienischer Mitarbeiter eine größere Zahl von Studien, ferner Übertragungen italienischer Dichtungen in's Deutsche und deutscher in's Italienische, sodann eine Übersicht der politischen Lage Italiens vom Herausgeber, endlich einen kritischen Anhang, der diesmal ausschließlich deutsche Werke aus und über Italien betrifft. — An der Spitze der Italiener freuen wir uns, Herrn Pasquale Villari, den berühmten Biographen Savonarola's und Machiavelli's, begrüßen zu können, der in einem Briefe an den Herausgeber das, was die Ausländer in Italien nicht zu bemerken pflegen, nämlich den letzten Grund der Schwierigkeiten, mit denen die Organisation des geeinigten Staatswesens zu kämpfen hat, ins Licht setzt; des Übels Wurzel, daß man in Italien mit der politischen Umwälzung angefangen und jetzt mit der ungleich mühevolleren und tiefer greifenden Arbeit der dazu gehörigen geistigen, gesellschaftlichen und administrativen Neugestaltung zu ringen hat. Die lichtvollen Andeutungen des Villarischen Briefes werden für einzelne wichtige Beziehungen des italienischen Staatslebens sachkundig ausgeführt in den Aufsätzen von Ruggiero Bonghi über das Gymnasialwesen in Italien, über die italienische Gerichtsordnung von Prof. Odoardo Luchini und über die Finanzen des Königreichs von dem Abgeordneten J. Pesaro Maurogonato. Jeder dieser Aufsätze legt Zeugniß davon ab, wie ernst man sich in Italien der Nothwendigkeit jener Ergänzung des großen Einigungswerkes bewußt ist; aber sie bezeugen auch sämmtlich die unsäglichen Schwierigkeiten, mit denen der Auf- und Ausbau der neuen Ordnung zu kämpfen hat. Jeder einigermaßen mit den Verhältnissen Italiens Bekannte weiß, daß diese Schwierigkeiten ebensowohl sachlicher als persönlicher Natur sind. Man halte die ebenso umfassende wie delikate Aufgabe, die beispielsweise in der unerläßlichen Regelung des Mittelschulwesens vorliegt, mit der Thatsache zusammen, daß das Königreich Italien soeben den zwei- oder dreiundzwanzigsten Unterrichtsminister abtreten sieht, und man braucht nicht weiter zu fragen, warum diese Aufgabe bisher noch immer nicht befriedigend gelöst worden ist. Einer der thatkräftigsten und entschlossensten dieser langen Reihe von Inhabern des Cultus-Portefeuilles ist Herr Bonghi gewesen, dem man sicherlich mit vollem Interesse zuhören wird, wenn er in der Italia seine Bemühungen für die Hebung und Neubelebung des italienischen Gymnasialwesens darstellt. Zu durchgreifenden Erfolgen fehlte auch ihm die Zeit. Deutsche Leser werden sich zudem des Eindruckes nicht erwehren können, daß eine wirkliche Reform tiefer einzusetzen hat als die von Bonghi angebahnten Verbesserungen. Um nur eins hervorzuheben, so bestimmt das italienische Unterrichtsgesetz, daß die untern Klassen der Mittelschule, die ginnasi, von den oberen, den licei, getrennt sein müssen, und daß die Directoren dieser Anstalten sich am Unterrichte nicht betheiligen dürfen. Dabei ist natürlich ein Organismus, wie ihn das deutsche Gymnasium unter guter Leitung darstellt, schlechterdings unmöglich; der Unterricht sinkt zu einer klassenweise abzumachenden Vorbereitung auf die Prüfungen herab, und den Schülern gebricht vor allen Dingen das Vorbild und die Anregung, die deutsche Gymnasiasten oft grade von ihren Directoren, unter denen es an Männern wie Gedike, Bellermann, Meineke und Bonnell nie gefehlt hat, zu empfangen das Glück haben. — Gegenüber Arbeiten von solchem Belang und von so berufenen Verfassern haben die deutschen Beiträge des Jahrbuches diesmal keinen ganz leichten Stand. Sie bestehen in einer archivalischen Studie von H. Hüffer über die Abtretung der Villa Medici in Rom an Frankreich, einer Besprechung der musikalischen Zustände in Italien von Dr. Hans Dütschke, einer etwas flüchtig geratenen Skizze der modernen italienischen Lyrik, deren Verfasser sich Günther von Freiberg benennt, und einem Aufsatze über die religiöse Frage in Italien von Herrn Leopold Witte. Es ist gewiß vielen Freunden Italiens willkommen, in diesem letzteren Aufsatze eine Anzahl der wichtigsten Schriften, die von Italienern in den letzten Jahrzehnten über diese wichtige Frage erschienen sind, klar und verständig zusammengestellt zu sehen. Allein dies Zeugenverhör ist keineswegs erschöpfend, und Herr Witte, der am Schlusse seiner Uebersicht auf die Erfolge der evangelischen Propaganda in Italien hinweist, wird außerhalb des engen Kreises der Freunde dieser Sache wenig Glauben finden, wenn er versichert, daß die evangelische Missionsarbeit bedeutend mit ins Gewicht falle, wenn es gelte, die religiöse Frage in Italien ernstlich zu studiren. Schreiber dieses erinnert sich noch neulich in einer Darstellung der religiösen Verhältnisse Italiens von einem so eifrig religiösen Manne wie

Terenzio Mamiani gelesen zu haben, es habe den evangelischen Sendboten in Italien weder an Druckschriften, noch an Bibeln, noch an Predigten gefehlt, wohl aber an Bekehrten.

In metrischen Uebersetzungen hat jeder Band der Italia bisher Vorzügliches gebracht, und auch der diesmalige bleibt in diesem Punkte hinter seinen Vorgängern nicht zurück. Wir erhalten in ihm ein Probestück aus einem deutschen Ariost von Otto Gildemeister, die den an den schwierigsten Aufgaben bewährten Übersetzer im hellsten Glanze seines wundervollen Nachdichtungs-Talents zeigt. Wie ein Strom von Wohllaut und Anmut „ewigklar und spiegelrein und eben" fließen Meister Ludovico's „zephirleichte" Stanzen in Gildemeister's Verdeutschung dahin, ohne mehr von ihrem ursprünglichen Zauber einzubüßen, als nun einmal mit der dolce lingua del Si unzertrennlich verbunden ist. Ob den Italienern unseres Klaus Groth Sonntagmorgen in dem Gewande, das ihm Prof. E. Teza durch seine Uebertragung in hochklingende Blankverse verliehen hat, gleichermaßen willkommen sein werde, lassen wir dahin gestellt bleiben. Die Übersetzung einzelner Lieder aus Heine's Nordseebildern von demselben Verfasser zeugen von seiner nicht gewöhnlichen Begabung.

Zum Schlusse nimmt, wie stets, der Herausgeber das Wort zu einer kurzen, aber mit Klarheit und Sachkenntniß verfaßten Übersicht der politischen Lage Italiens. So willkommen sein Resümé uns ist, so können wir den Wunsch doch nicht zurückhalten, Karl Hillebrand in der Italia künftig auch noch mit anderen Beiträgen zu begegnen. Von den schönen Essays, durch die er uns an anderer Stelle über Erscheinungen der zeitgenössischen italienischen Literatur zu belehren pflegt, würde einer oder der andere seinem Jahrbuche zu einer wahren Zierde gereichen.

F.

England.

E. J. Armstrong's Leben und Schriften.*)

Der Name, der an der Spitze dieser Bücher steht, ist dem deutschen Leser vermuthlich neu, aber auch in England nur wenigen Gebildeteren geläufig. Wenn nun auch sonst der volksthümliche Dichter keineswegs immer ein echter Dichter ist, so sind es hier doch andere Gründe, die an jener Unbekanntschaft schuld sind. Der Mann, dessen Werke wir hier besprechen wollen, hat die Veröffentlichung derselben nicht erlebt. Er wurde im jugendlichen Alter von dreiundzwanzig Jahren hinweggerafft und sein Nachlaß weckt in uns eine wehmuthsvolle Ahnung Dessen, was wir durch seinen Tod verloren haben dürften. Das Alter mißt sich freilich nicht immer nach der Zahl der Jahre. Armstrong hatte ein bewegtes, unruhiges Seelenleben hinter sich und er konnte sicherlich zu denen gezählt werden, auf welche George Sand's Bemerkung passende Anwendung findet: „Il y a des gens qui vivent beaucoup à la fois et dont les ans comptent double". Allein, wie die besten Früchte der längsten Zeit zur Reife bedürfen, so hat auch der tüchtigste Geist mit dreiundzwanzig Jahren seine volle Entwickelung nicht erreicht und alle Schöpfungen des jungen Armstrong schließen für den Leser immer wieder mit dem traurigen Epilog: „was hätte ich dereinst leisten können!"

*) E. J. Armstrong: Life and Letters; Poetical Works, Essays and Sketches. 3 vols. London, 1877. Longmans.

Die liebevolle Pietät des Bruders des Verstorbenen, George Francis Armstrong, dessen eigene Dichtung „Tragedy of Israel" in diesen Blättern bereits die verdiente Würdigung gefunden, hat die vorliegenden Dichtungen und prosaischen Bruchstücke der Verborgenheit und Vergessenheit entrissen. Er giebt uns auch eine Lebensbeschreibung seines Bruders. Daß er die Geschichte eines kurzen Menschendaseins, dem es an besonderen äußeren Erlebnissen gebrach, zu einem ansehnlichen Bande hat anwachsen lassen, könnte gerügt werden, wenn es nicht der Pietät eines Bruders nachzusehen wäre. Durch Aufnahme vieler der durch ihre Eigenart wirklich reizender Briefe des Verstorbenen hat George Armstrong, soweit das überhaupt möglich ist, aus der Biographie eine Autobiographie gemacht und dadurch sein Ziel erreicht, dem Leser ein lebensvolles Bild des Dichters zu geben. Wir glauben den hochbegabten Jüngling leibhaftig vor uns zu sehen, dem es in ungewöhnlichem Maße gegeben war, Interesse und Theilnahme zu erregen und sich zum Mittelpunkte eines Kreises liebender Freunde zu machen. Seine frohmütige Begeisterung wirkt durch ihre Lebendigkeit geradezu ansteckend und seine schnelle lebhafte Phantasie bringt uns im Augenblick vom Weinen zum Lachen, während andererseits die Kühnheit, mit welcher dieser jugendliche Geist in die dunkelsten Tiefen des menschlichen Geistes hinabtaucht und die Kraft, mit welcher er qualvolle körperliche Leiden trägt, uns mit wahrer Achtung erfüllt. Und über all dies ist der Zauber eines stets bereiten Humors gebreitet, der in seinen Äußerungen echt irisch ist.

Armstrong war nämlich Ire. Es ist seltsam, daß Irland, obgleich die Phantasie doch eines der hervorragendsten Merkmale der keltischen Rasse ist, bisher wohl eine Menge Lyriker und sonstiger Dichter mäßigen Werthes, aber noch keinen hervorgebracht hat, auf den das Wort „von Gottes Gnaden" so recht paßte. Ob unser Todter diese Lücke ausgefüllt hätte, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre?

E. J. Armstrong wurde im Jahre 1841 zu Dublin in dem nämlichen Hause geboren, das sich rühmt, Wellington's Geburtshaus zu sein. Armstrong wurde jedoch früh dem Stadtleben entrückt, da die Familie bald einen ländlichen Aufenthalt wählte. Dafür ist der Dichter stets dankbar geblieben. Die Liebe zur Natur, die ihm angeboren war, erhielt dadurch reiche Nahrung; schon als Knabe ließ er seine Blicke sehnsuchtsvoll nach den fernen purpurfarbenen Wicklowhügeln schweifen, und später fand er seine größte Lust und sein ganzes Glück in ziellosen Wanderungen durch jene Hügelkette, wobei er bald allein, bald in Gesellschaft seines angebeteten Bruders oder irgend eines gleichaltrigen Genossen war, denen er dann seine Dichtungen, Erzeugnisse ländlicher Eindrücke, verlas. Alle diese jugendlichen Ergüsse hat Armstrong, als er zwanzig war, mitleidslos vernichtet, ein Umstand, den sein Bruder bedauert, der aber beweist, wie fern und frei der Geist des Dichters von jugendlicher Eitelkeit und Überhebung war. Mit siebzehn Jahren begannen ihn religiöse Zweifel zu quälen, und es kam für ihn eine Zeit tiefer seelischer Leiden, aus denen er sich einige Jahre später zu einer Art besonderen selbstgeschaffenen Christenthums rettete. Demnächst bezog er die Universität Dublin und hatte bereits höhere akademische Grade erlangt, als ihn eine schwere, zwölfwöchige Krankheit hinstreckte. Anfälle von Blutspeien ließen keinen Zweifel an dem Todeskeim, den er in sich trug. Ein Winter in Jersey und Enthaltung von jeglicher Arbeit linderten zwar sein Leiden, unterbrachen aber auch seine Studien. Überdies traten Familienverhältnisse ein, die ihn zwangen, jede Hoffnung auf eine gelehrte Laufbahn aufzugeben und einen lohnenderen Beruf zu wählen.

Später besserten sich Verhältnisse und Gesundheit. Armstrong bezog die Universität von Neuem und errang wiederum Auszeichnung. Der philosophische Klub seines College, in welchem junge eifervolle Studenten sich in Discussionen übten, wählte ihn zum Vorsitzenden; seine Aufsätze wurden aber auch außerhalb dieses engeren Kreises gern gelesen; bedeutende Männer zollten ihm Anerkennung wegen dieser Arbeiten sowohl, als auch wegen seiner Dichtungen, die in Abschriften von Hand zu Hand gingen; er begann sogar Kritiken für eine Londoner Zeitschrift zu liefern — kurz, eine lohnende und glänzende Zukunft schien sich ihm zu öffnen, als plötzlich sein alter Feind wieder erschien. Ein nasser Winter und eine kleine Unvorsichtigkeit zogen ihm eine Lungencongestion zu. Von diesem Anfalle schien er sich zwar zu erholen, allein zu voller Kraft kam er nicht wieder und an einem Februarmorgen des Jahres 1865 schlummerte er hinüber.

Gerade damals war es seine Absicht gewesen, seine Gedichte drucken und sie die Feuerprobe der Öffentlichkeit bestehen zu lassen. Die hervorragendsten Geister der Universität, die seinen Verlust tief beklagten und sein Andenken verewigt zu sehen wünschten, baten die Familie um die Erlaubniß, eine Auswahl aus seinem poetischen Nachlasse herausgeben zu dürfen. Der Bruder des Verstorbenen unterzog sich dieser Aufgabe und im Jahre 1865 erschien ein Band, dem ein kurzer Lebensabriß des Dichters, aus der Feder eines seiner besten Freunde, vorgedruckt war. Der Erfolg, den die Gedichte errangen, hat den Bruder ermutigt, nicht nur den ganzen poetischen Nachlaß des Dichters, sondern auch eine Biographie desselben, sowie die Essays und prosaischen Fragmente, von denen ursprünglich nur wenige für die Öffentlichkeit bestimmt waren, herauszugeben. Die letzteren vor allem sind es, die uns einen tiefen Einblick in das Geistesleben Armstrong's thun lassen. Das poetische Schaffen entspringt unmittelbar der Empfindung, „wie der Vogel singt", d. h. ohne daß sich der Dichter vorher klar macht, was ihn zum Dichten treibt. In den prosaischen Schriften dagegen sehen wir einen tiefen, ebenmäßigen und durchdringenden Denker vor uns, der nicht nur mit treffender Intuition concipirt, sondern auch der Gründe seiner Conceptionen sich wohl bewußt ist. Denn wer ein Dichter, ein wahrer Dichter und nicht ein bloßer Reimschmied sein will, muß auch ein Denker sein. Einige jener Essays sind denn auch in der That bewundernswerth, sie zeugen von einer Reife des Urtheils, einer furchtlosen Kühnheit des Ausdrucks und einem schneidigen Verstande, die uns immer wieder an das erinnern, was der Autor bei längerem Leben hätte leisten können.

Die Aufsätze über „Coleridge" und über „Essay-writing" zeigen eine Fassungskraft und ein Verständniß für Maß, die wunderbar sind. Der letztgenannte Aufsatz ist selbst ein Muster für die in ihm ausgesprochene Lehre, daß der Essay mehr als jede andere Schreibart Anmut der Form verlange und daß, so unzweifelhaft auch im Allgemeinen die Form hinter dem Inhalt an Werth zurückstehe, doch sehr oft die erste ein unentbehrliches Kleid für den letzteren sei. Der Autor übt die unbedingte Gewalt, die er über seine Sprache hat, mit Maß aus. Er sagt nie mehr, als er sagen will, und so müßten seine Aufsätze eine kräftige und zugleich angenehme Lectüre bilden, selbst wenn ihr anregender gedanklicher Inhalt sie nicht bereits empfähle.

Von den prosaischen Schriften wenden wir uns zu den poetischen. Unter diesen ragt durch den Umfang „the prisoner of Mount St. Michel" hervor. Es ist eine Erzählung in reimlosen Versen. Leider ist der Inhalt traurig und sogar empörend und unsere ästhetische Empfindung fühlt sich um so mehr zurückgestoßen, weil die dichterische Gerechtigkeit verletzt wird, — ein Fehler, der vorzüglich bei einem Gedichte ins Gewicht fällt, wo mehr, als anderswo, die innere Harmonie gewahrt bleiben muß. Die Erzählung bewegt sich in Form einer Autobiographie. Der erzählende Gefangene soll auf dem Schaffot ein Verbrechen büßen und büßt es auch schließlich, dessen er in Wirklichkeit nicht schuldig ist. Er ist das Opfer des Verrathes der Frau, die er geliebt hat. Nur drei Tage trennen ihn von der Hinrichtung; in der einsamen Verbrecherzelle erwartet er den Ruf des Scharfrichters und man kann sich denken, in welchem abgerissenen und bewegten Tone, unter dem Einfluß welch qualvoller Empfindungen die Erzählung geschieht. Zeitweise ist er nicht im Stande, die Falschheit der Geliebten zu fassen, er will sich zum Glauben an ihre Wahrhaftigkeit überreden, indem er versucht, an seine eigene Schuld zu glauben. Aber je mehr er sein vergangenes Leben vor seinem Auge vorüber ziehen läßt, desto klarer erkennt er den Charakter des Weibes, das ihn zu Grunde gerichtet hat, und doch vergiebt er ihr schließlich nach heftigem inneren Kampfe, indem er auf die Vergangenheit, wie aus einer anderen Welt, zurückschaut und sein Loos eher als einen Segen, denn als einen Fluch, betrachtet. Am Schlusse des Gedichtes hört man Schritte sich der Gefangenenzelle nähern, die das nahe Ende verkünden. Das Weib, das all dieses Elend verschuldet und einen Unschuldigen in den Tod durch Henkerhand getrieben, geht frei aus, heiratet den Mann ihrer Wahl und führt, wie wir annehmen müssen, bis an ihr Ende ein glückliches Leben. Hierin liegt ein grober Fehler, ingleichen darin, daß der Held wenig Heldenhaftes hat und unsere Sympathien keineswegs mit sich nimmt. Er ist haltlos und schwach, voll Mut im Haß, voll Furcht in der That und zeigt eine Angst vor dem Tode, die an das Verächtliche streift. Soweit der Inhalt. Die Form überragt ihn bei weitem an Werth. Die streitenden Leidenschaften sind kräftig und lebendig, aber auch zart und empfindungsreich gezeichnet. Einige Schilderungen, vorzüglich landschaftliche, sind voll Feinheit. Ein melodischer Ton geht durch das Ganze und erinnert theilweise an Tennyson's „Idyllen". An den poeta laureatus klingen auch die eingestreuten Lieder an, die den Tennyson'schen an Anmuth kaum nachstehen. Als Beispiel das folgende, dessen klangvoller Ton und empfindungstiefer Ausdruck zu Herzen geht, wie er augenscheinlich von Herzen kommt.

Boom, storm-bell!
Swing from thy rusted chain!
Boom away and away
Over the darkling main!
And I will walk with folded arms,
And I will walk alone,
And I will talk to the winds and the waves
Of the love that is over and gone!

Boom, storm-bell!
The mariner out in the foam
Is thinking now of the winsome wife
And the rosy babes at home!
But I must pace by the running sea,
In the tempest all alone,
And I must wail to the winds and the waves
For the love that is over and gone!

Boom, storm-bell!
Swing from thy rusted chain!
Boom away and away
Over the stormy main!
Across the winds a funeral knell
In the waves a weary moan —
And in my heart a famishing cry
For the love that is over and gone!

In der That ist Armstrong auch am glücklichsten in seinen kürzeren Gedichten, in denen er, so zu sagen, von innerer Melodie sprudelt, trotzdem sie leichten Fußes dahin hüpfen und den Wortreichthum vermeiden, in den die jungen Dichter von heute sogern verfallen. Auch langweilt er nicht durch übergroße Subjectivität und übertriebenes Vorschieben des eigenen Ich. Jeder Vers von ihm athmet Gesundheit und wirkt um so erfrischender, je seltener Ähnliches heutzutage anzutreffen ist, wo vielmehr der Weltschmerz sich auf dem Parnaß breit macht, freilich nicht der Byron'sche, aber ebenso selbstisch in seinen Äußerungen. Übrigens war Armstrong nicht blind gegen den Umstand, daß er seine Dichtungen in ein materialistisches Zeitalter warf, in welchem der Pegasus nicht in starker Nachfrage ist. Davon ist folgendes ausgezeichnete Gedicht ein untrüglicher Beweis.

A Lament.

A world of unbelievers, grey with care,
Wrinkled with earnest worshipping of gold,
Who see no sanctity in wood or wold,
Who hear no angels in the wispering air;
Scorners! who cleave in twain the hearts laid bare
To teach them love is real, not a thing
To smile at, with a shrug; who feel no share
Of rapture in God's truth, but ministering
(Pale priests) to pleasure only, prize the Fair
But for its sweets; dead world, whose sin is old;
Brute faces, with God's light all dim ant cold:
To such, O Father, must Thy poet sing!

Zum Schluß erlaube der Leser noch, ein Lied mitzutheilen, das einen eigenthümlichen Reiz ausübt, ein seltsames Phantasiestück, das für die Mischung von tiefem Ernst und frohmütiger Heiterkeit, die das charakteristische Merkmal unseres Dichters bildet, besonderes Zeugniß ablegt. Das Gedicht ist zu einer Zeit entstanden, in welcher der Dichter dem Gelderwerb nachgehen mußte und in welcher diese Nothwendigkeit mit der Neigung zu poetischer Muße in einen Kampf gerieth, der weniger ebenmäßig angelegte Naturen oft zu Grunde gehen läßt.

The Bee.

There is a bee within my brain,
It is not storing honey;
Buzz — buzz — it buzzeth dismally,
„Make money, man, make money!"

There's money enough in merry greenwood,
In sunshine and gay weather;
There's money enough in two warm hearts
That glow and throb together.

There's money enough in a kindly smile,
In gentle loving laughter;
There's money enough in a mind that broods
On the mystery of Hereafter.

But the bee keeps buzzing within my brain
And will not store its honey;
Alack! it buzzeth continually,
„Make money, fool, make money!"

Frankreich.

Daniel Stern's (Gräfin d'Agoults) Erinnerungen.*)

Dieses Buch verdient in Deutschland eine um so bessere Aufnahme zu finden, da die Verfasserin Deutschland ebenso gut wie Frankreich als ihre Heimat anzusehen pflegte. Sie war die Tochter eines Franzosen, des Grafen von Flavigny. Ihr Vater, der nach Frankfurt gekommen war, um als Emigrirter ein Regiment Soldaten zu werben, verliebte sich in die zweite Schwester des Banquiers Moritz Bethmann. Diese Dame war schon einmal verheiratet gewesen; sie hatte aber bald ihren Mann, Jacob Bußmann, den Associé ihres Vaters, verloren, und wurde schon in ihrem achtzehnten Jahre Wittwe. Der Franzose war sehr liebenswürdig und geistreich; allein er hatte nichts als seinen Rock und seinen Degen, er war katholisch, er war ein Emigrirter: die Familie Bethmann widersetzte sich der Heirat. Auf einmal bemerkte der Magistrat von Frankfurt eine Unregelmäßigkeit in den Papieren des Ausgewanderten: Herr von Flavigny erhielt den Befehl, die Stadt zu verlassen, und da er nicht gehorchte, wurde er ins Gefängniß geworfen. Aber die Leidenschaft der jungen Wittwe wuchs immer mehr; sie besuchte den Gefangenen, sie verweilte bei ihm längere Zeit und erzwang durch diesen kühnen Schritt die Einwilligung der Familie.

Ein Kind dieser romanhaften Ehe, wurde Marie Catherine Sophie von Flavigny zu Frankfurt am Main geboren. Sie war, wie sie selbst sagt, ein Mitternachtskind, und glaubt wirklich, sie habe mehr als andere Leute seltsame und symbolische Träume gehabt, die stets auf die Begebenheiten ihres Lebens eine Beziehung gehabt hätten; ja, sie habe einmal, von schwerer Krankheit heimgesucht, das rettende Heilmittel im Traume entdeckt.

Ihre Erziehung war halb deutsch, halb französisch. Sogar in Frankreich, zu Mortier bei Tours, blieb die Mutter den deutschen Sitten treu. Ein Jäger, nach der Wiener Mode gekleidet, einen Hahnenfeder auf dem Hut, einen Stutzsäbel am Gürtel, begleitete Frau von Flavigny. Ein Dienstmädchen aus Wien, Adelheid genannt, kochte ebenso oft wie die Tourangelle Marianne, und die deutsche Küche gefiel der jungen Flavigny besser als die französische: denn sie „ist eine Kinder- und Knabenküche; unerwartete Mischungen, Überraschungen, Naivetät und Indisciplinirtheit, Alles herrscht darin, Alles aber beruht schließlich auf zwei ganz unschuldigen Stoffen, Mehl und Zucker; sie ist eine Ferienzeit, eine Vergessenheit aller Kunstregeln, woran die Kinder ihre Freude finden." Das Töchterchen sprach immer deutsch mit der Mutter; ihre Bonne war deutsch; sie las die Märchen der Brüder Grimm und sagte aus dem Gedächtnisse Fabeln von Gellert und Monologe von Schiller her: blaue Augen, blonde Haare und ein sinniger Ausdruck des Gesichts gaben ihr etwas echt germanisches.

Die Zeit der hundert Tage trieb die Familie von Flavigny wieder nach Frankfurt, und die deutschen Einflüsse nahmen zu. Sehr genau schildert Frau von Agoult die Charaktere der Leute, die sie damals umgaben. Die Mutter von Moritz Bethmann, die achtzigjährige Catharina Schaaf, oder, wie man sie in Frankfurt nannte, die „alte Frau von Bethmann", war blind; trotzdem herrschte sie im Haus unumschränkt; ihr hartnäckiger Charakter,

*) Mes Souvenirs, par Daniel Stern (comtesse d'Agoult). Paris, 1877. Didier.

ihr unbeugsamer Wille blickten aus ihren Zügen hervor; sie saß immer im Salon am Kopf des Tisches, würdevoll und ernst, Achtung und Ehrfurcht gebietend; ein merkwürdiger Typus des alten deutschen Bürgerthums. Moritz Bethmann, der einzige Sohn, das geliebteste der Kinder, vermochte allein der alten Frau die Falten von der Stirn zu vertreiben und ihre düstere Laune zu erhellen. Er war freimüthig und offen, immer darauf bedacht in seiner Familie die Fehler zu bemänteln und den Reibungen aller Art vorzubeugen. Zugleich ein genialer Geschäftsmann und ein gefälliger Gesellschafter, genoß er das Vertrauen des Kaisers Alexander, welcher seinen Sohn über die Taufe hielt. Ob er gleich nach herkömmlicher Sitte in der Buchgasse, einer von den ältesten Straßen, den Baslerhof, ein unbequemes aber im Innern prachtvolles Haus, bewohnte, erhielt er Besuche von allen Berühmtheiten. Die Staatsmänner des Bundestags lud er zum Essen ein, und wie oft hat ein köstlicher Schmaus, den seine Frau, Luise Boode, durch ihre strahlende Schönheit belebte, die verfeinerten Gaumen der damaligen Diplomaten gekitzelt! Ja im Baslerhof erschien einmal Frau von Staël und man kennt die komische Erzählung, welche Bettina von Arnim darüber geschrieben hat.

Nach Paris zu ihrer väterlichen Großmutter zurückgekehrt, fuhr die junge Flavigny fort eine deutsche Bildung zu genießen. Sie unterhielt sich oft mit Henriette Mendelssohn, der Gouvernante ihrer Freundin, Fanny Sebastiani, welch letztere später von ihrem Mann, dem Herzog von Praslin, mit so kalter Grausamkeit ermordet worden ist. Henriette Mendelssohn, die Nichte des Philosophen, eine kleine mißgestaltete Person, mit funkelnden Augen, flößte der jungen Flavigny große Neugier ein. „Sie war, sagt sie, wie ich später vernommen, ein Weib von ausgeprägter jüdischer Rasse, kühn rationalistisch, lebendig und feurig, der Rahel Levin gleich.“ Auch hatte sie einen deutschen Lehrer, mit dem sie Homer und Virgil las, und der berühmte Hummel ertheilte, als er nach Paris kam, der jungen Flavigny Unterricht in der Musik.

Nach dem Tode ihres Vaters (1820) begab sie sich wieder nach Frankfurt. Die strenge gebieterische Großmutter war gestorben. Die junge Flavigny fand die Welt, in der sie sich bewegte, „feenhaft“; überall Feste und Bälle; überall ein fortwährender Freudentaumel und aufs höchste gesteigerte Eitelkeit. Doch mitten in diesen Zerstreuungen wirkte auch der Ernst des Deutschthums auf das junge Mädchen ein. Sie selbst erinnert uns an das wissenschaftliche und künstlerische Leben, an die schöne Geistesbildung, wodurch das damalige Frankfurt sich trotz der Nüchternheit und Kälte des bürgerlichen Lebens auszeichnete. Sie gedenkt der Krönungsfeierlichkeiten, der Messen, der Rheinlegenden, der lutherischen Choräle, und fügt hinzu, sie habe göthesche Luft eingesogen (sie schafft sogar, um Göthe's Einwirkung zu beschreiben, das französische Wort „goethéen“).

Zu dieser Zeit nämlich sah sie den alten Göthe. Es war im Landhaus der Frau von Bethmann, welches dem Friedberger Thor und dem Hessendenkmal gegenüber liegt. Die junge Flavigny spielte im Garten mit ihren Freundinnen, als Göthe kam, von der ganzen Familie in aller Ehrfurcht geleitet; er lächelte ihr zu und nahm sie bei der Hand; dann, nachdem er sich auf eine Bank niedergesetzt, hielt er das bestürzte Mädchen bei sich zurück. „Nach und nach, sagt Frau von Agoult, während er mit meinen Verwandten sprach, erkühnte ich mich die Augen zu ihm aufzuschlagen. Gleich, als ob er das bemerkt, sah er mich an: sein großer gewaltig funkelnder Blick, seine schöne offene lichtvolle Stirn blendete mich. Beim Abschied legte er mir die Hand auf den Kopf und streichelte die blonden Haare; ich wagte nicht zu athmen; ich war im Begriff niederzuknien. Fühlte ich daß mir die magnetische Hand einen Segen ertheilte, eine schützende Verheißung machte? Ich weiß nicht. Aber ich darf sagen, daß ich mich in meinem langen Leben mehr als einmal verneigt habe, als wenn mich dieselbe Hand segnete, und jedesmal, nachdem ich mich wieder aufgerichtet, habe ich mich immer stärker und besser gefühlt.“ Seitdem hat in der That Göthe's Einfluß auf Frau von Agoult entschieden gewirkt. Niemand in Frankreich, Wenige auch in Deutschland, haben Göthe höher geschätzt, die Vorzüge des unsterblichen Dichters mit ächterer Begeisterung gepriesen. Welch ein herrliches Lob hat sie dem Schöpfer des Faust in ihren Dialogen „Dante et Goethe“ gespendet! Sie betrachtet den Faust als das Buch par excellence, als eine Bibel, die uns für alle Fälle des Lebens mit Kraft und Muth und kernigen Sprüchen ausrüstet. Voller Enthusiasmus, begrüßt sie „die Seele des deutschen Vaterlands, die sich wiederfindet und ihr mächtiges unzerstörbares Selbst in Göthes Namen und Wirken fühlt.“ In einem Sonett, welches sie in Frankfurt selbst vor Göthes Statue verfaßt hat, küßt sie, ehrfurchtsvoll und tiefbewegt, mitten in der stillen Nacht, „des ehernen Mantels kalte Falte“, und sie ruft einmal aus: „Wohlthätiger Genius, der immer bei mir war, selbst in der bittersten Noth, du, den ich nie vergebens angefleht habe, du, mein Vater Göthe, du wenigstens, du hast mich niemals verlassen!“

Doch kehren wir nach Frankreich zurück, wo die Verfasserin des Buches ihr späteres Leben zugebracht hat. Sehr unerfreulich ist die Geschichte ihrer Heirat. Sie war, sagt sie selbst „liebebedürftig“ und sie hatte zum General von Lagarde eine tiefe Neigung gefaßt. Zwar stand der General nicht mehr in der vollsten Blüte des Lebens, er war fünfundvierzig Jahre alt. Aber seine glorreichen Kriegsthaten, sein scharfer Geist und edler Charakter, sein artiges Benehmen und seine „unvergleichliche Eleganz“ ersetzten vollkommen das Mißverhältniß des Alters, und die junge Flavigny zog der Jugend der Andern seine Melancholie, dem Lärm der fröhlichen Gespräche seinen Ernst, den dreisten Huldigungen anderer Freier sein schüchternes Schweigen vor. Endlich wagte Lagarde sich zu erklären; er sollte den folgenden Tag verreisen und machte seinen Abschiedsbesuch. Das Fräulein reichte ihm die Hand und sagte mit Thränen: „Sie verlassen uns“ „— Ja,“ versetzte er mit bewegter Stimme, „ich verlasse Sie, wenn Sie mir nicht befehlen zu bleiben.“ Sie antwortete nicht und nach mehreren Tagen hat sie ihre Mutter, beim ersten Heiratsvorschlag, welcher komme, mit ihrem Bruder Rat zu halten und Ja oder Nein zu sagen, ohne sie selbst zu Rate zu ziehen. So wurde sie Frau von Agoult. Sie, die sich in einen der besten und würdigsten Franzosen, die damals lebten, verliebt hatte, die so geistreich und so scharfsinnig war, und so gern sich mit ihrem Geist und Scharfsinn brüstete, sie wußte auch, als es darauf ankam, nichts besseres zu thun als einen Mann mit geschlossenen Augen zu nehmen! Und dabei empört sie sich gegen die Convenienzheiraten und tadelt die Mädchen, die dem ersten Besten ihre Hand geben, sie, die sich nur von Standes- und Vermögensrücksichten hatte leiten lassen! Solche Seiten, die man hinwegwünscht, verkümmern die Wirkung, welche die Denkwürdigkeiten der Frau von Agoult auf den Leser hervorbringen.

Besprechen wir lieber die interessanten Mittheilungen der Schriftstellerin über ihre Zeitgenossen. Sie erschien am Hof Karls X., nachdem Herr Abraham ihr die nöthigen Stunden gegeben, der einzig und allein in Frankreich die Regeln des überlieferten Ceremoniells und des höfischen Anstandes kannte. „Sie

hat nicht Roth genug aufgelegt", sagte die Herzogin von Angoulême. Diese ältliche Prinzessin, die den jugendlichen Titel Dauphine führte, wird von Frau von Agoult geschildert als eine erzgepanzerte Person, die sich nach manchen Drangsalen des Lebens gewöhnt hatte, jede Empfindung zurückzudrängen. Ihr Mann, der „héros du Trocadéro" war ebenso wenig einnehmend, immer um seine Haltung verlegen und sein Gesicht verzerrend. Die Herzogin von Berry dagegen, sehr lebhaft und munter, einem schelmischen Mädchen gleich, steckte voll schalkhafter Reden und mutwilliger Streiche. Sehr fein beschreibt auch Frau von Agoult eine Abendgesellschaft im Palais-Royal bei den Orléans: der Adel, zu dem sie gehörte, war zurückhaltend und übermütig; durch die Salons gingen die liberalen Hauptmitglieder der Kammer und die einflußreichen Journalisten; „hier kennt man Niemand", rief eine alte Herzogin aus. Damals wurde Frau von Agoult mit Delphine Gay, der künftigen Frau von Girardin, bekannt: einfach und ernst war die junge Dichterin und stach durch ihr bescheidenes Auftreten gegen das wilde lärmende Wesen ihrer Mutter ab. Frau Gay, sagt Frau von Agoult, roch immer nach dem ersten Kaiserreich: man merkte ihr die Redseligkeit und die prunkende Sprache der vorigen Epoche an; sie reimte stets Krieg und Sieg; den Turban, die ossianische Harfe und das alte Lied von Dunois hatte sie behalten: „es war etwas Unerhörtes und Unbeschreibliches, ein prahlender Stabsoffizier, ein Schwadronenstaub; ein Säbelblitzen an der Sonne; Alles an ihr war hochtrabend, und die Mutterliebe mehr als das Übrige." Herr von Girardin aber, der glänzende Journalist, der noch jüngst während der letzten Monate gegen das Elysée einen so schönen Federkrieg geführt hat, war in der Gesellschaft düster und wortkarg; nach Tisch wickelte er sich in einen langen Shawl ein und schlummerte in einem Winkel des Salons, bis er herausging, um den Druck seiner Zeitung zu besorgen; er zog sich dann schweigend zurück, ohne Abschied zu nehmen, und Frau von Girardin leitete die Unterhaltung mit sprühendem Witz und satirischem Humor fort. Frau von Agoult vergißt auch nicht in ihren Schilderungen den mystischen Fürsten von Polignac, der sich mit hochfliegenden Plänen trug und so dünkelhaft auf den Erfolg seines Staatsstreichs baute. Nur geringe Achtung flößte ihr die Regierung von Louis Philipp ein; als sie das glanzlose königliche Gefolge gewahrte, sagte sie: „es waren einmal ein König und eine Königin": das vorüberziehende Königthum sah ihr wie ein Märchen aus. Sie selbst erwarb sich damals einen gewissen Ruf; sie hatte ihren eignen Salon und erhielt den Beinamen der „Corinne du quai Malaquais". Zu ihren Gästen gehörte Herr von Falloux, der Günstling und Lobredner der Frau Swetchine, der den Spottnamen Grandisson erhalten hatte. In ihrem Hôtel scheiterte die „Fregatte", eines der schönsten Gedichte des weichen und zarten Alfred de Vigny; „ist der Herr ein Liebhaber?" fragte der österreichische Botschafter. Schon zu dieser Zeit schien der französische Geist einzurosten: im Jahre 1840 waren vier Ausländerinnen die Königinnen von Paris: die Fürstin Lieven, Frau Swetchine, die Fürsten Belgiojoso, Frau von Circourt, drei Russinnen und eine Italienerin; das weissagte der Literatur nichts Gutes. Die Frömmelei, sagt Frau von Agoult, war an der Tagesordnung. Die vornehmen Damen prunkten mit Andacht, sangen in den Kirchen, gaben erbauliche Schriften heraus, und die gottseligsten waren auch die leichtfertigsten. Den Männern gefiel das fromme Spiel und ein ganzer Schwarm von galanten Bekehrern flog in den Salons mit religiösem Sumsen umher; eifrig verfolgten sie auf den Bällen die schönen Sünderinnen: zu vertraulichen Beredungen geneigt und für das Gespräch unter vier Augen begeistert, mit zärtlichen Briefchen und verliebten Wünschen beladen, mit Scapulieren und Rosenkränzen geschmückt, kramten sie einen Boudoir-Katholicismus und einen geschwätzigen Seraphismus aus, „worüber sich unsere Mütter lustig gemacht hätten." An der Spitze der „Commères de l'Eglise" that sich die Fürstin Belgiojoso hervor. Sie ließ sich immer im Betzimmer, unter staubigen Folianten, allein mit einem Todtenkopf überraschen; ihr Bett war dem Trauergerüst einer Nonne ganz ähnlich; ein bebänderter Neger schlief im Vorzimmer. Sie haschte stets nach dem Effekt; bald stiftete sie Verschwörungen; bald zeigte sie mit tragischer Geberde die Eischalen von einer Omelette, die sie selbst gekocht, und schien bereit zum Bettelstab zu greifen; bald führte sie einen Araber in dem Bois de Boulogne umher. Sie selbst, blaß und hager, mit blitzenden Augen, gefiel sich daran, etwas Gespenstartiges zu haben und verbreitete gern das Gerücht, daß sie durch Dolch und Gift manche Beleidigung gerächt habe. Einmal, erzählt Frau von Agoult, stürzte sie in mein Schlafzimmer, wo ich krank lag: sie wollte mich, als eine barmherzige Schwester oder als eine Kirchenmutter, durch frommen Zuspruch zum Tode vorbereiten; aber ich hatte nur den Schnupfen, und seitdem hörte sie auf, meinen Umgang zu suchen."

Solche witzige Erzählungen und geistvolle Bemerkungen schüttelt Frau von Agoult aus dem Ärmel; ihr Stil ist klar und fließend und „Mes Souvenirs" gehören unter die besten Werke, welche Daniel Stern (der Name, den die Gräfin als Schriftstellerin immer führt) jemals geschrieben hat. Auf das Buch darf man anwenden, was sie von sich selbst gesagt hat: „In mir mischen und verbinden sich französische und deutsche Eigenschaften; ich bin mild, gleichmütig, wohlwollend, durch und durch loyal, gar nicht pedantisch. Beredsam bin ich auch, aber nur in den seltenen Fällen, wenn mich die Leidenschaft hinreißt. Sechs Zoll hoch Schnee auf zwanzig Fuß Lava, so hat man mich charakterisirt." Manche, die nach persönlichen Geständnissen und Geheimnissen lüstern sind, werden ihr vielleicht vorwerfen, daß sie in ihren Denkwürdigkeiten nicht alles gesagt und, wie immer, ihr Herz nicht ganz ausgegossen habe. Aber Frau von Agoult war liberal; jede Fessel, die die freie Thätigkeit des menschlichen Geistes hemmt, wollte sie abwerfen; die Vorurtheile, welche die meisten beherrschen, hat sie, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, abgestreift; das zweite Kaiserreich und seine verderblichen Einflüsse hat sie verflucht, und ihr Buch endet mit dem Wehe, welches sie ausruft über das lose und rauschende Leben der Halbwelt, über die Frechheit des Luxus, über die Fleischeslust, über alles was Frankreich bis auf die Knochen ausgedörrt hat.

Arthur Chuquet.

Ungarn.

Aus den Memoiren des Freiherrn v. Kiáth.*)

II.

Wie ein ungarischer Landjunker vor fünfzig Jahren studirte.

Das gesammte Unterrichtswesen Ungarns befand sich vor dem Jahre 1848 ausschließlich unter confessioneller Leitung. Die katholische Kirche war Staats-Kirche und darum wurden deren Angelegen-

*) S. Mag. Nr. 1.

beiten auch „von Staatswegen“ durch die behördlichen Organe geleitet und beaufsichtigt. Alle übrigen „recipirten“ Confessionen hatten das gesetzlich garantirte Recht der autonomen Kirchenverwaltung, wozu auch die Errichtung, Erhaltung und Leitung des gesammten Unterrichtswesens gehörte; von der Elementarschule bis zur Universität trugen sämmtliche Lehranstalten entschieden confessionellen Charakter, doch stand der Besuch jedermann frei, ja in den katholischen Schulen sah man sogar gerne nichtkatholische Schüler, da sich die geheime Hoffnung einer eventuellen Gewinnung derselben für die Staatskirche daran knüpfte.

Was sich über das Niveau der Elementar- oder Trivialschule erhob, stand bei den Katholiken fast ausnahmslos unter geistlicher Leitung. Seit der Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 war es insbesondere der Orden der Piaristen, der Nachfolger des heil. Josephus von Calasanz, deren Händen die meisten Gymnasien oder „Lateinschulen“ des Landes anvertraut wurden. Neben den Piaristen betheiligten sich am Unterrichte noch insbesondere die Benediktiner, Cistercienser, die Prämonstratenser und die Franziskaner. Alle hatten übrigens im Wesentlichen die Schulordnung der Jesuiten beibehalten; die Unterrichtssprache war das Lateinische; ungarische und deutsche Sprache wurden jedoch als obligate Lehrgegenstände behandelt. Lateinsprechen und Lateinschreiben hatte damals praktischen Werth; denn auch in Amt und Gericht, in den Komitats- wie in den Landtagssitzungen war die Sprache Roms die officielle Verkehrs- und Verhandlungssprache. Die Bestrebungen Kaiser Josef II. zu Gunsten der deutschen Sprache konnten das Latein nicht beseitigen, wohl aber riefen sie die nationale Reaction im Interesse der ungarischen Sprache hervor.

Die allgemeine Begünstigung und Benutzung des Ungarischen in Schule und Leben war aber in der Zeit, da unser Autor im November 1824 die Bahn des öffentlichen Schulweges betreten, noch nicht zu Tage gekommen, das Latein besaß seine Alleinherrschaft ziemlich ungeschmälert. Es war zu jener Zeit Sitte, daß die ungarischen Edelleute auf ihren Gütern irgend einen armen Teufel von Juristen oder Theologen zum Präceptor ihrer Kinder aufnahmen, der dann die ungebändigten Junker in die schwere Zucht der Bücher nehmen und in halbjährigen oder jährlichen Privatprüfungen bei dem nächstgelegenen Gymnasium die schriftlichen Belege seiner lehramtlichen Wirksamkeit liefern mußte. Zumeist bestand ein stilles oder offenes Übereinkommen zwischen dem „Instructor“ und dem Lehrkörper dieser Gymnasien, und für „Geld und gute Worte“ war ein glänzendes „Testimonium“ nicht besonders schwierig zu erlangen. Zum Theil besteht diese „patriarchalische“ Sitte auch heutzutage, obwohl die strengere behördliche Controle dem sonst überaus einträglichen Geschäfte der Privatprüfungen bei den staatlicher Aufsicht unterstehenden Anstalten erhebliche Schranken gesetzt hat.

Es kennzeichnet nun die fortgeschrittene Ansicht des alten Fiáth, daß er seine Söhne in die öffentliche Schule schickte. Zwar die Elementarkenntnisse des Lesens und Schreibens in ungarischer, deutscher und französischer Sprache lernten die Kinder schlecht und recht von Vater und Mutter. Viel mochte dieser Unterricht nicht erreicht haben; denn der Verfasser dieser „Memoiren“ führt an, daß im Beginn des öffentlichen Schulunterrichts das Lernen ihm schwer gefallen sei, weil er keine „Normalschule“ d. i. ordentliche Volksschule beendigt hatte und so gegen seine an systematisches Lernen gewöhnte Mitschüler im Nachtheile war.

Das damalige ungarische Gymnasium bestand aus drei Cursen. Da waren zuerst die „Grammatikalklassen“, vier Jahrgänge umfassend; dann kamen zwei Jahre „Humaniora“ und schließlich noch zwei Jahrgänge „Philosophie“, worauf man bei den weltlichen Studien im Kreise der Adeligen zumeist zur „Jurisprudenz“ überging. Unser Autor wurde zu Allerheiligen des Jahres 1824 nach Raab gebracht und daselbst der „parva“ (untersten Gymnasialklasse) der Benediktiner übergeben. Da mit dem Autor unserer „Memoiren“ noch ein älterer Bruder in Raab studirte, und nach einem halben Jahre noch ein dritter hinzukam, so hatte der alte Fiáth für seine drei Söhne eine besondere Haushaltung eingerichtet, zu der noch ein Privaterzieher und Correpetitor (ein Geistlicher) und überdies ein alter Diener als Bedienung gehörte. Die Lebensweise der damaligen adeligen Jugend war spartanisch einfach. Des Morgens gab es zum Frühstück Einbrennsuppe mit Semmel, Mittags drei Gänge, zum Vesperbrot (in Ungarn „Jause“ genannt) Obst und zum Nachtmahl zwei Speisen. Die Wohnzimmer wurden des Winters nur einmal geheizt. Die ganze Garderobe zählte zwei Anzüge: einen werktägigen und einen für Sonn- und Feiertage; „Oberröcke“ oder „Überzieher“ waren unbekannt. An jedem zweiten Sonntag gab es Tanzstunden in einem Mädcheninstitute, wo auch des Autors Schwester erzogen wurde; sonst war im Winter das Eislaufen, im Frühjahr das Ballspiel das Vergnügen der studirenden Jugend. Mit dem Lernen wollte es bei dem jungen Fiáth anfänglich nicht recht vorwärts gehen, daran trug neben mangelhafter Vorbereitung wohl auch die geringe Gewissenhaftigkeit des Privatlehrers und Correpetitors die Schuld. Die zwei Monate Ferien (September und October) wurden im väterlichen Hause voll und ganz in sorgenfreiem Treiben genossen; da lebte die Jugend gleich den Vögeln im Freien, jagte, ritt und bekümmerte sich nicht im Geringsten um Stube und Studium.

Nachdem diese schönen Tage der Ferien vorbei waren, brachte man die Knaben abermals nach Raab; aber sie erhielten jetzt keinen besonderen Haushalt, sondern wurden zu einer Familie „in die Kost“ gegeben. Für 750 Gulden Wiener Währung, welche der Vater für jeden Sohn bezahlte, erhielten diese ein besonderes Zimmer und vollständige Verpflegung. Der Preis war nach damaligen Verhältnissen kein geringer. Statt des früheren Geistlichen bekamen die Jungen jetzt einen Juristen als Correpetitor an die Seite. Derselbe war ein fleißiger, gewissenhafter, wohlwollender, doch energischer Mann; der unterrichtliche Erfolg zeigte sich diesmal bei unserem Autor auch weit günstiger. Er kam unter die ersten „Eminenten“. Die zweite Gymnasialklasse hieß die „Syntax“. Das Lernen ging leicht und freudig von Statten; daneben betrieb Fiáth mit leidenschaftlicher Vorliebe das Flötenspiel, wurde von seinem Privaterzieher bald auch in die damals gerade aufblühende ungarische Nationalliteratur eingeführt, vergaß aber neben der geistigen Beschäftigung die Ausbildung des Körpers nicht. Ein ordentlicher Turnunterricht war damals allerdings in Ungarn noch unbekannt; allein man übte sich im Laufen, Ringen, Werfen, Klettern, Schwimmen und Springen; der Unterricht ließ zu diesen gern betriebenen Dingen der frohen Jugend vollauf Zeit und Muße.

Vierzehn Jahre alt, kam unser Autor in die „Rhetorik“, das ist in die fünfte Gymnasialklasse nach Stuhlweißenburg, wo er Cistercienser-Mönche zu Lehrern hatte. Auch aus der Zeit seines zweijährigen Studienaufenthaltes in dieser altungrischen Königsstadt weiß Baron Fiáth weit mehr von seinen angenehmen und weitverbreiteten Bekanntschaften in adeligen und bürgerlichen Kreisen als von seinen Studien zu erzählen; doch behauptet er, daselbst im Wettkampfe mit trefflichen Mitschülern eifrigst gelernt zu haben. Weniger Rühmliches meldet er von dem Professor (denn jede Klasse hatte nur einen Lehrer, der in allen Fächern unterrichten mußte.) Die „philosophischen“ Curse absolvirte unser Verfasser

daheim; sein älterer Bruder hatte nämlich während seiner beiden Philosophenjahre, die er in Pest verlebte, weder durch seinen geistigen Fortschritt, noch durch sein moralisches Verhalten die Zufriedenheit des Vaters erworben und letzterer besorgte, daß der jüngere, für alle Arten von Eindrücken empfänglichere Sohn in einer größern Stadt noch weit eher mancherlei Gefahren ausgesetzt sein würde. Es wurde also ein Doctor der Philosophie, der auch die Theologie bereits absolvirt und sich nunmehr der Jurisprudenz ergeben hatte, ins elterliche Haus genommen und dem Sohne als Lehrer und Mentor an die Seite gestellt. Es war ein lustiges Studienjahr. Der Vater kaufte zur Tröstung für das vorenthaltene Pester Leben dem Sohne zwei Reitpferde; da wurde denn fleißig gejagt, geritten und musicirt. Baron Fiáth gesteht offen, daß er aus der Philosophie allerdings nicht viel gelernt habe, doch trieb er Sprachen, sang mit hübscher Stimme und handhabte meisterhaft seine Flöte. Die ältere Schwester war aus der Pension nach Hause gekommen, da gab es denn fast täglich Gäste aus der Umgebung; der junge Adel und die Officiere der nahen Garnisonen fanden sich gerne in dem gastlichen Edelhause ein. So „wurde aus dem Knaben ein Jüngling".

Zu Ostern und zu König Stefan (20. August) wurden in Pest die Prüfungen in der Philosophie abgelegt; der Aufenthalt in der Landeshauptstadt dauerte jedesmal zehn bis zwölf Tage, während welcher Zeit wohl manche Wissenslücke bei dem aufstrebenden Studiosus rasch ausgefüllt wurde. Mit den Jahren kam auch bei ihm der Ernst des Lebens. Er hörte auf, ein leidenschaftlicher Jäger zu sein, und es kennzeichnet sicherlich das Übermaß von früher, wenn er sich nunmehr dessen rühmt, daß er fernerhin wöchentlich nur zweimal jagen ging. Die übrige Zeit theilte er jetzt zwischen dem Studium und der Gesellschaft.

Nach zweijährigem Privatstudium war der Jüngling für den Besuch der Rechtsakademie vorbereitet. Wir treffen ihn als „Juristen" in Raab wieder, wo er im ersten Jahre Naturrecht (jus naturae), Statistik und römisches Recht (jus romanum) hörte; im zweiten Jahre folgten dann vaterländisches Recht (jus patrium) und Politik (allgemeines Staatsrecht), selbstverständlich Alles in lateinischer Sprache. Der Professoren gedenkt unser Autor zumeist mit Anerkennung. Das Juristenleben war damals ein lustiges Dasein. Die Juristen bildeten die einzige gebildete Jugend der kleinen Stadt, überall sah man sie gerne und sie gaben in der Gesellschaft den Ton an. Die freundliche Aufnahme in den Familien hatte für unseren Autor seine besondern Vortheile; sie bewahrten ihn namentlich vor den rohen Ausschweifungen der damaligen ungarischen Juristen; er besuchte weder ein Caffeehaus, noch betheiligte er sich sonst an dem wüsten Treiben, durch welches die ungarischen Juristen in Verruf kamen. Jede Vorlesung wurde fleißig besucht und da zu jener Zeit an den Rechtsakademien noch ordentliche Klassenprüfungen gehalten wurden, so brachte es unser Autor durch Beharrlichkeit zum „zweiten Eminenten." Neben den Studien wurde auch das Fechten, Schwimmen und sonstige Körperübungen nicht vergessen. Bei jeder Tanzunterhaltung war der Jurist Fiáth gern gesehener Vortänzer, dabei besuchte er täglich die Messe und trieb neben den Rechtsstudien die Lecture deutscher und französischer Klassiker: Schiller, Goethe, Wieland und Racine nahmen den Platz neben der stets geliebten Flöte ein. So verstrichen die zwei Juristenjahre, es kamen die Prüfungen und mit den günstigen Zeugnissen in der Tasche sagte unser lebensfrohe Autor der Schule Valet.

Es eröffnete sich vor dem neunzehnjährigen Jüngling die weit schwierigere Schule des Lebens. Acht Wochen der ungebundensten, seligsten und sorgenlosesten Jugendlust und Jugendfreude wurden in den schattenreichen Gebieten des Bakony verlebt; und dann trat Fiáth am ersten October 1834 die „Patvarie" an. Was war diese „Patvarie"? Sobald die Jünglinge ihre juridischen Studien beendigt hatten, wurden sie zu irgend einem namhaften Gerichtsadvokaten, Oberfiscal (Oberanwalt) oder Vicegespan in die Rechtspraxis gegeben. Hier mußte nun der ärmere Praktikant wahre Knechtsdienste leisten. Die Tafel decken, während der Mahlzeit die Teller wechseln, die Kleider des Principals ausbürsten, für die Frau des Principals allerlei Commissionen besorgen, Theater- und Ballkarten verschaffen; ferner unleserliche Schriften copiren u. dgl. mehr gehörten in den Arbeitskreis des Patvaristen. War ein Fräulein oder gar mehrere Töchter im Hause, so war es seine Pflicht, mit ihnen zu tanzen oder ihnen Tänzer zu verschaffen; die kleineren Kinder aber führte er spazieren u. s. w. Wie man sieht, war das ein ziemlich umfassender Kreis von Pflichten und nannte man einen solchen rechtsbeflissenen Jüngling deshalb „pativaria", den „Vielleidenden", woraus das abgekürzte „Patvarist" entstand.

Jeder, der sich für die juristische Laufbahn vorbereitete, mußte ein solches Praktikanten- oder Lehrlingsjahr durchmachen, um das Zeugniß zu erlangen, mittelst welches er bei der königlichen Gerichtstafel als „Jurat" eintreten konnte.

Unser Autor wurde Patvarist bei dem Oberfiscal (Oberanwalt) des Stuhlweißenburger Comitats, einem tüchtigen Advocaten der aber trotz seines juridischen Verstandes in einem Alter von fünfzig Jahren die Unklugheit begangen hatte, eine sehr schöne und nicht im besten Rufe stehende Frau als Gattin zu nehmen. Dieser Umstand war wohl auch die Ursache, daß unser Patvarist bei seinem Principal weder Wohnung noch Kost erhielt; erstere nahm er dann bei einem anderen Advocaten, wo er zugleich Gelegenheit hatte, das Civilrechtsverfahren praktisch kennen zu lernen, da er bei seinem Principal nur Criminalprocesse studiren konnte.

Der Patvarist Fiáth hatte anfänglich aus Criminalprocessen Excerpte zu machen, später versuchte er sich in der Stilisirung der gefällten Sentenzen, sodann folgte die Ausarbeitung von Repliken, die dann der Principal überprüfte und, wenn sie zutrafen, als die seinigen acceptirte. In ähnlicher Weise ging es auch bei dem Studium des civilrechtlichen Verfahrens und wurden die Patvaristen auf diese zwar praktische, aber auch mechanische Weise in das Labyrinth des damaligen ungarischen Justizwesens eingeführt.

Welch patriarchalische Zustände zu jener Zeit im Lande des heiligen Stefan herrschten, lehrt auch die Thatsache des Juristitiums.

In jedem Jahre traten nämlich fünfmonatliche Gerichtsferien ein, während welcher Zeit weder Advocaten noch Richter in ihrem Berufe arbeiteten. Wenn Jemand einen Rechtsfall hatte, oder wenn ein Verbrechen geschah, so war in diesen Monaten kein Kläger und kein Richter zu finden. Auch während der „Arbeitszeit" suchte man allzugroßer Anstrengung auszuweichen. Sobald die Kirchenglocke die Mittagsstunde schlug, legten Patvarist und Principal die Federn nieder, selbst wenn es mitten im Satze war. An Nachmittagen gab es keine „Amtsstunden". Unser Autor hatte als „Patvarist" seine Wagen- und Reitpferde in Stuhlweißenburg; da wurde ausgefahren oder ausgeritten, Besuche gemacht, in der Stadt oder bei den bekannten Familien in der Umgebung, wohl auch ein Spielchen versucht. Baron Fiáth rühmt von sich, daß er nie ein Freund des Kartenspiels gewesen, auch darin bildete er einen löblichen Unterschied von seinen Standesgenossen, bei denen leider hohes Kartenspiel nur zu

häufig die Ursache des materiellen Ruins war und — auch heute noch ist. Im Übrigen lebte es sich damals höchst wohlfeil; denn der junge Fiáth erhielt für seine Person jährlich blos 1000 Gulden Wiener Währung (= 420 Gulden österreichischer Währung oder 840 deutsche Reichsmark); Diener und Pferde wurden allerdings vom Vater separat erhalten. Freilich erhielt man damals für 12 Gulden C. M. (12 Gulden 60 Kreuzer österreichischer Währung) monatlich treffliche Mittagskost mit täglichen vier Gängen.

Die adelige Jugend verkehrte auch viel in angeseheneren Bürgerhäusern der Stadt, namentlich in jenen, wo hübsche Töchter anlockten. Dabei macht unser Autor die Bemerkung, daß „jede Dame ohne Unterschied des Ranges, der Schönheit und des Alters ein Gegenstand der Achtung für die damalige Jugend war. Niemals habe er gehört, daß irgend ein Mann ungestraft eine Frau beleidigte, niemals vergaß sich ein Jüngling in Gesellschaft von Damen, am wenigsten wagte es Einer, mit der Gunst einer Frau zu prahlen oder von ihr verächtlich zu sprechen."

Zur Charakteristik erzählt der Autor einen Fall, in welchem ein junger Baron in Pest sich ein solches Vergehen erlaubte. Die Pester Jugend duldete denselben nicht mehr in ihrer Mitte, es nützte ihm weder seine Jugend, noch der Umstand, daß er die beleidigende Prahlerei beim Champagner gethan hatte; alle Cirkel der Gesellschaft waren ihm verschlossen; — er mußte auf mehrere Jahre das Land verlassen. „Jeder ordentliche Mann betrachtete sich als den natürlich verpflichteten Ritter jeder Dame." Wie in anderen Dingen des Lebens und des Staates böse Reste des Mittelalters, so war hier ein edler Zug der Ritterzeit in der ungarischen Gesellschaft zurückgeblieben.

Am 1. August 1835 erhielt unser Autor von seinem Principal das Testimonium über die absolvirte „Patvarie" und vom Obernotar des Comitats die Bestätigung, daß er den Gerichtssitzungen als juridischer Lehrling beigewohnt habe. Damit war diese Patvaristenzeit zu Ende und es begannen die Gesellenjahre des künftigen Advocaten, aus dem Patvarist wurde ein „Jurat." Was ein „Jurat" oder ein „Tabulae regiae juratus notarius" bedeutete? Wer im Vormärz in Ungarn Advocat werden wollte, mußte nach überstandener „Patvarie" nach Pest gehen, um daselbst an der Seite des „königlichen Personals" (Präses der königlichen Gerichtstafel), des Vice-Palatins, des Vice-Judex-Curiae (Unter-Landesrichter) oder eines votirenden Mitgliedes der königlichen Tafel überhaupt als „Jurat" in Eid genommen zu werden. Als solcher konnte er die Sitzungen der königlichen Gerichtstafel und der Septemviral-Tafel (des obersten Gerichtshofes) besuchen und daselbst während der Gerichtsverhandlungen und bei Fällung der Urtheile anwesend sein, um so die Gerichtspraxis wie auch das gesammte strafrichterliche Verfahren zu studiren. Der Principal des Juraten betraute denselben mit der Anfertigung von Excerpten aus den Proceßakten, mit Zustellungen, mit Zeugenverhören, richterlichen Mahnungen u. s. w. Neben der Erlernung der Gerichtspraxis hatte der Jurat noch das ungarische Privatrecht und die Proceßordnung zu studiren. War das Juratenjahr gut vollbracht, dann hatte er das Recht erworben, die „Censur", d. i. die Advocatenprüfung abzulegen und sich das Diplom als „juratus, fori utriusque advocatus" zu erwerben, wodurch er zugleich zu allen öffentlichen Ämtern im ungarischen Staate befähigt wurde; vorausgesetzt, daß er zugleich von „adeliger" Geburt war; denn der Nichtadelige konnte kein Comitats-Amt bekleiden.

Aber diese Pflichten des Juratenjahres wurden nur von wenigen Anwalts-Aspiranten erfüllt. Ein großer Theil betrachtete dieses Jahr als eine Zeit des Nichtsthuns, der Schwelgerei und Ausschweifung. Es wurde als das letzte Jahr der „goldenen sorgenfreien Jugend" gefeiert und gab nur zu oft Anstoß und Grund zum gänzlichen Ruin in körperlicher, moralischer und materieller Beziehung. Der Jurat ging weniger der Studien als vielmehr des Vergnügens wegen nach Pest; im besten Falle betrieb man die auferlegten Pflichten Scheines halber, um nicht aus der Juratenliste gestrichen zu werden. Die Principale rechneten auch gar nicht auf die Thätigkeit ihrer Juraten; die Bürgerschaft von Pest, das zu jener Zeit noch eine bescheidene Mittelstadt war, ja die gesammte Gesellschaft und die Obrigkeit waren nachsichtig und nachgiebig gegen die Juraten, denn diese brachten Leben, Heiterkeit und viel Geld in die Stadt. Das schöne Geschlecht zeigte sich den Sprößlingen der adeligen Familien doppelt hold; denn die „feschesten" Tänzer gab es unter den Juraten und gar manches Stadtfräulein fand in den Reihen derselben den begehrten Lebensgefährten. Der Autor unserer „Memoiren" macht dabei die Bemerkung, daß „dieses Juratenjahr für die adelige Jugend die gefährlichste Zeit war", und zwar nicht so sehr in finanzieller wie in gesundheitlicher und moralischer Hinsicht.

Zu König Stefan (20. August) kamen die langhaarigen Jünglinge von den Pußten des Alföld (Niederungarns), Sporen an den hohen Zischmen, auf dem Haupte den niedern Csikós-*) Hut, im Munde die kurze Csikóspfeife, in der Faust den „Fokosch" (Stock mit eisernem Beile), und gaben ihren „Wild-Becher". Gleich den „Füchsen" der deutschen Hochschulen mußten nämlich auch die frischen Ankömmlinge die älteren Juraten, oft wahre „bemooste Bursche", tractiren und das nannte man den „Wild-Becher" geben. Je reicher der Neuling war, desto mehr Gäste berief er, um so kostspieliger war das Festmahl; die meisten Gäste waren ihm allerdings persönlich unbekannt, er entnahm sie einfach der Juratenliste. Die Ärmeren hielten sich an Kneipen, wo es jedoch an Ausschreitungen auch nicht fehlte. Kam aber dann der „Fasching" (die Carnevalszeit), da sah man dieselben „Wilden" in Lackstiefeletten, Frack, Cylinder und Glacéhandschuhen in den Reihen der Tänzer und Hofmacher auf den zahlreichen öffentlichen und Hausbällen erscheinen.

Trinken, Spielen, bengelhafte oder ärgerliche Ausschreitungen füllten die meiste Juratenzeit aus; ernste Beschäftigung traf man nur bei Wenigen. Unser Autor gehörte zu diesen und darum empfand er bald einen Ekel vor diesem Treiben. Wie schal dieses Juratenleben für einen gesetzteren Jüngling sein mochte, sehen wir aus den Geständnissen Fiáth's, dessen Tagesordnung zumeist folgendermaßen verlief: Man stand des Morgens spät auf, übte sich nach dem Frühstück im Fechten, ging dann spazieren, dinirte in großer Gesellschaft in einem Hôtel und verbrachte den Nachmittag im Caffeehause bei Karten- oder Billardspiel, oder machte Besuche, um den Abend im deutschen Theater (ein ungarisches stabiles Theater gab es damals in Pest noch nicht) zuzubringen.

Wie wenig selbst ernstere Jünglinge wie unser Autor aus diesem Juratenjahre für ihre geistige Vervollkommnung gewinnen konnten, geht aus der Thatsache hervor, daß derselbe nach Absolvirung dieses Jahres genöthigt war, sich Correpetitoren zu nehmen, mit denen er auf dem Wege eines angestrengten Privatstudiums seine Vorbereitungen für die „Censur" betrieb. Endlich, am 11. September 1837, erschien der wichtige Tag des Examen; das große Ereigniß wurde glücklich bestanden: Franz von Fiáth erhielt sein Advocatendiplom „mit Auszeichnung." Der Jüngling stand an der Schwelle zum Eintritt in das öffentliche Berufsleben; begleiten wir ihn auch darin noch eine Weile!

*) Csikós (spr. Tschikosch) = der ungarische Pferdehirt.

Kleine Rundschau.

— **Deutsche Horaz-Übersetzungen.** Den Horaz in deutsche Metren zu übertragen, ist nach E. Geibels bewunderungswürdigem Vorgange ein etwas gewagtes Unternehmen. Und auch dieser vorzügliche Dichter hat bis jetzt nur Proben seiner Nachbildungskunst, ganz besonders gelungene Stücke veröffentlicht; er hat es noch nicht unternommen, den ganzen Horaz in ein deutsches Gewand zu kleiden. Das Uebersetzen von Dichtungen, deren Hauptwerth und Hauptreiz in der Glätte und Schönheit der Form liegt, ist eben ein sehr schwieriges und nur in seltenen Fällen dankbares Geschäft. Man versuche z. B. in einen mittelalterlichen Lyriker, etwa Walther, sich hineinzulesen und vergleiche dann eine neuhochdeutsche Bearbeitung desselben. Gerade die duftigsten und zartesten, die lyrischesten Stücke erscheinen im neuen Gewande am abfälligsten. Dasselbe ist bei Horaz, d. h. bei seinen vier Büchern lyrischer Gedichte der Fall. Das eine oder andere mag dem Übersetzer oder besser Nachbildner einmal besonders gut gelingen, und wir freuen uns, wenn wir einem solchen begegnen; aber jede mißlungene oder nur halbgelungene Nachbildung berührt um so unangenehmer bei diesem Dichter. Daher eine vorsichtige Auswahl und schärfste Selbstkritik jedem Übersetzer zu empfehlen. Diese Vorsicht hat nun, nach unserem Urtheil, Herr Dr. med. Köster nicht beobachtet, indem er „die alten Lieder des Quintus Horatius Flaccus in neuem Gewande"*) veröffentlichte. Der Zusatz „in neuem Gewande" deutet darauf hin, daß die Übertragung nicht in den Versmaßen des Urbildes, sondern in modernen Reimzeilen gehalten ist. Darin vermögen wir nichts Tadelnswerthes zu finden, eher vielleicht darin, daß der Verfasser sich sein Ziel nicht höher gesteckt hat, als solchen, denen das Latein ausgegangen, oder solchen, die es noch nicht ordentlich gelernt haben, d. h. Schülern, einen möglichst mühelosen Genuß des Dichters zu gewähren. Will der Verfasser damit andeuten, daß seine Übersetzung als ein Beitrag zu den bekannten und in den Kreisen verständiger Lehrer mit Recht verpönten „Schülerbibliotheken", d. h. Sammlungen von Eselsbrücken zu den alten Klassikern, angesehen werden solle, dann bitten wir ihn, die folgenden Zeilen als ungeschrieben anzusehen, denn dann haben wir und hat das Magazin nichts mit der Beurtheilung seines Werkchens zu thun. Stellen wir uns aber auf einen andern Standpunkt, als uns der Verfasser, vielleicht aus übergroßer Bescheidenheit, in seiner Vorrede anweist, — sehen wir also, mit anderen Worten, seine Übersetzung als den Versuch einer künstlerischen Nachbildung des Dichters an, so vermögen wir, von diesem Standpunkte aus, dieselbe nicht anders als zum Theil mißlungen zu nennen. Die Wahl der Metren ist keineswegs immer eine glückliche, die deutschen Verse nehmen sich mitunter neben den prachtvollen Rythmen des Originals fast bänkelsängerisch aus. Der Reim ist bei weitem nicht sorgsam genug behandelt, überhaupt ist von diesem Kunstmittel nicht der rechte Gebrauch gemacht; es hätte durch seine melodiöse Natur die rythmischen Mängel der deutschen Maße gegenüber den antiken verdecken sollen. Ferner ist die Sprache oft unzulänglich und reicht nicht an die Zartheit und Schönheit der Urschrift, sondern dient dazu, dem kundigen Leser den Genuß zu verderben. So heißt es in der schönen Ode Quis desiderio sit pudor aut modus (I, 24):

„Du, Melpomene, lehr' mich die Noten
Zu dem Klaggesang und Spiel;
Denn dein Vater gab dir zur Begleitung
Eine Stimme, die gefiel."

Ferner in dem schalkhaft reizenden und doch so zarten Natis in usum laetitiae scyphis (I, 27):

„Ach, du Ärmster, bist verloren,
Der Charybdis liefst du zu!
Freundchen, bist hereingefallen,
Bess'rer Liebe werth bist du", — —

wobei wir, im Interesse des römischen Dichters, nicht unterlassen können, zu bemerken, daß von der vorletzten, furchtbar geschmacklosen Zeile kein Wort in der Urschrift steht, sondern daß der Übersetzer dieselbe ganz selbständig, um seiner sechszeiligen Strophe willen, hinzugedichtet hat. Die erste Strophe von dem bekannten Miserarum est neque amori (III, 12) ist folgendermaßen übertragen:

„Mädchen, das nicht darf mit Amor spielen,
Nicht mit Sekt die Sorgen niederspülen,
Weil es fürchtet, Onkels Zorn zu fühlen,
Solches Mädchen ist gar übel dran", — —

wo der „Sekt" natürlich nur aus der Fabrik des Herrn Übersetzers ist. Wir vermeiden es, weitere Proben zum Beweise unserer obigen Behauptung anzuführen, und gehen sogleich zu einer andern, uns in zweiter Auflage vorliegenden Übersetzung des Dichters in moderne gereimte Maße über. Es ist eine „Auswahl" aus Horazens Lyrik von Joh. Karsten*). Von dieser ist wesentlich anderes zu berichten als von dem eben besprochenen Werkchen. Wir wollen zum Beweise dessen und zur Charakteristik des Büchleins, die oben zuletzt angeführte Stelle in der Übertragung dieser Auswahl hierhersetzen:

„O, wie elend ist ein Mädchen, muß es fliehn der Venus Tauben,
Darf es nicht die Rebe kosten, stets in Furcht, es müsse glauben,
Daß der mürrische Oheim schmählt."

Das ist doch gewiß ein anderer Ton, obwohl wir die Stelle noch lange nicht zu den gelungensten zählen. In der That ist die Sprache dieses Übersetzers eine ganz andere, ungleich würdigere und künstlerisch schönere, die dem Leser von der Horazischen recht wohl einen Begriff zu geben vermag. Die Maße sind viel geschickter gewählt, theilweise im Anschluß an den rythmischen Charakter der Urbilder selbständig erfunden. Die Reime sind volltönend, melodiös, meist sorgfältig behandelt. Nicht wenige Gedichte endlich sind im Ganzen, die meisten in einzelnen Theilen sehr gut gelungen, überhaupt aber ist keines verdorben und ungenießbar gemacht. Der Raum verbietet uns, Proben anzuführen, und wir können daher die Leser nur auf diese Übersetzung hinweisen, wenn sie den Dichter kennen lernen oder als Kenner an einer künstlerisch gelungenen Nachbildung sich erfreuen wollen.

Schmolke.

— Der kürzlich erschienene **Band II von Dr. Isaacsohn's Geschichte des Preußischen Beamtenthums****) verbreitet sich über das Beamtenthum der brandenburgisch-preußischen Lande im 17. Jahrhundert, genauer gesagt, in der Zeit vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis 1713, d. h. bis zum Tode Friedrichs III/I; er umschließt also den für den Gegenstand der

*) Würzburg, 1877. Selbstverlag von P. Schulze. Debit: Leo Woerl.

*) Bremen, 1878. J. Kühtmann.

**) Das Preußische Beamtenthum im siebzehnten Jahrhundert von S. Isaacsohn, Dr. phil. Berlin, 1878. Puttkammer & Mühlbrecht.

Arbeit wichtigen Zeitabschnitt, dem der Große Kurfürst den Stempel seiner Wirksamkeit aufdrückte. In der Darstellung dieses Zeitabschnitts liegt denn auch der Höhepunkt von des Verfassers bisherigem Schaffen. Wenig hat die Geschichtsforschung sich bis dahin mit der Aufdeckung aller jener Schwierigkeiten beschäftigt, welche der Große Kurfürst zu überwinden hatte, um sich ein zur Durchführung seiner schöpferischen Ideen geeignetes Material zu erziehen. Man kannte wohl den Geist, der die weit auseinander liegenden Territorien des Kurstaats und die widerstrebenden Elemente desselben zusammenhielt, und man verzeichnete bewundernd des großen Fürsten schließliche Erfolge. Allein die Mittel, die er in seinen Dienst stellte, lagen zumeist im tiefen Schatten jener düstern Vergangenheit begraben. In dies chaotische Dunkel hat Dr. Isaacsohn mit einer Hingebung, welche vor allem anerkannt zu werden verdient, zum ersten Male helles Licht gebracht. Dabei kam ihm die günstige Stellung, die ihm seine Theilnahme an der Herausgabe der Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten gewährt, insofern sehr zu Statten, als sich ihm das ganze einschlägige Material der amtlichen Archive zur Verfügung stellte. Aber die immerhin lückenhafte Beschaffenheit desselben aus damaliger Zeit stemmte sich seinem Streben erschwerend entgegen, und es bedurfte offenbar eines besonderen Aufwands von Zähigkeit und Geduld, um die verworren durch einander liegenden Fäden zu dem glatten Gewebe zu vereinigen, das der Verfasser uns nunmehr darbietet. In der That ist seine geschichtliche Darstellung ein mit sicherer Ruhe erfolgendes Entwirren und Neugestalten des verwickelten Stoffes, aus dessen Masse dann die Bewegung, die der Große Kurfürst in die inneren Verhältnisse seiner Länder brachte, die stetig reifende Fortentwickelung, mit der er das Staatswesen von Grund aus organisirte, deutlich und nicht selten in überraschender Weise hervortritt. Es ist auch nicht eigentlich mehr eine bloße Geschichte des Beamtenthums jener Zeit, die der Verfasser schrieb; vielmehr erweiterte sich seine Aufgabe unter der Hand zu einer Darstellung der Verwaltung überhaupt, und wenn er diesen weiteren Rahmen beibehält, so wird sein Buch sich wenigstens zu einer Vorarbeit für eine Geschichte der preußischen Staatsverwaltung entwickeln. Immerhin nimmt in dem vorliegenden Bande das Beamtenthum an sich das Interesse in hohem Grade in Anspruch. Wir sehen, wie unter der Mitwirkung bedeutender Persönlichkeiten nach und nach, in den verschiedenen Landestheilen der Beamtenstand aus der Abhängigkeit von ständischen Interessen losgelöst und zu dem Bewußtsein hinübergeführt wird, daß es im Staatswesen höhere Interessen zu fördern gilt; wir sehen dabei althergebrachte Beamtenarten eingehen, neue erstehen, die zum Theil noch jetzt in Wirksamkeit sind, und vor allem ein einheitliches System entkeimen, das von dem Willen des Fürsten zu raschem, nützlichem Wirken beseelt werden kann. Gegenüber der geistigen und moralischen Erschöpfung, in welche damals, in und nach dem dreißigjährigen Kriege, die deutschen Völker versunken waren, gewährt es hohe Befriedigung, zu beobachten, wie sich in den überall weichenden Zuständen unter der Hand Friedrich Wilhelms ein fester Bau zu gründen beginnt: das fürstliche Beamtenthum, in welchem, wie unser Verfasser sehr richtig hervorhebt, schon damals die gediegenen Eigenschaften sich zeigten, die später das preußische Beamtenthum zu einer so sicheren Stütze des Vaterlandes gebildet haben. Nach dem Tode des Großen Kurfürsten stellte sich leider ein zeitweiser Rückgang dieser Bildung ein, und es war erst der energischen Einwirkung des Königs Friedrich Wilhelm I. vorbehalten, in die wieder locker gewordenen Zustände neue Kraft und Ordnung zu bringen. Das Bild der hierbei wirksamen Bestrebungen dieses Königs wird uns der Verfasser, aus der üppig strömenden Fülle des vorhandenen archivalischen Materials schöpfend, im nächsten Bande vorführen. Wir wünschen ihm weiteren glücklichen Erfolg und dem Werke selbst, das gerade jetzt, an einem Wendepunkte der Entwickelung des preußischen Beamtenthums, sich als besonders bedeutsam darstellt, unter seiner Hand rasche Vollendung. G. H.

— **Englische Studien.***) Das „Jahrbuch für romanische und englische Literatur", unter besonderer Mitwirkung von Ferd. Wolf (Bibliothekar in Wien), herausgegeben von Adolf Ebert (Professor in Marburg, später in Leipzig); neue Folge von Professor Lemcke, — machte zu Ende des vor-vorigen Jahres seinen Abschluß. Man weiß, mit welchen Schwierigkeiten solche Fachjournale, zumal in Deutschland, zu kämpfen haben. Mit rühmlicher Ausdauer hatte das Jahrbuch circa zwanzig Jahre lang, auch sehr ungünstige Zeitläufte hindurch sein Feld behauptet.

Die Lücke, welche durch das Eingehen dieses Jahrbuchs in den Reihen unserer wissenschaftlichen Zeitschriften entstand, wurde sofort mit dem Anfang des Jahres 1877 durch drei neue Journale ausgefüllt, welche zugleich eine glückliche Theilung des „romanischen und englischen" Gebietes vornahmen. a) Zeitschrift für romanische Philologie, herausgegeben von Dr. Gustav Gröber (Professor a. d. Universität zu Breslau), Halle, Lippert'sche Buchhandlung (Niemeyer). — b) Anglia, Zeitschrift für englische Philologie, enthaltend Beiträge zur Geschichte der englischen Sprache und Literatur, herausgegeben von Richard Wülcker (Professor in Leipzig), nebst kritischen Anzeigen und einer Bücherschau, redigirt von Moritz Trautmann, Halle, ib. — c) Englische Studien, herausgegeben von Dr. Kölbing. — Jeder dieser Zeitschriften steht eine bedeutende Schar von Mitarbeitern zur Seite. Wir wünschen ihnen allen von ganzem Herzen auch eine recht bedeutende Schar von Lesern und, da es nun einmal ohne die richtige materielle Basis nicht angeht, von Käufern.

Es liegt uns für heute nur ob, einen Einblick in die dritte der genannten Zeitschriften zu thun. Mit Befriedigung sahen wir auf den ersten Blick, daß die „Englischen Studien" nicht bloß der altenglischen oder sogenannten angelsächsischen Sprache und Literatur, sowie den mittleren Perioden, sondern auch den neuenglischen Zeiten gerecht zu werden suchen. Hieran läßt sich die sichere Hoffnung knüpfen, daß diese Zeitschrift — ganz im Sinne der kürzlich in unserem Abgeordnetenhause höchst zeitgemäß gethanen Reden von Gerber und von Mommsen — sich bestreben werde, soweit es eine Zeitschrift vermag, auch die gehörige Pflege der jetzt lebenden Sprache zu fördern.

Wir zweifeln nicht, wenn diese Zeitschrift so die ganze englische Philologie als eine gelehrte und als eine lebendige, als theoretische und als praktische, als eine Wissenschaft und als eine Kunst — zum Unterschied von sonstigen einseitigen Strebungen — in umfassender Weise zu pflegen unternimmt, daß es ihr gelingen werde, den Charakter einer einflußreichen, einer in jeder Hinsicht erfolgreichen und daher dauernden Repräsentanz ihres gesammten Gebietes zu erwerben.

Die geringe Mühe, von dem reichen Inhalt des uns vorliegenden dritten Heftes eine Übersicht zu geben, verschmähen wir. Ein jeder unserer geehrten Leser, der Ursache und Veranlassung

---

*) Herausgegeben von Dr. Eugen Kölbing, Docenten an der Universität zu Breslau, Band I. Heilbronn, 1877. Gebrüder Henninger.

hat, sich mit dieser Zeitschrift ernstlich zu beschäftigen, wird dieselbe leicht genug zur Ansicht erhalten können. Wir knüpfen lieber an die im Obigen enthaltenen Hoffnungen und Wünsche noch ein Paar praktische Bemerkungen.

Wörter wie Anglo-Saxon, English, French etc. dürfen nur so (mit großem Anfangsbuchstaben) geschrieben werden. Dies ist nun einmal in England der allgemeine, ausnahmslose Schriftgebrauch. — Die Argumentation von F. A. March für den Ausdruck Anglo-Saxon Language ist mehr populär weitläufig als durchschlagend. Wir glauben auch nicht, daß die Redaction selbst von ihr recht befriedigt gewesen ist.

Die beiden Artikel über Thomas Otway und über Pope's Rape of the Lock laboriren durchaus nicht an einer überspannten Gelehrsamkeit. Sie kargen nicht mit gedehnten Erklärungen und Erörterungen (z. B. über das, was wahrhaft poetisch sei). Man kann nicht behaupten, daß sie zuviel eigenes Denken und zuviel gelehrtes Wissen bei den Lesern voraussetzen. Dagegen präsentirt sich der lange Artikel über Dan Michel's Ayenbite of Inwyt mit der bekannten, jüngeren Gelehrten eigenen Unart, ich wollte eigentlich sagen, Unartigkeit gegen den Leser, diejenige Specialität, mit der sie sich nun grade vertraut gemacht haben, in vornehmer Weise als allbekannt vorauszusetzen. Warum nicht einmal zu Ayenbite of Inwyt der gewöhnliche modern-englische erklärende Zusatz: Remorse of Conscience? Mancher Leser hat Mätzner's „Altenglische Sprachproben" oder dgl. nicht gleich zur Hand, um sich über Dan Michel, einen sehr obscuren Autor des 14. Jahrhunderts, sofort informiren zu können. Mancher hat vielleicht jenen altenglischen Titel vor Jahren schon einmal irgendwo gelesen und hat die Bedeutung desselben augenblicklich nicht präsent, was noch keine unverzeihliche Unwissenheit wäre. Man muß in solchen Fällen ein wenig galant sein, wie es englische und französische Schriftsteller zu sein pflegen. Es wird dadurch der Würde der Wissenschaft durchaus nichts vergeben. Wohl aber liegt es im praktischen Interesse einer solchen Zeitschrift, selbst jüngere Leser durch einiges Entgegenkommen heranzuziehen.

In der Beurtheilung des Werkes von Henry Morley: A First Sketch of English Literature (vierte Auflage) thut der Recensent dem Autor schweres Unrecht, — was nichts Unerhörtes ist; — aber infolge des Mißverständnisses eines englischen Wortes, — was grade in „Englischen Studien" nicht geschehen sollte. Er schreibt dem Autor eine grundfalsche Behauptung zu, die man einem ausgezeichneten Literarhistoriker wie Henry Morley (sein Hauptwerk ist: English Writers from the Conquest to Chaucer) gar nicht zutrauen darf. Dieser sagt über das Beowulfslied: In this poem real events are transformed into legendary marvels, und der Recensent findet das doch dem Sachverhalte wenig entsprechend, weil wohl schwerlich mehr Jemand daran zweifeln werde, daß die legendenartigen Momente in das ursprünglich heidnische Gedicht erst durch einen christlichen Interpolator hinein gebracht worden seien! Er hat also das englische Wort legendary grausam mißverstanden. Der Engländer gebraucht dieses Wort, ebenso wie der Franzose das Adjectiv légendaire, in der weiteren Bedeutung: sagen- oder märchenhaft, während der Deutsche die Wörter Legende und legendenartig in einer engeren Bedeutung (von fabelhaften, wunderbaren Heiligengeschichten) gebraucht. Von den christlichen Interpolationen, die aber auch keine „legendenartige" sind, also deutlicher gesagt: von der Christianisirung der alten heidnischen Beowulf-Sage redet Henry Morley in jenem Satze gar nicht. Er stellt nur dem Worte real das für keinen Engländer mißverständliche Wort legendary gegenüber.

Wir müssen uns auf diese Bemerkungen beschränken und schließen gern mit der Erklärung, daß wir durch dieselben unsere oben ausgesprochene Sympathie für die neue Zeitschrift im Ganzen durchaus nicht abzuschwächen beabsichtigen. B. S.

— **Französische Synonymik.***) Die vorzügliche französische Synonymik von Bernhard Schmitz, die 1868 zuerst in Greifswald erschien, liegt in zweiter verbesserter Auflage vor. Die neue Ausgabe giebt neben Berichtigungen und kleineren Zusätzen noch ein französisch-deutsches Register und wesentliche Änderungen in der wissenschaftlichen Einleitung. Letztere behandelt auf 36 Seiten: Begriff und Zweck der Synonymik, Geschichte der Synonymik, Umfang der Synonymik, Methode der Synonymik und Anordnung der Synonyma. Da das Buch für Deutsche bestimmt ist, kann man die alphabetische Anordnung der deutschen Bedeutungen nur loben. Das deutsche Wort giebt zugleich den der Synonymenfamilie zu Grunde liegenden gemeinsamen Begriff (Gefahr danger, péril; ausdrücken exprimer, énoncer; Frömmigkeit piété, dévotion u. s. w.) Das neu beigegebene Register der französischen Wörter erleichtert die Benutzung des Buches wesentlich, da es angiebt, unter welchem deutschen Worte die gesuchte Auskunft sich findet. Schmitz's Synonymik füllt eine bedeutende Lücke in dem bisherigen Bestande unserer wissenschaftlichen Hilfsmittel aus; sie giebt uns bedeutend mehr als die gesammte französische Literatur bezüglich der Synonymen. Das Buch wird in seiner neuen Gestalt das wissenschaftliche Studium der französischen Sprache segensreich fördern. B.

— **Eine deutsche Lafontaine-Ausgabe****). Nach den Grundsätzen seiner Moliere- und Racine-Ausgaben hat A. Laun nunmehr auch Lafontaines sämmtliche Fabeln dem deutschen Publikum erläutert. Die Ausgabe soll auf wissenschaftlicher Grundlage ein tieferes Verständniß des großen Dichters anbahnen und sie erreicht diesen Zweck durch eine längere Einleitung (23 S.) und zahlreiche in ihrer Form knapp gehaltene Sinn- und Worterklärungen vollkommen. Die reichen Quellen, aus denen Lafontaine schöpfte, und die zahlreichen Anlehnungen und Nachbildungen der lateinischen Klassiker sind ebenfalls in aller Kürze erwähnt. Daß bei diesem für Deutschland ersten Versuche einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Dichters trotz gewissenhafter Benutzung der Arbeiten von Champfort, Walckenaer, Géruzez, St. Marc Girardin, Taine, Colincamp, Lemaistre und Moland hier und da etwas Irrthümliches sich einschleichen konnte, darf nicht weiter befremden, so S. 99, 25 zu souris de revenir, rc. und S. 189, 6 zu broute sa bienfaitrice. Der erste Band enthält die sechs Bücher der Sammlung von 1668, der zweite die fünf Bücher der zweiten Sammlung von 1679 und das zwölfte Buch von 1694. Die Ausstattung der beiden Bände ist eine vorzügliche; die leider sehr zahlreichen Druckfehler werden sich in späteren Auflagen leicht vermeiden lassen. Als Anhang sind vierzehn Übersetzungsproben beigegeben, die abweichend von den bisherigen Nachahmungen sich möglichst eng an das Original anschließen und als vollkommen gelungen bezeichnet werden müssen. B.

---

*) Nebst Einleitung in das Studium der Synonyma überhaupt von Bernhard Schmitz. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, 1877. C. A. Koch.

**) Lafontaines Fabeln, mit Einleitung und deutschem Commentar von Prof. Dr. A. Laun. I. Theil. Heilbronn, 1877. Gebrüder Henninger. II. Theil, 1878.

— **Die Rivista Europea.** Wie unsere Leser aus Nr. 22 unsers Mag. (1877) wissen, hat das Anfangs 1876 eigens zur Vertretung der ausländischen Literatur in Italien ins Leben gerufene Organ, die Rivista internazionale, nach Vollendung seines ersten Jahrganges als selbständige Zeitschrift zu erscheinen aufgehört. Wir theilten damals mit, daß die von der Rivista internazionale vertretene Aufgabe auf die unseren Lesern wohlbekannte Rivista Europea übergegangen sei, und daß die Redaktion der letzteren verheißen habe, die literarische Bewegung des Auslandes in demselben Umfange, wie dies bisher in der Riv. internazionale geschehen sei, zu berücksichtigen. — Die uns inzwischen zugegangenen Hefte der Riv. Europea, die diesen Titel inzwischen durch den Zusatz Riv. internazionale vervollständigt hat, bezeugen, daß die Leiter der Zeitschrift nachhaltig bemüht sind, diese Verheißung in vollem Umfange zu erfüllen, ohne darum ihr bisheriges Programm in Hinsicht auf die der socialen, politischen und literarischen Entwickelung Italiens zu widmende Aufmerksamkeit einzuschränken. Statt der Monatshefte, in denen die Riv. Europea bisher erschien, hat sie sich seit ihrer Verschmelzung mit der Riv. internazionale, halbmonatliche Nummern zugelegt, die an Format und Stärke nahezu den Heften der Revue des deux mondes gleich kommen. Fast die Hälfte dieses erheblichen Raumes ist der ausländischen Literatur gewidmet, die theils in zusammenfassenden Übersichten der erschienenen Novitäten — Amerika, Deutschland, England und Frankreich haben zu diesem Zwecke ständige Rubriken —, theils in eingehenderen Aufsätzen über bedeutendere Momente des zeitgenössischen Geisteslebens des Auslandes vorgeführt wird. Als protector Germaniae ist unser verehrter Mitarbeiter, Herr Dr. Scartazzini, den wir schon als einen fleißigen Förderer der Riv. internazionale zu nennen Gelegenheit hatten, zur Riv. Europea übergetreten. Er erfüllt dies mühevolle Amt mit der Sorgfalt und Unermüdlichkeit, welche unsere Leser an den aus seiner Feder stammenden Übersichten über die Dante-, die Galilei-Literatur und andern Beiträgen für das „Magazin" gewohnt sind. Wir constatiren mit Vergnügen, daß unser verehrter College, der des Italienischen ebenso mächtig ist wie des Deutschen und der den Literaturen beider Nationen gleiche Aufmerksamkeit widmet, die Vorzüge, welche ihm diese Doppelstellung gewährt, mit Tact, Liebenswürdigkeit und Unparteilichkeit zu verwenden weiß.

F.

— **Ein Winterlied aus Italien.** Einem uns vorliegenden Hefte der seit Beginn dieses Jahres in Florenz erscheinenden literarischen Monatsschrift I nuovi Goliardi entnehmen wir folgendes Lied L. Pinelli's auf den November, das uns den erfreulichen Beweis giebt, daß Horazens herrliche Winter-Ode in ihrer Heimat lebensfrische Nachklänge erweckt.

Stride lo sericciolo di ramo in ramo;
le foglie volano cineree, gialle,
sparse dal turbine giù nella valle;
in alto valica ramingo e gramo
stuolo di grù.

Pensosi, squallidi sopra i dirupi
i lecci squassano le chiome annose
e si bisbigliano storie pietose
ululi, fremiti, profondi, cupi
s' odon laggiù.

Novembre, l' orrido mese selvaggio,
cinto di nugoli, con suoni strani
balza, precipita dall' alpe ai piani;
la morte semina nel suo passaggio;
Attila è qui.

Orsù, rianima la spente brace,
sul fuoco l' arido faggio depo[illegible]
contro la furia degli aquiloni
scoppi la garrula fiamma vivace
l' intero dì.

Oh, mentre mormora, dolce mia vita,
il genio vigile del focolare,
perchè si trepida? Meglio sognare
meco la fulgida stagion fuggita
e i prati in fior:

meglio raccoglierti qui sul mio cuore
e baci imprimermi a cento a mille
rapidi, fervidi come scintille;
se l' aura è un gemito, se tutto muore,
riviva amor.

— **„Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten und in den Wüsten Nordtibets in den Jahren 1870—1873".***) Diesen Titel führt eine Übersetzung des ersten Theils von Prschewalski's berühmtem Reisewerke. Dieselbe verdient im Anschlusse an die Besprechung, welche unser Blatt dem Original gewidmet hat (vergl. den Artikel „Rundschau russischer wissenschaftlicher Werke" in Nr. 38 des „Magazins" von 1877), insofern besonders hervorgehoben zu werden, als der Übersetzer, Herr Albin Kohn, sie nicht nur mit sprachlicher und wissenschaftlicher Befähigung, sondern auch unter Beihülfe der durch eigene Reisen in Asien von ihm gewonnenen speciellen Kenntniß der dortigen Verhältnisse besorgte. Der glücklichen sprachlichen Behandlung, die dem Werke vom Übersetzer zugewendet worden ist, dürfen wir es zuschreiben, daß Prschewalski's originelles Bild innerasiatischer Zustände mit der ganzen ihm eigenthümlichen Frische und Farbenfülle in den Kreis der deutschen Übersetzungsliteratur übergegangen ist. Ein anderer Umstand kommt der wissenschaftlichen Bedeutung des Werkes zu Statten, nämlich die Gründlichkeit mit welcher Herr Kohn uns Prschewalski's Beobachtungen über die mittelasiatische Fauna überliefert hat. In dieser Beziehung wird sich die deutsche Übersetzung unbedenklich vor die unter H. Yules Förderung erfolgte englische Übertragung stellen lassen, welche nach mehreren Richtungen hin Mängel der Ungenauigkeit zeigt. In den Beilagen und Notizen findet sich ferner mancher beachtenswerthe Hinweis, durch welchen auf Grund eigener Anschauung der Übersetzer einzelne im Original nur skizzenhaft behandelte oder kurz angedeutete Verhältnisse erläutert und in das rechte Licht setzt. Dahin rechnen wir diejenigen Noten, welche sich auf die vermeintlichen vulkanischen Vorgänge in Inner-Asien, auf die sprachlichen und religiösen Zustände der Mongolen rc. beziehen. In den am Schluß angefügten allgemeinen Bemerkungen endlich erörtert der Übersetzer die Frage, ob das Bestreben der Chinesen, die Mongolen in der Wüste durch Ansiedelungen zu verdrängen, der Civilisation förderlich sei oder nicht. Er entscheidet sich im verneinenden Sinne, indem er jenes Bestreben eine politische Erbschleicherei nennt, welche für die betheiligten Länder mehr Verderben als Nutzen schaffe. Indeß ist über diese Frage das letzte Wort sicherlich noch nicht gesprochen.

*) Von N. von Prschewalski, Oberst-Lieutenant im Russischen Generalstabe. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Aus dem Russischen und mit Anmerkungen versehen von Albin Kohn. Mit zweiundzwanzig Illustrationen und einer Karte. Jena, 1877. Hermann Costenoble.

Mancherlei.

Im Decemberheft der Revue philosophique beendigt Séailles seine Studie über von Hartmann's Ästhetik und schließt nach voller Anerkennung der Talente dieses Schriftstellers: so bestätigt sich „das Urtheil, welches man bei der Lectüre der Philosophie des Unbewußten bildet; die Folgerungen scheinen mehr für die Prämissen gemacht als die Prämissen für die Folgerungen". — D. Nolen zeigt in dem Aufsatz „Lange's Mechanismus", daß er den Gedankengang des Verstorbenen ganz richtig auffaßt. Die deutschen Gegner der Geschichte des Materialismus könnten aus diesem Artikel viel lernen. — P. Regnaud beschäftigt sich mit der Vedanta-Schule; P. Béraud sucht „Das Ich als Princip der Philosophie" zu begründen, und F. Paulhan erklärt physiologisch den sensus communis. — Aus den Büchern, über welche eingehender Bericht erstattet wird, heben wir hervor: Naville's „Julianus apostata und seine Philosophie des Polytheismus"; Karl Goering's „Über die menschliche Freiheit und Zurechnungsfähigkeit"; und O. Flügel's „Die Probleme der Philosophie." — Die Revue der Zeitschriften enthält diesesmal zwei italienische, eine spanische und mehrere französische. O. S. S.

Eine wichtige Sammlung geschichtlicher Urkunden wird nächstens in Florenz erscheinen: Acta Henrici VII Romanorum imperatoris, et Monumenta quaedam alia suorum temporum historiam illustrantia. Diese Sammlung verdankt man der geduldigen Arbeit des verstorbenen Signor Bonaini, Archivar des toscanischen Archivs, der seine Nachforschungen schon 1838 begann. Das Werk wird in zwei Bänden erscheinen. (Academy.)

Der west-östliche Gang der Kultur schreitet stetig vorwärts. Im fernsten Orient Europa's ist jetzt einer der großen umgestaltenden Errungenschaften des Westens auch eine Stätte bereitet worden. Anfang November ward in Bukarest ein Sanskritcursus eröffnet. Der junge Gelehrte, Dr. Géorgian aus Bukarest, welcher sich das Verdienst erworben diese Grundlage aller indoeuropäischen sprachwissenschaftlichen Studien dort einzuführen, hat mehrere Jahre in Paris und einige Zeit in Leipzig und Berlin studirt.

Paul de Musset's Biographie seines Bruders ist von der Amerikanerin Frl. Harriet W. Preston übersetzt worden. Der Vergleich mit ihrem eigenen so hoch begabten, unglücklichen Landsmann Poe liegt sehr nahe.

In Oka in Canada haben rebellische Indianer Feuer an die katholische Kirche gelegt und eine werthvolle Bibliothek von 1000 Bänden zerstört, die zum Theil in indianischen Sprachen verfaßt waren. (American Library Journal.)

Utato Fuçi lautet der Titel einer Sammlung geistlicher Lieder und Melodien im Japanischen nach dem Sol-Fa-System, das der japanischen Sprache angepaßt worden. Sie ist bei J. R. Wetmore & Co. in Yokohama erschienen. (Th. Record.)

In Amerika (Este's & Lauriat) wird eine Übersetzung von Daudet's neuem Roman „Le Nabab" erscheinen.

Die Choice Autobiographies, welche der bekannte amerikanische Schriftsteller Hr. W. D. Howells herausgiebt, bringen ein Memoir of Carlo Goldoni, das von amerikanischen Blättern sehr gerühmt wird.

Señor Castelar übersetzt „Histoire d'un Crime" von V. Hugo in das Spanische.

„Raphael and Michelangelo" von Charles C. Perkins in Boston*), giebt einen Lebensumriß dieser großen Künstler, und schildert ihre wunderbare Laufbahn. Viele Illustrationen, verschiedene Heliotypen darunter, zieren den Oktavband. (Publisher's Weekly.)

Hr. John H. Ingram, der englische Biograph von Edgar A. Poe, soll eine bisher unbekannte Erzählung des Dichters entdeckt haben. Sie heißt „The Journal of Julius Rodman" und ist die Schilderung eines erdachten „First Passage Across the Rocky Mountains of North America ever Achieved by Civilized Man." (P. W.)

Die historische Gesellschaft von Long Island hat ihren „centennial volume" über „The Campaign of 1776 around New York and Brooklyn" beinah beendet. Das von Hrn. Henry P. Johnston edirte, vielfach auf Originalurkunden beruhende Buch enthält eine eingehende Darstellung der Schlacht von Long Island und der Einnahme von New-York, und berührt außerdem die Revolutionsgeschichte von neun Staaten. (P. W.)

Poet's Homes, ein kleiner Quartband mit den Bildnissen der hervorragenderen amerikanischen Dichter, Abbildungen ihrer Häuser und Bibliotheken und hübschen Schilderungen ihres Lebens wie ihrer Schriften, ist soeben erschienen. (D. Lothrop & Co.) (P. W.)

„Reminiscenses and Anecdotes of Daniel Webster", von Peter Harvey, der mehr Material in Bezug auf den großen Staatsmann gesammelt hat als irgend ein anderer Schriftsteller über denselben Gegenstand, ist soeben erschienen. (P. W.)

Prof. Paul Meyer läßt den provenzalischen Bericht der Belagerung von Damiette 1219 drucken, aus dem er in seinen Recueils d'Anciens Textes einen Auszug gegeben hatte. Er wird einen, dem Harleian Ms. 108 entnommenen historischen Commentar hinzufügen nach dem bisher unbenutzten und unbeachteten lateinischen Bericht des Johannes de Tulbia. Die Arbeit wird in der nächsten Nummer der Bibliothèque de l'Ecole des Chartes erscheinen. (Academy.)

In Paris werden in diesem Semester nicht weniger als zwölf Vorlesungen wöchentlich über romanische Philologie gehalten von den Herren Gaston Paris, Paul Meyer und A. Darmesteter. (Academy.)

*) J. R. Osgood & Co.

Hr. Butcher vom University College, Oxford, und Hr. Andrew Lang arbeiten gemeinschaftlich an einer Prosa-Übersetzung der Odyssee nebst Essays über die Homerische Frage, besonders über die Sprache Homer's; Kunst und Sitten des Homerischen Zeitalters, und den Beziehungen der Ilias und Odyssee zu der epischen und volksthümlichen Poesie Frankreichs und des Nordens.
(Academy.)

Von R. Hamerling's Ahasverus in Rom sind drei italienische Übersetzungen erschienen; die erste, in Prosa, von Chiaffredo Hugues; die zweite — erste metrische — von Prof. Alessandro Barzani, und die dritte von Vittorio Betteloni. — Vor einiger Zeit erschien auch eine Übersetzung von Goethe's Tasso und Egmont von Casimiro Varese, der schon früher Adam's Tod von Klopstock und Bürger'sche Balladen übersetzt hat.

Von dem Hofkirchen-Musikdirektor Herrn Prof. Emil Naumann, dessen Vorträge über die deutschen Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart sich bereits in mehreren Auflagen in den Händen des musikalisch gebildeten Publikums befinden, liegt uns eine Reihe lebensvoller Charakterbilder der italienischen Tondichter vor, welche die reiche geschichtliche Entwickelung der italienischen Musik von Palestrina bis auf die Gegenwart an den Gestalten und Werken ihrer Hauptmeister in klaren und übersichtlichen Zügen vorführt. Deutschland und Italien, deren Geschicke in dem wechselvollen Werdegange beider Nationen auf allen Gebieten des staatlichen, kirchlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens so eng verflochten sind, haben auch in der Ausbildung ihrer nationalen Musik seit Alters und bis auf den heutigen Tag die mannichfaltigsten Berührungen gehabt; Beide haben die reichsten Anregungen von einander empfangen, die Klassiker des einen und des andern Landes sind zum größten Theile Beiden gemeinsam. Dies Gemeinsame zu betonen, zugleich aber die Besonderheiten klar zu stellen, welche die großen Tondichter Italiens aus der Eigenart ihres Landes und ihres Volkes, sowie aus dem Zusammenhange ihres Schaffens mit dem gesammten Kunstleben ihrer Heimat in sich aufnahmen, bildet die anziehende und lehrreiche Aufgabe, welche der Verfasser sich in diesen Vorträgen gestellt hat. Er weist mit vollem Rechte darauf hin, daß die Geschichte der italienischen Musik nicht minder reich und wissenswürdig ist, als diejenige der bildenden Künste und der Literatur Italiens, und daß die Schicksale und Schöpfungen der großen italienischen Musiker gleichen Anspruch auf die Theilnahme der gebildeten Kreise Deutschlands zu erheben berechtigt sind wie diejenigen der italienischen Maler, Bildhauer und Dichter. Seine Vorträge suchen diesem Anspruche gerecht zu werden, indem sie sich nicht bloß an Musikfreunde, sondern an alle Gebildeten richten; sie zeichnen sich ebenso sehr durch feinfühliges Verständniß für die Bedeutung und die Persönlichkeit der geschilderten Meister, wie durch fesselnde Darstellung aus, und werden sicherlich, sowohl in dem einfacheren Gewande, als in der mit photographischen Bildnissen geschmückten Prachtausgabe, welche der Verleger, Robert Oppenheim in Berlin, gleichzeitig veranstaltet hat, sich zahlreiche Freunde zu erwerben wissen.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Aristophanis Ranae. With notes and preface by F. A. Paley. London, Bell. 4 s. 6 d.

Bateman, F: Darwinism tested by language. London, Rivingstons. 5 s.

Bose, B.: New system of medicine. London, Churchill. 4 s. 6 d.

Bayle, F.: Narrative of an expelled correspondent. London, Bentley. 14 s.

Cesnola, Louis P.: Cyprus, its ancient cities, tombs and temples. With maps and 400 illustrations. London, Murray. 50 s.

Dixon, R. W.: History of the Church of England. vol. I. London, Smith, Elder. 16 s.

Ferrar, W. H.: Collation of 4 important manuscripts of the gospels. 4⁰. London, Macmillan. 10 s. 6 d.

Frankland, E.: Experimental researches in pure, applied and physical chemistry. London, van Voorst. 31 s. 6 d.

Law, C. R.: History of the Indian navy 1613 to 1863. 2 vols. London, Bentley. 36 s.

Melbourne (Viscount): Memoirs by W. M. Torrens. 2 vols. London, Macmillan. 32 s.

Osborn, R. D.: Islam under the Khalifs of Baghdad. London, Seeley. 12 s.

Shirley, E. P.: History of the County of Monaghan. part 1 and 2. Folio. London, Pickering. 16 s.

Sutherland, D.: Digest of Indian Law Reports. 4⁰. London, Thacker. 63 s.

Trench, R. C.: Lectures on Mediaevel Church History. London, Macmillan. 12 s.

Veitch, J.: History and poetry of Scottish Border. London, Macmillan. 16 s. 6 d.

Wild, J. J.: Thalassa. With charts and diagrams. London, Ward. 12 s.

II. Französisch.

Guigne, M. C.: Les voies antiques du Lyonnais, accompagnée d'un extrait de la carte de Peutinger. Lyon, Georg. 10 fr.

Janet, Paul: St. Simon et le Saint-Simonisme. Paris, Germer Baillière. fr. 2,50.

Ranvier, L.: Leçons sur l'histologie du systéme nerveux. 2 vols. Paris, Savy. 25 fr.

III. Niederländisch.

Huet, Cd. Busken: Oude romans. Amsterdam, G. L. Funke. 2 dln. 3,80 fl.

Keyser, J. P. de: Nederland's letterkunde in de negentiende eeuw. 's Gravenhage. D. A. Thieme. 2 dln.

Knuttel, Dr. W. P. C.: Geschiedenis en kritiek der hedendaagsche oudkatholieke beweging in Duitschland van Juli 1870 tot Mai 1877. Leiden. S. C. van Doesburgh. 2 fl.

Moltzer, Dr. H. E.: De historische beoefening der nederlandsche taal. Groningen. J. B. Wolters. 0,40 fl.

Rochemont, J. J. de: Onze oorlog met Atsjin. 's Gravenhage. Joh. Ykema. Deel I. 4,65 fl.

Sevens, Theodoor: Binnen en buiten. Poezie. Antwerpen, Jan Schuermans.

SAMPSON LOW, MARSTON & CO.'S NEW BOOKS.

A NEW WORK BY PRESIDENT WOOLSEY.
Now ready,

POLITICAL SCIENCE;

Or, THE STATE THEORETICALLY AND PRACTICALLY CONSIDERED.

By THEODORE D. WOOLSEY, LL. D., lately President of Yale College.

Author of „An Introduction to the Study of International Law", &c.

In 2 vols. royal 8vo. of nearly 600 pages each, cloth extra, price 30 s.

ESTIMATE OF THE NEW YORK TIMES.

„The most important recent contribution to political science which has been made among English-speaking people .... In short, the book is all that can be expected in a science which is no science, in the strict sense of the word, but deals only with opinions and judgments as to what is wise and expedient in practice. It sums up and puts into methodical order the best thought of the time on these subjects with the criticisms and original opinions of a generous and well-trained mind."

A FOURTH EDITION is in the press of

NEW IRELAND. Political Sketches and Personal Reminiscences. By Alex. M. Sullivan, M. P. 2 vols. demy 8vo. cloth extra, price 30s.

Now ready, 1 vol. demy 8vo. cloth extra, nearly 700 pages, price 16s.

The IRISHMAN in CANADA. By Nicholas Flood Davin. Dedicated, by permission, to the Earl of Dufferin.

A THIRD EDITION is ready, in large post 8vo. cloth extra, gilt edges, price 12s 6 d of

The FERN WORLD. By Francis George Heath. Beautifully illustrated.

CHARLES SUMNER'S LIFE and LETTERS. Edited by E. L. Pierce. Second Edition. 2 vols. demy 8vo. cloth extra, price 36s.

The FLOODING of the SAHARA: an Account of the Great Project for Opening Direct Communication with 38,000,000 of People. With a Description of North-West Africa and Soudan. By DONALD MACKENZIE. 8vo., cloth extra, with Illustrations, 10s 6d.

Now ready, crown 8vo. cloth, 10s 6d.

AMONG the TURKS. By the Rev. Dr. HAMLIN, for Thirty-five Years a Resident in Turkey.

Now ready, the New Work by the Author of „My Summer in a Garden."

In the LEVANT. By Charles Dudley WARNER. 1 vol. crown 8vo. cloth extra, 10s 6d.

Notice. — New Work by the Author of „ADVENTURES OF A YOUNG NATURALIST".

MY RAMBLES in the NEW WORLD. By LUCIEN BIART. Translated by MARY DE HAUTEVILLE. Crown 8vo. cloth extra, fully illustrated, 7s 6d.

A NEW FAIRY TALE.

PRINCE RITTO; or, the Four-Leaved Shamrock. By FANNY W. CURREY. With 10 Full-Page Facsimile Reproductions of Original-Drawings by Helen O'Hara. Demy 4to cloth extra, gilt edge, 10s 6d. (10)

London:

SAMPSON LOW, MARSTON, SEARLE & RIVINGTON,

Crown-buildings, 188, Fleet-street, EC.

Im Verlag von **Fr. Wilh. Grunow in Leipzig** erscheint: (11)

Italienische Novellisten

des XIX. Jahrhunderts

in deutschen Uebersetzungen

herausgegeben

von

Paul Heyse.

Es werden dem deutschen Publikum aus dem noch wenig bekannten Gebiete der neueren italienischen Literatur eine Reihe hervorragender Werke zugänglich gemacht, in sorgfältiger Uebersetzung und eleganter Ausstattung, **von der kundigen Hand des Meisters der deutschen Novelle ausgewählt** und **dargeboten.**

Die ersten Bände werden Werke von folgenden Autoren bringen:

Ippolito Nievo. — Anton Giulio Barrili. — Edmondo de Amicis. — Locatelli. — Enrico Castelnuovo. — G. L. Patuzzi. — Grazia Pierantoni-Mancini. — Salvatore Farina etc.

Angelo di Bontà (Ein Engelsherz von J. Nievo,) Val d'Olivi (das Oliventhal von A. G. Barrili) Erinnerungen eines Achtzigjährigen (v. J. Nievo) haben die Sammlung eröffnet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.
Mit einem Vorwort
von Christian Karl Josias Bunsen.
Zweite Auflage.
Zwei Theile. 8. Geh. 9 Mk.

Kingsley's berühmter Roman „Hypatia", ein meisterhaftes Lebens- und Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde durch Bunsen, der ihn als ein Kunstwerk von seltenem Werth empfiehlt, bei der deutschen Lesewelt eingeführt und fand auch hier die verdiente Würdigung. Die erste Auflage ist gänzlich vergriffen. Auf andauerndes vielseitiges Verlangen erscheint das Werk nun in zweiter Auflage und zwar, damit es in die Hände recht vieler Leser gelange, zu wesentlich ermäßigtem Preise. (12)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Französische Sprechschule.

Ein Hülfsbuch
zur Einführung in die französische Conversation.
Für den Schul- und Privatgebrauch.
Von
Georg Stier.

8. Geh. 2 Mk. 20 Pf. Carton. 2 Mk. 50 Pf.

Der Verfasser wendet eine neue sehr praktische Methode an, um in die französische Conversation einzuführen und in kurzer Zeit mit dem für die verschiedensten Lebenslagen nöthigen Sprachstoff vertraut zu machen. Alle Lehrer des Französischen seien auf Stier's „Sprechschule" ganz besonders aufmerksam gemacht. (13)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Ein psychologischer Blick in unsere Zeit

von (14)

Prof. Dr. **M. Lazarus.**

Zweiter Abdruck. 1873. Velinpapier. 75 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Literarische Neuigkeiten bis 12. Januar.

Bärenbach, Vom Baume der Erkenntniß. C. Gerold's Sohn in Wien.
Baumgarten, Le parnasse allemand du XIXe siècle. Th. Kay in Kassel.
Campori, Cristina die Svezia. Modena.
Ebhardt, Der gute Ton in allen Lebenslagen. F. Ebhardt in Berlin.
Hüffer, Aus dem Leben Heinrich Heine's. Gebr. Pätel in Berlin.
Merkens, Briefe Friedrich's des Grossen. 2. Band. A. Stuber in Würzburg.
Reich, Beitrag zur Kenntniß des Volksbildungswesens in Frankreich. Oels.
Rosenkranz, Neue Studien. 3. Band. E. Koschny in Leipzig.
Simons, Aus altrömischer Zeit. 2 Bände. Gebr. Pätel in Berlin.
Strauß, Gesammelte Schriften. Band 7 u. 12. E. Strauß in Bonn. (15)

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in Leipzig erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (16)

Die Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8.
Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 3 enthält folgende Artikel: Eine „Deutsche Revue"? „". — Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. III. Attika. Die Staaten zweiten Ranges. Die Zeit der Perserkriege. Max Jähns. — Zur Lage in der nordamerikanischen Union Rudolf Doehn. — Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. H. B. — Fränkel's Stich von A. v. Dyck's Todtenklage um Christus. R. Bergau.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spalt. Zeile mit 25 Pf. berechnet.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 26. Januar 1878. [Nº 4.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Hertzberg's Geschichte Griechenlands.

In schneller Folge hat G. F. Hertzberg dem ersten, in diesen Spalten von uns besprochenen Bande seiner Geschichte Griechenlands einen zweiten und dritten, Fortsetzung und Schluß des Werkes, folgen lassen.*) H. hat sich damit das Verdienst erworben, auch dem deutschen Volke eine eingehende und genaue Übersicht über die dem größeren Publikum so gut wie unbekannte Geschichte der Balkanhalbinsel von der Völkerwanderung bis zum Beginn der griechischen Revolution von 1821 zu bieten. Denn wenngleich die deutsche Forschung auch hier den anderen Nationen in mancher Beziehung voraus, in jeder ebenbürtig die Geschichte dieses Landes, dieses Volks dem Dunkel der Vergangenheit seit fünfzig Jahren zu entreißen begann, wenngleich das Werk Zinkeisen's über das Osmanische Reich, Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts, zuletzt Hopf's Publicationen in Ersch' und Gruber's Real-Encyklopädie sich bemühten, die Ergebnisse der Forschung einem weiteren Kreise zugänglich zu machen, so ist dieser Kreis doch immerhin noch verhältnißmäßig beschränkt geblieben, sei es in Folge der ungünstigen Stelle der Veröffentlichung, wie es bei denen von Hopf der Fall ist, sei es wegen ihrer allzugroßen Ausführlichkeit, die die Anschaffung eines Werkes wie das von Gervinus nur Wenigen ermöglichte; oder aber die Forschung der letzten Jahrzehnte hat die früheren Ergebnisse so völlig umgestaltet, daß schon jetzt ein Werk wie das Zinkeisen's in manchen wichtigen Partieen als antiquirt erscheint und daher bei Seite geschoben wird.

Aus diesen Gründen begrüßten wir daher gleich das Erscheinen des ersten Bandes von Hertzberg's Geschichte Griechenlands mit großer Freude, zumal der Verfasser sich in demselben nicht darauf beschränkte, die Ergebnisse der neueren Forschung zusammenzustellen, sondern bemüht war, das Interesse an seiner Darstellung durch die Resultate eigener Studien zu beleben, durch eine originale Auffassung zu erhöhen. Bei dem äußerlich betrachtet stärksten Theil seiner Bearbeitung, der Geschichte des Griechenvolks von der fränkischen Besitznahme des Landes südlich vom Balkan im Anfang des 13. bis zur Befreiung Griechenlands im Beginn unseres 19. Jahrhunderts kamen ihm diese Vortheile nicht in eben dem Maße zu statten. Er steht, vielleicht abgesehen von einzelnen Partieen am Schluß seines Werkes, fast stets auf den Schultern seiner bedeutenden Vorgänger, der Deutschen Hopf, Mendelssohn-Bartholdy, v. Maurer und Roß, des Engländers Finlay, des Griechen Sathas, mit der bewußten Absicht, das, was Jene zusammengebracht, in übersichtlicher, kritisch gesichteter Weise einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Wir sprechen dem Verfasser auch diesmal wieder gern die Anerkennung aus, daß er seine Aufgabe gelöst hat, und wollen nicht über ein mehr oder minder gut mit ihm rechten. Es war eine schwierige und für manchen Theil, den Zerfall des Griechenthums in erster Reihe, wenig lohnende Arbeit, der er sich opfermuthig und liebevoll unterzogen hat. Nur einen Punkt, über den wir mit ihm nicht völlig einverstanden sind, glauben wir hervorheben zu müssen. Die Zeiten des 14. Jahrhunderts, Jahre ewiger hin- und herwogender Kämpfe zwischen morgen- und abendländischen Christen um den Besitz des schönsten Landes Europa's, und wieder die des 16. und 17. Jahrhunderts, die eine ähnliche Epoche bilden, nur daß diesmal die Antagonisten die Osmanen auf der einen, Venetianer und Magyaren auf der anderen sind, bieten insofern einen ebenso wenig erfreulichen wie bedeutenden Anblick, weil von beiden Seiten meist mit ungenügenden Kräften ein sich ewig gleichbleibender, kulturfeindlicher Kampf um den Besitz der Balkanhalbinsel gekämpft wird, der, in den Einzelheiten seines Einerlei geschildert, ebenso ermüdend wie widerwärtig wirkt. Es hätte daher, unseres Erachtens, im Interesse des Gegenstandes selbst gelegen, — der Geschichte des griechischen Volkes nämlich, das während dieser Zeit, man verzeihe den Ausdruck, mehr nur vegetirte, als ein geschichtliches Dasein führte, — daß diese Partieen kurz und übersichtlich zusammengefaßt als Einleitungen der betreffenden kulturhistorischen Partieen dieses Abschnitts vorausgeschickt worden wären. Dies hätte vielleicht zugleich ermöglicht, die 1100 Seiten dieser zwei starken Bände auf die Hälfte, auf einen Band zu reduciren, der wohl ausgereicht hätte, das Interesse des Publikums an der Entwickelung Griechenlands im Mittelalter bis in die neue Zeit hinein zu befriedigen, anderseits aber auch besser dazu angethan gewesen wäre, dies Interesse stets rege zu erhalten.

Es ist doch ein besonderes Ding um die Darstellung nicht von Kämpfen mit weitem historischem Hintergrund, sondern einer unendlichen Metzelei und Verwüstung, wie sie uns die Zeit des 16. bis 18. Jahrhunderts hier bietet. Der wenig erfreuliche Gegenstand wirkt gleichsam ansteckend auf die Empfindung des Darstellers zurück. Während sich unser Blick mit Entrüstung von dem scheußlichen Schauspiel, wo mit Menschenleben und Menschenglück das frevelhafteste Spiel getrieben wird, abwenden möchte, führt die ausführliche Darstellung dieser kulturfeindlichen Vorgänge zu einer innern Erregung des Geblüts, die, wenn man ihrer nicht völlig mächtig bleibt — und wer möchte es H. verdenken, wenn es auch ihm so erging — leicht zu Ausdrücken verleitet, die der Ruhe des Historikers nicht mehr ganz angemessen erscheinen. Aber nicht nur auf den Ausdruck hat diese erregte Stimmung des Verfassers zurückgewirkt. Auch in der Sache hat

*) Geschichte der Europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren, Ukert und v. Giesebrecht. Geschichte Griechenlands von G. F. Hertzberg Bd. II., 1877, Bd. III., 1878, Gotha, Fr. Andr. Perthes.

er sich bisweilen zu Urtheilen hinreißen lassen, die er vielleicht nicht immer und im Einzelnen zu vertreten vermöchte. Wir sind unseres Theils durchaus keine passionirten Liebhaber des Osmanenthums, das auf europäischem Boden als eine Entartung des Islam zu betrachten ist und durch eine vierhundertjährige Geschichte nicht nur seine Unfähigkeit zu civilisatorischen Staatsbildungen, sondern geradezu seine positiv verderbliche Einwirkung auf die schon vorhandenen Kulturelemente genügend erhärtet hat. Dennoch aber scheint es uns Sache der vorurtheilslosen Geschichtschreibung, die wenigen Lichtseiten dieser Entwicklung, und mehr noch die nicht so seltenen großen Charaktere auf dem Thron des Kalifen und im Groß-Vezirat mit derselben Anerkennung zu schildern wie die guten Seiten der großen Männer der abendländischen Völker, die mit denselben in Conflict gerathen. Hätte H. dies überall gleichmäßig durchgeführt, so käme es nicht vor, daß er hier bei den Osmanen nichts als Brutalität, unmenschlichen Haß gegen die abendländischen Völker, Sittenlosigkeit und Mangel jeder Kulturidee fände und gleich darauf von den weisen Maßregeln großer Sultane und ihrer Minister, ihrer umsichtigen und weitgreifenden Politik, ihren Bündnissen mit den mächtigsten Potentaten der Christenheit, ja dem heiligen Vater selbst zu sprechen hätte. Doch nicht der Darstellung des Osmanenthums sollte das Werk gewidmet sein und gerne wenden wir uns zu seinem eigentlichen Gegenstande, der Geschichte des Griechischen Volkes.

Giebt es überhaupt noch ein griechisches Volk, genauer, existirt das alte Volk der Griechen in seinen Abkömmlingen bis auf den heutigen Tag? Diese kritische Frage empfängt uns gleichsam im Vorhof, wenn wir im Begriff stehen, in das auf seltsamem Fundament aufgeführte Gebäude, der modernen Geschichte Griechenlands einzutreten. Die Antwort lautet seit Finlay, Hopf und Mendelssohn, daß dieses Volk noch existirt und zwar in derselben wunderbaren Mischung von Charaktereigenschaften, die die antiken Griechen zu dem interessantesten Volke der Weltgeschichte machen, und die auch ihren Nachkommen in so starker Weise aufgeprägt sind, daß diese ihre Natur, ihr Wesen, mehr noch als ihre Sprache, ihre historischen Denkmäler und Berichte für die Thatsache sprechen, daß wir es immer noch mit denselben Menschen zu thun haben, deren Vorfahren mit unsterblichem Ruhm in unserer Erinnerung leben. Gleichsam zwei Seelen scheinen sich hier in einem Körper zu vereinen, die edelsten Tugenden, der glühendste Patriotismus, die höchste physische Schönheit und Kraft neben zahlreichen argen Fehlern, dem Neid, der Grausamkeit, der List, der Händelsucht und einer Unwahrhaftigkeit, die, schon in den alten Zeiten ein hervorstechender Charakterzug, durch die Jahrhunderte der Knechtschaft und Demoralisation der Masse des Volkes bis ins innerste Mark unausrottbar gedrungen zu sein scheint. Und dennoch und trotz alledem weiß dieses ewig rege und anregende, genügsame und melancholisch-heiter gestimmte Volk nicht nur die Hochachtung des Fremden für seine wahrhaft großen Eigenschaften zu gewinnen, sondern das Herz des Philhellenen geradezu mit einem Zauber zu umstricken, der uns selbst ergreift, wenn wir seine Beschreibung lesen von dem Leben, der Erscheinung, dem Eindruck des heutigen Griechenvolkes auf den Abendländer.

Der tiefeigene Reiz des Lebens in Griechenland, sagt einer der kundigsten dieser Philhellenen*), beruht darin, daß sich die alte Zeit auf rothen, frischen Lippen täglich schön erneut. Man braucht nicht bloß äußerlich beim Anblick holder Wasserträgerinnen an antike Bilder, oder wenn man die Mädchen mit Steinen am Gestade waschen sieht, an Nausikaa erinnert zu werden: nein, auch der Kern, das tiefste Empfinden der Menschenbrust, ist in den Stürmen der Jahrhunderte unversehrt geblieben. Der Sinn für das Leben, die Empfänglichkeit für die reale Welt sind die gleichen, heute wie ehemals. Auch den Neuhellenen eignet die lebhafte Freude an der Natur, die Neigung, sich ihr Leben und Streben, ihr Blühen und Vergehen, zu personificiren und so zu verklären. Der Althellene sah in jedem Baum eine Dryade, in jedem Quell eine Kastalide; er bildete die warmen Frühlingswinde barfuß ab, um damit in sinniger Weise den leichten, leisen Schritt anzudeuten, mit dem sie über den Blumenteppich der neuerwachten Natur hingleiten. Ähnlich verkörpert und idealisirt sich die Natur vor den Augen des heutigen Griechen. In Felsen, Höhlen und Bäumen sieht das Volk noch heutzutage Dämonen. Gern sammeln sich die Landleute bei den heiligen Quellen, die in romantischer Stille, nahe an irgend einer schützenden Höhle, in einem sich lang hinwindenden Thale liegen, und rufen die Schutzgottheit des Ortes an. — — Der Unmuth, mit welchem die von Charon Gebändigten ihm in den dunklen Hades folgen, der sehnende Blick nach den Gütern des Landes, nach den hellen Fluren der Heimat, die ihnen entschwindet, ist für die neue, wie für die alte Griechenwelt charakteristisch. Der berühmte Kleftenhäuptling Dimos verlangt sterbend nur die eine Gunst von seinen Gefährten: ein offenes Fensterlein an seinem Grabe, damit er von dort aus noch einmal die Herrlichkeit des Frühlings erblicken, die Botschaft der Schwalben und Nachtigallen vernehmen kann.

Das ist der Schlüssel zum Verständniß des Hellenismus, jener heitern Sinnlichkeit, jener Lust an Licht und Leben, die nur der recht würdigen kann, der unter dem glanzvollen Himmel Attikas geweilt hat. Was Wunder, daß die gleichen Verhältnisse Gleiches erzeugten, und daß sich auch der Charakter der Neu-Griechen dem ihrer Vorfahren entsprechend ausgebildet hat?

In der breiten untern Schicht, auf der es ruht, ist das griechische ein bildsames, geistig regsames, bewegliches, dabei aber nüchternes und verstandesklares Volk. Mehr Verstand und Berechnung als Wärme. Mehr Lebhaftigkeit und Auffassungskraft als Gründlichkeit. Ohne Ehrfurcht vor dem Hergebrachten, ohne Sinn für die Vergangenheit, scheinen sie allein auf den Vortheil des Augenblicks bedacht. Ihr elastisches Temperament, ihre lebhafte Einbildungskraft und ihr unverwüstliches Selbstvertrauen schlagen in persönliche Eitelkeit und selbstsüchtigen Ehrgeiz um.

Ein verheißungsvoller Zug aber, aus welchem der, welcher auf die Zukunft dieses Volkes baut, vor Allem seine Hoffnungen schöpft, ist der ruhelose Wissensdurst und Lerneifer der Neuhellenen. In den entlegensten Dörfern kann man einen Haufen Kinder vor der Thür des Schulhauses sitzen sehen, die, ohne auf den schönen Sonnenschein, ohne auch nur auf den vorüberziehenden Fremden zu achten, in ein Buch vertieft sind und sich mit Frage und Antwort lebendig unterrichten. Durch den ganzen Orient sparen die armen, unter Türkenherrschaft lebenden griechischen Rajahs sorgfältig jeden Piaster, um ihre Söhne auf der Universität Athen studiren lassen zu können. Sie sind sich bewußt, das belebende geistige Ferment, die Seele des Orients zu sein, wenn sie auch noch nicht vermocht haben, dieser Seele einen Körper zu verleihen.

Mögen in dieser liebevollen Schilderung eines Mannes, der wirklich unter dem glanzvollen Himmel Attikas geweilt hat, die guten Seiten des heutigen Griechenvolkes auch zu vollerem Ausdruck gelangen als seine Fehler: das Eine bleibt unbestreitbar, daß wir es hier in der That mit echten Kindern dieses Landes,

*) K. Mendelssohn-Bartholdy in seiner Geschichte Griechenlands. Leipzig, 1870. S. Hirzel, I. 38.

jenes Volkes zu thun haben, das der Menschheit als Leuchte vorangeleuchtet hat in einem Zeitalter der Rohheit und des Dunkels. Auch der unvertilgbare Freiheitssinn ist hier noch zu erwähnen, der den heutigen Griechen eben so charakterisirt, wie seine Ahnen und der durch eine fast zweitausendjährige Knechtschaft heut so wenig geknickt ist, wie in jenem Augenblick, wo Leonidas mit seinen Spartiaten an Griechenlands Felsenthor fiel, wo der Redner Demosthenes auf einsamer Felseninsel das Gift verschluckte, das ihn dem Anblick eines von Fremden überwältigten Griechenlands entrücken sollte. Diese Natur, dieser Freiheitssinn, dieses Bewußtsein geistiger Überlegenheit, gepaart wie sie waren mit dem Gefühl der Ohnmacht und Zersplitterung, dem Bewußtsein einer weit tiefer stehenden Rasse politisch und physisch unterworfen zu sein, wohin mußten sie mit Nothwendigkeit führen, wenn nicht zum Entstehen jenes berüchtigten Kleftenthums, das in seinen hervorragenden Vertretern Licht- und Schattenseiten des griechischen Naturells in schärfster Ausprägung zeigt, und das — vor sechzig Jahren einer der mächtigsten Hebel zur politischen Wiedergeburt des Volkes — heute, nach der Überwindung der ersten und größten Schwierigkeiten, als ein untilgbarer Schandfleck den Namen Griechenland und Griechenthum anhaftet! Wird dieser Fleck ihm ewig anhaften? Wird sich dieses hochbegabte, vorwärts strebende Volk nie über den Zustand einer anarchischen Oligarchie erheben, in der die eine Hälfte der Führer am Staatsruder sitzt, während die eben verdrängte wohl in die Berge zum edlen Kleftenberuf zurückkehrt. Die Antwort auf diese Frage — die Existenzfrage Griechenlands — lautet unerfreulich genug. Ein Volk, das Jahrhunderte hindurch nur soviel Freiheit besaß, als es auf der Spitze des Degens und des Carabiners davontrug, ändert sich selbst unter günstigeren politischen Constellationen, als die des jungen Griechenland, nicht von heut auf morgen. Generationen können und werden vergehen, der gefahrdrohende osmanische Nachbar muß erst in weitere Ferne zurückgedrängt sein, ehe sich hier ein normales Leben wieder herstellen wird; doch auch dann wird jenes für Griechenland normale Leben ein anderes Gepräge tragen als das öffentliche Leben z. B. unseres eignen, des deutschen Reiches.

Doch es wäre ungenau und unbillig, bei der Erwähnung dieser einen Form des alten griechischen Freiheitsdrangs und griechischer Thatkraft nicht auch jener andern Erscheinung zu gedenken, die dieser selbe Charakterzug, eben unter der Einwirkung des Osmanenthums, nicht zu Athen und Sparta, sondern zu Constantinopel, Saloniki, Bukarest und Odessa hervorgebracht hat. Wir meinen die Entstehung jenes Fanariotenadels, der den Typus seiner Geburtsstätte, des Stambuler Fanar, des Sitzes und der Umgebung des Patriarchen der anatolischen Kirche, freilich nie ganz hat verläugnen können, der aber dem modernen Griechenland fast ausschließlich seine Staatsmänner und Generale, seine Schriftsteller und Literatoren gegeben hat. Das Fanar ist die eigentliche Heimat jener Maurokordatos, Ypsilanti, Kantakuzenos, welche die geistige Regeneration des Griechenthums seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts langsam aber stetig bereiteten, die ihm einen Boden gewannen nicht nur in Stambul selbst, nicht nur in den engeren Grenzen von Griechenland, sondern in den transbalkanischen Donaufürstenthümern und über die Grenzen der Halbinsel hinaus, bei allen Kulturvölkern des europäischen Continents. Mit bewundernswerther Aufopferungsfähigkeit verfolgten die besten Männer dieses Fanariotenadels ihr Ziel ebenso entschieden wie besonnen, mochten sie als Großdragomans der Pforte die äußere Politik des Großherrn bestimmen helfen, als Hospodare die Herzogthümer verwalten oder als seine Hofbankiers den stets zerrütteten Finanzen einen gewissen Grad von Ordnung geben. Aus der Verbindung dieser Elemente mit den freiheitsdurstigen Volkselementen des eigentlichen Griechenlands, wie sie durch die geheime Gesellschaft der Philiker in den Jahren 1818—21 angebahnt und durchgeführt wurde, entsprang dann jene Bewegung, die unter Benutzung der innern Wirren der Türkei 1820—21 zum Aufflammen des Aufruhrs gleichzeitig im äußersten Norden und Süden führte.

Charakteristisch aber für das Volk wie für seine bisherige Entwickelung ist es, daß keiner der aktiven Theilnehmer am Freiheitskampf die Leitung des neuen Gemeinwesens auch nur provisorisch zu übernehmen im Stande war, sondern daß dazu fast mit Einstimmigkeit jener Corfiote Johann Kapodistrias, Minister des Kaisers Alexander I. von Rußland, berufen wurde, der der ganzen Action mit kühlem Wohlwollen von ferne zugeschaut; charakteristisch auch das gewaltsame Ende dieses Mannes, der trotz aller diplomatischen Bedächtigkeit seinem Volke in diesem Jahrhundert größere Dienste erwiesen hat als die größten seiner Kriegshelden. J.

England.

Picciotto: Die Juden Englands.*)

Über dieses Thema hat eine Literatur bisher nicht existirt; um so willkommener muß ein Anfang dazu sein, besonders wenn es ein so schöner ist, wie das vorliegende Buch. „Aller Anfang ist schwer"; es muß auch Mr. Picciotto, einem englischen, schriftstellernden Israeliten, herzlich sauer geworden sein, sich das Material für seinen Gegenstand zusammenzusuchen. Gar manches uralte jüdische Tempelarchiv, von dessen Vorhandensein die Meisten keine Ahnung hatten, mußte er durchstöbern, seine Hände wirbelten große Mengen vielhundertjährigen Staubes auf, aber seine Mühe ist dafür auch von Erfolg gekrönt, denn die Resultate seines Forscherfleißes gewähren ein beträchtliches kulturgeschichtliches Interesse. Wir erfahren, daß es — im Gegensatz zu manchen andern Ländern Europa's — in England schon sehr frühzeitig Juden gab, wenn auch die Zahl derselben selbst heute noch eine weit geringere ist, als in den meisten anderen Ländern. Einst wurden sie, je nach dem Belieben der Könige, geduldet oder beraubt. Das Überbleibsel des Kreuzzug-Eifers, der sich von einem edeln Ideal abwendende und in rohe Unterdrückung ausartende Fanatismus, führte eine Vertreibung der Juden unter Eduard I. herbei. Zweifellos kehrten Einzelne hie und da zurück, aber erst Cromwell berief sie förmlich zurück. Von den Stuarts wurden sie nach der Restauration geduldet. Karl II., der während seiner Verbannung zu Amsterdam von den Juden Geld geliehen hatte, war ihnen günstig gesinnt. Als die Stuarts dem Dritten Wilhelm Platz machten, erwuchs den Juden ein mächtiger Protector. In seinem eigenen Lande hatte Wilhelm die Nützlichkeit zahlreicher mit dem Ausland in ausgedehntem Verkehr stehender Kapitalisten erfahren. Der König beschützte daher die Juden gegen den Fanatismus des Pöbels und gegen die Eifersucht der Handelswelt. Seither sind sie in England ziemlich unbehelligt geblieben und haben sich durch die wichtige sociale und politische Rolle, die sie spielten, im Laufe der Zeit eine bedeutende bürgerliche und religiöse Freiheit errungen. Ihre internationale Stellung gab ihnen in

*) James Picciotto: „Sketches of Anglo-Jewish History." London, Trübner & Co.

politischen Dingen einen weiteren Horizont. Sie verstanden das Finanzwesen schon zu einer Zeit, da dessen einfachste Grundregeln den nichtjüdischen Engländern noch unbekannt waren. Sie wußten sich durch wohlangebrachte Geldopfer stets am raschesten alle wichtigen politischen Nachrichten zu verschaffen, wodurch sie sich gegen verlustbringende Überraschungen, Krisen u. s. w. schützten. Ereignisse, die den Geist der Nation in Aufruhr brachten, konnten die Juden kaltblütig und leidenschaftslos betrachten. Daher that ihnen der gewaltige Südsee-Schwindel keinen Schaden und während der Panik von 1745 konnte der berühmte jüdische Finanzmann, der berechnende Samson Gideon, durch Zusammenkaufen aller zum Verkauf ausgebotenen Papiere ungeheure Summen verdienen. Fast scheint es, als ob den Juden, je mehr sie sich der übrigen Gesellschaft amalgamiren, die Ursachen des materiellen Gedeihens, dessen sie sich während ihrer Sonderstellung erfreuten, allmählich abhanden kämen. Diese Ursachen sind nicht weit zu suchen. Heute betheiligen sich die Angehörigen aller Religionen an den Geschäften, die früher bloß von den Juden betrieben wurden. Von der aktiven Politik und den öffentlichen Fehden und Kriegen ausgeschlossen, mußten sich dieselben dem Handel zuwenden, und da ihre Aufmerksamkeit auf nichts anderes gelenkt war, wurden sie geschickte Handelsleute. Da sie überdies mit ihren Glaubensgenossen in anderen Reichen häufige Mittheilungen von geschäftlicher Wichtigkeit austauschten, die den übrigen Leuten schwerer zugänglich waren, blühte ihr Weizen noch mehr; heute aber haben alle besonderen Vortheile aufgehört, und nur der dem Juden angeborene Geschäftssinn läßt ihn noch oft über Nichtjuden den Sieg davontragen.

Picciotto's Bericht über die Vorgänge innerhalb der Synagogengemeinden läßt uns die merkwürdige Thatsache erkennen, daß sich in dieser Hinsicht das Sectenwesen aller Religionen gleich bleibt, so verschieden diese auch dem Glaubensbekenntniß und der äußeren Verfassung nach sein mögen. Obwohl die Juden keine eigentliche Geistlichkeit kennen, wissen sie doch von Intoleranz im Schooße ihrer eigenen Kirche ein garstiges Lied zu singen, — in England wie anderswo, z. B. in Galizien. Man sollte meinen, daß die Juden sich an der jahrhundertelangen Verfolgung und Unduldsamkeit, deren Opfer sie selbst waren, ein abschreckendes Beispiel genommen hätten und gegen einander — unter sich — mildsinnig sein müßten. Allein dies ist nicht immer der Fall. Die englischen Juden sind zumeist Hyperorthodoxe und gehen mit Excommunicationen verschwenderisch um. Blinder Gehorsam gegen die Gebote des jeweiligen „Rathes der Ältesten" wird streng erfordert und selbst die nöthigsten Reformen sind bitter befehdet und äußerst langsam ins Werk gesetzt worden. Ja, noch 1840 bildete das Anstreben einiger Reformen, deren Verweigerung unser höchstes Staunen erregen muß, den Anstoß zu einem Schisma in der Londoner Judengemeinde (heute giebt es in London drei Judengemeinden: eine sefardische, eine aschkenasisch-orthodoxe und eine reformatorische oder neologische). Mehrere einflußreiche Gemeindemitglieder thaten sich zusammen und wünschten die Einführung von Änderungen im Gottesdienst. Als man hierauf nicht einging, ließen sie sich eine eigene Synagoge bauen, in der sie ihre Ansichten zum Ausdruck brachten. Die Folge war, daß sie in den „Bann" gethan wurden, so daß die Gemeinde getheilt war. Und welche „unorthodoxen" Reformen waren begehrt worden? Was war das fluchwürdige Streben der Frevler? Sie hatten verlangt: a) Da die Mehrzahl der Juden damals im Westend wohnte und das Fahren zu der im Eastend gelegenen Synagoge eine Verletzung des Sabbaths involvirt hätte, sei eine Filialsynagoge im Westend erwünscht; b) der Gottesdienst möge die Dauer von dritthalb Stunden nicht überschreiten; c) die Predigten seien in englischer Sprache zu halten, da dies die einzige von sämmtlichen Gemeindemitgliedern verstandene Sprache sei; d) das Decorum möge gewahrt und die Andacht nicht durch Geschwätz u. s. w. gestört werden. Darum Zeter und Mordio! Natürlich mußten diese gewiß nicht unbilligen Forderungen später denn doch bewilligt werden. Es ist dieselbe Geschichte wie überall.

In England, dem Land der Missionäre par excellence, begnügt man sich nicht damit, die Heiden und die Katholiken bekehren zu wollen, man arbeitet auch für das Seelenheil der Juden. Es giebt großartig organisirte Gesellschaften, welche über ansehnliche Geldmittel verfügen und gutbezahlte Beamte — in der Regel getaufte Juden — auf die Jagd nach Judenseelen aussenden. Diese Missionäre ersinnen die schönsten Dinge, um, während sie den Frieden vieler Familien stören, Kinder oder Erwachsene in den Schooß der alleinseligmachenden Hochkirche einzuführen. Zumeist geben sich Ausländer dazu her, welche in Noth sind und denen die oft sehr netten Summen, die ihnen, wenn sie sich taufen lassen, gezahlt werden, willkommen sind. Manche dieser Individuen lassen sich des guten Geschäfts halber mehrmals taufen. Was diese „Taufen" werth sind, läßt sich denken; die betreffenden Anstalten werden aber auch von jedem gebildeten Engländer mit Verachtung besprochen. Die britischen Juden selbst lassen es sich nicht beifallen, Repressalien zu üben und sich auf das Bekehren von Christen zum Judenthum zu verlegen; ja, sie betrachten Proselyten mit scheelen Augen; Abfälle hinwiederum vom Glauben ihrer Väter nehmen sie bedauernd hin, ohne darüber Lärm zu schlagen. Interessant ist, daß Wilhelm Rufus ein solcher Judenfreund war, daß er den Juden verbot, zum Christenthum überzugehen; einst ließ er einen Bischof und einen Rabbi vor sich kommen und disputiren, und schwor, er würde, wenn der Rabbi siegte, sofort Jude werden; Resultat? siehe Heine.

Leopold Katscher.

Frankreich.

Charles Secrétan: Reden eines Laien.

Herr Charles Secrétan meint ein philosophisches System aufgestellt zu haben, welches „den bleibenden Bedürfnissen des Denkens" entspricht. Er nennt es „die Philosophie der Freiheit", geht von der absoluten Machtvollkommenheit des Gewissens aus, „die jeder, dieses Namens würdige, Mensch anerkennt" und stellt sein Problem mit den Worten: „concevoir les dernières raisons de l'univers de manière à justifier en l'expliquant l'autorité de la loi morale, laquelle implique et démontre la liberté que nous croyons sentir en nous." Der erste Band des umfangreichen Werkes erschien zuerst 1848, in zweiter Ausgabe 1866; der zweite Band wurde in zweiter Ausgabe 1872 veröffentlicht. Unser Blatt berichtete in seiner Nummer 18 von jenem Jahre über die eigenthümliche Arbeit und hob besonders ihren großen ethischen Gehalt hervor, jetzt wird uns ein anderes Buch desselben Autors beschäftigen, Reden, die er in Lausanne vor einem Laienpublikum gehalten hat*). Es sind ihrer neun, das Thema der ersten ist „das Problem der Philosophie", die fünf folgenden wenden sich

*) Ch. Secrétan. Discours laïques. Paris, 1877. Sandoz et Fischbacher.

gegen den Empirismus, den Darwinismus, den Materialismus, den Phänomenismus und den Atheismus; die drei letzten, moralische Studien, handeln vom Glück, vom Gewissen und von einer Bedingung der politischen Freiheit. So wenig uns der philosophische Inhalt der sechs ersten genügt, so hoch schätzen wir den ethischen Geist, welcher die drei letzten durchweht.

Die Aufgabe der Philosophie soll in der Versöhnung der Vernunft mit der Erfahrung bestehen. Der Vortragende lehrt: „Die Vernunft sagt uns, daß die reale Ordnung eine absolute ist, die Erfahrung läßt uns nur eine theilweise, sehr häufig gestörte erkennen. Die Vernunft sagt uns, daß die wahrhafte Vollkommenheit die moralische ist, daß jede Realität auf der moralischen Vollkommenheit beruht, daß die moralische Ordnung die eigentliche Basis und der Seinsgrund aller Existenz ist. Die Erfahrung zeigt uns, daß die moralische Ordnung nirgends realisirt wird; ... der Vernunft gemäß ist die Welt vollkommen, die Erfahrung zeigt sie uns überall unvollkommen und im höchsten Grade jammervoll, ... der Widerspruch zwischen Vernunft und Erfahrung ist also durchaus real" und die Philosophie soll ihn lösen mit absoluter Unabhängigkeit, ohne Beihülfe der Religion. Hier sieht sich der Redner veranlaßt sein Glaubensbekenntniß abzulegen: „Ich meinestheils finde kein Mittel die Realität der Welt mit der obersten Wahrheit der Vollkommenheit zu versöhnen als in den Ideen, mit welchen die religiöse Erziehung uns vertraut gemacht hat: die Persönlichkeit Gottes; die Schöpfung; die Freiheit des Geschöpfes; den Sündenfall des Geschöpfs, das Ergebniß des schlechten Gebrauchs der Freiheit; die Wiederaufrichtung des Geschöpfes durch das göttliche Erbarmen, eine Wiederaufrichtung, welche eine neue Schöpfung bedeutet, und welche uns durch die Thatsache des Fortschritts beglaubigt wird. Ich finde die Lösung des Problems der Philosophie nur in den christlichen Ideen." Aber, fährt er fort, die Philosophie ist nicht mehr, wie im Mittelalter, die Magd der Theologie, im Gegentheil, das Christenthum ist ihr keine Autorität, sondern ein Gegenstand der Untersuchung; unser Denken ist vollkommen frei, und wenn es in der christlichen Religion die Lösung der Probleme findet, so geschieht es, weil unsere Vernunft sich in dieser Religion wiedererkennt.

Wäre Herr Secrétan im Stande seinen Gedankengang zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, so gehörte er zu den größesten Wohlthätern der Menschheit, allein, was noch Niemand gelungen ist, über religiöse Gefühle so zu denken, daß Jedermann beipflichten muß, gelingt auch ihm nicht. Die Grundaussage der Vernunft soll „die reale, die ewige Existenz der Vollkommenheit" sein, „das vollkommene Wesen das reale Wesen, die Wahrheit an sich, die Ursache und das Princip von allem, was existirt." „In der vollkommenen Freiheit des Schöpfers liegt es, daß er sich selber ganz und gar genügt. Das einzig verständliche Motiv der Schöpfung muß daher außerhalb des Schöpfers gesucht werden und besteht also in der möglichen Wohlfahrt des Geschöpfes, mit anderen Worten, in der Gnade der Liebe." An eine Auseinandersetzung der Gründe, aus welchen wir diesen Weg nicht gehen, dürfen wir hier nicht denken, doch können wir kurz aussprechen, worin wir zwei Grundirrthümer des Redners erblicken. Er sagt: „Das Dasein erfordert eine Ursache." Das Dasein kann keine Ursache fordern, denn thäte es das, so forderte es etwas, was da-sein soll vor dem Dasein, also einen offenbaren Widerspruch. Nur die Veränderung fordert eine Ursache; das Causalgesetz gilt nur innerhalb, nicht jenseit des Daseins. Und zweitens nimmt er „Freiheit des Geschöpfes" an. Dem Schöpfer gegenüber kann das Geschöpf nicht frei gedacht werden, es muß in jedem Punkt genau so sein, wie der Schöpfer es schuf, in jeder seiner Eigenschaften, der Verstandesschärfe, der Willensenergie, der Widerstandskraft gegen Verlockungen gerade so, wie der Schöpfer es wollte. Fiel ihm sein Werk nicht nach Wunsch aus, — dem Werk kann er keinen Vorwurf daraus machen.

Im Kampf gegen die oben erwähnten ... ismen wiederholt Herr Secrétan die bekannten Einwürfe und verfällt in die bekannten Mißverständnisse. Er spricht aus Überzeugung, aber er wird keinen Gegner bekehren, denn jeder ehrliche Mann, der redet, ist überzeugt. Wie scharf seine Pfeile ihn selber zuweilen treffen, das merkt der Vortragende gar nicht. Wo er den Darwinismus angreift, sagt er: „wenn die Reihenfolge meiner Gedanken nothwendig so ist, wie sie ist, dann ist sie gut für mich, da ich keine andere haben kann. Und weicht mein Gedanke von dem deinigen ab, der gleichfalls die nothwendige Wirkung deines Gehirnzustandes ist, gleichfalls der beste für dich und die Wahrheit für dich, warum sollte nicht Jeder den seinigen festhalten?" Nun, das thut er ja auch! Herr Secrétan hält z. B. den Gedanken eines vollkommenen Wesens fest, das Zwecke hat. Nicht für sich, setzt er hinzu; da es vollkommen ist, so genügt es sich, es hat nur Zwecke für Andere, es hat „die Gnade der Liebe." Wird man ihm einleuchtend machen können, daß Zwecke Zwecke bleiben, und daß ein vollkommenes Wesen mit Zwecken, aufhört vollkommen zu sein? Schwerlich. Er muß denken, wie er denkt, und wird schon verstehen sich den Widerspruch irgendwie so zurecht zu legen, daß ihm alles geordnet erscheint. Was er für sich vermag, das vermögen andere Denker eben auch, wenn es noththut. Ironisch fährt unser Autor fort: „Jeder empfindet, was er empfindet, jeder ist nothgedrungen in der Wahrheit, folglich ist jede Erörterung über die Wahrheit illusorisch." Bei speculativen, mit ihrem System bereits verwachsenen Philosophen hilft freilich keine Diskussion, sie sind gründefest, anders jedoch stellt sich die Sache bei Leuten, die noch hören können. Die werden anderer Meinung, sobald sie ihren Irrthum einsehen. Der Determinismus behauptet keineswegs die Unabänderlichkeit der Dinge und Gedanken, sondern die Gesetzmäßigkeit jeder Veränderung. Auf den Menschen angewandt lautet seine Lehre: das Denken und Handeln erfolgt nach unumstößlichen Gesetzen; jeder Gedanke und jede Handlung ist das Product bestimmter innerer und äußerer Factoren, die beide veränderlich sind. Der Mensch muß also denken und handeln, wie er denkt und handelt, er kann aber heute klüger und besser — freilich auch dümmer und schlechter — sein als er gestern war. — Weshalb bei der Philippika gegen den Atheismus die Hauptursache desselben unerwähnt bleibt, das Elend der Kreatur, die Qual, der alle empfindenden Wesen von der Gnade der Liebe ausgesetzt worden sind, das wird der Verfasser wohl wissen, der unbefriedigte Leser weiß es nicht.

Weit höher als die Philosophie des Herrn Secrétan steht seine Moral, wo ihr nicht eine unbrauchbare Metaphysik zugesellt wird. Was soll man bei Worten denken, wie: „Die moralische Idee im Menschen ist eine göttliche Offenbarung und dennoch der Bedingung des Fortschritts unterworfen und dem Irrthum, der sich vom Fortschritt nicht trennen läßt. Das ist wunderbar aber einleuchtend; es ist übernatürlich, aber die einzig mögliche Erklärung unserer gesammten moralischen Natur (pag. 341)"? Wozu solch ein Mißbrauch des Wortes „Erklärung", wenn man viel Besseres zu geben weiß? Mit ungetheiltem Beifall folgen wir dem Redner, wo er darlegt, daß der Mensch in der Vereinzelung nicht bestehen kann, daß er auf die Gesellschaft angewiesen ist, und daher sich selber schadet, wenn er dem Ganzen, dessen Theil er bildet, Schaden zufügt. Da lautet es: „Sich

der Gesellschaft vorziehen, heißt sich willentlich von ihr trennen, heißt sich in eine unmögliche Lage bringen wollen; sich so lieben, heißt sich hassen.“ „Wer seine persönliche Befriedigung zum Zweck seines Daseins macht, erreicht diesen Zweck nie und kann ihn nicht erreichen; dieser Zweck ist nur eine Fata Morgana, ein lächerlicher Widerspruch. Glücklich sind wir genau in dem Maß, in welchem wir verstehen uns zu vergessen. Auch hat unser Jahrhundert, das diese Sprache nicht versteht, selbst die Anwendung des Wortes „Glück“ eingebüßt. Man spricht nur von Amüsement, von Zerstreuung; was man anstrebt ist das Vergnügen. . . . Die Jagd nach Glück ist logisch ein Unsinn. Eben so gut könnte man versuchen auf seinen Schatten zu treten. Das Glück ist nur ein Reflex, das Bewußtsein von etwas, nämlich vom Guten. Den Reflex erreicht man nicht durch Nachlaufen, man hat ihn, wenn man das Licht hat. . . Besitzet das Gute, seid im Guten, und das Glück wird von selbst kommen. . . . Nehmt das Glück nicht als Zweck, unter welcher Form es auch sei. Suchet die Seligkeit nicht in euren Lieblingsneigungen, in den Zärtlichkeiten des Herzens, auch sie sind egoistisch; diese Irrlichter führen in den Sumpf; weihet euch euren Nebenmenschen aus Liebe zu ihnen. Trachtet nicht nach den Freuden des Wohlthuns, selbst nicht nach der Wonne der Hingabe, ihr erreicht sie noch weniger als alle anderen. Gebt euch hin ohne etwas zu erwarten, eine andere Hingabe giebt es nicht. Man hat das Glück gefunden, wenn man aufgehört hat ans Glück zu denken.“ Das ist der oft beschriebene, wohlbekannte aber höchst selten erklommene Gipfel, auf welchem die wahrhaften Menschen einträchtig wohnen, gleichviel welchem Glauben, welcher Rasse sie angehören, die Ausnahmen, denen ein gütiges Geschick vergönnte im Intellekt zu leben und das Gemeine, das uns alle bändigt, abzustreifen. — Über den Staat, der auch im besten Fall immer nur für Äußerliches sorgen kann, äußert sich der Vortragende: „Um die politische Freiheit zu gründen, zählt nicht auf das Interesse, den betrügerischen Rathgeber, nicht auf die Leidenschaften, die knechtenden; um die politische Freiheit zu gründen, nehmt das Pflichtgefühl zum Stützpunkt. . . . . Verschafft euch eine genügende Zahl tugendhafter, leidenschaftsloser, unbestechlicher Bürger, die genau wissen, worin die Freiheit besteht. Das Recept ist sehr einfach, ich fürchte sogar, es ist zu einfach! . . . . . Unser Problem nimmt also folgende Form an: Man soll Bürger finden, die ihre Leidenschaften der Pflicht unterordnen, die sich für die Freiheit nicht leidenschaftlich begeistern, sondern aus Pflicht die Freiheit ihrer Mitbürger achten und schützen. . . . . Wo sind sie, diese Bürger, ... diese Menschen, bei denen das reine Pflichtgefühl Herr ist über alle Neigungen?“ — — Allerdings, wo sind sie? Wäre die „absolute“ Machtvollkommenheit des Gewissens, von welcher Herr Secrétan ausgeht, wirklich absolut, so müßten sie leichter zu finden sein. Das Gewissen erklärt er (299) für eine Function der Vernunft; die Vernunft für den Willen Gottes in uns, der uns auferbaut (308); die Vernunft für außerordentlich schwach im Vergleich zur Stärke der Leidenschaften, — möge er selbst die Schlüsse ziehen, welche sich aus solchen Prämissen ergeben.

O. S. S.

Double: Palmyra.*)

Ein äußerlich beneidenswerth ausgestattetes, typographisch und papyrotechnisch musterhaftes Büchlein; — ein Papier zum Küssen und Lettern, um sich darin zu verlieben — und das Intérieur? Ja, das ist nun allerdings eine andere Sache, aber soviel ist gewiß, die Schilderung liest sich ohne Anstoß glatt vom Blatte, wenn auch gerade eine tiefe Auffassung nirgends zu finden ist. Ob eine neue Revision der Geschichte jenes Palmyrenischen Reiches, die trotz der Inschriften, von denen der Herr Verfasser spricht, niemals völlig aufgehellt werden wird, von Nöthen war, ist die erste Frage, die beantwortet werden muß, und es sollte (wenn man wenigstens dem avant-propos des Herrn Verfassers Glauben schenkt) scheinen, sie sei unbedingt zu bejahen. Der Herr Verfasser spricht sich hier über Vogüé's aramäische und Waddingtons griechische Inschriftensammlung, die an Ort und Stelle des ehemaligen Palmyra veranstaltet worden sei, in einer Weise und mit einer Betonung aus, als ob erst jetzt eine Geschichte jenes rasch aufgeblühten und ebenso rasch verwelkten Reiches möglich geworden wäre. Es wäre hierbei bloß zweierlei wünschbar gewesen, erstens eine genaue Angabe des Titels der Inschriftensammlungen, ein Wunsch, der nirgends in dem Werke erfüllt wird, zweitens eine vollständigere Angabe der älteren und neueren Literatur über Palmyra; denn die knappen und brachylogischen Hinweisungen jeweilen am Anfang eines neuen Kapitels und was am Anfange der „notes et éclaircissements“ als Repertorium der neueren Literatur erscheint, ist ungenügend (abgesehen von den üblichen orthographischen Verschreibungen der Franzosen, besonders wo es deutsche Namen gilt). Was nun Vogüé's Werk betrifft, so müssen wir leider unsere Unkenntniß zu erkennen geben, und sind nicht im Stande, den genauen Titel seiner Inschriftensammlung anzuführen, auch von Waddington kennen wir bloß die Fortsetzung von „Le Bas, voyage archéologique en Grèce et en Asie mineure“, wovon die von Waddington bearbeiteten „Inscriptions grecques et latines de la Syrie“ bloß ein Theil sind. Nun müssen, Einzelheiten abgerechnet, jene Inschriftenfunde doch nicht so ausgiebig für die palmyrenische Geschichte sein, als der Autor uns will glauben machen; wenigstens erhält man durch das, was Gibbon in seinem II. Bande pag. 27 seqq. über Palmyra, Zenobia, Odenath u. s. w. mittheilt, beinah ein ebenso richtiges Bild jener Zustände als durch die oft breiten nicht sowohl den Inschriften als den Texten römischer Schriftsteller — des Trebellius Pollio und anderer Autoren der historia Augusta — entnommenen, oft sehr unkritischen Schilderungen. Selbst sein Landsmann Ségur giebt in seiner „histoire Romaine“ das Wesentliche von dem, was das neue Werk (die in den notes et éclaircissements abgelagerte Gelehrsamkeit abgerechnet) in breiter Ausführung bietet. Wenn man jeden Brief, den die scriptores historiae Augustae ihrer Erzählung einverleiben, gleich und ohne Weiteres für einen beglaubigten Auszug aus den acta diurna (Reichszeitung) hält und übersetzt, dann ist es allerdings leichter, Geschichte schreiben als bisher in Deutschland angenommen wurde. Jedermann weiß aber, daß gerade, was historische Kritik betrifft, jene Berichte der sogenannten scriptores historiae Augustae mit der äußersten Behutsamkeit aufzunehmen sind. Die Übertreibungen, welche sich dieselben theils aus Servilität, theils aus wirklicher Unkenntniß zu Schulden kommen lassen, sind oft der Art, daß sie gar keine Widerlegung, geschweige eine getreue, als geschichtlich gelten sollende Übersetzung verdienen. Da bewegen sich vom Euphrat bis zum mittelländischen Meer die ungeheuern Heerschaaren der römischen Kaiser mit der Schnelligkeit von Heuschreckenschwärmen und kehren von der Küste nach Palmyra und von Palmyra wieder nach Italien zurück, als ob das eine Promenade militaire für einige Tage wäre; da wird von einem Usurpator erzählt, daß sein kolossaler Appetit täglich „volontiers“ einen Straußen bewältigt

*) Lucien Double. Les Césars de Palmyre. Paris, 1877. Sandoz & Fischbacher.

habe und daß er mit Krokodilsett beschmiert inmitten dieser Reptilien um die Wette geschwommen sei, ferner daß das Heldenweib Zenobia in ihrem ehelichen Leben sich einer so exceptionellen fleischlichen Enthaltsamkeit befleißigt habe, wie man sie — im détail pag. 188 lesen kann. Alles das und noch manches Andere, was sogar in unserem Zeitalter der Eisenbahnen die Kriegswissenschaft als ein wahres Wunder anstaunen müßte, wenn es nämlich geschehen könnte, wird hier als wirklich geschehen mit der größten Naivetät den Verfassern der „Kaisergeschichte" nacherzählt. Übrigens auch das Hauptresultat der Untersuchung, das der Verfasser als solches betont, hat er nicht aus den Inschriften herausgelesen, daß nämlich alle die noblen und ritterlichen Eigenschaften, womit eine galante Phantasie die Gestalt der Zenobia wie mit einem Glorienschein umgiebt, nicht sowohl dieser als ihrem Ehegemahl Odenathus II. zukommen. Der Franzose verfährt zu Gunsten des Odenathus, auf dem er auch kein Tädelchen sitzen läßt, nicht eben glimpflich mit der Dame Zenobia, von welcher er behauptet, daß sie: „n'a fait que compromettre et finalement que perdre l'empire oriental qu'elle devait au génie de son époux."

Im Allgemeinen mag er Recht haben, doch ist er in einzelnen Punkten zu ungalant, will sagen ungerecht gegen die Dame, z. B. da, wo er sie den Mordplan gegen ihren Gatten ausbrüten und vollführen läßt und zwar aus keiner anderen Ursache, als weil sie selber gern unumschränkte Herrscherin war. Schon Gibbon zählt dies unter „some very unjust suspicions", welche gegen die Königin ausgeheckt worden seien. Wir können in der That nicht finden, daß Herrn Lucien Double der Beweis für seine schwere Anklage gelungen sei. Was die inschriftliche Ausbeute betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß Einzelheiten dadurch gewonnen werden; wir wissen jetzt zum Beispiel ziemlich sicher, daß Zenobia die Tochter eines der ersten Magistrate von Palmyra, des „Marktherrn" Zenobius war, und daß sie auf aramäisch Bathzébinah hieß (auf griechisch Zenobia, d. h. Gewalt des Zeus). Einzelne Schilderungen lesen sich ganz hübsch, z. B. die von der Bedeutung, Lage, architektonischen Pracht u. s. w. Palmyra's, der Palmenstadt mit ihrem in dem Range eines Weltwunders stehenden Sonnentempel; auch einzelne Bemerkungen verdienen Aufmerksamkeit, wie z. B. die, daß die landläufige Ansicht von der sklavischen Unterordnung des weiblichen Geschlechts im Orient für die Zeiten des Alterthums unrichtig sei. Freilich passirt es dem Verfasser dabei wieder, daß seine Kritik bedenklich hinter dem Fortschritt unseres Jahrhunderts zurückbleibt, wenn er z. B. die Semiramis als historische Person und Königin anführt.

J. M.

Saint-Yves: Die Schlüssel des Orientes.

Guillaume Alexander Saint-Yves in Paris, Mitglied der Union de la Paix sociale, sieht in dem Conflicte zwischen Rußland und der Türkei eine große Gefahr für Europa und die Civilisation. Er besorgt, daß das religiöse Erwachen des ganzen Islam, das sich als Folge des Conflicts bereits gezeigt hat, heftige militärische Stürme und schwere Bedrängnisse sowohl für die Christen als auch für die Muhamedaner zunächst am Mittelmeer, und dann weiter in europäischen Gebieten nach sich ziehen werde. Wir haben nach ihm, wenn auch nicht im unmittelbaren Anschlusse an den gegenwärtigen russisch-türkischen Krieg, so doch in naher oder ferner Zukunft eine große islamitische Bewegung zu gewärtigen, welche sich leicht zu einem durch religiösen Fanatismus getragenen neuen Einbruch asiatischer und afrikanischer Völker in Europa gestalten könnte. Einem solchen Anprall ist Europa in seiner gegenwärtigen Verfassung nicht gewachsen. Wohl würde der Sturm sich beschwören lassen, wenn die europäischen Mächte einig wären. Aber das ist, Dank der allgemeinen Unsicherheit, welche der westfälische Friede in die Verhältnisse Europa's gebracht hat, nicht der Fall. Die Christenheit des Continents befindet sich in einem Zustande der Schwäche, der gewissen einflußreichen Männern der muhamedanischen Welt besser bekannt ist, als man anzunehmen pflegt.

Den blutigen Gefahren eines solchen Zusammenstoßes zwischen dem fanatisirten Islam und der innerlich zerrissenen europäischen Christenheit will Herr Saint-Yves vorbeugen. Zu diesem Zwecke schrieb er seine Broschüre „Clefs de l'Orient",*) und widmete sie dem Grafen Chaudordy, dem seit dem Jahre 1870 bekannt gewordenen französischen Diplomaten, in der Hoffnung, daß durch dessen Vermittelung an einen Versuch zur Ausführung seiner, Saint-Yves', Idee werde herangegangen werden können. Seine Idee setzt eine völlige Umkehr der modernen Geistesrichtung voraus; mit aufrichtigem Willen, zu ihrer Verwirklichung die Hand zu reichen, dürfte sie wohl nur in Rom und in den von Rom abhängigen Kreisen aufgenommen werden. Aber Herr Saint-Yves behandelt sie, wie wir annehmen, mit reinem Herzen und mit dem ernsten Bewußtsein, der Menschheit vielleicht einen Dienst erweisen zu können. Wir lassen bei der Besprechung diesen humanen Gesichtspunkt gern gelten, zumal der Verfasser auch im Übrigen seine Schrift einem humanitären Zwecke insofern gewidmet hat, als der Erlös zu Gunsten der im russisch-türkischen Kriege verwundeten Krieger verwendet werden soll.

Der Verfasser geht von einer strengen Kritik der socialen Zustände in Europa seit 1648 aus. Nach ihm besteht die Schwäche derselben darin, daß der Continent ein öffentliches Recht ohne Glauben und sittlichen Einfluß hat, und daß seine Verfassung von aller religiösen Weihe, moralischen Macht und distributiven Gerechtigkeit entblößt ist. Es ist dies jenes sogenannte Europäische Gleichgewicht, das, auf den rohen Erfolg gebaut und dem Gewicht des fait accompli nachgebend, mehr und mehr die Einheit des socialen Denkens und Handelns unmöglich macht. Mit diesem glaubenslosen Rechte ist Europa den Streichen des bösen Geschicks preisgegeben; unsicher der Zukunft entgegensteuernd, ist es ebenso fern, seine Culte zu schützen, als es von Christi Verheißung weit abweicht; es jagt der Vorspiegelung einer schwankenden Freiheit und eines abgenutzten Gleichheitssystems nach, ohne an einen religiösen Rückhalt zu denken. Seit dem falschen Westfälischen Frieden, durch welchen die nationale Ordnung in die Nachfolge der feudalen Ordnung eingesetzt wurde, befindet sich die Christenheit in der schlimmen Lage, immer von den Ränken der schlausten, von der Gewalt der stärksten Regierung abhängig zu sein, und statt eine Gemeinschaft des Friedens zu werden, zerfleischt sie sich in immer öfter wiederkehrenden, immer ärger sich gestaltenden Angriffen. In der Unvollkommenheit dieses allgemeinen Zustandes liegt die Ursache der wilden Bewegungen und traurigen Übel Europa's, sie bildet die Lücke, die sich früher oder später den Forderungen der Massen und den gewaltsamen Ansprüchen der Völker Asiens öffnen wird, welche sich, geführt von fast 200 Millionen Muhamedanern und unterstützt von den Vereinigten Staaten (?), zu einer neuen Überflutung Europas anschicken.

Um diese Gefahr zu beschwören, bedarf es der Umwandlung unsres öffentlichen Rechts, welche nach des Verfassers Überzeugung

*) Paris, 1877. Didier & Cie., Éditeurs. (In Commission bei F. A. Brockhaus, Leipzig.)

nur durch gemeinsames Einwirken der Kirchen und Nationen erreicht werden kann. Zu diesem Zwecke müßte Europa sich ein höchstes Organ schaffen, einen neuen Areopagus an seine Spitze stellen, dessen Aufgabe sein würde, die religiösen Beziehungen und die Gesetzgebung in Übereinstimmung zu bringen, die religiösen und socialen Bedürfnisse der Völker zu prüfen und für deren Befriedigung im Sinne des moralischen Fortschritts zu sorgen. Aber noch ein weiteres, höheres Ziel würde dieses Organ Europa's sich zu stecken haben: es müßte eine Einheit, eine organische Verbindung der drei in Europa geltenden Religionen herbeiführen, woraus eine versöhnliche Einwirkung auch auf die sociale Entwickelung der verschiedenen Rassen folgen würde. Zu diesem Zwecke würden zu dem großen Organe der europäischen Christenheit auch Vertreter sowohl von Israel wie vom Islam zugelassen werden.

Im gegenwärtigen Augenblicke, in welchem ein Lebenskampf zwischen christlichen und islamitischen Völkern sich vollzieht, ist es schwierig, sich die Grundlage vorzustellen, auf welcher in einem solchen Universal-Concile die Religionen sich vereinigen sollen. Aber schon hält Herr Saint-Yves die Schlüssel zur Lösung des Geheimnisses bereit. Vermöge einer besonderen Wissenschaft, einer Mischung von Geschichte, Philosophie und Gottheitslehre, untersucht er, in die ersten Zeiten des Christenthums zurückgreifend, die Fundamente der Religionen bis zu dem Punkte, wo sie sich im Allgemein-Menschlichen berühren. Unter solchen Berührungspunkten versteht er die Geburt, die Beziehung der Geschlechter in der Liebe, und den Tod. Er beleuchtet dieselben unter Heranziehung der mosaischen und frühchristlichen Glaubensurkunden mit einem verwickelten Apparate mystischer Symbolik, die ihn zu der süßen Hoffnung ermuthigt, daß mit Hülfe dieser „Schlüssel des Orients" sich die auf dem Concil versammelten Vertreter der drei Religionen verständigen könnten.

Es ist nicht nur ein allgemeiner Gedanke, welcher hierbei Herrn Saint-Yves vorschwebt; er hat vielmehr das Schema für das höchste Organ Europa's, des Organum ultimum, wie er es nennt, in seinen Umrissen ausgearbeitet. Seine Voraussetzung besteht freilich darin, daß die drei großen christlichen Bekenntnisse sich zu gemeinsamer Wirksamkeit vereinigen werden, denn vor allem legt er Werth darauf, daß die geistlichen Vertreter des Christenthums zur Wiederherstellung eines vom Glauben durchdrungenen Rechtszustandes die Anregung geben werden, und ihnen weist er denn auch in dem Organum ultimum die erste Stelle zu. In diesem Sinne fordert er dazu auf:

1. Daß die verschiedenen Kirchen sich eine gemeinsame Institution, einen „höchsten Rath" geben, eine Versammlung, welche in einer neutralisirten, geweihten Stadt Aufenthalt nimmt; 2. daß in derselben Stadt die Nationen eine hohe rechtsprechende Kammer, einen von Rechtsgelehrten ihrer Obrigkeiten zu bildenden Gerichtshof gründen; 3. daß in Verbindung mit dieser Kammer ein Rath der Staaten errichtet werde, dessen Mitglieder von der jeweiligen Diplomatie zu liefern wären; 4. daß in der „Mutterstadt" eine Muster-Universität für Auserlesene der beiden Geschlechter und der drei Culten als Quelle der Erkenntniß in den Mysterien der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens unterhalten werden möge.

Die erste dieser Einrichtungen würde durch den Mund der dorthin zu sendenden Bischöfe den allgemeinen Glauben, die zweite die nationalen Sitten, die dritte das allgemeine Gesetz der Staaten in Form der politischen Verfassung Europa's und zwar in Verbindung mit dem Glauben und den Sitten der Christenheit zu vertreten haben, während von der vierten die Weihe und Anregung für die Begabten der drei Bekenntnisse ausgehen würde.

Welche Stadt als Versammlungsort dieses höchsten Concils zu wählen wäre, ob Rom, Constantinopel oder eine andere geweihte Stätte, will Herr Saint-Yves nicht entscheiden. Auch ist es noch sein Geheimniß, wie die einzelnen Theile dieses Organum ultimum fungiren sollen, und in welchem Maße das Ganze sich Einfluß verschaffen wird. Einige seiner Bezeichnungen für die Sache, z. B. der Ausdruck „Etats-Sociaux" deuten darauf hin, daß man sich eine Art parlamentarischer Einrichtung vorzustellen hat, wobei es bis zum Erscheinen des Werkes, das der Verfasser demnächst noch herauszugeben gedenkt, zweifelhaft bleibt, ob derselbe einen ständischen Vereinigten Landtag, ein Zwei- und Drei-Kammersystem oder eine einzige große Körperschaft zu schaffen sich vorgenommen hat. Genug, aus dem Organum ultimum wird ein neues, vom Glauben der Christenheit durchdrungenes europäisches Gleichgewicht hervorgehen, und die dort zu erwartende religiöse Weihe, die geistige Durchdringung der Gebildeten wird der Schlüssel zur Lösung aller Fragen werden, welche bisher die Christen, Muhamedaner und Israeliten getrennt haben, ja die Versammlung wird den göttlichen Gedanken einer neuen allgemeinen socialen Ordnung, einer wahren Einheit und Civilisation gebären.

Was namentlich den Orient betrifft, welcher bisher für den Einfluß der europäischen Civilisation so wenig empfänglich gewesen ist, so wird er dem höchsten Concil gegenüber eine durchaus veränderte Haltung annehmen. „Wenn das europäische Gleichgewicht aufhört, für Europa eine mörderische Täuschung zu sein, wenn es eine lebendige Wirklichkeit wird, wenn der Islam eine der Verheißung des Heilands würdige Christenheit vor sich hat, wenn deren Congreß den Islam zu brüderlicher Eintracht und zur freundschaftlichen Regelung der sich auf die religiösen, socialen und politischen Verhältnisse beziehenden Fragen einladet, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Islam nicht länger zögern wird, sich der Civilisation anzuschließen und an ihren Wohlthaten theilzunehmen".

Die Schlüssel des Orients, die der Verfasser darbietet, sind, wie man hieraus ersieht, Erzeugnisse eines in unserer Zeit nur noch äußerst selten so hoch fliegenden Optimismus. Man kann es in der That mit Herrn Saint-Yves bedauern, daß die Kraft des Geistes, die der gehobenen Civilisation eigen ist, sich nicht energischer zu Gunsten friedlicher und einigender Gestaltung der öffentlichen Beziehungen geltend macht, und so wird denn auch der Wunsch des Verfassers, daß eine allgemeine Bewegung zur Erfüllung des christlichen Gesetzes versöhnender Liebe sich der Geister bemächtigen möge, bei Vielen sympathischen Empfang zu erwarten haben. Aber von der Verwirklichung sind wir jetzt weiter als je entfernt. Eine Einigung setzt die Neigung zur Unterordnung voraus, und diese Neigung steht gerade im Gegensatz zu der unserer Zeit eigenen Richtung, die Individualität, das Einzelleben, den Selbstsinn auszubilden und abzuschließen. Je mehr dieser Sinn sich in den Einzelwesen, in religiösen Genossenschaften, in nationalen Gruppen entwickelt, desto schärfer stellen die einzelnen Bildungen sich gegenüber, desto ungünstiger gestaltet sich also die Aussicht auf eine von großen Bändern umschlossene Gemeinsamkeit, wenn sie nicht durch die Macht der Interessen erzwungen wird. In unserer Zeit erscheint also die Idee des Herrn Saint-Yves als ein optimistischer Traum. Doch kann sie auch eine andere Bedeutung haben. Sie leitet hin nach Rom, und der aus ihr entstandene Vorschlag erinnert lebhaft an die päpstliche Einladung zum ökumenischen Concile

von 1870. Keinenfalls hat Herr Saint-Yves gegründete Ursache zur Beunruhigung bei seiner Frage, wie der Papst den Plan aufnehmen wird. G. H.

Italien.

Gino Capponi's kleine Schriften.*)

Wenn Jemand in einem Zeitalter der Vielschreiberei, obwohl mit großen schriftstellerischen Talenten begabt, erst nach dem achtzigsten Lebensjahre mit einem umfangreichen Werk hervortritt, und, so gewiß er auch jede Bewegung einer nach neuen politischen Gestaltungen ringenden Periode lebhaft nachempfindet und durch die Verhältnisse öfter gerade in den Mittelpunkt der Strömung versetzt wird, doch in einem langen Leben nur einige Monate der staatsmännischen Praxis widmet, wenn derselbe, viele Jahre lang fast erblindet, doch nie aufhört, alle Phasen der geistigen Entwickelung seiner Zeit mit durchzuleben, und in Privatkreisen nachdrücklich fördernd und hülfreich bleibt, ohne je Aufsehen zu erregen — so muß ein solcher Grad von Maß und Selbstbeherrschung, eine so bescheidene Schätzung der eigenen Kräfte, solch' ein geräuschloses Wirken zum Guten unsere Bewunderung um so mehr erregen, wenn wir hinzunehmen, daß dieser Mann, aus einer altberühmten Familie stammend, mehr als Andere Aufforderung und Beruf zu einer glänzenderen Rolle finden mußte und daß zugleich das Blut des Südländers in seinen Adern rollt. Freilich wird das Verständniß einer so ungewöhnlichen Erscheinung wesentlich erleichtert, wenn wir uns erinnern, daß Gino Capponi Toscaner im vollen Sinn des Worts war, und uns vergegenwärtigen, wie in keinem anderen Lande des Südens soviel maßvolles Leben in Natur und Menschen herrscht als im alten Etruskerlande.

Da, um Gino Capponi in seiner ganzen Vielseitigkeit zu würdigen, und namentlich die innere Entwickelung des Schriftstellers zu verstehen, uns bis vor Kurzem nur geringe Quellen zu Gebot standen, und wir hierfür im Wesentlichen (abgesehen von den bisher publicirten Briefen z. B. in Foscolo's und Giusti's Epistolarien) auf indirecte Mittheilungen aus zweiter Hand angewiesen waren; so müssen wir für alle weiteren Beiträge zur Kenntniß einer so bedeutenden Persönlichkeit doppelt dankbar sein, zumal wenn diese so reichhaltig sind wie die von Marco Tabarrini veranstaltete Sammlung seiner Scritti editi e inediti. Der Schriftsteller hatte sich freilich vor wenig mehr als zwei Jahren, nachdem er bis dahin nur mit Publicationen von secundärer Bedeutung hervorgetreten war, mit einem Male in vollem Glanze in seiner „Geschichte der Republik Florenz" enthüllt, welche vor Allem als historisches Kunstwerk unter den zeitgenössischen Productionen einen hervorragenden Platz einnimmt, aber auch als quellenmäßige Darstellung den besten Arbeiten über die Renaissance an die Seite gestellt zu werden verdient, wenn auch das Streben des Verfassers nicht darauf gerichtet war, viel neues und ungedrucktes Material beizubringen. Allein um ihn nach verschiedenen Richtungen hin thätig zu sehen, nicht bloß als Historiker und Politiker, sondern auch in memoirenhafter und theoretischer Darstellungsweise, müssen wir zu dieser Sammlung greifen. Sie giebt uns, obwohl bei ihrer Auswahl keine anderen Gesichtspunkte vorgewaltet haben als einerseits aus den in Zeitschriften, Gesellschaftsacten und anderswo zerstreuten Aufsätzen Capponi's die wesentlichsten auszuwählen, andererseits unter den wie es scheint sehr zahlreichen hinterlassenen Manuscripten des Verfassers die von ihm selbst ausdrücklich zur Veröffentlichung bestimmten hervorzuholen, ein umfangreiches Bild seiner vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit, in welchem nur seine Beziehungen zu den literarischen namentlich poetischen Bestrebungen seiner Zeit vermißt werden. Denn von dem bedeutenden Einfluß, den er privatim und geradezu als literarischer Mentor auf hervorragende unter seinen Zeitgenossen, wie Ugo Foscolo, Niccolini, Colletta, Giusti u. a. ausgeübt hat, finden wir hier nur in den kleinen, aber vortrefflichen Aufsätzen über die beiden zuletzt genannten einige Andeutungen. Wenn in dem einen dieser Artikel Capponi dem sonst so fein fühlenden französischen Kritiker Gustave Planche nachweist, daß er das volksthümliche Element in Giusti nicht zu würdigen verstand, so bekommen wir daraus noch keine Ahnung von der schlechthin bestimmenden Einwirkung, die der junge Dichter von dem älteren erfahrenen Mann erfuhr. Dagegen bekommen wir aus den Arbeiten über Colletta (von denen uns namentlich die Biographie, welche ursprünglich der Ausgabe der Neapolitanischen Geschichte vorausgeschickt war, durch Einfachheit und Angemessenheit der Darstellungsweise wie durch den Reichthum an Gedanken immer mustergiltig erschienen ist) wirklich einen Begriff von der langsam arbeitenden Feile geben, der der große Historiker sein Werk auch so unterwarf, daß er es durch die Hände Anderer wie Pietro Giordani's und Capponi's gehen ließ.

Bei dem Inhalt des ersten Bandes der Tabarrinischen Sammlung wollen wir, weil er nur bereits Bekanntes bringt, nicht lange verweilen. Immerhin müssen wir dem Herausgeber dafür dankbar sein, daß er uns manche werthvolle Arbeit Capponi's, die früher nur mühsam zugänglich war, zu bequemer Benutzung vorlegt. Den größten Umfang nimmt die Abhandlung über die Longobarden ein; denn auch Capponi hat sich jener Strömung nicht entziehen können, die eine Zeit lang so zu sagen epidemisch in Italien war, als nicht bloß Historiker von Fach, sondern auch Männer wie Manzoni die Longobardenfrage behandelten; ein Eifer, der übrigens in dem bereits mächtigen nationalen Drang seine Erklärung findet.

Was den Aufsatz über die italienische Sprache betrifft, so ist er unter den zahllosen über dasselbe Thema geschriebenen (bis zu dem letzten von Napoleone Caix) keiner der schlechtesten; obwohl wir die Ausführungen, welche Capponi über denselben Gegenstand in seiner Geschichte der Florentiner Republik giebt, vorziehen. Aber man kann sich der Betrachtung nicht erwehren, daß es auffällig ist, einen so oft und von so tüchtigen Köpfen behandelten Gegenstand, wie die Bildung der italienischen Schrift- und Umgangssprache, noch immer nicht zu einer befriedigenden Klarheit gebracht zu sehen; obwohl man anzunehmen geneigt ist, es handele sich in diesem Fall nur um eine vollständige Bemeisterung eines leicht und allgemein zugänglichen Materials.

Die dritte umfangreichere Abhandlung unter den Scritti editi, die Vorlesungen über den toscanischen Ackerbau, zuerst in den Atti dell'Accademia dei Georgofili erschienen, ist eine der ersten, welche vom wissenschaftlichen Standpunkt der politischen Ökonomie aus die Frage nach dem Werth des toscanischen Meiersystems, der Mezzeria, erörtert. Capponi ist wie seine meisten Landsleute bis auf Sidney Sonnino ein entschiedener Lobredner der Halbpacht, welche dem Grundeigenthümer ein sicheres, wenn auch

*) Scritti editi e inediti di Gino Capponi, per cura di Marco Tabarrini. vol. I. Scritti editi. vol. II. Scritti inediti. Firenze. Barbèra, 1877.

mäßiges Einkommen garantirt, während sie den eigentlichen Producenten, den Pächter, bei gutem Humor erhält und das Land vor agrarischen Unruhen bewahrt.

Der Aufsatz über den Aufstand in der Romagna hat seiner Zeit großes Aufsehen gemacht, und noch heutigen Tags sind die Betrachtungen, zu welchen Capponi durch jene Bewegungen über die Nothwendigkeit einer Umgestaltung des päpstlichen Regiments im Kirchenstaat veranlaßt wurde, lesenswerth.

Eine Reihe kurzer Nekrologe berühmter Zeitgenossen, wie Massimo d'Azeglio's, Matteucci's, Capei's und Bufalini's, erregt namentlich durch die Unparteilichkeit und Unbefangenheit, mit der der Verfasser den verschiedensten Charakteren und Richtungen gerecht wird, lebhaftes Interesse. Wenn man bedenkt, in welchem Grade der Regionalismus, der noch heutigen Tags in Italien fast stärker ist als in Deutschland, vor der im Jahre 1859 begonnenen Umwälzung die Gemüther verblendete, so wird man den Muth der Überzeugung ermessen, mit der Capponi z. B. an Cesare Balbo hervorhob, was Italien dem Piemontesen in ihm verdankte.

Dieselbe Unbefangenheit und Unparteilichkeit des Urtheils, die rücksichtslose Anerkennung jeder fremden auch noch so fern liegenden Eigenthümlichkeit machen einen Hauptreiz der politischen Betrachtungen aus, welche die größere Hälfte des zweiten Bandes der Scritti inediti ausfüllen. Dies ist um so höher anzuschlagen, als in politischer Beziehung Capponi selbst keineswegs ganz frei von regionalistischen Anwandlungen war und ihm vielleicht bis ans Ende ein mehr föderalistisch als centralistisch angelegtes Italien vorschwebte. Da aber sein Leben in eine Zeit fällt, deren politisches Dichten und Trachten fast ganz in Nationalitätsbestrebungen aufgeht, so bildet der Gedanke des unabhängigen Italiens den Grundton aller seiner politischen Betrachtungen, wohin sich diese speciell auch wenden mögen. Eine spätere Zeit wird an diesen Bestrebungen vielleicht nicht viel Großes finden wollen und sich darüber wundern, wie die Gedanken so vieler geistvoller Männer auf ein so simples Ziel gerichtet sein konnten. So ist aber einmal der Gang der menschlichen Entwickelung, daß wir unsere Aufmerksamkeit immer zuletzt auf dasjenige richten, was nachher am nächsten liegend scheint, und man wird nicht umhin können, das Bedürfniß, sich häuslich einzurichten, welches diesen Bestrebungen zu Grunde liegt, als für eine jede Nation berechtigtes anzuerkennen, soweit nicht höhere Interessen darüber vernachlässigt werden.

Gewiß haben Andere durch thätiges Wirken und entschiedenes Eingreifen zum Triumph der Nationalitätsideen mehr beigetragen als Capponi. Schwerlich wird man aber einen zweiten nennen können, in dessen Seele sich gleichsam jedes Moment jener Bewegung wiederspiegelt. Und daß ihm ferner auch ein nicht unbedeutender Antheil an dem Endresultat dieser Entwickelung, soweit sie Italien betrifft, zugeschrieben werden muß, das wird uns klar, sobald wir den Umfang seiner persönlichen Beziehungen und privaten Einwirkungen überschauen.

Gerade nach dieser Richtung helfen uns die Scritti inediti, ein abgerundetes Bild von Capponi's Persönlichkeit und der Art seines Wirkens sowie seiner inneren Stellung zu den Ereignissen und Parteien zu gewinnen. Und zwar kommen in erster Reihe seine Ricordi in Betracht, welche durch den „Settanta giorni di Ministero“ betitelten Aufsatz ergänzt werden; und um seine tiefere Auffassung der Dinge und manche geheime Sympathien und Antipathien kennen zu lernen, giebt die Kritik von Emilio Dandolo's Lombardischen Freiwilligen einen kostbaren Beitrag. Die letztere ist freilich nur in ihrem italienischen Gewande als Ineditum zu betrachten, denn sie war schon 1851 als Beigabe zu der englischen Übersetzung des Dandolo'schen Buches in London erschienen.

Die Ricordi werden trotz ihres geringen Umfanges durch die Bedeutsamkeit ihres Inhalts, sowie durch die Natürlichkeit, Frische und Anschaulichkeit der Darstellung immer zu den besten Erzeugnissen der Memoirenliteratur gerechnet werden. Bei der Redlichkeit und Aufrichtigkeit von Capponi's Natur ist hier freilich häufig die Art der Auffassung der Dinge und Persönlichkeiten interessanter als die Thatsachen selbst. Die Darstellung, die er uns z. B. von seiner ersten Begegnung mit dem großen Napoleon giebt, zu welchem er 1814 als Gesandter seiner Vaterstadt geschickt wurde, gleicht vielen anderen, soweit das Bild des Corsischen Imperators, welches uns hier entgegentritt, in Betracht kommt, gewinnt aber einen besonderen Reiz durch die individuelle Färbung, die ihr verliehen ist. Es kann wohl nichts originelleres geben, als die ersten Worte, die Napoleon an Capponi richtet: „Je connais votre famille; vous avez fait des révolutions“ und die Art, wie er seiner Bewunderung für Machiavelli Ausdruck verleiht: „Wie? Machiavelli hat auch Comödien gemacht? Großer Mensch! seine Decaden (sic!) sind ein wunderbares Werk.“ Aber es ergeht uns hier so wie bei jedem neuen Zug, der uns von diesem Riesengeist berichtet wird: wir vergessen seine Ungebildetheit über der Größe seiner Gesichtspunkte und seinem fernhin dringenden, intuitiven Verständniß. Von großer dramatischer Wirkung sind auch die stolzen Worte, die er hier kurz vor seinem Fall ausspricht, als Capponi des Umstands gedachte, daß Italiens Handel durch die Entdeckung des Caps der guten Hoffnung den Landweg nach Asien eingebüßt habe: „Ich gedachte diesen Handel wieder zu eröffnen, als ich in Ägypten war“. Alles wollte er in die Hand nehmen und Alles zu reformiren hielt er sich für berufen. Aber Capponi läßt ihm an einer anderen Stelle eine schneidige Charakteristik zu Theil werden, die wiederum durch die Auffassungsweise des Florentiners einen besonderen Reiz gewinnt: „Standen ihm, dem Schmied seines eigenen Mißgeschicks, wohl solche niedrigen Späße an? Man muß es aussprechen: weder Hoheit des Genies noch Gewohnheit des Herrschens bewahrten ihn vor solchen Trivialitäten; und trotz des Glanzes seiner Thaten und neben der Klugheit und (ich möchte fast sagen) Redlichkeit, welche seinem Wesen zu Grunde lag, oder welche bei ihm aus der Einfachheit seiner ersten Erziehung entsprang, gaben ihm doch, scheint mir, die Verwegenheit seiner Entwürfe, die sich ohne Unterlaß einer dem anderen folgten, und jenes schließlich verzweifelte Scherzen mit dem Glück Etwas von einem Abenteurer, was übrigens mehr die Schuld seiner Zeit als seine eigene war.“

Auch die Darstellung, welche Capponi von seinem Verhältniß zu Carlo Alberto entwirft, hat ihr Hauptinteresse in dem Licht, welches dadurch auf den Verfasser selbst zurück fällt; obwohl wir in diesem Fall durch die feine und sinnige Auffassung das räthselreiche Leben und Loos des vorletzten Königs von Sardinien wirklich besser verstehen lernen. Capponi war demselben ein warmer Freund und wohlwollender, aber nachdrücklicher Berather. Er rieth ihm z. B. nichts zu versprechen, was er nicht halten könne, sich lieber durch tüchtige Studien zu rüsten und für gute Werke vorzubereiten, damit er gegebenen Falls dem Vertrauen der Italiener entsprechen könne. Auch haben die Ermahnungen Capponi's einen tiefen Eindruck auf den König gemacht, und noch in Oporto pflegte er auszurufen: Cet excellent Capponi combien il doit souffrir de tout ce qui se passe.

Noch mancher anderen bedeutenden und interessanten Per-

sönlichkeit wird in diesen Ricordi gedacht, z. B. Guerrazzi's, für den Capponi mehr Sympathie empfand, als man bei der Verschiedenheit ihrer Naturen erwarten sollte, und in welchem er in späteren Jahren einen zweiten Menschen entdeckte, verschieden von demjenigen, den Guerrazzi in seinen jungen Jahren zur Schau zu tragen sich bemühte.

Auch Cesare Balbo, Massimo d'Azeglio, Colletta spielen eine Rolle in diesen Ricordi, die bis zum Jahre 1799 zurückreichen. Selbst persönliche Beziehungen zu Mazzini, von dessen Anschauungen und Bestrebungen eine tiefe Kluft Capponi scheiden mußte, ein Punkt, auf den wir noch zurückkommen werden. Seiner Verehrung für Cesare Balbo und seiner Hochachtung für die Piemontesen überhaupt, gegen deren Fehler er sonst nicht blind ist, giebt er auch hier Ausdruck. Er meint, „aus jenen Alpenbewohnern schöpfe man mehr als aus den Söhnen der Apenninen". Und in der Schrift über sein siebenzigtägiges Ministerium lesen wir, daß er zu einer Zeit, als die Eifersucht anderer Provinzen jede Gebietsausdehnung Piemonts zu hindern suchte, im Gegentheil betonte, daß jeder Machtzuwachs des nördlichen Staats im allgemeinen Interesse Italiens liege.

(Schluß folgt.)

Skandinavische Länder.

Poesie und literarische Kritik im Jahre 1877.

In der Literatur des skandinavischen Nordens ist in diesem Augenblicke **Norwegen** die Hauptmacht. Norwegens zwei bedeutende Dichter haben sich einen europäischen Namen erworben und damit überhaupt ein größeres Interesse für ihr Vaterland geweckt. Beide sind in dem eben vergangenen Jahre mit neuen Werken aufgetreten, Björnstjerne Björnson mit einem politisch-phantastischen Drama „Der König" und einer Novelle „Magnhild", Henrik Ibsen mit einem scharf satirischen Lustspiele „Die Stützen der Gesellschaft."

Björnsons „Der König" möchte die genialste, aber zu gleicher Zeit die dem Fremden am schwersten zugängliche dieser Productionen sein. Die Form ist unvollkommen durchgearbeitet; neben Scenen von der größten Schönheit und dem lebhaftesten Humor giebt es hier lyrische Zwischenspiele, die ebenso nebelhaft wie großartig angelegt sind. Der Dichter, der sich als einer der Hauptführer der Linken an Norwegens innerer Politik eifrig betheiligt, hat entschieden republikanische Sympathien; man glaube aber nicht, daß sein „König" etwa ein norwegisches Seitenstück sei zu Victor Hugo's „Le roi s'amuse." In seinem Stücke ist das constitutionelle Königthum dem Könige selbst nachtheiliger als seinem Volke. Der König, dessen Charakterzüge ab und zu an die Eigenschaften des kürzlich verstorbenen Karl XV. erinnern, rafft sich aus Jugendausschweifungen empor, geht mit redlichem und edlem Willen an das Werk sein Volk zu beglücken, scheitert aber an all dem Scheinwesen, das ihn umgiebt und bestrickt. — Die Novelle „Magnhild" von demselben Dichter ist eine viel bescheidenere Production; sie hat wohl echt dichterische Partien, der mangelhafte und unsichere Plan läßt sie aber nicht zu ihrem vollen Rechte gelangen. Björnson hat augenblicklich in seiner Heimat einen schweren Stand. „Der König" hat die conservative Partei gegen ihn aufs äußerste aufgebracht, und eine Rede, die er in einer Volksversammlung gegen den Glauben an die Ewigkeit der Höllenstrafen und die Persönlichkeit des Teufels hielt, hat in dem strenggläubigen Lande viel böses Blut gemacht. Auch nur der leise rationalistische Anflug bei dem populären und sonst religiösen Dichter ist dem von den Pfaffen bearbeiteten Volke nicht geheuer.

Henrik Ibsen hatte vor acht Jahren mit seinem Lustspiele „Der Bund der Jugend" dem modernen Drama in Norwegen eine Bahn gebrochen. Er ist so zu sagen ein nordischer Gogol. Immer bitter, immer die Geißel schwingend, faßt er zuerst die Schattenseiten der Zustände und der geistigen Bewegungen ins Auge. In jenem Drama wollte er den phrasenhaften Liberalismus treffen und züchtigen. Das neue Lustspiel, das er von seinem selbstgewählten Exile, München, heimgeschickt hat, ist zu einem Seitenstück des vorigen bestimmt, und geht darauf aus, die Gebrechen der conservativen Gesellschaft aufzudecken. Darum der höhnisch-beißende Titel: Die Stützen der Gesellschaft. Das Drama hat auf den Bühnen Stockholms und Kopenhagens einen entschiedenen und vollen theatralischen Erfolg gehabt. Es ein energisch, mit düsteren Farben gemaltes Bild von der Heuchelei und dem traurigen moralischen Pharisäismus, wodurch die ganze höhere norwegische Gesellschaft zerfressen ist. Laster und Verbrechen jeglicher Art, Dummheit und Faulheit finden in diesem Drama unter dem Mantel der Selbstvergötterung der kleinen Nation dem „verderbten" Europa gegenüber eine sichere Zuflucht. Leider ist die große Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hat, ziemlich kleinlich gefaßt und gelöst. Das Stück hat wie Björnsons „Falliſſement" einen gewissen Iffländisch-wehmütigen Zug. Die Lösung ist in so fern für den Patriotismus der Norweger wenig befriedigend, als das beste und frischeste Menschenpaar des Lustspiels das Land verläßt, um in Amerika mehr „natürliche" und weniger „moralische" Zustände aufzusuchen.

In **Dänemark** hat sich nach dem lange verspäteten Ablauf der romantischen Periode ungefähr mit dem Jahre 1871 eine neue Richtung der Literatur gebildet, die während der letzten Jahre in der von G. und E. Brandes herausgegebenen Zeitschrift „Det 19de Jarhundrede" ihren Mittelpunkt hatte. Von den jüngeren Talenten, die sich dieser in Dänemark so genannten naturalistischen Schule anschließen, haben im vorigen Jahre besonders zwei großes Aufsehen erweckt. Der erste J. P. Jacobsen ist mit einem Roman aus dem siebzehnten Jahrhundert „Frau Marie Grubbe" hervorgetreten, der durch die Kunst der Sprache und die strenge Durchführung des Stils alle früheren Versuche dieser Art im Norden übertrifft. Der Erfolg war durchschlagend. Marie Grubbe ist eine in Dänemarks Annalen oft genannte, schöne und glänzende Dame, die im Jahre 1660 mit dem Halbbruder des Königs vermählt wurde, und die, von ihm ohne eigene Schuld gerichtlich getrennt, zuletzt gesellschaftlich so tief sank, daß sie in einer dritten Ehe mit einem wegen Todtschlags bestraften Fährmann ihr Glück ersah. Als Holberg sie in dieser Lage fand, trug sie mit Ruhe die Härte und die Schläge ihres Mannes und theilte mit ihm seine Arbeit. Der Verfasser dieser dänischen „Madame Bovary" ist als hervorragender Botaniker bekannt und hat sich in Dänemark als Übersetzer Darwins und bisheriger fast einziger Vertreter der Darwin'schen Ideen Verdienste erworben. Als Dichter hat er die Art von Vorzügen, die Scheffel's „Ekkehard" auszeichnen.

Holger Drachmann, der andere auftauchende junge Dichter, ist zur Zeit ohne allen Zweifel der erste und originellste Lyriker Dänemarks, und steht außerdem als Novelist sehr hoch. Er hat im Jahre 1877 eine ganze Reihe von Büchern herausgegeben: die vorzügliche Novellensammlung „Junges Blut", den schwachen Roman

„Tannhäuser", der jedoch nur als ein Band um ein Bouquet der schönsten Lieder zu betrachten ist, die Reiseschilderung „Düppel und Alsen", patriotische Ergüsse, von welchen eben jetzt in Kopenhagen jede neue Auflage sofort vergriffen ist, und endlich die Gedichtsammlung „Lieder am Meere", die große Aufmerksamkeit verdient. Drachmann hat sich nicht nur als Schriftsteller, sondern zur gleichen Zeit als Marinemaler einen Namen gewonnen. In der Vaterlandsliebe der Dänen ist die Liebe zum Meere immer ein Hauptmoment gewesen, und die Verherrlichung des Meeres klingt durch ihre ganze Poesie wie durch diejenige Englands. D. versteht es wie kein früherer dänischer Poet Bilder von See und Strand zu geben und die Sprache der Wellen durch seine Verse klingen zu lassen. Schade, daß ein Hang zur Selbstbespiegelung diese hübschen Lieder entstellt.

Von dem kritischen Führer der jüngeren Schriftsteller, Georg Brandes, sind im Jahre 1877 erschienen: „Sören Kieskegaard, eine kritische Darstellung", ein Versuch den schwierigsten Denker Dänemarks zu schildern und zu würdigen. Kieskegaard ist vielleicht die interessanteste Persönlichkeit des Nordens in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Jener Sokrates, der in den Straßen Kopenhagens von allen gekannt und mit allen anbindend umherwanderte, jener Byron'sche Dichter, „der das Tagebuch des Verführers" und „das Symposion" schrieb, jener an Pascal erinnernde religiöse Asket, der mitten unter der rücksichtslosesten Agitation gegen die Staatskirche weggerafft wurde und seitdem als Märtyrer und Heiliger von einer großen Anhängerzahl verehrt wird, hat in Brandes zum ersten Male einen von orthodoxen Voraussetzungen freien Darsteller gefunden. Als Curiosum mag erwähnt werden, daß als Brandes die Vorlesungen, die diesem Buche zu Grunde liegen, in der Wissenschaftsakademie zu Stockholm gehalten hatte und sie in Christiania wiederholen wollte, ihm der Eintritt in die Christiania'sche Universität verboten wurde, weil er in Verdacht stand sich nicht mit der gehörigen Bibelgläubigkeit über die Legende von Isaaks Opferung aussprechen zu wollen. So starr und mittelalterlich ist noch heutzutage in Norwegens Hauptstadt die Universitätsorthodoxie. Außerdem ist von B. im Jahre 1877 erschienen „Dänische Dichter", Charakteristiken der in den Jahren 1872—1876 verstorbenen älteren Dichter Carsten Hauch, Ludvig Bödtcher, Christian Winther und Frederik Paludan-Müller, und eine völlig umgearbeitete Ausgabe seines Werkes „Die Emigrantenliteratur." Vor Kurzem erschien unter seiner Mitwirkung die erste große Gesammtausgabe der Gedichte des 1856 verstorbenen Emil Aarestrup, welcher zu Öhlenschläger ungefähr in demselben Verhältnisse stand, wie in Frankreich gleichzeitig Théophile Gautier zu Victor Hugo. Dieser talentvolle Poet wurde zu seiner Lebzeit so völlig übersehen und mißkannt, daß er nur ein Mal (1837) eine Gedichtsammlung veröffentlichte, von der in den ersten drei Monaten nur circa vierzig Exemplare verkauft wurden. Die damalige speculativ-philosophische Richtung der dänischen Poesie ließ den kühnen und farbenreichen Sensualisten nicht aufkommen. Jetzt erst da die Gesammtausgabe seiner Werke von dem verdienstvollen alten Kenner F. L. Liebenberg geordnet und von Brandes mit Biographie und Charakteristik des Dichters versehen worden ist, wird Aarestrup's Namen mit einstimmigem Ruhm genannt.

Was endlich die Poesie **Schwedens** betrifft, so hat sie im Laufe des Jahres durch den Tod des großen finnischen Dichters Runeberg den schwersten Verlust erlitten. Der Dichter von „Kung Fjalar" und „Fänrik Ståls" hatte aber jedenfalls sein Leben voll und ganz zu Ende gelebt. Die zwei originellsten unter den lebenden Dichtern Schwedens haben im vorigen Jahre den officiellen Stempel der Anerkennung gewonnen, indem sie beide als Mitglieder in die schwedische Akademie aufgenommen wurden. Schweden besitzt nämlich wie Frankreich und zu noch geringerer Förderung seiner Literatur eine nach französischem Vorbilde von Gustav III. gestiftete Akademie. Dem feurig-liebenswürdigen erotischen Dichter Graf Snoilsky, der einen Posten im auswärtigen Amte bekleidet, sind gewiß nicht viele Hindernisse in den Weg gelegt werden. Dem einst so frischen, in letzterer Zeit etwas müden und blasirten Sänger war schon durch seine gesellschaftliche Stellung ein Fauteuil gesichert. Ein komischer Zufall wollte, daß gerade er an die Reihe kam, seinem verstorbenen Bischof (Paul Genberg) als seinem Vorgänger die Lobrede zu halten. Diese sehr feierlich und akademisch gehaltene Eloge ist eben erschienen. — Der ältere und bei weitem wirksamere Schriftsteller Victor Rydberg hatte als rationalistischer Bibelkritiker etwas länger vor den Thüren der Akademie zu warten. Es ist buchstäblich die öffentliche Meinung, die ihm diese Thüren geöffnet hat. Bei jeder Neuwahl der Akademie hatte seit Jahren die ganze schwedische Presse immer wieder aufs neue gefragt: „Und Victor Rydberg?" Man war fast gezwungen diese Frage endlich bejahend zu beantworten. Als Dichter des Romans „Der letzte Athener" ist R. auch in Deutschland bekannt. Sein eben erschienenes Prachtwerk „Römische Tage" erinnert in seiner Hauptpartie an Ampère's oder Beulé's Charakterköpfe römischer Kaiser; der Stil ist in hohem Grade rein und elegant. Die beiden genannten schwedischen Dichter haben sich endlich als Übersetzer Goethes versucht. Snoilsky hat eine feine und zarte, doch bisweilen nicht völlig gelungene Übersetzung von Goethes Balladen gegeben. Von Rydberg erschien eine mit Recht sehr anerkannte Übersetzung des ersten Theiles des Faust.

Niederlande.

Limburg-Brouwer's Akbar.

Mit Dr. P. A. S. van Limburg-Brouwer starb am 13. Februar 1873 nicht nur einer der verdienstvollsten holländischen Gelehrten, sondern zugleich eine vielseitige reichbegabte Natur. Ursprünglich Advokat, verlegte er sich später auf das Studium der orientalischen Sprachen und brachte es in kurzer Zeit zu einem angesehenen Namen unter seinen Fachgenossen; er war erst vierundvierzig Jahre alt, als er starb. Zuweilen liebte er es, von der streng gelehrten Form sich zu entfernen, und die Resultate seiner ernsten Forschungen unter einem mehr ansprechenden Gewande beim großen Publikum in Umlauf zu setzen.

Das letzte und zugleich bedeutendste Werk dieser Art war ein romanhaftes Zeitgemälde aus dem 16. Jahrhundert, welches van Limburg-Brouwer unter dem Titel „Akbar" im Jahre 1872 in Haag veröffentlichte.

Durch die Bemühungen der als Übersetzerin niederländischer Literaturprodukte sowie als selbständige Schriftstellerin längst vortheilhaft bekannten Frau Lina Schneider in Cöln a. Rh. liegt uns nun eine deutsche Ausgabe*) dieses in vielen Beziehungen

*) Akbar. Ein indischer Roman. Deutsche autorisirte Ausgabe aus dem Niederländischen des Dr. v. Limburg-Brouwer, von Lina Schneider. Leipzig, 1877. Heinrich Killinger.

merkwürdigen Buches vor. Gleichwie in der „Egyptischen Königstochter" von Georg Ebers vermählen sich auch in diesem kulturhistorischen Roman „Wahrheit und Dichtung"; um die Gestalt des Helden gruppiren sich nämlich theils geschichtliche, theils frei erfundene Personen, welch' letztere jedoch so vollständig im Geiste der Zeit gezeichnet sind, daß anstatt die Wahrheit zu beeinträchtigen, sie vielmehr zur genaueren Charakteristik des Zeitalters beitragen. Die romantischen Hauptpersonen, um welche sich eigentlich das Gewebe der Erzählung schlingt, sind ein junger Edelmann aus Kaschmir, Siddha-Rana, der Sohn eines dortigen Ministers, und Iravati, die Tochter des Gouverneurs von Allahabad, dessen Verlobte. Diese letztere ist eine den indischen Dramen und Legenden getreulich nachgezeichnete, echt indische Frauengestalt, wie überhaupt das Verhältniß zwischen Siddha-Rana und Iravati in mancher Beziehung an das wohlbekannte zwischen Nal und Damajanti erinnert. Prächtig dargestellt sind auch die historischen Figuren des gelehrten Abul-Fazl, Akbars ersten Ministers und Freundes, dann des islamitischen Zeloten Abdul-Kadir-Badáoni, und des Pater Rodolfo Aquaviva, Oberhaupts der damaligen Jesuitenmission in Goa.

Die glänzendste Gestalt des ganzen Buches bleibt aber unstreitig Kaiser Akbar selber, der große Beherrscher von Hindostan. „Kaiser Akbar", sagt die Übersetzerin in ihrer kurzen Einleitung, „ist der Bekenner jener stolzen, zweifelsvollen Wahrheiten, die eben darum so großen Eindruck auf unparteiische Herzen auch heute noch ausüben, weil jene alten Denker sich des Zweifels nicht schämten, ihre eigene Weisheit durchaus nicht als absolute Erkenntniß hinstellten. Es ist der Geist unserer Zeit, der aus dem Buche spricht; die in Akbar ausgesprochenen Wahrheiten sind nichts Wesenloses; alle haben Lebenskraft, ewiges Recht und Giltigkeit, mag man mit ihnen übereinstimmen oder sie von seinem eigenen Standpunkte aus verurtheilen."

Das ist es denn auch, was dem Werke seine besondere Bedeutung verleiht, und gerade in unserer Zeit der kirchlichen Wirren dürften die ewigen Wahrheiten, welche Limburg-Brouwer's Roman zum Ausdrucke bringt, zumal in allen deutschen Herzen lauten Wiederhall finden. Dabei hüte man sich aber andererseits wohl, zu glauben, daß der Verfasser seine Dichtung irgend einer Tendenz dienstbar gemacht habe. Vielmehr muß es als besonderer Vorzug seines Buches gerühmt werden, daß alle Personen desselben völlig unparteiisch behandelt sind: der Eiferer Badáoni, der Jesuit Aquaviva flößen uns noch Achtung ein, wenn ihre Wege auch nicht die unserigen sind; denn sie handeln aus Überzeugung und halten diese für die rechte. Wenn sie gleichwohl dem größeren Geiste Akbar's unterliegen, geschieht es bloß, weil dieser nicht bloß zeitlich giltige, sondern ewig herrschende Wahrheiten zum Kampf mit dem Vergänglichen stellt.

Fürwahr ein Fürst, dessen große Seele wollte, daß ein jeder seiner Unterthanen die Freiheit haben solle, sich seine Religion selber zu wählen, — der also vor nun dreihundert Jahren und noch dazu im fernen asiatischen Osten mit ernstem Willen anstrebte, was bei uns erst am Ausgang des vorigen Jahrhunderts ein hocherleuchteter Herrscher mit dem denkwürdigen Ausspruch verkündete: „in seinen Landen möge ein Jeder auf seine Façon selig werden" — ein solcher Fürst, meinen wir, ist schon an sich eine bedeutungsvolle Erscheinung, welche, während sie einerseits zu ernstlicherem Nachdenken anzuregen geeignet ist, andererseits wohl würdig war, von einem edeldenkenden, tiefsittlichen Manne, wie Limburg-Brouwer, als Mittelpunkt eines philosophisch-romantischen Gemäldes festgehalten zu werden.

Ferd. v. Hellwald.

Kleine Rundschau.

— **Im Lande der Antike.** Unter dem Titel „Streifzüge durch die Küsten und Inseln des Archipels und des Jonischen Meeres"*) veröffentlicht Julius Faucher eine Reihe von Reiseskizzen, Federzeichnungen, unter dem unmittelbaren Eindruck des Gesehenen an Ort und Stelle aufgezeichnet und nachher nur einer Art Schlußredaction unterworfen, die aber, was den Werth des gebotenen Materials, die Lebendigkeit der Anschauung und gesundes, selbständiges Urtheil anbelangt, viele langathmige und gründlich gelehrte Abhandlungen übertreffen. Man muß wirklich erstaunen, mit welcher gediegenen Kenntniß der Verfasser beobachtet hat, und wenn er auch oft Altes und Bekanntes in den Kreis der Betrachtung hineinzieht, so sind doch nicht selten die Gesichtspunkte, unter denen er es darstellt, neu und überraschend. Seine Reise erstreckte sich durch den ganzen Stiefel Italiens, über die Inseln des ägäischen Meeres und die Küsten des classischen Joniens, zurück über Athen, Argos, Mykenä, Korinth wieder nach Italien, endlich über die Städte Großgriechenlands bis nach Sicilien, wo sie, dem Berichte nach, in Syrakus ihren Abschluß fand. Sie umfaßte, soweit die Reisebriefe gehen, — denn in dieser zwanglosen Form ist der Bericht abgefaßt, — ungefähr einen Zeitraum von fünf Monaten, nämlich von Mitte September 1876 bis Mitte Februar 1877. Das eigentliche Reiseziel sind die Inseln des Archipels, die Küsten der Levante und die Städte Neugriechenlands. In Italien interessirt den Reisenden auf dem Heimwege hauptsächlich Ravenna, das von der gewöhnlichen Touristenstraße ziemlich weit abliegt; wir müssen ihm dankbar sein für die mannigfachen Mittheilungen, die er uns sowohl über die geschichtlichen als über die Kunstalterthümer dieses merkwürdigen und lange vernachlässigten Ortes macht. Wer sich mit dem Studium der Völkerwanderung und des untergehenden Kaiserreichs beschäftigt, wird daraus manche nutzbringende Bemerkung entnehmen. In der Levante ist es hauptsächlich Smyrna und seine Umgebung, wovon uns der Verfasser ein ebenso anschauliches als an sagengeschichtlich interessanten Einzelheiten reiches Bild entwirft. Farbenreicher noch, weil der Gegenwart näher, sind seine Schilderungen von Hermupolis auf Syra und von Athen, während seine Streifzüge im korinthischen und argivischen Lande wieder eine Menge kunstgeschichtlich interessanter Beobachtungen enthalten, die allerdings weniger durch ihre Neuheit, als durch die Art, wie sie gemacht und wiedergegeben sind, anziehend wirken. Hierbei aber muß man in Betracht ziehen, daß zu jener Zeit, wo unser Reisender die Levante und Griechenland besuchte, bereits die orientalischen Wirren begonnen hatten und ihre Schlagschatten in jene Gegenden warfen, woraus ihm bisweilen nicht geringe Hindernisse erwuchsen. Auf der Rückreise besuchte er in Italien und Sicilien hauptsächlich Taranto, Reggio, Messina, Taormina und Syrakus, während von dem Besuche des westlichen Theiles der Insel die gegenwärtig noch immer dort herrschende Unsicherheit abschreckte. Besonders anziehend und werthvoll durch seine Beobachtung und malerische Schilderung ist sein Besuch der Ruinen des alten Syrakusae, wobei er uns ebenso für den Syrakuser Wein, als für die grausigen Latomien, für Archimedes und Verres zu interessiren weiß. Das Beste aber an dem ganzen Werkchen ist seine anspruchslose, ungezwungene, unter dem Eindruck des Augenblicks stehende und darum desto anschaulichere Schreibart.

Schm.

*) Berlin, 1878. F. A. Herbig.

— **Comte de Gobineau, la Renaissance.***) Graf Gobineau, ein französischer Diplomat, der sich bereits durch mehrere geschichtliche und ethnographische Schriften einen literarischen Namen erworben, hat den glücklichen Gedanken gehabt, das Zeitalter der Renaissance durch eine Reihenfolge von dramatischen Bildern, die er historische Scenen nennt, zu veranschaulichen. Diese Scenen, die sämmtlich Italien als Wiege und Haupt jener mächtigen Kulturbewegung zum Schauplatz haben, gruppiren sich um fünf Gestalten, welche aus der Fülle der Zeitgenossen und auf dem Hintergrunde mannigfaltigster Lebensbilder als Repräsentanten ihrer Epoche hervortreten: Savonarola, Cesare Borgia, Julius II., Leo X., und Michelangelo. Indem Graf Gobineau diese Gestalten im Kern ihres Wesens richtig erfaßt und nicht ohne dramatisches Geschick in großen Zügen die Summe ihres Daseins zieht, gelingt es ihm, die Hauptfactoren jener geistsprühenden und schaffensfreudigen aber zu schnellem Ermatten und langem Erkalten bestimmten Zeit festzuhalten und vorzuführen. Wie auf dem herrlichen Carton von Andrea Mantegna die Blüte der römischen Weltherrschaft zu einem grandiosen Triumphzuge zusammengefaßt ist, so zieht in den dramatischen Bildern des Grafen Gobineau das Kulturbacchanal der Renaissance an uns vorüber, brausend und schäumend in der Fülle sinnberückender Freuden und herzerschütternder Leiden, ein Strom von Geist, Leben, Schaffen, Tugenden und Lastern, Erfolgen und Niederlagen, bald jauchzend in toller Lust, bald sich kasteiend und mit Klagetönen der Buße und der Zerknirschung. Michelangelo, der als Jüngling seine Feuerseele an den Feuerworten des Priors von San Marco genährt, der als Mann auf der Höhe titanischen Schaffens dem gewaltigen Kirchenfürsten, für dessen Grabmal er die Riesengestalt des Moses gebildet hat, ebenbürtig gegenüber gestanden, der alle Phasen der Renaissance selbstthätig durchlebt hat, steht am Schlusse seines langen Lebens in vereinsamter Größe am Grabe der politischen, der geistigen und der künstlerischen Bestrebungen, aus deren Zusammenwirken sich die Blüte der italienischen Kultur entwickelt hatte. — Daß ein Buch, welches seinem ganzen Plane nach den Stoff mit künstlerischer Freiheit zu behandeln bestimmt ist, keinen Anspruch auf absolute geschichtliche Treue erheben will, ist selbstverständlich. Dennoch wird es Vielen, denen die Quellen für eingehende historische Studien nicht zugänglich sind, das Wesen der Renaissance klarer und gegenständlicher veranschaulichen als manch citatenreiches Opus aus gelehrter Feder. Wir freuen uns deshalb, das Werk des Grafen Gobineau, das sich überdies durch die Eleganz der Sprache und der Darstellung auszeichnet, auch deutschen Lesern empfehlen zu können. F.

— **Belgischer Liberalismus.** „Der Liberalismus“ lautet der Titel einer sehr belangreichen Broschüre von A. Cornette**) von welcher einige Zeit hindurch die belgische Presse voll war. Das Büchlein bildet die erste Nummer einer Reihe von Veröffentlichungen, welche fortab über Zeit- und Streitfragen der Gegenwart erscheinen sollen. Es hat auch in der holländischen Presse ein begreifliches Aufsehen erregt. A. Cornette hat schon seit einigen Jahren mit vielem Talent sociale Fragen behandelt und erweist durch diesen seinen neuesten Beitrag der freisinnigen nationalen Partei einen wesentlichen Dienst. Mit gründlicher Sachkenntniß und einer tiefgehenden Erfahrung bespricht er die vornehmsten Gebrechen der liberalen Partei, wie sie gegenwärtig in Belgien besteht, — legt ohne Schonung den Finger auf die klaffende Wunde der gesellschaftlichen Zustände und weiß zugleich den richtigen Weg anzudeuten, um die absterbende liberale Partei aus den Klauen des Klerikalismus zu erlösen. Lauheit und Flauheit ist die Ursache, daß die liberale Festung allmälig unterminirt worden ist; wurde doch seit einem halben Jahrhundert nichts dafür gethan, um die Festungswerke zu verstärken und auf der Höhe der gegenwärtigen Zeit zu erhalten. Dadurch ist der klerikale Angriff so gefährlich geworden. Man ließ Bresche auf Bresche schießen, ohne die Gefahr einer unvermeidlichen Übergabe zu sehen, ja ohne den eigentlichen Feind und Angreifer zu kennen. An Lobreden auf die papiernen Freiheiten des Verfassungsgesetzes, an Verherrlichungen des belgischen Parlamentarismus hat es nicht gefehlt; aber man vergaß darüber viel nothwendigere Verrichtungen. Man that nichts oder zu wenig gegen die Verarmung der vlamischen Provinzen, man bekümmerte sich nicht um die Hebung der Gewerbe und des Landbaues, man ließ die öffentlichen Handelswege, Kanäle und Häfen verfallen. Dadurch aber kam der vlamische Landmann und Kleingewerbtreibende immer mehr herunter und sank schließlich dem Klerikalismus in die Arme, der seinen berechtigten Forderungen und Wünschen schmeichelte, um ihn als Mittel zu seinen eigensüchtigen Absichten zu benutzen. Wie sehr die vlamischen Provinzen in den letzten vierzig bis fünfzig Jahren hinter den wallonischen zurückgesetzt worden und daher auch zurückgegangen sind, das beweisen folgende Zahlen. Von Ende 1830 bis ebendahin 1876 hat sich die Bevölkerung in Ost- und West-Flandern nur um 210,774, dagegen in demselben Zeitraum in Hennegau und Lüttich zusammen um 608,490 Seelen vermehrt. Von den 1636 Kilometer Staatsbahnen kommen zwei Drittel auf die wallonischen Provinzen, dagegen liegen von den 1734 Kilometer Privatbahnen sieben Neuntel in Flandern; man sieht daraus, wohin sich hauptsächlich die Fürsorge der Regierung gerichtet hat. Im Jahre 1830 besaß Ostende 36 Seeschiffe und über 207 Fischerschaluppen; gegenwärtig ist die Zahl der ersteren auf 4 oder 5, die der letzteren auf 145 gesunken, d. h. Schiffahrt und Fischerei liegen darnieder. Zahlen beweisen, und Beispiele dieser Art könnte man noch viele anführen. Große Freiheiten wurden im Jahre 1830 in dem Verfassungs-Gesetze bestimmt, die Liberalen holten die Kastanien aus dem parlamentarischen Feuer und die Klerikalen aßen sie ihnen vor der Nase auf. Sie allein waren unausgesetzt bei der Arbeit, sie ernteten in ihre Kammern die Früchte der neugewonnenen Freiheit und beuteten das Staatsgrundgesetz einseitig zu ihrem Nutzen aus. Der Verfasser giebt über alles dies eine durchschlagende Aufklärung zur Aufrüttelung der schläfrigen Liberalen und zieht zugleich als ein wohlgewappneter Streiter zu Felde gegen die Vorurtheilsvollen und Zweifler, die sich vor ihrem eigenen Schatten fürchten. Wir können ihm und insonderheit dem belgisch-nationalen Liberalismus zu dieser seiner Veröffentlichung Glück wünschen, zumal da dieselbe mithilft, eine Lücke auszufüllen, die sich nur allzusehr den fortschrittlich gesinnten Vlaminganten bemerkbar macht, nämlich, daß so wenige Veröffentlichungen in vlamischer Sprache über die politischen Fragen der Gegenwart ans Licht treten.

(Nach De Zweep.) Schm.

*) Paris, 1877, Plon & Cie.

**) Antwerpen, 1877. Mees en Cie.

Mancherlei.

Chinesische Literatur im Britischen Museum. Prof. Robert Kennaway Douglas von British Museum und King's College, London, hat soeben, auf Anordnung der Trustees in einem hübschen vorzüglichen Quartband von 344 Seiten einen Catalogue of Chinese Printed Books, Manuscripts and Drawings in the Library of the British Museum herausgegeben, welche gegenwärtig aus mehr als 20,000 Bänden bestehen. Die Bücher sind alphabetisch geordnet nach den Namen der Verfasser, und bei anonymer Herausgabe nach dem Namen einer Person oder eines Landes, der etwa im Titel vorkommt, und wo dies nicht der Fall ist, nach dem Gegenstand oder dem wichtigsten Wort im Titel. Der Katalog ist mit chinesischen Lettern gedruckt nebst englischer Übersetzung. (Tr. Record.)

Chinesische Zeitungen. Die gegenwärtig vorhandenen chinesischen Zeitungen lassen sich an den Fingern herzählen, obgleich englische Journalisten mehrere herausgeben, die mit beweglichen Metallplatten gedruckt werden. Außer der Peking Gazette giebt es The Daily Press, die seit etwa achtzehn Jahren in Hong-Kong erscheint, das älteste dieser Blätter. Ihr folgte The North China Herold in Shanghai, der eine englische Übersetzung der Pekinger Zeitung bringt. The Shunpoo, nicht gerade das sauberste und moralischste Wochenblatt, hat starken Absatz. Das neueste Unternehmen ist der Tempao, eine Wochenschrift von besserem Charakter, die seit Kurzem in Shanghai erscheint, und deren chinesische Spalten mit einer englischen Übersetzung versehen sind, damit sie auch bei Ausländern Absatz findet. (Tr. Record.)

Sprache der indischen Bergstämme. Oberst G. B. Mainwaring vom Bengalischen Stabe hat soeben „A. Grammar of the Rong (Lepcha) Language, as it exists in the Dorjeling and Sikim Hills" herausgegeben. Das Land der Lepchas wird im Norden von Tibet, im Westen von Negal und im Osten von Butan begrenzt. Von der Butansprache existirt nur das alte werthvolle Handbuch Dictionary and Grammar by Schroeter, Marshman and Corey, dessen Exemplare jetzt sehr selten sind. — In Bezug auf die östlicheren Sprachen giebt es Progressive Colloquial Exercises in the Luchai Dialect of the „Dzo" or Kuki Language (Chittagong Hills), by Capt. Th. H. Lewin; An Introduction to the Khasia Language, by W. Pryse; und ein Dictionary of the Assamese Language, by M. Bronson, das 1867 in Sibsagor erschienen ist. (Trübner's Record.)

Ein Pehlewiwörterbuch. Die Gelehrten, welche sich mit Pehlevi beschäftigen, werden sich über die Nachricht freuen, daß der erste Band des lang erwarteten Pahlavi, Gujurâti and English Dictionary, by Jamaspji Dastur Minocheherji Jamasp Asana jetzt erschienen ist. Das Werk war von dem Vater des Verfassers geplant und begonnen, der als Hoherpriester der Parsigemeine in Bombay in einer besonders begünstigten Lage war, die es ihm erleichterte, die Reste der alten Sprache zu sammeln und an's Licht zu ziehen. Auf Anregung des wohlbekannten Orientalisten, Herrn K. R. Rama, ist eine Guzerati und eine englische Übersetzung der Pehlewiwörter hinzugefügt worden, um die Brauchbarkeit des Buches zu erhöhen, dem auch die Mitwirkung der Doctoren E. W. West und F. C. Andreas zu Theil geworden. Das Werk soll in fünf Bänden vollendet sein, die schnell auf einander folgen werden. (Trübner's Record.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Burnett, C. H.: The ear; anatomy, physiology etc. London, Churchill. 18 s.

Challoner, Bp.: Martyrs to the Catholic faith. vol. I. London, Simpkin. 31 s. 6 d.

Christiani, R. S.: On perfumery. London, Low. 25 s.

Hertstet's Commercial treaties. vol. 13. London, Butterworths. 42 s.

Hunt, W.: Talks about Art. London, Macmillan. 3 s. 6 d.

Prentiss, E; Three magic wands. London, Warne. 1 s. 6 d.

Seton, G.: St. Kilda: Past and present. London, Blackwood. 15 s.

II. Französisch.

Assollant, Alfred: Le plus hardi des gueux. Paris, Dentu. 3 fr.

Caverot: Histoire de la persécution religieuse à Genève. Paris, Lecoffre. 3 fr.

Chandeneux, Claire de: Une fille laide. Paris, Plon. 3½ fr.

Chantelauze, R.: Le Cardinal de Retz et l'affaire du Chapeau. 2 vols. Paris, Didier. 16 fr.

Coquerel fils, Ath.: La Galilée. Paris, Sandoz & F. 2 fr.

Curci: Le dissentiment moderne entre l'église et l'Italie. Traduit de l'Italien. Paris, Amyot. 7 fr. 50.

Drujon, Fernand: Catalogue des ouvrages, écrits et dessins poursuivis depuis le 21 Octobre 1814 jusqu'au 31 Juillet 1877. Paris, Rouveyre. Livr. 1. 2 fr. (Complet in 5 Lieferungen.)

Dubarry, Armand: La Belle-soeur d'un pape. Paris, Sagnier. 3 fr.

Féval, Paul: Pierre Blot (Etapes d'une conversion, vol. 2). Paris, Palmé. 3 fr.

Gay, Henri: Observations sur les instincts de l'homme et l'intelligence des animaux. Paris, Sandoz. 5 fr.

Histoire de Ste Geneviève et de son culte par un Serviteur de Marie. Paris, Plon. 7 fr.

Lenthéric, Charles: La Grèce et l'Orient en Province. Orné de 7 cartes. Paris, Plon. 5 fr.

Lorain, P.: De la température du corps humain et de ses variations dans les diverses maladies. 2 vols. Paris, J. B. Baillière. 30 fr.

Mathieu, Gustave: Parfums, chants et couleurs. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Paugin, Arthur: Supplément à la Biographie universelle des musiciens de Fétis. Tome I. Paris, Didot. 8 fr.

Saint-Martin, Jean: F. V. Raspail, sa vie et son oeuvre. Paris, Dentu. 1 fr.

III. Italienisch.

Boccardo, Gerolamo: Novità della scienza. Mailand, Treves. 3 l.

Curci, C. M.: Il moderno dissidio tra la chiesa e l'Italia. Mailand, Brigola. 2 l. 50 c.

Mario, Jessie White: La miseria in Napoli. Florenz, Le Monnier. 3 l.

Zanella, Giacomo: Scritti vari. Florenz, Le Monnier. 4 l.

SAMPSON LOW, MARSTON & CO.'S NEW BOOKS.

A NEW WORK BY PRESIDENT WOOLSEY.

Now ready,

POLITICAL SCIENCE;

Or, THE STATE THEORETICALLY AND PRACTICALLY CONSIDERED.

By THEODORE D. WOOLSEY, LL. D., lately President of Yale College.

Author of „An Introduction to the Study of International Law", &c.

In 2 vols. royal 8vo. of nearly 600 pages each, cloth extra, price 30 s.

ESTIMATE OF THE NEW YORK TIMES.

„The most important recent contribution to political science which has been made among English-speaking people .... In short, the book is all that can be expected in a science which is no science, in the strict sense of the word, but deals only with opinions and judgments as to what is wise and expedient in practice. It sums up and puts into methodical order the best thought of the time on these subjects with the criticisms and original opinions of a generous and well-trained mind."

A FOURTH EDITION is in the press of NEW IRELAND. Political Sketches and Personal Reminiscences. By Alex. M. Sullivan, M. P. 2 vols. demy 8vo. cloth extra, price 30s.

Now ready, 1 vol. demy 8vo. cloth extra, nearly 700 pages, price 16s.

The IRISHMAN in CANADA. By Nicholas Flood Davin. Dedicated, by permission, to the Earl of Dufferin.

A THIRD EDITION is ready, in large post 8vo. cloth extra, gilt edges, price 12s 6 d of The FERN WORLD. By Francis George Heath. Beautifully illustrated.

CHARLES SUMNER'S LIFE and LETTERS. Edited by E. L. Pierce. Second Edition. 2 vols. demy 8vo. cloth extra, price 36s.

The FLOODING of the SAHARA: an Account of the Great Project for Opening Direct Communication with 38,000,000 of People. With a Description of North-West Africa and Soudan. By DONALD MACKENZIE. 8vo., cloth extra, with Illustrations, 10s 6d.

Now ready, crown 8vo. cloth, 10s 6d.

AMONG the TURKS. By the Rev. Dr. HAMLIN, for Thirty-five Years a Resident in Turkey.

Now ready, the New Work by the Author of „My Summer in a Garden."

In the LEVANT. By Charles Dudley WARNER. 1 vol. crown 8vo. cloth extra, 10s 6d.

Notice. — New Work by the Author of „ADVENTURES OF A YOUNG NATURALIST". MY RAMBLES in the NEW WORLD. By LUCIEN BIART. Translated by MARY DE HAUTEVILLE. Crown 8vo. cloth extra, fully illustrated, 7s 6d.

A NEW FAIRY TALE.

PRINCE RITTO; or, the Four-Leaved Shamrock. By FANNY W. CURREY. With 10 Full-Page Facsimile Reproductions of Original-Drawings by Helen O'Hara. Demy 4to. cloth extra, gilt edge, 10s 6d. (17)

London:

SAMPSON LOW, MARSTON, SEARLE & RIVINGTON,

Crown-buildings, 188, Fleet-street, EC.

Joseph Baer & Co.,

Buchhändler und Antiquare.

Haupt-Commissionaire der Kaiserl. Oeffentl. Bibliothek in St. Petersburg, des Oeffentl. Museums in Moskau etc.

in

Frankfurt a. M. und **Paris,**

empfehlen ihr reichhaltiges Lager von neuen und antiquarischen Werken der ausländischen Literatur. Durch ihr Haus in Paris und ihre Commissionäre in London und Italien sind sie im Stande, neuere Bücher zu den Originalpreisen, ältere verhältnißmäßig rasch und billig zu beschaffen.

Von ausländischen Literatur-Catalogen sind bis jetzt erschienen:

Französische Geschichte.
Englische Geschichte.
Littérature française ancienne et moderne. Mit einer reichen Auswahl altfranzösischer Werke
Langue et littérature italiennes ancienne et moderne. (18)

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in Erfurt erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben: (19)

Neuigkeit für Carneval-Comité's und Gesellschafts-Vorstände.

Carneval und Maskenball.

Eine Bibliothek des Unentbehrlichsten für **Carnevals-Vereine, Fest-Comité's und Gesellschafts-Vorstände.**

Herausgegeben von

Edmund Wallner.

Band I.

Geschichte des Carnevals. — Festzüge der Hauptstädte Deutschlands. Aufzüge in geschlossenen Räumen. — Fest-Programme. — Einladungen und Prologe. — Einzelne Masken. — Der Festball und seine Ausschmückung. Preis 3 Mark.

Band II.

Inhalt: **Festspiele und Carnevalspossen.** Preis 3 Mark.

Band III.

Inhalt: **Carnevals-Tafel-Lieder, Trinksprüche, Toaste und Tischreden.** Preis 3 Mark.

Für die Fastnachtszeit.

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der heitere Gesellschaftsabend.

Hausblüetten, Possen, Schwänke, Couplets, Lebende Bilder. Dramatische Charaden. Gesellschaftsspiele. Wachsfiguren Cabinet. Schattenspiele.

Eleg. in farbigen Umschlag broch.

Preis 20 Mark. (20)

(Wird nur auf feste Bestellung abgegeben.)

Undine. Eine Erzählung von **Friedrich v. Fouqué.**

Neue Auflage. Mit Titelbild. kart. 50 Pf.

„Das reizendste und tiefste Märchen."

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (21)

In unserem Verlage ist erschienen: (22)

Das Leben der Seele

in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Prof. Dr. **M. Lazarus.**

Zweite, erweiterte und vermehrte Ausgabe.

Zweiter Band, enthaltend:

Geist und Sprache.

1878. gr. 8. geh. 7 Mk. 50 Pf., gebd. 9 Mk

Bd. 1. 2. kosten geh. 15 Mk., gebd. 18 Mk.

Berlin. **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhdlg.** (Harrwitz u. Goßmann).

Bei uns erschien: (23)

Der Islam

von

Emanuel Deutsch,

gewesenem Bibliothekar am britischen Museum in London, Mitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der K. Asiatischen Gesellschaft &c.

Aus dem Englischen übertragen.

Autorisirte Ausgabe.

gr. 8°. geh. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin.**

In unserem Verlage ist erschienen: (24)

Koptische Untersuchungen

von

Dr. Karl Abel.

I. u. II. Hälfte, 1r. u. 2r. Theil.

gr. 8°. geheftet. Preis 30 M.

Das Buch enthält eine **zusammenhängende** Reihe synonymischer und grammatischer Untersuchungen. Die synonymischen Untersuchungen werden sowohl mit lexicalischen als mit etymologischen und syntactischen Mitteln geführt, die grammatischen, denselben dienend, behandeln hauptsächlich grundlegende Puncte der aegyptischen Sprachlehre, wie die Vocalisirung der Wurzeln, die Ablautung, Intensivirung und Passivirung der Verbal- und Nominalstämme, die Adjectiv- und Substantivbildung u. s. w. — Das Hieroglyphische, für Laut- und Wortbildungslehre herangezogen, erweitert die koptische Grammatik gleichzeitig zur aegyptischen und gewährt damit, nach beiden Seiten hin, und über das semitische Gebiet hinaus wesentliche Aufklärungen.

Berlin. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann).

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in **Leipzig** erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (25)

Die Grenzboten.

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8.

Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 4 enthält folgende Artikel: Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. IV. Die Taktik nach den Perserkriegen. Das Seewesen nach den Perserkriegen. Max Jähns. — Julius Schnorr von Carolsfeld. Adolf Rosenberg. — Jahresbericht aus Baden. Hr. — Vom preußischen Landtag. χ. ρ.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — **Begründet von Joseph Lehmann.** — Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] — Berlin, den 2. Februar 1878. — [№ 5.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Ein Deutscher über Nordamerika.

Wir müssen uns beeilen, den Lesern des „Magazin" Bericht über die Fortsetzung eines bereits vor zwei Jahren erschienenen Werks über Nordamerika zu erstatten, wollen wir nicht befürchten, daß bei der schnellen Entwicklung der Dinge in den Vereinigten Staaten manches von dem, was wir zu sagen haben, als antiquirt erscheine. Die Bedeutung des Werkes selbst aber mahnt dringend dazu, damit nicht einem weiteren Leserkreise die mannichfach schätzbaren Mittheilungen desselben vorenthalten bleiben. Es sind dies M. von Versen's Transatlantische Streifzüge*), die sich würdig dem kurz vorher erschienenen und gleichfalls von uns in diesen Spalten angezeigten „Reisen in Amerika" desselben Verfassers anreihen**).

Es ist nicht in erster Reihe das literarische Interesse, das uns dazu treibt. In dieser Beziehung erheben sich die „Transatlantischen Streifzüge" ebensowenig über das Niveau der großen Masse literarischer Erzeugnisse wie die „Reisen in Amerika und der südamerikanische Krieg". Aber in sachlicher, stofflicher Beziehung gehören beide Theile des Werks, richtiger beide Werke zu dem Bedeutendsten und Lehrreichsten, was seit lange von deutscher Feder über Amerika geschrieben worden ist.

Schon bei der Besprechung der „Reisen" haben wir kurz der Vorzüge gedacht, die Versen ganz besonders zum Darsteller dieser ethnographisch-kulturhistorischen Skizzen befähigten. Seine reiche Erfahrung, sein praktischer Blick, seine todesmuthige Unerschrockenheit, seine verhältnißmäßig große Vorurtheilslosigkeit und Unbefangenheit, eine durchaus wohlwollende, positive Gesinnung und nicht in letzter Reihe seine sociale Stellung als deutscher Edelmann und Stabsofficier, haben ihn in den Stand gesetzt, nicht nur mit den verschiedensten Klassen der transatlantischen Bevölkerung in persönliche, öfters intime Beziehung zu treten, nicht nur das Land nach verschiedenen Richtungen hin oft ganz allein zu durchstreifen, um seine Natur, sein Klima, seine Bodenbeschaffenheit und seine Erzeugnisse zu erforschen, sondern auch die gefundenen Ergebnisse in klarer Ordnung, objectiv und sauber, wir möchten sagen mit photographischer Treue, zur Darstellung zu bringen.

Nicht auf systematische Ordnung war es dabei abgesehen und so erhalten wir in den „Streifzügen", worauf schon der Name deutet, nicht so zu sagen ein Handbuch über die innere Verfassung von Nordamerika, sondern eine Darstellung der den Ausländer am meisten interessirenden ethnographischen, geologischen, politischen, religiösen und socialen Verhältnisse dieses Continents in bunter Reihe, wie sie eben dem, der das Land ohne bestimmtere Tendenz, als sich über seine Lebensverhältnisse zu unterrichten, durchstreift, aufstießen. Wir müssen es jedoch dem Verfasser Dank wissen, daß er nicht gleich die Ergebnisse eines ersten kaum dreimonatlichen Aufenthalts in Nordamerika publicirt, der ihn außer mit Kalifornien, Kentucky und New-York nur mit dem Theil des Landes bekannt machte, welcher von der Großen Pacific-Bahn durchschnitten wird, sondern eigens zu dem Zwecke, seine Kenntnisse zu erweitern und zu berichtigen, eine zweite Reise nach der Rückkehr aus dem deutsch-französischen Kriege (1872) dorthin antrat, die ihn dann bis hinauf nach den Silberdistricten von Montana an den nördlichen Ausläufern der Rocky Mountains und hinab nach Mississippi führte, und ihm neben dem schon bekannten äußersten Westen und Osten auch Nord und Süd mit ihrer verschieden gearteten Natur und Bevölkerung erschloß. Die Erlebnisse und Erfahrungen beider Reisen hat Versen in freierer Form, nach Art von Goethe's Wahrheit und Dichtung, wie er selbst sich ausdrückt, hier zusammengestellt mit dem besondern Bemerken, dessen es übrigens für den aufmerksamen Leser kaum bedarf, daß unter Dichtung nur die Abstraction von einer bestimmten Zeit, einem bestimmten Raum, nicht aber Erdichtung zu verstehen sei.

Wir glauben den Zwecken der Leser des „Magazin" am besten zu dienen, wenn wir uns beschränken, statt einer eingehenden Analyse, die sehr umfangreich und doch unvollständig ausfallen müßte, auf einige der allgemeinst interessirenden der hier besprochenen Verhältnisse hinzuweisen, den Verfasser unter Umständen, da wo er die Natur des Landes und der Leute schildert, selbst reden zu lassen. Derartige Gegenstände sind die Natur des Landes, seine jetzige Cultur und das Verhältniß der dort neben einander lebenden drei Bevölkerungsschichten, Indianer, Amerikaner und Colonisten, zumal deutscher Colonisten, zu einander und unter sich.

In plastischen Zügen stellt Versen den Anblick dar, der sich ihm, dem ohne jede Vorkenntniß Anlangenden, bei seiner Ankunft im Hafen von San Francisco, Mai 1869, darbot. „Eine der schönsten, von den Zeichen reicher Cultur bedeckten Küsten, eine Hafenbucht, wie sie trefflicher sich kaum anderswo findet, ein unentwirrbares Leben und Treiben im Hafen selbst, in dessen Hintergrunde sich das jetzt mehr als 200,000 Einwohner zählende prächtige San Francisco erhebt, da wo vor dreißig Jahren wenige Hütten kaum verriethen, daß der Hauch der Cultur diese Gegend überhaupt berührt habe. Die Stadt, die sich 1848 auf Grund der ersten fabelhaften Berichte über das neue Dorado rasch zu einer freilich etwas zweideutigen Blüthe erhob, da Abenteurer, Spieler, Verbrecher den Grundstock ihrer Bevölkerung ausmachten, die bald sich auch, wie in so vielen andern amerikanischen Großstädten, des Stadtregiments bemächtigten, gedieh erst in Wahrheit mit der Abnahme des Goldfiebers, als die Gunst der Lage, des Klimas, des Bodens, neben den Glücksrittern eine Anzahl an Arbeit gewöhnter Colonisten, Kaufleute

---

*) Max v. Versen, Transatlantische Streifzüge, Erlebnisse und Erfahrungen aus Nordamerika. Leipzig, 1876. Duncker und Humblot.

**) Reisen in Amerika und der südamerikanische Krieg. 2. Ausgabe. Breslau, 1876. Reisewitz.

und Rheder herbeigezogen hatte, die allmählich jenen Gaunern das Regiment in Stadt und Land aus der Hand rissen und San Francisco zu einem der bestorganisirten und verwalteten Gebiete der Union gemacht haben.

Der natürliche Reichthum dieses jungfräulichen Bodens scheint dabei unerschöpflich zu sein. Nicht nur gedeihen hier alle Getreide und Obstarten in vorzüglichster Qualität, nicht nur versorgt die Stadt jetzt einen großen Theil des Continents mit ihren Weinen, unter denen die verschiedenen Sorten Champagner eine hervorragende Rolle spielen, sondern reiche Eisen- und Kohlenlager haben Francisco zugleich zu einer der ersten Industriestädte gemacht, deren Maschinen und Wollenzeuge weit und breit exportirt werden. Die für diese Industrie nothwendigen Hände liefern die Chinesen, die „Kulis", die durch den berüchtigten Kulihandel, in großen Massen hierher importirt werden und die, wenngleich dem Abendländer wenig sympathisch, ihm doch durch ihre unter diesen Verhältnissen ganz besonders anerkennenswerthen Tugenden der Mäßigung, Betriebsamkeit und Sparsamkeit einen hohen Grad von Achtung abnöthigen.

Von dem reichen Culturboden, der sich zwischen der schneebedeckten Sierra Nevada und den kalifornischen Küstengebirgen vom 35. bis 45. Grad nördl. Breite ausdehnt, ist bis jetzt, trotz der rapiden Entwicklung Californiens erst ein ganz geringer Theil des Deutschland an Ausdehnung übertreffenden Gebiets urbar gemacht worden. Überall nämlich diejenigen Partieen, die als Flußläufe oder sonstige Verkehrswege natürliche Vortheile für die Colonisation boten, daneben die Umgebung der Städte, die das Bedürfniß nach einheimischer Production in höherem Maße wach riefen. Trotz der verschwenderischen Ausstattung dieses Bodens war das Land unter dem indolenten Regiment Mexiko's bis 1848 doch so wenig ergiebig, daß das für die geringe Einwohnerschaft nothwendige Getreide zum größten Theil von den Küsten des Ostens um das Cap Horn herum ins Land gebracht werden mußte. Wie reich indeß dieser Boden und welche Überfülle der schöpferischen Natur sich hier an manchen Stellen dem Auge des Betrachters eröffnet, davon bekommen wir ein Bild bei der Beschreibung eines Ausflugs unseres Verfassers nach dem Mariposa- und Yo-Semite-Thal, etwa 20—30 Meilen südöstlich von San Francisco. Von Klarks' Ranch, wo man zur Nachtzeit ein leidliches Obdach ohne Bett vorfindet, erreicht man nach einem langsamen Ritt von zwei Stunden die Mariposa-Gruppe. Von den verschiedenen big tree Groves oder Gruppen besitzt diese die stärksten und meisten Bäume, sie ist die berühmteste und wird deshalb vom Staate conservirt. Diese Mammuthbäume, die auch den Namen Gigantea, wie ich höre, in der Wissenschaft erworben, kommen nur in der Höhe von vier bis sieben Tausend Fuß in der Sierra Nevada vor, und zwar in wenigen Gruppen, von denen die nördlicher gelegene Calaveras-Gruppe 1852 zuerst entdeckt wurde. Von den sechshundert Bäumen der Mariposa-Gruppe, welche übrigens mit anderen Bäumen gemischt stehen, haben 125 am Stamm über 40 Fuß im Umfange, mehrere andere 90 bis 100 Fuß. Die Höhe differirt zwischen 230 bis 325 Fuß, so daß sie bei schön gewachsenem konischen Stamm doch nicht so kolossal hoch wie dick erscheinen. Ihre Borke ist hell rothbraun, das Holz roth und fein gefasert, die Spitze ist genau wie ein Kegel geformt, um dessen Spitze sich das immergrüne Laub von eigenthümlich heller Schattirung wie eine Mütze gruppirt. Das Alter dieser gigantischen Bäume wird verschieden taxirt, nach den Ringen einiger gefällten hat man es auf 1300 Jahre berechnet. Demnach dürfte das Alter der stärksten vielleicht mit der christlichen Zeitrechnung laufen. — Von dieser Mariposa-Gruppe hat man einen sehr schönen Ritt von ungefähr 5 bis 6 Meilen nach dem Yo-Semite-Thal.... Bei einer Breite von durchschnittlich einem Kilometer, ist es zu beiden Seiten von Gebirgsmassen eingeschlossen, die in 2 und 4000 Fuß hohe Felspartieen steil zum Thal abfallen und nach der andern Seite hin sich in 12 und 13000 Fuß hohen Bergspitzen erheben. Während sich der Fluß mit vielen Windungen durch ein fruchtbares Thal voll Wiesen, Baumgruppen, Gebüschen und Wäldchen hindurchschlängelt, bilden diese Felseinfassungen, die oft so hoch sind als das Thal breit, die eigenthümlichsten Formationen, wie sie im verkleinerten Maaßstabe zu Weckelsdorf und Adersbach in Böhmen vorkommen. Am imposantesten tritt aus diesen kolossalen Gruppen eine senkrechte Granitwand hervor, die ca. 3000 Fuß hoch scharf zu einer Wiese abfällt. Eine andere Felsgruppe erhebt sich mit vielen Zacken ca. 5000 Fuß hoch.... Wer noch weiter will, muß sich im Yo-Semite-Hôtel ausrüsten und kann in den Wildnissen jagen, wo neben Hirsch und Bär in den höheren und entlegenen Regionen das sehr scheue wilde Bergschaf angetroffen wird. Auch kann man nach Überschreiten des Hauptstammes der Sierra Nevada Bekanntschaft mit den Mono-Indianern machen. Wer dies nicht liebt, tritt den Rückweg an und genießt nochmals dies gerade während des Mai und Juni in seiner ganzen Pracht entfaltete Thal, das ebenso den Touristen befriedigen, wie den Geognosten interessiren muß. 4000 Fuß hoch liegt es über dem Meeresspiegel und wurde 1851 bei einer Verfolgung von Indianern entdeckt, die hierher ihren Rückzug nahmen."

Die Spur der Indianer ist es überhaupt gewesen, der der weiße Mann folgte, um sich einen Erdtheil zu eigen zu machen, der Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende hindurch der kupferbraunen Race erb- und eigenthümlich gehörte. Nicht als ob diese sich ihrer Mehrzahl nach als Autochthonen, Kinder dieser Erde, fühlten. Vielmehr geht bei manchen Stämmen noch jetzt die Sage, wie sie einst von Nordwesten, also über die Behringsstraße, aus der alten Völkerwiege Asien in die neue Heimat gelangt und davon allmählich Besitz ergriffen hätten. Zur Zeit, als die ersten europäischen Colonisten ihre nähere Bekanntschaft machten, um die Mitte des 16. Jahrhunderts, schieden sie sich hauptsächlich in zwei Conföderationen, die Irokesen mit ihren Stammesverwandten im Gebiet der fünf Seen, und die Cherokesen mit drei verwandten Stämmen im Gebiet des Mississippi und Ohio. Alles was von der Uncivilisirbarkeit der Indianer erzählt wird, wird durch die von Versen und anderen Amerikareisenden berichteten Thatsachen gründlich widerlegt. In dem jetzt drei Jahrhunderte währenden Rassenkampf erscheinen die Weißen nicht zu ihrem Vortheil, und erst die neuere Zeit seit George Washington hat angefangen, sich mit der Idee eines natürlichen „Niederlebens" der Indianer anstatt des Vertilgungskriegs zu befreunden. Freilich kann der mächtige Freistaat den etwa 300,000 Indianern gegenüber, von denen ca. ein Drittel schon jetzt als der Civilisation gewonnen zu betrachten und nur ein Sechstel noch ganz wild ist, dies jetzt leichter, als es die einzelnen Colonistenschaaren bei ihrem unaufhaltsamen Vordringen nach dem Westen in früheren Zeiten zu thun in der Lage waren. Dennoch aber erscheinen die Indianer nach unparteiischen Berichten mehr in der Lage von Unglücklichen, die von einer überlegenen Civilisation mit eiserner Hartherzigkeit dem Untergang preisgegeben worden, als in der von Schuldigen, die den Gesetzen der Menschlichkeit Hohn sprechen. Wenn auch Versen ihnen Grausamkeit und Treubruch zur Last legt, so erhält dies Urtheil doch eine besondere Folie durch die Bemerkung, daß diese grausame und treulose Gesinnung erst durch die noch größeren Grausam-

keiten und Treulosigkeiten der Weißen erregt worden seien, so daß die ehemals hervorstechenden edlen Eigenschaften in Haß und Verachtung dieser letzteren umschlagen mußten. Eines wie hohen Grades politischen Sinnes und kluger Voraussicht diese so verachteten Indianer fähig sind, dafür zeugt die erwähnte Verfassung der beiden Hauptconföderationen, die beachtenswerther Weise ihren Grundprinzipien nach in der Verfassung der Vereinigten Staaten Nachahmung gefunden hat. Da wir annehmen dürfen, daß diese Daten den meisten Lesern eben so unbekannt wie interessant sein werden, so lassen wir auch einige Bemerkungen unseres Autors über diesen Gegenstand wörtlich folgen: Die Irokesen, sagt Versen, wählten sich intelligente Häuptlinge, sie sind in Amerika die Begründer der Rechte der Einzelstaaten in einem Staatenbunde, und ihre einfache Staatsverfassung hat den 13 vereinigten Colonien, als sie sich vom Mutterlande lossagten, als Muster gegolten. Wie bei allen wilden Völkerschaften war auch bei ihnen jeder Staat unabhängig und regierte sich selbst bis auf seine Verpflichtungen gegen den Bund. Dies schloß nicht aus, daß sich bei ihren Einzelstämmen übereinstimmende Grundsätze entwickelten. Sie hatten einen großen Begriff von Freiheit, jeder Mann war frei, Sklaverei wurde nicht geduldet. Diese Conföderation der fünf Nationen gewann solch Ansehen bei allen Nachbarstämmen und wurde so mächtig, daß sie Ende des achtzehnten Jahrhunderts als Conföderation von acht Nationen auftrat. Sie breitete sich weit aus, mußte aber endlich ein Opfer der immer vorwärts schreitenden Civilisation werden, so daß es heute kaum noch Iroquois giebt. Das Gegenbild dazu bilden im Süden die Cherokees. Sie bewohnten Theile von Georgia und bildeten mit den Creeks, Chocaws und Chickasaws die vier großen Nationen in den Südstaaten der Union. Während die Einwanderung von der atlantischen Küste aus über die Alleghanies im Thale des Ohio die Ansiedlungen vorbewegte, geschah dies vom Mexicanischen Meerbusen aus im Thale des Mississippi. So befanden sich die Cherokees mit einem großen Theil der anderen drei Nationen des Südens zu Anfang des Jahrhunderts von der schnell vorschreitenden Civilisation eingeschlossen. Die Creeks hielten nicht lange aus, nur die Cherokees wollten sich nicht von ihren heimatlichen Gründen trennen und griffen nothgedrungen zum Ackerbau. Sie prosperirten darin besser wie andere Stämme, schufen für ihre Sprache eine Schrift, hatten sogar eine Zeitung und waren dem Christenthum zugänglich geworden, so daß sie Anfangs der dreißiger Jahre mehrere Kirchen und Schulen besaßen. Durch die Verträge mit den Vereinigten Staaten war ihr Staat als unabhängig anerkannt worden, und hatten sie sich eine für sie recht geeignete permanente Regierungsform eingerichtet. Plötzlich verlangt der Staat Georgia ihre Translocirung über den Mississippi; die Cherokees beschweren sich bei dem obersten Gerichtshof in Washington, der auch das Verlangen Georgias als unconstitutionell bezeichnet. Trotzdem gab der Congreß im Jahre 1834 ein neues Gesetz, welches die Entfernung der Cherokees nach dem damals für diesen Zweck besonders geschaffenen Indian Territory gegen eine Entschädigung von fünf Millionen Dollars anordnete. Die Cherokees sträubten sich noch mehrere Jahre, ihre ihnen lieb gewordenen Farmen zu verlassen, bis sie unter Androhung von Gewalt 1837 dazu genöthigt wurden. Sie zählen noch jetzt 36,000 Seelen, besitzen über vier Millionen Morgen Land und ansehnliche Capitalien in zinstragenden Papieren, von denen sie die Coupons abschneiden, haben die früher erlangte Civilisation auf das neue Gebiet verpflanzt, Flecken und Städte gegründet, bis 1873 ca. 65 Schulen eingerichtet und mehrere Kirchen gebaut; sie besitzen bereits Männer von bevorzugterer Bildung, welche weitergehende Ziele als das momentane Wohlbefinden im Auge haben. Alljährlich versammelt sich in ihrer Hauptstadt Talequah eine National-Versammlung, welche zu Gericht sitzt, neue Gesetze beschließt, und eine Deputation erwählt, welche in Washington diesen Gesetzen Geltung verschaffen soll. Die Hauptfrage bildet das Abhalten der Eisenbahnen vom Territorium, in denen sie mit Recht ihren schlimmsten Feind erblicken, demnächst ist ihre Hauptsorge, daß die ins Territorium translocirten wilden Indianerstämme westlich von ihnen die Reservationen erhalten, da sie befürchten, daß ihre Kinder bei näherer Berührung mit denselben den Civilisationsweg wieder verlassen und Rückschritte machen, während sie sich gern der Anbahnung der Civilisation in jenen Stämmen unterziehen wollen.

Wenn wir hier bei dem Verfahren gegen die Rothhäute den weißen Amerikaner dieselbe Rücksichtslosigkeit hervorkehren sehen, die ihm bislang auch dem Neger gegenüber zu eigen war, so macht dennoch sein Gesammtcharakter auf den ruhigen und scharfen Beobachter einen im Ganzen vortheilhaften Eindruck. Erscheint er auch zuerst oft rücksichtslos, zudringlich, formlos, nur auf sein materielles Interesse bedacht, so ergiebt doch die nähere Bekanntschaft mit ihm, daß er weder für höhere geistige und sittliche Momente unzugänglich noch auch in seinem Privat-, im häuslichen und gesellschaftlichen Leben der formlose Geschäftsmann ist, daß er vielmehr oft, so vor Allem dem weiblichen Geschlecht gegenüber, von einem Zartgefühl Beweise giebt, wie es leider in der alten Welt noch durchaus nicht überall in diesem Maße gefunden wird. Daneben hat sich bei diesem Volke ein religiöses Leben entwickelt, wie es gleichfalls so innig und opfermuthig kaum in einem unsrer Staaten anzutreffen ist. Und wenn der Einzelne für literarische und ästhetische Bestrebungen meist auch nur wenige Minuten die Woche über sich abkargen kann, so ist damit keineswegs eine Unterschätzung dieser Bestrebungen gegeben; im Gegentheil dasjenige Mitglied der Familie, das recht eigentlich berufen erscheint, der rauhen Außenwelt gegenüber alle zarteren Empfindungen und Strebungen zu pflegen, die Frau vom Hause, läßt ihnen in der That ihren meist richtig angebrachten und splendiden Schutz zu Theil werden und sorgt zugleich, daß die Schätzung des Idealen am häuslichen Heerde bei Sohn und Tochter nicht aussterbe. Indeß sind dies nur mehr die Nebeneigenschaften des amerikanischen Charakters. Seine Haupttugend, eben die, die bisweilen in so häßlicher Verzerrung auftritt und den Namen Yankee zum Spottnamen gemacht hat, ist jene rastlos unermüdliche Strebsamkeit und Schaffenslust, die das ihr offenstehende unendliche Gebiet mit einer Lust, einem Aufgebot von Kraft, Energie, Erfindungsgabe und kluger Berechnung sich zu eigen gemacht hat, wie sie in der Geschichte des Menschengeschlechts wohl beispiellos dastehen. Alles was der Schoß der Erde birgt, alle seine Erzeugnisse, die gesammte Flora und Fauna des Continents werden, soweit sie erreichbar und verwendbar sind, den Zwecken der Cultur dienstbar gemacht; kein Unfall, kein Mißlingen schreckt von der Arbeit zurück, und der, der eben sein großes Hab und Gut bei einer verfehlten Minenspeculation verloren, kann uns im nächsten Jahre schon wieder als prosperirender Farmer oder Rheder vorkommen. Charakteristisch für diese Lebensauffassung ist der dort übliche Ausdruck des „live down“, des „Niederlebens“. Jede anscheinend unübersteigliche Schwierigkeit wird nach und nach durch „Niederleben“ beseitigt, jede Schranke der Cultur, jedes störende Vorurtheil durch „Niederleben“ entfernt. Wo die menschliche Kraft nicht ausreicht, tritt die Maschine ein, die das rein Mechanische tausend

fleißigen Händen abnimmt, um in einer Stunde zu leisten, wozu jene vielleicht einen Tag brauchen. Wo das Vermögen des Einzelnen zu großartigeren Unternehmungen nicht ausreicht, tritt die Association der Capitalien, die Actiengesellschaft, ein, die in Amerika ihren Ursprung im modernen Sinn des Worts genommen, und hier, nach Überwindung jener Kinderkrankheiten, an denen wir noch diesen Augenblick leiden, hier zu den großartigsten Resultaten geführt hat. „Der Amerikaner, sagt Versen, ist nicht so leichtsinnig, sein Geld auf Actien mit nominellen Werthen anzulegen, wenn er nicht eines schnellen Gewinnes sicher ist oder sich das Unternehmen auf längere Dauer als solid ausgewiesen hat. Er wird keine Gründung unterstützen, deren Unternehmer ihm nicht durch persönliche Bekanntschaft oder Gewährung eine Garantie gegeben. In den meisten Staaten herrscht eine ungebundene Actienfreiheit, das laissez faire hat hier den guten Erfolg, daß man allen Actien mißtraut. Man weiß, daß der Staat keine Controle übt, es ist also Jedermann vorsichtig.... Das Gute, was Actien-Unternehmen haben, genießen die Vereinigten Staaten in vollem Maaße. Fast alle industriellen Unternehmen geschehen auf Actien, deren Besitzer sich aber gewöhnlich in die Geschäfte theilen. Größere Unternehmen werden daher gewöhnlich nur von Banken oder reichen Capitalisten unternommen, die sich gleichzeitig eines guten Credits erfreuen. Die Schattenseite des Gründens würde gewiß im höchsten Maaße ausgebeutet werden, wenn das Publikum den Anpreisungen Glauben schenkte. Es ist aber an den Humbug gewöhnt und weiß, daß der Staat nie Jemanden abhält, der sein Geld durchaus wegwerfen will, wie er ebenso wenig den Unternehmungsgeist einschränkt. Das Einzige, was die Union thut, um das Publikum gegen fingirte Werthe zu schützen, ist, daß sie die Circulation alles Papiergeldes außer der des eigenen und des der sogenannten Nationalbanken verbietet. Nationalbanken sind solche Banken, welche U. S.-Staatspapiere beim Schatzamt zu Washington deponiren und für neunzig Procent des Betrages alsdann unverzinsliche vom Staate garantirte Banknoten überwiesen erhalten. Während der Staat durch das Depositum sicher gestellt ist, beziehen die Banken doppelte Interessen, einmal die der deponirten Staatspapiere und zweitens die des etwa ausgeliehenen Banknotencapitals. Falliren können natürlich die Nationalbanken so gut wie andere Banken, nur dem Banknoten-Unwesen ist ein Ziel gesetzt. Immerhin sind die Banken durch die Noten-Emission noch so bevorzugt, daß die Farmerbewegung dagegen Stellung genommen hat. Aus der Staatsgarantie der Banknoten ergiebt sich, daß dieselben stets gleichen Cours mit dem Staatspapiergeld haben. Der Cours war während des Bürgerkrieges zeitweise so niedrig, daß 2½ Dollars Papier gleich 1 Dollar Gold waren."

Kein anderes Argument erhärtet die Thatsache, daß der Amerikaner zum Vertreter einer ganz bestimmten Nationalität geworden ist besser als dies, daß jede andere Rasse, jede andere Nationalität, die sich auf dem Boden Nordamerikas befand oder jetzt dorthin gelangt, von jenen in kurzer Zeit assimilirt wird, oder zeigt sie sich, wie ein Theil der Indianer dazu nicht fähig, dem Untergang preisgegeben ist. Die beste Illustration hierzu gewährt die Stellung der deutschen Einwanderer in Amerika. Unter diesen lassen sich zwei bestimmte Klassen unterscheiden, einmal die Kaufleute und Handarbeiter, daneben die Bauern oder „Colonisten". Daß die ersteren, die großentheils ohne oder mit geringen Capitalien einzeln oder in kleinen Trupps anlangen, oft schon in der ersten Generation amerikanisirt werden, vielleicht die ursprüngliche Absicht, wenn sie ihr Glück gemacht, in die Heimat zurückzukehren, aufgeben, ist nicht gerade befremdlich. Beachtenswerther erscheint, daß selbst die Colonisten, Bauern aus den östlichen Provinzen Preußens wie aus Schwaben und Franken, trotzdem sie meist in geschlossenen Familien nach entfernteren Bezirken des Westens wandern, um die Wildniß urbar zu machen, wenn nicht in der ersten, so doch in der zweiten oder dritten Generation ihr Deutschthum einbüßten. Fast alle Deutschen aber, die dies noch bewahrt haben, fühlen sich nach ihrem unumwundenen Geständniß in ihrer neuen Heimat wohler als in der alten, und wenn auch seit den Ereignissen des letzten Jahrzehnts auf den Namen von Deutschen stolz, zeigten sie doch fast nie einen solchen Grad vaterländischer Gesinnung, um das neue Vaterland wieder mit dem alten zu vertauschen. Es ist dies um so beachtungswerther, als der Amerikaner gegen den Deutschen, den er als seinen gefährlichsten Rivalen mit Mißgunst betrachtet, seine instinctive Abneigung erst dann aufgiebt, wenn er wahrnimmt, daß das neue Volksthum das alte zu verdrängen beginnt; die von jenen geschaffenen Reichthümer also im Lande zu bleiben, nicht über den Ocean zu wandern bestimmt sind. So lange die Verhältnisse für den deutschen Bauer, besonders den Tagelöhner, leider in den östlichen Provinzen, noch die Mehrzahl unseres Bauernstandes in Amerika günstiger liegen als hier, — und das ist trotz mancher gegentheiligen Behauptung Versens unbestreitbar noch immer der Fall —, so lange wird der Strom der Auswanderung, der durch die jetzige Krise einigermaßen gehemmt ist, mehren und wachsen. Es heißt daher gegen Windmühlen kämpfen, wenn man, gleich Versen, die auswandernden Elemente durch die Ablenkung des Stroms von Nordamerika nach den La Plata-Staaten wenigstens dem Deutschthum erhalten will, da sich der Auswanderungsstrom ebensowenig in eine bestimmte Richtung drängen wie gänzlich unterdrücken läßt. Mit Recht tritt daher auch der Verfasser seiner Frage damit näher, daß er die Existenzbedingung des Bauernstandes in jenen östlichen Provinzen prüft und dabei zu dem nicht neuen, aber richtigen Ergebniß kommt, daß ohne neue Domänenverpachtungen, Landesmeliorationen und Verkehrsbesserungen durchgreifender Natur die Ursachen der Auswanderung immer verbleiben werden.

Beherzigenswerth erscheint indeß sein Rat, daß nur unter ganz bestimmten, günstigen Bedingungen der Deutsche die neue Welt zum Schauplatz seiner Thätigkeit erwähle, da das natürliche Mißtrauen des Amerikaners gegen den Ausländer, zumal den Deutschen, und seine eigenthümliche Leistungsfähigkeit die Concurrenz mit ihm zu einem bedenklichen Experiment mache.

Wir haben in Obigem eine kleine Auslese aus dem reichen Inhalt von Versens anregendem und lehrreichem Buche gegeben. Wir werden den Zweck dieser Anzeige für erreicht halten, wenn wir diesem Werke auch in den Reihen der Leser des „Magazin" den einen oder andern Freund erworben haben. J.

England.

Englische Briefe.

London, im Januar.

Wenn man den Engländern stets, und zwar nicht ohne Grund, ihre Unwissenheit und Theilnahmlosigkeit in irländischen Angelegenheiten zum Vorwurf macht, so wird man nicht erwarten dürfen, daß fremde Leser denselben größeres Interesse entgegen-

bringen. Es geschieht daher nicht aus Geringschätzung, wenn wir Herrn Sullivan's Buch „New Ireland"*) nur eine kurze Notiz widmen. Denn das Werk ist werthvoll, sowol an und für sich, als auch durch den Zweck, dem es dient, der Anbahnung eines besseren Verständnisses und freundlicherer Beziehungen zwischen England und Irland. Außerdem ist das Buch als ein Beitrag zur modernen politischen Geschichte Irlands lesenswerth. Aber da diese Geschichte leider nichts weiter ist, als eine bloße Aufzählung von Aufständen, Unzufriedenheiten und Versuchen, den parlamentarischen Geschäftsgang lahm zu legen, so dürfte sie im Auslande wohl kaum auf tieferes Interesse stoßen. Herr Sullivan ist eine lange Reihe von Jahren Redacteur der „Nation" gewesen, jener irländischen Zeitung, die England bekämpft und für Autonomie (home rule) in die Schranken tritt. In diesen beiden Bänden will er uns zeigen, wie seine Heimatsinsel in den letzten Jahren fortgeschritten, daß eine vernünftige Gesetzgebung nicht fruchtlos geblieben ist, daß die Erziehung immer tiefer dringt und Wohlstand hervorruft, daß die religiösen Unterschiede nicht mehr so scharf, wie sonst, hervortreten, und zieht daraus den Schluß, daß, wenn man dem Lande nur Gelegenheit böte, gar bald „die dreifach gesegneten Zeichen des Friedens und der Hoffnung an dem so lang von Wolken und Stürmen verdunkelten Himmel erscheinen würden." Das „Magazin" ist kein politisches Blatt und daher nicht der geeignete Ort, um die Fähigkeiten der Irländer für „self-government" zu discutiren. Eine solenne Prügelei mit dicken Stöcken ist ihr größtes Vergnügen und erfahrungsgemäß steht zu befürchten, daß ein aus Irländern zusammengesetztes Parlament das Schicksal der Katzen von Kilkenny theilen würde (die irländische Version des deutschen: Zwei Löwen gingen einst selband in einem Wald spazieren).

Herrn Sullivan's Buch ist mehr Autobiographie als Geschichte. Da der Autor an den meisten der von ihm beschriebenen Scenen persönlich betheiligt gewesen ist, so hat er nicht sowol eine fortlaufende historische Erzählung der Ereignisse gegeben, als vielmehr dieselben in Form persönlicher Erinnerungen und Skizzen geschrieben. Was sie hierdurch an geschichtlicher Würde einbüßen, gewinnen sie an Lebendigkeit, und ein malerisches Element ist der Hauptreiz des Werkes. Der Verfasser hat sein Thema nicht nur mit Geschick, sondern auch in edel freimüthiger Weise behandelt. „Ich mache keinen Anspruch auf Leidenschaftslosigkeit. Durch mehr denn ein Vierteljahrhundert habe ich an einigen der stürmischsten Scenen des öffentlichen Lebens in Irland thätigen Antheil genommen und will auch fürderhin als ein Mann von entschiedenen Ansichten und starken Überzeugungen gelten."

Diese aufrichtige Erklärung kann dem Verfasser nur zur Ehre gereichen, noch mehr aber, daß er mehr giebt, als er verspricht, indem er wirkliche Mäßigung in der Besprechung jener verdrießlichen Fragen an den Tag legt, die in dem Herzen eines Irländers stets einen wunden Fleck berühren. Alle, die über die Geschichte der verschiedenen Aufstände seit O'Connel's Zeiten, die „Ribbon Confederacy," die Hungersnoth in Irland, die verunglückte Schilderhebung des Jahres 1848 Genaueres erfahren wollen, sollten diese Bände lesen, denn trotz seiner warmen Parteinahme bleibt Sullivan stets gerecht und thut der Wahrheit nie Gewalt an. Der Titel des Buches verlangt vielleicht einige Worte der Erklärung. Wie bereits oben erwähnt, blickt der Verfasser mit Hoffnung in die Zukunft Irlands, er ist der Meinung, daß die Verbesserung des Schulwesens und die Entstaatlichung der Hochkirche eine vollständige Umwälzung in der Insel hervorgerufen haben und deswegen, im Gegensatz zu dem Irland seiner Jugend, gebraucht er den Ausdruck „Neu-Irland". Da jedoch Sullivan's Buch sich hauptsächlich mit Rückblicken auf vergangene Ereignisse befaßt, so dürfte die Angemessenheit des Ausdruckes in Frage gestellt werden.

Ein merkwürdiger Zufall hat es gewollt, daß gleichzeitig mit dem soeben besprochenen Werke ein anderes Buch über Irland erschien, das eine ganz und gar abweichende und keineswegs hoffnungsvolle Ansicht über die Zukunft des Landes zu erkennen giebt. Herr Sullivan, der kein Fenier ist, wünscht den Beschwerden seiner Landsleute durch constitutionelle Mittel abgeholfen zu sehen und erklärt ausdrücklich, daß zwischen Feniern und Homerulern keine Verbindung vermutet werden darf. Er versichert uns, daß die Unzufriedenheit, die jene geheime Verschwörung erzeugte, im Absterben begriffen ist, — da erscheint plötzlich Herr Rutherford*), der nicht nur der Geschichte des Fenierthums, das solch detaillirte Ehre wahrlich nicht verdient, zwei volle Bände widmet, sondern auch, was noch schlimmer, der Behauptung Sullivan's geradezu entgegentritt, indem er sagt, daß das Fenierthum, statt auszusterben, vielmehr in Irland sowohl. als auch jenseits des Oceans, wieder auflebt. Trotz der ehrlichen Mühe, die es dem Autor augenscheinlich gekostet, wird das Buch in England nur wenige, und in Deutschland vermuthlich gar keine Leser finden.

Der Oberst Meadows Taylor ist der englischen Lesewelt wohlbekannt als der Verfasser der Novellen „The Confessions of a Thug" und „Para"**), welche treue Bilder eigenthümlicher Erscheinungen des indischen Lebens enthalten. In der That könnte man Oberst Taylor beinahe als den Gründer einer indischen Novellistenschule bezeichnen, deren treffende, wahrheitsgetreue und sympathievolle Schilderungen indischer Sitten und Gefühle viel zu dem Verständnisse eines Volkes beigetragen haben, mit welchem England in so nahen Beziehungen steht und dem so oft aus bloßer Unkenntniß des orientalischen Charakters Unrecht gethan worden ist. Die Lebensbeschreibung des Obersten bezweckt ein Gleiches wie seine Novellen. Das Buch legt Zeugniß ab von den wirklichen Wohlthaten, welche die englische Herrschaft dem indischen Reiche gebracht hat und beweist, wie sehr die ehrlichen und selbstlosen Dienste eines jeden Einzelnen des indischen Beamtenheeres dem guten Verständnisse förderlich sein können. Mit fünfzehn Jahren kam Oberst Taylor nach Bombay. Obgleich von guter Familie, hatte er keine sorgfältige Erziehung genossen und war daher nicht sehr brauchbar. Durch Fleiß und Thätigkeit jedoch arbeitete er sich vom Subalternbeamten zu dem Range eines Obersten hinauf und bekleidete hohe Stellungen im Finanz- und Verwaltungsdienst. Sein langes Wirken unter den Hindus war von Erfolg und Nutzen begleitet und die Anerkennung, die er bei den Eingeborenen erntete, für deren Schwächen er übrigens keineswegs blind war, schreibt er hauptsächlich dem Umstande zu, daß er dieselben stets als Menschen behandelte. Dies ist ein Rath, den man nicht nur den Civil- und Militärbeamten, die nach Indien gesandt werden, nicht dringend genug ans Herz legen kann, sondern der leider auch ihren sie dahin begleitenden Frauen eingeprägt werden muß. Denn die allzuhäufige Behandlung der Indier als Parias trägt die größte Schuld an den

*) New Ireland, by A. M. Sullivan. London, 1877. Sampson Low & Co. 2 vols.

*) The Secret History of the Fenian Conspiracy, by John Rutherford. London, 1877. C. K. Paul. 2 vols.

**) The Story of my Life, by the late Colonel Meadows Taylor. 1877. London, Blackwood. 2 vols.

Schrecken der Nena Sahib-Meuterei und an den wiederholten Unzufriedenheiten. Oberst Taylor starb zu Anfang vorigen Jahres, seiner Tochter gebührt Dank für die Veröffentlichung seiner Biographie, die ebenso interessant und lehrreich ist als einige seiner besten Novellen und ebenso prächtige Bilder aus dem träumerischen Leben des fernen Ostens enthält.

Eine ganz andere Biographie bietet uns Herr Page in seinem kleinen Buche, nämlich die des amerikanischen Dichters und Naturforschers Thoreau,*) der durch sein excentrisches Wesen seiner Person einen geheimnißvollen Anstrich gegeben und viel unverdienten Schimpf auf sich geladen hat. Nur allzulange ist der Name Thoreau gleichbedeutend gewesen mit krankhaftem Wesen und schwächlicher Auflehnung gegen gesellschaftliche Gebräuche. Weil er seiner Abneigung gegen die „fable convenue" der Gesellschaft allzustarken Ausdruck lieh, hat diese ihn als Misanthropen gebrandmarkt. Das Bemühen Page's ist es, diesen ungerechten Bannspruch von Thoreau zu nehmen und es ist ihm dies bewunderungswürdig gelungen.

Das äußere Leben Thoreau's bietet nur wenig, was des Erzählens werth wäre, und daher will der Verfasser seine Arbeit auch nur als eine kritische Forschung betrachtet wissen. Das Buch ist nicht sowol eine erschöpfende Erzählung der Ereignisse, aus denen das Leben des Mannes sich zusammensetzte, als vielmehr ein Versuch, einen vollen Einblick in seinen Charakter zu thun. Der Lebenslauf Thoreau's ist mit wenigen Worten beschrieben. Als der Sohn eines eingewanderten französischen Bleistiftmachers wurde Henry David Thoreau im Jahre 1817 in Concord im Staate Massachusetts geboren. Er besuchte die Universität Haward, wo er sich jedoch nicht besonders hervorthat, und das einsame Leben, das er führte, ihm nur wenige Freunde verschaffte. Nachdem er die Universität verlassen, standen er und sein Bruder zwei Jahre lang einer Schule vor, und während der freien Stunden, die dieser Beruf ihm ließ, wurde zuerst seine Neigung zum Umherschweifen in Feld und Wald bemerkbar, wobei er naturgeschichtliche Sammlungen anlegte. Bald war er des Lehrens müde, versuchte sich einige Zeit lang in dem Gewerbe seines Vaters und wurde endlich Feldmesser, was ihm bei seinem Wandertrieb und seiner scharfen Beobachtungsgabe am meisten zusagte. Alle, die ihn zum Vermessen ihrer Ländereien benutzten, wußten seinen Werth und die Sorgfalt, mit der er seine Arbeiten ausführte, zu schätzen, hielten ihn jedoch für einen wunderlichen Kauz. Um diese Zeit unternahm er mit seinem Bruder eine Flußreise auf dem Conard und Merrimac. Die Erzählung dieser Reise ist das Erstlingswerk Thoreau's, das eine große Anzahl naturgeschichtlicher Beschreibungen und wissenschaftlicher Winke enthält. Aber die Lust am abenteuerlichen Leben war zu stark in ihm, als daß diese gelegentlichen Reisen sie hätten befriedigen können. Seine Liebe zur Natur und die naturgeschichtlichen Studien, denen er oblag, trieben ihn dazu, sich noch mehr von der Welt abzuschließen. Jahrelang hatte er, wenn Reisen ihn nicht fern hielten, sich fast beständig in „Walden Wood" aufgehalten, da seine Vermessungen in nächster Nähe des also genannten Waldes stattfanden. Das Vergnügen, das dieses Umherstreifen im Gehölze ihm gewährte, war so reiner und begeisternder Art, daß er Gelegenheit suchte, sich ganz und gar dem Studium der Natur zu widmen. Er faßte also einen großen Entschluß und baute sich 1845 in dem erwähnten Walde eine einfache Hütte aus Baumstämmen, in welcher er mit kurzen Unterbrechungen fast zwei und ein halbes Jahr verbrachte. Dieses Treiben, das etwas stark nach Überspanntheit schmeckte, gab zu unverhältnißmäßig vielen Redereien Anlaß. Er wollte nur den Eingebungen seiner Vernunft folgen und ein einfaches unabhängiges Leben führen. Er lehnte sich gegen die Hypercivilisation mit ihren alles in Fesseln schlagenden Herkömmlichkeiten auf, weil er sah, daß sie den Menschen daran hinderte, seiner Individualität treu zu bleiben. Er gelangte zu dem Schluß, daß ein primitives Waldleben mitten im Schoße der Civilisation ihn am besten lehren würde, was zum Leben unumgänglich nothwendig und was überflüssig sei, was ein Philosoph entbehren könne und was nicht. Das Experiment wollte er in dem seiner Heimat nahe gelegenen Walde machen. Was ihn zu diesem Schritt bewog, war viel mehr seine Neigung zu einem einfachen Leben, als seine Liebe zu Thieren und Vögeln, und nachdem er alles gelernt, was die Waldeinsamkeit ihn lehren konnte, kehrte er unter seine Mitmenschen zurück, nahm das Gewerbe eines Bleistiftmachers wieder auf und wurde, als die Zeit herankam, einer der treuesten und eifrigsten Verfechter der Sclaven-Emancipation. Die Reden, die er für diese Sache hielt, beweisen, daß er nicht nur träumen und beobachten, sondern auch handeln konnte und weder Egoist noch Menschenfeind war. Der Kummer über die Haltung der Staatsmänner des Nordens beschleunigte seinen Tod, den er sich im Jahre 1860 durch eine Erkältung zuzog, als er die Jahresringe eines Baumes zählte. Soweit sein äußerliches Leben, das des Interessanten wenig genug bietet. Nichts jedoch ist bezaubernder als die Erzählung jener „Walden"-Episode, die den größten Theil des Buches einnimmt und sich wie ein Feenmärchen liest. Thoreau's Sympathie für die Thiere und das liebevolle Vertrauen, das diese ihm zeigten, lassen die Frage aufwerfen, ob es wohl möglich ist, daß den Wundern des heiligen Franz von Assisi, über die wir als legendenhaft hinwegzugehen gewohnt sind, ob der Orphussage wirkliche Thatsachen zu Grunde liegen. In Wahrheit klingen die von Thoreau erzählten und beglaubigten Geschichten genau so wunderbar, als die des Heiligen. Die Eichhörnchen flohen nicht vor ihm, die Vögel setzten sich, wenn er sie rief, furchtlos auf seine Schulter, das wilde Rebhuhn bereitete seiner Brut ein Lager unter den Fenstern der Hütte und ließ sich nicht nur von Thoreau beobachten, sondern duldete sogar, daß er eins der Küchlein in seine Hände nahm; die Fische kamen in seine Hand, sobald er sie in den Strom tauchte; die Mäuse wußten seine Essenszeiten, krochen auf seinen Arm und aßen ihm aus der Hand. Es war, als ob diese Hand mit magischen Künsten bewaffnet wäre. Er schien seine Freunde aus der Thierwelt durch geheimen Magnetismus an sich zu fesseln. Wie ein Flugfeuer verbreitete sich unter den Bewohnern des Waldes die Nachricht, daß ein Mann unter ihnen lebte, der die Thiere nicht tödtete, sondern wie Freunde behandelte. Die Zahl dieser stummen Besucher des Naturforschers war keine geringe, und oft konnte er sich derselben nicht erwehren. So erzählt uns einer seiner Freunde von den fruchtlosen Bemühungen Thoreau's, sich von der Gesellschaft eines Eichhörnchens eigenthümlicher Gattung zu befreien, das er eine Zeit lang bei sich aufgezogen hatte, um seine Gewohnheiten zu beobachten. Mehr als einmal brachte er das Thier zu dem Baume zurück, woher er es geholt, aber es kehrte sofort in seine Hand zurück und weigerte sich, ihn zu verlassen. Das letzte Mal verbarg es seinen Kopf in den Falten seines Wamses. Diesem Beweise von Zuneigung konnte Thoreau nicht widerstehen und so nahm er denn das Eichhörnchen wieder nach seiner Hütte zurück. — Ist das nicht gleich der Geschichte des wilden Kaninchens,

*) Thoreau, his life and aims by H. A. Page. Chatto & Windus. 1878.

das immer wieder in den Busen des heiligen Franz zurückkehrte, als ob es eine verborgene Ahnung von der Mitleidsfülle seines Herzens hätte? In einem seiner „Note-books“ erzählt uns Nathaniel Hawthorne, daß er die erste Anregung zu dem seltsamen Donatello, jenem Wesen, halb Faun, halb Mensch, dem Helden seines Romanes „Transformation“ von dieser Wahlverwandtschaft Thoreau's und der Thierwelt empfangen habe. Und je vertrauter Thoreau mit seinen thierischen Freunden wurde, desto mehr wuchs seine Liebe und Achtung für sie. „Ist es denn nicht möglich, fragte er, daß, wenn wir das Alles in Betracht ziehen, unter den Thieren ebenso eine Civilisation vor sich gehe, wie unter den Menschen? Mir erschienen sie wie rudimentäre Höhlenbewohner, die noch auf nichts anderes als ihren Schutz bedacht sind und der Umwandlung harren.“ Das Vertrauen, das die Thiere ihm entgegenbrachten, dünkte ihm eine größere Ehre, als irgend eine Gunstbezeugung, die ein Kaiser ihm hätte gewähren können. Daß Thoreau diese seine Umgebung verlassen konnte und auch wirklich verließ, zeigt, daß seine zeitweilige Absonderung nicht als eine Flucht vor seinen Mitmenschen aufzufassen ist, sondern als eine Art Vorbereitung, um frei und unabhängig für sie zu wirken. Sein späteres Leben beweist dies zur Genüge. Wunderbar erscheint nur, wenn man dieses Buch liest, daß der Mann so mißverstanden werden konnte. Aber das ist wahrscheinlich das unvermeidliche Schicksal aller Derer, die es wagen, sich von dem ausgetretenen Gleisen der Menschheit zu entfernen. Durchschnittsmenschen betrachten solch ein Abweichen vom Althergebrachten stets als einen Tadel ihres eigenen Mangels an Originalität und Unabhängigkeit und daher wird derjenige, der sich absondert, stets als excentrisch gebrandmarkt. Herr Page hat den Geist, der durch Thoreau's Leben zieht, mit solch feinem Verständniß und so geschickt erfaßt, daß wir nichts besseres thun können, als seine Schlußworte hierherzusetzen; er spricht von einer Zeit, von der wir nur erst träumen, die aber einige der Vorgeschrittensten unter uns bereits vorhersehen oder vielmehr vorherfühlen, von einer Zeit, da die Menschen aufhören werden, Dinge zu definiren, die über dem Bereich ihres Verständnisses liegen, und da die Natur nicht mehr zu dürrem Materialismus, sondern zu einer höheren und reineren Gemeinsamkeit leiten wird.

„Die Natur lehrt Einfachheit: die Einfachheit muß alle herkömmlichen Unterschiede oder das Gefühl derselben durch eine Kultur verwischen, deren Elemente allen zugänglich sind; hieraus ergiebt sich die Achtung vor menschlichem Streben und menschlichem Leiden und das Bemühen, Arm und Reich, Unwissend und Gelehrt, Denker und Arbeiter mit einem Bande zu umschlingen. Dies ist die echte Wiederkehr zur Natur und zur Einfachheit, von der Rousseau nur ein verkehrtes Bild voll vager Versprechungen gab, worin eine bankrotte Gesellschaft in ihrer Verzweiflung eine Zeitlang ihr Glück zu finden suchte, während sie all die Raffinements ihrer verrotteten Civilisation mit sich schleppte. Dies war das Gift, das alle Verjüngungsversuche des achtzehnten Jahrhunderts, so aufrichtig und ernst gemeint sie auch in vieler Hinsicht waren, von Grund aus verdarb. Es verlangte keine Entsagung und konnte sich der einschnürenden Fesseln des Herkömmlichen nicht begeben. Während es einerseits Fesseln abstreifte, schuf es sich zu gleicher Zeit neue und in seiner überschwänglichen Empfindsamkeit richtete es von Neuem und in einer gefährlicheren Form die Unterschiede wieder auf, die es zerstört zu haben vermeinte. Der Arbeiter, weil er von dem Luxus einer auf das äußerste angespannten Empfindsamkeit ausgeschlossen war, wurde dadurch schließlich in eine besondere Kaste gedrängt. Gleichheit wurde ein Gefühl, eine Vergüdung, ein ästhetischer Luxus. Die Lehre Rousseau's kehrte dahin zurück, von wo sie ausgegangen war und endete bei denselben Übeln, mit deren Bekämpfung sie begonnen hatte. Wir erwarten eine neue Wiederkehr zur Natur und zur Einfachheit, die eine vollere und innigere Sympathie des Menschen zum Menschen erzeugen wird; Thoreau und George Sand und ihnen verwandte Geister sind die Propheten dieser Wiederkehr.“

Dieses Buch gießt gleichsam einen erfrischenden und belebenden Hauch aus dem Urwalde auf unsere Überverfeinerung und allzugroße Anbetung des Realen.

Das Decemberheft des „Cornhill Magazine“ brachte seinen Lesern eine andere Menschenstudie, doch von einer ganz verschiedenen Art*). Thomas Otway, dessen Namen allen Lesern Lessing's bekannt sein muß, war einer der ersten Trauerspieldichter Dryden's, aber sein Ruhm hat zur Zeit seine Werke überlebt. Am meisten ist er bekannt als der Verfasser von „Venice Preserved“, wonach Lessing eingestandenermaaßen seinen „Samuel Henzi“ geschaffen hat. Aber selbst dieses Stück wird jetzt nur wenig gelesen, während die übrigen gänzlich vergessen sind. Der Verfasser dieser Studie wünscht daran zu erinnern, daß Otway nicht nur an und für sich Aufmerksamkeit verdient, sondern auch wie wichtig das Studium desselben für ein Verständniß der dramatischen Literatur England's ist. Die Abhandlung ist mit großer Sorgfalt, Scharfsinn und Lebendigkeit geschrieben und zeigt, daß ihr Autor nicht nur die Stücke, die er bespricht, sondern auch die Literaturperiode im allgemeinen sowol, als auch in den geringsten Einzelheiten, bis hinab zu den Bühnenintriguen der damaligen Zeit, genau kennt. Außerdem giebt er uns eine vollständigere Biographie Otway's, als wir bisher besessen, denn bis jetzt war sein Leben theilweise in Dunkel gehüllt. Auch bietet er uns eine besondere Analyse des zweifelhaften und posthumen Stückes „Heroick Friendship“, das von allen Herausgebern Otway's bisher als unecht zurückgewiesen worden war; unser Verfasser theilt diese Meinung nicht ganz. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir in den unterzeichneten Anfangsbuchstaben den Namen Edmund W. Gosse's lesen, der einer der schärfsten und fähigsten unserer jüngeren Kritiker und selbst kein mittelmäßiger Dichter ist.

Frankreich.

Daudet's Nabab.**)

In unserer Zeit der frühreifen Talente, die sich ebenso schnell erschöpfen als sie sich entwickelt haben, ist Alphonse Daudet eine merkwürdige Erscheinung. Nicht oft sieht man einen jungen Schriftsteller, der, wie Daudet, mit unüberwindlichem Mut ausgerüstet, sich durchstürmt und durchdrängt, nach und nach alle Mißstände in sich selbst beseitigt, alle Vorurtheile ablegt, die Einflüsse, die sein Talent in der vollen Entfaltung verdorben hätten, vermeidet, jedes Joch frei und stolz abschüttelt und endlich, nach saurer Mühe und bitteren Kämpfen, seiner angeborenen Genialität eine Bahn eröffnet, wo er unbestrittene und unanfechtbare Erfolge zu erringen vermag. Auf Daudet darf man

*) Thomas Otway, by E. W. G. in the „Cornhill Magazine“ for December 1877.

**) Alphonse Daudet. Le Nabab, moeurs parisiennes. Paris, 1878. Charpentier.

anwenden was Goethe von Schiller gesagt hat, er sei bei jedem Werk vollkommener. Von Jahr zu Jahr hat sich Daudet herausgebildet, und immer in fortschreitender Entwickelung begriffen, gelangt er heute zur schönsten Reife und Vollendung.

Nachdem Daudet die „Lettres de mon moulin,“ „Tartarin de Tarascon“, und „le petit Chose“ veröffentlicht hatte, galt er für einen anmutigen Schriftsteller, der mit fühlendem Herzen und gemütvoller Lebendigkeit seinen Stoff zu behandeln und den Leserinnen süße Thränen zu entlocken wußte. Nachdem er „Fromont jeune et Risler aîné“ und „Jack“ geschrieben, schien er sich gänzlich verändert zu haben; der gefällige Erzähler hatte sich in einen gediegenen tiefdenkenden Sittenschilderer umgewandelt. Nun da er den „Nabab“ geschaffen hat, erscheint er als Historiker der jetzigen Gesellschaft.

Denn man lasse sich nicht durch den Titel täuschen. Beim Namen „Nabab“ denkt man unwillkürlich an die ungeheure wundervolle orientalische Welt, wo Alles in üppiger Fülle wächst, wo Alles im Licht der glühenden Sonne und des Goldes erscheint, wo Alles ans Fabelhafte gränzt. Daudet aber hat uns nicht ins Morgenland versetzt. Paris selbst stellt er dar, nicht das heutige Paris, welches nach den harten Prüfungen, die es erlitten, sich zu männlicher Arbeit emporgerafft hat; sondern das Paris des zweiten Kaiserreichs, welches sich in den Strudel aller Vergnügungen hinreißen, vom Taumel aller sinnlichen Freuden berauschen ließ. Ja, es treten manche sehr bekannte Gestalten der kaiserlichen Periode hervor; Daudet hat die vornehmsten aus der Menge der damaligen Abenteurer wieder ins Leben gerufen; die Personen, die er einführt, wären leicht bei ihrem wirklichen Namen zu nennen*), und der Nabab ist ein Stück Geschichte unserer Zeit, ein mit schlagender Wahrheit und packender Energie geschriebenes Stück, welches, eigenthümlicher und großartiger als z. B. der Renegat von Claretie und Madame Denis von Malot, den späteren Forschern manche Aufschlüsse über die kaiserliche Regierung darbieten wird.

Der Held, Jansoulet, hat sich in Tunis durch Handelsgeschäfte ungeheuer bereichert. Er läßt sich in Paris nieder, und erhält, seiner Millionen wegen, den Beinamen: Nabab. Sogleich aber wird er von der gierigen Meute aller Schmarotzer und gewandten Spitzbuben umringt. Allmählich in schlechte Speculationen verwickelt, ausgeplündert und ausgesogen, von Neidern und erbitterten Feinden geplagt und gehetzt, mit den abscheulichsten Verleumdungen überschüttet, ist er bald die Beute des Unglücks. Sein Reichthum hat ihn zu Grunde gerichtet, und er selbst, verzweifelt und wütend, verflucht den Reichthum, der ihn, den zappelnden und aus dem tiefen Paktolus um Hülfe schreienden armen Mann mitten in goldenen Wogen ertränkt hat. „Ja, ruft er aus, indem er sich aus dem Schiffbruch zu retten versucht, ja, ich habe das Elend kennen gelernt; mit der Armut habe ich Leib an Leib gekämpft, und es war, das schwöre ich Ihnen, ein entsetzlicher Kampf. Aber weit entsetzlicher und grauenvoller ist es, gegen den Reichtum zu ringen und die aufgeschichteten Haufen Gold zu fühlen, die auf einmal zusammenstürzen und Glück, Ehre und Ruhe, Alles, Alles vernichten und zermalmen. Nie, selbst in den düstersten Tagen meiner Jugend, habe ich die Ängste und Besorgnisse empfunden, womit mich mein Vermögen überschüttet, dieses Vermögen, welches ich hasse, weil es mich erstickt!“

Um Jansoulet herum hat Daudet meisterhaft alle die Leute gruppirt, die zum Untergang desselben beitragen. Jenkins, der irländische Arzt, ist ein Charlatan, der ein neues System des Saugens erfunden, wodurch die Kinder zwar umkommen, er aber zu Ruf und Reichthum gelangt; ein vollkommener Heuchler, der immer lächelt und sich für einen Menschenfreund ausgiebt. Monpavon, ein verabschiedeter Officier, nun ein hoher Steuerbeamter, ist ein leidenschaftlicher Spieler; er bestiehlt den Staat: durch den Einfluß seiner Freunde entzieht er sich dem Proceß, der ihn um seine Ehre bringen würde; er denkt nur daran, sich fein zu kleiden und die Andern durch seine vornehme Haltung zu blenden; wenn er, geschminkt und geputzt, sich auf dem Boulevard spreizt und, nach Mora's, seines Gönners, Beispiel, einsilbige Worte redet, so ist er mit sich zufrieden und verachtet die ganze Welt: aber Mora stirbt und Monpavon, von dem Proceß bedroht, schneidet sich in einem Badehaus die Kehle ab. Moessard, der Typus des niederträchtigen Journalisten, der vornehme Industrieritter und literarische Gauner, ernährt sich durch Schandartikel, die er verkauft; den Weihrauch, den er streut, das Gift, das er verspritzt, Alles läßt er sich bezahlen; ja, sich selbst und seine zweideutige Schönheit bietet er um Geld feil. Le Merquier, der Günstling und Advocat aller Zionswächter, hat ein strenges rauhes Wesen angenommen; er gilt in der Gesellschaft für unbestechlich; er ist aber ebenso hab- und genußsüchtig wie die andern: ränkevoll machiavellisch, betritt er mit festem Fuß die dunkelsten Schleichwege. Der dicke Hemerlingue ist des Nababs Schuldner; deßhalb hat er seinem Wohlthäter einen unversöhnlichen Haß geweiht. Seine Frau, eine rachdurstige Afrikanerin, eine frühere Sklavin des Serails, hilft ihm in dem Krieg gegen den Nabab: Frau Hemerlingue, trotz der Mängel ihrer Erziehung, hat sich bald nicht nur an das Klima, sondern auch an die Lügen und Tücken der Pariser Welt gewöhnt; ja, schon von Hause aus eine Meisterin in der Verstellungskunst, hat sie sich rasch und gewandt die Verschlagenheit der gebildeten Gesellschaft angeeignet; die abgefeimte Person versteht sich auf alle Kniffe und Pfiffe, die den arglosen Jansoulet zum armen Mann machen sollen; sie hat sich bekehren lassen und der scheinbar brennende Eifer der Neugetauften macht sie in der klerikalen Welt sehr beliebt.

Dazu andere verlotterte Gesellen; der Theaterdirector Cardailhac; der Gemäldehändler Schwalbach; Paganetti, der Börsenspeculant, der Jansoulet's Namen ausbeutet um abenteuerliche Unternehmungen in Schwung zu bringen, der aber das Geld der Actieninhaber durch die Gurgel jagt; der Marquis von Bois Landry und seine Frau, die auf Kosten ihrer Lieferanten leben, und als eine Art lebendiger Reklamen sich in hohen Gesellschaften herumtreiben, um alles was sie nicht bezahlen, zum Modeartikel zu machen. Welcher Art ist nun diese von solcher Fäulniß durchdrungene Welt? Wer sind alle diese Menschen, an denen kein gutes Haar mehr ist? Auf die Frage antwortet Daudet selbst: er hat die „Bohême“ darstellen wollen. Was für eine „Bohême?“ Nicht die von Murger, mit ihren langhaarigen heißhungerigen Reim- und Pinselhelden; sondern die höhere „Bohême,“ zu der alle Abenteurer des zweiten Kaiserreichs gehörten; die „Bohême“ Derer, die unter dem schwarzen Rock oder der prachtvollsten Toilette alle Schandthaten verbergen. Die bekanntesten Geldmenschen von Paris, die überall in der Welt umherschweifen; die Edelleute, die mit ihrer Ehre Wucher treiben und sich zur gemeinsten Augendienerei erniedrigen; die Ärzte, die Arsenikpillen zum Verkauf ausbieten und Sittenpredigten halten; Mora selbst, der Staatsmann, der nur durch Eidbruch und Übertretung der Gesetze zur Herrschaft gelangt, Alle, fast Alle, die Daudet geschildert hat, gehören zu dieser echtesten „Bohême“, der losen, wilden, in frecher Völlerei tobenden Bohême. So auch

*) Mora ist Morny; Jansoulet, der Nabab, ist Bravay &c.

Frau Hemerlingue. So Felicia Ruys*), die berühmte Künstlerin, die sich über alle Gesetze der Gesellschaft hinweggesetzt hat; die in der Werkstätte eines Bildhauers, mitten unter den Modellen und Maitressen ihres Vaters großgeworden, sich nicht gegen das sie umgebende Laster gesträubt hat; die aus Ärger Mora's Geliebte geworden ist. Solche Frauen gehören zur höheren „Bohème."

Dieselbe „Bohème" hatte schon Zola in „Son Excellence M. Rougon" dargestellt. Es besteht allerdings eine große Ähnlichkeit zwischen Zola und Daudet. Beiden (denn Hector Malot steht ihnen an Verdienst nach), ist Balzac's Erbschaft zugefallen. Wie Balzac die Sittengeschichte der Julíregierung geschrieben und seine Zeit gewissermaßen in alle ihre Grundbestandtheile zerlegt hat, ebenso haben Daudet und Zola die Epoche des zweiten Kaiserreichs durchforscht und bis in die kleinsten Theile analysirt. Nach Balzac's Beispiel haben Daudet und Zola das Inventarium der Tugenden und Laster aufgenommen, aus den herrschenden Leidenschaften das Bedeutsamste ausgewählt, die hauptsächlichen Begebenheiten, die sich in der Gesellschaft zutrugen, erzählt, und, indem sie mehrere aus gleichartigen Charakteren hergenommene Züge zusammenstellten, bedeutende Gestalten geschaffen, die Fleisch und Blut haben, und als lebendige wahrhafte Menschen auftreten.**) Wie Balzac, haben Daudet und Zola keineswegs nach dem Effekt gehascht; stilistische Kunstgriffe und schöne Wendungen sind ihnen fremd; sie suchen nicht den Leser durch verwickelte Handlungen in großer Spannung zu halten. Wie Balzac verfahren sie nach wissenschaftlicher Methode und stellen mit höchst getreuer Wiedergabe aller Einzelheiten den Menschen dar, wie er ist. Sie schildern ihre Zeitgenossen, nicht als conventionelle Typen, die aus der Phantasie des Schriftstellers hervorgehen, sondern als Glieder einer Gesellschaft, als wirkliche Geschöpfe, die von ihrer Umgebung abhängen und sich von ererbten Leidenschaften und mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheilen beherrschen lassen. Sie wenden mit derselben Genauigkeit und Geduld dieselben Mittel an; sie vertiefen sich in die geringfügigsten Umstände; sie spüren jeden Augenblick den Neigungen und Tendenzen der Mitlebenden nach; sie verfassen einen Roman, nicht wie manche, die ebenso schnell und fertig schreiben, als ob sie eine Mahlzeit in Hast zu sich nähmen; sie kneten ihren Stoff gehörig durch; auch sie arbeiten im Schweiße ihres Angesichts; nur nachdem sie Jahre lang über ihrem Werk ängstlich gebrütet, entschließen sie sich es in die Öffentlichkeit hinausgehen zu lassen. Allein trotz dieser Ähnlichkeit, wie weit weichen Daudet und Zola von einander ab! Die Verschiedenheit des Charakters und des Talents zeigt sich schon in den Helden, die beide gewählt haben. Zwei Männer dürfen als Repräsentanten des zweiten Kaiserreichs gelten: Morny und Rouher. Morny, den Victor Hugo in der „Histoire d'un Crime" so treffend geschildert hat, war ein Skeptiker, ein gewissenloser Mensch, aber ein „Gentilhomme" vom höflichsten Wesen, der eine vornehme Eleganz zur Schau trug; der selbst im Ausführen des Staatsstreichs alle Anstalten mit lächelnder Miene traf und dem Verbrechen den Anschein des feinen Tons gab. Rouher dagegen, etwas unbeholfen und plump, mit kraftvoller Faust und feistem Rücken, ist nur ein Rabulist, der sich heiser schreit. Wen hat nun Zola zur Hauptperson seines Romans gewählt? Den der gröber und roher ist, der sich von den Schlacken und Schalen des Naturzustandes nicht befreit hat. Rouher redet mit brüllender Stimme, er ist gut bei Fleische, er stammt aus den niedern Classen, er hat etwas Gemeines, er ist ein Auvergnat, der das Herbe und Schroffe der Provinz behalten hat; alles das gefällt Herrn Zola, der, zwar ein Ehrenmann, doch von der rohen Leidenschaftlichkeit und dem brutalen Benehmen Rouher's angezogen wird. Daudet aber hat Morny, den anständigen Weltmann, den feinsinnigen Diplomaten, mit großer Vorliebe geschildert. Zola hat kein Bedenken getragen, den lebenden Rouher darzustellen; Daudet läßt den todten Morny erscheinen. Zola hat alles in Rougon's Charakteristik übertrieben, und der romanhafte Rougon steht über dem wirklichen weit erhaben; Daudet hat Morny's Charakter, den er überdies von nahem kennen gelernt, auf das Genaueste gezeichnet, so daß Zola, der sich freier und offener zum Realismus bekennt, der Realität weniger treu geblieben ist als Daudet.

Daudet verbannt das Ideal nicht. Zola dagegen empört sich gegen das Ideal; er will es aus dem Gebiet der Literatur verweisen, und zwar nicht — wie Plato den Dichter aus seiner Republik ausstieß, — mit Blumen bekränzt und mit Lobeserhebungen überschüttet, welche die Härte der Verbannung mildern. Zola ermangelt der Achtung und Ehrerbietung, die man immer einem Feinde, selbst im erbittertsten Krieg, schuldig ist; er kämpft gegen das Ideal auf Leben und Tod; ja, der geistvolle Mann, aus Haß gegen das Ideal, hat keinen Anstand genommen, sich in die Sümpfe des niedrigsten Volkslebens zu stürzen und im „Assommoir" das viehische Leben des Straßenpöbels darzustellen, und die Wörter, die derselbe gebraucht, aus der Gosse und dem Koth hervorzuziehen. Immer rücksichtslos, wirft er das Ideal weg, als ob es der Kunst, ja der Wahrheit und Sittlichkeit verderblich wäre: streng und unerbittlich wie ein Cato, scheint er alles, was er schreibt, nicht blos seine Romane, nicht blos jede Seite seiner Romane, sondern auch seine Feuilletons und Recensionen mit dem plebeischen Todesurtheil zu schließen: „Das Ideal muß zerstört werden."

Es ist wahr, wenn unsittliche Bilder und schändliche Zoten sich nicht hineinmengen, hat der Roman, dem alles Ideal fehlt, etwas Imposantes; er gleicht dem alten Kämpfer, der den Göttern trotzt und seiner eignen Faust vertraut. Und zwar, wie man den Ajax bewundert, der auf der Klippe gegen den Jupiter die Faust ballt, ebenso müssen wir auch dem Romanschreiber, der von allem Schönen und Guten nichts wissen will, unsere Theilnahme schenken. Was für derbe energische Anlagen besitzt nicht ein Mann, der uns selbst zum Trotz in das Gebäude, welches er aufgeführt, hineinschleppt, mitten in den Schmutz, mitten in den Unflath, dahin, wo wir vor Ekel schaudern, wo aber uns, indem wir die Größe und gewaltige Höhe des Baues betrachten, ein inneres Gefühl der Bewunderung anwandelt! Wie kernig und nachdrucksvoll sind manche Schilderungen in „Eugène Rougon", „la Conquête de Plassans" und „le Ventre de Paris!" Aber welche Masse der Kriecherei und Gemeinheit, der niederträchtigen Handlungen und elenden Streiche! Sind denn alle Menschen so verworfen? Giebt es allerorten solche Kothseelen? Balzac, der doch auch Unmenschen darstellte, hat sich manchmal erweichen lassen; er ist gegen die Menschheit nicht so unbarmherzig gewesen wie Zola; er hat mit uns Mitleid gehabt, und um uns zu trösten und zu erheben, hat er gute edle Charaktere geschaffen, die so lange leben werden als die schlechten und abstoßenden seiner „Comédie Humaine". Wer kennt nicht Eugenie Grandet, die sich so hochherzig aufopfert, und den immer großmütigen David Séchard, und den loyalen César Birotteau, der sich eine zeitlang, wie der Nabab,

*) Vergleiche Clorinde Balbi in „Son Excellence Monsieur Rougon" von Zola.

**) So ungefähr hat Balzac selbst seine schriftstellerische Thätigkeit charakterisirt.

vom Reichthum verblenden läßt, der aber in der Armut alle Tugenden einfach und erhaben bewährt? Und darum ist A. Daudet der würdige Nachfolger von Balzac. Nicht vergebens hat er im Père Lachaise Balzac's Büste betrachtet, „die ausdrucksvolle colossale Büste, mit breiter Stirne, mit langen Haaren und ironischer Lippe." (p. 386.) Zola, vielleicht eigenthümlicher und gewiß männlicher als Daudet, verläßt die rechte Bahn und geräth auf Ab- und Irrwege. Daudet, indem er die Lasterhaften und Ehrlosen darstellt, vergißt die Andern nicht, die jeden Tag ihre Pflicht bescheiden erfüllen und ihren Mitmenschen mit größter Selbstverleugnung dienen. Dem de Géry, einer seiner Personen gleich, sitzt er mit herzlicher Freude an dem Herd der Familie Joyeuse; daselbst findet er ein Paris, von dem die Feuilletonschreiber und Reporters schweigen, ein rechtschaffenes, arbeitsames, der Provinz ähnliches Paris, welches aber einen größeren Reiz als die Provinz selbst darbietet, weil es mitten im stürmischen Drängen und krankhaften Treiben der umgebenden Welt immer ruhig und gesund bleibt. Ebenso wie im Bois de Boulogne (s. p. 332) neben den schönen, täglich benetzten Alleen, die so viele Kutschen durchziehen, neben dem glänzenden See, neben den künstlichen Felsen und den grünen Baumgängen ein anderer Wald sich verbirgt, ein echter Wald, wo sich die Natur in ihrer Frische und Üppigkeit entwickelt, ein Wald mit vieljährigem Dickicht, mit wildem Gebüsch und Gesträuch, mit unbetretenen Pfaden, denen zur Seite rieselnde Bäche fließen; ebenso zeigt uns Daudet, neben den infamen Missethaten und Schändlichkeiten der vornehmen Welt, die unbekannten Großthaten, die in der Stille und gemütlichen Ruhe der bürgerlichen Kreise geschehen. Das Edle und Schöne, was Paris in seinen stillen Winkeln enthält, ist dem liebevoll neugierigen Beobachter nicht entgangen. Ja, der Held, der dem Buch den Namen giebt, der Nabab selbst, ist ein gutmütiger biederer Mann. Er hat zwar den Türken das Fell über die Ohren gezogen; der Türke aber ist für ihn „Ungläubiger", ein „Nichtchrist"; und Jansoulet hat das Recht geübt, Repressalien zu gebrauchen. Man bemitleidet den unglücklichen, von verschmitzten Gegnern umzingelten Nabab, der das Netz der Falschheit und schnöden Gleißnerei nicht zu durchbrechen vermag. Er war eine ehrliche Haut; nur weil er nicht List mit List, Büberei mit Büberei vergolten, hat er den Kürzeren gezogen. Er geht zu Grunde, aber von unserer Theilnahme und Sympathie begleitet, und indem er stirbt, der öffentlichen Verachtung preisgegeben, lesen wir „in seinem schmerzvollen, flehenden, empörten Auge von einer der größten und grausamsten Ungerechtigkeiten, die Paris je begangen hat."

Arthur Chuquet.

Italien.

Gino Capponi's kleine Schriften.

(Schluß.)

Diese Unbefangenheit des Urtheils auch Dingen, Persönlichkeiten und Richtungen gegenüber, die ihm sehr fern liegen oder gar widerstreben, ist für Capponi zu charakteristisch, als daß wir ihr nicht noch weiter nachgehen möchten. War er doch in einer Zeit aufgewachsen, in der Kirchthurmsgesichtspunkte und Kirchthurmsvorurtheile in den Köpfen der Italiener vorherrschten, so daß kaum die größten unter ihnen sich ganz von denselben befreien konnten. Hatte doch der weit jüngere Cavour langer Zeit bedurft, um sich aus der Enge des provinziellen Gesichtskreises herauszuarbeiten; und unter den großen Figuren der letzten politischen Erhebung Italiens ist Garibaldi vielleicht der einzige, in dessen Seele kein Anklang von Geringschätzung der einen oder der anderen Bevölkerung, weil sie nicht die seiner Heimat ist, nachgewiesen werden kann. Die Unparteilichkeit Capponi's möchten wir auch weniger aus seinen frühen Reisen, obwohl diese gewiß zur Ausbildung seiner Anschauungsweise wesentlich beigetragen haben, auch nicht einmal so sehr aus den allseitigen persönlichen Einwirkungen, die er erfahren, herleiten, als aus der consequenten, ernsten Arbeit an sich selbst, denn wem es um die eigene innere Sittlichkeit zu thun ist, sucht vor Allem gerecht gegen Andere zu sein. Mit dieser Gerechtigkeit ausgerüstet, siegte er zunächst über provinzielle Vorurtheile, so daß er eine richtige Schätzung hatte sowohl für Piemontesen als Neapolitaner, gegen welche letzteren zumal früher absprechende Urtheile bei den Norditalienern an der Tagesordnung waren. Ein unbefangeneres Urtheil über die Süditaliener verdankte er wohl zunächst dem vertrauten Umgang mit Colletta und anderen politischen Verbannten, die in Toscana eine Zuflucht fanden. Diese südlichen Stämme sind um ihrer complicirten Natur willen dem Fremden, der nicht längere Zeit in ihrer Mitte gelebt hat, besonders schwer verständlich; und Capponi spricht bezeichnend von der „undefinirbaren Natur der Neapolitaner", von deren zukünftiger Entwickelung er wie auch sein Freund Giusti eine hohe Meinung hatten.

Zu ähnlicher Unbefangenheit war er auch Ausländern gegenüber gekommen, was doch wiederum bei einem Italiener hervorgehoben zu werden verdient, da unter den großen Nationen Europa's sich wohl keine andere seit einigen Jahrhunderten gegen das Ausland so abschließend verhalten hat wie die Italiener, nachdem sie früher das reisende Volk κατ' ἐξοχήν gewesen. Man möchte höchstens behaupten, Capponi habe bis ans Ende ein Vorurtheil gegen die Deutschen bewahrt. Bekanntlich schreibt man ihm die Äußerung zu, daß er Gott für seine Blindheit danke, weil diese ihm verhindere, die deutschen Uniformen zu sehen. Sicherlich auch ist es ihm schwer geworden, sich von den Eindrücken der österreichischen Fremdherrschaft loszumachen, die in Italien (nicht ganz unlogischer Weise) immer mit deutscher Fremdherrschaft identificirt worden ist. Und doch sind wir der Überzeugung, daß es mit seiner Abneigung gegen die Deutschen im Grunde nicht so schlimm stand; und dies behaupten wir, obwohl Jemand gerade aus den Scritti inediti das Gegentheil zu erhärten versucht sein möchte. An nicht wenigen Stellen derselben tritt nämlich der besonders feine Humor Capponi's glänzend hervor; und dieser richtet sich seltener gegen Italiener, wie z. B. den Grafen Angelo d'Elci, der dreißig Jahre an Satiren feilte, die schließlich ihren Zweck verfehlten, weil die Laster, die er darin gegeißelt, inzwischen eine Wandelung erfahren hatten; vielmehr sucht er mit Vorliebe seinen Stoff unter Deutschen auf. Die bekannte Anekdote von Klopstock, der seine Dichtungen am Ende selbst nicht mehr verstand, als die Phantasie, welche ihm gewisse Stellen eingegeben hatte, erloschen war, veranlaßt ihn zu der nicht üblen völkerpsychologischen Bemerkung: „Dergleichen gehört recht eigentlich in jene Klimate, wo statt der Sonne Nordlichter an der Tagesordnung sind." Ferner sagt er von einer gewissen Expedition der Freiwilligencolonne Manara, daß sie das historische Bewußtsein des Frankfurter Parlaments gereizt habe, d. h. die Leidenschaften Deutschlands gegen Italien, welche seit den Zeiten Armin's angefacht seien „und seit dem Siege desselben den Namen „Recht" zu führen angefangen hatten" u. dgl. mehr. Aber einerseits ist

daran zu erinnern, daß gerade die Deutschen in der Selbstpersiflage Außerordentliches geleistet haben, und Deutschlands größter Poet seit Goethe verdankt diesem Hang einen wesentlichen Theil seines Ruhms, und zwar mit Recht, weil in einem gewissen Spott mehr Ernst liegt als im Ernst selbst. Andererseits mangeln die Beweise von Anerkennung dessen, was bei den Deutschen anerkennenswerth ist, nicht ganz bei Capponi, und es muß der Thatsache gedacht werden, daß er mit dem österreichischen Hof, der in Toscana regierte, gesellschaftlich nicht gut auskam, ja in einem fast vertrauten Verkehr stand, bis die politischen Gegensätze dies unmöglich machten. Ja er giebt uns ein Beispiel davon, wie er selbst andere Italiener zur Unbefangenheit nach dieser Richtung hin zu erziehen pflegte; und dies ist so sinnig, daß wir uns nicht versagen können, es anzuführen: es ist eine Stelle der Ricordi: 1817 kam Carlo Alberto, damals Principe di Carignano, nach Florenz, um seine Hochzeit mit der Tochter des Großherzogs zu feiern. Capponi schloß Freundschaft mit ihm und sie sprachen davon, die Deutschen fortzuschicken u. dgl. Der Prinz rasselte mit dem Säbel und ging in seiner Abneigung gegen Österreich so weit, daß er erklärte, seine junge Frau sei ihm gar nicht erwünscht, sondern ihm gegen seinen Willen aufgedrungen. Da profitirte Capponi von dem Umstand, daß er fünf oder sechs Jahre älter war, um dem Prinzen eine Vorlesung darüber zu halten, daß sie eine süße und auch hübsche Creatur sei, und wenn er ihr nur ein wenig wohl wollte, so würde er nach sechs Monaten nicht mehr bemerken, von welcher Abstammung sie sei.

Dieser nicht gewöhnlichen Freiheit der Auffassung, wie sie bei Capponi den Italienern anderer Provinzen und Ausländern gegenüber hervortritt, begegnen wir auch, wo es sich um große geistige Richtungen und um Parteien handelt. Am befangensten blieb er in der religiösen Frage. Bekanntlich war er ein gläubiger Katholik, und deßhalb zerriß am Ende seine Freundschaft mit Niccolini, denn dem Dichter des Arnaldo di Brescia war es zu arg, daß Capponi und Centofanti in ihr Glaubensbekenntniß sogar die Santissima Annunziata einschlossen. Mit der Geschichte der Kirche hat er sich viel beschäftigt; noch unter den nachgelassenen Schriften bleibt ein Zeugniß davon in der Einleitung zu einer Geschichte der Päpste übrig, welche Tabarrini gleichfalls in seine Sammlung aufgenommen hat. Bei diesem Standpunkt ist es begreiflich, daß dem Greise eine unbedingte Anerkennung derjenigen Lösung, welche die päpstliche Frage im Jahre 1870 erhielt, schwer fiel. Oft haben daher selbst die Klericalen manche Stellen aus seinen beiden Senatsreden (vom 29. December 1870 und vom 21. April 1871), welche sich auch unter den Scritti editi befinden, als zu ihren Gunsten sprechend, citirt. Gewiß mit Unrecht. Wenn man nämlich recht erwägt, von welcher nicht nur in religiösen Fragen, sondern, wie er selbst zugesteht, absolut ängstlichen Natur, wie der Capponi's, jene bekannten Bedenken erhoben worden sind, so können sie keinesfalls als mit den großen politischen Resultaten und der Macht Italiens im Widerspruch stehend aufgefaßt werden. Auch wäre doch wohl jeder Zweifel an seiner nationalen Rechtgläubigkeit ein vorwitziger. Aber unpolitisch, wenn sie auch rhetorisch unleugbar schön sind, mag man jene so oft citirten Worte nennen: „In der Stadt der Paläste müßt Ihr nach Palästen suchen, aber alle sind niedriger als der Vatican, der seit Jahrhunderten aufgerichtet ist „con quella leva possente sopra tutti che è la religione.“ Der, welchem jener Palast gehört, kann Niemand über sich anerkennen. Wenn „dieser Palast leer würde, so würde eine entsetzliche Öde entstehen“. Capponi war aber gerade wegen der Vielseitigkeit seiner Gesichtspunkte, weil er in jedem Fall alle Für und Wider zu erwägen pflegte, kein großer Politiker, am wenigsten ein großer Staatsmann, wovon er selbst ein klares Bewußtsein hatte. Erwägt man dies und zugleich, wie mächtig die Motive auf ihn wirken mußten, welche ihn zu jenen Reden bewogen, so wird man eine Sprache auch in diesem Fall maßvoll finden.

Unter allen Strebungen und Richtungen, die Italien im Verlauf dieses Jahrhunderts hervorgebracht, mußte einer offenen und unbefangenen, allen Verschwörungen und Gewaltsamkeiten abholden, bis zur Ängstlichkeit vorsichtigen Natur, wie Capponi, keine antipathischer sein als der Mazzinianismus. Schied ihn doch sogar schon von einem so gemäßigten Mann wie Massimo d'Azeglio die Furcht, sich in Parteiungen einlassen zu müssen: per me dai partiti rifuggiva sempre. Nichts natürlicher als daß er in jenem gedankenreichen Aufsatz über Dandolo's Lombardische Freiwillige Mazzini speciell und seinen Landsleuten überhaupt eine derbe Lection über die Verderblichkeit des Conspirations- und Verschwörungswesens, der Sectirerei, hält; Übel, an denen die Italiener so lange Zeit gekrankt haben und von denen sie, nachdem man sie eine Zeit lang verschwunden glauben konnte, immer noch nicht ganz geheilt scheinen. Und Mazzini selbst charakterisirt er dort folgendermaßen: „Er glaubt an seine Idee, glaubt wirklich daran, d. h. er hat sich daran gewöhnt, außer ihr nichts wahrzunehmen, nichts zu suchen. Er wird nicht gewahr, daß der Hochmut jene Idee in ihm aufrecht erhält. Es ist reiner und abstracter Hochmut ohne Beimischung niedrigerer Gelüste und persönlicher Affecte. Um dieses Mangels an Affecten willen opfert er seiner Idee Menschen und Dinge und die ganze Gegenwart ohne Scrupel.“ Und doch bleibt Capponi auch Mazzini gegenüber seiner wohlwollenden Unparteilichkeit getreu. Nicht als ob es ihm an Muth gefehlt hätte, dem großen Agitator bei einer der flüchtigen Begegnungen, die er mit ihm hatte, ins Gesicht zu sagen, daß er keinen Glauben habe an die Einheit Italiens in dem Sinne, wie Mazzini sie verstände, daß durch die Mazzinianer die Deutschen nicht vertrieben, sondern verstärkt würden, und daß er, Capponi, in dieser Überzeugung die Unterdrückung ihrer Partei wünsche. Aber zugleich gesteht er zu, daß Mazzini Viel gethan habe, um die Menge anzustacheln, immer freilich mit verdeckten und indirecten Mitteln, ohne sie je mit Wort und Effect fortzureißen; und daß er, Mazzini, „eine gewisse Einfachheit der Seele besaß, welche man Güte zu nennen pflegt“.

Wir haben der Stellung Capponi's zu den nicht toscanischen Völkerschaften Italiens, seines Verhältnisses zu den Parteien und der Kirche Erwähnung gethan. Da der Gedanke „Italien“ bei ihm alle übrigen beherrschte, so sind seine Schriften eine unerschöpfliche Fundgrube von Betrachtungen über Land und Leute. Und zwar ist seine Auffassungsweise so originell, daß, wo er auch die am häufigsten behandelten Themata berührt, unsere Anschauung immer durch ihn bereichert wird. Man lese z. B. in dem öfter citirten Aufsatz über die Lombardischen Freiwilligen seine Ausführungen darüber, was in Italien unter Volk zu verstehen sei. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das Volk in seiner edleren Bedeutung hier viel mehr nach Unten hinabreicht, und daß man viel mehr in die Tiefe steigen muß als in anderen Ländern, bevor man jenes Etwas findet, das man niederes Volk oder Proletarier zu nennen pflegt, den Theil, welche die Politiker als passiv betrachten, d. h. der jener herkömmlichen Ideen ermangelt, aus welchen die künstlichere Cultur anderer Völker besteht. Man weiß nicht, wo man diesen Theil suchen oder finden soll? weil bisweilen in Italien die Niedrigsten besser und weit besser als die Höchsten sind, und die Unwissenden

besser als die Gelehrten, und die Ungebildeten besser als die sogenannten Gebildeten.

Will man aber wissen, welche Sprache Capponi am liebsten seinen Landsleuten gegenüber geführt sehen wollte, so giebt uns darüber seine Biographie Colletta's Aufschluß, wo er einige Betrachtungen des neapolitanischen Historikers hervorhebt, die er nach der Art, wie er sie citirt, zu seinen eigenen zu machen scheint: „Was unserem Vaterlande Noth thut, sind nicht Schmeicheleien, sondern ein wahrheitsgetreuer Spiegel, der ihm seine politische Unbeständigkeit vorhält, sowie die Überstürzung im Handeln, die Lauheit in der Aufrechterhaltung des Errungenen, die Neigung zum Argwohn, die médisance gegen die Hochgestellten, das Imstichlassen der Freunde. — Aber in demselben Spiegel muß man auch die Ungeduld des Volks gegen die Ungerechtigkeiten der Regierung sehen, worin ein Beweis guter Anlage und ein Sporn zu civilisatorischen Unternehmungen liegt; ferner die Leichtigkeit sich zu verständigen, in Bewegung zu kommen und zum Ziel zu gelangen, die Bescheidenheit im Siege und die duldende Tugend unter den Geißeln der Tyrannei, neben der Lässigkeit in Ausführung guter Pläne das niemals vollständige Aufgeben derselben, die Bereitschaft zu den Waffen, die Lebendigkeit des Geistes, die leicht anzufachende Gutwilligkeit."

G. M.

Rußland.

Eine Liebeswerbung Lassalle's.*)

Die zuerst in der russischen Zeitschrift „Viestnik Evropy" erschienene Schrift hält mehr, als der bescheidene Titel verspricht. Zwar die Liebesgeschichte selbst, welche den stofflichen Kern bildet, zeichnet sich durch keinerlei pikante Zwischenfälle aus. Lassalle lernt als fünfunddreißigjähriger Mann ein fünfzehnjähriges Mädchen kennen, verliebt sich in sie, bewirbt sich um ihre Hand, wird abgelehnt und wechselt mit ihr nach einem verstimmten Schweigen noch einige freundschaftliche Briefe. Allein der unbefangene, knappe und doch genaue Bericht der Thatsachen, der nur als Erklärung und Ergänzung zu den fünfzehn Briefen auftritt, giebt mit diesen Briefen selbst, unter denen sich eine sechzig Druckseiten umfassende Selbstschilderung Lassalle's befindet, ein abgeschlossenes Miniaturbild seines Charakters, wie es klarer und schärfer aus keiner der bis jetzt bekannt gewordenen Schriften von ihm oder über ihn hervortritt.

Lassalle begegnet im Jahre 1860 in Aachen, wo er sich zur Kur aufhält, einer jungen vornehmen Russin, Sophia Adrianowna S....f., die beim ersten Anblick einen großen Eindruck auf ihn zu machen scheint. Schon die Art, wie er diese Bekanntschaft anknüpft, zeigt sein rasch entschlossenes, vorwärts drängendes, siegesssicheres Wesen. — Im Heraustreten aus dem Gasthof sieht er das soeben ankommende Mädchen im gedeckten Wagen neben ihrem Vater sitzen. Er bleibt stehen, sowie er sie erblickt, „betrachtet sie so einige Secunden, kommt näher, bleibt wieder stehen, wendet sich nach der Seite, auf welcher das Mädchen sitzt, sieht sie forschend an, wiederholt dasselbe Manöver noch zweimal und setzt dann seinen Weg fort." Es ist sogleich klar, daß es ihm nicht weniger darum zu thun ist, gesehen zu werden, als zu sehen, ebenso wie sich im Verlaufe der ganzen Werbung herausstellt, daß nicht seine Liebe die treibende Kraft ist, sondern sein brennendes Verlangen, mit aufopfernder Hingebung geliebt zu werden. Von der ersten Begegnung an hat er den Plan gefaßt, sich dieses jugendlichen Herzens zu bemächtigen und verfolgt ihn im Bewußtsein seiner unwiderstehlichen Gewalt Schritt vor Schritt, indem er jede Gelegenheit wahrnimmt, die Vorzüge seiner Persönlichkeit in ein glänzendes Licht zu setzen. Er läßt sich an dem nächsten Gesellschaftsabend, den die Wirthin des Gasthofs veranstaltet, Herrn S. vorstellen, „tanzt mit dem Mädchen zum großen Erstaunen der Gesellschaft, die ihn bisher niemals hat tanzen sehen," macht am nächsten Morgen bei seinen neuen Bekannten einen Besuch, entzückt Vater und Tochter durch den unerschöpflichen Strom seiner geistreichen Rede, verbringt von da ab jeden Abend in ihrer Gesellschaft, überhäuft das Mädchen mit Aufmerksamkeiten, läßt sich von ihr russische Lieder vorsingen, nimmt bei ihr Unterricht in der russischen Sprache, weiht ihren von Kindheit auf mit reformatorischen Ideen genährten Geist in seine socialen Lehren ein und fesselt das junge empfängliche Gemüt durch alle Mittel seiner glänzenden Geistesgaben so sehr an sich, daß er bei ihrer Abreise seines Erfolges sicher zu sein glaubt. Er täuscht sich über die Gefühle des Mädchens; aber eine despotische, von der Allmacht ihres eigenen Willens so fest überzeugte Natur wie die seine, glaubt an keine Selbsttäuschung. Er verlangt Liebe, er zweifelt also auch nicht daran, daß er sie gewinnen muß. Ein unbegränztes Vertrauen auf die Macht seiner Persönlichkeit, eine fein berechnete Art, die glänzendsten Seiten seines Wesens mit scheinbarem Freimut hervorzukehren, ein despotisches Bestreben, die Handlungen seiner Freunde nach seinen Absichten zu lenken und eine maßlose Gereizheit, wenn diese Absichten ihre Wirkung zu verfehlen scheinen, zeigt sich auf's deutlichste in den veröffentlichten Briefen. Es möge genügen, einige bemerkenswerthe Stellen aus dem ersten derselben anzuführen.

Seine Schülerin hat ihm von Brüssel aus einige kurze Nachrichten gegeben, und die ersten Worte seiner Erwiederung sind ein leicht verhüllter Vorwurf über Mangel an liebenden Worten. „O, welche Enttäuschung!" ruft er aus.... Was für einen andern Brief würde ich Ihnen geschrieben haben, wenn ich, ich Ihnen den ersten Brief geschrieben hätte." Ein dringendes Verlangen nach Liebe, obgleich keinerlei Erklärung vorausgegangen war. — Er drückt sein tiefes Bedauern darüber aus, daß sie durch die Kränklichkeit ihres Vaters verhindert ist, ihre beabsichtigte Reise nach Paris fortzusetzen, kann sich aber nicht enthalten, auf die Selbstlosigkeit dieser Empfindung hinzuweisen durch den Zusatz: „Urtheilen Sie, ob ich egoistisch bin." — Er beweist ihr, daß sie, um nach Rußland zurückzukehren, Berlin berühren müsse, — nicht um seinetwillen, beileibe nicht — sondern weil kein anderer Weg dahin führe (was nicht richtig ist, da Herr S. im Süden Rußlands wohnte) und weil es durchaus nöthig sei, daß ihr Vater Frerichs consultire. — Er verlangt von ihr, daß sie sich unablässig im Deutschen übe, da er nicht Zeit habe, russisch zu lernen; denn „wenn wir uns im nächsten Jahre wiedersehen — und es ist gar kein Zweifel, daß wir uns wiedersehen — müssen wir einander so vollständig verstehen, daß uns nicht die geringste Nuance entgeht, die leiseste Betonung, die zarteste Schattirung uns nicht undeutlich bleibt." Und er verlangt es nicht blos, er verspricht es sich in ihrem Namen selber. „Hier erhebe ich meine Hand von diesem Briefbogen, strecke sie Ihnen entgegen, ergreife die Ihrige und empfange Ihr feierliches Versprechen! Danke, es ist abgemacht! Sie werden es thun!"

*) Une page d'amour de Ferdinand Lassalle. Récit. — Correspondance — Confessions. Leipzig, Brockhaus 1878.

Ein kurzes und bündiges Verfahren, den Willen eines Andern zu zwingen." — Sie hat auf der Adresse ihres Briefes ein „von" vor seinen Namen gesetzt; er lehnt es ab mit den prunkenden Worten: „Ich habe die Ehre, nicht adlig zu sein." — Er schickt ihr zu ihrem Namenstage sein Bild, aber er kann dabei die Andeutung nicht unterdrücken, daß es ihn einige Ueberwindung gekostet habe, sich für sie in diesem kränklichen Zustande photographiren zu lassen." — Endlich schreibt er ihr den Termin ihrer Antwort vor. „Nicht wahr, Sie werden mir noch von Brüssel aus antworten? O, gewiß, Sie werden mir antworten, ich weiß es! Sie werden drei oder vier Tage hingehen lassen, und Sonntag oder Montag werden Sie mir nach Berlin schreiben!" Wer erkennt nicht aus diesem einzigen Briefe einen selbstgefälligen, hochtrabenden, eigenmächtigen Egoisten, der auf die Bewunderung und Liebe der Menschen ein Recht zu haben glaubt? Die übrigen Briefe bestätigen und verstärken den Eindruck, den der erste macht. Am merkwürdigsten ist das Schriftstück, in welchem Lassalle eine Schilderung seines eigenen Charakters, seiner socialen Stellung, seiner finanziellen Lage, seines Lebensganges und seiner politischen Erfolge giebt. Nichts drückt deutlicher den Charakter eines Menschen aus, als die Art, mit der er selber sein Wesen darstellt; denn sie zeigt uns nicht nur sein eigenes Ideal, sondern auch, was er für das Ideal derer hält, zu denen er spricht; sie entdeckt neben dem, was er sein will, auch das, wofür er von den Anderen angesehen werden möchte, und so erfahren wir durch die Anschauung, die er von sich und von den Anderen hat, meist der eigentlichen Absicht des Sprechenden ganz zuwider, am sichersten, was er selber wirklich ist. — Und in der That, nirgends enthüllt sich das Grundwesen Lassalle's so offenbar, wie in dieser scheinbaren Beichte, die in der schlecht verhehlten Absicht geschrieben ist, das Herz eines jungen Mädchens mit Enthusiasmus zu erfüllen. Dieses Grundwesen besteht darin, daß es Lassalle niemals darum zu thun ist, das zu sein, wozu ihn die Natur bestimmt hat, sondern das vorzustellen, was seiner Phantasie als bewundernswerth vorschwebt. Nicht ein unwiderstehlicher Trieb zwingt ihn, sein inneres Wesen aller Hindernisse ungeachtet zu entfalten, sondern unbändiger Ehrgeiz stachelt ihn an, allen feindseligen Mächten zum Trotz eine glänzende Rolle zu spielen. Und weil in der Welt die Tugend der Aufopferung für die höchste und bewundernswürdigste gilt, wirft er sich zum Beschützer der Unterdrückten auf und führt diese Rolle sein Leben lang mit eiserner Beharrlichkeit durch. Denn daß es wirklich nur eine Rolle ist, die er mit berechneter Virtuosität spielt, nicht seine eigentliche Natur, die er aus innerm Drange zur Geltung bringt, ergiebt sich aus der Übertreibung, die jeder seiner Handlungen anhaftet und die ein sicheres Kennzeichen der Unwahrheit ist, der Verstellung, der Absicht, Eindruck zu machen. Was ein Schauspieler, der nicht im Stande ist, seine eigene Person und sein Publikum zu vergessen, auf der Bühne thut, das thut Lassalle im wirklichen Leben: er trägt die Eigenschaften, die er darstellen will, zu stark auf. Jenen Schauspieler, er mag noch so talentvoll und geistreich sein, nennen wir einen Coulissenreißer; diesen Menschen, und hätten ihn die Götter mit der Schönheit eines Antinous, der Kraft eines Achilles, der Beredsamkeit eines Demosthenes, dem Scharfsinn eines Oedipus begabt, — wir müssen ihn dennoch für einen Prahler halten, sobald er diese göttlichen Gaben ad majorem suam gloriam zur Schau stellt. Und das thut Lassalle bei jeder Veranlassung. Er pocht auf seine wissenschaftliche Bedeutung, auf seine Vorurtheilslosigkeit, auf seine Popularität, auf seinen eisernen Willen. Um furchtlos zu erscheinen, ertrotzt er sich Gefahren, um persönlichen Einfluß auszuüben, knechtet er seine Freunde, seine sieghafte Männlichkeit zu beweisen, zwingt er Frauen zu seinen Füßen, und die Wirkung seiner Beredsamkeit noch eindringlicher zu machen, überschraubt er sie zu Spitzfindigkeiten und Schwulst. So schießt er immer über das Ziel hinaus. Statt groß zu sein, tritt er großartig auf, statt gewaltig zu handeln, benimmt er sich gewaltsam und statt im Herzen der Menschen als leuchtendes Bild eines Helden zu leben, verblüfft er die Sinne der Menge durch die blendende Erscheinung eines Abenteurers.

Etwas von diesem Eindruck muß auch das junge Mädchen empfunden haben, von dem es in dem Berichte heißt: „Alles in Lassalles Schriftstück nahm ihren vorurtheilsfreien Geist für sich ein. Ihr kühner und energischer Charakter gefiel sich darin, Eigenschaften, die den ihrigen analog waren, in dem Abriß wiederzufinden, den ihr Lassalle in seiner Autobiographie gab; allein nichts davon rührte ihr Herz. Die Ausbrüche stürmischer Leidenschaft, die Lassalle sie sehen ließ, waren nicht im Stande, irgend eine Saite ihres Herzens in Schwingung zu versetzen."

Kein Wunder, da, was Lassalle sagte, nicht die einfache Sprache eines wahrhaftigen Herzens, sondern die kunstvolle Beredsamkeit eines fein berechnenden Geistes war.*) M. E.

*) Neuerdings ist in demselben Verlage (Leipzig, Brockhaus) dieselbe Schrift in deutscher Ausgabe erschienen. Diese unterscheidet sich von der französischen darin, daß der die Briefe verbindende Bericht, aus dem Russischen übersetzt, unmittelbar von der Dame herrührt, um deren Liebe Lassalle sich bewarb. Merkwürdigerweise giebt sie ihr Alter bei der ersten Begegnung mit Lassalle auf neunzehn Jahre an, während sie im französischen Text als fünfzehnjährig erscheint. Der schwere Kampf des unerfahrenen Herzens vor der entscheidenden Antwort und Lassalle's erneutes Drängen um Liebe noch nach der Abweisung ist ausführlicher geschildert, so daß auch das Bild des umworbenen Mädchens in anmutiger Klarheit sich zeichnet. Im Übrigen weicht weder die Erzählung der Thatsachen von der französischen Bearbeitung ab, noch wirft sie auf das Wesen Lassalle's, wie es sich aus jener ergab, ein neues Licht.

Kleine Rundschau.

— **Zur Brasilien-Literatur.** Eine in ihrer Klarheit, Übersichtlichkeit, Knappheit und Kürze dankenswerthe Darstellung brasilianischer Verhältnisse giebt uns die kleine, 87 Octavseiten starke Schrift „Brasilien unter Dom Pedro II" von Dr. A. von Nowakowski und H. Flechner**). Sie kann, da sie sich eben als einfache Darstellung von Thatsachen vortheilhaft von vielen anderen Arbeiten, welche weniger über, als vielmehr für oder wider Brasilien sprechen, unterscheidet, gern empfohlen werden, besonders da sie als Broschüre schon wegen ihrer Billigkeit jedem Interessenten zugänglich ist.

Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung über das Land des südamerikanischen Kaiserreiches, seine — in Vergleichen richtiger angegebene Ausdehnung, als die in dem jüngst erschienenen Canstatt'schen Werke „Brasilien, Land und Leute", und seine Bevölkerung geht die Schrift auf die Verfassung des Reiches über, den Senat und das Abgeordnetenhaus, die in den Händen des Monarchen ruhende vermittelnde Gewalt, die vollziehende und richterliche Gewalt —, bei deren Besprechung die Angabe auffällt,

**) Wien, 1877, Rudolf Lechner.

daß die Richter den Thatbestand, die Geschworenen das Strafmaaß bestimmen, — die berathende Behörde des Staatsrathes, die Verwaltung der Provinzen und die Heeresmacht und Wehrpflicht.

In dem von der geistigen Kultur handelnden Abschnitt scheint uns doch einige Unkenntniß der betreffenden Verhältnisse die Herren Verfasser zu günstig urtheilen zu lassen. Trotz der zahlreichen — angeblich 4653 Primär- und Sekundär-Unterrichtsanstalten, welche neben den staatlichen Schulen existiren, kam im Jahre 1871 nach dem angeführten Canstatt'schen Werke auf dreizehn schulpflichtige Kinder, im Alter von sechs bis vierzehn Jahren, kaum Eines, welches wirklich Schulunterricht genossen! Es wirft diese Angabe ein eigenthümliches Licht auf das Lob, welches die Herren Verfasser den Schulverhältnissen zollen.

Der nächste Abschnitt des Werkchens spricht über den Handel und die Industrie, die Verkehrsanstalten und die financielle Lage Brasiliens; wir erwähnen nur, daß 1826, im ersten Jahre des brasilianischen Reichstages, die Gesammteinnahme 6.042,049,000 Reis betrug; 1832, im Jahr der Thronbesteigung Dom Pedro II., schon 11.118,760,000 Reis; im vorletzten Jahre 187[illegible] aber schon 129.580,811,000 Reis. Die schwebende Schuld des Staates, bestehend aus den entlehnten Depositengeldern, den Schatzscheinen und dem Papiergeld, beläuft sich auf etwa 200.462,573,000 Reis; sie wurde jedoch, um im Jahre 1875, während der allgemeinen Handelskrisis, die Banken ausgiebig unterstützen zu können, um 25.000,000,000 Reis vermehrt.

Der letzte Theil der Schrift behandelt den aufblühenden Ackerbau, die Bodenkultur und die Viehzucht des Reiches.

Eine nähere Besprechung dieser einzelnen Punkte können wir unterlassen, da die Leser dieser Blätter eine solche bei Gelegenheit der Notiz über das schon genannte Canstatt'sche Werk in Nr. 29 des 46. Jahrgangs 1877 des „Magazins" finden. Nur möchten wir darauf hinweisen, daß die in der vorliegenden Schrift gemachten officiellen Angaben nicht immer der Wirklichkeit entsprechen, insofern als Schulen, Eisenbahnen, Telegraphenlinien, Posten und Ähnliches allerdings auf dem Papier vorhanden sind, in ihrer Vollkommenheit und jetzigem Werth für das öffentliche Leben aber häufig an großen Mängeln leiden, den Anforderungen des Publikums oft durchaus nicht genügen und dem europäischen Reisenden ihre verhältnißmäßige Jugend immer in das Gedächtniß zurückrufen. In dieser Beziehung ist die Beschreibung eines Aufenthaltes oder einer Reise in Brasilien, wie sie Canstatt giebt, eine willkommene Ergänzung für officielle Angaben. Deßhalb wird kein praktischer Kenner des Reiches jetzt schon zugeben, daß — wie die Verfasser schreiben — Brasilien als Staat seine Aufgabe glänzend erfüllt habe. Hoffen wir, daß es geschieht, denn noch sind gar manche Übelstände vorhanden, die zu jener kühnen Behauptung durchaus nicht berechtigen.

Herman Soyaux.

— **Vom Don zur Donau.** Unter diesem Titel liegt uns eine in zwei Bänden erschienene Sammlung*) neuer Kulturbilder aus Halb-Asien von Karl Emil Franzos vor, in denen dieser begabte Schriftsteller fortfährt, die socialen Zustände in den Ländern des südöstlichen Europa durch eine Reihe ebenso scharf gezeichneter als lebhaft colorirter Schilderungen zu illustriren. Während der Verfasser in seinen früheren Werken, den Juden von Barnow, und „Aus Halb-Asien", sich vornehmlich in Galizien und der Bukowina bewegte, ist das Gebiet, welches er in den neuen Kulturbildern durchschreitet, ein erheblich ausgedehnteres; es umfaßt neben den Wohnsitzen jener Stämme, welche der Bonner Historiker Mendelssohn-Bartholdy treffend als subgermanische Nationen zu bezeichnen pflegte, einen Theil von Süd-Rußland und der Balkan-Halbinsel, und weiß sogar auf dem alten Kulturboden Oberitaliens halbasiatische Reminiscenzen, die besser mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt blieben, ans Licht zu ziehen. Auch in der Auswahl der Schilderungen zeigt die neue Sammlung eine größere Mannigfaltigkeit als ihre Vorgängerin. Während in dieser das novellistische Element überwog, treten demselben hier literarische Skizzen ebenbürtig an die Seite, in denen der Verfasser das Geistesleben einzelner osteuropäischer Völkerschaften, namentlich der Ruthenen, der Bulgaren und der Rumänen in zusammenhängenden Darstellungen ihrer Literaturbestrebungen vorzuführen sucht. — Wenn schon das lebhafte Interesse, welches sich durch den russisch-türkischen Krieg auf's Neue dem Südosten unseres Welttheils zugewendet hat, dem neuen Werke von Herrn Karl Emil Franzos in weiten Kreisen Beachtung sichert, so wird diese Theilnahme ohne Zweifel noch erhöht werden durch das bedeutende Erzähler-Talent, die frische kecke Vortragsweise und die scharf zugespitzte Tendenz dieser Schilderungen. Ursprünglich als Feuilletons geschrieben, machen sie dieser ihrer Herkunft durch Geist, Schlagfertigkeit und packende Gegenständlichkeit Ehre; sie sind aber auch nicht frei von den Fehlern ihrer Tugenden, indem das Sensationelle und Überwürzte nicht selten auf Kosten des Künstlerischen vorwiegt. — Kritiker der früheren Franzos'schen Publicationen, deren Zeugnisse, einer leider immer mehr einreißenden Unsitte zufolge, dem jetzigen Buche in reichster Auswahl vorgedruckt sind, haben den talentvollen Verfasser der Kulturbilder aus Halb-Asien mit Turgeniew verglichen. Diese Parallele ist, wie jeder Leser der unvergleichlichen Blätter aus dem Tagebuche eines Jägers ersehen wird, bis zum Lächerlichen unzutreffend, und hoffentlich ist Herr Franzos der Erste, sich gegen die Gleichstellung mit dem großen russischen Dichter und Volksschilderer zu verwahren. Mögen die Erfolge, welche dem jungen Autor bei seinem Eintritte in die literarische Arena in ungewöhnlich reichem Maße zu Theil geworden sind, ihn nicht zu überschneller Production und zur Überspannung seiner Kraft verleiten! Uns will bedünken, als thäten dem Verfasser Sammlung und Muße zum Ausreifen und Sichten seiner Schöpfungen Noth, damit er sich auf der Höhe erhalte, welche ihm einzelne vortrefflich gelungene Skizzen „Aus Halb-Asien" zuweisen.

F.

*) Leipzig, 1878. Duncker und Humblot.

— **Emile Souvestre's** hübsche Erzählungen „Au coin du feu", Erzählungen für das Volk und die Jugend im besten Sinne des Wortes, sind vor Kurzem in der Sammlung französischer und englischer Schriftsteller, welche von der Weidmann'schen Buchhandlung nach Art der Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller herausgegeben wird, dem deutschen Publikum leichter zugänglich gemacht worden. Es ist eine verständige Ausgabe, besorgt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Güth. Verständig nenne ich sie aus zwei Gründen: erstens weil die knapp gefaßten Anmerkungen nur das für das Verständniß wirklich Schwierige erklären, wofür die gewöhnlichen zu Gebote stehenden Hilfsmittel und Nachdenken über den Zusammenhang allein nicht ausreichen. Dazu kommen dann solche über einzelne grammatische Erscheinungen, Bemerkungen zur Synonymik und Angaben über die Aussprache seltener und vielfach falsch gesprochener Wörter. Zweitens weil die Anmerkungen, welche die Etymologie der schwieriger zu deutenden Wörter betreffen, und der Hinweis auf Angehörige gleichen Stammes und verwandte Bildungen sehr

geeignet erscheinen, den jugendlichen Verstand (die Geschichten möchten etwa als Lecture in der Secunda geeignet sein) zum Nachdenken anzuregen und ihnen einen Einblick in die Geschichte der Entstehung der romanischen Sprachen zu geben. Ähnliche Ausgaben solcher für das Gemüt, die Phantasie und den Geschmack der Jugend geeigneter Schriftsteller wären recht zu wünschen. — Den Werth der Souvestre'schen Erzählungen setzt der Herausgeber mit Recht dahinein, daß sie uns ermahnen, uns selbst zu beherrschen in unseren Wünschen und Neigungen, damit wir so zu innerer Zufriedenheit und zu der Harmonie des Lebens gelangen, welche ohne weises Maßhalten in allen Dingen nicht erreichbar ist. „Sind sie auch nicht immer von dem höchsten poetischen Schwunge getragen, so zeichnen sie sich doch durch feine Beobachtungsgabe, eine fließende, gefällige Sprache und durch eine seltene Sittenreinheit und Klarheit aus. Sein Hauptgesichtspunkt als Schriftsteller ist moraliser en intéressant, er giebt uns, wie die Biographie universelle sagt, la morale encadrée dans un récit presque toujours intéressant." Fr.

— Die von J. H. v. Kirchmann im Verlage von Erich Koschny in Leipzig herausgegebene **„Philosophische Bibliothek"** erfreut sich des besten Fortganges; so eben sind die Hefte 249 bis 258 erschienen. Sie enthalten Kant's physische Geographie, die Erläuterungen zu Kant's Schriften zur Naturphilosophie, und Aristoteles' zweite Analytiken. Spinoza's Ethik, übersetzt von J. H. v. Kirchmann, liegt bereits in dritter, diesesmal verbesserter Auflage vor, ein sicherer Beweis, daß die Gegenwart noch andere Interessen kennt als bloß materielle. Da in anderen Bänden der philosophischen Bibliothek mehrfach auf diesen Band Bezug genommen wird, so ist Sorge dafür getragen, die Seitenzahl unverändert zu lassen. In demselben Verlage hat Dr. Hugo Ginsberg Spinoza's Tractatus theologico-politicus im Urtext veröffentlicht, eine historische Einleitung dazu gegeben, und Bayle's Artikel „Spinoza" nebst den zu ihm gehörigen Anmerkungen beigefügt. Sowohl der Artikel selbst wie die Anmerkungen zeigen, daß der sonst so vorurtheilslose Bayle unter Umständen auch wirklich ungerecht urtheilen konnte. O. S. S.

Mancherlei.

Die Shindongasprache. Die finnischen Missionäre in Ovamboland haben unser Wissen in Bezug auf afrikanische Sprachen vermehrt: sie haben in Helsingör in Finnland drei Werke in Shindonga, der Sprache jenes Landes, gedruckt. Es sind die ersten in jener Sprache gedruckten Bücher.

(Tr. Record.)

Das vorhistorische Wisconsin. Vor Kurzem hat Prof. James D. Butler eine kleine Schrift herausgegeben, Pre-History Wisconsin. Sie ist mit Heliotypfacsimiles von vierundzwanzig seltenen und interessanten Kupfergeräthen illustrirt. Das Museum der Historischen Gesellschaft von Wisconsin enthält bereits mehr als sechstausend Producte der Steinzeit. (Tr. Record.)

Oeffentliche Bibliotheken. Der Bericht über die Bibliotheken der Vereinigten Staaten von Amerika, welchen der Erziehungscommissar herausgegeben, wird von dem Sheffield Daily Telegraph folgendermaßen besprochen: „Ein umfangreicher Band von mehr als 1100 Seiten ist kürzlich in Amerika auf Kosten der Regierung gedruckt worden, und enthält einen vollständigen Bericht über alle öffentlichen Bibliotheken in den Vereinigten Staaten. 1776 gab es nur 29 öffentliche Bibliotheken mit 45,623 Bänden; 1876 giebt es 3682 öffentliche Bibliotheken, die 12,276,764 Bände und 1,500,000 Flugschriften enthalten. Von diesen Bibliotheken sind beinahe 3000 seit 1850 angelegt worden. Ein Anhang enthält einige sehr tüchtige Aufsätze, besonders einen über die beste Art zu katalogisiren. (Tr. Record.)

Berichtigung. Die in der vorigen Nummer des Magazins veröffentlichte Besprechung des Secrétan'schen Buches „Discours laiques" trägt fälschlich die Überschrift „Reden eines Laien" statt „Reden für Laien".

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Fisher, G. F.: Beginnings of christianity. London, Hamilton. 12 s.

Smith, H. B.: Faith and philosophy. London, Hamilton. 12 s.

White, G.: Natural history and antiquities of Selborne. 2 vols. London, Van Voorst. 31 s. 6 d.

II. Französisch.

Besancenet, Alfred de: Le portefeuille d'un général de la République. Paris, Plon. 3 fr.

Bouchor, Maurice: Le Faust moderne. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Chapus, Eugène: Voyageurs, prenez garde à vous. Paris, Dreyfous. 3 fr.

Chassant, Alph. et H. Tausin: Dictionnaire des devises nobiliaires et historiques, cris de guerre, dictions et légendes. 3 vols. in 12°, avec figures. Paris, Dumoulin. 18 fr.

Daniel, André: L'année politique 1877. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Des Granges, Ch.: Les légendes de l'art. Paris, Plon. 3 fr. 50.

Eyriès, Gustave: Les chateaux historiques de la France. Accompagnée de 200 eaux-fortes dans le texte et 40 grandes épreuves à part. 2 vols in 4°. (Soll im Laufe des Jahres in 12 Lieferungen erscheinen.) Paris, Oudin. 210 fr.

Garcin de Tassy: La langue et la littérature hindoustanies en 1877. Paris, Maisonneuve. 4 fr.

Lenormant, F.: La monnaie dans l'antiquité. 2 vols. Paris, A. Lévy. 15 fr.

Madden, J. P. A.: Lettres d'un bibliographe. 5me série, suivie d'un essai sur l'origine de l'imprimerie de Paris. Paris, Leroux. 15 fr.

Renaud, Alphonse: Histoire nouvelle des arts et des sciences. In 18°. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Rocquair, Félix: L'esprit révolutionnaire avant la révolution 1715 à 1789. Paris, Plon. 8 fr.

Sainte-Beuve, C.-A.: Correspondance inédite. Band I. Paris, Calmann Lévy. 3 fr. 50.

Segondy, l'abbé: Essai sur l'église anglicane. Montpellier, Seguin. 6 fr.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Anzeigen werden die 3spalt. Zeile mit 25 Pf. berechnet. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Begründet von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 9. Februar 1878. [Nº 6.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Rosen: Die Balkan-Haiduken.

Bei dem allgemeinen Mangel an gediegenen Erzeugnissen der Presse über die inneren Zustände der Türkei muß uns jede literarische Arbeit willkommen sein, welche einiges Licht über dieselben verbreitet. In die kleine Reihe solcher Arbeiten will Georg Rosens Buch „die Balkan-Haiduken"*) aufgenommen sein. Wir werden in demselben für eine ziemlich räthselhafte Seite türkischer Verhältnisse interessirt, nämlich für das Räuberthum im nördlichen Balkan, auf demselben bulgarischen Gebiete, das vor Kurzem der Schauplatz eines mit Grausamkeit unterdrückten Aufstandes war und jetzt eben die Gräuel eines mörderischen Krieges zu erdulden hat. Rosens Buch belehrt uns, daß mit diesen politischen Ereignissen das Haidukenthum im Balkan in einem mehr als bloß örtlichen Zusammenhange steht, und eben deshalb verdient der darin behandelte Gegenstand größere Aufmerksamkeit, als der Titel voraussetzen läßt.

Gleichwie in Süd-Italien und auf Sicilien, hat sich im Balkan seit unvordenklichen Zeiten das Banditenthum erhalten und ausgebildet. Schon die Römer beschäftigten sich mit dieser Erscheinung und bemühten sich vergeblich um die Ausrottung des Übels, das in den Schluchten des unwirthlichen Gebirges eine überaus günstige Stätte fand. Die späteren großen Bewegungen der Völker, durch welche jene Landschaften wahrscheinlich mehr berührt wurden, als jetzt nachweisbar ist, konnten dem Räuberwesen nur förderlich sein, und die türkische Regierung hat es, einige vorübergehende Maßregeln energischer Sultane ausgenommen, nicht verstanden, nachdrücklich auf die Beschränkung einzuwirken. Unter ihr ist das Banditenthum im Balkan eine gewissermaßen regelmäßige Einrichtung geworden, und Dank ihrer Verwaltungskunst hat es sich in neuester Zeit theilweise sogar auf eine politische Höhe aufzuschwingen vermocht.

Die schriftlichen Nachrichten über dieses Räuberthum sind naturgemäß spärlich. In unserer Zeit haben die Engländer S. G. B. Saint-Clair und Ch. A. Brophy in ihrem Werke „A residence in Bulgaria, or notes on the resources and administration of Turkey" (London 1869), dem Gegenstande ein Capitel gewidmet. Ihnen folgt nunmehr Herr Georg Rosen mit eingehender Gründlichkeit und Berücksichtigung sowohl der volksthümlichen, wie der politischen Momente. Wir sehen aus diesen Schriften, daß es nothwendig geworden ist, die im Balkan ihr Gewerbe treibenden Wegelagerer naturgeschichtlich zu klassificiren. Es giebt deren nämlich drei Arten, und zwar 1) den Balkan-Tschelebi oder Edlen vom Walde, 2) den Chyrsyz oder gewöhnlichen Straßenräuber und 3) den Haiduk oder vogelfreien Meuchelmörder. Wenn wir uns durch diese wenig einladenden Namen nicht abschrecken lassen, so werden wir bald erkennen, wie erheblich die drei Arten sich unterscheiden. Der Tschelebi ist Türke, stammt immer aus einer bevorrechteten, aber verarmten Familie, und ergiebt sich dem Waldleben, nachdem er durch die Bestechlichkeit der türkischen Behörde einer ihm etwa noch verbliebenen Gerechtsame zu Gunsten eines intriguanten Rajah beraubt worden ist. Sein Widerspruch hat ihn in unlösbaren Conflikt mit der Behörde gebracht; im Walde entgeht er den Folgen, und er rächt sich, indem er in den Engpässen den reichen Armeniern oder Griechen — niemals einem Türken — auflauert und ihnen das Geld abnimmt. Er thut es mit Würde; nach dem Vorbild der irrenden Ritter sucht er zugleich zu Gunsten der bedrückten Armen und Schwachen eine Art wilder Gerechtigkeit zu üben, Steuereinnehmer von den im Übermaß erhobenen Summen zu befreien, andere mißliebige Beamte durchzubläuen ꝛc. Dies geschieht mit Wissen der türkischen Bevölkerung, die dem Tschelebi für solche Ausgleiche dankbar ist. Ist der Edle vom Walde dieser Thaten müde, so kehrt er in sein Dorf zurück, um redlich zu arbeiten, und Niemand nimmt Anstoß an seinem Zwischenleben. — Über den gewöhnlichen Räuber hinweg, der die allgemeinen niedrigen Eigenschaften der Gattung besitzt, gelangen wir zu dem Haiduken, zu der Art, welche uns einen Augenblick besonders beschäftigen soll.

Der Haiduk ist ein Seitenstück zum Tschelebi, ist der Tschelebi auf der christlichen, d. h. bulgarischen Seite. Irgend ein Verbrechen hat ihn heimatlos gemacht; geächtet flieht er in das Gebirge, wo er sich einer Bande anschließt. Eine solche Bande besteht immer in fester Organisation; sie hat ihren Wojwoden, ihren Fahnenträger und weitere Beamtete. Unter Führung des Wojwoden unternimmt sie ihre Raubzüge, die unter Befriedigung einer naiv hervortretenden Mordlust meist blutig ausfallen. Allein auch die Haiduken betrachten sich als Organe einer natürlichen Gerechtigkeit. Wenn sie moralisch unter dem Tschelebi stehen, so überragen sie ihn doch in dem Stolze, dem Türkenthum gegenüber das Bulgarenthum zu vertreten, sie rauben und morden in dem Bewußtsein, die Türken für ihre an der bulgarischen Nation begangenen Übelthaten zu strafen. An Vorwand zu solchem Beginnen fehlt es nicht. Unter dem Schutze des Sprichwortes, Allah habe die Plagen dieser Welt nur für die Giaurs geschaffen, erlauben die Türken sich manchen Übergriff, manche Schädigung ihrer bulgarischen Landsleute. Dies bringt bei den Bulgaren eine gereizte Stimmung hervor, die von Zeit zu Zeit in offenen Flammen grimmig hervorbricht. Die Haiduken haben sich zu bewaffneten Vertretern derselben aufgeworfen, sie führen Krieg gegen die Türken und die türkischen Behörden, und in der theilweisen Zustimmung des niederen Volkes glauben sie ihre Legitimation zu haben. Zwar nehmen sie es sich nicht übel, unter Umständen auch einen reichen Bulgaren auszuplündern und abzuschlachten, was zuweilen sogar mit der Vorsicht geschieht, daß sie

*) Die Balkan-Haiduken. Ein Beitrag zur innern Geschichte des Slaventhums. Von Georg Rosen. Leipzig 1878. F. A. Brockhaus.

sich als Türken vermummen, um den Verdacht auf die Genossen der andern Seite zu lenken. Aber im Prinzip geben sie sich als Vertheidiger des Bulgarenthums, und als solche gelten sie auch im Volke. Wer von den Bulgaren sich bedrückt fühlt, schaut hoffend zu den Haiduken auf. Das giebt ihnen sichernde Verbindungen, die sich namentlich in den Dörfern mit den Landleuten, zumal mit den Hirten, leicht knüpfen und aufrecht erhalten lassen. In den Augen dieser Leute, und natürlich auch in seinen eigenen Augen, ist der Haiduk ein Nationalheld; das bulgarische Volkslied, das bekanntlich in unerschöpflicher Fülle Blüten treibt, preist und feiert ihn mit poetischer Hingabe, wie eine Reihe von Rosen übersetzter Gesänge beweist, und es giebt bulgarische Priester, die es mit ihrem Berufe vereinigen, die Fahne einer Haidukenbande mit dem Segen der Kirche zu weihen! Dies Emporheben verleiht dem Haiduken eine Art Ehrgefühl, das die Gemeinheit der Gesinnung ausschließt. Die Banden haben ihren Sittencodex, der unter anderem den Frevel gegen das weibliche Geschlecht unter schwere Strafen stellt. Der Beruf des Haiduken darf durch ehrlose Thaten nicht geschändet werden. Daher trifft man auf Aussprüche von Haiduken wie der folgende: „Wir sind von Gott gesandt, um die Armut zu beschützen und die Übelthäter zu züchtigen; deshalb aber auch müssen wir ehrsam sein, gerecht und treu. Die bulgarische Nation hat keinen Kaiser, keinen Hort, keinen Helfer, sie hat nur die Hoffnung auf Gott und auf unsern (der Haiduken) Heldenarm."

Die Leiter der panslavistischen Bewegung haben sich ein so geartetes Element nicht entgehen lassen, um bei der bulgarischen Bevölkerung ihre Zwecke zu verfolgen. Der Nachweis, in wie weit sie über die Haiduken verfügt haben, ist in Rosens Buch ebenso interessant, wie die literarische Quelle, die dem Verfasser zur Hauptgrundlage gedient hat. Einer der Haidukenführer in unserer Zeit, Panajot Hytow, hat nämlich nach einem langen und bewegten Berufsleben sich dadurch verdient gemacht, daß er seine Haidukenfahrten ausführlich niederschrieb. Die Naivetät seiner Bekenntnisse gränzt an's Wunderbare, wie jeder Leser aus der von Rosen besorgten und in sein Buch aufgenommenen Übersetzung ersehen kann. Panajot ergriff 1858 als achtundzwanzigjähriger Mann den Beruf als Balkanhaiduk und schwang sich vermöge seiner besonderen Fähigkeiten bald zum Wojwoden auf. Als solcher machte er sich den türkischen Reisenden, Postzügen, Steuerkassen und Behörden äußerst gefährlich. Oft hatte er unter den Verfolgungen, welche die Regierung gegen ihn in's Werk setzte, empfindlich zu leiden, aber sein kühner schlauer Sinn half ihm immer wieder aus der Verlegenheit. Die Kaltblütigkeit, mit der er seine Zwecke verfolgte, in Verbindung mit einem Nimbus von Edelmuth und Großherzigkeit verschafften ihm einen Ruf als Nationalheld in ganz Bulgarien und weit darüber hinaus. Sein zahlreicher Anhang, sein Einfluß mußte ihn als einen höchst wirksamen Faktor in den Berechnungen derjenigen erscheinen lassen, welche Bulgarien zum Schauplatz panslavistischer Erhebungen erkoren hatten. In der That knüpften schon im Jahre 1862 die Agitatoren des Panslavismus Verbindungen mit ihm an, auf die er in der Meinung einging, ein Befreier seines bulgarischen Vaterlandes werden zu können. Nach seinen Erzählungen sehen wir ihn theils allein, theils mit seiner Bande bald in Serbien, bald in Rumänien. Je nach dem Stande der Dinge hieß man ihn dort willkommen oder behandelte ihn abfällig. Immerhin fand bis zum Jahre 1868 ein fortwährender Verkehr zwischen ihm und den Leitern der Agitation statt; selbst der damalige serbische erste Regent Blaznawatz empfing ihn, um, freilich vorsichtig und abmahnend, die Aussichten einer Erhebung mit ihm zu besprechen. Er mußte glauben, daß ihm eine bedeutende Rolle in den kommenden Ereignissen zugedacht war. Offenbar wurde er nicht ganz in den Plan der Panslavisten eingeweiht, man wollte ihn lediglich als Hammer benutzen; aber er selbst war tief von der ihm vorschwebenden großen Idee erfüllt, und es wird ihm völliger Ernst gewesen sein, wenn er in Aussicht stellte, daß auf seinen Ruf fünfzigtausend Bulgaren sich um ihn sammeln würden, um unter seiner Führung Bulgariens Befreiung vom türkischen Joche zu unternehmen. Daß er mit seinem warmblütigen Patriotismus nur am Drahte russischer Agitatoren hing, ahnte er in seiner ehrlichen Haut auch dann nicht, wenn ihm das Heldenkostüm jenseits der Donau unbequem wurde. Dies geschah in der That zuweilen, je nachdem in Serbien und Rumänien der politische Wind wehte. Es wurde ihm die Demüthigung einer Haft nicht erspart, und nicht minder trat manchmal die Nothwendigkeit ein, vor heranziehenden Gefahren unterzutauchen. Dann wurde das Heldenthum einstweilen vergraben, und der Mann, der ein Heer von fünfzigtausend Bulgaren aus der Erde stampfen wollte, vermiethete sich harmlos als serbischer Postillon, als Wirthschaftsverwalter oder als Gartenknecht. Von Zeit zu Zeit tauchte er aus solchem Incognito wieder auf, um zu erfahren, wie es um die Befreiung seiner Heimat stände. Aber immer sah er sich wieder zum Warten verurtheilt, vergebens lauschte er, den Ruf zum allgemeinen Losschlagen zu vernehmen. Nur einzelne Ausbrüche kamen hier und da vor, deren Nutzlosigkeit Panajot wohl erkannte und die er mißbilligte. Von Zeit zu Zeit erschien der wartende Held auch wieder im Balkan, um in seinem ursprünglichen Berufe zu arbeiten. Indeß scheint die Ausübung derselben einen weniger mit niedrigen Raubthaten gemischten Charakter angenommen zu haben. Panajot wollte als Haiduken-Häuptling nicht mehr die politische Rolle verleugnen, für die er sich vorher bestimmt glaubte. In wie weit er sie in den Ereignissen, deren Schauplatz seine Heimat neuerdings geworden ist, hat ausüben können, ist nicht bekannt. Wir erfahren nichts mehr von diesem Nationalhelden.

Panajot's Schrift ist als Beweis für die seltsamen Mittel, deren sich der Panslavismus, diese unsichtbare drohende Macht, bedient, von erheblicher Bedeutung, und Herr G. Rosen hat sich in einem gewaltigen Apparat scharfsinniger Kritik bemüht, dieselbe in das hellste Licht zu setzen. Allein der Schwerpunkt von Panajots Bekenntnissen scheint uns nicht in den Aufklärungen über die von Herrn Rosen mit Recht gebrandmarkten panslavistischen Wühlereien zu liegen, sondern in dem Bilde, das sie uns von der türkischen Wirthschaft in den vom Islam eroberten europäischen Ländern geben. Was Panajot vertritt, ist ja nur ein kleiner Theil jener Erscheinungen, welche, nach dem Gesetze der socialen Bewegung, in den christlichen Provinzen der Türkei als Reaction gegen eine übelwollende, nachlässige und verkehrte Regierungsweise in immer verstärktem Grade an den Tag kommen. Der Panslavismus hat das Balkanräuberthum nur zeitweise als ein Mittel zu seinem Zwecke genutzt. Seinem Wesen nach aber steht das Haidukenthum unabhängig von jener russophilen Bewegung da; es existirt vermöge der türkischen Mißregierung und ist einer der Auswüchse, die nothwendig dem Monstrum der osmanischen Herrschaft in europäischen Ländern ankleben müssen. Nicht einen Beitrag zur innern Geschichte des Slaventhums, sondern einen Beitrag zur Geschichte der türkischen Verwaltung hätte Herr G. Rosen also seine übrigens sehr dankenswerthe Schrift nennen mögen!

England.

Erskine May: Die Demokratie in Europa.*)

Gervinus hat den immer stärkeren Zug zur Demokratie als charakteristisch für das neunzehnte Jahrhundert bezeichnet, und bereits Aristoteles verkündigte: je mehr die Gesellschaft fortschreite und die Erziehung sich vervollkommne, desto mehr werde die Gleichheit vorherrschen und die Freiheit sich ausbreiten. Indem wir diese beiden Aussprüche neben einander stellen, dürfen wir wohl annehmen, daß die Gesellschaft fortgeschritten und die Erziehung vollkommener geworden ist, und Sir T. E. May's Bemühen ist es, in den vor uns liegenden Bänden den Verlauf dieses Processes zu verfolgen.

Sowohl als Politiker, wie auch als Schriftsteller darf Sir T. E. May den Anspruch erheben, daß seinen Äußerungen über diesen Gegenstand ein aufmerksames Gehör geschenkt werde. Seine „Constitutional History of England" ist lange Zeit ein classisches Werk gewesen und seine Abhandlung „On the Laws, Privileges, Proceedings and Usages of Parliament" wird sowohl in England als in den Vereinigten Staaten mit Achtung citirt, während das Amt eines „clerk" des Hauses der Gemeinen, das er seit Jahren bekleidet, ihm die beste Gelegenheit gewährt hat, das praktische Wirken jener constitutionellen Monarchie zu beobachten, die er so sehr und mit so viel Recht bewundert. Er ist ein Verfechter wahrer Freiheit, er verabscheut die falsche und verdammt die Scheinfreiheit, und mit einem Patriotismus, dem wir unseren Beifall nicht versagen können, unterscheidet er die englische Verfassung, die mit dem Wachsthum der Nation gewachsen ist, von jenen neuen Constitutionen, welche die Souveräne des festländischen Europas ihren Völkern verliehen haben, und die allzu theoretisch vollkommen sind, um praktische Arbeit zu liefern. Daraus ersieht man, daß Sir T. E. May ein Whig der alten Schule ist, und wir beginnen mit der Angabe der Schlüsse, zu welcher er gelangt, damit diejenigen, die anderen politischen Meinungen huldigen, von vornherein wissen, mit wem sie es zu thun haben und weder für noch gegen ihn ein Vorurtheil fassen, wenn sie etwa die Ergießungen eines Socialdemokraten in seinem Werke zu finden erwarten.

„Keine politische Frage der Gegenwart", sagt unser Autor in seiner Vorrede, „erregt tieferes Interesse, als der Fortschritt der Demokratie oder Volksgewalt in den europäischen Staaten. Sie greift tief in die Interessen der Gesellschaft und in die Wohlfahrt der Nationen ein. Von dem Einen wird sie mit Genugthuung und Zuversicht begrüßt, während andere ihr Wachsthum mit Widerwillen und Schrecken betrachten. Aber alle müssen die Ursachen kennen zu lernen wünschen, denen ihr Wachsthum zuzuschreiben ist, und wie weit sie auf die gute Regierung der Staaten gewirkt hat und welches ihre Gefahren und das Unheil, das sie hervorgebracht, gewesen sind. Ein sorgsames Studium der Geschichte, das uns in den Stand setzt, einige politische Wahrheiten festzustellen und viele Vorurtheile aus dem Wege zu räumen, wird uns zu einem besseren Verständniß des hochwichtigen Gegenstandes führen, und von diesem Gesichtspunkte aus habe ich mich bemüht, das Schicksal der Demokratie und politischen Freiheit durch die europäische Geschichte zu verfolgen."

Der Autor hat es nicht für räthlich gehalten, sein Werk eine Geschichte der Demokratie zu nennen, denn eine solche würde nichts geringeres sein können, als die europäische Geschichte selbst. Aber indem er die Demokratie in allen ihren Beziehungen zu seinem Thema wählte, hat er sie im Lichte der Geschichte derjenigen Staaten dargezeigt, in denen sie die bedeutendste Rolle gespielt hat. Indem er die Ursachen der politischen Entwickelung der Nationen untersucht, erforscht er die denkwürdigsten Revolutionen und die größten nationalen Kämpfe um bürgerliche und religiöse Freiheit, die in den Annalen der europäischen Monarchien verzeichnet sind.

Wenn er auch im Ganzen über das ausgetretene Geleis der constitutionellen Geschichte Englands leicht hinweggeht, so verweilt er doch länger bei denjenigen Perioden, in denen die Demokratie einen hervorragenden Einfluß ausgeübt hat. Die Ereignisse werden nothwendigerweise mit absichtlicher Kürze abgehandelt, aber die Form historischer Erzählung ist im Allgemeinen beibehalten. Und nicht sowohl als Geschichte wie als geschichtliche Erzählung muß dieses Buch betrachtet werden, wenn wir das Wort „Geschichte" in seinem modernen und erweiterten Sinne einer philosophischen Abstraction und Schlußfolgerung aus gegebenen Thatsachen auffassen. Selten bricht der Verfasser den Faden der Erzählung ab, um zu philosophiren; er giebt uns nur die nackten Thatsachen von historischer Wichtigkeit in lebendiger, fast dramatischer Gestalt, seine Schreibweise ist lebhaft, klar und angenehm, wir fühlen, daß wir in Gesellschaft eines cultivirten und gesunden Geistes sind; wir lesen die Arbeit eines Gelehrten, nicht die eines Parteigängers, der seine Lieblingstheorie erörtern will; aber schließlich bleibt es uns überlassen, unsere eigenen Schlußfolgerungen zu ziehen, ohne daß auf die Philosophie der Geschichte ein neues Licht geworfen worden wäre.

Darin liegt die Schwäche und zugleich der wahrscheinliche Erfolg des Buches. Geschichtskenner werden wenig Neues in den ausgezeichnet abgefaßten Summarien der verschiedenen Geschichtsabschnitte finden, die sich vor ihren Augen entrollen, denn sie wollen tiefer graben und die dunkleren speculativen Ursachen ans Licht ziehen, die unter der Oberfläche ihre Arbeit verrichten. Der Durchschnittsleser jedoch wird mit Freude ein Werk begrüßen, das in concreter und klarer Weise die Hauptzüge des Fortschritts der Demokratie vor seine Augen bringt, und ohne eigene Forschungen von ihm zu verlangen, ihm alle die Beziehungen verständlich macht, die mit der großen socialen Frage der Gegenwart verwickelt sind. Vielleicht sind wir allzu tadelsüchtig, wenn wir an der populären Form, die der Autor seinem Werke gegeben hat, mäkeln, aber der Gegenstand ist ein so prächtiger und die Erörterung desselben so nothwendig, daß es eine wahre Wohlthat gewesen wäre, wenn der Autor in einem mehr historischen und kritischen Geiste verfahren wäre. Jedoch müssen wir, eingedenk des bekannten Sprichwortes, zufrieden sein mit dem, was uns geboten wird.

Vor allem anderen mußte der Verfasser natürlich feststellen, was er unter dem Ausdruck „Demokratie" versteht. Es ist ein sehr classisches Wort und kann unendlich viel meinen, von einer constitutionellen Regierung bis zu jener schrecklichen Geißel, der Herrschaft des Pöbels. Sir T. E. May sagt uns, daß er das Wort in seiner weitesten Bedeutung angewendet hat und daß er jede Art von Volksgewalt, ob in einer constitutionellen Monarchie oder in einer Republik, darunter versteht. Es giebt ebenso viel Grade und Arten von Demokratie als von Freiheit; der Ausdruck ist ebenso umfassend, ebenso wenig definirt und ebenso unbeschränkt in seiner Anwendung. Es ist dem Autor sogar unmöglich gewesen, den Sinn zu definiren, in dem er das Wort gebraucht hat, und er verweist deshalb den Leser auf das Buch selbst; aber was uns in dem Werke selbst in Verlegenheit setzt, ist, daß sein Verfasser sich keineswegs auf eine einzige Bedeutung

*) Democracy in Europe: a History, by Sir Thomas Erskine May. Longmans & Co. 1877.

beschränkt hat. Er stimmt mit Tocqueville darin überein, daß er das Wort in einem weiteren Sinne anwendet, als bloß dem der Souveränität des Volkes, wie es in den Wörterbüchern gemeinhin definirt wird. Dies ist verständlich genug, aber wir werden verwirrt, wenn wir das Wort einmal mit Freiheit identificirt, ein ander Mal ihr entgegengesetzt finden. So nennt zum Beispiel der Verfasser die Geschichte Frankreichs „the history of democracy, not of liberty", während er die Geschichte Englands als „the history of liberty, not of democracy" bezeichnet. Außerdem sagt er, daß die meisten Beispiele von Volksgewalt, welche die europäische Geschichte aufweist, viel mehr solche politischer Freiheiten und Gerechtsame als von Demokratie seien.

Aus diesen Bemerkungen ergiebt sich von selbst, daß der Leser sich dem Urtheil des Autors nicht blindlings unterwerfen darf, sondern mit scharf unterscheidendem Verstande das Werk selbst lesen muß, welches nicht verfehlen wird, sein tiefstes Interesse zu erregen, ein Interesse, das der geistreiche Fluß der Erzählung nie ermatten läßt.

Der erste Band beginnt mit einer Einleitung, in der die religiösen, socialen und physischen Bedingungen untersucht werden, welche das Wachsthum der Freiheit bestimmen. Wir erfahren, daß es von Plato ab zu allen Zeiten große Denker gegeben hat, die für die Einrichtung des öffentlichen Wesens weite Principien aufgestellt haben, aber daß weder Gesetze noch Principien von Nutzen sind, so lange die Gesellschaft für ihre Aufnahme nicht reif ist. Und diese Reife muß, abgesehen von physischen und geographischen Bedingungen, in dem freien Verkehr der Nationen unter einander, in der Verbindung alter Institutionen mit volksthümlichen Freiheiten, in dem freien Ausdruck der öffentlichen Meinung und in der religiösen Duldsamkeit gesucht werden. Der Verfasser zeigt uns alsdann, wie das populäre Princip in den Staaten der alten Welt, des Ostens sowohl als des Westens, wirksam geworden ist. Er stellt die östliche Civilisation der westlichen gegenüber und weist darauf hin, daß, mit wenigen Ausnahmen, der Orient uns keine Beispiele von freiheitlicher Entwicklung bietet und daß daher die östliche Civilisation der westlichen nachsteht. Daß Sir Thomas überhaupt diesen Rückblick auf die Geschichte des Ostens gethan hat, mag seinen Grund haben in dem Umstand des gemeinsamen Ursprungs der indo-europäischen Nationen, denn demnächst forscht er nach dem Ursprung und der Entwicklung der Freiheit und Demokratie unter den arischen Rassen, die sich an den Küsten des Mittelmeers festgesetzt hatten; aber bevor er dies thut, erläutert er durch Beispiele an der Staatengeschichte des Ostens die Unvereinbarkeit der Volksfreiheit mit asiatischen Regierungsprincipien. Ein Blick auf Indien wird genügen, um uns seine Argumentation verständlich zu machen. Er deutet auf die alten Gesetze von Menu hin, laut welchen der König vom Himmel gesandt ist und ihm daher göttliche Attribute beigelegt werden. Da eine Gottheit nur von Priestern bedient wird, so ist die natürliche Folge theokratischer Despotismus und politische Stagnation. Die Dorfgemeinschaften Indiens sind oft als bemerkenswerthe Beispiele von self-government und repräsentativer Gesetzgebung hingestellt worden, aber unser Autor zeigt, daß diese Gemeinschaften nur wenige demokratische Elemente in sich haben; denn sie sind vielmehr oligarchisch angelegt und die eiserne Herrschaft alter Gebräuche sowie das Kastensystem hat sie in Wirklichkeit jeder freien Willensregung beraubt. Fast das einzige Beispiel von Freiheit bei einer orientalischen Rasse und sicherlich das interessanteste liefern uns die Juden. Von allen östlichen Nationen sind sie die intelligenteste und stets war der Geist der Freiheit in ihnen wach. Ihr großer Gesetzgeber besaß die Einsicht und den Scharfsinn, dem Vorbilde orientalischer Gewaltherrschaften zu entsagen; er gründete an deren Stelle eine theokratische Bundesrepublik, und als später die Juden aus freiem Willen ihre Regierungsform in eine Monarchie verwandelten, bestieg der König dieses freien Volkes seinen Thron als constitutioneller Monarch; zwar liefen alle Gewalten des Staates in ihm zusammen, er war jedoch verpflichtet, den Grundgesetzen des Reiches zu gehorchen, und zu oberst auf seiner Krone befand sich eine Abschrift der Gesetze. Die Monarchie, ebenso wie die einzelne Gemeinde, war theokratisch eingerichtet, Jehova's Herrschaft stand über allem und in seinem Namen konnten die Propheten die Könige zurechtweisen und das Volk beschützen, wenn dieselben Eingriffe in die Volksrechte zu machen drohten. Ein ausgezeichneter Jude, Herr Salvador, hat gesagt, daß die Propheten in Staat und Kirche das Äquivalent der modernen Preßfreiheit waren. In der That hatte der Freiheitssinn so tiefe Wurzeln bei den Juden geschlagen, daß selbst, als sie von den römischen Legionen bezwungen und unterworfen worden waren, die Proconsuln sich genöthigt sahen, die Wünsche des Volkes durch den Sanhedrin zu befragen, und die Macht des populären Elements kann durch nichts besser illustrirt werden, als durch jenen lärmenden Aufstand, der dazu führte, daß Jesus zu einem unschuldigen Tode verurtheilt wurde, weil er es gewagt hatte, sich König der Juden zu nennen; denn nur den mit ihrer Zustimmung erwählten König erkannten sie als solchen an. Und bis zum heutigen Tage ist der edle Sinn für individuelle Freiheit und Unabhängigkeit des Gedankens in den Juden lebendig geblieben, sonst würden sie durch die grausamen Bedrückungen, die sie von den Christen zu erleiden hatten, längst ausgerottet werden sein. Hieraus folgert Sir T. E. May, daß der Geist und die Intelligenz einer Nation die wahren Grundsteine der Freiheit sind. Politische Freiheit, die, mit dieser einen merkwürdigen Ausnahme, sowohl den Herrschern als den Völkern des Ostens unbekannt war, ist von allen intellectuellen Nationen Europa's von den frühesten Zeiten an hoch gehalten worden. Wo sie nicht in Wirklichkeit besessen wurde, haben wenigstens Philosophen ihren idealen Werth ausgesprochen und Dichter ihn gefeiert, und kein geringer Theil der Geschichte der europäischen Staaten ist die Geschichte von Kämpfen für politische und religiöse Freiheit.

Von allen Rassen des Westens stellten die Griechen den höchsten Typus intellectueller Fähigkeit und Ausbildung dar. Mit Aristoteles weist unser Autor darauf hin, daß der Genius der Europäer gänzlich verschieden ist von dem der Asiaten, die von allen Nationen am geduldigsten den Despotismus ertragen und giebt uns alsdann einen kurzen Abriß der griechischen Geschichte, worin er den Ursprung, Triumph, Verfall und Untergang der Demokratie bei diesem Volke vor unseren Augen vorüberführt. Hierbei beschreitet er natürlich längst bekannte Gebiete und folgt den Aussprüchen von Autoritäten wie Grote, Curtius und Böckh. Er zeigt, daß das charakteristische Unterscheidungsmal der griechischen Gesellschaft das öffentliche Leben war, an welchem alle Freien theilnehmen durften und sollten, aber er übersieht nicht, wie es gar manchen Philhellenen passirt, daß einestheils die Kleinheit der Gemeinden, aus denen die griechischen Staaten sich zusammensetzten, es allen freien Bewohnern einer Stadt möglich machte, sich um die Regierung zu bekümmern, was in einem großen Staate nur vermittelst Repräsentation geschehen kann, und daß andererseits eine Gesellschaft, in welcher die gemeine Arbeit des Lebens nur von eingewanderten Fremden (μέτοικοι) und Sklaven verrichtet wurde, nicht von unserem

modernen Standpunkte aus beurtheilt werden darf; denn wie hätte sonst jeder einzelne Bürger die Muße finden können, all seine Zeit der politischen und geistigen Ausbildung zu widmen! Daher war zum Beispiel die athenienſische Verfassung, wie demokratisch sie auch als eine Genossenschaft von Bürgern sein mochte, weit entfernt von einer Republik, welche auf der ganzen Bevölkerung steht, während Sparta eine starr oligarchisches Staatswesen war, dem intellectuellen Fortschritt verhängnißvoll und nur für militärische Herrschaft geeignet. Hier wiederum macht der Autor einen scharfen Unterschied, der gemeinhin viel zu häufig übersehen wird, daß nämlich der geistige Ruhm Griechenlands einzig und allein das Verdienst Athens ist, und daß der außerordentliche Glanz des griechischen Namens bloß diesem kleinen Staate, nicht dem ganzen Lande zukommt. Daher würde der Versuch, eine Demokratie nach griechischem Muster in unserem Zeitalter zu reproduciren, ebenso erfolglos sein, als die Errichtung der idealen Republik Plato's oder der Utopia des Thomas Morus. Nichts destoweniger ist die Geschichte der Wechselfälle, denen die griechischen Republiken ausgesetzt waren, noch heute lehrreich.

Nach Griechenland kommt natürlich Rom. Unser Autor zeigt, daß auch hier viele derselben Einflüsse thätig waren, wie in Griechenland, so zum Beispiel der Klassenunterschied zwischen Patriziern, Plebejern und „homines novi." Die Römer, wie die Griechen, liebten und pflegten die Freiheit, aber keine Pflege wird je im Stande sein, die intellectuellen Fähigkeiten der Menschen auf ein und dasselbe Niveau zu erheben und in dieser, nur allzu oft von Demagogen außer Acht gelassenen Thatsache wird stets das wirkliche Hinderniß zu finden sein, das sich der Ausbreitung der reinen Demagogie entgegenstellt. Ist es nicht allbekannt, daß selbst im republikanischen Amerika keine Gesellschaft exclusiver ist, als die „coterie" oder die sogenannten Knickerbocker in New-York, die ihre Abstammung von den ersten Ansiedlern herleiten? Zwar ist Sir T. E. May nicht geneigt, die Demokratie als die Hauptursache des Untergangs der römischen Republik zu bezeichnen, doch zeigt er uns, wie sie eine stete Quelle der Unruhen und Gefahren für den Staat war. Auch muß hier der ungeheure Unterschied der räumlichen Ausdehnung zwischen Griechenland und Rom in Betracht gezogen werden, wie nicht minder der des Genius der beiden Völker. Die Griechen waren ihren späteren Eroberern an Geist überlegen, während diese mehr moralische Kraft und Würde besaßen. Griechenland verlor seine Freiheiten, weil es allzu sehr seinen sinnlichen Neigungen fröhnte, Rom ging der seinigen durch die eigenen Generale verlustig, die ihre Armeen gegen die republikanische Verfassung wandten. Hier wie dort war es der Mangel einer Mittelklasse, der schließlich die Republik unmöglich machte.

Nach dem Untergange Rom's kommen wir zu dem Abschnitt der Geschichte, wo Künste und Wissenschaften aus Europa verschwanden. Der Autor zeigt uns, wie Europa unter der Herrschaft der rohen Gewalt darniederlag und wie es allmählich wieder auflebte durch das Zusammenwirken verschiedener Ursachen, worunter namentlich die freien Einrichtungen seiner Eroberer, der Teutonen, zu verstehen sind. Er bemerkt eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen den Gebräuchen Griechenlands und denen der Teutonen. Ihre Könige waren Patriarchen und stammten von den Göttern ab. Anführer im Kriege und oberste Richter im Frieden, beriefen sie oft ihre Unterthanen zu öffentlichen Versammlungen. Das Feudalsystem machte ebenfalls jeden Versuch einer königlichen Alleinherrschaft schwierig. Auch die Ausbreitung des neuen christlichen Glaubens war der Freiheit und der Doctrin der Gleichheit förderlich; erst später, als die Kirche zu ungebührlicher Macht gelangte, waren ihre Lehren der Freiheit abhold. Mit Hilfe des Klerus wurde eine Mittelclasse gebildet, die zwischen Reich und Arm stehend, durch ihre Bildung und Frömmigkeit viel dazu beitrug, die Gesellschaft auf einen höheren Standpunkt zu bringen. Dann entstanden die freien Städte, die Gelehrsamkeit blüte wieder auf und endlich trat die Reformation für die Freiheit der Person und des Gedankens in die Schranken, mit einem Erfolge, dessen gleichen die Welt nimmer gesehen hat. Die Reformation kann in der That als der Beginn der revolutionären Periode in der Geschichte Europas betrachtet werden, die noch nicht zum Abschluß gelangt ist.

Bestrickend ist das den italienischen Republiken gewidmete Capitel. Ihre Licht- und Schattenseiten werden einer sorgfältigen Musterung unterworfen. Gewiß waren die Gesittung ihrer Bürger und die Kämpfe, die sie für die Freiheit zu einer Zeit führten, wo diese in anderen Reichen unbekannt war, ein merkwürdiges politisches Phänomen inmitten des mittelalterlichen Europa. Aber die Unruhen, die sie zerfleischten, der Parteihader und die Intriguen, und die Eifersucht, mit der sie auf die Nachbarstaaten blickten, untergruben ihr Gedeihen und führten schließlich zur Verwüstung Italiens durch fremde Horden. Und doch ist bis zum heutigen Tage der Freiheitsinstinkt in der großen lateinischen Völkerfamilie, namentlich an denjenigen Orten, wo der Same der alten Freiheit der mittelalterlichen freien Städte sich zur vollsten Blüte entfaltet hatte, wie Florenz, Mailand, Venedig u. a. noch immer so stark, daß, obgleich die modernen italienischen Staatseinrichtungen nach denen der Franzosen gemodelt sind, in Italien alles zur Entwicklung localer Selbstverwaltung strebt, während in Frankreich alles auf die Befestigung der Centralgewalt hinarbeitet.

Von dieser kurzen Skizzirung der italienischen Freiheiten geht der Verfasser zur politischen Geschichte der Schweiz über. Dieselbe bietet uns einige der interessantesten Beispiele von reiner Demokratie in ihren einfachsten Formen und von sorgsam erdachten und dauerhaften republikanischen Einrichtungen, die in den Annalen der europäischen Geschichte zu finden sind. Die Schweiz ist eine reine Demokratie nach griechischem und altteutonischem Muster, insofern als die Regierungsverrichtungen durch das Volk in Person wahrgenommen werden. Natürlich ist die Eigenthümlichkeit des Landes dem Wachsthum der Freiheit ganz besonders förderlich gewesen und die Armut einer dünn gesäeten Bevölkerung bewahrt es vor vielen Gefahren, denen ein reicheres und stärker bevölkertes Land ausgesetzt sein würde. Es will uns bedünken, als ob der Autor diesen Umstand nicht genügend hervorgehoben habe.

Der zweite Band beginnt mit der Geschichte der Niederlande, die, nach unserem Verfasser, zwei verschiedene Formen von Demokratie erkennen läßt — das Wachsthum der municipalen Einrichtungen und die Behauptung bürgerlicher und religiöser Freiheiten. Die ersteren waren, außer den Niederlanden, auch anderen europäischen Staaten eigen, in den letzteren jedoch bietet uns die Weltgeschichte das erste und denkwürdigste Beispiel von Kämpfen einer Nation für die Rechte des Gewissens. Wir hören die Geschichte der spanischen Bedrückung und der endlichen Errichtung einer Republik, die nicht sowol politischen Überzeugungen, als der Gewalt der Umstände ihr Entstehen verdankt. Denn nicht der Wunsch nach rein demokratischer Herrschaft, sondern die altüberkommenen Gerechtsame und die religiöse Freiheit waren die bewegenden Principien hierbei und so ward denn auch die Republik auf wesentlich aristokratischer Grundlage errichtet, weswegen sie auch bald in eine Monarchie überging,

in der das Volk sich großer politischer Freiheiten und großen Wohlstandes erfreut.

Demnächst nimmt die Geschichte Frankreichs mehrere Capitel in Anspruch. In der Behandlung dieses Theiles seines Thema ist dem Verfasser Mangel an Unparteilichkeit zum Vorwurf gemacht worden. Es ist wahr, er behandelt die erste Revolution und den letzten Commune-Aufstand mit einer gewissen Wärme, aber es muß der persönlichen Meinung eines Jeden überlassen bleiben, ob er den Abscheu des Verfassers vor den Grausamkeiten, die im Namen der Republik begangen wurden, tadeln will oder nicht. Wenn May dem Wankelmute eines Ludwig XVI. und den Extravaganzen einer Marie Antoinette Nachsicht zeigt, so übersieht er deswegen doch keineswegs die Raserei der Verzweiflung, in die das Volk durch Hungersnoth und übermäßige Besteuerung hineingetrieben wurde. Aber sicherlich ist er im Recht, wenn er betont, daß sowol früher, als auch jüngst unter Mac Mahon die Republik sich herrischer erwiesen hat, als ein Despot, und daß das Volk sich dieser rigorösen Strenge nur um deshalb unterwarf, weil sie im Namen der Republik ausgeübt ward. Wahrlich, die revolutionären Ausbrüche Frankreichs reichen hin, um jeden wahren Freund der Freiheit und der Menschheit mit Bangigkeit und Schrecken zu erfüllen. Und meint denn unser Autor etwas anderes, als was Schiller in den Worten ausdrückte?:

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.

Er ist gegen die wirklichen, greifbaren Resultate, die die französische Revolution gehabt hat, durchaus nicht blind, nur meint er, daß diese im Ganzen nicht sowol Frankreich, als dem übrigen Europa zu Gute gekommen sind. — Die Schlußworte Sir T. E. May's über Frankreich verdienen es, wörtlich wiedergegeben zu werden: „Noch ist das Schicksal Frankreichs in der Schwebe. Nach neunzig Jahren voll Revolutionen, ohne Freiheit, nach blutigen Bürgerkriegen und grausamen Proscriptionen, nach vielfachem Experimentiren mit republikanischen, kaiserlichen und monarchischen Regierungsformen, wer könnte nach all diesem sich erkühnen, vorauszusagen, was die Zukunft für das Land im Schooße birgt? Die Ausschreitungen seiner Demokratie haben die Volksregierung in Verruf gemacht. Die Usurpation und der Mangel an Redlichkeit seiner Herrscher haben das Vertrauen auf Gesetz und Ordnung erschüttert. Es hat die Freiheiten anderer Völker befördert, ohne sich die eigenen zu sichern. Es hat auf sociale Gleichheit hingearbeitet, aber, abgesehen von dem nivellirenden Geiste, der unter seinem Volke herrscht, ist es von der Erreichung seines Zieles noch so fern wie je. Die gräulichen Unruhen, die das Land zu bestehen hatte, haben seinem Wohlstande Fesseln angelegt, seine Gesellschaft entsittlicht und das intellectuelle Wachsthum seines begabten Volkes gehemmt. Aber noch ist Frankreich groß und mächtig und steht, wenn auch nicht mehr als die erste, doch immer noch hoch in der Reihe der civilisirten Nationen. Mehr als irgend ein anderer Staat mit Mitteln gesegnet, um sich wieder emporzuraffen, heilt es schnell die Wunden, die Krieg und Revolution ihm geschlagen, und wenn es aus den Irrthümern der Vergangenheit Nutzen zu ziehen weiß, wird es noch eine stabile Regierung gründen können, die das Vertrauen aller Classen genießt und der Größe und Aufklärung des Landes würdig ist."

Zum Schluß wendet sich der Verfasser zu seinem eigenen Vaterlande. „Die Geschichte Englands, sagt er, zeigt uns, wie volksthümliche Rechte und Gerechtsame erworben, erhalten, ausgedehnt und entwickelt werden, ohne den Umsturz der ursprünglichen Staatsverfassung herbeizuführen. Es ist eine Geschichte von Reformen und nicht von Revolutionen. Es ist die Geschichte einer Monarchie, in der das Volk alle Freiheiten einer Republik erlangt hat. Es ist die Geschichte eines Landes, in welchem Monarchie, Aristokratie und Republik in beispielloser Weise und Ausdehnung in einander vereinigt sind." Dies ist sehr wahr und England verwirklicht in der That Quinet's Vorstellung von „le peuple couronné". Allerdings hat die geographische Lage Englands unendlich viel zur Entwickelung der Freiheit beigetragen, da das Land nie, wie das hilflose Deutschland, zum Schlachtfelde fremder Heere gemacht worden ist. Es hat auch seine Kämpfe zu bestehen gehabt, aber diese waren, so zu sagen, häusliche, weshalb ihre schließliche Beilegung stets ermöglicht wurde. Hier wie im übrigen Europa bezeichnet das vierzehnte Jahrhundert den Zusammenstoß zwischen dem Feudalismus und der erstarkenden Gesellschaft. Die Kriege der Rosen zermalmten den Feudalismus und machten die Monarchie absolut, aber die hereinbrechende Reformation glich die Unebenheiten schleunigst aus; das Puritanerthum wurde zum Repräsentanten der Demokratie; als es aber zu Phrase und Heuchelei degenerirte, ward der angeborene gesunde Geist des Volkes seiner müde und mit Freuden rief man den verbannten Monarchen zurück. Ist es die Schuld des Volkes, daß die Stuarts, diese Bourbonen Englands, nichts lernen und nichts vergessen konnten und daß ihre Entthronung zur gebieterischen Nothwendigkeit wurde? Aber die Revolution von 1688 kann kaum als eine demokratische aufgefaßt werden, denn die Nation wünschte einen König, keinen Autokraten, sondern einen Herrscher, dessen Thron zwar auf dem erblichen Rechte basirte, aber zugleich den Gesetzen des Reiches und dem Urtheile des englischen Parlamentes und Volkes unterthan war. Daß die Revolution von 1688 also friedlich zu dauerhaftem Abschluß gelangte, verdankt sie der Achtung, in welcher sie die alten Gesetze und Staatseinrichtungen hielt. Eine solche Revolution kann keine subversive sein und es war die letzte und einzige englische Revolution. Das Carlisten-Meeting im Jahre 1848 ist zwar bisweilen als revolutionär bezeichnet worden, und in Frankreich würde ein solches Meeting unzweifelhaft den Thron erschüttert haben, hier ging es in Ohnmacht und Lächerlichkeit vorüber. 170,000 Bürger ließen sich zu „special constables" vereidigen und das Meeting endete mit der friedlichen Zerstreuung des Mob, dessen Mehrzahl nicht einmal verstand, warum sie ihren Führern gefolgt waren. Fraglos sind die demokratischen Ideen hier ebenso wie auf dem Festlande in Ausbreitung begriffen, aber sie thun sich hier nur am richtigen Platze, im Parlamente, kund. Merkwürdig ist es aber immerhin, daß das Wahlgesetz des Jahres 1872, auf das die demokratische Partei so große Hoffnungen gesetzt hatte, das gegenwärtige Beaconsfield'sche Parlament ans Ruder brachte. Und giebt es einen zweifelloseren Beweis für die unerschütterliche Loyalität des englischen Volkes als die Besorgniß, die während der gefährlichen Krankheit des Prinzen von Wales im ganzen Lande laut wurde? Unzweifelhaft hat auch England seinen Kampf mit den modernen Ideen zu bestehen, aber die Hoffnung ist begründet, daß dieser Kampf auf gesundem constitutionellem Boden geführt werde und sich von jener hysterischen Aufregung fern halte, die immer mit politischer Reaction endet. Auf dem Festlande liebt man es, die so oft in Hydepark sich wiederholenden Kundgebungen als Zeichen latenter Unzufriedenheit im englischen Volke zu betrachten. Aber ein solches Urtheil über diese harmlosen Zusammenkünfte beweist nur eine gänzliche Unbekanntschaft mit englischen Angelegenheiten. Da die Discussion in England frei ist, verdunstet der Eifer dieser Versammlungen in Reden; sie bestehen aus einigen wenigen

leidenschaftlichen Demagogen und einem Haufen unwissender Burschen, die einen solchen Auszug nach dem Westende der Stadt als einen Feiertagsspaziergang betrachten, und wer einmal eine derartige Hydepark-Volksversammlung gesehen hat, wo die Hefe der Londoner Hintergassen sich an das Tageslicht wagt und gleichgiltig den Führern einer Sache folgt, von der sie absolut nichts weiß, wird lächeln, wenn er nachher in einer ausländischen Zeitung eine Notiz über dieses Ereigniß liest. „Die Königin, sagte einmal einer dieser Leute zu einem unserer Freunde, wer ist sie? Ich dächte, Georg III. wäre König von England." Ein anderer wußte nichts von dem Tode des Prinz-Gemahls. Die Reformen, die jüngst in das öffentliche Schulwesen eingeführt worden sind, werden wol solch schmachvoller Unwissenheit ein Ende machen; aber vor einer solch unwissenden Bevölkerung, die, ungleich der französischen im Jahre 89, nicht Hunger leidet, hat England sich keiner Plebsherrschaft zu versehen.

Mit diesen Betrachtungen über England schließt das Werk, und wir fragen uns, nachdem wir also die Geschichte aller civilisirten Nationen Europas vor unseren Augen haben vorbeiziehen sehen: Wo bleibt Deutschland? Das Fehlen eines Capitels über Deutschland hat sicherlich seine Bedeutung. Wir ziehen unseren eigenen Schluß daraus, aber da wir für deutsche Leser schreiben, so mögen diese dasselbe thun. Z.

Ungarn.

Aus den Memoiren des Freiherrn v. Fiáth.*)

III.

Politisches Parteiwesen in Ungarn vor dem Jahre 1848.

Seit der Einführung des Christenthums und der Begründung des Königthums in Ungarn haben alle westeuropäischen Ideen auf dieses Land bedeutenden Einfluß geübt. Diese Thatsache liefert zugleich den Beweis, daß Ungarn ein wirkliches Mitglied Europas, keineswegs nur ein vorgeschobener asiatischer Posten ist, wie solches seine Gegner oftmals behauptet haben. Wie mächtig und tiefeingreifend wirkte z. B. die Kirchenreformation Luthers und Calvins in dem Karpathenlande! Ebenso warf die französische Revolution ihre Gährungsstoffe in das politische und sociale Leben Ungarns und brachen die Aufklärungs- und Fortschritts-Ideen des achtzehnten Jahrhunderts sich überhaupt auch an den Gestaden der mittlern Donau und im Karpathenhochlande Siebenbürgens Bahn und schufen allmählich neue Männer, neue Ziele in Politik und Gesellschaft.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch nur in flüchtigen Umrissen die Ursachen kennzeichnen, denen es zuzuschreiben ist, daß Ungarn bis in die Mitte unseres Jahrhunderts in seinen staatlichen Institutionen noch das Bild des mittelalterlichen Feudalismus darbot. Die privilegirte Stellung des Adels und der Geistlichkeit in Staat und Gesellschaft, ihre völlige Befreiung von allen öffentlichen Lasten und ausschließliches Recht zur Antheilnahme an der politischen Vertretung und Regierung des Landes stand im schroffen Gegensatze zu dem gedrückten, unfreien und schwer überlasteten Bauernvolke, das nicht bloß dem Staate die Gut- und Blutsteuer liefern mußte, sondern auch dem Grundherrn zu Zehent- und Robotleistungen verpflichtet und überdies der Gerichtsbarkeit desselben unterworfen war. Außer den Bürgern der „königlichen Freistädte" konnte kein Nichtadeliger Grund und Boden besitzen, obgleich betont werden muß, daß seit der Regierung der hochherzigen Kaiserin-Königin Maria Theresia sowohl Regierung als später auch der Reichstag bemüht waren, das Los des Bauernstandes zu erleichtern.

Dieses Ziel der Herstellung der Rechtsgleichheit im Staate bildete auch den hervorragendsten Gegenstand der seit dem Reichstage von 182⁵/₇ beginnenden Reformbewegung, welche allgemach sämmtliche Schichten des ungarischen Volkes ergriff und binnen zwei Decennien den Staat und die Gesellschaft total umgewandelt hatte. Ungarn bietet in dieser Zeit ein überaus interessantes Bild. Äußerlich waren die feudalistischen Institutionen des Mittelalters anscheinend noch in voller, ungebrochener Stärke aufrechtstehend; allein in der Wirklichkeit wankte bereits deren Untergrund und innerhalb dieser zerfallenden Institutionen einer untergegangenen Zeit wogte immer mächtiger das moderne Leben, bis endlich die zur Sturmflut angewachsene Bewegung die Ruinen niederwarf und wegschwemmte. Baron Fiáth trat gerade zu jener Zeit ins öffentliche Leben, als im Kreise der ungarischen Gentry die frühere Gleichgiltigkeit gegen Politik und politisches Parteitreiben dem lebhaftesten, leidenschaftlichsten Interesse und der regsten Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten im Komitate und im Landtage gewichen war.

Ungarn war damals eigentlich kein einheitlicher Staat im heutigen Sinn des Wortes, sondern weit mehr eine Conföderation von „autonomen" Municipien, Comitaten und Freistädten, denen gegenüber die königlichen Centralgewalten, der ungarische Statthaltereirath in Ofen und die ungarische Hofkanzlei in Wien, nur zu oft den Kürzern ziehen mußten. Das Comitat war auf seinem Gebiete „autonom", ja nahezu selbstherrlich; es besaß das Statutarrecht, das Recht der Selbstbesteuerung, der Beamtenwahl und gar mancher Befehl der königlichen Oberbehörde wurde durch die adelige Repräsentanz „mit Achtung beiseite gelegt." Auf die Verwaltung in den Comitaten, auf die Art und Weise der Executirung der Landesgesetze in denselben besaß die Krone nahezu gar keinen Einfluß; denn der von ihr ernannte Obergespan besaß außer dem Präsidium bei den Generalversammlungen des Municipiums und außer dem Rechte der Candidatur für die Beamtenstellen sowie der Erneuerung von Honorar-Beamten gar keine weitere Befugniß. Die Beamtenwahlen lagen aber völlig in den Händen einzelner, vermöglicher Adelsfamilien im Comitate, welche insbesondere mit Hilfe des „Bundschuh-Adels" bei allen „Restaurationen" den Ausschlag gaben und förmliche Comitats-Dynastien schufen.

Zu dem „Bundschuh-" oder Bauernadel gehörten theils gänzlich verarmte adelige Geschlechter, die nur in Folge der Aviticitäts-Rechte noch auf den Trümmern ihrer adeligen Besitzungen hausen konnten, theils waren dies wirkliche Bauern, die aber entweder aus irgend einem historischen Rechte oder durch eine specielle königliche Donation sammt und sonders Adelsrechte genossen. Solcher „adeliger Bauerndörfer" gab es allenthalben im Lande; jeder dieser Bundschuhmänner hatte Sitz und Stimme in der Generalversammlung des Municipiums, war also Wähler und konnte gewählt werden. Es bedurfte nämlich zu irgend einem Comitatsamte keiner andern Qualification als des Besitzes eines Adelsbriefes.

Wenn also eine Wahl veranstaltet, oder sonst eine Motion, ein Antrag oder Beschluß im Comitate durchgesetzt werden sollte,

*) S. Mag. Nr. 3.

suchten die Parteien stets diesen Bundschuh-Adel für sich zu gewinnen. Das Mittel war sehr einfach; es hieß: Wein und Geld. Auf eigenen Wagen der Parteiführer brachte man die Menge nach dem Centrum des Comitats; hier bildeten sich förmliche Lager, wo unter Aufsicht leitender „Kortesche“ (Parteiwerber) die gewonnenen Stimmen gehütet, andere zu erwerben gesucht wurden. Wein, Musik und Ansprachen erhitzten die Gemüther und nicht selten geschah es, daß die Parteien thätlich an einander geriethen und eine allgemeine Schlägerei die Wahl inaugurirte; die dann das Schlachtfeld behaupteten, „acclamirten“ ihre Candidaten. Man erhält einen ungefähren Begriff von den Kosten einer solchen Comitats- oder Landtagsdeputirtenwahl, wenn man erfährt, daß nach den Mittheilungen Fiath's im Jahre 1839 seiner Partei, welche unterlag, die Wahl für den Landtag auf mehr als 17,000 Gulden im Baren zu stehen kam; ungerechnet die Lieferungen an Speise und Trank in natura. Und schon im darauffolgenden Jahre war abermals eine Wahl, wobei unser Autor selbst der glückliche Candidat für das Vicegespansamt war, und diese absorbirte abermals mehr als 15,000 fl. und einige hundert Eimer Wein. Rechnet man hierzu noch die Auslagen und Bewirtungen der Wahlwerber, sodann die Reisen der Candidaten vor der Wahl; so läßt sich ermessen, welch' riesige Summen an Geld und Gut und welche Verschwendung an Zeit und Kraft die so oft (mindestens alle drei Jahre) wiederkehrenden Wahlumtriebe dem Lande verursachten. Wir können nur beistimmen, wenn Baron Fiath in Erinnerung an die einstigen Familien der adeligen Gentry ausruft: „Wo seid ihr hingekommen, ihr schön begüterten Familien?“ und diese Frage also beantwortet: „Es ist unglaublich, aber leider wahr: binnen achtunddreißig Jahren seid Ihr mit wenig Ausnahmen Alle zu Grunde gegangen“. Und unter den Ursachen dieses Verfalles der mittlern adeligen Grundbesitzer in Ungarn nennt unser Verfasser in erster Reihe das Parteiwesen, die Beamtenrestaurationen, die Deputirtenwahlen und Generalversammlungen, mit einem Worte: das leidenschaftliche Korteschthum, wodurch der Wohlstand dieser wichtigen socialen Klasse ruinirt wurde. Als böses Erbe dieser Zeit ist das leidenschaftliche politische Parteitreiben bis heute geblieben und nicht nur die nach jedem dritten Jahre wiederkehrenden Deputirtenwahlen, sondern auch die, leider auch bei der jüngsten Municipal-Reform beibehaltenen, Beamtenwahlen in den Comitaten nagen wie ein Krebsschaden an der materiellen und moralischen Basis des ungarischen Volkes.

Schon im Anfange der vierziger Jahre war die Politik die Hauptbeschäftigung der jungen adeligen Gentry geworden. Unreife und unklare Gedanken erfüllten die ritterlichen Heißsporne, welche damals sammt und sonders zu den „Fortschrittlern“ zählten. Man entwarf Verfassungspläne, welche dem Comitate eingereicht wurden, damit dieses seine Landtagsdeputirten dahin instruire, im Sinne der hier niedergelegten Principien im Landtage Vorlagen zu machen. Schon damals bildete die unabhängige verantwortliche Regierung das Endziel dieser Reformpläne; daneben betonte man die gemeinsame Besteuerung und Wehrpflichtigkeit, die Ablösung der Urbarialgiebigkeiten und die Nothwendigkeit einer verbesserten Volkserziehung. Obgleich diese Reformprojecte im Comitate stets verworfen worden, so wiederholten die jugendlichen Reformer dieselben immer wieder. Es verging kein volles Decennium und die „Träume“ waren zur Wirklichkeit geworden.

In den Jahren 1839/40 entwickelte sich überhaupt die Reform-Agitation in Ungarn im großartigen Stile. An der Spitze derselben finden wir den „größten Ungar“, den Grafen Stefan Széchenyi, und anfänglich mit ihm, bald aber gegen ihn, Ungarns bedeutendsten Redner und Volksführer Ludwig Kossuth. Wir können dieser wachsenden Bewegung, welche nachgerade sämmtliche Schichten der Bevölkerung des Landes ergriff und in zwei große feindliche Lager schied, nicht bis in die Einzelheiten ihrer Entwickelungen, Tendenzen, Mittel und gegenseitigen Kämpfe verfolgen; nur der Entstehung der „Széchenyi-Partei“ wollen wir auf Grund unseres Buches eine nähere Aufmerksamkeit widmen. Vor dem Auftreten des Grafen Széchenyi stand der Partei des niedern Adels die sogenannte „Hofpartei,“ welche fast ausschließlich den aristokratischen Familien entstammte, gegenüber. Baron Fiath schildert uns die Magnaten damaliger Zeit in nachstehender Weise: „Es gab kaum einen Magnaten im Lande, der seine Muttersprache rein und noch weniger correct gesprochen hätte. Unsere großen Herren verweilten, mit geringen Ausnahmen, nur kurze Zeit daheim. In Pest wohnten des Winters über kaum einige Magnatenfamilien; ein ungarisches Wort war hier fast gar nicht zu hören. Zwischen dem niedern Adel und der Aristokratie bestand eine unübersteigliche Kluft: der Gegensatz der Interessen. Während nämlich der Landadel mit allen Fibern seines Herzens an seinem Vaterlande, an seiner Nation und deren Sitten und Gebräuchen hing, betrachteten die Magnaten diese Bestrebungen höchstens voll mitleidigen Bedauerns, ließen ihre Kinder daheim entweder durch deutsche „Hofmeister“ oder durch französische „Abbés“ erziehen. In diesen beiden Sprachen lernten sie lesen, schreiben und sprechen, durchflogen dann so rasch als möglich die „humanistischen Studien“, um mit sechszehn Jahren als „Cadetten“ in irgend ein Regiment zu treten, wo sie nach halbjähriger Dienstzeit gegen ein Paar Tausend Gulden eine Lieutenants-Charge sich erkauften. Das junge Herrchen diente nun einige Jahre in der Armee, während welcher Zeit er auch das Wenige, das er in der Kindheit erlernt hatte, vergaß, und trat dann zumeist mit Rittmeisters-Charakter aus dem Militärstande aus. Nur ein Pflichtgefühl war in ihm entwickelt, das der unbedingten Treue zum Kaiser, und dieses Gefühl blieb auch der Leitstern seines ganzen künftigen Lebens. Diese „deutschen Magyaren“ bildeten die sogenannte „Aulisten-“ oder die „Hofpartei“. Der niedere Adel blickte verächtlich auf diese „Drohnen“, sie selber geringschätzend auf die Land- und Krautjunker herab. „Diese gegenseitige Verachtung war die starke Scheidewand, welche erst eine lange Zeit, vieles Mißgeschick und großes gemeinsames Elend niederzureißen im Stande war“ Die Partei wirkte durch ihren Einfluß nach oben, wie durch ihre Macht nach unten hemmend auf die politische Entwickelung des Landes; die Regierung fand in ihr unbedingte Unterstützung. In den Comitatsversammlungen dominirten die Aristokraten durch den von ihnen abhängigen oder erkauften Bauernadel; bei dem Landtage hatten sie im Oberhause, in der „Magnatentafel“, die große Majorität und so war es ihnen möglich, jede mißliebige Neuerung oder Reform entweder schon im Keime niederzustimmen oder deren gesetzliche Sanction im Oberhause zu vereiteln.

Dieser unbedingten Hof- oder Regierungspartei gegenüber entwickelte sich dann im unabhängigen, begüterten adeligen Mittelstande, in der eigentlichen Gentry, die Gegenpartei und zwar schon vermöge des Naturgesetzes in ebenso extremer Weise, als jene „Aulisten“, nur in entgegengesetzter Richtung. Diese Partei wies Alles, was von der Regierung kam, zurück, mochte es auch noch so nützlich, ja nothwendig sein. In ihren Augen war jede Regierung nur eine „vaterlandsverrätherische“ Hofclique. Dieser Anschauung gab unter Anderem der im Jahre 1848 zu traurigem Rufe gelangte Ladislaus von Madaräß, Führer der

Centro im Stuhlweißenburger Komitate, in folgender Weise Ausdruck: „Unsere großen Herren gleichen den Schornsteinfegern, je höher sie steigen, desto schwärzer, desto schmutziger werden sie“, und diese Verleumdung nahm das adelige Auditorium mit lautem Beifallrufen auf.

„Auf diese Weise“, bemerkt Baron Fiáth treffend, „konnte die bestgesinnte Regierung zu unserem Heile nichts durchsetzen; denn hier unten (im Comitate) nahm man ihre Vorschläge nicht an, sondern legte sie „per vim inertiae“, „mit Achtung“ beiseite; die Anträge der Comitate aber acceptirte die Regierung nicht, sondern erklärte, daß derlei Projecte zur Reform der öffentlichen Verwaltung nur allein Sache der Legislative seien. Die Gesetzentwürfe der Ständetafel jedoch wurden zehnmal, achtzehnmal von der Magnatentafel zurückgewiesen und so vegetirten wir Jahrzehnte hindurch, indessen Westeuropa in jeder Beziehung riesige Fortschritte machte. Und diese Versumpfung wurde für uns verhängnißvoll.“

Diese beiden Parteien bekämpften einander auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, nicht bloß mit Argumenten, sondern häufig auch mit Bleistöcken, und jede solche leidenschaftliche Versammlung, namentlich aber die „Beamten-Restaurationen“ (Beamtenwahlen) hatten ihre Todten. . .

Zwischen diesen beiden Parteien wollte nun der große Reformator Graf Stefan Széchenyi Posto fassen und nach dem alten Worte „in medio veritas“ eine gesunde, verständige, gemäßigte Reformpartei gründen. Interessant ist die Schilderung, welche Baron Fiáth von dem Momente der Constituirung dieser Partei entwirft. Es war im Winter des Jahres 1839/40, als Graf Széchenyi in Pest eines Tages auch unsern Autor zu einer Privatbesprechung für den Abend einlud. Beim Eintreten in den Salon fand Fiáth bereits eine große Anzahl Herren vom Lande, dann aus Wien und Preßburg versammelt. Nachdem die Eingeladenen vollzählig beisammen waren, geleitete der Hausherr diese Elite der ungarischen und siebenbürgischen Aristokraten in einen Berathungssaal, wo nach einigen Minuten des tiefsten, harrenden Stillschweigens Graf Széchenyi ungefähr Folgendes sprach:

„In Anbetracht, daß der ungarische Adel keine Gelegenheit mehr hat, sein Vaterland gegen die Tartaren und Türken zu vertheidigen;

daß er, wie die letzte Insurrection (bewaffnete Erhebung des Adels, damals gegen Napoleon I.) bewies, hierzu auch nicht mehr tauglich ist;

daß die Magnatenfamilien in Folge ihrer zur Zeit Maria Theresia's erhaltenen Erziehung in ihren Sitten und Gewohnheiten und in ihrer Sprache germanisirt worden;

daß Ungarn gemäß seiner dermaligen politischen und socialen Verhältnisse niemals in die Reihe der Culturstaaten wird eintreten können;

daß unser Volk ungebildet, unwissend und stumpfsinnig ist;

daß die bestgesinnte Regierung für uns nichts Vortheilhaftes thun kann, weil ihre edelsten Absichten an unserem alten Hasse und an unserem passiven Widerstande Schiffbruch leiden;

daß unsere Comitats-Congregationen keine Verwaltungsorgane mehr, sondern entsetzliche Heerde der Ärgernisse, der Leidenschaften, der Persönlichkeiten, ja nicht selten des Todtschlags und Mordes sind;

daß die Gerichtspflege so schleppend ist, daß die klarsten Schuld-, Urbarial- &c. Processe Jahrzehnte hindurch dauern;

daß unsere Straßen und Wege unfahrbar sind;

daß wir keine Industrie, keinen Handel und keinen Credit haben;

daß bei uns Räuberbanden à la Milfait Jahre lang ganze Gegenden in Schrecken halten können;

daß wir die lateinische Sprache, die wir Alle verstehen und sprechen, ausgemerzt und die ungarische Sprache, die kaum existirt und von der gebildeten Klasse kaum noch verstanden wird, zu diplomatischem Range erhoben haben;

daß unsere Literatur, unsere Poesie, unser Schauspiel, unsere Malerei und Bildhauerkunst sich nicht entwickeln können: —

so ist unsere Lage nicht nur elend, sondern auch unerträglich, derart, daß alle diejenigen, welche Besseres gesehen und genossen haben, den Winter gerne in den gebildeten Städten Europas zubringen, im Sommer aber in ausländischen Bädern verweilen, wo sie für Geld nach jeder Richtung edlen, befriedigenden Genuß finden; während wir hier für dasselbe Geld ohne jeden Genuß kaum vegetiren und tausend Gefahren und Widerwärtigkeiten ausgesetzt sind. Daher ist Jener Entfernung vom Vaterlande vernünftig und berechtigt.“

Die Hoffnung, daß Ungarn auch fernerhin in solcher Weise fortbestehen könne, sei leere Einbildung; ein Phantom sei es aber auch, daß es in der Zukunft sich entwickeln könne. Haben wir doch kaum Schulen für das Volk; und die wir haben, wie sind sie beschaffen? Ein Phantom ist es ferner, daß wir unsere Nationalität, unsere Sprache, unsere avitischen Institutionen, mit Einem Worte: daß wir Ungarn, unser geliebtes Vaterland, auch ferner in seiner Selbständigkeit erhalten können. Alles das sei leere Einbildung, von welcher er sich nur nach langen Kämpfen loszureißen vermocht habe; allein nachdem er durch mehrere Jahre Alles beobachtet, nachdem er in Ungarn Alles untersucht und studirt, sei er nach vieler Mühe und langem Kampfe zu der schmerzlichen Überzeugung gelangt, daß er diesem Lieblingsphantom entsagen müsse, denn es sei leider nur — ein Phantom.

Er beklagt überaus seine guten Freunde, seine Nation, daß sie von dem Strome der Civilisation so hinweggefegt werden; daß unser kurzes Leben ein qualvolles Leiden sein werde. Dem wolle er dadurch vorbeugen, daß er der Chimäre des ungarischen Staates, der ungarischen Nation und ihrer Selbständigkeit entsage, und um dem langdauernden krampfhaften Todeskampfe vorzubeugen und damit jenes Volk, welches man das ungarische nennt, zu neuem Leben erwache, sei vonnöthen, daß eine neue Partei, die ohnehin im Großen unbewußt schon existirt, geschaffen werde, welche dahin strebe, daß die einstens ruhmvolle Krone des heiligen Stefan mit der Krone des österreichischen Kaisers verschmolzen werde. Vereinigen wir uns also mit dem österreichischen Culturstaate und nehmen wir die Institutionen Österreichs an. Alsdann werden wir auch Antheil nehmen an dem materiellen Wohlstand Österreichs; bald wird auch bei uns die Volksbildung, der Fleiß, die Industrie, der Handel &c. erblühen und mit ihm die Existenz des verlassenen, unterdrückten Volkes. Zur Constituirung dieser Partei habe ich Euch heute hierher gebeten.“

Der Eindruck dieser Ansprache Széchenyi's war ein unbeschreiblicher. Mit tiefem Schweigen wurde die halbstündige Rede aufgenommen; nach ihrer Beendigung entstand erst ein Gemurmel, das mit jeder Minute wuchs und bald in einen stürmischen Ausbruch des Unwillens, der Mißbilligung überging. Zuerst erhob sich Baron Nikolaus Wesselényi und sprach in erregtem, zornerfülltem Tone. Er erkannte an, daß Széchenyi in vielen Punkten das Richtige getroffen habe, obgleich seine Behauptungen übertrieben seien und der „Graf auf dunklem Grunde mit Kohle gezeichnet habe.“ Handeln müsse man, und zwar noch die gegenwärtige Generation, falls wir als Nation fortleben

wollen; allein das Heilmittel, welches Széchenyi empfehle, sei hundertmal schlechter als der Tod und könne er es nicht annehmen.

Stürmischer Beifall folgte dieser Erklärung, worauf Graf Emil Dessewffy, jedenfalls nach Széchenyi der bedeutendste Mann unter den „Liberalconservativen“ vor 1848, das Wort ergriff, um in geschmeidigerer Form, doch mit derselben Entschiedenheit sich für die Ansicht Wesselényi's zu erklären. An dem Faden der Rede Széchenyi's wies er nach, daß alle diese Verhältnisse bisher sich nicht anders entwickeln konnten, wobei er den in Wien hausenden Magnaten, die ihr Vaterland vergessen, ernste Vorwürfe machte. Seine Rede gipfelte in der Erklärung, daß er das empfohlene Medicament ebenfalls nicht acceptiren könne; denn „wenn ich Arzt wäre und würde an das Krankenbett gerufen, so könnte ich dem armen Leidenden trotz meines innigsten Mitleides mit seinen Schmerzen doch kein Gift verschreiben; solches verbietet mir meine Ehre, mein Gewissen.“ Lauter Freudenbeifall und Händeklatschen lohnte dem Redner; die Herren standen auf, gratulirten Wesselényi und Dessewffy, drückten ihnen die Hände; — Széchenyi blieb vereinsamt.

Dieser ergriff sodann abermals das Wort. Vor Allem dankte er dem Genius der Nation, dem „Gotte der Magyaren“, daß er in seiner Hoffnung auf seine Freunde nicht getäuscht worden; denn diese befänden sich jetzt in jener Stimmung und auf jenem Terrain, wo er sie zu finden gehofft. Hierauf schilderte er die Genesis der „gemischten Ehe“ Ungarns mit Österreich, deren Abschluß die damaligen Verhältnisse, die Zwangslage des Landes motivirten; zugleich erörterte er die nachtheiligen und vortheilhaften Seiten dieses Bündnisses und sagte: „Zweierlei Wege schützen uns vor dem drohenden ruhmlosen Untergang. Der Eine sei jener, den er ihnen vordem empfehlen, doch nur in der Hoffnung, daß er die gehörten erfreulichen Äußerungen und die Stimmung dieses Augenblicks hervorrufen werde. Dieser Weg sei verwerflich, falsch und gleichbedeutend mit Verrath am Vaterlande. Aber giebt es auch einen andern Ausweg? Seiner Überzeugung nach: „Ja“. Und nun entwickelte er seine Reformpläne und jene Hauptgrundsätze, welche in seinen Werken: „Stadium“, „Hitel“ („der Kredit“) „Világ“ („Licht“) und „Kelet népe“ („Volk des Ostens“) und in seinem ganzen Leben energischen Ausdruck gefunden haben. Das Grundthema aller seiner Bestrebungen war das „logische Nacheinander“, welches er in folgender Weise fixirte: „Freier, sicherer Grundbesitz; dem vorhergehend gute Gesetze; vor diesen Begegnung und Klärung der Geister; dem vorhergehend Centralisation; als Anfang jeder Centralisation aber Verschönerung des einheimischen Lebens, des Vaterlandes und seines Centrums Budapest.“

Groß und allgemein war die Freude der Versammelten; man einigte sich vorläufig darüber, daß auf Grund der entwickelten Principien eine Parteibildung versucht werde, zu deren Programm-Ausarbeitung ein engeres Comité gewählt wurde. Das Losungswort dieser Partei sollte sein: der nüchterne, sichere Fortschritt, die friedliche Reform daheim und die weitere Aufrechterhaltung des Verhältnisses Ungarns zu Österreich auf Grund der pragmatischen Sanction.

Baron Fiáth wurde ein getreues, eifriges Mitglied dieser Partei und ist es durch alle folgenden stürmischen Zeiten geblieben.

Mit Széchenyi ging, wie erwähnt, geraume Zeit auch der Führer der liberalen Gentry, Ludwig Kossuth, Hand in Hand; aber dieser Bund dauerte nicht lange. Széchenyi war der Mann der ruhigen, successiven Reform auf dem Wege der Arbeit, der Bildung, des friedlichen Ausgleiches; Kossuth stürmte mit dem Feuer der Leidenschaft gegen die bestehenden Institutionen und sein Flammenwort riß die Menge mit sich zum gewaltsamen Umsturz, zur Revolution. Bald waren die Kämpfer der Reform in zwei feindliche Lager geschieden und alle Comitatssäle hallten wieder von dem stets heftiger werdenden Streite der Meinungen, der nur zu oft in Thätlichkeiten ausartete. So war es auch im Landtage. Der drängenden, rücksichtslosen Revolutionspartei blieb der Sieg. Die Folgen desselben sind bekannt. —

Hier verlassen wir die „Memoiren“ des Freiherrn von Fiáth, den wir nach den Aufzeichnungen aus seinem Leben als einen heitern, liebenswürdigen, tüchtigen Charakter und getreuen Patrioten, der seinem Vaterlande wie dessen Monarchen in gleicher Liebe und Anhänglichkeit zugethan ist, kennen und hochachten gelernt haben, dessen Mittheilungen wir manchen interessanten Zug aus dem socialen und politischen Leben und Treiben des vormärzlichen Ungarn verdanken, wobei wir freilich nicht verschweigen dürfen, daß uns diese Denkwürdigkeiten in mancher Hinsicht auch unbefriedigt gelassen haben. Dem Werke mangelt hie und da die strenge Selbstkritik, die alltäglichsten Dinge werden oft mit behaglicher Breite erzählt, während wichtige Vorkommnisse mit allgemeinen Bemerkungen wegkommen. Gerne hätten wir z. B. Verzicht geleistet auf die ausführlichen Jagd- und Duellgeschichten u. dgl., wenn uns der Autor dafür über seinen Verkehr mit Széchenyi, Deák, Windischgrätz, Geringer, Nádasdy u. s. w. eingehendere Mittheilungen und von seinen urkundlichen Geschichtsquellen umfassendern Gebrauch gemacht hätte. Baron Fiáth ist in solchen Dingen viel zu discret; und doch hat die Geschichte ein gutes Recht, derlei Aufklärungen von Augen-, Ohren- und Thatzeugen zu fordern, weil man nur auf diese Weise zur klaren Erkenntniß und richtigen Beurtheilung von Zeit und Menschen gelangen kann. Auch bezüglich der Anordnung des Stoffes, der sachlichen und chronologistischen Correctheit wie in Hinsicht auf die sprachliche Darstellung bleibt mancher Wunsch übrig. Trotz dieser Mängel begrüßen wir aber diese „Memoiren“ freudig und wünschen, daß dadurch auch andere Personen, welche in der ereignißreichen Periode vom Jahre 1830—1867 in Ungarn eine hervorragende Rolle gespielt, veranlaßt werden, uns ihre Erlebnisse, Thaten und Wahrnehmungen in authentischer Weise mitzutheilen.

Budapest. Prof. J. H. Schwicker.

Italien.

Italienische Novellistik.

A. G. Barrili.*)

Siebenhundert Jahre nach der Gründung Roms, fünfzig Jahre vor der christlichen Aera spielt Barrili's neuester Roman, Tizio Cajo Sempronio**). Der Verfasser versucht, uns aus dieser fast zweitausendjährigen Vergangenheit ein detaillirtes, genrehaft ausgeführtes Bild zu geben von dem Leben und Treiben der römischen Gesellschaft. Er entwickelt dabei einen beträchtlichen Aufwand archäologischen Wissens. Die eigentliche Erzählung scheint Nebensache und nur dazu da, um ihm mannichfaltige Gelegenheit zu ausführlichen Schilderungen zu bieten, sei es von den Tafelfreuden, Hochzeitsbräuchen, Toilettenkünsten, Spielen oder sonstigen Lustbarkeiten der alten Römer, sei es von ihrer

*) Vgl. Mag. 1877 Nr. 43.

**) Tizio Cajo Sempronio, storia mezzo romana di Anton Giulio Barrili. Milano, Fratelli Treves 1877.

Zeitrechnung, Gerichtsbarkeit, Kunst und Industrie. Aber trotz der anscheinenden Gewissenhaftigkeit, mit der er sich auf gelehrte Zeichnungen stützt, Quellen citirt oder andere unwiderlegliche Beweise vorbringt, ist der historische Ernst doch nur eine Maske, hinter welcher alle Augenblicke das schelmische Antlitz des Erzählers hervorschaut, sich über alte und moderne Zeit in gelegentlichen Vergleichen lustig macht und lachend den Leser zu fragen scheint, besonders wo es sich um Leidenschaften und Schwächen der Menschen handelt: sind wir im großen Ganzen nicht noch dieselben thörichten Menschen wie das damalige Geschlecht? Als eine storia mezzo romana bezeichnet der Autor seine Geschichte und meint damit, wie er am Schluß ausdrücklich erklärt, halb gehöre sie dem römischen Alterthum, halb allen Zeiten und allen Ländern an. Hier einige Proben von der Art seines mitunter etwas gewagten Humors und dem neckisch gemüthlichen Ton, in dem er sich mit dem Leser unterhält: „Zu jener Zeit", sagt er, als er der schönen griechischen Hetären gedenkt, die in großer Zahl nach Italien hinübergekommen seien, „war das Griechische Mode wie in unsern Tagen das Französische. Heutzutage, Gott sei gelobt, kennt man das Griechische nicht einmal mehr bei den Professoren. Die Gattin eines berühmten Gräcisten versicherte eines Tages, sie würde nimmermehr ihrem vortrefflichen Gemahl die Hand gereicht haben, ohne das Zeugniß zweier zuverlässigen Personen, welche geschworen hätten, daß er zwar das Griechische lehre, sonst aber nichts davon wisse."

An anderer Stelle, bei Beschreibung eines Hochzeitsfestes, spricht er von der Sitte der Alten, daß die Braut beim Eingang in das Haus ihres künftigen Gemahls die Schwelle nicht betreten durfte, sondern von dem Brautführer hinübergetragen werden mußte. „Als derselbe die junge Schöne mit starkem Arm erfaßte und emporhob, zitterte das Mädchen und stieß den der Situation angemessenen Schrei aus; aber bald faßte sie sich wieder, unterstützte den geschickten Griff ihres Entführers und half mit den Füßchen nach, damit der Saum der Stola in keusche Falten herabfalle. Geradeso habe ich mir immer die erste Bewegung der Proserpina vorgestellt selbst inmitten ihrer Angst und des instinktiven Schreckens, als sie sich von dem Boden aufgehoben und in den Armen des verliebten Pluto fühlte. Und ist es vielleicht nicht wahr, meine reizenden Leserinnen, daß ihr in einem ähnlichen Falle euch Alle ebenso benehmen würdet? Wenn ihr es verneint, wäre ich gezwungen, euch nicht zu glauben. Das Weib verleugnet niemals ihr Naturell. Betrachtet die Niobe des Skopas; selbst in jenem bösen Moment ihres Lebens scheint das schöne Weib irgend Jemand zu fragen, ob die Falten ihres Gewandes und ihre Geberden auch künstlerisch geordnet seien, um vor den Augen der Kritiker zu bestehen".

Die Handlung in dem Roman ist überaus einfach und läßt sich in wenige Worte fassen. Der Titelheld, ein junger Patrizier, schön wie Apoll und beliebt wegen seines Reichthums und seiner gränzenlosen Freigebigkeit, verschwendet auf leichtsinnige Weise mit guten Freunden und der Dame seines Herzens binnen Kurzem sein bedeutendes väterliches Erbe. Ehe er sich dessen versieht, steckt er tief in Schulden. Vergebens sucht er, von Gläubigern bedrängt, Hilfe bei denjenigen seiner bisherigen Freunde, welchen seine maßlose Verschwendung am meisten Vortheil gebracht hat. Alle wenden sich von ihm; ohne Erbarmen verfällt er dem Gesetz, obgleich kein Geringerer als Cicero selbst die Sache des Verklagten zu führen unternahm. Der Richterspruch, unabwendbar durch rhetorische Kunststücke, beraubt ihn der persönlichen Freiheit und überliefert ihn auf Gnade und Ungnade seinen drei Gläubigern. Der schlimmste derselben, ein reicher alter Wucherer, haßt in dem jungen Tizio zugleich einen glücklichen Nebenbuhler, der ihn, den Alten, aus der Gunst einer Dame verdrängt hatte. Er trachtet ihm nach dem Leben und hofft, seinen Rachedurst stillen zu können, denn das Urtheil lautet: wenn nach dreißig Tagen die Schuld nicht getilgt und auch kein Bürge eingetreten ist, so sind die Gläubiger berechtigt, sich in die Person ihres Schuldners zu theilen. Aus dieser gefährlichen Gefangenschaft wird er auf Anstiften einer vornehmen Römerin, die dem schönen Tizio seit dem Wechsel seines Glückes schon mehrfache Beweise ihrer Huld gegeben, mit List und Gewalt befreit und in Sicherheit gebracht. Gegen das Ende kommt die sonst durch Abschweifungen oft gehemmte Erzählung mehr in Fluß. Rasch und lebendig, bisweilen derb burlesk spielen sich die Schlußscenen ab, der Hergang vor Gericht, die kurze Gefangenschaft des Verurtheilten, der lustige Handstreich, der ihn befreit, endlich die neue Klage der Gläubiger, die von dem Prätor Genugthuung verlangen für die Flucht ihres Gefangenen und abgewiesen werden mit dem richterlichen Bescheid: da sie sich die Person des Schuldners hätten entgehen lassen, so möchten sie sich theilen in das was von ihm noch übrig sei, nämlich in seinen Namen. Der Eine nehme Tizio, der Zweite Cajo, der Dritte Sempronio. Diese Namenstheilung, mit der der schlaue Richter sich die lästigen Kläger zur Belustigung des ganzen Forums vom Halse schaffte, sei, so versichert der Erzähler, sprüchwörtlich geworden. Die Namen Tizio Cajo Sempronio seien von Stund ab getrennt geblieben, um für allezeit den Rechtsgelehrten zur Aufstellung von Beispielen zu dienen, wie: Tizio hat dem Cajo gegeben, Cajo hat dem Sempronio verweigert.

„Geliebte Leser", fügt der Verfasser hinzu, „ich habe euch eine dunkle Stelle in der römischen Archäologie aufgeklärt, und ihr seid im Stande, nicht allein, mir nicht zu danken, sondern meinen Entdeckungen nicht einmal Glauben zu schenken. Doch das ist das Schicksal aller großen Entdecker und ich bescheide mich. Ihr seid aber sogar im Stande, mich zu fragen, was denn eigentlich aus dem Jüngling geworden sei, über den jene drollige diminutio capitis verhängt wurde. Seht, das eben ist es, was ich nicht weiß. Ich habe alle Winkel der Geschichte durchstöbert und so gut wie gar nichts gefunden."

Dennoch läßt er vermuthen, daß der schöne Tizio seinen Verfolgern dauernd entrückt und wohl versorgt sei, und zwar aus den Reden der beiden „edlen" Römerinnen, die in dem Schicksal des Tizio die wichtigsten Rollen gespielt haben und sich zum Schluß in einem erbitterten Zungenkampfe begegnen.

Nachdem der Verfasser uns dann in Bezug auf das Schicksal der übrigen Personen die glaubwürdige Versicherung gegeben, daß Einer nach dem Andern gestorben sei, verabschiedet er sich von dem Leser in folgender Weise: „Hast du dich gut unterhalten, so sprich es aus, aber, bitte, verleihe das Buch nicht weiter. Abgesehen davon, daß die Freunde es dir nicht wiedergeben würden, thätest du dem Verleger Abbruch. Hast du dich aber gelangweilt, sei um Gotteswillen still davon und denke, daß auch bei dieser Art von Produkt das Sprichwort anzuwenden ist: nicht bei allen Brezeln glückt das Loch". (non tutte le ciambelle riescono col buco). Der Vorzug des Buches liegt, wie schon bei einem früheren Werke des Verfassers zu bemerken war, nicht in einer feinen Charakteristik der Personen, die mehr oder weniger alle schablonenhaft erscheinen, sondern in der bunten Schilderung, dem humoristischen Vortrag und kleinen Pikanterieen, die freilich öfter in etwas bedenklicher Weise an französischen Einfluß erinnern.

Niederlande.

Neue Zeitschriften in Holland.

Mit Beginn des laufenden Jahres sind in den Niederlanden zwei neue Zeitschriften in's Leben getreten, wovon namentlich die eine im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Novum für Holland vorstellt. Was nämlich die Deutschen bereits seit geraumer Zeit in England, Rußland, Italien und selbst in Mexiko besitzen, das heißt ein für ihre geistigen Bedürfnisse sorgendes, speziell ihren Interessen gewidmetes Organ, das haben sie nunmehr auch in dem geographisch und weit näher gerückten Holland endlich erhalten. Gewiß ist diese Thatsache eine um so erfreulichere, als bekanntlich der Vorurtheile gegen das Deutschthum selbst in den gebildeteren Schichten des holländischen Volkes noch viele sind, während der gemeine Mann vollends den Anschauungen noch nicht gänzlich zu entsagen vermag, welche dem Deutschen ehemals den Spottnamen „Mof" eintrugen. Es ist daher auch eine kluge Mäßigung, welche die Redaktion der neuen Zeitschrift an den Tag legt, indem sie, ihrem Programme zufolge, jede Collision mit nationalen Empfindlichkeiten zu vermeiden sich vornimmt und demgemäß „jede Polemik gegen Holland oder Besprechung holländischer Zustände" aus den Spalten der „Holländischen Nachrichten" streng ausgeschlossen wissen will.

So heißt nämlich die neue Zeitschrift, welche in Gestalt eines Wochenblattes seit Neujahr bei Gebr. Binger in Amsterdam erscheint und neben allen Zweigen des öffentlichen, insbesondere des commerciellen Lebens auch Kunst und Wissenschaft, Musik und Theater, Literatur u. s. w. berücksichtigen und auf diese „fördernd, helfend und belebend" einwirken soll.

Der Herausgeber und eigentliche Begründer dieser „für Handel, Verkehr, Industrie, Kunst und Wissenschaft in Holland" bestimmten Wochenschrift ist ein schon seit einer Reihe von Jahren in den Niederlanden ansässiger Deutscher, Namens Albert Häger, der sowohl als Schriftsteller wie als Componist sich einen geachteten Namen erworben hat. Herr Häger veröffentlichte außer einer geschätzten metrischen Übersetzung des berühmten holländischen Epos „Die Überwinterung auf Nova Zembla" von H. Tollens, mehrere Originaldichtungen, wie „König Richard" (1868), „Tropenlieder" 1869) ꝛc. und auch einige dramatische Arbeiten, wie das Lustspiel „Der bekehrte Ehefeind" (1870), das fünfactige Trauerspiel „Grandison" u. s. w. Als Componist schrieb er kürzlich (1876) die Operette „Die Mühle von Sanssouci".

Eine besondere Bedeutung erhält aber das von ihm hiermit in's Leben gerufene Blatt dadurch — und dies rechtfertigt gewiß die Eingangs gebrauchte Bezeichnung als „Novum" — daß die „Holländischen Nachrichten" nicht bloß das erste dem Deutschthum in den Niederlanden gewidmete Organ, sondern überhaupt die erste in deutscher Sprache erscheinende Zeitschrift in Holland sind.

Von diesem Gesichtspunkt sei Herrn Häger's Unternehmen herzlich willkommen geheißen und demselben nicht nur für's Erste ein günstiger Erfolg, sondern auch in Zukunft ein gedeihlicher Fortgang gewünscht.

Die zweite Zeitschrift, welche ebenfalls mit Anbruch dieses Jahres das Licht der Welt erblicken sollte, ist dagegen ein völlig einheimisches, nationales Unternehmen. Obwohl es in Holland bereits mehrere ganz tüchtige sprachwissenschaftliche Magazine giebt, ist doch noch Raum für ein Organ vorhanden, welches mehr die praktischen Zwecke des Lehrers, als die Ausbeutung der philologischen Fundgruben im Auge hätte. Ein solches beabsichtigt Hr. T. H. de Beer in Amsterdam, mit einer bei Blom und Olivierse zu Culemborg herauszugebenden Vierteljahrsschrift „Noord en Zuid" zu schaffen, welche sich zur Aufgabe stellt, „ohne Aufwand von trockener, ermüdender Gelehrsamkeit, dem Studium der Nationalsprache zu seinem Recht zu verhelfen und dasselbe zu erleichtern." Insbesonders ist dieses neue Organ für jene Lehrer „in beiden Niederlanden" bestimmt, die sich auf die Lehramtsprüfung vorbereiten. Dem ausgegebenen Prospect zufolge dürfte „Noord en Zuid" die Mitarbeiterschaft tüchtiger Kräfte sowohl aus Belgien wie aus Holland genießen, und scheint daher das beabsichtigte Unternehmen unter günstigen Auspicien in's Leben zu treten.

Rom. Ferd. v. Hellwald.

Polen.

„Maria", von Anton Malczeski, deutsch von Albert Zipper.*)

Keine Schöpfung der polnischen Poesie hat auswärts so großen Anklang gefunden, als die „ukrainische Erzählung" von Anton Malczeski, weil sich, abgesehen von den noch nicht genug bekannten und gewürdigten Dichtungen Slowacki's, keine der allgemein europäischen Stimmung, wie sie in Byron ihren genialsten Vertreter fand, so vollständig anschließt, wie eben „Maria". Wir haben in diesen Blättern den mächtigen Einfluß Byrons auf die moderne polnische Poesie überhaupt und insbesondere auf Malczeski anzudeuten versucht (46. Jahrgang des „Magazin" Nr. 20, 21, 22). Die poetische Erzählung „Maria" war in Polen der erste, laute, zum Theil unbewußte Aufschrei des neuen pessimistischen Zeitbewußtseins und blieb deshalb auch seit ihrem Erscheinen (Warschau 1825) einige Jahre lang unverstanden und unbeachtet, bis man fand, daß diese Schöpfung allein genügen würde, „die Originalität der polnischen National-Literatur sicherzustellen" (der Kritiker Grabowski) und bis Julius Slowacki 1833 erklärte: „Durch diese einzige Dichtung hat sich Malczeski so hoch erhoben, daß er alle anderen Dichter weit überragt." Wenn aber auch dieser erschütternde Protest gegen die optimistische Anschauung von der „besten der Welten" gerade in dem seiner Unabhängigkeit beraubten Polen auf besonders fruchtbaren Boden fallen mußte, so ist er doch auch den anderen Völkern verständlicher, geistesverwandter, als die idyllischen Töne eines „Pan Tadeusz" von Mickiewicz oder die panegyrischen Ergüsse eines „Przedswit" von Krasinski.

Die schaurigen Verwickelungen, aus denen die duftige Erzählung Malczeski's herauswuchs, sind in der That rein menschlich, während beispielsweise die Grenzfehde der Soplica u. Horeszek, welche den Rahmen des „Pan Tadeucz" bildet, ausschließlich polnisch ist. Ein junger Magnat vermählt sich im Geheimen mit einem Mädchen aus ritterlichem, aber armem Geschlechte. Sein stolzer Vater entfernt unter ebenso geschickt als perfid gewähltem Vorwande ihren Vater aus dem Hause und läßt in dessen Abwesenheit die Unglückliche ertränken. Die düsteren Hochgebirge Schottlands, der lachende Himmel Italiens würden zu dem ergreifenden Trauerspiel keine minder passende Decoration bilden, als die unabsehbaren Steppen der Ukraine, wohin Malczeski seine Dichtung verlegt. Daß die Geschichte

*) Hamburg 1878. Herm. Grüning.

nebstbei wahr ist, daß der stolze Magnat der Palatin Franz Potocki war, ändert nichts an der kosmopolitischen Tragik der Sache, zumal sowol die Idealisirung des jungen Waclaw, der in der Geschichte den Namen Felix Potocki trägt, einer der hervorragendsten Todtengräber seines Vaterlandes war und moralisch zu Grunde ging, als auch die des greisen Schwertherrn, welcher in Wirklichkeit Komorowski hieß und nach beglaubigten Angaben sich mit dem Mörder seiner Tochter in pecuniäre Auseinandersetzungen einließ (vgl. „Starościna belzka" von Kraszewski und „Tajemnice spoleczenstwa" von A. Muczkowski), die vollständige Freimachung des Dichters von der örtlichen Überlieferung bekundet.

Ob man die Worte Hamlet's: „Es giebt Dinge, von denen sich Eure Schulweisheit nichts träumen läßt", oder, wie es in der „Maria" geschieht, die des alten polnischen Dichters Jan Kochanowski († 1584):

„Gar wundersam ist's hier bestellt
„In unserer armen Erdenwelt;
„Und wer da Alles wollt' durchdringen,
„Nie wird's hienieden ihm gelingen",

an die Spitze stellt, immer und überall wird es wahr bleiben, daß oft das mächtige Laster straflos triumphirt, die arme Tugend ungerächt zu Grunde geht, daß „der Wurm auch am herrlichsten Blütenschmuck nagt", die höchste Freude eng an bitteres Leid gränzt und in der Welt, welcher Plinius das Brandmal: „homini ex homine maxima mala" aufgedrückt hat, auch ein fröhlicher Maskentanz zur Einleitung schwarzer Verbrechen zu dienen vermag. Dieser stark begründete Pessimismus, der die Voraussetzung der Dichtung Malczeski's bildet, hat der „Maria" überall leichten Eingang verschafft, weil er selbst in einer mittelmäßigen Übersetzung (die erste deutsche von Vogel, Leipzig 1845, die französische von Frl. Clemence Robert, eine englische, eine böhmische von Fr. Blasak, Prag 1852) seine ergreifende Wirkung nicht verfehlt.

Dem Original selbst kommt indessen ein Vorzug zu Statten, der kaum weniger, als der Inhalt, zu der allgemeinen Popularität „Maria's" — sie erschien seit 1825 in mehr als fünfzig Ausgaben, von illustrirten Prachtwerken bis zum Pfennig-Magazin — beigetragen hat: eine so glänzende Diction, daß sie in vielen Stellen als durchaus unübertrefflich bezeichnet werden kann. Was man auch gegen die angeblich übertriebene Sentimentalität in den Zwiegesprächen Maria's mit Waclaw eingewendet hat, diese Stellen, die Schilderung der Tartaren-Schlacht, der Rückkehr Waclaw's, des Hinwelkens des alten Schwertherrn, sind von so mächtigem poetischen Schwunge, von solchem Adel und solcher Kraft der Sprache, daß man sich in der polnischen Poesie nichts Schöneres vorstellen kann. Nachdem sich die deutsche Sprache die Meisterwerke aller Nationen angeeignet, mit derselben Leichtigkeit den erhaben ernsten Stil eines Dante, wie die tändelnde Form Ariost's auf heimischen Boden verpflanzt hat, so wird sie gewiß auch die Schwierigkeiten überwinden, welche einer ganz entsprechenden Verdeutschung der „Maria" allerdings in hohem Grade entgegenstehen. Daß die neueste Übersetzung von H. Albert Zipper diese Aufgabe vollständig gelöst hat, möchten wir zwar nicht behaupten. Jedenfalls bezeichnet sie aber einen sehr bedeutenden Fortschritt, verglichen mit derjenigen, welche der „polnische Parnaß" von Heinrich Nitschmann (4 Auflage. Leipzig 1875), bietet.

Die letztere fließt leicht und glatt dahin, ist aber auch durchgehends flach und läßt den edlen Stil des Originals kaum ahnen. Überdies wird die Übersetzung bei Nitschmann durch geradezu sinnstörende Auslassungen verunstaltet. So bildet in der „ukrainischen Erzählung" die Erscheinung des trauernden Knaben den geheimnißvollen Reiz des Ganzen. Der Knabe führt sich am Anfang des zweiten Gesanges mit den Worten ein:

.....„Fremd bin ich Allen in meinem Heimatland,
„Es hat mir schwarze Narben der Tod in's Herz gebrannt,
„Es hat mit gift'gem Brode die Erde mich gespeist:
„Drum muß ich ewig weinen und ziehe hin verwaist.
„Und wenn ich einmal lache, so ist's, wie bittre Reu',
„Und wenn ich einmal singe, ist's Trauermelodei.
„Denn mir im welken Antlitz hält hohle Blässe Haus —
„Denn mir im öden Busen riß man die Freude aus —
„Denn meines Engels Walten kränzt erst den Leichenstein." —
„„So sprich, was willst Du, Knabe?"" — „Entfliehen meiner Pein."

(Nach Zipper S. 50.) Dieser Knabe nun, in dessen Rolle der Dichter selbst lyrisch in den Gang der Erzählung eingreift, ist stummer Zeuge des an Maria vollbrachten Verbrechens und flüstert es dem aus der Schlacht voll freudiger Erwartung zurückkehrenden Waclaw in's Ohr. So wird der unmittelbare Anblick der grausigen That dem Leser durch einen poetischen Schleier entzogen und doch dem Helden volle Klarheit verschafft. Die ganze Stelle von: „Und auf die Zehen schwang sich" .... bis „Laokoon's grauses Bild" (bei Zipper S. 77—78) fehlt aber bei Nitschmann, so daß dann die weiteren Verse:

„So ist für Waclaw Alles denn verloren,
„Die Achtung vor den Menschen, Tugend, Glück" rc.

unverständlich sind, da ja der Verlust der „Achtung vor den Menschen" eben die Folge der ihm von dem geheimnißvollen Knaben beigebrachte Gewißheit ist, daß sein eigener Vater den schwärzesten Verrath ausgeführt und die Mörder gedungen hat.

Bei Malczeski reitet dieser ächt byronische Page mit Waclaw von dannen:

„Er sprang auf's Roß, das Knäblein gab weiter ihm Geleit.
„Allein wer war dies Menschlein, das so voll Schmerz geweint?
„War's seines Lebens Geist? ein Engel? böser Feind?
„Reizt er nur seine Peinen? Fühlt Mitleid er für ihn?
„Ich weiß nicht — ihn umschlingend, saust er im Flug dahin."

Mit dem Original verglichen*), erscheinen diese Verse Zipper's freilich recht matt und lesen sich auch im Deutschen schwerfällig, ganz abgesehen von der auch sonst mit Vorliebe gebrauchten Mehrzahl von Pein; schließlich ist aber doch der Sinn wiedergegeben, während bei Nitschmann auch diese wichtige Stelle fehlt. Wir nennen sie wichtig aus verschiedenen Gründen, — unter Anderem auch deshalb, weil sie offenbar einen anderen bedeutenderen Dichter, Julius Slowacki, welcher in „Waclawa dzieje" (Leipziger Ausgabe der Werke S. 3. Bd. II, S. 185 u. ff.) den elenden Tod des Waclaw oder Felix Potocki schildert, zur Erfindung des „Eolion" angeregt hat.

Im Allgemeinen kann die neueste Übersetzung von Zipper als ein erfreulicher Fortschritt bezeichnet werden. Wenn sie auch die glänzende Diction des Originals nicht wiedergiebt, so ist doch immer das redliche Bestreben ersichtlich, auch die schwierigsten Stellen gewissenhaft zu übersetzen, nicht aber mehr oder minder geschickt zu umgehen. Unbedingte Treue ist die erste Pflicht des

*) Nach Malczeski lautet die Stelle wörtlich: „Wer war doch dieser Knabe mit dem verweinten Auge? Der Genius seines Schicksals? Ein Engel? Oder Dämon? Reizt er aus böser Lust die Qual, theilt er mit ihm die Trauer? Ich weiß nicht — er umschlang den Ritter und sie flogen von dannen."

Übersetzers. Das deutsche Publikum wird durch diese Übersetzung zum ersten Male einen annähernd richtigen Eindruck von der trotz einzelner Mängel im Ganzen sehr beachtenswerthen Dichtung Malczeski's empfangen. E. Lipnicki.

Kleine Rundschau.

— **Spanische Novellen von F. Caballero, übersetzt von Pauline Schanz.***) Es sind im Ganzen 8 Novellen, dazu kommt eine kurze Lebensskizze der Dichterin. Die Übersetzung ist ziemlich frei, zum Theil zu frei oder auch unrichtig, im großen Ganzen aber lesenswerth. Dem großen des Spanischen doch meist unkundigen Publikum mag mit der Übersetzung von F. Caballero's Novellen ein Dienst erwiesen sein; sollte die Übersetzerin also eine Fortsetzung im Sinne haben, so möchte ich ihr anempfehlen etwas weniger flüchtig und wo es geht, dem Originale getreuer zu übersetzen, auch die Correctur der Druckbogen sorgfältiger vorzunehmen. Einige Bemerkungen, um das Gesagte zu begründen; ich greife die schöne Novelle, die Familie Alvareda (im Inhaltsverzeichniß ist Alvereda verdruckt) heraus. Band II., S. 128 findet sich die Copla:

Im Sehnen meiner Liebe, Wie lang wird mir die Zeit,
Kein Windhauch soll Verräther sein Von unsrer Seligkeit.

Die zwei letzten Zeilen sind finnlos. Das Original sagt:

Lograr es lo que intento, No perder tiempo;
Ni dar suspiro al aire Ni queja al viento.

Das ist zu Deutsch etwa:

Genießen will ich, Nicht Zeit verlieren,
Nicht die Luft mit Seufzern füllen, Den Wind nicht mit Klagen.

Und so sind andere poetische Stellen falsch oder ungenau übertragen.

S. 140: „Und Ventura war ihr gleich an Schönheit, Gewandtheit und Glut. Nie sah man ein graziöseres und zügelloseres Paar". Wozu das, wenn es spanisch heißt: Ventura era su adecuada pareja, y jamas se vió bailar el fandango con mas gracia y desenvoltura? D. h. also: Ventura war ihr ebenbürtiger Partner, und man sah niemals den Fandango mit mehr Grazie und Frechheit zugleich tanzen. S. 144: „Feigling! Memme! Lächerlich! Wer sagte mir das? Er? Niemand wagte ihre Ehre anzutasten, bis du sie mit Füßen tratest und beschmutztest. Oho, wir wollen sehen!" Spanisch: Gallina! Cobarde! Cosa que mueve á risaen mi cara! Y él me lo dice, él! Manso cordero! Es que nadie holló su honra hasta que tú la escupiste y la pisoteaste! Oh, ya veremos! Also: In meinem Gesichte etwas, das zum Lachen bringt! Und er, er sagt mir das! Ein sanftes Schaf! Niemand tastete seine Ehre an, bis Du rc. S. 148: „Habe ich etwas Lächerliches in meinem Gesichte, so habe ich auch etwas Lächerliches in meiner Hand! Spanisch: Algo tengo, gracias á ti, en mi cara que mueve á risa; pero tambien algo en mis manos que para la risa, d. h.: Habe ich in meinem Gesichte, wie Du meinst, etwas Komisches, so habe ich auch in meiner Hand etwas, um dem Lachen ein Ende zu machen. S. 197: Magerer als eine Sense. Spanisch: Mas delgada que la guadaña de la muerte, als die Sense des Todes. S. 196: „Rothes Kreuz" statt „Schwarzes Kreuz" zu schreiben.

In der Erzählung „Servilismus und Liberalismus" sind auch eine Anzahl Versehen gröberer Art. S. 82: San Lucca statt San Lúcar ist wohl nur Druckfehler. S. 83: „Die Stühle sind mit weißüberzogenen, aus Buccephalo's (!) Zeiten stammenden, roßhaargepolsterten Kissen bedeckt", falsch und unverständlich. S. 86: Die Schultern eines und desselben Trägers? Sujeto steht da, hier so viel wie Person. Dies. S.: Warum atravesar, das einfach querübergehen, kreuzen bedeutet, mit „schlurren" übersetzen? Warum S. 121. plagas mit „Weltschmerzen," wo Landplagen gemeint sind? Warum S. 127. desencantado mit „verwunschen", S. 140. perla no oriental mit „echte Perle", während doch an beiden Stellen das Gegentheil steht? Warum wird S. 140. der scherzhafte Ausdruck reminiscencias animadas nicht übersetzt und durch ein trockenes „was" ersetzt? Frescura auf S. 144. ist nicht einfach „Weise", sondern etwa unser „Unverfrorenheit". S. 150. ist das spanische mujer mißverständlich mit „Frau" übersetzt: es ist dort nur Interjection, wie auch hombre so gebraucht wird. Mae Maria an einem anderen Orte ist deutsch nicht zu verstehen; wozu wird mae = madre nicht übersetzt? Und so könnte ich das Register der Fehler noch weit fortführen, doch wozu?

Was schließlich die kurze Lebensgeschichte der Fernan Caballero betrifft, so ist sie besonders durch unangenehme Druckfehler entstellt, wie Diojo de Mentoza statt Diego de Mendoza, castellanos statt castellanas, theatro statt teatro, anteriores statt anterior, a statt á. (Band II., 142. steht zweimal Espaïia statt España, S. 148. Purtales statt Puntales.) Dazu der syntaktisch mißratene Anfang: „Seit der classischen Epoche .... trat in Spanien ein langer Zeitraum ein, während welchem." Falsch oder wenigstens ungenau ist endlich die Angabe, Nicolaus Böhl von Faber habe von seinem Vater ein großes Handelshaus in Spanien ererbt, sei dann nach Sevilla übergesiedelt und habe sich dort vermählt mit Francisca de Larea (nicht Larrea); und Böhl habe eine Schrift über das altspanische Theater herausgegeben; er gab vielmehr das Theater selbst heraus.*) Sonst ist die Skizze im Ganzen ausreichend und gelungen. Fr.

— **Griechische Literaturgeschichte für Schulen.** Ein bewährtes kleines Buch, das trotz seines unscheinbaren Auftretens viele anspruchsvollere Werke an innerem Gehalt weit hinter sich zurückläßt, liegt uns gegenwärtig in zweiter durchgesehener Auflage zur Beurtheilung vor. Es ist die „Geschichte der griechischen Literatur für höhere Lehranstalten" von Dr. W. Kopp, Gymnasialdirector in Freienwalde**). Das Werkchen hat einen Zwillingsbruder in der „römischen Literaturgeschichte" desselben Verfassers, die gleichzeitig, wie wir hören, zum zweiten Male ans Licht tritt. Dr. Kopp ist bekannt als ein erfahrener Schulmann und Kenner des Alterthums, aber er ist mehr: er ist ein warmer Freund der Jugend und ein begeisterter Verehrer und feinfühliger Beurtheiler der Alten. Seine griechische Literaturgeschichte ist methodisch angelegt und vortrefflich verfaßt. Es galt insbesondere, gewisse Partien, die für die Schule von Wichtigkeit sind und die Gebildeten am meisten interessiren, namentlich Homer und die attische Zeit, in ausführlicherer Behandlung hervortreten zu lassen. Hier hat der Verfasser einen Ton angeschlagen, der unbedingt in den Herzen der Jugend Wiederhall finden muß und geeignet ist, Liebe zu den klassischen Studien bei ihr zu erwecken. Es lesen sich diese

*) 2 Bände. Neues belletristisches Lese-Cabinet der besten und interessantesten Romane aller Nationen. Lieferung 1766—1775. Hartleben's Verlag.

*) Vergl. meinen Aufsatz über F. Caballero im Magazin, Jahrgang 46, S. 577.

**) Berlin, 1877. Julius Springer.

Partien auch selbst für den Unterrichteten wunderschön und überraschen stellenweise durch treffende Anmerkungen und neue Gesichtspunkte. Natürlich wird von der kritischen Methode der Betrachtung ein möglichst sparsamer Gebrauch gemacht, und gehört z. B. der Verfasser hinsichtlich der homerischen Frage noch zu den sogenannten Einheitsgläubigen. Indessen thut dies dem Werthe des Buches, welcher hauptsächlich in der Darstellung und Gruppirung liegt, durchaus keinen Eintrag. Sehr treffend sind auch, gerade wegen ihrer Kürze, die Bemerkungen, welche über die ältere attische Komödie und nachher über die bukolische Literatur der Alexandriner gemacht werden. Eine wesentlich andere Behandlung erfährt natürlich die alexandrinische und weiterhin die byzantinische Zeit. Hier kam es darauf an, aus der Überfülle eine möglichst strenge Auswahl zu treffen und das Ausgewählte mit wenigen, aber scharfen Grundstrichen zu skizziren. Durch diese Art des Verfahrens erlangt das Büchlein doch einen gewissen Grad der Vollständigkeit, wodurch es, wenigstens für den Schüler und für den Allgemeingebildeten, zum Nachschlagen sich empfiehlt, ohne in den Rang der Compendien hinabzusinken. Dankenswerth sind die Beigaben von Übersetzungsproben kürzerer Zusammenhänge aus den Literaturerzeugnissen verschiedener Zeiten, nur wünschten wir, daß bei der Auswahl derselben ein bestimmterer Grundsatz verfolgt worden wäre, etwa der, nur solches probeweise zu bieten, was bei der üblichen Schullectüre nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt. Dahingegen sind die, obwohl äußerst knapp gehaltenen, allgemein geschichtlichen Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten sehr geschickt verfaßt und dienen dazu, das Verständniß des Zusammenhanges der Literaturbewegung mit der geschichtlichen Entwickelung des Volkes und seiner Stämme in jedem Zeitalter recht deutlich zur Anschauung zu bringen.

Schmolke.

Mancherlei.

Zeitschriften der Riverside Press. The Atlantic Monthly, jetzt im zwanzigsten Jahre, mag als Vertreter der crême de la crême originaler amerikanischer Literatur betrachtet werden, und ist mit Mitarbeitern wie H. W. Longfellow, W. D. Howells, T. B. Aldrich, Mark Twain, Charles Francis Adams jun., J. Russell Lowell, John G. Whittier, Oliver Wendell Holmes, und Bayard Taylor, nebst einer großen Anzahl anderer in der Literatur wohlbekannter Namen, wie die Saturday Review bemerkt, „ein Magazin, welches es verdient in England besser gekannt zu sein". Dieses Jahr haben die Herausgeber eine Abtheilung für Original Song Music mit Text von den berühmtesten „Atlantic"-Dichtern eingeführt. Der Contributor's Club, auch seit Kurzem eingeführt, bringt die Ansichten der Mitarbeiter des Atlantic über Tages- und andere Literatur, und ist in unterhaltendem leichten Stil gehalten, sehr verschieden von einer trockenen Revue. — The American Naturalist, von Dr. A. S. Packard redigirt, von der Riverside Press herausgegeben, hat nicht verloren, seit er die American Naturalist Agency von Salem, Mass. verlassen, sondern wohl gewonnen, und ist die beste der populären Zeitschriften über Naturgeschichte, die auf beiden Seiten des Atlantischen Oceans erscheinen; sie ist stets belehrend und unterhaltend, und verdient reichlich einen kosmopolitanischen Absatz. — The Boston Medical and Surgical Journal, 1828 begründet und mit einer Ausnahme die älteste medicinische Zeitschrift, ist bestrebt „unabhängig zu sein von localen oder Berufsinteressen" und sich an die ganze medicinische Welt zu wenden. Obgleich sie außer einer das älteste aller medicinischen Journale ist, versichert sie doch ihren Lesern, daß ihr Stoff vom neuesten sein soll, und daß ihre Seiten Berichte über die neuesten Fortschritte in medicinischer wie chirurgischer Wissenschaft enthalten sollen. Außer diesen drei Zeitschriften veröffentlicht die Riverside Press noch United States Postal Guide, der außer den Nachrichten aus den Vereinigten Staaten auch nützliche Mittheilungen über in- wie ausländische Postangelegenheiten bringt; und last, but not least für die, welche sich damit beschäftigen, erwähnen wir die American Law Times and Reports, von Herrn Roland Cox redigirt, welche den Zweck hat, jedem Juristen die Leading- oder Test-Fälle, welche allgemein anwendbare Punkte entscheiden, zugänglich zu machen.

(Trübner's Record.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Bagot, Alan: Accidents in mines; their causes and prevention. London, Kegan. 6 s.

Dictionary of music and musicians. Edited by George Grove. Lief. I. London, Macmillan. 10 s. 6 d.

Dixon (W. Hepworth): Ruby Grey. 3 vols. London, Hurst & Blacket. 31 s. 6 d.

Doherty, M.: Saunters in social byways. London, Remington. 7 s. 6 d.

II. Französisch.

Buisson, F.: Dictionnaire de pédagogie d'instruction primaire. (50 Livr. à 50 cts.). Paris, Hachette. Livr. I. 50 cts.

Deville, Ch. Sainte-Claire: Coup d'oeil historique sur la géologie et sur les travaux d'Elie de Baumont. Paris, Masson. 7 fr 50.

Garnier, P.: Dictionnaire annuel des progrès des sciences et institutions médicales. Annee 1877. Paris, Germer Baillière. 7 fr.

Haussonville, Comte de: Souvenirs et mélanges. Paris, Calmann Lévy. 7 fr. 50.

Millardet, A.: Histoire des principales variétés et espèces de vignes d'origine américaine qui résistent au Phyloxera. Livr. 1. Clinton avec 4 pl. Paris, Masson. 2 fr. 50.

Noriac, Jules: La comtesse de Bruges. Paris, Calmann Lévy. 3 fr. 50.

III. Holländisch.

Beynen, L. R. Koolemans: De tweede reis der Pandora naar de noordelyke Yszee in den zomer van 1876. 's Gravenhage, Gebr. van Cleef. fl. 1,50.

Ising, A.: Haagsche schetsen. 's Gravenhage, W. P. van Stockum. fl. 3.

Jorissen, Theod.: Historische karakters. Amsterdam, J. C. Loman. fl. 1,90.

Kern, H.: Over de oudjavaansche vertaling van 't Mahâbhârata. Amsterdam, C. G. van der Post. 4°. fl. 0,70.

Stuart, M. Cohen: Uit Scandinavië. Utrecht, W. F. Dannenfelser, fl. 3,90.

SAMPSON LOW, MARSTON & CO.'S NEW BOOKS.

A NEW WORK BY PRESIDENT WOOLSEY.
Now ready.

POLITICAL SCIENCE;

Or, THE STATE THEORETICALLY AND PRACTICALLY CONSIDERED.

By THEODORE D. WOOLSEY, LL. D., lately President of Yale College.
Author of „An Introduction to the Study of International Law", &c.
In 2 vols. royal 8vo. of nearly 600 pages each, cloth extra, price 30 s.

ESTIMATE OF THE NEW YORK TIMES.

„The most important recent contribution to political science which has been made among English-speaking people .... In short, the book is all that can be expected in a science which is no science, in the strict sense of the word, but deals only with opinions and judgments as to what is wise and expedient in practice. It sums up and puts into methodical order the best thought of the time on these subjects with the criticisms and original opinions of a generous and well-trained mind."

A FOURTH EDITION is in the press of NEW IRELAND. Political Sketches and Personal Reminiscences. By Alex. M. Sullivan, M. P. 2 vols. demy 8vo. cloth extra, price 30s.

Now ready, 1 vol. demy 8vo. cloth extra, nearly 700 pages, price 16s.
The IRISHMAN in CANADA. By Nicholas Flood Davin. Dedicated, by permission, to the Earl of Dufferin.

A THIRD EDITION is ready, in large post 8vo. cloth extra, gilt edges, price 12s 6 d of The FERN WORLD. By Francis George Heath. Beautifully illustrated.

CHARLES SUMNER'S LIFE and LETTERS. Edited by E. L. Pierce. Second Edition. 2 vols. demy 8vo. cloth extra, price 36s.

The FLOODING of the SAHARA: an Account of the Great Project for Opening Direct Communication with 38,000,000 of People. With a Description of North-West Africa and Soudan. By DONALD MACKENZIE. 8vo., cloth extra, with Illustrations, 10s 6d.

Now ready, crown 8vo. cloth, 10s 6d.
AMONG the TURKS. By the Rev. Dr. HAMLIN, for Thirty-five Years a Resident in Turkey.

Now ready, the New Work by the Author of „My Summer in a Garden."
In the LEVANT. By Charles Dudley WARNER. 1 vol. crown 8vo. cloth extra. 10s 6d.

Notice. — New Work by the Author of „ADVENTURES OF A YOUNG NATURALIST".
MY RAMBLES in the NEW WORLD. By LUCIEN BIART. Translated by MARY DE HAUTEVILLE. Crown 8vo. cloth extra, fully illustrated, 7s 6d.

A NEW FAIRY TALE.
PRINCE RITTO; or, the Four-Leaved Shamrock. By FANNY W. CURREY. With 10 Full-Page Facsimile Reproductions of Original-Drawings by Helen O'Hara. Demy 4to. cloth extra, gilt edge, 10s 6d. (35)

London:
SAMPSON LOW, MARSTON, SEARLE & RIVINGTON,
Crown-buildings, 188, Fleet-street, EC.

In unserem Verlage sind erschienen:

Luise, Königin von Preußen

von **Friedrich Adami.**

Siebente vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß der Königin und einem Facsimile ihrer Unterschrift. Gr. 8. geh. Mk. 4. 60, elegant in Leinwand gebunden Mk. 6. — (36)

Zehn ausgewählte Essays

zur Einführung in das Studium der modernen Kunst
von **Herman Grimm.**

Gr. 8. geh Mk. 5. —, eleg. in Leinwand gebunden Mk. 6. —

Fünfzehn Essays.

Zweite vermehrte Auflage der neuen Essays 2c.
von **Herman Grimm.**

Gr. 8. geh. Mk. 7. 50, elegant in Leinwand gebunden Mk. 9. —

Fünfzehn Essays

von **Herman Grimm.**
Neue Folge.

Gr. 8. geh. Mk. 8. 60, elegant in Leinwand gebunden Mk. 10. —

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in Erfurt erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben: (37)

Neuigkeit für Carneval-Comité's und Gesellschafts-Vorstände.

Carneval und Maskenball.

Eine Bibliothek des Unentbehrlichsten für **Carnevals-Vereine, Fest-Comité's** und **Gesellschafts-Vorstände.**
Herausgegeben von

Edmund Wallner.

Band I.
Geschichte des Carnevals. — Festzüge der Hauptstädte Deutschlands. — Aufzüge in geschlossenen Räumen. — Fest-Programme. — Einladungen und Prologe. — Einzelne Masken. — Der Festball und seine Ausschmückung. Preis 3 Mark.

Band II.
Inhalt: **Festspiele und Carnevalspossen.** Preis 3 Mark.

Band III.
Inhalt: **Carnevals-Tafel-Lieder, Trinksprüche, Toaste und Tischreden.** Preis 3 Mk.

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in Leipzig erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (38)

Die Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8. Preis für den Jahrgang 30 Mark.

No 6 enthält folgende Artikel: Die Entwickelung des altgriechischen Kriegswesens. V. Die Zeit des peloponesischen Krieges. Max Jähns. — Zellers neue philosophische und historische Abhandlungen. H. Jacoby. — Eine Fahrt auf den Olymp. Gustav v. Eckenbrecher. — Vom preußischen Landtag. ✗. p. — Literatur. Max Duncker, Geschichte des Alterthums. — Dr. A. Dochow, Der Zeugnißzwang.

Soeben erschien: (39)

Des Apollonios Dyskolos

vier Bücher
über die Syntax.
Uebersetzt und erläutert
von
Alexander Buttmann.

gr. 8°. geh. Preis 9 Mk.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann) in Berlin.)

In der **C. F. Winter'schen** Verlagshandlung in Leipzig ist soeben erschienen: (40)

Tiresias.

Drama in 5 Aufzügen
von
Gustav Eckers.

8. geh. 2 Mark. geb. 2 Mark 60 Pf.

Eine neue selbständige Bearbeitung der Oedipussage.

Die vierte Nummer (27. Januar.) der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI,** welche in Florenz erscheint, enthält:

La cassa centrale di risparmio in Firenze. — La riforma comunale. — I partiti politici in Russia di fronte all' attuale guerra. — Corrispondenza da Gonzaga. — Il parlamento. — La settimana. — Don Esteban (novella). — Eduard Zeller. — La generazione spontanea e la commissione dell' Academie des sciences. — Comunicazioni del pubblico. — Bibliographia. — Notizie. (41)

Dieser Nummer ist eine Anzeige: 1) von **Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig;** 2) von der **C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig** beigefügt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 16. Februar 1878. [№ 7.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Lang: Peloponnesische Wanderung.

Über den heutigen Kulturzustand Griechenlands ist nicht viel bekannt; am unbekanntesten von allem aber ist der kleine Continent des Peloponnes. Um so mehr Beachtung verdient die Beschreibung einer peloponnesischen Wanderung*), welche nicht nur interessante Reiseerlebnisse umfaßt, sondern auch über Land und Leute vielfache Auskunft giebt und zugleich auf die verschiedenen Epochen der Halbinsel, auf die Ablagerungen der Völker, die dort geherrscht, geschaffen und gehaust haben, sehr interessante und geistreiche Schlaglichter wirft.

Was kann und soll man von einem Reiseberichterstatter erwarten, was nicht? An erster Stelle, daß er sich, ehe er seine Wanderung antritt, durch allgemeine historische und kunstgeschichtliche Studien und weiterhin durch specielle über das betreffende Land tüchtig vorbereitet; er ist gleichsam ein Eroberer auf geographischem, ethnographischem und kunstgeschichtlichem Gebiete. Daß er ferner an Ort und Stelle offnes Auge und unvoreingenommenen Sinn hat, um nicht das, was andere vor ihm gesehen und berichtet haben, ihnen einfach nachzusehen oder auch das zu finden, was eine romantische Geschichtsauffassung zu sehen nahe legen kann; daß er gleichwohl eine kräftige Phantasie zu eigen hat, welche die Jahrtausende der vergangenen Entwickelung, alle die Ereignisse und Umwälzungen, die über die Landschaft gekommen sind, anschaulich und gewissermaßen zu Bildern gruppirt an sich vorüberziehen läßt und auch des Lesers Auge für ein solches Sehen öffnet, dergestalt, daß sich die Epochen der Geschichte des Volkes ihm sondern und darstellen wie die Schichten der Erdrinde dem Auge des kundigen Geologen. Endlich soll er für das Volk, bei dem er verweilt, ein warmes Herz haben, ihm nicht nur als Kritiker nahe treten, vielmehr sich zeitweise zu ihm rechnen und seine Hoffnungen theilen, seine Sorgen mitfühlen, seinen Geist belauschen; er wird dann verstehen aus manchem Anzeichen Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen; der Blick in diese wird ihm oft, wenn er von manchem Neuen und Unerwarteten betroffen, von manchem Erlebniß unangenehm berührt wird, Trost geben und ihn an einer Wiedergeburt eines heruntergekommenen Volkes nicht verzweifeln lassen. Der Reisende besitze also Kenntnisse und Beobachtungsgabe, dichterische und philosophische Anlage und ein erregbares Gemüt. Andererseits vergesse er sein Ich, soweit es nicht als Repräsentant der in unserer Zeit erreichten Weltbildung auftritt; die kleinen Sorgen und Plagen lasse er in seinen Privattagebüchern ruhen, und nur was für Land und Leute charakteristisch ist, theile er mit. Endlich lasse er alles gelehrte Gepäck zurück, er suche uns nicht sowohl mit Absicht zu belehren als zu unterhalten, nicht wie der Professor, sondern wie der Künstler zu bilden; wir werden ihm dann in jener Stimmung von Ort zu Ort folgen, die ein Product von Melancholie und derjenigen Phantasie ist, die wie ein Januskopf zugleich in die Vergangenheit und Zukunft schaut.

Wenn ich mich auf einen so hohen Standpunkt gegenüber dem Berichte über eine einfache Wanderung stelle und die Forderungen an den Erzähler etwas ausführlicher auseinandergesetzt habe, so habe ich das im Grunde nur darum gethan, um mit Beziehung auf diese Ansprüche der Freude Ausdruck zu geben, welche Lang's Beschreibung in mir erweckt hat. Er vereinigt in der That die verlangten Eigenschaften aufs Glücklichste, er zeigt sich als Kenner der Geschichte und Kunst ohne jegliche Pedanterie und gemachte Construction; er belehrt ohne Absichtlichkeit, unterhält auch bei minder interessanten Partieen und reißt uns auf den großen Stätten mit sich fort, daß der Geist, gleichwie der über den Wassern schwebende Gottes, über Zeit und Raum sich erhebt und mit einer Gesammtvorstellung umfaßt, was die Jahrhunderte nach einander aus dem dunklem Schoße alles Seins heraufgeführt haben.

Die Höhepunkte von Lang's Wanderung sind Olympia, der Apollotempel von Bassae, Argos und Mykenae; dazu das schöne Schlußcapitel „unter den Neugriechen“; von besonderem Interesse sind auch die Hinweise auf den einst im Peloponnes begründeten fränkischen Lehnstaat (Neufrankenland), der dort an 200 Jahre sich gehalten hat.

Der Reisende steht oberhalb Olympias auf dem Kronoshügel, — welche Gedanken und Gesichte stürmen da nicht auf ihn ein! „Auf dem Gipfel stand in grauer Vorzeit eine Opferstätte, auf der zur Zeit der Frühlings-Tag- und -Nachtgleiche dem Gotte Kronos geopfert wurde. Es war das älteste Heiligthum der Gegend. Vor diesem Hügel aber ist einer alten Sage zufolge einst der Kampf zwischen Kronos und Zeus, zwischen Vater und Sohn, zwischen dem alten und dem neuen Glauben ausgefochten worden. Von dieser Höhe mußte der alte besiegte Göttervater Jahrhunderte lang den Triumph seines Erstgebornen mit ansehen.

Während sein Dienst schier vergessen war, häuften sich im Thale die Ehren, die dem beglückten Sohne galten, sah er den Tempel und das Goldelfenbeinbild strahlen, die diesen verherrlichten, sah er das Alpheiosthal angefüllt mit schimmernden Werken der Kunst und mit dem Getümmel der Festspiele und dem Jubel der glücklichen Sieger, die vor dem Bilde des Zeus Olympios den Kranz von wildem Ölblatte empfingen. Aber der Alte sah auch andere Zeiten kommen, er sah, wie der Glanz

---

*) Peloponnesische Wanderung von Wilhelm Lang. Berlin, 1878. Gebr. Paetel.

der Feste erbleichte und wie an die Stätte, wo alle als Hellenen sich fühlen sollten, die Eifersucht der Stämme eindrang, ja wie einmal zur Zeit des Festes eine blutige Schlacht auf dem Boden der Altis geschlagen wurde, zwischen Griechen und Griechen: hier die Eleer, die im Besitze des Festortes und der Tempelschätze waren, dort die Arkader, welche das Heiligthum mit Gewalt an sich rissen. Und immer trübere Zeiten sah der Alte: wie den Stirnen der Wettkämpfer das Zeichen der Knechtschaft aufgedrückt war, sah wie ein neuer Gottesglaube den Herrscherthron des Sohnes erschütterte und umstürzte, wie Barbarenschwärme das blühende Thal mit Mord und Brand und Plünderung überzogen, fremdsprachige Völker bis auf die Spur auslöschten, was auf diesem Boden von hellenischer Gesittung zeugte, wie die Erde selbst vernichtende Gewalten aus ihrem Schoße entlud und zuletzt Grabesstille herrschte, wo ein glückliches Volk seine glücklichsten Tage verlebt hat. Das alles sah der alte Göttervater und dauerte aus; denn er selber, der Gott Kronos, ist es, der seine Kinder aufzehrt, der Geschlecht um Geschlecht, Jahrtausend um Jahrtausend, Glauben um Glauben in seinem ewigen Schoße verschlingt. Auf dieser Höhe mag man den Schicksalen nachdenken, die aus einer Stätte unvergleichlicher Festeslust und verschwenderischer Pracht eine Wüste gemacht haben."

Besonders schön und treffend sind die Betrachtungen beim Apollotempel von Bassae, den dort die Phigalier durch athenische Meister noch zu Phidias' Zeit dem Gotte zum Dank für Abwendung einer Seuche errichten ließen und dessen Sculpturen zu der Formvollendung der Ägineten und dem feierlichen Ethos der Werke des Phidias das ins Höchste gesteigerte Pathos hinzufügten. Aber wie kamen jene aufgeregten Kampfscenen, die äußersten Consequenzen des neuen Stiles, wie kam der neue Tempelstil selbst in jene stille Waldeinsamkeit? „Ich denke mir, urtheilt der Verfasser, daß grade in dieser Einsamkeit, von localen Rücksichten und Anforderungen unbeeinflußt und fern von den jüngst vollendeten Meisterwerken zu Athen, die schöpferische Phantasie des Künstlers sich selbst überlassen und zu einer unerhörten Leistung, rein aus ihrer eigenenen Fülle heraus, sich angeregt fühlte. Eine ungebundene, sprudelnde Schöpfungslust spricht aus der ganzen Composition. Die Linien sind wie herausgequollen aus dem Borne einer ungezügelten Einbildungskraft. Zunächst zu seiner eigenen Lust wollte der Künstler zeigen, was man mit den Mitteln machen konnte, über welche die Kunst seit Phidias zu schalten gelernt hatte." Aber man lese in dem Buche selbst die weiteren Erörterungen; ich füge hier nur noch den Schluß hinzu: „Der Künstler erscheint als ein Feuergeist, der seiner Phantasie die Zügel schießen läßt. Leichtschaffend, ein Meister der Form, hat er seine Lust daran, die menschliche Gestalt in den Zuständen des Affects zu zeigen. Keine Situation ist ihm zu verwegen. Die Handlung ist ihm alles; den epischen Stil des Frieses bildet er ins Dramatische hinüber"; u. s. w.

Es giebt keine Landschaft Europas, wo der Gegensatz zwischen dem was einst gewesen und dem was ist, so schroff entgegentritt und so niederschlagend wirkt, als im Peloponnes; keine Vermittlung des Alten und Neuen, ja oft kaum eine Erinnerung an jenes. Welch ein Gegensatz zu Italien „wo die Kultur niemals völlig verschüttet worden ist, sondern sich in einer Reihe von Metamorphosen bis zur Gegenwart lebendig erhalten hat. In Griechenland aber Olympia, die heilige Straße, der Tempel der Phigalier, Megalopolis, Argos, Mykenae, Korinth: wir lernen diese Plätze wie sie einst in ihrem Glanze geblüht haben, in Schulen und aus Büchern kennen; wir sehen sie im Geiste in ihrem einstigen Zustande nach den Reconstructionen der Gelehrten und Architecten vor uns; wir sehen die Processionen dahinziehen, ganz Griechenland zum Wettkampfe vereint an den Stätten, die Kunst und Fleiß geschmückt und vor den Naturgewalten geschützt haben. Und dagegen nun die Wirklichkeit der Gegenwart, die selbst von der niedrigeren Kultur nur ein Minimum aufweist!

> Attika, die Riesin, ist gefallen;
> Wo die alten Göttersöhne ruhn,
> Im Ruin gestürzter Marmorhallen
> Brütet ew'ge Todesstille nun.

Da muß den Reisenden eine drückende Schwermut überkommen, wenn ihm nicht der Idealismus und sein Glaube an die Unzerstörbarkeit des menschlichen Erfindungsgeistes und Kunsttriebes darüber hinweghilft.

„Wer in einem der kleinen Häfen an der Westseite des Peloponnes landet, den überkommt mit einem Male in voller Wucht die Empfindung der Schicksale, die über dieses Land hingegangen sind. Schon der verödete Strand läßt ahnen, was ihn im Innern erwartet. Spärlichen Anbau zeigen die Felder, weite Strecken sind ohne Kultur der Viehweide preisgegeben. Keine Fahrstraße verbindet die Menschen, keine Brücke erleichtert den Austausch der Waaren. Die alten Hellenen zählten den rossebespannten Wagen zu den frühesten Erfindungen, Prometheus selbst rühmte sich:

> Damit ich Sterblichen
> Der allzugroßen Bürde Wucht erleichterte,
> Schirrt' ich das zügelfrohe Roß dem Wagen vor,
> Das stolze Bild der überreichen Üppigkeit.

Heute ist der Wagen ein unbekanntes Ding, elende Saumpfade vermitteln den Verkehr in dem gebirgigen Lande. Sie führen Weg auf und Weg ab, [illegible] an Abgründen hin, über Bäche und Flüsse. Der ausgebrannte Boden trägt eine verkümmerte Vegetation, nur in den Schluchten und auf der Höhe des Gebirges zeigen sich noch zusammenhängende Waldungen. Stundenlang kann man fortreiten, ohne auf menschliche Wohnungen zu stoßen, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen. Selten daß eine Trümmerstätte an die verschwundene Welt des Alterthums erinnert. Noch seltener sind die Spuren, welche die späteren Jahrhunderte auf diesem Boden zurückgelassen haben. Berge, Flüsse, Ortschaften tragen fremdartige Namen, die an barbarische Zeiten erinnern. Hier hat eine Kette von feindseligen Jahrhunderten nur zerstört, nichts geschaffen. Städte und Dörfer der heutigen Bewohner haben nichts, was das Auge fesseln könnte, sie sind ohne geschichtlichen Charakter. Kein Palast, der noch aus alten Zeiten aufragt, kein Dom, der in der Zerstörung sich gerettet hat. Diese Wohnungen sind von heute und gestern, sie dienen dem gemeinen Bedürfniß, in ihnen haust ein ärmliches Geschlecht, das einem harten Boden seine Existenz abringt. Ein verwüstetes Land und ein kümmerliches Volk, das ist Griechenland" — „keine Brücke ist in Griechenland vom Alterthum in die Gegenwart herübergeschlagen, die Barbarei der Jahrtausende hat eine tiefe Kluft dazwischen gelegt. Das trägt mit dazu bei, den Überresten, die noch vom griechischen Alterthum zeugen, eine feierliche, strenge Hoheit zu verleihen: es ist um sie gleichsam ein heiliger Bezirk, der die Vermischung mit späteren Bildungsformen abwehrt."

Aber das ist ja nur eine Hälfte der Betrachtung; die andere ist die Frage, ob denn kein Trost da ist, daß diesem Elende der Gegenwart eine bessere Zukunft folgen soll, ob das neugriechische Volk kein Stoff sei für einen neuen mächtigen und blühenden Staatsbau, der würdig sei auf dem Boden des alten Hellas zu

stehen. Gewiß, diese Frage ist zu bejahen; ein Anfang ist gemacht worden, den jeder Einsichtige und Wohlwollende anerkennen muß, und ἐμπρός, vorwärts! lautet die Lösung. Vieles ist besser geworden oder überhaupt erst geworden, seitdem das neugriechische Volk von der Herrschaft der Osmanli befreit und sich wiedergegeben worden ist; man denke nur an das Erwachsen Neu-Athens aus einem Nichts zu einer Stadt von 50,000 Seelen binnen fünfundvierzig Jahren. Auch ist es für die Beurtheilung der Neugriechen im Grunde ganz gleichgiltig, welche ethnographische Stellung man ihnen zuweisen will, es kommt alles darauf an, welche sie sich selbst in dem Verhältnisse zu ihren Nachbarn anweisen, was sie von ihrer eignen Nationalität halten. Der Fragmentist Fallmerayer mag immerhin Recht haben, wenn er seine Ansicht über die Neugriechen so formulirt: „Die einst zwischen dem makedonischen Olymp und der Südspitze des Peloponneses einsässigen, dorisch, attisch, ionisch und äolisch redenden Griechen wurden in nachweisbarer Zeit auf gewaltsamen Wegen dem größeren Theile nach vernichtet, die Reste aber mit eingewanderten transdanubischen Slawen und anderen Fremdlingen in einer Weise vernichtet, gekreuzt und zersetzt, daß die gegenwärtigen Bewohner jener Districte, wenn sie jetzt auch griechisch reden, doch nicht mehr als echte Nachkommenschaft der alten Bevölkerung zu betrachten sind." Aber die Folgerung daraus zu ziehen, als hätte dieses neugebildete Volk keine Fähigkeit einer eigenartigen Entwickelung, ist durchaus unsinnig. Denn dieses Volk fühlt sich als ein einheitliches, und die Einheitsidee hat seit der Befreiung von der Herrschaft der Türken ungeheure Fortschritte gemacht, getragen von der gemeinsamen Sprache und gemeinsamen Tradition, mag diese in gewissem Sinne auch nur Illusion sein. „Sprache und Gemeingefühl machen die Griechen zu einem Volke, das sich seines Rechtes und seiner Besonderheit in wachsender Tiefe bewußt wird. Man kann sagen, die Nationalität ist noch nicht fertig, sie ist noch in der Bildung begriffen, aber das beweist nur für die Stärke und Energie des volksthümlichen Triebes, der aus den Trübungen, die dem Volke aus den früheren Mischungen anhaften, einen reinen nationalen Typus herauszuarbeiten strebt." Der Läuterungsproceß der neugriechischen Sprache wird noch immer fortgesetzt, die slawischen Ausdrücke werden ausgemerzt, altgriechische Benennungen, wie Peloponnes, Sparta, Megalopolis, Alpheios, Korinth kommen wieder zu Ehren. Und ein gleicher Proceß des Werdens vollzieht sich in der Politik, in den Sitten, in dem Verhältnisse zur Kirche.

Vor allem muß man aufhören, wovor heute freilich weniger zu warnen ist, zu glauben, die Griechen seien nur ein Instrument der russischen Eroberungspolitik, dieses Gespenstes, das mehr als billig herumgeht und die Köpfe verwirrt. Vielmehr ist es einfach naturgemäß und ein europäisches Interesse, das griechische Volk möglichst zu heben und durch die noch nicht freien Stammesverwandten zu vergrößern, um so vor allem der Ausdehnung des russischen Einflusses über die Balkanhalbinsel entgegenzuwirken. Griechenland hat, wenn die Katastrophe über den türkischen Staat hereinbricht, bei einer Neuordnung der Dinge ein Recht, seine legitimen Ansprüche geltend zu machen. Es hat mit Besonnenheit zurückgehalten und im Stillen Kräfte gesammelt, es hat hoffnungslose Erhebungsversuche unterlassen und statt dessen die Bande mit den Griechen außerhalb des Königreiches fester geknüpft; es hat durch zahlreiche griechische Schulen in Epirus, Thessalien und Macedonien u. a. die Erweiterung seiner Gränzen wirksam vorbereitet. Welche sogenannten Interessen anderer Staaten sollten mächtiger sein, um das Zusammenschießen verwandter Elemente zu dem festen Kerne, die Bildung eines lebensfähigen Staates zu hindern?

Es ist wahr, die Nation ist noch in der Bildung begriffen — aber welche wäre es nicht mehr oder weniger? —; die griechischen Kaufleute mögen listig, verschlagen, gewinnsüchtig und unzuverlässig sein, wie man ihnen nachsagt oder auch nachrühmt, denn ein jeder, wie das französische Wort sagt, hat die Fehler seiner Tugenden; es ist wahr, daß der Bildung der europäisch gebildeten Kreise die Mängel anhaften, die von der raschen unvermittelten Aufpfropfung derselben auf ein noch unentwickeltes Volksthum unzertrennlich sind, wovon Lang auf Seite 301 ein freilich starkes Beispiel anführt, aber wie kann man bei einer Renaissance, die noch nicht ein halbes Jahrhundert hinter sich hat, schon eine aus der Tiefe des Volksthums heraus entsprungene höhere Bildung erwarten; wir sehen genau die gleichen Folgen der Einfuhr einer fertigen Bildung und Kultur auf ein unvorbereitetes Terrain in Spanien, das in vielen Beziehungen Griechenland gleicht. Was bisher erreicht ist, darauf wende man den Blick, und es ist nicht wenig, das Fehlende wird die Zukunft nachbringen. „Die Hauptsache ist, daß diese Zukunft eine sichere Basis an der Art des Volkes besitzt. Es ist ein gesunder, unverdorbener, aber bildungsfähiger Kern vorhanden. Unter den Bestandtheilen der heutigen Bewohner macht den günstigsten Eindruck gerade diejenige Klasse, die von der neueren Kultur am allerwenigsten berührt ist. Das Landvolk, wie ich es namentlich im Peloponnes angetroffen habe, besitzt durchaus die Eigenschaften die es zum beständig sich erneuernden Grundstock eines zu höheren Zuständen emporsteigenden Gemeinwesens machen. Es ist einfach, genügsam, gastfrei, am alten Brauche hängend, aber doch aufmerksam auf das Neue und ebenso fähig als geneigt, vom Beispiele zu lernen. Es ist geduldig und arbeitsam, obwohl der schwerere Theil der Arbeit auf die Frauen gelegt ist. Die Ehen werden lediglich durch Übereinkommen der Eltern geschlossen; es ist ein Handel, bei dem genau festgesetzt wird, wie viele Äcker, wie viele Ölbäume, wie viele Schweine der Braut mitgegeben werden. Aber das häusliche Leben ist glücklich; strenge Sitten sind hier zu Hause, ein lebhafter Familiensinn hält die Nächsten zusammen" u. s. w.

Und das geistige Centrum des großen griechischen Zukunftsstaates wird Athen sein, dazu geweiht durch die großen Erinnerungen, dazu erhoben durch die Geschichte des jungen Staates, als solches von den Griechen innerhalb und außerhalb des Königreiches anerkannt. Mit einem schönen, rührenden Zeugnisse dafür schließt Lang seinen Reisebericht und will ich diese Besprechung beschließen. An einem Morgen zur Akropolis hinaufsteigend, fand er hinter den Propyläen eine griechische Familie gelagert, die sich an eine mitgebrachte Mahlzeit machte. Man begrüßte einander, und im Gespräche theilte der Grieche den Grund ihrer Wallfahrt mit: „Wir kommen aus Smyrna. Lange ist es unser Wunsch gewesen, auf dieser heiligen Höhe zu stehen. Gestern Abend sind wir angekommen, mit dem Gelübde, keine Speise zu berühren, bis wir die Akropolis mit eigenen Augen geschaut hätten. Jetzt sind wir da, unsere Sehnsucht ist erfüllt, das ist unser Heiligthum, so schloß er, auf die Säulen des Iktinos deutend." Das Buch ist fließend geschrieben und correct gedruckt; nur wenige Druckfehler sind mir aufgestoßen, wie Seite 8 der eigenthümliche „Achäer, deutsche Gesellschaft für Weinproduction in Patras", statt Achaja. Ein Irrthum ist es, wenn Seite 143 heißt: „Nicht leicht wird ein neugierigeres Volk sein, als die modernen Hellenen (sollte besser heißen: Nicht leicht wird man finden); in diesem Sinne gleichen sie ihren Vorfahren, die ja auch „nach neuen Dingen

begierig" waren, novarum rerum studiosi, wie es in der Schule hieß." Denn in der Schule wird es auch geheißen haben, daß dieser Ausdruck bei den Römern die Neuerungssüchtigen bedeutete, nicht sowohl die Neugierigen. Aber die bekannten griechischen Conversationsphrasen passen hierher: τί δ' ἔστι καινόν; λέγεταί τι καινόν; οὐδὲν καινότερον; schließlich kann ich nicht umhin, über die Übersetzung der homerischen Verse auf Seite 8, 14 und 15 eine Ausstellung zu machen. Mir ist keine deutsche Übersetzung der Odyssee zur Hand, und ich weiß daher nicht, ob der Verfasser oder wer sonst die Übersetzung jener Verse zu verantworten hat. In jedem Falle ist dieselbe schlecht und wäre leicht besser zu machen. P. Förster.

Oesterreich.

Beiträge zur österreichischen Geschichte.

Dr. Franz Martin Mayer, Privatdocent für österreichische Geschichte an der Grazer Universität, der Verfasser einer sehr schätzbaren Geschichte Österreich's, die auch in diesen Blättern bereits gewürdigt worden,*) hat sich schon mehrmals als ein äußerst strebsamer und gründlicher Forscher auf dem Gebiete der Geschichte seiner vaterländischen Monarchie erwiesen. Dem Referenten liegen vier neue Schriften dieses Verfassers vor. Zwei derselben betreffen die Geschichte der ersten Bauernunruhen in Steiermark und den angränzenden Ländern.**)

In der ersten dieser beiden Schriften schildert der Verfasser, bevor er die Ursachen der Bauernunruhen darlegt, zunächst in einem kurzen Rückblicke auf das Leben der Bauern vor dem fünfzehnten Jahrhundert den Wohlstand, dessen sich die bäuerliche Bevölkerung, namentlich im dreizehnten Jahrhundert erfreute, aber auch den dadurch erzeugten Übermuth. Zu diesen Schilderungen verwerthet er vor Allem die gleichzeitigen poetischen Erzeugnisse, die einen genauen Einblick in die Zustände der Bauernbevölkerung zu gewähren vermögen, wie die Lieder Nithart's von Neuenthal, die Gedichte, die dem österreichischen Ritter Seifried Helbing zugeschrieben werden, die Dichtung Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner und die Märe von den Gauhühnern des Stricker. Aber das ruhige, behäbige Leben der Bauern, wie es sich unter den Babenbergern gestaltet hatte, war mit dem fehdereichen fünfzehnten Jahrhundert zu Ende gegangen. Zuerst waren es die Einfälle der Türken 1471, 1473, 1475, 1476, die die Bauern aus ihrer behaglichen Ruhe aufstörten. Im Jahre 1477 begann der Krieg des Kaisers mit dem Könige Mathias von Ungarn. Und so wurden die östlichen Alpenländer durch die ganze lange Regierung Friedrich's IV. von den Türken, den Ungarn und den kaiserlichen Söldnern heimgesucht und ausgeplündert. Unter Maximilian schmachteten dieselben wieder unter dem Joche des venetianischen Krieges. In seiner gründlichen Darstellung zählt der Verfasser einzeln die Lasten und bösen Folgen auf, die die Kriegszeiten für die Landbevölkerung mit sich brachten und auch die Bedrückungen, die nicht allein im Kriege begründet waren, und namentlich auf die Basis der grundherrlichen Rechte, die sogenannten „Urbare", d. h. Verzeichnungen der Leistungen der Unterthanen an die Herrschaft, zurückzuführen sind. Die wirthschaftliche Nothlage der Bauern war eine sehr arge, wie aus Allem hervorgeht, und muß eine solche gewesen sein, wenn die Landbevölkerung, „das conservativste Element der Bevölkerung", im Jahre 1515 es versuchte, ihre „der friedlichen Arbeit gewidmeten Werkzeuge mit dem Blute ihrer Grundherren zu röthen." Zu solchem blutigen Unternehmen trugen allerdings auch die bereits um diese Zeit in Deutschland sich zeigenden Unruhen, die den großen Bauernkrieg von 1525 einleiteten, das Ihrige bei, so der Aufstand des „Armen Konrad" in Würtemberg 1514, die Unruhen in Tirol und dann auch der Bauernkrieg, der in Ungarn ebenfalls 1514 entbrannte. Im nächsten Abschnitte giebt der Verfasser ein Bild von den ersten Unruhen unter der Landbevölkerung, die immer bedenklicher wurden, bis endlich im Jahre 1515 der Krieg selbst ausbrach und zwar in Steiermark, Kärnthen und Krain, in welchen Ländern immer mehr „der Ruf nach der stara pravda, der alten Gerechtigkeit, d. h. nach Abstellung aller in den Urbaren nicht begründeten, über die in denselben festgesetzten Zinsungen hinausgehenden Forderungen der Grundherren an die Unterthanen" laut wurde. Den Verlauf dieses Krieges schildert der Verfasser im letzten Abschnitte seiner Schrift. Die Bewegung war blutig, obwohl sie nur kurze Zeit dauerte, circa vom März bis zum August 1515. Die Stände der drei Länder hatten zu ihrem Feldhauptmann gegen die Bauernrotten den tüchtigen Georg von Herberstein gewählt, der in den Treffen zu Gleisdorf, Saldenhofen und Cilli „gemainer Paurschafft Emperung durch sein schüglichkait vnd Redlichait getempfft."

Die zweite der genannten Schriften ist eine Ergänzung zur ersteren, indem in derselben der Verfasser neben den zur früheren Arbeit benützten Quellen noch einige neuere berücksichtigt und sämmtliche in Form einer Studie vorführt. Nach seiner Untersuchung stellen sich die Berichte Zimmermann's in seiner Geschichte des großen Bauernkrieges und Liliencron's in der Einleitung im dritten Bande der historischen Volkslieder zu dem dort abgedruckten Bauernliede über den Aufstand in Innerösterreich im Jahre 1515 als nicht ganz richtig heraus.

Eine dritte für die österreichische Geschichte werthvolle, quellenmäßig und eingehend gearbeitete Schrift, die aus dem Archive für österreichische Geschichte (55. Band, I. Hälfte) besonders abgedruckt ist, handelt „über die Abdankung des Erzbischofes Bernhard von Salzburg und den Ausbruch des dritten Krieges zwischen Kaiser Friedrich und König Mathias von Ungarn (1477—1481)"*) Das Quellenmaterial zu dieser Arbeit bringt der Verfasser im Anhange in 22 Beilagen. Die Originale der ersten 16 Beilagen sind dem königlichen Reichsarchive in München, dem Bande „Salzburg jura eccl. pars I" entnommen, die übrigen dem Hof- und Staatsarchive in Wien.

Der Streit um zwei Bisthümer, Passau und Salzburg, hat während der Regierung des Kaisers Friedrich IV. großen Einfluß auf die Geschicke der österreichischen Länder geübt. Friedrich, ein keineswegs thatkräftiger und energischer Regent, zeigte sich aber in einer Richtung stark und ausdauernd. Auf die Besetzung der Bisthümer suchte er sich so viel als möglich Einfluß zu sichern und wollte das Recht ihrer Besetzung zu einem landesfürstlichen Rechte machen. Dieses Streben des Kaisers liegt auch Neu-

---

*) 2 Bände, Wien 1874. S. Magazin 1877, Nr. 18, S. 263.

**) „Die ersten Bauernunruhen in Steiermark und den angränzenden Ländern, ihre Ursachen und ihr Verlauf." — „Materialien und kritische Bemerkungen zur Geschichte der ersten Bauernunruhen in Steiermark und den angrenzenden Ländern." Separat-Abdruck aus den Beiträgen des historischen Vereins für Steiermark. 13. Jahrgang 1876. Graz 1876. Selbstverlag.

*) Wien, 1877. C. Gerold's Sohn.

gründungen von Bisthümern, wie Laibach, Wiener-Neustadt, Wien, zu Grunde. Nicht der fromme Sinn veranlaßte Friedrich dazu, sondern die Absicht, einzelne Theile der Erblande von dem Gebiete gefährlich scheinender Kirchenfürsten abzutrennen und dieselben Bischöfen unterzuordnen, die von ihm eingesetzt, ihm auch treu ergeben wären. Dadurch kam er natürlich mit den Stiften und Fürsten in Conflict, die auf ihren Einfluß auf das Gebiet der geistlichen Reichsstände nicht verzichten wollten. Seinem Streben entsprechend wollte Friedrich auch Passau und Salzburg mit ihm ergebenen Kirchenfürsten besetzen. Aber diese Versuche brachten die Verbindung der beiden Bisthümer mit König Mathias von Ungarn zu Stande, der zufolge die Ungarn nach Oberösterreich und bis in die Thäler Kärnthens und Salzburgs vordrangen. Den Streit um Passau hat Dr. Alexander Erhard*) ausführlich behandelt. Der Streit um Salzburg wurde bis jetzt noch nicht quellenmäßig dargestellt. Dieses Versäumniß holt nun Mayer in seiner Schrift nach und zeigt in dieser, daß Friedrich wol in den Salzburger Angelegenheiten einen vollständigen Sieg errungen, aber um einen unverhältnißmäßigen, hohen Preis, indem die Ungarn manches Jahr in den österreichischen Ländern hausten.

Die vierte Schrift Mayer's zeigt uns, daß der Verfasser sich mit seinem gediegenen Wissen keineswegs auf den Isolirschemel des Gelehrtenthums stellen will, sondern daß er auch gerne das Seine beiträgt, wenn es gilt, dem großen Publikum die Zweige des Wissens zu vermitteln. Sie bildet das achtzehnte Heft der von Hartleben veranstalteten „Sammlung gemeinnütziger populär wissenschaftlicher Vorträge" und entwickelt „Die Entstehung Österreichs als Großmacht."**) An dem Büchlein ist namentlich die klare, auch dem Verständnisse des Mindergebildeten nahegelegte und übersichtliche Darstellung zu loben. Es könnte als Muster gelten für andere Versuche, die Resultate der Wissenschaft größeren Volkskreisen zugänglich zu machen. Joh. Neubauer.

*) Geschichte der Stadt Passau. 1862.

**) Wien, Pest, Leipzig 1877. A. Hartleben.

England.

Ein Turkophobe.

a. Edward A. Freeman: History of the Saracens. Third edition London, 1877, Macmillan & Co.

b. Edward A. Freeman: The Ottoman Power in Europe; its nature, its growth, and its decline. With three coloured maps. London, 1877. Macmillan & Co.

Der berühmte Verfasser der „Geschichte der normannischen Invasion in England", der Historiker Freeman, läßt in der Orientfrage von sich hören. a. ist in dritter Auflage mit neuer Vorrede erschienen. Dort wimmelt es von heftigen Ausfällen gegen die Türken. Von den „sogenannten türkischen Reformen" sei nichts zu hoffen; dies gehe klar hervor aus der Geschichte der Vergangenheit und aus den Thatsachen der Gegenwart. Selbst unter dem besten mohammedanischen Regiment sei es unmöglich, daß Andersgläubige mit den Mohammedanern politisch gleichgestellt seien, da eine solche Gleichheit den religiösen Grundsätzen des Mohammedanismus widerspreche. Da nütze keine Reform, — man müsse das Uebel einfach los werden, statt es abzuändern. Die türkische Regierung könne nicht reformirt werden, weil sie „in Wirklichkeit keine Regierung, sondern einfach eine organisirte Räuberbande ist". Freeman betont mehrmals mit großem Nachdruck: „Die Herrschaft der Türken ist keine Regierung, auch keine Mißwirthschaft, sondern das Vorhandensein einer Diebesbande ohne Hauptmann. Das Scepter des Donnerers Bajazet, des Eroberers Mahomet und des Gesetzgebers Soliman entfällt täglich den schwachen Händen der jammervollen Wesen, die der Reihe nach ihre Titel profaniren und so gemein sind, daß sie blos eine verdrossene Neugier erregen, ob sie bei Sinnen oder wahnsinnig, betrunken oder nüchtern, todt oder lebendig sind." Ein solcher Zustand müsse weggefegt werden. Und so fort.

Nun ist Freeman mit einem neuen Buche (unter obigem b-Titel) hervorgetreten, das im Juni die Presse verlassen hat und das, wie der Verfasser auch selbst bemerkt, als Ergänzung zum ersteren betrachtet werden kann. In der „Hist. of the Saracens" behandelte er die meisten anderen mohammedanischen Hauptnationen und hatte sehr wenig Gelegenheit, von den „ottomanischen (d. h. europäischen) Türken" zu reden. Diese Lücke füllt der neue Band aus. Da die ottomanischen Türken „seit einigen Jahrhunderten auf abendländische und christliche Angelegenheiten einen größeren Einfluß ausübten, als irgend ein anderes morgenländisches und mohammedanisches Volk", bildet ihre Geschichte eine „natürliche Ergänzung" des früheren Gegenstandes. Während aber das erste Buch vorwiegend historisch war, ist das vorliegende vorwiegend politisch. Allerdings will Freeman nicht anerkennen, daß zwischen Geschichte und Politik ein Unterschied bestehe. „Geschichte ist die Politik der Vergangenheit; Politik ist die Geschichte der Gegenwart." Die Politik, meint er ferner, lehre uns, Ursachen und Wirkungen zu beurtheilen, desgleichen Handlungen, seien diese nun gestern oder vor tausend Jahren vorgenommen worden. Man studire die Vergangenheit vergeblich, wenn man nicht Lehren für die Gegenwart daraus ziehen kann; andrerseits verstände man die Gegenwart nur unvollkommen, wenn nicht das Licht der Vergangenheit darauf fiele. „So sind denn Geschichte und Politik Eins."*) Der Autor benutzt eben die verflossene Geschichte der

*) Geschichte und Politik Eines zu nennen, dünkt uns eben so verständig und eben so unverständig, als Kunstgeschichte und Kunst Eines zu nennen. Geschichte — im Sinne der Kenntniß des Geschehenen — ist Wissen, und Politik ist Handeln, das heißt, es sind zwei durchaus verschiedene Dinge. So wenig die Kenntniß der Vergangenheit der Kunst den Künstler ausmacht, so wenig macht die Kenntniß der vergangenen politischen Ereignisse den Politiker aus. Ohne Zweifel: wer die Vergangenheit der Kunst kennt — wirklich kennt, nicht nur sich einbildet sie zu kennen — ist in der Lage, zwar nicht sichere, aber einigermaßen wahrscheinliche Schlüsse bezüglich der Zukunft der Kunst zu thun. Aber das sind Schlüsse des Gelehrten, des Philosophen, Schlüsse, die nur einen speculativen, theoretischen, wissenschaftlichen Werth haben. Einen praktischen Werth für den Künstler haben sie nicht. Auch der Künstler mag und soll die Vergangenheit der Kunst studiren, aber in einem ganz anderen Sinn als der Gelehrte. Er mag und soll die Praxis, die Technik der früheren Meister studiren und daran seine eigene Technik bilden, aber seine Aufgaben kann er nicht aus der Vergangenheit erlernen; die kann er überhaupt nicht erlernen; die werden ihm durch seinen Genius und seine eigene Zeit dictirt. Dasselbe scheint uns von dem Politiker zu gelten. Es ist gut, daß er die Geschichte kenne, um zu erfahren, wie die großen Politiker der früheren Zeit ihre Absichten ausführten, wie sie zu ihren Absichten gelangten. Aber er kann nicht von ihnen erfahren, welche Absichten er selbst verfolgen solle. Denn das Leben ist immer neu und stellt immer neue Anforderungen, und was früher geschah, ist

ottomanischen Türken, um zu zeigen, welches „jener einzige Weg ist, der, nach den Anforderungen der Vernunft und Erfahrung, von Nutzen sein kann beim Umgang mit den heutigen ottomanischen Türken. In diesem Sinne ist mein Buch gleichzeitig politisch und historisch.“ Nun geht es in gewohnter Freeman'scher Manier auf die Türken los, was das Zeug hält. Natürlich sind wir weit entfernt, die Türken so zu verachten und den Russen so viel Gutes zuzutrauen, wie er — im Gegentheil, wir sind von unserer Ansicht nicht abzubringen, daß „es will uns schier bedünken“ u. s. w. —, aber wir müssen ihm zugestehen, daß er ein tiefer Kenner der orientalischen Frage ist, daß er sich seit einem vollen Vierteljahrhundert mit diesen Dingen vornehmlich beschäftigt, daß er nur schreibt, was seine Überzeugung ist und daß er seinen Gegenstand in angenehm klarer, scharfer, energischer Schreibart verficht. Daß man aber zu den Ansichten, die er vorbringt, manchmal den Kopf schütteln muß, wird aus den folgenden kurzen Andeutungen ersichtlich sein.

Freeman schreibt: „Von Geschehenem schließe ich auf Das, was wahrscheinlich geschehen wird. Ich schließe, daß Geschehenes wieder geschehen kann. Da jedes Land, das dem Türkenjoch entronnen, hierdurch gewonnen hat; da ferner jedes dem Türken botmäßige Land nur den Einen Wunsch hegt, den Türken loszu werden; da endlich die befreiten Länder die Fesseln ihrer unterjochten Nachbarn nicht herbeisehnen, während die unterjocht gebliebenen Länder die Freiheit ihrer befreiten Nachbarn ersehnen, schließe ich, daß uns Eines zu thun bleibt, die unterjochten Länder zu befreien. Dies zu thun verlangen Gerechtigkeit und Interesse. Solange irgend ein christliches Land unter türkischer Herrschaft bleibt, werden die Unzufriedenheiten, Wirrnisse, Empörungen und Blutbäder nicht aufhören, werden die diplomatischen Schwierigkeiten und Verwickelungen kein Ende nehmen, kurz: „Die ewige orientalische Frage“ wird ewig bleiben. Von der Erfahrung, die aus der Vergangenheit zu schöpfen ist, schließe ich, daß der einzige Weg, diese Frage zu lösen, der ist: die permanente Schwierigkeit, die permanente Verwirrung, die permanente Ursache aller Unzufriedenheiten, Empörungen und Blutbäder — nämlich die Herrschaft des Türken — los zu werden.“ Und er ist überzeugt, daß man die Herrschaft des Türken loswerden könne, da es überall, wo man den festen Willen dazu hatte, gelungen sei, sie los zu werden; so in Ungarn, Griechenland, Serbien. Mit Energie und Anstrengung könne man sie in all' jenen Provinzen loswerden, wo sie „ihr böses Werk“ noch ausübe. Durch Canning's Politik — mit oder ohne Sobieski's Schwert — sei die „Frage“ wohl zu lösen. Unser Mann wünscht durchaus nicht, daß Rußland sich vergrößere oder einflußreich werde; er glaubt, daß die Dominirung des nordischen Kolosses im Südosten vom Übel wäre; aber er hält dieses Übel für das kleinere. Wenn ihm die Wahl nur zwischen dem Russen und dem Türken bleibt, wählt er lieber Rußland (er sagt: müssen wir Rußland wählen“). Er meint allen Ernstes, Rußland verfolge civilisatorische Pläne und wolle die Unterdrückten befreien. Er hält dafür, daß „die Befreiung der unterjochten Nationen“ das Werk ganz Europa's sein sollte, oder wenigstens das gemeinsame Englands und Rußlands. Es sei ein Fehler der englischen Politik, das Werk Rußland allein zu überlassen. Hier ist er Feuer und Flamme in dem Wunsche, daß England zu den Waffen greife (er schrieb dies im April). „Hegt Rußland gute Absichten, verlieren wir den Ruhm, dieselben zu theilen; hegt es schlechte, so haben wir es unterlassen, sie zu hintertreiben.“ Und er ist nicht davon abzubringen, daß früher oder später eine Intervention eintreten müsse. So lange der Türke herrsche, würden die Dinge bleiben, wie sie sind; das aber könne Europa nicht dulden. Dem Lord Derby wirft er die Neutralitätspolitik bitter vor; dessen Reden und Handeln können nicht „praktische Politik“ genannt werden; derselbe scheine jede praktische Kraft verloren zu haben; die Monate, während deren derselbe den ruhigen Zuschauer spielen wolle, könnten nützlicherweise auf die von ihm erhoffte Regeneration der Türkei verwendet werden. Dies könne aber nur durch Beseitigung der Türkenherrschaft erreicht werden; wenn Lord Derby die Neugestaltung der Türkei auf andere Weise erhoffe, so werde er dieselbe eben nicht zu Stande kommen sehen.

Sodann führt Freeman aus, daß die Anwesenheit der Türken in Europa bloß ein Zwischenfall sei, der „dem allgemeinen System Europa's fremd, abnorm“ gegenüberstehe, dieses System fortwährend in Athem halte und zu ewigen Schwierigkeiten führe. Je früher dem Zwischenfall ein Ende gemacht werde, desto besser.

Sehr überspannt kommt uns vor, was der Autor nun in's Treffen führt. Noch eine andere Gefahr sei vorhanden, eine andere Macht, gegen die England und Europa noch wachsamer auf der Hut sein sollten: das jüdische Gefühl. Er wünscht freilich die vollste Gleichberechtigung der europäischen Juden mit den europäischen Christen; aber es gehe nicht an, das Wohl Englands und Europa's dem „Hebrew sentiment“ zu opfern. Hier weist er auf Disraeli's bekannte Judenfreundlichkeit hin und schreibt es dieser zu, daß, „während Lord Derby passiv bleibt und gar nichts zu thun geneigt ist“, Lord Beaconsfield ein thätiger Türkenfreund sei. Die Allianz zwischen Türken und Juden gehe durch ganz Europa. Im ganzen Orient seien Türken und Juden gegen Christen alliirt. De jure habe es der Jude unter mohammedanischer Herrschaft ebenso schlecht, wie der Christ; de facto aber sei sein Joch ein viel erträglicheres. Da er nie Ackerbauer ist und gewöhnlich in den großen Städten lebt, sei er schon a priori von den ärgsten Formen türkischer Unterdrückung frei. Auch wisse er sich auf mancherlei Art den Türken nützlich und den Christen schädlich zu erweisen. Er sei des Türken Werkzeug und daher noch verhaßter, als jener. Dies sei der Schlüssel zur vermeintlichen Intoleranz Serbiens — und vielleicht auch Rumäniens — gegen die Juden. „Es ist ein himmelhoher Unterschied zwischen den gemeinen Juden des Orients und den civilisirten, ehrbaren des Abendlandes; aber Blut ist stärker als Wasser, und jüdische Herrschaft führt sicherlich zu jüdischer Politik. In ganz Europa ist der wüthendste türkenfreundliche Theil der Presse zumeist in jüdischen Händen. Man kann annehmen, daß mit sehr wenigen Ausnahmen der Jude türkenfreundlich und christenfeindlich ist.“

---

nur eines der vielen Momente, und nicht das wichtigste, woraus sich entnehmen läßt, was jetzt zu geschehen habe. Ganz abgesehen davon, daß zwischen Dem, was früher geschah, und Dem, was der Historiker heute davon weiß oder zu wissen glaubt, ein Abstand existirt, welcher einen nüchtern denkenden Geschichtsschreiber viel eher veranlassen wird, die Politiker vor dem Beispiel und der Beweiskraft sogenannter historischer Analogien zu warnen, als ihnen dieselben zur Nachachtung zu empfehlen. Daß ein englischer Historiker den wesentlichen Unterschied zwischen Geschichte und Politik nicht gewahrt, ist ein neuer Beweis dafür, wie unpraktisch das einst so praktische England zu werden auf dem Wege ist; es ist aber auch ein Beweis dafür, daß heutzutage allenthalben die Wissenschaft ihre eigene theoretische Natur zu verkennen beginnt, daß sie sich nicht mehr damit begnügt, Forschung und Kritik zu sein, daß sie Leben und Kunst sein will, und eben durch diese Überschreitung ihrer Competenz Gefahr läuft, auch das nicht mehr zu leisten, wozu sie competent ist. (Anm. d. Red.)

Am Schlusse des Buches (S. 311—312) bricht Freeman's Fanatismus — anders kann man's trotz der wohlmeinenden Absichten nicht nennen — nochmals stark hervor. „Friede und Freundschaft, freie, herzliche Vereinigung herrsche zwischen allen Mächten, die sich zusammenthun werden, um Europa vom böseſten Übel, von der schwärzesten Schande zu reinigen...... Man handle vereint, um den Osten von Fesseln, den Westen von Entehrung zu befreien. Sehen wir nochmals zu, welcher Art der Feind ist. Er ist der Feind der ganzen Menschheit. Wenn er Otranto nicht mehr verheert und Wien nicht mehr bombardirt, so ist daran nicht sein Mangel an Wille schuldig, sondern bloß seine Machtlosigkeit. Und wo er noch nicht machtlos ist, gebraucht er seine Macht auch nicht besser, ja noch schlechter, als zur Zeit, da er Otranto verheerte und Wien bombardirte...... Der Türke betrat Europa als Fremdling und Unterdrücker und ist nach fünfhundert Jahren ein Fremdling und ein Unterdrücker geblieben. Er hat in allen Ländern, in die er seinen Fuß setzte, den Fortschritt gehemmt, unabhängige Nationen zur Sklaverei erniedrigt und dieselben dadurch die Untugenden von Sklaven gelehrt. Er hat fruchtbare Landstriche in Wildnisse verkehrt und eingefriedigte Städte in Schutthaufen, denn unter seiner Herrschaft kann Niemand in Frieden leben. Wo immer er auch geherrscht habe, ist die Zahl der Bewohner rapid gesunken und der Boden vernachlässigt worden. Während andere Eroberer, selbst andere mohammedanische Eroberer, für eroberte Länder etwas thun, hat der ottomanische Türke für die von ihm eroberten Länder gar nichts, sondern alles gegen dieselben gethan...... Der Sarazene hat in Südwest-Europa Spuren einer Cultur hinterlassen, die zwar von der allgemein europäischen verschieden, aber dennoch eine echte Cultur war, die zeitweilig sogar die Cultur der meisten damaligen Nationen Europa's übertraf. Aber die Türken Südost-Europa's können keine Denkmäler der Cultur, sondern bloß Denkmäler der Zerstörung aufweisen. Die Geschichte ihres halbtausendjährigen Aufenthaltes in Europa läßt sich in dem bekannten Wort resumiren: „Wo die Hufe der Pferde des Sultans hinkommen, wächst nimmer Gras."

Niemand wird leugnen, daß an den Ausführungen, denen sich Freeman hier wie anderswo mit weltbekannter Consequenz hingiebt, sehr viel Wahres ist; aber eine so übertriebene und einseitige Sprache können wir bei aller Achtung vor dem historischen Talente des Verfassers nicht gutheißen.

London. Leopold Katscher.

Frankreich.

Eine Reminiscenz aus der Zeit der Romantiker.*)

Wenn wir zufällig einmal alte Kupfer, Modezeitungen einer früheren Zeit zur Hand nehmen, können wir uns des eigenthümlichen Eindrucks nicht erwehren, den diese vergilbten Blätter auf uns machen. Der Geschmack einer vergangenen Generation spricht uns aus denselben an; es weht uns aus ihnen der Geist einer Gesellschaft entgegen, die schon lange dahin ist, die aber nicht minder lebte und liebte, sich an Schönheit und Anmuth erfreute, und selbst in dem barockſten Gewand ihren Reiz bewahrte.

*) Madame Putiphar, par Petrus Borel. Seconde édition; préface par M. Jules Claretie. Tome I. Paris 1877. L. Willem.

Ähnlich geht es uns mit dem Buch, das neugedruckt vor uns liegt, nachdem es vierzig Jahre fast vergessen war, mit dem Roman von Petrus Borel „Madame Putiphar". Borel war einer der heißblütigsten Führer der Romantiker, wenn auch sein Name heute vielen unbekannt sein mag. Sein Roman ist geeignet, wie kein anderer, uns in jene merkwürdige Epoche zurückzuversetzen, die uns verhältnißmäßig noch so nah liegt, und uns doch so fremdartig anmutet. Wer nur die Meister der romantischen Schule kennt, deren Werke sich bis heute erhalten haben, hat keine Idee von dem stürmischen Wesen, von dem Taumel der Jünger, von dem „Sturm und Drang" der Poeten, die sich damals im Gefühl ihrer Kraft unter dem Banner der Romantik zusammenfanden. In jener von politischen Kämpfen aufgeregten Zeit waren sie nicht etwa Vertreter einer politischen Idee, selbst die literarische Tendenz war bei der Mehrzahl nicht vorherrschend. Was die Romantiker zusammenführte, war die Lehre vom Recht der Individualität, ein starkes Selbstbewußtsein und der etwas gemodelte Rousseau'sche Haß gegen die Civilisation. Dieser Haß war bei ihnen hauptsächlich gegen das Philisterthum gerichtet, gegen die Bourgeoisie mit ihren Begriffen von Tugend und Laster. Die Romantiker lebten im Rausch der persönlichen Unabhängigkeit; die Freude an der Farbe, am Leben, am Abenteuer beseelte sie. Darum war ihnen das Mittelalter soviel werth, weil es pittoresk erschien, Abwechslung bot und der Phantasie freien Spielraum ließ. Noch hat sich die Erinnerung an das „Tartarenlager" erhalten, das die kühnsten Romantiker auf der Höhe von Menilmontant aufschlugen, um dort in paradiesischer Nacktheit und Unschuld, auf Thierfellen sich streckend, ihre Tage zu verbringen.

Der Führer dieser Übereifrigen war Petrus Borel, der „Lykanthrop", wie er sich nannte. Borel war im Jahr 1809 zu Lyon geboren, hatte sich zum Architekten ausgebildet, dann aber der Literatur zugewandt. Es ist bemerkenswerth, wie viele der Romantiker aus den Ateliers hervorgingen, und aus ihrem früheren Beruf die Liebe zur Farbe mitbrachten. Glauben wir den Gedichten Borel's, — und sie tragen den Stempel der Wahrheit — so hatte er oft mit der bittersten Noth, ja mit Nahrungssorgen zu kämpfen.

> Travaille! — Et le besoin qui me hurle aux oreilles,
> Etouffant tout penser qui se dresse en mon sein,
> Aux accords de mon luth que répondre? . . j'ai faim!

Borel veröffentlichte im Jahr 1832 ein Bändchen Gedichte „les Rhapsodies", im folgenden Jahr „Champavert, Contes immoraux", ein Buch unglaublichen Charakters. Borel belustigte sich darin an einer finstern Mystification, denn er behauptete in der Vorrede, Petrus Borel sei gestorben. Er habe eigentlich Champavert geheißen, und die folgenden Erzählungen hätten sich in seinem Nachlaß gefunden. Ja er erzählt ausführlich seine letzten Stunden und theilt sein Testament mit, welches die Ausbrüche eines verzweifelten Gemüts enthält. Die Novellen selbst sind natürlich in demselben finstern Charakter gehalten.

Borel's seltsamstes Werk war jedoch sein Roman „Madame Putiphar", den er im Jahre 1839 schrieb, als die Hochflut der Romantik schon fast vorüber war. Nicht wegen seines literarischen Werths, sondern als eine Probe des Geistes, der damals in der Literatur zur Geltung gelangt war, ist dieser Roman neu abgedruckt worden. „Madame Putiphar" ist keine Vorläuferin von Flaubert's „Salammbo" oder Ebers' ägyptischen Romanen, sondern führt den Leser in das achtzehnte Jahrhundert, dessen verdorbene Sitten mit grellen Farben gemalt werden. Madame Putiphar ist niemand anders als Mme. Pompadour, der „Pharao", der in

der Erzählung erscheint, Ludwig XV. Aber trotzdem der Roman den Namen der Putiphar trägt, ist diese doch nicht die Heldin desselben. Das Hauptinteresse dreht sich um ein junges Paar, das aus Irland entflohen, und eine Zuflucht in Paris gefunden hat. Lord Cockermouth, der Vater des Mädchens, ist das Bild eines tyrannischen, blutgierigen, ekeln Tyrannen in Irland, wie ihn die Phantasie eines wilden Romantikers nur ersehen kann. Er ist so dick, daß ihn zwei Männer nicht umfassen können, sein Bauch fällt ihm auf die Beine herab; sein Kopf, der den echt englischen Typus trägt, gleicht einem ungeheuerlichen Pappenkopf. Sein Gesicht ist violett, die Haut gebräunt, seine Augen klein und nur halb geöffnet. Er schwitzt Roastbeef, Wein und Bier aus allen Poren. Diese Schilderung des edeln Lords giebt zugleich einen Begriff von der Art Borel's, die Farben aufzutragen. Lord Cockermouth mißhandelt seine Frau, und verwundet seine Tochter Debora, weil diese einen Nichtadligen, Patrik, der mit ihr erzogen worden ist, liebt. Debora verliert ihre Mutter durch den Tod, und entschließt sich mit Patrik zu fliehen. Letzterer eilt voraus, denn er ist seines Lebens in der Heimat nicht mehr sicher. Debora kann erst folgen, wenn ihre Wunden geheilt sind. Patrik verspricht, seinen Namen und seine Adresse an dem sechsten Pilaster des Louvre, auf der Seite nach der Seine zu, anzuschreiben, so daß Debora ihn finden kann! Und so geschieht es. Das junge Paar lebt eine Zeit glücklich in der fremden Stadt. Patrik ist als Officier in das Regiment der königlichen Musketiere eingetreten, und sieht hoffnungsreich in die Zukunft. Bald aber ändern sich die Verhältnisse. Debora wird von dem Obersten des Regiments verfolgt, und als sie diesem widersteht, mit teuflischer List in Pharao's „Hirschpark" geschleppt, wo sich die widerwärtigsten Scenen abspielen. Ebenso hat der schöne Patrik den Lockungen der Madame Putiphar widerstanden und wird deshalb in ein feuchtes Loch im tiefsten Gewölbe der Bastille eingesperrt. Jahre lang schmachtet er dort, ein Sohn von ihm wächst heran, den Debora Vengeance nennt, und ihn aussendet, den Oberst zu strafen. Aber dieser ersticht den Jüngling und sendet die Leiche der Mutter heim. Erst die Revolution stürzt die Herrschaft der Unsittlichkeit. Das Volk stürmt die Bastille. Debora befindet sich unter den Andrängenden. Man führt aus dem Kerker einen Greis — Debora erkennt ihn und wirft sich an seinen Hals. Aber wehe, der Unglückliche ist kindisch geworden und Nacht umhüllt seinen Geist. So lang hat Debora alles ertragen, jetzt stürzt sie zusammen und stirbt. Die Moral des Romans aber steht schon in der Einleitung zu lesen: „Es giebt Menschen, die für das Unglück bestimmt sind; Menschen, welche die Opfer anderer Menschen sind und ihnen hingeworfen werden, wie man in der Arena den Tigern Sclaven vorwarf. Warum? ... ich weiß es nicht."

Diese kurze Angabe des Inhalts wird genügen, um den Unterschied zwischen dem heutigen Roman und der Darstellungsweise jener Zeit erkennen zu lassen. Heute herrscht die realistische Manier vor, besonders in Frankreich; die Schilderungen müssen bis ins Detail ausgeführt sein, wie in einem holländischen Genrebild. „Madame Putiphar" hält sich bei solchen Nebendingen nicht auf; Borel sucht nicht einmal die Charaktere zu schildern; er giebt nur Begebenheiten. Diese drängen sich, bunt und mannichfaltig, eine überraschender als die andere, und der Charakter der handelnden Personen mag sich aus ihrem Verhalten von selbst ergeben. Auf Wahrscheinlichkeit wird dabei weniger gesehen, wenn nur die Phantasie erregt und der Sinnlichkeit ihr Recht wird.

Bis jetzt ist nur der erste Band des Romans neu erschienen. Wer die literarischen Strömungen in Frankreich genauer verfolgen will, übersehe das Buch nicht. Bei genauerer Prüfung wird sich doch eine eigenthümliche Verwandtschaft zwischen den Schwärmern der dreißiger Jahre und den Realisten der heutigen Zeit ergeben.

Der arme Borel überlebte sich selbst. Unfähig, in andere Bahnen einzulenken, sah er sich bald verlassen, und mit sich selbst zerfallen, klagte er sein Weh in bewegten Worten:

> Mon pauvre coeur navré qui s'affaisse et se broie,
> Douteur, religieux, fou, mondain, mécréant!
> Quand finira la lutte, et qui m'aura pour proie, —
> Dieu le sait! — du Désert, du Monde ou du Néant?

Die Wüste sollte ihn haben! Der „Lykanthrop" ließ sich zum Inspektor in Algerien ernennen. Im Jahre 1846 ging er auf seinen Posten ab und sollte nicht mehr heimkehren. Im Jahre 1848 abgesetzt, blieb er in Afrika, und bearbeitete im Schweiß seines Angesichts als Bauer das Stückchen Land, das er sich hatte anweisen lassen, und starb daselbst 1859, verloren und vergessen.*)

F. L.

Italien.

Volksthümliches aus Italien.

Bald nachdem in Frankreich ein Organ begründet worden, das sich zur Aufgabe macht, Volksüberlieferung in Rede und Sitte kennen zu lehren und zu erläutern**), ein Organ, das in der noch kurzen Zeit seines Bestehens sich bereits eine geachtete Stellung zu sichern gewußt hat, ist auch in Italien der Versuch gemacht worden, für Mittheilungen und Untersuchungen der bezeichneten Art eine Zeitschrift in's Leben zu rufen***). Ein erstes Heft derselben liegt gegenwärtig vor, und wir wollen nicht versäumen bei diesem Anlaß der jungen Unternehmung erfreulichen Fortgang, zahlreiche und kundige Mitarbeiter und Leser zu wünschen. An Stoff, den es zu sammeln und wissenschaftlich zu durchdringen gilt, kann es inmitten des sang- und märchenfrohen Volkes, an welches die neue Rivista sich zunächst wendet, noch lange nicht fehlen, so viel man auch bereits in sicheren Scheunen vor dem Untergange geborgen hat; auch nach Genossen der Arbeit werden die Herausgeber sich nicht vergeblich umsehen, wo schon von so vielen Seiten mit vereinzelter Kraft zur Lösung der Aufgabe beigetragen ist, von wenigen freilich mit der unermüdlichen Rührigkeit des einen der beiden Herausgeber; und man sollte denken, auch außerhalb des Kreises der Fachleute im engsten Sinne, welche sich an den in Rede stehenden Studien selbstthätig betheiligen, müßte es möglich sein, die Theilnahme gebildeter Leser zu gewinnen und zu fesseln, wenn ihnen nur immer wieder durch die gesammte Haltung der Zeitschrift zum Bewußtsein gebracht wird, daß das Anhäufen wüster Massen von Aufzeichnungen das letzte Ziel nicht ist, dem man zustrebt, sondern daß man hoffen darf, durch das beunruhigende bunte Gedränge

---

*) Genaueres über Borel findet man in der kleinen Schrift von Claretie, Petrus Borel, sa vie, ses écrits, sa correspondance, poésies et documents inédits. Paris 1865 chez R. Pincebourde.

**) Mélusine, revue de mythologie, littérature populaire, traditions et usages, dirigée par M. M. H. Gaidoz et E. Rolland (seit dem Januar des Jahres 1877 monatlich zweimal erscheinend).

***) Rivista di letteratura popolare diretta da G. Pitrè, F. Sabatini. Roma, Loescher (jährlich 4 Hefte von mindestens je 5 Bogen; Preis 10 Mark.

von Einzelheiten hindurch zu gewissen einfachen Thatsachen, Gesetzen der Kulturentwickelung, der Kulturverbreitung, der Correlation zwischen verschiedenen Seiten des gesammten Volkslebens, kurz zu Ergebnissen zu gelangen, deren Bedeutsamkeit keinem fraglich sein kann, dem nicht wissenschaftlicher Sinn überhaupt abgeht. Möchte der Rivista gelingen, nach dieser Seite hin es nie am Nöthigen fehlen zu lassen; dann wird ihr das Übrige ungesucht in den Schooß fallen. Das bloße Zusammentragen ist kein, wenigstens kein directes Verdienst um die Wissenschaft; dieses beginnt erst, wo im Hinblick auf klar erkannte Ziele gesammelt und an Gesammeltem gearbeitet wird.

Es würde sich gewiß empfohlen haben, mit einer Arbeit mehr theoretischer Natur den ersten Band zu eröffnen, von vornherein, wenigstens andeutungsweise von dem zu reden, was als Ziel vor Augen stehe, und zugleich einigermaßen das Gebiet nach außen abzugränzen und innerlich zu zerlegen, welches bearbeitet werden soll. Überflüssig würde dies keinesfalls gewesen sein; denn in ganz erstaunlichem Maße herrscht hier noch Unklarheit und Gleichgültigkeit für das, was jedem Bemühen den Adel wissenschaftlicher Thätigkeit erst verleiht. Vielleicht würde bei dieser Gelegenheit sich auch ein anderer Titel für die Zeitschrift gefunden haben als der ist, den sie jetzt trägt, welcher, wie mir scheint, den Gegenstand der in ihr zu pflegenden Studien sehr wenig treffend bezeichnet. „Volksthümlich" mag man ja zu nennen fortfahren, was an Dichtung, an Überlieferung von Geschehenem, an Kunde von der Natur, an innegehaltenem Brauche innerhalb derjenigen Kreise eines Volkes besteht oder bestanden hat, welche von der Wirksamkeit der modernen Schule wenig oder nicht berührt sind, was dagegen von denen abgelehnt oder nur mit pathologischem Interesse betrachtet wird, welche ihrerseits gewisse Kunstgesetze, ein gewisses Maß historischer Kritik, methodischer Beobachtung, vernünftiger Rechtfertigung inne gehalten wissen wollen, wenn etwas für sie selbst annehmbar sein soll. Es soll hiermit eine befriedigende Definition des „Volksthümlichen" nicht gegeben sein; zu einer solchen müßte weiter ausgeholt werden als hier geschehen kann; es würde namentlich auch eingehend darzulegen sein, wie zwischen „volksthümlich" und „gebildet" (wenn man den Gegensatz so bezeichnen will,) die Gränze fortwährend sich verschiebt, wie fortwährend zwischen der einen Seite und der anderen Geben und Empfangen statt hat. — Ist aber Literatur der zutreffende Name für das Ganze jener „volksthümlichen" Gedankenwelt? Ist nicht grade die Mündlichkeit der Überlieferung, der Ausschluß schriftlicher Aufzeichnung charakteristisch für die Dinge, um die es sich handelt? würde man nicht mit einigem Grunde „literarisch" grade den Gegensatz des „Volksthümlichen" können sein lassen? Heute freilich giebt es eine ansehnliche „Literatur" des „Volksthümlichen"; aber diese existirt doch nur in so fern, als die Wissenschaft dasselbe, um daran zu arbeiten, durch die Schrift festgebannt hat; und noch dazu wird diese Fixirung nicht einmal in allen Fällen durch die Schrift am besten erfolgen, man denke an Trachten, Geberden, sowie an anderes, mit dem es sich ähnlich verhält. Keinesfalls aber will die neue Zeitschrift die Literatur des Volksthümlichen zu ihrem Gegenstande machen, sondern dieses selbst; und so erscheint denn der Titel nicht eben glücklich gewählt. Dies sage ich wahrlich nicht aus Neigung, einem jungen Unternehmen die ersten Schritte durch Mäkelei zu verbittern, sondern um an einem Beispiele zu zeigen, wie wenig mit dem löblichen Eifer des Sammelns bisher die Systematisirung der Arbeit Schritt gehalten hat, und wie der erste Versuch einer solchen gleich auf schwierige, aber des Nachdenkens wahrlich werthe Fragen führt; er kann aber leicht auch die Veranlassung werden, die Aufmerksamkeit auf Erscheinungen zu lenken, die bisher unbeachtet geblieben sind, oder solche von der Betrachtung auszuschließen, welche oberflächlichem Blicke als zum Gegenstande gehörig erscheinen konnten. Sollte es z. B. in der That der Mühe verlohnen zu sammeln, und zwar ohne Ordnung zu sammeln, was in allen Ländern, die von schreibenden Menschen bewohnt sind, an Mauern, Holzwänden, Zäunen von Bahnhöfen, gedeckten Brücken, öffentlichen Abtritten u. drgl. sich durch anonyme Müßiggänger angeschrieben und angemalt findet (wozu das erste Heft der Rivista einen kleinen Anfang macht)? Ich möchte durchaus nicht von vorne herein jede Beschäftigung mit Inschriften dieser Gattung als ebenso müßig betrachtet wissen, wie die Anfertigung derselben es in der Regel ist; aber für einen argen Mißbrauch der Presse müßte ich es doch halten, wenn auf das gegebene Signal hin eine größere Zahl von Mitarbeitern der Fachzeitschriften sich zu der allerdings nicht grade schwierigen Arbeit entschließen sollte, mit Beiträgen zu einem Corpus Inscriptionum solcher Art Bände zu füllen, dagegen die Beantwortung der Frage, worin das Interesse dieser Specialität des „Volksthümlichen" liege, bis zu dem Zeitpunkte zu vertagen, da das gesammte Material gedruckt vorliegen würde.

Das erste Heft der Rivista bringt zunächst aus der Feder einer Frau, welche als fleißige und geschickte Sammlerin von Märchen bereits bekannt ist, der Frau Carolina Coronedi-Berti, eine Zusammenstellung dessen, was in Bologna in Bezug auf Heilkräfte zahlreicher Pflanzen vom Volke geglaubt wird, recht vielerlei und vermuthlich für wissenschaftliche Arbeit verwendbar, zu welcher hier jedoch noch nicht der geringste Anlauf genommen ist. F. Sabatini und G. Ferrero, dem man bereits Lesen von Volksliedern verdankt, drucken deren aus Rom und aus der Nieder-Romagna ab, beide mit reichlichen Hinweisen auf schon anderwärts oder erst hier gedruckte Varianten zu ihren Texten; hier würde etwas sprachlicher Commentar gewiß auch italienischen Lesern willkommen gewesen sein; mit dem Ersteren würde sich darüber streiten lassen, ob er gewisse kleine Stücke mit Grund als der „Baronessa di Carini" zugehörig ansehe. G. Pitrè handelt von der Geberdensprache seiner sicilianischen Landsleute (ohne dabei De Jorio's reichhaltiges Buch zu erwähnen) und von einigen Abzeichen, mit welchen gewisse Gewerbtreibende ihre Geschäftslocalitäten dem Publikum kenntlich machen. In spanischer Sprache berichtet F. Maspons y Labros etwas breit und sentimental von Bräuchen und Aberglauben, die sich in Barcelona an die Feier des Allerseelentages knüpfen. Die oben erwähnten Mauerinschriften, kurze Notizen über einige neuere Bücher und Zeitschriften schließen sich an.

Die Wahrheit zu sagen, leistet dies erste Heft noch nicht eben Hervorragendes; es macht den Eindruck als wären gesammelte Materialien etwas rasch zum Drucke zurecht gemacht, zum Theil auch, als wäre in Eile niedergeschrieben und der Presse übergeben, was in Bezug auf einen Gegenstand die erste hastige Umschau lieferte. Dies benimmt mir aber die Hoffnung nicht, die Zeitschrift werde noch recht Erfreuliches leisten. Auf die Nothwendigkeit sorgfältigerer Überwachung des Druckes muß die Redaction noch besonders aufmerksam gemacht werden, besonders wenn sie fortfahren will, Artikel in fremden Sprachen zu veröffentlichen. Der Artikel ihres spanischen Mitarbeiters ist mehrfach ganz unverständlich; aber auch die italienischen sind von ärgerlichen Druckfehlern entstellt. Mit welchem Vertrauen soll man unter solchen Umständen Stücke in wenig bekannten Mundarten aufnehmen?

Adolf Tobler.

Nord-Amerika.

Eggleston: Der Schulmeister von Flat Creek.*)

Es ist kein liebliches Idyll, kein unschuldiges ländliches Stillleben, das uns in dieser amerikanischen Dorfgeschichte entgegentritt, sondern, in enggezogenem Rahmen, ein kräftig gezeichnetes Bild wirklichen Lebens, das die Ecken und Schärfen der Verhältnisse, die Rauhheit, ja Häßlichkeit der Gestalten nirgends der Empfindung des Lesers zu lieb milderi oder beschönigt, ebenso wenig aber bis in's Crasse steigert. Wie auf einem guten alten Holzschnitte treten die Figuren alle in scharfen Umrissen deutlich hervor; wenn feinere Ausführung und Nuancirung fehlt, so ist dafür jeder Strich an der rechten Stelle, klar, bestimmt und charakteristisch. Wer kein Wohlgefallen an diesen Bildern finden kann, wird sie doch immerhin mit Interesse und Anerkennung ihrer Eigenthümlichkeit betrachten.

Die Zustände in Flat Creek, einem entlegenen Dorfe in Indiana, und zwar vor einem Vierteljahrhundert, wo sie dort noch weit ärger waren, als heutzutage, — haben für den deutschen Leser etwas sehr Befremdendes und Abstoßendes, und er erschrickt vielleicht nicht minder als Ralf Hartsook, der junge Schulmeister selber, bei der Eröffnung, daß dessen Befähigung, die Jugend von Flat Creek in Ordnung zu halten und zu unterrichten, in erster Linie nach der Kraft seiner Fäuste bemessen wird. „Sehen Sie, sagt einer der Curatoren dieser wunderlichen Schule zu ihm, wir sind hier in dieser Gegend nicht so verweichlicht wie bei Ihnen zu Hause. Um hier die Fuchtel zu handhaben, dazu bedarf es eines handfesten Mannes...... Es gehört einiger Muth dazu, das Commando einer solchen Schule zu übernehmen. Der letzte Lehrer hatte, noch ehe vier Wochen um waren, ein blaues Auge. Indeß, wie gesagt, meinetwegen können Sie es 'mal versuchen. Mir scheint, Sie haben Courage — na, und die ist bei den Buben noch besser angebracht als große Körperkraft."

Auf diese Courage gestützt, unternimmt denn der zartgebaute junge Schulmeister sein schwieriges Amt, den Kampf der Intelligenz und Moral gegen Rohheit, Unwissenheit, Bosheit und sittliche Verkommenheit. „Er fühlte, daß gerade ein Ort wie Flat Creek ihm wohlthat. Sein bisheriges Leben war ausschließlich den Büchern gewidmet gewesen. Aber die Aufgabe, welche er hier zu lösen hatte, bestand in der Kunst, Menschen zu lenken. Denn derjenige, welcher die ungezähmte und widerharige Jugend einer Winterschule in den Hinterwäldern von Indiana zu regieren versteht, kann von sich sagen, daß er eine der schwierigsten Aufgaben gelöst hat." — Oft ist der junge Schulmeister nahe daran, in dem Kampfe zu erliegen, aber sein Muth, der den Jungen imponirt, wird trefflich unterstützt durch seinen Humor und die unverwüstliche gute Laune, mit der er ungebührlichen Scherzen zu begegnen, so wie durch die Schlauheit, mit welcher er den Anstiftern gegen ihn gezielter Streiche in gleicher Münze heimzuzahlen weiß. Unter seinen Schülern gewinnt er bald zwei Alliirte: Bud, den ältesten Sohn des obenerwähnten Curators, einen urkräftigen, derben Burschen, dessen rohe Hülle einen tüchtigen gesunden Kern birgt, und Shocky, den kleinen Waisenknaben, eine zarte sinnige Natur, dem das Herz aufgeht bei dem jungen Mann, der ihn mit Güte und Freundlichkeit behandelt. Bud ist eine Lieblingsgestalt des Verfassers und verdient allerdings als ein besonders glücklich individualisirter Charakter hervorgehoben zu werden. Erst nach langem innern Widerstreben wird er der Freund des Schulmeisters, dessen Wesen zu dem seinigen einen grellen Contrast bildet — dann aber ist er es auch für immer und auf jede Gefahr hin; damit ist der Sieg der bessern Natur in ihm entschieden: Hartsook ist es, der ihm helfen kann und soll, ein rechter Mann zu werden, das bessere Selbst, welches er dunkel in sich fühlt, herauszuarbeiten und an's Licht zu bringen. Sehr originell ist ein Gespräch zwischen Bud und Hartsook über religiöse Dinge; wir führen Einiges daraus an, weil es für die religiösen Verhältnisse mancher Gegenden von Amerika charakteristisch sein dürfte.

„Sehen Sie, sagte Bud, diese nichtsnutzige Flat Creeker Lebensweise widert mich an. Wir sind ein rohes Volk hier, Herr Hartsook, und ich bin auf dem Wege einer der rohesten Burschen zu werden. Ich wandte mich also, um mich zu bekehren, an die Hardshells (Name einer amerikanischen Secte); aber aus ihrem Prediger mit seinem Whisky und seiner Gewöhnlichkeit war nichts Gutes herauszubringen. Und da ging ich zu der Kirche des Taborbergs. Ich hörte einen Mann reden von Wiedertaufe und Wiedergeburt und dergleichen. Auch das schien mir nicht die richtige Kur für mich zu sein. Da ging ich zu einem Erwecker nach Clifty. Na, taugte ebenfalls nichts. Am ersten Abend war da ein Mann, der sprach von Jesus Christus in einer Art und Weise, daß man ihm überall hin hätte folgen mögen. Aber ich fühlte mich nicht dazu aufgelegt. Am folgenden Abend kam ich wieder, mit dem Vorsatz, einmal zu versuchen, ob ich bei Jesus Christus ankommen könnte, und zu sehen, ob er mich haben wollte. Aber, da war ein dicker Mann, der predigte von der Hölle. Nicht, als ob ich nicht daran glaubte! Es giebt hier schon in unserer Gegend eine Menge Leute, welche verdienen, in die Hölle zu kommen, und ich weiß wirklich nicht zu sagen, ob ich selbst zu gut dafür bin. Aber dieser dicke Mann malte sie uns so schrecklich vor Augen, daß mir ganz übel wurde. Und ich sagte zu mir: gut, wenn Gott mich doch zur Hölle schickt, so kann ich jetzt gar nicht schlecht genug werden. Sehen Sie, ich war schon ganz wüthend. Und wenn ich 'mal wüthend bin, möchte ich selbst dem Teufel nicht rathen, mit mir anzubinden. Der Prediger schimpfte auf uns los, es schien ihm ein großes Vergnügen zu machen, daß wir verdammt würden, und er predigte accurat wie manche Leute fluchen. Es klang auch nicht ein bischen christlich. — — Darum also — was thu' ich und ein Haufen and'rer Bursche? Wir schneiden dem dicken Manne die Steigbügelriemen ab, hängen sie sammt dem Reiter über den Zaun und jagen ihm dann den Gaul davon! Und von der Zeit an habe ich manchmal besser und manchmal schlechter werden wollen. Und heute dachte ich mir, Sie, Herr Hartsook müßten wohl wissen, wofür ich mich am besten entscheiden könnte". —

Hartsook, der zu keiner besondern Secte gehört, giebt nach bestem Wissen und aus innigster Überzeugung Rat, indem er die suchende Seele auf den Heiland hinweist. „Glauben Sie also, daß ich ein ordentlicher Christ werden könnte, ohne nochmals getauft zu werden". —

„Warum nicht? fangen wir sofort an, mit Gottes Hilfe unser Bestes zu thun."

„Sie meinen also, wenn ich z. B. damit anfinge, meinen besten Prügel zur Vertheidigung Jesu Christi aufzusparen, daß er mir darin helfen würde?"

„Diese Frage kam Ralf ein wenig anstößig vor. Aber es war die aufrichtige Kundgebung einer aufrichtigen Seele. Es möchte vielleicht kein vollständig orthodoxer Weg sein, den Bud

*) Eine amerikanische Dorfgeschichte von Edward Eggleston. Autorisirte Übersetzung von W. Lange. Stuttgart. Aug. Berth. Auerbach.

betrat, aber es war der einzige, auf dem er vorläufig zu wandeln vermochte. Es giebt Leute, die zwar die ganze altenglische Liturgie am Schnürchen hersagen und auch die schönsten ästhetischen Vorträge darüber halten können, die aber nie eine Ahnung gehabt haben von einer so aufrichtigen religiösen Sehnsucht, wie dieser junge unwissende Herkules empfand. — Auch giebt es manche brave Leute, die allerdings haarscharf zu definiren vermögen, was Glauben und Reue ist, jedoch nie so aufrichtig den Weg nach dem himmlischen Königreich eingeschlagen haben, wie Bud Means es that." —

Seinem Vorsatze getreu, verwendet Bud fortan seine Kräfte im Dienste des Guten und Rechten, und wird aus einem Unterdrücker ein Beschützer der Unterdrückten und Schwachen. Seinem Freunde Hartsook leistet er den wesentlichsten Dienst dadurch, daß er durch seine energischen Bemühungen einen Entlastungszeugen herbeischafft, als der Schulmeister, von Neid und Haß verfolgt, unter falscher Anklage vor Gericht steht. Wir bekommen bei dieser Gelegenheit ein lebendiges und eigenthümliches Bild einer amerikanischen Gerichtsscene, die in ihrer Weise vielleicht eben so eigenartig ist, als das gesellige Vergnügen eines Buchstabir-Wettkampfes, das an einer andern Stelle der Erzählung geschildert wird. Es ist nämlich Rolf durchaus nicht gelungen, ganz Flat Creek zu bessern oder zu bekehren, gerade um seiner Tüchtigkeit willen ist er denen verhaßt, deren Thun und Treiben, Sinnen und Denken mit dem seinen in unversöhnlichem Gegensatze steht. Den teuflischen Plan seiner Feinde, ihn der Lynchjustiz preiszugeben, vereitelt er, indem er rasch entschlossen, sich selbst dem Gerichte stellt. Durch den Sieg der Wahrheit, zu dem ein erbärmlicher Feigling wider seinen Willen verhelfen muß, kommt Alles auf ganz einleuchtende und natürliche Weise zum guten Abschluß, und somit auch Rolfs Liebesgeschichte, die sich wie ein rother Faden durch die Erzählung zieht. „Wir sind Alle Kinder beim Lesen von Geschichten," so leitet der Verfasser sein Schlußwort ein. „Wir wünschen vor allen Dingen zu wissen, wie es schließlich endete, und wenn wir nicht einen verderbenen Geschmack haben, so wünschen wir, daß es gut endet"*) Wir glauben mit ihm, daß der Leser sein kleines Buch mit Befriedigung aus der Hand legen wird und zwar nicht nur, weil die Geschichte gut endet, sondern weil sie gut erzählt ist.

Schließlich noch einige Worte über die Übersetzung. So weit man ohne Vergleich mit dem Original urtheilen kann, ist sie im Ganzen gelungen, aber einige Ausstellungen sind nicht zu unterdrücken. Es ist eine sehr schwere Aufgabe für einen Übersetzer, die Sprache von Personen wiederzugeben, die einen Dialekt, oder gar verdorbenes Englisch sprechen. Nach unserer Ansicht steht er da an der Gränze des Möglichen: es lassen sich solche Eigenthümlichkeiten nicht in einer anderen Sprache nachbilden; man thut am besten, darauf zu verzichten; man suche den Unterschied zwischen gebildeter und ungebildeter Sprache durch die Wahl der Ausdrücke, durch die Construction zu markiren, aber man lasse nicht diejenigen, welche mit der englischen Aussprache und Grammatik auf gespanntem Fuße stehen, ein unmögliches und unerhörtes Deutsch reden. Diesen Ausweg hat Herr Lange gewählt. Wo also z. B. im Original 'erbs statt herbs steht (das h fortzulassen, ist ein sehr gewöhnlicher Sprachfehler) heißt es bei ihm „Kraitor" statt Kräuter, die nota bene gegen „Reißmatismus" angewendet werden; ein Methodistenprediger redet seine Gemeinde an: meine daiern Zuhörders, vergleicht den Mänthschen mit dem Ësel, der seines Herren Krippäh kennt, warnt die Laite vor dem Daiwel und solchen, die ihm anhängen dhun, spricht von der traien Befolgung der jettlichen Gebote, und legt ihnen, als dämithiger Sällsorger seinen haitigen Text mit der entsetzlichsten Richtachtung der ursprünglichen Bestimmung sämmtlicher Vocale und vieler Consonanten aus. Eine ähnliche Sprache, die man unter Germaniens Völkerstämmen vergeblich suchen würde, verüben noch verschiedene andere dieser Amerikaner! Der Geschmack ist ja sehr verschieden; Mancher mag das witzig finden, wir können es leider nicht! —

Wenn Seite 117 steht, daß Squire Hawkins in seinem Garten arbeitet, und als „Zeit derHandlung:" „der Sonntagabend, welcher auf den Freitag gefolgt ist", bezeichnet wird, so ist das nicht Geschmacksache, sondern einfach eine Unrichtigkeit. Abgesehen davon, daß auf den Freitag doch zunächst der Sonnabend folgt, und daß am Sonntag in Amerika eben so wenig gearbeitet wird, wie in England, erfahren wir ja einige Seiten weiter, daß die Familie am folgenden Tage, Sonntag, zur Kirche geht. Im Englischen steht also unzweifelhaft: Sunday eve, nicht evening, eve aber heißt Vorabend, (wie das französische veille) daher Christmas eve, Easter eve ꝛc. — es ist also vom Sonnabend, dem Tage vor dem Sonntag, die Rede; das hätte der Übersetzer nicht übersehen sollen. Ferner: unter einem „Springwagen" denkt sich Mancher vielleicht ein eigenthümliches Fahrzeug, — spring aber heißt einfach „Springfeder", wir haben es also durchaus nicht mit einem unübersetzbaren Worte zu thun. E. R.

*) Diese Bemerkung des amerikanischen Dichters dünkt uns in der That kindisch. Das „gute Ende", das der gute Geschmack wünscht, ist ein Ende, welches der ganzen Geschichte entspricht, nicht aber eine Ehe mit Kindersegen oder dergleichen. (Anm. der Red.)

Belgien.

Peter Paul Rubens als Diplomat.

Die literarische Bewegung aus Anlaß der dritten Säkularfeier zur Erinnerung an P. P. Rubens hat in Belgien ein reiches Material zu allseitiger Beurtheilung des berühmten Malers zu Tage gefördert. Manch' neue Forschung über diese und jene Seite seiner Persönlichkeit und seines Lebens ist zur Geltung gekommen, und wenn in diesen patriotischen Erinnerungen meist der Künstler Rubens gefeiert worden ist, so haben doch auch andere Richtungen seines bewegten Daseins ihre Darsteller gefunden. Bekanntlich versuchte sich Rubens einige Zeit auch als Diplomat, und dieser Umstand ist wichtig genug erschienen, um einen sehr geachteten Belgischen Gelehrten zu umfassenden Forschungen über die politische Laufbahn des Künstlers zu bewegen. Kein Geringerer als Herr Gachard schrieb über den Gegenstand ein dreihundertfünfundsechszig Seiten enthaltendes Buch: „Histoire politique et diplomatique de Pierre-Paul Rubens"*), zu welchem er die Materialien mühsam aus allen Bibliotheken Europa's an sich gezogen hat. Es ist dem Verfasser wirklich gelungen, eine vollständige Geschichte von Rubens diplomatischer Laufbahn zu erzielen. Doch läßt sich das Ergebniß nicht als ein solches bezeichnen, das den Verfasser für seinen Aufwand von gelehrten Untersuchungen genügend belohnen könnte. Im Folgenden geben wir nach Eugen van Bemmel in der „Revue de Belgique" das Wesentliche aus dem Buche wieder.

*) Bruxelles, 1877. Office de publicité.

Etwa im Jahre 1621, zu der Zeit, als der Waffenstillstand zwischen den Niederlanden und den Vereinigten Provinzen zu Ende ging, begann Rubens sich mit politischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Nach und nach fand er an ihnen Geschmack. Über seine frühsten Versuche finden sich nur ungewisse Nachrichten, schwankende Anzeichen. Indeß dürfte feststehen, daß seine ersten diplomatischen Schritte auf dem Pariser Schauplatze stattfanden. Im Jahre 1625 wohnte er dort, da er Gemälde im Luxembourg aufzustellen hatte, den Feierlichkeiten der Vermählung Karls I. von England mit Henriette von Frankreich bei. Er hatte dabei Gelegenheit, sich mit dem im Gefolge von Buckingham befindlichen englischen Maler Gerbier zu befreunden. In dieser Umgebung war es, wo seine diplomatischen Fähigkeiten erwachten. Seine Leichtigkeit im Sprechen und Schreiben verschiedener Sprachen kam ihm sehr zu Statten. Er hatte über einen Waffenstillstand zwischen England und Spanien zu unterhandeln. Die Infantin Isabella unterstützte ihn; Philipp IV. dagegen zeigte sich zuweilen unzufrieden darüber, daß ein „Maler" sich in solche Angelegenheiten mischte, worauf Isabella zu antworten pflegte, wenn nur erst seinen Anregungen Folge gegeben sei, so müsse die weitere Leitung natürlich gewichtigen Persönlichkeiten anvertraut werden.

Damals war, wie man hieraus ersieht, der diplomatische Ruf des Künstlers noch gering. Aber während des Aufenthalts, den Rubens in Madrid nahm, verschwanden vor seiner gewandten Persönlichkeit die Vorurtheile des Königs, und zwar so vollständig, daß Philipp IV. selbst ihn 1629 an Karl I. zu senden für gut fand. In London, bei einem König, der mehr Künstler als Politiker war, fand sein Einfluß volle Geltung; er wurde mit Ehren überhäuft und kehrte mit diesem neuen Ruhme, der seine Eigenliebe arg gekitzelt zu haben scheint, nach Antwerpen zurück.

Seine Leidenschaft für die kaum sechszehn Jahre alte Helene Fourment, seine zweite Frau, zerstreute ihn auf kurze Zeit. Aber bald, bei Maria von Medicis' Ankunft in Belgien, wandte er sich wieder eifrig den politischen Geschäften, Unterhandlungen und, man könnte fast sagen, Verschwörungen zu. Er ging so weit, den Plan zum Sturz des Cardinals Richelieu zu entwerfen. Die Täuschungen mancherlei Art, denen er sich aussetzte, schreckten ihn ebenso wenig zurück, als die hochmüthige Behandlung der Großen, welche wie einst Philip IV., einen einfachen Maler der diplomatischen Rolle unwürdig erachteten. Eine Art Manie erfüllte ihn. Schließlich mußte er gleichwohl auf die liebgewonnene Thätigkeit verzichten. Es geschah, indem der prächtige, elegante Cavalier, der Tischgenosse aller Fürsten, schrieb: „Ich habe einen wahren Abscheu vor dem Aufenthalt an Höfen."

Hiernach ist das Ergebniß des Buches in Bezug auf Rubens nicht glänzend. Es giebt keinerlei Anlaß, die diplomatischen Talente des großen Malers zu preisen. Die Weise, wie er in einem langen Briefe vom 1. August 1631 Richelieu beurtheilt und behandelt, zeigt deutlich, wie wenig sein Geist zu diesen Dingen taugte. Auch scheint, so fügt van Bemmel hinzu, Gachard selbst für Rubens' Erscheinung auf dem Gebiete, in welchem er ihn aufgesucht hat, nicht gerade sehr eingenommen zu sein; sein Buch, das von Einzelheiten der Forschung überfließt, ist mit Würdigungen äußerst karg.

Kleine Rundschau.

Übersetzungen aus dem Estnischen.

Mutter und Kind.

Komm, mein Kindchen, lieber Knabe,
Sage, was du draußen sahst,
Was sich dir gezeigt, erzähle,
Was dein Auge eben schaute,
Was dein Ohr vielleicht vernommen
Von den Wundern in dem Walde,
Von dem Frühling auf den Fluren.

Mutter, süße Mutter mein,
Auf dem grünen Grase ging ich,
Lief entlang der Waldeslichtung;
Und da nahm ich Näglein wahr,
Knospen schmückten schon den Ahorn,
Gelblich-weiße Blütenbüschel,
Goldig glänzte die Ranunkel.

Liebes Kindchen, kleiner Knabe,
Hast du sonst denn nichts gesehn?
Aus den Blumen, aus den Blüten,
Aus dem grünen Schoß des Grases
Blickten hold des Himmels Augen,
Deines guten Gottes Augen
Haben lieblich dir gelächelt.

Mütterchen, ich wallte weiter,
Weiter durch das Erlenwäldchen
Und das weiße Birkenwäldchen;
Und die raschen Bäche rauschten,
Und der Windhauch in den Wipfeln
Säuselt' seine leisen Lieder,
Und die Vögel sangen fröhlich.

Liebes Kindchen, kleiner Knabe,
Hast du sonst denn nichts erhorcht?
Aus dem Windhauch in den Wipfeln,
Aus dem süßen Sang der Vögel
Sprach die Stimme deines Schöpfers:
Kind, dein Vater blickt dich freundlich
An auf allen deinen Wegen.

Zum Jahr 1819.

Mein Vaterland, sie hatten dich begraben
Tief in ein dunkles Bett zu ew'gem Tod,
Die Wunden viel, die sie der Scholle gaben,
Die ließen Blumen sprießen, blutig-roth.
Voll Thränen seufztest du im Sclavenkleide
Und in der Kutte, die dich hart umspann,
Bis du verstummetest im tiefsten Leide,
Bis deines Lebens letzte Nacht begann.

Sechshundert leichenstille Jahre schwanden
Und du lagst bleich und ohne Leben da;
Nur eine alte Sage in den Landen
Schritt durch die Hütten leise, fern und nah:
Wie einst, der goldnen Freiheit eigne Gründer,
Das Estenvolk auf eignen Grund geschaut,
Wie einst der Kalewiden kühne Kinder
Auf eignen Fels den hohen Horst gebaut.

Wo deine Thränen in den Boden drangen,
Da sproßte auf ein Lied und süßer Klang;
Von deinem Leid die kleinen Vögel sangen,
Die Wolken selbst erzählten es sich bang.

Und leichte Lüfte nahmen auf die Klagen
Und weheten sie eilig nordenwärts —
Beim stolzen Marmorsitz sind sie getragen
In eines Mannes, eines Vaters Herz.

Und da erklang ein Wort voll Kraft und Treue,
Nachjauchzten Millionen, was es sprach:
„Frei werden soll mein armes Volk auf's Neue!"
Und siehe, der Tyrannen Joch zerbrach.
Und nun schaust du uns wieder frei einander
Die Hütte bauen auf dem eignen Grund,
Und „Ewig Heil dem Ersten Alexander!"
Ertönet des verjüngten Volkes Mund.

Harry Jannsen.

— **Reiselitteratur über Asien.** Wenn wir Asien und Afrika auf der Karte vergleichen, so finden wir in diesem Erdtheil allerdings noch immer ganze weite Gegenden unausgefüllt, während in jenem beinahe kein Raum ganz ohne kartographische Zeichen ist. Früher war dies auch auf den Karten von Afrika der Fall, und wenn man älteren Darstellungen dieses Erdtheils begegnet, so sieht man, daß gerade in denjenigen Partieen das meiste hineingezeichnet ist, von denen die Kenntniß damals am beschränktesten war oder noch ist. Vielleicht ist etwas Ähnliches bis zu einem gewissen Grade bei unsern Karten von Asien der Fall, wenigstens giebt es noch sehr viele Gegenden dieses ungeheuren Festlandes, welche von Europäern nur sehr selten oder gar nicht betreten worden sind. Eine solche ist das südöstliche China und östliche Tübet, wo beide Länder mit Vorder- und Hinterindien zusammenstoßen. Es sind die Flußgebiete des Brahmaputra, oberen Yang-tse-kiang und Lantsang-kiang oder oberen Mekong. Dieselben sind größtentheils von langgestreckten, unregelmäßigen, aber in der Hauptrichtung von Nordwest nach Südost gehenden Gebirgsketten durchzogen, welche die zahlreichen tief eingeschnittenen Flußthäler von einander trennen und zum Theil schwer zu überschreiten sind. Auch sonst stellen sich dem Reisenden in diesen Gebieten mannigfache und nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegen, die meist in der feindseligen und mißtrauischen Gesinnung der Einwohner ihren Grund haben. Dennoch ist die Kenntniß dieser Striche besonders für das englische Handelsinteresse sehr wichtig, denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um Auffindung eines sichern und praktikablen Überlandweges zwischen China und Indien, um die langwierige Schiffahrt um die Halbinsel Malakka und in dem nicht ungefährlichen chinesischen Südmeere zu vermeiden.

Um diese Aufgabe zu lösen, sind natürlich viele Reisen nöthig, und zwar Reisen, zu denen ein nicht unbedeutender Kostenaufwand gehört, daher sie von Privaten nicht gut unternommen werden können. Es liegt vielmehr der englischen Regierung oder englischen Handelsgesellschaften ob, in dieser Hinsicht das ihrige zu thun und unternehmungslustige geeignete Personen ausfindig zu machen. Zunächst handelt es sich dabei weniger um eine genaue wissenschaftliche Durchforschung, als um eine Bereisung der in Frage stehenden Provinzen nach verschiedenen Richtungen, um die bequemste und sicherste Überlandverbindung erst festzustellen. Hierzu hat Mr. T. T. Cooper, Agent der Handelskammer zu Calcutta, durch seine im Jahre 1868 unternommene Reise nicht unwesentlich beigetragen. Er ging von Shanghai zuerst nach Hankau und von da am Yang-tse-kiang aufwärts, zum Theil zu Schiff, zum Theil zu Lande, bis Tschung-Tsching. Hier verließ er den Lauf des Flusses, um den großen nach Süden gerichteten Bogen desselben abzuschneiden, und es gelang ihm, quer durch das Land bis in das östliche Tübet vorzudringen, wo ihm aber das gehässige Betragen der Bevölkerung sehr beschwerlich fiel und ihn schließlich zur Umkehr nöthigte. Er beschreibt diese Reise in einem lebendig und anziehend verfaßten Werke, das, so anspruchslos es auftritt, doch für die Wissenschaft manche Bereicherung enthält*). Allerdings, wie er befürwortet, schlossen die Verhältnisse, unter welchen er dieselbe antrat, genaue wissenschaftliche Beobachtungen von vornherein aus; das einzige Instrument, welches der Reisende mitnehmen konnte, ein Thermometer, wurde schon im Anfang der Reise zerbrochen, und die Weiterbewegung theils im Boot, theils im Tragsessel war genauen Untersuchungen überhaupt nicht sehr günstig. Aber der Verfasser hat gewissenhaft Thatsachen und Erscheinungen beobachtet und treu darüber berichtet, so daß sein Werk voll bedeutsamer Winke und Erfahrungen ist, welche zukünftige Reisende werden benutzen können. Und auch für den Laien ist die Lektüre seines Buches nicht ohne Anregung. Es liest sich, auch in der sehr geschickt abgefaßten deutschen Übersetzung, äußerst fließend und angenehm und ist voll von merkwürdigen Einzelheiten über Charakter, Sitten und Lebensweise der Bevölkerung; dabei fehlt es nicht an interessanten, mitunter aufregenden Situationen, die bei aller Wahrheitstreue und Einfachheit der Schreibart dem Ganzen fast den Charakter eines Reiseromans geben. Des Verfassers Versuch, eine bessere Schreibung der chinesischen Ortsnamen mittelst des englischen Alphabets durchzuführen, muß aber leider als verfehlt bezeichnet werden, da dieses, wie der deutsche Übersetzer sehr richtig bemerkt, unter allen europäischen vielleicht das ungeeignetste zu diesem Zwecke ist. Drei werthvolle Anhänge hat Dr. v. Klenze seiner Übersetzung noch beigefügt, die namentlich dem Fachmann willkommen sein werden, nämlich zwei Auszüge über englische Expeditionen in den Jahren 1868 und 1875 und Margary's Reise von Shanghai nach Bhamo am obern Irawaddy im Jahre 1874. Der letztere Reisende, der mit größeren Mitteln und sorgfältigeren Vorbereitungen auftrat als Cooper, hat sich um die Auffindung der gesuchten Überlandstraße sehr große Verdienste erworben und schließlich bei der letzten 1875r Expedition, an der er gleichfalls theilnahm, dieser Aufgabe sein Leben zum Opfer gebracht.

Schm.

— **Deutsches Zech-Recht.** Aus dem Verlage der Gebrüder Henninger in Heilbronn, denen schon eine ganze Anzahl literarischer Curiositäten ihre Wiederauferstehung in Form neuer geschmackvoller Ausgaben verdankt, liegt, nach dem Original von 1616 reproducirt, ein Commentbuch des durstigsten Jahrhunderts vor, das Jus potandi oder Zech-Recht. Der ursprüngliche Verfasser dieses Werkchens, der sich Blasius Multibibus, utriusque V(ini) et C(erevisiae) Candidatus nennt, erweist sich durch die profunde Sachkenntniß, mit der sein Traktat „von Ursprung, Gebräuchen und Solennitäten, sowohl auch von der Antiquität, Effect und Würckung des Zechens und Zutrinckens" handelt, unverkennbar als ein Mann von vielen Graden, der manchen guten Schluck gethan. Zugleich aber ist er juris nicht minder peritus gewesen als potandi; denn er handelt seinen Stoff mit gar gelehrter Miene schulgerecht nach Positionen und Casus mit einem stattlichen Aufwand von Pandectencitaten ab. Vor Allem aber war unser Blasius ein Mann von Einsicht und rechtschaffenem Sinn, dem es nicht entging wie arg nach dem kräftigen Wort Luthers ganz Deutschland mit

*) Reise zur Auffindung eines Überlandweges von China nach Indien. Von T. T. Cooper. Aus dem Englischen von Dr. H. L. von Klenze. Jena, 1877. Costenoble.

Saufen geplagt ward, und der gegen dies Nationallaster nicht mit zelotischem Predigerton, sondern mit treffendem Spott zu Felde zog. Daß diesem Spott die Feinheit attischen Salzes fehlt, und daß der Verfasser des Jus potandi in aller Ehrbarkeit Ausdrücke und Redewendungen braucht, die jetzt schwerlich noch in irgend einem Kreise froher kluger Zecher laut werden: das wird Keinen, der die Schreibweise des Zeitalters vor und während des dreißigjährigen Krieges kennt, irgendwie Wunder nehmen. Wer sich über Derbheiten ärgert, nehme das Zech-Recht nicht in die Hand, und wer sich nicht daran ärgert, schließe es ein, denn virginibus puerisque hat dieser Sänger nicht gesungen. Wohl aber wird sein kleines Opus als ein schätzbarer Beitrag zur Sittengeschichte Deutschlands den Freunden culturhistorischer Studien willkommen sein, und dem jetzigen Herausgeber, Herrn Dr. Max Oberbreger in Berlin, der diesen Standpunkt in einer hübsch geschriebenen Einleitung des Weiteren entwickelt hat, gebührt für seine Mühwaltung Dank. F.

— **Ein unbekanntes Gedicht von Manzoni.** Die Buchhandlung P. Carrara in Mailand veröffentlicht soeben ein bisher unbekanntes Gedicht von Manzoni über den Triumph der Freiheit, nach dem jetzt in der Brera befindlichen Manuscripte des Dichters. Freilich handelt es sich, wie wir der interessanten Mittheilung in dem soeben erschienenen zweiten Hefte der Rivista Europea entnehmen, um eine Jugendarbeit im strengsten Sinne des Worts. Denn das Gedicht ist, wie eine vom Dichter eigenhändig auf die Handschrift gesetzte spätere Bemerkung bekundet, von Manzoni in seinem fünfzehnten Jahre verfaßt worden. Dennoch ist der Fund in mehr als einer Hinsicht für den Entwicklungsgang des Verfassers der Promessi sposi beachtenswerth. Der trionfo della libertà lehnt sich, wie billig, in Form und Art der Darstellung an kein geringeres Vorbild als die Göttliche Komödie an. In Terzinen geschrieben, behandelt er in Gestalt einer Vision den Triumph der Freiheit über die Tyrannei und — die Religion. Der jugendliche Autor bekämpft diese abstracten Ungeheuer in durchaus rhetorisch-conventioneller Weise unter Aufwendung eines beträchtlichen allegorischen Rüstwerks: neben der selbstverständlich personificirten Freiheit streiten die Genien des Friedens, der Gerechtigkeit und der Vaterlandsliebe, denen denn nach bedeutendem Blutvergießen ein vollständiger Sieg zu Theil wird. Durchaus in den Anschauungen und der Ausdrucksweise der französischen Revolution befangen, folgt der junge Manzoni in Anlage und Ausführung seines Gedichts auf das Unverkennbarste den von Vincenzo Monti in der Basvilliana eingeschlagenen Pfaden; wie jener ist er freigebig mit den feurigsten Deklamationen gegen das Papstthum und die Priester; er oder vielmehr der von ihm beschworene Schatten des Brutus ruft Rom an:

Ahi! de la libertà l'ampia ruina
Tutto si trasse ne la notte eterna,
Ed or serva sei fatta di reina;
  Che il celibe Levita ti governa
Con *le venale chiavi* ond'ei si vanta
Chiuder la porta e disserrar superna.
  E i Druidi porporati, oh casta, oh santa
Turba di lupi mansueti in mostra
Che de la spoglia de l'agnel s'ammanta!
  E il popol reverente a lor si prostra
In vile atto sommesso, e quasi Dii
Gli adora e cole: oh sua vergogna e nostra!

Bekanntlich hat der Dichter der Basvilliana in späteren Jahren seine Angriffe auf das Papstthum bitter bereut und durch eine überaus mißlungene Recantation seines Werks wieder gut zu machen gesucht. Auch Manzoni ist, wie jedermann weiß, gar bald zu einer wesentlich anderen Anschauung über das Wesen der Religion und die Aufgaben ihrer Diener gelangt; schon in dem ersten Werke, mit dem er in die Öffentlichkeit trat, in seinen inni sacri, spricht sich ein frommer gläubiger Sinn aus, dem wir später einige der schönsten Gestalten seines großen Romans verdanken. Da ist es nun vom höchsten Interesse zu vernehmen, daß Manzoni trotzdem den trionfo della libertà keineswegs verleugnet, sondern sich auch zu einer Zeit, wo der religiöse Charakter seiner Dichtungen vor aller Augen stand, zu jener Jugendarbeit ausdrücklich bekannt hat. Denn die bereits erwähnte eigenhändige Aufschrift des Manuscripts, das er selbst seinem Jugendfreunde Pagani geschenkt hat, und das jetzt durch einen Neffen des ersten Besitzers, Herrn Francesco Rovetta aus Brescia der berühmten mailändischen Büchersammlung einverleibt worden ist, lautet wörtlich wie folgt: „Diese Verse habe ich, Alessandro Manzoni, im fünfzehnten Jahre meines Lebens geschrieben, nicht ohne Selbstgefälligkeit und Anmaßung dichterischen Namens, die ich jetzt, da ich sie mit reiferer Erfahrung und vielleicht mit geübterem Auge wiederlese, ablehne; aber da ich in ihnen keine Unwahrheit, kein eitles Lob und nichts meiner Unwürdiges finde, so erkenne ich die Gesinnung des Werkes, in der ich theils Thorheit eines jugendlichen Gemüthes, theils aber die Eigenart eines reinen und mannhaften Charakters erblicke, als die meinige an". — Wir behalten uns vor, auf das interessante Buch, dessen von Herrn C. Romussi verfaßte Einleitung nach manchen Richtungen Beiträge zur Kenntniß von Manzonis Jugend in Aussicht stellt, zurückzukommen, sobald es uns selbst vorliegen wird. F.

Mancherlei.

Die beiden Schlußnummern des dreizehnten Bandes der „Philosophischen Monatshefte" bringen zwei sehr interessante Abhandlungen: „Die Gottesidee in der indischen Philosophie" von Prof. Herrn Jacobi, und „Zur Theorie des Gedächtnisses und der Erinnerung" von Prof. K. Böhm. Reichhaltig und werthvoll sind die Recensionen und Anzeigen, aus denen wir die Kritik des Dr. J. Witte über „Die Axiome der Geometrie" von Dr. B. Erdmann, und „In Sachen der Psychophysik" von Prof. O. Liebmann hervorheben. Besondere Erwähnung verdient, seiner Kürze und Klarheit wegen, der „Literaturbericht" der Redaction (C. Schaarschmidt) über zwölf Schriften zur Geschichte der Philosophie, zur Ethik und zur allgemeinen philosophischen Weltanschauung. An diesen Bericht möchten wir eine Frage knüpfen. Es heißt dort, wir hätten „den gemeinsamen Grund des mechanischen Geschehens wie des geistigen Lebens in einer Urintelligenz zu sehen." Aus dem Geist läßt sich das Körperliche eben so wenig ableiten wie aus dem Körper das Geistige. Sollte das Gesuchte nicht ein Drittes, von Mechanismus und Intelligenz toto coelo Verschiedenes, mit menschlichem Ausdruck gar nicht zu Bezeichnendes sein? O. S. S.

Illustrirte Kriegschronik. Seit dem November des vergangenen Jahres erscheint im Weber'schen Verlage in Leipzig eine „Illustrirte Kriegschronik" als Gedenkbuch an den Russisch-

türkischen Feldzug, zugleich als neueste Folge der „Illustrirten Kriegs-Chronik" von 1864, 1866 und 1870/1871, gezeichnet von den artistischen Mitarbeitern der „Illustrirten Zeitung", verfaßt und zusammengestellt von dem preußischen Major a. D. B. von Strantz. Giebt auch die Leitung selbst zu, daß es nicht immer möglich sein werde, in allen Einzelheiten mit gleicher Genauigkeit, wie von den böhmischen und den Schlachtfeldern Frankreichs zu berichten und den einander drängenden Ereignissen mit eben derselben Schnelligkeit auf den Fersen zu folgen, so darf man doch nach dem Vorliegenden sich mit Recht der Überzeugung hingeben, daß sie, was die Journalistik nicht vermag, für die zahlreichen Interessenten in Wort und Bild eine klare Darstellung der weltbewegenden Kämpfe auf der Balkanhalbinsel und in Asien nach Zweck und Absicht, Beginn und Zielen geben wird. Die ersten fünfzehn Lieferungen (ca. halbmonatlich) besprechen in der ersten Abtheilung als Vorspiel: die Türkei und die Vasallenstaaten, Bosnien-Herzegowina, Serbien-Montenegro; in der zweiten Abtheilung Rußland und die Türkei: Petersburg-Kischenew, Constantinopel-Rustschuk, Braila-Giurgewo, Tiflis-Erzerum, Batum-Kars, Widdin-Matschin, Simnitza-Balkan, in der Dobrutscha, Plewna-Lowatz, im Schipkapaß, zwischen Lom und Jantra, und Eriwan-Bajazid. Die Illustrationen sind außerordentlich ansprechend und instructiv, die chartographische, wie typische Ausstattung splendid. F. Fr.

Zwei neue englische Romane in guten Übertragungen hat das alte Jahr noch dargebracht. In „Lili" oder „der Thurm von Saint-Aubin", einem sechsbändigen Roman*), beweist Julia Kavanagh aufs Neue ihr großes Erzählertalent, das sich vorzüglich in sorgfältig ausgearbeiteter Detailschilderung bestätigt; die hübsch angelegte Fabel würde sonst ein wenig zu breit ausgesponnen erscheinen. Die beiden Lilis sind zwei fein gezeichnete Mädchengestalten; das malerische Saint-Aubin steht im sorgfältigen Bilde vor dem Leser, der durch das umfangreiche Werk der Erzählerin mit Liebe und Dank folgt. — Nicht mindere Anerkennung verdient das Buch des jüngeren Romandichters Charles Gibbon**), aus dem Englischen von Otto Löling (gut) übertragen: „Aus Mangel an Geld." Er beschreitet in ihm das Gebiet des Charakter- und Criminalromans mit bestem Erfolg; jede Handlung, jede Regung in den vorgeführten Personen ist klar motivirt; die Situationen bringen die Menschen naturwahr zusammen und erzeugen die Katastrophen, deren Opfer ohne gütige Schickung die Allzuleidenschaftlichen werden müßten. Beide Romane sind der Leserwelt warm zu empfehlen.

Life of Vittoria Alfieri bildet den letzten Band der Choice Biographies, welche Herr Howells herausgiebt. Er vergleicht Alfieri's Leben mit Byron's, legt Alfieri einen höheren Grad der Moralität bei, sagt aber von beiden: „Beide waren von vornehmer Geburt, Beide lebten in freiwilliger Verbannung, Beide hielten sich für Freunde und Verehrer der Freiheit, Beide waren von heftiger Gemüthsart, und Beide der sonderbaren Heuchelei ergeben, schlimmer scheinen zu wollen als sie waren."

*) Autorisirte Ausgabe. Leipzig, 1877. Johann Friedrich Hartknoch. 6 Bde.

**) Autorisirte Ausgabe. Bremen, 1878. J. Kühtmann. 2 Bde.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Adams, H. D.: Women of fashion and representative women in letters and society. 2 vols. London, Tinsby. 24 s.

Adcock's Engineer's Pocket Book for 1878. 12me. London, Simpkin. 6 s.

Atkinson, F.: Resurrection and other poems. London, Skeffington. 6 s.

Brassey, T.: Lectures on the labour question. London, Longmans. 6 s.

Capron, J. R.: Photographed spectra (136 photographs, Permanent Autotype Process). London, Spons. 30 s.

Cooke, M. C.: Rust, Smut, Midew and Mould; an introduction to the study of microscopic fungi. 4th ed. enlarged and revised. London, Hardwicke & B. 6 s.

Cox, E. W.: Monograph on sleep and dreams. London, Longmans. 3 s. 6 d.

Farrar, F. W.: Language and languages. London, Longmans. 6 s

Hull, E.: Physical geology and geography of Ireland. With 2 col maps and 26 w. engr. London, Stanford. 7 s.

Lloyd, H.: Miscellaneous papers connected with physical science London, Longmans. 16 s.

Lockyer, J. N.: Stargazing past and present. Expanded from shorthand notes et cetera by G. M. Seabrook. London, Macmillan. 21 s.

Mackintosh, J.: History of civilisation in Scotland. vol. I. Edinburgh, Nimmo. 15 s.

Mc Nair, F.: Perak and the Malays, Sarong and Kris; with 13 engravings from photographs. London, Finsby broth. 21 s. (A history of the Malays, with an account of the author's travels.)

Norman, C. B.: Armenia and the campain of 1877. With maps and plans. London, Cassell. 21 s. (Norman war Specialcorrespondent der Times.)

Proctor, R. A.: Treatise on the cycloid and all forms of cycloidacurves and the use of such curves in dealing with motion. London, Longmans. 10 s. 6 d.

Wither, T. P.: Pionneering in South Brazil. With maps and illustrations. 2 vols. London, Murray. 24 s.

Woolsey, T. D.: Political science, or the state theoretically and practically considered. 2 vols. London, Law. 30 s.

II. Französisch.

Gonzalès, Emmanuel: La servante du diable. Paris, Dentu. 3 fr.

Lacroix, Eugène et les Rédacteurs des Annales du Génie civil: Etudes sur l'exposition de 1878, recueils de mémoires techniques et descriptifs. (6—8 Bände zu je 600 Seiten; Atlas in Folio, 150 Tafeln soll das Werk stark werden. Es ist, wie die ähnliche Publikation Lacroix's im Jahre 1867 ein nicht officielles Werk und soll dieses Jahr vollendet vorliegen.) Paris, E. Lacroix. 80 fr.

Larroque, Patrice: Religion et politique, études supplémentaires. Paris, Calmann Lévy. 7 fr. 50.

Mailfer, H. C.: De la démocratie dans ses rapports avec l'économie politique. Paris, Guillaumin. 7 fr. 50.

Montépin, Xavier de: Deux amis de St. Denis. Paris, Dentu. 3 fr.

Pagel, Louis: Cours de navigation. 1re partie: Texte; 2me p. Tables de calculs. 2 vols. Paris, Challamel ainé. 22 fr.

Quinet, Edgar: Vie et mort de génie grec. Paris, Dentu. 5 fr.

Villemessant, de: Mes voyages et mes prisons (Mémoires d'un journaliste, 6e série). Paris, Dentu. 3 fr.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin, Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 17. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 23. Februar 1878. [№ 8.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Bernhardi: Geschichte Rußlands.

Erst seit wenigen Jahrzehnten datirt unsere genauere Kenntniß von der Entwicklung und dem augenblicklichen Zustande Rußlands. Auch einzelne eingehende Berichte deutscher Abgesandter an ihre Regierungen über das Rußland des achtzehnten Jahrhunderts sind erst seit wenigen Jahren dem Staub der Archive entrissen und zum Gemeingut des Publikums gemacht worden. Und wie wäre eine genauere Kunde möglich gewesen, so lange ein Fürst, wie Kaiser Nicolaus, der sein Land durch eine unübersteigliche Schranke von dem civilisirten Europa zu sondern beflissen war, den Thron einnahm? Erst seit der Katastrophe des Krimkriegs, dem Ableben Nicolaus' und der Thronbesteigung seines wohlmeinenden und abendländlich gebildeten Sohnes, Alexander II., hat sowohl die russische Geschichtschreibung wie die der Nachbarländer, insbesondere Deutschlands, begonnen, die Vergangenheit bis zur Gegenwart herab zu erschließen. Nach dem Vorgange Hermann's und des trefflichen deutsch-russischen Forschers Brückner, hat Theodor von Bernhardi es unternommen in der von S. Hirzel zu Leipzig veranstalteten „Staatengeschichte der neuesten Zeit" uns eine eingehende Darstellung des modernen Rußland zu geben. Auf die ersten beiden Bände, die eine allgemeine Einleitung und die Geschichte der Jahre 1814 und 15 gaben, ist in schneller Folge ein dritter, ebenso stattlicher erschienen, der die Darstellung bis zum Aachner Congreß (1818) herabführt*). Gleich dem ersten Bande ist auch dieser zum größeren Theil den inneren Verhältnissen, den Reformbestrebungen Alexanders I. gewidmet, und gerade diese Abschnitte nehmen das Interesse des Lesers vorzugsweise in Anspruch. Die Ausführungen über die gleichzeitige europäische Politik, so bedeutungsvoll Rußland in dieselbe auch eingriff, sind doch schon andererorten ausführlich behandelt und daher von geringerer Anziehungskraft für den deutschen Leser. Mit richtigem Instinkt hat Bernhardi die Persönlichkeit Alexanders I. in den Mittelpunkt seiner Darstellung gerückt. Gerade in einer bunt zusammengewürfelten und lose zusammengehaltenen Ländermasse, wie das Rußland des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, kommt auf die Person des Regenten wenn nicht Alles, doch so gut wie Alles an. Ohne Gestalten wie Peter I. und Katharina II. wäre der Großstaat Rußland nicht denkbar. Eine Persönlichkeit wie Alexander I. allein macht die Geschichte Rußlands während der drei ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts verständlich. Nun ist über Naturanlage und Charakter, Bestrebungen und Erfolge dieses Kaisers schon viel geschrieben worden; Niemand hat uns aber bisher eine so eingehende und kritische Analyse seines Charakters gegeben, wie es Bernhardi in dem hier besprochenen Bande gelungen ist. Niemand auch hat die geringen Resultate der von dem Kaiser versuchten Reformbestrebungen an der Hand dieser Charakteristik so einleuchtend und gewissenhaft begründet, wie eben Bernhardi.

Alexander war ein Mann von gutem, doch schwachem Charakter, hochstrebendem, doch unklarem Sinn, ausgedehnter aber oberflächlicher Bildung, ein Regent also, wie er für Rußland schlechter kaum gedacht werden kann. In einer Zeit geboren und erzogen, die tausend Vorurtheile der Vergangenheit zu den Todten warf, in einem Moment auf den Thron gehoben, der das Einlenken in neue Bahnen gebieterisch forderte, dann, ohne sein Zuthun, durch die Besonnenheit seiner Feldherren und glückliche Verhältnisse zu den größten Triumphen über den ehemaligen Gebieter Europas emporgetragen, hielt er sich für berufen, nicht nur seinem Lande, sondern ganz Europa die Maaße zu geben, gestützt auf den Bund der heiligen Allianz, deren Wirksamkeit er ebensosehr überschätzte, wie seine persönliche Bedeutung und die seiner Stellung im europäischen Staatenconcert.

Der Liberalismus, den er im ersten Lustrum nach den Freiheitskriegen zur Schau trug, bestand darin, daß er allen gährenden und mißvergnügten Elementen in den südwestlichen Staaten Europas zum großen Nachtheil ihrer Regierungen Vorschub leistete, bis er durch die freiheitlichen Regungen auf den drei südlichen Halbinseln, einer Folge der französischen Revolution und seiner eignen Förderung, aufgescheucht, sich von dem ihm weit überlegenen Metternich zur Umkehr bestimmen ließ, ja geradezu zum gefügen Werkzeug in der Hand dieses gewandten und rücksichtslosen Politikers wurde.

Im Innern suchte er, kaum aus dem Krieg gegen Frankreich zurückgekehrt, eine Fundamental-Reform durchzuführen, und zwar nicht auf einem Gebiet nach dem andern, sondern gleichzeitig auf allen, in der Verwaltung und im Heer, in den Finanzen und in der socialen Stellung der einzelnen Stände, in der Kirche und Schule. Und dies alles in einem Augenblick, der zwar, in Anbetracht der großen Erschütterungen des letzten Jahrzehnts, die Reformen mannichfach erleichterte, andererseits aber bei der tiefen Erschöpfung des Landes auch wieder erschwerte, und der mit der größten Vorsicht vorzugehen empfahl; in einem Augenblick, wo der Kaiser seine besten Berather schnöde von sich gewiesen, dafür Leute in seine intimste Umgebung berufen hatte, die entweder gleich dem Cabinetsminister Araktschejew hochmüthige und starrsinnige Ignoranten oder, gleich dem polnischen Grafen Adam Georg Czartoryski, eigensüchtige Intriganten waren. Die nothwendige Folge davon war, daß die Reformen auf keinem der Gebiete den erwarteten Erfolg hatten und wieder rückgängig gemacht werden mußten, nachdem höchst bedeutende Geldsummen,

*) Th. v. Bernhardi, Geschichte Rußlands und der europäischen Politik 1814—31. Thl. 3. Leipzig, 1877. S. Hirzel.

dem geldarmen Lande durch eine unendliche Steuerschraube mühsam abgerungen, dafür verwendet worden waren. Bezeichnend für diese Art der Reformthätigkeit ist, daß man damals eben, um die nothwendigen Summen aufzubringen, den Branntweinschank zu einem strikten Staats-Monopol machte und durch Anwendung der unwürdigsten Kunstgriffe den Ertrag dieser indirecten Steuer so steigerte, daß sie die größere Hälfte der gesammten Steuern ausmachte.

Am kläglichsten scheiterte der Plan, die Leibeigenschaft, dieses Jahrhunderte alte Institut Alt-Rußlands, das mit seiner ganzen Verfassung innig verwachsen war, mit einem einzigen gewaltigen Anlauf zu beseitigen. Forscht man den Ursachen nach, die den Kaiser zu diesem Versuch, bei dem er auf den hartnäckigsten Widerstand seines Adels zu stoßen gewiß war, bestimmten, so ergiebt sich neben den allgemeinen Ideen von Humanität und Gerechtigkeitssinn, doch auch eine andere sehr praktische, die auf Alexander mindestens ebenso sehr eingewirkt zu haben scheint. Es war dies die Absicht, sein mobiles Heer nicht nur auf dem Kriegsfuß zu erhalten, sondern noch soweit zu vergrößern, wie es ihm seine Stellung als Schiedsrichter der Könige und Völker Europas zu erfordern schien. Dazu gehörten vor Allem zwei Dinge: Menschen und Geld. Die Gelder sollte die reformirte Finanz- und Steuerverwaltung abwerfen. Das Material an Menschen aber wurde erst mit dem Aufhören der Leibeigenschaft disponibel. Bis dahin nämlich hatte sich der große und kleine Adel den alle fünf oder zehn Jahre wiederholten Conscriptionen, die ihm eine beträchtliche Quote seines beweglichen Vermögens, eben in Gestalt seiner Leibeignen, entzogen und die nach sorgfältigen Berechnungen in dem Jahrzehnt von 1805—15 etwa ein und eine Viertelmillion Menschen verschlungen hatten, nur mit großem Widerstreben gefügt. Mit dem Aufhören der Leibeigenschaft, hoffte der Kaiser, würde diese Schranke fallen und ihm zugleich der Ruhm des wahren Befreiers seines Volkes zu Theil werden. Wunderbar mag ihn daher die Kunde berührt haben, daß an den Orten, wo der Plan zuerst ausgeführt werden sollte, in den Ostseeprovinzen und im südlichen Rußland, der Bauer der Ablösung seiner Leibeigenschaft, die ihn bisher in leidlichen Verhältnissen erhalten hatte, und ihrer Vertauschung mit einer kurzen Zeitpacht, die ihn ebenso rechtlos ließ, nur pecuniär schlechter stellte, mit noch größerer Energie widerstrebte als der Magnat. Daß der Fehler an ihm selbst, an der mangelhaften Ausführung einer an sich großen und berechtigten Idee liege, das wurde dem Regenten nicht klar. Mit schmerzlichem Unwillen verzichtete er daher nach mehrjährigen, stets vergeblichen Bemühungen auf diesen Lieblingsgedanken. Sein einziges Verdienst dabei aber bestand darin, auf die Nothwendigkeit einer solchen Reform hingewiesen und zugleich gezeigt zu haben, wie man bei ihrer Ausführung nicht zu Werke gehen müsse.

In dies System des permanenten und stets verfügbaren stehenden Heers gehörte auch eine andere Idee des Kaisers, die einen womöglich noch kläglicheren Ausgang nahm. Bisher hatten die meisten Regimenter, abgesehen von den Festungsbesatzungen und den Garden, zerstreut in den Landstädten und Dörfern ihre Cantonnements gehabt und diese Einrichtung hatte sich gut bewährt, da der Soldat sich das, was der äußerst geringe Sold nicht abwarf, bei seinem ländlichen oder städtischen Wirth durch Hilfeleistung bei den Arbeiten hinzuverdient hatte.

Auch hier glaubte der Kaiser ein doppelt so gutes Resultat zu erreichen, wenn er die Sache umkehrte, gewisse Districte zu Militärcolonien erklärte, sie einzelnen Regimentern anwies, und diesen Regimentern gleichzeitig die gesammte männliche Landbevölkerung vom zwanzigsten bis vierzigsten Jahre einreihte. Was leicht vorauszusehen war, trat ein. Sowohl ein erster Versuch im südlichen Rußland, wie ein zweiter im Gouvernement Nowgorod endete mit einem bewaffneten Aufstande der Bauern, der blutig niedergeschlagen werden mußte. Die Colonien blieben hier vorerst bestehen; doch verlor man, wie sich denken läßt, die Lust, eine solche Bewegung durch das ganze Reich anzufachen, und auch dieser Plan wurde, gleich den meisten des Kaisers, mit Verlust etlicher Millionen Rubel zu den Todten gelegt.

Es würde zu weit führen, hier von den übrigen Neuerungen und Versuchen des Kaisers ebenso ausführlich zu berichten, es genüge die Bemerkung, daß auch auf den andern Gebieten dasselbe System der Halbheit zu ähnlichen Resultaten, herben Verlusten und der Umkehr auf halbem Weg, führte.

Unter Alexanders Regierung fällt auch die Besitzergreifung des transkaukasischen Gebiets bis zum Caspischen Meer, ein glücklicher Krieg gegen den Padischah, den Oberherrn dieses Gebiets, und den Perserkönig. Doch die nähere Prüfung zeigt, daß diese Erfolge mehr die Folgen glücklicher Conjuncturen und der Schwäche der Gegner, als einer geschickten und energischen Politik des Kaisers waren. Wie wenig dieser einer solchen Politik fähig war, davon zeugt sein Verhalten dem Königreich Polen gegenüber, in welchem er mit seltener Verblendung, in der Absicht, altes Unrecht zu sühnen, Unabhängigkeitsgelüste großzog, die ihren mächtigen Ausbruch in der Revolution von 1830 fanden, zu einer Zeit also, wo Alexander nicht mehr unter den Lebenden weilte und die Früchte, die er gesäet, nicht mehr selbst reifen sehen konnte.

Bernhardi zeigt uns in seinem Werk, wie das moderne Rußland hier in der Hand eines kurzsichtigen Autokraten eine Entwicklung nimmt, die es mit Nothwendigkeit, der starrsten Reaction, dem Zeitalter Nicolaus, entgegen treibt. Erst dem Regenten unserer Tage, Alexander II., war es vorbehalten, einige der Ideen seines Großvaters, vor Allem die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Regelung der Rechtsverfassung, langsam, aber für die Dauer zum Heile seines Reichs zur Ausführung zu bringen. J.

Oesterreich.

Wurzbach's biographisches Lexikon.

Ein Werk, welches die denkwürdigen Personen aller Stände eines vielsprachigen Großstaates aus einem Zeitraume von fünf Vierteljahrhunderten mit vielen Rückblicken auf ihre Vorfahren bespricht, ein solches Werk, an dem ein einziger aber genialer und universell gebildeter Mann seit mehr als einem Menschenalter unverdrossen trotz unzähliger Hemmnisse arbeitet, ein Werk, dessen einzelne Theile — bis heute fünfunddreißig — seit zwanzig Jahren in ziemlich regelmäßigen Intervallen erscheinen, hat seine Geschichte, die nothwendig auch für die Culturgeschichte des Landes seiner Entstehung charakteristisch sein muß. Herr v. Wurzbach kann und darf sie uns nicht vorenthalten und wird damit wol sein Riesen-Unternehmen, zu dessen Vollendung noch zwei oder drei Jahre erforderlich sein dürften, in würdiger Weise krönen. Bis dahin muß man sich mit der äußeren Geschichte begnügen, wie sie sich aus dem Inhalte der einzelnen Bände und einigen Vorreden ergiebt. Schon diese ist merkwürdig genug; ihren Verlauf bis zum 23. Bande haben frühere Artikel des Mag., zuletzt ein um-

ständlicher in Nr. 36 des Jahres 1872, mehr oder weniger umständlich dargethan; seitdem, in fünf Jahren, wurden nicht weniger als 12 Bände ausgegeben, und zwar

der 24. im Jahre 1872, reicht von Prokop bis Raschdorf, mit 4 genealogischen Tafeln, 434 Seiten,
der 25. im Jahre 1873, reicht von Rasner bis Rhederer, mit 5 genealogischen Tafeln, 426 Seiten,
der 26. im Jahre 1874, reicht von Rhaday bis Rosenauer, mit 5 genealogischen Tafeln, 419 Seiten,
der 27. im Jahre 1874, reicht von Rosenberg bis Rzikowsky, mit 5 genealogischen Tafeln, 374 Seiten,
der 28. im Jahre 1874, reicht von Saal bis Sawiczewsky, mit 4 genealogischen Tafeln, 396 Seiten,
der 29. im Jahre 1875, reicht von Sax bis Schimpf, mit 2 genealogischen Tafeln, 362 Seiten,
der 30. im Jahre 1875, reicht von Schindler bis Schmuzer, mit 7 genealogischen Tafeln, 370 Seiten,
der 31. im Jahre 1876, reicht von Schnabel bis Schröter, mit 3 genealogischen Tafeln, 363 Seiten,
der 32. im Jahre 1876, reicht von Schrötter bis Schwicker, mit 2 genealogischen Tafeln, 397 Seiten,
der 33. im Jahre 1877, reicht von Schwarzenberg bis Seidl J. G., mit 5 genealogischen Tafeln, 362 Seiten,
der 34. im Jahre 1877, reicht von Seidl Jos. bis Sina, mit 7 genealogischen Tafeln, 374 Seiten, und
der 35. im Jahre 1877, reicht von Sinacher bis Sonnenthal, mit 5 genealogischen Tafeln, 364 Seiten,

Außerdem hatten die Bände 24, 26 und 28 zu den fünf in früheren Theilen gelieferten und im 24. Bande in einem General-Register zusammengestellten Nachträgen und Ergänzungen drei weitere Reihen von A bis Rot gebracht. Da solche in den letzten 7 Bänden fehlen, ist anzunehmen, daß im Interesse rascherer Vollendung des Hauptwerkes vorläufig damit innegehalten, hoffentlich aber am Schlusse des Ganzen eine letzte Nachtrags-Serie folgen werde. Die Bände 24, 26, 28, 31 und 33 bringen auch Vorreden, welche zunächst zu Nutz und Frommen der Nachschlagenden das System erklären, welches Wurzbach in der Anordnung jener Namen beobachten mußte, die bei gleichem oder eng verwandtem Klange nach Laune der Einzelnen (wie bei Rainer, Schmidt u. dgl.) oder nach den Regeln der verschiedenen Sprachen (so z. B. das deutsche S = dem magyarischen Sz) verschieden geschrieben werden; ferner die Rechtfertigung der einzigen in 35 Bänden bemerkbaren Abweichung von der streng alphabetischen Reihenfolge im Artikel Schwarzenberg und im 31. Bande eine Uebersicht des vom 14. bis incl. 30. Bande Geleisteten, wie sie die Vorrede zum 13. über den Inhalt des 1. bis 13. Bandes, und der im Anhang zu Thürheim's „letzte Blume der Wallonen" befindliche Artikel über alle bis Ende 1876 ausgegebenen Bände enthielt. Derlei statistische Zusammenstellungen sind für die Würdigung der Arbeit von großem Werthe: in 30 Bänden wurden 12,290 Personen, welche die Uebersicht nach 42 Lebenskreisen eintheilt und allen österreichischen Volksstämmen, sowie (insoweit es sich um in Österreich thätig gewesene Ausländer handelt) einigen fremden Völkern angehören, auf Grund und mit gewissenhafter Angabe des umfassendsten Quellenstudiums vorgeführt.

Aber noch eine weitere für die Geschichte dieses Werkes bedeutsame Thatsache ist diesen Vorreden zu entnehmen: die in gerechter Würdigung der für die Kenntniß Österreichs hochpolitischen Bedeutung des Werkes dem Autor bis zur Vollendung dieser Arbeit gewährte Enthebung von seinen Amtsgeschäften (als Vorstandes der administrativen Bibliothek des k. k. Ministeriums des Innern), wodurch Herr v. Wurzbach im Herbst 1874 in die Lage gesetzt wurde, in ländlicher Stille sich ganz der Vollendung seines Riesen-Unternehmens zu widmen. Seither erscheinen jährlich in der Regel 3, statt wie bis dahin kaum 2 Bände des Werkes, das nun wol in 2 oder 3 Jahren vollendet sein wird. Die Besorgniß, daß die Entfernung seines gegenwärtigen Aufenthaltsortes (Berchtesgaden) die Beschaffung der nöthigen Materialien erschweren werde, erscheint durch den Inhalt der seither ausgegebenen 8 Bände auch für den widerlegt, dem es nicht gegönnt war, in die geistige Werkstätte dieses merkwürdigen Mannes einen Blick zu thun; wer dies aber vermochte — und Herr v. Wurzbach gewährt diesen Einblick mit nicht genug zu rühmender Liebenswürdigkeit Jedem, der dazu nicht frivole Touristen-Neugier, sondern sachgemäßen Sinn und warmes Verständniß mitbringt — der war von vornherein vor jeder solchen Furcht bewahrt. Denn das Material ist von A bis Z zum allergrößten Theile gesammelt, und wird, soweit wichtiges Neues hervorkommt, auch in Berchtesgaden mit musterhaftem Fleiße beachtet und eingereiht; dazu verhilft der Bezug der bedeutendsten Journale des In- und Auslandes, sowie eine trefflich organisirte Correspondenz nach allen Richtungen der Windrose. Es gehört eine seltene Arbeitskraft dazu, dieses Material auch nur in Ordnung zu halten, täglich so viele Briefe und Blätter zu empfangen, kritisch zu sichten und so viele Briefe ausfliegen zu lassen; diesem Theile der Arbeit jedoch und der Correctur widmet Herr v. Wurzbach nur die Abendstunden, während der Vormittag der Bearbeitung des Materials gehört. Diese Art der Thätigkeit und die persönliche Kraft sie zu entwickeln hatte ihres Gleichen einst in Alex. v. Humboldt, es gibt schwerlich etwas Ähnliches in der unmittelbaren Gegenwart; Humboldt ließ sich zu dieser gänzlichen Selbstaufopferung durch seine Liebe zur Wissenschaft bestimmen; Wurzbach wird dabei von der begeistertsten Liebe für Groß-Österreich geleitet. Die Möglichkeit solcher Thätigkeit ist eben nur dadurch erklärt, daß Herr Wurzbach mit einer umfassenden Bildung auch einen wirklich genialen Ordnungssinn verbindet, mit dem er seit Jahrzehnten die großartigste Sammlung biographischer Notizen, Kritiken und Portraits angelegt hat und consequent fortführt; es ist eine Lust, diese Mappen aufzuschlagen, in denen sich sofort Alles findet, was man braucht. Aber woher die gewissenhafte Genauigkeit und die unbefangene Gerechtigkeit, mit welcher weitaus in der Regel*) die Leistungen von Freund und Feind angeführt und beurtheilt werden, woher der Schwung der Darstellung, welche in so angenehmem Gegensatze gegen die fleißige aber meist trockene Aneinanderreihung der Daten in so manchen anderen ähnlichen Werken steht? Erstere erklärt sich daraus, daß Wurzbach hier zwar nur über Österreich schreibt, sein Auge aber weit darüber hinaus wirft und sich vor Einseitigkeit bewahrt, indem er seine Sammlungen, namentlich im Gebiete der Kunst und Literatur (im weitesten Sinne), auf das ganze Feld, wer es auch bebaue, erstreckt. Die Frische der Darstellung endlich, durch die sein Werk nicht blos ein Nachschlagebuch ist, sondern auch geeignet wird als fortlaufende und stets

*) In der Regel! Denn daß bei einem derartigen alle Lebensgebiete berührenden Werke hie und da ein kleiner Irrthum unterläuft, ist so natürlich, daß die Behauptung absoluter Fehlerlosigkeit die betreffende Kritik von vornherein verdächtig machen müßte. Eine sehr genaue Prüfung sämmtlicher Bände hat uns aber durchschnittlich nur zwei bis drei und fast immer unwesentliche Auslassungen oder Irrthümer in jedem Bande bemerken lassen. Auch die Setzer befleißigen sich einer ungewöhnlichen Correctheit.

anregende Lecture zu dienen, diese Frische dankt der Autor seinem für alles Schöne und Edle offenen hellen Dichtergemüte, das wol auch in der herrlichen Natur seines Aufenthaltsortes sowie in dem beseligenden Glücke eines schönen Familienlebens kräftige Nahrung findet. So nur kann dieses Werk werden, das Österreich zu hoher Ehre gereicht und endlich allgemeine Bewunderung erntet.

Wer es noch nicht kennt, der möge, um die darauf verwendete Mühe annähernd zu würdigen, nur in den eben vorliegenden 35. Band blicken, der unter 305 Namen, von denen zwei Drittel in keinem anderen vollendeten Sammelwerke vertreten sind, über 150 Söhne der verschiedenen slavischen Stämme und an 50 Magyaren mit genauer Anführung aller ihrer Leistungen bis zu dem kleinsten Orgelstück des tonfreudigen czechischen Landorganisten und zu der flüchtigsten Enunciation irgend eines in einer Volksversammlung auf die Schultern gehobenen heißblütigen Juraten vorführt. Dauernden wissenschaftlichen und künstlerischen Genuß aber bieten jedem Leser, wie in den letzt vorhergegangenen Bänden, die zu vollständigen Monographien angewachsenen Artikel über die ewig jungen und originalsten österreichischen Kunstgenies Franz Schubert und Moritz Schwind, oder das historisch-genealogische Meisterstück über die Schwarzenberge, so hier die Charakterbilder der slavischen Größen: Bischof Slomšek, Sladkowsky und Smolka, das meisterhafte Portrait des Staatsmannes und Gelehrten Sonnenfels, das reizende Genrebild des Estandartenführers Skulteti u. a. m. Welche Summe von Geist, Wissen und Gemüt giebt sich hier kund! Österreich aber in seiner ungeheuren Mannigfaltigkeit, in seinem Reichtum edelster Kräfte zu kennen wird sich fürder keiner berühmen dürfen, der das biographische Lexikon unstudirt läßt.

Schweiz.

Boos: Geschichte der Stadt Basel.*)

Eine Geschichte der Stadt Basel ist so wenig als die irgend eines anderen auf alten Erinnerungen fußenden und durch die Jahrhunderte erzogenen Gemeinwesens eine müßige Aufgabe und darf, wenn mit dem gehörigen Fleiße ausgezogen und mit den richtigen Forscherauge gesichtet, sich kühner an's Tageslicht wagen, als hundert andere alte Geschichten und Schildereien, wie sie jetzt ohne sichtlichen Gewinn für geschichtliches Wissen aus dem Staube der Archive auf den Markt gebracht werden. Die schon vorhandenen Basler Geschichten, von Wurstisen, Ochs, Streuber, waren für ihre Zeit und für ihre Zwecke sehr verdienstliche Unternehmungen; seit dem Erscheinen der ersten aber (die überhaupt weniger Geschichte als Chronik war), ist wieder massenhafter Stoff, den die Geschichte selber an ihrem Webstuhl gewoben, hinzugekommen; auch Ochs ist, abgesehen von seiner Seltenheit und dem hohen Preis, schon längst veraltet, und das Buch von Streuber soll mehr nur einen Überblick gewähren, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Doch ist diese Geschichte durch geschickte Verarbeitung des Materials und durch richtiges Hervorheben der Hauptmomente sowie auch durch gefällige Darstellung auch jetzt noch für Gebildete von großem Werthe. Das vorliegende Werk, auf zwei Bände berechnet, behandelt im ersten Band das Mittelalter, von den Anfängen der Stadt an bis zu dem großen Erdbeben (374—1356). Der junge Verfasser ist ohne allen Zweifel in den Archiven seiner Vaterstadt wohl bewandert und kennt auch den Umkreis seiner Aufgabe sowie der Quellen, aus welchen sie fließt. Niemand wird ihm gewissenhaften Fleiß absprechen und das Übersehen wichtiger Urkunden und Vorarbeiten vorwerfen können. Möglich, daß er sich anfänglich über die Größe seiner Aufgabe täuschte, aber jedenfalls hat es ihm eher zum Sporn als zur Entmutigung gereicht, als er im Verlauf seiner fortschreitenden Studien zur richtigen Ansicht gelangte. Es kann allerdings die Frage sein, ob nicht nothwendig zu einer solchen Arbeit eine größere Reife des Alters gehöre; denn wer über die politische und Culturgeschichte eines Gemeinwesens, die Jahrhunderte umfaßt, zu Gericht sitzen will, sollte doch, scheint es, durch eigene Erfahrungen, nicht bloß durch die Lectüre der geschichtlichen Wandlungen, sich sein Urtheil über Politik, Cultur und ähnliche große Momente der menschlichen Entwicklung gebildet haben. Über diese Forderung setzt sich jedoch unsere Zeit hinweg, und so wollen und dürfen wir auch dem Verfasser der vorliegenden Arbeit nicht darob zürnen, um so weniger, als er durch anerkennenswerthen Fleiß jenen Mangel zu ersetzen bestrebt war. Nicht bloß die baslerischen Schätze hat er alle ausgebeutet (was an und für sich schon, auch nach dem gründlichen und tüchtigen Werk A. Heusler's über die baslerische Verfassungsgeschichte, ein schönes Stück Arbeit war), sondern auch die Literatur des Auslandes, soweit sie auf baslerische Dinge zu sprechen kommt, sorgfältig beigezogen. Ein weiteres Lob des Buches ist das, daß es nicht bloß auf einen gelehrten Leserkreis berechnet ist, sondern die Sprache spricht, die jeder Gebildete und Geschichtsliebhaber versteht, so daß z. B. gewisse Partien der Culturgeschichte (z. B. Basel während des Concils) anziehend für Jedermann geschildert sind. Wer dagegen über Specielles und Fachmännisches weitere Aufschlüsse verlangt, für den ist, sofern der Verfasser nicht selber dergleichen in den Rahmen seiner Darstellung aufnehmen wollte oder konnte, in den Anmerkungen (durch literarische Angaben) gesorgt. Die ältesten Zeiten, von den Römern bis auf Kaiser Heinrich IV., nehmen verhältnißmäßig wenig Raum ein, und allerdings fließen auch die Quellen hier spärlich. Das Leben und Treiben der Bischöfe, ihre Kämpfe mit der Bürgerschaft, die Gestaltung der Verfassung unter solchen Constellationen, den Verwicklungen, die sich aus der Lage Basels ergaben, die furchtbaren Verheerungen durch Pest und Erdbeben, die Lüsternheit Österreichs und Frankreichs einerseits und die Sympathien der Eidgenossenschaft andererseits, die gesteigerte Bedeutung der Stadt während des Concils, Schlachten und Gefahren wie die bei Sanct Jacob an der Birs, die Wellen ferner des Burgunderkrieges und des Schwabenkrieges, welche mächtig bis nach Basel hineinbrandeten und den Eintritt in den Bund der schweizerischen Eidgenossenschaft bewirkten — das sind hervorragende Momente genug, um eine Geschichte Basels zu begründen und sie in kräftigen Farben aufzutragen. Letzteres ist nun freilich nicht die starke Seite des Buches: die Sprache ist gar zu matt und nüchtern, und selbst in dieser Beschränkung nicht gewählt und sorgfältig abgewogen. Daß die Forschung in staubigen Archiven dem Glanz und Schwung der Darstellung nicht hinderlich sein müsse, braucht dem kundigen Verfasser wohl nicht gesagt zu werden.

*) Von der Gründung bis zur Neuzeit. Von Dr. H. Boos. Basel, 1878. Detloff.

England.

Memorials of Charlotte Williams-Wynn.*)

Das Buch liest sich zwar sehr angenehm, ist jedoch nicht gerade leicht zu besprechen und noch schwieriger ist es, eine richtige Vorstellung von demselben zu geben. Dazu fehlt es ihm an hervorstechenden Zügen, es ist im Ganzen für die Öffentlichkeit von zu privater und vertraulicher Natur — und doch würden wir es sehr bedauert haben, wenn seine Veröffentlichung unterblieben wäre. Viele der in dem Buche enthaltenen Briefe und Auszüge waren bereits früher für eine Anzahl näherer Freunde gedruckt worden und das in diesen hervorgerufene Interesse war es, was die Herausgeber dazu bewog, in die Veröffentlichung dieses Bandes zu willigen. Wenn wir ihm eine ausführliche Besprechung widmen, so geschieht dies aus dem Grunde, weil Miß Williams-Wynn die typische Engländerin der besseren Mittelklasse war und als solche sicherlich einem nicht-englischen Publikum, das nationale Eigenthümlichkeiten zu beobachten wünscht, großes Interesse einflößen muß. Fräulein Wynn hätte weder ihren Schriften, noch ihrer Persönlichkeit, noch auch ihrer Denkweise nach, je für eine Deutsche oder Französin gehalten werden können, so sehr war sie die Engländerin des besten Typus „par excellence", und deshalb ist sie eine hochinteressante Erscheinung. Wenn auch dem Buche keine besondere Wichtigkeit für die Bereicherung unseres Gedankenschatzes zugeschrieben werden kann, so spiegelt es doch getreu die Denkweise der Zeit wieder, in welcher Miß Wynns lebte und der sie sich mit lebhaftem Interesse, klarem, scharfem Interesse und echt weiblichem Gefühle hingab. Die Verhältnisse, in denen sie aufwuchs, waren dazu angethan, ihre Gedanken von frühester Jugend an auf die ernstesten Gegenstände zu lenken und ihr Geist hatte von Natur eine speculative Grundlage. Als älteste Tochter des Right Honorable Charles Waltan Williams-Wynn wurde sie durch die öffentliche Stellung ihres Vaters bereits in zartem Alter mit der politischen Gesellschaft in Berührung gebracht; sie nahm an allen Tagesfragen lebhafteren Antheil, als bei einem 15jährigen Mädchen gewöhnlich ist. Die vertraute Freundschaft ihres Vaters mit dem Dichter Sorthey, dem Geschichtsschreiber Hallam und anderen bedeutenden Schriftstellern fügte dem politischen Elemente der Gesellschaft, von der sie umgeben war, ein starkes schöngeistiges hinzu. Die Eindrücke, die sie in dem jungen Mädchen hinterließen, verwischten sich selbst im späteren Lebensalter nicht und brachten in ihr die Neigung hervor, überall, in der Heimat wie im Auslande, den öffentlichen Angelegenheiten mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen. Dies hinderte sie jedoch durchaus nicht, sich, wenn auch in geringerem Maße, den leichteren Freuden und Vergnügen, denen Mädchen ihres Alters und ihrer gesellschaftlichen Stellung zugethan sind, mit Lust hinzugeben.

Im Jahre 1836 begleitete Fräulein Wynns ihre Eltern nach Wiesbaden, von dessen heilkräftigen Quellen ihr kranker Vater Genesung erhoffte. Auf der Reise von Rotterdam rheinaufwärts, zu der der Dampfer zu jener Zeit fast acht lange Tage brauchte, machte sie Varnhagen van Ense's Bekanntschaft, und trotz des großen Altersunterschiedes zwischen dem gereiften Manne und dem jungen Mädchen, entspann sich da eine Freundschaft, die bis zum Tode Varnhagen's währte. Die häufigen Reisen, die sie später in Begleitung ihres Vaters nach Deutschland unternahm, befestigten diese Freundschaft, und Varnhagen machte es gewöhnlich möglich, während ihres kurzen alljährlichen Aufenthaltes in den deutschen Bädern mit ihnen zusammenzutreffen. Unter Anderen, mit denen sie zu jener Zeit und späterhin innig und dauernd befreundet wurde, sind Carlyle, Herr von Bunsen und Herr Rio erwähnenswerth. Ihnen verdankt sie einen großen Theil des Vergnügens, den unbeschränkter Gedankenaustausch ihr gewährte. In späterem Lebensalter wurde ihr Gesundheitszustand so schwankend, daß sie einen großen Theil jedes Jahres auf dem Continent zubringen mußte; und als im Jahre 1866 ein bedenkliches Leiden sie heimsuchte, war sie genöthigt, ihre Londoner Wohnung gänzlich aufzugeben und fast beständig auf dem Festlande zu wohnen, so daß sie nur selten und auf kurze Zeit nach der heimatlichen Insel zurückkehren konnte. Soweit die äußeren Ereignisse ihres Lebens, das, wie wir gesehen, nichts Erhebliches bietet. Ihr wirkliches Leben war ein innerliches. Die verstorbene Frau von Bunsen hält es für schwierig und fast für unmöglich, eine richtige Vorstellung von der Individualität Miß Wynn's zu geben. „Was ich mit Worten ausdrücken kann", schreibt sie, „ist so schaal und farblos, daß ich nicht einmal den Versuch wage, es niederzuschreiben, und wünsche, ein anderer Geist als der meinige machte mir klar, warum und wie sie so echt weiblich und doch stark war, so entschieden und doch mild, so rücksichtsvoll auf die Gefühle und Schwächen anderer und doch selbst so positiv, so würdevoll in Anstand und Benehmen sowol, als in der Erhabenheit ihres umfassenden Geistes und doch nicht abgesondert, so voll menschlicher Theilnahme und doch nicht aufgehend in unwesentlichen Dingen."

Aus diesen Worten sowie aus dem Urtheile Anderer erhellt, daß Miß Williams-Wynn, gleich Rahel, eine jener bezaubernden Erscheinungen war, deren selten sympathisches Wesen sie lieb und anziehend machen und deren Andenken bleibend ist, wie das subtile Aroma längst verwelkter Blumen.

In allem anderen jedoch waren die Art, der Ton und die Tendenz dieser beiden Frauen himmelweit von einander verschieden.

Der Band beginnt mit Briefen an Varnhagen aus dem Jahre 1839 und fast in dem ersten schreibt sie ihm über das Buch „Rahel", wie sehr dasselbe sie gerührt und entzückt habe. Varnhagen hatte ihr die Schriften Kant's und Hegel's zum Geschenk gemacht, und über beide Philosophen correspondirt sie ausführlich mit ihrem Freunde. Sie scheint sich besonders zu Hegel hingezogen gefühlt zu haben und namentlich erregten ihr Interesse seine „Betrachtungen über das Entstehen des Christenthums", denn alles, was sich auf Theologie bezog, übte stets eine besondere Anziehung auf Miß Wynn. Damals gingen in England die Wogen des sogenannten Tractarianismus hoch, dessen Nachwehen sich heute noch in der Hinneigung zum Romanismus kund thuen. Miß Wynn's Geist war jedoch zu gesund, um von Äußerlichkeiten bestrickt zu werden und zu ehrlich, um sich vor bloßen Autoritäten zu beugen; sie wollte die Zweifel, die sie befielen und die Unschlüssigkeiten, denen sie ausgesetzt war, in sich selbst auskämpfen und freimütig correspondirt sie mit Varnhagen über diesen Gegenstand. Ein edler Ausspruch von ihr ist, daß man nicht eher wirklich tolerant ist, als bis man gelernt hat, gegen die Unduldsamkeit Anderer tolerant zu sein. Von Goethe war sie entzückt; er erquickt und tröstet mich, schreibt sie an Varnhagen. Auch über geringere Schriften jener Zeit verbreitet sie sich in ihren Briefen, denn Varnhagen versorgte sie stets mit deutschen Büchern und scheint an ihren klaren, spontanen Äußerungen über dieselben großes Vergnügen

*) London, 1877, Longmans and Co.

gefunden zu haben. Er schreibt ihr, wie wenig zufriedenstellend der Zustand der kirchlichen Partei auch in Preußen sei und bezeichnet sie als „kirchlicher Dilettantismus ohne Principien." In höchst amüsanter Weise vergleicht sie die englische Kirche mit einer Henne. „Sie hat zwei Beine, hält aber das eine gewöhnlich in Reserve. Dieses Reserve-Bein der anglikanischen Kirche ist ihre Katholicität, sie zeigt es so wenig als möglich, es ist ihr im Wege und sie kann ebensogut ohne dasselbe stehen; wird sie jedoch angegriffen, so läßt sie es herab und dann kann die eine Hälfte der Welt den Unterschied zwischen Romanismus und ihrem Katholicismus nicht erblicken und die andere Hälfte will es nicht. Aber sobald als möglich zieht sie das unbequeme Bein wieder ein, hält es jedoch warm in ihrem Busen, um es wieder erscheinen zu lassen, sowie sie von neuem angegriffen wird."

Eine komischere und doch zugleich gerechte Charakterisirung jener seltsamen Anomalie, die sich Kirche von England nennt, ist uns noch nie begegnet.

Die moderne Hinneigung zum Romanismus sucht Miß W. Wynn aus dem Materialismus zu erklären. Die Unmöglichkeit, sich von der Materie loszusagen, die die heutige Gesellschaft durchdringt, und die Unfähigkeit, ungesehene Dinge zu glauben, treibt schwächere Gemüter in den Schooß einer Kirche, welche künstliche, irdische Mittel zur Erhebung des geistigen Gesichtsfeldes bietet.

Im Jahre 1851 war Miß W. Wynn in Paris und erlebte dort den Staatsstreich. Der Theil des Buches, in welchem sie diesen schildert, ist für den heutigen Leser eine merkwürdige Lectüre. Man ersieht daraus, wie schwierig, und beinahe unmöglich es für einen Augenzeugen ist, richtige und nicht parteilich gefärbte Nachrichten zu erhalten und auf wie seltsame Weise in kritischen Zeitläuften Urtheil und Gefühl verwirrt werden. Am 1. Dezember wohnte unsere Engländerin jener stürmischen Discussion in der Nationalversammlung bei. Sie vergleicht sie mit einem Biergarten, und einen Augenblick glaubt sie, die Deputirten würden handgemein werden. Am nächsten Morgen werden sie und ihre Schwester mit der Nachricht erweckt, daß Changarnier den Versuch gemacht habe, den Präsidenten in seinem eigenen Palaste festzunehmen und dafür nach Vincennes gebracht worden sei. Die beiden Damen gingen aus, um die erregte Bevölkerung auf den Straßen zu sehen. Die ganze Madeleine war eine Reihe Soldaten, die Boulevards vollgedrängt, plötzlich fängt die Bevölkerung zu flüchten an und es verbreitet sich die Schreckensnachricht, daß das Militär auf das Volk feuere. Wol fühlt Miß W. Wynn, daß sie nach Hause kehren müßte, aber der Wunsch, soviel als möglich zu sehen, ist stärker und sie arbeitet sich bis zur Place de la Concorde durch, die sie als ein ungeheueres Feldlager beschreibt. Die Unmöglichkeit jedoch, große Information zu erlangen, läßt sie umkehren. Am 4. December klagt sie, daß man sogar aus den Zeitungen nichts erfahren könne und daß in Paris selbst die Einwohner von der Gewaltthat, die geschehen, nichts zu wissen scheinen. In lebhaften Farben schildert sie diese Periode des Schreckens, der widersprechenden Nachrichten und der Unordnung. Am 11. December schreibt sie: „Diese Woche hat mir wie sechs geschienen. Man verliert sich in Vermutungen über die Folgen, die dieses Ereigniß für das Land haben wird. Es ist unmöglich daß die demokratischste und unruhigste Nation Europa's sich einer Herrschaft gleich der des Czar's unterwerfe, früher oder später wird sie sich erheben und einmütig das Joch abschütteln." Sie kannte Montalembert persönlich, er pflegte sie zu besuchen und seine Ansichten unverhohlen auszusprechen. Was ihr sehr auffiel, war die intensive Selbstsucht aller politischen Parteien, sie dachten nur an ihr eigenes Interesse, niemals sprachen sie von Frankreich, noch schienen sie je an das Wohl des Landes zu denken.

Im Jahre 1860 drückt sich Miß W. Wynn der Frau von Bunsen gegenüber sehr mißbilligend über Ludmilla Assing's Veröffentlichung der Tagebücher Varnhagen's aus. „Seine Nichte", schreibt sie, „weiß, daß er es verboten haben würde. Was auch immer seine Fehler und Verdienste sein mochten, er war vor allem höchst vorsichtig, und sie mußte sehr wohl wissen, daß er jede Anspielung auf lebende Personen auf das sorgfältigste aus seinen Memoiren ausgemerzt haben würde."

Indem Miß W. Wynn für eine deutsche Besprechung des Buches, die ihr übersandt wird, dankt, sagt sie: „Obgleich ich mit dem Kritiker darin übereinstimme, daß das Werk in vieler Hinsicht ein sehr werthvolles ist, muß ich doch gestehen, daß bei mir die Tagebücher einen sehr schmerzlichen Eindruck hinterlassen haben. Sie zeigen weit mehr den Geist der Herausgeberin, als den des Autors, und beweisen uns überdies, wie wenig wir aus bruchstückartigen Auszügen selbst seiner eigenen Schriften auf den Charakter eines Mannes schließen dürfen. Mir wird es sehr schwer, in dem spottenden malitiösen Voltairianer Berlin's, den Fräulein Assing durch diese Extracte hinzustellen beliebt hat, den Freund wiederzuerkennen, den ich so gut kannte. Sie will aus ihrem Onkel einen rabiaten Demokraten machen, und alles, was dagegen sprechen könnte (und wieviel ist das nicht) läßt sie vorsorglich weg".

Der Krieg 1866 berührte sie auf das schmerzlichste, sie konnte seine Ziele nicht begreifen, und es bedrückte sie, das Land, das sie so sehr liebte, vor einer ungewissen Zukunft zu sehen. Sie erlebte seine Auferstehung nicht, im Jahre 1869 ward sie unter den Fichten Arcachon's zur letzten Ruhe gebracht.

Mrs. Corwyns Carr: North Italian Folk.*)

Dies ist ein Buch, das allen Freunden Italiens — und wer wäre das nicht — große Freude bereiten wird, während diejenigen, die die Schönheiten des Landes nur aus Büchern kennen, aus dessen Inhalt auch ein wenig Einblick in das häusliche Leben des italienischen Volkes gewinnen. Auf den ersten Anblick möchte man glauben, Italien sei ein so verbrauchtes Thema, daß nichts mehr darüber gesagt werden könne, was nicht einer oder der andere Schriftsteller bereits zur Genüge besprochen hätte. Das mag wahr sein, soweit das geographische und politische Italien, seine Gesellschaft und seine Literatur in Betracht kommt. Aber damit befaßt sich das vorliegende Buch nicht. Es führt uns nicht in das Italien des Papstes und der Priester, ebensowenig in das der Touristen und Bädeker, oder in das der Kunst und Künstler ein, sondern es zeigt uns das Italien, von dem der eilige Reisende nie etwas zu Gesicht bekommt, noch erfährt, das bäuerliche Italien, das Volk, das seit so langer Zeit der beste Theil Italiens gewesen ist. Diese Bauern sind, unbewußt, noch die Erben jener Poesie, die das Land so berühmt gemacht; ihnen ist, trotzdem sie zum größten Theile in der Kunst des Cadmus unwissend sind, ein gewisses Etwas zugefallen, das uns die glänzenden Namen ihrer eigenen großen Männer ins Gedächtniß ruft. Hier ist das Glied, welches das heutige Italien mit dem der Georgiken und Eclogen verbindet. Noch wird der Ackerbau in fast derselben Weise betrieben, wie zu den Zeiten Virgils, noch glaubt man an glückliche und unheilbringende Tage, nur wenig Unterschied herrscht

*) London, 1878. Chatto and Windus.

zwischen der damaligen und heutigen Rebencultur; damals, wie jetzt, war die Zucht des Olivenbaumes für den bäuerlichen Landbesitzer ein Gegenstand von Wichtigkeit und damals, wie heute, wird die Unterhaltung der Hirten und Bauern nicht immer in der freundschaftlichsten Weise angeknüpft, noch durch die zartesten Erwiderungen fortgeführt.

Eine wohlthuende Ruhe beschleicht den gebildeten Geist, der der Überanspannung unserer treibhausartig raschen Civilisation müde ist, wenn er unter solch einem Volke, oder wenigstens bei dem Inhalt eines solchen Buches verweilen kann.

Frau Carr ist keine bloße Feiertagsreisende, die einige Monate in den Apenninen oder einem abgelegenen Winkel der von Schönheiten überfließenden Riviera zugebracht hat. Sie ist in Italien geboren und aufgewachsen, hat unter diesem gutmüthigen einfachen norditalischen Volke gelebt, dessen Sprache sie nicht nur, nein, dessen Mundart sie auch spricht; und daher hat sie die seltene Gelegenheit gehabt, bis tief in die innersten Herzen der Bewohner zu schauen, was wir, die wir als Touristen das Land besuchen, wohl auch gern thun würden, wenn nicht unsere Schüchternheit, als forestieri, unsere Unkenntniß des Dialekts und unsere Unbekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen des Landes uns Fesseln auflegte. Und für solche, denen es nicht beschieden ist, unter diesem Volke zu wohnen, hat Frau Carr diese wenigen Erinnerungen aus der Vergangenheit skizzirt. Sie thut dies in einer Reihe kleiner Phantasiegemälde, die den Vortheil der Wirklichkeit für sich haben. Wir werden in eine von der unserigen gänzlich verschiedene kleine Welt versetzt, nicht nur was Thatsachen, sondern auch was das Gefühl betrifft. Genova, la superba betitelt sich das erste Bild. Wiederum sehen wir die Stadt der Marmorpaläste und enger winkliger Gassen, ihren belebten Hafen und ihre malerischen Piazza's vor uns. Bei Sonnenuntergang begeben wir uns mit den Bürgern der Stadt in die Gärten von Acquasola, wo sie Bekannte treffen und ihre neuen Kleider und Equipagen bewundern lassen und wo die jüngste chronique scandaleuse über Signora X und Signor Y von viel größerer Wichtigkeit ist und mit derselben Hitze und Heftigkeit besprochen wird, die wir, von jenseits der Berge, nur bei Fragen von socialem Gewicht, bei Arbeiterstrikes, bei den neuesten Ergebnissen der Philosophie u. dergl. zeigen. Noch sind wir zu frisch aus dem ernsteren und grimmigen Norden, als daß wir die Kleinlichkeit und Beschränktheit zu fühlen vermöchten, die uns nur allzubald erfassen würden, bestände aus solchem Geplauder die gesammte geistige Erfrischung unseres täglichen Lebens. Für den Augenblick jedoch erscheint es uns als eine Erholung von all jenen schärferen und tieferen Fragen, auf welche bündige Antworten nicht so leicht zu finden sind. Wir, die wir in der Heimat so laut für Fortschritt und Aufklärung eingetreten sind, ertappen uns dabei, wie wir einen Seufzer des Bedauerns über das Hinschwinden der früheren Zeit ausstoßen, wenn wir den kirchlichen Festen beiwohnen und von den Leuten hören, daß das Gepränge nicht mehr so glänzend sei, als es sonst zu sein pflegte. Die Mutter Kirche schickt nicht mehr ihre Heiligen und Reliquien in solch blendendem Prunke aus. Die Bilder auf den Straßen schillern nicht mehr in den vollen Farben, die früher unser ästhetisches Auge entzückten, denn das Volk ist für solchen Unsinn jetzt zu cynisch und zu praktisch geworden. Die Tage des „dolce far niente" sind für Nord-Italien so ziemlich vorbei und ein Jeder muß mit seinem Nachbar gleichen Schritt zu halten versuchen. Jetzt ist die Zeit nicht mehr für die unaufhörlichen Feste der Kirche. Vorüber ist die Zeit, wo Feiertage, wie Frau Carr so glücklich sich ausdrückt, eine zwingende Nöthigung zur Faulheit waren. Noch ist jedoch nicht alles verschwunden. Ostern, der Carneval und Gründonnerstag üben noch immer ihre Herrschaft aus. Neben vielem, was falsch und hohl ist, hat das System der römischen Kirche auch seine gute Seite. Sie kittet das Volk vermittelst ihrer Feiertage zusammen, „festa" machen Italien zu einem Volke von Sicilien bis zu den Alpen. Bei den meisten mag der Glaube nicht ganz rein sein, viele mögen auch hin und wieder spötteln, aber dessenungeachtet widmen sie sich mit frohem Eifer den Freuden und Pflichten, die die kirchlichen Feste in jeder Jahreszeit mit sich bringen.

La Pettinatrice, die Haarkünstlerin, die täglich den Schönen Genua's die Zöpfe flicht, die neuesten Nachrichten bringt und auch Liebesbotendienste verrichtet, ist der Gegenstand eines anderen dieser Mosaikbilder. Ein drittes beschäftigt sich mit Fantasca, dem Mädchen für Alles, das Freud und Leid mit ihrer Herrin theilt, denn keine falsche gesellschaftliche Schranke treibt diese beiden in zwei feindliche Lager und noch ist der patriarchalische Geist bei Herrin und Dienerin lebendig. — Dann handeln und feilschen wir mit wohlgenährten, unterwürfigen Krämern um den Preis eines seidenen Kleides; das erfordert viel Zeit, nutzlose Zeit däucht uns, da schließlich Käuferin und Verkäufer doch über den Preis der Waare einig werden. Die genuesische Dame jedoch glaubt ihre Zeit nicht schlecht angewandt zu haben, denn es amüsirt sie und sie hat Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu entfalten. Dieselbe Farce wiederholt sich auf dem Markte, vor den Fischtrögen, aber der Italiener liebt es eben zu plaudern und macht seine Geschäfte nicht in derselben ruhigen Weise ab, wie der schweigsame Ausländer.

Nachdem die Verfasserin uns das städtische Leben von seinen verschiedenen Seiten geschildert, führt sie uns zur Riviera, aber nicht zu der fashionablen, von Kranken aller Nationen heimgesuchten Riviera di Ponente, sondern zur Riviera di Levante, die an landschaftlicher Schönheit um keines Haares Breite hinter jener zurücksteht und überdies dem Freunde des ruhigen und wirklichen Italiens, nicht des Touristen-Italiens, viel mehr Anziehung gewährt. In lieblichen entzückend schönen Buchten liegen hier winzige Fischerdörfchen, die nur selten einer Villa sich rühmen, versteckt, wohin in heißer Sommerszeit der Kaufmann Genua's sich begiebt, um in der See zu baden und Landluft zu genießen. Aber lassen wir die Städter ihrer Sommerfrische sich erfreuen. Wir ziehen es vor, die Bekanntschaft des Spitzenklöpplers zu machen, der jenes Häuschen auf dem Gipfel des Hügels bewohnt, oder des alten Manente, des Gärtners, der die Stadt mit Melonen, Feigen, Pfirsichen und wie die saftigen Früchte des Südens alle heißen mögen, versieht. Uns erheitert die donna di casa, die Haushälterin des alten Marchese, der sich gestrenger Herr im Hause zu sein dünkt, während in Wirklichkeit jene ein eisernes Scepter führt, wenn auch in treuer Anhänglichkeit und Liebe.

Nun wir die Küste gesehen und eine Zeitlang unter ihrem einfachen Fischervölkchen geweilt haben, wenden wir uns zu den Bergen und lassen uns in einem der vielen Flecken nieder, die gleichsam die Hügel halb hinaufklettern und tief in Kastanienwäldern eingebettet liegen. Hier, vor den Thürschwellen der Hütten, auf den Plätzen der Dörfer, wo Männer und Frauen frei miteinander verkehren, erschließt sich uns das wirkliche Leben einer italienischen Gemeinde, erblicken wir ein wahres Bild des Volkes, denn, ungleich dem verhältnißmäßig abgesonderten Leben der nördlichen Länder, kann man Italien viel mehr auf offener Straße, als in den Häusern der einzelnen Bewohner kennen lernen. Wir werden mit dem Dorfpfarrer bekannt und mit des Pfarrers Köchin, keiner geringen Persönlichkeit im Orte, dann mit dem Cappellano, dem

Vicar, der neben seinem kärglich besoldeten kirchlichen Amt auch ein weltliches, das des Schreibers versieht, der für die Dorfschönen und ihre Liebhaber die Liebesbriefe verfaßt. Wir verkehren auch mit den jungen Burschen und Mädchen, erfahren, wonach sie sinnen und trachten: ein gutes Weib mit bescheidener Mitgift die einen, ein wollenes Kleid und eine goldene Zierrath die andern. Wir wohnen der Kastanienernte bei, und im Zwielicht eines Octoberabends, wenn die Ernte eingeheimst ist, belauschen wir unsere Nachbarn, wie sie, um den Herd sitzend, Kastanien rösten und ihre unschuldigen Späße treiben, aber mit solch schriller, gellender Stimme, daß unser fremdes Ohr, das dem Dialekte nicht folgen kann, einen ernstlichen Zank zu hören vermeint. Haben wir also eine Zeitlang unter diesem Völkchen gelebt, dann legen wir auch das Vorurtheil ab, das uns unwissenderweise bisher die Italiener als Faullenzer betrachten ließ, weil sie während der Glut der Mittagssonne bis spät in den Nachmittag hinein Siesta halten. Denn nun sehen wir, daß sie lange vor Sonnenaufgang sich erheben, um ihren sengenden Strahlen zu entgehen, und daß ihr Tagewerk darum nicht weniger ernst ist, weil sie es mit mehr Gesang und Geplauder begleiten und leichteren Herzens verrichten, als wir Söhne des Nordens. Denn die Natur ist hier gütiger und das Volk ahmt ihr nach. Und ein sympathischer Menschenschlag sind diese Bauern der nördlichen Apenninen mit ihren angenehmen Gesichtern, ihrer heiteren Gastfreundschaft, ihrer freien Rede und ihren emphatischen Meinungen. Bei ihnen, mehr als bei den übrigen Bewohnern des Landes, findet man jenen Freimut und jene Frische, jene Grazie und Gutmüthigkeit, jene aufrichtige Ehrlichkeit, jene einfache höfliche Würde, die die gebildeten Classen zuweilen vermissen lassen.

Aus dem Buche weht uns gleichsam ein Hauch Italiens entgegen. Diejenigen, die dieses irdische Paradies kennen, wird es an jene glücklichen Tage ihrer italienischen Reise erinnern, wo auch sie den ausgetretenen Touristenpfad verlassen und eine Weile unter dem Volke gelebt haben. Die weniger Glücklichen unter uns, die in der Heimat geblieben, beschenkt Frau Carr mit einer Anzahl wahrheitsgetreuer köstlicher Mosaikbilder, die von der lieblichen Wirklichkeit wenigstens eine richtige Vorstellung zu machen gestatten. Nun noch ein Wort zum Lobe des Herrn Caldecott, eines unserer strebsamen jungen Künstler, der die dem Buche beigefügten Illustrationen mit einem Gefühl und einem Verständniß für den Inhalt desselben ausgeführt hat, wie sie nur allzuselten angetroffen werden.

Frankreich.

Vom französischen Büchertisch.

Molière, d'après les dernières publications, — les points obscurs de la vie de Molière, par Jules Loiseleur*). Herr Loiseleur hat in Molière's Leben manche dunkle Punkte aufzuklären gesucht, die den Untersuchungen der Kritik bis jetzt getrotzt hatten. Zwar hat er nicht alle Zweifel gehoben, nicht alle Schwierigkeiten besiegt; aber er hat das Verdienst, die Ergebnisse aller neueren Forschungen über Molière kurz und klar zusammenzufassen; ja er hat auf dem viel bebauten Gebiet manches Neue geleistet und das beste Werk über Molière's Leben geschrieben, welches seit den Untersuchungen des scharfsinnigen Eudore Soulié erschienen ist. Einiges besonders Bemerkenswerthe wollen wir aus dem Buche hervorheben. Vor Allem ist Molière nicht 1620, sondern 1622 (am 15. Januar) geboren (man weiß, daß Beffara den Taufschein des Dichters aufgefunden hat). Über die Einrichtung des „Collège de Clermont" und den Unterricht, den die Jesuiten in der berühmten Anstalt ertheilten, giebt Herr Loiseleur manchen Aufschluß. Er glaubt, wie La Grange, daß Molière der Schulgenosse des Prinzen von Conti gewesen sei. Er beweist, obgleich das Immatriculationsbuch darüber schweigt, daß Molière auf der Universität Orleans Jurisprudenz studirt hat (was uns Molière's Kenntniß aller zum Recht gehörenden Wörter und Förmlichkeiten erklärt). Er widerspricht der Meinung, Molière habe die Advocaten nicht auf die Bühne gebracht, weil die damaligen Sachwalter in großer Achtung gestanden hätten. Hat doch Racine in seinen Plaideurs die Richter und die ganze Advocatur mit ihren Kniffen und Chicanen und ihrem Curialstil verspottet. Haben doch manche Zeitgenossen Molière's alle verfänglichen Spitzfindigkeiten des „Palais" und die Rechtsverdreher und Rabulisten ins Lächerliche gezogen. Herr Loiseleur behauptet, daß es nicht in Molière's Art gelegen habe, eben diesen Stoff zu behandeln. Richtiger würde man sagen, daß Molière, trotz seines gewaltigen leichtschaffenden Genies nicht die sämmtlichen Stände der Gesellschaft darzustellen vermocht hat: es fehlte ihm die Zeit dazu und seine besonderen Neigungen drängten ihn eher andere Charaktere als den des Advocaten zu schildern. Warum brachte er nicht auch die Finanzpächter auf die Bühne, welche sich doch durch dummen Übermut und frechen Luxus Blößen genug gaben? Non omnia possumus omnes. Dem Verfasser von Gil-Blas war es vorbehalten in Turcaret den groben und plumpen Financier, den sein Reichthum aufbläht, zu zeichnen. Herr Loiseleur theilt über Molière's wanderndes Leben interessante Einzelheiten mit: man solle nicht glauben, daß die umherziehende Schauspielertruppe mit magerer Kost vorlieb genommen habe; sie sei nicht eine Truppe von Hungerleidern gewesen, wie die des Roman Comique von Scarron; sie habe einen guten Tisch geführt und durch manche Mahlzeit ihre Gäste verblüfft und ergötzt: endlich, Molière habe, so lange er beim Prinzen von Conti in Diensten gestanden, 11,000 Livres (36,000 Francs) in zwei Jahren eingenommen. Der letzte Theil des Buches des Herrn Loiseleur enthält völlig neue Aufklärungen über Molière's Ehe. Es ist sicher, daß er der Liebhaber der Béjart gewesen ist und dann Armande, die Tochter seiner Maitresse, geheiratet hat. Manche von seinen Feinden wagten sogar zu behaupten, daß er seine eigene Tochter zur Frau genommen habe, und fanden den Beweis darin, daß Molière auf die Anklage niemals geantwortet hat. Allein Molière mußte schweigen, um die Ehre der Familie Béjart nicht ganz zu zerstören. Herr Loiseleur führt einen neuen triftigen Grund an, um den falschen Geburtsschein der Armande ins Klare zu stellen. Er meint, daß Armande durch das Zigeunerleben ihrer Eltern, das Beispiel ihrer Mutter und ihrer ganzen Umgebung verdorben worden sei. Mit Voltaire schließen auch wir: „Die Ungleichheit des Alters und die Gefahren, in denen eine junge und schöne Schauspielerin schwebt, haben Molière's Ehe unglücklich gemacht; er selbst erlitt in seinen häuslichen Verhältnissen alle Kränkungen und Schmerzen, ja auch die Lächerlichkeiten, die er so oft auf die Bühne gebracht hat."

Les Intrigues de Molière et celle de sa femme ou la Fameuse Comédienne, Histoire de la Guérin, avec préfaces et notes, par Ch. Livet*). Herr Livet hat eine Rettung der Armande versucht,

*) Paris, 1877, Hachette.

*) Paris, 1877. Liseux.

indem er die „Fameuse Comédienne" herausgab und mit Einleitungen und Anmerkungen begleitete. Diese Fameuse Comédienne ist das Pasquill eines Unbekannten gegen Molière's Wittwe, die mit dem Schauspieler Guérin d'Etriché zur zweiten Ehe geschritten war. Herr Loiseleur hat manche Irrthümer des Pasquillanten widerlegt; mit Unrecht aber schließt er daraus, man habe gegen „Mademoiselle Molière" viele Verläumdungen ersonnen. Herr Loiseleur hat in den Anmerkungen und Zugaben seines Werkes eine große Gelehrsamkeit entfaltet, manches ungedruckte herausgegeben, unsere Einsicht in die Sitten des siebenzehnten Jahrhunderts und die damaligen Literaturzustände erweitert. Zu kühn ist seine Vermutung über den unbekannten Verfasser des Pamphlets, indem er es dem Rosimont, einem Schauspieler und Lustspieldichter der Zeit, zuschreibt. Er sagt, der Name des Buchdruckers, Rottemberg, sei falsch und bedeute Montrouge oder Rougemont, d. h. Rotemont oder Rosimont. Daß Herr Livet diese Erklärung bei den Haaren herbeizieht, beweist nicht nur die gezwungene Übersetzung des Namens, sondern auch der Umstand, daß Rosimont 1686, d. h. zwei Jahre vor dem Erscheinen der Fameuse Comédienne gestorben war. Endlich sagt einmal der Verfasser des Pasquills: „nach Molière's Tod mußte seine Frau, aus Mangel an besseren Schauspielern, Guérin und die Guyot in die Truppe aufnehmen." Rosimont aber war es, der an die Stelle des verstorbenen Molière trat, und gewiß hätte er nicht ein solches Urtheil über die Truppe gefällt, zu der er gehörte.

George Sand: Dernières pages*). In dem letzten Buch von George Sand vereinigen sich alle Elemente, die in ihrem Geist ihr ganzes Leben hindurch gährten und stürmten. Es zeigt dieselbe Üppigkeit und Mannigfaltigkeit, dieselbe Lebhaftigkeit der Phantasie, dieselbe Fülle der Gedanken, die man in ihrem ganzen so vielseitigen Schaffen bewundert. Es ist gewissermaßen im verkleinerten Maßstabe ein Bild ihrer unerschöpflichen Productivität. Bald behandelt sie philosophische Gegenstände und die moralischen Empfindungen, die in ihr glühen, legen ihr bedeutungsvolle Sprüche in den Mund; bald spricht sie im Tone heiteren Humors; bald knüpft sie an literarische Werke und historische Ereignisse an; bald berichtet sie über die Naturanschauungen, die sie sich auf Reisen und Spaziergängen gesammelt und gebildet hat. Hier beschreibt sie die Scabiosen, und ihre Liebe zu den Blumen äußert sich mit derselben Anmut und Frische wie bei ihrer Heldin Geneviève, die sich für die Blumen mit so poetischer Leidenschaft begeistert. Dort erzählt sie mit komischer Laune die tollen Jugendstreiche des Bruders und ihre eignen Schalkereien. In einem Capitel über das Marionnettenspiel beschreibt sie die tiefen Eindrücke, welche ihre im Schloß Nohant aufgeführten Komödien auf die jungen Gemüther ihrer Enkel hervorbrachten, und sie flicht eine hübsche „Saynete" ein, die sie der Fabel von Lafontaine „das Mädchen und der Milchtopf" entnommen hat. Oder sie beschreibt die Berge der Schweiz und der Auvergne und die Größe der Naturpoesie, welche den Wanderer in diesen malerischen Gegenden überwältigt. Und dabei zeigt sie sich in diesem Buch ebenso gut und wohlwollend wie in ihrem Leben. Sie selbst besitzt die Tugenden, die sie an Renan lobt, nämlich Sanftmut, hochfühlende Bescheidenheit und den Geist der echten Barmherzigkeit. Aus den letzten Zeiten, die sie geschrieben, blickt die huldreiche „Dame von Nohant" hervor, die so oft in ihrer Nähe den Armen milde Gaben gespendet und das Land, welches sie bewohnte, durch ihre Wohlthaten beglückt hat. Während andere Schriftsteller Alles von der schlechtesten Seite betrachten, fühlt George Sand einen unüberwindlichen Drang gelinde und nachsichtig zu sein; sie haßt die grämlichen Beobachter, denen das Treiben der Welt im finstersten Licht erscheint; sie ist wie Goethe „Genie und Herz", und sie sucht dem Menschen Mut einzusprechen und hohe Gesinnungen zu verleiben.

Eine merkwürdige Stelle des Buches betrifft Napoleon III. „Warum, sagt George Sand, ist er nicht bei Sedan in den Tod gegangen? Er war schon todt: starr und leblos wohnte er der Geschichte bei, und nur gewaltige Ereignisse vermochten ihn zu erregen und aus seinem Schlaf zu rütteln. Ja, er hatte sich nicht getäuscht, als er den Krieg gegen Deutschland unternahm; das Gespenst der Niederlage war ihm erschienen, um ihn dem Verderben entgegenzuführen." Die Verfasserin erzählt, daß sie mit Napoleon in nähere Berührung gekommen sei. Sie stellt ihn dar als einen schwankenden, charakterschwachen Mann, den aber von Kindheit an eine fixe Idee beherrscht habe, die nämlich, sich durch den Glanz seines Namens emporzuschwingen. Er sei nicht ein hochgebildeter Mensch gewesen, er habe aber eine gewisse Geistesstärke besessen. Trotz einer zerrütteten Gesundheit und erschöpften Lebenskraft und aller Schmerzen, die den Menschen gewöhnlich erbittern, sei er nicht zum Grollen geneigt gewesen; er sei zu beschaulich gewesen, um leidenschaftlich zu sein; liebenswürdig und liebevoll, und im engen Freundschaftsverkehr achtungswerth, sei er doch der größten politischen Verbrechen fähig gewesen, weil er sich für einen Retter der Gesellschaft hielt und mit einer unabweisbaren Sendung beauftragt die nöthige Kraft dazu in sich nicht verspürte. Darum habe er sich vom Strome der Zeitbegebenheiten hinreißen lassen, alle Mittel, die man ihm gerathen, blind angewendet, und, da er eine unumschränkte Gewalt ausübte, sich an einen ruhigen geduldigen Fatalismus gewöhnt, der den Anschein der Gewandtheit hatte. Er sei aber keineswegs gewandt gewesen; ja nicht einmal verschmitzt genug, einen imponirenden Anstand anzunehmen und sich majestätisch in den Purpurmantel zu hüllen. Seine Umgebung habe ihn immer gestachelt, immer dazu angereizt, seine Eide zu brechen, die Gesetze zu übertreten, auf der Straße wehrlose Menschen niederzumetzeln, friedliche Bürger ins Gefängniß zu werfen oder des Landes zu verweisen. Er habe sich in die Hände raubgieriger und gewissenloser Abenteurer gegeben, die seine Regierung benutzten, um ihre Leidenschaften zu sättigen; alle Ehrlosen in Frankreich hätten seine Partei ergriffen und ihn für alles Unheil, welches sie stifteten, verantwortlich gemacht. Er aber, der auf der höchsten Stufe des Glücks gestanden, habe dann Manches begonnen, das nicht günstig ausfallen sollte; die Nation allerdings habe damals auch keine Grundsätze gehabt und, in einer seltsamen Verblendung befangen, der echten Bildung ein romanhaftes Ideal des Wohlstands und dem Recht den Erfolg vorgezogen. Allein, als sein Glücksstern zu erlöschen drohte, habe Frankreich, träumerisch und grillenhaft wie er selbst und an seinem Niedergang betheiligt, ihm bis zum Übermaß geflucht; ja, der Zorn, der gegen ihn losbrach, sei zu spät gekommen, um würdig zu sein, und Victor Hugo, der den Kaiser als einen Unmensch behandelt, habe trotz der niederschmetternden Beredsamkeit seiner Dichtung kein geschichtliches, sondern ein literarisches Buch geschaffen. „Napoleon III., sagt Georges Sand, hatte wirklich gute Eigenschaften; er war kein gesunder, aber ein mittelmäßiger Geist. Frankreich hätte sich zur schmachvollsten Erniedrigung hergegeben, wenn es zwanzig Jahre lang die Allmacht eines Blödsinnigen duldete: es hielt ihn dagegen für einen sehr geschickten Mann; das Meteor dünkte ihm ein Stern, und der stille

*) Paris, 1877. Calman Lévy.

Schwärmer ein tiefdenkender Staatsmann. Dann, als er an Niederlagen zu Grunde ging, denen es selbst mit voraussorgender Umsicht hätte vorbeugen müssen, betrachtete es ihn als eine Memme. Er war aber durchaus nicht feig; er war niedergebeugt, von allen Illusionen zurückgekommen und seiner selbst müde; nach Sedan malte er Aquarellstücke, die ihm sehr viel Freude machten, und starb." Es versteht sich, daß die republikanische Kritik dem Urtheil von George Sand mit allem Nachdruck widersprochen hat, und in der That hat die berühmte Schriftstellerin den Kaiser etwas zu schön gemalt.

Gleyre, étude biographique et critique, avec le catalogue raisonné de l'oeuvre du maitre (par M. Charles Clément. Ouvrage orné de trente photogravures.*) Herr Clement, einer der besten Kunstschriftsteller in der französischen Presse, hat über Gleyre ein Buch geschrieben, welches uns den Maler in ehrendem Andenken erhalten wird. Herr Clement war mit Gleyre durch feste und innige Freundschaft verbunden; „ich bin ihm, sagt er, dreißig Jahre lang Schritt für Schritt gefolgt, und lebte mit ihm in guten wie in bösen Tagen." Gleyre war kein Günstling des Publikums, und, stolz und streng wie er war, suchte er nicht, sich bei dem Publikum beliebt zu machen; die Nachwelt aber wird ihm seinen rechten Platz anweisen. Er gehörte zu keiner Malergruppe, zu keiner von den Schulen, welche die Neugier seiner Zeitgenossen erregten; er blieb jeder Einwirkung fremd; ganz vereinzelt lebte er für sich, zwar nicht unbekannt und verkannt, aber bloß einige Kenner und Fachmänner schenkten ihm die tiefe Theilnahme, die er verdiente. Sich selbst verdankte er Alles was er war; der Lebensnerv seiner Werke ist seine eigene Phantasie, seine eigene Gestaltungskraft. Er war ein Dichter, sagt Herr Clement, d. h. er drückte seinen Productionen ein neues originelles Gepräge auf. Alles hat er selbst erdacht und erfunden, alles hat er von innen heraus geschaffen, und aus dieser ursprünglichen Genialität geht die gewaltige Bedeutung seines Wirkens hervor.

Das Buch des Herrn Clement enthält zwei Theile. Den ersten Theil hat er dem Leben Gleyre's gewidmet. Trefflich zeichnet er den schlichten und biederen Sinn des Malers. Die Nahrungssorgen und Kämpfe, welche Gleyre in seiner Jugend zu bestehen hatte, das einfache anspruchslose Dasein, welches er immer geführt, die Ansichten und Meinungen, welche er gehegt hat, beschreibt Herr Clement mit warmer Freundschaft und getreuer Wiedergabe aller Einzelheiten. Im Lauf der Erzählung giebt er uns manche interessante Anekdote über die Zeitgenossen zum Besten. Er theilt uns die Briefe und Reisenotizen seines Freundes mit; denn, obgleich Gleyre ein Stubenhocker war, hat er doch mehrere Reisen unternommen, die auf sein Talent segensreich wirkten.

Der zweite Theil des Buches besteht in einem Verzeichniß aller Werke von Gleyre (1825—1874). Die meisten Gemälde findet man in der Schweiz (Gleyre selbst ist ein Schweizer, er ist zu Chevilly im Canton Waadt geboren): Major Davel und die Römer, welche die Helvetier unterjochen, und mehrere Bildnisse gehören dem Museum zu Lausanne; der spinnende Hercules der Neuenburger Kunstsammlung; Pentheus, von den Mänaden verfolgt, und die Zauberin der Gemäldegalerie zu Basel.

Man hat Gleyre für einen unfruchtbaren Künstler ausgegeben; er war im Gegentheil von einer rastlosen Thätigkeit, die uns in Erstaunen setzt. Dreißig Gemälde und eben so viele vortreffliche Skizzen hat er gemacht, und im Erfinden neuer Pläne unermüdlich, hat er manches bedeutende vollendet. Es giebt wenige Künstler, die so verschiedenartige Stoffe mit solcher Poesie des Erfindens und solcher Sicherheit des Schaffens behandelt haben. Eine wunderbare Kraft und Elasticität muß ein Maler besessen haben, der sich niemals wiederholte und sich bei jeder Production gleichsam in eine durchaus neue Welt versetzte. Er hat nichts hastig und übereilt, nichts mit der traurigen Leichtigkeit, deren sich so viele rühmen, ausgeführt. In ihm findet man keine Reminiscenz an frühere Arbeiten und das heutige Werk war nie ein Nachklang des gestrigen. Alles hat er reiflich durchdacht und mit unausgesetzter, ins Einzelne gehender Sorgfalt ausgearbeitet. Herr Clement hat sich durch sein Buch ein neues Verdienst erworben, nachdem er sich schon durch seine Studien über Prudhon, Géricault, Leopold Robert einen guten Namen gemacht; dieser Kunstkritiker der „Débats" gehört zu Denen, welche die Meisterwerke der neueren Kunst am feinsinnigsten schildern und beurtheilen; er hat seinem Freund Gleyre ein unvergängliches Denkmal errichtet.

Histoire de la faïence de Delft, par Henry Havard. Ouvrage enrichi de vingt-cinq planches hors texte et de plus de quatre cents dessins, facsimile, chiffres etc., dans le texte, par Leopold Flameng et C. Goulzwiller.*) Delft, eine der kleinsten Städte der Niederlande, gehört auch zu den bekanntesten: in Delft ist Wilhelm der Schweiger ermordet worden; in Delft wurden der Admiral Tremp, der gelehrte Leuwenhack, der geschickte Diplomat Hugo Grotius, und die Maler Paul Potter und Johann Steen geboren; in Delft wurde im XVII. und XVIII. Jahrhundert die berühmte Faïence verfertigt, die den Namen der Stadt führt. Herr Henry Havard hat die Geschichte dieser Faïence geschrieben und mit vielen sehr schönen Zeichnungen, Facsimilen und radirten Kupferstichen begleitet; er hat das lange dunkel gebliebene Datum ihrer Anfänge festgestellt; er hat die bisher unbekannten Namen der Männer, die sich in dieser Gattung der Töpferkunst hervorgethan, wieder entdeckt; er hat die ganze Entwickelung und Ausbildung der Delfter Faïence erzählt. Herr Havard, der die holländische Sprache völlig beherrscht, ist über mancherlei Urkunden gekommen, die ihm hinreichende Auskunft über seinen Gegenstand darboten; er hat lange Zeit in Delft verweilt; fünf Jahre hindurch hat er in Belgien und Holland die Archive durchsucht. Man weiß jetzt in Folge der Forschungen des Herrn Havard, daß die ersten Versuche der Delfter Faïence-Fabrikation sich bis in die letzten Jahre des XVI. Jahrhunderts zurückführen lassen; daß der Erfinder und Beförderer der Delfter Faïence Hermann Pieterez hieß; daß die Gilde des heiligen Lucas in ihren Verzeichnissen und Protokollbüchern alle Nachrichten über das Auf- und Fortblühen des Delfter Halbporzellans enthält &c. Im ersten Theil seines Werkes hat sich Herr Havard an alle Gebildeten, die sich für die Kunst im Allgemeinen interessiren, gewendet: darin giebt er alle geschichtlichen Angaben über das Delfter Steingut: alle Verhältnisse und Einrichtungen, in denen es groß geworden ist; das Land selbst, welches der Heimatsort der weltbekannten Faïence ist; die Ursachen, die den Ursprung und die Ausbreitung dieser Industrie bedingten, die Art des Verfahrens, kurz, Alles hat Herr Havard ausführlich erörtert. Der zweite Theil des prachtvollen Buches ist von besonderer Wichtigkeit für Liebhaber und Sammler; hierin finden sie die Biographie von 765 Töpferkünstlern, wodurch sie in Stand gesetzt werden, die Stücke, die sie besitzen, mit unbedingter Gewißheit zu bezeichnen.

Arthur Chuquet.

*) Paris, librairie académique Didier et Cie.

*) Paris, 1878. Plon.

Italien.

Italienische Novellisten in deutscher Übersetzung, herausgegeben von Paul Heyse.

Die Buchhandlung von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, deren Verlag sich, beispielsweise durch die dort erschienene Sammlung der amerikanischen Humoristen, um die Übertragung ausländischer Belletristik ins Deutsche bereits mehrfach verdient gemacht hat, veröffentlicht soeben die ersten Bände eines neuen Unternehmens, das sich die Aufgabe stellt, dem deutschen Publikum die besseren Erzeugnisse der italienischen Roman- und Novellen-Literatur in guten Übersetzungen zugänglich zu machen. Ob die Sammlung sich auch auf jene älteren Erzähler erstrecken wird, an die man vorzugsweise zu denken gewohnt ist, wenn von italienischen Novellisten gesprochen wird, ist aus dem Titel nicht ersichtlich; doch wird derselbe durch eine gelegentliche Bemerkung des Herausgebers dahin vervollständigt, daß lediglich die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts gemeint ist, und wenn aus den bisher veröffentlichten Bänden ein Schluß gezogen werden darf, so scheint die Absicht sogar hauptsächlich auf zeitgenössische Autoren gerichtet zu sein.

An der Spitze des Unternehmens begrüßen wir mit besonderer Freude in Paul Heyse den Mann, der, wenn irgend Jemand, die verschiedenen für die Leitung desselben erforderlichen Eigenschaften in vollständigstem und glänzendstem Umfange in sich vereinigt. Als Novellist und Romandichter unter den Ersten der jetzt Lebenden hervorragend, verbindet Paul Heyse mit der fruchtbarsten Produktivität in diesem Zweige der Dichtung eine ungewöhnlich ausgedehnte und innige Kenntniß der italienischen Literatur, für deren Einbürgerung in Deutschland er durch das vor Jahren von ihm herausgegebene Liederbuch, durch die bis vor Kurzem von ihm geleitete Sammlung des Novellenschatzes des Auslandes, und neuerdings durch seine meisterhafte, in diesen Blättern eingehend gewürdigte Giusti-Übersetzung auf das Anregendste und Nachhaltigste selbstthätig mitgewirkt hat. Seine vollendete Beherrschung der Sprache, der sowohl seine eigenen Dichtungen einen nicht geringen Antheil ihres Reizes, als seine Nachbildungen fremder Poesien ihre unerreichte Treue in Wiedergabe des Originals zu verdanken haben, gewährt ausreichende Bürgschaft dafür, daß den unter seinem Patronat in deutschem Gewande vor uns erscheinenden italienischen Novellisten auch durch die Übersetzer ihr volles Recht zu Theil werden wird.

Die beiden bis jetzt erschienenen Bände der Sammlung bringen uns den Angelo di bontà von Ippolito Nievo, unter der Bezeichnung: Ein Engelsherz, übersetzt von Otto Borchers, dem wir schon früher als Verdeutscher einiger Romane von Salvatore Farina begegnet sind, und Anton Giulio Barrili's val d'Olivi, übersetzt von Carl Reißner. Barrili's Dichtung, der schon vor einigen Jahren im Magazin*) auf einem Streifzuge durch die italienische Literatur gedacht worden ist, gehört nicht zu den besten Erzählungen des sonst durch sein munteres Talent auch in Deutschland beliebten Verfassers. Der Stoff reicht eben nur aus für eine Novelle, für einen Roman von 300 Seiten ist er zu dünn, und das Oliventhal hat den Eindruck der Eintönigkeit, den es bei seinem Erscheinen in der Ursprache auf uns machte, durch die Übersetzung keineswegs eingebüßt. Indessen ist es beachtenswerth, wie rein und liebenswürdig das Verhältniß der Herrin von val d'Olivi zu ihren Gutsangehörigen und Nachbarn, namentlich den Einwohnern der kleinen alten Hafenstadt an der Riviera, geschildert wird; auch der Versuch, durch die Episode des Garibaldizuges nach Rom und die Katastrophe von Monterotondo die Darstellung in das actuellste Leben der Gegenwart hineinzurücken, darf im Wesentlichen als gelungen anerkannt werden.

Von weitaus höherem dichterischen Werthe ist Ippolito Nievo's Engelsherz. Paul Heyse hat dies Werk durch eine Studie eingeleitet, worin das Lebensbild des in Italien selbst halbvergessenen, in Deutschland bisher wohl ganz unbekannten Dichters auf das Anziehendste vorgeführt und seinem Erstlingsromane eine ungemein hervorragende Stellung in der modernen Literatur Italiens zuerkannt wird. Niemand wird diese Einleitung ohne Rührung und Theilnahme lesen; die Hand des berühmten deutschen Novellisten flicht dem halb erloschenen Andenken des in der Blüte seiner Jugend dahingerafften italienischen Kunstgenossen einen Kranz, dessen Duft und Farbenpracht den Spender nicht minder ehrt als den Empfänger. Mühsam widersteh' ich der Versuchung, Ippolito Nievo's fesselnde Lebensgeschichte nachzuerzählen: unsere Leser mögen von Heyse selber erfahren, wie der jugendliche Paduaner, der schon 1848 als sechszehnjähriger Student für die Unabhängigkeit Italiens gekämpft und 1859, einer der Tausend, Garibaldi auf seinem Siegeszuge durch beide Sicilien als einer seiner tapfersten Mitstreiter begleitet hatte, im Frühjahr 1861 als neunundzwanzigjähriger Mann, mit dem Lorbeer des Dichters und des Patrioten gekrönt, auf der Heimreise zu den ihn sehnlich erwartenden Seinen mit seinem Schiffe in die Tiefe des Meeres versunken ist.

Vierundzwanzig Jahre war Nievo alt, als der Angelo di bontà, sein Erstlingswerk, erschien. „Wir kennen", sagt Paul Heyse, „in allen Literaturen kaum ein Beispiel eines merkwürdigeren Debüts auf diesem Gebiete. Wohl sind die Erstlingswerke unserer größten Genien an persönlicher Macht, Feuer der Leidenschaft, hinreißender Gedankenfülle diesem Roman überlegen. Aber schwerlich wird sich das Jugendwerk irgend eines anderes Epikers an Klarheit, Reichthum und glücklicher Gliederung der Composition, an Schärfe und Reiz der Charakteristik, sicherer Menschenkenntniß und vollendeter Beherrschung aller Kunstmittel mit diesem Buche messen können. Nur ein geborener Erzähler konnte sich in seinem ersten größeren Versuche als ein so ausgereifter Meister zeigen."

Ein ungemeines Lob; eine gradezu schrankenlose Anerkennung des Talentes, das gleich darauf das größte epische seit Manzoni genannt wird. Heyse selbst hat gefühlt, daß seine Bewunderung sich in sehr lebhaften Ausdrücken kund giebt; er beruft sich auf das Urtheil der deutschen Leser, ob er diesen verschollenen Dichter, wie es ja wol geschehe, in der ersten Entdeckerfreude überschätzt habe, oder ihm einfach Gerechtigkeit widerfahren lasse. Uns ist die Antwort nicht zweifelhaft.

Das „Engelsherz" ist eine junge Venetianerin, welche im Hause und der Umgebung eines alten hochangesehenen Patriziers der als Inquisitor vierzig Jahre lang am Steuerruder des Staatsschiffes der Lagunenrepublik gesessen, ihre Reinheit und Güte in den bedenklichsten Lagen bewahrt und dadurch die mannichfachen Anfechtungen überwindet, die sie inmitten einer glänzenden und zügellosen Gesellschaft auf das Verlockendste umringen. Die Gestalt der Morosina, die anfangs durch die Befangenheit und Unterwürfigkeit ihrer Erscheinung wenig Interesse einflößt, gewinnt im Verlaufe der bunt verflochtenen Handlung Schritt für Schritt an selbständiger klar bewußter Haltung. Zwar können wir nicht

*) Magazin von 1873 Nr. 13.

anerkennen, daß sie die volle Sicherheit einer adligen Natur besitze, wie Heyse ihr nachrühmt; auch ist das Engelsherz etwas zu engelhaft geschildert, als daß Nievo's Heldin sich durch die individuelle Ursprünglichkeit ihres Wesens zu einer lebendigen Persönlichkeit erheben könnte: allein man folgt ihr trotzdem mit wachsendem Antheil und wird schließlich durch den unschuldigen Zauber ihrer Lieblichkeit und Harmlosigkeit ebenso entwaffnet wie Formiani, ihr greiser Gemahl, und wie Ritter Terni, ihr jugendlicher Anbeter. — Vollkommen zutreffend ist es ferner, wenn Heyse die virtuose Feinheit und Sicherheit lobt, mit welcher der Dichter das heikle Hauptmotiv des Romans in der Ausführung von Allem gereinigt hat, was ein zarteres sittliches Gefühl verletzen könnte: auch der feinfühligsten Leserin wird Nievo's Erzählung den reinsten Eindruck hinterlassen. — Endlich tritt das Bild, das der Dichter von den Zuständen der alternden Markusrepublik entwirft, in Zeichnung und Colorit dem Leser mit solcher Sicherheit und Selbstverständlichkeit vor die Seele, daß man ohne die Kunst des Darstellers zu merken mitten in der Zeit steht, in die er uns versetzt, und die Dinge so ansieht, wie er sie uns vorführt, als ob sie gar nicht anders gewesen sein könnten.

Aber trotz dieser hohen Vorzüge bleibt das „Engelsherz" in unseren Augen doch weit hinter dem Lobe zurück, das ihm Paul Heyse zuertheilt. Reich und buntbewegt ist die Composition des Romans, aber an Klarheit läßt sie viel zu wünschen übrig; die Verwickelungen sind unnöthig gehäuft und bizarr verschlungen; die Handlung wird durch Einschiebung von geschichtlichen und topographischen Notizen hie und da unvermittelt unterbrochen. Mängel, für welche, wie wir gern zugeben, die Fülle von Leben, die Frische und Heiterkeit, die Nievo's Roman beseelen, reichlich entschädigen, aber doch Mängel, die uns verhindern würden, den Autor als ausgereiften Meister zu preisen. Für uns trägt das „Engelsherz" die unzweideutigen Kennzeichen einer noch ungeübten Hand: nicht durch sichere Beherrschung der Kunstformen, nicht durch klare und wohlgeordnete Gliederung fesselt uns sein Verfasser, sondern durch den naiven Glauben, mit dem er selbst an seinen eigenen Geschöpfen hängt und der den Zweifel der Leser schließlich überwindet. Nicht die sichere Menschenkenntniß ist es, mit der er uns imponirt, sondern der warme herzliche Antheil, den er an den von ihm geschaffenen Menschen nimmt und den wir, mögen wir wollen oder nicht, am Ende gleichfalls mitfühlen.

Auch wer in Nievo nicht einen Meister, sondern einen Anfänger der epischen Kunst erblickt, wird zweifellos und freudig anerkennen, daß dieser Anfänger die Verheißung der Meisterschaft in sich trug. Jeder Leser des „Engelsherzens" wird es, wir sind fest davon überzeugt, Paul Heyse Dank wissen, Nievo's Werk kennen gelernt zu haben, und er wird sich der Aussicht freuen, die sich auf fernere Bekanntschaft mit dem Dichter des Angelo di bontà eröffnet. Paul Heyse verspricht in einem späteren Bande der italienischen Novellisten eine Bearbeitung von Nievo's letztem Werk, den Bekenntnissen eines Achtzigjährigen, zu bringen. Wir wünschen der Sammlung freundliche Aufnahme bei dem deutschen Publikum, und werden uns gern in der Lage sehen, über ihren glücklichen Fortgang an dieser Stelle gelegentlich weiter zu berichten.

P. D. Fischer.

Antonio Pucci, ein italienischer Chronikendichter des XIV. Jahrhunderts.

Herr R. Fornaciari bespricht in einem längeren Artikel in der Nuova Antologia die italienische Volksdichtung des XIV. Jahrhunderts und speciell den Chronikendichter Antonio Pucci. Wir theilen die Hauptnotizen über den noch wenig bekannten Dichter hier mit. Antonio Pucci, ein guter Freund von Sacchetti, der ihn in der 175sten Novelle einen angenehmen Florentiner und Erzähler vieler Dinge in Versen nennt, war Glockengießer und scheint 1362 am Kriege gegen Pisa Theil genommen zu haben; 1373 sagt er von sich selbst, daß er alt sei, doch weiß man weder sein Geburts- noch sein Sterbejahr. Er war friedlichen Sinnes, ein Freund fröhlicher Gesellschaften, duldsam gegen Neckereien. Vor dem gänzlichen Sinken des Adels, zur Blütezeit der alten Republik, herangewachsen, besaß er jene Heiterkeit der Empfindungen und Neigungen, wie sie einen Florentiner aus der Zeit des Giovanni Villani zierte. Er war voller Bewunderung für die Schönheit, den Reichthum, die Macht seiner Vaterstadt und von dem Wunsche getrieben, sie in Versen zu verherrlichen, machte er sich daran die Chronik des Villani in Reime zu bringen, und benutzte zu diesem Zweck das Metrum seines Lieblingsdichters Dante. Meist folgt er dem Chronisten Schritt für Schritt, nur bei Gelegenheiten, welche ihn ganz besonders ergreifen, wie z. B. dem Tod Dante's, läßt er sich von seinem Gefühl zu Ausschmückungen hinreißen. Im Jahre 1373 beendete er seine Arbeit, wie er selbst sagt, seines hohen Alters wegen:

> Settantatre mille trecen correndo
> Mi veggio vecchio, e non mi dice il core
> Poter più oltre seguitar volendo.

Eigentlich beabsichtigte er, gleich Dante, 100 Gesänge zu schreiben, und hatte seine Arbeit darum Centiloquio betitelt. Er hat auch, gleichfalls zu Ehre und Ruhm seiner Republik, ein Gedicht von sieben Gesängen in Octaven geschrieben, Guerra tra' Fiorentini e Pisani dal 1362 al 1365, in welchem er sich als guter Guelfe kundgiebt. Doch das Unkünstlerische in der Composition des Gedichts, das der Zeitfolge nach und mit genauer Aufzählung all der kleinen Parteiungen sich ganz chronikenmäßig im trockenen, gewöhnlichen, wenig harmonischen und bisweilen forcirten Stil fortbewegt, raubt diesem Werkchen jene literarische Bedeutung, die es sonst wegen seines Inhalts und seiner Neuheit haben könnte; doch fehlt es auch darin nicht vollständig an einigermaßen gelungenen Stellen, wie z. B. die Schilderung des Todes und der Beerdigung von Pier Farnese im 5ten Gesang. Pucci entbehrt der Kraft des hohen Stils, wie seine Behandlung geschichtlicher Stoffe zeigt; ihm, dem wenig gebildeten Manne aus dem Volke, mißlingt Composition wie poetische Farbengebung; dagegen besaß er jene Gaben, welche ihn zur volksthümlichen, so zu sagen bürgerlichen Dichtung befähigten. Dieses Genre der Poesie, das auch als borghese bezeichnet wird, entspricht so ziemlich dem Urbanismus der alten Römer, wie man ihn in Plautus, in Catull und an einigen Stellen bei Horaz findet, und dem Atticismus des alten Athen, wie man ihn in Aristophanes sieht. Er schildert das Treiben der fröhlichen Feste des Volkes und seine Art zu empfinden. Er hat etwas Materielles und Satyrisches mit einer gewissen naiven Bosheit gemischt, wie mit einer durch Gutmütigkeit verhüllten Schelmerei, die zum Lachen bringt. Es herrscht in seinen Figuren, besonders bei den Florentinern, eine gewisse Gleichgültigkeit und Feigheit: Inhalt wie Gedanken sind den gewohnten Vorkommnissen des täglichen Lebens entlehnt; die Bilder sind materiell, die Neigungen sinnlich, wenn auch zart; der Stil ist meist weitschweifig. Antonio Pucci ist unter allen Dichtern seiner Art derjenige, dem die Schilderung dieser etwas spießbürgerlichen Lebens- und Empfindungsweise am vollständigsten gelingt. Sein Nachfolger in diesem Genre war

Burchiello; Francesco Berni erreichte das Höchste darin und rief eine Schaar von Nachahmern hervor.

Antonio Pucci hat sich auch verdient gemacht um die epische Behandlung alter Sagenstoffe, die man orientalischen Fabeln und Ritterromanen entlehnte. Sie mußten eine möglichst große Anzahl wunderbarer Abenteuer enthalten, welche man dadurch mit einander verknüpfte, daß man einen und denselben Helden sie alle bestehen ließ. Dieselben wurden in erzählender Form als „Novella" vorgetragen. Von den von Pucci verfaßten Novellen sind im Druck vorhanden: La Reina d'Oriente in vier cantari; il Gismirante, Rittermärchen (favola cavalleresca) in drei cantari: Apollonio di Tiro, Nachahmung eines alten orientalischen Romanzetto. Außerdem werden ihm noch einige ähnliche Novellen zugeschrieben, wie z. B. Il Re Gherardino.

Aus derselben oder der nächstfolgenden Zeit besitzen wir noch einige andere romantische Novellen in Ottavarima wie Gibello, La Donna del Vergiero. Bel Gerbino, La Gismonda. Die meisten dieser Novellen berichten die wunderbaren Erlebnisse von Rittern, hohen Herren, Königen und Königinnen. Gewöhnlich treten Fürsten aus dem Morgenlande darin auf, von abendländischen Größen der Papst und der römische Kaiser. Auch in ihnen herrscht der Grundgedanke ihrer Zeit: der beständige Kampf zwischen Gläubigen und Ungläubigen; das Gelübde der Bekehrung der Ungläubigen; Ausbreitung und Triumph der christlichen Kirche. Die Helden sind junge Ritter, die, wenn sie an Alter, Schönheit und Tapferkeit in den Waffen gereift sind, die Liebe einer Fee erwerben, welche ihnen Schutz gewährt, oder einer Königin, welche den jungen Ritter liebt und ihrem alten Gatten untreu wird. Sie enden meist mit der Heirat des Helden und eines jungen Mädchens, das er liebt und durch seine Tapferkeit befreit. In Bezug auf Inhalt und Anordnung herrscht darin meist das Complicirte und Wunderbare vor, die Verwicklung ist zu oft unwahrscheinlich, aus vielen, mehr zusammengerafften als ineinander gefügten Begegebenheiten bestehend, ohne harmonische und proportionirte Zeichnung, beinah ohne jede Kunst der Darstellung. Der Wunsch, eine möglichst große Anzahl der seltsamsten und wunderbarsten Abenteuer zu erzählen, giebt gar keine oder doch zu seltene Gelegenheit anmutige Scenen mit Natürlichkeit, Reiz und Wahrheit auszumalen; allgemeine und verwaschene Farben überwiegen. Selten wird die Aufmerksamkeit des Lesers gefesselt, und noch seltener sein Herz erfreut oder bewegt. Auch ist der Stil gewöhnlich trocken, arm an Bildern, zu sehr erzählend, mit der allergeringsten Zugabe von Schmuck, selten wirksam und kühn, häufig schwerfällig und roh, vielleicht nicht immer durch die Schuld des Verfassers; schlechte Abschriften mögen manches verderben haben. Die Ausdrucksweise ist einfach, einförmig, sehr weit entfernt von studirter Kunst, aber dennoch angenehm durch ihre Naivität. Die Dinge, welche die Einbildungskraft des Erzählers am meisten erregen, sind königliche Pracht, Tapferkeit und Tugend seiner Helden, die ja auch im Ritterroman so glänzend geschildert werden. Bei Darstellung religiöser Gegenstände und Empfindungen erhebt sich der Stil bisweilen zu einer gewissen Erhabenheit und Kühnheit, die freilich etwas kahl und trocken ist, aber dennoch nicht ohne Wirkung bleibt. Doch besonders ist es die der Volkssprache selbst eigenthümliche Eleganz und Naivetät, welche den Hauptreiz bildet. Könige wie Königinnen bewegen sich in den einfachen Anschauungen des Volkes und erhalten dadurch Lebenswahrheit. Gerade Antonio Pucci war der Hauptmeister in der Bearbeitung dieser kleinen geistlichen wie weltlichen Epopöen, welche lange Zeit hindurch die Freude des Volkes waren und jetzt als interessantes kulturhistorisches Element Werth haben.

Kleine Rundschau.

— **„Culturkampf und kein Ende"** könnte mit Recht die Überschrift eines Capitels der zeitgenössischen Geschichte lauten. Im Grunde freilich ist nie darauf zu rechnen, daß jener Kampf ein Ende nimmt, ebensowenig, wie etwa in der Weltgeschichte je eine Partei Recht behält, denn die Weltgeschichte besteht eben im Kämpfen und im Ringen der Parteien. Der Erneuerer des deutschen Reiches würde kein Staatsmann sein, wenn er mit seinem Kampfe gegen die Anmaßungen der römischen Hierarchie auf erträumte Siege der Cultur hinsteuerte: sein Zweck ist, es der Curie unmöglich zu machen, mittels ihres Einflusses von Neuem in Deutschland die Rolle zu spielen, welche sie zweimal zum Unheil unseres Vaterlandes gespielt, einmal, als sie unsere alte Einheit zerstörte, zum zweiten, als sie nach der Reformation und dem Religionsfrieden uns durch den dreißigjährigen Krieg um den letzten Rest der ehemaligen Kraft brachte, so daß Deutschland sich, wie ein von einer schweren Krankheit zerrütteter Mensch, allmählich erst unter der Kaltwasserkur altpreußischer Nüchternheit und mit Anwendung der gymnastischen Heilmethode des preußischen Exercier-Reglements erholte. Die geheime Hoffnung der Socialisten, daß „der letzte Priester dereinst an den Eingeweiden des letzten Königs aufgehängt werde", wird nie in Erfüllung gehen. Denn die legitimen Könige werden durch die Despoten ersetzt, und der Henker des letzten Priesters einer verendenden Religion würde vermutlich kein anderer sein, als der Priester einer neuen — schon weil ein Nichtpriester sich schwerlich zu diesem unappetitlichen Geschäfte hergäbe.

Indessen ist es vielleicht ganz gut, daß der Freidenker, der den Obscuranten bekämpft, sich einbildet, er könne es noch erleben, daß auch in den winkligsten Gehirnen der helle Tag der Geistesfreiheit anbreche, sonst würde er nicht mit solcher Energie für seine Sache eintreten. Und diese ist nöthig, denn, wenn er auch Jenen nicht ganz bewältigen kann, so kann, umgekehrt, Obscurantismus und Pfaffenthum nur zu leicht den Sieg davon tragen. Dies war z. B. in Indien der Fall, wo die ganze buddhistische Toleranz und Aufklärung so vollständig von den Brahmanen beseitigt wurde, daß auch nicht einmal eine geschichtliche Erinnerung daran zurückgeblieben ist. Die weltliche Politik des Vatikans ist deshalb durchaus nicht phantastisch: sie ist stets die realste aller Realpolitiken gewesen. Daß diese Politik seit der Restauration, besonders aber seit den Stürmen des Jahres 1848, nachdem das achtzehnte Jahrhundert sie fast zur völligen Passivität gezwungen hatte, durchaus activ und im höchsten Maße rührig geworden ist, dürfte Keiner bezweifeln, ebenso, daß sie sich bereits stolzer Erfolge rühmen kann; man denke nur an die Erneuerung der Hierarchie in England und Holland, an das staunenswerthe Aufblühen der religiösen Orden! Da nun Deutschland der Hauptangriffspunkt dieser Politik ist, so verlohnt es sich sicherlich, auf der Hut zu sein und den Kriegsplan des Feindes zu studiren. Es ist dies der Zweck eines kleinen Büchleins von M. G. Conrad, betitelt „die klerikale Schilderhebung"*). Der Verfasser hält sich seit einer Reihe von Jahren in Italien auf, kennt also den Ultramontanismus zu Hause. Allerdings pflegen die italienischen Priester nicht so unpatriotisch zu sein, wie die jenseit der Alpen. Das hat sich auch bei Gelegenheit der Leichenfeier Victor Emmanuels herausgestellt. Ihre kosmopolitische Herrschsucht ist ein Erbthum der altrömischen, und sie zürnen dem nationalen

*) Breslau 1878, S. Schottländer.

Staate vor Allem deshalb, weil er auf der Anerkennung des Rechtes anderer Nationalitäten beruht. So müssen diese denn einigermaßen gespannt sein, wie das moderne Italien seine Pflichten gegen sie erfüllt, mit andern Worten, wie es sich selbst mit der Kirche stellt und welche Entwicklung die religiöse Frage in der Heimat des Papstthums nimmt. In einem zweiten Buche legt Herr Conrad dem deutschen Publikum ein in dieser Beziehung sehr interessantes Aktenstück aus der Feder eines Italieners vor. **Gaetano Negri**, ein junger römischer Gelehrter, sucht hier in einem Aufsatze über „die religiöse Krisis"*) den Nachweis zu führen, daß der bevorstehende Zusammenbruch der positiven, dogmatischen Religionen nicht den Untergang der Religion überhaupt bedeute, da das religiöse Gefühl unzerstörbar sei und auf Nichts als auf der Anerkennung beruhe, daß die Welt in ihrem letzten Grunde ein Geheimniß ist. Wir Deutschen würden kurz sagen, das metaphysische Bedürfniß werde dem Menschen allezeit bleiben, wenn wir auch die Behauptung, daß dasselbe jemals ohne irgend welche Dogmen auskommen werde, bezweifeln müßten, aus dem einfachen Grunde, weil die Lessing'schen Charaktere selten sind, welche im bloßen Suchen nach der Wahrheit ihr Heil finden: in sich selber kann das Bedürfen nicht befriedigt werden. In einer vortrefflich geschriebenen Einleitung giebt uns der Übersetzer noch weitere Aufklärungen über die religiösen Verhältnisse Italiens. Man würde übrigens sehr irren, wenn man in demselben einen Geist vermutete, der in radikaler Phraseologie schwelgte. Wie sehr Herr Conrad dieser abgeneigt ist, beweist ein Aufsatz, den ein drittes von ihm veröffentlichtes Buch „Spanisches und Römisches"**) enthält, in welchem er unerbittlich über den einst so sehr bewunderten spanischen Schönredner Castelar zu Gerichte sitzt. Daneben enthält das Buch noch andere auf die Tagesfragen bezügliche Ausführungen, so z. B. einen aus dem Spanischen übersetzten Aufsatz „el dios del Vaticano", den man nicht ohne großes Interesse lesen wird. H. H—g.

— **Ein neues und zwar „Österreichisches Jahrbuch".** Im verflossenen Jahre hat der österreichische Volksschriftenverein unter obigem Titel ein neues Unternehmen begonnen, dessen Tendenz offenbar ist, die Kenntniß von Land und Leuten in Österreich nach Vergangenheit und Gegenwart in den weitesten Schichten zu verbreiten. Die Redaction liegt in den Händen des Dr. Ferdinand Stamm, welcher in mehreren früheren Schriften, namentlich in dem „goldenen Buch der Landwirthschaft", in der „Geschichte der Arbeit" und in der Schilderung der „Erde als Wohnsitz der Menschen" mustergiltig bewiesen hat, daß eben nur ein auf der Höhe der Wissenschaft stehender Mann, der also seinen Stoff vollends beherrscht, im Stande ist, wahrhaft populär d. h. gemeinverständlich und doch in solcher Weise zu schreiben, daß der Mindergebildete nicht etwa durch ein Herabstimmen des Tones zur Vulgärsprache verletzt, sondern durch Beibehaltung der in der gebildeten Welt herrschenden Redeweise hinaufgehoben wird. Eine echte Volksschrift muß so gehalten sein, daß sie auch der höher Gebildete nur mit Vergnügen lesen kann, während sie dem Manne des Volkes zu dem Vergnügen auch Belehrung verschafft, ohne ihn so zu sagen auf die Schulbank zu setzen. Dazu gehört aber neben jener Sicherheit und Vollständigkeit des Wissens auch eine Darstellungsgabe und Formgewandtheit, wie man sie nur aus anhaltendem Studium der größten literarischen Kunstwerke gewinnt. Daß Dr. Stamm über diese Erforderniße verfügt, beweist er neuerdings in der gelungenen Wahl und Anordnung des Stoffes, an dessen Spitze statt eines Vorwortes die Schilderung Österreichs mit den Worten Grillparzers aus „König Ottokars Glück und Ende" und sohin eine Studie über die Bedeutung des Ausdruckes „Haus Österreich" gestellt wird, sowie in den sinnigen Aufsätzen, die er selbst für die ersten zwei Jahrgänge dieses hoffnungsvollen Unternehmens beisteuert: nämlich die reizende Studie über „die hochgeborenen Bewohner des Erzgebirges" und die Schilderung Nieder-Österreichs als „Krone der Donauländer", Arbeiten, denen sich M. A. Beckers an natur-, volks- und kunstgeschichtlichen Daten reiche und geistvoll entworfene Monographie über Schottwien und Umgebung, sowie der lebendige Aufsatz „im bulgarischen Nürnberg" d. i. Trawna von F. Kanitz würdig anschließen. Von den rein historischen Beiträgen seien des Frh. v. Helfert frische Arbeit über „die Wiener Freiwilligen von 1848" und Custos Ilg's insbesondere für die Sittengeschichte bedeutsame Schilderung der „Brautfahrt Maximilians um Maria von Burgund" besonders hervorgehoben. Faust Pachler's geistreicher Aufsatz „des Dichters Friedrich Halm Lehr- und Wanderjahre" ist eine verständnißinnige feine psychologische Studie, welche die Würdigung des bedeutenden Mannes wesentlich erleichtert. Auch in den übrigen Aufsätzen dieses Jahrbuches zeigt sich meist eine so richtige Auffassung der Aufgabe solcher Unternehmungen, daß demselben der beste Erfolg um so mehr prophezeit werden kann, als der Stoff dafür unerschöpflich vorliegt.

*) Breslau, 1878, S. Schottländer. **) Ebendaselbst.

Mancherlei.

Von der Verfasserin: Arthur Schopenhauer, his life and his philosophy — Frl. Helene Zimmern — erschien soeben bei Longmans & Co., London: Gotthold Ephraim Lessing, his life and his works. Wir begnügen uns vorläufig mit dieser kurzen Ankündigung, werden aber bald in einem längeren Artikel dies hervorragende Werk zur Besprechung bringen.

In der Ecole des Hautes Etudes in Paris ist eine Professur für Zend gegründet worden, die erste, welche speciell der alten Sprache und Literatur Persiens gewidmet ist. Der erste Inhaber ist Herr J. Darmesteter, ein junger Gelehrter, der große Erwartungen erregt. Er ist auch einer der Mitarbeiter an der Übersetzung der Sacred Books of the East, und ward von Professor Max Müller zum Übersetzer des Zend-Avesta gewählt, da kein englischer Gelehrte für diese Aufgabe vorhanden war. (Academy.)

„Old Naumkeag" heißt eine Geschichte der ursprünglichen Stadt Naumkeag, welche die jetzigen Städte Salem, Marblehead, Peabody, Danvers, Beverley, Manchester, einen Theil von Middleton, und Topsfield, Massachusetts, umfaßt, und jede von der Gründung bis zur Gegenwart schildert, mit kurzen Statistika über ihr Erstehen und Wachsen, nebst einem Überblick über die alte Ansiedelung, alte Verfolgungen, die Hexenscenen von 1692, den ersten bewaffneten Widerstand gegen britische Tyrannei 1775, sowie Skizzen ihrer bedeutenden Männer. (P. W.)

Der neue Band bisher ungesammelter und auch zum größten Theil ungedruckter prosaischer wie poetischer Schriften von Thomas

Moore beruht hauptsächlich auf Moore's eigenen Mss. und auf anderem neuen Material, nach welchem Herr R. H. Shepherd jeden literarischen Winkel in England durchstöbert hat. Er wird enthalten „Note Books and Commonplace Books", viel neue Correspondenz, den ursprünglichen Entwurf seiner Hauptwerke, „M. P., or the Blue Stocking", eine komische Oper in drei Akten, seine Manuscriptnotizen zu „Life of Lord Byron", die ausgemerzten Stellen aus „Lalla Rookh" und viele noch nicht gesammelte Gedichte. (P. W.)

Die amerikanische Auflage von The Art Journal, die bei Appleton & Co. erscheint, wird in dem beginnenden Jahre der decorativen Kunst Amerika's viel Raum widmen. (P. W.)

Seola heißt ein anonym (bei Lee & Shepherd) erschienenes Buch, welches eine Schilderung des Lebens im Euphratthale vor der Sündfluth zu geben beabsichtigt. Japhet ist eine der handelnden Personen und die gefallenen Engel Lucifer und Hesperus erscheinen darin als junge Leute der damaligen Zeit. (P. W.)

Ein amerikanischer Schriftsteller hat eine Biographie der Frau von Stein geschrieben: Charlotte von Stein, a Memoir, by George H. Calvert. Das Material dazu bilden der Briefwechsel von Goethe mit Fr. v. St. von 1776—1786 und Düntzers „Charlotte von Stein".

William Black's neuer Roman: „Macleod of Dare" wird eine Schilderung des Lebens in den Hochlanden und in London sein, mit Illustrationen der ersten englischen Künstler, wie Millais, Faed und Boughton. (P. W.)

Die neueste Erzählung des bekannten amerikanischen Humoristen T. B. Aldrich heißt The Queen of Shebae (Osgood).

Contemporary Art in Europe, by S. G. W. Benjamin. (Harper.) Dieses Buch ist das Ergebniß einer Reihe von Artikeln, die unter demselben Titel ein beliebtes und hervorragendes Thema des diesjährigen Harper's Monthley bildeten. Sie waren allgemein beliebt bei dem Publikum, wie bei den Kritikern. In vorliegender Ausgabe sind wichtige Ergänzungen zum Text, wie zu den Illustrationen hinzugekommen. Das Buch enthält Schilderungen der hervorragenden Künstler Frankreichs, Englands und Deutschlands, nebst klarer und unparteiischer Darlegung der charakteristischen Hauptzüge ihrer Schulen. Die Illustrationen bringen Portraits der Künstler und sehr feine Stiche nach ihren Gemälden. Es ist schöner Druck auf schön abgetöntem Papier mit Goldrand und reich verziertem künstlerischem Einband.

(Publisher's Weekly.)

Studies of Early French Poetry, by Walter Besant (Roberts). Die hervorragenden Dichter des 13., 14. und 15. Jahrhunderts bilden den Stoff dieser Studien. Froissart, Alain Chartier, Christine de Pisan, Karl von Orleans, Olivier Basselin de Vire, Martial de Paris, François Villon, Roger de Collerge, Guillaume Coquillart, Maistre Pierre Pathelin, de Saint Gelais, la Famille Marot, Clotilde de Surville &c. Ihr Stil wird besprochen, Proben ihrer Gedichte werden mitgetheilt. Herr Besant ist unseren Lesern durch sein Buch „The French Humorists" schon bekannt. Auch in dieser Arbeit wird man die gleiche anmuthige Art und Weise, den Gedanken einzukleiden, finden, die gleiche Anerkennung und die gleiche unparteiische Kritik und die gleichen Beweise von Forschung und Bildung. Das Buch kann als höchst nützliches und werthvolles Handbuch für Schulen dienen, wo so selten die Geschichte älterer französischer Schriftsteller gelehrt wird, während sie doch für den Schüler, welcher sich bemüht, die französische Literatur gründlich kennen zu lernen, so wichtig ist.

(Publishers Weekly.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Bianconi, C.: A biography, by his daughter. London, Chapman. 10 s. 6 d.

De Leon, E.: The Khedive-Egypt. 3d ed. London, Low. 18 s.

A False Step; or real life in Australia. London, Remington. 10 s. 6 d.

Harrison, W.: Geology of Leicestershire and Rutland. With photogr. London, Simpkin. 10 s. 6 d.

Munro, H. A. J.: Criticisms and elucidations of Catullus. Cambridge, Deighton. 7 s. 6 d.

Thomsen, V.: Relations between ancient Russia and Scandinavia. Oxford, Parker. 3 s. 6 d.

II. Französisch.

Boissière, G.: Esquisse d'une histoire de la conquête et de l'administration Romaine dans le Nord de l'Afrique. Paris, Hachette. 7 fr. 50.

Bréal, M.: Mélanges de mythologie et de linguistique. Paris, Hachette & Cie. 7 fr. 50.

Du Chatelet: Lettres de la Marquise. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Favre, L.: Histoire politique de l'année 1877. Niort, L. Favre. 15 fr.

Houssaye, A.: Les Charmeresses. Paris, Calman Lévy. 3 fr. 50.

Jusserand: Théâtre en Angleterre depuis la conquête jusqu'aux prédécesseurs immédiats de Shakespeare. Paris, Hachette & Cie. 4 fr.

Lichtenberger: Etude sur les poésies lyriques de Goethe. Paris, Hachette & Cie. 6 fr.

Longnon: Géographie de la Gaule au VIe siècle. Paris, Hachette & Cie. 15 fr.

Mony: Etude sur le travail. Paris, Hachette & Cie. 7 fr. 50.

Paparricopoulo: Histoire de la Civilisation héllenique. Paris, Hachette & Cie. 7 fr. 50.

Remusat, Ch. de: La Saint-Barthélemy. Paris, Calman Lévy. 7 fr. 50.

Scholl, Denise: Historiette Bourgeoise. Paris, Maurice Dreyfous. 1 fr.

Tarnier: Traité de l'art des accouchements. Paris, Lauwereyns. 25 fr.

Thierry: Nastorius et Entychès, les grandes hérésies du Ve siècle. Paris, Didier & Cie.

Tissot, V.: Vienne et la vie Viennoise. Paris, E. Dentu. 3 fr. 50.

Literarische Neuigkeiten

bis 16. Februar.

Almeida-Garrett, Der Mönch von Sentarem. Ph. Reclam jun. in Leipzig.
Bergkrystalle, Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. Band 1. 2. B. F. Haller in Bern.
Dingelstedt, Literarisches Bilderbuch. A. Hofmann & Co. in Berlin.
Duncker, Geschichte des Alterthums. 5. Aufl. 1. Band. Duncker u. Humblot in Leipzig.
Eckers, G., Tiresias. C. F. Winter in Leipzig.
Egli, E., Die Züricher Wiedertäufer F. Schulthess in Zürich.
Esselborn, C., Eudocia. Levy und Müller in Stuttgart.
Jahrbuch des Deutschen Lehrervereins für 1878. Herrosé in Wittenberg.
Jahresbericht des jüd.-theolog. Seminars Fränckel'scher Stiftung. F. W. Jungfer in Breslau.
Ilgen, David. Dobberke u. Schleiermacher in Berlin.
Kalischer, Teleologie und Darwinismus. G. Hempel in Berlin.
Kalckstein, Geschichte des französischen Königthums. 1. Band. T. O. Weigel in Leipzig.
Kalischer, Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft G. Hempel in Berlin.
Klencke, Makrobiotik oder Gesundheitslehre. J. J. Weber in Leipzig.
Lammers, Der Socialismus. W. Köbner in Breslau.
Mannhardt, Die praktischen Folgen des Aberglaubens. C. Habel in Berlin.
Ranke, Historisch-biographische Studien Duncker und Humblot in Leipzig.
Schenk, Philipp Reis, der Erfinder des Telephon. Joh. Alt in Frankfurt a. M.
Seuberlich, Meine Muse. 2 Theile. N. Kymmel in Riga.
Stier, Französische Sprechschule. F. A. Brockhaus in Leipzig.
Swinburne, Atalanta in Calydon. L. Rosner in Wien.
Tennyson, Enoch Arden, übersetzt von Waldmüller. H. Grüning in Hamburg.
Widdern, Wandlungen. A. Goldschmidt in Berlin.
Wolff, Die Mechanik des Riechens. C. Habel in Berlin.
Zur Geschichte der böhmischen Miniaturmalerei. W. Spemann in Stuttgart. (54)

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 2. März 1878. [Nº. 9.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Adolf Schmidt: Das pericleische Zeitalter.*)

In dem Werk des Jenaer Professors A. Schmidt „Über Perikles" findet sich, so viel wir sehen, keine, auch nur gelegentliche Erwähnung des französischen Werkes von Filleul über denselben Gegenstand (hist. du siècle de Pericles, Par. 1873. 2 Bde.). Man würde aber aus diesem Umstand gewiß fälschlich das bekannte argumentum ex silentio abstrahiren (gegen das der Verfasser in seiner gediegenen Untersuchung über die seinem Buche einverleibte Frage über den Geschichtschreiber Stesimbrotus von Thasos so scharf sich ausspricht), sondern man wird darin das consequente Verfahren zu erblicken haben, nur dann eine Schrift zu citiren, wenn der Verfasser derselben in irgend einem Punkte bekämpft oder widerlegt werden soll. Eben so gut, kann Herr Schmidt sagen, hätten sämmtliche accreditirte Werke über griechische Geschichte (also vor allem Grote, Curtius, Thirlwall) citirt werden müssen oder einzelne Monographien über einschlägige Gegenstände, und was nützt ein bloßes Citat, eine Nomenclatur, wenn nicht zugleich das Urtheil über Werth oder Unwerth beigegeben wird? Dazu bedurfte es aber einer speciellen Schrift, und eine solche Ausführlichkeit lag dem Verfasser fern, der mit seiner engeren Aufgabe genug zu thun hatte. Und trotzdem, auch ohne daß man der philologischen Citirwuth anheimgefallen zu sein braucht, muß man ein kleines Repertorium der vorhandenen modernen Literatur auch in einem solchen Werke wünschen, dessen Verfasser längst als gründlicher Forscher bekannt ist, als ein Gelehrter, der in seinen, dem Alterthum entnommenen Untersuchungen nicht bloß die Quellenliteratur, sondern auch die Leistungen der Modernen auf's gewissenhafteste zu Rate zieht.

Im „Vorwort" hätte sich unseres Erachtens der vom Verfasser seinen Vorgängern gegenüber eingenommene Standpunkt und sein Verhältniß zu den Auffassungen der bisherigen Bearbeiter am ungezwungensten darstellen lassen. — Der Verfasser scheidet sein Werk (schon auf dem Titel) nach den Rubriken der „Darstellung" und der „Forschung". Dieß ist so zu verstehen, daß die Darstellung (im Ganzen und Großen eine vermehrte und verbesserte Auflage seiner in den „Epochen und Katastrophen", (Berlin 1874) erschienenen Studie über Perikles das in angemessener Form gebotene Resultat der „Forschungen" enthalten, dagegen die „Spezialforschungen", denen die späteren Bände gewidmet sind, einzelne hervorstechende Punkte der Hauptuntersuchung weiter ausführen und in ein klareres Licht setzen sollen. Sie werden also, wenn wir uns die Intention des Verfassers richtig vorstellen, ungefähr denselben Charakter haben, wie die vier kritischen Anhänge des ersten vorliegenden Bandes, welche handeln über das Geschichtswerk des Stesimbrotus, über den sogenannten cimonischen Fauden, über die Genesis der Anschuldigungen gegen Aspasia und über die Finanzen und Kosten der perikleischen Bauten. — Was nun die Hauptsache ist, die Frage nach der Berechtigung einer neuen Untersuchung über die Zeit des Perikles, so ist diese Berechtigung nicht blos im allgemeinen einzuräumen, indem trotz der Fülle der vorhandenen Literatur das letzte Wort über diese für Griechenland wie für die Nachwelt bedeutungsvollste und inhaltreichste Periode noch lange nicht gesprochen ist — so lange der labende Born griechischer Kunst sprudelt, so lange ist er auch ein Quell nicht blos des Genusses, sondern auch der Untersuchung — also nicht blos der allgemeine Gesichtspunkt berechtigt zu immer erneuter Forschung, sondern speciell darf gerade ein Mann, wie Adolf Schmidt, verlangen, in dieser Sache auch einmal ex officio angel[ör]t zu werden. Bei ihm geht eine gediegene Gelehrsamkeit Ha[nd] in Hand mit einer eindringenden, unbestochenen und auch das Kleinste und Unscheinbarste aufspürenden Kritik, und beide mit einer maßvoll-schönen Darstellung. Trotz ihrer Schärfe ist jene im Ganzen constructiv, nicht destructiv; wir möchten nicht alle ihre Resultate unterschreiben, aber gleichwohl muß sie einem Jeden durch die Strenge ihrer Methode imponiren, und der Verfasser war vollkommen berechtigt zu der Überzeugung, daß seine Untersuchung über Stesimbrotus von Thasos als Beispiel dienen könne, wie dergleichen Fragen anzugreifen und der Lösung entgegenzuführen seien. Wir möchten zwar, gerade in Bezug auf Stesimbrotus, nicht allen Ergebnissen zustimmen, zu welcher der Verfasser durch seine, wir möchten sagen inductive, Beweisführung gelangt. Er hat, unserer Ansicht nach, zu viel, auch das zu beweisen unmögliche, zu beweisen unternommen. Daß die unter Stesimbrotus Namen laufende Schrift „Über Themistokles, Thucydides und Perikles" (von der uns Plutarch Fragmente erhalten hat) echt und unanfechtbar ist, d. h. daß sie wirklich dem Stesimbrotus als Verfasser angehört, hat er so evident erwiesen, daß die dagegen etwas leichthin und oberflächlich erhobenen Zweifel neuerer Gelehrten, wie A. Schäfer und Bursian, verstummen müssen (wobei wir allerdings nicht des Verfassers Urtheil unterschreiben, daß C. Fr. Hermann's Programm „über Plutarch's Quellen im Leben des Perikles" „eine keineswegs sehr tiefgehende Untersuchung" sei), aber daß des Stesimbrotus Schrift nächst Thucydides als „die Hauptquelle alles dessen zu betrachten sei, was wir noch heute von der Geschichte des perikleischen Zeitalters wissen", das hat er trotz allen aufgewandten Scharfsinnes **nicht** bewiesen, denn gerade dieser Scharfsinn verführt ihn oft zu Subtilitäten, die man unmöglich, wie er es thut, als sichere Prämissen zu ferneren Schlüssen betrachten darf. Der Verfasser schließt, wie der platonische Sokrates, aber dieser gewinnt zunächst immer

*) I. Band. Jena, 1877. H. Dufft.

eine sichere Basis zu einem neuen Stockwerk, während die Unterlagen unseres Kritikers oft bedenklich, locker und schwankend sind und also auch der Aufbau problematisch ausfallen muß. Seine Kritik gegen das „argumentum e falso“ und das „argumentum e silentio“ darf als exemplarisch gelten; vortrefflich sind seine Bemerkungen über die Citirmethode der Alten, aber was er z. B. gegen die Wahrscheinlichkeit anführt, daß historische Machwerke älterer Zeitgenossen untergeschoben worden seien (es sei denn, daß diese zu dem behandelten Geschichtsstoff wie tertiäre oder höchstens sekundäre Quellen sich verhielten) ist zu subtil, um wahr zu sein, und wird widerlegt durch die ganze epistolographische Literatur, die sich an den Namen eines Plato, Demosthenes, Themistokles u. s. w. knüpft und sammt und sonders gefälscht ist — oder verhalten sich diese soit-disant Briefe etwa wie Tertiärquellen zu dem behandelten Geschichts- oder literarischen Stoffe? — Der Verfasser tritt in seiner Darstellung als beredter Ehrenretter der viel geschmähten Aspasia auf, welche er, entgegen der gewöhnlichen Ansicht, die legitime Ehefrau des Perikles sein läßt; seine ausführliche Darstellung dieses Verhältnisses bildet einen neuen und glänzenden Beitrag zu den in unserer Zeit so beliebten „Rettungen“ berühmter Männer (Tiberius, Nero u. s. w.) oder Frauen (Lucrezia Borgia u. s. w.) — und er schreibt unbedenklich eine Angabe des Plutarch, daß nämlich derselbe Perikles den Söhnen Cimon's oftmals ihre Herkunft von Mutterseite — sie waren nämlich von einer Fremden, einer Nichtbürgerin geboren — zum Vorwurf gemacht habe, dem Stesimbrotus zu, dessen Autorität er so beredt vertheidigt. Warum führt aber der Herr Verfasser diese Stelle seines protegirten Gewährsmannes nicht auch in der Untersuchung über Aspasia an? Hier war sie allerdings sehr unbequem, denn entweder ist des Stesimbrotus Angabe ein reiner Klatsch, oder das Verhältniß des Perikles zu Aspasia ist ein ganz anderes, als der Verfasser es darstellt, oder Perikles hat sich durch seinen Tadel unsterblich blamirt, denn konnte er anderer Leute Kindern das zum Vorwurf machen, was er durch Verheiratung mit einer Fremden sofort, durch eigene Schuld, seinen eigenen Kindern als Brandmal aufzubrennen gedachte, oder damals schon aufgebrannt hatte? Alle drei Schlüsse sind höchst unbequem für Herrn Schmidt's Darstellung des Verhältnisses Perikles — Aspasia und einen vierten kann er ja natürlich nicht zugeben, den nämlich, daß seine Auffassung besagten Verhältnisses eine allzu rosige, will sagen, irrige sei. Und doch ist dies, unserer unmaßgeblichen Meinung nach, der Fall. Was der Verfasser alles über Aspasia weiß und sich zurecht combinirt, entstammt derselben cupido sciendi, die z. B. auf p. 266 es zu einem förmlichen großartigen Register der über Stesimbrotus und Plutarch's Thun und Treiben erschlossenen Thatsachen gebracht hat. Wir können hierorts natürlich auf die Einzelheiten nicht eingehen, und bemerken blos, als Gesammteindruck, den des Verfassers Versuch auf uns gemacht hat: Er hat (was übrigens nicht schwer war und auch schon vor ihm mehr als einmal geleistet wurde) die gröbsten Makel von der Milesierin entfernt, aber der Beweis, daß sie eine durch höchste Tugend ausgezeichnete Frau gewesen und was ihr alles von Komikern und Nichtkomikern nachgeredet werde, nur pure Verleumdung sei, daß selbst durch kritische Destillation kein Tröpfchen unlauteren Wassers aus diesem Wust und Quark herausrinne und daß Aspasia als wirkliches und legitimes Eheweib des Perikles anzusehen sei, dieser Beweis ist als nicht erbracht anzusehen. So ganz ins Blaue hinein verleumden selbst die Komiker nicht, und das „semper aliquid haeret“ ist hier nur der entsprechende Revers zu dem „semper aliquid adest“. Selbst Sokrates gab Grund zu seiner Zeichnung bei Aristophanes. Das ist allerdings wahr: Puncto Umgang mit Männern mochte die Jonierin freiere Ansichten nach Athen bringen, als hier üblich war, ebenso wahr (wenigstens subjectiv im höchsten Grade wahrscheinlich) ist es, daß ein Mann wie Perikles sein Herz nicht konnte an eine Dirne hängen — aber was der Verfasser Positives construiren will, das ist mehr als bloße Hypothese, oder weniger, wenn man will, es gränzt zuweilen an Hallucination. Oder wie soll man es nennen, wenn der Verfasser auf nichts als ein romantisches Luftgebild sich stützend, das seine Phantasie ihm vorgaukelt, sogar den Sokrates in die milesische Sirene sich verlieben, und auf den Perikles eifersüchtig werden läßt? Und mehr als das: wenn die Qual verschmähter Liebe in dem Philosophen den Geist des Spottes und der Bitterkeit entfesselt, das so oft die Sonnenhelle seines Gemüts trübt? Liebesgram und Verbitterung um Aspasia's willen! Das sind arge Flecken in dem schönen Gemälde, das der Verfasser vor uns entrollt; Flecken, die man wohl der Erstlingsarbeit eines paradoxensüchtigen Schriftstellers, nicht aber der nüchternen Kritik eines bei ernster Arbeit alt gewordenen Forschers verzeiht und die uns um so mehr verstimmen, als der Verfasser an die Arbeiten und Ansichten anderer Gelehrter den strengsten, unerbittlichsten Maßstab anlegt. Wenn Robert Hamerling in seinem (über Gebühr erhobenen) Roman „Aspasia“ ein ähnliches Motiv ausgesponnen hätte, wohl, er wäre in seinem Rechte gewesen. A. Schmidt in Jena wird hoffentlich dieses Recht nicht in Anspruch nehmen und muß sich's gefallen lassen, wenn man in einem gediegenen Werk, wie das seine, über solche Romantik unmutig den Kopf schüttelt.

Oesterreich.

Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Schon vor Jahren habe ich in diesen Blättern über den Zweck und die Tendenzen dieses deutschen Vereines in Böhmen berichtet*). Damals hatte dieses für das Deutschthum in Böhmen höchst ersprießliche Organ zehn Jahre eines wirkungsreichen Bestandes hinter sich, und ich konnte berichten, daß der Verein in den besonderen Punkten seines Programmes: „die Aufhellung der Geschichte der Deutschen in Böhmen, die Verbreitung der Kenntniß derselben und die Sammlung und Erhaltung der bezüglichen Quellen“ bereits eine eifrige und anerkennenswerthe Thätigkeit entfaltet hatte.

Bis heute sind wieder fünf Jahre abgelaufen. Innerhalb dieser hat die Arbeit des Vereines auf der selbstgezogenen Bahn sich nicht blos in derselben rastlosen und erfolgreichen Weise wie vordem bethätigt, sondern dieselbe zeigte sich in noch höherem Grade rege und bedeutend, indem die Lust und Liebe der Schaffenden nach immer günstigeren Erfolgen ihrer Thätigkeit zunahm, und anderseits sich die Zahl der Thätigen von Jahr zu Jahr mehrte.

Ich will hier nicht nochmals zum Überflusse erörtern, warum sich vor fünfzehn Jahren der Verein constituirte und worin im Besonderen die Aufgaben seiner Wirksamkeit bestehen, sondern ich will nur einen kurzen Bericht über die letzten fünf Jahre der Thätigkeit des Vereins erstatten, ohne es jedoch zu versuchen,

*) Jahrgang 1872, Nr. 13. S. 163.

die genaue Summe der ganzen Arbeit zu ziehen, da Raum und Bestimmung dieser Blätter es nicht erlauben.

In den „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen", die sich nicht blos im Inlande, sondern schon seit längerer Zeit auch im Auslande des Rufes eines gediegenen wissenschaftlichen Werthes erfreuen, hat sich auch innerhalb der letzten fünf Jahre ein höchst schätzenswerthes Material für die allgemeine und für die Kulturgeschichte der Deutschen in Böhmen angesammelt. Indem ich in dem Nachfolgenden von der in den „Mittheilungen" niedergelegten reichhaltigen Literatur nur Einzelnes und das Allerwichtigste nenne, will ich dadurch die eben ausgesprochene Behauptung zu beweisen suchen, daß in dieser periodischen Schrift des Vereines die ergiebigsten Quellen für eine umfangreiche und allseitige Geschichte der Deutschen in Böhmen zusammenfließen.

Wir finden da: Von Dr. Gustav Laube: „Aus Joachimsthals Vergangenheit", eine Abhandlung, die in den Capiteln „Gründung und Blüthezeit Joachimsthals", „Georg Agricola" und „Johannes Matthesius" einen bedeutenden Beitrag zur Geschichte der deutschen Wissenschaft in Böhmen bringt. Diese eingehende und höchst werthvolle Arbeit wurde nach ihrem Erscheinen in ausführlicher Weise in diesen Blättern gewürdigt*). Von demselben Verfasser: „Über Reste vorchristlicher Cultur aus der Gegend von Teplitz." Von Jos. Stocklöw: „Geschichte der Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge" und „Geschichte der Burg Pürstein." Von C. B. v. Hansgirg: Die Biographie und Charakteristik Moriz Hartmanns und das Lebens- und Literaturbild des deutsch-böhmischen Dichters Uffo Horn. Von Dr. Richard Andree den sehr werthvollen Aufsatz: „Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom sechzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart." Von Dr. Edm. Schebek „Zur Geschichte der Gegenreformation in Böhmen" und „Wallensteiniana in Memoiren, Briefen und Urkunden." Von Professor Rud. Müller die vorzüglichen biographischen Studien „Künstler der Neuzeit Böhmens." Von Dr. Franz Mayer: „Die volkswirthschaftlichen Zustände Böhmens um das Jahr 1770." Von A. Prochazka die fleißige und bis in die Details ausgearbeitete Abhandlung „das deutsche Sprachgebiet in Böhmen." Von Dr. Ludw. Schlesinger, dem rastlosen Forscher auf dem Gebiete der heimischen Geschichte und dem Redacteur der „Mittheilungen": „Deutschböhmische Dorfweisthümer." Von Oskar Gluth: „Die Wahl Ferdinands I zum Könige von Böhmen" u. A. Daneben läuft eine reiche Literatur zur Geschichte einzelner deutscher Städte in Böhmen, z. B. von Saaz (von L. Schlesinger), von Kaaden (von demselben), von Arnau (von C. Leeder), von Taus (von demselben,) von Eger (von Dr. Franz Kürschner), von Osegg (von Professor Bernhard Scheinpflug), von Plaß (von demselben), von Unterhaid (von Professor Dr. Math. Pangerl), von Aussig (von J. E. Födisch), von Tachau (von J. Walfried) und von Mies (von Dr. Ludwig Chevalier.)

Von den werthvolleren und auch für ein größeres Publikum interessanten Abhandlungen der „Mittheilungen" sind von dem Vereine auch separate Ausgaben veranstaltet worden. Außer diesen Publicationen der in der Vereinsschrift erschienenen wissenschaftlichen Arbeiten hat der Verein auch drei größere Werke herausgegeben: das vortreffliche Werk: „Caspar Bruschius", einen Beitrag zur Geschichte des Humanismus und der Reformation von Professor Adalbert Horawitz**), „das Stadtbuch von Brür bis zum Jahre 1526" von Dr. Ludw. Schlesinger und den ersten Band von Professor Dr. Ed. Martin's „Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen", der den „Wilhelm von Wenden", ein Gedicht von Ulrich von Eschenbach, herausgegeben von Wendelin Toischer, enthält. Das letzte Buch ist auch bereits in dieser Zeitschrift genannt worden*).

Besondere Aufmerksamkeit verdient das letzte Heft der „Mittheilungen" (Nr. 1. 16. Jahrgang). Dasselbe bringt zuerst einen Bericht über den Stand und die Thätigkeit des Vereines während des letzten Jahres. Hierauf belehrt uns ein sehr interessanter Bericht über die Kunstsammlung des Vereins. Als letzterer 1861/62 gegründet wurde, hatte man auch die Bildung des Museums der Deutschen in Böhmen im Auge, in welchem selbstverständlich die Erzeugnisse der Kunst nicht fehlen durften. Man sammelte also vor Allem Handzeichnungen, Stiche und Radirungen böhmischer Künstler. Dann suchte man aber auch werthvolle Stiche ausländischer Meister, sowie historisch interessante Stücke, als Portraite, Ortsansichten u. dgl. zu erwerben, und so gelang es, durch Schenkungen und Käufe bis jetzt in dieser Kunstsammlung einen Gesammtbestand zu erzielen, der nicht mehr nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden zählt. Die Collection der böhmischen Meister enthält nach dem Berichte die fast vollständigen Werke der Balzer, Bergler, Berka, Drda, Döbler u. A. Vom Professor Dr. Math. Pangerl, dem umsichtigen und gewissenhaften Geschäftsleiter des Vereines, folgt dann ein weitläufiger Bericht über die am 29. Juni 1877 abgehaltene siebente Wanderversammlung, die in Krumau stattgefunden hat. Dieser Bericht verdient namentlich dadurch unsere lebhafte Aufmerksamkeit, daß er die zwei vortrefflichen Vorträge vollinhaltlich bringt, die bei der Wanderversammlung abgehalten wurden. Der erste, von dem ausgezeichneten Germanisten Professor Dr. Ernst Martin, hatte die deutsche Literatur Böhmens im Mittelalter zum Inhalte, der zweite, von dem Geschäftsleiter Dr. Math. Pangerl, handelte über Städtegründer und Städtegründungen in Böhmen und Mähren.

Uns interessirt besonders der erste.

Professor E. Martin gesteht wohl zu, daß er das Material zu einer vollständigen, ausführlichen und wissenschaftlichen Behandlung dieses Gegenstandes nicht beisammen habe, schon deswegen nicht, weil nicht alle hierher gehörigen Werke vollständig bekannt sind und viele derselben nur in den Handschriften, nicht aber gedruckt vorliegen. Aber dennoch bietet sein Vortrag keineswegs ein mageres Bild von dem deutschen Literaturleben in Böhmen während des Mittelalters. Wir wollen den Ausführungen des Vortrages hier nicht folgen, gestehen aber, daß durch die Andeutungen Martin's über die theilweise schon begonnenen, theilweise in sichere Aussicht genommenen Bearbeitungen und Ausgaben der wichtigsten deutschen Literaturdenkmäler Böhmens im Mittelalter unsere besondere Aufmerksamkeit diesen nicht mehr weit ausstehenden Publicationen zugelenkt worden ist. Wir werden bei deren Erscheinen Gelegenheit finden, von diesen Zeugnissen für den bedeutenden Antheil, den Böhmen im Mittelalter an der deutschen nationalen Literatur gehabt, in diesen Blättern Notiz zu nehmen. An dieser Stelle wollen wir nur das beachtenswerthe Programm der „Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen" anzeigen.

Wendelin Toischer, der Herausgeber Wilhelm's von Wenden des Ulrich von Eschenbach, bereitet desselben Verfassers Gedicht, die dem Könige Wenzel II. gewidmete Alexandreis (nach Gualtherus

*) Jahrgang 1873, Nr. 30. S. 437.

**) Prag und Wien, 1874.

*) Jahrgang 1877, Nr. 17. S. 249.

de Castellione bearbeitet und durch Benutzung des lateinischen Historikers Curtius einigermaßen der geschichtlichen Wirklichkeit näher gebracht), vor. In diesem Gedichte giebt Ulrich von Eschenbach selbst Böhmen als sein Heimatsland an. Die Herausgabe der zwei kleineren Gedichte „von des böhmischen Ritters Johann von Michelsberg Ritterfahrt in Frankreich" und des Gedichtes vom heiligen Kreuze des Heinrich von Freiberg, dessen Heimat nach Teischer's Erkenntniß ebenfalls Böhmen ist, nimmt Alois Hruschka in die Hand. Der von Heinrich von Freiberg für den böhmischen Edlen Raimund von Lichtenburg gedichtete Tristan, eine Fortsetzung des Gedichtes Gottfrieds von Straßburg, wird in der Bibliothek nicht berücksichtigt, da schon v. d. Hagen einen Druck desselben veranstaltet hat. Aus dem vierzehnten Jahrhunderte stammt das Marienlob eines grauen Mönchs von Pomuk, vom Dichter selbst das „Blümel" genannt. Eine kritische Bearbeitung dieses bereits 1871 in den Wiener Sitzungsberichten abgedruckten Productes wird für die Bibliothek Bachmann besorgen. Die Bearbeitung der Lebensgeschichte des heiligen Hieronymus, des bedeutendsten Werkes des gelehrten Bischofs Johann von Olmütz, Kanzlers Karl's IV., wird auch zur Veröffentlichung in der Bibliothek in Aussicht genommen; ebenso die sogenannte Bibel Wenzel's, des Nachfolgers Karl's IV., da die sprachliche Ausbeute derselben keine geringe sein soll. Diese für Wenzel verfaßte Bibel, — eines der merkwürdigsten Besitzthümer der Hofbibliothek in Wien, — besteht aus 6 Foliobänden und enthält eine Verdeutschung des alten Testaments bis zum Propheten Ezechiel. Die zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts entstandene Schrift „der Ackermann in Böhmen", die Gervinus das vollkommenste Stück Prosa in unserer älteren Literatur nennt, ist von Johann Knieschek herausgegeben, als zweiter Band der Bibliothek erschienen. Den Abschluß der Bibliothek wird die Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bilden.

Joh. Neubauer.

England.

A Defence of Russia and the Christians of Turkey.*)

Es hat in den letzten Jahren nicht an literarischen Erscheinungen gefehlt, welche im Gegensatze zu so manchen principiell russenfeindlichen Büchern und Broschüren und im Gegensatze zu einem großen Theil der politischen Tagespresse, direct oder indirect Rußland gegen allerlei landläufige Urtheile vertheidigt haben; andererseits sind manche ernstwissenschaftliche Werke erschienen, welche das jedenfalls rüstige Aufstreben des mächtigen nordischen Reiches, beobachtend und beurtheilend begleiteten. Selbst englische Touristen, unter ihnen auch Damen, haben angefangen, das Land und Volk, seine Regierung und seine Institutionen, seine Natur- und Industriekräfte sehr viel eingehender und verständnißvoller zu beurtheilen, und das Buch von D. Mackenzie Wallace: „Russia". 2 Bände, London, Paris und New-York bei Cassel, Petter und Galpin, ist gewissermaßen als ein Vorläufer, ein Pionier für das Curiosum Sinclair's zu betrachten. In jedenfalls kühnen, wahrscheinlich auch vergeblichen Ankämpfen gegen die Strömung der öffentlichen Meinung in England, tritt das Parlaments-Mitglied Baronet Sinclair, als leidenschaftlicher Vertheidiger Rußlands, der Russen und alles Russischen, nicht etwa in einem oder einigen Leaders oder Pamphleten, sondern in zwei ponderosen Bänden auf, die allerdings von der britischen Lesewelt fast verschlungen werden, aber freilich von der Mehrzahl die härteste Abweisung erfahren, und in der That muß man den Muth des Baronets bewundern, der ausgesprochen vorgefaßten Meinung der überwältigenden Mehrzahl seiner Landsleute, in so schroffer, schonungsloser Weise entgegen zu treten, und zwar in der offen erklärten Absicht diese vorgefaßte Meinung der Engländer zu bekämpfen, deren Ungrund nachzuweisen, beide Staaten und Völker mit einander zu vergleichen und ihre Thaten an einander abzuwägen. Daß er es thut, ist das Recht des Autors; wie er es thut, eine Beleidigung seines Vaterlandes und seiner Landsleute.

„Golos", „Grashdanin" und „Nowaja Wrjema" in St. Petersburg haben nie so begeistert für Rußland und gegen England geschrieben, als der englische Baronet in seiner „Defence of Russia". „Es ist richtig, daß innerhalb der liberalen Parlaments-Opposition schon wiederholt seit dem Beginn der neuesten Orientwirren Mahnungen laut geworden sind, man möge Rußland nicht unterschätzen, möge es nicht fortwährend beleidigen, möge seiner Regierung nicht da entgegentreten, wo sie offenbar eine civilisirende Mission erfülle; aber allerdings sind diese Mahnungen und Warnungen eben nur aus den Interessen der Opposition und aus der augenblicklich nützlichen Parteitaktik hervorgegangen, so recht von Herzen und aus wirklicher Überzeugung kommen sie wohl nie. Mit unserem Autor ist das etwas Anderes. Mit einem wahren Bienenfleiß hat er — wie es scheint schon seit lange — Alles zusammengetragen, was seinem Zwecke nützen konnte; mit unerbittlicher Schärfe folgt er jedem Zuviel, jedem unüberlegten oder unvorsichtigen Worte im Parlament und in der Presse, und secirt es auf das Schonungsloseste, wobei denn allerdings manche Unwissenheit, mancher instinctive Haß und Neid, manches Überheben der Russophoben bloßgelegt und — was noch schlimmer ist, lächerlich gemacht wird; car, le ridicule tue! — Daß dies und zwar mit unverkennbar schriftstellerischer Befähigung, von einem Engländer und zwar grade jetzt — wir schreiben dies unter dem Eindruck der Nachricht vom Einlaufen der englischen Flotte in das Marmara-Meer — geschieht, ist eben das Curiose an der Erscheinung; begründet aber allerdings auch eine größere Bedeutung des Werkes, das sonst wohl kaum über den Charakter eines politischen Pamphlets hinausreichen würde. Baronet Sinclair geht mit solchem Eifer an seine Aufgabe, zeigt sich so belesen in der ganzen Literatur über, für und gegen Rußland, und spricht mit solcher Wärme von den üblen Folgen, welche ein Krieg und fortgesetzte Feindlichkeit gegen Rußland schließlich für Großbritannien haben könnten, daß man, wenn auch hin und wieder kopfschüttelnd, — doch immer weiter lesen muß und sich von dem „sonderbaren Schwärmer" gar nicht trennen kann. Selbst in Rußland wird man erstaunt sein, zwei solche Verehrer wie Mackenzie Wallace und Tollemache Sinclair unter den Engländern zu haben! Allerdings besteht zwischen beiden Autoren bei sonstigem Parallelismus, doch der wesentliche Unterschied, daß Wallace unparteiisch, — Sinclair aber in hohem Grade parteiisch für Rußland ist. Wallace räth seinen Landsleuten Mäßigung und bessere Kenntniß in ihren Urtheilen über Rußland; — Sinclair führt diese kenntnißlosen Urtheile dermaßen ad absurdum, führt solche Zahlen, Daten und Zeugnisse ins Gefecht, daß man sich wundern muß, außerhalb

*) By Sir Tollemache Sinclair, Baronet. Member of Parliament. London. Chapman and Hall. Piccadilly. 2. Bände, 252 und 257 Seiten. Mit zwei geographischen Karten und neun Caricaturen.

Rußlands, oder vielmehr gerade in England selbst, einem solchen Kenner und Erforscher russischer Dinge zu begegnen. Es läßt sich wohl begreifen, daß der Autor in seiner Vorrede (preface to sixth Thousand) von dem ungewöhnlichen Eindrucke spricht, den sein Werk gemacht, und ebenso begreiflich ist, daß er diese Vorrede zu einer Antwort, man kann wol sagen, Abfertigung seiner Kritiker benutzt, insofern diese ihm eine unenglische Gesinnung vorwerfen, und seinen Patriotismus bezweifeln. Kommt es wirklich zu einem ernstlichen Zerwürfniß zwischen Großbritannien und Rußland, — was Gott zum Heil der Welt verhüten möge! — so würde das Sinclair'sche Buch in der That den „englischen Interessen" nicht eben dienlich sein; es würde dann allerdings noch viel eifriger gelesen werden, als jetzt, in England selbst aber ein Anathema für seinen Autor herbeiführen. Hätte während des Krieges 1870—71 ein Franzose ein Buch herausgegeben, voll Lobes für die Politik, den Charakter, die Tapferkeit der deutschen Nation, voll von Vorwürfen über den Leichtsinn, mit welchem seine Landsleute den Krieg begonnen, über die Grund- und Rechtlosigkeit ihres Angriffes und ihrer Rufe: à Berlin! à Berlin!, über ihre Unkenntniß deutscher Kraft, Gesinnung und Opferfreudigkeit — so stände das allerdings auf derselben Stufe, wie diese „Defence of Russia" jetzt in England. Es wäre das ehrlich und mutig, aber nicht klug; unparteiisch, aber allerdings nicht französisch und jedenfalls ebenso wirkungslos gewesen, wie das in zwei Bänden auftretende Pamphlet des britischen Baronets!

Es ist ja diese wachsende, durch Ereignisse und Werke, durch Wettlauf und Schrift, durch natürliche und erkünstelte Concurrenz immer auf's Neue geschürte Animosität zweier mächtigen Nationen gegeneinander überhaupt ein trauriges Zeichen unserer Zeit und ihre fast unvermeidlich erscheinende Weiterwirkung eine Drohung für die Zukunft, vielleicht sogar nächste Zukunft, und diese Defence of Russia leider nur ein Zündstoff mehr, um nach beiden Seiten hin eine Explosion vorzubereiten. Allerdings sagt der Verfasser nichts positiv Falsches oder Übertriebenes über Rußland; im Gegentheil faßt er nur zusammen, was seit der Thronbesteigung des Kaisers Alexander II. nach und nach Anerkennendes von Rußland und den unverkennbaren Bestrebungen der ganzen russischen Nation für Civilisation, Bildung, Justiz, Wissen, Kunst und Industrie, in ganz Europa gesagt worden ist; er vertheidigt in der That Rußland auch nur da, wo es offenbar und handgreiflich ungerecht, animos und böswillig, sowohl in England, als in ganz Europa beurtheilt, oder angeschuldigt worden ist und wird; aber jede dieser Vertheidigungen zeiht England der Unkenntniß, der Unwissenheit, des Neides, der Eifersucht, und was allerdings das Schlimmste — für jeden Engländer naturgemäß auch das Verletzendste ist — der Ohnmacht und Schwäche, den Fortschritt des Gegners aufzuhalten; jedes seiner Argumente läuft darauf hinaus, zu beweisen, daß Rußland ein Gegner Englands weder ist, noch sein will, und daß England, seine Regierung, sein Parlament und seine Presse nicht müde werden, sich einen Gegner in Rußland heranzubilden, der gar nicht vorhanden ist, aber allerdings mit der Zeit nothgedrungen zu einem solchen werden muß, wenn der fortdauernde Angriff sich nicht bald aus eigener Erkenntniß seiner Unwirksamkeit mäßigt, oder durch Ereignisse erzwungen, gemäßigt wird. Auf die Länge geht es mit dem „esse delendam" nicht! Dem bösen Worte muß endlich die bösere That folgen, und das wäre eine schwere Calamität für ganz Europa. Könnte die Defence of Russia irgend etwas dazu beitragen, diese Calamität zu verhindern oder auch nur zu verzögern, so würden wir sie mit eben so vieler Freude begrüßen, als wir ihre Verdienstlichkeit anerkennen müssen, denn was der Baronet Sinclair sich zur Aufgabe gestellt, das hat er unzweifelhaft in seinem Werke erfüllt, vielleicht sogar zu vollständig erfüllt, um bei seinen Landsleuten auf Dank, oder auch nur auf eine gerechte Beurtheilung seiner Intentionen rechnen zu können. Man kann allerdings nur bedauern, daß die Türkei, die orientalische Frage, der Islam und die „Atrocities" einen so bedeutenden Raum in dieser Vertheidigung Rußlands einnehmen, weil gerade dadurch ihre Bedeutung verringert und die ganze Arbeit auf das Niveau der politischen Flugschrift herabgedrückt wird, die nichts soll und nichts will, als das Urtheil des Augenblicks bestimmen und Einfluß auf die Anschauung der Entscheidenden gewinnen. Was der Baronet Versöhnendes, Abmahnendes, Richtigstellendes mit Bezug auf die britischen Stimmungen und Vorurtheile oder Befürchtungen von Rußland sagt, wird für alle Zeit einen dauernden Werth behalten; was aber dabei an Gegnerschaft, Haß und Verachtung gegen die Türkei mit unterläuft, ist in diesem Augenblicke bereits durch die Erfolge der russischen Waffen, — man möchte sagen, antiquirt. So schlimm und vor allen Dingen so lächerlich sind die Türken nicht, wie sie hier und anderwärts geschildert werden, und wie die dem Defence of Russia sehr überflüssiger Weise beigegebenen Caricaturen sie darstellen. Diese maßlosen Angriffe und dieser leidenschaftliche Haß gegen alles Türkische und Muhamedanische sind jedenfalls keine Zierde des Buches. So wenig das britische Parlament je — ohne durch eine feindliche Invasion dazu gezwungen zu sein, — die allgemeine Militairdienstpflicht für Großbritannien einführen wird, so wenig kann ein Türke die politische oder sociale Gleichberechtigung eines Christen auf seinem Grund und Boden anerkennen, und muß eben dazu gezwungen werden, was ja nun geschehen ist, und zweifellos auch weiter geschehen wird. Wie gesagt, ist die gegen die Türkei gerichtete Polemik der Defence of Russia nicht in gleichem Maße mutig, unparteisch und gerechtfertigt, als es die Wahrheiten sind, welche der Autor England mit Bezug auf Selbstüberschätzung und Unterschätzung Anderer sagt. — Stolz, Selbstbewußtsein und Zuversicht sind ja bei jeder Nation, der die Geschichte ein Recht darauf gegeben, etwas sehr Erfreuliches und zu Ehrendes. Bei der britischen arten diese Charaktereigenschaften aber allerdings aus und werden anderen Nationen so empfindlich fühlbar, daß schon seit längerer Zeit Mißerfolge der englischen Politik, Rückschritt des englischen Handels und der Gewerbe, Schiedssprüche zu Ungunsten Englands, in den Staaten und von den Völkern des Continents mit einer Art von Genugthuung betrachtet werden. Das mag ungerecht sein, aber es läßt sich nicht leugnen, daß es so ist, und daß dieser Umschwung in der Achtung für — und in der Furcht vor England, sich faktisch zu Gunsten Rußlands vollzieht. Von den Veranlassungen zu dieser Erscheinung und ihren Ursachen haben wir in diesen Blättern nicht zu sprechen, und geschieht es ja reichlich genug in den dazu berechtigten politischen Journalen. Wir haben nur den literarischen Werth zu prüfen, der in seiner Specialität ein allerdings bedeutender ist, ja man möchte sagen, überhaupt in der englischen Literatur diese Specialität erst geschaffen hat, die schwerlich in gleicher Art und gleicher Vehemenz weitere Pflege finden wird. Daß sie nach allem Bisherigen eine „unenglische" genannt werden muß, mag ja nach dem Standpunkt, nach den Sympathien oder Antipathien des Lesers richtig oder unrichtig sein, jedenfalls ist Gleiches, oder auch nur Ähnliches in der englischen Literatur noch nicht dagewesen, denn das Parlamentsmitglied Sinclair greift nicht allein die Regierung, sämmtliche

Parteien und die ganze Tagespresse, sondern auch das ganze britische Volk, seine Anschauungen, seine Urtheilslosigkeit, seine Unkenntniß, seinen Stolz und seine Exclusivität an.

Man braucht nur die Überschriften der einzelnen Abschnitte des Werkes zu lesen, um sofort zu wissen, was man, sehr unerwarteter Weise, von ihm zu erwarten hat. Die „Wahrheit über Rußland" ganz im Sinne von Mackenzie Wallace, von Haxthausen und aller für russophil geltenden Anschauungen. „Das Testament Peters des Großen", als napoleonisches Machwerk nachgewiesen; „Skizze der früheren und jetzigen Phasen der orientalischen Frage", ein für England besonders unerfreuliches Thema, das allerdings von dem darauf folgenden „Wahrscheinliche Erfolge des Russisch-Türkischen Krieges" in seiner Unerfreulichkeit für England noch übertroffen wird, obgleich es schon vor dem Falle Plewna's geschrieben ist. Der „entlarvte Mahomedanismus", „Der Sultan keineswegs das Oberhaupt der mahomedanischen Religion", Der „unspeakable Turk." „Polen, vom Standpunkt der gesunden Vernunft betrachtet", „Wohlwollender Despotismus besser, als eine bedrückende parlamentarische Regierung"—„Zurückweisung für den Oberst Mansfield", „Der Ost-Indische Alp", „Wir müssen das griechische Kaiserreich wieder herstellen". So viel im ersten Bande. Im zweiten giebt es Parlaments-Reden der Opposition gegen die Politik des Lord Beaconsfield, Zeitungs-Artikel und Auszüge aus Büchern, welche wohlwollend über Rußland und unfreundlich über England urtheilen. Den Schluß macht der Autor mit folgender „Illustration der vollständigen Unmöglichkeit einen Engländer an irgend etwas glauben zu machen, was gegen seine vorgefaßte Meinung ist": „Mit Ausnahme einiger Geographen, glaubt jeder Engländer fest, daß „John O'Groats House" die nördlichste Spitze des britischen Festlandes ist, obgleich jede Karte nachweist, daß Dunnet-Head noch bedeutend nördlicher liegt. Demgemäß machen jährlich hunderte von Touristen mit großen Kosten die Reise nach John O'Groats House, während kaum Einer Dunnet-Head besucht, und das ist um so verwunderlicher, als Dunnet-Head leichter erreicht werden kann und den Anblick eines beinah senkrecht in's Meer abfallenden Vorgebirges gewährt, während man bei John O'Groats House nichts als niedrige Sand-Dünen sieht; und überhaupt kein Haus dort vorhanden, nach meiner Überzeugung, auch niemals ein Haus dort vorhanden gewesen ist.

Sogar Ihre Königlichen Hoheiten, der Prinz und die Prinzessin von Wales, so wie General Grant, früher Präsident der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wollten meinem Rate nicht folgen, lieber Dunnet-Head als John O'Groats House zu besuchen, und ließen sich ebenfalls nicht überzeugen, daß Dunnet-Head doch noch nördlicher liegt als John O'Groats House. Es war dies, als die genannten hohen Personen mich auf Thurso Castle besuchten. So wird denn auch wohl noch weiter der alte Spruch fortleben: „Großbritanniens Festland reicht von Cap Landsend in Cornwall bis zu John O'Groats House in Caithneß; obgleich Dunnet-Head: Landes Anfang heißt, und schon darin der Beweis für den Irrthum liegen sollte. Landes Ende und Landes Anfang.

Wenn es also möglich ist, daß Engländer in einem Falle, der weder die „britischen Interessen" noch den Nationalstolz, noch irgend ein patriotisches Gefühl berührt, auf so absurde Weise an einem handgreiflichen und einleuchtenden Irrthum festhalten, so braucht man sich auch nicht darüber zu wundern, wenn sie sich an eine gleich irrige und ebenso allgemein verbreitete Idee anklammern, und zwar an die, daß die Türkei von je her unser Freund und Rußland zu allen Zeiten unser Feind war. Im Unterhause habe ich durch Aufzählung historischer Daten und Anführung des Zeugnisses hervorragender Männer das diametrale Gegentheil dieser vorgefaßten Idee einer russischen Feindschaft nachgewiesen. Kaum hatte ich mich niedergesetzt, als ein Redner nach dem anderen aufstand und Alles das wiederholte, was ich so eben als unwahr bewiesen hatte. Mir hatte man mit Unaufmerksamkeit und Unglauben zugehört, meine Gegner wurden mit Beifall überschüttet".

Das sagt ein britisches Parlaments-Mitglied, und sein Buch ist in London gedruckt.

Vergessen dürfen wir für unsere deutschen Leser nicht anzuführen, daß Sir Tollemache Sinclair derselbe ist, welcher während des letzten deutsch-französischen Krieges so lebhaft Partei für Deutschland, seine Heere und seine Politik nahm, daß er seinen Landsleuten in eben so offenherzigen als stilistisch zwanglosen Briefen und Zeitungs-Artikeln bewies, Deutschland kämpfe mit für England und jeder erschossene preußische Soldat rette einem künftigen englischen Soldaten das Leben, wenn es dem Grafen Bismarck gelinge, die französische Nation auf längere Zeit kampfunfähig zu machen; denn Frankreich sei der böseste, der verbittertste Feind Englands und würde nie die Lust und den Wunsch aufgeben, Großbritannien von seiner Höhe herabzustürzen. Auch damals fand er in England taube Ohren, obgleich er als Augenzeuge schrieb, — denn er besuchte die deutschen Hauptquartiere und Schlachtfelder, um sich zu überzeugen, was von den „Grausamkeiten, Mißhandlungen und Schandthaten" wahr sei, deren Schilderungen von französischen Federn herrührend, englische Zeitungen so bereitwillig Raum gewährten. Wir wissen jetzt, daß Sir Sinclair damals richtig urtheilte und richtig voraussah. Sollte das auch in der gegenwärtigen orientalischen Frage der Fall sein? Außer jenem Irrthum mit Dunnet-Head und John O'Groats House, giebt es in England noch einen, von aller Welt wiederholten, aber faktisch durch Nichts bewiesenen Satz: Wer Constantinopel besitzt, beherrscht die Welt! Vergebens recapitulirt man sein Pensum Geschichte bis Ober-Sekunda, um irgend einen Anhalt für diese, durch Nichts unterstützte Behauptung zu finden; dessenungeachtet setzt sie ihren Kreislauf unermüdet durch alle möglichen Zeitungen und selbst Bücher fort. Ein Landsend ist Constantinopel allerdings auch, aber ein Landeshaupt oder Landesanfang ist es nie gewesen, und mehr Bedeutung als jede andere Landeshauptstadt — wohl verstanden zur Zeit der Macht ihres Landes, — hat auch Constantinopel nie gehabt; für Rußland aber könnte der Besitz von Constantinopel das Ende des mächtigen Zarenreiches werden!

Frankreich.

Französische Romanliteratur.

Cherbuliez: Samuel Brohl.*)

Cherbuliez' neuester Roman hat in Frankreich viel Beifall gefunden, sowol bei der Kritik (die man stellenweise Reclame nennen möchte) als bei dem lesenden Publikum, und auch bei uns wird er sich einen Leserkreis erwerben unter Leuten, die von

*) Samuel Brohl et Compagnie par Victor Cherbuliez. Paris, 1877.

einer Lectüre vor Allem beanspruchen, daß sie amüsant sei. Das ist Cherbuliez' neuestes Werk, amüsant und spannend dazu, beides Eigenschaften, die für einen Roman wünschenswerth sind, aber nicht genügen, um ihn zu einem guten, geschweige einem vorzüglichen zu machen. Cherbuliez schreibt höchst elegant, mit vollendeter Routine, sein Dialog ist brillant und scharf pointirt, aber von einem Schriftsteller von so bedeutender Begabung, wie sie einige seiner frühern Werke, z. B. „Le Prince Vitale" bekunden, verlangt man mehr, als daß er seine glänzenden Gaben für die oberflächliche Unterhaltung müßiger Romanleser verwende. Er verfährt als Romanschreiber wie jene Dramatiker, die auf den Effekt nicht des Ganzen, sondern der einzelnen Situationen hinarbeiten, und um ein geistreiches Wort anzubringen, keine Rücksicht auf die dramatische und psychologische Wahrheit nehmen. Die Fäden der Intrigue sind fein gesponnen und geschickt verschürzt, der Leser wird bis zuletzt in Spannung erhalten und durch immer neue Wendungen überrascht, über die ganze Erzählung ist das künstliche Licht der Wahrscheinlichkeit ausgegossen, — nicht der Sonnenschein der Wahrheit und eben weil die echte, lebensfrische Wahrheit fehlt, wird ein Leser von Geschmack für keine der dargestellten Personen tieferes Interesse oder für ihr Schicksal wirkliche Theilnahme empfinden. Er wird vielleicht darauf neugierig sein, was nun komme und wie es ende, dabei aber, bewußt oder unbewußt, das Gefühl haben: eigentlich ist doch Alles ganz anders, als es sein müßte. — Der Held, oder besser gesagt, die Hauptperson dieses Romans ist ein polnischer Jude, Samuel Brohl, der Sohn eines Gastwirthes, der durch allerlei Wechselfälle seines bewegten Lebens dazu kommt, der Freund und Begleiter des polnischen Grafen Larinski zu werden. Dieser Graf stirbt in großer Armut, Brohl bemächtigt sich seines Nachlasses, der an sich werthlos, für ihn vom höchsten Werthe ist: im Besitz sämmtlicher Legitimationspapiere des Grafen und vertraut mit dessen Lebensgeschichte, glaubt er, das Ziel seines ehrgeizigen Strebens erreicht zu haben. — Samuel Brohl existirt für die Welt nicht mehr, er ist fortan der Graf Larinski. Als solcher wird er auch zuerst dem Leser vorgeführt und unter dieser Maske gewinnt er das Herz einer reichen Erbin, einer höchst excentrischen jungen Französin. Antoinette ist mit allen Eigenschaften ausgestattet, die einer Romanheldin geziemen: selbstverständlich will sie nicht den jungen Langis heiraten, den sie von Jugend auf kennt, und den ihre Verwandten für sie bestimmt haben; ihr schwebt ein anderes Ideal vor, dessen Verwirklichung sie in dem polnischen Grafen zu finden glaubt. Dieser führt seinen Plan, sie zu gewinnen, auf's Raffinirteste durch. Der großen Geschicklichkeit, welche der Verfasser hierbei entwickelt, sieht man mit ähnlichem Vergnügen zu, wie den virtuosen Leistungen eines ausgezeichneten Jongleurs. In ähnlicher Weise interessant sind dann die Gegenmanöver der andern Partei, bei denen Antoinettes Pathin, eine Verwandte des jungen Langis, die Hauptrolle spielt. Diese alte Dame ist eine der gelungensten Figuren des Buches, die am wenigsten innerlich unwahre. Auch sie wird indessen ganz und gar von dem feinen Betrüger umgarnt. Alle ihre Nachforschungen über den Grafen Larinski ergeben nur Günstiges; seine Liebenswürdigkeit, seine glänzenden Talente bezaubern sie fast ebenso sehr als Antoinette. Der aufmerksame Leser hegt freilich von Anfang an Argwohn gegen den Grafen, und nun deckt der geschickte Taschenspieler seine Karten auf, indem er uns die Antecedentien dieses Pseudo-Aristokraten erzählt und zwar ohne dadurch das Interesse (insoweit selbiges überhaupt erregt ist) an dem weiteren Verlauf der Erzählung abzuschwächen. Bei aller Anerkennung für das Geschick des Erzählers hört man ihm aber doch mit einem gewissen Mißbehagen zu; es widerstrebt dem gesunden Gefühl, daß ein reines edel denkendes Mädchen ihre Liebe an einen Abenteurer wegwirft und daß dieser, im Grunde ein schlauer berechnender Betrüger, dessen früherem Leben manche Gemeinheit anhaftet, zugleich mit allen möglichen glänzenden Eigenschaften der Erscheinung und des Geistes ausgestattet erscheint, die seiner Umgebung imponiren und ihn derselben gewissermaßen überlegen machen. In der elften Stunde, kurz vor seiner Vermählung mit Antoinette, wird Samuel Brohl durch einen Zufall entlarvt. Der junge Langis, welcher den Grafen Larinski gefordert hat, weigert sich nun, mit dem Betrüger Brohl zu fechten. Er will aber um jeden Preis von demselben Antoinettens Bild und ihre Briefe zurückerlangen, und Brohl liefert sie ihm, nach langem Hin- und Herhandeln, für fünf und zwanzigtausend Franken aus. Als der Jude das Geld in der Hand hat, bittet er Langis, noch einen Augenblick zu warten; er hält die Banknoten an das Licht und läßt sie langsam verbrennen, — nun, meint er, könne Langis sich nicht mehr weigern, das Duell mit ihm auszufechten. Durch diesen Theatercoup soll Brohl vermuthlich auch in des Lesers Augen edel und interessant erscheinen; aber einfacher wäre es doch gewesen, daß er die Briefe herausgegeben hätte, ohne so lange zu schachern und anderer Leute Geld zu verbrennen! — Daß Antoinette sich entschließt, den braven, aber etwas farblosen Langis zu heiraten, ist nicht eben überraschend, giebt aber der hochromantischen Geschichte den vom Leihbibliothekleser gewünschten alltäglichen Abschluß. Man könnte sich ausmalen, wie der gute Langis seine Frau später mitunter an ihre Verblendung erinnere, um ihr recht klar zu machen, welcher Gefahr sie glücklich entgangen sei, und wie die heißblütige Antoinette ihrerseits vielleicht im Stillen darüber grübele, weshalb brave verständige Männer nicht so anziehend und interessant seien, wie elegante Abenteurer — doch nein, das sind Gedanken, auf die man nicht geräth: diese Gestalten leben nicht fort für uns, sie sind Romanfiguren, die ihre Rolle ausgespielt haben, wenn das Buch zu Ende ist. E. R.

Italien.

Italien und der künftige Papst.

Nur um wenige Wochen hat der letzte Papst-König den ersten König von Italien überlebt. Die Hand des Todes, die vor Kurzem so unvermutet an die Pforte des Quirinals pochte, hat jetzt den Vatican getroffen. Pius IX., der die Regierungsjahre aller seiner Vorgänger auf dem Stuhle des heiligen Petrus hinter sich gelassen hat, ist dem Gesetze aller Sterblichen gefolgt; sein Leichnam wird, nachdem die prunkvollen Ceremonien in der grandiosen Halle der Peterskirche vorüber sein werden, nach dem Wunsche des Verstorbenen in der Basilika des heiligen Lorenz vor den Thoren der ewigen Stadt die letzte Ruhestätte finden. Schon rüstet sich der höchste Areopag der katholischen Kirche, um in den hergebrachten Formen der Papstwahl der dreifachen Krone einen neuen Träger zu geben.

Trotz Allem, was über die Gefangenschaft des letzten Papstes seit 1870 gesagt und geklagt worden ist, spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Conclave in Rom stattfinden werde. Die Mehrheit des Cardinal-Collegiums erachtet, wenn die darüber vorliegenden Nachrichten sich bewahrheiten, die Garantien, mit

denen die Gesetzgebung des Königreichs Italien die Person und das Amt des Oberhauptes der Kirche umgiebt, für ausreichend, um die Freiheit der Papstwahl zu sichern. Manche Anzeichen deuten darauf hin, daß die Wähler darauf bedacht sein werden, urbi et orbi möglichst bald die Botschaft zu verkünden: Habemus papam.*)

Wessen Name aus den verwickelten Skrutinien, in denen die Wahl sich zu vollziehen hat, als Nachfolger Pius des Neunten hervorgehen wird, darüber ist es, Bonghi's Buch vom künftigen Papste oder auch nur den Gothaischen Hofkalender in der Hand, Jedermann leicht, Vermutungen aufzustellen. In den politischen Blättern werden die Aussichten dieses oder jenes Cardinals abgewogen, die Personen der voraussichtlich in Frage kommenden Candidaten, der papabili, gemustert. Diesen Zeilen liegt die Absicht fern, die Zahl der bereits vorgebrachten Conjecturen zu vermehren. Sie bescheiden sich, daß der Ausgang eines an sich so complicirten und von so verschiedenartigen Einflüssen beherrschten Verfahrens vor der Verkündigung des thatsächlichen Ergebnisses erfahrungsmäßig vollkommen ungewiß ist. Wer als Papst ins Conclave geht, kommt, wie ein bezeichnendes römisches Sprichwort sagt, als Cardinal wieder heraus.

Eines aber darf schon jetzt als sicher bezeichnet werden. Wen immer die Wahl treffen möge: der künftige Papst wird innerlich und äußerlich das Verhältniß nicht fortsetzen können, in welchem sein Vorgänger zu der Nation, der seit mehr als dreihundert Jahren ununterbrochen alle Päpste entnommen worden sind, gestanden hat.

Pius IX. hat nie aufgehört, sich als den rechtmäßigen Beherrscher des Kirchenstaats zu betrachten. Den weltgeschichtlichen Ereignissen, welche der Kleinstaaterei in Italien ein Ende machten, hat er niemals eine andere Bedeutung beigemessen, als die vorübergehender Usurpation. Ihm stand es unerschütterlich fest, daß in Rom Niemand außer ihm die Krone zu tragen berechtigt sei. Um diesen Anspruch aufrecht zu erhalten, erwählte er beim Einzuge der italienischen Armee in Rom freiwillig das Loos der Gefangenschaft, an deren Fiction er bis zum letzten Athemzuge auf das Consequenteste festgehalten hat. Durch seinen Tod ist diese Legende, deren sich der katholische Klerus in ausgedehntestem Maße zu bedienen gewußt hat, unwiederbringlich zerstört. Unter dem Schutze der italienischen Regierung wird sein Nachfolger zu Rom erwählt; indem seine Wähler sich dort versammeln, erkennen sie an, daß trotz des Unterganges der weltlichen Macht der Papst in Rom frei gewählt werden, frei den apostolischen Stuhl besteigen kann. Wer so in den Vatican einzieht, kann dort die Rolle des Gefangenen nicht wieder aufnehmen. Frei von den Schranken, welche diese Rolle dem bisherigen Oberhaupte der katholischen Kirche auferlegte, wird sich sein Nachfolger in Rom zu bewegen haben, aber auch ohne die Waffen, welche Pius IX. eben dieser Gefangenschaft in so ausgiebigem Maße zu entlehnen gewußt hat.

Der neue Papst wird sich zu der Regierung und zum Volke von Italien von selbst in ein anderes Verhältniß gesetzt sehen, als sein Vorgänger. Dieser hatte in Wirklichkeit noch ein volles Vierteljahrhundert als weltlicher Herrscher über Rom gewaltet; er hatte die Vereinigung des Patrimoniums Petri mit dem neu erstandenen Königreich Italien nicht blos als eine Beraubung der Kirche, sondern auch als eine ihm persönlich widerfahrene Vergewaltigung empfunden: er blieb bis zu seinem Tode im Vollgefühl der Legitimität gegenüber einer revolutionären, usurpatorischen Gewaltherrschaft. Sein Nachfolger findet die italienische Regierung in Rom vor; sie ist die gesetzlich bestehende Obrigkeit; der König des Landes trägt seine Krone kraft Erbrechts; Europa hat ihm an dem Tage, da er den Thron bestieg, auf das Unzweideutigste bezeugt, daß sein Reich von allen übrigen Mächten als ein zu Recht bestehendes anerkannt wird. Sicherlich hieße es zu viel von dem neuen Papste verlangen, wollte man von ihm eine Anerkennung des Königreichs Italien, einen Verzicht auf den Kirchenstaat erwarten. Möge der Nachfolger des neunten Pius aus den Reihen der Intransigenten oder aus denen der gemäßigteren Mitglieder des Cardinal-Collegiums hervorgehen: gewiß wird er und wohl noch eine lange Reihe von Päpsten nach ihm den Rechtsanspruch des päpstlichen Stuhls auf seinen alten Länderbesitz formell aufrecht halten. An Protesten und Rechtsverwahrungen in bekanntem Kurialstil wird es nicht fehlen. Allein es ist weder nothwendig noch wahrscheinlich, daß der neue Papst wirklich beanspruchen sollte, der legitime Fürst des ehemaligen Kirchenstaats zu sein. Die Könige von England haben sich noch lange Zeit Könige von Frankreich genannt, nachdem sie thatsächlich aufgehört hatten, den Bourbonen den Besitz des französischen Thrones streitig zu machen. Der Kaiser von Oesterreich heißt noch heutigen Tages König von Jerusalem, ohne daß es ihm einfiele, als Prätendent für die Krone Gottfrieds von Bouillon aufzutreten. Auch ohne förmlichen Verzicht auf das Patrimonium Petri ist es keineswegs undenkbar, daß der künftige Papst mit der Regierung und dem Volke von Italien auf friedlichem Fuße leben werde.

Auch innerlich wird er zu den Italienern anders stehen als Pius IX. Statt des politischen Primats, den die neoguelphische Richtung dem Cardinal Giovanni Mastai bei seiner Thronbesteigung entgegenbrachte, bemühen sich die heutigen Wortführer der italienischen Publicistik, das päpstliche Amt als ein ausschließlich kirchliches darzustellen. Wir haben neulich in diesen Blättern gesehen, daß der letzte Unterrichts-Minister des Cabinets Minghetti, indem er ausschließlich die innerkirchliche Seite der künftigen Stellung des Papstes betonte, sich gegen die Ausübung des mehreren Mächten laut Herkommen zustehenden Rechtes der Ausschließung eines ihnen nicht genehmen Candidaten von der Papstwahl erklärt hat. Wie Bonghi, so spricht sich jetzt auch Herr Minghetti selber in einer vor Kurzem erschienenen Schrift*) für die vollständige Trennung von Kirche und Staat aus. Von ihr erhofft er eine vollständige Wiederherstellung des Friedens zwischen beiden, da der Clerus dann nicht mehr nöthig haben werde, eine politische Partei zu bilden.

Bekanntlich befindet sich unter den Sätzen des Syllabus auch einer, der die Trennung von Kirche und Staat für einen verdammlichen Irrthum erklärt. Trotzdem hat die katholische Hierarchie in denjenigen Ländern, in denen diese Trennung gesetzlich besteht, sich resolut auf den Boden der gegebenen Zustände gestellt. Welche Vortheile die katholische Kirche aus den Vorschriften der belgischen und der amerikanischen Gesetzgebung zu ziehen versteht, ist Niemandem unbekannt, der die kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart mit einiger Aufmerksamkeit

*) Diese Ansicht ist inzwischen durch die überraschend schnelle Wahl des Cardinals Pecci zum Papste auf das Vollständigste bestätigt worden. Daß grade dasjenige Mitglied des Collegiums, welchem als Kämmerer die mannigfachen Beziehungen zur italienischen Regierung bei Einberufung des Conclave obliegen, auf den apostolischen Stuhl erhoben worden ist, bürgt übrigens dafür, daß die Möglichkeit einer Verständigung zwischen dem neuen Papste und der Regierung offen bleiben sollte.

*) Marco Minghetti, Chiesa e Stato. Milano, 1878. Ulr. Hoepli.

verfolgt. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß die Curie sich die Geneigtheit des italienischen Parlaments zu Nutzen macht und das alte Cavour'sche Programm von der freien Kirche im freien Staat ihrerseits adoptirt. Dabei würde freilich in kürzester Frist die ihrem ganzen Wesen nach politische Natur der Hierarchie auch denen klar werden, die jetzt in ihr nichts als eine rein kirchliche Institution erblicken wollen. Vielleicht ist es den Italienern beschieden, in dieser Hinsicht binnen Kurzem Erfahrungen zu sammeln, wie wir sie in Preußen unter der Herrschaft des Artikels 15 unserer Verfassung reichlich genug gemacht haben. Je weniger feindlich sich der künftige Papst dem italienischen Staate gegenüber stellt, desto größer wird sein Einfluß auf die italienische Nation werden. Der Nothwendigkeit enthoben, aus Vaterlandsliebe den Papst als Gegner zu betrachten, werden Tausende und aber Tausende von Italienern die Richtschnur für ihr politisches Verhalten aus geistlichem Munde empfangen. Warum sollte eine Centrumspartei in Italien schlechtere Chancen haben als in Bayern und am Rhein?

Gegen das kirchliche Dogma ist man seit Jahrhunderten in keinem Lande gleichgiltiger als in Italien. Eine den künstlerischen Sinn befriedigende Gestaltung des Gottesdienstes, dafür hat dies Volk von Künstlern Interesse*): den Inhalt der Glaubenslehre überläßt es den Priestern. Dieser Indifferentismus ist auch durch die Verkündigung der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht erschüttert worden. Kein Italiener wird in dieser Hinsicht von dem künftigen Statthalter Christi eine Haltung verlangen, die von der seines Vorgängers abweicht. Das religiöse Bedürfniß des italienischen Volkes wird, einzelne Ausnahmen abgerechnet, zufrieden gestellt sein, wenn der Papst bei den kirchlichen Feierlichkeiten, die seine Theilnahme erheischen, persönliche Würde zeigt und, wie man dort sagt, eine gute Figur macht. Wie viel italienische Gemüter hat die Eleganz entzückt, mit der Pius IX. den Segen ertheilte, und wie hat man die wohllautende Stimme bewundert, mit der er das Hochamt im Sanct Peter zu intoniren pflegte! Was uns Deutschen am schwierigsten, ja unerträglich dünkt, die Stellung des Papstes als Glaubensrichter, das wird ihm in Italien am wenigsten Noth bereiten; sein äußeres Erscheinen dagegen und seine Haltung bei den kirchlichen und außerkirchlichen Gelegenheiten wird nirgends schärfere und competentere Beurtheiler finden, als in dem spottlustigen Volke von Rom und von Italien. P. D. Fischer.

Ehstland.

Die Erbtochter und das Waisenkind.

Altes Ehstnisches Märchen.**)

Ein Bauerwirth und sein Weib hatten eine Tochter, die sie wie ihren Augapfel liebten und hüteten. Sie thaten Alles, wonach dem Töchterchen je gelüstete. Aber auch das verzärtelte Töchterlein that was ihr in den Sinn kam und dies war nicht alle Mal etwas Gutes. Sie wurde übermütig, träge, launenhaft und vertrug sich mit keinem Menschen.

Zu dem Gesinde dieser Leute gehörte ein verwaistes Mädchen, das man sehr schlecht behandelte. Nie hatte es ein freundliches Wort aus dem Munde der Hausgenossen gehört; man fuhr sie beständig an und zankte mit ihr, als wäre sie das verworfenste Geschöpf gewesen. Und doch war sie ein sehr edelmütiges Kind und ertrug Alles was man ihr anthat, ohne Murren und frommen Sinnes.

Eines Tages buk die Bäuerin Brod für das ganze Haus. Der Tochter und allen Übrigen gab sie ihre Bröde in die Hand, den Antheil des Waisenmädchens aber warf sie hinter die Thüre. Als dieses nun ging, um das für sie Bestimmte hinter der Thür aufzunehmen, da begann das Brod vor ihr zu laufen. Die Kleine war schnell hinterher. Unterwegs kam ihr ein dickwolliges Schaf entgegen mit einer Scheere an den Hörnern. Dieses keuchte und stöhnte vor Hitze und bat flehentlich: „Ach liebes Mägdlein, komm doch und scheere mich; von der abgeschorenen Wolle aber gieb mir die eine Hälfte zurück und behalte die andere Hälfte zum Lohn für deine Mühe."

Das gutherzige Kind war bereit die Bitte zu gewähren. Es schor das Schaf säuberlich, behielt aber nichts zum Lohne, sondern gab dem Schafe alle Flocken zurück und band sie ihm zugleich mit der Scheere um die Hörner.

Das Brod war während des Scheerens stehen geblieben und die Waise wollte es nun aufnehmen und zurückkehren. Aber der Laib setzte sich wieder vorwärts in Bewegung; die Kleine folgte ihm.

Auf dem weiteren Wege kam ihr eine Kuh mit einem Melkfaß an den Hörnern entgegen und sprach flehend: „Sei doch so gut, liebes Kind, und melke mich, denn mein Euter ist übervoll und ich fühle große Beschwerde! Behalte von der Milch eine Hälfte zum Lohn, die andere Hälfte laß mir, und binde das Faß wieder an meine Hörner."

Das Waisenkind melkte die Kuh, behielt aber nichts für sich zum Lohne, sondern überließ alle Milch der Kuh.

Der Brodlaib bewegte sich wieder vorwärts und das Kind folgte. So kam sie endlich an eine Badstube. Vor dieser stand ein Greis mit grauem Bart und silbernem Haupthaar. Dieser sprach bittend: „Liebes Mädchen, sei doch so gut und bade mich rein, ich selbst habe keine Kraft mehr dazu." Das Kind entgegnete: „Recht gern!"

Als nun der Ofen geheizt war, sprach das alte Männlein: „Zieh mir jetzt die Kleider vom Rücken." Und das Mädchen entkleidete ihn sanft und sachte, um ihm nicht wehe zu thun.

Seiner Kleidung ledig sprach der Alte: „Fasse mich jetzt an den Haaren und hebe mich auf das Gestell zur Abwaschung." Aber die Kleine nahm ihn sanft auf ihren Schoß und half ihm liebreich auf das Gestell. Dann hieß er sie, eiskaltes Wasser und eine Badequaste aus Wacholder nehmen und ihn mit derselben rein quästen. Sie aber nahm eine Quaste aus weichen Birkenblättern, die sie selbst vorher gemacht hatte, und gewärmtes Wasser, und leistete ihm freundlich den verlangten Dienst.

Als das Greislein gebadet und gequästet war, sprach es: „Hebe mich jetzt an den Haaren vom Gestell auf den Boden!" Die Waise aber half ihm ebenso gelinde wieder herunter wie sie ihm hinauf geholfen hatte und legte ihm freundlich die Kleider wieder an.

Darauf sprach er: „Komm, ich will Dich für Deine Mühe belohnen." Dies gesagt habend, ging er mit dem Waisenmädchen in eine andere Stube, wo eine große Anzahl kleiner Laden in

*) Wir Italiener sind allezeit Feinde der Bilderstürmer gewesen und werden es stets sein, sagt Minghetti sehr treffend in seiner vorhin angeführten Schrift.

**) Wiedererzählt in dem trefflichen Volksbuche: Loe! Õpetlikud lood ja jutud (d. h. Lies! Lehrreiche Erzählungen und Sagen). Dorpat 1877.

Reihen aufgestellt war, und hieß sie, diejenige die ihr am Besten gefiele, für sich auswählen.*)

Einige der Laden waren vergoldet und von blendendem Glanze, Andere aus schlichtem Holze. Das Mädchen wählte in seiner Demut die schlechteste von Allen. Da sprach der Alte: „Geh jetzt heim, rufe so viele Verwandte und Bekannte als Du hast, zusammen und öffne dann die Lade, so wirst Du sehen was darinnen ist."

Das Mädchen ging nun mit seiner Lade und dem Brode, welches nicht mehr weiter wollte, nach Haus. Dann rief sie alle Bekannten und Befreundeten zusammen, öffnete die Lade, und siehe da! diese war mit Gold, Silber und Edelsteinen ganz angefüllt! Die Bauerwirthin sperrte Augen und Mund vor Staunen weit auf, und hätte dem armen Kinde gewiß Alles wieder weggenommen, wären nicht so viele Leute zugegen gewesen. Plötzlich kam ihr ein Gedanke und sie sprach: „Aha, jetzt weiß ich was ich thun soll!"

Es kam wieder zum Backen und Jedes erhielt wieder einen Laib Brod. Aber dieses Mal gab man dem Waisenkind seinen Antheil freundlich in die Hand und warf den der Tochter hinter die Thür. Als diese ihr Brod aufnehmen wollte, begann es auch vorwärts zu rollen und sie eilte ihm nach.

Wie vorher dem Waisenkinde, so begegneten auch ihr nach einander ein Schaf, eine Kuh und ein Greis. Sie schor das Schaf, behielt aber alle Wolle für sich, und melkte die Kuh, behielt aber alle Milch. Dem Greise sagte sie, als er sein Gesuch anbrachte: „Warum willst Du, alter Ekel Dich baden lassen? Bist Du etwa voll Ungeziefer?" Dann riß sie ihm die Kleider vom Leibe, hob ihn an den Haaren auf das Gestell, und bearbeitete ihn mit eiskaltem Wasser und einer Wachholderquaste dergestalt, daß seine Haut ganz blutig wurde. Auch zog sie ihn wieder am Haar auf den Boden und warf ihm ebenso rücksichtslos seine Kleider um.

Von dem Alten aufgefordert sich als Lohn eine Lade auszuwählen, dachte sie mit Hochmut: „Soll ich so albern sein wie die Waise, daß ich mir eine Lade von so schlechtem Ansehen wie die ihrige auswähle?" Sie suchte sich also von Allen die prächtigste aus, welche gleich einer Sonne funkelte. Diese brachte sie nun voll Freuden nach Hause und lud alle ihre Angehörigen und Bekannten, von dem großen Glücke, das ihr widerfahren, Zeuge zu sein. Nur die Waise wurde nicht gerufen.

Da sprang der Deckel der Lade plötzlich von selbst auf, aber statt der erwarteten Kostbarkeiten kam Feuer und Theer zum Vorschein und füllte die ganze Stube, daß alle Versammelten entsetzt davon liefen. Die Tochter des Hauses behielt als Denkzeichen ihrer Bosheit für ihre ganze Lebenszeit Brandflecken im Gesichte. Ob sie in solcher Entstellung noch einen Mann bekommen, habe ich nicht erfahren, soviel aber weiß ich, daß jenes Waisenmädchen, dem ein so großes Glück bescheert war, einen braven Knecht von einem benachbarten Gute heiratete und mit ihm sehr glücklich lebte. Sind sie nicht gestorben, so leben sie noch heutigen Tages.**)

Sch.

*) Jeder Leser wird hier an die Kästchen der Porzia im „Kaufmann von Venedig" erinnert werden.

**) Wenn wir die Lehre, welche solche Vorbilder uns geben wollen, beherzigen, so daß sie in uns lebendig wird, so leben die uns in dem Märchen begegnenden Menschen wirklich fort. Lassen wir sie also nie sterben!

Hermann.

Nord-Amerika.

Bret Harte: The Story of a Mine*).

Die fleißigen Übersetzer Heichen-Abenheim sind noch immer nicht zu der Erkenntniß hindurchgedrungen, daß das deutsche Publikum im Stande ist, eine einfache Bret Harte'sche Novelle ohne Veränderungen und Zusätze zu lesen. Die vorliegende Verdeutschung der jüngsten Erzählung des amerikanischen Dichters hat von der ersten bis zur letzten Seite kaum einen einzigen dem Original entsprechenden Satz aufzuweisen. Das willkürliche Verfahren beginnt bereits auf dem Titelblatt. Der vollständig unberechtigte, sensationelle deutsche Titel veranlaßt die falsche Annahme, daß wir es mit einer Eisenbahnlectüre zu thun hätten, die uns in der Kunst des Gruselns zu unterrichten gedenke. Die eigentliche Überschrift „die Geschichte einer Mine" ist dagegen ebenso ansprechend als zutreffend. Die Mine ist in Wahrheit „die Heldin", — der Mittel- und Knotenpunkt des Buches. Auch behält sie die ihr zukommende Rolle von Anfang bis zu Ende. Die Goldgräber, welche sie entdecken und mit Beschlag belegen, welche um ihretwillen Fälschung und Mord nicht scheuen, — sie bilden nur eine Staffage für die langsam sich entwickelnde Geschichte der Mine. Selbst das Verhältniß zwischen Carmen de Haro, dem reizenden Kinde, das mit kunstgeübten Fingerchen Unterschriften fälscht, ohne zu ahnen, daß dies ein schweres Unrecht ist, und dem jungen, thatkräftigen Royal Thatcher bildet nur eine Episode in dem Entstehen und Vergehen jener Quecksilber-Mine, die von dem Augenblick an, wo sie aus ihrer Verborgenheit gezogen wird, Unruhe und Unheil anrichtet und ihren Findern zwar Reichthum, Glück und Ansehn verheißt, aber statt dessen Haß und Zwietracht in die Herzen streut und das Heer der bösen Regungen in ihnen wach ruft, welche ohne ihr Zuthun vielleicht fortgeschlummert hätten. Und wie diese Mine in unlauteren Naturen die unreinen Elemente zu Tage fördert, so weckt sie gleichzeitig in edleren Charakteren Thatkraft und Energie und führt dieselben ihrem Glück entgegen, — um dann von ihnen vergessen zu werden. Die Geschichte dieser Mine ist culturgeschichtlich interessant, da sie uns einen Blick in ein Getriebe verstattet, das für uns Mitglieder einer Nation, bei der selbst die Bergwerke disciplinirt sind, etwas völlig Fremdes hat. Die rauhen, wilden, pittoresken Gesellen, die sich um die Mine gruppiren und all ihr Denken und Sinnen einzig und allein ihr zuwenden, muten uns an wie Kinder einer anderen Welt, und doch empfinden wir, daß sie mit jeder Faser ihres Seins der Wirklichkeit angehören und daß wir ihnen höchst wahrscheinlich ähnlich sein würden, wenn der Einfluß, den die Erziehung und das in unsern Adern fließende Blut wohlerzogener Ahnen auf uns üben, plötzlich gehemmt würde und wir nur das Minimum an Bildung aufzuweisen hätten, welches wir uns selbst erworben haben könnten.

Bret Harte's Prometheusfunke leuchtet nicht immer mit gleicher Helligkeit. Als dieser Dichter seinen ersten Roman „Gabriel Conroy" und sein erstes Drama „The two Men of Sandy Bar" veröffentlichte, fürchteten wir, sein Licht sei im Abnehmen begriffen. „The Story of a Mine" zeigt uns erfreulicher Weise, daß wir uns geirrt

*) The Story of a Mine by Bret Harte. Tauchnitz Edition, vol. 1698.

Die Mine in der Teufelsschlucht, eine californische Erzählung von Bret Harte. Ins Deutsche übertragen von Heichen-Abenheim. Stuttgart, Abenheimsche Verlagshandlung.

haben; das neueste Werk Bret Harte's reicht freilich nicht an jenen unvergleichlichen Erstling „The Luck of Roaring Camp" hinan, allein es ist trotzdem in Form und Ausführung wie an Gehalt eine der besten Schöpfungen des vielgefeierten und vielbefehdeten Schriftstellers. A. Passow.

Kleine Rundschau.

— **Aus einer Kaiserzeit.** Die Epoche Napoleons III. ist wie jener andere „imperiale Märchentraum" dahingegangen; trotzdem kann man nicht sagen, daß sie bereits der Geschichte angehöre. Einmal weil ihre Nachwirkungen noch zu lebendig sind, zum Andern, weil Frankreich selber noch in kein neues Definitivum seiner geschichtlichen Entwicklung eingetreten ist. So viel dürfte indessen gewiß sein: die Nachwelt wird anders über Napoleon III. urtheilen, als die Mitwelt. Kaum sind auf einen Regenten so viel Schmähungen gehäuft worden, wie auf den Sohn Hortensens, und doch war Napoleon's III. Schuld vor Allem die Schuld seiner Zeit und seines Volkes, während seine persönlichen Eigenschaften ihn in den Stand setzten, ein Wohlthäter Frankreichs zu werden, von dessen Gaben es noch heute zehrt. Schwerlich dürfte seit dem vielgepriesenen Heinrich IV. ein Regent soviel für Frankreichs materielles Aufblühen gethan haben. Was Napoleon fehlte, war nüchterne Anschauung und consequente Energie. Die bekannte Anecdote, daß seine Helfershelfer ihm den Befehl zum Staatsstreiche am 2. December mit der Pistole abgerungen, erscheint mir ziemlich wahrscheinlich: seine späteren Handlungen sprechen wenig dafür, daß er den Mut einer so ungeheuren Verantwortlichkeit besaß. Hätte er sich die Gelegenheit zu verschaffen gewußt, von 1867—1870 den Franzosen einmal wieder einen heilsamen Schrecken einzuflößen, so würde er den Krieg, in den er sicherlich nicht mit „leichtem Herzen" zog, haben vermeiden können. War dieser Krieg eine That der Verzweiflung, so waren mit Ausnahme des Krimmkrieges seine früheren Unternehmungen Eingebungen nebuloser Ideen: so das mexicanische Abenteuer, das seinen Ursprung geschichtsphilosophischen Träumereien verdankte, so die Befreiung Italiens, vom französischen Standpunkt aus durchaus das, als welches sie Thiers kennzeichnete.

Indessen wie immer man über den ideologischen Neffen des großen Hassers der Ideologen denke, zweifellos ist, daß zum Nutzen des einst von der Nachwelt zu fällenden Urtheils nicht genug Material herbeigeschafft werden kann. Nach dieser Richtung hin bietet eine Sammlung feuilletonistischer Aufsätze von Arthur Levysohn*), die während eines längjährigen Aufenthaltes im napoleonischen Frankreich entstanden waren, einen interessanten Beitrag. Mit kurzen aber charakteristischen Federstrichen schildern sie uns die Welt, mit welcher Napoleon III. es zu thun hatte, eine glänzende, belebte, aber nicht gerade erquickliche Gesellschaft. Wir lernen das Preßgetreibe kennen und werden mit allen jenen catilinarischen Existenzen bekannt gemacht, die sich als Tyrannenfeinde drapirten und das Ihrige thaten, um Napoleon's Autorität zu untergraben, vom aristokratischen Rochefort bis zu dem hochkomischen Raspail. Die eigentliche Literatur tritt uns in den Bildern Jules Janin's, des Fürsten der Kritik, und des Dichterpaares Erckmann-Chatrian entgegen, dieser verbissenen Franzosen, die trotzdem nur deutsche Stoffe behandeln können. Auf welche Leute sich Napoleon schließlich stützen mußte, wird uns klar, wenn wir die Schilderungen eines Clemens Düvernois oder Emil Ollivier lesen, des grauenhaftesten Beispieles impotenter Selbstüberhebung, welches die neuere Geschichte kennen dürfte. Außerhalb des Rahmens, d. h. außerhalb der napoleonischen Kaiserzeit selber stehen einige Skizzen, welche die „Tage der Occupation" behandeln und „Erinnerungen aus dem Hauptquartier" geben, in welchem der Verfasser bekanntlich als Redacteur des „Moniteur officiel de Versailles" thätig war und dessen Leben und Treiben er daher sehr genau beobachten konnte. Sie sind dem deutschen Leser doppelt interessant, da sie noch einmal jene wunderbare Zeit des Wartens und Bangens („vor Paris nichts Neues") an ihm vorüber ziehen lassen. H. Herrig.

*) Aus einer Kaiserzeit. Grünberg. W. Levysohn.

— **Alfred de Vigny.** Unter den modernen Dichtern der Franzosen ist Alfred de Vigny vielleicht die adligste Gestalt. Aber die Exclusivität seiner Natur nahm zuweilen den Charakter der Weichlichkeit und Schwäche an; besonders in seinen Gedichten giebt er sich oft einer allzusehr, wenn ich so sagen darf, ins Abendroth verschwimmenden Romantik hin, wie man dies am Besten an seinem, an und für sich freilich sehr schönen Gedichte vom „Horne" beobachten kann. Seine Vorliebe für die Schilderung des verkannten Genius beruhte weniger auf dem Gefühle, zu groß zu sein, als auf dem der Schwäche, die sich nicht so zur Geltung bringen kann, wie sie möchte. Einzelne seiner Werke gehören indessen zu dem Vollendetsten, was die französische Literatur besitzt. Dahin rechne ich Cinq-Mars, den einzigen französischen historischen Roman, der sich mit denen Walter Scotts vergleichen darf, dahin gehören auch jene mustergültigen Novellen die unter dem Titel Grandeur et servitude militaire vereinigt sind, endlich auch eine große Zahl der Gedichte. Der Versuch, eine Auswahl derselben ins Deutsche zu übertragen, dem sich Herr Johannes Karsten*) unterzogen hat, verdient daher an und für sich unsere Theilnahme. Daß der Übersetzer den Dichter aufrichtig verehrt, beweist die warm geschriebene biographische Einleitung. Die Übersetzung indessen selber paßt leider nicht zu dieser Verehrung. Zum Beweise mögen einige Beispiele dienen. So heißt es in dem Gedicht „Frau von Soubise":

> Mein Pistol! man bringe
> Die geweihte Klinge
> Und den Rosenkranz!
> Eilig bringe man's!
> Auf den Louvredächern
> Flammt schon Morgengrau;
> Kommt zur Todtenschau,
> Schickt nach den Gemächern
> Eurer gnäd'gen Frau.

Der Text aber lautet: „Gebt mir einen Degen! und den härtesten! und meine Pistolen! und meinen Rosenkranz! Schon leuchtet der Tag auf dem schwarzen Louvre; bald wird man Alles wissen: sagt meiner Tochter, zu kommen und Alles zu sehen." Es ist also weder von einer geweihten Klinge, noch von dem flammenden Morgengrau (!), noch von der Todtenschau, noch von der gnädigen Frau darin die Rede. Ferner übersetzt Herr Karsten in dem Gedichte „La Serieuse" (Name einer Fregatte):

> Doch mein' ich, auch am Tage
> War Serieuse stolz,
> Leicht trug das Meer die Lage
> Vom vielgeliebten Holz.

*) Bremen, 1878. Kühtmann.

Wie Sprößlinge des Leuen,
Sich, ohne ihn zu scheuen
Der Mähne spielend freuen,
Und wie wohl ungefähr
Ein junges Mädchen Krüge
Auf ihrem Haupte trüge,
Und Binsenflechtgefüge
Von einer Laube her.

Damit vergleiche man den Dichter:

Et, surtout la Sérieuse
Etait belle nuit et jour;
La mer douce et curieuse
La portait avec amour,
Comme un vieux lion abaisse
Sa loangue crinère épaisse
Et, sans l'agiter y laisse
Se jouer le lionceau:
Comme sur sa tête agile
Une femme tient l'argile,
Ou le jonc souple et fragile
D'un mysterieux berceau.

Der Übersetzer hat die letzten Verse offenbar nicht verstanden. Wollte man ihm auch die Krüge im Plural der Reimesnoth halber zu Gute halten, so ist „das Binsenflechtgefüge von einer Laube her" anstatt des „biegsamen und zerbrechlichen Rohres einer geheimnißvollen Wiege" denn doch, wenn auch berceau zuweilen eine grüne Laube bezeichnen mag, unerlaubt. — An diesen Proben wird es genug sein. Von dem anmutvollen Wohlklang der Vigny'schen Verse ist in der Karsten'schen Übersetzung nichts übrig geblieben und diese kann daher eine wirkliche Bekanntschaft mit dem Dichter nicht vermitteln. H. Hg.

— **Schwedische Geschichte.** „Sveriges Historia" von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart wird in Schweden unter der Leitung einer Vereinigung von Männern von literarischem Ruf herausgegeben: die früheste Zeit bis zum Jahre 1350 von Oskar Montelius; 1350 bis 1521, die Zeit der Union von Salmar umfassend, von Hans Hildebrand; 1521—1611, die Regierungen der älteren Herrscher des Hauses Wasa, von Oskar Alin; 1611—1718, die glänzende Periode der Geschichte Schwedens, Gustav Adolf bis zum Tode Karl XII, von Martin Weibull; von 1718—1809, Linné, Gustav III. und der Maskenball, Gustav IV., war Rudolf Tengberg übertragen, doch der Tod unterbrach seine Arbeiten; die Geschichte des Hauses Bernadotte, die Zeit des Friedens, des Fortschritts und Gedeihens, wird von Johann Helstenius behandelt werden, dessen amtliche Stellung ihm vollen und freien Zugang zu allen Staatsurkunden jener Zeit gewährt. Der volle Titel des Werkes garantirt diese Theilung der Arbeit „Sveriges Historia från äldsta tid till våra dagar författad alf Oskar Montelius, Hans Hildebrand, Oskar Alin, Martin Weibull, Rudolf Tengberg, John Helstenius," lauter Namen, die von schwedischen Geschichtskundigen in höchsten Ehren gehalten werden. (Trübner's Record.)

— **Nathan der Weise** ist von Herrn L. Andrew Wood in blank verse ins Englische übersetzt worden. Examiner meint, es sei sehr lesbares Englisch, scheine aber bisweilen die Einfachheit der Sprache zu übertreiben.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Braddon, M. E,: An Open Verdict. 3 vols. London, Maxwell. 31 s. 6 d.

Gunther, A. C. L. G.: Gigantic Land Tortoises, Living and Extinct, in the British Museum. With 54 Plates. British Museum. 30 s.

Lecky, W. E. H.: History of England in the 18th. Century. 2 vols. London, Longmans. 36 s.

Small, J. W.: Scottish Woodwork of 16th. and 17th. Centuries, plates. Edinburgh, Waterston. 4 £ 4 s.

Stubbs Constitutional History of England in its Origin and Development. Oxford, Clarendon Press. 12 s.

Trollope: South Africa. 2 vols with Maps. London, Chapman & Hall. 30 s.

II. Französisch.

Dugat, G.: Histoire des Philosophes et des Théologiens musulmans. Paris, Maisonneuve & Cie. 7 fr. 50.

Gatina: Histoire diplomatique des Conclaves jusqu'a Pie IX. 4 vols. Paris, A. Lacroix & Cie. 24 fr.

Ginoulhiac: Origines du Christianisme, T. I. les Documents. Paris, Durand & P. Laurier. 6 fr.

Gréville, H.: Ariadne. Paris, Plon & Cie. 3 fr. 50.

Lorsignol, G.: Grand Atlas départemental de la France, de l'Algérie et des Colonies. 106 cartes in-folio. Paris, Le Vasseur. 125 fr.

Machaut, G. de: La Prise d'Alexandrie ou Chronique du Roi Pierre 1er de Lusignan. Paris, E. Leroux. 12 fr.

Osman-Bey: Les Femmes en Turquie. Paris, Calman Lévy. 3 fr. 50.

Renan, E.: Mélanges d'Histoire et de Voyage. Paris, Calman Lévy. 7 fr. 50.

Thouriet, A.: Filleul d'un Marquis. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

III. Niederländisch.

Brooshooft, P.: Academische dissolving: views. Leiden, A. W. Sijthoff. fl. 3.90.

Dante Alighieri, De hel: In de dichtmaat van 't oorspronkelijke vertaald door J. J. L. ten Kate. Leiden, A. W. Sijthoff. Fol. 324 SS. fl. 40.

Maerlant, Jac. van: Kleine gedichten, met inleiding, toelichting en bijlagen door J. van Vloten. Haarlem. W. C. de Graaff. 112 SS. fl. 1.

Oosterzee, J. van, pseud. Julia: Gravin en vrouw. Bladzijde uit een veelbewogen leven. Amersfoort, A. M. Slothouwer. 2 dln. fl. 4.

Opzoomer, pseud. A. S. C. Wallis: In dagen van strijd. Amsterdam, J. H. Gebhard. 3 dln. fl. 9.90.

Woordenboek: Biographisch, der Noord: en Zuid-Nederlandsche letterkunde, door W. J. A. Huberts, W. A. Elberts en F. Jos. P. van den Branden. Deventer, A. J. van den Sigtenhorst. 756 SS. fl. 12.36.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Hofmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W., Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — **Begründet von Joseph Lehmann.** — Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 9. März 1878. **[Nº 10.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Schack: Stimmen vom Ganges.*)

Da bekanntlich die tüchtigsten Gelehrten oft am wenigsten verstehen, ihren Stoffen eine genießbare Form zu geben, so ist es um so erfreulicher, wenn ein auch als Gelehrter berühmter Dichter es unternimmt, die köstlichsten Perlen der indischen Mythologie in eine unserm Geschmack zusagende Fassung zu bringen.

Adolf Friedrich Graf von Schack, der bekannte Dichter, Übersetzer und Gelehrte, der Herausgeber der soeben in dritter Auflage erschienenen Heldensagen des Firdusi, der Verfasser von „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien", bringt uns seine „Stimmen vom Ganges" in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage dar.

Von der ersten Auflage, welche 1857 in Berlin (Besser'sche Buchhandlung, IV. 266 Seiten, kl. 8°) herauskam, unterscheidet sich die zweite, abgesehen von einer Anzahl kleiner Verbesserungen, durch die hinzugefügte Nalodaja-Übersetzung. Dafür ist in der neuen Auflage ein kurzes und unbedeutendes Stück „Jadu's Meerfahrt" fortgeblieben. — Die äußere Ausstattung ist lobenswerth: feines, starkes Papier, der Druck sauber und fehlerfrei.

Dagegen hätten wir gewünscht, daß der Verfasser nicht so inconsequent in der Umschreibung der Sanskritbuchstaben gewesen wäre. Er schreibt nämlich bald j, bald y, und bald w, bald v, für die betreffenden Sanskritlaute, die dem deutschen j und w entsprechen, z. B. Damajanti, aber Nalodaya (gleich auf dem Titelblatt), Wischnu, aber Raivata. Es ist besser, immer j und w zu schreiben, also Nalodaja und Raiwata. Das Andere schreiben allerdings die Sanskritaner, aber jeder Laie liest Nalodaya natürlich als Naloda-üa, und Raivata als Raifata. Bei den 50 Buchstaben des Sanskritalphabets giebt es so viele Laute, die im Sanskrit durch einfache Zeichen ausgedrückt werden, und die wir mit unserm ärmlichen Alphabet, durch accentuirte, punctirte, durch zwei oder drei Buchstaben umschreiben, daß man sich hüten muß, durch unnöthige Verwendung von zwei Buchstaben für ein und denselben Laut die Verwirrung zu steigern. Auf S. 126 u. f. steht z. B. y und j in einem und demselben Worte Ayodja, spr. Ajodja. Es heißt übrigens eigentlich „Ajodhja" — mit dh — zu deutsch „Unbezwinglich." Da der Verfasser aber auch in Druwa (statt Dhruwa) d für dh, andrerseits aber in Bharata, Mandhatar, Dasaratha wirklich bh, dh, th schreibt, so scheint er die Absicht zu haben, die aspirirten Consonanten nur dann genau zu transcribiren, wenn keine zu ungefüge Zeichenhäufung dadurch entsteht. Damit stimmt allerdings nicht, daß er im Nalodaja Nischada statt Nischadha schreibt. Nischadha heißt das von Nala beherrschte Volk, Nischâda ist der Name wilder Stämme. Es ist jedenfalls besser, in Bezug auf die aspirirten Laute immer genau zu sein. Wir hätten auch noch gegen die Schreibung einiger andrer Sanskritwörter etwas einzuwenden; in der Furcht jedoch, dem Dichter gegenüber als Pedanten zu erscheinen, brechen wir lieber davon ab.

Die „Stimmen vom Ganges" enthalten in der zweiten Auflage elf indische Sagen und den Nalodaja, aus dem Sanskrit in ein schönes, fließendes Deutsch übersetzt. Es sind reimlose Verse, trochäische Metren, und zwar besteht jeder Vers aus fünf (im fünften Stück aus vier) Trochäen, deren Eintönigkeit hin und wieder durch einen Daktylus unterbrochen wird, meistens in malerischer Absicht, um etwas Hurtiges oder Glänzendes zu schildern. Der ruhige Fluß dieses Metrums eignet sich sehr für die epische Erzählung, während der vierfüßige Jambus, in welchem Holtzmann seine „Indischen Sagen" übersetzt hat, zerhackt und aufregend ist. Der Trochäus kommt im Deutschen der Prosa ziemlich nahe, ebenso wie der Sloka des Sanskrit, in welchem die Originale, das dem Raghuwansa entlehnte Stück ausgenommen, geschrieben sind. Holtzmann suchte den im Wesentlichen iambischen Gang des Sloka durch seine Jamben nachzuahmen, zeigte aber nur, daß ein und dasselbe Metrum in verschiedenen Sprachen sehr verschiedene Wirkung hervorbringt.

Die Quelle der ersten Sage Prahrada ist das Bhagawata-Purana, d. h. alte Geschichten von Wischnu, mit französischer Uebersetzung von Burnouf herausgegeben. Kasipu, der Riesenkönig, zürnt Wischnu, welcher seinen Bruder erschlagen hat. Er sendet seine Unterthanen, die Riesen, aus, um die Erde zu verwüsten und die Wischnu-Verehrer zu tödten, damit Wischnu's und aller Götter Dienst fortan aus der Welt verschwinde. Als nun Keiner mehr die Götter anbetet und mit Opfern speist, fliehen diese aus ihren himmlischen Wohnsitzen, und Kasipu regiert von seiner Zwingburg im Himalaja, Recht und Gesetz mit Füßen tretend, als Alleinherrscher die Welt.

Einen Sohn hatte Kasipu, Prahrada mit Namen, von frommer und sanfter Gemüthsart, in Liebe allen Wesen zugethan, kurz in Allem das Gegentheil seines Vaters. In eben diesem hat Wischnu einen Bekenner auserkoren. Obwohl der Knabe niemals Wischnu's Namen hat nennen hören, zieht dennoch der Gott seinen Geist an sich, wie der Magnet das Eisen. Als Kasipu merkt, daß sein eigener Sohn den Wischnu anbetet, beschließt er den Tod des Knaben. Aber diesen, welchen Wischnu beschützt, verwunden nicht die Schwerter, unter den Füßen der Elephanten, in der Höhle der giftigen Schlangen, auf dem Scheiterhaufen, von der Zinne des Palastes in den Abgrund geworfen, bleibt er unbeschädigt. Darauf versenken ihn die Riesen in den Ocean und thürmen Gebirge auf ihn. In dieser Lage erreicht er das Ziel, sich ganz in Wischnu zu versenken und mit ihm eins zu fühlen. Das giebt ihm die Kraft sich zu befreien, er tritt in den

*) Eine Sammlung indischer Sagen von Adolf Friedrich Grafen v. Schack. Zweite Auflage. Mit einem Anhange: Nalodaya. Ein indisches Gedicht in deutscher Nachbildung. Stuttgart, 1877, Cotta.

Thronsaal zu seinem Vater und fordert ihn auf, den allgegenwärtigen Wischnu anzubeten. Kasipu schreit: Sprichst du noch immer von einem Gotte außer mir? Wenn dein Gott allgegenwärtig ist, warum ist er nicht in dieser Säule? Er schlägt an die Säule, die Säule klafft auseinander, und aus ihr tritt Wischnu hervor, halb als Löwe halb als Mensch gestaltet. Brahma hatte dem Kasipu verheißen, daß weder Gott noch Mensch noch Thier ihn tödten würde. Wischnu ist in dieser Gestalt Gott und Mensch und Thier zugleich. So wird die Verheißung umgangen. Wischnu tödtet den Kasipu und die übrigen Empörer, übergiebt dem Prahrada die Herrschaft, und Glück und Friede kehren zur Erde zurück.

Dies ist die Sage von der vierten Fleischwerdung Wischnu's als Narasinha. Nara-sinha heißt eigentlich Mann-löwe, ein Mann so stark wie ein Löwe, und ist ein schmückendes Beiwort gewaltiger Helden. Die Grammatik der Sanskritsprache läßt aber auch zu, das Wort Narasinha als ein sogenanntes Dwandwa-Compositum aufzufassen, „Mann und Löwe," oder wenn von einem einzigen Wesen ausgesagt, „halb Mann, halb Löwe." Es ist die Ansicht Max Müller's, daß die Sagen der Völker auf nicht mehr verstandenen oder mißverstandenen Wörtern beruhen. Auch diese Sage läßt sich so erklären. Was ursprünglich nur ein poetisches Bild war, wurde anders verstanden und auf die falsche Deutung hin eine ganze Sage erfunden.

Das zweite Stück Sakuntala wird besonderes Interesse erregen, weil es den Stoff darstellt, aus welchem Kalidasa seine Sakuntala geschaffen hat, jene Sakuntala, von welcher Goethe gesagt hat:

> Willst du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
> Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
> Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
> Nenn' ich Sakuntala! Dich! und so ist Alles gesagt.

Man kann annehmen, daß die Sage in der hier vorliegenden oder noch etwas einfacheren Form auch dem Kalidasa vorgelegen hat. In dieser Form ist es eine Episode des Maha-Bharata, und schon mehrfach herausgegeben und übersetzt.

Der König Duschmanta geht auf die Jagd. Dabei kommt er auch von ungefähr zu dem Walde, in welchem der heilige Kanwa mit seinen Schülern Buße übt. Um dem Heiligen seine Verehrung zu beweisen, sucht er ihn auf. Aber Kanwa ist nicht da, an seiner Statt kommt ein holdes Mädchen im Gewand der Büßerinnen hervor: Verweile einen Augenblick, o Herr, bis mein Vater wiederkommt, welcher gegangen ist, Früchte zu sammeln! Der König spricht: Dein Liebreiz hat mir gleich beim ersten Anblick das Herz geraubt. Sage, wer bist du? Darauf die Jungfrau: Für des heiligen Kanwa Tochter gelte ich. Doch die Wahrheit ist eine andere. Als Wiswamitra, der fromme König, in der Wildniß strenge Buße übte, gesellte sich zu ihm die Apsaras Menaka. Ich bin der Sprößling dieser beiden, und weil ich, in der Wildniß ausgesetzt, von den Sakunta's (eine Art Raubvögel) bewacht wurde, darum heiße ich Sakuntala. Der König spricht: So bist du denn keine Brahmanin, sondern die Tochter eines Mannes von meiner Kaste. Sei, o sei meine Gattin! Sakuntala: Warte, bis mein Vater kommt. Er wird mich dir nicht verweigern! Der König: Wozu der Aufschub? Nach dem heiligen Brauche der Gandharwa-Ehe wollen wir uns vereinigen! Sakuntala: Es sei, aber diese Bedingung mache ich dir. Wenn ich einen Sohn bekomme, so gehe dieser den Söhnen deiner andern Frauen voran und werde der Erbe des Reiches. Der König sagt es zu und feiert nach dem Brauche der Gandharwa-Ehe seine Vermählung mit Sakuntala. Darauf kehrt er nach seiner Hauptstadt zurück, nachdem er der jungen Gattin versprochen, sie durch Gesandte abholen zu lassen. Kaum ist er gegangen, so erscheint Kanwa. Sakuntala steht schamroth da und wagt nicht den Pflegevater zu begrüßen. Kanwa, dem vermöge seiner Buße Nichts verborgen bleibt, spricht zu ihr: Du hast dich im geheimen vermählt. Aber kein Tadel trifft dich, denn den Ehebund, den zwei Liebende ohne weitere Formen schließen, heiligt das Gesetz. Dein selbsterwählter Gatte ist ja edel! Diesem Bunde wird ein gewaltiger Held entstammen. Dessen Name wird sein Bharata. — Schon ist der Knabe sechs Jahre alt, und noch hat Duschmanta seine Gattin nicht holen lassen. Da sendet Kanwa die Sakuntala unter dem Geleit seiner Schüler in die Hauptstadt des Königs. Sakuntala tritt vor den Thron, an der Hand den Knaben: Siehe hier deinen Sohn, weihe ihn nun zu deinem Nachfolger, wie du versprochen hast. Der König, obwohl sich an Alles erinnernd, spricht: Weib, ich kenne dich nicht. Die nun folgende Antwort der Sakuntala, eine lange Ermahnung über verschiedene Dinge ist ohne Zweifel später eingeschoben. Ursprünglich ist nur der Schluß:

> Ich — von Menaka, der Himmelsnymphe,
> Ward ich auf dem Himawan geboren u. s. w.

Noch einmal Rede und Gegenrede, von welcher letzteren auch nur einige Verse echt sind, da erschallt eine Stimme aus der Luft: Du bist der Vater des Knaben, o König; nimm ihn und die Gattin auf! Darauf spricht der König zu seiner Umgebung: Ich hatte gleich meinen Sohn erkannt, aber wenn ich ihn auf das bloße Wort der Mutter aufgenommen hätte, so wäre seine Echtheit sicher bezweifelt worden. Hiernach nimmt er die Sakuntala auf und weiht den Knaben zu seinem Nachfolger.

Nach Kalidasa's Drama kommt der König Kanwa ebenfalls auf der Jagd bei der Verfolgung einer Gazelle zu dem Büßerhain des Kanwa. Einsiedler treten zwischen ihn und die Gazelle, um dieselbe vor dem Tode zu schützen. Der König nimmt sogleich den Pfeil vom Bogen und folgt der Einladung, den Hain zu besuchen, obwohl der fromme Kanwa nicht da ist, sondern eine Wallfahrt unternommen hat, um ein schweres Verhängniß von seiner Tochter Sakuntala abzuwenden. Der König tritt allein in den Büßerwald und trifft die Sakuntala und ihre beiden Freundinnen, welche er zunächst belauscht. Hervorgetreten, giebt er sich nicht sogleich als König zu erkennen. Die Freundinnen erzählen ihm, und zwar — den zu Kalidasa's Zeiten feiner gewordenen Sitten gemäß — in der Rede stockend, den Ursprung der Sakuntala, welche Geschichte im Epos von der Sakuntala selbst ausführlich vorgetragen wird, noch weit ausführlicher im Original, als in der Übersetzung von Schack, welcher grade hier — sicherlich im Interesse des poetischen Werths — starke Auslassungen vorgenommen hat. Im zweiten Act beräth sich der König, dessen Liebe zu Sakuntala erwacht ist, mit Mathawja, seinem lustigen Freunde, über einen passenden Vorwand, um noch länger in dem Büßerhain bleiben zu können. Während sie noch sprechen, treten Einsiedler hinzu und bitten den König, die während Kanwa's Abwesenheit die Opfer störenden bösen Geister zu vertreiben. Der Vorwand ist hiermit gefunden. Der ganze dritte Act wird von dem Liebeswerben des Königs eingenommen, — sehr abweichend von der kurzen und bündigen Art des Epos. Nach der Abreise des Königs vergeht sich Sakuntala in der schuldigen Ehrerbietung gegen den heiligen Durwasa, dessen Kommen sie, in Gedanken versunken, nicht bemerkt. Er spricht gegen sie den Fluch aus, daß grade der, an den sie immerzu denkt, sie vergessen soll. Auf die Bitte von Sakuntala's Freundinnen nimmt er den Fluch zwar nicht zurück, mildert ihn aber dahin, daß beim

Anblick des Ringes dem Könige die Erinnerung wiederkehren wird. Dieser wichtige Punkt, nach welchem Kalidasa's Drama Abhidschnana-Sakuntalam, d. h. „die an dem Ringe wiedererkannte Sakuntala" benannt ist, und der es motivirt, weshalb der König die Sakuntala nicht holen läßt, fehlt dem Epos gänzlich, und dem zufolge ist auch der Schluß gänzlich verändert. Sakuntala wird nicht erst, nachdem ihr Sohn sechs Jahre alt geworden ist, sondern noch vor seiner Geburt an den Hof des Königs geschickt. Mit einer rührenden Abschiedsscene schließt der vierte Act. Der fünfte Act enthält die Verstoßung der Sakuntala, welcher der Ring des Königs abhanden gekommen ist. Die Apsarasen-Tochter wird von ihrer Mutter in den Luftraum entführt. Ein Fischer findet den Ring in dem Bauche eines Fisches. Beim Anblick des Ringes fällt es dem Könige ein, daß er sich mit Sakuntala vermählt hat. Äußerungen der Reue über das begangene Unrecht und der Sehnsucht nach der Verlornen erfüllen den sechsten Act, an dessen Schlusse sich der König zu neuer Thatkraft ermannt und der Aufforderung des Gottes Indra, sein Kampfgenosse gegen die Dämonen zu sein, folgt. Im siebenten und letzten Act findet er mit Hilfe der Götter die Sakuntala wieder.

Die dritte Sage ist ebenso, wie die erste, aus dem Bhagawata-Purana entlehnt. Der König **Bharata**, von welchem sie handelt, ist eben der Sohn des Duschmanta und der Sakuntala, welchen auch Kalidasa in seinem Schauspiel mit einem jungen Löwen spielend als kleinen Knaben einführt. Wir treffen ihn in dieser Sage am Ende seines thatenreichen Lebens. Er hat sich in die Einsamkeit eines Waldes zurückgezogen und hängt seinen Bußübungen nach.

Als zur Neige seine Tage gingen,
Riß er sich von den geliebten Kindern
Los, verlieh das Reich an seine Söhne
Und verließ den Thronsitz seiner Väter,
Um im waldigen Dickicht des Gebirges
Nur dem Anschau'n des unendlichen Geistes
Noch zu leben. In der Siedelei dort
An der Mahanadi schäumenden Wellen
Nährt' er sich von Wurzeln nur und Früchten,
Hüllte sich in Antilopenfelle,
Badete sich im heil'gen Teich und kniete
Vor dem unaussprechlich Herrlichen nieder,
Tag für Tag mit frischen Blumenkränzen
Seinen Altar schmückend. Keine Worte
Sprach er, als die mannigfachen Namen,
Die den Einen stammelnd nennen; Thränen
Glüh'nder Liebe netzten seine Wangen,
Und mit dem Gedanken in den tiefsten
Brunnen seines Herzens niedertauchend,
Der von Seligkeit und heil'ger Wonne
Überströmte, rettete sich der Fromme
Aus der Welt des Sinnlichen und Erschaffnen
In den Hafen wandelloser Ruhe.

Als er eines Tages, das Wort Om sprechend, am Ufer des Flusses saß, wurde er Zeuge, wie eine Gazelle, von einem Löwen verfolgt, in den Fluß springt und umkommt. Des verlassenen Jungen erbarmt er sich. Er nimmt es in seine Hütte, sorgt für seine Nahrung, Nachts schläft es neben ihm. Wohin er geht, begleitet ihn die junge Gazelle, und steht sie einen Augenblick still, gleich denkt er: Sie wird zu müde, hebt sie auf und trägt sie unter Liebkosungen. So bewirkt die Neigung zu dem Thierchen, daß seine Gedanken von dem Schöpfer wieder auf das Geschaffene gleiten. Sterbend, hängt sein brechendes Auge an der Gazelle. Deshalb muß seine Seele, statt zu Gott heimzukehren, von Neuem die Körperwelt durchwandern. Man sagt, der König Bharata sei als Gazelle wiedergeboren worden.

Soweit die Übersetzung von Schack. In dem Original ist es noch weiter ausgesponnen. Es wird auch von seiner nächsten Wiedergeburt erzählt, und besonders ausführlich von einer Unterredung, die er als Palankinträger mit einem in dem Palankin sitzenden König hat.

Die vierte Geschichte, **Pradjumna** betitelt, handelt von der Entführung der Prabhawati, der Tochter des Riesenkönigs, durch den Götterjüngling Pradjumna. Diese Geschichte ist auch von einem indischen Dichter Namens Wiswanatha in einem Drama, welches nicht mehr vorhanden ist, behandelt worden. Prabhawati verliebt sich in den Götterjüngling, ohne ihn oder ein Bild von ihm jemals gesehen zu haben, blos auf Hörensagen von seiner Schönheit, ein Zug, der so oft in orientalischen Erzählungen vorkommt, mithin psychologisch berechtigt sein muß, der aber unserer modernen Empfindung so unverständlich und sonderbar vorkommt. In dieser Erzählung hat nun wenigstens der Jüngling die Jungfrau schon gesehen; selbst unbemerkt hat er sie in dem Garten ihres Vaters beobachtet. Im Nalodaja haben sich beide Liebende noch niemals gesehen. In beiden Geschichten sind Schwäne die Liebesboten, sie berichten dort der Damajanti, hier der Prabhawati von den Jünglingen, denen an Schönheit, Tapferkeit und Tugend Niemand gleichkommt; — allerdings sind es nur nach Schack's Übersetzung wirklich Schwäne, das Sanskritwort hansa heißt Gans, ist sogar dasselbe Wort wie Gans. — Aber wie eine Zusammenkunft bewirken, da Riesen und Götter Todfeinde sind? Der Schwan weiß Rath: in der Gestalt von Sängern ziehen Pradjumna und seine Genossen in die Stadt der Riesen. Nachdem die von den Sängern gegebene Vorstellung zu Ende ist, führt der Schwan seinen Schützling zur Geliebten. Aber Pradjumna zieht es vor, noch einmal ungesehen die Reize seiner Braut zu bewundern. Dienerinnen tragen Blumen in das Zimmer der Herrin, flugs verwandelt er sich in eine Biene und läßt sich mit hineintragen. Von den Blumen schwingt er sich leise auf den Busen seines Mädchens, wo er wie auf einem schwanken, im Wasser auf- und niederwogenden Lotos ruht. Wenn er sich in eine Biene verwandeln konnte, warum ist er nicht direct vom Himmel als Biene heruntergeflogen? — so könnte man fragen, wenn in der Mythologie solche Fragen erlaubt wären. Doch nicht lange bleibt er eine Biene. Nachdem er das Liebesgeständniß der Prabhawati belauscht, zeigt er sich in seiner wahren Gestalt. Endlich hält er die Zeit der Flucht für gekommen. Das Riesenfräulein ist bereit, ihm nach dem Himmel zu folgen. Während die Riesen, von der Kunst der Schauspieler gefesselt, wie gemalt dasitzen, eilt er mit ihr hinaus. Ein goldener, luftdurchfahrender Wagen, mit einem Paar tausendköpfiger Drachen angeschirrt, steht bereit. Pradjumna trägt seine holde Beute in den Wagen. Ein Wächter meldet: Deine Tochter, König, wird entführt. Die Riesen stürmen hinaus, aber schon schwebt der Wagen hoch in der Luft, den Erdgebornen unerreichbar.

Die Quelle für diese Geschichte ist der Hariwansa (Genealogie Wischnu's), ein Anhang zum Maha-Bharata, von Langlois in französischer Übersetzung herausgegeben.

Die folgende Geschichte **Saubhari** ist aus dem Wischnu-Purana entlehnt, und zwar nach der englischen Übersetzung von Wilson. Schack konnte in diesem Falle nicht direct aus dem Sanskrit übersetzen, weil das Sanskrit-Original 1857, als die Stimmen vom Ganges zum ersten Mal erschienen, noch nicht herausgegeben war. Seitdem sind nun allerdings drei Ausgaben des Originals erschienen, eine (Madras 1858) in Telinga-Buch-

staben, eine (Bombay 1866) in Dewanagari-Buchstaben und eine (Calcutta 1868) in bengalischen Buchstaben.

Der alte Saubhari, welcher Jahre lang durch Fasten, Geißeln, Weda-Lesen in der Einsamkeit des Waldes seinen Leib ausgedörrt hat, wird bei dem Anblick des Fürsten der Fische, welcher mit seinen Enkeln spielt, von der Sehnsucht erfüllt, auch solche Freuden zu genießen. Er geht als Freier in das Schloß des Königs Mandhatar und erbittet sich eine von dessen funfzig Töchtern. Der König sieht bestürzt auf das alte Gerippe, doch will er den Heiligen nicht erzürnen. Wenn du einer von meinen Töchtern gefällst, so magst du sie nehmen, es ist Herkommen unseres Hauses, den Töchtern Freiheit in der Gattenwahl zu lassen. So spricht er und denkt: Keine wird ihn wollen. Der Büßer geht in die Frauengemächer, und siehe, etwas Wunderbares ereignet sich. Der Heilige bewirkt durch die Macht seiner Buße, daß alle funfzig sich um ihn streiten, wie die Elephanten-Weibchen um den Führer der Heerde. Weg, Schwester, mir gehört er, sagt Jede zu der Anderen, für mich hat ihn Brahma eigens erschaffen. Unter diesen Umständen sieht sich Mandhatar genöthigt, seine Töchter, alle funfzig, mit Saubhari zu vermählen. Saubhari erbaut durch die Macht seiner Buße funfzig Paläste und schenkt einer Jeden von seinen Gattinnen einen. Nach einiger Zeit hält es der König für seine Pflicht, zu sehen, wie es seinen Töchtern geht. Wie er zur ersten Tochter kommt, eilt diese ihm fröhlich entgegen, und auf seine Frage antwortet sie, daß sie über Nichts zu klagen habe. Eines nur mache sie besorgt, daß ihr Gatte sie zu ausschließlich liebe, immer nur an ihrer Seite weile, ohne seine anderen Frauen jemals zu besuchen. Beklommenen Herzens geht der König zur zweiten Tochter und denkt nach, wie er sie über ihres Gatten Kälte trösten soll. Aber auch diese hüpft ihm munter entgegen, spricht nur von ihrem hohen Glück und beklagt das allein, daß ihr Gatte nur sie liebe und die anderen Schwestern keines Blickes würdige. Eben dasselbe hört Mandhatar auch von den anderen achtundvierzig Töchtern.

Es ist doch eine herrliche Sache um das Büßen, wenn man auch solche Dinge dadurch erreicht!

So lebt nun Saubhari mit seinen Frauen und bekommt nach und nach 150 Söhne. Welches Glück, denkt er, wenn diese Knaben laufen und sprechen lernen, immer größer werden, selber Frauen nehmen und Kinder bekommen! Schon sehe ich im Geiste meine kleinen Enkel um mich spielen!

Wie er diesen Gedanken nachhängt, fällt ein Lichtstrahl in seine Seele. Er sieht, daß sein Verlangen kein Ziel finden wird.

Wenn ich Alles, was ich hoffe,
Auch durch hunderttausend Jahre
In Erfüllung gehen sähe,
Dennoch würden neue Wünsche
Sich in meinem Herzen regen.
Wahrlich, Trübsal ist und Sorge
Was die Menschen Freude nennen;
Denn ein Hoffen, kaum erfüllt,
Zeugt das zweite, und gedoppelt
Folgt ein drittes, bis der Geist,
Von Verlangen zu Verlangen
Flatternd, im Unendlichen
Sich verirrt und, von dem Zielpunkt
Seines Heiles losgerissen,
Matt zu Boden niedersinkt!
Ja, nur in der Weltentsagung
Ist die Ruhe, die Erlösung:
In die Einsamkeit des Waldes
Kehr' ich denn sofort zurück!
Buße ziemt mir für den Irrthum,
Daß ich von den Erdenbanden,
Die nur Leiden und Verderben
Mit sich führen, Glück gesucht!

Es ist ein bei den Indiern so beliebtes Thema, was besser sei, Lebensgenuß oder Entsagung....

Wohn' an der Ganga Stromfluthen,
Sünd-entrückenden, quellenden
Oder an zarter Brust Hügeln,
Sinn-entzückenden, schwellenden.

Diese Streitfrage wird auch in dieser Erzählung zu Ungunsten des Lebensgenusses entschieden, wie es auch in der That dem Indier als eine fromme Pflicht gilt, nachdem er eine Familie begründet, Weib und Kind zu verlassen und den Rest der Tage in der Einsamkeit des Waldes zu verbringen.

Wer diese Legende von Saubhari und seiner Heirat mit Andacht liest, kommt in den Himmel. So schließt der Übersetzer, jedoch heißt es im Wischnu-Purana: Wer sich dieser Lebensgeschichte Saubhari's erinnert, oder sie liest, oder hört, oder bedenkt, wird in den acht nächsten Geburten weder nach schlechtem Gesetze leben, noch auf schlimmem Pfade wandeln, noch wird er selbstsüchtig sein.

Im Übrigen hat aber der Übersetzer in dieser Geschichte, abweichend von seiner sonstigen Gewohnheit, Manches hinzugefügt, was nicht im Wischnu-Purana steht, besonders in der Schilderung des Glückes, welches Saubhari in seinen Kindern findet. Auch läßt der Übersetzer den Saubhari noch so lange im Familienleben verharren, bis seine Söhne wieder Söhne bekommen, was nach dem Original nicht der Fall ist.

Schließlich hätten wir auch noch auszusetzen, daß der Name Saubhari in den Versen des Übersetzers stets so gebraucht wird, daß die Mittelsilbe den Ton hat. Im Sanskrit bildet das Wort Saubhari seiner Quantität nach einen Daktylus, und auch der Wortaccent ruht auf der ersten Silbe, also doppelter Grund, um auch im Deutschen die erste Silbe zu betonen. Der Übersetzer hat es ja auch bei dem Namen Bharata in der dritten Geschichte sehr gut machen können. Dieses Wort (welches übrigens im Sanskrit aus drei Kürzen besteht), fügt er so in das trochäische Metrum, daß die erste und dritte Silbe den Ton bekommt, zwei Stellen ausgenommen, wo er das Wort als Daktylus gebraucht. Dieses konnte wohl auch bei dem Namen Saubhari erreicht werden. Wir können uns nicht denken, daß den Übersetzer irgend ein anderer Grund abgehalten haben sollte, in dem Worte Saubhari die erste Silbe zu betonen. Im Nachwort erklärt es der Übersetzer für eine Pedanterie, Wörter, die sich in einer bestimmten Form eingebürgert haben, so auszusprechen, wie es in den Ländern gebräuchlich, aus denen sie stammen, zum Beispiel das Wort Himalaja auf der drittletzten, statt auf der vorletzten zu betonen. Wenn sich ein Wort mit einer falschen Betonung einmal eingebürgert hat, so mag man es so lassen. Es sollte aber eine Warnung für die Dichter sein, bei noch nicht eingebürgerten Wörtern für die richtige Betonung zu sorgen. Denn wenn nun Schack's Stimmen vom Ganges diejenige Verbreitung finden, die sie verdienen, so wird man auch bald allgemein Saubhari ebenso wie Himalaja unrichtig als Paroxytonon betonen.

(Schluß folgt.)

Oesterreich.

Der Dioskuren siebter Jahrgang: 1878.

Ein literarisches Jahrbuch ist wie ein jedem Gebildeten offenstehender Salon, in dem man von den Mühen des Tages im gemeinsamen Genuß und Austausch des Anmutigen, Schönen und Interessanten sich erholen will. Es ist nicht zu vermeiden, daß in einem solchen hie und da auch Stimmen sich vernehmen lassen, denen man weniger den guten Willen als das Talent bestreiten kann; auch vergißt manchmal ein Neuling, daß solche Versammlungen gewissermaßen auf neutralem Boden stattfinden, daher am wenigsten zu religionsphilosophischen Discussionen taugen, mit denen man gewöhnlich dem Einen zu viel, dem Andern zu wenig zugesteht und es Keinem recht macht. Oder irgend ein grüner Enthusiast kramt in seinem Sammelsurium von Citaten seine Weisheit aus und schließt mit der artigen und von vornherein jeden Widerspruch erstickenden Versicherung, daß sie bereits von jedem Gebildeten getheilt wird, bekanntlich eine Lieblingsgewohnheit jugendlicher Darwinisten, die sich damit einen kräftigen Schwung über die — von andern Denkern bald ehrerbietig, bald auch widerwillig aber doch — anerkannten Gränzen des Erkennens hinüber heben wollen.

Allein ein kluger Hausherr wie der österreichisch-ungarische Beamtenverein hat bisher verstanden, seine schönen Räume von solchen Besuchern möglichst rein zu halten. Auch im vorliegenden siebenten Jahrgange gelingt dies größtentheils und wenn die vereinzelten Ausnahmen doch angedeutet wurden, so geschah es nur, weil es um den schönen Raum Schade ist, der dadurch vielleicht anderen Gästen entging.

Denn — und das ist es, was uns am Herzen liegt — bei der großen Menge wirklich schöner und anregender Sachen, welche die Mehrzahl der hier versammelten neunzig Schriftsteller darbietet, scheint doch Eine Seite noch zu wenig beachtet: die specifisch österreichische! Nicht etwa als sollte hier ein banaler Patriotismus gemacht oder betrieben werden — derlei Versuche rächen sich in der Regel durch Langweile oder Lächerlichkeit — aber das noch immer viel zu wenig gekannte, reichgegliederte, in Ländern und Völkern, in Natur- und Menschenwerk so mannigfaltige Österreich bietet eine unerschöpfliche Menge von Stoff, welchen zu behandeln gerade die Beamtenkreise am meisten berufen wären, da die Glieder derselben, über alle Theile verbreitet, Alles kennen zu lernen Gelegenheit haben. Es handelt sich nicht um fachwissenschaftliche Abhandlungen, die eben in Fachzeitschriften gehören, aber um Schilderungen, die der seines Stoffes gründlich mächtige Darsteller in das allgemeinst anziehende Gewand kleiden kann. Was gerade den „Dioskuren" im Gebiete der Literargeschichte durch biographische Skizzen mit eingemengten Proben so meisterlich gelingt, das wäre auch auf den andern Gebieten zu versuchen, und wie z. B. Herr v. Vincenti den ganzen Zauber des Orients und seine Eigenthümlichkeiten vor Augen zu bringen weiß, so müßte es auch mit den einzelnen Gliedern der österreichischen Völkerfamilie, mit den einzelnen Theilen seiner tausendfältigen Naturwelt gelingen. Aber wie in dem unserer Ansicht nach wichtigsten und wuchtigsten Aufsatze vorigen Jahres „Wider den Strom" der geist- und charaktervolle Kunstforscher Ilg abermals betont: man genirt sich in Österreich völlig ob seiner Reichthümer und läuft dem Fremden nach; man läßt sich verblüffen, schämt sich des bisherigen Schlendrians und sucht das in ernster Arbeit Versäumte durch eine noch schlimmere und weniger gutmüthige Unsitte — durch die der Effecthascherei, einzubringen. Wie viele ernste Aufgaben sind dagegen noch ungethan! welche bisher fast unbekannte Gegenden, Ortschaften, Volkszweige haben die riesig entwickelten Verkehrsmittel uns erschlossen; ja, wie muß sogar vermeintlich längst Bekanntes nach dem Stande und der Methode heutiger Forschung so zu sagen neu entdeckt werden? Die schon nach fünf Jahren eben der österreichischen Apathie zum Opfer gefallene „österreichische Revue" brachte davon Proben, M. A. Becker's Buch über den Ötscher und sein Gebiet, u. a. dgl. m. sind Beweise, was man aus solchen Stoffen für ein gebildetes Publikum machen kann. Damit käme, ohne auf dilettantenhafte philosophische Salbaderei, — diese in Gesellschaft und Literatur gleich ermüdende Unterhaltungsart — zu verfallen, Abwechselung in das von allerlei Dichtung vielleicht doch etwas überwucherte Buch.

Diesen von wahrem Interesse für die Dioskuren und den herausgebenden Verein dictirten allgemeinen Bemerkungen folge nun, was in Betreff des vorliegenden siebenten Bandes gerade unsere Leser am Meisten interessiren dürfte. Derselbe bringt nämlich vier ansprechende Dichterbildnisse: zunächst Erinnerungen an die vielleicht weniger aus ihren eigenen als aus den Werken der Frau Karoline Pichler so Manchem bekannte österreichische Dichterin Therese v. Artner und an den früh verstorbenen Mitarbeiter der Dioskuren: K. V. v. Hansgirg, beide Skizzen aus Frauenhänden, wie es dem Charakter der Gezeichneten auch am angemessensten erscheint; dann eine „Episode aus der ungarischen Literaturgeschichte", welche unter dem Titel „zwischen zwei Nationalitäten" von Friedrich Christmann, als Dichter Friedrich Kereny, einen jener unglücklichen Deutschen behandelt, die aus Begeisterung für die nationale ungarische Entwickelung dem eigenen Stamme den Rücken kehren und im fremden sich bald selbst verlieren; endlich, diese drei noch überragend: den nur mit T... gezeichneten Aufsatz über den kroatischen Dichter Peter v. Preradovic, mit eingeflochtenen von Steph. Milan übersetzten Dichtungsproben.

Heinrich Blumenstock liefert einen interessanten Aufsatz über den „polnischen Faust", nämlich Ad. Mickiewicz's Dziady (Todtenfeier), endlich Hans Max (Frh. v. Päuman) eine poetische Schilderung der Goralen aus dem Polnischen des V. v. Pol; dies ist das slavische Contingent des Landes. Aus dem Ungarischen finden sich Übersetzungen aus Arany Czuczor, Gyulay, Kölcsey, Petöfi und Vörösmarty von Gernerth, Neugebauer, Nuellens und Pachler. — Karl Fidler widmet seine Kunst neben Leopardi diesmal auch Byron, Graf v. Wickenburg — immer vom neuesten — versucht sich an Swinburne und Groß bringt auch etwas Spanisches nach Martinez de la Rosa. Neben den Genannten bewegen sich fünfundfünfzig Deutsche mit mehr oder weniger gelungenen Original-Dichtungen auf dieser literarischen Redoute; C. Cerri's geschickte Vertheidigung der Lyrik in den „Sätzen und Zusätzen" wehrt hier jedem — Zusatze. Aus den vierzehn Novellen und Novelleten seien hier consequent die localisirenden von Rank und Pilcz aus dem Böhmerwalde und von der Puszta hervorgehoben. Auch Sonka's culturgeschichtlicher Aufsatz über Aristophanes und sein Zeitalter, des Fräulein v. Kudriaffsky „schwimmende Welt" und Weil's Richtigstellung des Begriffs der Gleichberechtigung unterbrechen das viele Reimspiel, ohne doch am unrechten Orte in Kathederton zu verfallen oder durch, sei es national-politische oder vermeintlich wissenschaftliche Parteifarbe, zu verletzen. Kurz, das Buch ist wieder reich, in mancher Hinsicht vielleicht zu reich, und könnte in anderer noch reicher sein. Ladet noch häufiger Länder und Völker zu Tisch, damit man bei Euch das ganze Österreich finde!

Frankreich.

Forneron: Die Herzoge von Guise.

Das sechszehnte Jahrhundert ist die Geburtszeit des modernen Frankreich. Fast alles, wonach dieses Land im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gestrebt, fast alles, wodurch es sich zur selben Zeit den Vorrang unter den Völkern Europas geschaffen und gewahrt hat, findet sich im Keime bereits in jener Epoche angedeutet. Die beiden hauptsächlichsten Momente, auf denen der moderne Staat beruhte, unbedingte Unabhängigkeit von fremden Mächten, Spanien auf der einen, England auf der anderen Seite, und sichere Begründung des Katholicismus als der ausschließlichen Kirche, der Staatskirche, verkörpern sich in dem letzten Regenten dieses Jahrhunderts: König Heinrich IV., der den Thron mit dem Uebertritt zur Staatskirche erkauft. Wer nicht ganz und voll für diese beiden Ideen auf den Kampfplatz trat, der mußte unterliegen. Dies war das Loos der Führer des Protestantismus, die zwar entschiedenste Loyalität, doch verbunden mit Glaubensfreiheit auf ihren Schild schrieben. Und ebendies mußte hinwiederum das Geschick aller Derer werden, die für die Glaubenseinheit, doch zugleich für die Erhaltung der oligarchischen Monarchie eintraten, von den Verbündeten der Ligue du Bien Public bis herab zu den Frondeurs in den Anfängen Ludwigs XIV. Der großartigste Vertreter dieser letzteren Richtung ist das Haus Guise, ein jüngerer Zweig der anjevinischen Herzöge von Lothringen und Barr, der sich seit den Zeiten Franz I. zu einer solchen Höhe aufschwang, daß er in dem Kampf mit den letzten entarteten Gliedern des Hauses Valois nur durch die vom Könige selbst geführte Hand von Meuchelmördern auf eine dem Königthum minder gefährliche Stufe herabgedrückt werden konnte. Fünf Gestalten sind es, die aus dem begabten und weitverzweigten Geschlecht während des sechszehnten Jahrhunderts hervorragen. Claude v. Guise, der zweite Sohn des Herzogs René's II., des Titularkönigs von Neapel, der Begründer des Hauses; ein Mann voll Entschlossenheit, Klugheit und großem ökonomischen Geschick, der als Generallieutenant des Königreichs in den kriegerischen Zeiten Franz des Ersten das Land vor fremden Einfällen schützte und sich dadurch ein ewiges Anrecht auf die Dankbarkeit der Dynastie und des Volkes erwarb, das er, praktischen Sinnes wie er war, zur Ansammlung eines der größten Vermögen in Frankreich verwerthete. Seine beiden ältesten Söhne, Franz, Herzog von Guise, zubenannt der „Narbige", und Carl, Cardinal von Lothringen, schienen sich in die großen Eigenschaften des Vorfahrs getheilt zu haben. Jenem war eine unbesiegliche Tapferkeit und kühnste Unternehmungslust, diesem größte Weltklugheit und Vorsicht zu eigen, Eigenschaften, die ihnen, verbunden mit dem erblichen Ansehen ihres Hauses, die ersten Stellen im Heer und im Rat Heinrichs II. und Karls IX. verschafften. Doch erst im Sohne Franzens, dem jungen Heinrich v. Guise, sowie in dessen jüngerem Bruder, dem Herzog v. Mayenne, steigt die Macht des Hauses bis zu ihrer höchsten Höhe. In den Jahren 1574 bis 1594 sind sie die eigentlichen Regenten Frankreichs, des Frankreichs der Bartholomäusnacht, zu deren Veranstaltung Heinrich v. Guise wenn nicht den ersten Anstoß gegeben, so doch die Gelegenheit bereitet hat. Was die letzten Ziele Heinrichs v. Guise gewesen sein mögen, ob er, wie die Einen sagen, den König geflissentlich bloßstellte, um ihn endlich unmöglich und sich selbst auch dem Namen nach zum Beherrscher Frankreichs zu machen, oder ob er in der That den Gedanken der Kircheneinheit uneigennützig bis dahin verfolgte, wo ihm nur übrig blieb, einen neuen Beherrscher aus der Hand des heimlichen Verbündeten, Philipps II. von Spanien, anzunehmen, das ist dem Urtheil der Späteren durch die Dolche von Heinrichs III. gasconischer Leibgarde entrückt worden. Nahe aber liegt die Vermutung, daß ihm so wenig wie dem König Philipp II. die Herbeiführung der Glaubenseinheit als der Kirche gegenüber unverbrüchlich übernommene Verpflichtung galt, sondern vielmehr als das beste Mittel zu ihrem Zweck, der absoluten Herrschaft über ihre Völker, zu gelangen.

Nur wenn man die Bestrebungen des Hauses Guise unter diesen Gesichtspunkten, in diesem Zusammenhange faßt, wird man Leben und Thaten der Einzelnen richtig zu würdigen vermögen. Es sind diese Persönlichkeiten mit der Geschichte ihres Landes so innig verwachsen, daß man diese ohne jene, jene ohne diese nicht mehr zu verstehen vermag.

Dieser Gedanke scheint der Anlaß zu einer neuen Publication auf dem französischen Büchermarkt zu sein, die kürzlich von H. Forneron unter dem Titel „Die Herzoge von Guise und ihre Epoche" veranstaltet worden ist.*)

In der Erwartung, alles dies hier womöglich noch mehr berücksichtigt zu finden, als in den betreffenden Abschnitten von L. v. Ranke's trefflicher „Französischer Geschichte", nahmen wir das Werk zur Hand. Doch fühlen wir uns verpflichtet auszusprechen, daß wir uns nicht nur in dieser, sondern auch mancher andern Erwartung arg getäuscht fanden. Herr Forneron entbehrt zwar nicht der Kenntnisse. In der Literatur jener Zeit, dem über die Epoche veröffentlichten urkundlichen Material ist er wohl belesen, die hervorragendsten modernen Geschichtschreiber Deutschlands, Englands, Spaniens und Italiens sind berücksichtigt worden. Aber diese Belesenheit ist dem Verfasser offenbar zu Kopfe gestiegen, so daß sich sein Buch an vielen Stellen, ähnlich unseren mittelalterlichen Mönchschroniken, mehr wie eine Aneinanderreihung loser Excerpte als wie eine selbständige literarische Production ausnimmt. Forneron scheint vergessen zu haben, daß derartige Excerpte in die Noten an den Fuß der Seite gehören, daß wir, wenn wir sein Werk zur Hand nehmen, Forneron und nicht Tavannes, Vieilleville, Aubigné und Brantôme zu lesen wünschen.

Bei der Beschränktheit dieses Standpunktes ist es dann nur zu erklärlich, daß der Verfasser die Hauptgedanken seiner Darstellung über dem Intriguenspiel des Augenblicks vergißt, so daß sich diese schauerlich-großartige Epoche, die die Geburtswehen eines mächtigen Staates umschließt, zu einem wirren Durcheinander elender Metzeleien, innerer Fehden und hochverrätherischer Intriguen verzerrt.

Fast scheint es uns, als ob der Verfasser, um sich über das Getriebe der ihm unsympathischen Tagespolitik zu erheben, zu jenen alten Zeiten zurückgegriffen habe, aus deren Zwistigkeiten sich das legitime, glaubenseinige, tapfere und ruhmvolle Frankreich Heinrichs IV., sein Ideal, erhob. Wenigstens haben wir sonst wenig Zustände, wenige Persönlichkeiten gefunden, die sein ganzes Gefallen erwecken, und gleichsam den Grundton seiner Stimmung bezeichnet das von ihm citirte Wort Talleyrand's: „La France est sans os. Nous restons comme une pâte que chaque brutalité presse dans un moule jusqu'au jour où, le moule brisé, tout s'effondre."

Daß die Frankreich benachbarten Völker, die es in seiner

*) Les ducs de Guise et leur epoque. Etude historique sur le seizième siècle par H. Forneron. Paris, 1877. H. Plon & Cie. 2 vols.

großen Aufgabe, die Welt zu beherrschen, stören, bei dieser galligen Stimmung nicht eben zu gut fahren, braucht wohl nicht besonders bemerkt zu werden. Da wird uns Philipp II. von Spanien gezeichnet, über seinen Schreibtisch von früh bis spät gebückt, beschäftigt, sich die Welt mit Hülfe seiner Heere und gedungener Meuchelmörder zu unterwerfen; da die große Elisabeth von England als eine Unreine, die Tochter einer Unreinen, deren Grausamkeit nur von ihrer Heuchelei übertroffen wird; da die deutschen Heerführer und Reitergeschwader als unersättlich habsüchtig und deren Habsucht nur ihre Feigheit gleichkommt; da endlich die Italiener als die Nation, die ganz besonders unter den Schlechten hervorragt. Denn alles was an den letzten Valois, den Guisen und andern Großen groß und gut ist, das ist Frankreichs Erbtheil, alles Gift der Verderbniß entstammt Italien, dem Land ihrer Mütter. J.

England.

Torrens: Lord Melbourne.*)

Die Geschichte des unmittelbar hinter uns liegenden Zeitabschnittes ist vielleicht von allen andern diejenige, über die wir am wenigsten unterrichtet zu sein vermögen. Die Ereignisse haben sich noch nicht zu Geschichte verdichtet, sie sind noch zu neu, mit einer allzustarken Rinde von Vorurtheilen und Parteimeinungen überzogen und uns noch nicht genügend fern gerückt. Wir müssen daher unsere Kenntniß aus Memoiren und Biographien schöpfen, und diese dann auf ihr gebührendes Maaß zurückführen. Mit der Biographie Lord Melbourne's, der zur Zeit der Thronbesteigung der Königin Victoria Premierminister war und diesen Posten länger als irgend einer seiner Vorgänger seit Lord Liverpool inne hatte, hat Herr Torrens nicht nur seinen Lesern, sondern auch dem Publikum im allgemeinen einen guten Dienst geleistet. Daß der Autor nicht den Vortheil persönlicher Bekanntschaft mit dem Gegenstande seiner Biographie hatte, daß die Materialien, die ihm zu Gebote standen, knapp und unvollständig waren, das ist sein Unglück und nicht sein Fehler. Aber daß er nichtsdestoweniger seine Arbeit mit unerheblichen Dingen überfüllt hat, daß er klare Thatsachen zum Gegenstande langathmiger Tiraden macht, die stark nach Romanschreiberei schmecken, und daß er sich in unwichtigen Sachen, die, so zu sagen, nur Gesprächsinteresse haben, von seiner Liebe zu Abschweifungen hat hinreißen lassen, das ist sein Fehler und unser Unglück. Wiederum müssen wir in diesen Blättern gegen die unmäßige Länge moderner Biographien protestiren und immer und immer wieder werden wir diese Klage erheben, trotzdem wir fürchten, daß unser Mahnruf verhallen wird, wie die Stimme des Redners in der Wüste. Ein Band an Stelle dieser beiden würde uns alles Wissenswerthe gelehrt haben und wir besäßen ein angenehmes lesbares Buch, das gelebt hätte, während das Werk, wie es vor uns liegt, in wenigen Jahren nur noch von detailgierigen Geschichtsforschern nachgeschlagen werden wird, die sich mit allem Parteigeklätsch und dem politischen Marionettenspiel bekannt machen wollen, das stets hinter den Coulissen vor sich geht. Aber sind denn nicht die Coulissen gerade dazu da, um uns die Maschinerie und das Wie des Bühneneffects zu verhüllen? Daß diese Resultate durch gewisse Ursachen hervorgerufen werden, wissen wir, und im allgemeinen wünschen wir auch zu erfahren, was hinter den Coulissen vor sich geht, und erfahren es auch meistens; aber ist es denn durchaus nöthig, fortwährend uns diese Einzelheiten vor Augen zu halten, so daß die Gesammtwirkung dadurch verloren geht? Damit diese, die eigentlich künstlerische Wirkung erreicht werde, soll der Biograph Maaß zu halten wissen und eine Auffassungsgabe haben, die zwischen dem Wesentlichen und Nebensächlichen zu unterscheiden vermag.

Mit all diesen Bemerkungen wollen wir indessen durchaus nicht dahin verstanden sein, daß wir den Werth unterschätzen, den diese Memoiren als Beitrag zur Geschichte unserer Zeit haben und zu deren Abfassung der Autor, dank seiner öffentlichen Stellung, ganz besonders geeignet war; denn jahrelang ist er ein geschätztes und nützliches Mitglied des Parlaments gewesen und hat in praktischer Erfahrung das Wesen und die Art des englischen Staatswesens sich zu eigen gemacht. Die Schreibweise des Herrn Torrens ist gut und nicht schwerfällig, daher bildet sein Werk eine angenehme Lectüre ungeachtet seiner Weitschweifigkeit und trotz des Umstandes, daß der Autor mit Daten geizt und nicht selten ungenau ist, da seine lebhafte irische Phantasie zuweilen mit ihm durchgeht.

Soviel, was den Verfasser und sein Buch betrifft, dessen Inhalt wir nun in Kurzem wiedergeben wollen.

William Lamb, der spätere Lord Melbourne, war der zweite Sohn Lord Melbourne's, eines unbedeutenden, apathischen Mannes, der indessen eine der begabtesten und bezauberndsten Frauen ihrer Zeit geheiratet hatte. William war der Lieblingssohn seiner Mutter und ihr verdankt er die hervorragende Stellung, zu der seine Familie sich emporschwang und die vortheilhafte Lage, in der er sich befand, als er den politischen und gesellschaftlichen Kampfplatz betrat. Und in der That, ohne den Vortheil seiner Geburt und ohne die Connexionen, die der gesellschaftliche Ehrgeiz seiner Mutter noch sehr vermehrte, ist es höchst fraglich, ob man im öffentlichen Leben je etwas von ihm gehört hätte, denn, wie ausgezeichnet und nützlich auch seine Talente waren, hervorragender und blendender Art waren sie nicht. Seine Lebensgeschichte zeigt uns deutlich, wie durch und durch aristokratisch die englischen Instinkte und Institutionen sind und wie sehr dieselben zum Wohle des Landes ausschlagen.

Als jüngerer Sohn wuchs William natürlich unter nicht zu hohen Erwartungen auf. Er besuchte die Schule von Eton, wurde nach der Universität Cambridge gesandt und bereitete sich demnächst für die juristische Laufbahn vor. Im Alter von fünfundzwanzig Jahren (1804) wurde er in den Advocatenstand aufgenommen und hatte auch die ernstliche Absicht, diese Laufbahn zu verfolgen, als der 1805 erfolgte Tod seines älteren Bruders seine Lebensaussichten mit einem Schlage veränderte und ihn die juristische Carriere aufgeben ließ. Kurz darauf vermählte er sich mit Lady Caroline Ponsonby, deren Reize ihn sein Lebenlang fesselten, trotzdem sie bestimmt war, sein häusliches Lebensglück zu zerstören. Anfangs zwar war der eheliche Himmel noch leidlich ungetrübt. Lamb war ins Parlament gewählt worden, wo er, wenn auch keine hervorragende, so doch eine geachtete Stellung sich erwarb. Auch verkehrte er damals viel in heiterer Gesellschaft und führte scheinbar ein ungebundenes fashionables Leben, wiewohl er in Wirklichkeit durchaus nicht müßig ging und seine Talente und sein Wissen seinen Zeitgenossen weder unbekannt waren, noch von ihnen unterschätzt wurden. Bücher und der Umgang mit hochgebildeten Männern und Frauen waren es, die ihn hauptsächlich davon abhielten, sich praktisch mit

*) Memoirs of the Right Hon. William, second Viscount Melbourne. By W. M. Torrens, M. P. London, 1878. Macmillan & Co. 2 vols.

der Politik zu beschäftigen, als er plötzlich entdeckte, daß ihm kein häusliches Glück beschieden war. Sein Sohn war ein Idiot und seine heitere flatterhafte Frau so excentrisch und launisch, daß ihre Ausbrüche bisweilen stark an Wahnsinn gränzten. In einer ihrer ruhelosen Launen befand sie sich, als Byron's Genius die Stadt im Sturm eroberte und gar bald war der junge Poet ein gerngesehener und nur zu vertrauter Gast des Melbourneschen Hauses. Lady Caroline trieb Heroencultus mit dem eitlen, empfänglichen Dichter, während er durch ihre gewandte Unterhaltungsgabe und den Zauber ihres Verstandes und ihrer Phantasie angezogen wurde. Eine Zeit lang ging alles gut, aber die beiden glichen einander zu sehr, hatten allzugroßes Selbstvertrauen und allzuviel Selbstsucht, um auf die Dauer zu harmoniren. Anfangs gelangweilt, wurde er später gereizt durch ihr anspruchsvolles Wesen, während sie über seine Heirat mit ihrer Cousine Verdruß empfand. Ein offener Bruch erfolgte. Der Gemahl bekam von der Sache Wind und man sprach von einer Scheidung, aber bald war Lamb mit seiner Gattin wieder ausgesöhnt und Byron hatte England verlassen. In der That war jedoch die Scheidungsurkunde bereits ausgefertigt und es fehlte nur noch die Unterschrift der Betheiligten, da wünschte Lamb seine Frau noch einmal zu sehen, um mit ihr ein letztes Wort über ihren Sohn zu reden. Lange wartete sein Bruder und der Advokat auf das Ende dieser Unterredung, aber als sie allzulange währte, betraten sie das Zimmer und fanden Mann und Frau vertraulich neben einander sitzend; sie war damit beschäftigt, ihn mit kleinen Stücken Butterbrod zu füttern. Dieses Mal, so wie noch öfter ging der Sturm vorüber, eine Zeitlang hatte der böse Geist Lady Caroline verlassen, aber nur eine Zeitlang. Sie vermochte ihren leicht erregbaren Gatten, welcher ihr trotz ihrer seltsamen Excentricitäten stets eine unwandelbare Liebe bewahrte, zu beherrschen, aber endlich trieb sie es doch zu arg. Nach dem Zeugnisse Aller war seine Nachsicht beispiellos, aber nach zwanzig Jahren wurde ihm das Joch dieser Ehe dennoch zu schwer; ruhig machte er ihr den Vorschlag einer Trennung, da ihm dieses Leben unerträglich geworden wäre. Er verließ sie ohne Aufsehen, der Welt gegenüber machte ihr zerrütteter Gesundheitszustand ein abgeschlossenes Leben auf dem Lande nöthig, während ihn sein Amt an die Hauptstadt fesselte. Bis zu ihrem Lebensende jedoch übte sie großen Einfluß auf ihn aus und als sie 1828 starb, bedauerte er ihren Verlust aufrichtig und konnte Jahre lang nicht von ihr sprechen, ohne in Thränen auszubrechen. Soviel, was sein Privatleben anbelangt, das durch ein launisches Weib und durch den Kummer, stets den einzigen, geistig und körperlich unglücklichen Sohn vor Augen zu haben, elend zu Grunde gerichtet wurde. Kein Wunder daher, wenn Lord Melbourne bisweilen cynisch war und die Maske der Frivolität anlegte, die so oft ein gebrochenes Herz verhüllt.

Im Jahre 1827 wurde Lamb, nachdem er sich einige Zeit vom parlamentarischen Leben zurückgezogen hatte, von dem damaligen Premierminister Canning zum Staatssecretär für Irland ernannt. Hier zeigte er zuerst seine seltene Klugheit und großen Mut. Er versöhnte alle Parteien, bahnte der Katholikenemancipation den Weg und stellte Ordnung und Achtung vor dem Gesetz wieder her. Ein Ministerwechsel jedoch ließ ihn Irland bald wieder verlassen. Inzwischen war sein Vater 1828 gestorben und er wurde als Lord Melbourne in das Haus der Lords berufen. Eine Zeit lang betheiligte er sich nur wenig an den öffentlichen Angelegenheiten, bis nach dem Sturze des Ministeriums Wellington, Earl Grey und die Whigs ans Ruder kamen und er das Ministerium des Inneren erhielt. Es war damals eine Zeit großer, durch die Reform-Bill hervorgerufener Aufregung. Lord Melbourne unterstützte die Bill, weil, wie er meinte, der erklärte Wille der Nation dem gesetzgebenden Körper keine andere Alternative gestattete. Das Land befand sich zu jener Zeit in einem beunruhigenden Zustande. Der Pöbel der Hauptstadt hatte mehr als einmal unzweifelhafte Anzeichen seiner Neigung zu offener Gewaltthätigkeit zu erkennen gegeben. Geheimnißvolle Brandstiftungen verwüsteten das Land und es machten sich Symptome einer allgemeinen Agrarrevolution bemerklich. Lord Melbourne jedoch unterdrückte durch feste und zugleich versöhnliche Maßregeln die bäuerlichen und politischen Unruhen im Keime und erhielt die Ruhe im Lande aufrecht. Ungetheilten Beifall fand auch sein kluges Auftreten den Gewerkvereinen gegenüber (1834), als diese, dreißigtausend Mann stark, mit ihrer Petition drohend vor das Ministerium des Innern zogen.

Als im Jahre 1834 Earl Grey aus dem Ministerium schied, wurde Lord Melbourne, bei der Neubildung des Whig-Cabinets, sein Nachfolger als Premierminister. Er stand bei Wilhelm IV. in hoher Gunst und sein tactvolles und kluges Gebahren erhielt die Eintracht im Cabinet. Aber diesmal war seines Bleibens im Ministerium nicht lange, denn der König war ein abgesagter Feind von Reformen und wünschte deshalb mit einem conservativen Ministerium zu regieren. Dies bildete Sir Robert Peel, der jedoch bald abtreten mußte, da er der stark gegen ihn eingenommenen öffentlichen Meinung nicht Stand halten konnte, und Lord Melbourne wurde von neuem Finanzminister; in dieser Stellung wußte er sich trotz vieler Schwierigkeiten lange zu halten, ohne an Charakter und Gesinnungstüchtigkeit Einbuße zu erleiden.

Gegen Ende des Jahres 1836 starb sein einziger Sohn, den er vergöttert und mit der Zärtlichkeit eines Weibes gehütet hatte. Durch gesellschaftliche Zerstreuungen, Lectüre und Studien suchte er seinen Kummer zu betäuben, aber nie konnte er den Verlust dessen, den er sein Lebelang gepflegt und auf den er die ganze Zärtlichkeit seines liebevollen Herzens übertragen hatte, völlig verwinden.

Im Juni 1837 wurde Wilhelm IV. zu seinen Vätern versammelt und die Prinzessin Victoria bestieg den Thron. Dieser Wechsel befestigte Lord Melbourne in seinem Amt, stellte ihm aber zugleich die schwierige und verantwortliche Aufgabe, die jugendliche Königin in die Kenntniß der britischen Constitution einzuführen und sie zur Erfüllung der mannichfaltigen Pflichten, die ihr als Monarchin oblagen, anzuleiten. In loyaler und väterlicher Weise entledigte er sich dieser Aufgabe und erst jüngst hat die Königin es ausgesprochen, welchen Dank sie dem weisen und edlen Ratgeber schulde, der mit selbstloser, großmütiger Besorgniß über sie wachte und ihr zur Seite stand, so lange sie in ihrer Stellung noch neu war. Das übereinstimmende Zeugniß aller zeitgenössischen Anhänger sowol als Widersacher und der Augenschein der Thatsachen sprechen dafür, daß Lord Melbourne seine schwierige Aufgabe mit vollendeter Gewandtheit und lobenswerthem Fernhalten jeglichen Parteiinteresses erfüllt hat.

Mittlerweile jedoch hatte seine Partei im Lande an Boden verloren und er reichte im Jahre 1839 seine Entlassung ein. Sir Robert Peel, der Führer der Tories, wurde mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt, lehnte jedoch ab, da zwischen der Königin und ihm ein Zwiespalt wegen Ernennung der Hofdamen ausgebrochen war, und Lord Melbourne wurde zurückberufen. Mit Bezug auf diese Angelegenheit sagte er: „Man sollte Leuten, die übelgelaunt sind, Zeit lassen, wieder anderen Sinnes zu werden.“ Peel's Fehler eben war es gewesen, daß er der

Königin nicht Zeit gelassen hatte, anderen Sinnes zu werden, als es ihm mißglückte, ein Ministerium zu bilden.

Nun lag Melbourne die delicate und schwierige Aufgabe ob, der Königin bei ihrer Verheiratung mit Rat zur Seite zu stehen. Auch hierin zeigte er ungemein viel Tact und Verstand. Erst 1841, als wegen des Korngesetzes Mißhelligkeiten entstanden waren, zog sich Lord Melbourne für immer von den Geschäften zurück. Seinetwegen fühlte er deshalb kein Bedauern, nur besorgte er, daß der Regierungswechsel der Königin Unruhe verursachen könnte, aber er hatte Zeit gehabt, von dem Verstande und der Discretion des Prinzgemahls sich eine hohe Meinung zu bilden und es war ein Trost für ihn, die Königin von einem solchen Ratgeber umgeben zu wissen. Vier Jahre lang, sagte er zu ihr, habe ich Ew. Majestät alltäglich gesehen, aber jetzt ist mein Fortgehen nicht von derselben Bedeutung, wie es im Jahre 1839 gewesen wäre, denn der Prinz versteht alles vortrefflich. Die Königin wurde durch die Trennung von ihrem treuen Minister schmerzlich berührt. Er selbst fühlte, daß er nun, außer Amt, nicht mehr Führer der Opposition sein konnte.

1842 wurde Lord Melbourne von einer partiellen Lähmung befallen, von der er sich jedoch genügend erholte, um an Büchern und gesellschaftlichem Umgang Genuß zu finden, allein er war unfähig, fürderhin an öffentlichen Angelegenheiten thätigen Antheil zu nehmen. Er starb 1848 auf seinem Familiensitze im siebzigsten Jahre seines Lebens. Die letzten Jahre waren dem kinderlosen Greise öde und einsam verflossen. Dies schmerzte ihn tief und Herr Torrens schildert uns sein verlassenes Alter mit Wärme und Gefühl.

Überschauen wir die staatsmännische Laufbahn Lord Melbourne's, so fällt uns auf, daß es derselben an hervorragenden Momenten gebricht, wiewol er in hohem Maße alle für diese Laufbahn erforderlichen Eigenschaften besaß: scharfes Erkenntnißvermögen, das durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet war, Kaltblütigkeit, Mut, einen leidenschaftslosen und vorurtheilsfreien Geist, ritterliches Ehrgefühl und eine starke Dosis gesunden Menschenverstandes. Hierin steht er keinem Premierminister seines Jahrhunderts nach. Seine hauptsächlichsten Mängel waren: die Neigung, Meinungsverschiedenheiten zu gering zu achten, affectirte Unwissenheit und Sorglosigkeit. Seine Reden konnten zwar keinen Anspruch auf Beredtsamkeit machen, waren aber fließend und stets treffend und wurden von einem selten schönen Gesicht, melodischer Stimme und feurigem Wesen unterstützt. Er hatte nicht nur eine vortreffliche classische Bildung, sondern war auch in der modernen Literatur wohlbewandert und beschäftigte sich namentlich gern mit Kirchengeschichte und theologischen Controversen. „In Gesellschaft", sagt Sir Henry Bulwer, „war er vielleicht der gewinnendste und angenehmste Mann, dessen die heutige Generation sich erinnern kann." Sein heiteres Wesen und natürliches Benehmen entzückte alle Welt und deswegen hatte er weniger Feinde und mehr ihm aufrichtig zugethane Freunde, als sonst bei Männern seiner Stellung der Fall zu sein pflegt. Ehrgeiz war seinem Charakter fremd, standhaft lehnte er Ordensauszeichnungen und Titel ab. Als die Königin ihm durchaus den Hosenbandorden verleihen wollte, schlug er ihn mit der Bemerkung aus, es wäre nutzlos, ihn bestechen zu wollen. Nie konnte er begreifen, wie das ganze Streben mancher Leute auf die Erreichung der Pairschaft gerichtet sein konnte, und er blieb seinen Grundsätzen bis zuletzt getreu, indem er auch den ihm angebotenen Grafentitel ablehnte.

Dies der Hauptinhalt des Buches, soweit es auf allgemeines Interesse Anspruch machen kann. Wie bereits zu Anfang erwähnt, leidet das Werk an einer Überfülle unerheblicher Dinge und bringt außerdem eine Menge amüsanter Anekdoten über Zeitgenossen, die jedoch außerhalb Englands Niemandes Aufmerksamkeit fesseln dürften.

3.

Italien.

Eine neue florentiner Wochenschrift.*)

Daß Florenz, obwohl es längst aufgehört hat, politisches Centrum zu sein, noch immer die geistige Hauptstadt Italiens ist, wird durch verschiedene Thatsachen gerade in dem Augenblick bezeugt, wo Viele an dem Wiederaufblühen der alten Wiege moderner Cultur verzweifeln möchten.

Eine der bezeichnendsten Erscheinungen nach dieser Richtung hin ist die Begründung und der rüstige Fortgang eines neuen literarischen Unternehmens, wie es Italien längst Noth that, und welches zugleich dem allgemeinen Bedürfniß des Auslandes entgegenkommt, die intellectuellen Erzeugnisse und Bestrebungen dieses Landes leichter, als es bisher möglich war, überschauen und würdigen zu können. Schon aus den wenigen Nummern, die von der seit Anfang dieses Jahres erscheinenden Wochenschrift „La Rassegna Settimanale" vorliegen, geht hervor, über welch' ein zahlreiches Contingent geistiger Capacitäten Florenz verfügen kann. Denn die Annahme ist wohl erlaubt, daß wenigstens die Hälfte der bisher erschienenen Aufsätze aus der Feder von in Florenz ansässigen Personen geflossen sind, obwohl bei der ängstlichen Sorgfalt, mit der die Rassegna jeden Anschein von persönlichen Rücksichten und von Reclame zu vermeiden sucht, nur wenige namentlich gezeichnet sind.

Die Bedeutung der neuen Zeitschrift liegt aber keineswegs allein oder auch nur vorzugsweise darin, daß sie den Florentinern einen handgreiflichen Hinweis auf die Mittel und Wege giebt, durch die sie allein im Stande sind, sich wieder aufzurichten, d. h. nur indem sie auf den Gebieten der Kunst, Wissenschaft und Literatur eine größere Thätigkeit entwickeln, entsprechend dem reichen Stoff, der dafür in ihnen schlummert, und in Anknüpfung an die großen Traditionen ihrer Vergangenheit. Sondern es sind die allgemeinen Interessen des politischen wie des wissenschaftlichen, des literarischen wie des künstlerischen Italiens, welche hier eine Vertretung empfangen, wie sie ihnen bisher mit soviel Reife, Aufrichtigkeit und Energie durch kein anderes literarisches Organ zu Theil geworden ist.

Italien hat eigentlich keinen Mangel an Zeitschriften allgemeinen Inhalts, auch können sich gewiß das Giornale Napoletano und die Antologia Nuova mit den besten Revues des Auslandes messen, und die Rivista Europea setzt durch den Reichthum ihres Inhalts in Erstaunen. Aber die ausgesprochene Tendenz, die schlummernden und zerstreuten Kräfte dieser Nation zu wecken und zu einem einheitlichen Strom zu sammeln; ihre Fehler offen aufzudecken und auf deren Besserung hinzuweisen; an den Mißbräuchen der Politik und der Verwaltung eine unparteiliche Kritik zu üben; alles Cliquen- und Coterienwesen, wo es auch zum Vorschein kommt, zu bekämpfen, indem man selbst zuerst den Anfang macht, sich alles Complimentirens und jeder Reclame zu

*) La Rassegna Settimanale, herausgegeben von Leopoldo Franchetti und Sidney Sonnino.

enthalten — diese Tendenz wird von der Rassegna Settimanale zum ersten Mal nach allen Seiten hin vertreten. Es wird hier einer neuen Ecclesia militans zum Ausdruck verholfen, welche in Italien spät, aber früh genug auftritt, um die Übel, welche die absterbende Kirche ausgesäet hat, zu heilen. Denn im Zusammenhang mit dem soeben erörterten Standpunkt der florentiner Wochenschrift steht, was eigentlich kaum noch hervorgehoben zu werden brauchte, ihre entschieden antiklerikale Richtung.

Daß aber in der Rassegna trotz des allgemeinen Standpunktes, den sie, wie jede Revue derselben Gattung, anstrebt, die vornehmliche Pflege eines besonderen Gebietes unzweideutig hervortritt, muß gerade ihre Lebensfähigkeit steigern. Denn bei der Vielseitigkeit der Interessen und Strebungen unserer Zeit verliert sich jedes geistige Unternehmen, dem es an einer vorherrschenden Richtung auf eine Specialität mangelt, leicht ins Nebelhafte. Da ist es nun ein Glück, daß die individuellen Eigenschaften der Begründer der Rassegna gerade dem wichtigsten Gebiet, auf welches sich die Bestrebungen der modernen Zeit richten, den Vorrang sichern. Sociale Fragen sind es nämlich vorzugsweise, durch deren Behandlung sich Leopoldo Franchetti und Sidney Sonnino seit drei Jahren glänzend hervorgethan haben. Auch dies Mal wie bei den bedeutendsten unter ihren früheren Veröffentlichungen treten die beiden florentiner Jünglinge gemeinsam auf. Franchetti's gründliche Untersuchungen über die ökonomischen und administrativen Zustände der neapolitanischen Provinzen sind mit Sonnino's Abhandlung über die Mezzeria in Toscana (welche zuerst deutsch im ersten Bande von Hillebrand's Italia erschienen war) zusammen gedruckt worden. Vereint haben Beide die Reise nach Sicilien unternommen und als Frucht derselben gemeinsam jenes umfangreiche Werk publicirt, welches für das Studium und die Lösung eines der merkwürdigsten und complicirtesten socialen Probleme eine Grundlage geliefert hat, welche die zahlreichen übrigen Arbeiten über denselben Gegenstand weit hinter sich zurückläßt. Dergleichen Unternehmungen sind in Italien bei dem momentanen Zustande des Buchhandels in diesem Lande ohne beträchtliche Geldopfer unausführbar. Es ist aber vorauszusehen, daß die Zeitschrift, welche Franchetti und Sonnino kürzlich ins Leben gerufen haben, noch weit größere Opfer an Zeit und Geld erheischen wird. Denn obwohl die Rassegna Settimanale schon jetzt sich mit den bekanntesten Wochenschriften Englands und Americas, der Saturday Review, dem Spectator, der Nation, vergleichen läßt, so werden doch die Neuheit solcher Bestrebungen auf italienischem Boden und die geringere Ausdehnung der italienischen Sprache im Ausland ihrer allzuschnellen Verbreitung im Wege sein. Um so mehr ist der Patriotismus der Begründer anzuerkennen, dem übrigens ohne Zweifel eines Tages auch der Patriotismus der Nation entgegenkommen wird.

Daß also unter den bis jetzt gedruckten Aufsätzen der Rassegna diejenigen, welche sich auf sociale und ökonomische Fragen beziehen, im Vordergrunde stehen, ist nicht nur motivirt durch das überwiegende Interesse, welches unsere Zeit denselben zuwendet, sondern steht auch im Zusammenhang mit der vorher erwähnten Specialität Franchetti's und Sonnino's. Hervorheben möchten wir nach dieser Richtung hin, abgesehen von den speciell Italien betreffenden Gegenständen, die mit einer nicht gewöhnlichen Sachkenntniß behandelt sind, den Artikel über den Pauperismus und die mildthätigen Stiftungen, sowie einen von den „Economia pubblica" betitelten, in welchem für die augenblickliche allgemeine Handelskrisis eine Erklärung gesucht wird.

Neben Allem was Nationalökonomie und sociale Fragen angeht, scheint uns der politische Theil der neuen Zeitschrift das meiste Lob zu verdienen. Und zwar würden wir hier den auf italienische Verhältnisse bezüglichen Aufsätzen den Vorrang zusprechen, ohne darum das Verdienst der auf die orientalische Frage und die allgemeinen Weltverhältnisse gerichteten schmälern zu wollen. Denn so offene Worte wie sie hier nicht bloß über die gefährlichen Phantastereien des Padre Curci, sondern namentlich über die innere Politik und Verwaltung, sowie speciell über die äußere Politik Italiens vernommen werden, sind längst ein Bedürfniß und weichen auch von dem Ton der als am meisten unparteiisch angesehenen Organe der italienischen Presse wesentlich ab. Erklärlich wird diese Sprache dadurch, daß die Leiter der Rassegna weder Moderirte noch eigentlich Progressisten sind, sondern allem politischen Partei- und Cliquenwesen fern stehen.

Wer einen Blick auf die in der ersten Nummer enthaltene Liste der Mitarbeiter geworfen hatte, mußte von vornherein an die wissenschaftlichen und literarisch-artistischen Partien der neuen Revue hohe Erwartungen knüpfen. Denn wir begegnen hier nicht nur den ersten italienischen Namen auf den Gebieten der Wissenschaft, Literatur und Kunst, sondern auch Fremden, die durch gründliche Kenntniß italienischer Verhältnisse hervorragen.

Übrigens bietet schon Florenz an und für sich durch sein Istituto di studi superiori, die Scuola di scienze sociali, seine verschiedenen Kunstinstitute und die große Anzahl von Privatgelehrten und Literaten genug Kräfte dar, welche nach dieser Seite hin für Auswahl von Stoffen Sorge zu tragen vermögen. Bemerkenswerth sind unter den bisherigen Beiträgen in dieser Richtung z. B. ein recht frisch geschriebener Artikel Martini's über den Realismus in der Kunst; eine Charakteristik Herders von Hillebrand bei Gelegenheit der Suphan'schen Ausgabe; eine eingehende Recension Comparetti's von Zellers Reden und Aufsätzen; eine Kritik Schopenhauers von Barzellotti, und einige meisterhafte Gedichte Carducci's, in denen er kühner als je seinen realistischen Standpunkt verficht.

Einen anderen Bestandtheil der florentiner Wochenschrift dürfen wir am wenigsten mit Stillschweigen übergehen, weil er eine für Italien wichtige Neuerung repräsentirt. Es ist dies der bibliographische und sogenannte Notizie umfassende Abschnitt. Nicht etwa weil die Recensionen, welche die Rassegna bringt, zum Theil mustergiltig sind (unter ihnen ist uns namentlich eine, wir wissen nicht von welcher sachkundigen Hand, geschriebene über die Proben der Auctores antiquissimi der Monumenta Germaniae, welche kürzlich von Mommsen und Sauppe herausgegeben worden sind, aufgefallen); sondern es ist hier zum ersten Mal in Italien der Versuch gemacht, genaue Inhaltsübersichten der Publicationen von Akademien und gelehrten Zeitschriften zu geben. Dazu kommt ein möglichst kurzes Verzeichniß der Arbeiten des Auslandes über Italien, und eine Auswahl von wichtigen Notizen über Wissenschaft, Literatur und Kunst, welche bisher, man begreift nicht, warum? auffallend spät nach Italien zu dringen pflegten.

Polen.

Julius Słowacki als Vertreter des Pessimismus in der polnischen Poesie.

I.

Die polnische Poesie steht, wie schon früher in diesen Blättern betont wurde*), seit den ältesten bis zu den jüngsten Zeiten,

*) „Magazin f. d. Literatur des Auslandes", 46. Jahrg. Nr. 20.

innerhalb des Kreises der germanisch-romanischen Cultur. Und zwar nicht nur als später und schwacher Niederschlag der Zeitströmungen, sondern in lebendiger Wechselwirkung, indem die ähnlichen Voraussetzungen hier wie dort gleichzeitig die nämlichen Wirkungen hervorbringen.

Bevor der Pessimismus von Schopenhauer und Hartmann philosophisch begründet wurde, liehen, wie das meistens der Fall zu sein pflegt, die Dichter den unbewußten Trieben der Zeit, wenn auch nur lallend, Ausdruck. Ein gewaltiger Geist, Lord Byron, schlug zuerst den Ton an. Allein das Zeitbewußtsein, dem Byron kühn vorauseilte, war bei der geschichtlichen Gleichförmigkeit der europäischen Gesellschaft überall das gleiche. Daher erstanden ihm fast gleichzeitig bei allen Völkern beredte Dolmetscher, die alle von Byron Anregung empfangen haben, von denen aber jeder mit berechtigtem Stolz den bescheidenen Ausspruch Eines unter ihnen wiederholen darf: „Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre!", in Deutschland Heine (1799 bis 1856), in Frankreich Alfred de Musset (1810—1857), in Oesterreich Lenau (1802—1850), in Italien Leopardi (1798 bis 1837), in Polen Julius Słowacki (1809—1849).

Alle diese Dichter standen sich fremd, zum größten Theile unbekannt gegenüber; ihr individuelles Leid ist ein verschiedenes — allenfalls könnte man Leopardi in dieser Hinsicht mit Słowacki vergleichen; — ihre äußeren Schicksale waren sehr ungleich. Und doch gelangen sie „aus Erkenntniß von der allgemeinen Unseligkeit des Daseins, aus hoffnungsloser Verzweiflung an dem menschlichen Glück überhaupt" zu einer so gleichartigen Stimmung, daß man oft dem Einen die Worte des Andern beilegen kann, ohne das Bild seiner Individualität zu trüben. Es würde sich wohl der Mühe lohnen, den Vergleich zwischen diesen verschiedenen Saiten einer Harfe allseitig durchzuführen. Uns genügt es, die Ansprüche Słowacki's auf Einlaß in den Tempel zu erörtern, auf dessen Pforte man wahrlich die Worte Dante's eingraben könnte: „Per me si va nella città dolente."

Julius Słowacki war von Charakteranlage zu düsterer Weltanschauung geneigt. Seine äußeren Lebensverhältnisse haben aber mächtig zur Entwickelung dieser Richtung beigetragen. Geboren am 22. September 1809 in dem volhynischen Städtchen Krzemieniec, verlor er im fünften Lebensjahre seinen Vater, welcher Professor der polnischen Literatur an der wilnaer Universität und ein namhafter Schriftsteller der „classischen" Schule war. Zwei Jahre später reichte seine jugendliche Mutter einem anderen wilnaer Universitätsprofessor, Dr. Becu, die Hand. Derselbe übte auf die Erziehung des Stiefsohnes keinen Einfluß. Die Mutter aber, eine durch ungewöhnliche Vorzüge des Geistes und Herzens ausgezeichnete Frau, verhätschelte den schwachen und kränklichen Knaben.

Im wilnaer Gymnasium zeichnete er sich zwar durch Fleiß und Begabung vor seinen Mitschülern aus; doch wird er uns, allerdings von übelwollenden Zeitgenossen, als stolz eigenwillig und launisch geschildert. An seiner Mutter hing er mit schwärmerischer Innigkeit, seinen Stiefschwestern war er ein liebevoller Bruder, sonst aber voll bitterer Ironie und „jeder Begeisterung für Menschen und Dinge bar."*) Am auffälligsten traten diese Züge in dem Verhältniß zu seinem Jugendfreunde, dem um einige Jahre älteren Ludwig Spitznagel, zu Tage. Dieser hochbegabte Knabe, der in seinem 15. Lebensjahre die bedeutendsten Epopeen aller Völker, von der „Ilias" bis zur „Messiade" in der Ursprache gelesen, ein Heldengedicht „das befreite Wien" in 12 Gesängen gedichtet und verbrannt hatte und sich dann, nach Beendigung seiner Studien in der orientalischen Akademie von Petersburg, erschoß, war damals der einzige intime Freund Słowacki's, wurde aber von diesem so oft moralisch gepeinigt, daß das eigenthümliche Verhältniß fortwährend zwischen begeisterter Liebe und tödtlichem Hasse schwankte.

*) „Listy z Podrozy" von Odyniec, Bd. II., S. 221.

In seinem dreizehnten Lebensjahre entbrannte Julius von Liebe zu Luise Sniadecka. Dieselbe war um einige Jahre älter, nahm die Sache anfangs als Laune eines verwöhnten Kindes und wies den Knaben, als er sich förmlich erklärte, ernstlich ab. Słowacki fühlte sich tief verletzt und verbittert. „Verschmähte Liebe, Stolz, Verzweiflung zerschmetterten den Krystall seines Herzens in tausend Stücke, und so blieb es ewig" — singt er noch viele Jahre später über diese erste Enttäuschung.

Er trat 1828 als Concipist in das Finanzministerium zu Warschau. Die dortigen Verhältnisse waren nicht danach angethan, ihn zu einer freundlicheren Anschauung der Welt zu bestimmen. „In dem Bureau — schreibt er über jene Zeit — gab es für mich keine Aussichten. Ein widriges Schicksal tritt mir überall hindernd in den Weg", oder: „Es waren dort Grafen, ich copirte; man ließ mir nicht einmal die Überzeugung, daß ich nützlich sei oder es werden könnte." Die „sarkastische Ironie", welche man ihm auch damals zum Vorwurf machte,*) war also die Folge des Ekels, den ihm die Verhältnisse einflößten, wenn sie auch durch eifriges Studium Byrons mächtig gefördert wurde.

Als der November-Aufstand (1830) ausbrach, wurde auch Słowacki von patriotischer Begeisterung erfaßt und dichtete in dieser Stimmung einige inhaltsvolle Lieder. Der schöne Traum entschwand aber für ihn sehr bald. Das Finanzministerium war bei den Patrioten schlecht angeschrieben und als Lelewel ein Pamphlet über Słowacki's 1824 vom Blitze getödteten Stiefvater veröffentlichte, verließ derselbe, aufs Tiefste gekränkt, am 8. März 1831 Warschau. So jung an Jahren, war er doch schon so reich an bitteren Erfahrungen! Was Wunder, daß sich das Prisma, durch welches er die Welt anblickte, immer mehr trübte.

Außer seinen Dichtungen hat Słowacki einen äußerst reichhaltigen Briefwechsel mit seiner Mutter hinterlassen, welcher uns in sein Gemütsleben tiefere Einblicke gestattet, als dies bei irgend einem anderen polnischen Dichter der Fall ist.**) Diese Briefe nun, welche er einmal „die deutlichste Spur seines Lebens" nennt, sind eine üppige Mosaik pessimistischer Aussprüche. Die Eindrücke seiner ersten großen Reise nach Dresden, Weimar, Frankfurt, Metz, London, Paris (Frühjahr 1831) faßt er dahin zusammen: „Schade, daß in der Wirklichkeit alles weniger schön erscheint, als es in unserer Einbildung lebte." Frankreich und die Franzosen haben stets auf polnische Gemüter eine starke Anziehungskraft ausgeübt. Unser Dichter macht ganz andere Wahrnehmungen. Die Franzosen sind, seiner Ansicht nach, in allen Dingen ungemein kleinlich geworden. Er findet, daß die Tragödie in Paris kläglich gespielt wird, fühlt sich im Louvre von der französischen Malerei angewidert, erklärt, an Victor Hugo, als er ihn zum ersten Male bei einem Polen-Bankette sah, nichts von Genie bemerkt zu haben.

Nicht minder abfällig lauten seine Urtheile über die Landsleute, welche sich nach dem Falle von Warschau zahlreich in Paris einfanden. Er sah an ihnen „Marmor-Gesichter und Herzen von Marmor, den Hoffnungsbaum entblättert und verdorrt, wie der

*) „Listy z Podrozy" von Odyniec, Bd. I., S. 131.

**) „Listy Juliusza Słowackiego". Lemberg 1875 und 1876, 2 Bde.

Feigenbaum über dem Haupte des Propheten Judäa's verdorrte."*) Wir wissen, wie gute Gründe er hatte, den an der Spitze der Emigration stehenden Lelewel zu hassen. Daß seine instinctive Abneigung gegen Mickiewicz nicht minder berechtigt war, zeigte sich bald, als dieser im III. Theile der „Todtenfeier" das Andenken seines Stiefvaters noch empfindlicher verleumdete, als Lelewel in seiner Broschüre gethan. Der einzige Freund aber, den Słowacki damals besaß und dem er in einer Widmung **) eine „hochherzige Seele" zugesprochen hatte, sollte kurz nach des Letzteren Abreise von Paris als Defraudant verurtheilt werden.

Alle diese Verhältnisse machen den wachsenden Pessimismus des jugendlichen Dichters leicht begreiflich. Er liest im Tuilerien-Garten die Zeitungen, das Exemplar zu einem Sous, für so wenig könne man erfahren, „was sich in der Welt — Unglückliches ereignet." Er giebt sogar die Hoffnung auf, jemals glücklich zu werden. Die Nachricht von dem Tode eines seiner Verwandten erregt seinen Neid. Die Vollendung des Druckes der beiden ersten Bände seiner Dichtungen (12. April 1832) erfüllt ihn zwar mit „unaussprechlicher Freude." Er wird in französischen Schriftstellerkreisen als großer, ja als größter polnischer Dichter gefeiert und empfängt von allen Seiten die Huldigungen seiner Landsleute. Aber auch diesmal geht der Freudenrausch schnell vorüber. Mickiewicz erklärt, die Poesie Słowacki's sei ein schöner Tempel, in welchem jedoch Gott, d. h. der Glaube an die guten Seiten der Menschheit, fehle, und das polnische Publicum läßt diese Dichtungen unbeachtet, wie früher die „Marya" Malczeski's.

Bald überwiegt daher wieder der Pessimismus. „Würden die Menschen — schreibt Słowacki am 9. Nov. 1832 — nicht Alles vergessen, so hättest Du Mutter und mein Vater mir viele Freude auf der Welt verschafft; ich aber darf keinen Sohn haben, denn ich kann nicht einmal für mich einen Freund finden, was würde ich ihm also hinterlassen?" Der erwähnte Gefährte und er brechen über einen Brief der Mutter in bittere Thränen aus, aber plötzlich lachen beide unter dem Ausruf: „Cette vie c'est une farce un peu lourde" laut auf. „So enden die Menschen unserer Zeit ihre traurigen Gefühle mit höhnischer Blasphemie." In jenen Tagen sagte ein anderes Kind des Jahrhunderts, Alfred de Musset: „Tout est calembour ici bas." Auf der Reise nach Genf, December 1832, schließt Słowacki die Bilanz seines pariser Aufenthalts mit der Betrachtung ab, daß er dort, außer dem Augenblick, wo ihm die beiden Bände seiner Dichtungen übergeben wurden, keinen einzigen angenehmen Eindruck empfangen habe. In wahrhaft prophetischer Stimmung sang er über Paris: „Neues Sodoma! In deinen Mauern häuft sich der Frevel und einst wird der Flammenregen aus tausend Geschützen auf dich niederstürzen. Auf jedem Haus wird die Kugel das furchtbare Urtheil Gottes eingraben, dich aber wird große Verzweiflung erfassen, denn es wird die Kugel des Feindes sein."

Auch in Genf versinkt Słowacki, sobald er sich mit seiner neuen Umgebung bekannt gemacht hat, in seine pessimistische Stimmung. Schon im Januar 1833 schreibt er: „O meine Theure, mir ist traurig zu Muthe, denn schon verwandle ich mich in einen Weltbürger, schon fühle ich keine Anhänglichkeit mehr an Personen und Orte, wie in meiner Kindheit." Die Nachricht von dem Verbrechen seines pariser Freundes zerstört „seinen Glauben an die Tugend der Menschen." Die Liste der Personen, mit denen er in der Pension Patteg zusammenlebt, nennt er das Verzeichniß der Acteure, „die mit ihm die Tragikomödie des Lebens spielen", ganz so, wie Heine nur „Fratzenbilder und sieche Schatten" sieht und von der Erde nicht weiß: „Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus?"

Er blickt düster in die Zukunft, „denn unter seinen Vorgefühlen erweisen sich immer nur die unglücklichen als richtig." Er vertiefte sich damals in das Studium der deutschen Philosophie, „welche seine Einbildungskraft mächtig befruchtet." Die betreffenden Werke werden nicht genannt. Wenn er aber die „Nachtwachen" von Bonaventura (Schelling 1805) gelesen hätte, so könnte sein Pessimismus schwerlich tiefer sein. „Langeweile und Ekel — schreibt der 25jährige Dichter am 6. Juni 1834 — sind die Charaktereigentümlichkeiten der Gegenwart. Ich hasse aber auch die Menschen, welche immer sagen: Es sei, wie es ist! Das ist eine Blasphemie, ein chinesischer Ausspruch." Wehe, ruft er über diejenigen, „denen dieses Leben gefällt und die sich der Hoffnung hingeben, am Ende der Reise etwas Gutes zu finden." Am Ende des Jahres 1834 verzeichnet er, noch niemals in tiefere Melancholie und Gleichgiltigkeit versunken gewesen zu sein, wie jetzt. Ebenso verging ihm das nächste Jahr, in welches ein kurzer in der herrlichen Dichtung „W Szwajcaryi" verewigter Liebestraum fällt.

Die Lebensverhältnisse Słowacki's während seines Aufenthaltes in Warschau, Paris und Genf (1828—1836) waren vollkommen geeignet, ihn in seiner pessimistischen Richtung zu bestärken. Jedoch hängt bei ihm diese Richtung nicht im mindesten mit jener Blasirtheit zusammen, welche aus den Excessen wilder Genußsucht entsteht. An seinem 26. Geburtstag (22. Sept. 1834) versichert Słowacki seiner Mutter: „Ich könnte Dir heute Alles bekennen, ich habe mich mit keiner Sünde befleckt." Alles was wir von seinem Leben wissen, bezeugt in der That, daß er eine im besten Sinne des Wortes ideale, vornehme Natur war. Je schärfer ihm am Leben die Schattenseiten auffielen, desto entschlossener zog er sich in die Intimität mit sich selbst zurück. Wir finden bei ihm keinen jener plötzlichen Übergänge von Sinnestaumel zu geistiger Arbeit, wie bei Byron, Musset oder Heine. Vielleicht behütet von dem leuchtenden Vorbild seiner heißgeliebten Mutter, enthält er sich jeder unzarten Bemerkung über die Frauen. Die liebevolle Fürsorge seiner Mutter gestattete es ihm auch, ganz seinem Dichterberuf zu leben und die Klippen des literarischen Fabrikantenthums zu meiden. Unter den Wortführern des Pessimismus kann man sich keinen reineren als Słowacki denken — er ist so rein wie Leopardi.

Überblickt man die poetischen Schöpfungen dieser ersten Periode, so fußen sie alle in der Voraussetzung, daß die Welt schlecht ist, und stehen — wenn wir von der „Marya" Malczeski's absehen — im schroffen Gegensatze zu der wesentlich optimistischen Richtung der polnischen Poesie. Słowacki konnte daher mit Recht „die ganze polnische Dichterschaar mit Mickiewicz an der Spitze" zu seinen grundsätzlichen Gegnern rechnen (Brief vom 27. April 1834). Freude am Dasein sucht man in seinen Dichtungen vergebens. Er faßt die Wirklichkeit als eine gewaltthätige Verneinung des Schönen und Guten auf und hält zu Allen, welche den normalen Zustand der Welt bekämpfen, dabei aber zu Grunde gehen, weil sie schwach sind und, wie der Lorenzino Mussets, „von einer Traurigkeit verzehrt werden, im Vergleich zu der die finsterste Nacht noch blendende Helle ist." Diesem Ideenkreis gehören die Trauerspiele „Mindowe" und „Marya Stuart" an, sowie die poetischen Erzählungen in Byronscher Manier: „Mnich", „Arab", „Żmija", „Bielecki" (1829—1831). Namentlich gestaltet sich in der letztgenannten Dichtung die wahre

*) In dem Gedicht „Paryż", Leipziger Ausgabe, Bd. I, S. 316.
**) „Do Michała Skibickiego", Bd. I. S. 87.

Geschichte des polnischen Edelmannes Johann Bielecki, welcher sich mit Hülfe der Türken an seinem mächtigen Feinde und Bedrücker rächt, zu einem verzweiflungsvollen Kampfe des Einzelnen gegen Unterdrückung und Proscription. Der Mensch wird hier als „armselige Puppe in der allmächtigen Hand des Zufalls, der seine Tugenden in Frevelthaten verkehrt" gezeigt.

Noch schärfer tritt die pessimistische Richtung in der poetischen Erzählung „Lambro" (1832) hervor. In der Vorrede sagt Słowacki: „Lambro ist das Abbild unserer Zeit und ihrer vergeblichen Bestrebungen; er ist die verkörperte Ironie des Schicksals und sein Leben gleicht jenem vieler Anderen, von denen die Freunde nach dem Tode schreiben, was sie hätten sein können, von denen die Fremden sagen, daß sie nichts gewesen sind." Lambro war Anführer in einem der vielen griechischen Aufstandsversuche. Nach Unterdrückung desselben bleibt ihm nichts übrig, als Corsar zu werden. Aber nicht nur durch die Verhältnisse, sondern auch durch Zweifel und Traurigkeit wird er zu großen Thaten unfähig. Er schwankt fortwährend zwischen höhnischem Lachen und düsterer Verzweiflung. Zuletzt ergreift ihn „das letzte aller Übel — die Langeweile." Gleichgiltig verbreitet er Tod und Verderben um sich herum und stirbt zuletzt an unmäßigem Genuß von Opium.

Bedeutender, als diese Jugendarbeiten, ist das dramatische Gedicht: „Kordyan" (1833).*) Auch dieser Held geht an seiner eigenen sentimentalen Schwäche zu Grunde. Im ersten Act lernen wir Kordyan als fünfzehnjährigen Knaben in verzweiflungsvoller Stimmung kennen. Wo Menschen athmen „verliert er den Athem und von erhabenen Gedanken wendet er seinen skeptischen Blick zurück zum trüben Urquell", ohne die Frage, ob das Leben einen Werth habe, lösen zu können. Diese Stimmung, verdüstert durch unerwiederte Liebe, erfüllt ihn mit Selbstmord-Gedanken. Er stürzt sich indessen in den Strudel der Welt. Im zweiten Acte finden wir ihn in London, wo er sich auf Schritt und Tritt durch den Gegensatz zwischen Wirklichkeit und seinen poetischen Idealen verletzt fühlt. In einer italienischen Villa büßt er seinen Glauben an uneigennützige Liebe, im Vatican einen guten Theil seiner patriotisch-frommen Hoffnungen ein. Die mächtige Natur, die reine Luft auf dem Gipfel des Montblanc erfrischt und begeistert ihn zu kühnen Thaten. Erst im dritten Acte, der „Krönungs-Verschwörung", beginnt die eigentliche dramatische Handlung. In einer vortrefflichen Volksscene wird die naive Neugier und flache Loyalität der Menge geschildert, welche dem Czaren-König beim Krönungszug zujauchzt. „O thörichte Menge, wer dein Scepter kauft, kauft einen Hirtenstab." Am Abend versammeln sich in den Krypten der St. Johannes-Kathedrale die maskirten Verschworenen mit dem Losungswort „Winkelried." Aber der greise Präsident trat nur deshalb an die Spitze des Bundes, um „den unbefleckten Königsthron der Polen" nicht mit Blut besudeln zu lassen und hat die Verschworenen an diesem Orte versammelt, „weil die Luft der Gräber abkühlt." Der Bischof, welcher schon eine patriotische Rede auf den Tod des Czaren vorbereitet hatte, ändert sie rasch und predigt nun gegen die Königsmörder. Vergebens reißt der Fähnrich, Kordyan, seine Maske vom Gesicht und fordert in begeisterten Worten zur Vollführung der That auf. Durch die Mahnungen des Präsidenten und des Bischofs in ihren Entschlüssen wankend gemacht, zerstreuen sich die Verschworenen, die Thurmuhr schlägt die elfte Stunde und Kordyan stürzt fort, um dem Volke sein Blut und einen erledigten Thron als Erbschaft zu hinterlassen.

Aber was nützen die kühnsten Entschlüsse, wenn dem schwächlichen Geschlechte die Thatkraft fehlt? „Glaubet mir, Brüder — hatte Kordyan den Mitverschworenen zugerufen, — ich bin groß und stark; die einzige Schwäche werde ich im tiefsten Herzen verbergen. Der Wurm der Trauer nagt an mir, so daß ich mich niedersetzen und weinen möchte." Aus solchem Stoff formt man keinen Brutus oder Harmodios. Kordyan dringt zwar, ohne sich durch die Mahnungen und Einflüsterungen böser und guter Geister zurückhalten zu lassen, bis zum Schlafgemach des Czaren vor, stürzt aber an der Schwelle bewußtlos nieder, wird verhaftet, zum Tode verurtheilt und erschossen.

*) Leipz. Ausg. der Werke Słowacki's. Bd. II.

Nord-Amerika.

Jubelfeier eines amerikanischen Dichters.

Am 17. Dezember 1877 feierte John Greenleaf Whittier, einer der bedeutendsten unter den lebenden Dichtern der Vereinigten Staaten, seinen siebzigsten Geburtstag. Aus allen Theilen der Union hatten sich hervorragende Schriftsteller, Dichter und Gelehrte in Boston eingefunden, um an einem Festessen theilzunehmen, welches die Eigenthümer und Herausgeber der Monatsschrift „The Atlantic Monthly" zu Ehren ihres alten, verdienstvollen Mitarbeiters veranstaltet hatten. Diejenigen aber, welche zu weit von Boston entfernt waren oder aus einem andern triftigen Grunde persönlich nicht erscheinen konnten, hatten wenigstens herzliche Festgrüße theils in gebundener, theils in ungebundener Rede eingesandt, in welchen sie dem Jubilar ihre Huldigung darbrachten.

John G. Whittier wurde am 17. Dezember 1807 in der Nähe der Ortschaft Amesbury am Merrimack-Flusse im Staate Massachusetts geboren; seine Eltern waren einfache, brave Farmersleute und ehrliche Anhänger der Quäkersecte. Der junge Whittier besuchte eine gewöhnliche amerikanische Districtsschule und schien dazu bestimmt, wie seine Vorfahren seit mehreren Generationen es gethan, fern von dem wilden und aufgeregten Treiben der Welt ein fleißiges, aber einsames Farmerleben führen zu sollen. Allein der Genius der Dichtkunst hatte an seiner Wiege gestanden und der in ländlicher Abgeschlossenheit aufgewachsene Knabe sollte dereinst zu den Zierden der amerikanischen Literatur gehören. Nachdem er schon in seinem achtzehnten Lebensjahre ein beachtenswerthes Gedicht, „die See" (the Sea) betitelt, verfaßt hatte, besuchte er ein Jahr lang eine lateinische Schule. Von dort ging er auf die Farm seines Vaters und widmete sich der Landwirthschaft, bis er ums Jahr 1829 mit George D. Prentice in der Stadt Hartford die Herausgabe der „New-England Weekly Review" übernahm. Drei Jahre darauf zog er sich wieder auf das heimatliche Landgut zurück, um dort die in der größeren Welt gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen zu verarbeiten. Die um jene Zeit angeregten Emancipationsbestrebungen der Abolitionisten fanden in seinem Herzen einen begeisterten Wiederhall und er zählte bald zu den energischsten Bekämpfern der Negersklaverei. Da ihm die religiöse Tyrannei nicht weniger verhaßt war, als die politische, so athmen seine Gedichte wie seine prosaischen Schriften die glühendste Liebe zur Freiheit. Wenn er in dem längeren Gedichte „Mogg Megone" das Leben der ersten Ansiedler der Neu-

englandstaaten und deren Kämpfe mit den Indianern schildert, so geißelt er in „Cassandra Southwick“ die grausamen Verfolgungen der Quäker durch die fanatischen Puritaner; die Gedichte aber, in denen er die Negersklaverei brandmarkt, sind ebenso kernig und scharf, wie rauh und ungeschmückt. Voll zarter Empfindung und reich an wirksamen Naturschilderungen erscheinen dagegen diejenigen Dichtungen, in denen er das Landleben besingt oder das Andenken edler Menschen feiert. Nachdem Whittier, den man wohl als den „Quäkerdichter“ oder den „Eremiten von Amesbury“ bezeichnet hat, von 1836 bis 1840 den in Philadelphia erscheinenden „Pennsylvania Freeman“ herausgegeben hatte, zog er sich in seine Heimat nach Amesbury zurück, woselbst er bis heute ein stilles und zurückgezogenes Leben geführt hat. Nur von Zeit zu Zeit ließ er in verschiedenen Zeitschriften, vornehmlich in der „Atlantic Monthly“, seine Dichterstimme erschallen, der dann die ganze Union ehrfurchtsvoll lauschte. So widmete er der Weltausstellung in Philadelphia im Jahre 1876, dem hundertsten Jahre der amerikanischen Unabhängigkeit, eine treffliche Hymne, von der wir in der wohlgelungenen Übersetzung von Ernst Otto Hopp die letzten drei Strophen als Probe der Whittier'schen Dichtungsweise folgen lassen; den „Gott seiner Väter“ anrufend, sagt er:

„In Eintracht stolz die Flaggen weh'n,
Die sonst zum Krieg die Welt geseh'n,
O gieb, daß herrlich hier gelingt,
Was Ost und West zusammenbringt,
Der Liebe goldnes Vließ bescheer'
Dem Friedensargonautenheer.

Wir danken gern für reiche Gunst,
Dem Nutzen ward zur Braut die Kunst,
O, wahr' uns auch das höchste Gut,
Der Vätertugend wackern Muth,
Der Ehre Schatz, die niemals stirbt,
Und Mannheit, die kein Gold erwirbt.

Verleih' für noch so ferne Zeit
Uns Frieden und Gerechtigkeit,
Als Wächter uns'rer Freiheit setz'
Dein ewig wandellos Gesetz.
Gieb, daß von reinerm Licht durchglüht
Ein neu Jahrhundert uns erblüht.“

Von den vielen poetischen Grüßen, die John Greenleaf Whittier zu seinem siebzigsten Geburtstag von den gefeiertsten Dichtern Amerika's zugesandt erhielt, mag hier schließlich das „The Golden Calendar“ betitelte Gedicht von Oliver Wendell Holmes einen Platz finden; dasselbe lautet:

„Count not the years that hoarding Time has told
Save by the starry memories in their train;
Not by the vacant moons that wax and wane,
Nor all the seasons' changing robes enfold:
Look on the life whose record is unrolled!
Bid thought, word, action, breathe, burn, strive again,
Old altars flame whose ashes scarce are cold,
Bid the freed captive clank his broken chain!
So will we count thy years and months and days,
Poet whose heart-strings thrill upon thy lyre,
Whose kindling spirit lent, like Hecla's fire,
Its heat to Freedom's faint auroral blaze,
But waste no words the loving soul to tire
That finds its life in duty, not in praise.“

Außer O. W. Holmes sandten noch von auch in Europa wohlbekannten Dichtern poetische Grüße ein: Henry W. Longfellow, Bayard Taylor, Edmund C. Stedman und Christopher P. Cranch; in Prosa aber brachten ihre Glückwünsche dem Jubilar unter Anderen dar: George Bancroft, William Cullen Bryant und Richard H. Dana. Rud. Doehn.

Kleine Rundschau.

— **Lucien Double: „L'empereur Titus“***). Double scheint es unternommen zu haben, diverse historische Persönlichkeiten in ein anderes Licht zu stellen, als in welchem sie bis jetzt betrachtet wurden, ist also eine Art französischer Stahr. Neulich erst hat er den römischen Kaiser Claudius „rehabilitirt“ — so lautet doch der technische Ausdruck? — und jetzt wieder will er beweisen, daß Titus das Epitheton „Wonne des Menschengeschlechts“ in keiner Weise verdient habe; Titus wird also zur Abwechslung „degradirt“.

Beulé hatte bekanntlich den in Rede stehenden Potentaten als doppelten Heuchler hingestellt, der nach der Reihe zwei Rollen gespielt habe: vor seiner Machthaberschaft die der Grausamkeit und nach Erlangung derselben die der Milde. Double hat vielleicht nicht Unrecht, wenn er leugnet, daß Titus so raffinirt geheuchelt habe. Er sei grausam gewesen, aber nicht aus Berechnung, sondern infolge seines Temperaments; und wenn er sich später änderte, so sei es nicht aus Vernunftgründen geschehen, sondern aus Unfähigkeit. „Titus hatte ganz einfach eine Gehirnerweichung; er wurde nur sanft und milde, weil er stumpfsinnig geworden war.“ Von Stolz und Ehrgeiz erfüllt, gehorchte er nur seiner Natur. Statt seine Leidenschaften im Schach zu halten, regierten sie ihn. Er wollte die Welt, oder wenigstens den Orient beherrschen und verbündete sich mit dem begüterten und einflußreichen Berenicus. Da wird Vespasian zum Kaiser ausgerufen. Titus hat nur den Tod seines Vaters abzuwarten, um seine Ziele zu erreichen. In dieser Hinsicht kommt vielleicht Titus dem zögernden Schicksal zu Hilfe. Er verläßt Berenicus, um sich mit dem Thrakier Melankomas auf höchst vertraulichen Fuß zu stellen. Nach seines Vaters Tode genießt er in Frieden die Vortheile seiner Stellung; durch ein ausschweifendes Leben wird er ermüdet, krank, fieberisch; er ist schwach wie ein Kind und weint wie eine Frau. Er, der Helvidius Priskus, Heras, Sabinus, Cäcina u. s. w., vielleicht sogar auch seinen Vater um's Leben gebracht, lamentirt, er habe seinen Tag verloren, wenn er Niemand glücklich gemacht. Da übrigens Rom sich im Kolisseum und in der Arena amüsirt und „panem et circenses“ hat, bejubelt Arm und Reich den Kaiser und nennt ihn „Wonne des Menschengeschlechts.“ Die Christen erzählen, daß ein römischer Kaiser ihren Glauben nicht verachte, daß er dessen Anhänger nicht verfolge, und nennen ihn „den sanften und wohlwollenden Fürsten.“

Der Autor behandelt seinen Gegenstand mit einer Lebhaftigkeit, welche sich mit der Ruhe der richtigen Geschichtsforschung nicht verträgt, aber einem Advokaten, der die Revision eines Prozesses verficht, wohl ansteht.

— **Novellen von Salvatore Farina.****) Bei dem Erscheinen der ersten beiden Bände dieser Novellen haben wir uns über

*) Sandoz & Fischbacher. Paris, 1877.

**) Dritter Band. „Blondes Haar“. Aus dem Italienischen übersetzt von Otto Borchers. Leipzig, 1877. Fr. W. Grunow.

das Unternehmen, den fruchtbaren italienischen Novellisten durch Übersetzungen in das deutsche Publicum einzuführen, angesichts der damals getroffenen Auswahl günstig aussprechen können. Nach der Durchsicht des dritten Bandes drängte sich in uns der Wunsch auf, der Übersetzer möchte es bei jenen zwei Bänden haben bewenden lassen. „Blondes Haar" ist nicht geeignet, die deutsche Novellen-Literatur in erwünschter Weise zu bereichern. Der Verfasser entwickelt darin seine lobenswerthen Eigenschaften nur in geringem Maße, während seine Schwächen sich allzu breit machen. Seine Kunst, artig zu plaudern, überschreitet hier die ihr gegen die Schwatzhaftigkeit gesteckten Grenzen, und der Neigung, unter Umständen dem Menschlichen auch auf das Gebiet zu folgen, wo es sich in seinen Blößen zeigt, hat er in dieser Dichtung nach unsern Begriffen von Anstand viel zu weit nachgegeben. Keinenfalls mögen wir annehmen, daß sein „Blondes Haar" ein typisches Bild der modernen italienischen Gesellschaft gewähren solle. Nur in solchem Falle würde es sich empfehlen, eine literarische Waare nach Deutschland zu bringen, welche möglicherweise dem Geschmacke mancher Kreise jenseits der Alpen entsprechen mag, für diesseitige Freunde italienischer Literatur aber mindestens recht überflüssig erscheint.

Mancherlei.

Eines seltenen buchhändlerischen und journalistischen Ereignisses mag an dieser Stelle Erwähnung gethan werden; mit Nr. 1801 eröffnete am 5. Januar dieses Jahres die Leipziger Illustrirte Zeitung ihren siebzigsten Band, in dem jedes Semester einen Band bildet. Sie kann sich mit Recht als die eigentliche Mutter unserer gesammten deutschen illustrirten Zeitschriftenliteratur betrachten und behauptet ihren Platz als Alterspräsidentin unter den Colleginnen in vorzüglicher Weise, zugleich durch den Charakter als illustrirte Chronik der Gegenwart eine Sonderstellung unter ihnen einnehmend. Die erste Nummer des neuen Jahrganges bringt eine große Kunstbeilage, welche Grützner's köstliches Bild: „Während des Gebetläutens im Klosterbräustübchen" in einem vorzüglichen Holzschnitt darstellt, und bethätigt durch einen sehr lesenswerthen Artikel zum hundertjährigen Sterbetag Linné's (10. Januar 1878) und andere zahlreiche Artikel und Notizen die sorgliche Leitung der Redaction. —§.

Die Romane von Georg Ebers erfreuen sich gegenwärtig in Ungarn außerordentlicher Beliebtheit und werden soeben ins Ungarische übersetzt. Die „Egyptische Königstochter" (übersetzt von Emerich Huszár) erscheint in Dr. Ad. Agais illustrirtem Wochenblatte „Magyarország és a nagy világ" (Ungarn und das Ausland); „Homo sum" wird im Feuilleton von Jókai's großem politischem Tagesblatte „A Hon" (Das Vaterland) veröffentlicht; und „Uarda" soll demnächst (übersetzt von Joh. Jonas) als Publikation der Kisfaludy-Gesellschaft ausgegeben werden.

Am 19. Januar ist in Budapest der Dramatiker und Dramaturg Eduard Szigligeti, der Leiter der dramatischen Vorstellungen im ungarischen Nationaltheater, 64 Jahre alt, einem Herzschlage erlegen und am 21. Januar unter außerordentlicher Theilnahme zu Grabe getragen worden. Szigligeti war der Schöpfer des ungarischen Repertoire's, ein Schriftsteller von großer Begabung und außerordentlicher Fruchtbarkeit, dem oft absolut Werthvolles gelungen, und der im Gedächtnisse des ungarischen Volkes als Begründer der nationalen Bühne, als eigentlicher Schöpfer des ungarischen Volksstückes und als Dichter einiger Trauer- und Lustspiele ersten Ranges ewig fortleben wird. Szigligeti's Leben und Wirken ist so interessant, daß er wohl verdient, auch außerhalb Ungarns gekannt zu sein. Wir werden ihm daher demnächst einen größeren Artikel widmen.

Die ungarische Akademie der Wissenschaften hat die Publikation eines „Corpus poetarum Hungaricorum" d. h. die Veröffentlichung der ungarischen Dichter und Dichtungen älterer Zeit beschlossen und bereits begonnen. Der erste Band dieses interessanten und literarhistorisch sehr werthvollen Unternehmens ist soeben, bearbeitet von Aron Szilády, erschienen. Derselbe reicht bis auf die Katastrophe von Mohács (1526) und enthält einundsiebenzig größere und kleinere Dichtungen in ungarischer Sprache, großentheils geistlichen Inhalts und ohne poetischen, aber von großem historischem und sprachlichem Werthe. Der tüchtige Herausgeber hat dem Texte überaus fleißig und gewissenhaft gearbeitete Anmerkungen beigefügt, welche den wissenschaftlichen Werth und die praktische Brauchbarkeit des sehr hübsch ausgestatteten Bandes wesentlich erhöhen.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Coope, William Jesser: A Prisoner of War in Russia. London, Low, Marston, Searle & Rivington. 10 s. 6 d.

Keary, C. F.: The Dawn of History. London, Mozley & Smith. 5 s.

Moffat, Robert Scott: The Economy of Consumption. London, C. Kegan, Paul & Co. 18 s.

II. Französisch.

Autran, J.: Lettres et notes de voyages. Paris, Calm. Lévy. 6 fr.

Bataillard: L'Ancienneté des Tsiganes en Europe. Paris, E. Leroux. 3 fr.

Clermont-Ganneau: Le Dieu Satrape ou les Phéniciens dans le Péloponèse. Paris, E. Leroux. 3 fr. 50.

Clément: Le bon sens dans les doctrines morales et politiques. Paris, Guillaumin & Cie. 16 fr.

Dabry de Thiersant: Mahométisme en Chine. Paris, E. Leroux. 15 fr.

Du Camp: Les Convulsions de Paris. vol. I. Les Prisons pendant la Commune. Paris, Hachette & Cie. 7 fr. 50.

Du Deffand, Mme.: Correspondance complète. Paris, Calman Lévy. 18 fr.

Dugat, G.: Histoire des Philosophes et des Théologiens musulmans. Paris, Maisonneuve & Cie. 7 fr. 50.

Féval, Paul: Douze femmes. Paris, E Dentu. 3 fr.

Gonzales: La Servante du Diable. Paris, E. Dentu. 3 fr.

De Kerchove de Denterghem: Les Palmiers. Paris, J. Rothschild. 30 fr.

Maillet: De l'Essence des Passions. Paris, Hachette & Cie. 7 fr. 50.

Rhoidis: La Papesse Jeanne. Paris, Maurice Dreyfous. 3 fr.

SAMPSON LOW, MARSTON & CO.'S LIST.

THE GENTLE LIFE SERIES.

Written or Edited by J. HAIN FRISWELL.

Printed in Elzevir, on toned paper, handsomely bound, forming suitable Volumes for Presents, price 6s each; or, in calf extra, price 10s 6d.

The Gentle Life. First Series. Essays in Aid of the Formation of Character of Gentlemen and Gentlewomen. Twenty-first Edition. 6 s.

„Deserves to be printed in letters of gold, and circulated in every house."
Chambers's Journal.

The Gentle Life. Second Series. Eighth Edition. 6s.

„There is not a single thought in the volume that does not contribute in some measure to the formation of a true gentleman".
Daily News.

About in the World. 6 s.

Like unto Christ. A New Translation of Thomas a Kempis's „De Imitatione Christi". Second Edition. 6 s.

Familiar Words. An Index Verborum, or Quotation Handbook. Affording an Immediate Reference to Phrases and Sentences that have become Embedded in the English Language. Fourth and Enlarged Edition. 6s.

„The most extensive dictionary of quotation we have met with." *Notes and Queries.*

Essays by Montaigne. Second Edition 6s.

The Countess of Pembroke's Arcadia. 6 s.

Varia: Readings from Rare Books. Reprinted, by Permission, from the *Saturday Review, Spectator &c.* 6s.

The Silent Hour: Essays, Original and Selected. Third Edition. 6s.

„All who possess "The Gentle Life" should own this volume". *Standard.*

Half-Length Portraits. Short Studies of Notable persons. By HAIN FRISWELL. 6s.

Essays on English Writers, for the Self-Improvement of Students in English Literature. 6 s.

„To all (both men and women) who have neglected to read and study their native literature we would certainly suggest the volume before us a fitting introduction". *Examiner.*

Other People's Windows. Third Edition. 6s.

A Man's Thoughts. By J. Hain Friswell. 6 s.

Half-Length Portraits: Short Studies of Notable Persons. By HAIN FRISWELL. 6 s.

THE BAYARD SERIES.

Books worth buying, reading, keeping, and re-reading.

Choicely printed, with flexible covers, gilt edges, ribbon marks, &c. 6 s 6 d each.

„We can hardly imagine better books for boys to read or for men to ponder over." *Times.*

The Story of the Chevalier Bayard By M. de BERVILLE. 2s 6d.

De Joinville's St. Louis, King of France. 2s 6d.

The Essays of Abraham Cowley, including all his Prose Works. 2s 6d.

Abdallah; or, the Four Leaved Shamrock. By EDOUARD LABOULLAYE. 2s 6d.

Words of Wellington: Maxims and Opinions of the Great Duke. The Gist of all the Wise Sayings of this Great Man; Views on Russia, Turkey, the Papal Question, selected from a Hundred Volumes, related in his Own Words. 2s 6d.

London:
SAMPSON LOW, MARSTON, SEARLE & RIVINGTON. (55)

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.) (56)

Physiologie des Geschmacks

oder

physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse.

Den Pariser Gastronomen gewidmet von
Einem Professor, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.
Von **Brillat-Savarin.**
Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Carl Vogt.
Vierte Auflage. 8. geh. Preis 3 Mark.

Die siebente Nummer (17. Februar.) der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI,** welche in Florenz erscheint, enthält: (57)

Papa e Re. — La Monumentomania. — Le costruzioni e le nuove Convenzioni ferroviarie. — Il Conclave: Lettera da Roma. — Dopo il Conclave: Lettera da Roma. — Corrispondenza da Berlino. — Corrispondenza da Palermo. — Il Parlamento. — La Settimana. — La preghiera del mattino (*Neri Tanfucio*). — Il Pessimismo dello Schopenhauer (*Giacomo Barzellotti*). — Il movimento Maltusiano in Inghilterra. — Il Bronzo-acciaio. — Il rancaro dei tabacchi (Lettera ai Direttori). — Bibliografia: Letteratura. Storia. Scienze politiche. Scienze giuridiche. — Notizie.

Nr. 8 (24. Februar) enthält folgende Artikel: Ammonizione e domicilio coatto. — Lo Stato e il Comune di Firenze. — Un esempio italiano a proposito del conflitto fra il capitale e il lavoro. — Leone XIII: Lettera da Roma. — G. B. Niccolini e Pio IX. — Corrispondenza da Pietroburgo. — Corrispondenza da Napoli. — Il Parlamento. — La Settimana. — Il Camposanto vecchio di Napoli. — Neera: Vecchie catene. — Letteratura drammatica: *Speroni d'oro* di Leopoldo Marenco. — *Due Dame* di Paolo Ferrari. — Scienze o Lettere? *A. L.* (Lettera ai Direttori). Bibliografia: Letteratura. Storia. Archeologia. Scienze naturali. Agraria. Notizie.

Bei Friedrich Ludwig Herbig (Fr. Wilh. Grunow) in Leipzig erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (58)

Die Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8.
Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 9—10 enthalten folgende Artikel: Die Papstwahlen der Vergangenheit. I. II. Dr. R. Schoener. — Neuere theologische Literatur. Prof. H. Jacoby. — Das Lehrlingswesen der Zunftzeit. Hans Warnow. — Vom deutschen Reichstage. 𝔭. 𝔈. — Ein Stück europäischen Sklaventhums. E. — Lessing's Hamburgische Dramaturgie. Christian Muff. — Die deutsche Litteratur während des achtjährigen Friedens 1748—1756. (Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.) I. Julian Schmidt. — Die Entwicklung des altgriechischen Kriegswesens. VIII. Die Herrschaft des Söldnerthums. Max Jähns. — Literatur. Polle, Pan, ein Liederbuch für Gymnasien. Zwei ungedruckte Goethebriefe. J. Naumann, Goethe's Götz von Berlichingen. Franz Reber, Die Ruinen Roms. Ludwig Nohl, Mozarts Briefe. C. A. v. Schraishuon, Das königliche Hoftheater in Stuttgart.

Verlag von **Victor v. Zabern** in **Mainz.**

Der Ursprung der Sprache

von

LUDWIG NOIRÉ.

Preis 8 Mark.

„Was immer Andere vor ihm geleistet, Noiré gehört das Verdienst, die zerstreuten Streitkräfte gesammelt und zum entscheidenden Siege geführt zu haben." (59)

Max Müller.
(Contemporary Review, Februar.)

In unserem Verlage ist erschienen: (60)

Das Leben der Seele

in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Zweite, erweiterte und vermehrte Ausgabe.
Zweiter Band, enthaltend:
Geist und Sprache.
1878. gr. 8. geh. 7 Mk. 50 Pf., gebd. 9 Mk.
Bd. 1. 2. kosten geh. 15 Mk., gebd. 18 Mk.

Berlin. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhdlg.
(Harrwitz u. Goßmann).

In **R. v. Decker's Verlag, Marquardt & Schenck** in Berlin C., Niederwallstr. 22, ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: (61)

Lady Melusine.

Roman in zwei Abtheilungen
von
Eufemia Gräfin Ballestrem.

Mit dem Bildniß der Verfasserin.
24 Bogen. 8°. geh. Preis 4 M., eleg. geb. Preis 5 Mark.

Dieser Roman hat bei seiner ersten Veröffentlichung im „Berliner Fremdenblatt" deshalb ein so bedeutendes Aufsehen erregt, weil der Handlung **wahre Thatsachen** zu Grunde liegen. Die äußerst talentvolle Verfasserin hat mit großem Geschick die in deutschen aristokratischen Kreisen spielende hoch dramatische Handlung nach England verlegt und es verstanden, dieselbe in ein poetisches Gewand zu kleiden, welches von Anfang bis zu Ende das Interesse des Lesers in ungewöhnlichem Grade fesselt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 16. März 1878. [№ 11.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Schack: Stimmen vom Ganges.

(Schluß.)

Das sechste Stück „Der Tod des Dasaratha", aus dem zweiten Buch des Ramajana entnommen, hat, nach der Menge von Textausgaben und Übersetzungen zu urtheilen, immer besonderen Anklang gefunden. Von den Ausgaben zu schweigen, ist es schon von Peter von Bohlen im Jahre 1838 unter dem Titel „Der Fluch"*), dann von Holtzmann in seinem Rama, zweite Auflage, Karlsruhe 1843, übersetzt worden. Von Maggi und in Gorresio's Ramajana-Ausgabe ist es ins Italienische, von Eguilaz Yanguas ins Spanische, endlich verschiedene Male ins Französische und Englische übersetzt worden. Es behandelt den Stoff, wie der König Dasaratha seiner Gattin Kausalja kurz vor seinem Tode erzählt, daß er als Jüngling auf der Jagd, dem Schalle nach schießend, einen Büßerknaben Namens Jadschnadatta getödtet habe und von dem Vater desselben verflucht worden sei, in der Todesstunde den Sohn zu entbehren, und daß der Fluch nun in Erfüllung gehe.

Bemerkenswerth ist in dieser Geschichte das überaus zarte Verhältniß, das zwischen Eltern und Kindern waltet. Der König Dasaratha sagt sterbend von seinem entfernten Sohne Rama:

> O wenn Rama
> Mich nur einmal noch mit seiner lieben
> Hand berührte, wenn ich nur noch einmal
> Des Zurückgekehrten Stimme hörte!
> O die Glücklichen, die dereinst ihn schauen
> Werden, wenn er, glanzvoll gleich dem Indra,
> Aus den Wäldern heimkehrt! Keine Menschen,
> Götter sind es, welche das erleben
> Und des Rama Antlitz, zart wie Lotos,
> Leuchtend wie der volle Mond, erblicken.

Das siebente Stück „Raiwata" ist wieder aus dem Wischnu-Purana genommen. Wie diese Geschichte auch dem Laien zeigen wird, kennen die Indier sehr wohl jene Vorstellung des Psalmisten: „Tausend Jahre sind vor Gott wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache" (90,4), über welche Ludwig Bechstein ein sinniges Märchen gedichtet hat. Der König Raiwata, unschlüssig, welchem Mann er seine Tochter geben soll, hält es für das Beste, direct Brahma um Rat zu fragen. Er begiebt sich zu Brahma — dem Frommen ist der Weg bekannt — und lauscht dem Liede der himmlischen Sänger; nach dem Wischnu-Purana sind es die Chorsänger „Haha", „Huhu" und andere. Nur wenige Augenblicke dünken es ihm, bis der Gesang zu Ende ist. Darauf beginnt er seine Rede, welchen von den Freiern er für seine Tochter wählen solle. Aber der Weltenschöpfer unterbricht ihn: Alle, die du nanntest, leben längst nicht mehr, auch die Erinnerung an sie ist längst erloschen. Zwanzig Menschenalter sind verflossen, während du meinen Sängern zuhörtest.

Es folgt „Kusa's Heimkehr". Kusa ist ein Sohn des Rama; desselben, über dessen Abwesenheit sich sein Vater Dasaratha zu Tode grämt, wie in der sechsten Geschichte erzählt wurde. Auch dieser Held und König Kusa ist eigentlich nur eine Schöpfung der Grammatik. Er verdankt zusammen mit seinem Bruder Lawa seine Existenz nur dem falschen Verständniß des Wortes Kusilawa, welches eigentlich heißt „wie gesittet!" (ku-silawa!) und „Schauspieler" bedeutet, dann aber als ein Dwandwa-Compositum mit der Bedeutung „Kusa und Lawa" erklärt wurde.

Von diesem Kusa wird im Raghuwansa (von Stenzler mit lateinischer Übersetzung herausgegeben) folgende Sage erzählt. Zu seiner neuen Hauptstadt Kusawati erscheint ihm nächtlicher Weile die Göttin der von ihm verlassenen Stadt Ajodhja. Sie trauert, daß dieselbe nun nicht mehr im Festschmuck prangt und von Siegesliedern wiederhallt, daß ihre Tempel verlassen und ihre Straßen öde sind. Sie fleht ihn an, nach seinem alten Herrschersitz zurückzukehren. Da der König Kusa ihrem Wunsche Folge leistet, so strahlt Ajodhja bald wieder in ihrer alten Herrlichkeit, und zum Lohn erhält Kusa die Schwester des Schlangenkönigs Kumuda zur Frau.

Auch hier tadeln wir, daß die Namen Kumuda und Garuda auf der mittleren, statt auf der ersten Silbe betont werden, und außerdem heißt die Schwester des Kumuda nicht Kumadwati, wie in der ersten und zweiten Ausgabe steht, sondern Kumudwati.

Das nächste Stück ist „Der Königssohn" aus dem Bhagawata-Purana. Der König Tschitraketu ist von jeglichem Glück begünstigt, nur Eines fehlt ihm, ein Sohn und Erbe des Reiches. Deshalb wird er nicht seines Lebens froh. Endlich verheißt ihm eines Tages der heilige Angiras, daß die Erfüllung seines Wunsches nahe sei, es werde ihm ein Sohn geboren werden, eine Quelle von Glück und Trauer. Und so geschah es.

> Denn dem Monde, der zu leuchtender Fülle
> Anschwillt, glich die liebste seiner Frauen.

Als die Verheißung Wahrheit geworden ist, häuft er auf den Knaben ein Übermaß von Liebe. Aber an das Glück ist der Schmerz, an den Besitz der Verlust gekettet. Die andern Frauen des Königs sind von Neid und Eifersucht erfüllt, weil der König alle seine Zärtlichkeit von ihnen ab der einen Gattin zugewendet hat. Sie geben dem Knaben einen Gifttrank ein. Wie nun der König über den Tod seines Sohnes verzweifeln will, erscheint wieder der heilige Angiras und versucht, ihn durch allgemeine Betrachtungen zu trösten. Die an Horaz erinnernden

*) Siehe Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes. August 1838.

Worte, daß der Tod mit uns wandert und ausruht, und am Ziele uns als Wirth empfängt, sowie die Stelle, wo der Tod als der Führer einer Karawane, der sich an jedem Ort neue Pilger zugesellen, geschildert wird, sind eigene Zuthat des Übersetzers, wenigstens steht im Bhagawata-Purana an dieser Stelle Nichts davon.

Auf die Beschwörung des Heiligen belebt die Seele des Knaben den Körper wieder, um folgende Worte ertönen zu lassen:

Auf welcher
Meiner Wanderungen durch die Welt der Körper
Hab' ich diesen Mann zum Vater und zur
Mutter dieses Weib gehabt? Ich weiß es
Nicht zu sagen. Alle Seelen, wie sie
Von Geburt zu ferneren Geburten
Bald in dieses, bald in jenes Wesen
Niedersteigen, sehen zu einander
In die flücht'gen Bande der Verwandtschaft,
Freundschaft oder Feindschaft sich verwoben:
Doch im Glanze des Unendlichen schwinden
Solche Wahngebilde menschlicher Täuschung,
Wie im Sonnenlicht die nächt'gen Schatten;
Vor dem ew'gen Geist, der über Allem
Und in Allem, allumfassend, waltet,
Gilt nicht Freund noch Feind, nicht fern noch nahe;
Keiner ist ihm Fremdling noch Verwandter.

Hierdurch belehrt giebt der König seinen Schmerz auf und geht in den Wald, um in ungestörter Andacht seine Tage zu vollenden.

Die zehnte Geschichte „Madhawa und Sulotschana" ist aus dem Krijajogasara, d. h. Compendium des praktischen Joga, einem Theile des Padma-Purana genommen. Dieses Stück ist für den Übersetzer, wie er in dem Nachwort zur ersten Ausgabe mittheilt, von befreundeter Hand aus einem Manuscript der Kopenhagener Bibliothek abgeschrieben worden. Der Text ist noch nicht edirt. Wir finden in dieser Erzählung nicht dieselbe Zartheit und Feinheit, wenn man will Weichlichkeit der Empfindung, wie in den andern Erzählungen, sondern einen kräftigen, gesunden Egoismus, derbe Genußsucht, Lust am Tödten, an die alten wedischen Zeiten erinnernd, wo die Interjection der Freude hanta (eigentlich Schlagt todt!) lautete. Selbst das Pferd, welches seinem Herrn einen Dienst erweisen soll, versäumt nicht die Gelegenheit sich zu beschweren, daß es nicht genug zu fressen bekommt und mehr haben möchte.

Der junge Fürst Madhawa — ebenso heißt der Held des Malatimadhawam, des Dramas von Bhawabhuti — trifft auf der Jagd von ungefähr eine in einem Teiche badende Jungfrau. Sogleich ist seine Begierde entflammt. Die Jungfrau rettet sich nur dadurch, daß sie ihm Begierde nach einer noch Schöneren, nämlich der Sulotschana, deren Dienerin sie ist, erregt. Auf die bloße Schilderung dieser Schönheit hin verliebt sich Madhawa in die noch nie gesehene Prinzessin. Ein durch die Luft gehendes Roß trägt ihn und seinen Diener Pratschetas nach der Stadt, in welcher Sulotschana lebt. Er findet auch bald die Blumenhändlerin Gandhini, die als Kupplerin dienen soll, und hört von ihr, daß der nächste Tag Sulotschana's Hochzeitstag ist. Er schickt der Sulotschana einen Brief, unter Blumen verborgen, daß er ihretwegen über das Meer gekommen sei und sie zur Ehe begehre. Sulotschana entflammt auch gleich in Liebe zu dem nie Gesehenen, und da sie den Mann, welchem sie vermählt werden soll, nicht liebt, so fordert sie schriftlich den Madhawa auf, sie während der Hochzeitsceremonie zu entführen. Dieser aber verschläft die bestimmte Stunde, sein ungetreuer Diener Pratschetas benutzt es und entführt selbst die Prinzessin auf dem Flügelrosse seines Herrn in ein weit entferntes Land. Der König, außer sich über das plötzliche Verschwinden seiner Tochter, befragt seine Räthe.

„Herr — erwiderten sie — ein wundersamer,
Nie geseh'ner noch gehörter Vorfall
Ist geschehen. Ein'ge sagen, Indra
Habe deine Tochter durch die Lüfte
In sein Reich entführt. Die Elephanten,
Die den Weltbau tragen, meinen Andre,
Hielten sie für eine Lotosknospe
Und von ihnen wurde sie verschlungen.
Wieder Andre glauben, daß der Schöpfer
Sie geraubt hat, um nach ihrem Muster
Eine zweite Schönheit zu gestalten,
Die ihr gleich sei. Möglich aber wär's auch,
Daß der Mondgott sie statt eines Vollmonds
Fortgetragen, oder daß sie selber
Von der Erde, die sie ihrer unwerth
Fand, sich in den Himmel aufgeschwungen,
Um an Reiz die Göttinnen zu besiegen."
So die Räthe, sich einander rathlos
In das Antlitz sehend.

Inzwischen hatte Pratschetas seinen Zweck doch nicht erreicht. Die Jungfrau fordert ihn auf, aus der nahen Stadt die Geräthe, die zur Hochzeit mit ihm nöthig sind, zu holen, und er, wenig seinem Namen Pratschetas (Verschmitzt) entsprechend, läßt die Jungfrau mit dem Pferde allein zurück. Diese besteigt das Roß und reitet durch die Luft nach der Stelle, wo die Ganga sich mit dem Meere vereinigt. Hier, wo nach der Verheißung sich alle Getrennten wieder zusammen finden sollen, hofft sie ihrem Madhawa wieder zu begegnen. Hier treffen denn auch Alle wieder zusammen. Zuerst kommt der Diener Pratschetas, den sie einsperrt, dann Matali, ihr ehemaliger Bräutigam, den sie gründlich von seiner Liebe heilt, endlich Madhawa, mit dem sie ihre Vermählung feiert. Der Diener Pratschetas wird vorgeführt und sogleich von Madhawa getödtet. Über dem Cadaver des erschlagenen Knechtes kost das hohe Paar weiter.

Es folgt die letzte Erzählung „Druwa", oder wie wir zu schreiben vorziehen Dhruwa (eigentlich der Feststehende, der Polarstern). In dieser Sage, welche in dem Bhagawata- und mehreren anderen Purana's erzählt wird, zeigt sich wieder ganz die Originalität der Indier. Gleich der Anfang ist charakteristisch genug. Der Knabe Dhruwa, der von seinem Vater gegen den Sohn der Lieblingsgattin zurückgesetzt wird, verspricht seiner Mutter:

„Ruhen
Will ich nicht vom Streben und vom Ringen,
Bis ich einen Thron, so hoch, so einzig,
Wie kein Erdenfürst ihn noch besessen,
Mir erworben. Deines Sohnes Glorie
Sollst du sehn!" Er rief's und eilte stürmisch
Aus dem Stadtthor in das Waldesdickicht.

Wegen seiner Beharrlichkeit in den Bußübungen und in der Anbetung Wischnu's wird er als Polarstern an den Himmel versetzt, seine Mutter als ein Stern in seiner Nähe.

Diese Geschichte erinnert an die griechische Sage von Kallisto, die als Bärin, und ihrem Sohne, der als Polarstern an den Himmel versetzt wird. Die Zahl der Personen stimmt, der König, seine beiden Frauen und Dhruwa einerseits, Zeus, Here, Kallisto und Arkas andrerseits. Vielleicht ist diese Übereinstimmung mehr als Zufall.

Sämmtliche bisher besprochenen Erzählungen waren auch

schon in der ersten Ausgabe enthalten. Nun kommen wir zu der neuen Gabe der zweiten Auflage. Es ist der „Nalodaja", d. h. Aufgang des Sternbildes Nala, ein lyrisch-episches Gedicht, welches von der indischen Tradition dem Kalidasa, dem Verfasser der Sakuntala und des Wolkenboten, zugeschrieben wird. Ob es nun wirklich von diesem Kalidasa oder von einem andern Kalidasa, — der Name Kalidasa ist in Indien sehr häufig — oder von einem Dichter, dessen Namen wir nicht wissen, herrührt, ist noch zweifelhaft. Gegen einen Dichter Namens Kalidasa sprechen die Eingangsverse, in welchen der Gott Wischnu (Krischna) angerufen wird, indem ein Kalidasa sich schon durch seinen Namen als ein Verehrer der Kali, der Gattin des Siwa, beurkundet. Da man zunächst wohl anzunehmen hat, daß diese Verse nicht untergeschoben, sondern echt sind, so bilden sie ein schweres Moment gegen Kalidasa, und man wird sagen können, daß der Nalodaja nicht von Kalidasa, sondern von einem Wischnuiten unbekannten Namens gedichtet ist. Der Stoff des Gedichtes ist aus dem Maha-Bharata entnommen, und zwar dort in der Nalerakhjana, d. h. Erzählung von Nala, genannten Episode enthalten. Diese Geschichte, unstreitig die beliebteste und bekannteste in der ganzen indischen Literatur, ist auch von Rückert unter dem Titel „Nal und Damajanti" übersetzt worden.

Der Nalodaja selbst ist 1830 von Benary mit lateinischer, 1844 von Yates mit englischer Übersetzung, außerdem mehrere Male von indischen Gelehrten publicirt worden. Über Benary's Ausgabe hat Friedrich Rückert in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Jan. 1831, Sp. 1—27, eine Recension geschrieben, in welcher der zweite Gesang des Nalodaja in ausgezeichneter Weise übersetzt ist.

Der Nalodaja unterscheidet sich zunächst äußerlich von der Episode des Maha-Bharata durch den viel kleineren Umfang. Die 26 Gesänge des Maha-Bharata, welche die Geschichte Nala's und Damajanti's enthalten, sind im Nalodaja in 4 zusammengedrängt, oder sogar nur in 3, wenn man den zweiten Gesang abrechnet, der das lyrische Intermezzo, „König Nala's Frühlingsaufenthalt" bildet. Unermeßlich verschieden ist die Sprache. Die Sprache im Epos ist ebenso einfach und natürlich, wie sie im Nalodaja schwierig und gekünstelt ist. Der Text des Nalodaja ist so schwierig, daß ihn selbst die Indier nicht ohne Commentar verstehen. Das liegt daran, daß der Dichter, um seine Verskünste herauszubekommen, häufig die seltensten Wörter und Bedeutungen hervorsuchen mußte.

Diese Künste, wie man sie auch sonst beurtheilen mag, sind jedenfalls geeignet, Staunen zu erregen. Nachdem in der Sanskritsprache 2000 Jahre lang gedacht und gedichtet worden war, nach einem 2000jährigen Bestande als Literatursprache war sie so biegsam und geschmeidig geworden, daß es möglich wurde, wahrhaft unerhörte, in jeder andern Sprache unmögliche Kunststücke darin zu vollführen. Besonders auffällig sind jedem Laien die langen Worte des Sanskrit. In der That ist die Fähigkeit des Sanskrit, Wörter zu Einem Worte zusammenzusetzen, fast unbegränzt. Wenn auch die deutsche Sprache in der Wortzusammensetzung noch weit geschmeidiger ist, als z. B. die französische, und Wörter wie mutterseelenallein, Brudersphärenwettgesang bildet, einem Rückert auch erlaubt ist zu sagen:

> Was gehst du hin zum Teich, o du
> Mein Himmelshulden-Nektarmeer-Gestade!
>
> (Nalod. 2, 39.)

so klingen doch die vierfachen Zusammensetzungen meistens schon unangenehm, während im Sanskrit viel längere Wörter natürlich und ungezwungen klingen. In der späteren Prosa kommen sogar Wortelephanten vor, die seitenlang sind, d. h. Composita, die sich über mehrere Druckseiten hinziehen. Es giebt ferner Strophen, die ihren guten Sinn haben, in denen aber nur ein einziger Consonant vorkommt, der sich sechsunddreißigmal wiederholt.

Im Nalodaja ist dies nicht der Fall. Seine Kunst besteht darin, daß in jeder Strophe drei oder vier Silben sind, die mehrere Male hintereinander oder an verschiedenen Stellen der Strophe gleichlautend wiederholt werden, die aber, obwol sie gleichlautend sind, jedesmal etwas Anderes bedeuten. Da es nun unmöglich ist, dies im Deutschen nachzumachen, so war es ein richtiger Gedanke des Übersetzers, diese Eigenthümlichkeit des Originals durch etwas Ähnliches, nämlich Häufung der Reime zu ersetzen.

Strophe 31 des zweiten Gesanges lautet z. B. bei ihm:

> Eine Schlanke, zierlich schwanke,
> Wie die dünne Ranke,
> Anmutreiche, lotosgleiche,
> Spiegelt sich im Teiche.

Hier reimen sich 1) Schlanke, schwanke, Ranke, 2) reiche, gleiche, Teiche. Durch diese Gleichklänge sucht der Übersetzer das viermal wiederholte lawálajá, resp. wawálajá des Originals nachzuahmen. Die Originalstrophe, die aus viermal vier Jamben gebaut ist, lautet nämlich, wenn man sie nach dem Metrum abtheilt:

> ave kshyapal lavâlayâ
> nagân çritâ lavâlayâ
> latâ taye vavâlayâ
> babhe nyayâ vavâlayâ

Nach dem Sinn abgetheilt, lautet sie dagegen:

> avekshya pallavf-âlayân
> agân çrit-âlavâlayâ
> latâtaye-va bâlayâ
> babhe-nyayâ vavâla yâ

Man sieht, die Silben lavâlayâ und vavâlayâ sind jedesmal anders abzutheilen. Sie bedeuten auch jedesmal etwas Anderes. Die Strophe lautet nämlich in wörtlicher Übersetzung: Beim Anblick der knospenbesetzten Bäume an das Bewässerungsbassin herangetreten, erglänzt wie eine Liane ein anderes Mädchen, welches sich dreht und wendet. Die Situation ist folgende: Ein junges Mädchen — der indische Commentar erklärt: Eine Sechzehnjährige — geht an einen junge Schößlinge ansetzenden Baum heran und umschlingt ihn spielerisch; während sie sich anmutig hin- und herbewegt, erscheint sie wie eine Schlingpflanze, die sich um den Baum gerankt hat, und spiegelt sich auch so in dem um den Baum gegossenen Wasser. Diese überreichen Beziehungen giebt allerdings die Schack'sche Übersetzung nicht wieder. Der Baum sammt seiner Beschreibung fehlt ganz und dem zufolge auch der Umstand, daß das Mädchen den Baum umarmt. Dagegen stehen die Worte „zierlich schwanke, anmutreiche, lotosgleiche" nicht im Original.

Endlich die Übersetzung: spiegelt sich im Teiche, bringt einen falschen Sinn hinein, da âlavâla nicht Teich, sondern „eine Vertiefung um die Wurzel eines Baumes, in welche das für den Baum bestimmte Wasser gegossen wird", bedeutet.

Viel genauer — während Schack's Übersetzung den Vorzug der Zierlichkeit und Gefälligkeit hat — ist Rückert's Übersetzung.

> Zum Bassin tritt eine Schlanke,
> Das des Baumes Fuß benetzt;
> Selbst wie eine Schlingblütranke
> Schlingt sie um den Baum sich jetzt.

Es fehlt nichts außer der Beschreibung des Baumes. Daß aber auch diese nicht so unwesentlich ist, sondern eine bedeutungs-

volle Nebenbeziehung hat, zeigt folgende Stelle der Sakuntala (nach Ernst Meier's Übersetzung):

Sieh doch, Freundin, sieh!
Gewiß, in einer lieblich schönen Stunde
Verbanden sich zu einem Paar die Beiden,
Die Pflanze und der Mangobaum. Die Gattin,
Die rankende, verräth durch frische Blüten,
Die Jugend, und der Mango mit dem jungen
Getriebe zeigt bereit sich zum Genuß
Der Freude.

Um noch ein Beispiel in anapästischem Metrum zu geben, wählen wir die siebenundzwanzigste Strophe des zweiten Gesanges. Sie besteht aus folgenden 16 Anapästen.

⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
apicai tyanagâ
navatâ navatâ navatâ navatâ
statarâ madhunâ,
ibasau khyamago
caramâ caramâ caramâ caramâ
syanaram yatarâ.

Hier ist z. B. das vierfache caramâ in folgende Worte aufzulösen:

-caram âcara mâ caramâ ca ramâ.

Um diese Delicatessen recht goutiren zu können, muß man schon eine aparte Zunge haben. Man lasse sich erst angelegen sein, den rechten Geschmack zu finden, ehe man sie als Geschmacklosigkeiten verurtheilt.

Schack übersetzt diese Strophe:

Dich ihm zu verbinden geh, freundlich gesinnt;
Noch weht im linden Gesäusel der Wind,
Drum, Kränze zu winden, geh, liebliches Kind;
Dem Lenze ja schwinden die Blüten geschwind.

Durch dieses Reimgeklingel sucht er den Eindruck, den das viermal wiederholte navatâ und caramâ (sprich tscharamâ) hervorbringt, nachzuahmen.

Einen andern Weg, nämlich den der Alliteration, schlägt Rückert ein. Er übersetzt:

O komm, eh' des Frühlinges fröhliche Frucht
Die Frische verliert, o komme du jetzt
Zum Garten, und Köstliches kost auf der Flucht!
Im Lenze zuletzt sich zu letzen, verletzt!

Der letzte Vers klingt beinahe wie:

tscharamâ tscharamâ tscharamâ tscharamâ.

Es ist ohne Zweifel das Äußerste, was sich in der deutschen Sprache in dieser Beziehung erreichen läßt.

Zur schließlichen warmen Empfehlung von Schack's Stimmen führen wir folgende Worte Rudolf Gottschall's, des Dichters der Maja, an: „In der That führen uns diese Stimmen vom Ganges, die uns wie ein exotischer Blütenhauch süßbetäubend anwehen, vortrefflich in die indische Poesie ein: wir finden hier alle Klänge angeschlagen, welche für den Genius des Volks bezeichnend sind. Seine Phantasie schaut uns bald mit kindlichen Gazellenaugen an, mit einer seltsamen rührenden Naivität; bald schaukelt sie sich, zart und prächtig wie die Lotosblume, auf den mystischen Fluten der Einen Substanz; bald wächst sie zu kolossaler Mißgestalt, gleich den Elephanten, welche den Weltbau tragen."

Wir wünschen dieser zweiten Auflage, daß sie bald durch eine dritte ersetzt werde. Johannes Klatt.

Oesterreich.

S. Kohn: „Die Starken." *)

Vorliegende historische Erzählung des schnell berühmt gewordenen Prager Schriftstellers und Dichters S. Kohn war schon vor ihrem Erscheinen in mehreren Blättern des In- und Auslandes angekündigt. Es war eine solche Botschaft vielleicht nicht ganz ungerechtfertigt, da man gewiß mit einiger Spannung einer neuen historischen Erzählung des Autors von „Gabriel" entgegensehen durfte. Der allgemeine Anklang, den die Erzählung „Gabriel" gefunden **), ließ erwarten, daß das neue Produkt S. Kohn's eine bedeutende Erscheinung unserer gegenwärtigen erzählenden Literatur sein würde.

Ein bedeutendes Produkt ist nun die neue Erzählung S. Kohn's nicht! Ihre Exposition ist nicht gelungen und ist einem wahrhaft künstlerischen Produkte nicht entsprechend. Sie zerfällt in sieben Capitel und theilt sich ihrer Darstellung nach genau in zwei Theile, wie selbst der flüchtigste Leser gewahr werden muß, nämlich in einen recht langwierigen und oft langweilig erzählten ersten Theil mit drei Capiteln (von Seite 1 bis Seite 198) und einen zweiten Theil mit vier Capiteln (von Seite 199 bis Seite 245), der sich wesentlich vom ersten durch größere epische Lebendigkeit, rascheren, erfreulicheren Fluß der Darstellung und frischere Entwicklung der Handlung auszeichnet. In den ersten drei Capiteln kleidet sich die Handlung zumeist in das Gewand eines geschwätzigen, doch schwerfälligen Dialoges; die vorgeführten Personen unterhalten sich in periodenreichen und langathmigen Wechselgesprächen und erzählen sich da die Begebenheiten, die der Leser zu seiner Unterhaltung von ihnen erlauschen mag. Erst in dem weit kürzeren zweiten Theile der Erzählung finden wir den für diese Art der Dichtung nothwendigen epischen Gang und Verlauf.

Ehe wir noch einige Mängel der Darstellung, deren wir uns von einem so gepriesenen Autor wie S. Kohn nicht versahen, hier notiren, wollen wir den Inhalt der Erzählung geben, der nicht gerade von packendem Interesse ist. Der siebzehnjährige Lazar Taussig aus Prag, der mit seinem älteren Bruder den Hausirhandel mit jüdischen Gebetbüchern, Bibeln, Gebetmänteln und Phylakterien in Deutschland betrieb, kam auch in's Dessauische, wo er gerade für sein Geschäft reichlichen Gewinn erhoffte, da durch die Gnade des Fürsten Leopold von Dessau viele seiner Glaubensgenossen sowohl in der Residenz als im Lande Aufnahme gefunden hatten. Der Judenknabe hatte das Unglück, dem Fürsten Leopold, der eben eine Recrutenjagd anstellte, auf der Straße zu begegnen und durch seinen riesenhaften Wuchs

*) Breslau, 1878. Verlag von S. Schottländer.

**) Gabriel. Erzählung. (Zuerst abgedruckt im „Sippurim" 1853). Separatabdruck als zweite Auflage. Prag, 1854. Neueste verbesserte Originalausgabe u. d. T.: Gabriel. Roman, II. Jena, 1875. Ausgabe für Rußland und Polen 1854. Deutscher Nachdruck in der amerikanischen Zeitschrift Deborah Cincinnaty 1854, deutsch und englisch im New-Yorker Leader. Englisch im California Hebrow. Englische Ausgabe in der Tauchnitz Collection of German Authors, übersetzt von A. Millmann. Leipzig, 1869. Italienische Zeitungsausgabe. Triest, 1870. Buchausgabe Triest, 1871. Hebräische Zeitungsausgabe in Habazeleth, übersetzt von Dr. J. B. Frumkin, Jerusalem 1874. Hebräische Buchausgabe u. d. T. Gabriel Süß oder: General Otto Bitter, übersetzt von Dr. J. B. Frumkin. Jerusalem, 1875.

und seinen herkulischen Bau dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der alte Dessauer sieht in dem Juden ein Musterexemplar eines Grenadiers für seine Garde und giebt dem ihn begleitenden Feldwebel Grote sogleich den Auftrag, den Juden abzufangen. Lazar Taussig lächelt aber im Bewußtsein seiner Kraft über das Verhaben des Feldwebels Grote, ihn festzunehmen und ertheilt Serenissimus und Grote den guten Rat, ihn frei passiren zu lassen. „Ihr kennt mich nicht", sagte er, „also will ich's Euch zu Eurer Richtschnur sagen, damit Euch kein Malheur passirt — ich will ohne Noth keinen Menschen beschädigen .... ich bin einer von den „Starken". Die Mitglieder der Familie Taussig in Prag sind die stärksten Menschen auf der Welt; und obgleich ich noch jung bin, habe ich doch auch Mark in den Knochen. Mein Bruder ist durch die Huld Gottes — gelobt sei Er — wahrscheinlich der stärkste Mensch auf der ganzen Welt; und wir von der Familie Taussig in Prag müssen am Tage, wo wir das dreizehnte Jahr erreichen und zur Erfüllung der Religionsgesetze verpflichtet sind, unsrem Oberrabbiner Handschlag darauf geben, unsere ungewöhnliche Körperkraft nicht zu mißbrauchen, und sie nur im Falle der Nothwehr und zum Schutze der Bedrückten und Bedrängten zu gebrauchen ... darum will ich Euch, lieben Leute, zum letztenmale ernstlich gebeten haben, diese Thorheiten zu beenden und mich ruhig meines Weges gehen zu lassen". Trotzdem wollen die Beiden ihre Beute, die dem Dessauer jetzt nur noch wünschenswerther erscheint, nicht fahren lassen. Ihre weiteren Versuche aber, über den Burschen Herr zu werden, mißlingen vollständig. Grote wurde von dem jungen Riesen erfaßt und in einen schlammigen Wassertümpel geworfen, und als Leopold in Action trat, indem er den Degen zog und den jugendlichen Sieger andonnerte: „Stehen geblieben! oder ich spieße ihn auf wie eine Lerche!" rief ihm Lazar im Zornesmute entgegen: „Mach' Er keine Dummheiten, alter Graukopf!" ging auf den Fürsten los und entwand ihm die gezückte Waffe, um dieselbe alsbald unter leichtem, ironischem Lächeln dem Wehrlosen mit den Worten zurückzugeben: „Hier hat Er seine Waffe wieder, benütze Er sie zu einem edleren Kampfe als gegen wehrlose Fremde". Serenissimus, „der erste Held in Europa", „der nie besiegte Feldherr", von einem siebzehnjährigen Knaben überwunden, war momentan regungslos vor Wut über die erlittene Niederlage. Als er wieder klarer denken konnte, gab er einer halben Schwadron berittener Dragoner, die den Werbeofficieren gewöhnlich in kurzen Distanzen folgten, den Auftrag, den entsprungenen Missethäter einzufangen. Dem Gefangenen dictirte der aufs Höchste gereizte Leopold die fürchterliche Strafe: sechsmal durch neunhundert Mann Spießruthen zu laufen. Im Stockhause zu Halle mußte Lazar dieser Tortur entgegenharren. In dem sehr redseligen dritten Capitel (Seite 53 bis Seite 115) erzählt der Autor, wie der noch stärkere Ruben Taussig von seinem geliebten Bruder das drohende schmachvolle Schicksal abzuwenden beschließt. Ruben kommt nach Dessau und besucht hier die Familie Manasse Utiz, die von Prag aus hier eingewandert war, da Manasse von einem Liebesverhältnisse, das sich in Prag zwischen seiner Tochter Esther und Ruben entsponnen hatte, nichts wissen wollte. Er eröffnete den Glaubensgenossen den heroischen Entschluß, bei Leopold Audienz zu nehmen, um Gnade für seinen Bruder zu erbitten, — oder nöthigenfalls mit Anwendung seiner Stärke solche mit Gewalt zu erwirken. Dann konnte auch Manasse ihm die Tochter nicht mehr vorenthalten, da dieser ja von seinem Schwiegersohne eine That haben will, die seine Bewunderung erregt. Fürst Leopold von Dessau, — erfahren wir im vierten Capitel — hielt sich eben in seinem Lustschloße Wörlitz auf. Dorthin eilt Ruben. Er erzwingt sich Einlaß und Audienz bei Leopold, indem er die verschlossene Thüre des Gemaches, in welchem sich der Fürst ganz allein befindet, mit Hilfe seiner Körperkraft entzwei bricht, — und will, falls Bitten und Flehen Leopold nicht erweichen können, ihn mit Drohungen zwingen, den Gnadenact zu unterzeichnen. Drohungen und Bitten scheinen an dem alten Dessauer abzuprellen. Da erscheint plötzlich und unerwartet die Prinzessin Luise, die Lieblingstochter Leopolds, und vereint ihre Bitten mit denen Ruben's, — in welchem sie nämlich sogleich ihren Lebensretter erkannte; — denn Ruben hatte auf seinem Eilmarsche nach Wörlitz während der Nacht ein Gefährt, das einem jähen Abgrunde entgegenraste und schon über demselben — mit der nächsten Minute der Vernichtung preisgegeben — hing, vom verderbenbringenden Pfade zurückgelenkt. In diesem Gefährt befand sich Prinzessin Luise, die ihren Vater auf Schloß Wörlitz überraschen wollte. Ruben hatte nicht geahnt, wem er das Leben gerettet und wem er es retten mußte, wenn er für seinen Bruder Gnade finden soll. Die Begnadigung erfolgt selbstverständlich und ebenso selbstverständlich erhält Ruben, da er eine That vollbracht, die Manasse's Bewunderung erregte, die Hand der schönen Esther.

Dies der Stoff. Und die Darstellung? Um sie zu charakterisiren, führe ich nur Folgendes an: Im ersten Capitel dialogisirt die Fürstin Anna Luise und der Geheimrath Beer. Beer erzählt der Fürstin von Leopold's despotischer Unterdrückung seiner Unterthanen. Nachdem er sein letztes Wort gesprochen, wird auf fast anderthalb Seiten der vollständige Gedankeninhalt der Fürstin geschildert; dann erst folgt ihre Gegenrede. In ihrem „Ich billige das ebensowenig als Er", muß das Demonstrativum „das" seine Beziehungswörter anderthalb Seiten weiter oben suchen. Im dritten Capitel, das durch seinen langgezogenen Stil auffällig wird, erfahren wir auf Seite 116, daß Fürst Leopold in dem Gartenhause seines herrlichen Lustschlosses Wörlitz saß. Es war zehn Uhr Nachts. Draußen tobte ein entsetzliches Unwetter. Thür und Fenster des Gemaches waren verschlossen. Der Fürst saß an einem Tische, auf dem eine Lampe und eine schon halb geleerte Flasche standen, der er fleißig zusprach. Nun folgen lange Auseinandersetzungen über den alten Dessauer, seine gesammten militärischen Erfolge und die Schilderungen ganz fremder, nicht in der geringsten Beziehung zur Erzählung stehender Episoden, so daß die Erörterungen von Seite 116 bis Seite 127 eine ganz anständige Monographie über den Fürsten Leopold bilden; — erst auf Seite 127 erfahren wir weiter als Fortsetzung der Eingangszeilen des Capitels, daß Leopold hier auf Schloß Wörlitz in seinem Gemach im tiefsten Negligee sitzt 2c. .... und nun folgt der weitere Gang der Erzählung.

Wahrhaft überdrüßig wird man der beständigen Flüche, die uns von jeder Seite des Buches entgegendonnern. Nicht blos der alte Dessauer bringt nach jedem fünften Worte sein „Neunundneunzigtausendmillionen-Kreuzschwerenoth" oder gar ein „Tausendmillionenschockschwerekreuzdonnerwettermohrenelement", sondern seine gesammte Suite hat ihm diese Unart abgelernt. Der Autor versichert uns vom alten Dessauer: „Die Flügel seiner starken Nase waren, wenn er zornig wurde, wie in Thätigkeit gesetzte Blasebälge, und bei der großen Reizbarkeit des Fürsten war dies fast unausgesetzt der Fall". Also unausgesetzt waren die Flügel seiner Nase in Thätigkeit gesetzte Blasebälge! Von Esther Utiz erzählt uns der Verfasser, wie folgt: „Esther war eine schlanke Gestalt von ebenmäßigem, prachtvollem Baue, ihre rabenschwarzen Locken sanken auf einen Nacken herab, dessen plastische Schönheit und Weiße an die antiken Meisterwerke

Griechenlands und Roms gemahnte, und zum Theil unter dem Tuche hervorleuchtete". Diese Schönheit und Weiße des Nackens gemahnte nun theilweise an die antiken Meisterwerke, theilweise leuchteten diese Eigenschaften unter dem Tuche hervor! Wie möchten wohl die Münchener fliegenden Blätter eine solche Romanphrase illustriren?

Mit einigen originellen, scharfsinnigen Betrachtungen schließt der Verfasser das Buch. Wir erfahren nämlich die höchst merkwürdige Neuigkeit, daß der Menschenraub und das Pressen der Soldaten, welche in Deutschland am längsten geblüht, dem Aushebungssystem und in neuester Zeit der allgemeinen Wehrpflicht weichen mußten. „Die Welt hat sich eben gewaltig geändert, sie ist gar riesig vorgeschritten!" Das hatte S. Kohn in den letzten zwei Zeilen seinen Lesern noch zu sagen. S. Kohn zeigt sich offenbar in diesem Buche nicht als einer der „Starken".

Joh. Neubauer.

Frankreich.

Legouvé: Une Séparation.*)

Ehetrennung und Ehescheidung auf der Bühne! Ein Theaterstück, welches für die Scheidung (divorce) und gegen die bloße Trennung (séparation de corps) plädirt. Wiederholt hat sich die französische Bühne mit einzelnen Paragraphen des Code beschäftigt. Durantin's Héloise Paranquet errang 1866 im Gymnase einen großen Erfolg, seine Thérèse Humbert scheiterte an der geist- und anmutlosen Behandlung, Augier's ebenfalls die Ehescheidung behandelnde Drama Madame Caverlet steht jetzt noch in der Gunst des Publikums, und Legouvé's Séparation hat eine gleiche Zukunft.

Die Vorgeschichte dieses Dramas ist eigenthümlich. Legouvé wie Augier trugen sich mit derselben Idee seit zehn Jahren. Sie tauschten ihre Ansichten lange aus, ehe sie die Hand an's Werk legten. Die Idee und ihre Verwirklichung erlitten allmähliche Umänderungen, reiften langsam, und erst seit zwei bis drei Jahren sind beide Stücke bekannt. Legouvé's Stück erschien bereits Ende 1874 im Feuilleton des Temps. Vorher und nachher beleuchtete der als Redner ausgezeichnete Verfasser Stoff und Standpunkt in Zeitschriften und öffentlichen Vorträgen. Das Gymnase nahm 1875 die Séparation an, Legouvé selbst aber zog das Stück wieder zurück, als die Proben bereits begonnen hatten, weil er fürchtete, der große Beifall, mit dem Augiers Drama gegeben wurde, möchte dem seinen Abbruch thun. Zum ersten Male ist es im December 1877 in einer Matinée des Vaudevilletheaters, von einem Vortrage des Verfassers eingeführt, mit großem Beifall gegeben worden. Die Vorsicht des beliebten Dramatikers könnte befremden, wenn er in seinem neuesten Stücke nicht einen Kampfplatz beträte, auf dem ihm die Vorurtheile der Gebildeten, der Klerikalen und der Conservativen feindlich gegenüberstehen.

Die Ehetrennung ist von jeher, so in Adolphe et Clara, Il y a seize ans, Julie ou la séparation und andern Lustspielen als Bühnenmittel benutzt worden. In der Schlußscene sind die entfremdeten Gatten wieder versöhnt; es heißt wie in Menschenhaß und Reue: „Unglückliche Eulalie, schließ' Deinen Gatten in die Arme." Legouvé's Absicht ist eine wesentlich verschiedene: er will die Unhaltbarkeit der bloßen Trennung nachweisen und sie durch die wirkliche Scheidung ersetzt sehen. Die Statistik lehrt, daß auf hundert getrennte Ehen nicht eine Wiederversöhnung kommt; jene Lustspiele sind also, so rührend sie wirken mögen, unwahrscheinlich, ja innerlich unwahr. Eine Prüfung der einschlägigen Verhältnisse an der Hand der Gerichtsverhandlungen zeigt, daß mit der Trennung eine Menge von Ungerechtigkeiten, Unsittlichkeiten, ja wahrer Verbrechen verknüpft sind, die diese in Frankreich einzig gestattete Lösung unglücklicher Ehen als ein Grundübel, als eine Art Krebsschaden und die wirkliche Scheidung als das ungleich geringere Übel erscheinen lassen. Der § 213 des Code und seine Zusätze überweisen die Erziehung der Kinder dem weniger schuldigen Theil, die Kinder müssen aber dem schuldigen Theil wöchentlich einmal besuchsweise zugeführt werden, der Mann behält in jedem Falle die Aufsicht über das Vermögen der Frau, ohne seine Zustimmung darf sie weder Werthe kaufen noch verkaufen, ihm ist die Überwachung der Lebensweise der Frau überlassen, er darf in ihr Haus zu jeder Zeit mit polizeilicher Gewalt eindringen, um aus Anlaß irgend eines, gleichviel ob begründeten, skandalösen Verdachts Nachforschungen anzustellen, er darf einen vermeintlichen Skandal vor das Forum des Gerichtes ziehen. Doch nicht die Frau allein ist durch die Trennung benachtheiligt; sie behält den Namen ihres Gatten, und zieht ihn, wie aus den Gerichtszeitungen zu sehen, oft genug durch den Schmutz. Legouvé beweist aus Beispielen der letzten fünfzehn Jahre, mit welchem blinden Haß sich die Getrennten zu verfolgen pflegen, wie sie um die Kinder förmlich kämpfen, sie an sich zu reißen suchen, und diese Einzelheiten machen seine Behauptung, daß die französischen Juristen fast ausnahmslos der Trennung gegenüber die Scheidung vorziehen, durchaus wahrscheinlich. Letztere war in der großen Revolution eingeführt, durch die Restauration aber abgeschafft worden; alle späteren Versuche der Wiedereinführung scheiterten am Widerstande der ersten Kammer.

Das 1874 veröffentlichte Drama hat seine ursprüngliche Gestalt beibehalten; nur der jähe Schluß ist sorgfältiger vorbereitet worden und anstatt der anfänglichen drei Acte sind es jetzt vier. Frau Delpierre ist von ihrem Manne getrennt, ihr Sohn Fernand ist ihr vom Gericht überwiesen worden. Sie lebt ganz seiner Erziehung in der größten Zurückgezogenheit, nur Herr Clausel, ein reicher unverheirateter Jurist, der Fernand das Leben gerettet hat und ihm nun seine ganze väterliche Fürsorge widmet, steht ihr in der discretesten Weise zur Seite. Delpierre war es vor Jahren gelungen, Fernand nach dem Ausland zu entführen; einem glücklichen Zufall hatte die Mutter den Wiederbesitz des Sohnes zu danken. Fernand ist mit seinem Examen beschäftigt, eine sorgfältige Erziehung und glückliche Anlagen sichern ihm eine, wenn auch bescheidene, so doch sichere Zukunft. Die Mutter lebt in knapper Auskömmlichkeit, während Delpierre über großen Reichthum freilich etwas zweifelhaften Ursprungs verfügt. Die einleitenden Scenen in dem bescheidenen Haushalt der Frau Delpierre athmen ein wohlthuendes Glück, das auch ungestört bliebe, wenn der getrennte Gatte nicht jedes Mittel benutzte, das Herz des achtzehnjährigen Fernand der Mutter zu entfremden. Ihr Haus ist von Spionen umlagert und Delpierre hat von ihrem Thun und Lassen die genaueste Kenntniß. Aber nicht ein Schatten trifft den Ruf der Frau, die sich ihrem Sohne zu Liebe freiwillige Entbehrungen auferlegt. In demselben Hause wohnt eine Schwester Clausel's, die Fernand und die Mutter zu einem Ball einladet. Frau Delpierre tritt widerstrebend zum ersten Male seit langen Jahren aus ihrer Zurückgezogenheit heraus, und sucht bereits nach einer Stunde

*) Drame en 4 actes. Paris, 1877.

ihr Zimmer wieder auf. Unterwegs hat sie ein Medaillon, das Fernands Bild und Locke enthält, verloren. Der Verlust macht sie unglücklich; aber gleich darauf erscheint Clausel mit dem Funde. Im Augenblick überwallender Freude gesteht er Frau Delpierre seine Liebe; dieses Geständniß, wenngleich in ihrem Herzen vielleicht wiederhallend, macht sie jedoch ganz trostlos: sie glaubt nun jede Beziehung zu dem Freunde abbrechen zu müssen, um sich nicht Verleumdungen auszusetzen. Delpierre wartet nur auf eine Gelegenheit. Nicht genug, daß er Fernand durch Bewilligung jedes Wunsches verzieht, daß er ihn die Ärmlichkeit ihres Haushalts fühlen läßt, daß er die regelmäßige Zahlung der Erziehungsgelder unterläßt; er will sie vollständig vernichten und den Sohn allein besitzen. Wie kann die Ärmste ihre Neigung für Clausel vor der Welt, wie vor Fernand verbergen! Die Last wird zu schwer! Unter wehmüthigen Thränen entläßt sie den Freund für immer. Im Vorzimmer befindet sich — Delpierre, mit Polizeisoldaten und einem Anwalt, um ein Protokoll aufnehmen zu lassen. Anwalt Monval kennt die Verhältnisse der Delpierres genau; er räth Frau Delpierre, während die andern draußen warten, eine gütliche Einigung mit ihrem Manne zu versuchen, um sich einen skandalösen Prozeß zu ersparen, der leicht damit enden möchte, daß ihr der Sohn entzogen würde. Delpierre verlangt nun, sie solle mit Fernand in sein Haus zurückkehren; er drängt sie auf's äußerste und steht erst ab, als sie droht, Fernand die wahre Veranlassung ihrer Trennung zu offenbaren und ihm dann die Wahl zwischen Vater und Mutter zu überlassen.

Der zweite Akt versetzt uns nach Trouville. Delpierre, der vom Gericht für unwürdig erklärt war, die Erziehung seines Sohnes zu leiten, erlangt die Mündigsprechung Fernands. Dieser lebt nun mit ihm, ohne seine Mutter ganz zu verlassen; sie folgt den Beiden nach Trouville, wo Clausel und Monval sich zufällig aufhalten. Ersterer hält sich seinem Versprechen gemäß Frau Delpierre fern. Delpierre kann es auf die Dauer nur gelingen, Fernand ganz an sich zu ziehen: der junge Mann findet an dem glänzenden Badeleben großes Gefallen. Zum großen Leidwesen der Mutter droht ihm eine neue Gefahr: die Gräfin d'Orville, eine junge Witwe, die niemals verheiratet gewesen, und die sich mit dem Gräfintitel begnügt, obwohl sie den einer Marquise mit demselben Recht führen könnte, hat sich vorgenommen, die Eroberung Fernands zu machen. In ihrer Angst theilt Frau Delpierre ihr Geheimniß dem alten Monval mit. Ihr Gatte ist ein politischer Spion, der u. a. einen Grafen Harden denuncirt und als Lohn einen Theil von dessen confiscirten Gütern erhalten hat. Fernand ist nur zu leicht zu erobern, die Scene wird aber in dessen Mitte unterbrochen, da Delpierre Vater ältere Anrechte auf die „Gräfin" hat. Als Fernands Freund lernen wir André kennen, ebenfalls ein Kind getrennter Eltern, der seine Lage aber mit einer raffinirten Philosophie auffaßt, die Liebe beider Eltern zu seinem Vergnügen ausnutzt und ein köstliches Modell eines petit crevé ist. Trotz seiner gründlichen Demoralisation nöthigt uns sein jugendlicher Leichtsinn und sein Argot zum Lächeln*). Was er Fernand über seine Familienverhältnisse mittheilt, ist erbaulich genug. In gemütlicher Plauderei berichtet er von der Maitresse seines Vaters, „einer weitläufigen Cousine". Nach ihm haben auch separirte Frauen Verhältnisse, und als Beleg erzählt er, ohne freilich die Namen zu kennen, die Scene, welche in jener verhängnißvollen Nacht im Hause der Frau Delpierre spielte. Ein anonymer Brief, in demselben Sinne gehalten, läßt den jungen Fernand an seiner vergötterten Mutter zweifeln. Zufällig begegnen sich die Gatten, und der Sohn verlangt, den Grund ihrer gerichtlichen Trennung zu erfahren. Um der Scene ein Ende zu machen, entschließt sich Frau Delpierre, sich mit ihrem Manne wieder zu vereinigen, wenn er sein ruchloses Gewerbe aufgiebt und die Sündengelder zurückerstattet. Delpierre ist aber unfähig zu arbeiten, und fürchtet die Armut. So bleibt Fernand der Grund der Separation unbekannt, und von Zweifeln gefoltert, entschließt er sich, seine Eltern zu verlassen und in ein algerisches Regiment einzutreten.

Clausel's besonnene Einsprache weiß das jugendliche Ungestüm zu dämpfen: ein Sohn mag das Opfer der Uneinigkeit seiner Eltern werden, zum Richter über dieselben darf er sich nicht aufwerfen. Kaum ist Fernand von seinem voreiligen Entschluß zurückgekommen, da hört er zufällig, wie ein Graf Harden (der 1871 infolge der Amnestie zurückgekehrt ist und sich in Trouville aufhält) mehreren Badegästen erklärt, er werde Delpierres Anwesenheit im Badeort nicht dulden. Es folgt ein Wortwechsel zwischen Fernand und Harden, der zur Herausforderung führt. Delpierre wird von der Badedirection unter der Hand gebeten, Trouville zu verlassen. Es folgt nun Schlag auf Schlag. Fernand erfährt das Geheimniß, das er so lange vergeblich kennen zu lernen gestrebt hat. Delpierre erschießt sich, und die Mutter hat ihren Sohn wieder.

Die Entführung des Sohnes in's Ausland, die Weigerung des Vaters, die Erziehungsgelder zu zahlen, die organisirte Spionage, die Intervention des Polizeikommissars, die Mündigsprechung auf Antrag eines vom Gericht für unwürdig erklärten Vaters, alles das findet sich in den Gerichtsverhandlungen oft genug. Legouvé's Stück ist also kein gewöhnliches Theaterstück, sondern die kunstvolle Dramatisirung einer socialen und legalen Frage, die auf diese Weise vielleicht der Lösung näher geführt wird. Als nebensächlich sei noch erwähnt, daß nach dem Code das schmähliche Gewerbe Delpierre's keineswegs ein legaler Grund zur Separation ist, so daß Frau Delpierre ihren Antrag auf Trennung der Ehe durch grobe Beleidigungen motiviren mußte, an denen es Delpierre nicht hatte fehlen lassen.*) Voelkel.

*) Elle a du chien, du zinc, de la haute gomme (für du charme); die Argots du piquant, du montant, d'un rude montant (sind ihm zu alt), c'est un ramolli (vieillard), c'est infect (mauvaise pièce), c'est splendide (bonne pièce), une belle touche de magistrat x.

*) Uns will es bedünken, als ob, um das Stück völlig zu genießen, man ein Jurist, ein französischer Jurist, ein genauer Kenner des Code civil und des Code de procédure sein müsse. Aber warum sollte es keine juristische Dichtung geben dürfen? Warum sollte die Jurisprudenz weniger als die Archäologie, die Ethnographie, die Physiologie den Anspruch haben, einen modernen, nicht mehr auf dem überwundenen Standpunkt des „allgemein Menschlichen", sondern auf dem exakten Boden der Wissenschaft stehenden Dichter zu begeistern?

(Anm. der Red.)

England.

Vom englischen Büchertisch.

„Eastern Persia: an account of the journeys of the Persian boundary commission, 1870—1872." With an introduction. By Major-General Sir Frederick John Goldsmid**). Die russisch-englisch-

**) Published for the Government of India by Macmillan & Co. London, 1876. Zwei Bände.

centralasiatische Frage hat die Aufmerksamkeit englischer Staatsmänner auf die Gränzen Ostpersiens gelenkt und es ist gewiß nicht unmöglich, daß über kurz oder lang eine „anglorussisch-persoafghanische Frage" auf's Tapet kommt, denn die ostpersische Gränze östlich von Masch-Had ist ganz unbestimmt und wenn es dem nordischen Koloß belieben sollte, eine „persische Frage" zu schaffen, so braucht er nur an die Unterjochung der gesetzlosen und schreckenverbreitenden Turkomanen zu schreiten und eine beliebige Gränze im Norden und Nordosten von Persien zu ziehen. So könnte er sich in den Besitz der an's Caspische Meer gränzenden Provinzen — den werthvollsten von ganz Persien — setzen.

Das vorliegende Werk befaßt sich mehr mit den südlicheren Gränzen Ostpersiens. Seinen Ursprung verdankt es dem Umstand, daß infolge des Übereinkommens zwischen Persien und Afghanistan, wonach Streitigkeiten durch England schiedsgerichtlich zu schlichten sind, eine Commission zur Bestimmung der persisch-afghanischen und der persisch-beludschistanischen Gränzen entsendet wurde. Chef dieser Commission — die sich aber in vielen Theilen des Buches trotz der militärischen Qualität ihrer Mitglieder zugleich als eine Mission entpuppt — war General Goldsmid. In Teheran schloß sich den Engländern der seitens der persischen Regierung ermittirte Commissär für die beludschistanische Gränze an; „derselbe betrachtete sein neues Amt vor allem als Quelle der Bereicherung durch Bestechungen und Erpressungen". Zu Ispahan wurden die Engländer vom Gouverneur bewirthet; dieser scheint eine sehr „interessante" Persönlichkeit gewesen zu sein, denn seine Freunde hatten einmal etwa 300,000 Mark zusammengeschossen, um ihn vor einem Todesurtheil zu bewahren, während sein Großvater „lebendig in Fett abgesotten wurde, weil er die Einwohner von Yazd unterdrückte". Natürlich war es kein Scherz, so wilde und unbekannte Gegenden zu bereisen; die Beobachtungen und Vermessungen waren sehr mühsam, beschwerlich, oft gefährlich. Goldsmid entsandte seine Leute gruppenweise nach verschiedenen Richtungen, und daher rührt es, daß das Werk Einzelberichte von den Majoren St. John, Lovett und E. Smith enthält. Der erste Band beginnt mit einer siebenundfünfzig Seiten füllenden, in abstoßendem amtlichem Stil geschriebenen Einleitung aus der Feder des Expeditionsleiters; während diese Partie den gewöhnlichen Leser kühl lassen muß, führen die Majore schon eine anziehendere Feder, obwohl auch sie eben nicht als Schriftsteller geboren zu sein scheinen. Am werthvollsten ist der zweite Band, der von Blandford herrührt und ausschließlich die Zoologie und Geologie von Persien behandelt.

Die Commission reiste während der großen Hungersnoth und St. John bemerkt: „Die Behörden der leidenden Städte wurden beauftragt, Listen der in Privatmagazinen aufgestapelten Getreidevorräthe anzufertigen; aber das diente nur zur Bereicherung der mit der Ausführung Beauftragten, die sich von großen Kornbesitzern bestechen ließen, die Listen zu fälschen". Charakteristisch genug: in Beludschistan scheinen die Leute noch ärmer zu sein als in Persien, und was ihre Arbeitsamkeit betrifft, so schreibt Lovett: „Während sich die beludschistanischen Wanderer und Reisenden mühsam über die rauhen Strombette und Bergstege hinwegschleppen, beschäftigen sie sich in der Regel mit der Zusammensetzung der Sandalen für die nächsttägige Wanderung, denn je näher der Tag seinem Ende zugeht, desto schlechter wird ihre Fußbekleidung. Abends, während ihre kärgliche Mahlzeit bereitet wird, beschäftigen sie sich mit der Bearbeitung der zur Anfertigung von Sandalen nöthigen Blätter, welch' letztere sie ebenfalls auf ihren Märschen sammeln und nach Hause bringen". Diese beludschistanische Reise beendete Lovett bei dem seltsamen Mehdi-Hügel, einer 350 Fuß hohen Lehmklippe, von jahrhundertelangem Regen „so ausgehöhlt und gefurcht, daß er, von gewissen Seiten aus gesehen, den Ruinen einer großen Kathedrale gleicht". Smith bereiste die beludschistanische Gränze bis Gwadar am persischen Meerbusen und begab sich dann an die afghanische Gränze und zwar trat er diese Tour von Bandar Abbas aus an; dieser Hafenplatz erfreut sich im Sommer der nicht zu verachtenden Temperatur von hundert, hundertfünf und mehr Graden Fahrenheit; seine Bevölkerung lebt zumeist von Datteln, deren eine Palme in guten Jahren ein Quantum von 125 bis 200 Kilogramm trägt; das Pfund Datteln kommt auf etwa zwei Pfennige zu stehen.

Das ganze, umfangreiche Werk enthält viele Partien, die Wenige lesen werden; überhaupt ist dasselbe mehr nützlich als interessant. Die Nützlichkeit ist in der That groß, denn es handelt sich da um fast unbekannte und von Europäern bisher gar selten betretene Gebiete von geographischem Interesse. Wichtig sind die Mittheilungen „von der wunderbaren Fruchtbarkeit Sistan's, wo eine Menge orientalischer Truppen unterhalten werden könnte und wo es weder an Mundvorräthen, noch an Wasser jemals mangelt". Dagegen hätten die vielen Mittheilungen über Missionen und die „Flaggenfrage" füglich wegbleiben können. Für das große Publikum ist der interessanteste Theil die Beschreibung der Reise an der persisch-afghanischen Gränze, die mit einem Ausflug nach Masch-Had und mit der Rückkehr nach Teheran schließt. Wer sich aber über Ostpersien unterrichten will, wird dieses Werk nicht entbehren können, das zwar große und zahlreiche Mängel aufweist, aber auch den Vorzug besitzt, durchaus den Eindruck der Wahrheitsliebe und Verläßlichkeit zu machen.

Dr. Benjamin Ward Richardson: „Hygeia, a city of health"*). Wer wollte nicht gern gesund sein und lange leben? Viele erreichen dieses Ziel, und dennoch ist die Sterblichkeit eine verhältnißmäßig sehr große. Dies rührt daher, daß die Art, zu wohnen und zu leben, im Allgemeinen — besonders in großen Städten — eine sehr schädliche ist, abgesehen von klimatischen Einflüssen. Gegen letztere läßt sich schwer ankämpfen, dagegen liegen die ersteren Ursachen im Bereich unserer Gewalt. Freilich liebt das Publikum den althergebrachten Schlendrian und läßt den Arzt mit seinen Ermahnungen in hygienischer Hinsicht einen guten Mann sein. Man zahlt dem Arzt ein Jahreshonorar, damit er Einen heile, wenn man krank ist, aber nicht, damit er Einen abhalte, krank zu werden. Was ist nun zu thun, um die Leute zu veranlassen, sich die guten sanitären Lehren zu Herzen zu nehmen? Dr. Richardson, ein bekannter Londoner Arzt, hat sich zu diesem Zwecke mit dem Architekten Chadwick zusammengethan, um — eine gesunde Stadt zu erbauen, deren Bewohner lange leben und nur in geringer Zahl — blos 5—8 vom Tausend, statt, wie bisher, 15—80 — sterben sollen. Natürlich ist es dabei nicht auf eine wirkliche, handgreifliche Unternehmung abgesehen, sondern darauf, zu zeigen, wie unsere Städte, Wohnungen und Straßen, unsere öffentlichen Anstalten überhaupt, beschaffen sein müßten, damit solche günstigen Resultate sich erzielen ließen. Es wird bemerkt, daß das ganze Project zwar nur in einer erst anzulegenden Stadt, durchführbar ist, daß es sich aber auch großentheils auf bereits vorhandene, umzugestaltende Städte anwenden läßt. Allerdings; jedoch blos in Ländern, in denen das englische Cottages-Hausbau-System existirt, denn nur dieses kann geduldet werden; die continentale Art, Häuser zu bauen für mehrere Parteien, ist verpönt. Dr. Richardson glaubt, daß, wenn Chadwick eine seinem Project entsprechende Stadt

*) London, 1876. Macmillan & Co.

auch damals entschieden pessimistisch. Darauf deutet namentlich das einige Jahre später veröffentlichte Fragment: „das Grab Agamemnons" hin.

Die Weltanschauung der anderen polnischen Dichter ist, trotz des Unterganges ihres Vaterlandes, nicht nur stets hoffnungsvoll, sondern steigert sich auch, namentlich bei Krasinski, bis zur Vergötterung der polnischen Nation und ihrer Vergangenheit. Auch in dieser Beziehung steht Slowacki auf dem entgegengesetzten Standpunkte. In dem erwähnten Fragmente ergreift er die Harfe Homer's, „um ihr auf dem großen Nichts der Gräber und dem schweigsamen Aschenhaufen Thränen der Rührung und des Zornes zu entlocken", aber die Saite zerspringt unter seinen Fingern; den tauben Zuhörern zu entfliehen, schwingt er sich aufs Roß, um in Sturmeseile dahin zu fliehen, bis es über Gräber von Helden stürzt:

„In den Thermopylen? Nein, bei Chärronea bricht mein Roß zusammen, denn ich bin aus dem Lande, wo den kleinmütigen Seelen die Hoffnung ein Traum ist. Wenn also mein Roß im Laufe vor einem Grabmal scheut, so ist es dasjenige, welches dem unseren gleicht. Von den Thermopylen würde mich die Legion todter Spartaner vertreiben, denn ich bin aus dem Lande, wo die Verzweiflung keine Gräber aufwirft, wo immer nach unglücklichen Tagen die Schaar trauriger Halbhelden beim Leben bleibt."

„In den Thermopylen wage ich nicht mein Roß anzuhalten, denn dort müssen uns solche Geister anblicken, daß die Scham das Herz des Polen bricht. Ich werde dort nicht hintreten vor den Genius Griechenlands, nein, lieber sterben, als dort zu erscheinen — in Ketten. Was könnt' ich sagen in den Thermopylen, wenn die Helden den Gräbern entstiegen? Wenn sie auf ihre blutige Brust wiesen und dann einfach fragten: „Wie viele waret Ihr?", — vergiß den Zwischenraum der Zeit, — was könnt' ich sagen, wenn sie also fragten? . . .

. . . „O Polen! du wirst getäuscht mit glitzerndem Spielzeug! Du warst der Pfau, der Papagei der Völker, jetzt bist du die Sclavin der Fremden! Obschon ich weiß, daß diese Worte in den Herzen nicht nachzittern werden, in denen ernste Gedanken keine Stunde währen, so spreche ich doch, weil ich traurig bin und selbst voll Schuld. . ."

Eine unmittelbare Frucht seines Aufenthaltes im Orient ist das Gedicht: „der Vater der Pesterkrankten in El Arish" welches Slowacki während seiner mehrwöchentlichen Rast im Kloster Belbesban im Libanon gedichtet hat. Die polnische Poesie hat nichts Ergreifenderes hervorgebracht, aber auch sonst steht dieses Gedicht ebenbürtig neben dem „Gefangenen von Chillon" oder dem düsteren Niobe-Mythus. Niemals sind die unverschuldeten Schicksalsschläge, welche gewaltthätig, unerbittlich und unaufhaltsam auf das Haupt eines Menschen einstürmen, bis sie ihm die letzte Thräne, den letzten Seufzer, ja das Gefühl selbst aus dem Herzen reißen und ihn in einen stummen Marmorblock verwandeln, mit solch verzweiflungsvoller Wahrheit geschildert worden, wie in dieser Leidensgeschichte eines alten Arabers, welchem in der Quarantaine eins nach dem Andern alle seine Lieben durch die Pest entrissen werden. Nichts ist aber auch für die pessimistische Weltanschauung Slowacki's bezeichnender, als daß die Pyramiden, die übrigens seinen Erwartungen an Großartigkeit nicht entsprachen, der klare Himmel Griechenlands, die üppige Natur Syriens, Jerusalem und der Libanon ihm keine helleren Bilder vorzauberten, als dieses furchtbare Opfer der Pest!

Mitte Juli 1837 ließ sich Slowacki in Florenz nieder. Hier nahm ihm die Welt für eine kurze Zeit eine freundlichere Gestalt an. Er traf mit Landsleuten zusammen, seine Orient-Reise hatte ihn interessant gemacht und öffnete ihm die aristokratischen Salons. Immer aber bricht seine pessimistische Stimmung wieder hervor. „Oft — sagt er gleich im ersten Briefe vom 21. August — bereiten mir die hübschen und zierlichen Florentinerinnen Zerstreuung, nirgends habe ich lieblichere Gestalten gesehen und ich könnte leicht an hundert Mädchen auswählen und mich in jedes verlieben, wenn mir nur erlaubt wäre, jedem eine Seele nach meinem Geschmack zu geben. So wie sie sind, fesseln sie meine Augen, aber nicht mein Herz." Florenz erscheint ihm schön, aber traurig und einsam. „Staune nicht, meine Theure, daß ich, einst so menschenscheu, heute vor der Einsamkeit erschrecke. Früher umschwebten mich meine goldenen Träume und Hoffnungen, früher galt mir die Gegenwart nur als Vorhof zu etwas Besserem. Jetzt ist das Alles anders. Aber noch werde ich mich der Verzweiflung nicht hingeben und du, theure Mutter, hilf mir mit sanften Worten, damit mein Herz nicht bricht." Die Damen der großen Welt, darunter die Herzogin Survilliers, suchen ihn auf. Aber wenn er auch ihre Mittwoch-Soiréen besucht, bisweilen Lamartine's Reiseerzählungen berichtigt oder den „Giaur" copirt, so fühlt er doch für diese glänzende, aber leere Welt kein Interesse.

Die Unterhaltung ist ihm ein Kampfplatz, wo er seine goldenen Gedanken gegen Scheidemünze austauscht und verschwendet, deshalb kehrt er aus jeder Gesellschaft „ermüdet und enttäuscht" zurück. Und doch klagt er: „Es fehlt mir hier sehr an Umgang, namentlich mit jungen Leuten. Diejenigen, welche ich früher nannte, erweisen mir zwar große Zuvorkommenheit, haben aber so viele Fehler und sind so arm an Gemüth, daß uns unübersteigliche Schranken trennen." (24. Nov. 1837.)

Je länger er in Florenz weilt, desto mehr nimmt seine Verstimmung zu. In einem der letzten Briefe (21. August 1838) erinnert er an das Testament Abälards, welcher seinen Leichnam dem Kloster Heloisens vermachte mit dem Geleitschein: „Siehe, was du geliebt hast, indem du einen Menschen liebtest", und an den Ausruf Hamlets in der Kirchhofsscene: „Zu was für niedrigen Verwendungen kann es mit uns kommen, Horatio!" Eine dritte Liebesepisode, die ebenso rasch endete, wie die zweite in Genf, hielt den Dichter noch einige Monate in Florenz zurück, bis er im December 1838 nach Paris übersiedelte. Eine Lücke von sechs Monaten unterbricht jetzt seine Correspondenz. Politische Verfolgungen, denen seine Verwandten damals ausgesetzt waren, hinderten in dieser Zeit den Gedankenaustausch mit der Mutter.

Die ersten der nachfolgenden Briefe zeigen uns aber den Dichter schon beim Anfang seines zweiten pariser Aufenthaltes in der alten pessimistischen Stimmung. „Es ist mir — schreibt er im October 1839 — so traurig, so sehr quält mich die Einsamkeit und gänzliche Hoffnungslosigkeit, daß ich immer unfähiger zur Arbeit werde." Er fühlt sich von seinen Landsleuten abgestoßen, „denn sie sind neidisch, kleinherzig und unfähig, edle Gedanken zu theilen". Er hat Tage, die er mit nichts auszufüllen weiß. „Der Mensch stürzt sich in das Land der Phantasie, aber es tritt oft eine schreckliche Reaction ein, wo der Geist sich selbst langweilt". In solchen düsteren Tagen bietet ihm die Erinnerung an die liebevolle Mutter den einzigen Trost. „Dich — schreibt er am 1. Februar 1840 — kann ich wirklich Mutter nennen, denn die, welcher ich diene (Polonia), hat ein Anrecht auf mein Leben, aber nicht auf mein Herz; ich habe ihm (dem Vaterland) viel Glück aufgeopfert, meine Stirn ist durchfurcht vom Nachsinnen, wie ich das blinde nähren und schmücken, sein Lager mit Blumen bestreuen könnte. Ich habe meine Pflicht

erfüllt, bin aber davon ermüdet, dir habe ich so nicht gedient und dennoch liebst du mich".

Seit „Kordyan" (1834) war Słowacki mit keiner neuen Dichtung vor die Öffentlichkeit getreten. Jetzt, am Ende der zweiten Periode, gab er rasch nach einander eine Reihe von theils noch in Genf, theils in Florenz, theils in Paris entstandenen Werken heraus: „Anheli" (1838), „Poema o piekle", „Trzy poemata", „Balladyna" (1839), „Mazeppa" und „Lilla Veneda" (1840).

Die noch in Genf in wundervoller biblischer Prosa gedichtete symbolisirende Erzählung „Anheli" ist allerdings, wie bisher von den berufensten Commentatoren eingeräumt wurde, als Ganzes schwer verständlich, obschon sie z. B. von Krasinski als das Meisterwerk Słowacki's betrachtet wurde. Indessen unterliegt es doch wohl keinem Zweifel, daß der Dichter in „Anheli" seinem Schmerze über das ihm antipathische Verhalten der polnischen Emigration Ausdruck leihen wollte. Was man nun auch in verschiedener Hinsicht von der polnischen Emigration des Jahres 1830 halten mag, so hat sie doch, wenigstens literarisch, Großes geleistet — man denke nur, daß außer dem bedeutendsten Historiker Lelewel alle namhafteren polnischen Dichter in Paris lebten, — und sich auch im Allgemeinen den unerschütterlichen Glauben an die Zukunft ihres Volkes bewahrt.

In seiner pessimistischen Weltanschauung befangen, sah jedoch Słowacki auch hier nur die Schattenseiten. Er schildert in „Anheli" eine Schaar von Verbannten, welche sich auf sibirischen Gefilden niederlassen. Der König des sibirischen Volkes Szaman, der ihre verbannten Väter gekannt hat, kommt zu ihrer Begrüßung herbei. Sobald er aber ihr Herz durchblickt hat, sagt er zu sich selbst: „Fürwahr, hier habe ich nicht gefunden, was ich suchte; denn ihre Herzen sind schwach und lassen sich von der Trauer unterjochen. Sie wären gute Menschen im Glück, aber das Elend wird sie in böse und gefährliche Menschen verwandeln. Gott, was hast Du gethan! Erlaubst Du nicht jeglicher Blume dort zu blühen, wo ihr Erde und Leben eigen sind? Weshalb sollen diese Leute untergehen?" Von dem dunklen Hintergrunde, welchen das frevelhafte Treiben dieser Verbannten bildet, hebt sich das reine, ideale, aber schließlich zwecklose Dasein Anheli's, d. h. des Dichters selbst, effectvoll ab. „Anheli" ist das pessimistische Seitenstück zu der patriotisch-optimistischen „Pilgerfahrt des polnischen Volkes" von Adam Mickiewicz. Doch steht die Dichtung Słowacki's in poetischer Hinsicht höher, als die „Pilgerfahrt".

Das „Poema o piekle" ist ein unbedeutender Anklang an die Florentiner Dante-Reminiscenzen des Dichters. Unter den „drei Dichtungen" („Trzy poemata") ist das lyrische Gedicht „In der Schweiz" eine der schönsten Perlen der polnischen Poesie. Das zweite behandelt den grausigen Tod des aus der „Marya" Malczeskis bekannten Wacław und ist, wie das dritte, schon früher erwähnte: „Der Vater der Pestkranken" entschieden pessimistisch.

Das Trauerspiel „Balladyna" fußt zwar scheinbar in teleologischen Voraussetzungen, aber schließlich sind die Hauptpersonen doch nur Marionetten in der Hand des allmächtigen Zufalls. „Mazeppa" ist zwar ein beliebtes Repertoirstück der polnischen Bühne, ragt indessen durch Gedankenfülle nicht besonders hervor.

Gewaltig bethätigt sich dagegen die pessimistische Richtung Słowacki's in dem Trauerspiele „Lilla Veneda". Wie „Balladyna", fußt dasselbe in der polnischen Urgeschichte. Der Dichter nimmt, allerdings willkürlich, eine blutige Unterjochung der venedischen Ureinwohner durch die Lechiten an. Sieger in einer entscheidenden Schlacht, haben die Lechiten, welche schon den größten Theil des Landes beherrschen, den greisen König der Veneden, Derwid, gefangen genommen. Seine Freigebung zu erwirken, erscheint seine jüngere Tochter Lilla im Schlosse Lechs. Sie findet den Vater auf Befehl der grausamen Gattin Lechs, Gwinona, geblendet. Über drei furchtbare Anschläge auf sein Leben trägt ihre aufopferungsvolle Liebe den Sieg davon. Da geräth der Sohn Gwinonas, Lechon, in die Macht der Veneden. Um ihn zu befreien, ist Gwinona bereit, den König Derwid zu den Seinigen zu entlassen, unter der Bedingung, daß entweder seine Tochter, oder seine wundervolle Harfe, deren Klang in der Schlacht den Veneden den Sieg bringt, ihr als Pfand bleiben, bis Lechon zurückkehrt. Lilla geleitet den blinden Vater, um Lechon zurückzubringen und dann die Wunderharfe in Empfang zu nehmen. Aber auf Anstiften des in der Figur des Slaz personificirten Zufalls wird Lechon von den Veneden getödtet. Lilla kehrt allein zu Gwinona zurück. In dem Kampfe zweier Völker auf Leben und Tod werden jedoch auch die feierlichsten Eidschwüre mißachtet: in dem Harfenkasten aus Cedernholz schickt Gwinona dem König Derwid den Leichnam seiner grausam hingemordeten Tochter.

Derselbe langt im Lager der Veneden in dem Augenblick an, wo in der Entscheidungsschlacht der Sieg schwankt und die Veneden auf den Klang der Wunderharfe ihre letzte Hoffnung setzen. Es ist eine ergreifende Scene, diejenige, wo der blinde König mit seinen zitternden Händen anstatt der Saiten der Harfe die goldenen Locken, die erblaßten Rosenlippen seines Kindes berührt. Dieses Lied der Rache müßte die Veneden zum Siege führen, wenn sie noch Herz und Lebenskraft hätten. Allein sie sind zum Untergange reif, werden besiegt und sämmtlich vernichtet, bis auf die ältere Tochter Derwids, die Priesterin Rosa, welche als Symbol der Vergeltung die Ihrigen überlebt.

Was man auch gegen den Ausspruch Guizot's: „La civilisation a le privilège de piller les peuples ignorants et sans défense" einwenden kann, so läßt es sich allenfalls mit dem Begriffe einer zweckmäßigen und gerechten Weltordnung in Einklang bringen, wenn rohe, barbarische Völker von gebildeteren unterjocht oder gar vernichtet werden. Der Grundgedanke der „Lilla Veneda" ist aber eine schroffe Verleugnung dieses Begriffes. Denn der Dichter stattet die Veneden mit allen Vorzügen aus, es ist an ihnen keine Schuld zu entdecken; selbst der fremde, gewissermaßen unparteiische Einsiedler Sct. Gwalbert stellt ihnen das Zeugniß aus, daß sie „ein gutes Volk sind, obschon keine Christen". Nur lastet auf ihnen ein düsteres, ungerechtes Verhängniß, das sie dem Untergange weiht. Dagegen treten die Lechiten als ein häßliches, zwerghaftes Geschlecht auf, bereit zu jeder Grausamkeit und Gewaltthätigkeit, jeder edleren Regung bar. Ihr König Lech besitzt, außer der Tapferkeit, keinen anderen Vorzug. Seine scandinavische Gattin Gwinona, die ihn vollständig beherrscht, nennt das ganze Volk der Lechiten „thöricht, mit ritterlichen Armen, aber leeren Köpfen." Bei einem gerechten, verständigen Weltregiment müßte aus solchen Voraussetzungen unbedingt der Sieg der Veneden folgen.

Bei der gänzlich willkürlichen Erfindung der Fabel, wäre dem Dichter nichts leichter gefallen, als die Unterschiede zwischen den beiden feindlichen Völkern wenigstens einigermaßen auszugleichen, wenn er schon die Lechiten nicht edler machen wollte. Wie mächtig erscheint aber bei ihm die pessimistische Richtung, wenn man bedenkt, daß er unter den Lechiten gerade seinen eigenen Stamm, die Polen, versteht, ja den König Lech in der Vorrede zu Lilla Veneda ausdrücklich als den „Urahn Sobieski's" bezeichnet und dennoch die siegreichen Lechiten den unterliegenden

(„Hygeia") bauen würde, gewisse Krankheiten, die von der jetzigen Häuserbau- und Einrichtungs-Art und von der gebräuchlichen Lebensweise herrühren, gänzlich unmöglich wären, während die übrigen Leiden, deren Ursachen von den Menschen nicht beseitigt werden können, auf ein geringeres Maß herabsinken. Das Büchlein ist wirklich interessant und verdient in ganz Europa übersetzt und verbreitet zu werden.

J. P. Mahaffy: „Rambles and studies in Greece"*). Dieses Buch ist in politischer Hinsicht ein willkommener, von einem klarsehenden, wenn auch etwas wankelmüthigen Zeugen herrührender Beitrag zur Beurtheilung der Reife der Hellenen für Autonomie. Vom archäologischen Standpunkte wäre es sehr wünschenswerth gewesen, wenn der Autor, einer der competentesten Kenner griechischer Cultur, Geschichte und Gesellschaft, mit seiner Reise gewartet hätte, bis dieselbe mit den Schliemann'schen Ausgrabungen bei Mykenae hätte zusammenfallen können. Da dies aber nicht geschehen, müssen wir uns das interessante Buch gefallen lassen, wie es ist. Um gleich einen der interessantesten Züge desselben zu erwähnen, weisen wir auf das hin, was von den Veranstaltungen der Griechen für ihre eigene Archäologie mitgetheilt wird. Es läßt sich zwar nicht sagen, daß der Sinn der modernen Bewohner des Landes für Aesthetik — sei es als Instinct oder als Culturresultat — stark ausgebildet ist; aber eine Art Verantwortlichkeits- oder Pflichtgefühl hat die Regierung bewogen, anzuordnen, daß in allen Bezirken des Landes locale Museen errichtet werden, in denen alle in der betreffenden Umgebung gemachten Funde zu deponiren sind. Diese Bestimmung thut dem Studium der Archäologie in mancher Hinsicht allerdings Abbruch, hat aber den Vortheil, den Localpatriotismus auf Zwecke der Wissenschaft zu richten und Reisende, die ihre Aufmerksamkeit sonst vielleicht blos dem Centralmuseum in der Hauptstadt zugewendet hätten, zum Bereisen des ganzen Landes zu zwingen, wodurch natürlich die Civilisation gefördert wird und neue Ideen leichter Eingang finden. Daß der Durchschnittsgrieche in solchen Fragen noch ziemlich kindisch ist, zeigt der Umstand, daß das griechische Publikum im Allgemeinen sehr geneigt ist, die berühmten „Elgin Marbles" des British Museum zurückzuverlangen, während sie bei sich zu Hause die Säulen des Parthenon seit fünfzig Jahren an der Erde liegen lassen, ohne bisher an deren Aufstellung gedacht zu haben; überdies vergessen sie, daß man etwas, das man entweder gegen Bezahlung oder mit behördlicher und gesetzlich giltiger Einwilligung an sich gebracht hat, nicht zurückzugeben braucht. Sehr anziehend sind die Einblicke, die der Verfasser uns in das athenische Museum thun läßt. Seine eigenen ästhetischen Bemerkungen und Beobachtungen sind stets trefflich.

Mahaffy's Stellung in Fragen griechischer Politik ist, wie erwähnt, ein bischen schwankend. Im Laufe seiner Darlegungen widerspricht er sich mehrmals und die Vorrede stimmt nicht zum Buche selbst. Zweifelsohne sind zwischen dem Abfassen des letzteren und dem der ersteren manche Veränderungen vor sich gegangen, und offenbar ist M. von der Entwickelung panslavistischer Ideen beunruhigt. Wahrscheinlich erkennt er an, daß der Hellene, und nicht der Slave, der natürliche Erbe des Türken sei und ist daher in der Vorrede bemüht, das im Buche selbst entworfene Bild der politischen Unfähigkeit der Griechen abzuschwächen. Nichtsdestoweniger thäten die Griechen gut, dieses Bild als eine zeitgemäße und passende Ermahnung aufzunehmen. Wollen die Griechen sich ihrer alten Vorfahren würdig machen, so ist's hoch an der Zeit, daß sie ihre miserabeln politischen Raufbolde zum Schweigen bringen, das Räuberunwesen ausrotten, ihren Staatscredit wieder herstellen, ihre ausländischen Gläubiger anständig behandeln und vor allem aufhören, ihre „lebendigen Sünden den todten Türken in die Schuhe zu schieben", und die Ursachen aller Übelstände in sich selbst suchen und zu heben trachten. Freilich können die Irrthümer in der Verwaltung des Landes als die Früchte politischer Jugend und Unerfahrenheit hingestellt werden, aber da es nicht unwahrscheinlich ist, daß die heutigen Griechen von den alten Hellenen abstammen, ist zu befürchten, daß die heillosen Fatalitäten, wodurch diese zu Grunde gerichtet wurden, auch jenen verhängnißvoll werden könnten.

Zum Schlusse möge hier das „Wort der Ermunterung" Platz finden, das Mahaffy an Jene richtet, die Lust haben, in Griechenland nach seinem Beispiel umherzureisen: „Es wird gut sein, dem empfänglichen Forscher, den viele meiner Mittheilungen vielleicht von einer griechischen Tour abschrecken würden, ein Wort der Ermuthigung zuzurufen. Trotz häufigen Hungerleidens und trotz häufiger Schlaflosigkeit und Anstrengung des Nachts in Folge des Uebermaßes an Insecten, ist Mattigkeit ein fast unmögliches Gefühl, — so klar und leicht ist die Luft, so erheiternd die Wirkung der Naturschönheiten und des einsamen, freien Wanderns durch die wilden Thäler, Wälder und Berge. Tägliche Ritte von acht bis zehn Stunden würden in anderen Ländern und in anderer Luft fast unerträglich sein, — hier sind sie eine natürliche Übung, die Niemandem schadet. Es kann nicht geleugnet werden, daß das Reisen hier von sehr großen Unbequemlichkeiten begleitet ist, aber bei einigem Gleichmut und Geduld können diese erträglich werden, und wenn sie vorüber sind, bilden sie einen angenehmen Theil der späteren Erinnerungen." Als Beispiel für die Art mancher dieser „Reise-Unannehmlichkeiten" citiren wir folgende Stelle: „Die Unterhaltung wäre ebenso trefflich gewesen, wie die Absichten unsers Wirthes, wäre unsere Aufmerksamkeit nicht thörichterweise durch die auf dem Tischtuche umherspazierenden Wanzen abgelenkt worden."

„Social life in Greece, from Homer to Menander. By the Reverend J. P. Mahaffy, M. A. Third edition, revised and enlarged."*) Dieses Werk, von dem nun schon eine dritte Auflage vorliegt, ist älter, als das im vorhergehenden Abschnitt besprochene. Der Inhalt desselben wird aus dem Titel klar. Die früheren Ausgaben waren, wie der Autor selbst anerkennt, insofern unvollständig, als darin die socialen Wirkungen der griechischen Kunst nicht genügend in Betracht gezogen waren. Diesem Mangel ist theils in „Rambles and studies in Greece", theils durch ein der neuen Auflage des „Social life in Greece" beigefügtes, ganz neues Kapitel abgeholfen worden. Auch in desselben Verfassers Schrift „Old Greek Life" finden sich viele wesentliche Details über diesen Punkt. Wer die drei Bücher zusammenhängend liest, wird eine ziemlich richtige Vorstellung von den Verdiensten und Fehlern der berühmtesten historischen Nation erhalten. Die Themata, die in dem vorliegenden Werke behandelt werden, sind zum Theile schon von Gladstone behandelt worden, was aber die hohe Brauchbarkeit und Lesbarkeit der gediegenen Arbeit Mahaffy's natürlich nicht im geringsten beeinträchtigt. Der Rahmen des Stoffkreises ist ein viel zu großer, als daß er sich auf den Rahmen eines Artikels reduciren ließe. Wir müssen uns daher mit einer nachdrücklichen Empfehlung des Buches begnügen; der gute Index macht eine rasche Übersicht über den Inhalt leicht möglich.

Leopold Katscher.

*) London, 1876. Macmillan & Co.

*) London, 1877. Macmillan & Co.

Niederlande.

Frans de Cort.

Mit dem am 18. Januar l. J. zu Brüssel verstorbenen Frans de Cort ist ein eifriger Anhänger der vlamischen Sache und zugleich einer der talentvollsten Dichter des jüngeren Flanderns in das Grab gesunken.

Am 21. Juni 1834 zu Antwerpen geboren, war de Cort ursprünglich zum Kaufmannsstande bestimmt, widmete sich aber dann der Journalistik und trat schließlich in den Staatsdienst ein, als Secretär des obersten Militärgerichtshofes.

Sowie de Cort's kurzer Lebenslauf sehr ruhig verlief, so bewegte sich auch sein Wirken und Schaffen in einem regelmäßigen Geleise. Damit soll indeß seine Thätigkeit keineswegs unterschätzt werden, diese war vielmehr eine höchst ersprießliche. Ein tüchtiger, ja edler Charakter —, erwarb sich de Cort bleibende Verdienste um die nationale Sache seines Stammes; zwar auf das politische Gebiet begab er sich unseres Wissens kaum, jedoch mittelbar, insbesondere durch Einwirkung auf Sprache und Schule, leistete er erhebliche Dienste.

Als Dichter war Frans de Cort einer der gemütreichsten und sympathischesten Sänger der jüngeren vlamischen Schule. Seine Phantasie war gerade keine hochfliegende, seine Muse keine erhabene Göttin; als Sänger der stillen Freuden des häuslichen Lebens und des Eheglückes wird er dagegen nur von wenigen übertroffen. Gefühlstiefe und Stimmungsfülle kennzeichnen die meisten seiner Lieder. Übrigens zählt de Cort nicht zu den übermäßig productiven Schriftstellern, woraus ihm jedoch beileibe kein Vorwurf gemacht werden soll.

Seine ersten dichterischen Versuche datiren allerdings schon aus dem Jahr 1848, als einige französische Banden in Belgien einfielen. Hierauf verging aber geraume Zeit ehe er, 1857 und 1859, mit ein paar Bändchen „Lieder" hervortrat, welche indeß unstreitig zu den reizendsten Blüten lyrischer Poesie gehören, deren sich die vlamische Literatur zu rühmen vermag. Später folgte ein anderer Band Gedichte „Zingzang" betitelt (Brüssel, 1866), der gleichfalls zahlreiche Liederperlen enthält, während eine 1868 erschienene Sammlung „Liederen" (Groningen 1868) eigentlich nur eine Gesammtausgabe seiner bis dahin veröffentlichten poetischen Werke bildet. Außerdem gab de Cort 1862 eine Auswahl der schönsten Gedichte von Robert Burns in niederländischer Übertragung heraus, wodurch er sich auch als gewandten Übersetzer fremder Geistesprodukte in vortheilhafter Weise bekannt machte.

Es wurde zwar in neuerer Zeit gegen de Cort der Vorwurf erhoben, daß er, der den Volkston so gut zu treffen wisse, sich mehr und mehr zum vornehmen, aristokratischen Dichter auswachse. Allzu ernst ist diese Beschuldigung indessen nicht zu nehmen und Thatsache bleibt, daß bis in die allerjüngste Zeit de Cort jene zarte Empfindung und jenen Reichthum des Gemüthes in seinen Dichtungen bewahrt hat, der den Reiz seiner früheren Lieder ausmachte. Auch nur die vornehmsten unter diesen letzteren anzuführen, ist bei deren großer Anzahl keine leichte Aufgabe; einige jedoch, wie „Die Blume des Festes", „Ich lieb dich noch", „Mutter und Kind", „Das Bekenntniß", „Der Verleumder", „So viel Liedchen als da klingen", „Laßt es nur stürmen" u. a. m. müssen unbedingt hier namhaft gemacht werden, während von de Cort's patriotischen Gesängen „Meine Muttersprache", „Unser Recht", „Waterloo", Gemeingut des gesammten vlamischen Volkes zu werden verdienten. Die ganze Liebe des Dichters zu seiner Vaterstadt drückt sich endlich in den wenigen, aber überaus anmutigen Strophen „O liebe Scheldestadt" aus. Das letzte Gedicht, welches de Cort, und zwar im „Niederländischen Museum", veröffentlichte, betitelt sich — seltsam genug — „Flaminganten-Begräbniß". Sollte der Dichter eine Ahnung von seinem herannahenden Ende gehabt haben?

Soviel steht fest, daß mit Frans de Cort's plötzlichem Hinscheiden ein reiches Dichterleben vorzeitig unterbrochen ward, das der heimischen Literatur zweifelsohne noch manche köstliche Perle geschenkt hätte. Aber auch für das Geleistete gebührt dem heimgegangenen Sänger die unverkürzte Erkenntlichkeit seiner Stammesgenossen. Ferd. v. Hellwald.

Polen.

Julius Słowacki als Vertreter des Pessimismus in der polnischen Poesie.

II.

Im Februar 1836 verließ Słowacki Genf und traf im März in Rom ein, wo ihn sein Oheim mit seiner Gattin, einer Stiefschwester des Dichters, erwartete. Auch hier fielen ihm vorwiegend die Schattenseiten in's Auge. In einem aus seinem Nachlaß veröffentlichten Gedichte „Roma" klagt er: . . . „so blieb ich allein mit dem in Trümmern liegenden Rom. Niemals vergoß ich so bittere Thränen wie damals, da ich in der Einsamkeit die Sonne höhnisch fragte, ob ich Rom gesehen?" Hier lernte er auch den dritten Meister der modernen polnischen Poesie, den Grafen Sigismund Krasinski kennen; sie befreundeten sich bald, doch ließen sich die auffälligen Gegensätze ihrer Charaktere nicht ausgleichen und später erfolgte sogar ein gewaltsamer Bruch.

Auf dem englischen Kirchhofe fällt ihm das Grabmal des verstorbenen Dichters Keats auf. Er macht dazu die Bemerkung: „Die Kritik einer englischen Zeitung tödtete ihn, er versank in Melancholie und bekam dann die Schwindsucht", und fragt, wo sein Weg hinführe, wo er ausruhen werde? Wie hatte er sich nach einer Zusammenkunft mit den Verwandten gesehnt! Und jetzt genügten wenige Wochen, um zwischen seiner menschenscheuen und abstracten Natur und dem lebenslustigen Oheim eine starke Verstimmung herbeizuführen! „Ich leide darunter — schreibt er am 21. Mai 1836 — und vertraue dir, theuere Mutter, diesen neuen Kummer an, damit du, wenn mich Alle verlassen und zu lieben aufhören, mich nicht aufgiebst und mich liebst, wie wenn ich gut und glücklich im Erwerben der Liebe der Menschen wäre."

Zwar begleitete er seinen Oheim Anfangs Juni nach Neapel und war von der Stadt entzückt, flüchtete sich indeß wenige Tage später nach Sorrento, wo er einen ganzen Monat einsam verbrachte und eine seiner düstersten Dichtungen „Waclaw" verfaßte. Dann trat er plötzlich, ehe noch seine Verwandten Neapel verlassen hatten, am 24. August 1836 seine Reise nach dem Orient (Griechenland, Egypten, Palästina, Syrien) an.

Diese Reise bildet den interessantesten Abschnitt im Leben Słowacki's. Leider sind uns seine Briefe aus Athen und Alexandria nicht erhalten und die beiden aus Beyrut geschriebenen schildern mehr die Ereignisse, als die Stimmung des Dichters. So weit dieselbe aus seinen Dichtungen zu erkennen ist, war sie

Dur enthält. Aus einer solchen Darstellung, wie sie hier geboten ist, erhellt am besten, welch wichtige Vorbedingung zum echten und rechten Verständnisse der Petöfi'schen Dichtung die Kenntniß der Erlebnisse des Dichters ist. Petöfi wird solange mehr genannt als gekannt und mehr gelobt als wirklich begriffen werden, solange wir nicht eine Biographie des Dichters besitzen, welche den Schlüssel zu seiner Dichtung im Allgemeinen und zu seinen einzelnen Gedichten im Besonderen bietet. Freilich fehlen zur Lösung einer solchen Aufgabe selbst in Ungarn manche Vorbedingungen, da noch wichtige Momente aus dem Leben des Dichters unklar und der Zusammenhang mancher seiner Dichtungen unbekannt ist. Desto verdienstlicher und willkommener sind alle Arbeiten, welche diesem Ziele näher führen!

Die übliche „Revue ungarischer Zeitschriften" und die „ungarische Bibliographie" schließen das gehaltvolle Heft, mit welchem der erste Jahrgang der „Literarischen Berichte" abgeschlossen vorliegt. Das neue Unternehmen hat trotz der bedeutenden Schwierigkeiten des Anfangs bereits in seinem ersten Jahrgange Verdienstliches geleistet und sich durch seine maßvolle von aller Übertreibung freie, ernste und sachgemäße Richtung das Vertrauen und die Achtung des Auslandes erworben, das den Culturbestrebungen Ungarns mit Theilnahme folgt. Wir wünschen dem trefflichen Unternehmen besten Fortgang und einen recht weiten Leserkreis, damit es seiner Aufgabe, Ungarn bekannt zu machen, bestens zu entsprechen vermöge*).

— **„Die Russophobie in der orientalischen Frage"** von Eugen Wassilieff.**) Der Verfasser, welcher seinen guten deutschen Namen hinter einer pseudonymen Bezeichnung verbirgt, um möglichst russisch zu erscheinen, hat gefunden, daß gewisse deutsche Zeitungen Rußland, insbesondere aus Anlaß seiner Politik gegen die Türkei, ungerecht behandeln und ihren Leserkreis, absichtlich oder unabsichtlich, über Rußland irre führen. Er, als Russe in Deutschland lebend, ist bemüht gewesen, eine dieser Zeitungen, die Augsburger allgemeine Zeitung, zur Wahrheit zurückzuführen. Sein Ruf ist ungehört geblieben, und nunmehr richtet der russische Patriot an eben diese Zeitung seine Russophobie, einen mit dem „Nachtrage" 250 gedruckte Seiten umfassenden offenen Brief, in welchem das geschmähte Rußland mit vielem Aufwand von eigenthümlicher Beredsamkeit in Schutz genommen wird. Gewiß, es giebt manche vorgefaßte Meinung über Rußland zu berichtigen, und das Bestreben, dies zu thun, steht dem russischen Vaterlandsfreunde wohl an. Eine gewandte, unterrichtete Feder kann in dieser Richtung nützlich wirken, und ihre Leistungen werden in Deutschland volle Beachtung finden. Dazu ist aber vor Allem nöthig, daß in der That Aufklärung über die angeblich berichtigungsbedürftigen Punkte gegeben wird. In dieser Hinsicht konnte man von dem Verfasser auf Grund seines vollklingenden russischen Amtscharakters manche Belehrung erwarten. Wir hofften, in seinem Buche mindestens eine systematische Darlegung der russischen Orientpolitik zu finden, eine Darlegung die versuchen würde, aus inneren Gründen die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit des russischen Vorgehens zu entwickeln und das bestehende Mißtrauen zu besänftigen. Allein darnach sucht man in dem Buche vergeblich. Von einzelnen Aussprüchen und Notizen der „Augsburger Allgemeinen" ausgehend, durchfliegt der Verfasser athemlos in völlig unberechenbaren Richtungen die ganze Weltgeschichte, stellt hin und wieder ohne Zusammenhang einen Gesichtspunkt zu Gunsten Rußlands auf, läßt hier ein Bonmot fallen, bringt dort eine politische Anekdote an — aber seiner Liebe ganze Mühe ist umsonst; denn der Leser ist, nachdem er auf der ruhelosen Reise durch das Buch selbst athemlos geworden ist, über Rußland nicht im mindesten besser unterrichtet als zuvor; es möchte vielmehr scheinen, als ob es dem Verfasser darauf angekommen wäre, sein Vaterland mit undurchdringlichen Wolken zu umhüllen. Überrascht wird man nur durch die Behauptung, Rußland werde eher eine Constitution erhalten, als man es erwarte. Doch steht diese Angabe ohne alle Unterstützung da. Im Übrigen darf das Buch lediglich als literarisches Curiosum einige Beachtung beanspruchen, das der stolzen Augsburgerin sicherlich eine unvermuthete Freude bereitet haben wird.

*) Die „Literarischen Berichte" erscheinen jährlich in vier starken Heften, zu dem äußerst billigen Preise von 8 Mark (4 fl. ö. W. oder 10 Francs). Die sehr geschmackvolle und elegante Ausstattung gereicht der Druckerei des Franklin-Vereins zur Ehre.

**) Berlin, 1877. B. Behr (E. Bock).

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Bateman, J.: Great Land Owners of Great Britain and Ireland. London, Harrison. 14 s.

Bright, W.: Chapters of Early English Church History. London, Macmillan. 12 s.

Day, W. H.: Headaches: their Nature, Causes and Treatment. London, Churchill. 6 s. 6 d.

Eagar, A. R.: Prometheus, and other Poems. Dublin, Ponsonby. 3 s. 6 d.

Farrar, F. W.: Eternal Hope: Five Sermons preached in Westminster Abbey, November and December 1877. London, Macmillan. 6 s.

Lessing, G. E.: His Life and his Works, by Helen Zimmern. London, Longmans. 10 s. 6 d.

Malleson, G. B.: Final French Struggles in India and in the Indian Seas. London, W. H. Allen. 10 s. 6 d.

Miller, E.: History and Doctrines of Irvingism, or of the so-called Catholic and Apostolic Church. 2 vols. London, Kegan, Paul & Co. 25 s.

Supernatural in Nature: A Verification by Free Use of Science. London, Kegan. 14 s.

Taylor, J. P.: Law of Evidence, as administered in England and Ireland. 2 vols. London, Maxwell. 75 s.

II. Französisch.

Allard, M. E.: Mémoire sur l'intensité et la portée des Phares. Paris, Challamel ainé. 15 fr.

Autran, J.: Lettres et notes de voyages. Paris, Calman Lévy. 6 fr.

Clairefond, A. M.: Une nouvelle explication de l'A-B-C. Paris, F. Vieweg. 4 fr.

Daubigny et son oeuvre. Paris, A. Lévy. 12 fr.

Hélio, M. Faustin-Adolf: Les Constitutions de la France. Paris, A. Maresco ainé. 4 fr.

Mellier, A.: Des Habitudes héréditaires. Paris, E. Thorin. 7 fr. 50.

Thierry, A.: Nestorius & Eutychès, les grandes Hérésies du Ve siècle. Paris, Didier & Cie. 7 fr. 50.



Literarische Neuigkeiten
bis 9. März. (63)

Baker, Die Türken in Europa. Levy & Müller in Stuttgart.

Bärenbach, Gedanken über die Teleologie in der Natur. Th. Grieben in Berlin.

Baskerville, The poetry of Germany. Haendcke & Lehmkuhl in Baden.

Blechner, Wiener Novellen. C. Finsterbeck in Wien.

Bücher, Lehrlingsfrage und gewerbliche Bildung in Frankreich. J. Bacmeister in Eisenach.

Halenbeck, Blumenthal und Schönebeck. J. Kühtmann in Bremen.

Henrich, Vorträge über Geologie. 3. Heft. M. Bischkopff in Wiesbaden.

Kluger, Listy z Peruwii i Boliwii. Krakau.

Moß, Gedichte in Henneberger Mundart. 2 Theile. W. Wiedemann in Saalfeld.

Müller, Französische Grammatik I. R. Barth in Aachen.

Reform. 2. Jahrgang. No. 1. J. Kühtmann in Bremen.

Schmidt, Aus der Vorgeschichte der Hohenzollern. R. Herrosé in Wittenberg.

Shakespeare's Dramatische Werke von Bodenstedt. 2.—4. Lieferung. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Smith, Natur und Ursachen des Volkswohlstandes. 1. Lieferung. E. Staude in Berlin.

Soeltl, Das deutsche Volk und Reich. 3 Bde. E. Loll in Elberfeld.

Strahalm, polit.-statistische Tafel der Oesterr.-Ungar. Monarchie. A. Hartleben in Wien.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Beneden als Barbaren gegenüberstellt! Liegt darin nicht der Beweis, daß er bereit war, alle Rücksichten von sich zu weisen, wenn es galt, einen pessimistischen Gedanken möglichst schroff durchzuführen?

Nord-Amerika.

Longfellow's Pandora in deutscher Uebersetzung.*)

Die Mythe von der Unheilsstifterin Pandora ist von Longfellow zu einer kleinen dramatischen Dichtung in Versen benutzt worden. Es sei gestattet, zunächst den Inhalt des Werkchens, das in deutscher Übersetzung vorliegt, hier mitzutheilen.

Hephästos in seiner Werkstatt vor der Bildsäule der Pandora gesteht sich, falscher Bescheidenheit fern, daß selbst Aphrodite in ihren besten Momenten nicht schöner gewesen sei, als sein eben vollendetes Werk. Die Stimme des Zeus läßt sich vernehmen, erkundigt sich, ob Hephästos sein Werk gethan und erklärt in dem darauf folgenden Dialog, daß er, Zeus, der Gestalt von Thon nun Geist und Leben einhauchen und die andern Götter veranlassen wolle, sie mit allen erdenklichen Reizen und Gaben zu schmücken, die im Stande seien, alle Männer zu fesseln. Daß er unter diesen Gaben auch noch die der Schönheit aufzählt, drückt wenig Anerkennung für Hephästos aus, der für besagten Artikel schon so ausreichend gesorgt zu haben meinte. Der Künstler scheint aber nicht verletzt, sondern beobachtet mit ungetheiltem Interesse, wie vermittelst eines hauserschütternden Sturmes der Bildsäule Leben eingeblasen wird, und wie sie endlich vom Piedestal herabsteigt. Die Grazien treten auf, feiern mit Absingen zweier Strophen und eines Sonetts die Schönheit der ihnen ebenbürtigen Gestalt und geben ihr den Namen Pandora. Die zweite Scene führt uns auf den Olymp. Sie besteht nur aus einem Monolog des Hermes, der sich eben auf die Sohlen macht — er ist nämlich mit Anlegen seiner Sandalen beschäftigt — um, von Zeus beauftragt, dem Prometheus die Pandora zuzuführen und als Gattin aufzureden. Er freut sich des Auftrags in der Überzeugung, daß nicht eine Gnade, sondern eine Arglist des Allerhöchsten dabei im Spiele ist. In der dritten Scene sehen wir Prometheus in seinem Thurme auf dem Kaukasus — nicht an den Felsen geschmiedet; er muß augenblicklich beurlaubt sein, denn daß jener fatale Zustand bereits über ihn verhängt worden ist, äußert er selbst in erbitterten Worten während des folgenden Gesprächs. Longfellow weicht hier von der Mythe ab, derzufolge der Titan erst zur Strafe dafür, daß er in freilich sehr berechtigtem Mißtrauen das Geschenk der Götter, die Pandora, auszuschlagen wagte, zu Fels und Geier verurtheilt wurde.

Prometheus ist schlimm auf die Götter zu sprechen; weder Verheißung noch Drohung Seitens ihres Gesandten rühren ihn; Hermes und Pandora müssen nach vergeblicher Mühe, den Hartnäckigen zu überreden, unverrichteter Sache von dannen ziehen. Die Parzen, den Prometheus zugleich beklagend und preisend, rathen dem Hermes, sich mit dem Geschenk an die Adresse des müßigen Träumers Epimetheus zu wenden, und in der nächsten Scene hören wir von dem Götterboten auf seiner Rückreise nach dem Olymp, daß die Sache gelungen, Epimetheus, empfänglicher als sein schroffer Bruder, für die schöne Pandora in Liebe entbrannt sei. Im Hause des Epimetheus wird uns das bestätigt in der eifrigen Liebeswerbung desselben, die ein williges Ohr findet. Pandora bewundert die prächtige Einrichtung des Hauses, die Spiegel und Schätze, vor Allem einen kostbaren eichenen Schrein. Aus der verhängnißvollen Büchse, welche in der Mythe die Pandora mitbringt, macht der Dichter ein dem Hause des Epimetheus bereits angehörendes Möbel. Was bewahrst du darin auf? fragt sie. Die Götter wissen's, antwortet er, das Orakel verbietet, den Deckel zu lüften, versuche nie, das Geheimniß zu ergründen. Und um sie davon abzulenken, führt er sie in den Garten. Der Chor der Eumeniden aber deutet drohend an, daß schon durch jene Mittheilung das Gebot der Götter verletzt sei. Die Unterhaltung der Liebenden im Garten wird von Prometheus unterbrochen, der den Bruder rufend sich anmeldet. „Der Esel kommt recht ungelegen“ sagt — nur ein wenig verblümter — Epimetheus, Pandora versteckt sich mit Hülfe der Dryaden. Prometheus sieht sie entschlüpfen, erfährt daß der Bruder das gefährliche Göttergeschenk angenommen habe, und beschwört ihn in heftigem Zwiegespräch, noch jetzt darauf zu verzichten, die thörichte Leidenschaft abzuschütteln, seine Titanenkraft zu nutzen, mitzugehen nach der Schmiede im Kaukasus und Freude in der Arbeit zu suchen. Seine Beredsamkeit trägt den Sieg davon, Epimetheus folgt ihm. Wahrscheinlich um die Scenerie des Kaukasus zu veranschaulichen, lassen sich nun, abwechselnd mit dem Chor der Oreaden, Stimmen der Gewässer, der Winde und Wälder in längeren Strophen vernehmen.

Unvorsichtigerweise hat Epimetheus versäumt, sein Haus oder wenigstens jenen Schrein zu verschließen, und so wird das Verhängniß durch seine Abwesenheit beschleunigt. Pandora wandelt vergnüglich im Hause umher, bis sie sich wie von unsichtbarer Macht gezogen, vor dem geheimnißvollen Schrein steht. Die Neugier ist groß, aber noch wirkt das Verbot. Ermüdet vom Warten auf den Geliebten, schläft Pandora ein. Der Chor der bösen Träume erhebt sich und reizt das Verlangen nach dem Geheimniß. Beim Erwachen ist sie entschlossen, den Deckel zu heben. Wie sie es gethan, fällt sie zu Boden, dichter Nebel steigt aus dem Schrein, ein Sturm erhebt sich draußen.

Der Chor der Träume giebt die Erklärung, daß alle irdischen Plagen jetzt entfesselt und über das Menschengeschlecht hereingebrochen seien. Nur die Hoffnung sei zum einzigen Trost zurückgeblieben. Die achte und letzte Scene zeigt wieder den Garten. Epimetheus kehrt zurück, entweder weil er sich mit dem Bruder doch nicht vertragen kann oder weil er von dem Unwetter hörte und nach dem Seinigen sehen will. Letztere Annahme ist seinen Worten nach die wahrscheinlichere. Er constatirt große Verwüstung im Garten und ist von schlimmen Ahnungen bedrückt. Pandora kommt schuldbewußt aus dem Hause, gesteht nach langem Zögern, was sie angerichtet und bittet, sie mit dem Tode zu strafen. Epimetheus, statt ihr zu zürnen, macht sich selbst Vorwürfe, daß er sie auf das Geheimniß aufmerksam gemacht und dann mit der Versuchung allein gelassen habe. Wechselweise rufen sie die Rache der Götter auf sich herab. Er liebt sie noch und bemitleidet ihre Schwäche. Sein Mitleid ärgert sie aber; wiederholt fordert sie ihn auf, sie zu tödten, während er an nichts weniger denkt, vielmehr sie abermals für eine Göttin erklärt und angenehme Zukunftspläne macht, da Jugend, Hoffnung und Liebe ihnen noch geblieben seien. „Wenn wir nur von den Eumeniden nicht entdeckt werden!“ wünscht Epimetheus in seinen letzten Versen, worauf Pandora mit einer moralischen Reflexion er-

*) Pandora, eine dramatische Dichtung. Nach dem Englischen des Henry W. Longfellow übersetzt von Isabella Schuchardt. Hamburg, 1878. Hermann Grüning.

widert, daß Strafe zu leiden für unsere Übelthaten uns im Allgemeinen sehr nützlich sei. Der Chor der Eumeniden bleibt denn auch nicht aus; er schließt die Dichtung ab mit der Versicherung, daß Niemand seiner Strafe entrinnen werde und nur Helios' himmlisches Feuer von Sünden reinigen könne.

So der Inhalt des kleinen Werkes, das nicht eben zu den glücklichsten Schöpfungen des berühmten amerikanischen Dichters zu zählen ist, da es allzusehr zu der Betrachtung anregt, daß unter den Übeln, welche durch die Indiscretion der Pandora sich über die Erde verbreiteten, auch — die Langeweile war. Wenn unter diesen Umständen schon eine in Gedanken und Form vollkommene Übersetzung auf keinen sonderlichen Erfolg rechnen dürfte, so kann die vorliegende, die wie die mangelhafte Copie eines Gemäldes die Schwächen des Originals noch schärfer hervorhebt, ohne ihm durch treue Wiedergabe gerecht zu werden, vollends kein Glück machen. Wie willkürlich bei der Übersetzung verfahren ist, zeige ein Beispiel. Beim Auftreten der Parzen nach der Weigerung des Prometheus lautet die dritte Strophe, die der Atropos zufällt:

Tempt no more the noble schemer;
Bear unto some idle dreamer
This new toy and fascination,
This new dalliance and delight!
To the garden where reposes
Epimetheus crowned with roses,
To the door that never closes
Upon pleasure and temptation,
Bring this vision of the night!

Sucht nicht mehr, den Edlen zu bezwingen,
Einem müß'gen Träumer laßt uns bringen
Dieses Spielzeug, reich an Zaubermacht.
Zu dem Garten, wo im holden Lenze
Epimetheus schmücken Rosenkränze,
Zu den Pforten, die sich nimmer schließen,
Wo es gilt, die Freuden zu genießen,
Bringet dies Gebilde holder Nacht!

Warum nicht wenigstens wie in den beiden ersten Strophen die Form beibehalten? Etwa wie:

Nicht mehr in den Edlen dringe;
Einem müß'gen Träumer bringe
Dieses Spielzeug so entzückend,
Dies Geschenk voll Zaubermacht.
Wo im Garten träg genießet
Epimetheus, was ihm sprießet,
An die Thür, die nie sich schließet
Vor Versuchung sinnberückend,
Bringe dies Gebild der Nacht!

Kleine Rundschau.

— **Literarische Berichte aus Ungarn***). Von diesem Unternehmen ist uns das vierte Heft zugegangen. Dasselbe reiht sich an Reichhaltigkeit und Werth des Inhalts den vorangegangenen Heften der Zeitschrift würdig an. Der erste Artikel ist ein Bericht Paul Hunfalvy's, des unermüdlich fleißigen Forschers, über den im Jahre 1876 in Budapest abgehaltenen Anthropologen- und Archäologen-Congreß. Hunfalvy ist auch in dieser Arbeit vor Allem bemüht, eingewurzelte Vorurtheile und in jüngster Zeit recht kühn auftretende Irrthümer zu berichtigen, resp. auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Was er über Rasse und Sprache und das Verhältniß beider zu einander, über die Kunstleistungen der prähistorischen Perioden, über die Grundlagen und Gränzen der Völkerverwandtschaft sagt, klingt viel bescheidener, als was Halbgelehrte aller Orten dreist der Welt verkünden, aber es ist Alles wohl durchdacht, anregend und von wissenschaftlichem Werth. Hunfalvy selbst hat an diesem, wie an den früheren Congressen in Rußland, England und Italien persönlich und mitwirkend thätigen Antheil genommen und seinen Beruf, in diesen Fragen ein der Beachtung würdiges Wort mitzusprechen, wiederholt glänzend erwiesen.

Der zweite Artikel des Heftes „Die ungarische Dichtung der Gegenwart" von Dr. Adolf Dux, giebt eine orientirende Übersicht über die jüngsten Leistungen der ungarischen Literatur auf den Gebieten der Lyrik, der Epik (Roman) und des Dramas. Der Eindruck dieser mit maßvoller Wärme geschriebenen Darstellung ist ein im Allgemeinen recht günstiger. Wol ist aus dem Artikel ersichtlich, daß auch Ungarn nicht über Überfluß an Kräften ersten Ranges zu klagen hat, und die Ziele und Richtungen der Production scheinen an der mittleren Donau ebenso unklar und weit auseinander gehend zu sein, wie an den höher gelegenen Ufern des völkerverbindenden Stromes. Aber es herrscht doch rühriges Leben auf allen Gebieten und Mancherlei wird producirt, was, wenn auch nicht stets an das Höchste streift, so doch tüchtigen Kern birgt und Keime der Zukunft enthält, welche nur des günstigen Moments harren, um zur Entfaltung zu gelangen.

Der dritte Artikel enthält den Bericht, mit welchem der ausgezeichnete Criminalist, Professor Theodor Pauler, als Reichstagsreferent, den Entwurf des ungarischen Strafgesetzes dem Abgeordnetenhause vorgelegt hat. Die Mittheilung dieser inhaltlich tüchtigen und formell ansprechenden Arbeit eines hervorragenden Fachmannes ist nicht blos ihres inneren absoluten Gehaltes wegen, sondern auch deßhalb sehr erfreulich, weil der in deutscher Übersetzung erschienene ungarische Strafgesetz-Entwurf auch im Reiche die Aufmerksamkeit der Fach- und Staatsmänner auf sich gezogen hat. Das Lob, welches Professor Pauler dem Entwurfe ertheilt, ist durchaus kein übertriebenes, wie die ebenfalls ohne Ausnahme sehr günstigen Urtheile deutscher Criminalisten ersten Ranges über den hochwichtigen Gesetz-Entwurf zur Genüge beweisen.

Die „Denkrede auf J. V. Poncelet" von Professor Eugen Hunyady wendet sich an ein kleineres Publikum, dürfte aber diesem sowol durch die Gediegenheit ihres Inhaltes, als auch durch die ansprechende Form der Darstellung willkommen sein.

In der „Literatur"-Rubrik besprechen Dr. H. Marczali die von Dr. W. Fraknói herausgegebenen ungarischen Reichstagsacten, und Professor J. H. Schwicker vier auf südungarische Zustände bezügliche Studien, — beide in recht interessanter und anziehender Weise. Diese Anzeigen verdienten unstreitig, in weiteren Kreisen gelesen zu werden.

Die „Sitzungsberichte" umfassen die Sitzungen der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft. Der letztere Bericht ist vortrefflich, da er sehr viel neuen und fesselnden Inhalt in abgerundeter Form umfaßt. Besonders machen wir Freunde Petöfi's darauf aufmerksam, daß dieser Bericht höchst interessante Mittheilungen aus Petöfi's Leben und zwei hübsche Gedichte des ungarischen Lyrikers in gelungener Übertragung von Adolf

*) Herausgegeben von Paul Hunfalvy. Leipzig, 1877. F. A. Brockhaus. — Die ersten drei Hefte des ersten Jahrganges hat das „Magazin" im Jahre 1877 besprochen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 23. März 1878. [No. 12.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Heinrich v. Sybel's Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795.*)

Diese vierte Auflage von Sybel's Geschichte der Revolutionszeit, welche sich mit vollstem Recht eine erweiterte und vervollständigte nennt, darf beanspruchen, daß man sich aufmerksam und eingehend mit den darin verwertheten neuen Resultaten historischer Forschung beschäftige. Etwa abgesehen von Ranke's Zwölf Büchern preußischer Geschichte, die eher eine Neubearbeitung als eine Umarbeitung der ursprünglichen „Neun Bücher preußischer Geschichte" genannt zu werden verdienen, giebt es auf dem Gebiet der neueren Geschichts-Literatur kaum ein Buch, das im Vergleich mit seinen früheren Auflagen so mannichfache und zugleich bedeutsame Änderungen erfahren hätte, als eben das Sybel'sche. Man kann geradezu sagen, daß für manche der darin behandelten Dinge erst hier eine gesicherte Grundlage gewonnen ist. Es sind die Schätze der jetzt endlich überall zugänglichen Archive, in erster Reihe der Preußens und Oesterreichs, welche eine richtigere Auffassung der wichtigsten politischen Begebenheiten und Charaktere ermöglicht und aufgedrängt haben. Selten hat ein Werk von der Eröffnung neuer Quellen größeren Nutzen gezogen, als das Sybel's, selten auch ist das herangezogene archivalische Material mit größerer Vollständigkeit, Gewissenhaftigkeit und Urtheilsschärfe verwerthet worden, als es hier vom Verfasser der Geschichte der Revolutionszeit geschehen ist.

Man ist endlich zu der richtigen Erkenntniß gekommen, daß sich eine pragmatische Geschichte der neueren Zeit nur geben läßt an der Hand derer, welche daran handelnd theilnahmen, auf Grund dessen, was von ihren Verhandlungen und Abschlüssen, ihren Correspondenzen und Denkschriften, ihren geheimsten Notizen und Selbstbekenntnissen sich erhalten hat. Auf diese Weise ist es auch Sybel gelungen, an Stelle der conventionellen Gestalten der französischen Revolution, der Höfe der [illegible]mächte, der polnischen Adelsrepublik, wirkliche Menschen von Fleisch und Blut zu setzen, den Persönlichkeiten, welche die damalige Welt bewegten, neues Leben einzuhauchen.

So oft man dieses Werk in die Hand nimmt, immer fühlt man sich gehoben durch den überlegenen Geist, der darin waltet, der die behandelten theils furchtbaren, theils widerwärtigen Verhältnisse in ein Licht zu stellen weiß, daß der Zuschauer nicht nur von Furcht, sondern auch von Mitleid bewegt wird und das Walten einer ewigen Vorsehung wahrzunehmen meint über dem oft unverständlichen Gewirre der Pygmäen auf der Weltbühne. Man merkt dem Werke an, daß es, ursprünglich aus der Anregung des Sturmjahres 1848 hervorgegangen; allmählich in dreißigjähriger, nie unterbrochener Arbeit mit seinem Verfasser gewachsen und verwachsen ist. Es ist auf die einzig wahre Art entstanden, wie Geschichtsbücher entstehen sollten: als ein Versuch, nicht andere, sondern in erster Reihe sich selbst über die dunkelsten Punkte einer noch die Gegenwart mächtig beeinflussenden Vergangenheit aufzuklären.

So ist es geschehen, daß hier ein Fremder, ein deutscher Gelehrter und Forscher, zuerst unter Allen ein getreues Bild von dem Ursprung, dem Verlauf und dem Ausgang der französischen Revolution geliefert hat; daß dies Bild, anfänglich von den Franzosen auf das heftigste verketzert, dann allmählich als nicht ganz unähnlich zugelassen, sich jetzt zum Vorbilde für die eigene Forschung auf diesem Gebiet entwickelt hat.*) So auch ist es geschehen, daß die pragmatische zu einer tief begründenden Geschichte geworden ist und daß ein Zeitraum von sechs Jahren in drei sehr stattlichen Bänden behandelt wird, ohne daß der Verfasser sich je auf die Erzählung untergeordneter oder nicht streng zur Sache gehöriger Dinge einließe.

Prüfen wir die Änderungen dieser vierten Auflage im Einzelnen, so finden wir, daß sie sich wesentlich nach zwei Richtungen hin erstrecken: betreffs der Stellung der drei Ostmächte im Getriebe der Revolutionsjahre, sodann bezüglich der polnischen Angelegenheiten unmittelbar vor und bei der dritten Theilung Polens. Was die französische Revolution und die Kriege der Republik gegen die erste Coalition betrifft, so fallen zwar auch auf sie aus den deutschen Archiven manche Streiflichter, die neben der bekannten Wirkung nunmehr auch ihre minder oder gar nicht bekannte Ursache aufhellen; im Großen und Ganzen aber bedingen diese Modifikationen keine wesentliche Änderung der von Sybel schon früher vertretenen Auffassung.

*) Düsseldorf 1877. Julius Bud[illegible]

*) Indessen glaubt auch noch neuerdings die wichtigste historische Zeitschrift Frankreichs (die Revue historique 1877, November-Decemberheft, bei Besprechung des 3. Bandes der Dosquet'schen Übersetzung) hervorheben zu sollen, daß die Darstellung der inneren Geschichte Frankreichs „der wenigst gute Theil" des Sybel'schen Werkes sei. Es wird dem deutschen Geschichtschreiber Leidenschaft und „esprit de système" vorgeworfen. Aber heißt es nicht zu viel verlangen, wenn man von einem Deutschen verlangt, daß er die französischen Dinge beurtheile wie es ein Franzose thut? Auch bei dem gewissenhaftesten Geschichtschreiber redet die nationale Empfindung mit. Niemand springt über seinen eigenen Schatten. In dieser Beziehung machen [illegible] Deutschen es zwar nicht anders aber gewiß auch nicht schlimmer.
(Anmerkung der Redaktion.)

Anders mit den deutsch-polnischen, den deutsch-russischen und den preußisch-österreichischen Verhältnissen. Auf diesen Gebieten wird erst mit dieser Auflage der Schleier völlig gelüftet, der bisher die Politik der Ostmächte von 1788—95 noch theilweis verhüllte, die unendlichen Schwankungen ihrer Politik als eben so viele Räthsel erscheinen ließ. Freilich geht es uns fast wie jenem fremden Wanderer, der das Bild der Göttin zu Sais enthüllt, um die Wahrheit nackt, in voller Wirklichkeit zu schauen und die Erfüllung seines Sehnens so theuer büßen muß. Mit Staunen, mit Abneigung, ja mit Entrüstung nehmen wir wahr, wie aus der Politik der großen Mächte Europa's, wir sagen gar nicht jeder ideale Schwung, aber selbst jedes Gefühl einer höheren Sittlichkeit mehr und mehr abhanden kommt, wie eine platte und kurzsichtige Vergrößerungspolitik als höchste Staatsweisheit proklamirt wird. Eine Erscheinung, die um so erstaunlicher ist, als sie durch die Wogen der über Frankreichs Gränzen fluthenden Revolution nicht zurückgedrängt, sondern eher zu noch ungescheuterem Hervortreten veranlaßt wird.

Die Situation der drei Ostmächte, die uns hier vorzugsweise interessirt, war im Zeitalter Friedrichs bekanntlich derart, daß dem großen König die Ausdehnung des eignen Staatsgebiets nicht so nützlich, als ihm die gleichzeitige Machterweiterung des Habsburgers bedenklich erschien und daß er daher ein freundschaftliches Verhältniß zu Rußland als Vorbedingung für die glückliche Durchführung der preußischen Politik erachtete. Seine Nachfolger hatten mit der Erbschaft dieses Gedankens nun leider auch eine andere, jene länderschachernde Gesinnung überkommen, die die Politik Österreichs seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts beherrschte. Hatte Friedrich II. hauptsächlich die negative Seite der Idee, die Verhinderung österreichischen Machtzuwachses, vertreten, so stellten Hertzberg gleich seinem Gegner Kaunitz und cynischer noch Bischoffwerder gleich Kaunitz' Nachfolger Thugut die positive Seite: Machtzuwachs auf Kosten Dritter, Schwächerer, in den Vordergrund und schufen so jene Politik des gegenseitigen Mißtrauens vor Übervortheilung und der heimlichen Anfeindung, die vortrefflich paßte zu dem System Katharina's II. von Rußland, sich ihrer Beute, Polens, zu bemächtigen, ohne den beiden auf einander gehetzten deutschen Mächten, die Rußlands Gunst mit der Verunglimpfung des Gegners zu erkaufen wähnten, irgend etwas davon oder mehr als das Nothwendigste zu gönnen.

Wie aber, fragen wir, stellten sich die Beherrscher der beiden deutschen Großstaaten zu dieser Politik ihrer Minister? — Freilich waren die Fürsten, die den Thron inne hatten, nicht mehr so unversöhnlich, wie Friedrich und Maria Theresia, aber Joseph II. und Franz von Österreich und Friedrich Wilhelm II. von Preußen, waren durch ihre Zugänglichkeit für die Vergrößerungsprojekte ihrer Minister womöglich noch mehr einander entgegen, als es ihre Vorfahren je gewesen. Auf diese Weise erklärt sich jene schwankende Politik der Jahre 1789—1795, die bald mit Frankreich liebäugelte, bald der Czarin hofirte, bald dem deutschen Gegner die Hand entgegenstreckte, um unmittelbar vor dem Abschlusse, durch die Mittheilung irgend einer Verdächtigung aufgebracht, ihm schroffer als vorher den Rücken zu kehren. Es gehörten dazu eben Naturen wie Joseph, wie Franz, wie Friedrich Wilhelm, die nach des Verfassers zutreffender Charakteristik zwei Seelen in der Brust trugen, deren eine, erfüllt von starkem legitimistischen Selbstgefühl, nichts sehnlicher wünschte, als die Jakobiner zu Paaren zu treiben und bis auf wenige Änderungen den alten Zustand in Frankreich wiederherzustellen, während die andere gepeinigt war von dem nie ruhenden Drang nach Vergrößerung an Land und [illegible] möglichster Beschneidung des Machtzuwachses des Gegners. Daher ein stets bewegtes politisches Intriguenspiel vor und hinter den Coulissen, schroffer Systemwechsel, acute Spannungen, plötzlicher Übergang aus dem tiefsten Friedensgefühl in die eifrigste Kriegsrüstung und umgekehrt — und alles dies, um endlich womit zu enden? — mit der Anerkennung der Resultate, nicht der französischen Kriegführung, sondern der Fehler der beiden deutschen Mächte, mit der Abtretung des linken Rheinufers im Basler Frieden im Westen, der Einverleibung Polens durch Rußland im Osten, mit dem Gewinn einiger ärmlichen Landstriche, die nur als strategische Stützpunkte gegen den übermächtigen russischen Nachbar zu betrachten waren.

Der Entartung der Politik entsprach dann freilich die der Politiker in frappanter Weise. Ein Friedrich II. mit seinem Gehilfen Hertzberg, ein Kaunitz hatten doch wenigstens Farbe bekannt, ihren Gegner offen angegriffen, um, wenn sich einmal eine Solidarität der Interessen herausstellte, offen mit einander zu gehen. Ihre Nachfolger, die Thugut und Bischoffwerder, welche die Periode von 1790—95 beherrschen, kannten nur einen Grundsatz: den äußerlichen Machtzuwachs ihres Staats um jeden Preis und nur ein Mittel dazu zu gelangen: die Intrigue. Der Charakter Thuguts ist schon früher von Sybel richtig gefaßt und in seiner Stärke und seiner Schwäche plastisch gezeichnet worden. Die Schilderung von Charakter und Politik Bischoffwerders erhält erst in der neuesten Auflage durch den Zuwachs an hochinteressantem Material das nöthige Relief, so daß wir nicht mehr nur, wie noch in der dritten Auflage, die Wirkungen der Politik dieses Günstlings sehen, sondern zugleich die innere Entwicklung seines Einflusses auf seinen Fürsten, die Momente, vermöge deren er seine Stellung während dieser ganzen Regierung zu behaupten vermochte. Der Oberst, so schildert ihn Sybel (Bd. I, 273), gehörte schon seit längerer Zeit zu dem engeren Kreise des Monarchen, ein sächsischer Edelmann ohne Vermögen, der in verschiedenen Diensten sein Glück versucht, und endlich durch geschicktes Eingehen auf jede Neigung Friedrich Wilhelms dessen Gunst gewonnen hatte, ein innerlich gehaltloser Geist, jedoch geschickt, nach Außen durch geheimnißvolle Wichtigkeit zu imponiren, ein Charakter von sehr zweideutiger Reinheit, aber dem Könige durch mystisch-religiöse Tendenzen empfohlen, stets geistreicher, aber auch stets unklarer als die amtlichen Vertreter der preußischen Politik.

Es sollte für den russischen Krieg jede Gefahr von französischer und österreichischer Seite entfernt werden. Bischoffwerder fand, daß das sicherste Mittel dafür der Abschluß oder doch die Einleitung eines Bündnisses mit jeder der beiden Mächte wäre. Auf dem gewohnten amtlichen Wege hätte freilich eine solche Umwälzung aller Beziehungen ihre Schwierigkeiten gehabt; den Ministern hätten sich dabei unzählige Bedenken und Hindernisse ergeben: dem geistreichen Obersten war aber ein verborgenes ungewöhnliches Verfahren nur eine Erhöhung des Reizes. Was Frankreich betraf, so war damals, September 1790, der innere Zustand äußerst ungewiß; Niemand konnte voraussehen, ob am nächsten Tage die heutige Regierung noch bestehen oder durch eine neue Revolution oder Gegenrevolution verdrängt sein würde. Also durfte Goltz (der Gesandte) für keinen Fall bloßgestellt werden; ein geheimer Agent mußte die neuen Velleitäten Preußens in Paris zur Geltung bringen. — Am 7. Januar 1791 kam Bischoffwerder zu Reuß (dem österreichischen Gesandten am Berliner Hofe) und erklärte ihm höchst bestimmt den lebhaften Drang des Königs, mit Österreich in eine innige Verbindung zu treten, durch welche alle Unruhen Europa's mit einem [illegible] [illegible]rden; in diesem Falle würde der König bereit

sein, den Russen Oczakow zu überlassen. Nur müsse die Vereinbarung der beiden deutschen Mächte vorläufig tiefes Geheimniß bleiben, zu ihrer Vollendung denke der König eine vertraute Person selbst nach Wien zu senden. Der Oberst schloß mit der Erklärung, wenn Österreich ablehne, sei er ein unglücklicher Mann, da er jene Gesinnungen aus eigner Überzeugung bei dem Könige genährt habe. Nimmt man zu dem Allen noch hinzu, daß in denselben Tagen, wie Reuß aus Berlin und Graf Ludwig Cobenzl aus Petersburg nach Wien berichteten, Bischoffwerder dem russischen Gesandten Alopäus einen Besuch machte, daß er hier über einen Vertrag der beiden Mächte sondirte, welcher gegen preußische Erwerbungen in Polen den Russen den Bezirk von Oczakow sichern würde: so hat man das vollständige Bild einer dilettantischen, überall unzuverlässigen, dafür aber stellenweise conservativ angerötheten Politik, die zur Zeit noch ohne Plan und Entschließung nach allen Seiten ihre Fühlhörner ausstreckte. Welch ein Abstand von der stets ihres Ziels und ihrer Mittel bewußten Thätigkeit Friedrichs des Großen, oder auch nur von den oft zu künstlichen, jedoch immer auf praktische Zwecke gerichteten Bestrebungen des Grafen Hertzberg!

Der zweite Punkt, der von Sybel definitiv zur Klarheit gebracht wird, ist die Theilung Polens. Überreich ist die Literatur des letzten Jahrzehnts auf diesem Gebiet. Es zeugt für den Beruf Sybel's als Historiker, daß er bereits in den früheren Auflagen im Grunde das Richtige traf. Nur daß die Ausführung des Bildes in dieser neuen, an der Hand des zum Theil hier zuerst verwertheten Materials viel gründlicher, feiner und zugleich bestimmter geworden ist. Mit voller Unparteilichkeit wird auch Preußens Vergrößerungspolitik auf Kosten des geschwächten Nachbars geschildert und gegeißelt. Schließlich aber weist Sybel mit Recht darauf hin, daß dieser Staat hier nicht nur der eigenen verwerflichen Machtbegierde folgte, sondern dem höheren politischen Gesetz der Selbsterhaltung, das ihm wie zwanzig Jahre zuvor gebot, der Ausdehnung des russischen Einflusses über den gesammten Osten Europa's eine Schranke zu setzen. Denn daß der Untergang von Polens Selbständigkeit in jenen Tagen eine Nothwendigkeit war, kann nur der läugnen, der die inneren Verhältnisse dieses verfaulten Staatswesens nicht kennt, das noch in den Augenblicken drohendster Gefahr von wüthender Parteisucht gespalten war. Besonderen Dank aber sind wir Sybel für die meisterhafte Klarstellung der französischen Politik Polen gegenüber schuldig. Er zeigt, wie der Convent in bewußter Absicht die Pläne der polnischen Freiheitshelden nur zu dem einen Zwecke förderte, den gefährlichen Bund seiner Feinde zu sprengen und im Osten zu beschäftigen, daß er aber weit entfernt davon war, die Bestrebungen, die dort zum Aufstande geführt, aus Überzeugung und thatkräftig zu unterstützen. Genau also jene Politik, die, von Napoleon I. später nachgeahmt, ihm die Sympathien des unglücklichen und so schändlich von ihm mißbrauchten Volkes einbrachte!

Ebenso anerkennenswerth ist die Aufrichtigkeit und Entschiedenheit, mit welcher der Verfasser den gewaltsamen Tod dieses Staatswesens, dessen Nothwendigkeit er anerkannt hat, dennoch beklagt, die Unerschrockenheit, mit der er das Unrecht auch des eignen Staates hervorhebt, die Consequenz, mit der er jeden unrechten Vorwurf auf die richtige Stelle, das Haupt der Schuldigen, zurückweist. Seine Capitel über den Theilungsvertrag, dessen Ausführung und die letzte Erhebung des Volkes gehören zu dem Lehrreichsten, aber auch dem Erschütterndsten, was je über das Ende eines Volkes geschrieben worden ist und geben jedem einsichtigen Leser zu denken.

Wir müssen es uns des Raumes wegen versagen, auf den an Neuem so reichen Inhalt des Werkes hier noch weiter einzugehen. Das was wir gegeben haben, wird genügend unsere Eingangs gethane Äußerung erhärten, daß wir es hier mit einem Werke zu thun haben, das einen großartigen Gegenstand in würdigster Weise behandelt. Isaacsohn.

England.

L'Estrange: Geschichte des englischen Humors.*)

Wir nahmen das Buch mit sehr großen Erwartungen in die Hand und haben es mit ebenso großer Enttäuschung aus der Hand gelegt. Eine Geschichte des englischen Humors hätte nicht nur ein erheiterndes, sondern auch ein nützliches Werk werden können, aber die vor uns liegenden Bände sind im höchsten Grade oberflächlich und verdienen keineswegs den Namen Geschichte, den sie sich selbst beilegen. Erst gegen Ende des zweiten Bandes fällt es dem Verfasser ein, den Versuch zu machen, den Sinn des Wortes „Humor" zu definiren, und nach vielen langathmigen Phrasen, die sich durch mehrere Druckseiten hindurchwinden, gelangt er zu dem Schlusse, daß eine genaue Begriffsbestimmung des Wortes nicht möglich sei. Nun muß, däucht uns, ein Schriftsteller, der eine solche Arbeit mit Aussicht auf Erfolg unternehmen will, eines von beiden besitzen: entweder eine hervorragende Empfänglichkeit für das Humoristische, so daß er mit intuitivem Instinct die Äußerungen desselben sofort wahrzunehmen und zu verstehen vermag, oder soviel philosophische Bildung, um den Humor genau nach wissenschaftlichen Regeln zergliedern zu können. Herr L'Estrange besitzt keine dieser beiden Eigenschaften. Erstens, und das ist an und für sich humoristisch genug in Anbetracht der Aufgabe, die er sich gestellt hat, mangelt ihm selbst ganz und gar der Sinn für Humor. Und ferner ist seine philosophische Bildung von der allerfadenscheinigsten Art, und wenn er die von Philosophen über den Humor aufgestellten Ansichten citiren will, so nimmt er fast ausnahmslos zu nicht englischen Schriftstellern seine Zuflucht. Zwar ist es fern von uns, Männer wie Voltaire, Descartes, Marmontel rc. geringzuschätzen, aber wir sind verstimmt über einen Autor, der eine Geschichte des englischen Humors schreibt und, um denselben zu definiren, ausschließlich die Hilfe ausländischer Schriftsteller anruft. Es ist ja unter allen geistigen Fähigkeiten, von denen man sagen kann, daß sie ein nationales Gepräge tragen, der Humor grade die Fähigkeit, woran dasselbe am deutlichsten hervortritt. Der englische, der deutsche, der französische, der italienische, der amerikanische Humor rc., sie allesammt besitzen scharf markirte und sich von einander unterscheidende Merkmale, so daß, was in dem einen Lande für humoristisch erachtet wird, in dem anderen kaum ein Lächeln erregen würde; und doch ist es dem Autor nicht ein Mal in den Sinn gekommen, darzuthun, worin denn eigentlich die Eigenthümlichkeit des rein englischen Humors bestehe. Er behandelt ihn, wie wenn er, gleich der Liebe, in der ganzen Welt dasselbe Antlitz zeigte. Trotzdem hat der englische Humor so scharf sich absondernde Züge, ist so eigenartig, so eiländisch — sit venia verbo — und national gefärbt, daß zum Beispiel die Ansicht, welche Deutsche und Engländer über dieses Ding haben, kaum dieselbe

*) History of English Humour by Revd A. S. L'Estrange. 2 vols. Hunt & Blackett.

genannt werden kann. Die Deutschen sind stolz darauf Humor zu besitzen. In England ist man vorwiegend der Meinung, daß den Deutschen der Sinn für Humor gänzlich abgehe. Beide haben Recht und beide haben Unrecht in ihren Behauptungen, denn sie verstehen ganz verschiedene Dinge unter diesem elastischen Worte.

Noch eine zweite schwere Anklage müssen wir gegen den Autor erheben, die nämlich, daß er unter Humor jedwede Äußerung des Komischen, Witz, Possen, Schwänke, Parodie, Ironie begreift und selbst Rätsel und Märchen in bunter Unordnung dazwischenwirft. Aber wie proteusartig auch der Humor sei, wie sehr er auch in einem wunderbaren Kaleidoskop die allermannichfaltigsten und scheinbar einander diametral entgegengesetzte Dinge zu vereinigen vermag, so heißt das doch nicht, daß jede nicht ernsthafte Behandlung irgend welchen Dinges für Humor zu gelten habe. Herr L'Estrange tadelt Flögel's „Geschichte der komischen Literatur" als mangelhaft, weil sie, wenn auch bändereich, kaum hinreichend philosophisch sei, und dadurch der Zusammenhang des Werkes in die Brüche gehe. Wir möchten unsern Verfasser hierbei an den englischen Spruch erinnern, daß der Topf den Kessel nicht schwarz schelten dürfe.

Was wir bisher gesagt, genügt wohl unseren Lesern gegenüber, um uns zu dem Ausspruch zu berechtigen, daß, hätte der Verfasser sein Buch eine „Olla podrida" komischer Dinge genannt, dasselbe den Zweck recht gut erfüllt hätte, jene müßigen Leute, die ihre geistige Leerheit in die Seiten eines Buches zu vergraben lieben, einige Stunden lang zu erheitern, aber auch nichts weiter als dieses; und da diese eigenthümliche Klasse von Lesern nur an ganz neuen Büchern, die noch nach Druckerschwärze und Kleister riechen, Geschmack findet, als ob einem neuen Buche, wie frischgebackenem Brote, ein besonderer Wohlgeschmack anhafte, so dürfte dieses Werk das Leben einer Eintagsfliege nicht überdauern und bald in die Vergessenheit zurücksinken, die es als ernsthaft gemeintes Buch so voll verdient.

Indem wir von dem durch nichts gerechtfertigten Titel absehen, wollen wir nun dazu übergehen, den Lesern des Magazins eine Übersicht des Inhalts der beiden Bände zu geben. Dieselben beginnen, in ziemlich ungeschickter Weise, mit einer langen Abhandlung über den Humor der Griechen und Römer und machen alsdann einen großen Sprung über Zeit und Raum hinweg in das mittelalterliche England. Was den Humor der ersten Griechen betrifft (wir sind gezwungen, dem Autor in seiner laxen Anwendung des Ausdrucks zu folgen), so erblickt er in ihm, mit ziemlich richtigem Auge, das brutale und grausame Element, das allen uncivilisirten Völkern und Kindern gemeinsam ist, die stets über körperliche Gebrechen, Roheit und Grausamkeit lachen. Homer's Götter treiben handgreifliche Scherze und verfallen in unauslöschliches Gelächter, wenn sie Vulcan auf einem lahmen Beine umherhumpeln sehen. In jenen Tagen galt eben jedes Leiden für lächerlich. Heutzutage würde ein Archilochus, der durch seine Verse eine ganze Familie in den Selbstmord triebe, von der Gesellschaft ausgestoßen werden, während er damals hochgeschätzt wurde. Die Stücke des Aristophanes verletzen den modernen Leser nicht nur durch ihre Derbheit und den Mangel an Zartgefühl, sondern auch durch den bemerkenswerthen Umstand, daß der Grieche seine unfläthigen Reden mit Vorliebe Weibern in den Mund legt. Das sogenannte „attische Salz" würde sicherlich auf unserer heutigen Bühne nirgends geduldet werden. Aber wir dürfen nicht vergessen, wenn auch der Autor bei seiner Verdammung der unzweifelhaft unanständigen Züge des griechischen Humors dies übersieht, daß Ath[illegible] der [illegible]

mals civilisirten Welt war, aber daß diese Welt ihre Kinderschuhe noch nicht ausgetreten hatte. Man wird einräumen müssen, daß, je gebildeter wir werden, wir desto mehr die Fähigkeit verlieren, an Darstellungen der niedrigen und mehr thierischen Seite der menschlichen Natur Genuß zu finden und daß ein verfeinerter Geschmack dadurch, daß er unsere moralische Empfindlichkeit schärft und in unserem Geiste ein Verlangen nach dem Nichtaufdringlichen und Subtilen erweckt, uns jene gröbere Kost unverdaulich macht. Und zwar ist dies so sehr der Fall, daß in allem Ernste die Frage aufgeworfen werden darf, ob nicht, nach dem Dogma vom Kampf ums Dasein, mit der fortschreitenden Civilisation diese rohere Art von Humor gänzlich verschwinden wird? Noch können wir aber verständnißinnig Charles Lamb's Frage, ob ein Gespenst lachen kann, begreifen, ebenso wie die Perplexität jener gescheidten Frau*), deren Memoiren wir kürzlich in den Spalten des Magazins besprochen haben, und die beim Tode des großen Witzlings Sydney Smith an Varnhagen von Ense schreibt: „Was soll nun mit dem Witz geschehen? Wenn Sydney Smith den seinen diesseits des Grabes zurücklassen mußte, so ist derselbe seiner Individualität gänzlich entkleidet, und andererseits giebt es nicht viele Eigenschaften, die mit den üblichen Vorstellungen, die wir uns vom Himmel machen, weniger übereinstimmen als gerade der Witz." Witz, selbst der allermildesten Art, ist mit einem Tropfen Herbheit versetzt, der für seine Existenz unbedingt nothwendig, aber mit unserer Idee von Vollkommenheit durchaus unvereinbar ist. Glücklicherweise jedoch sind die Tage der Vollkommenheit noch nicht angegangen, und noch dürfen wir lachen, wenn auch nicht so laut wie die Götter Homer's.

Demnächst wird der Humor der Römer einer flüchtigen Durchschau unterworfen. Der Verfasser führt die Werke verschiedener Schriftsteller, wie Terenz, Plautus, Lucian, Martial, an und giebt uns auch Beispiele aus denselben, zieht jedoch nicht eine einzige Schlußfolgerung, was denn eigentlich das Wesen des römischen Humors ausmache, ob und worin derselbe dem griechischen gleiche und worin er sich von ihm unterscheide. Außerdem bietet, wenigstens unserer Auffassung nach, der Humor der Römer, ebenso wie ihr Nationalcharakter, einige merkwürdige Analogien mit dem der Engländer dar, und einem Geschichtschreiber hätte es wol geziemt, auf diese Ähnlichkeiten zum mindesten hinzuweisen.

Von Rom macht Herr L'Estrange den salto mortale in das Mittelalter hinein und preßt — mirabile dictu — selbst geistliche Legenden in den Dienst des Humors. Nun wollen wir durchaus nicht leugnen, daß gar manche dieser Legenden durch ihre Ernsthaftigkeit und Unwissenheit ungemein komisch wirken, nur hätten wir geglaubt, daß das, was sie wenn nicht zu einer humoristischen Schöpfung, doch zu einem humoristischen Gegenstande macht, einem Geistlichen, wie unser Verfasser es ist, entgehen müsse. Das ist in der That auch der Fall; zwar nimmt er fromme Legenden in seine Geschichte des Humors auf, aber warum er dies thut, erfahren wir nicht von ihm. Selbst Ritterromane und Allegorien verleibt er um nichts und wieder nichts seinem Buche ein. Fraglos war der Humor der Angelsachsen von derber Natur, wie wir dies noch aus dem englischen Worte „fun" ersehen, das von dem angelsächsischen „faegen" (Fröhlichkeit) stammend, jetzt eine gewisse laute, ungestüme Heiterkeit bedeutet, die jedenfalls der angelsächsischen Vorstellung von Humor genau entsprach. Angriffe auf die Geistlichkeit waren natürlich die ersten geschriebenen Äußerungen eines humoristischen Geistes und noch sind uns einige derselben erhalten, wie der „Polycraticus" des John of Salisbury und „the Vision" des

*) [illegible] M[illegible]nn.

Piers Ploughman. In ihnen ist der Humor mehr oder weniger persönlicher Art und zeigt sich in scurrilen Angriffen auf die Klerisei, ähnlich den Briefen Ulrichs von Hutten und dem Narrenschiffe Sebastian Brandt's. Demnächst fanden Caricaturen Beifall und die Satire machte sich vor den Augen der Geistlichkeit in der Architektur Luft, in Form humoristischer Schnitzereien an den Simsen und dem Holzwerk der Kirchen, wie wir sie täglich an gothischen Kathedralen sehen können, so zum Beispiel zwei Füchse im Priestergewand, die den Krummstab in der Hand halten, während ihnen gegenüber der Kopf einer Gans aus einer Mönchskutte sie anschaut. Entweder fiel die Frivolität und Unschicklichkeit solcher Darstellungen den Priestern nicht auf, oder sie hofften, daß diejenigen, die kämen, um sie zu sehen, auch da bleiben würden um zu beten. Wie dem auch sei, solche Überbleibsel gothisch-architektonischen Humors kommen uns fortwährend bei Betrachtung mittelalterlicher Baudenkmäler unter die Augen und liefern das nachdrücklichste Argument gegen die moderne Neigung, eine Kunst wieder aufleben zu lassen, die nur ein Scheinleben führen könnte, da der Geist, der sie hervorrief, für immer todt ist. Es war damals die Zeit der Hof- und Hausnarren, deren Andenken in den Shakespeare'schen Stücken auf uns gekommen ist. Ihnen war jegliche Freiheit gestattet, solange sie mit ihren Witzen, selbst der allerrohesten Art, Gelächter zu erregen vermochten. Aber solch ein Hausnarr war ein kostspieliger Luxusgegenstand, den sich nicht jedermann gewähren konnte. Für das Volk vertrat die Komödie das humoristische Element, und obgleich aus den Mysterien der Kirche hervorgegangen, war das Andenken an ihren heiligen Ursprung gar bald verschwunden. Eine der frühesten englischen Comödien ist von Nicholas Udall und betitelt sich „Ralph Royster Doister". Der Held ist ein eingebildeter Geck, welcher glaubt, alle Frauen seien in ihn verliebt. Der Humor des Stückes ist größtentheils akustischer Art und beruht auf der Wiederholung von Worten. 1552 wurde „Gammer Gurton's Needle" aufgeführt, dessen Humor aus Schlägen und Schimpfworten besteht. Demnächst treten Green, Nash und Harvay als Lustspieldichter auf. Sie besitzen echten Humor, jedoch ist derselbe grob, beißend und taktlos und muß dem Spott und den persönlichen Zänkereien der Autoren zum Vehikel dienen. Ihre Zeitgenossen waren drei Theologen: Dorme, der Bischof Hall und Fuller, die ihren Humor als Lehrmittel benutzten, um ihre Zuhörer zu unterhalten und die Aufmerksamkeit derselben zu fesseln.

Ihre gesunde, wenn auch etwas fremd anmutende Komik übt selbst auf den modernen Leser noch großen Reiz aus; Fuller namentlich ist voll prächtiger Einfälle, die noch heute im Umlauf sind und beweisen, daß eine feinere Auffassung bereits anfing, sich Bahn zu brechen, während der Bischof Hall mit Recht der Juvenal seiner Zeit genannt werden darf. Diesen drei Männern widmet unser Autor sechs ganze Seiten seines Werkes; genügt das nicht, um darzuthun, daß er ihnen nur knappe Gerechtigkeit widerfahren läßt?

Shakespeare wird ebenso schnell abgethan, ja, Herr L'Estrange ist nahe daran, dem unsterblichen Meister jegliche humoristische Ader abzusprechen; viel fehlt nicht, um diese Unverfrorenheit zur humoristischsten Stelle des ganzen Buches zu stempeln. Demnächst kommt Ben Johnson mit seinem berühmten Stück „Every man in his humour", worin derselbe den Humor nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes definirt, gemäß jener längst verworfenen medicinischen Hypothese, daß es im menschlichen Körper vier Feuchtigkeiten (humores) gebe, von deren richtigem Verhältniß zu einander das leibliche sowol als das geistige Wohlbehagen des Menschen abhänge. Derselben Hypothese verdanken wir die Bedeutung, die heute dem Worte „Temperament" beigelegt wird. — Beaumont und Fletcher zeichnen sich durch pikante Spöttelei aus, der die etwas anstößige Ausgelassenheit jener Epoche beigemengt war. — Die Königin Elisabeth besaß eine angeborene Gabe des Humors und einige ihrer scharfen Erwiderungen sind uns aufbewahrt worden. So antwortete sie zum Beispiel einem Erzbischof, der ihr über gewisse ihrer Handlungen Vorwürfe machte und die Bibel zum Beweise dafür anführte, daß sie mehr politisch als christlich gehandelt habe, in sehr treffender Weise: Wie ich sehe, Mylord, haben Sie zwar die heilige Schrift, aber nicht das Buch der Könige studirt.

Unter Jacob dem Ersten florirten Wortspiele und der König selbst war diesem Worthumor sehr zugethan, der übrigens auch unter Karl I. als geistreich bewundert und gepflegt wurde. Die hierauf folgende Herrschaft der Puritaner verpönte zwar eine Zeit lang das Gelächter, aber ihr Rigorismus konnte nicht von langer Dauer sein und mußte einer unvermeidlichen Reaction Platz machen, wie sie der Hof Karls II. uns zeigt und die einen Rochester hervorbrachte, dessen unzweifelhafter Witz leider so scheußlich unanständig ist, daß seine Schriften in wohlverdiente Vergessenheit gerathen sind. Es wird für deutsche Leser vielleicht von Interesse sein, zu erfahren, daß Rochester der Verfasser der von Schopenhauer so oft, aber anonym citirten Verse ist:

> „Then old age and experience hand in hand
> Lead him to death, and make him understand,
> After a search so painful and so long,
> That all his life he has been in the wrong."

Dryden's Satire war schwerfällig, weniger die des Verfassers des Hudibras, Butler, der der glänzendste Repräsentant der Cavaliere war, während Milton den Geist der Rundköpfe vertrat. Zwar gehört der Hauptgedanke des Hudibras dem Don Quixote an, aber der Plan des Werkes ist original. Es bietet uns jene Mischung von Dissonanz und Harmonie und jene Stärke im Auffinden unerwarteter Analogien, die eben die geheimnißvolle Empfindung, die wir Komik nennen, hervorruft, und veranschaulicht uns die feine Bemerkung Jean Paul's, daß das Symbol des Humors „eine lächelnde Thräne" sei.

Das komische Drama der Restauration war gespreizt und gekünstelt und basirte mehr auf Witz als auf Humor. Beispiele dafür sind Etherege und Wycherley; aber obwol der Autor uns mit langen Auszügen aus ihren verschiedenen Werken beschenkt, übersieht er ihre hervorstechendsten Merkmale oder unterläßt es doch, sie aufzuzählen. Tom Brown und D'Urfey, zwei kurzweiligen, aber sittenlosen Schriftstellern derselben Zeit, ist ein unverhältnißmäßig großer Raum eingeräumt, wenn wir daran denken, welch summarisches Verfahren Shakespeare sich gefallen lassen mußte.

Vanbrugh's Stücke weisen einen bedeutenden Gehalt an derbem Humor, gemischt mit Aristophanischer Unanständigkeit, auf; aber er war geschickt in der Mache, wie nicht minder sein Freund Colley Cibber, bei welch letzterem jedoch das belustigende Element größtentheils, wie im römischen Lustspiel, durch gemeine, geldgierige Bediente vertreten war. Nach ihnen kam Congreve, über welchen Macaulay sagt, daß sein Witz den jedes komischen Schriftstellers, den die beiden letzten Jahrhunderte hervorgebracht, mit Ausnahme Sheridan's, überstrahle.

Hierauf geht der Verfasser zur Besprechung der berühmten Schriftsteller über, die wir als die Humoristen des achtzehnten Jahrhunderts par excellence zu bezeichnen pflegen: Pope, Defoe, Swift, Steele, Addison, Sterne, Smollett, Fielding und Goldsmith,

Seine Beurtheilung derselben ist seicht und unzureichend; zwar hält er sich berechtigt, das Buch, welches Thackeray über diese Männer geschrieben, mit Hohn zu übergießen, aber wir möchten doch bezweifeln, daß sich Jemand finde, der seine Selbstüberschätzung, die Arbeit des großen Novellisten verdrängt zu haben, theilt. Thackeray in „English Humourists of the 18th century" fließt über von sprudelnden Anekdoten, gesundem Urtheil und echtem Verständniß für die geistigen Eigenthümlichkeiten der von ihm besprochenen Humoristen. Lange nachdem die „Geschichte des englischen Humors" vergessen sein wird, wird man Thackeray's Buch noch immer lesen. Ebenso werden Addison's kritische Abhandlungen über Witz, Humor und Geschmack, die im Spectator veröffentlicht wurden, noch viele Bewunderer finden. Die genealogische Tabelle, die er von falschem und wahrem Humor gibt, ist bisher noch nicht übertroffen worden, und will ich sie für diejenigen Leser, denen dieselbe etwa nicht bekannt ist, hier anführen:

Echter Humor	Falscher Humor
Wahrheit	Unwahrheit
Gesunder Sinn	Unsinn
Witz — Heiterkeit	Raserei — Gelächter
Humor	Falscher Humor.

Dies stimmt mit Boileau's Definition überein, wonach Wahrheit die Grundlage allen Witzes ist.

Nun werden Charles Lamb, Sheridan, Sydney Smith, Byron, Theodore Hook und Douglas Jerrold einige Seiten gewidmet, in denen sich jedoch hauptsächlich nur Auszüge aus ihren Schriften finden, die von armseligen und unpassenden Glossen begleitet sind. Thackeray und Dickens kommen demnächst an die Reihe. Über Ersteren fällt der hochwürdige Verfasser folgendes Urtheil, das in Deutschland, wo Thackeray so viele Bewunderer zählt, wohl kaum Zustimmung finden wird:

„Er ist reich an witzigen Einfällen und Anspielungen, aber nie bringt er eine komische Scene zu Tage, und wir können kaum in allen seinen Schriften eine Episode finden, die wirklich zum Lachen reizte". Von Dickens gesteht der Autor zu, daß er Humor besitze, der jedoch ins Groteske ausarte. Wir würden statt grotesk eher possenhaft gesetzt haben, aber Herr L'Estrange wirft so leichtsinnig mit seinen Worten um sich, daß es unbillig wäre, wollten wir ihm daraus einen Vorwurf machen. Auch macht er sich die Ehre an, entdeckt zu haben, wie gewaltig Pathos mit Humor vereinigt wirken. In der That, wir haben bisher gemeint, daß der viel verachtete Shakespeare, um nicht von klassischen Schriftstellern zu reden, entdeckt hat, daß dies, wie Jean Paul sagt, das echte Merkmal des Humors sei.

Einige der Thatsachen, die Herr L'Estrange uns vorführt, sind gleichfalls erstaunlich. So schreibt er zum Beispiel: „Der Dichter Kleist, der in der Schlacht bei Kunnersdorff fiel, wurde kurz vor seinem Ende von einem heftigen Lachkrampf befallen, als er die Grimassen wahrnahm, die der ihn plündernde Kosak über seine Beute schnitt". In diesem einen Satze sind zwei Irrthümer enthalten, ein thatsächlicher und ein psychologischer. Erstens wurde Kleist, wie alle Welt weiß, bei Kunnersdorff nur verwundet und starb erst einige Tage darauf in Frankfurt a. O. im Hause des Professor Nicolai. Zweitens ist es zwar richtig, daß Kosaken den verwundeten Dichter auf dem Schlachtfelde fanden und beraubten, aber sein Gelächter, wenn er überhaupt lachte, denn wer war zugegen, um es uns zu berichten, kam ohne Zweifel von nervöser Aufregung her, die in irgend einer gegensätzlichen Äußerung Erleichterung suchte. Herbert Spencer will jedes Gelächter als eine Ableitung der Nerventhätigkeit in ein neues Gebiet aufgefaßt wissen. Daß die Überreizung der Nerven Gelächter erregen kann, ist eine psychologische Thatsache, die uns alltäglich vor Augen kommt. Wer erinnert sich zum Beispiel nicht des Schreierschen Grabmals von Adam Krafft vor der Sebaldus-Kirche in Nürnberg, wo der überwältigende Schmerz Maria Magdalenens in einem herzzerreißenden Lächeln Ausdruck findet, oder des Altarbildes von Nicolo Alunno im Vatican, wo das Antlitz des neben dem gekreuzigten Heiland stehenden Johannes durch die Heftigkeit des Schmerzes in ein Grinsen verzerrt ist?

Sollen wir die Beispiele von Irrthümern, von denen diese beiden Bände wimmeln, noch vervielfältigen? Nein. Nur noch ein Wort gestatte man uns. Weil wir uns in dem raschen Überblick des Werkes die Disposition und Eintheilung, die Herr L'Estrange für sein Thema beliebt hat, angeeignet haben, so heißt das nicht, daß wir dieselben mehr billigen als seine einzelnen Urtheile, denen wir in den meisten Fällen geradezu entgegengetreten sind.

3.

Doyne C. Bell: Die Peterscapelle im Londoner Tower.*)

Zum Tower von London gehört eine kleine Capelle; St. Petri ad Vincula oder kurzweg die Peterscapelle genannt, die reich ist an historischen Erinnerungen düsterster Art; unter den Steinplatten dieser Capelle liegen viele jener Unglücklichen begraben, deren Schuld oder Mißgeschick sie in die finstern Mauern dieses Staatsgefängnisses und von dort zu dem blutigen Schaffot auf Tower Hill geführt hat. „Es giebt wahrlich keinen traurigeren Ort auf dieser Erde als diesen kleinen Begräbnißplatz, sagt Macaulay bei der Erwähnung der Bestattung des Herzogs von Monmouth, der unter dem Communiontische der Peterscapelle seine letzte Ruhestatt fand. Hier ist der Gedanke an den Tod nicht mit der Erinnerung an Tugend und Genie und Ruhm verknüpft, wie in der Westminster-Abtei und der Paulskirche, nicht wie in unsern einfachsten Kirchen und Kirchhöfen mit Allem, was Freundschaft und Familienliebe theuer macht, sondern mit der Nachtseite der menschlichen Natur und des menschlichen Geschickes, dem rohen Triumph unversöhnlicher Feinde, dem Wankelmut, der Undankbarkeit und der Feigheit von Freunden, mit all dem Elend gefallener Größe und vernichteten Ruhmes. In einer langen Reihe von Jahren sind hieher von der rohen Hand der Gefangenwärter, ohne daß ein Leidtragender nachfolgte, die blutigen Leichen von Männern getragen worden, die einst Feldherrn, Parteiführer, die Orakel eines Senates, die Zierde des Hofes waren. An dem Fenster vorüber, wo Jane Grey betete, trug man den verstümmelten Leichnam Guilford Dudley's hierher. Edward Seymour, der Herzog von Somerset, Protector des Königreiches, ruht hier neben seinem von ihm ermordeten Bruder. Hier vermoderte der kopflose Rumpf des Bischofs von Rochester, John Fisher, und des Cardinal St. Vitalis, eines Mannes, der es verdient hätte, in bessern Zeiten zu leben und für eine bessere Sache zu sterben. Hier liegen John Dudley, Herzog von Northumberland, Groß-Admiral, und Thomas Cromwell, Graf von Essex, Großschatzmeister begraben, und auch jener andere Essex, an den Natur und Glück alle ihre Gaben umsonst verschwendet hatten, den Tapferkeit, Liebenswürdigkeit, Genie, königliche Gunst und der Beifall des Volkes zu einem frühzeitigen und schimpflichen

---

*) The Chapel of St. Peter ad Vincula in the Tower of London. By Doyne C. Bell. London, Murray.

Verhängniß führten. Nicht weit davon ruhen zwei Häupter des edlen Geschlechtes der Howard: Thomas, der vierte Herzog von Norfolk, und Philipp, der elfte Graf von Arundel. Hier und da liegen zwischen den Gräbern ruheloser und ehrgeiziger Staatsmänner zartere Dulder: Margaret von Salisbury, die letzte des stolzen Namens Plantagenet, und die beiden schönen Königinnen, welche der rasenden Eifersucht Heinrichs VIII. zum Opfer fielen. Das war der Staub, mit dem sich die Asche des Herzogs von Monmouth mischen sollte.

Vor etwa einem Jahre wurde die Capelle restaurirt, und es wurde dabei für nöthig befunden den Boden im Chorraum aufzureißen und die dort bestatteten Leichen, zeitweise wenigstens, zu entfernen. Verschiedene der dort begrabenen Personen wurden dabei identificirt; nachher wurden sämmtliche Leichen in bleiernen Särgen wieder an ihrer alten Ruhestatt beigesetzt. Ein Comité von einigen beim Tower angestellten Beamten war bei diesen Ausgrabungen gegenwärtig; dazu gehörte Doyne C. Bell, der Verfasser des obengenannten Buches, zu welchem er durch diese Veranlassung den Anstoß empfangen haben mag. Die ersten Capitel dieses interessanten Werkes sind der Geschichte der Capelle und der Beschreibung der darin enthaltenen Monumente und Inschriften gewidmet; hierbei ist das alte Begräbnißregister benutzt, welches mit dem Jahre 1551 beginnt und aus welchem der Verfasser kurze Auszüge anführt. Dann folgt der Haupttheil des Werkes, in welchem Bell die Biographien der merkwürdigsten Persönlichkeiten giebt, die in der Peterscapelle begraben liegen — es sind im Ganzen vierunddreißig.

Er hat es sich besonders zur Aufgabe gestellt, über ihre Gefangennahme und Überführung in den Tower zu berichten, sowie über ihr Leben im Gefängniß, ihren Prozeß und endlich über ihren Tod und ihr Begräbniß. Als Quellen hat er dabei, so viel als möglich, die Werke von Zeitgenossen der Verstorbenen oder von andern als Autoritäten anerkannten Schriftstellern benutzt und vielfach deren Berichte mit ihren eigenen Worten wiedergegeben; von besonderem Interesse sind viele der mitgetheilten Briefe. Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe augenscheinlich mit eben so viel Liebe und Eifer, als scharfsinnigem Urtheil, Sorgfalt und Geschick gewidmet, und fügen wir hinzu: mit dem besten Erfolge. Er giebt in dem vorliegenden Bande eine höchst interessante historische Lectüre, selbstverständlich ernster, um nicht zu sagen düsterer Art. Da er mit großer Gewissenhaftigkeit alle seine Quellen angiebt, so dürfte sein Buch auch für den historischen Forscher manchen beachtenswerthen Wink enthalten. Unter den vierunddreißig Biographien möchten wir folgende als besonders interessant hervorheben: die von Sir Thomas More, dem Kanzler Heinrichs VIII; dann von zwei anderen Opfern dieses königlichen Despoten: der schönen Anna Boleyn, Heinrichs zweiter Gemahlin, die von Vielen als die indirecte Ursache zu More's Sturz angesehen wird, und der eben so unglücklichen fünften Gemahlin Heinrichs, Katharine Howard; ferner der Lady Jane Grey, eines der ersten Opfer der blutigen Maria; — des Grafen Essex, Günstlings der Königin Elisabeth, und endlich die Biographie von James, Herzog von Monmouth, des natürlichen Sohnes und Lieblings Karls II., dem ein planloser und unbedachter Aufruhr unter Jacob II. das Leben kostete.

Das interessante Werk ist in vorzüglicher Ausstattung in einem Bande erschienen und durch einige gute Holzschnitte illustrirt.

E. R.

Niederlande.

Sleeckx' Erzählungen aus dem Matrosenviertel.

Wenige Schriftsteller in Vlämisch-Belgien haben sich der Reihe nach in so vielen verschiedenen Fächern versucht, wie Dominik Sleeckx, geboren zu Antwerpen 1818, dermalen Professor an der Staats-Normalschule zu Lier und Herausgeber der in Belgien allgemein geschätzten pädagogischen Zeitschrift „De Toekomst" (Die Zukunft).

Er hat sowohl Romane, Novellen und Erzählungen, wie dramatische und didaktische Werke geschrieben, welche alle seinem Namen in den Niederlanden zu verdientem Ansehen verholfen haben. Dabei that diese Vielseitigkeit der Gediegenheit seiner Arbeiten keinen Eintrag, vielmehr hat Sleeckx nahezu auf jedem der angeführten Gebiete einzelne Schöpfungen aufzuweisen, die geradezu als meisterhaft bezeichnet werden dürfen.

Es ist daher sowohl im Interesse des vlämischen Lesepublikums wie in jenem der niederländischen Literatur überhaupt zu billigen, daß die Ad. Hoste'sche Buchhandlung in Gent eine Gesammtausgabe der Werke dieses beliebten Schriftstellers veranstaltet. Dem ausgegebenen Prospect zufolge ist dieselbe auf ungefähr fünfzehn Bände berechnet.

Gegenwärtig liegt uns von dieser höchst gefällig ausgestatteten Ausgabe der Band vor, der die vor siebzehn Jahren zum ersten Mal erschienenen Bilder aus dem vlämischen Volksleben „In't Schipperskwartier"*) enthält.

Trotzdem Sleeckx, wie oben erwähnt, auf den verschiedenartigsten Gebieten der Literatur Tüchtiges geleistet, ist es doch bei dieser Vielseitigkeit begreiflich, daß auf einzelnen Gebieten sein Talent sich heimischer fühlt wie auf anderen. So liegt, auf dramatischem Felde, das Lustspiel seiner Naturanlage entschieden näher als das ernste Schauspiel. Sleeckx ist durchaus nicht sentimental, er hat vielmehr den englischen Humor, der die Rührung weglächeln möchte, wenn es nur immer anginge. Ebenso ist in der Prosa sein eigentliches Fach die Novelle, ganz besonders die Skizze, und zwar die Skizze aus dem Volksleben. Der unlängst verstorbene Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld hatte daher vollkommen Recht, als er in der „Illustrirten Zeitung" Sleeckx den ersten Novellisten Vlämisch-Belgiens nannte. Langathmige Erzählungen, Romane, gelingen ihm in der Regel nicht so gut. Den unbeschreiblichen Reiz, der z. B. seiner Pferdegeschichte „Miß Arabella Knox" beiwohnt, vermißt man sowohl in seinen „Plänen Peerjan's" wie in dem hauptsächlich nur durch seine Reflexionen bemerkenswerthen Romane „Paul".

Was nun „In't Schipperskwartier" anbelangt, so wären die Systematiker verlegen, welcher Literaturgattung sie diese Erzählung zuzutheilen hätten — ob dem Roman oder der Novelle —, insofern der Faden einer einheitlichen Handlung sich durch das ganze Buch hindurchzieht, ist es vielleicht dem ersten Genre zuzuweisen; auch hat, wenn wir nicht irren, bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1861, der Verfasser selber es als Roman bezeichnet. Andererseits deutet sowohl die, bei der jetzigen Gesammtausgabe beliebte Einfügung in die Abtheilung der „Novellen en verhalen", wie der vom Verfasser diesmal gewählte Paralleltitel „Bilder aus dem vlämischen Volksleben" deutlich darauf hin, daß auf der Schilderung dieses letzteren Elementes der Nachdruck ruht.

*) Tafereelen uit het vlaamsche volksleven, door Sleeckx. Derde druk. Gent 1877. Ad. Hoste.

In der That wäre für einen eigentlichen Roman die Handlung von „In't Schipperskwartier“ etwas dürftig. Flip Keusters und Jan Savoir sind Freunde von Jugend auf, beide im Matrosenviertel zu Antwerpen aufgewachsen, beide später auf demselben Fahrzeug als Matrosen bedienstet. Des Ersteren Zuneigung zu einem Mädchen aus dem „Schifferquartier“, Mie Offermans, findet den hartnäckigsten Widerstand bei seinen eignen Eltern, die ihm Rozeken Pasmans, die Tochter des wohlhabenden Käsehändlers aus der Keistraat, zur Braut bestimmt haben. Mehr noch wie dieser Widerstand seiner Eltern setzt ihn aber der durch Täuschung in ihm hervorgerufene Glaube an die Untreue seiner Geliebten, in Verzweiflung, und fest entschlossen, der heimatlichen Erde für immer den Rücken zu kehren, schifft er sich nach Amerika ein. Mittlerweile nähert sich Jan Savoir der anmutigen Tochter des Käsehändlers und gewinnt gar bald ihre Zuneigung; bevor er jedoch an eine feste Verbindung mit ihr denken kann, muß er, der ungebildete, selbst des Lesens unkundige Matrose, sich durch Lernen, dann durch Fleiß und Studium zuerst zum Steuermann und hierauf zum Schiffskapitän emporschwingen. Dann erst hält er um Rozeken's Hand an, und führt sie als seine holdselige Braut heim. Darüber sind aber Jahre vergangen, und Flip Keusters hat während dieser ganzen Zeit nichts von sich hören lassen. Seine Eltern, die längst ihren Starrsinn bereut, beweinen ihn bereits als todt, und Mie Offermans, welche, als Flip sich nach Amerika einschiffte, ein Pfand seiner Liebe unter dem Herzen trug, verzehrt sich in Sehnsucht und Gram. Da fügt es die Vorsehung, daß bei einem entsetzlichen Seesturme, welchen der junge Schiffskapitän Savoir auf einer Fahrt nach Rio Janeiro zu bestehen hat, es ihm gelingt, die Schiffbrüchigen des auf offener See zu Grunde gegangenen, nach Newyork bestimmten Dampfers „Robust“ an Bord seiner „Johanna“ aufzunehmen. Unter den auf solche Art Geretteten befindet sich auch — Flip Keusters, der, nachdem sein eigenes Schiff, die „Mary Reed“ im Meerbusen von Bengalen untergegangen war, eben über Rio Janeiro nach Philadelphia zurückkehren wollte. Daß Jan seinen Jugendfreund über dessen Irrthum hinsichtlich der Untreue Mie Offermans' aufklärt und ihn zu bestimmen sucht, mit ihm in die Heimat zurückzukehren, ist ebenso selbstverständlich, wie daß Flip Keusters dieser Aufforderung willig Folge leistet und durch sein Wiedererscheinen in Antwerpen allen Leiden seiner Eltern, wie seiner ihm treu gebliebenen Geliebten ein erfreuliches Ende bereitet.

Um diesen, mit großer Natürlichkeit und fesselnder Lebhaftigkeit vorgetragenen Stoff gruppirt der Verfasser eine Reihe trefflicher Skizzen, welche das Leben und Treiben im Matrosenviertel zu Antwerpen in ebenso anschaulicher, wie anmutiger Weise darstellen. Beinahe möchten wir sagen, in zu anmutiger Weise, denn wer auch nur flüchtige Beobachtungen im „Rietdyk“ der schönen Scheldestadt, angestellt hat, wo es von Freudenhäusern wimmelt und wo mancher Matrose in wenigen Wochen, ja zuweilen innerhalb weniger Tage, die ihm am Festlande zuzubringen gegönnt sind, die gesammten Ersparnisse einer langen, mühevollen Ostindienreise los wird, dürfte Mühe haben zu glauben, daß in jener Volksklasse so viel edle Empfindungen, so viel aufopferungsvolle Hingebung anzutreffen seien. Mit Ausnahme der neidischen Beth Schoonejans und des jungen, der Tugend der schönen Mie Offermans auf alle mögliche Weise nachstellenden Van Doren, führt nämlich Herr Sleeckx beinahe durchgehends sogenannte „schöne Charaktere“ in seine Erzählung ein: auch Kaat van den Brande, die alte Jungfer, die noch immer in der Erinnerung an ihre Jugendliebe schwärmt, ist eine seelenvolle, anziehende Erscheinung, ebenso der wackere Kapitän Dele.

Indessen, da der Verfasser uns einmal die Lichtseiten des Antwerpener Matrosenviertels gezeigt hat, so dürfen wir annehmen, daß dieselben auch thatsächlich vorhanden sind; denn Sleeckx arbeitet nicht aus der Einbildung heraus, er gelangt erst durch die Erfahrung zur Empfindung. Dazu bürgt uns seine intime Vertrautheit mit dem Volksleben seiner Vaterstadt für die Richtigkeit seiner Darstellung. Und hätte er in der That zu schön gemalt, so ist das immerhin eher verzeiblich als die übertriebene Häßlichkeit, welche das phantastische Element so vieler anderer heutiger Dichter ausmacht.

Ferd. v. Hellwald.

Polen.

Julius Słowacki als Vertreter des Pessimismus in der polnischen Poesie.

III.

Über die Stimmung Słowacki's in den ersten Jahren seines zweiten pariser Aufenthaltes giebt uns sein gerade an dieser Stelle lückenhafter Briefwechsel geringen Aufschluß. Wie immer, wenn er in neue Verhältnisse eintrat, schwankte er eine Zeitlang zwischen hoffnungsvolleren und düsteren Bildern. Der ärgerliche Streit mit Adam Mickiewicz, den wir möglichst kurz berühren wollen, trug wesentlich dazu bei, unseren Dichter in seiner pessimistischen Richtung zu bestärken.

Eilf Jahre älter, als Słowacki, war Mickiewicz bei seinem ersten öffentlichen Auftreten (1822) sofort als das Haupt der neuen romantischen Schule anerkannt und durch maßlose Huldigungen verwöhnt worden.*) Von Schmeichlern oder, um einen treffenden Ausspruch Lindau's über das Verhältniß zwischen Victor Hugo und Alfred de Musset anzuwenden, von kritiklos bewundernden Narren, deren erster Grundsatz war: Du sollst keinen anderen Dichter haben neben Ad. Mickiewicz, wurde er zur Selbstüberschätzung, namentlich aber zur Unterschätzung Anderer verleitet. Dies trat in dem Verhältniß zu seinem einzigen ebenbürtigen Nebenbuhler auffällig zu Tage. Wir kennen das abfällige Urtheil, welches Mickiewicz über die beiden ersten Bände der Dichtungen Słowacki's (1833) fällte, — ein Urtheil, unter dessen Nachwirkung dieser fünfzehn Jahre lang zu leiden hatte:**) wir wissen, wie rücksichtslos Mickiewicz in dem dritten Theil seines dramatischen Gedichtes „die Todtenfeier“ das Andenken des Stiefvaters Słowacki's bloßstellte, um nicht zu sagen, verleumdete. Die persönlichen Conflicte der beiden Dichter wurden durch den Gegensatz ihrer Richtungen verschärft, da Mickiewicz der hervorragendste Vertreter des Optimismus in der polnischen Poesie ist.

Demungeachtet hatte Słowacki die überwältigende Schönheit des „Pan Tadeusz“ von Mickiewicz bewundernd anerkannt (1834), und dieser Anerkennung vielfach rückhaltlos Ausdruck ge-

*) In einem Briefe von Czeczot vom 30. Mai 1823 heißt es von Mickiewicz: „Er meinte in einem Briefe, er brauche jetzt keine Freunde, sondern Schmeichler.“

**) Vergl. Listy Jul. Sł. Bd. II. S. 154.

leben. Als nun Slowacki zum zweiten Male nach Paris übersiedelte, fand hier am 24. December 1840 zu Ehren von Ad. Mickiewicz, welcher kurz vorher zum Professor der slavischen Literaturen am Collège de France ernannt worden war, wo er neben Michelet und Quinet eine so glänzende Rolle spielen sollte, ein Festessen statt, bei dem Slowacki den Reigen der Improvisationen eröffnete. Seine Verse waren Anfangs voll von Lob auf die Gaben des großen Gegners, gestalteten sich aber allmählich zu einer bitteren Anklage. Mickiewicz antwortete in einer glänzenden Improvisation versöhnlich, allein die „kritiklos bewundernden Narren" glaubten dem Meister einen guten Dienst zu erweisen, indem sie ihm in den Berichten über diesen Vorfall den Ausspruch unterschoben, Slowacki sei kein Dichter. Es kam zu erbitterten Auseinandersetzungen zwischen Slowacki und dem Kreise seines Gegners und bald sah sich der erstere wieder, wie vor zehn Jahren, den Anderen feindlich und einsam gegenüberstehen.

Seinen Zorn, seine Verzweiflung und vernichtende Ironie hauchte er jetzt in einer, der Form nach mit dem Byronschen „Don Juan" und dem „Namouna" von A. de Musset verwandten, übrigens durchaus originellen Dichtung „Beniowski" (Paris 1841) aus. Die Geschichte des bekannten Abenteurers dieses Namens bildet den dünnen epischen Faden der Dichtung; dieselbe besteht aber überwiegend aus lyrischen Abschweifungen, welche das poetische und politische Glaubensbekenntniß des Dichters präciser zusammenfassen, als irgend eine andere seiner Schöpfungen. Schon mit der 25sten Strophe beginnt eine Digression über die Melancholie:

„O Melancholie, Nymphe, wo bist du geboren! Bist du die Krankheitsgöttin des Jahrhunderts? Woher kamst du zu uns? Was ist die Ursache, daß du jetzt sogar das Landjunkerthum ansteckst? Nymphe, unter deiner Führung habe ich selbst eine herrliche Fahrt zurückgelegt und bin heute wahrlich kein Pole, sondern ein echter Byronist!

„Etwas schuld daran trägt meine Jugend, etwas die Gräber, die sich in Polen mehren, etwas die ewige Einsamkeit des Lebens, etwas die feurigen Geister, die schrecken, indem sie die Gebeine der Gräber zeigen, welche sich am Tage des Gerichtes zusammenfügen und klappernd, weinend und winselnd herumtrippeln werden, bis sie endlich den Herrgott mürbe machen."

Dann folgt eine bissige Strophe gegen die Jesuiten und der Dichter fährt also fort: „O Polen, wenn du auferstehen, aber so sein solltest, wie du es heute bist und mit dem vermaledeiten Wasser getauft, das kein Hund mag und nicht einmal die Schlange mehr trinkt, wenn du, ritterliche Gestalt, unter die Völker gehen solltest, wie die kriechende Schlange und dem heimtückischen Italiener gleichen, o, dann bleibe lieber, was du bist, ein Aschenhaufen großer Menschen!"

Der Aristokratie ruft er im dritten Gesange zu: „Auch Euch, die Ihr, aus dem Paradies des Adels herabgestiegen, Aristokraten verstellt, traurige Eulen, die Ihr im Lebensspiel als Atout das As zu schlagen vermeint, selbst wenn es ein Herz hat und mit Lorbeer geschmückt ist, auch von Euch nehme ich Abschied ohne das Schwert des Ritters und lache laut auf, obschon mir das Herz bricht! Wäre doch unter Euch eine Brust nicht nach dem Maße des Schneiders, sonders des Phidias geformt! Wäre doch eine Brust, wie die des Memnon! Wenn auch nur eine einzige! Ha! das erschreckt Euch? Kosciuszko ahnte Euch, als er rief „finis Poloniae!" Von seinem Kreuz herab rief er das und Euer Herz begriff es und stirbt mit diesem Gedanken."

Noch schärfer spricht sich Slowacki über den Adel in dem Gedicht: „An den Verfasser der drei Psalmen" (1846) aus.*) „Einst — heißt es dort — waret Ihr hunderttausend Edelleute von Gestalt und Herz. Ich kannte nur noch Einen und das ganze Volk kannte nicht mehr. An Qual des Herzens, an edlen Absichten, wenn auch ohne Erfolg, an großer, stolzer, stiller Trauer, durch Ruhm und Freigebigkeit war er ein echter Edelmann. Heute blieb Euch auch dieser (Fürst Adam Czartoryski) nicht, er verleugnete seine Würde und ging unter die Könige, um hinzusiechen. Heute ist er nicht mehr und seid Ihr nichts mehr."

Seinem Verhältniß zur Emigration gelten unter anderen folgende Strophen des V. Gesanges: . . . „Hier frägst du mich, Leser, an was ich glaube? Wenn ich es sage, wird großer Lärm entstehen. Also höre, dieser Reim, der spottet oder flucht, hat, wie die Verse Dante's, ein politisches Credo. Mit dem Herzen des Heiden glaube ich an die Poesie Shakespeare's und Homers. Ich glaube an den einzigen Sohn der Republik, Mochnacki mit Namen, — der Tropf, der sich unter seinen großen Träumen vom Dictator kreuzigen ließ! Ich glaube, daß er in menschlicher Gestalt geboren wurde und zu dem großen Gericht ging, welches Klarheit verschaffen sollte. Auf dem Wege dahin kehrte er bei der Aristokratie ein und blieb in dieser Hölle ohne Feuer drei Tage. Dann sichtete er unter den Brüdern die Guten von den Schamlosen. An ihn glaube ich nach den beiden ersten Bänden seines Evangeliums und ferner an alle Heiligen der Emigration und an ihren Verkehr mit dem heiligen Geiste des Volkes, so wie an die Vergebung der Sünden unserer Feldherrn und an die Wiederauferstehung des unter Herodes gewählten Reichstags, der das überzeugendste Phänomen der Auferstehung der Leiber sein wird! Endlich glaube ich, um die Zukunft unbesorgt, an dieses Reichstags ewiges Leben. Amen! Das Amen würgt mich, wie das Amen Macbeths!" . . . .

Das abfällige Urtheil über die Emigration wiederholt sich in den Schriften Slowacki's sehr oft. Wie oben bemerkt, sprach er schon in den ersten Zeiten seines ersten pariser Aufenthalts von „Marmor-Herzen." Fünfzehn Jahre später, am 2. Februar 1846, meint er in einem Briefe an seine Mutter: „Ich verglich ihr (der in Sibirien Internirten) Schicksal mit dem unseren und der Vergleich fiel nicht zu unseren Gunsten aus. Sie sind ruhig, zufrieden mit dem, was sie gethan, und leben jetzt, wie gewöhnliche Menschen. Ein Glas Thee, eine Partie Whist, eine trauliche Unterhaltung beim knisternden Feuer — daraus besteht ihr Glück. Glaube mir, Theure, daß wir das Leben schwerer tragen und daß es unter uns Viele giebt, denen jedes Glück als unsinnig erscheint."

In religiöser Hinsicht blieb der Pessimismus Slowacki's beim Deismus stehen. O Gott! sagt er im V. Gesang „Beniowski's", wer dich auf den weiten Steppen der Ukraine nicht fühlte, wer dich auf Golgatha nicht fand, aber dich im Gebet und guten Werken sucht, „der wird, ich glaube, dich finden und ich wünsche den Menschen von kleinem Herzen demüthigen Glauben und sanften Tod. Jehova's von Blitzen funkelndes Antlitz ist von riesenhaftem Maße. Wenn ich die aufgedeckten Erdschichten durchmustere und die Gerippe sehe, welche gleich Standarten vernichteter Heere in Riesengräbern ruhend das Dasein Gottes bezeugen, dann sehe ich, daß er nicht nur der Gott der Würmer ist und der kriechenden Geschöpfe. Er liebt den rauschenden Flug von Riesenvögeln und legt dem freien Roß keine Zügel an. Er ist der feurige Federbusch auf stolzem Helme. Eine große That versöhnt ihn oft, nicht eitle Thränen, vergossen auf der Schwelle der Kirche."

*) Leipziger Ausgabe IV, 481.

Den Kritikern und Dichtern, „denen heute die Menge zujauchzt," wird an verschiedenen Stellen „Beniowski's" im ätzenden Stile der „Englischen Barden und schottischen Kritiker" heimgeleuchtet. Diese Apostrophen riefen auf dem polnischen Parnaß eine gewaltige Bewegung hervor und trugen wesentlich dazu bei, den bis dahin unbeachteten Dichter allgemein bekannt zu machen. Besonders heftig spricht er gegen Mickiewicz. Der Gegensatz ihrer Richtungen wird in einer der letzten Strophen des V. Gesanges festgestellt: „Der alte Riemen wurde zu dem Bekenntniß gezwungen, daß ich groß bin und daß wir dem Ruhme entgegengehen. Doch forderte er: Er gehe den Weg, den wir wandeln. Ha, ha, mein Sänger, wohin geht Ihr denn? Welcher Leuchtthurm führt Euch? Entweder versinket Ihr im Chaos des Slaventhums oder treibt Ihr die durch Donner erweckten Gedanken der dreifachen Krone zu. Ich kenne Eure Häfen und Buchten. Aber ich werde Euch auf die trügerischen Bahnen nicht folgen, sondern meinen Weg gehen und das Volk wird mit mir sein."

In derselben Zeit, wie „Beniowski", entstand das erst aus dem Nachlasse*) des Dichters veröffentliche Drama „Nowa Dejanira", welches ebenfalls auf pessimistischen Voraussetzungen fußt. Die der höheren polnischen Gesellschaft entlehnten Hauptfiguren sind durchaus unsympathisch. Zwar wird der Knoten zur Befriedigung dieser Personen gelöst, allein um den Preis des Lebens eines Menschen, welcher trotz seiner Halbwildheit höher steht als die Vertreter einer Pseudo-Civilisation.

Das oben erwähnte deistische Bekenntniß Słowacki's, welches übrigens in seinen Briefen und Dichtungen stets durchklingt, hätte ihn gegen mystische Verlockungen sicher stellen sollen. Dennoch erlag er ihnen. Im Jahre 1840 erschien in Paris der noch jetzt in der Schweiz lebende Mystiker Towianski, dem es alsbald durch zweideutige Mittel gelang, viele Koryphäen der polnischen Emigration, vor allem Mickiewicz, für seine Secte zu gewinnen. Im Juli 1842 scheint sich ihm auch Słowacki genähert zu haben. Am 18. März 1843 schreibt er der Mutter: „Das Verlangen nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Glauben lebte stets in meinem Herzen, daher mein Hohn über die Welt, daher die Verzweiflung und Einsamkeit, denn ich hielt die Zeit für weit entfernt, in welcher die Menge oder wenigstens eine auserlesene Schaar sich im Namen Gottes versammeln und ihm einen neuen Bund abzwingen könnte. Siehe da, diese Zeit ist da, die Menschen sind erschienen" u. s. w. Słowacki trat der Secte bei, wurde ein eifriges Mitglied und näherte sich damals seinem Gegner Mickiewicz. Zwar dauerte die Verirrung nicht lange, denn schon im März 1845 fühlte sich Słowacki von der „epidemischen Krankheit" geheilt, doch übte diese Episode auf seine dichterische Schaffungskraft, welche in den Jahren 1839 bis 1842 ihren Höhepunkt erreichte, die nachtheiligste Wirkung aus und beraubte ihn seines einzigen Freundes, des Grafen Sigismund Krasinski.

In den letzten vier Jahren seines Lebens (1845—1849) unterliegt die Stimmung Słowacki's vielfachen Schwankungen. In seinen Briefen herrscht Resignation vor, er spricht nicht einmal mehr vom Ruhm, der ihm seit seiner Jugend als Leitstern vorschwebte. Andererseits gestalteten sich seine äußeren Lebensschicksale in dieser Zeit günstiger. Er gewann einige neue Freunde, darunter den nachmaligen Erzbischof von Warschau, Felinski, welcher gegenwärtig in der Verbannung zu Kasan lebt, den galizischen Dichter und Reichsraths-Abgeordneten Ujejski, u. A.; richtete sich in Paris wohnlich ein und unternahm jedes Jahr einen Ausflug nach Trouville oder Ostende. Das Erträgniß seiner Bücher steigerte sich von Jahr zu Jahr, so daß er die mütterliche Unterstützung nicht in Anspruch zu nehmen brauchte und immer noch einige Tausend Francs zur Verfügung hatte. Endlich ging auch sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung, indem er im Mai 1848 mit seiner Mutter in Breslau zusammentraf...

„Niemals war es dem menschlichen Geist auf Erden so schwer wie jetzt" — ist eine der letzten Betrachtungen Słowacki's, der am 3. April 1849 im vierzigsten Lebensjahre starb. Unter den wenigen Landsleuten, welche ihm das letzte Geleit auf den Kirchhof von Montmartre gaben, befand sich Mickiewicz nicht. Die beiden größten polnischen Dichter blieben sich, so oft sie auch das Schicksal zusammenführte, fremd, feindlich. Ihr gegenseitiges Verhältniß erinnert vielfach an dasjenige zwischen Victor Hugo und Alfred de Musset und bildet einen auffallenden Gegensatz zu dem schönen Freundschaftsbunde von Schiller und Goethe.

Der Conflict zwischen den beiden polnischen Dichtern beruhte auf zwei ganz verschiedenen Weltanschauungen. Mickiewicz fußt noch ganz in der alten, harmlosen, selbstzufriedenen Stimmung des polnischen Volkes, welche nur, insofern die politische Unabhängigkeit in Frage kam, gestört war, sonst aber sich siegreich behauptete. Die geistige Entwickelung von Ad. Mickiewicz fällt auch in die verhältnißmäßig günstigste Zeit von 1815—1830, er reifte schon damals zum ganzen Mann und Dichter, so daß die politischen Ereignisse des Jahres 1830 keinen bestimmenden Einfluß auf seine Lebensauffassung auszuüben vermochten. In allen philosophischen und socialen Beziehungen verharrte die Generation, welcher Mickiewicz angehörte, noch auf dem alten Standpunkte — ihr Weltschmerz ging nicht tief, ihren philosophischen Bedürfnissen genügte der Kant'sche Idealismus, ihr demokratisches Programm blieb noch immer weit zurück hinter dem des „polnischen Robespierre", Hugo Kollontaj. Auf diese Generation wirkte daher auch — wenn wir von Malczeski absehen — der von Byron ausstrahlende Pessimismus nur poetisch anregend, ohne den ganzen Menschen zu erfassen.

Durch vorwiegend angenehme, wenn auch nicht glänzende Lebensverhältnisse in seiner optimistischen Richtung bestärkt, sah Mickiewicz überall die guten, schönen und harmonischen Seiten des Lebens und der Natur. In einem reizenden Gedichte, das er in Lausanne niederschrieb, vergleicht er sich mit dem Schweizersee, der den Blitz wiederspiegelt, aber nach dem Sturm groß, klar und rein, wie zuvor dasteht. „Die Felsen starren und drohen, die Wolken ergießen sich in Regenströmen, der Blitz zuckt und verschwindet, ich fließe, fließe und fließe." Słowacki dagegen meint einmal, Gott habe sich ohne Zweifel vergriffen, da sein Herz für einen die Alpenhöhen einsam umkreisenden Adler bestimmt gewesen sei. Alle Dichtungen von Mickiewicz durchzieht ein vertrauensvoller, hoffnungsreicher Grundton, wenn er sich auch oft mit Wehmut paart. Glaube, Liebe und Hoffnung bilden sein System. Er fühlte sich darin so heimisch, so sicher, daß er zwei Jahre nach der Unterdrückung des Aufstandes, sein Hauptwerk „Pan Tadeusz" dichten konnte, das an heiterer, idyllischer Ruhe vergebens seines Gleichen sucht.*)

In allen diesen Dingen befand er sich im schroffen Gegensatz zu seinem jüngeren Nebenbuhler. Słowacki ist der Vertreter eines neuen in sich weniger zufriedenen und selbstgefälligen Geschlechtes. Als er seine dichterische Laufbahn betrat, war der er-

*) Lemberg. 1866. 3 Bde.

*) Allenfalls könnte man den Pan „Tadeusz" mit den vier letzten Gesängen des byronschen „Don Juan" vergleichen.

bitterte Kampf zwischen Classicismus und Romantik zu Gunsten der letzteren entschieden. Romantiker zu sein, genügte nicht mehr, um als Pionier des Fortschritts zu gelten. Kaum hatte er das Jünglingsalter erreicht, als der dürftige Rest nationaler Unabhängigkeit, unter deren Schutz sich die Schule von Ad. Mickiewicz entwickelt hatte, zusammenbrach. Słowacki liebte sein Volk so heiß, wie irgend einer seiner älteren Zeitgenossen. Er konnte aber die gesellschaftlichen Zustände, welche einen so großen Theil der Schuld an dem tragischen Falle hatten, nicht mehr willig hinnehmen, sich nicht mehr in den Gedanken finden, daß die Realität auf eine gerechte und zweckmäßige Weltordnung schließen lasse.

Wie groß daher auch der Gegensatz zwischen den beiden bedeutendsten Dichtern Polens war, so erscheint derselbe doch vollkommen logisch und für die polnische Poesie fruchtbar. Beide waren im Recht und Beide im Unrecht. Das Überwiegen des Scepticismus und Pessimismus Słowacki's würde die polnische Literatur mit lauter düsteren Nachtbildern anfüllen, in denen das Volk vergebens Trost suchen würde; das Geschlecht, welches sich ausschließlich in den Anblick der ewig heiteren, azurblauen Fluten, wie sie Mickiewicz hervorzaubert, versenken würde, könnte sich zum Verständnisse des tiefen Ernstes des Lebens nicht emporschwingen. E. Lipnicki.

Rußland.

Taras Schestschenko.

Ein junger Student der Moskauer Hochschule war es, der mir die Bekanntschaft mit Schestschenko vermittelte. Von seiner weichen, melancholisch klingenden Stimme hörte ich zuerst jene wundersamen „Dumken", mit denen der kleinrussische leibeigene Dichter sich seinen Platz auf dem russischen Parnaß erstritten — und die Augen des Vorlesers leuchteten und sein bleiches Gesicht röthete sich in echter Begeisterung. Wer kennt Schestschenko? Franzos hatte wol Recht, diese Frage aufzuwerfen, als er jüngst das Bild des unglücklichen Sängers wieder auffrischte. Wer kennt ihn? Sein Name ist diesseits und jenseits der russischen Gränzmarken ein fast verschollener. Schestschenko schläft, in den Boden seiner geliebten Ukraine gebettet, seit fast siebzehn Jahren den letzten langen Schlaf. Nur der Wind, der über die Steppe fährt, rauscht ihm den Grabgesang dumpf und traurig. Selten nur singt noch hie und da einer aus dem Volke eine seiner Dumken, ohne zu wissen und zu fragen, wer ihm das Lied auf die Lippen gelegt. Das menschliche Gedächtniß ist kurz, das russische zumal. Aber die wenigen, die Schestschenko kennen, halten das Gedächtniß des unglücklichen Sängers werth, sein Geschick macht sie traurig und treibt ihnen die Zornesröthe in's Gesicht.

Dem jungen Moskauer Studenten verdanke ich es, daß mir Schestschenko's Name nicht mehr fremd klang, als ich jüngst in dem verdienstvollen Franzos'schen Essai über die kleinrussischen Dichter sein Bild erneuert fand. Einige Jahre früher (1870) erschien in Czernowitz eine liebevolle Studie von Georg Obrist, die auch einige Lieder Schestschenko's in treuer Übertragung enthält, an der wir das feinsinnige dichterische Gefühl des Übersetzers bewundern. Damit ist meines Wissens Alles erschöpft, was in Deutschland zur Kenntniß des Dichters gethan ist. Und diese Zeilen beanspruchen nichts weiter, als auf jene beiden Arbeiten von Neuem hinzuweisen. Man lasse sich nicht abschrecken durch den ertödtenden Hauch moskowitischer Luft, der aus dieser Leidensgeschichte uns entgegen weht. Es ist ein lehrreiches Stück Geschichte, „halbasiatischer" Culturgeschichte, deren erschütternde Wahrheit nicht erst der Kunst des ethnographischen Novellisten bedarf, um unser Mitgefühl zu wecken.

In „dem Lande, wo die Vermögen nach Seelen abgeschätzt werden"; als Leibeigener geboren, hat Schestschenko eine Jugend durchlebt, wie sie nur in dem voralexandrinischen Rußland durchlebt werden konnte.

Als er im Jahre 1832 nach St. Petersburg kam, um Maler zu werden, war er bereits ein achtzehnjähriger Jüngling. Seine Kindheit hatte er in dem Dorfe Kereliwka (im Gouvernement Kiew) verträumt. Sein Vater war Leibeigener eines Deutschen Namens Engelhard. So oft als möglich entfloh der Knabe dem Elend im Hause, schweifte auf der Steppe umher, oder lauschte in dem nahegelegenen Lebedinski'schen Kloster den Erzählungen eines alten Mönches, der noch ein Zeuge gewesen von dem Aufstande des ukrainischen Volkes gegen die Polen (1768) und empfing hier die bleibenden Eindrücke seines Lebens, die später auch auf seine Dichtungen von bestimmendem Einfluß waren. Dann kam die Lehrzeit, die harte, erniedrigende Lehrzeit. Der Knabe wird einem Kirchensänger übergeben, einem Säufer von Profession, der seinen Schüler quält, unmenschlich quält, bis dieser bei Nacht und Nebel davon läuft. Bei seinem nächsten Lehrherrn, einem Diakon in Lisianka, der zugleich Kirchenbilder malt, ergeht's ihm nicht besser. Verbittert und enttäuscht kehrt er in sein Heimatdorf zurück. Nur Eins hatte er gelernt, Eins, das ihm das Unglück seines Lebens schuf! den Ekel vor jeder Bedrückung und den Stolz, der sich gegen jede Knechtschaft aufbäumte. Nun nimmt sein Herr den anstelligen Burschen als Zimmerkosaken in sein Haus. Neben den niedrigen Dienstleistungen, die jetzt seines Amtes sind, beschäftigt sich der Knabe damit, die Bilder in den Zimmern seines Herren zu copiren. Das Leben draußen in Wald und Feld hatte sein Auge für die Erscheinungen geschärft, ein lebendiges Naturgefühl war ihm aufgegangen, und das geübte Auge des Malers kam später dem Dichter zu Statten. Er begleitet seinen Herrn nach Wilna und dort werden eines Tages seine malerischen Spielereien entdeckt; auf seine inständigen Bitten läßt sich sein Herr bereit finden, ihn nach Petersburg zu einem Maler in die Lehre zu schicken. Mit einem Empfehlungsbriefe an den Maler Szerajew tritt der weltfremde Jüngling in die große Stadt ein. Die Freundschaft mit einem Priester Namens Soszenko wird entscheidend für sein Leben: seiner Initiative verdankt Schestschenko die Befreiung von der Leibeigenschaft. Shukowski, der damals im Zenith seines Ruhmes stand, bot hierzu seine Hand. Um die Loskaufssumme von 2500 Rubeln, über die man sich mit Schestschenko's Herrn geeinigt, aufzubringen, ließ er sich von dem Maler Brylow porträtiren. Das Bild wurde verloost und von dem Ertrage wurde am 22. Mai 1838 Schestschenko's Freiheit erkauft. Er tritt nun in die Akademie der Künste ein, aber schon beginnt in ihm der Maler und der Dichter um die Herrschaft zu streiten. Mit dem ganzen Eifer eines Autodidakten fängt er, ein vierundzwanzigjähriger Jüngling, zu lernen an. Der frische Hauch der Freiheit verscheucht die Verbitterung, die bis dahin seine Brust beklemmt hatte; es beginnt eine Zeit ernsten Strebens und fröhlichen Schaffens und im Jahre 1840 wirft der junge Poet sein erstes Büchlein unter dem Titel „Kobzar" („Sänger") auf den literarischen Markt. Auf den Beifall der tonangebenden Moskauer Kritik konnte er aller-

dings nicht rechnen. Ein kleinrussischer Dichter! Wer reitet so spät durch Nacht und Wind! Aber das Büchlein mit seiner eigenartigen Physiognomie ließ sich nicht todtschweigen. Diese Vaterlandsliebe, diese glühende Anhänglichkeit an seine Mutter, die schöne Ukraine, das allein wirkte befremdend, weil so wenig zu dem officiellen Tone stimmend, und nun gar diese socialen Bilder auf düsterstem Hintergrunde, Anklagen zum Theil furchtbare Anklagen gegen die bestehenden socialen Verhältnisse: wahrlich, wenn man sich die literarischen Zustände jener Tage vergegenwärtigt, so bewundert man den Mut des Jünglings, der auf den hoffähigen russischen Parnaß diese trotzigen, diese demokratischen Sprößlinge zu pflanzen wagte.

Rußlands öffentlicher Zustand war damals trübselig und verzweifelt. Seit Beginn der vierziger Jahre herrschte Grabesstille in der russischen schönen Literatur. Kaum, daß die Censur noch etwas zu thun fand. Man hat freilich, wie der Verfasser der „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft" einmal mit bittrer Ironie bemerkt, auch aus Nicolaus einen Förderer der Wissenschaft und Kunst machen wollen. Shukowski war ja Geheimrat, Puschkin kaiserlicher Kammerjunker und Historiograph Peters I. und Gogol, dem später verhungerten, berühmten Satiriker, hatte die kaiserliche Gnade eine Pension ausgeworfen. Mit der Wiederkehr jedes neuen Jahres regnete es Orden und Titel. Aber ist es nöthig auf die dunkle Kehrseite dieses officiellen Schimmers hinzudeuten? Ich erinnere an die bekannte Literaten-Statistik Alexander Herzen's: in dreißig Jahren — von 1825 bis 1855 — seien die drei bedeutendsten russischen Poeten durch Meuchelmord oder Duellmord um's Leben gekommen, einer von ihnen, Lermontoff in der Verbannung, wohin er geschickt worden, weil er in einem leidenschaftlichen Gedicht die Bestrafung von Puschkin's Mörder verlangt hatte; noch drei andere starben in der Verbannung, zwei verloren den Verstand, einer endlich, der unglückliche Rylejeff endete durch Henkershand. Dem literarischen ebenso, wie dem materiellen und politischen Aufschwung waren damals unübersteigliche Hindernisse in den Weg geworfen. Eine Kette einschneidender Repressivmaßregeln erstickte alles schaffende Leben. Die denkenden Geister langten allmählich bei der Verneinung aller gegebenen Zustände an und vereinigten sich zu einer ohnmächtigen Opposition gegen das System, das erst nach Nicolaus Tode mit der Aufhebung der Leibeigenschaft bankerott erklärt wurde. Shukowski erfreute sich allerdings der dauernden Gunst des Kaisers; er war weltklug genug, mit dem herrschenden System einen Compromiß zu schließen, seinen Jugend-Liberalismus abzuschwören und sich auf den Standpunkt der völligen Anerkennung des status quo zu stellen.

Scheftschenko könnten wir jener obenerwähnten trostlosen Literaten-Statistik anreihen. Er hat den Zorn des Czaren empfinden müssen, wie kaum ein Anderer. Warum sollte das Blut so warm in seinen Adern, warum schlug sein Herz so heiß für die Sache des armen leibeigenen Volkes gegen seine Unterdrücker, die auch ihm einst so viel Zwang und Unrecht angethan? Die eigenen Jugenderinnerungen ließen sich nicht auslöschen. Der Hauch rätselhafter Schwermut, der auf der russischen Volksseele liegt, verdichtete sich bei ihm zu schmerzlichen, zu trostlosen Bildern. Er ist, wenn man nun einmal den heute üblichen Schulausdruck brauchen soll, Pessimist. Der Pessimismus begleitet mit Nothwendigkeit die realistische Auffassung, welche gegenwärtig durch die russische Literatur geht. Was Shelley, der große Schmerzenssänger, in Worten ausgesprochen, die keine Menschenzunge überbieten kann, daß der Schmerz das Weltbewußtsein — denselben Klang vernehmen wir, wenn wir Turgenjew aufschlagen, oder Nikolaj Pawloff, oder unsern kleinrussischen Sänger; aber ohne den hoffnungsfreudigen Hauch, der durch das Leiden Shelley's weht, dessen „Knirschen zugleich ein Athem der Zukunft" ist. — Man hat Turgenjew's Pessimismus aus seiner Nationalität abgeleitet. Bei Scheftschenko erscheint dieser Beweis noch leichter. Das Bewußtsein des Weltbruchs, der Dualismus der zwei Seelen in der Brust, zu dem Faust erst durch Reflection gelangt, ist slavische Lebensempfindung. Scheftschenko's Pessimismus ist völlig frei von dem Einflusse Byron's, ist völlig unabhängig von den Gedankenkreisen Schopenhauer's: unserm Dichter ist er das Ursprüngliche, Gegebene. Ich stimme Obrist bei, wenn er den Dichtungen Scheftschenko's, die man etwa „Dorfgeschichten in Versen" nennen könnte, den ersten Rang einräumt.

Es sind künstlerisch vollendete Bilder, sociale Dichtungen ohne alle tendenziöse Rhetorik, aber gerade in der Schlichtheit der Darstellung liegt die erschütternde Wirkung dieser dunklen Nachtbilder. Diese socialen Stoffe sind Scheftschenko's eigentliche Domäne. Er deckt rücksichtslos die Schäden der russischen Gesellschaft auf. Oft schaudern wir vor den moralischen Abgründen, in die wir schauen müssen, aber diese trostlosen Zustände sind für den Dichter ein fruchtbarer Boden, auf dem seine schönsten Dichtungen erblühen. Soll ich den Inhalt einiger dieser Gedichte wiedergeben? Das gelingt nur bei schlechten Gedichten, ohne daß sie zuviel einbüßen. Wer aber das Obrist'sche Büchlein zur Hand nehmen will, wird unschwer die Dichtungen finden, die ich im Sinne habe. In den kurzen, knappen Bildern, wie „die Lilie", „die zwei Pappeln", oder in dem tiefdunklen „die Ertränkte" zeigt sich die Eigenart Scheftschenko's am reinsten, während in den größeren, langathmigeren Epen, vor Allem in den „Haidamaken", der grauenvolle, bluttriefende Stoff das poetische Kunstwerk schädigt. Aller Glanz der Schilderung kann uns mit dem Zuviel des Unschönen und Gräßlichen nicht versöhnen. Das Gedicht behandelt den Aufstand des ukrainischen Volkes gegen die Polen, der in den grauenvollsten Metzeleien erstickt wurde. Eine warme Heimats- und Freiheitsliebe weht uns aus dem Liede entgegen. Der thatenarmen Gegenwart mit ihrem Mangel an Begeisterung und Freiheitssinn weist es ein Bild der ruhmreichen Vergangenheit.

. . . . Einst, ach! lebte herrlich sich's in der Ukraine!
Wenn wir deß gedenken, sänftigt sich vielleicht das Herzweh . . . .

Das Eingangslied, die frische, lebenswarme Schilderung des armen, leibeigenen Jarema, der später ein berühmter Haidamaken-Führer wird, ist mit des Dichters Herzblut geschrieben; hat er doch ebenso das Joch der erniedrigendsten Verhältnisse tragen müssen, ebenso heimlich in die unerträglichen Zügel geknirscht und sein Loos verwünscht.

„Dennoch weint er nicht, nicht weint er; denn ein grauser Drache
Schlürft ihm durstig weg die Thräne und bedrückt die Seele
Und zerfleischt das Herz ihm. „Thränen ihr, o kleine Thränen.
Weg das Weh wohl würdet ihr mir spülen. Spült es weg doch!
Schwer ist, ach! und bang mir! Göße man das blaue Meer selbst.
Selbst den Dniepr drüber, selbst der Dniepr wär' zu wenig!"

Erschütternder ist wohl das schmerzliche Weh der Rechtlosigkeit niemals ausgesprochen werden!

Im Jahre 1840 finden wir den Dichter in seiner Heimat. Dieser Aufenthalt sollte verhängnißvoll für ihn werden. Die Freundschaft mit einem Grafen Jacob Balmen, einem Franzosen, der als Ukrainer naturalisirt war, wurde sein Verderben. In jener Zeit, wo ein Lermontoff verbannt wurde, weil er die Bestrafung von Puschkin's Mörder verlangte, wo ein Turgenjew in's Gefängniß wanderte, weil er in einem Zeitungs-Nekrolog

Hegel einen großen Mann genannt, in jener Zeit genügte es, der moskowitischen Regierung mißliebig zu sein, um von ihr vernichtet zu werden, Balmen wurde lediglich aus diesem Grunde als gemeiner Soldat in die kaukasische Armee gesteckt. Da macht sich Schewtschenko's Erbitterung über diesen Gewaltact in dem schönen Gedichte „Kaukas" Luft, und das genügt, um ihm das gleiche Schicksal zu schaffen. Als gemeiner Soldat wandert er 1847 nach Orenburg. Zorn und Gram werden der Quell neuer Lieder, zornige Sturmrufe schleudert er hinaus ohne Rücksicht auf die Gefahr neuer Maßregelungen; der gemeine Soldat steht da als ein Vorkämpfer seines geknechteten Stammes mit ungebrochenem Freiheitssinn. Aber die russische Regierung verstand die Kunst, mißliebige Geister abzustumpfen und unbequeme unschädlich zu machen. Schon im folgenden Jahre finden wir den Dichter in Orsk in Sibirien, zwei Jahre später auf dem Fort Marszlak am asiatischen Ufer des kaspischen See's. Hier hat er sieben Jahre als gemeiner Soldat zugebracht, sieben Jahre des kräftigsten Mannesalters. Als es endlich seinen einflußreichen Petersburger Freunden gelang, seine Befreiung zu erwirken, konnte der Festungskommandant allerdings melden, der Mann sei jetzt unschädlich. Den tödtlichen Krankheitskeim brachte er mit in die Freiheit. Zehn Jahre als ein Opfer der Tyrannei an den Kaukasus geschmiedet, von ohnmächtigem Ingrimme über sein unverdientes Geschick verzehrt: das war wohl im Stande, die Kraft des Sängers zu brechen. Aus dem letzten Jahre seiner Festungszeit haben wir ein schönes Lied, eine Weihnachtsepistel an einen Freund. In guten Stunden solle er nicht des unglücklichen Gefangenen gedenken,

> .... Aber, wenn die Trauer Dir als Gast naht
> Um auch Nachts bei Dir zu nisten, dann zu Rat, o Bruder,
> Zieh mich, der da weilt gefangen, fern von Dir am Meere. —
> Dann des Unglücksfreundes denke, der mit Elend ringend
> Nach die schmerzerzeugten Dumen bergen und sein Herzweh ...

Der Czar hatte seinen Zweck erreicht. Als Schewtschenko im Jahre 1859 nach Petersburg zurückkehrte geistig und physisch geschwächt, barg er seine Verbitterung und seinen ungebrochenen Freiheitssinn stumm in der Brust. Der zornige Liedermund war verstummt. War's ein Wunder, daß die lange Gefangenschaft die Jugendfrische, die in seinen früheren Schöpfungen pulsirt, ertödtete und daß auch seine poetische Kraft erlahmte? Der Freiheitsänger war unschädlich gemacht. Der Zorn des Czaren hatte sein Opfer gefordert. Noch einmal besuchte Schewtschenko seine heißgeliebte Ukraine. Zwei Jahre später, im Jahre 1861 bettete man ihn als einen stummen Mann in ihren Boden. Man erfüllte damit einen Wunsch, den er einst in einem schönen Liede ausgesprochen hatte:

> Wenn ich sterbe, so begrabt mich
> Auf dem Grabeshügel
> Mitten in der weiten Steppe
> Meiner Ukraine.

Und wie ein Vermächtniß des Todten klingt es zum Schluß jenes Liedes:

> .... Begrabt mich
> Und erwacht und sprenget
> Eure Ketten, tränkt mit schlechtem
> Feindesblut die Freiheit.
> Und im großen Kreis, im freien,
> Neuen, sollt ihr meiner
> Auch gedenken, nicht mit bösem,
> Doch mit stillem Worte ....

Waldemar Kawerau.

Kleine Rundschau.

— **Shakespeare: De lostgen Wiewer von Windsor en't Plattdietsche äwersett von Robert Dorr***). Den Getreuen, welche einem entthronten König die besten Kräfte ihres Lebens widmen, hat nie Anerkennung noch Verehrung fehlen dürfen, so lange ihr Eifer sich damit begnügte, ihm zu dienen und sein Gedächtniß zu ehren. Wenn sie aber den fruchtlosen Kampf gegen die Gewalt der Geschichtsentwickelung begannen und seine Nachkömmlinge auf den fast verfallenen Thron zu heben suchten, haben sie sich stets vergriffen und ihrem Ideal selbst die Sympathie verscherzt, welche dem edlen Unterlieger gebührte.

So dürfen die Bewohner der Nord- und Ostseekante Deutschlands wohl bedauern, daß das kräftige Plattdeutsch immer mehr aus dem Gebrauch verschwindet, dürfen sich mit vollem Rechte freuen, wenn plattdeutsch gedachte und geschriebene Bücher überall, selbst in Süddeutschland, Jubel und Entzücken erregen, und verdienen Lob und Dank für ihr Bemühen, ihre liebe Heimatssprache vor weiterem Verfall zu schützen, aber zum Traum einer plattdeutschen Odyssee, eines plattdeutschen Shakespeare sollten sie besser sich nicht erheben. Bruchstücke aus solchen Dichtungen eignen sich vortrefflich zur plattdeutschen Bearbeitung; aber das Ganze wird in solcher Form nur etwas sein wie Ananas, die in einem Treibhaus gezogen worden. Sie sehen nach Ananas aus, aber sie schmecken nicht so.

Abgesehen davon, daß durch das Herüberholen und Übersetzen aus fremden Literaturen die Kraft des Plattdeutschen zu originaler Production nicht dargethan wird, erscheint auch gerade die von Doer getroffene Wahl keine glückliche, weil Sir Hugh Evans, der wallisische Pfarrer, und gar Dr. Cajus, der französische Arzt, ihre Idiome mit dem Plattdeutschen der Elbinger Niederung vermengend, geradezu unerträglich sind.

Es thut mir leid, der so liebevoll unternommenen und sauber durchgeführten Arbeit von Robert Dorr mit hartem Widerspruch entgegentreten zu müssen; ich hoffe aber, daß er selbst bald Gelegenheit giebt, ein eigenes, mit eben solchem Fleiße und so hingebender Liebe geschriebenes, wirklich, d. h. original und ganz plattdeutsches Werk freudig anzuerkennen. Dann wird er auch nicht solcher Trompetenstöße noch solcher „Linjendanzerie" (Seiltänzerei) bedürfen, wie sie sein Gönner in dem Vorwort zu „de lostgen Wiewer," wahrlich nicht zum Vortheil von Dorr's immerhin hübscher Arbeit, ausgeführt hat.

Reinhard Mosen.

— **Swallow Flights.** Diese Gedichte, von einer amerikanischen Dichterin, Louise Chandler-Moulton, zeichnen sich durch solch tiefempfundenen Ausdruck, eine solche Innigkeit und Zartheit des echten Gefühls aus, daß Referent sich nicht enthalten kann, einige Proben daraus mitzutheilen.

How long?

> If on my grave the summer-grass were growing,
> Or heedless winter-winds across it blowing,
> Through joyous June, or desolate December,
> How long, sweetheart, how long would you remember —
> How long, dear love, how long?

*) Met'nem Värword von Klaus Groth. Liegnitz, 1877. Th. Kaulfuss.

For brightest eyes would open to the summer,
And sweetest smiles would greet the sweet new-comer,
And on young lips grow kisses for the taking,
When all the summer-buds to bloom are breaking —
How long, dear love, how long?

To the dim land where sad-eyed ghosts walk only,
Where lips are cold, and waiting hearts are lonely,
I would not call you from your youth's warm blisses.
Fill up your glass and crown it with new kisses —
How long, dear love, how long?

Too gay in June you might be to regret me,
And living lips might woo you to forget me;
But oh, sweetheart, I think you would remember
When winds were weary in your life's December —
So long, dear love, so long.

At the Last.

Come once, just once, dear Love, when I am dead —
Ah, God! I would it were this hour, to-night —
And look your last upon the frozen face
That was to you a summer's brief delight.

The silent lips will not entreat you then,
Nor the eyes vex you with unwelcome tears;
The lone, sad voice will utter no complaint,
Nor the heart tremble with its restless fears.

I shall be still — you will forgive me then
For all that I have been, or failed to be:
Say, as you look, „Poor heart, she loved me well,
No other love will be so true to me".

Then bend and kiss the lips thall will not speak —
One little kiss for all the dear, dead days —
Say once, „God rest her soul!" then go in peace,
No haunting ghost will meet you in your ways.

— **Wir Beide, Graham und ich.***) Wir Beide, Graham und ich, ist eine „christliche" Erzählung im besten Sinne des Wortes, die durch ihre innige, einfache Sprache, und durch ihren bedeutsamen Gedankengehalt manchen religiös gestimmten Leser ansprechen und befriedigen wird. Sie ist durchaus frei von Sentimentalität, von allem Gesuchten und Gekünstelten und unterscheidet sich dadurch schon höchst vortheilhaft von andern Erzählungen ähnlicher Gattung. Auch liegt ihr keine Absichtlichkeit zu Grunde, nichts Polemisches oder Tendenziöses wird den Leser verstimmend berühren. Die einfache Geschichte eines frommen Ehepaares, das in innigster Liebes- und Glaubensgemeinschaft verbunden ist, würde schon an und für sich durch ihre lebendige Wahrheit interessiren, wenn sie auch nicht blos als Fassung diente für den Kern des kleinen Werkes, welches ernste und tiefe Betrachtungen über die wichtigsten Fragen des christlichen Lebens enthält, meistens in Gesprächsformen. Diese Betrachtungen knüpfen sich auf die natürlichste Weise an die äußern und innern Erlebnisse der beiden Eheleute: ihr häusliches Glück, den Verlust ihres einzigen Kindes, die Annahme eines Pflegekindes, die Krankheit des Mannes, endlich den Tod des Gatten und die Trauer der Wittwe um ihn. Man wird selten ein so schönes klares Bild echt christlichen Wesens finden wie in diesem Büchlein, das bei dem Verfasser Gleichgesinnten die wärmste Sympathie, bei Andersdenkenden immerhin eine gewisse Anerkennung für die Lauterkeit und Reinheit seiner Gesinnung und deren edlen Ausdruck finden wird. Besonders hervorzuheben ist die Zartheit und taktvolle ruhige Besonnenheit, mit welcher die höchste Hoffnung des Gläubigen, das zukünftige Leben, besprochen wird; da ist nichts von Überschwänglichkeit, von schwärmerischer Phantasie und gewagter Speculation; die Hoffnungen, welche die betreffenden Personen aus den Verheißungen der heiligen Schrift schöpfen, werden von ihnen rein nach ihrer individuellen Auffassung, nicht als maßgebend für Andere, wenn auch mit freudiger Zuversicht ausgesprochen, und das Bekenntniß: „wir wissen es nicht", zieht dem Fluge des Gefühls immer in maßvoller Weise eine Schranke. Die Übersetzerin hat sich durch ihre sorgfältige und gelungene Übertragung ein dankenswerthes Verdienst erworben; nur eine Bemerkung erlauben wir uns an sie zu richten: man sagt im Deutschen nicht, wie im Englischen, gut mit oder liebevoll mit Jemanden sein, man ist gut zu einem oder gegen einen Andern. — Ferner klingt aus dem „Amerikanischen" befremdlich; warum nicht aus dem Englischen, in welcher Sprache doch das Original geschrieben ist; wenn der Verfasser auch Amerikaner ist, so schreibt er doch in englischer Sprache, eine „amerikanische" giebt es nicht, man müßte denn an den speciellen Jargon einiger Districte denken, oder an einige specifische amerikanische Wendungen, die aber keine Sprache ausmachen, und überdies hat die Übersetzerin an dergleichen jedenfalls nicht gedacht, sondern nur daran, den amerikanischen Ursprung der Erzählung zu zeichnen.

E. R.

— **Lothringische Volksmärchen***). Unter den verschiedenen Sammlungen von Volksmärchen, welche mit Rücksicht auf wissenschaftliche Zwecke veröffentlicht worden, verdient die vorliegende besondere Beachtung wegen der großen Sorgfalt und Umsicht, mit der sie alles vorhandene Material sichtet und zusammenstellt. In Folge dieser eingehenden Behandlung liefern diese Volksmärchen, die von dem Herausgeber und seiner Schwester in einem einzigen Dorfe gesammelt worden, wieder einen entscheidenden Beweis für den innigen Zusammenhang, in welchem die gesammten indoeuropäischen Volksüberlieferungen stehen, die sich in den meisten Fällen auf orientalische Quellen zurückführen lassen. Die vier bis jetzt vorliegenden Hefte, Auszüge aus der Romania, müssen Jedem willkommen sein, der sich mit einschlagenden Studien beschäftigt, wegen der Reichhaltigkeit und Vollständigkeit der Anmerkungen, in denen bei jeder Nummer die ganze Reihe des Verwandten aus der ungemein reichhaltigen Literatur über dieses gegenwärtig mit so ausgesprochener Vorliebe betriebene Fach angeführt wird. Überraschend ist der Reichthum an Stoff der doch nur in einem einzigen Dorfe (Montiers-sur-Saulx, village du Barrois) gesammelten Märchen, wie schon die vorliegenden Hefte beweisen, deren Fortsetzung, wenn sie Herr Cosquin in dieser umfassenden Weise weiterführt, ein unentbehrliches Hülfsmittel für alle derartigen Studien zu werden verspricht.

M. B.

Mancherlei.

Gerrit Smith, by O. P. Frothingham. Die Geschichte von Gerrit Smith's Leben ist nicht reich an aufregenden und merk-

*) Aus dem Amerikanischen. Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Leipzig, Böhme und Drescher.

*) Contes Populaires Lorrains, par Emmanuel Cosquin. Paris, 1877. F. Vieweg.

würdigen Verfällen. Das Hauptinteresse liegt in dem Manne selbst und in seinem außergewöhnlichen Charakter. Er war vom Beginne an mit der Antisclavereibewegung identificirt, und verwandte seine Zeit, seine Gesundheit und sein Geld zum Zwecke der Emancipation der südlichen Neger. Sein hervorragender Zug war Philanthropie, die er dem Schwachen und Unterdrückten nicht allein in Amerika, sondern auf der ganzen Erde zu gute kommen ließ. Herr Frothingham erzählt diese Biographie mit aller Kraft und Beredtsamkeit, die ihm zu Gebote steht, und erweist dem starken religiösen Zug in Herrn Gerrit Smith's Charakter volle Gerechtigkeit, ohne sich durch seine eigenen unabhängigen Ansichten im Geringsten beeinflussen zu lassen. Das Buch enthält manche Züge, welche dem Erforscher der Zeitgeschichte reiches Interesse bieten werden. Es bietet sowohl einen Beitrag zu unserer Geschichte wie die Schilderung eines ebenso seltenen wie schönen Charakters. (P's Weekly).

Die neue amerikanische Folk-lore Society soll die Absicht haben, als erste Frucht ihres Bestehens eine Übersetzung von Jacob Grimm's „Deutsche Mythologie" herauszugeben.

Unter den von William D. Howells herausgegebenen ausgewählten Autobiographien ist jetzt auch erschienen: Memoirs of Edward Gibbon, Esq. With an essay by W. D. Howells. Gibbon's Memoir wird dadurch interessant, daß er der Verfasser von „Decline and Fall of the Roman Empire" war. Sein Leben war ereignißlos und er bildet keine hervorstechende Gestalt in der Geschichte seiner Zeit. Dennoch wird seine Autobiographie überaus interessant durch die Naivetät, mit welcher der große Historiker von den Enttäuschungen und Erfolgen erzählt, welche die Summe seiner Existenz sehr gleichmäßig ausfüllten. Die Geschichte seiner Jugendliebe zu Mademoiselle Curchod, spätere Madame Necker und Mutter von Fr. von Staël, ist naiv amüsant. Lächelnd liest man, mit welcher Vernunft er dem jungen Mädchen, auf Befehl seines Vaters, entsagte, und „als Liebender seufzte", während er „als Sohn gehorchte", und wie seine Wunde „allmählich durch Zeit, Abwesenheit und neue Lebensgewohnheiten geheilt ward". Herrn Howells Essay ist, wie gewöhnlich, eine der anziehendsten Partien des Buches. (Publisher's Weekly).

In Amerika (bei Wm. F. Gill & Co. Boston) erscheint eine Fortsetzung zu Daniel Deronda, unter dem Titel „Gwendolen, or Reclaimed". Wer der kühne Nebenbuhler und Nachfolger von George Eliot sein mag, ist noch Geheimniß.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Balfour, M. A.: The Development of Elasmobranch fishes. London, Macmillan & Co. 21 s.

Gillmore, P.: Great Thirst Land: a Ride through Natal, Orange Free State, Transvaal, and Kalahari Desert. With a Frontispiece. London, Cassell. 21 s.

Lewis, A.: Salthurst 3 vols. London, Tinsley & Co. 31 s. 6 d.

Parkes, E. A.: Manual of Practical Hygiene. London, Churchill. 18 s.

Pierce, G. A.: The Dickens Dictionary: a Key to the Characters and Principal Incidents in the Tales of Charles Dickens. London, Chapman. 10 s. 6 d.

Rapier, R. C.: Remunerative Railways for New Countries. With some Account of the First Railway in China. Illustr. London, Spons. 15 s.

Wake, C. S.: Evolution of Morality: being a History of the Development, of Moral Culture. 2 vols. London, Trübner. 21 s.

II. Französisch.

Bernard, Claude: La Science expérimentale. Paris, J. B. Baillière & fils. 4 fr.

Lehr, E.: Eléments de Droit civil russe. Paris, Plon. 8 fr.

Rossignol, J. P.: Des services, que peut rendre l'archéologie aux études classiques. Paris, Labitte. 10 fr.

III. Amerikanisch.

Ames, D. T.: Compendium of Practical and Ornamental Penmanship. New-York. 25 s.

Bartlett, J. R.: Dictionary of Americanisms. Boston. 20 s.

Bowditch, H. J: Public Hygiene in America. Boston. 12 s. 6 d.

Goodyear, W. A.: The Coal Mines of the Western Coast of the U. St. San Francisco. 15 s.

Hall, C. F.: Narrative of the North Polar Expedition, U. S. ship Polaris. Washington. 42 s.

Jones, J. P.: Report of the Commission on the Relative Value of Gold and Silver, the Double Standard, and Resumption. Washington. 3 s.

Little, A.: Early New England Interiors. Sketches in Salem, Marblehead, Portsmouth, and Kittery. Boston. 30 s.

Loring, G. B.: The Farm-Yard Club of Jotham: An Account of the Families and Farms of that Famous Town. 70 Illustrations. 12 s.

Palliser, G. & Ch.: American Cottage Homes. New-York. 25 s.

Raymond, R. W.: Statistics of Mines and Mining in the States and Territories West of the Rocky Mountains. Washington. 14 s.

Report and Accompanying Documents of the U. S. Monetary Commission. Vol. I. Washington. 12 s.

Riley, C. V.: The Locust Plague in the U. S. — A Treatise on the Rocky Mountains Locust. illustr. Chicago. 6 s. 6 d.

Sabin, J.: A Bibliography of Bibliography. New-York. 7 s. 6 d.

Southall, J. C.: The Recent Origin of Man, as Illustrated by Geology and the Modern Science of Pre-historic Archaeology. Philadelphia. 30 s.

Stillman, J. D. B.: Seeking the Golden Fleece: A Record of Pioneer Life in California. San Francisco. 15 s.

IV. Italienisch.

Annuario scientifico ed industriale. 1877. Part. I. Milano, Treves. 4 l.

Calvi: Curiosita storiche e diplomatiche del secolo decimottavo. Milano, Vallardi. 10 l.

Giudizio penal davante e pretori per l'avvocato A. Scevola. Mortaro, Bolto. 8 l.

Malagola, C.: Della vita e della opere di Ant. Urceo. Bologna, Fava e Garagnani. 12 l.

Praga, E.: Trasparenze Fantasma. Torino, Casanova. 4 l.

Vasari, Georgio: Opere; con nuove annotazione e commenti de Gaetano Milanesi. Tomo I. Firenze, Sansoni. 8 l.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spalt. Zeile mit 25 Pf. berechnet.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

F. d. Redaction verantwortlich. Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Begründet von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 30. März 1878. [No. 13.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Bärenbach: Herder und Darwin.*)

Ein Verdienst der Aufklärung ist es, dem mittelalterlichen Freiheitsbegriff entgegen getreten zu sein. Man hatte gemeint, daß Freiheit und Gesetz einander ausschlössen, daß Gott, wenn er an Gesetze gebunden wäre, ein beschränktes unfreies Wesen wäre; man hatte ihn somit als absolute Willkür gedacht. Dagegen stritt die Aufklärung. Sie wies darauf hin, daß Vernunft und Güte die Willkür ausschlössen, daß Gott als höchstes Gut auch die Treue zum Guten, daß er nicht nur Gesetzgeber, sondern auch Gesetzerfüller, die höchste Verwirklichung des Sittengesetzes sei. Kant's Idealismus brachte diese Bestrebungen zu einem wissenschaftlicheren Abschluß, doch rühmt Herder von Spinoza Ähnliches. Im vierten Gespräche seiner Schrift: „Gott. Einige Gespräche über Spinoza's System" sagt er: „Gründlich beweist es Spinoza, daß, wenn man Freiheit für tolle, blinde Willkür nimmt, der Mensch eben so wenig, als Gott selbst, den edlen Namen der Freiheit verdiene; vielmehr gehöre es zur Vollkommenheit der Natur Gottes, daß er auf diese Art nicht frei sei, das ist, daß er eine blinde Willkür nicht kenne, wie es denn auch zur Vollkommenheit seiner Werke gehört, daß tolle Willkür aus der ganzen Schöpfung verbannt ist. Sie wäre (um auch mit dem Reichstage zu Augsburg zu reden) eine gotteslästerliche Lücke in der Schöpfung, und für jedes Geschöpf, das sie besäße, ein zerstörendes Übel." Im dritten Gespräch rühmt Herder von Spinoza, daß er die Bahn gebrochen habe: reine Naturgesetze zu entwickeln, ohne sich um particulare Absichten Gottes dabei zu kümmern. Es heißt dabei: „Wer die Naturgesetze zeigen könnte wie nach innerer Nothwendigkeit aus Verbindung wirkender Kräfte in solchen und keinen anderen Organen unsere Erscheinungen der sogenannten todten und lebendigen Schöpfung, Salze, Pflanzen, Thiere und Menschen, erscheinen, wirken, leben, handeln, hätte die schönste Bewunderung, Liebe und Verehrung Gottes weit mehr befördert, als der aus der Kammer des göttlichen Rates predigt, daß wir die Füße zum Gehen, das Auge zum Sehen haben u. s. w. Solch ein Naturforscher, der die Beschaffenheit der Dinge selbst untersucht und auf die ihnen wesentlich eingepflanzten Gesetze merkt, findet in jedem Punkt der Schöpfung den ganzen Gott, d. i. in jedem Ding eine ihm wesentliche Wahrheit, Harmonie und Schönheit, ohne welche es nicht wäre, und auf welche also seine Existenz mit innerer, zwar einer vorübergehenden und bedingten, dennoch aber in ihrer Art ebenso wesentlichen Nothwendigkeit gegründet ist, als auf welcher unbedingt und ewig das Dasein Gottes ruht." Im fünften Gespräch sagt Herder: „Die Gottheit, in der nur eine wesentliche Kraft ist, die wir Macht, Weisheit, Güte nennen, konnte nichts hervorbringen, als was ein lebendiger Ausdruck derselben, mithin selbst Kraft, Weisheit, Güte sei, die ebenso untrennbar das Wesen jedes in der Welt erscheinenden Daseins bilden."

Diese Gewißheit, daß Gottes Dasein selbst auf wesentlicher Nothwendigkeit ruhe, daß Gottes Güte nur ebenfalls Gutes in's Dasein rufe, weckte nicht nur das Streben jener Zeit, die Welt als die beste, vollkommenste Schöpfung aufzuzeigen, sondern auch das weitere Streben, den Gang der Gesetze, die Entwicklung der Dinge der Natur zu erforschen. Und so dürfen wir sagen, daß mit der Klärung des Freiheitsbegriffes und damit der Gottesidee, die Möglichkeit der Naturwissenschaft gewonnen war. In der That wurde erst seit der Reformation, seit welcher Zeit begonnen wurde, die Freiheit als Sittlichkeit zu denken, auch an Naturgesetze gedacht. Weder die Griechen, noch die Araber hatten eine Ahnung von Naturgesetzen, so sehr sie auch von der Vorstellung einer blind wirkenden Nothwendigkeit beherrscht waren; und das Mittelalter konnte den Gedanken an Naturgesetze nicht aufkommen lassen, da die Freiheit Gottes als Willkür gedacht wurde und nachdem die Ansicht herrschend geworden, daß seit der ersten Sünde die Schöpfung an der von Gott gesetzten Reinheit verloren hätte. Nun aber erwachte die Gewißheit, daß wie in Gott, so auch in der Natur der Geist der Gesetze ohne Hemmung wirksam sei, und sofort erwachte auch das Streben, den gesetzlichen Lauf der Dinge in der Natur zu erforschen. An ihren Geschichten der Menschheit machten zuerst Lessing und Herder dies Problem für das Denken lebendig. Beide aber unterscheiden sich, wie später Fichte und Schelling. Lessing hielt sich vorzugsweise an das ethische Gebiet und erstrebte begriffliche Erkenntniß, Herder aber umfaßt die ganze Welt und zwar als einen Organismus, worin alles Einzelne zur Einheit verbunden ist und worin der Mensch als Schooßkind der Erde am Ende der vorausgegangenen physischen oder Naturentwicklung steht. Daher mußte bei ihm überhaupt die physische Seite der Entwicklung in den Vordergrund treten, dabei aber begnügte er sich freilich oft mit poetischen Bildern, mit intuitiver, statt mit begrifflicher Erkenntniß. Steht Herder daher in Hinsicht dieses Strebens nach Erkenntniß hinter Lessing zurück, so ging er doch in dem Umfang des Gebietes, das er durchforschte, weit über Lessing hinaus, und man begreift die anstaunende Begeisterung, die seine Ideen

*) Friedrich von Bärenbach: Herder als Vorgänger Darwin's und der modernen Naturphilosophie. Beiträge zur Geschichte der Entwicklungslehre im 18. Jahrhundert. Berlin, 1877. Theobald Grieben.

zur Philosophie der Geschichte der Menschheit erregten, welche von Stein zu Krystall, zu Metall, zu Pflanzen, zu Thieren, zu Menschen eine fortschreitende, stets höher entwickelte Organisation nachweisen wollten. Die gesammte speculative Philosophie, der deutsche Idealismus strebte von jetzt an danach, die ganze Welt als die Entwicklungsgeschichte eines einheitlichen Urgrundes aufzuzeigen.

Mit dem Verfall des Idealismus ward auch der Gedanke der Entwicklungslehre vergessen oder doch verachtet, da es hieß: die Einzelstudien seien noch zu gering, um jetzt schon das Ganze zu umfassen. Da ward durch Darwin wieder die Gewißheit geweckt, daß die Einzelstudien ohne den Blick auf das Ganze ungenügend seien, daß selbst die Erforschung der Entwicklung des Einzelnen die Betrachtung des Ganzen zur Nothwendigkeit mache. Seit dieser Zeit sind vielfache Hinweise geschehen, daß der Gedanke der Entwicklung in der deutschen Philosophie vielfachste Verbreitung habe; aber grade auf Herder, den eigentlichen Vater der Geschichte der Naturentwicklung oder der Schöpfungsgeschichte, wurde am wenigsten hingewiesen. Deshalb freut es uns, daß Herr von Bärenbach diese Lücke ergänzte, daß er durch seine Schrift das Verdienst Herder's wieder zur Erinnerung bringen, ins Licht setzen wollte. Da ihrem Zweck entsprechend, die Schrift nur Belege aus Herder's Werken, besonders den Ideen, bringt, so ist nicht nöthig, näher in das Einzelne einzugehen. Es genügt, auf diese kleine, klar, lebendig und anregend geschriebene Schrift hingewiesen, sie empfohlen zu haben. Möge ihre Verbreitung die Ideen Herder's neu erwecken!

Eine Erweiterung hätten wir der verdienstvollen Schrift noch gewünscht; so z. B. eine Parallele zwischen Herder und Darwin in Betreff der Mächte, durch die sie die Entwicklung geschehen lassen. Interessant ist es jedenfalls, daß der dem idealistischen Lager angehörende Herder ein Bild aus der physikalischen Empirie, die Polarität des Magneten, benutzt, um sich die Möglichkeit der Entwicklung vorzustellen; wogegen der Empiriker Darwin sein Bild aus der Ethik, aus der socialen Frage nahm: den Gedanken des Kampfes ums Dasein. Interessant wäre der Hinweis, wie im Idealismus eine Zeit lang alle Entwicklung aus der Polarität, aus der Differenzirung der Einheit in ihre Gegensätze erklärt werden sollte, und wie im Empirismus man eine Zeit lang glaubte, die Rede vom Kampf ums Dasein löse alle Räthsel.

Zweifelhaft erscheint es uns ferner, ob wir dem geehrten Verfasser zustimmen sollen, wenn er Herder einen Deisten nennt. Nicht zu leugnen ist ja, daß Herder von der deistisch-aufklärerischen Strömung seiner Zeit beeinflußt war, doch halten wir mehr dafür, daß er Spinozist oder Pantheist war. Und weil wir dieser Ansicht sind, so möchten wir auch nicht sagen, daß Herder, obgleich Vater der natürlichen Schöpfungsgeschichte, ein Vorgänger der modernen Naturphilosophie sei. Ein Vorgänger wäre er nur, wenn er dieselben Bahnen ginge wie die Modernen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Herder's Entwicklungsschooß ein Geist der Güte und Vollkommenheit ist, während die moderne Naturphilosophie von einer Summe von Kräften und Stoffen ausgeht, die in blinder Nothwendigkeit sich äußern und wirken.

L. Weis.

Frankreich.

Chantelauze: Le cardinal de Retz et l'affaire du chapeau.*)

Die literarische und historische Forschung hat sich in neuerer Zeit mit Vorliebe der politischen Sturm- und Drangperiode der Regierung Ludwigs XIV. — der Fronde — zugewendet. Mehrere Persönlichkeiten, die jener geräuschvollen Epoche angehören und damals eine bedeutende Figur spielten, haben neuerdings geistreiche und gründliche Biographen gefunden. Wir erinnern unsere Leser nur an Victor Cousin, der in den letzten Tagen seines schreiblustigen Lebens der Philosophie zu entsagen schien, um sich in die Heldinnen der Fronde, und besonders in die Herzogin von Longueville zu verlieben, und der schönen leichtfertigen, selbst nach dem Tode umschmeichelten und die Herzen erobernden Fürstin eine berühmte Biographie zu widmen.

Und in der That bietet jene Zeit, mit ihrem verworrenen Thun und Treiben, Stoff genug zu interessanten Schilderungen. Wie viele Kabalen und Intriguen werden uns mit Behagen von den auf uns gekommenen Memoiren erzählt. Sie sprechen uns von der Zeit, da mit neuem Eifer, ja mit einer gewissen Wut die Verschwörungen wieder angezettelt wurden, welche Richelieu gewaltsam unterdrückt hatte. Die Zeit ist vorüber, wo der große Cardinal, wie er selbst dem La Vieuville sagte, alles was ihm in den Weg trat, niedergemäht und dann mit seinem rothen Leibrock zugedeckt hatte: man sieht, wie sich ein entschiedener Frondeur ausdrückt, auf den Stufen, von welchen der strenge und drohende Richelieu die Menschen mehr niedergeschmettert als beherrscht hatte, einen dem Anschein nach milden, gutmüthigen Mann. Der Adel wagt es, einen Theil der königlichen Gewalt an sich zu reißen; das Parlament, stolz und gebieterisch geworden, einem Emporkömmling gleich, möchte gern die Rolle eines römischen Senats oder eines englischen Parlaments spielen: Edelleute und Juristen verbinden sich, um Mazarin zu stürzen. Aber in dem bewaffneten Aufstand gegen den Minister und die Königin, die ihn liebt, ist kein Ernst und echte Männlichkeit; alles an der Fronde ist eitel, frivol, ja kindisch. Obgleich Manche zu den Waffen greifen, um sich von der Steuerlast los zu machen oder die provinziellen Freiheiten wieder zu erlangen, obgleich manche Pariser Spießbürger sich auf den Barrikaden tödten lassen und schon einzelne Stimmen laut werden, die man als die Vorboten einer demokratischen Revolution ansehen darf, so ist doch die Fronde keineswegs mit solch gewaltigen Empörungen zu vergleichen, welche ein Reich in seinen Grundfesten erschüttern. Der einzige Condé gibt dem Streit etwas Gewaltiges und Schreckliches; ihm einzig und allein dankt die Fronde ihre furchtbare Tragik; mehr als einmal erfüllt er den Hof mit Todesangst; im letzten Augenblick, mit den Spaniern verbunden, von Turenne nach Paris zurückgedrängt, entfesselt er, um die Stadt in den verzweifelten Kampf hineinzuziehen, die wilden Leidenschaften der Pariser Menge, die das Rathaus überschwemmt und mit Blut besudelt; und diese schauderhafte Scene ebenso wohl wie die gleich darauf folgende Schlacht in der Vorstadt Saint Antoine bereitet dem Lustspiel der Fronde ein gräßliches Ende.

Aber, nimmt man Condé, den grausamen und mit Soldatenblut verschwenderischen General aus, der damals, wären ihm die Macht und Entschlossenheit zu eigen gewesen, dieselben Ansprüche wie der Herzog von Guise erhoben hätte, so darf man

*) 2 vols. Paris, Didier & Co.

den andern Personen, welche bei den Unruhen der Fronde mitwirkten, keine ernsthaftere Rolle zuschreiben. Lächerlich sind die Philister, die eine schwere Rüstung anlegen und sich an Zucht und Ordnung nicht gewöhnen können, die plump und unbeholfen marschiren und beim ersten Anblick des Feindes das Hasenpanier ergreifen. Lächerlich ist der alte Broussel, dessen alte Magd um Rache schreit und das Volk gegen Mazarin aufbringt, der aber, aus dem Gefängniß entlassen, wie ein römischer Kaiser empfangen wird von der zujauchzenden Menge. Macht man sich nicht mit echt französischem Leichtsinn über die Niederlagen lustig, ebenso wie ein Jahrhundert später im siebenjährigen Kriege Soubise's Schlappen durch Gassenhauer und Spottlieder verhöhnt wurden? Den Feind, den man nicht besiegt, besingt man satirisch; Pamphlete in endloser Zahl gehen von Hand zu Hand, um sich in Schmähungen aller Art gegen die Königin und den Minister zu ergießen. Die vornehmsten Frauen betheiligen sich an dem Kriege, der ihrem romanhaften Geist Nahrung giebt; sie finden ihr Vergnügen daran, den Schlachten beizuwohnen und, wie die Prinzessin von Montpensier, zugleich Kanonen abzufeuern und mitten im Waffenlärm Liebesintriguen zu spinnen. Die Herzogin von Longueville nimmt im Rathaus ihren Wohnsitz, und, von windigen ausschweifenden Seigneurs umgeben, scheint sie die Königin von Paris zu sein; ja, dem ernsten Turenne verdreht sie den Kopf, und der sterblich verliebte Kriegsmann folgt der koketten Aufwieglerin in alle Wagnisse und verrätherischen Abenteuer der Schilderhebung. Condé selbst hat sich zu dieser Zeit gänzlich verändert und seiner ungestümen, lasterhaften Natur freien Lauf gelassen; er nimmt ein herrisches, hochfahrendes Wesen an, und der Sieger bei Rocroi und Lens wird zum Bramarbas.

Mitten in dieser Verwirrung und der Entfesselung aller gesetzlosen Elemente thut sich ein Mann hervor, welcher lebendiger, charakteristischer als alle andern die Züge aufweist, wodurch sich die Anstifter und Urheber der Fronde auszeichnen: Paul de Gondi, gewöhnlich der Cardinal von Retz genannt, der unruhige Mann, den der Historiker Chantelauze längst zum Gegenstand seiner Forschungen und nun zum Helden eines vortrefflichen Buches gemacht hat.

Wie man weiß, war Paul de Gondi der Neffe und auch zugleich der Coadjutor des Erzbischofs von Paris. Gegen seine Neigung und obgleich er, wie er sagt, die ungeistlichste Seele von der Welt besaß, mußte er in den Priesterstand treten. Die Tugenden der Mutter, die Lehren und Beispiele seines Erziehers Vincent de Paul hatten keine Gewalt über das glühende, sich gegen allen religiösen Glauben sträubende Gemüt. Aber vergeblich ließ er nichts unversucht, ein Stein des Anstoßes zu werden; vergeblich wurde er zum Raufbold und Wüstling und meinte, indem er sich der Schlemmerei ergab, den Vater zu erweichen; er mußte sich in den Chorrock schicken: dazumal das gewöhnliche Loos der Zweitgeborenen, welche ihre Familie von Kindesbeinen an dem geistlichen Stande widmete. Er bekannte sich denn auch, wie Chantelauze bemerkt, zu der Zügellosigkeit seiner Sitten: gleichsam unbefangen und ohne Vorurtheil, spricht er von dem Heiligsten als ein großer Herr, der sich alle Freiheiten herausnimmt und sich über alle Regeln der Gesellschaft hinwegsetzt. Er ist, sagt Chantelauze, ein Don Juan, der mit Allem sein Spiel treibt, ja großartiger als Don Juan, weil er, eben als Priester, etwas doppelt Dämonisches hat. In der That betrachtet er die Welt als ein Theater und alle Menschen, die in der Welt leben, als Schauspieler. Er selbst denkt nur daran, seine Rolle gut zu spielen; als Abt sitzt er nur im Parterre; später aber, als Erzbischof von Korinth, steigt er auf die Bretter und bewegt sich, ein geschickter und geübter Komödiant, auf der Bühne des Lebens. Hat er doch stets Ausdrücke gebraucht, die nach dem Theater schmecken, und alles was er that, wie einen dramatischen Stoff behandelt, indem er die einzelnen Scenen nicht nur mit großer Kunst einrichtete und selbst mit aller Leidenschaft spielte, sondern auch seine Vertrauten und Mitschuldigen ihre Rollen aufs beste einstudiren ließ, immer darauf bedacht, seinen Unternehmungen das vollkommenste scenische Gewand zu geben.

In einer originellen Einleitung hat Chantelauze den Charakter des berüchtigten Gondi gezeichnet. Die Natur hatte ihn mit vielen Gaben ausgestattet; er war geistvoll und beredt und, mit gründlichen Kenntnissen versehen, wußte er sich der Feder ebenso gut zu bedienen wie mit dem Degen umzugehen. Er, der Skeptiker, predigte mit großem Erfolg gegen die vernünftelnden Geister, welche die Geheimnisse der Religion ins Klare setzen wollen; er, der hochstrebende, stets von ehrgeizigen Plänen erhitzte Mann, beklagte einmal von der Kanzel herab mit kraftvoller Eloquenz die Eitelkeit der Menschen, welche sich von dem betrügerischen Glanz irdischer Größe blenden lassen; er, der abgefeimte Heuchler, der stets seine Absichten verhüllte und lebenslang eine Maske trug, hat in einer Predigt mit treffenden Zügen die Gleißner und Tartüffes seiner Zeit geschildert.

Man muß aber nicht glauben, Retz sei nur ein wirrer, unruhiger Kopf, ein ewiger Störenfried gewesen, der sich darin gefallen habe, Bürgerkriege zu entfachen. Die meisten Geschichtsschreiber, sogar die Zeitgenossen des Cardinals, z. B. der scharfsinnige Larochefoucauld, der Verfasser der Maximen, der doch das Verborgenste der menschlichen Natur ergründet hat, fast Alle haben uns an die Ansicht gewöhnt, Retz sei ein Intrigant, ein Herostrates „au petit pied" gewesen, der mit Freude Zerwürfnisse am Hof gestiftet und überall Zwietracht angeschürt habe. Freilich hat Retz fast sein ganzes Leben Praktiken und Pfiffen gewidmet, und in der Intriguenkunst war er ein solcher Meister geworden, daß er, selbst in der Verbannung, in der größten Angst und Noth, dem schlauen Mazarin durch die Ränke, die er fortwährend zu schmieden wußte, furchtbar blieb. Ja, er fühlte sich nur behaglich, wenn er Schleichwege betrat, auf denen er einem Feinde den Untergang bereiten konnte, und am glücklichsten war er, wenn er mitten in einem Aufruhr erschien und ruhig und lächelnd die Meuterer nach Belieben aufhetzte oder zurückhielt.

Dieser Mann aber, wie Chantelauze schlagend bewiesen, hatte einen Zweck, den er durch alle Mittel zu erreichen strebte. Wohl hat er die Frondeurs durch sein ansteckendes Beispiel, durch seine feurigen Reden, durch den Anblick der aus seiner Tasche guckenden Pistole, „seines Breviers", angespornt; wohl hat er dem Volk den Herzog von Beaufort vorgestellt, eine Puppe mit blondem Haar, die der durchtriebene Prälat, einer von den geschicktesten in der politischen Marktschreierei, hin- und herdrehte, um die guten gaffenden Pariser anzulocken, u. s. w. Mit Unrecht aber glauben die Meisten, daß er sich auf seiner Landsleute Unkosten amüsirt und mit den bürgerlichen Zwistigkeiten seinen Scherz getrieben habe: Retz war nicht der Mann, der sich mit der Rolle eines Papstes der Frondeurs begnügt hätte. Mitten in der Aufregung all der Unordnungen, die er veranlaßt, nimmt Retz die höchste Staatswürde auf's Korn. Mit Recht hegt er die Überzeugung, das Cardinalat sei dem Manne nöthig, ja unentbehrlich, der zum Ministerium gelangen wolle; und deswegen, Richelieu's und Mazarin's eingedenk, arbeitet er mit allen Hebeln und setzt Himmel und Erde in Bewegung, um erst Cardinal, dann Minister

zu werden. Doch auf wie viele Hindernisse soll er stoßen: welch fürchterliche Feinde treten ihm in den Weg! Mazarin klammert sich an die Regierung an, Mazarin ist der Geliebte, ja der Gatte der Königin, und vergebens hat Retz einmal versucht, den schönen einschmeichelnden Italiener zu verdrängen und sich an dessen Stelle im Herzen Anna's von Österreich festzusetzen. Was soll er thun? Mazarin fürchtet ihn, paßt ihm auf und umzieht seinen Pfad mit Fallstricken. Retz lavirt zuerst; er wartet auf die Gelegenheit; durch seine Freigebigkeit, durch sein cavaliermäßiges Wesen macht er sich beim Volke beliebt; unablässig verbreitet er gegen Mazarin gehässige Beschuldigungen, und dann, am Tage der Barrikaden, schlägt er der Regentin vor, sie zu retten. Er wird zurückgewiesen, aber er rächt sich gleich an den Spöttereien, mit denen ihn der Hof empfangen hat, und zwingt denselben, Paris zu verlassen.

Darauf macht er einen Schritt zur Versöhnung und trägt zu Condé's Verhaftung bei. Da er aber den Cardinalshut nicht erhält, greift er wieder zu den Waffen, befreit Condé und bestimmt das Parlament, Mazarin des Landes zu verweisen. Allein Condé hält sein Versprechen nicht: um den Treulosen zu bestrafen und die Cardinalswürde, die ihm seine Verbündeten abschlagen, zu erlangen, schließt Retz mit der Regentin ein neues Bündniß, und dieses Mal endlich, des so heiß gewünschten und so lang erstrebten Cardinalats gewiß, tritt er Condé auf dem Pariser Pflaster entgegen. Er darf aber nicht ruhen, und weniger als je legt er die Hände in den Schooß: wird der Hof die Ernennung nicht zurücknehmen, wird sie auch der heilige Stuhl genehmigen? Um den Erfolg, den er errungen, endgültig und unwiderruflich zu machen, fängt Retz einen nochmaligen Feldzug an. Hat er doch noch immer die übelwollenden Absichten Mazarin's und das Bedenken und Zögern eines furchtsamen Papstes zu bekämpfen. Trotzdem, durch seine Verschmitztheit und Beharrlichkeit, erlangt er die „Promotion"; die Regentin und Mazarin hat er in Athem gehalten, indem er drohte, die zwischen ihm und Condé bestehende Spannung auszugleichen und den Kriegsbrand von Neuem zu entzünden; den Papst hat er fortgerissen durch die Sendung mehrerer Eilboten, die demselben einen panischen Schrecken einjagten und die Beförderung beschleunigten.

In die Erzählung der Einzelheiten dieser Episode wollen wir uns nicht vertiefen; sie ist ungemein interessant, und mit gespanntester Theilnahme wohnt man dem Duell von Mazarin und Retz bei, die beide die italienische Schlauheit nicht verleugnen und es einander an Verschlagenheit und Staatsklugheit zuvorthun.

Mazarin hat übrigens in Chantelauze einen ebenso feinen Beurtheiler gefunden wie der Cardinal von Retz. Mazarin, sagt er, verfuhr allzu sehr mit kleinlicher List, und seine Falschheit und Doppelzüngigkeit hätte ihn mehr als einmal zu Grunde gerichtet, wenn ihn nicht die leidenschaftliche Liebe der Regentin mit der nöthigen Kraft ausgerüstet hätte, um allen Stürmen zu trotzen und den zweimal verlorenen Posten zweimal wieder zu erobern. Er versank oft in Mutlosigkeit, und in manchem Brief erniedrigt er sich zu unwürdigem Jammer; hochmütig und frech, wenn alles gut ging, war er kleinlaut und kroch zu Kreuze, wenn seine Pläne mißlangen. Hätte Mazarin nicht die Regentin an sich gefesselt, so würde Retz einen Minister besiegt haben, der, ein genialer Staatsmann, sich doch durch seine Verstellung, seine räuberische Habsucht und seine Hasenfüßigkeit tief verächtlich gemacht hatte.

Lang, erbittert, unbarmherzig war der Krieg zwischen beiden; und selbst, wenn sie sich gegen einen gemeinsamen Gegner verbündeten, z. B. gegen Condé, lebte der unversöhnliche Haß im Herzen beider fort. Beide überschütteten sich mit Achtungsbezeugungen und Schmeicheleien; beide gelobten sich ewige Freundschaft, und es ist in Chantelauze's Buch gar ergötzlich zu lesen, wie zwei Männer, die sich einander zu allen Teufeln wünschten, einander Sammetpfötchen reichten und sich gegenseitig durch Liebkosungen zu verderben, zu umstricken suchten. Wie es beim Dichter heißt: „ich herze und küsse dich, allein um dich besser zu ersticken." Trotz aller Schönthuerei und mitten in den Freundschaftsbetheuerungen, hören sie nicht auf, sich einander geheimen Schaden zu thun, und immer strebte der eine, den andern in gefährliche Händel zu verwickeln.

Andere, welche Chantelauze nicht minder treffend charakterisirt, waren die Zeugen, ja die Secundanten bei dem Zweikampf. Im Vordergrund steht, als Mazarin's Helfershelfer, der französische Botschafter in Rom, der Bailli von Valançay, ein heroischer, auffahrender Mann, wenig geneigt sich listiger Kunstgriffe zu bedienen, und doch gerieben und gewitzt wie ein Bauer, mit rauhem Ton und barschem Wesen. Dem Bailli stand in Rom gegenüber der Abbé Charrier, Charrier der Teufel, wie man ihn nannte, der dienstbare Geist von Retz, ein gewissenloser, überaus geschickter Mann, der alle Cardinäle und einflußreichen Damen in Rom durch Geld und Geschenke zu bestechen wußte. Denn Retz verlor Niemanden aus dem Auge, der zu seiner Ernennung mitwirken konnte. Er hatte Olympia Maidalchini die „virile Olympia", die Schwägerin und, wie die boshaften Römer versicherten, ehemals die Geliebte des Papstes Innocenz X, auf seine Seite gebracht. Olympia vermochte viel über den Papst; alle Gesandten statteten ihr, bei ihrer Ankunft, einen Besuch ab; und sie selbst, wie Agrippina, der sie an Ehrgeiz und Kühnheit glich, verbarg sich bei den Audienzen hinter einer Gardine. Durch ungeheure Summen gewann Retz diese Kirchenmutter, die auch dem Bruder Mazarin's für mehrere Millionen den Cardinalshut verkauft hatte.

So war er endlich Cardinal geworden. Es war aber das einzige Resultat, zu dem er gelangte: den Hut hatte er; allein was ihm der Hut verschaffen sollte, was er in der That während der ganzen Fronde erstrebte, das Ministerium bekam er nicht. Um den Hut zu erhalten, hatte er sich für die Regentin offen erklären müssen, und seine Mitwirkung hatte Mazarin dazu benutzt, der Empörung den Gnadenstoß zu geben. Es blieb Retz keine Hoffnung mehr, zur Regierung zu gelangen. Trotzdem kämpfte er gegen Mazarin hartnäckig fort; erpicht auf das Spiel, glaubte er, das Glück müßte sich doch einmal wenden; er rechnete auf unerwartete Ereignisse, auf günstige Möglichkeiten; er war vom Glanz der neuen Würde verblendet und wollte nicht an dem Erfolg verzweifeln; es war ihm zuwider, sich unter Mazarin's Herrschaft zu beugen, und, anstatt sich zu demütigen und dem Drang der Umstände zu weichen, zog er vor, wie Catilina, sein Lieblingsheld, mit den Waffen in der Hand zu sterben. Richtig bemerkt Chantelauze, daß Retz, da er sich weder unter Condé noch Mazarin stellen wollte, eine Mittelpartei zu bilden dachte, die sich aller Einmischung der Ausländer, des Italieners Mazarin ebensowohl wie der von Condé geleiteten Spanier, in die französischen Angelegenheiten widersetzen sollte. So hüllte sich denn Retz in den Mantel der Vaterlandsliebe, um die Zustimmung der Nation zu gewinnen und den Hof zu zwingen, sich ihm in die Arme zu werfen und ihm die Verwaltung zu übertragen. Aber Mazarin war entschlossen, mit Retz' Umtrieben ein Ende zu machen. Vergebens hatte der Cardinal den erzbischöflichen Palast in einen Waffenplatz verwandelt, mit allem Kriegsbedarf versehen und mit handfesten Männern besetzt. Er mußte doch

aus seiner Festung herausgeben, um den zurückkommenden König im Louvre zu begrüßen. Mazarin ließ ihn verhaften und ins Schloß Vincennes einsperren.

Chantelauze's Buch wirft, wie man sieht, auf die Fronde, jene dunkle, von den Geschichtsschreibern noch verdunkelte Epoche, merkwürdige Schlaglichter. Es ist aber vor allem eine Geschichte des Cardinals Retz während der Fronde, und Niemand war dazu berufener als Chantelauze, ein solches Werk zu schreiben. Schon früher hat sich der gelehrte Forscher durch sein Buch über Marie Stuart einen rühmlichen Namen gemacht. („Marie Stuart, son procès et son exécution".) Aber im siebzehnten Jahrhundert ist er am besten zu Hause; man möchte sagen, daß er mit den bedeutendsten Personen des Zeitalters Ludwig's XIV. persönlich verkehrt habe; keiner ist vertrauter mit der damaligen Politik, keiner (Mignet ausgenommen) ist in die Geheimnisse der ganzen Epoche gründlicher eingeweiht. Sainte-Beuve, als er seine Geschichte von Port-Royal verfaßte, mußte sich ihn beigesellen, und Chantelauze, zum Gehülfen des großen Kritikers geworden, gab im fünften Band der Geschichte von Port-Royal seinen Aufsatz heraus „Le cardinal de Retz et les jansénistes".

Er hegt eine gewisse Sympathie für Retz. Er sucht dessen Ausschweifungen zu entschuldigen, weil er zuerst kein Mann Gottes werden wollte, weil er ein Opfer der damaligen Vorurtheile, des väterlichen Despotismus, des blinden Familienehrgeizes gewesen sei. Er vergißt nicht die guten Eigenschaften seines Helden hervorzuheben, dessen Großmut und Leutseligkeit, die Zuneigung, die er vielen einflößte. Scarron widmete Retz seinen „Roman comique" mit den Worten: „Au coadjuteur, c'est tout dire." Bossuet wagte den Namen desselben nicht auszusprechen, er rühmte aber den außerordentlichen Charakter, den man nicht halb habe lieben oder hassen können. Retz selbst hat nichts Gemeines und Schändliches begangen; er war, nach dem Zeugniß aller Zeitgenossen, ebenso tapfer wie Condé; für alles Große und Heroische begeistert, war er nicht geldgierig wie Mazarin und hatte nie dessen kriechendes Wesen. Er fand immer Freunde und Anhänger, die ihn niemals, auch nicht in den düstersten Tagen, verließen: Frau von Sévigné, die hochherzige Frau, war ihm ebenso treu wie dem unglücklichen Fouquet, und die ehrwürdigsten Männer, Nicole, Antoine Arnaud, schlossen mit ihm warme Freundschaft.

Er wäre, sagt Chantelauze, ein vortrefflicher Minister des Auswärtigen gewesen. Retz aber ist ein Proteus, und einem so wandelbaren Mann, der alle Rollen gespielt hat, ist es möglich mehrere Seiten abzugewinnen. Daher hat auch Chantelauze den Cardinal als Schriftsteller gewürdigt. Mehrfach beweist er, daß Retz die Thatsachen entstellte; er rühmt aber an den Denkwürdigkeiten, die der Cardinal hinterlassen, die hohen Vorzüge eines Stils, der mit dem von Pascal und Bossuet zu vergleichen sei. Retz gehört zu den großen Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts; die Sprache, die er schrieb, hat etwas Kraftvolles und Kerniges, was dem Französischen seitdem fehlt. Lang zwar und gezwungen entwickelt sich die Phrase in seinen Schriften und trägt die Spur der lateinischen Einflüsse, denen sich kein Autor des Zeitalters Ludwigs XIV. entzogen hat. Aber voll männlicher Entschlossenheit ist dieser Stil, und manchmal, mitten aus den schweren Perioden, schwingt er sich auf, wie ein Reiter, der aus dem Quarré der Infanteristen herausprengt: ein kurzer pfeilschneller Satz, ein bündiges, scharf zugespitztes Epigramm!

Auf dieses Buch will sich Chantelauze nicht beschränken, er will eine ganze Reihe von Studien über den Cardinal von Retz veröffentlichen. Es ist ihm nicht genug, den Cardinal während der Fronde darzustellen, sondern er will uns erzählen wie Retz, nachdem er zwanzig Monate im Gefängniß gesessen, entfloh und sich in Rom niederließ, wie er von da aus Mazarin widerstand, wie er dann flüchten und am Rhein und in den Niederlanden abenteuerlich leben mußte, aber immer verkappt den französischen Spionen trotzte, gegen den triumphirenden Mazarin Hirtenbriefe und Pasquille schleuderte und einen siebenjährigen Krieg führte, den die Geschichtsschreiber die geistliche Fronde genannt haben.

Mit größerer Ungeduld aber warten wir auf die Bände, in denen Chantelauze Retz' Rückkehr und späteres Leben besprechen wird. Zwar wissen wir schon, daß Retz, nach Mazarin's Tod, die Waffen niederlegte und ein ganz anderer Mann zu werden schien. Ja, er war seitdem der ergebenste Unterthan Ludwig XIV. und wurde sogar mit geheimen Sendungen von der französischen Regierung beauftragt. Wie kommt es aber, daß der starrköpfige Empörer nun der königlichen Gewalt so folgsam und demütig huldigte? Nicht weniger dunkel ist die Zeit, die der altgewordene Retz in Commercy zubrachte. Ist es wahr, daß der Hitzkopf sich zu einer geregelten Lebensweise bekehrte? Ist es wahr, daß er sich in die Einsamkeit zurückzog, um den Rest seines Lebens Andachtsübungen und theologischen Schriften zu widmen? Hat der waghalsige Frondeur über sein vergangenes Leben Reue empfunden? Waren ihm auf einmal die Schuppen von den Augen gefallen? Hatte ihn, wie Saulus, ein plötzliches Licht vom Himmel umleuchtet? Man hat behauptet, daß dieser verfeinerte Schüler Machiavelli's in La Trappe sein Fleisch kasteien wollte, ebenda, wo Rancé, auch weiland ein Weltmensch, zum Büßer, ja zum Ordensabt geworden war. Wird Chantelauze dieser Ansicht beipflichten? Oder, wie es ihm wahrscheinlicher dünken dürfte, hatte sich der Cardinal mit beruhigten Sinnen und kalter Überlegung entschlossen, als ein „honnête homme" zu sterben? Wollte Retz sich nach seiner Zeit richten? War es ihm unangenehm, im Geruche der Freigeisterei zu stehen, die damals nicht mehr an der Tagesordnung war?

Chantelauze hat sein Buch dem größten Geschichtsschreiber, den Frankreich heute besitzt, gewidmet, Herrn Mignet, der sich mit derselben Epoche beschäftigt und z. B. über Mazarin glanzvolle, unvergeßliche Seiten geschrieben hat. Auch ist Chantelauze ein Schüler Mignets; wie bei Mignet, ist seine Erzählung mit neuen Citaten und anziehenden Enthüllungen durchflochten; wie bei Mignet; ist der Stil nicht weitschweifig, sondern energisch und kernig; und manche Schilderungen die von Retz, von Mazarin, von Condé, von dem Cardinalcollegium sind geradezu vortrefflich.

Der zweite Band enthält nur Documente. Darin finden wir Briefe von Mazarin, von dem Bailli, von Valançay (dessen Sprache mich durch die Derbheit des Ausdrucks angezogen hat) u. s. w. Kostbarer aber ist der bis jetzt unbekannte Briefwechsel von Retz mit dem Abbé Charrier. Der Stil des Cardinals ist in dieser Correspondenz von dem der Denkwürdigkeiten ganz verschieden. Solche mitten im heftigen Ausbruch der Leidenschaft geschriebenen Briefe werden Retz' literarischen Ruhm bedeutend vermehren. Seine Sprache ist oft unrichtig und fehlerhaft; aber wie lebendig und feurig! Der Cardinal, einer, wie man weiß, von den angenehmsten Gesellschaftern des siebzehnten Jahrhunderts, ist da in seinem Elemente; und nichts aus dieser Zeit, außer den Provinzialen, läßt sich mit seinem sprühenden Witze, seinem treffenden Spotte, seiner Gedankenfülle vergleichen.

Erwähnung verdient auch das gestochene Porträt des Cardinals, welches das Buch schmückt. Tallemant des Réaux schildert Retz als mißgestaltet und ungeschickt, und die Herzogin von Nemours

sagt, er sei sichelbeinig und ganz lächerlich. Aber wie hat ein so häßlicher Mann bei dem schönen Geschlecht so glänzendes Glück gemacht? Auf die Liste seiner Geliebten hat er die Namen der schönsten und vornehmsten Damen schreiben dürfen.*) Aber der kleine Mann war, wie Sheridan, wie Mirabeau, ein liebenswürdiger Satan; er spielte den Verliebten mit meisterhafter Kunst, und sein Gesicht, wenn auch nicht schön, hatte etwas Verführendes, Überraschendes, Hinreißendes. Chantelauze hat uns nicht das Bild, welches Philippe de Champagne gemalt hat, mitgetheilt; dieses ist matt und farblos; der gutmütige Geistliche, den wir sehen, mit trübem Auge und herabhangender Lippe, ist wahrlich nicht der quecksilberne Retz. Naturgetreu aber ist das von Nanteuil radirte Bildniß, und wir danken Chantelauze für den schönen Stich. Das ist unser Cardinal. Da sehen wir das ausdrucksvolle Gesicht; es trägt ein ganz südliches, italienisches Gepräge, gleich den Büsten, welche die florentinischen Künstler der Renaissance verfertigten; unregelmäßige und gleichsam durcheinandergeworfene Züge, eine in der Luft schwebende Nase, allzu hervortretende Wangen, starke sinnliche Lippen, alles dies gibt uns kein Bild körperlicher Schönheit; aber die Augen funkeln und blitzen, die Stirn, hoch und mächtig, scheint große Gedanken zu hegen, und die Lippen möchten sich aufthun um einen witzigen Einfall, ein schneidendes Wort verlauten zu lassen; das Ganze zeugt von der Herzhaftigkeit und dem Scharfsinn, die Chantelauze seinem Helden nachgerühmt und so schön geschildert hat.

A. Chuquet.

England.

Neue englische Romane.

Carità by Mrs. Oliphant.**) Mrs. Oliphant ist eine der fruchtbarsten englischen Romanschriftstellerinnen, sie besitzt mancherlei Vorzüge: einen elegant fließenden Stil, Geschick für Detailmalerei, Natürlichkeit des Dialogs und manchmal Feinheit der Charakterzeichnung, dazu eine, im Hinblick auf die neueste englische Romanliteratur um so höher anzuerkennende Freiheit von vulgärer Effecthascherei. Aber allzuviel Beredtsamkeit artet leicht in Geschwätzigkeit aus. Der neueste Roman der gewandten Verfasserin erschien zuerst im Cornhill Magazine und trägt die Spuren dieser Art der Entstehung an sich, eine gewisse Ungleichheit in der Ausführung, mancherlei Wiederholungen, eine ermüdende Breite. Die ersten Kapitel sind entschieden die besten. Weiterhin wird der Gang der Erzählung schleppend, obschon auch da noch einzelne Theile derselben frisch und ansprechend sind. Viel Handlung ist nicht vorhanden, im Verhältniß zu den langen und mitunter trivialen Gesprächen gar zu wenig. Die Verfasserin zeigt uns ihre Gestalten mehr in Ruhe als in Bewegung, ist aber augenscheinlich bemüht, ihre Charaktere auf's Feinste zu analysiren und durchzuführen. Das ist ihr am besten mit Mrs. Meredith, der liebenswürdigen feinen Weltdame, gelungen, die für Jeden ein freundliches Wort und eine so leicht erregbare und für den Augenblick auch warme Sympathie hat, daß sie sich schnell das Vertrauen Anderer gewinnt und in einem großen Kreise von Freunden die vertraute Ratgeberin jedes Einzelnen ist, eine Rolle in der sie sich sehr gefällt. Mrs. Meredith ist ein gelungenes Bild, entschieden individuell und lebendig. Cara oder Carità, die eigentliche Heldin des Buches, ist das viel weniger, sie ist ein hübsches, unschuldiges junges Mädchen, recht alltäglich, eine naive jeune première. Viel besser geschildert ist die zweite junge Liebhaberin, Agnes Burchell, die Tochter eines unbemittelten Predigers, die, verstimmt durch die Ungemütlichkeit und Gewöhnlichkeit ihres Elternhauses, dasselbe verläßt — wie sie meint, getrieben von unüberwindlichem Streben nach etwas Höherem, um als Probeschwester in einem Mittelding von Kloster und Diakonissenhause die Erfüllung ihrer Ideale zu suchen. Die Einrichtungen dieses „Hauses“, wie es par excellence genannt wird, die „Schwestern“, kurz Alles was zu diesem Pseudo-Kloster gehört, sind sehr gut und mit feinem Humor und Verständniß, ohne alle Malice, geschildert. Agnes, mit ihrem zarten Romangesichtchen à la Perugino, hat trotz ihrem Wunsche, sich den Armen und Leidenden zu widmen, keinen rechten Beruf für ein klösterliches Leben, und findet ihr Ideal schließlich nicht in überirdischer Hingebung, sondern in der Liebe zu einem durchaus weltlichen, eitlen und ziemlich selbstsüchtigen, bei alledem aber unwiderstehlichen jungen Manne, Oswald Meredith, der eine gewisse Familienähnlichkeit mit seiner Mutter hat, nur daß er lieber Sympathie erregt und empfängt, während sie dieselbe gewährt. — Im Ganzen sind die weiblichen Charaktere lebendiger und besser durchgeführt als die männlichen; Tiefe und Originalität ist (vielleicht mit einer Ausnahme) keinem derselben zuzusprechen.

Erema by R. D. Blackmore.*) Dieser Roman, in demselben Verlage und ebenfalls zuerst im Cornhill Magazine fast gleichzeitig mit dem vorhergenannten erschienen, ist entschieden der bedeutendere von beiden, mit viel mehr Kraft und Geist geschrieben; indessen steht er andern Werken Blackmore's nach, besonders Lorna Doone, welches bis jetzt anerkannt sein bestes ist. — Erema erzählt ihre eigene Geschichte; sie ist ein junges Mädchen, unter sehr eigenthümlichen Verhältnissen in Californien aufgewachsen, unter dem Schutze eines braven alten Ansiedlers, einer urkräftigen gesunden Natur, deren Einfluß auf ihr ganzes Wesen nachhaltig wirkt. Dieser alte „Onkel Sam“ ist vorzüglich geschildert, derb, grundehrlich, mit scharfem gesunden Verstande und tiefem Gefühle begabt, daneben voll Starrsinn und gelegentlich voll Kampflust, die bei der Vertheidigung seines guten Rechtes nahe an Wildheit streift. Der edle Kern in dieser rauhen Schale ist unverkennbar und die treue Anhänglichkeit des verwaisten jungen Mädchens an diesen ihren ersten Beschützer durchaus begreiflich. Viel weniger einleuchtend ist es, daß sie bei ihrer Rückkehr von England ihre Hand seinem Enkel reicht, dessen Bewerbungen sie vordem abgeneigt war; um dies erklärlich zu machen, hätte Firm Gundry minder skizzenhaft und etwas interessanter dargestellt werden müssen. Dieser Gestalt fehlt es an Leben, sie bleibt, trotz des Ausganges, eine Nebenfigur. — Blackmore schreibt mit großer Gewandtheit, doch will es uns bedünken, als ließe er sich eben durch seine gewandte Technik zu einer Breite und zu einer Menge von Abschweifungen verleiten, die den Gang der Erzählung wesentlich hemmen. Es sei denn, daß es in seiner Absicht gelegen habe, in Erema eine junge Dame darzustellen, deren Beredtsamkeit, einmal in Fluß gerathen, nicht zu hemmen ist, die sich oft bei geringfügigen Kleinigkeiten lange aufhält, über wichtige Dinge

*) Allerdings ist er immer klug und vorsichtig genug gewesen, nur während der Abwesenheit des Vaters und des Gatten zur Geliebten zu schleichen; und die Straße, wo er sich amüsirte, ließ er stets durch bewaffnete Männer versperren, die in Kutschen saßen und von da aus auf jeden Zudringlichen schießen konnten.

**) Smith, Elder & Co. London, 3 vols.

*) Smith, Elder & Co. London, 3 vols.

dagegen schnell hinweggeht. So ist z. B. die Beschreibung von ihrer ehemaligen Kinderfrau, die jetzt möblirte Zimmer vermiethet, und von deren Mann, der ein Deutscher ist und mit ausländischem Accent spricht, überhaupt Alles, was mit dieser Episode zusammenhängt, unverhältnißmäßig breit. Ähnliches gilt von der Untersuchung des Mühlenteiches. Der alte Müller ist ja eine prächtige Figur; doch mit der Geschichte hat er nur in so fern zu thun, als er Erema zur Auffindung eines Medaillons verhilft, welches, beiläufig, bemerkt sechzehn Jahre auf dem Boden des Teiches gelegen hat, ohne daß das im Innern enthaltene Portrait und die dazu gehörige Umschrift gelitten hätten! Die Unwahrscheinlichkeit dieser Sache würde vielleicht nicht so auffallen, wenn sie minder umständlich erzählt wäre. — Erema ist nach England gekommen, um das Gedächtniß ihres Vaters zu Ehren zu bringen und den Verstorbenen von der entsetzlichen Anklage, er sei der Mörder seines eigenen Vaters gewesen, zu reinigen. Zu diesem Zwecke bietet sie all ihren Muth und Scharfsinn auf, beide Eigenschaften besitzt sie in hohem, für ein so junges unerfahrenes Mädchen eigentlich befremdlichen Grade. Wie sie schließlich ihren Zweck erreicht, wird im Verhältniß zu den Vorbereitungen dazu und zu all den vielen Einschaltungen recht kurz erzählt. Der Hauptvorzug des Buches liegt in der Lebendigkeit der Naturschilderungen; die eigenthümliche wilde Landschaft von Californien ist höchst anziehend und charakteristisch dargestellt, und wiederum unter den Bildern aus England ist die Beschreibung der Sturmflut, welche all den kühnen Anlagen und noch kühneren Projecten von Erema's englischem Beschützer, dem höchst originellen Major Hockin, ein jähes Ende bereitet, geradezu ein Meisterstück des Verfassers, das nicht leicht von einem Andern erreicht werden dürfte. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten scheint aber der Autor zu vergessen, durch welches Medium er sich mit dem Leser in Verbindung gesetzt hat. Wenn einmal die Erzählung einer der handelnden Personen in den Mund gelegt ist, so muß sie consequent in dem Charakter dieser Person und ihrer Fähigkeit und Anschauungsweise entsprechend durchgeführt werden. Wir hören aber zum großen Theil einen vielseitigen, gewandten, welterfahrenen Mann von ungewöhnlicher Schärfe der Beobachtung durch den Mund eines sehr jungen Mädchens sprechen. Nach unser Ansicht hätte die Geschichte entschieden gewonnen, wenn sie nicht in der ersten Person erzählt worden wäre, wofür gar kein ersichtlicher Grund vorhanden ist. — In manchen Fällen erleichtert sich der Schriftsteller seine Sache durch die Wahl dieser Form; er beugt z. B. von vornherein dem Vorwurfe der Einseitigkeit und zu großer Subjectivität vor; den aber hat Blackmore durchaus nicht zu gewärtigen. Bei einem jungen Mädchen erscheint ein so hoher Grad von Objectivität und Gestaltungskraft unnatürlich, der gerade den Vorzug des Autors ausmachen würde, wenn er selbst erzählt hätte. E. R.

Spanien.

Fernan Caballeros letztes Werk.

Cuentos, oraciones, adivinas y refranes populares é infantiles recogidos por Fernan Caballero,*) das letzte von Fernan Caballero veröffentlichte Werk, enthält des Interessanten und Anziehenden viel. Wie der Titel besagt, enthält es fünf Haupttheile. Der erste besteht aus einer Reihe von Erzählungen zur Unterhaltung im Tone unsrer Märchen; manche derselben erinnern an Märchen andrer Völker, sei es in einzelnen Zügen oder durch den ganzen Inhalt. Die einen sind voller Reiz und geschickt abgefaßt; bei andern mag der Inhalt ein altüberlieferter sein, dessen ursprünglicher Sinn jedoch jetzt nicht mehr zu erkennen ist, so daß uns dieselben theils unverständlich, theils barok und wunderlich vorkommen, wie z. B. die auf Seite 61 und 62. Derartige hätte die Sammlerin besser weggelassen, dagegen gehören andre, wie schon bemerkt, mit zu dem Besten, was man an Märchen besitzt. So z. B. das von den Fischrittern (los caballeros del pez. Seite 11.) Dies sind Zwillingsbrüder, die sich gleichen wie ein Ei dem andern. Der eine von beiden kommt im Verlaufe seiner Abenteuer zu dem verzauberten Schlosse von Albatroz, das sehr unheimlich aussieht. „Aber der Ritter kannte die Furcht nur von Hörensagen und wandte den Rücken nur dem besiegten Feinde zu; er nahm also sein Horn oder seine Trompete und blies eine Melodie.

„Bei dem Klange erwachten alle die schlummernden Wiederhalle des Schlosses und der Felsen (das sind nämlich die Stimmen vieler tapferer und unverzagter Ritter, die schon früher bei demselben Unternehmen verunglückt waren) und wiederholten im Chore, bald näher, bald ferner, bald sanfter, bald dumpfer, die Klänge der Melodie. Aber im Schlosse bewegte sich Niemand.

„He, ihr vom Schlosse, schrie der Ritter! Ist denn Niemand hier, der für einen Ritter, welcher Herberge sucht, Sorge trägt? Hat dieses Schloß keinen Vogt oder alten Knappen oder jungen Pagen? (page mozalvete)."

Von hier an kann die einfache Übersetzung den Reiz des Originals nur zum Theil wiedergeben; ich setze daher die Wörter am Ende in Klammern mit bei, deren letzte Silben allemal als Echo aus dem Schlosse mit anderem unheimlichem Sinne zurückkommen.

Also auf jenes mozalvete antworten die Stimmen: vete, vete, vete, d. h. fort von hier. „Ich fortgehen! sagte der Ritter. Ich weiche in meinen Unternehmungen nicht zurück, nicht um alles in der Welt (por cuanto hay.)

„Ach, ach, ach! (ay, ay, ay!) ächzten die Stimmen.

„Der Ritter faßte seine Lanze und führte einen starken Stoß gegen die Thür.

„Da öffnete sich das Thor, und die Spitze einer langen Nase kam näher, welche zwischen den eingesunkenen Augen und dem eingesunkenen Munde eines alten Weibes lagerte, das häßlicher war als der Mengue" (ein Spukgespenst.)

„Was ist gefällig, unbesonnener Störenfried?" fragte sie mit gebrochener Stimme.

„Einzutreten," erwiderte der Ritter. „Kann ich denn hier nicht an diesem Sommernachmittage einige Ruhe genießen? Ja oder nein?"

„Nein, nein, nein", sagten die Stimmen.

„Der Ritter hatte sein Visir aufgehoben, da die Hitze stark war, und als die Alte sah, daß er von so schönem Äußeren war, sagte sie zu ihm: Tritt näher, schöner Jüngling, du sollst besorgt und wohlgepflegt werden (sereis atendido y bien cuidado).

„Sieh' Dich vor, sieh' Dich vor! (cuidado, cuidado!) warnten die Stimmen.

„Aber der Ritter ging hinein und sprach: Ich fürchte Niemand außer Gott (yo no temo sino á Dios).

„Leb' wohl, leb' wohl, leb' wohl! (adios, adios, adios!) seufzten die Stimmen.

---

*) Leipzig, 1878. Brockhaus. Coleccion de autores españoles, tomo 40.

„Nun wohlan, alte Mutter...

„Ich heiße Donna Berberisca, unterbrach ihn die Alte sehr aufgebracht, und bin die Herrin von Albatroz."

„Entsetzlich, entsetzlich!" (atroz, atroz!) schrieen ihm die Stimmen zu.

„Wollt ihr still sein, verfluchte Schwätzer!" schrie Donna Berberisca wütend. Ich bin deine Dienerin, fuhr sie fort und machte dem Ritter eine Verbeugung in französischer Manier; und wenn du willst, werde ich deine Gattin sein, und du sollst hier mit mir wie ein Pascha leben (vivireis conmigo aquí como un Bajá).

„Hi, hi, hi, hi! (já, já, já, já!) lachten die Stimmen.

„Ich Euch heiraten, die Ihr hundert Jahre alt seid. Ihr seid verrückt und dumm obendrein! (estais loca y tonta tambien!)

„Jawohl, jawohl! (bien, bien!) sagten die Stimmen.

„Was ich will, fuhr der Ritter fort, ist das Schloß zu besehen, und wenn ich diese Besichtigung vorgenommen habe, zu gehen (é irme despues que haga ese exámen).

„Amen, amen! seufzten die Stimmen.

Der Ritter wird nun von der Hexe herumgeführt, dabei aber durch eine Fallthür in die Tiefe hinabgestürzt, wo nun seine Stimme als Echo den Chor der andern vermehrt. Zu jenem Schlosse kommt darauf auch sein Zwillingsbruder.

„Aber kaum hatte die Alte den Ritter gesehen, als ihre Nase, die dem Schwerte eines Schwertfisches glich, leichenblaß wurde; denn ihr schien, als ob die Todten auferstünden, und sie floh und rief den Gegenstand ihrer Verehrung, den Belzebub, an.....

„Alte, schrie ihr der Neuangekommene zu, ist hierher nicht ein Ritter gekommen mit solcher Kleidung?" (que viste asi?)

„Ja, ja, ja! (si si, si!) antworteten die Stimmen.

„Und was habt ihr mit diesem Ritter gemacht, der so vollkommen und ausgezeichnet war? (con eso caballero tan cumplido, tan rematado?)

„Getödtet, getödtet! (matado, matado!) ächzten die Stimmen.

Der Ritter tödtet darauf die Hexe, befreit seinen Bruder und andre Opfer der Alten, Ritter und Damen, und zieht mit ihnen von dannen.

Ein andres Märchen Seite 44 von den drei Wünschen erinnert an ein bekanntes deutsches; einem Ehepaare werden drei Wünsche erlaubt, aber es benutzt sie so schlecht, daß sie nichts davontragen. Die Fee, die die Wünsche gewährt hatte, zieht daraus die Nutzanwendung: „Da seht ihr, wie blind und thöricht die Menschen sind, zu glauben, daß die Erfüllung ihrer Wünsche sie glücklich machen werde.

„Nicht in der Erfüllung der Wünsche liegt das Glück, sondern darin, keine zu haben; denn reich ist der, welcher besitzt, glücklich aber der, der nichts wünscht."

Ein anderes Märchen Seite 23 hat auch manche Anklänge an die andrer Völker; es enthält die Lehre, daß ein guter Mensch für Wohlthaten, die er armen Nebenmenschen oder Thieren erwiesen hat, doch am Ende unerwarteten Lohn erhält und nach schwerer Gefahr zu hohen Ehren kommt. Ähnliche Lehre enthält das auf Seite 50.

Witzig ist die Geschichte Seite 66 von dem Gallicier, der freie Fahrt durch seine List bekommt; wir Deutschen haben einen ähnlichen Schwank von einem Juden, der den Rhein hinabfährt. Der Gallicier will von Cadiz nach Puerto überfahren; der Schiffsherr will ihn frei mitnehmen, wenn er ihm eine Copla singt, die ihm gefällt; sonst soll er bezahlen. Der Gallicier singt zwei in seiner Mundart; beide werden abgewiesen; da singt er:

Jaguellino, jaguellino,
Nun seas mas retraectreiro,
Mete á mano en á bossa
é paja al patron su dineiro.

D. h.: Gallego, Gallego, weigre dich nicht länger, thu' die Hand in den Beutel und bezahle dem Herrn sein Geld. Diese Copla gefällt dem Schiffseigner; also bezahle ich nicht (pues non pajo), sagt vergnügt der Gallicier und geht davon.

Auch die Geschichte Seite 68 erinnert an manche von anderswoher bekannte. Einer gibt vor, eine Kunst, hier die zu wahrsagen, zu verstehen; er wird auf die Probe gestellt und zieht sich durch einen glücklichen Zufall aus der Klemme.

Seite 78 endlich findet sich eine sehr ergötzliche Lügengeschichte. Eine Prinzessin will den heiraten, der besser als sie zu lügen versteht. Ein junger Hirt stellt sich zum Versuche und lügt vortrefflich darauf los, bis er zuletzt doch eine Wahrheit sagt, nämlich daß er zur Prinzessin gekommen sei, um ihr zu zeigen, er sei ein besserer Lügner, als sie.

„Da du hierin die Wahrheit gesagt hast, so kannst du dich mit mir nicht verheiraten, sagt jene. Jedoch da du so vortrefflich gelogen hast, so ist es billig, dich zu belohnen und dir eine gute Stelle zu geben. Was für eine Stelle ist vakant? fragte sie den Minister.

„Keine andre, antwortet der Minister, als die des Direktors der Staatszeitung (Gaceta). Nun, so soll sie unverzüglich an diesen Hirten vergeben werden, entgegnete die Prinzessin. Und so geschah es, und der Hirt fuhr fort, in der Gaceta zu lügen, weshalb die Leute sich angewöhnten zu sagen: Du lügst mehr wie die Gaceta (wir würden etwa sagen: mehr als die Offiziösen). Daraus wurde ein Sprüchwort, das bis auf den heutigen Tag in Gebrauch ist.

Eine zweite Abtheilung des Buches enthält religiöse Kindergeschichten; es findet sich darunter manches recht Ansprechende, auch manches wiederum, das an bekannte deutsche Legenden erinnert; so z. B. Seite 92 die Versuchung, eine ähnliche Geschichte, wie eine von Keller erzählte Legende. Zu einem Bischofe, der besonders dem Heiligen Andreas ergeben ist und ein keusches Leben führt, kommt der Teufel in der Gestalt einer schönen maurischen Prinzessin, welche zu ihm ihre Zuflucht nimmt und sich taufen lassen und in ein Kloster eintreten will. Der Bischof nimmt sich ihrer an und läßt sie unterweisen. So oft er sie aber unterrichtet, erscheint ihm das Weib schöner; sie spricht zu ihm von weltlichen Dingen; er merkt, wie seine Tugend Gefahr läuft zu Falle zu kommen. Eines Tages legt sie ihm drei Fragen vor, um ihm zu zeigen, daß sie mehr wisse, als er; in demselben Augenblick aber wird ein armer Bettler von ihm hereingelassen und aufgenommen. Die erste Frage ist: Welches war das erste Wunder, welches Gott that? Der Bischof stutzt, aber der Bettler erhebt seine Stimme: den Menschen ihm zum Bilde zu schaffen. Wiederum fragt jene: Wo ist die Erde höher, als der Himmel? Und wieder wirft der Bettler ein: Auf dem himmlischen Throne, denn dort sitzt Maria leiblich und geistig. Nun, sagt darauf jene verwirrt, wenn du so viel weißt, Alter, so sage mir, wie viel Meilen ist es vom Himmel bis zur Hölle? Das kannst du nur wissen, antwortete jener, denn nur du, o Satan, abgefallener Engel, bist den Weg gegangen. Da sah sich der Teufel von dem Heiligen — denn niemand anders als St. Andreas war der Bettler — erkannt und stieß ein Geheul aus und verschwand.

Tief gedacht ist eine andere kleine Geschichte „Adam", Seite 109. Adam beweint tiefbetrübt Abel's Tod. Da fühlt der Herr Erbarmen und spricht zu ihm: Tröste Dich; denn Du wirst ein

Stamm zahlloser Geschlechter werden. Der Vorhang, der Deinem menschlichen Auge die Zukunft verhüllt, soll fallen, und Du sollst sehen, wie diese einst sein wird. Da fielen die Schranken der Zeit und des Raumes, und Adam sah staunend den ganzen Erdkreis von mannigfachen Völkern und Nationen bevölkert. Lange Zeit betrachtete er dieselben; dann wandte er sich trostloser als zuvor wieder zum Herrn und sprach: O Herr, laß mich Abel beweinen; sie sind alle Kains Kinder. Denn er hatte alle Nationen unter einander in Krieg gesehen.

Daneben steht auch hier andres, was mehr wunderlich als ansprechend oder auch nur interessant ist, oder was durch jene dem Spanier allerdings ganz natürliche und überlieferte Vermischung des Heiligen und Profanen auffällt, indem für seine Phantasie unter dem den gesunden Sinn umnebelnden Einflusse eines excentrischen Katholizismus die Schranken ganz gefallen sind, welche das Transcendente von der sinnlich wahrnehmbaren Welt scheiden. Manches erscheint sogar burlesk, so z. B. wenn der heilige Laurentius auf dem Scheiterhaufen, auf der einen Seite schon verbrannt, bittet, man möge ihn auf die andre legen, und der König darauf sagt: „Ei seht mir doch, eine Anmaßung wie sie nur ein Spanier haben kann!" Da fällt er aber selber durch die Strafe des Himmels in das Feuer hinein und spricht, während er verbrennt: „Du Heiliger wirst Deine Vesper haben, ich werde verdammt, Du wirst gerettet werden." Und nicht minder burlesk ist Seite 103 „der Faullenzer." Am Schlusse dieser Abtheilung steht eine Romanze, gedichtet von einem andalusischen Soldaten, der im Norden gegen die Karlisten kämpft und seine Landsleute zum Glauben, zur Liebe und Hoffnung ermahnt, dann werde Krieg, Hunger und Dürre zu Ende sein. —

Es folgen nun Kinderräthsel, später ganz ähnliche für Jedermann. Sie sind zum größten Theile allerliebst erfunden und fein und witzig ausgedrückt, um so schwerer aber zu übersetzen; und da hier auf die Form das meiste ankommt, versage ich mir, Proben davon mitzutheilen. Sodann Gebete, Erzählungen und Verse für Kinder; auch hier interessirt manches durch die Einfachheit und Natürlichkeit des Gefühles und die Anmut des Ausdruckes sehr Ansprechende und Rührende.

Endlich theilt uns Fernan Caballeros eine große Menge selbstgesammelter volksthümlicher, besonders andalusischer Sprichwörter und Redensarten, Bauern- und Wetterregeln mit, voll des besten Mutterwitzes, wenn auch manchmal etwas derb ausgedrückt. Eine große Anzahl solcher Sprüche findet sich bei uns oder andern Völkern wieder. Ich gebe eine kleine Auslese von Derartigem:

Wer schon vor seinem Tode sein Gut weggibt, verdiente mit einem Knüttel vor die Stirn geschlagen zu werden. — Kindern predigen, die Beichte von Nonnen hören und Hunde flöhen: verlorene Mühe. Zum Lügen gehört gutes Gedächtniß. — Besser ohne Abendessen zu Bett gehen, als mit Schulden aufwachen. — Geld bringt alles zum Schweigen. — Ein warmer Januar hat den Teufel im Leibe. — Den Rosenkranz in der Hand und den Teufel in der Tasche (ähnlich das andre spanische Sprüchwort detras de la cruz está el diablo, hinter dem Kreuze steht der Teufel). — Willst Du Feinde haben, so leihe Geld aus. — Wer als Esel geboren wird, stirbt auch als Esel. — Liebe kennt kein Gebot (el amor reina sin ley). — Besser eine Unze Gunst als ein Pfund Recht. — Freigebige Hände, mächtige Hände. — Dem werden die Fasten nicht lang, der zu Ostern zu zahlen hat. — Der Ärzte Sünde deckt die Erde zu. — Ein Arzt wie jener Sohn Galens, der den gesund machte, der nicht krank war. — Ein Garten ohne Wasser, ein Haus ohne Dach, ein Weib ohne Liebe und ein Mann ohne Fleiß: diese vier holt sich der Teufel. — Und endlich ein Paar hübsche andalusische Redensarten; eine merkwürdig pantheistische: Gottes Dinge alt? Gott wird zu jeder Stunde neu geboren. — Der, welcher sechszig alt ist, setzt sich (El que tiene sesenta, se sienta). — Ich mache nicht auf, und käme der Morgenstern selber mit einer Torte in der Hand. — Wenn Du läufst wie Du lügst, so soll Dich der Teufel einholen. —

Dazu noch eine Reihe Sprichwörter oder geflügelte Worte, welche in ihrer spanischen Fassung uns nicht der Form, wohl aber dem Inhalt nach geläufig sind: Sin espuela y freno no hay caballo bueno, ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. — No estiendas la pierna más de lo que alcanza la manta, sich nach der Decke strecken. — Quien traza el mal, lo padece, wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. — Siembra gratitud y recogerás desengaños, Dank säen und Undank ernten. — Por huir del humo dió en las brasas, aus dem Regen in die Traufe, Incidit in Scyllam etc. — De la viña del vecino sabe mejor el racimo, verbotene Frucht schmeckt besser, nitimur in vetitum etc. — Quien pronto se determina, pronto se arrepiente, vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. — Vistase á un palo y parecerá algo, kleid' eine Säule, sie wird sein wie ein Fräule. — A buen hambre no es menester salsas, Hunger ist der beste Koch. — No hay caballo, por bueno que sea, que no tropiece, irren ist menschlich, interdum bonus dormitat Homerus. — Eso sucederá en la semana que no traiga viernes und Eso será en la semana de los cuatro jueves, ad calendas graecas. — Al hierro caliente batir de repente, das Eisen schlagen, so lange es warm ist. — Una pared blanca sirve al loco de carta, Narrenhände beschmutzen Tisch und Wände. — Los locos hacen banquetes para los cuerdos, das ist das neueste geflügelte Wort: Man kann das dumme Volk nicht hindern sein Geld loszuwerden. — A quien mucho tememos, mucho queremos, Paraphrase zu unserm „Ehrfurcht". — Desde la copa hay peligro hasta la boca, πολλὰ μεταξὺ πέλει κύλικος καὶ χείλεος ἄκρου. — Donde hay fuerza, derecho se pierde, Gewalt geht vor Recht; Faustrecht. — Lo que se aprende en la cuna siempre dura, etwas mit der Muttermilch einsaugen. — Donde pasaste tu mocedad no lo dejes por mejorar, bleibe im Lande und nähre dich redlich. — Eso es mucho papel y poco tabaco, viel Geschrei und wenig Wolle. — La justicia va en carreta, pero alcanza á todo el mundo, vergleiche das bei den alten Dichtern häufige Bild von der lahmen Gerechtigkeit, z. B. Raro antecedentem scelestum Deseruit pede Poena claudo, ἡ Δίκη σῖγα καὶ βραδεῖ ποδὶ Στείχουσα μάρψει τοὺς κακοὺς ὅταν τύχῃ. — Oficio no mancha linage, Handwerk schändet nicht. — Un tonto echa una piedra en un pozo, y cien discretos no la pueden sacar, ein Narr fragt mehr, als zehn Weise beantworten können. — Sin un ochavo no se hace un real, wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth. — Ya se vió; le pareció todo el monte orégano, der Himmel hängt ihm voller Geigen. — Es buen hombre y mal sastre, guter Mensch, aber schlechter Musikant. — El papel aguanta mucho, das Papier ist geduldig. — El que da un mal rato no lo espere bueno, wie Du mir, so ich Dir. —

Zum Schlusse ein artiges Anagramm in der Weise der formgewandten älteren Dichter, S. 252:

M. V. G. E. R.

La M muerte publica;
vicio la V bien formada
la G guerra; la E espada
y la R rayo indica.
De modo, que si me ensayo
á unirlas como se advierte,
dicen estas letras: muerte
vicio, espada, guerra y rayo.

D. h. in Kurzem ausgedrückt: die fünf Buchstaben des Wortes Muger (Weib) bedeuten Muerte (Tod), Vicio (Laster), Guerra (Krieg), Espada (Schwert), Rayo (Blitz). Dazu nun folgendes Gegenstück:

¿Qué ingenio torpe é inmundo
muger asi disfrazó
y de tal modo ultrajó
la mejor cosa del mundo?

¿No fuera mas cierto y fijo
que dejara descifrado
muger maravilla, vida,
gloria, estrella y regocijo?

D. i.: Vielmehr ist das Wort muger so zu entziffern: Maravilla (Wunder), Vida (Leben), Gloria (Herrlichkeit), Estrella (Stern) und Regocijo (Wonne).

Eine Nachahmung dieses graciösen Buchstaben- und Wortspieles muß ich Dichtern überlassen und bemerke nur noch, daß überhaupt sehr viel aus dem besprochenen Werke zur Übersetzung auffordert und in deutschem Gewande viele Leser finden würde.

Die Redaction des Buches hat einige Flüchtigkeiten unterlaufen lassen; einige Male wiederholen sich schon dagewesene Dinge. Auch von Druckfehlern habe ich eine ganze Reihe notirt.

P. Förster.

Ungarn.

Ein Märchen von Alexander Petőfi.

In glänzender Ausstattung, geschmückt mit dem Bildnisse des Dichters und mehreren Illustrationen, liegt uns in trefflicher deutscher Übersetzung eine der anmutigsten Dichtungen Petőfi's vor: „Held János. Ein ungarisches Märchen von Petőfi. In deutscher Nachdichtung von J. Schnitzer. Mit einem Vorwort von M. Jókai. Leipzig 1878", — eine Dichtung, welche zwar bereits von K. M. Kertbeny in's Deutsche übertragen, aber damals wenig beachtet wurde, heute jedoch, in der ungleich ansprechenderen Bearbeitung J. Schnitzer's, ohne Zweifel Anerkennung und Beifall finden wird. Wenn sich bei einem Dichter, der sein Leben, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, fast noch am Beginne einer glorreichen Laufbahn beschließen mußte, deutlicher wahrnehmbare Epochen seiner poetischen Wirksamkeit unterscheiden ließen, möchten wir das hübsche Märchen „Held János" eine Jugenddichtung Petőfi's nennen, — nicht blos, weil der Dichter kaum zweiundzwanzig Jahre zählte, als er dieses Gedicht veröffentlichte, sondern auch wegen der Naivität der Anschauung und Darstellung, welche diese Dichtung charakterisirt, und weil die Muse des Dichters, als sie ihm diese heiteren, von edelstem Humor durchwehten Verse eingab, noch nichts wußte von jenen weltbewegenden Ideen, welche später die Gedichte des Jünglings erfüllten und ihn selbst unter die Hufe der Feindesrosse warfen.

Der Inhalt unseres Märchens wird den deutschen Leser an manches wohlbekannte Geschichtchen erinnern, das ihm aus Plaudereien der Amme lieb und traut geworden — denn der ungarische Märchenschatz hat bei dem großen Gemeinbesitze der europäischen Völker an Märchen und Geschichten bedeutende Anlehen gemacht und sich Vieles angeeignet, was ursprünglich indogermanische Schöpfung gewesen. Aber das Angeeignete blieb nie entlehntes Gut; mit schöpferischer Gestaltungskraft verarbeitete der dichterische Volksgeist, was ihm anderwärts zugeflossen, und erfüllte die fremde Form mit nationalem Geist, der dann wieder auf die Form rückwirkte, so daß die fremden Stoffe im Laufe der Zeit zu inhaltlich wie formell national gestalteten Dichtungen wurden. Ein Beispiel für diesen Umgestaltungsproceß ist eben auch „Held János", an dessen Stoff und Gestalt, wie diese uns in der poetischen Erzählung vorliegen, allerdings auch Petőfi's Dichterkraft mächtigen Antheil hat.

Der Held unserer Geschichte, János (d. h. Johannes), ist ein Findelkind, das weder Vater noch Mutter kennt. Die Leute fanden ihn im Kukuruzfelde (Kukuruz ist türkischer Mais) und nannten ihn daher Kukoricza-Jancsi (sprich: Jantschi, d. h. Hans). Bei Beginn unserer Geschichte ist er Schafhirt eines dicken reichen Bauern und verliebt in Iluska (sprich: Iluschka, d. h. Lenchen, von: Helene), in die reizende Stieftochter einer alten bösen Hexe. Einst weidet er die Schafe am Bachesrande, „hinträumend auf dem Rasen", und denkt mit Bangen seiner Liebsten. In Gedanken verloren, haften seine Blicke an einer einzigen Stelle:

Doch gilt sein Blick den Wellen nicht,
So helle sie auch flimmern,
Ganz and're Reize sucht sein Blick,
Die ihm entgegenschimmern;
Denn in dem Bach steht eine Maid,
Ach, eine wunderbare —
Von üpp'ger Form und schlankem Wuchs
Und glänzend gold'nem Haare.

Ihr Röckchen ist hoch aufgeschürzt,
Die Flut die Füßchen kühlet,
Da in dem frischen Bache sie
Das Linnen eben spület;
Er sieht zwei Kniee blendend weiß
Sich aus dem Wasser heben —
Dem Jancsi lacht das Herz dabei
In freudigem Erbeben.

Denn Kukoricza Jancsi ist
Der Hirt im Blumenmeere,
Wer könnt' es wohl auch anders sein,
Wenn's nicht der Jancsi wäre?
Und die im Bach das Linnen wäscht
So frisch und unverdrossen,
Das ist die schöne Iluska,
Die er in's Herz geschlossen.

Jancsi lockt sie aus dem Bache und die Liebenden herzen und küssen sich, — bis die unerwartete Erscheinung der bösen Stiefmutter der schönen Schäferstunde ein jähes Ende bereitet. Die Alte nimmt Iluska mit sich nach Hause, und auch Jancsi will heim —

Doch seine Schafe, — welcher Schreck! —
Sie waren nicht zu sehen.
Er konnte nur noch da und dort
Von ihnen eins erspähen.

Sein Herr, der herzlose reiche Bauer, jagt den armen Jungen aus seinem Dienste, und Jancsi schnürt sein Ränzlein, nimmt von der unglücklichen Iluska, der er ewige Treue schwört, zärtlichen Abschied und zieht hinaus in die weite, weite Welt, — oder besser: in das schrankenlose Reich bunter Märchen und lustiger Abenteuer.

Zunächst kommt er bei finstrer Nacht in einem tiefen Walde zu einer Räuberhöhle. Die kühnen Gesellen nehmen den schmucken Jungen, der ihnen offen und ehrlich seine traurige Geschichte erzählt und dabei stets so unerschrocken dreinschaut, mit Freuden auf und suchen ihn zu gewinnen. Auch Jancsi soll Räuber werden

aber sein ehrliches Gemüt sträubt sich gegen das blutige Handwerk. So trinkt er denn die erprobten Zecher alle unter den Tisch und steckt die Hütte in Brand,

Und als am Morgen wieder hell
Die Sonne war erschienen,
Da standen von dem Räuberneſt
Nur rauchende Ruinen.
Und als der erste Sonnenstrahl
Durch's Fenster war gebrochen,
Da sah er von der Räuberschaar
Nichts als — verkohlte Knochen.

Von dem Golde der Räuber hatte er nichts genommen, obwol es ihn und Iluska von aller Noth retten und überglücklich machen konnte; — seine Ehrlichkeit verbot ihm, nach fremdem Gut, und wäre es geraubtes, zu greifen; — so zieht er denn arm und traurig seines Weges weiter.

Es hatte sieben Länder schon
Held János flink durchmessen,
— Die Räuber und das Räuberneſt,
Sie waren längst vergessen —
Mit eins entdeckt sein Adlerauge
Ein Glitzern und ein Flimmern
In heller Sonne, — Waffenglanz
Thät ihm entgegenschimmern.

Es waren Husaren, schmucke Reitersleute, welche dem König der Franzosen gegen die Türken zu Hülfe zogen. Jancsi tritt in ihre Reihen und nun beginnt seine Heldenlaufbahn. Ein weiter Weg stand ihnen bevor: durch Polen und Indien ins benachbarte Frankreich! Und nicht nur weit, auch sehr mühsam ist der Weg:

In Indiens Mitte sind vorerst
Nur Hügelchen zu sehen,
Doch folgen diesen Hügeln bald
Weit stattlichere Höhen.
Die Gränze beider Länder ist
Jedoch schon ohne Gleichen,
Weil hier die Berge hoch empor
Bis an den Himmel reichen.
Von übergroßer Hitze hier
Das Heer zu leiden hatte,
Drum legte man den Dolmány*) ab,
Desgleichen die Cravatte;
Und wie denn nicht, du guter Gott!
Da doch ein Jeder glaubte,
Daß höchstens eine Stunde weit
Die Sonne seinem Haupte!

Zu essen gab es nichts als Luft,
Doch die ist hier im Lande
So dicht, daß zu durchbeißen sie
Man schwer nur ist im Stande.
Und stellte dann der Durst sich ein,
So melkten sie gar heiter
(Es klingt beinahe märchenhaft)
Die Wolken wie 'ne Euter.

Und endlich hatten sie erreicht
Des höchsten Berges Spitze,
Doch nun ging's weiter nur bei Nacht,
So groß war hier die Hitze;
Und langsam reiten mußten sie,
Denn hier gab's viel Beschwerde:
Die Sterne lagen auf dem Weg,
Es stolperten die Pferde.

*) Sprich: Dolmányi (zweisilbig): mit Pelz verbrämter, verschnürter Mantel zum Umhängen.

In Frankreich herrscht großes Elend und Leid, denn die wilden Türken und Tartaren haben Alles verwüstet und selbst des Königs holde Tochter gefangen genommen. Wer sie befreit, so gelobt der König, erhält ihre Hand und die Krone. Da eilen die tapferen Magyaren in die blutige Türkenschlacht. Selbstverständlich vollbringt Held János Wunder der Tapferkeit; er spaltet den Pascha entzwei, er mäht die Türken wie Mohnköpfe bis auf den letzten Mann nieder und befreit natürlich auch die Königstochter. Jubel und Begeisterung empfängt die aus der Schlacht zurückkehrenden Helden, und der König ist bereit, seine Tochter dem unvergleichlichen János zur Frau zu geben; dieser aber weist dies beispiellose Glück von sich. Er erzählt dem König und dem ganzen Hofe die Geschichte seiner Liebe und schließt, indem er sich an die glücklich Befreite wendet:

Und darum, Königsfräulein hold,
Kannst Du auf mich nicht zählen,
Denn Iluska ist mir bestimmt,
Nur sie muß ich erwählen.
Bewahr', daß eine Andere
Auf Erden ich besäße —
Und wenn der Tod mich von der Welt
Zu holen auch vergäße!

Zu Iluska, zur Heimat zieht es ihn. Von dem Franzosenkönig reich beschenkt tritt denn János die Heimreise an. Aber auf dem Meere, über das der Weg nach Ungarn führt, erhebt sich gewaltiger Sturm; das Schiff geht in Trümmer, die Leute ertrinken und unser Held wird ein Spiel der Wellen. Himmelhoch heben ihn die Wogen; da ergriff János in seiner Angst eine Wolke, die ihn auf einen Felsen niederließ. Auf diesem Felsen saß ein Riesenadler, den Jancsi als Luftschiff zu benutzen gedachte. Er schwang sich auf des Thieres Rücken und ließ sich so durch die Luft in sein Heimatsdorf tragen. Aber hier findet er neues, großes Leid: seine Geliebte Iluska war den Quälereien der bösen Stiefmutter erlegen. So zieht denn der furchtlose Held abermals in die Welt und kommt in das Reich der Riesen. Er erschlägt den König derselben und wird selbst Fürst des Riesenreiches. Seine neuen Unterthanen geben ihm eine Pfeife, deren Ton sie überall hören. Jancsi braucht daher, wenn er in Gefahr geräth, bloß einen Pfiff zu thun und die Riesen eilen sofort zu seiner Hülfe herbei. Er zieht weiter und gelangt in das Reich der Hexen, wo er natürlich Iluska's Stiefmutter findet und mit Hülfe seiner Riesen, die ein Pfiff seines Zauberpfeifchens herbeilockt, erschlägt. Endlich trägt ihn ein Riese durchs tiefe Meer ins Feenreich, wo er Iluska wiederfindet und sie nun, er als König und die Geliebte als Königin der Feen, überglücklich sind.

Und kurz, damit ich Alles Euch
Mit einem Worte sage:
Held János lebt im Feenreich
Von nun ab goldne Tage.
Und Iluska, das Engelskind,
Blieb treu ihm stets zur Seite,
Und — da sie nicht gestorben sind,
So leben sie noch heute.

Hiermit schließt die reizende Dichtung, deren Anmut natürlich keinerlei Inhaltsangabe oder Auszug veranschaulichen, deren eigenthümliche, im nationalen Geiste echter Volksthümlichkeit wurzelnde Schönheit auch keine Übertragung, vor Allem keine sclavische Übersetzung voll und ganz wiedergeben kann. Die einleitenden Worte Jókai's geben ein treffendes Bild von dem Charakter der schönen Dichtung. „Eigenartig und urwüchsig, wie alle Gedichte Petöfi's — so schreibt der berühmte ungarische

Romandichter, zugleich der Jugendfreund des früh verklärten Freiheitssängers — ist auch sein „Held János". Eigenartig in der Erfindung, in der Form, in der mitunter verwegenen Phantasie der Dichtung, wie in ihrem treuherzigen Ausdruck. — In der Hauptfigur des Gedichtes ist der echte Pußtensohn in genialer Weise geschildert. Held János ist eine populäre Figur, die im ungarischen Volksmärchen, von Mund zu Mund getragen, fortlebt. Die Einzelheiten des Märchens sind, ebenso wie jene der Ilias, lauter Volkssagen, von einem humoristischen Homer zu einer ganzen dichterischen Schöpfung emporgehoben. Die ungarische Volksphantasie, der ungarische Volkshumor sind darin treu wiedergegeben und durch den zauberhaften Vortrag eines echten Dichters verklärt. Dabei herrscht in dem Gedichte eine Einfachheit der Sprache, die gerade für den Übersetzer die größten Schwierigkeiten in sich birgt...."

Diese Worte Jókai's geben treffende Züge zur Charakteristik des Petőfi'schen Märchens. Die wesentlichen Elemente der Dichtung — Riesen, Hexen und Feen — sind fremden Ursprungs, die Charakterzüge des Helden und die Grundstimmung der Erzählung aber sind echt volksthümlich magyarisch. János ist naiv und offen, voll gesunden Menschenverstandes und doch zugleich etwas beschränkt einfältig, tapfer und treu, erfüllt von dem Glauben an seine eigene Unwiderstehlichkeit, aufopferungsvoll und ehrlich durch und durch, — lauter Züge, welche dem ungarischen Volkscharakter eigen sind und unseren Helden zu einem liebenswürdigen Typus seines Volkes machen. Aber auch in dem Stofflichen der Erzählung fehlt es nicht, abgesehen selbstverständlich von Sittenschilderungen und Pußtenbildern, an magyarischen Zuthaten: klingt doch in den Türken- und Tartarenkämpfen des Märchens das trübste Zeitalter ungarischer Geschichte nach, wie in den französischen Abenteuern des Helden die Erinnerung an die Kämpfe der Verbündeten im Jahre 1814 sich regt. Petőfi's Verdienst liegt in dieser Dichtung nicht in der Erfindung des Stoffes, sondern in der Gestaltung desselben. Die Verknüpfung der Handlung, die Charakteristik der Personen, die farbenreichen Landschaftsbilder, der gesunde Humor der Anschauung, die unvergleichlich reizende Naivität der Erzählung und vor Allem jene heitere, der Widersprüche des Lebens überlegen spottende Ironie der Darstellung, welche den Leser von Märchen zu Märchen lockt und ihn doch zugleich fühlen läßt, daß er sich außerhalb der Gebiete des Wirklichen und Möglichen befindet, — diese Züge zusammengenommen charakterisiren unser Märchen, welches zu dem Vollendetsten und Erfreulichsten gehört, was die in den Bahnen der Volksdichtung verständnißvoll fortschreitende Kunstdichtung hervorzubringen vermag.

Doch wenn wir uns der Dichtung erfreuen, dürfen wir auch dessen nicht vergessen, dem das Ausland die Vermittlung derselben verdankt. J. Schnitzer hat sich in der Übertragung des „Held János" als berufenen Übersetzer und echten Dichter erwiesen, denn nur einem echten Dichter kann es gelingen, Geist und Färbung des Originals so treffend wiederzugeben. Daß dies Schnitzer weit mehr gelungen ist, als den meisten bisherigen Petőfi-Übersetzern, hat er besonders der richtigen Anschauung zu danken, mit welcher er sich an die Arbeit gemacht hat. Der Übersetzer muß die Treue im Kleinen, die Treue des Wortes opfern, um im ganzen Wurfe seiner Leistung dem Original treu sein zu können. Das hat nun Schnitzer gethan. Er hat den Vers des Originals (den sog. ungarischen Alexandriner), der im Deutschen unschön klingt, aufgegeben und eine Strophenform gewählt, welche Leichtigkeit und Wohlklang des Rhythmus ermöglicht und dem Charakter der Dichtung gemäß ist; er hat einzelne Wendungen anders gefaßt, Manches ein wenig gekürzt, anderswo einen Vers hinzugethan; — im Ganzen ist er dem Original mit möglichster Treue, Vers für Vers und Wendung für Wendung gefolgt, — aber stets blieb ihm die Treue gegen die Dichtung selbst das erste Erforderniß. Mit Recht schließt Jókai sein kurzes Vorwort zu Schnitzers schönem Buche mit den Worten: „Bei aller Treue ist diese Übertragung doch eine nicht immer dem Worte sclavisch nachhinkende. Es ist eben eine im höheren Sinne treue Bearbeitung, in welcher der ursprüngliche Reiz der Originaldichtung in seiner ganzen erfrischenden Duftigkeit gewahrt erscheint. Ich zweifle nicht daran, daß „Held János" in diesem, dem eigenartigen Inhalt mit großem Geschick und seltener Formschönheit angepaßten Gewande auch dem deutschen Publikum bald mundgerecht erscheinen wird." Möge diese Hoffnung zur erfreulichen Wahrheit werden und möge der berufene Übersetzer auf der mit so schönem Erfolge betretenen Bahn fleißig und rüstig fortschreiten!

Dr. Gustav Heinrich.

Polen.

Raphael Löwenfeld: Johann Kochanowski und seine lateinische Dichtungen.

Es ist neuerdings Mode geworden, das Publikum mit „Halb-Asien", „Entlegenen Culturen" und ähnlichem Tendenzquatsche (der Leser verzeihe diesen Ausdruck, er ist der gelindeste, den wir für solche Sachen zu finden vermögen) zu füttern; die Absicht dieser, — weder originellen, noch eigenen, — Arbeiten ist für den Kenner klar. Aber das große lesende Publikum läßt sich gern durch hohle Phrasen, durch schöne Perioden, selbst wenn sie sinnlos sind, täuschen. Man hat sich in den letzten Zeiten ordentlich gefürchtet dem deutschen Publikum ein ernstes ächtes Culturbild aus dem Osten Europas zu bieten, denn Phraseure haben das Scepter der Kritik usurpirt und mit Hülfe derselben ihre Leser mit Caricaturen regalirt, deren Prototype, — wenn man den ihnen aufgezwungenen Namen umändert, — nicht allein im Osten, sondern ebenso gut im Westen, Norden und Süden Europas zu finden sind. Das Publikum aber hat sich an Schilderungen ergötzt, deren Werth jedem Denkenden a priori hätte zweifelhaft sein müssen, die aber für den Quellenkundigen den Mangel an Originalität an der Stirn tragen. Man hat das deutsche Volk durch solche Schilderungen in einen Chauvinismus hineingestoßen, der jedem wahren Fortschritte hinderlich werden müßte, wenn nicht bald eine heilsame Reaction eintritt, denn derjenige, der sich selbst anbetet und vergöttert, hört auf, dem Ideale nachzustreben.

In einer Zeit, in welcher das Publikum mit solchen tendenziösen Halbheiten über den Osten Europas überschüttet wird, muß der ernste Leser um so angenehmer überrascht sein, wenn ihm ein wirkliches Culturbild aus dem slawischen Osten geboten wird, dessen Verfasser dem Publikum nicht das Niedrige, Gemeine, Pöbelhafte, das allen Völkern, so lange sie nicht aus lauter gebildeten und moralischen Individuen bestehen, gemein ist, sondern das Edle und Schöne schildert, es mit dem Leben solcher Männer bekannt macht, welche ein nach Millionen zählendes Volk sittlich und geistig gehoben haben, deren sich also die edelsten, civilisirtesten Nationen nicht zu schämen brauchten, — und ein solches wahres Culturbild hat uns Herr Loewenfeld geboten.

Er führt dem deutschen Publikum in seinem „Johann

Kochanowski" einen der besten polnischen Dichter vor, und wir wollen mit ihm nicht darüber rechten, daß er im zweiten Theile der Biographie dieses Dichters dessen lateinische Dichtungen bespricht. Uns, die wir Kochanowski von Jugend auf kennen und vielleicht gerade dieser Kenntniß die Zuneigung auch für die deutschen Klassiker verdanken, sagt Herr Loewenfeld zwar nicht viel Neues; gewiß aber ist jedem gebildeten deutschen Leser jede Zeile in der Arbeit Loewenfelds neu, und dieser hat vollkommen Recht, wenn er sagt: „Es ist wohl der Mühe werth, einen solchen Mann (wie Kochanowski) kennen zu lernen. Er kann in der That als der Vertreter wenigstens eines Theils des großen Slawenstammes gelten und insofern glauben wir durch unsern Versuch, für dessen Mängel wir selbst durchaus nicht blind sind, einen kleinen Beitrag zu der nähern Kenntniß der osteuropäischen Völker geliefert zu haben."

Aus dem Verzeichnisse der Quellen, aus welchen Herr Loewenfeld geschöpft, sehen wir, daß er sich die Arbeit nicht leicht gemacht hat; ernst, wie der Gegenstand es erheischt, hat er geforscht, um dem deutschen Leser ein möglichst treues Bild des polnischen Dichters, „des Sehers aus Czarnylas" (wie ihn ja die Polen gemeinhin nennen), vorzuführen, und dies ist ihm im Großen und Ganzen gelungen. Wir müssen sogar mehr sagen. Loewenfelds „Johann Kochanowski" wird für spätere Forscher, selbst wenn sie weiter gehen sollten als er, ein unentbehrliches Werk sein, in welchem sie viele mühevoll gesammelte Angaben über einen Mann finden, der in der Entwickelung eines europäischen Culturvolkes geradezu Epoche machend gewesen ist, denn wenn wir auch nicht mit Herrn Loewenfeld annehmen, daß gerade Kochanowski den Impuls zum Gebrauch der Muttersprache in der Literatur gegeben habe (vor ihm hat dies schon Rej von Naglowic gethan, und der Zeitgeist drängte ja ohnedies zu dieser bedeutungsvollen Neuerung), so ist es doch sicher, daß er der erste gewesen ist, welcher dem polnischen Volke zeigte, wie schön und wohltönend seine Sprache sei, wie gut sie sich jedem Versmaaße füge, wenn sie eben von einem wahren Dichter zu Geistesschöpfungen verwendet wird.

Wir glauben hier die Aufmerksamkeit des Herrn Loewenfeld auf das Werkchen der Frau Taská-Hoffmann: „Jan Kochanowski w Czarnolesie" hinlenken zu dürfen, da wir überzeugt sind, daß eine Bearbeitung des Lebens des Dichters in dieser Weise sich bald einen größern Leserkreis erwerben würde. Es würde ein treffliches Antidotum gegen alle „Halb-Asiaten" und „Entlegenen Culturschöpfer" werden. Durch eine solche Arbeit würde er gewiß selbst recht viel dazu beitragen, „daß die deutsche Wissenschaft, die sonst auch das Entfernteste und Unbedeutendste der Beachtung werth hält," auch in Zukunft „den großen Stamm der Slawen, seine Literatur und Geschichte" — mehr „wie bisher berücksichtigt".

Eine Arbeit, wie die vor uns liegende, welche den Leser mit dem Leben des Sängers der „Treny" (Elegien) um seine kleine „Urszulka" (Ursel) bekannt macht, kann vom deutschen Publikum, in welchem ja das Gemüth eine hervorragende Charaktereigenschaft ist, nur sympathisch aufgenommen werden.

Hier sei noch bemerkt, daß der Verfasser seinen „Johann Kochanowski" (Verlag von Joseph Jolowicz, Posen 1878) dem Professor an der Breslauer Universität, Dr. Nehring, der zu den ersten Autoritäten auf dem Gebiete der polnischen Literatur gehört, gewidmet hat. Dies dürfte mit ein Beweis dafür sein, daß die Arbeit nicht allein eine gelungene, sondern, — und dies bedeutet weit mehr, — eine höchst gewissenhafte sei.

Albin Kohn.

Nord-Amerika.

Noch ein amerikanischer Zuwachs zur Shakespeare-Literatur.

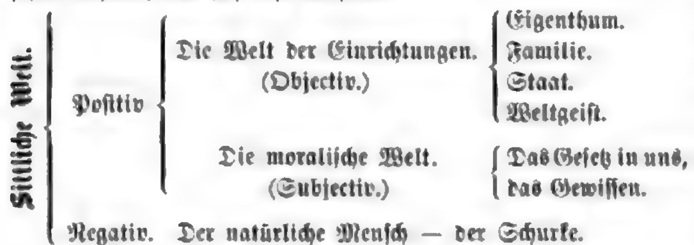
Man weiß es in Deutschland längst, daß es in den Vereinigten Staaten kein populäreres Studium giebt, als alles dessen, was in irgend einer Weise mit Shakespeare zusammenhängt. Wir haben darin die Engländer nachgeäfft und längst überboten; denn wir haben auch in dieser Beziehung, wie in allem was wir anfassen, das Anfangs vernünftig gesteckte Ziel weit überschossen, das Nebensächliche als das Wesentliche behandelt; den großen Dichter kindischen Debattirclubs zum Zerzupfen überlassen; haben ganze Bände, zahllose Spalten in politischen und Literaturblättern mit den albernsten Lappalien über einzelne Acte aus Shakespeare's Leben, über die Rechtschreibung seines Namens, ja über die Existenz eines Mannes, der diesen Namen getragen oder nicht getragen habe, gefüllt; haben uns darum wie über unsere eigene Seligkeit herumgestritten, ob Shakespeare protestantisch oder katholisch war; ob er Latein und Griechisch verstand, und haben dies Alles in so lächerlich fanatischer Weise getrieben, daß alle besonnenen Köpfe und poetischen Naturen sich mit Widerwillen von dem albernen Treiben abgewendet haben. Ja man hat auch in anderer Weise die Shakespeare-Kenntniß bis zur Manie übertrieben, und eine ganze Weile hielt Niemand eine Rede oder schrieb einen Zeitungsartikel selbst über die allerprosaischsten Dinge, worin nicht ein Shakespearisches Citat als Trumpf ausgespielt wurde. Dagegen fehlte es im Lande auch nicht an tiefsinnigen Interpreten des großen Dichters und als Shakespeare-Darsteller auf der Bühne dürfen sich Charlotte Cushman und Edwin Booth mit den bedeutendsten ihres Berufes in der alten Welt messen. Fräulein Cushman war sogar völlig frei von amerikanischer Übertreibung und declamatorischem Wesen, während Herr Booth oft auf Pointen und übermäßige Effecte hin spielte. Genug, man kannte Shakespeare in diesem Lande besser als irgend einen anderen Dichter und man verehrte ihn bis zur Abgötterei — nur daß die Kenntniß des rein Äußerlichen und die Freude an dem momentanen Genuß, den die Darstellung seiner Stücke bot, das Bewußtsein von dem inneren Werthe seiner Schöpfungen bei Weitem überragte. Es war einem Amerikaner von deutscher Abkunft vorbehalten, das amerikanische Volk mit der Philosophie, mit dem Gedankeninhalt und der sittlichen Weltanschauung der Shakespeare'schen Stücke systematisch bekannt zu machen.

Es ist Herr Denton J. Snyder*), ein Professor der Ästhetik an der öffentlichen Hochschule in St. Louis, der in seinem System der Shakespeare'schen Dramen diese Arbeit unternommen hat. Herr Snyder ist in Ohio geboren, ist der Sohn eines deutschen Vaters und, wenn ich nicht irre, einer amerikanischen Mutter; spricht selbst — wenn auch nicht sehr geläufig — deutsch, kennt nicht nur die deutsche schöngeistige Literatur, sondern ist auch mit allen deutschen philosophischen Systemen — insbesondere dem Hegelschen — wohl vertraut. In diesem, den deutschen Ursprungsstempel auf jeder Seite aufweisenden Buche, kümmert sich der Verfasser weder um grammatische, metrische und philologische Schwierigkeiten, noch um Herstellung des Textes; die historische Seite der Shakespearestudien ist ebenso wie die rein literarische, die sich hier zu Lande zu begeisterten Ausrufen

*) System of Shakespeare's Dramas, by Denton J. Snyder. Two volumes St. Louis, 1877. J. Jones et Company.

und Wortconvulsionen zu steigern pflegt, ausgeschlossen. Sogar die rein poetische Seite wird als bereits zur Genüge behandelt nicht weiter berücksichtigt, und das Buch beabsichtigt ausschließlich jedes Drama als ein Ganzes im Gedanken, in seiner Organisation und in seinen Charakteren darzustellen, dann verwandte Dramen nach den ihnen gemeinschaftlichen Grundsätzen zu einem höheren Ganzen zusammenzufassen; endlich alle Dramen Shakespeare's als ein einziges Ganzes zu betrachten — „in fine, to sum up Shakespeare", Herrn Snyder selbst und Shakespeare im Sinne der Hegel'schen Philosophie und Ästhetik in ein System zu bringen, setzt Ihr Berichterstatter hinzu. Es ist nicht der Dichter Shakespeare, mit dem es Herr Snyder zu thun hat, sondern es ist der Denker Shakespeare, der sich hier dialektisch aus sich selbst herausspinnt — ein echt deutsches Unternehmen, wie dazu Goethe in Wilhelm Meister den Anstoß gab, wie Professor Rosenkranz in Königsberg poetische Werke, wie solche zum Theil Moritz Carriere und wie Marx die Beethoven'schen Compositionen behandelte. Nur daß dies Alles bei Herrn Snyder mit viel schulmäßigerer Strenge geschieht, in Folge dessen der Dichtung nicht selten Zwang angethan wird und Manches untergeschoben werden muß, was sich durchaus nicht aus ihr selber ergiebt.

Herr Snyder betrachtet daher vornehmlich die sittliche Welt, in deren Ordnung sich die Shakespeare'schen Stücke bewegen, wobei das Wort sittlich, ethical, nicht im gewissen Sinne des Wortes moralisch, sondern in der von den Deutschen gebrauchten Bedeutung des vernünftig und organisch Sittlichen verstanden wird. Diese ethische Welt theilt sich in die der allgemeinen Einrichtungen und in die des Individuums. Beide bewegen sich nach inneren Gesetzen. Daher Vernunft und Entwicklung in den öffentlichen Einrichtungen und Einheit, Kampf und Lösung im Character der Einzelnen. Unter den Einrichtungen sind es hauptsächlich der Staat und die Familie mit ihren Beziehungen aufs Eigenthum nach unten und auf den Weltgeist nach oben, mit denen sich die Shakespeare'schen Stücke beschäftigen, während die Kirche als „superfluous in the main" ausgeschlossen bleibt. Dem sittlichen Menschen stellt er den Menschen im rohen Stande der Natur als seine negative Seite — den Schurken, villain, dem ethical man — gegenüber, und leitet aus ihm die Conflicte ab. Aus dem Allen wird ein echt Hegel'sches Schema, das sich also darstellt:



Nach diesem und anderen sich philosophisch und systematisch ergebenden Schemas wird das einzelne Drama betrachtet, werden mehrere gruppirt und endlich alle als Bausteine eines einzigen Dramencomplexes zusammengefügt. Das merkwürdige Buch wird ohne Zweifel von deutschen Ästhetikern im Einzelnen beurtheilt und dann dorthin eingereiht werden, wo ihm sein Platz in den ästhetisch philosophischen Wissenschaften zukommt. Für Amerika ist es von unschätzbarem Werth darum, weil es den fuseligen Aberglauben an die rein subjective Natur des Schönen, das höchstens gesunden Menschenverstand zu seiner Beurtheilung verlange, an seinen Wurzeln anfaßt. Der Amerikaner muß noch gelehrt werden, daß zwischen dem Eindruck, den ein Kunstwerk auf ihn macht, und dem Erfassen seiner idealen Schönheit ein himmelweiter Unterschied ist, und daß sein rein naturwüchsiger Eindruck geradezu unendlicher Steigerung durch ein Begreifen des Wesens der Schönheit, ihrer Gesetze und idealen Grundlage fähig ist.*) Wüßte der Amerikaner, was eine Säule bedeutet, er würde diese edelste aller Stützen bei seinen Millionen verschlingenden Prachtgebäuden nicht mit horizontalen Einschnitten versehen und sie dadurch des Anscheins ihrer Tragkraft berauben. Wüßte er, was eine Kuppel auf einem Kreuzbau sagen will, er stellte sie nicht auf Fundamente, die den ganzen inneren Raum verdunkeln. Begriffe er die thematische Behandlung eines deutschen Streichquartetts oder einer Beethoven'schen Symphonie, er wartete nicht auf eine einzelne Melodie oder auf einen gewaltigen orchestralen Effect, sondern er folgte der ganzen Entwicklung mit derselben Aufmerksamkeit, die er einer politischen Intrigue schenkt, deren einzelne Elemente er an den Spitzen seiner Finger abzählen kann; und ebensowenig gefiele ihm die Vorstellung eines Shakespeareschen Dramas, in welchem ein einziger hervorragender Schauspieler eine Hauptrolle übernimmt, während alle übrigen Rollen papageienartig oder schuljungenmäßig herdeclamirt werden.

Von diesen Irrwegen auf richtige Bahnen zu führen und dem amerikanischen Shakespearecultus eine tiefere Grundlage zu geben, ist der Zweck des besprochenen Buches. Nur muß man fürchten, daß ihm die steife, professorale, argumentirende Sprache bei den Gebildeteren, welche fremdländische Werke ähnlichen Inhalts in guten Uebersetzungen gelesen haben, schadet, und daß es seine starre Systematik dem gewöhnlichen Leser verleidet. Mir däucht, daß auch hier zu Lande Romane wie Mathilde von Hohenheim, Consuelo und — wer sie heraufbeschwören könnte — wie Goethe's Wilhelm Meister die Masse des Publicums auf rein theoretische Kunstbetrachtungen vorbereiten müßten. Man berühmt sich hier, daß es in den Ver. Staaten keinen Gelehrtenstand gebe; und doch ist dieses Buch gerade für einen solchen Stand, wie man sich ihn hier etwa vorstellen müßte — mit einem Leithammel, der ein sehr bedeutender Mann sein dürfte, und einer Rotte von schulmäßig dressirten und absolvirten und doch unsystematisch gebildeten Halbwissern, denen das hence und thence, das first, second und third statt jeder philosophischen Entwicklung steht — geschrieben; — ehe seine Gedanken in's Volksbewußtsein eintreten, wird es vieler langgewundener Canäle bedürfen. Für Deutschland ist das Buch deshalb interessant, weil es zeigt, in welcher Weise ganz allein der deutsche Geist in die Literatur Amerikas eindringen kann. Ein eingewanderter Deutscher hätte es nicht schreiben können; ein gut Stück von ihm mußte amerikanisirt sein, ehe er sich an diese Arbeit wagte und ehe er sie für nothwendig hielt. Für Deutschland kommt sie just um ein halbes Jahrhundert zu spät.

C. L. Bernays.

Kleine Rundschau.

— **Proben niederdeutscher Mundarten.** Das verdienstliche Sammelwerk Van de Schelde tot de Weichsel, Proben niederdeutscher Dialekte enthaltend und herausgegeben von Joh. A. und

*) Wir erlauben uns, anderer Ansicht zu sein als unser geehrter Herr Mitarbeiter. Das „Begreifen des Wesens der Schönheit" scheint uns einen speculativen Werth zu haben, keinen praktischen. Die philosophische Ästhetik trägt unserer Meinung nach nichts bei zur Hervorbringung ächter Kunstwerke, und man bedarf ihrer nicht zum vollen Genuß ächter Kunstwerke. Wenn die Griechen ihre Säulen nicht mit horizontalen Einschnitten versahen, so wurden sie vor diesem Irrthum wohl nicht durch ihr richtiges Denken über die Bedeutung der Säule, sondern durch ihr künstlerisches Genie behütet. (Anm. der Red.)

L. Leopold*), hat beim Beginn seines Erscheinens von uns eine Besprechung erfahren, die nicht anders als anerkennend ausfallen konnte. Wir nehmen nunmehr Gelegenheit, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß das Unternehmen seitdem einen rüstigen Fortgang gehabt hat und bereits bei der sechsten Lieferung angelangt ist, — ein Beweis, daß ihm der Beifall zu Theil geworden, den es verdient. Die Herausgeber sind ihrem Programm bisher treu geblieben, d. h. sie bringen nur solche mundartliche Proben, die auch durch ihren Inhalt anziehend wirken und insofern einen selbständigen Werth haben. Dieser Umstand empfiehlt die interessante Sammlung auch dem sprachkundigen Laien zur Lektüre, und wir möchten hierbei bemerken, daß es vollständig genügt, auch nur einer niederdeutschen Zunge vollkommen mächtig zu sein, um mit Hülfe der geschickten Randbemerkungen das Ganze und Einzelne zu verstehen. Wir selbst haben die Erfahrung gemacht, daß ein guter Priegnitzischer Landsmann, also in unserer plattdeutschen Zunge geboren, an den hübschen Geschichten in vlamischer und brabantischer Mundart sich höchlich ergötzte. Dagegen besitzt die vorliegende Sammlung für den Fachgelehrten einen ganz besonderen Werth, was wir früher bereits hervorgehoben haben, namentlich da sie möglichster Vollständigkeit sich befleißigt und gewissermaßen Schritt vor Schritt vorwärts geht. Daß natürlich nicht immer die streng geographische Reihenfolge eingehalten werden kann, ist begreiflich, weil die Beiträge verschieden zufließen. Indessen ergänzen sich die örtlichen Unregelmäßigkeiten und Sprünge, welche in früheren Heften gemacht werden mußten, schon sehr wesentlich durch die vorliegende Lieferung, die mit ihrem Inhalt hauptsächlich auf holländischem und friesischem Boden steht. Die örtlichen Abstufungen und Übergänge, die natürlich für den Sprachforscher vom höchsten Interesse sind, werden sich, sobald die Sammlung erst für einen größeren Theil des großen niederdeutschen Sprachgebietes die erstrebte Vollständigkeit erlangt hat, immer klarer und greifbarer darstellen. Schm.

— **Charles Darwin: die verschiedenen Blüten an Pflanzen der nämlichen Art.****) Das vorliegende, durch ein reiches und übersichtlich geordnetes Material ausgezeichnete Werk des unermüdlichen Forschers ist der Beleuchtung einer Reihe von botanischen Theorien gewidmet, welche von der Verschiedenheit der Blüten an Form, Größe und Geschlecht bei Pflanzen derselben Gattung ausgehend, die Art, wie sich diese Pflanzen hinsichtlich ihrer Befruchtung verhalten, erläutern. — Auf ein näheres Eingehen in die Substanz des Inhalts verzichtend, heben wir hervor, daß der Verfasser mit dem Aufwand von unendlicher Mühe und Pflege einen großen Theil der den verschiedensten Zonen angehörigen Pflanzen, welche ihm als Quelle, Beispiel und Beweis für seine Anschauungen dienten, selbst gezüchtet hat. Immer und immer wieder wurden diese Züchtungsversuche wiederholt und ihre Ergebnisse durch neue Versuche controlirt und erst nach sorgfältiger Sichtung der Resultate hat sich Darwin zur Veröffentlichung derselben entschlossen.

Seiner klaren und gediegenen Darstellung haben der fachkundige Uebersetzer und die deutsche Buchhandlung in anerkennenswerther Weise ihr Recht zu Theil werden lassen.

*) Groningen, J. B. Wolters.

**) Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart. Schweizerbart'sche Verlags-Buchhandlung, 1877.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Gordon, C. A.: Notes on the Hygiene of Cholera. London, Baillière. 5 s.

Halbert, W. M.: Exposition of Economic and Financial Science. London, Remington. 6 s.

Keats, J.: Lettres to Fanny Browne. London, Reeves. 8 s. 6 d.

Ogston, F.: Lectures on Medical Jurisprudence. London, Churchill. 18 s.

Southall, J. C.: Epoch of the Mammoth. London, Trübner. 8 s. 6 d.

Tovey, C.: Wit, Wisdom and Morals, Distilled from Bachus. London, Whittaker. 6 s.

II. Französisch.

Allard, Chr.: Promenade au Canada et aux Etats-Unis. Paris, Didier & Cie. 3 fr.

Bénaad, A.: L'Art de lire et d'écouter. Paris, Picard. 5 fr.

Cazalis de Fondouce, P.: Les Temps préhistoriques dans le Sud-Est de la France. Paris, Coulet. 10 fr.

Claretie, Jules: La Maison vide. Paris, E. Dentu. 3 fr. 50.

Collington, M.: Essai sur les Monuments Grecs et Romains. Paris, Thorin. 5 fr. 50.

Eger, G.: Législation internat. sur les Transports par Chemin de Fer. Paris, Sandoz & Fischbacher. 4 fr.

Féraud-Giraud, L. J. D.: Des Voies publiques et privées, modifiées, ou créées par Suite des Chemins de Fer. Paris, Maresq. 10 fr.

Fuzier-Herman, E.: De la Protection légale des Enfants. Paris, Maresq. 3 fr

Muro, C.: La Princesse d'Eboli. Paris, Charpentier. 6 fr.

Pictet, R.: Mémoire sur la Liquéfaction de l'Oxygène. Paris, Sandoz & Fischbacher. 3 fr. 50.

Schlumberger, G.: Numismatique de l'Orient Latin. Paris, Leroux. 75 fr.

III. Italienisch.

Brunalti, A.: Le ultime esplorazione africani e polari. Roma, Forzani. l. 1,50.

Camuset, G.: Manuale di oftalmologia. Parte I. & II. l. 2,50.

Luzzati, L.: L'Inchiesta industriale e i trattati di commercio. Roma, Forzani. l. 3.

Peretti, A.: Poesie. 2 vol. Milano libreria Editrice. l. 3.

Scevola, A.: Il giudizio penale devante i pretori. Morlora, P. Botta. l. 3.

IV. Spanisch.

Boutelou, C.: La pindura en el siglo XIX. Sevilla, Fernandez. 16 rs.

Cabrera de Córdoba, L.: Historia de Felipe Secundo Rey de España. T. III. Madrid, Aribau & Cie. 88 rs.

Castelar, E.: Fra Filippo Lippi. Novela histórica. Barcelona, Oliver & Cie.

Catalina, S.: Obras de D. Severo Catalina. T. III. Madrid, Tello. 18 rs.

Laurent, F.: Estudios sobre la historia de la humanidad. T. VIII. La Reforma. Madrid, Aribau & Cie. 30 rs.

Muñoz, A.: Viaje de Felipe II. à Inglaterra. Madrid, Aribau & Cie.

Palacio, M.: Letra menuda. Madrid, Aribau & Cie. 14 rs.

Quiñones, U. R.: La education moral de la mujer. Madrid, Alvarez. 7 rs.

Sales y Ferré, M.: Filosofia de la muerte. Madrid, Suarez. 16 rs.

Zugasti: El bandolerismo. T. IV. Madrid, Fortanet. 14 rs.

Messrs. Sampson Low, Marston & Co. beg to announce that Mr. Henry M. Stanley's Great Work

Through the dark Continent:

The Sources of the Nile; around the great Lakes,

AND

Down the Congo.

Will be published in England in May next and arrangements have been made for simultaneous publications in:

Germany: by Mr. Brockhaus of Leipzic,
France: by Messrs. Hachette & Co. of Paris,
America: by Messrs. Harper Bros. of Newyork,
Norway: by Mr. Malling of Christiania,
Sweden: by Mr. Bonnier of Stockholm.

It will also be published as nearly as possibly simultaneously in Russia, Italy, Spain, Holland &c.

The Work will published in TWO VOLUMES, Demy 8vo and will contain about ONE HUNDRED Full-page and other Illustrations. Including 2 Portraits of Stanley. Also about Eight Maps.

Price TWO GUINEAS. (= 42 Mark.)

The ILLUSTRATIONS are from Photographs and Sketches taken by Mr. Stanley. The Photographs having been taken on Rouch's Dry Plates.

The MAPS will comprise two large Route Maps of the Lakes and the Congo, and about Six smaller ones.

SAMPSON LOW, MARSTON, SEARLE & RIVINGTON, (70)
Crown-Buildings, 188, Fleet Street,
London.

Zur Einführung in Schulen und zur Benutzung beim Privat-Unterricht empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin:

Lehrbücher
der
französischen und englischen Sprache
von
Dr. **Bernhard Schmitz.**

Französisches Elementarbuch, nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache.

Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Sechste, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1874. Preis: 1 Mark 20 Pf.

Zweiter Theil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klassen. Vierte Auflage. 1874. Preis: 1 Mark 80 Pf.

„Bestimmtheit, Kürze und Uebersichtlichkeit sind die Vorzüge dieses Elementarbuches." Pädagog. Reform.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch selbstständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Siebente, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1877. 9 Bogen. 1 Mark 20 Pf.

Englische Grammatik, nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Fünfte Auflage. 1874. 3 Mark.

„Der Verfasser dessen Bücher Niemand, der für die Methode des Unterrichts in den neueren Sprachen eine Interesse hat, ignoriren darf ist durch andere werthvolle Berichtigungen der Schulbücherliteratur bereits rühmlichst bekannt. Seine in dritter Auflage erschienene „Englische Grammatik" ist unstreitig eine der gediegensten." Pädagog. Archiv.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern, von Shakespeare bis Macaulay, mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache; nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1876. (25 Bogen.) 2 Mark 60 Pf.

„Diese mit Geschick und Geschmack veranstaltete Sammlung des durch seine Lehrbücher und Kritiken vortheilhaft bekannten Verfassers ist durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbstunterricht recht brauchbar." Pädagog. Reform.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht. geh. 1 Mark 60 Pf. (71)

„Von besonderem Werthe. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferes Interesse gründlich befriedigende, endlich zuverlässigere Darstellung." Pädagog. Archiv.

Fr. Gedike's Französisches Lesebuch für mittlere Classen. Herausgegeben von Dr. **Bernhard Schmitz.** Zwanzigste verbesserte Auflage. 8. 1 Mark 20 Pf.

„Alles, was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Schmitz dargereicht wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meisterhaften an sich." Allgem. Schulzeitung.

Den Herren Lehrern stehen auf direkt ausgesprochenes Verlangen Exemplare dieser Bücher gratis zur geneigten Prüfung zu Diensten.

Confirmations-Geschenk.

Soeben erschien und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Worte des Herzens

von

J. C. Lavater

für

Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von

C. W. Hufeland.

XXV. Auflage. Miniatur-Ausgabe, höchst eleg. ausgestattet, mit Lavater's Portrait in Stahlstich, in Leinwand gebunden Preis 1 Mk. 50 Pf.

Berlin. (72)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann).

Verlag von **Hermann Costenoble in Jena.**

Die nordische Broncezeit

und

deren Periodentheilung.

Von

Sophus Müller.

Autorisirte Ausgabe. Aus dem Dänischen von **J. Mestorf.**

Mit 47 in den Text gedruckten Holzschnitten. Gr. 8°. broch. Preis 4 Mark. (73)

Die zehnte Nummer (10. März) der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI,** welche in Florenz erscheint, enthält: (74)

Una questione di Moralità. — La penisola Balcanica dopo la guerra. — Fanciulli Italiani in Inghilterra. — I debiti Comunali. — Corrispondenza da Londra. — Il Parlamento. — La Settimana. — Di una proposta di stampa dei Diari di Marin Sanudo (*Alessandro D'Ancona*). — Una pagina d'amore di Ferdinando Lassalle. — E. Lynn Linton: The World well lost. — Scienze e Lettere, Lettera ai Direttori (*P. M.*). — Opere Pie, Lettera ai Direttori (*Evandro Caravaggio*). — Bibliografia: Letteratura e Storia. *Marco Lanza*, Di Giacomo Casanuova e delle sue Memorie; *Pasquale Villari*, *Niccolò* Machiavelli e i suoi tempi. — Scienze politiche. *A. Retocchi*. Settentrionali e Meridionali. — Filologia. *Fortunato De Mattio*, Origine, formazione ed elementi della lingua italiana. — Scienze militari. *V. E. Dabormida*, La difesa della nostra frontiera occidentale. — Amenità letterarie. — Notizie.

Nr. 11 vom 17. März enthält:

Il nuovo Papa e le questioni sociali. — Le spese per Opere pubbliche. — Della necessaria epurazione della Magistratura. — L'Emigrazione italiana. — Corrispondenza da Berlino. — Corrispondenza da Venezia. — Il Parlamento. — La Settimana. — Suor Angiola Vittoria (*Rocco de Zerbi*). — Federigo Persico: La pietra nel cuore. — Sonetto (*Anselmo Guerrieri-Gonzaga*). — Economia pubblica. — Lettere e Scienze, Lettera ai Direttori (*P. V.*) — Lettere e Scienze, Lettera ai Direttori (*K. H.*). — Bibliografia: Letteratura e Storia. *Ignazio Ciampi*, Sulla Storia delle Lettere italiane; *Achille Coen*, L'Abdicazione di Diocleziano. — Scienze politiche. *Luigi Luzzatti*, L'inchiesta industriale e i trattati di commercio. — Scienze naturali. *Giulio Grablovitz*, Dell' attrazione Luni-Solare in relazione coi fenomeni Mareo-Sismici; *G. Gibelli* e *G. Antonelli*, Sopra una nuova malattia dei castagni. — Notizie.

Hierzu eine Beilage der Lengfeld'schen Buchhandlung in Cöln.

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Begründet von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 6. April 1878. [No. 14.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zur neuesten Galilei-Literatur.

I.

Als ich vor etwa einem Jahre eine Übersicht der damals neuesten Galilei-Literatur für diese Blätter schrieb, da lag mir der Gedanke sehr fern, daß sich dieselbe innerhalb Jahresfrist so wesentlich und mit bahnbrechenden Werken bereichern und ich schon wieder in den Fall kommen würde, über den nämlichen Gegenstand abermals Bericht zu erstatten. Was ich nicht erwartete, ist dennoch geschehen. Die Galilei-Forschung ist, namentlich durch deutsche Arbeiten, seit Kurzem in ein ganz neues Stadium getreten. Es dürfte daher den Lesern des „Magazin" wohl nicht unwillkommen sein, wenn ein Mitarbeiter auf diesem Felde es versucht, die bedeutendsten hierher gehörigen Arbeiten ihnen vorzuführen und ihnen in gedrängter Kürze die Resultate der neuesten historischen Forschung mitzutheilen. Da es aber des Bedeutenden genug gibt, so sehen nachfolgende Zeilen von bibliographischer Vollständigkeit ab und nehmen auf völlig unbedeutende Schriften, wie z. B. die von Pieralisi, Desjardins u. A. einfach keine Rücksicht.

Unter den einschlägigen Arbeiten italienischer Autoren dürfte nur etwa diejenige des Professor Giuseppe Rossi über die Galilei'sche Methode*) nennenswerth sein, obwohl auch sie kaum etwas Neues enthält und für die historische Forschung bedeutungslos ist. Die Schrift zerfällt in dreizehn Capitel, wovon die drei ersten und zwei letzten historischen, die übrigen philosophischen Inhalts sind. Der Gedankengang des Verfassers ist in aller Kürze ungefähr folgender: Als im sechszehnten Jahrhundert die philosophischen Wissenschaften in tiefen Verfall gerathen waren, die Scholastik je länger je verrufener wurde, Theologen und Peripatetiker dem Wiederaufblühn der Philosophie entgegenarbeiteten, da machten die Italiener als die Ersten den Versuch einer Erneuerung derselben. Von großer Bedeutung war dabei, daß die Nothwendigkeit einer Reform der philosophischen Methode erkannt und ausgesprochen, die Reform selbst in Angriff genommen wurde. Giordano Bruno und Tommaso Campanella haben sich nicht durch ihre Systeme, wohl aber durch die neuen Bahnen, welche sie der Philosophie eröffneten, um die Wissenschaft verdient gemacht. Aber schon vor ihnen hatte Leonardo da Vinci die wahre und richtige Methode der Naturphilosophie entdeckt, indem er den Grundsatz aufstellte, daß sie sich durchaus auf Erfahrung gründen müsse. Dadurch ward er der Schöpfer der Experimentalmethode, welche Galilei fortbildete und vervollkommnete. Der Verfasser untersucht hierauf in fünf Capiteln das Wesen dieser Methode, und zwar zunächst im Allgemeinen, sodann an der Hand der bedeutendsten Schriften Galilei's: Il Nuncio Sidereo, Il Saggiatore, I Dialoghi de' Massimi Sistemi und I Dialoghi delle Nuove Scienze. Gleichzeitig mit Galilei hatten sich auch zwei andere hervorragende Denker mit der Umgestaltung der philosophischen Methode befaßt: Bacon und Cartesius. Aus der Vergleichung ihrer Methode mit der Galilei'schen geht hervor, daß Galilei „convenisse nel metodo induttivo, che fu la gloria di Bacone, e non contrariasse il metodo psicologico, che fu la gloria del Cartesio". Wenn aber der Verfasser mit einer, übrigens nicht bloß in Italien vorhandenen, patriotischen Bornirtheit sich bemüht, nachzuweisen, daß Galilei weit bedeutender als jene Beiden sei, so dürfte er hierin außerhalb Italien kaum Zustimmung finden. Zuletzt spricht er noch kurz von Galilei's Schülern, Cavalieri, Castelli, Viviani, Torricelli u. A. Auch heutzutage übe die Galilei'sche Methode einen sehr bedeutenden Einfluß, sowohl auf die Philosophie als auf die Naturwissenschaften. „Man muß jedoch gestehen, daß die Fortschritte der Philosophie mit denjenigen der Naturwissenschaften nicht gleichen Schritt gehalten haben. Denn während die letzteren von Entdeckung zu Entdeckung fortschritten und einen Sieg um den anderen errangen, konnte dies die Philosophie nicht ohne Kampf thun, und auch heute ist die Zwietracht unter den Philosophen weit größer als unter den Naturforschern". Der Grund hiervon sei, daß diese viel leichter als jene von der Galilei'schen Methode Gebrauch machen konnten, während die Philosophen hin und wieder vernachläßigt hätten, dieselben in Anwendung zu bringen. Den Einen wie den Andern sei sie unentbehrlich, in ihr wurzelten die höchsten Hoffnungen für die Zukunft der Philosophie.

Es würde zuweit führen, mit dem Verfasser über die Richtigkeit seiner Ansichten zu streiten, und ihn zumal darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn die Naturwissenschaft schneller fortschreitet als die Philosophie, dies wohl auch daran liegt, daß ihre Probleme verhältnißmäßig einfacher sind. Jedenfalls hat Rossi die eigentliche philosophische Bedeutung Galilei's überschätzt. Das Buch ist zum Theil mit vielem Fleiß ausgearbeitet, namentlich bieten die Analysen der Hauptwerke Galilei's (Capitel V–VIII) eine recht bequeme Übersicht des Inhaltes derselben dar. Wesentlich Neues findet man aber nicht. Am Dürftigsten sind die historischen Partien ausgefallen. Galilei's Leben wird beispielsweise in elf Kleinoctav-Seiten abgehandelt. Zwar kann man auch mit wenig Worten Vieles sagen. Allein Herr Rossi konnte dies um so weniger, als ihm die neuesten Forschungen, auch die seines Vaterlandes, völlig unbekannt geblieben zu sein scheinen.

Von der höchsten historischen Bedeutung sind hingegen zwei andere Publicationen, wodurch die in dem Vatican-Manuscript enthaltenen Acten des Galilei'schen Processes endlich vollständig

*) Del Metodo Galileiano. Pel Professor Giuseppe Rossi, Dottore in filosofia. Bologna, 1877. Zanichelli.

und mit diplomatischer Treue herausgegeben und allgemein zugänglich gemacht worden sind. Freilich sind dadurch auch manche Fragen angeregt worden, welche den Werth dieses vielberühmten Manuscriptes nicht unwesentlich zu reduciren drohen. Es ist bekannt, mit welcher, man möchte sagen ängstlichen, Sorgfalt dasselbe Jahrhunderte lang geheim gehalten wurde. Daß man jetzt mit einem Male in Rom mit der größten Liberalität gestattet, es nicht allein einzusehn, sondern nach Belieben herauszugeben, muß zum Mindesten als auffallend bezeichnet werden. In der That hat denn auch die Beschaffenheit des Manuscriptes schwere Bedenken erregt.

Die erste sogenannte Veröffentlichung der Proceß-Acten erhielten wir durch Marini (Galileo e l'Inquisizione. Roma 1850). Schon bei ihrem ersten Erscheinen erweckte jene Schrift Verdacht und war man nicht sonderlich geneigt, auf die Treue der Mittheilungen Marini's großes Vertrauen zu setzen. Der Verdacht hat sich auch wirklich in dem Maaße bestätigt, daß Marini's Arbeit heutzutage als eine gewissenlose von Fälschungen wimmelnde Partei- und Tendenzschrift anerkannt ist. Weit besser war die Arbeit des Franzosen Henri De L'Epinois, welche 1867 zu Paris erschien und 1873 von Riccardi in Modena reproducirt wurde. Aber auch diese Veröffentlichung zeigte solche Lücken, daß der Wunsch nach einer vollständigeren nur allzu berechtigt war. Diesem Wunsche versprach der römische Professor Domenico Berti entgegenzukommen. Und eine Zeit lang glaubte man ziemlich allgemein, daß sein 1876 erschienenes Buch allen Forderungen entspräche. Seither hat es sich freilich gezeigt und ist schlagend nachgewiesen worden, daß Herr Berti auf eine nicht zu rechtfertigende Art und Weise zu arbeiten für gut gefunden hat. Indeß bleibt ihm das Verdienst, die weiteren Veröffentlichungen, welche uns die jüngste Zeit gebracht, allerdings unfreiwillig, veranlaßt zu haben.

Berti's Polemik gegen De L'Epinois bewog nämlich letzteren nach Rom zu gehen um eine treue und vollständige Edition des Vatican-Manuscriptes zu veranstalten. Berti's Vertheidigung der Echtheit des verrufenen „Documents" oder Protokolls vom 26. Februar 1616 bewog andererseits Herrn Karl von Gebler sich ebenfalls nach Rom zu begeben um das berühmte Manuscript einzusehen. Weil Berti's Ausgabe sich weder als treu noch als vollständig erwies, beschloß Gebler, der von De L'Epinois' Vorhaben keine Ahnung hatte, seinerseits auch eine Ausgabe des Vaticanmanuscriptes zu veranstalten. So waren denn im Mai und Juni des vorigen Jahres gleichzeitig ein Deutscher und ein Franzose im Vatican mit der nämlichen Arbeit beschäftigt und fast gleichzeitig beschenkten uns beide mit je einer Ausgabe der Proceß-Acten, von denen jede Anspruch macht, als eine vollständige und diplomatisch genaue zu gelten.

Wir können es als ein Glück betrachten, daß Herr De L'Epinois sein Vorhaben dem Herrn von Gebler, dem er natürlich im Vatican begegnete, fast bis zur letzten Stunde verheimlichte. Hätte nämlich Herr von Gebler rechtzeitig Kunde davon erhalten, so würde er den Gedanken an eine eigene Edition aufgegeben haben. Der Wissenschaft ist aber durch die doppelte Publication insofern ein wesentlicher Dienst geleistet, als die genauere Controle ermöglicht ist, und jede der beiden ihre besondern Vorzüge aufzuweisen hat.

De L'Epinois' Arbeit ist in Paris, die von Gebler's in Stuttgart erschienen*); jene Ende Juni, diese Anfangs October vorigen Jahres. Der Franzose arbeitete eingeständenermaßen im Dienste der römischen Curie, der Deutsche ausschließlich im Dienste der Wissenschaft. Beide haben uns den Text des Manuscripts vollständig, beide mit diplomatischer Treue gegeben. Jedoch ist letztere bei dem Deutschen wesentlich größer als bei seinem französischen Mitarbeiter. Um mit dem Äußerlichsten zu beginnen, ist von Gebler's Ausgabe durchaus correct, während die von De L'Epinois von Druckfehlern geradezu wimmelt. Auch ist die Druckeinrichtung der ersteren weit bequemer als diejenige der letzteren. Dort ist alles mit der gewissenhaftesten Sorgfalt und Genauigkeit verglichen und erwogen; hier fehlt es nicht an Spuren von Flüchtigkeit und Nachlässigkeit. De L'Epinois hat geglaubt, auf die Accentuirung und Interpunction des Originals keine Rücksicht nehmen zu sollen; von Gebler hat sich auch in dieser Beziehung strengstens an das Original gehalten. Jener hat sämmtliche Abkürzungen aufgelöst, dieser hat sie stehen lassen genau wie sie im Vaticanmanuscripte sind. Jener hat die Documente theilweise nach eigenem Gutdünken geordnet; dieser hat sich keine solche Abänderung erlaubt, sondern uns die Documente gegeben, wie sie im Manuscript aufeinanderfolgen. In Summa, wenn der Vergleich gestattet ist, von Gebler hat uns eine genaue Photographie des Originals gegeben, De L'Epinois hat geglaubt, die seinige retouchiren zu müssen.

Es leuchtet demnach ein, daß für den wissenschaftlichen Gebrauch von Gebler's Ausgabe unbedingt den Vorzug verdient. Bemerkt muß jedoch werden, daß Gebler sich im Vortheil befand, insofern ihm De L'Epinois' Ausgabe vorlag, als er noch mit der Correctur seiner eigenen beschäftigt war. Daher konnte er, wie er selbst erzählt, das ganze Buch De L'Epinois' Zeile für Zeile vergleichen, die Abweichungen bemerken und dann wieder das Orginal zu Rate ziehen um sich dann erst für den endgültigen Wortlaut zu entscheiden. Er gesteht selbst, auf diesem Wege manchen Fehler, der sich in seine Arbeit eingeschlichen hatte und ihm auch bei der ersten Revision entgangen war, gefunden und berichtigt zu haben. So hat gewissermaßen die Arbeit des Franzosen dazu beitragen müssen, diejenige des Deutschen genauer und correcter werden zu lassen.

Dagegen besteht ein Vorzug der De L'Epinois'schen in den zahlreichen Facsimiles von besonders wichtigen Documenten, welche für die Prüfung und Entscheidung gewisser Streitfragen geradezu unentbehrlich sind.

Beide Herausgeber haben ihren Ausgaben einen Vorbericht vorausgeschickt. In demselben treffen sie nur darin zusammen, daß beide eine Geschichte und eine Beschreibung des von ihnen edirten Manuscriptes geben. Auch hier erweist sich von Gebler als der gründlichere und genauere, während man bei De L'Epinois manche Spuren von Flüchtigkeit und Eilfertigkeit entdeckt. Wie es scheint, beeilte sich Herr De L'Epinois, um seinem deutschen Concurrenten zuvorzukommen, was ihm allerdings gelungen ist, worunter aber die Arbeit etwas gelitten haben dürfte. Im Übrigen gehen die beiderseitigen Vorberichte ziemlich weit auseinander. De L'Epinois befaßt sich hauptsächlich mit der Kritik der Berti'schen Ausgabe, weist in derselben eine unüber-

*) Les pièces du Procès de Galilée, précédées d'un Avant-propos. Ouvrage dédié à S. G. Mgr. De la Tour d'Auvergne, Archevêque de Bourges, par Henri De L'Epinois, Chevalier de S. Grégoire le Grand. V. Palmé. Société générale de librairie catholique. Rome-Paris, 1877. gr. 8. XXIV und 143 S. mit 11 Facsimiles.

Die Acten des Galilei'schen Processes. Nach der Vaticanischen Handschrift herausgegeben von Karl von Gebler. (Auch u. d. T.: Galileo Galilei und die römische Curie. Nach den authentischen Quellen von Karl von Gebler, zweiter Band.) Stuttgart, 1877. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. gr. 8. L. und 192 Seiten.

setzbare Menge von Fehlern u. drgl. nach und zeigt, daß Berti's Verdienste höchst problematischer Natur sind. Auf historische Fragen läßt sich hingegen De L'Epinois nicht ein, vertröstet uns aber mit dem Hinweis auf eine andere Schrift, die er als demnächst erscheinend bezeichnet, die aber meines Wissens noch nicht erschienen ist. Und da er, wie bemerkt, die Actenstücke zum Theil anders geordnet hat als sie im Manuscript aufeinanderfolgen, so giebt er uns eine Concordanztafel, welche die Reihenfolge der Documente im Original und in der Ausgabe veranschaulicht. Statt dessen finden wir bei von Gebler eine tabellarische Übersicht der im Vatican-Manuscripte mit einander zusammenhängenden Blätter, welche von hoher Bedeutung für unsere Kenntniß des Zustandes und der Zusammensetzung desselben ist und bereits zu bedeutsamen Entdeckungen geführt hat. Die drei Abschnitte des von Gebler'schen Vorberichtes enthalten sodann, der erste eine Beschreibung, der zweite eine Würdigung und der dritte eine Geschichte der Veröffentlichungen des Vatican-Manuscriptes. Am Bedeutsamsten ist, wegen der Wandlung, die sich im Verfasser vollzogen hat, der zweite Abschnitt, der bereits andere Untersuchungen und Veröffentlichungen veranlaßt hat.

Seitdem nämlich Wohlwill in Deutschland und fast gleichzeitig, aber durchaus von Wohlwill unabhängig, Gherardi in Italien sie vor etwa acht Jahren zuerst ausgesprochen, war die Ansicht nach und nach ziemlich allgemein herrschend geworden, daß das Protokoll vom 26. Februar 1616, welches bei der Einleitung des Processes vom Jahre 1633 eine so große Rolle spielte, eine erst 1632 entstandene Fälschung sei. Namentlich in Deutschland hatten sich so ziemlich alle Forscher dieser Ansicht angeschlossen. Von Gebler selbst hatte sie acceptirt und energisch vertheidigt, sowohl in seinem Buche: Galileo Galilei und die Römische Curie, als auch in einer besonderen, gegen Berti gerichteten Abhandlung welche in der florentiner Nuova Antologia abgedruckt wurde. Vor einem Jahre konnte man die Frage als endgültig entschieden betrachten. Indeß hat die Prüfung des Vatican-Manuscriptes Herrn Gebler bewogen seine frühere Ansicht zurückzunehmen und sich nunmehr für die Echtheit des fraglichen Protokolls zu erklären. Die Gründe, welche ihn dazu bewogen, sind, daß die Blätter, worauf das fragliche Protokoll niedergeschrieben ist, zweite Blätter zu schon vorhandenen Documenten sind, daß das betreffende Papier das gleiche Wasserzeichen trägt wie die übrigen 1615—1616 zu Rom beim heiligen Officium niedergesetzten Schriftstücke, während sich dasselbe auf keinem Papiere aus späterer Zeit vorfindet, und daß Herr Gebler glaubte, dieselbe Hand hier erkennen zu müssen, welche mehrere andere Acten von 1615—1616 geschrieben, sowie auch dieselbe Dinte wie bei anderen Documenten aus jener Zeit. Man wird finden, daß diese Gründe denn doch nicht hinreichen, um die überwältigenden inneren Gründe, welche gegen die Echtheit jenes Schriftstückes sprechen, zu entkräften. In der That ist von Gebler mit seinem nunmehrigen Glauben an die Echtheit jenes Protocolls auf ziemlich allgemeinen Unglauben gestoßen. Ja, was noch mehr ist, er scheint dadurch in einen etwas grellen Widerspruch mit sich selbst gerathen zu sein. Denn obwohl er eine nachträgliche Fälschung nicht mehr zugeben will, so erscheint es ihm doch als eine Pflicht „an der Genauigkeit jenes Referates zu zweifeln", ja, er schreibt (S. XXVI), daß „ein Zweifel an der Genauigkeit der Annotation vom 26. Februar 1616 vollstens berechtigt, ja geboten erscheint." Nach seiner nunmehrigen Ansicht wäre demnach das berüchtigte Protocoll echt aber ungenau, d. h. es wäre wirklich 1616 aufgenommen worden, obwohl das nicht geschah, was nach demselben geschehen sein soll. Man darf vielleicht die Ansicht mit anderen Worten dahin präcisiren: Es liegt eine Fälschung der Thatsachen, nicht aber eine solche der Documente vor. Freilich läßt sich schlechterdings kein Grund errathen, warum man 1616 ein falsches Protokoll fabricirt haben soll, und hat sich Herr Gebler vorläufig um diese Frage ganz und gar nicht bekümmert. Im Jahre 1632 hatten Galilei's Feinde ihre guten Gründe das Protokoll zu fälschen: im Jahre 1616 hatten sie hingegen keinen. Es wird uns hier als Lösung des Räthsels ein unlösbares Räthsel aufgegeben.

Daß von Gebler's etwas confuse Hypothese nicht befriedigen konnte, liegt auf der Hand. Wer aber fortfahren wollte, die Echtheit des fraglichen Protokolls zu bestreiten, sah sich doch genöthigt, sich mit ihm auseinanderzusetzen und die für die Echtheit geltend gemachten äußeren Gründe zu beseitigen. Es ist dies auf zwiefachem Wege geschehen, d. h. durch zwei verschiedene Hypothesen, wovon die eine von Dr. Emil Wohlwill in Hamburg, die andere von mir selbst aufgestellt und verfochten wurde.

Wohlwill's hierher gehörige Arbeit*) ist bis jetzt nur dem engen Kreise der Forscher zugänglich gemacht worden. Den nach seiner Ansicht entscheidenden Beweis für die nachträglich geschehene Fälschung entnimmt er dem von De L'Epinois veröffentlichten Facsimile. Wohlwill nimmt an, daß die Aufzeichnung vom 25. Februar und die ursprüngliche vom 26. auf demselben Blatte von derselben Hand herrühren und daß der erste Theil der letztgenannten echt sei. Dagegen seien die letzten Worte des ursprünglichen Protokolls 1632 wegradirt und durch andere gefälschte Worte ersetzt worden. Mit einem Worte: der erste Theil des fraglichen Protokolls sei echt, der zweite, der die entscheidende Stelle enthält, 1632 gefälscht worden. Diese Ansicht ist mit gewohntem wahrhaft imposantem Scharfsinn durchgeführt worden. Gleichwohl dürfte sie aber sehr wenig Aussicht haben, sich viele Freunde zu erwerben. Denn eine Wegradirung muß ja unter allen Umständen unschwer zu erkennen und nachzuweisen sein. Allerdings, wenn man Wohlwill's Arbeit sorgfältig liest, wird man geneigt sein zu glauben daß der Beweis vollständig geleistet sei. Bei näherem Nachdenken erheben sich aber doch wesentliche Schwierigkeiten. Denn, hat eine Radirung wirklich stattgefunden, so muß sie nicht allein an der Schrift, sondern vor Allem am Papier nachzuweisen sein. Nun versichert aber Herr v. Gebler, er habe „das Original oft genug mit einer guten, großen Loupe Buchstabe für Buchstabe geprüft, durch's Licht gesehen u. s. w.; von einer Radirung sei nirgends eine Spur." Ist dies richtig, woran zu zweifeln kein Grund vorliegt, so fällt Wohlwill's Hypothese wenigstens auf so lange dahin, als eine erneute sorgfältige Prüfung des Originals Spuren einer geschehenen Radirung an den Tag fördern sollte.

Geraume Zeit bevor Wohlwill mit seiner Hypothese hervortrat, hatte ich eine andere aufgestellt, welche ausführlich in italienischen**), kürzer in deutschen***) Blättern entwickelt und veröffentlicht wurde. Nach genauer Prüfung mußte es verdächtig erscheinen, daß das Blatt, worauf ein guter Theil des fraglichen Protokolls niedergeschrieben wurde, so weit von seiner natürlichen

*) Wohlwill: Die Fälschung des Protocolls vom 26. Februar 1616. Hamburg, im December 1877. 11 lithographirte Seiten in 4°. Mit einer Foliotafel Facsimile. (Nicht im Handel.)

**) Scartazzini: Il processo di Galileo Galilei e la moderna critica tedesca. In der Rivista Europea, Anno VIII. Vol. IV. S. 829—861. Vol. V. S. 1—15, 221—249 (wird fortgesetzt).

***) Scartazzini: Römische Fälschungen im Inquisitionsproceß des Galileo Galilei. 1. In der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung. 1878. Nr. 11.

Stelle gerückt und daß an der betreffenden Stelle nachweislich ein anderes Blatt ausgeschnitten und aus dem Actenfascikel entfernt worden ist. Daß die Schrift des fraglichen Protokolls von einer andern Hand herrührt, daß sie eine nicht einmal sehr geschickte Nachahmung ist, hatte ich bei der Prüfung des Facsimile bei De L'Epinois sofort erkannt und bei der ersten Gelegenheit öffentlich ausgesprochen.*) Die Entdeckung sodann, daß die Hefte und Blätter im Vatican-Manuscript nur dort auf die allerauffallendste und confuseste Art geordnet sind, wo die bezüglichen Documente aus inneren Gründen höchst verdächtig erscheinen, drängte zu der Annahme, daß eine Versetzung von Blättern, die ursprünglich weiß geblieben waren, stattgefunden und zwar deßwegen stattgefunden habe, um die betreffenden weißen Blätter für die Fälschungen zu verwenden. Aus anderen Fälschungsgeschichten ist es ja hinlänglich bekannt, welche Schwierigkeiten die Beschaffung von geeignetem, unverdächtigem Papier den Fälschern zu bereiten pflegt. In unserem Falle mußte es ihnen um so näher liegen, leer gebliebene Blätter des alten Actenfascikels zur Fälschung zu verwenden, als solche Blätter zur Genüge vorlagen. So stellte ich denn die Hypothese auf, durch welche die vielverhandelte Frage meines Erachtens endgültig erledigt worden ist: Das echte Protokoll über den Vorgang vom 26. Februar 1616 befand sich auf dem Blatte, das man ausgeschnitten und aus dem Actenfascikel entfernt hat; durch Umfalzung suchte man die Spur davon zu entfernen; durch Versetzung von leeren Blättern gewann man sodann das nöthige Papier um die Fälschung niederzuschreiben. Da aber hierdurch das bezügliche Heft eine höchst verdächtige Compositionsweise erhalten mußte, so suchte man den Verdacht dadurch zu beseitigen, daß man mit der Niederschreibung des gefälschten Protokolls unmittelbar nach dem Document vom 25. begann, wodurch freilich die Sache noch verdächtiger geworden ist.

Es würde zu weit führen, wollte ich die Begründung dieser Ansicht, welche wohl etwas mehr als eine bloße Hypothese sein dürfte, nochmals hier wiederholen und mag es daher gestattet sein, einfach auf meine anderweitigen hierher gehörigen Arbeiten zu verweisen. Hingegen darf ein merkwürdiges Zusammentreffen nicht völlig übergangen werden. Nicht lange nach mir, aber auf durchaus selbstständigem Wege, kam Herr Prof. Moriz Cantor in Heidelberg, ein auf diesem Gebiete rühmlichst bekannter Forscher, auf eine Ansicht, welche mit der meinigen im Wesentlichen übereinstimmt. Ohne einander zu kennen und von einander etwas zu wissen, arbeiteten wir fast gleichzeitig und, obwohl die umfassendste meiner Arbeiten der Natur der Sache nach etwas früher vollendet sein und unter die Presse kommen mußte, so konnte doch die viel kürzere des Herrn Prof. Cantor einige Tage vor der meinigen erscheinen.**) Cantor weicht darin von mir ab, daß er Identität der Handschriften in den Aufzeichnungen vom 25. und 26. Februar annimmt; er stimmt dagegen mit mir in der Annahme überein, daß der Original-Bericht auf dem abgeschnittenen und entfernten Blatte gestanden und daß die Fälschung durch Versetzung von weißen Blättern stattgefunden habe. In der weiteren Ausführung gehen die beiderseitigen Arbeiten mannigfach auseinander. Bedeutungsvoll ist es immerhin daß, sobald die hierzu nöthigen Materialien vorlagen, zwei Forscher, jeder auf durchaus selbständigem Wege die nämliche Entdeckung machten und zu den wesentlich gleichen Resultaten gelangten. „Die Wahrscheinlichkeit einer Vermuthung", sagt Cantor*) mit Recht, „zu welcher fast gleichzeitig an zwei entlegenen Orten zwei einander ganz Unbekannte gelangen, wächst eben dadurch fast zur Gewißheit."

Obschon die ferneren Äußerungen von Wohlwill, v. Gebler**) u. A. abzuwarten sind, so darf man gleichwohl hoffen, daß diese vielverhandelte Frage nunmehr als durch meine und Cantor's Forschungen für erledigt betrachtet werde und daß die Lösung des Rätsels gefunden sei.

Hingegen treten nunmehr auf diesem Gebiete ganz andere Fragen in den Vordergrund. Den geneigten Leser darüber zu orientiren, wird die Aufgabe eines zweiten Artikels sein.

J. A. Scartazzini.

*) Scartazzini: Zum Proceß des Galileo Galilei. In der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung. 1877. Nr. 301 und 302 (vergl. besonders S. 4330b).

**) Cantor: Die Actenfälschung im Processe gegen Galileo Galilei. In der „Gegenwart" Nr. 44 und 45 vom 3. und 10. November 1877.

*) Cantor: Zur Galilei-Frage. In der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung Nr. 26 vom 26. Januar 1878. Ich erwähne hier, daß der von Cantor eröffnete Prioritätsstreit dahin geschlichtet wurde, daß beide Theile erkannten, es habe Jeder durchaus selbständig und vom Andern unabhängig seine Ansicht gebildet und entwickelt, daß ferner Herr Prof. Cantor einräumte, daß ich früher als er meine Ansicht entwickelt habe, während ich allerdings zugab, was ich niemals bestritten, Cantor's Arbeit sei nämlich einige Tage vor der meinen im Druck erschienen. Der historische Hergang ist demnach genau wie er oben dargestellt wurde.

**) Derselbe hat sich, seitdem Obiges geschrieben wurde, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung bereits vernehmen lassen, jedoch ohne irgend etwas Neues oder von Belang vorzubringen.

England.

Lessing in England.

Ziemlich zu gleicher Zeit und ganz und gar unabhängig von einander haben zwei englische Autoren, Herr James Sime und Fräulein Helen Zimmern, eine Darstellung von Lessing's Leben und Wirksamkeit veröffentlicht.***) Das Werk des Ersteren, zwei starke Oktavbände füllend und mit den vorzüglichen Portraits Lessing's und seiner Frau ausgestattet, kam gegen das Ende des vorigen Jahres heraus, Fräulein Zimmern's etwa halb so starke Arbeit hat erst vor kurzem die Presse verlassen, doch nimmt die Dame den Ruhm in Anspruch, „Lessing's erster englischer Biograph" zu sein, da ihr bereits im Jahre 1876 angekündigtes Buch vollständig abgeschlossen und nicht mehr in ihren Händen war, als ohne vorherige Meldung plötzlich Herr Sime's ausführlicheres Werk erschien und so den Vorsprung gewann. Indessen, wer immer zuerst den guten Gedanken faßte, Lessing den Engländern näher zu bringen, jedenfalls haben der eine wie die andere die deutschen Originale durchaus selbständig benutzt und verarbeitet, einmal sogar selbständig in gleicher Weise Lessing mißverstanden.†)

***) Lessing. His life and writings. By James Sime. In two volumes. With portraits. London, 1877, Trübner & Co.

Gotthold Ephraim Lessing. His life and his works. By Helen Zimmern. London, 1878, Longmans, Green, and Co.

†) Die Sache hat keine große Bedeutung, zeigt aber, wie schwierig unsere Sprache manchmal für Ausländer ist. Im dritten Anti-Goeze heißt es ziemlich gegen das Ende: „Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist es euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert." Herr Sime übersetzt (II, 209) „It is not about these unfortunate ships you care, otherwise you would have insured them." Fräulein Zimmern (380)

Bald bringt Herr Sime eine Detail-Bemerkung, welche Fräulein Zimmern nicht mittheilt, oft kehrt sich der Fall um, aber Beiden ist es vortrefflich gelungen das lebensgroße Bild des Geistesgewaltigen deutlich und richtig zu zeichnen und auszumalen. Der geweckte Knabe entwickelt sich vor unseren Augen zum Jüngling, welcher von allen Seiten her, scheinbar spielend, Bildungsstoffe zu reichem Wissen ansammelt und eine bahnbrechende Kraft erlangt, die der gereifte Mann einzig in seiner Art bethätigt, aufräumend und aufbauend, kritisch und schöpferisch, lichterzeugend und luftreinigend. Da sich jeder der beiden Biographen an ein anderes Publikum wendet, so behandeln sie ihre Themata nicht gleich. Herr Sime denkt an die ganze gebildete Welt, Fräulein Zimmern sagt: Bei Lessing's Schriften habe ich an seine Warnung gedacht, den Autor nicht zu erschöpfen, bei seinem Leben habe ich mich erinnert, „daß ich nicht für ein deutsches Publikum schreibe, und habe daher verschiedene geringfügige Dinge, die englische Leser wahrscheinlich nicht interessiren, ausgelassen oder nur oberflächlich berührt." So wenig man bei Herrn Sime Überflüssiges entdeckt, so wenig empfindet man bei Fräulein Zimmern Mangel. Herrn Sime's Blick ist umfassender, seine Kritik produktiver, Lessing mehr angemessen, seine Kenntniß der einschlagenden deutschen Literatur bewundernswerth, sein Styl flüssiger; in allen diesen Punkten jedoch verdient Fräulein Zimmern durchaus keinen Tadel, sie schreibt gedrängt und doch klar, sie urtheilt mit englischem Selbstgefühl, und wenn sie gelegentlich uns Deutschen ein wenig mehr als die Wahrheit sagt, — wir lassen ein paar Beispiele folgen, — so liegt ihrem Tadel doch stets etwas zu Grunde, was entschiedenen Tadel verdient. Sehr erwünscht sind der alphabetische Index und die Genauigkeit, mit welcher Herr Sime seine zahlreichen Citate anführt, allein diese Zuthaten, besonders der letzteren, bedurfte Fräulein Zimmern weniger, da sie nur englische Leser voraussetzt, deren unbedingtes Vertrauen sie mit Recht genießt, denn sie hat sich durch ein von der englischen Kritik sehr lobend besprochenes Werk über Schopenhauer rühmlichst bekannt gemacht. Beide Autoren gönnen Lessing selbst möglichst häufig das Wort, und begegnet dem Einen einmal etwas Menschliches, so geschieht das der Anderen gleichfalls. Herr Sime wird die Behauptung: (I, 203) Marlow's Faust findet sein tragisches Motiv in der Liebe zur Macht, der Goethe's in der Liebe zum Genuß, der Lessing's in der Liebe zum Wissen, was Goethe anlangt wohl nicht aufrecht erhalten wollen, wenn er sich erinnert, daß der Vers „Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne" dem folgenden „Und von der Erde jede höchste Lust" vorausgeht; Fräulein Zimmern wird zugeben, daß sie irrte, als sie die Worte Lessing's, wo von Diderot's Schreiben über die Tauben und Stummen die Rede ist: „Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus dem angeführten Schreiben des Herrn Diderot heraus zu klauben wissen"; — Fräulein Zimmern wird zugeben, daß sie sich versah, als sie (61) schrieb: He (Lessing) condemns Diderot .... calling him a shortsighted theorist". — Von Adolf Stahr's Lessing-Biographie sagt Herr Sime: „Sie enthält wenig, was nicht in dem Werke Danzel's und Guhrauer's zu finden wäre, und als Kritiker kann sich der Verfasser mit keinem dieser beiden Schriftsteller vergleichen; aber er besaß einen kräftigen und volksthümlichen Styl und im Ganzen scheinen die Deutschen mit seiner Schilderung ihres ersten klassischen Autors nicht unzufrieden. In Amerika hat E. P. Evans eine Übersetzung des Buches veröffentlicht." Bei Fräulein Zimmern lautet es: „Aus diesem Steinbruch" — sie meint Danzel's und Guhrauer's Bände — „ist die populärere Biographie A. Stahr's hervorgegangen, die mit ihrem üppigen (redundant) Styl und übertriebenen Lobe in Deutschland eine Gunst findet, der sie hier zu Lande kaum begegnen würde." Seit Stahr schrieb, ist die Lessing-Literatur durch mehrere höchst bedeutsame Monographien bereichert worden und beide hier besprochene Werke haben Nutzen aus ihnen gezogen. Über den Werth der beiden wird die Mittheilung einiger charakteristischen Proben am sichersten orientiren.

„You do not care for these unhappy vessels, or you would have insured them." Lessing aber meint: „es sei denn, daß ihr den Schaden ersetzen müßtet," also etwa, except you yourselves were the underwriters.

Fräulein Zimmern schreibt am Schluß: „Lessing war ein Mann, in welchem zwei Zeitalter, zwei entgegengesetzte Gedankenrichtungen zu einziger Harmonie verschmolzen. Er zeigte in seiner Persönlichkeit alle guten Elemente des achtzehnten Jahrhunderts und wurde zugleich der Vorläufer des neuen. Es war sein eigenthümliches Merkmal, gleichzeitig der Vertreter seiner eigenen und einer späteren Generation zu sein. Denn während das achtzehnte Jahrhundert negativ und zerstörend war, ist das neunzehnte affirmativ und zusammenfügend: Lessing war beides. Die Tendenz des neunzehnten Jahrhunderts — zur Vergangenheit zurückzukehren und die ursprüngliche Wahrheit von den entstellenden Zusätzen späterer Zeiten zu befreien — hatte er im Voraus. Einzig in dieser Hinsicht, bildet er einen auffallenden Kontrast zu Voltaire, einen Kontrast, der ganz zu Lessing's Vortheil ausschlägt. In der Kunst, in der Religion, half er die Menschheit von den Fesseln bloßer Überlieferung und Autorität befreien. Aber während er umstürzte, baute er auf; er benutzte die ärmlichen Waffen des Sarkasmus und der Persifflage nicht dazu, Gutes und Schlechtes mit einander zu untergraben und seine Mitmenschen obdachlos zu lassen. Deßhalb kann er beanspruchen der geistige Vorläufer unserer heutigen Kultur zu sein. Es giebt wenige Gebiete des Denkens, in welche er nicht eindrang, und er drang in keines ohne den Eindruck seines Genies zu hinterlassen. So verschieden und allgemein waren seine Interessen, daß er Manchen nur als Theologe, Anderen nur als Ästhetiker, Anderen wieder nur als Dramatiker, Dichter, Kritiker oder Philologe bekannt ist. In einem Punkte nur machte er sich von einem charakteristischen Fehler seiner Zeit nicht frei, das war seine Gleichgiltigkeit gegen die Schönheit und Bedeutung der Natur. Nur in dieser Hinsicht kann man ihn nicht zu einem Vorgänger Goethe's machen, dem er in seiner Neigung zu den Griechen, zu Shakespeare und zu Spinoza voranging.

„In der kläglichsten Periode seiner heimischen Literatur geboren, erlebte er die ersten Früchte des Goethe'schen Genius, während sein Todesjahr durch das Erscheinen des Buches gekennzeichnet wurde, von dem man sagen kann, es schloß die Denkmanier des achtzehnten Jahrhunderts: die Kritik der reinen Vernunft.

„Der Bildhauer Rauch zeigte richtige und feine Auffassung, als er unter der Masse berühmter Männer, welche das Denkmal Friedrich's des Großen in Berlin umringen, Lessing mit dem Gesicht nach Kant hingewendet darstellte, als ob er Gedanken mit ihm austausche. Beide waren große Befreier des menschlichen Geistes; beide strebten die individuelle Freiheit des Denkens und Handelns auszubilden, beide suchten in ihren Landsleuten einen richtigen Begriff von der Natur der Freiheit zu wecken. Es ist kein Wunder, daß die Theilnahme für Lessing neuerdings in Deutschland wieder aufgelebt ist, denn der zuviel regierte und bureaukratische Deutsche braucht ihn noch. Dabei verwechselte Lessing niemals Freiheit und Zügellosigkeit. Er erlebte die

französische Revolution nicht, aber er wäre der Erste gewesen um zu verkünden, der Despotismus sei gleich entwürdigend, ob er ein kaiserliches Diadem oder eine rothe Mütze trage. Er verlangte, daß jedes menschliche Wesen ein Mensch sei, der selbst denkt. Hierin erkannte er das Geheimniß der Freiheit, als er sagte: denke falsch, wenn du willst, aber denke selbst.

„Blickt man auf seine literarische Thätigkeit im einzelnen, so kann man oft bedauern, daß sie so fragmentarisch ist, daß so viel von seiner Energie für ephemere Themen und persönliche Zwistigkeiten verbraucht wurde. Betrachtet man sie im ganzen, so sieht man, daß derselbe großherzige Zweck des Wissens und der Wahrheit alles durchdringt. Lessing fühlte seinen Beruf als Kämpfer für die Wahrheit und die Verpflichtung allem entgegen zu treten, was ihr widersprach. War auch die Veranlassung bisweilen unbedeutend, die Resultate waren oft groß. Schien er heute der Anwalt dieser Idee und morgen jener, so kam das daher, daß sein Geist nicht nur kraftvoll, sondern auch beweglich war und die vielfachen Seiten der Wahrheit erfassen konnte. Unveränderlichkeit im Veränderlichen war der Grundzug seines Lebens, wie er es für das richtige Verständniß der Welt ist. So war Lessing der Schriftsteller.

„Aber neben dem Schriftsteller steht der Mensch, und selten harmoniren die beiden so, wie sie es hier thun. Lessing war nicht nur ein sehr großer, er war ein guter und starker Mensch. Die Geschichte seines Lebens, die man nicht ohne tiefes Mitgefühl lesen kann, ist eine der trübseligsten. Doch litt er mit einer so vornehmen Seelengröße, äußerte so selten eine Klage gegen das Schicksal, daß wir bewundern und kaum wagen, einem Adel, der uns so weit überragt, unser Mitleid aufzudringen. Vom frühen Mannesalter ab folgte eine Noth und getäuschte Erwartung der anderen, und doch kann man nicht sagen, daß er die Schuld trug. Mit einer Natur begabt, die, mehr als die meisten, zarte Liebe und Mitgefühl brauchte, mußte er sich ohne sie behelfen und behalf sich ohne sie mit einer ganz bewunderungswürdigen Kraft des Duldens. Als er in mittlerem Alter stand und den Frieden zu erreichen, ein gleichgestimmtes Herz zu finden schien, traf ihn wiederum Mißgeschick, und als er nach Jahren ausharrender und heldenhafter Liebe endlich mit der Frau seiner Wahl vereinigt wurde, schränkte der vernichtende Schlag des Todes sein Erdenglück auf die kurze Spanne eines Jährchens ein. Den tapfern Ritter der Wahrheit und Humanität konnte aber selbst dieser grausame Stoß des Schicksals nicht niederwerfen. Ungebeugt kämpfte er weiter gegen Unwissenheit, Scheinheiligkeit und bloßes Herkommen. Seine Glut für seine Sache ließ nicht eher nach als bis der unwiderstehliche Sieger ihn selbst zu Boden warf. Er war jung als er hingerafft wurde, aber durch die Arbeit aufgerieben.

„Als Lessing sich müde zum Schlaf niederlegte, war auch die Grundlage seines Werkes sicher gelegt, unwandelbar befestigt und die Ergebnisse gehören uns, denn sein Einfluß ist beständig gewachsen und die erneute Theilnahme für seine Schriften, hier sowohl wie in Deutschland, ist nicht ohne tiefe Bedeutung für die, welche die Zeichen der Zeit richtig lesen. Lessing's Arbeiten galten nicht Deutschland allein, sie galten Europa. Es wird lange dauern bis wir ihnen entwachsen sind, wenn wir auch gelegentlich und für Zeiten uns einer weniger verständigen Leitung anvertrauen."

Ähnlichen Gedanken giebt Herr Sime folgenden Ausdruck: „Lessing's Leben war im Ganzen kein glückliches. Gezwungen schwer für das tägliche Brod sich zu plagen, mußte er viel von seiner besten Kraft auf unangemessene Arbeit verwenden, und bei einer leidenschaftlichen Liebe für seine Mitmenschen fand er sich im Verlauf der Jahre mehr und mehr jenseits des Bereiches ihrer Sympathien. Keiner seiner Freunde verstand ihn. Auf den Höhen, zu welchen er sich emporgeschwungen hatte, war die Luft zu dünn, zu scharf für gewöhnliche Leute; Einsamkeit war die Strafe, die er für das Genie zu entrichten hatte.

„Deutschland ist ihm unendlich viel schuldig. In seinem Todesjahr veröffentlichte Schiller sein erstes Drama und gab Kant die Kritik der reinen Vernunft heraus. Bald nachher ergriff Goethe wieder die Laufbahn, die er verlassen zu haben schien, und begann Fichte durch die Macht seiner glänzenden Persönlichkeit Einfluß auf seine Landsleute zu üben. So schritt Deutschland mitten in jene klassische Periode seiner Literatur, auf welche es mit Stolz und Sehnsucht zurückblickt. Vollständig erwacht, übte es seine Kräfte nach allen Seiten hin, und während es in der Welt der Politik geschlagen und gedemüthigt wurde, übernahm es in der größeren Welt des Gedankens eine Zeit lang die anerkannte Führerschaft.

„Ohne Lessing wäre die klassische Periode nicht möglich gewesen. Durch seine Dramen, seine unaufhörliche Kritik, seine Kämpfe in der Literatur, Kunst und Theologie rief er im Nationalgeist ein Gefühl echter Freiheit wach, einen Widerwillen gegen das Triviale, einen Durst nach idealen Werken von dauerndem Werth. Er rodete und pflügte den Boden, in welchen seine Nachfolger ihre fruchtbringende Saat streuten.

„Den Reiz, der stillen und entsagenden Gemütern eigen ist, darf man bei Lessing nicht suchen; nie gab es einen rastloseren feurigeren Geist. Auch denen wird er nicht zusagen, welche das Ideal eines Mannes in Dem erblicken, welcher sich aus der Berührung mit der Welt in die Einsamkeit seiner Gedanken zurückzieht. Er war wesentlich ein Mann unter Männern, in der Gesellschaft fand er sein höchstes Glück, seine beste Anregung; sie war der Stahl, welcher dem Stein die hellsten Funken entlockte. Bei seinen großartigen Arbeiten war es stets die Gesellschaft — die Gesellschaft seiner Zeit —, deren Mängeln abzuhelfen er sich verpflichtet fühlte. Selbst bei Fragen, die seiner Zeit fern zu liegen schienen, entdeckte er Berührungspunkte mit den Impulsen der lebenden Gegenwart.

„Niemand kann sich der Einsicht verschließen, daß er, nach einer Richtung seiner Thätigkeit, eine gewaltige revolutionäre Kraft war. Man kann sagen, er brachte sein Leben damit zu das anzugreifen, was er für Irrthum hielt. Weit davon entfernt den Kampf zu meiden, hatte er ihn gern, fand er Vergnügen an ihm, fühlte er sich am freisten und leichtesten, wenn er geistige Feinde aufsuchte und vernichtete. „Kein Haupt war sicher vor ihm", sagt Heine. „Manchen Kopf schlug er aus reinem Muthwillen ab, und war dann schadenfroh genug, ihn dem Publikum hinzuhalten um zu zeigen, daß er hohl war." Von Natur war er der Feind der Seichtigkeit, der Anmaßung, der Unduldsamkeit, und war eine Ansicht falsch oder schädlich, so gewährte ihr weder Alter noch allgemeine Beliebtheit noch hohe Autorität irgend welchen Schutz. Er kannte für sie nur eine Frage: ist sie wahr? Wenn nicht, so wandte er die ganze Macht seiner Logik und seines Witzes gegen sie.

„Könnte man nicht mehr von ihm sagen als dies, so würde er sich von den hervorragendsten Denkern des achtzehnten Jahrhunderts nicht wesentlich unterscheiden, man würde seinen Einfluß der Hauptsache nach dem Voltaire's gleichstellen müssen, dem er so herzlich gern Opposition machte. Aber die Aussage, daß er eine revolutionäre Kraft war, giebt nur die Hälfte der Wahrheit; die andere und wichtigere Hälfte besteht darin, daß er beim

Vernichten unaufhörlich zu bauen bemüht war. Seine verneinenden Schlüsse waren stets von bejahenden Ergebnissen begleitet. In der bildenden Kunst, der Poesie und dem Drama stellte er eine Reihe von Grundsätzen auf, die noch heute der Gegenstand der Untersuchung und des Streites sind, und was die Religion anlangt, so setzte er ihr lebendiges Wesen in helles Licht, während er das Zufällige von ihr abstreifte. Selbst wenn er diese Ziele erreicht hatte, sah er seine Aufgabe als Kritiker nicht für beendet an. Seiner Meinung nach liegt das Amt der Kritik nicht im Zergliedern und Verallgemeinern, sondern im Hinleiten zu den Erzeugnissen, in welchen die Wahrheiten der Kritik bereits verkörpert vorhanden sind. Als er das französische Drama beseitigte, führte er seine Landsleute zu Shakespeare und den griechischen Tragikern; in der Kritik selbst richtete er sie von den Kritikastern des Tages auf Aristoteles; in der Philosophie schritt er über Wolf und die Männer der Aufklärung zu Spinoza und Leibniz. So behandelt, wird die Kritik nicht zu einem beschwerlichen Maß, das den Genius entmuthigt, sondern zu einem hellen Stern, der ihm den Weg weist. Auch vermindert sie nicht das Entzücken bei erhabenen Werken, sie reinigt und belebt die Empfänglichkeit für das Schöne und verleiht dem Genuß desselben erhöhte Kraft und Frische.

„Hier stehen wir vor der eigentlichen Quelle von Lessing's Größe, denn diese beiden Richtungen — die zum Umsturz und die zum Aufbau — sind die tiefsten Antriebe der modernen Welt. In keinem Einzelnen waren sie je harmonischer verbunden, und mit ihnen vereinigte sich ein Geist von glänzender Stärke und Geschmeidigkeit, ein Geist, der unter der Aufsicht der beiden edelsten Leidenschaften unserer Natur arbeitete: der Liebe zur Wahrheit um der Wahrheit willen, und der unvergänglichen Liebe zur Menschheit."

Im Brief an Gleim vom 14. Februar 1759 schreibt Lessing: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre." Fräulein Zimmern übergeht die Angelegenheit, Herr Sime behandelt sie eingehend und bemerkt gegen die Deutschen, die annehmen wollen, es sei nicht Deutschland sondern nur Sachsen gemeint: „Seine Worte lassen diese Auslegung nicht zu; ihr klarer Sinn ist, daß er für Deutschland keine größere Liebe hegte als für jedes andere Land, daß er sich für die Deutschen, wie für die Franzosen und Italiener, nur als Menschen interessirte. Es wäre jedoch unbillig einen großen Schriftsteller nach zwei oder drei Phrasen zu beurtheilen, besonders wenn, wie im gegenwärtigen Fall, sie hingeworfen sind, um wilder Übertreibung zu antworten. Man muß sie durch Bezugnahme auf die Gesammthaltung seiner Werke etwas berichtigen. Überblickt man Lessing's Leben unparteiisch, so wird man in einem gewissen weiteren Sinn sagen können, daß kein Deutscher seines Zeitalters durch und durch patriotischer war. Es war ihm ein Quell bitteren Kummers, daß sein Vaterland in vielen Beziehungen so weit hinter anderen Nationen zurück stand, und vor allem beklagte er die Neigung, der eigenen Kraft zu mißtrauen und fremde Muster nachzuahmen. Es war die Aufgabe seines Lebens, Deutschland zum Sinn für die eigene Größe zu erwecken und es aufzumuntern alle Bande abzuschütteln, die sein inneres Leben behinderten. Das hieß doch sicherlich die patriotische Pflicht in bestmöglicher Weise erfüllen. Für eine große Klasse von Menschen ist Patriotismus gleichbedeutend mit Blindheit für die Fehler des Vaterlandes. Nach ihnen muß die Nation, in der man zufällig geboren ist, mit hellen Farben gemalt werden und Liebe für sie muß von einer gewissen Portion Eifersucht auf ihre Nebenbuhler begleitet sein. In diesem Sinn war Lessing allerdings ganz und gar ohne Patriotismus. Sein Wunsch war stets die Dinge zu sehen, wie sie waren, und obschon er Deutschland liebte, mochte er sich doch nie dazu herablassen ihm zu schmeicheln. Auch war er nicht im Stande aus Liebe zu Deutschland andere Länder mißtrauisch oder gleichgiltig anzusehen. Keine Nation ist das, was sie ist, aus eigener Kraft; auf dem allgemeinen Strom der Menschheit wird sie vorwärts getragen und der Menschheit verdankt sie, was am besten und tiefsten auf sie gewirkt hat. Jeder, der diese Wahrheit voll in sich aufnimmt, ist nothwendigerweise Kosmopolit, und Lessing's Geist weilte nie lange fern von ihr. Vielleicht kann man behaupten, daß sein Patriotismus in seinem Kosmopolitismus wurzelte, denn eine Nation bezahlt ihre Schuld der Welt am besten, wenn sie den Gesetzen ihres Wesens treu bleibt. Dadurch, daß er seinem Vaterlande diente, wie er es that, diente Lessing höchst weislich der Menschheit."

Sehr angemessen äußert sich Herr Sime über Lessing's berechtigte oder unberechtigte Eigenthümlichkeiten: „Wie sehr auch seine Berliner Freunde ihn liebten und bewunderten, sie waren nie ganz im Stande, mit Einem ins reine zu kommen, der so weit von den gewöhnlichen Charaktertypen entfernt war. Sie gehörten alle zu den im strengsten Sinne des Wortes anständigen Leuten; sie waren pünktliche Geschäftsmänner, Muster praktischer Weisheit und Schicklichkeit. Lessing war weit anders. Bei einem Ordnungssinn, der seinen Arbeiten eine gewisse absonderliche Regelmäßigkeit verlieh, mochte er sich doch nicht Gewohnheiten unterwerfen, von denen andere Leute sich beherrschen ließen. Zu Zeiten, in denen seine Freunde fleißig auf ihrem Posten waren und meinten, alle Welt müsse desgleichen thun, schlenderte er gelegentlich in einen Weinkeller und schob fast immer das auf, was er, seinem eigenen Geständnisse nach, sogleich hätte fertig machen sollen. Kurz, er hatte einen bedeutenden Stich vom Zigeuner an sich. Es war keine Bummelei, die irgendwie die Entwickelung seiner ernsthaftesten Gedankengänge unterbrach, aber sie war entschieden genug, um seine Genossen zum Kopfschütteln zu bringen und ihnen manchmal Vorstellungen zu entlocken, die ein wohlgefälliges Bewußtsein moralischer Überlegenheit andeuten."

Während seines Aufenthaltes in Breslau hatte Lessing viel und hoch gespielt und auf die Vorwürfe seiner Freunde mit einem Brief an Mendelssohn geantwortet, der heftige Selbstanklagen enthielt. Herr Sime urtheilt darüber: „Äußerungen dieser Art hätte man nicht allzu ernsthaft nehmen sollen, denn es war Lessing's Manier unter dem Einfluß augenblicklicher Impulse sich mit viel zu großer Härte zu verdammen. Nicht nur hatte er von seinem Interesse an der Literatur nichts eingebüßt, sondern er bereitete langsam seine größten Werke vor. Gerade zu der Zeit als er müßig sein Leben hinzubringen schien, befand er sich tief im Studium Spinoza's und las die Kirchenväter mit einem Nachdruck, der ihn viele Jahre nachher befähigte, theologischer Intoleranz höchst unerwartete Schläge zu versetzen. Ein beträchtlicher Theil des Laokoon wurde in Breslau geschrieben und als er nach Berlin zurückkehrte, bedurfte Minna von Barnhelm nur noch wenige Striche zur Vollendung. In Wirklichkeit war dies eine der arbeitsamsten und fruchtbarsten Perioden seiner Laufbahn und seine Beschäftigung in ihren Ergebnissen um so glänzender, da sie in keiner Weise erzwungen war, sondern nach momentaner Neigung aufgenommen und fallen gelassen wurde."

Fräulein Zimmern meint (75): „Die Fähigkeit, Gedanken in

glänzender Verdichtung und mit überraschenden Redewendungen auszudrücken, war Lessing angeboren und zeigt, daß sein Geist höchst undeutsch war, denn diese pralle Form des Ausdrucks ist seinen Landsleuten fast fremd." Herr Sime äußert sich über Lessing's Stil folgendermaßen: (I, 86) „Von Stil hatten die deutschen Schriftsteller damals noch keine Ahnung; ihre Sätze waren verwickelt, schwerfällig und confus, und wenn Lessing anfänglich seine Landsleute nur wenig darin übertroffen hätte, so wäre das ganz in der Ordnung gewesen, aber schon in seinen Erstlingsschriften findet man die Angemessenheit des Wortes, die Glätte des Ausdrucks, die überraschend witzige Wendung, welche die Prosa-Werke, mit denen sein Name hauptsächlich verbunden ist, charakterisiren." Und dann heißt es (I, 87) „Ein anderes, wesentliches Merkmal des Lessing'schen Stils, dem wir auf dieser frühen Stufe bereits begegnen, ist seine Liebe zu Metaphern und Gleichnissen. Diese Eigenschaft findet sich bei keinem anderen deutschen Schriftsteller in gleichem Grade. Es ist unwahrscheinlich, daß Lessing's Gedanke ursprünglich in seinem Geist so concret dastand, wie er in seinen Werken auftritt, denn obschon ein Dichter, war er dazu nicht Dichter genug, er hatte zu viel vom reinen Denker, um durch Einzelbilder von Urtheil zu Urtheil zu schreiten. Wären Phantasie und Verstand derartig bei ihm verschmolzen gewesen, so hätte er uns weniger Kritik und mehr Dichtung gegeben. Aber, weil er ein so vollendeter Kritiker war, wußte er, daß Gedanken in abstrakter Form ausgedrückt, für die gewöhnliche Intelligenz unwirksam, für die gebildete reizlos sind. Deshalb kleidete er mit Überlegung seine Gedanken in sichtbare und greifbare Formen; er holte sie, wie Sokrates die Philosophie, aus den Wolken, und ließ sie in Gestalten erscheinen, welche der gesunde Menschenverstand auffassen und mit Vergnügen auffassen konnte. Diese Bevorzugung des tropischen Ausdruckes findet man in allen seinen Schriften, den dramatischen wie den kritischen, den theologischen wie den ästhetischen. Schließlich wurde er Meister in seinem Gebrauch und das ist unzweifelhaft unter den vielen Gründen für die Macht, die er noch ausübt, einer der stärksten. Die Gegenstände, von denen er seine Bilder hernimmt, fallen selten durch Größe oder Schönheit auf, gewöhnlich ist er zufrieden, wenn sie allgemein bekannt, genau passend und lebhaft sind."

Als besonders werthvoll möchten wir noch die Kapitel hervorheben, welche Herr Sime dem Laokoon, der Dramaturgie und der Lessing'schen Philosophie widmet; von Fräulein Zimmern's gesunder Auffassung und der Kraft ihrer Darstellung aber wollen wir noch eine Probe geben. Nachdem gesagt worden, daß unter allen Umständen die Existenz des Christenthums durch seine Grundwesenheit, die Lehre und Ausübung allgemeiner Nächstenliebe, gerechtfertigt sei, heißt es (p. 70): „Lessing's persönliche Meinungen wichen von denen jeglicher Schule so vollständig ab, daß keine Partei so recht wußte, wohin sie ihn stellen sollte, und noch heutigen Tages kann keine ihn classificiren. Sein reiner, von Demut erfüllter Geist, flog hinaus über die Schranken der Glaubensartikel. Er widersprach den Schutzrednern, welche die Wahrheit des christlichen Glaubens gegen die Freidenker beweisen wollten; den Freidenkern, welche wähnten ihre eigene Vernunft an die Stelle des Glaubens setzen zu können; der Wolf'schen Schule, die mathematisch das Dogma zu construiren wünschte; den lutherischen Theologen, für die es keine höhere Religionsquelle gab als den Bibelbuchstaben, und endlich den Neologen und Semi-Naturalisten. Ein Bewußtsein hiervon besaß aber Lessing durchaus nicht. Er arbeitete und dachte in seiner charakteristischen Art, ohne darauf zu achten, wohin es führe." Über einzelne Punkte mit Herrn Sime oder mit Fräulein Zimmern zu rechten, ist hier nicht der Ort; auch in den ersten, längeren Stellen, die wir beiden entlehnt haben, giebt es Sätze, die ein Fragezeichen verdient hätten, allein die Leser des Magazins bedürfen derselben nicht. Fräulein Zimmern benachrichtigt in der Einleitung ihr Publikum, daß sie mit der Übersetzung des wichtigsten Theiles der Dramaturgie beauftragt und beschäftigt sei; uns wurde mitgetheilt, daß eine Verdeutschung des Sime'schen Werkes durch die bewährte Kraft A. Strodtmann's in Aussicht steht. O. S. S.

Kingsley's Hypatia.*)

Mit wahrer Freude begrüßen wir diese zweite deutsche Auflage. Daß sie nöthig geworden, spricht für das Publikum; denn „Hypatia" ist kein Buch von der populären Art; um Genuß an dieser genialen Schöpfung, dem Product sowohl tiefgehender Studien und gründlicher Gelehrsamkeit, als hoher dichterischer Begabung und Begeisterung, zu finden, muß der Leser selbst geläuterten Geschmack und eine vorurtheilslose Auffassung mitbringen. „Hypatia" gehört zu den Büchern, welche viel geben, aber nur dem, welcher viel mitbringt.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß eine specifisch gelehrte Bildung, die in den Stand setzte, Kingsley als Historiker, Theologen und Philosophen zu beurtheilen, dazu gehöre, um an „Hypatia" volle Freude zu empfangen. Wäre das der Fall, so wäre das Buch ein weniger großes Kunstwerk. Aber nur ein Geist, der sich zu wahrer innerer Freiheit durchgerungen hat, wird das Buch völlig verstehen. Kingsley selbst, gewissermaßen das Ideal eines christlichen Pfarrers, hatte zwar für sein inneres Leben und seine Ideen in seinem Berufe und Wirken eine bestimmte Form gefunden; aber er stand auf einer geistigen Höhe, die ihn befähigte, das Gute und Edle in jeder Form anzuerkennen, ja die verschiedenartigsten Erscheinungen dichterisch zu gestalten und das mit bewundernswerthester Objectivität; für ihn waren „rechtgläubig" und „freisinnig" keine Gegensätze, er selbst war beides im wahren ursprünglichen Sinne dieser oft mißbrauchten Wörter. Wenn er auch aus voller Überzeugung der anglikanischen Kirche angehört, so schien ihm das Christenthum selbst an keine bestimmte Formen gebunden, er sah in solchen das Ergebniß der jedesmaligen historischen Entwickelung; das Wesen des Christenthums blieb ihm immer „eine Kraft Gottes, selig zu machen, die daran glauben" und diese göttliche Kraft erkannte er mit klarem historischen Blicke in allen ihren Erscheinungen und schilderte im vorliegenden Werke ihr Ringen, oder vielmehr das Ringen der Menschen, in denen sie sich mächtig erwies, in einer der merkwürdigsten historischen Epochen. Es ist ein Lebensbild aus dem fünften Jahrhundert, welches wir vor uns haben; der Schauplatz ist Alexandria; die mit einander ringenden Kräfte sind das dem Untergange entgegengehende griechisch-römische Alterthum und als dessen letzte Vorkämpfer die Philosophen der neuplatonischen Schule — das unterdrückte, aber zäh ausharrende Judenthum — die seit Konstantin siegesbewußt streitende christliche Kirche und innerhalb dieser die Parteien der Arianer und der Katholiken. Eine großartige Aufgabe hat sich der Verfasser gestellt in der Schilderung dieser bewegten Zeit;

*) Deutsch von Sophie von Gilsa. Mit einem Vorwort von Chr. Karl Josias Bunsen. Leipzig, 1878. F. A. Brockhaus. Zweite Auflage.

aber ihrer Größe kommt die Vollendung gleich, mit der er sie gelöst hat.

Kingsley sagt selbst: „Wer ein solches Zeitalter beschreibt, hat einen lästigen Mißstand zu bekämpfen. Er wagt nicht zu sagen, wie schlecht die Menschen waren, und er wird keinen Glauben finden, wenn er erzählt, wie viel Gutes sie besaßen. Im gegenwärtigen Falle ist jener Mißstand doppelt groß; denn während die Sünden der Kirche, obgleich entsetzlich, sich doch in Worten ausdrücken lassen, ist es unmöglich, die Sünden der heidnischen Welt, die sie bekämpfte, zu beschreiben; der christliche Vertheidiger ist daher des Anstandes wegen genöthigt, den Zustand der Kirche weit schwächer darzustellen, als die Thatsachen es verdienen."

Dies sind beachtenswerthe Worte. Für den grausamen Fanatiker Cyrillus, der die niedrigsten Leidenschaften des Pöbels von Alexandria entfesselte und die Rachsucht verblendeter Mönche bis zu rasender Mordlust anstachelte, hat Kingsley wahrlich keine Sympathie, und wenn er die abscheulichen Eigenschaften dieses herrschsüchtigen Patriarchen nicht ins grellste Licht setzt, so geschieht das gewissermaßen aus künstlerischer Rücksicht: weil er die Verrottung und Schändlichkeit der untergehenden antiken Welt nicht unverhüllt zeigen kann, muß er nothwendigerweise auch ihr Gegenstück minder kraß darstellen, um nicht das richtige Verhältniß zwischen Beiden zu zerstören.

Hypatia, Theon's Tochter, die Heldin des Buches, steht zwischen den dunkeln Gebilden moralischer Versunkenheit und bigottem Fanatismus rein und fleckenlos da. Weder auf ihr noch auf den leidenden Philosophen ruhte der leiseste Verdacht von Immoralität. So niedrig und ausschweifend auch ihre Schüler oder die Manichäer gewesen sein mögen, die großen Neuplatoniker waren, wie Manos selbst, Personen von strenger Frömmigkeit und Tugend. Denn es war eine Zeit gekommen, in welcher kein Lehrer Zuhörer erwarten durfte, wenn er nicht die höchsten Ansprüche auf Tugend zeigte.

Und doch mußte Hypatia untergehen, die unwürdigsten und verwerflichsten Repräsentanten der neuen Lehre mußten ihr in schnödester und grausamster Weise den Untergang bereiten. Bunsen nennt die Ermordung der Hypatia „das symbolische Todesopfer des heidnischen Geistes". Sie fiel als reines Opfer für eine Lehre und Weltanschauung, die sich selbst überlebt, deren Stunde geschlagen hatte. Ihr Untergang war eine historische Nothwendigkeit. Meisterhaft aber weiß uns der Künstler auf den Untergang seiner Heldin vorzubereiten, indem er sie uns zuletzt zeigt mit sich selbst zerfallen, erschüttert in ihren Überzeugungen, gekränkt als Weib, tief traurig und ohne Hoffnung. — Das zwölfte Capitel des zweiten Bandes ist vielleicht die Krone des ganzen Werkes; es enthält die letzte Unterredung Hypatia's mit ihrem einstigen Lieblingsschüler, dem nunmehr zum Christenthum bekehrten Juden Raphael. Dieser Charakter ist mit Meisterschaft durchgeführt, mit den feinsten individuellen Zügen ausgestattet; der bekehrte Raphael ist keine andere Persönlichkeit geworden, aber jeder ihm eigenthümliche Zug ist von einem neuen Geist belebt, von einem neuen Lichte durchdrungen. So tritt er Hypatia entgegen, immer noch ihr Freund, aber der ehemaligen Lehrerin jetzt überlegen; während ihr Dasein seinen innern Halt verloren hat und sie sich mit ihrer Gedankenwelt zerfallen fühlt, hat er gefunden, was er gesucht, und zwar (und das ist wiederum höchst charakteristisch für Kingsley's Anschauungen) nicht durch die kirchliche Lehre ist dieser hochgebildete sceptische Jude bekehrt worden, sondern dadurch, daß er den Sieg der christlichen Liebe in ihrer Aufopferung und Hingebung, in ihrem unerschütterlichen Glauben und Gottvertrauen in einer christlichen Familie erkannt hat. Hypatia gegenüber spricht Raphael noch ihre Sprache, bedient sich ihr gegenüber der Dialektik der Neuplatoniker, aber es spricht eine andere Kraft aus ihm wie vordem; seine Worte eröffnen ihr einen Ausblick in eine neue ihre fremde Welt; sie wird ihm gegenüber zur Zuhörerin. Ein merkwürdiges Gegenstück zu diesem Gespräche finden wir im zehnten Capitel des ersten Bandes in der Unterredung Hypatia's mit dem jungen Mönche Philammon, der in seiner Unerfahrenheit und Unwissenheit, aber durchdrungen von reinem Eifer, es sich ein Leichtes dünken ließ, diese Heidin von ihren Irrthümern zu überzeugen. Nicht nur verstummt er alsbald vor ihrer Überlegenheit, sondern wird durch ihre Beredtsamkeit hingerissen, von ihrer Anmut und Erhabenheit bezaubert. Dieser junge Philammon und seine Schwester Pelagia, zwei ideale griechische Gestalten, gehören zu den herrlichsten Schöpfungen des Dichters.

Es ist weder möglich noch nöthig, in dieser kurzen Besprechung einer so großartigen Schöpfung wie Hypatia voll gerecht zu werden, viel weniger auf ihre einzelnen Schönheiten einzugehen. Eine vortreffliche Würdigung des Werkes findet der Leser in Bunsens meisterhaftem Vorworte, welches dieser deutschen Ausgabe beigegeben ist.

Rußland.

Der Romandichter Gontscharow.*)

In französischer Übersetzung mit literarischer Einleitung von Ch. Deulin liegt uns eine Episode aus dem Romane eines auch in Deutschland noch ziemlich unbekannten russischen Autors vor, Oblomow von Iwan Gontscharow. Iwan Gontscharow ist 1812 zu Simbirsk geboren, siedelte jedoch frühzeitig nach Petersburg über und trat hier in den Staatsdienst ein. Später nahm er auf der Fregatte Pallas an einer Reise um die Welt Theil, von der er einen vortrefflichen Bericht geliefert hat. 1846 erschien sein erstes eigentlich literarisches Werk, „eine gewöhnliche Geschichte", in welcher er die intellectuelle und moralische Ermüdung schilderte, in welche Rußland durch Nicolaus' Regiment gerathen war. Dann schwieg er zwölf Jahre; es heißt, daß ihn die kaiserliche Censur gemahnt hatte vorsichtiger zu sein. Erst 1858 erschien der Roman Oblomow. Über den Inhalt desselben theilt Deulin als Herausgeber folgendes mit. „Oblomow's Charakter ist ohne Energie und Initiative; er stellt das letzte Resultat eines Despotismus dar, der seine Zeit erfüllt hat. Die Figur Oblomows wird durch die seines Haussklaven Zacharias ergänzt. Dieser gehört zwei Epochen an: von der ersten hat er die unbegränzte Ergebenheit gegen die Familie Oblomow, die zweite hat seine Sitten verfeinert und sein Gewissen erweitert. Er verehrt seinen Herrn, aber verleumdet ihn; er predigt ihm

*) Ivan Gontscharoff, Oblomoff, Scènes de la vie Russe, Traduction de Pietr Artamoff, revue, corrigée et augmentée d'une notice sur l'auteur par Charles Deulin. Paris, Didier & Cie. Es mag bemerkt werden, daß die russischen Eigennamen oben nach deutscher Weise geschrieben sind, das B also z. B. mit W wiedergegeben ist. Unsere Zeitungsschreiber äffen gern den Franzosen derartig nach, daß wir z. B. statt Bakunin häufig Bakounine lesen, statt Turgenjow Tourgeneff, Schreibweisen, die nur in der französischen Aussprache ihre Erklärung finden.

Sparsamkeit und berauscht sich auf seine Kosten. Er ist zudringlich, eigensinnig, grob gegen ihn, aber er liebt ihn wie der Hund seinen Stall. Als Gegenbild zu seinem Helden bringt Gontscharow eine Persönlichkeit, die mehr noch ihrer Erziehung, als ihrem Ursprung einen durchaus entgegengesetzten Charakter verdankt. So langsam und apathisch Oblomow ist, so lebhaft und empfänglich ist Stoltz. Er versucht es, den Freund von seiner Faulheit zu heilen, aber es gelingt ihm nicht. Da unterzieht sich ein junges Mädchen dieser schwierigen Kur. Durch Stoltz ermuthigt, gelingt es Olga für kurze Zeit, Oblomows Nachlässigkeit zu besiegen; sie liebt ihn, oder vielmehr in ihm das Werk, das sie vollendet glaubt. Oblomow läßt sich leiten, und Alles geht vortrefflich, so lange sich ihr Verhältniß auf gemeinschaftliche Spaziergänge und Lektüre beschränkt. Als es sich aber um die Heirat und den Eintritt ins praktische Leben handelt, schrickt Oblomow zurück. Er fühlt sich unfähig, Olga glücklich zu machen und gesteht diese Unfähigkeit offen ein. Olga heiratet Stoltz und Oblomow versinkt mehr und mehr in seine Apathie."

1861 veröffentlichte Gontscharow noch einen Roman „Der Abgrund", welcher sich mit dem Nihilismus beschäftigte. Doch fand Oblomow den meisten Beifall; das Wort Oblomovismus ist in die russische Sprache übergegangen, „um die träumerische und unentschlossene Trägheit zu bezeichnen, die dem russischen Naturell eigenthümlich ist."

Unser Übersetzer theilt uns nur den ersten Theil mit, der wahrhaft bewundernswerth durch die Feinheit der Detailmalerei ist und den Charakter des Helden trotzdem fast epigrammatisch zur Anschauung bringt. Oblomow liegt des Morgens im Bette; er hat einen Brief vom Intendanten seiner Besitzungen bekommen, der ihm meldet, daß die Einnahmen derselben immer mehr rückwärts gehen. Er sinnt auf Verbesserungspläne. So wandert er in seinem Nachtanzuge vom Bette aufs Sopha und wieder vom Sopha ins Bette. Inzwischen erhält er allerhand Besuch von Freunden, und der Dichter führt uns in diesen eine keineswegs schmeichelhafte Gallerie von Typen der Petersburger Gesellschaften vor. Der nervöse Oblomow, der jeden Besucher sofort bittet, fern von ihm zu bleiben, da er sich an der mitgebrachten frischen Luft erkälten könne, ist von alledem so angegriffen, daß er von Neuem in tiefen Schlaf verfällt. Ein Traum überkommt ihn: er sieht seine Jugend an sich vorüberziehen, der Leser aber erfährt, wie er zu dem Menschen ward, der er ist. Endlich gegen vier Uhr Nachmittags weckt ihn Zacharias mit Gewalt und Stoltz holt ihn ab.

Herr Deulin widerspricht sich einigermaßen, wenn er einmal den Charakter Oblomows das letzte Resultat des nikolaitischen Despotismus, das andere Mal seine träumerische und unentschlossene Trägheit eine Eigenthümlichkeit des russischen Naturells nennt. Ist sie dieses, so läge es doch wohl nahe, den Despotismus als die Wirkung und nicht als die Ursache zu bezeichnen. Man hat viel von der Verwandtschaft zwischen Russen und Mongolen gesprochen. Eine anscheinende historische Thatsache spricht vielleicht dafür; auch die Mongolen sind an und für sich ein thatenloses, träumerisches Volk, das nur, wenn ein Despot es in Bewegung setzt, Weltgeschichtliches vollbringt, allerdings auch dann nur auf dem Wege brutaler Eroberung. So scheinen auch die Russen nur auf Befehl Großes vollbringen zu können. Aber wie gewaltig ist doch der Unterschied. Die Eroberungen der Mongolen sind verwittert, ohne irgend eine Spur zu hinterlassen, sie sind entweder in die vorgefundenen Civilisationen aufgegangen oder in ihre uralten Zustände zurückgefallen. Welches Schicksal dereinst dem russischen Reiche bevorsteht, kann Niemand wissen, wohl aber, daß die russische Herrschaft an Asien nicht spurlos vorübergehen wird, und wenn die Russen Sibirien und Centralasien eine leidliche Cultur verschaffen, so haben sie schon eine schätzenswerthe historische Mission erfüllt. Diese durchzuführen, genügen aber keine Befehle: hier kommt der Volkscharakter selber ins Spiel. Auf dem Papier kann man nicht colonisiren, sonst verstünden es auch die Franzosen. Mithin kann die russische Indolenz nicht so gar arg sein. Der russische Volkscharakter und die despotische Regierung bedingen sich gegenseitig, aber weder sind die Fehler jenes Charakters Producte jenes Despotismus, noch sind sie etwas Absolutes, sondern einfach Consequenzen des historischen Zustandes, in welchem sich Rußland noch befindet. Am Ungerechtesten gegen ihre Landsleute sind die russischen Schriftsteller selber. Sie vergleichen die russischen Zustände mit denen des Westens, ohne zu bedenken, welch eine lange Geschichte der Westen bereits hinter sich hat. Im Laufe der Geschichte ist die Cultur zu allen Völkern von außen gekommen; es geht eben langsam, bis dieselbe durch alle Schichten einer Nation durchsickert, noch länger dauert es bis diese selber productiv wird. Die Geschichte des russischen Herrscherhauses erinnert bis auf Alexander I. beinahe an die Merowinger — wie weit aber war Deutschland zu Zeiten der Merowinger in der Cultur? Höchstens eine Volkspoesie gab es und die giebt es auch in Rußland, reich und herrlich, wie irgend, und keineswegs nur elegisch und melancholisch, sondern auch kühn und heldenhaft.

Die Schilderung, welche Gontscharow von Oblomow's Jugendleben und den Zuständen auf dem Gute und im Herrenhause seiner Eltern giebt, ist ebenso anmutig, wie fein satyrisch; es sind indessen auch das Zustände, wie sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht anders existiren konnten und wie sie sicherlich nicht nur in Rußland, sondern, wenn auch variirt, in manchem entlegenen Städtchen und Dorfe auch bei andern Völkern existiren. Es macht sich fast komisch, wenn Gontscharow u. A. sogar mit tadelndem Seitenblicke erzählt, daß man die Phantasie des Kindes mit Volksmärchen u. dergl. genährt habe. Dabei erfahren wir jedoch nebenbei manche interessante Einzelheiten, so von einem Aberglauben, den wenigstens ich noch nicht erwähnt las und der wohl auch den meisten Lesern unbekannt sein wird. „Handelte es sich um Gespenster, die Mitternachts aus den Gräbern aufsteigen, oder um Opfer, die im Kerker eines Ungeheuers schmachten, oder um den Bären mit dem hölzernen Beine, der die Dörfer durchläuft, um seine abgeschnittene Tatze zu suchen, so sträubten sich die Haare des Kindes vor Schrecken. — Wenn das Kindermädchen mit schauriger Stimme dann die Worte des Bären wiederholte: „Schreie, schreie, Bein von Lindenholz, ich bin durch die Ortschaften und durch die Flecken gelaufen; alle Frauen schlafen; nur eine Frau schläft nicht; sie sitzt auf meiner Haut, sie kocht mein Fleisch, sie spinnt meine Wolle u. s. w.; wenn der Bär dann endlich in die Bauernstube (Isba) eintritt, um den Räuber seines Beines zu ergreifen, war das Kind halb todt vor Schrecken."

Die Übersetzung des Herrn Peter Artamow liest sich vortrefflich. Freilich dürfte man dem französischen Publikum auch schwerlich Übersetzungen bieten, wie wir sie in Deutschland gewohnt sind, lüderlich und von groben Sprachfehlern wimmelnd. Den Freunden russischer Literatur kann Oblomow jedenfalls eindringlich empfohlen werden. Besitzt Gontscharow auch Nichts von der dramatischen Lebendigkeit eines Turgenjew, so ist er doch kein minder scharfer Beobachter.

H. Herrig.

Eine neue russische Revue: „Das Wort".

Zu den vier literarisch-wissenschaftlichen Revuen Rußlands — dem „Europäischen Boten" (Westnik Evropi), den „Vaterländischen Annalen" (Otetschestwennija Sapiski), der „That" (Delo) und dem Moskauischen „Russischen Boten" (Ruskii Westnik) hat sich seit dem 1. Januar 1878 eine neue Monatsschrift gesellt, die bei der Wichtigkeit, welche die Zeitschriften-Literatur gerade in Rußland hat, eine besondere Erwähnung verdient. „Sloewo" (das Wort) ist eigentlich keine ganz neue Revue, sondern nur das erweiterte „Snanie" (Wissen). Diese wissenschaftlich-philosophische Monatsschrift war für die große Menge des Publikums zu ernst und hatte darum wenig Erfolg. In Folge dessen entschlossen sich die Herausgeber nach mehrjähriger Praxis, das Programm zu erweitern und ein populäreres literarisch-wissenschaftlich-politisches Organ zu schaffen.

Die bis jetzt beste Revue war bekanntlich die „Otetschestwennija Sapiski". Doch sind die Redacteure derselben sämmtlich Leute von der Generation der fünfziger und sechziger Jahre und verfolgen deshalb Ziele, welche mit denen der heutigen Generation nicht immer übereinstimmen. Es existirte darum schon lange das Bedürfniß einer neuen Monatsschrift, welche von jüngeren Leuten geschrieben und nach anderen Principien geleitet würde. Welcher Art diese Principien seien, sagen uns die Leiter der neuen Zeitschrift in dem Vorwort des ersten Heftes. Es sind die Anschauungen des modernen wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen Realismus, welche hier mit allem Eifer dargestellt, vertheidigt und verbreitet werden sollen.

Vor Allem soll der gebildete Leser belehrt werden über die gegenwärtige Entwickelung der positiven Wissenschaften, also über alle neuen und wichtigen Facta und Theorien aus den Gebieten der Kosmologie, Biologie, Psychologie, Anthropologie, Sociologie, Culturgeschichte und wissenschaftlichen Philosophie.

Zweitens sollen alle wichtigen Fragen des russischen Staats- und Volkslebens behandelt werden in jenem realistischen und demokratischen Geiste, der die jüngere russische Generation erfüllt. Denselben Charakter sollen auch die Arbeiten tragen, welche von dem öffentlichen Leben der übrigen Staaten handeln.

Dem kritischen Theile will die Redaction eine solche Vollständigkeit verleihen, daß der Leser rechtzeitige und ausführliche Referate über russische sowie ausländische Werke, welche die gegenwärtige Entwickelung der Literatur charakterisiren, findet.

„Was die Belletristik anbelangt, so möchten wir selbstverständlich nur Erzeugnissen Raum geben, welche im gesunden Verhältniß zur Wirklichkeit stehen und humane sowie lebendige Bestrebungen verfolgen". Außer den Werken russischer Schriftsteller sollen auch Übersetzungen veröffentlicht werden, ausländische Arbeiten, die ihrem Charakter nach den an die einheimische Belletristik gestellten Bedingungen genügen.

Wie der Leser sieht, ist das Programm ein überaus reichhaltiges.

Betrachten wir nun die erste Lieferung des „Wortes" genauer und sehen wir, in welchem Maße es der Redaction gelungen ist, dem Programm nachzukommen. Der hervorragende Charakter dieses 400 Seiten starken Octavbandes ist unzweifelhaft ein wissenschaftlicher. In der Mehrzahl der Aufsätze herrscht jene nüchterne Analyse vor, welche zu bestimmten Schlüssen führt und letztere als Mittel benutzt, um praktische Fragen zu lösen. Von diesem Geiste ist besonders die bemerkenswerthe Arbeit des Herrn Tschurilow „Die geschichtliche Bedeutung der militärischen Zuchtwahl" durchdrungen. Obgleich dieser Aufsatz ein rein wissenschaftlicher und ruhig, sogar etwas trocken geschrieben ist, so ist er doch darum von größter praktischer Bedeutung. Der Autor will, mit Hilfe einer Reihe von geschichtlichen Thatsachen, die directe Abhängigkeit des Wachsthums und der geistigen Entwickelung einer Nation von den Verlusten, welche die Bevölkerung durch häufige, langdauernde Kriege erleidet, beweisen. Mag der Verfasser auch die Bedeutung der sogenannten „militärischen Zuchtwahl" überschätzen, mag man manche seiner auf Thatsachen begründeten Behauptungen durch andere, ebenso unzweifelhafte widerlegen können, jedenfalls verdienen seine Ansichten darüber, wie diese Art Zuchtwahl, besonders bei der allgemeinen Wehrpflicht, dem Fortschritt entgegenarbeite, eine gewisse Beachtung.

Eine sich an diese Untersuchungen gewissermaßen anschließende Arbeit trägt den Titel „Grundsätze der europäischen Politik" von J. L. In diesem leider etwas schwerfälligen Aufsatze entwirft der Autor eine gedrängte Skizze der revolutionären und nationalen Bewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts und zeigt, daß die europäische Politik noch für lange Zeit von jenem kriegerischen Geiste, welchen Herr Tschurilow im obigen Artikel für die Cultur so schädlich erklärt, beseelt sein werde, da die Völker noch nirgends das Ziel ihrer Wünsche vollkommen erreicht hätten. Zwar hätten die Nationen Europas seit dem Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts das feudale System so gut wie ganz abgeschüttelt, allein noch in keinem Lande seien alle Hindernisse, welche der freien Entwickelung entgegenwirken, ganz überwunden. Die nationale Bewegung habe sich nur in wenigen Ländern beruhigt und nur wenige Völker hätten sich vollständig von fremden Einflüssen befreit. Die germanischen und slavischen Nationen hätten dies Ziel noch nicht erreicht. Der Proceß ihres organischen Wachsthums müsse daher noch zu blutigen Zusammenstößen mit den übrigen Völkern unseres Welttheils führen u. s. w.

Eine wichtige einheimische Frage wird von Frau A. Efimenko behandelt. In ihrem Aufsatze will diese talentvolle Schriftstellerin beweisen, daß das Princip der Arbeit die Grundlage des „moralischen Rechtes" des russischen Volkes sei. Den „persönlichen Besitz" und die aus demselben fließenden rechtlichen Verhältnisse begreife das Volk sowohl Groß- als Südrußlands nur als eine Entschädigung für persönliche Arbeit. Und deshalb sehe es auch die „Arbeitsmittel", welche nicht durch menschliche Arbeit geschaffen seien, als gemeinschaftliches Eigenthum an; darum verhalte es sich so charakteristisch zur Frage nach der Nutzung des Landes, der Wälder, Wiesen 2c. Der Meinung der „Verfasserin" zu Folge soll dieses „vortreffliche Princip" des Volkes nicht nur nicht unterdrückt, sondern im Gegentheil unterstützt und gestärkt werden. Sehr erklärlicher Weise wird den gelehrten Juristen und speciell dem Professor Pachmann, dem Verfasser des bekannten Buches „Das bürgerliche Gewohnheitsrecht in Rußland" vorgeworfen, daß sie bis jetzt zu wenig die Arbeit als ein rechtliches Princip beachtet hätten.

Unmittelbar nach dieser Arbeit folgt der Anfang eines ausführlichen kritischen Referats über das „Capital" von Marx. Der Autor, Herr Sieber, findet, daß dieser Schriftsteller große Verdienste habe.

An die publicistischen Aufsätze schließt sich eine „Notiz über den Krieg" von J. Dmitriew an, in welcher der Verfasser ganz dieselbe Methode der Beweisführung verfolgt, wie seine obengenannten Collegen. Dieser Artikel, welcher bereits mehrere Proteste von Seiten unserer Chauvinisten hervorgerufen hat, bringt freilich nichts Neues. Er reproducirt nur die Meinung

der besonnenen Minderheit, welche noch vor Beginn und während der ganzen Dauer des Krieges die Nothwendigkeit hervorhoben, sich nur an Thatsachen zu halten und sich nicht von Gefühlen beherrschen zu lassen, und verlangten, daß man den Feind nicht unterschätzen solle. Leider erlaubt der Raum nicht, den Inhalt dieser Arbeit genau wiederzugeben. Es genüge daher zu bemerken, daß der Autor für die Bulgaren, deren Befreiung er als vollzogene Thatsache betrachtet, völlige Selbständigkeit, auch von Rußland, fordert, und vor einem Aufdrängen unserer Staatsordnung warnt. „Nur diejenige Cultur", sagt er, „ist fest und dauerhaft, welche freiwillig, in Folge der Überzeugung, daß sie die beste und zweckmäßigste ist, entlehnt wird. Um unseren Einfluß zu stärken, müssen wir an der Vervollkommnung unserer eigenen inneren Verhältnisse arbeiten. Wenn erst unser Volk selbst wirklich so weit fortgeschritten sein wird, daß es eine der ersten Nationen Europas geworden ist, dann werden auch die Südslaven aus eigener Initiative unsere Ordnung und unsere Einrichtungen entlehnen. Gegenwärtig ist es aber noch zu gewagt und zu früh, unsere Verhältnisse sogar solch einem unentwickelten Volke, wie die Bulgaren, aufzudrängen".

Der kritische Theil der neuen Revue erfüllt noch nicht die Versprechungen der Redaction. Aus der Feder des bekannten Kritikers M. Antonowitsch, welcher diese Rubrik leiten soll, ist nur eine allgemeine Charakteristik des gegenwärtigen Zustandes der Literatur erschienen. In diesem sehr lebhaft geschriebenen Aufsatze giebt uns der Verfasser eine kurze Geschichte unserer Literatur und speciell unserer Journalistik der letzten Jahre. Er beweist, daß das Niveau der Kritik und Publicistik allmählich gesunken ist. Ein zweiter kritischer Artikel sind die „Notizen über unsere Journale und Zeitungen", in welchem A. Maksimowitsch die Thätigkeit derselben streng beurtheilt und manches Lächerliche nicht ohne Grund geißelt.

Von belletristischen Werken bringt die erste Lieferung blos die ersten Kapitel des Romans „Wer zu etwas fähig ist" (Kto wo tschto gorazd) von P. Wologdin. Dieselben bilden aber nur die Einleitung und machen also ein Urtheil über das Ganze unmöglich.

Auch ein Drama hat das Januarheft aufzuweisen. Es sind Scenen in drei Acten: Ne u del („In Ruhestand") von dem talentvollen Romanschriftsteller P. D. Boborikin. Obwohl dieses Stück sich bedeutend über alles, was in der letzten Zeit für die Bühne geschrieben wurde, erhebt, so hat es doch bedeutende Mängel. Es ist nicht bühnengemäß und also kein Drama, sondern eine in Gesprächform geschriebene Novelle. Der Autor schildert in derselben das ausländische Leben eines zurückgesetzten russischen Staatsbeamten und liefert uns damit ein naturgetreues, aus dem wirklichen Leben gegriffenes Charakterbild.

Was die ausländische Literatur anbetrifft, so ist dieselbe durch die ersten Capitel der Werke: Histoire d'un crime par V. Hugo, und der „Memoiren eines Londoner Armenarztes" vertreten.

Wie wir also sehen, ist es der Redaction noch keineswegs gelungen, alle Versprechungen zu erfüllen. Doch berechtigt dieses erste Heft zu der Erwartung, daß die Zeitschrift ihrem Programm gemäß ein umfassendes und gründliches Organ der russischen „Jugend" sein werde.

W. B.

Kleine Rundschau.

— **Charakterköpfe und Sittenbilder aus der baltischen Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts von Dr. Th. Schiemann** *). Dr. Schiemann ist einer jener baltischen Männer, welche unermüdlich in den archivalischen Ansammlungen ihrer Heimat graben, um die Materialien zu einer noch immer fehlenden Geschichte der Ordenslande zu gewinnen. Er selbst hat vorzugsweise Gelegenheit gehabt, in dem kurländisch-herzoglichen Archive zu Mitau, dessen Urkunden er zu ordnen hatte, seine Forschungen anzustellen, wobei ihm besonders die Vorgänge und Zustände in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts der Berücksichtigung werth erschienen. Das ist die Zeit, in welcher das Schicksal des deutschen Ordens und seiner östlichen Schöpfung sich entschied, eine Zeit verhängnißvoller Ereignisse, aber anziehend durch die Originalität der eingreifenden Persönlichkeiten, wie durch die Fülle der Bewegungen, die sich in jenen Gebieten abspielten. Herr Dr. Schiemann hat eine Reihe solcher Persönlichkeiten wieder aufleben lassen. Es sind nicht immer mustergültige Charaktere, die er uns vorführt; im Gegentheil hat er es für wichtig erachtet, auch die Bilder von Leuten zu zeichnen, die mit schlimmen Mitteln und traurigem Erfolge auf die Geschicke des Landes einwirkten. In solch brandmarkendem Sinne ist die Skizze „Johann Taube und Eilhard Kruse" geschrieben, mit der Signatur „Zwei Verräther", die den beiden Männern für die Anfangs aufgezwungene, dann übereifrig ausgeführte Rolle gebührt, welche sie im Dienste Rußlands gegenüber der Heimat spielten. In dem ferneren Aufsatze „Thieß von der Recke" spiegelt sich, an dem Streite des Titelträgers mit dem letzten Herzoge Gotthardt Kettler, der am Orden nagende Auflösungsproceß wieder. Dagegen erweckt „Jürgen Farensbach", ein frisches Bild baltischen Kriegerlebens, den Eindruck, als ob die Volkskraft, die einen solchen Helden geschaffen und durch abenteuerliche Landsknechtlaufbahn hindurch auf erstaunliche Höhen des Glücks geführt hat, unverwelklich sein müßte. Aber dieser Eindruck wird durch das folgende Bild verwischt, das in „Magnus, König von Livland" das ganze damalige Elend des Landes schildert. Sehr richtig sagt der Verfasser: „Ein König von Livland, von deutschem Geblüt, als Herr der deutschen Herren des Landes, hätte dem Ostseestaat die Zukunft gesichert; als es noch Zeit dazu war, erstand er dem Lande nicht; erst als alle Bedingungen für eine selbständige Existenz des Staates geschwunden waren, hat die Ironie des Schicksals Livland einen König gegeben; nicht einen König, wie das Land ihn brauchte, in der Zeit der Bedrängniß einen kriegskundigen, erfahrenen, erprobten Mann, der das Land hätte schützen können, sondern einen Jüngling, fast Knaben, leichten Sinns, ohne Erfahrung, getrieben nur von dem Wunsch, aus den Trümmern des zerfallenden Ordensstaates möglichst viel für sich zusammenzuraffen." Unter diesem König sank bei stetigen Unglücksfällen Livland vollends herab von der Blüte und politischen Stellung, die es in drei Jahrhunderten behauptet hatte; seine Geschichte ist ein düstres Gemisch von politischen Sünden, Enttäuschungen und Bedrängnissen, unter welchen das Land die Beute des Kampfes zwischen Schweden, Polen und Rußland wurde. — Aus allen diesen Bildern nun taucht die furchtbare Gestalt Iwans des Schrecklichen empor, um hier als drohendes Gespenst, dort in grausamer Wirklichkeit sich verderblich in das Geschick des Landes einzudrängen. Ihm gesellen sich

*) Mitau, 1877. E. Behre's Verlag.

andre dunkle Gestalten mit listigen und trotzigen Bestrebungen zu, um, sei es mit dem Glanze mächtiger Kronen, mit der Schärfe des Schwertes oder mit den Schlingen schlauer Verhandlungen, den Verfall des Staats auszunützen. Den biographischen Bildern läßt dann Dr. Schiemann in dem Aufsatze: „Die Katholisirung Livlands" eine Darstellung des freilich vergeblichen, aber mit allen Mitteln der Jesuiten hastig ins Werk gesetzten Versuches folgen, Livland nach Rom zurückzuführen, eines Versuches, dem erst Gustav Adolf durch die Eroberung von Riga, 1621, ein Ende machte. — Den Schluß bildet ein versöhnliches, behagliches Bild: „Landleben in Kurland im sechzehnten Jahrhundert", das uns in die inneren einfachen Verhältnisse, in die Feste und das einfache Dasein einer kurländischen Familie einführt. Es wirkt wie niederländisches Farbenwerk. — Scheinbar ermangeln diese Schilderungen des verbindenden Zusammenhangs. Dem aufmerksamen Leser entgeht indeß nicht die leitende Idee, von welcher Dr. Schiemann beseelt gewesen ist. Sie erscheint hoffentlich in einem diesen Vorarbeiten erwachsenden größeren Werke wieder, zu dem wir Herrn Dr. Schiemann auf Grund der bisherigen Beweise seiner historischen Befähigung dringend anregen möchten.

— **Studien zur romanischen Wortschöpfung von Caroline Michaëlis.***) Ein ganz außerordentliches Buch, die Frucht seltenen Sprachtalents, frühzeitig genossenen methodischen Unterrichts, umfassenden sehr gewissenhaften Studiums und glücklicher Muße. Man würde dem Inhalte nach auf einen älteren Gelehrten als Verfasser schließen, merkte man der Schreibart nicht den glücklichen Anfänger an, der sich eines reichen Sprachgebietes bemächtigt und manches Neue, das früheren Forschern verborgen geblieben ist, gefunden hat und nun des gewonnenen Gutes sich freuend und gleichsam triumphirend an die Darstellung geht, um gleich auf den ersten Wurf ein Meisterstück zu liefern.

Wenn ein solches Werk einer wenig mehr als zwanzigjährigen Dame gelungen ist, so kann die Wissenschaft von ihr noch vieles Ausgezeichnete erwarten, um so mehr, da sie seit der Veröffentlichung dieses Werkes sich nach Portugal (an Herrn Joaquin de Vasconcelhos) verheiratet hat und dort aus Bibliotheken manches zu Tage zu fördern im Stande sein wird, abgesehen von selbstständigen Schöpfungen.

Die Verfasserin, angeregt durch Brachet's Dictionnaire des doublets und Coelhos Arbeit über die formes divergentes de mots portugais (Romania, II, 281—294) hat es unternommen, eine möglichst vollständige Liste der spanischen Scheideformen aufzustellen, d. h. derjenigen Formen, die aus einer und derselben Grundform sich erst als Doppelformen, dann als Parallelformen mit verschiedener Bedeutung entwickelt haben.

Ihre Arbeit enthält, wenn nur die Zahl der Etyma gerechnet wird, gegen 1700, wenn ihre zwei-, drei- oder vierfachen Vertreter gezählt werden, gegen 4000 Formen. Sie zeigt also, daß das Spanische das ihm vom Lateinischen, Deutschen und Arabischen überbrachte Wortcapital tüchtig gemehrt hat. Zugleich berichtigt und vermehrt die Verfasserin Brachets und Coelhos Listen um ein Bedeutendes, die des Franzosen um etwa 800 Scheideformen, die des Portugiesen um 305. Nichts beweist besser als diese Zahlen die eminent umfassenden Studien und Kenntnisse der Verfasserin.

Um nun die Entstehung jener Formen und die durch sie hervorgebrachte Bereicherung des romanischen Wortvorrats im Vergleiche mit dem Lateinischen nachzuweisen, schickt die Verfasserin eine ausführliche Abhandlung über die im Spanischen tätig gewesenen Kräfte, deren Erzeugniß der jetzt bestehende Wortschatz ist, voran. Die zwei Hauptkräfte sind die Assimilation oder der Trieb sich die sprachlichen Formen möglichst bequem für die Aussprache zu gestalten und einander ähnlich zu machen, und der darauf in Kraft tretende Trieb der Dissimilation, der sowol die Wörter, als die Wortklassen formell deutlich von einander zu scheiden und zu differenziren bestrebt ist. Als Zugabe zu dieser zugleich eleganten und gelehrten Abhandlung bekommen wir wertvolle Excurse über diese und jene sprachlichen Erscheinungen, so u. a. über die verschiedenen Principien der Betonung in den einzelnen romanischen Sprachen und im Anschlusse daran eine ziemlich scharfe aber gerechte Kritik der Arbeit Brachet's „du rôle des voyelles atones dans les langues romanes": einen anderen über Volksetymologieen, einen anderen über Lautmalerei im Spanischen; sodann werthvolle Hinweise auf sprachliche Eigenthümlichkeiten in den spanischen Volksdialekten, die gewissermaßen auf dem Standpunkte des Altspanischen stehen geblieben sind und dadurch zum besseren Verständnisse des Entwicklungsganges der spanischen Sprache beitragen.

Ein specielles Eingehen auf das Werk in dieser Zeitschrift scheint unzuläßig; denn einmal kann ein so inhaltreiches und gelehrtes Werk in Kürze nicht skizzirt werden — das beste Lob für eine wissenschaftliche Leistung —, sondern man muß der Verfasserin Schritt für Schritt folgen, um den rechten Gewinn davon zu haben; solche Werke wollen studirt und benutzt sein, wie etwa Diez's Romanische Grammatik. Und dann gehört eine Kritik dessen, was weniger gesichert und richtig zu sein scheint, in ein fachwissenschaftliches Journal. Denn gewiß findet sich in einem so gehaltreichen Werke, in dem so viele neue glückliche Vermutungen vorgetragen werden, auch manches Zweifelhafte. Ohne mich also hier darauf einzulassen, bemerke ich nur, daß Derartiges gegenüber dem außerordentlichen Werthe des Ganzen unerheblich ist, zum Theil vielleicht auch einer gewissen Eile des letzten Abschlusses für den Druck zuzuschreiben ist.*) P. Fr.

— **Dichtungen von Puschkin und Lermontow in deutscher Uebertragung von Andreas Ascharin****). Der von der wohlbekannten Dörptschen Verlagshandlung dargebotene, in jeder Hinsicht stattliche Band voll russischer Poesie hat uns in mehrfacher Beziehung interessirt. Die besten russischen Dichter werden uns einmal durch einen Vermittler vorgeführt, welcher der Sprache seiner Originale ebenso nahe steht, wie der nachdichtenden Sprache. Dieser Umstand muß dem wahrheitssicheren Ausdruck der übersetzten Dichtungen zu Statten kommen, wenn der Vermittler die empfangende Sprache mit nur einigermaßen plastisch gestaltenden Kraft zu handhaben vermag. Ferner bietet der Band Gelegenheit, zwei in der Gunst des russischen Publikums ziemlich gleich hochstehende Dichter, man könnte sagen, von Vers zu Vers zu vergleichen. Die Auswahl der Dichtungen ist nämlich so getroffen, daß zunächst lyrische Gedichte, dann Romanzen und Balladen, zuletzt epische Poesien beider Dichter abwechselnd sich an einander reihen. Die Eigenthümlichkeiten des Einen wie des Andern treten in Folge dessen in besonders lehrreicher Weise hervor; die sinnige Art Lermontow's erscheint wie zarter Blüten-

*) Leipzig, Brockhaus 1876.

*) Eine ausführlichere Anzeige des Buches gedenke ich in Herrig's Archiv für die neueren Sprachen zu geben.

**) Dorpat, 1877. C. Mattiesen.

duft neben Puschkins hoch aufwallender Phantasie, und des Letzteren mehr äußerlich gestaltende Kraft scheint neben der tiefen Innerlichkeit seines Genossen ins Gigantische zu wachsen. So gereicht die Einrichtung des Übersetzers beiden Dichtern zu gleichem Vorzug, der nur vielleicht durch die Aufnahme von Lermontow's für unser Gefühl zu hart geratenem Gedicht „Auf den Tod Puschkin's" eine Störung erleidet. — Was die Übersetzung an sich betrifft, so bewährt sich Ascharin's Bemühen am besten in den lyrischen Stücken; auch bei den Romanzen und Balladen hat der Übersetzer den deutschen Ton so getroffen, daß man glauben darf, es werde sich manche seiner Leistungen dauernd bei uns einbürgern. Weniger glücklich ist er, nach unsrer Auffassung, bei den epischen Dichtungen („Zar Iwan", „der Novize" und „der Dämon" von Lermontow, „der Gefangene im Kaukasus", „die Zigeuner" und „Poltawa" von Puschkin) gewesen. Abgesehen von der Frage des Reims, deren Lösung hie und da hinter billigen Anforderungen zurückbleibt, zeigt er sich nicht selten in der Form zu sorglos; an mancher unrichtigen Stelle wird die Sprache zu volksthümlich, den Originalen zuwider geht der Stoff zuweilen arg in die Breite. Dies gilt namentlich von Lermontow's „Dämon." Ascharin hatte vielleicht Bodenstedt's Übertragung vor Augen, während er wohlgethan hätte, sich die Strenge in Dr. Weck's Übersetzung des Gedichts zum Muster zu nehmen. Besser gelungen sind seiner Feder Puschkin's epische Dichtungen; in ihnen erhebt sich Ascharin's deutsche Sprache oft zu wahrhaft schöner Wirkung

— **Ein englisches Blatt über einen deutschen Philosophen.** Schon öfters haben wir erlebt, daß wir von England aus auf gute deutsche Bücher aufmerksam gemacht wurden. So möchte es denn nicht unangemessen sein, auf einen Artikel des Februarheftes der Contemporary Review hinzuweisen, der sich mit der Philosophie des Mainzers Ludwig Noiré, hauptsächlich mit den Theorien desselben über den Ursprung der Sprache beschäftigt. Allerdings stammt der Artikel diesmal aus der Feder eines Landsmannes, nämlich aus der des großen Sprachkundigen Max Müller. Um so höher aber dürfte die Anerkennung zu schätzen sein, welche dieser den Untersuchungen Noiré's zollt, dem er in Bezug auf das große Problem vom Ursprung der Sprache ein freudiges Εὕρηκας zuruft. Er nennt ihn den ersten Philosophen, der begriffen habe, daß die Sprachwissenschaft den Weg zur Entdeckung einer neuen Welt weise, und der diese Welt entdeckt habe. Sei Noiré auch nicht ohne Vorgänger, so habe doch er erst aus den bisher vereinzelt aufgetretenen Gedanken ein wirkliches Ganzes gemacht. Wenn man in Deutschland von Noiré bis jetzt durch Journale und Zeitungen wenig gehört, so liege dies hauptsächlich daran, daß Noiré, wie Schopenhauer, kein Universitätsprofessor sei. Bücher, welche in England zu Tausenden verkauft und in allen leitenden Zeitschriften besprochen werden würden, fänden in Deutschland nur einen Absatz von kaum ein paar hundert Exemplaren und würden meist nur in der Correspondenz zwischen dem Autor und seinen Freunden besprochen. Übrigens ist Max Müller aufrichtig genug, hinzuzusetzen, daß dies nur von *guten* Büchern gilt. Wir besitzen bekanntlich auch philosophische Leistungen, die der Nachfrage halber stereotypirt werden mußten. Weiter werden Noiré's philosophische Anschauungen eingehend charakterisirt, seine Stellung zu Schopenhauer und Darwin wird erörtert, und schließlich eine genaue Schilderung seiner Theorie über den Ursprung der Sprache gegeben. Noiré sucht den Ursprung der sogenannten Wurzeln in sympathischen Lauten, welche die Menschen in Urzeiten bei gemeinsamer Arbeit gleichsam als Reaction gegen den dabei innerlich in Folge der Muskelanstrengung empfundenen Kraftverbrauch ausstießen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die meisten Wurzeln in ihrer Urbedeutung irgend eine solche heftig empfundene Thätigkeit bezeichnen. Allerdings will Max Müller nicht zugeben, daß es nur diesen einen Übergang von Anschauungen zu Worten und damit zu Begriffen gegeben habe und verspricht schließlich, demnächst in einem weiteren Artikel auf Grund einer historischen Analyse der Sprachen die Entwickelung der Vernunft zu betrachten, ein Unternehmen, das man den staunenswerthen Kenntnissen des großen Sanskritisten gegenüber mit Spannung erwarten darf. H. H—g.

— **Darwinia.** Nichts ist schlimmer für eine Satyre, als wenn sie zu viel Raum braucht. Der Satyriker soll mit schnellem Schwertstreiche treffen, aber nicht seine Opfer, wie die grausamen Köche die Krebse, in kaltem Wasser und auf langsamem Feuer ansetzen. An diesem Fehler aber scheint uns der aus dem Holländischen übersetzte satyrische Roman „Darwinia"*) von Jan Holland zu leiden. Die Erde ist soweit gekommen, daß sie für eine neue Sündflut reif ist, da beschließt der Genius dieses Planeten, seine Achse zu verlegen. Wo jetzt Berlin steht, ist nun der Nordpol, der frühere Nordpol aber gerät in ein tropisches Klima und mit ihm ein von deutschen Gelehrten bemanntes, auf einer Polarexpedition begriffenes Schiff. Am Nordpol nun lebt unserm Verfasser zufolge ein sonderbarer Menschenstamm, völlig unentwickelt, ohne Sprache und Vernunft. Auch seine Angehörigen sind in das warme Klima versetzt und werden von den deutschen Gelehrten aufgefunden, die sich daran machen, hier einmal das Leben einzurichten, wie sie es nach den Grundsätzen des Darwinismus für einzig richtig halten. Da kommt denn manches Tolle zu Tage, was bis jetzt erst in einzelnen Köpfen spukt, Anderes wieder sieht nicht viel anders aus, als wir es sonst bei uns gewohnt sind, und hier zeigt sich jedenfalls die satyrische Laune des Verfassers von ihrer besten Seite, so z. B. in dem, was er über die Kunstbestrebungen von Darwinia (so wird der neue Staat von seinen Gründern genannt) sagt. Auch die Rolle, welche er den Jesuiten zuertheilt, muß als guter Einfall bezeichnet werden: sollten die Ideale jener Herren, die der Verfasser Darwinisten nennt (für die zwar Darwin ebenso wenig kann, wie Schopenhauer, auf dessen Pessimismus es gleichfalls abgesehen ist) jemals auf Erden verwirklicht werden, so ist die Zeit nahe, wo die ganze Menschheit eine Heerde unter irgend einem unfehlbaren Hirten wird. Auch der Ausgang, der Staatsstreich des Generals Federhans, ist glücklich erfunden und keineswegs prophetisch, sondern bereits oft genug in der Geschichte dagewesen. Der Ton des Romans ist niederländisch-gemächlich; daß der Verfasser alles ihm Verhaßte gerade in Neu-*Berlin* geschehen läßt, ist wohl auf Kosten jener gleichfalls bei manchen Niederländern bestehenden affectirten Abneigung gegen Preußen-Deutschland zu setzen. In Summa: das Buch hat manches Hübsche, hätte aber eben so gut unübersetzt bleiben können. H. H—g.

— **Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge.****) Wir stimmen dem Übersetzer dieser isländischen Sage durchaus darin bei, daß die nordischen Dichtungen und Sagen der alten Zeit eine größere Verbreitung verdienen, als ihnen bis jetzt zu Theil

*) Deventer, G. W. Hulscher.

**) Aus dem Isländischen von Eugen Kölbing. Heilbronn, Gebrüder Henninger.

wird. Schon weil sie Fleisch von unserm Fleisch sind, und erst dann die ganze Fülle des germanischen Geistes begriffen werden kann, wenn man die mannichfache Fülle seiner Manifestationen vom Süden an, wo er schon frühzeitig mit den Einflüssen der mittelmeerischen Völker bekannt wurde, bis hoch hinauf nach Island überschaut. Weit entfernt daher, zu wünschen, daß der Übersetzer fortan mit solchen Arbeiten aufhöre (wie er dem Publikum in seiner Vorrede, falls es Gunnlaug Schlangenzunge nicht genugsam kaufe, androht), hätten wir es lieber gesehen, wenn er von vorn herein anstatt des allerdings zierlichen und eleganten Büchleins etwas mehr gebracht hätte. Indessen muß man eben mit dem zufrieden sein, was er giebt, und Niemand wird die Sage von Gunnlaugs Liebe zur schönen Helga, von Helgas Hochzeit mit Hrafn, von Gunnlaugs und Hrafns tödtlichem Kampfe und von Helgas endlichem Sterben im Anschauen eines ihr einst von Gunnlaug geschenkten Mantels lesen, ohne zu begreifen, daß zwar überall dieselben Empfindungen und Conflicte das Menschenherz bewegen, aber ein gewaltiger Unterschied zwischen der furchtsamen Civilisation, die höchstens das Sittengesetz, niemals aber sich selbst in die Schanze schlägt, und der urwüchsigen Natur ist, der Jenes etwas Selbstverständliches dünkt und die sich nur selbst zertrümmern kann. H. H– g.

Mancherlei.

Von Giuseppe Pitrè, dem unermüdlichen Erforscher des sicilianischen Volkswesens, ist eine neue Arbeit erschienen, welche die Volksgebräuche der Weihnachtsfeier in Sicilien*) schildert.

Die älteren dichterischen Schöpfungen Mario Rapisardi's, dessen Epos Lucifero vor einigen Monaten der Gegenstand einer ausführlichen Besprechung in diesen Blättern gewesen ist, seine „Wiedergeburt" und die unter dem Titel „Erinnerungen" herausgegebene Sammlung seiner lyrischen Gedichte, sind in neuen vom Verfasser durch Noten und Zusätze vermehrten Ausgaben erschienen**).

Von Edmondo de Amicis' Costantinopoli, das bereits mehrere Auflagen erlebt hat, ist vor Kurzem noch ein zweiter Band erschienen, mit welchem der Verfasser die Reihe seiner Reiseskizzen abzuschließen erklärt.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Coote, H. C.: Romans of Britain. London, F. Norgate. 12 s.
Erskine, T.: Letters. Edit. by W. Hanna. Edinburgh, Douglas. 9 s.
Harte, Bret.: The Man on the Beach. London, Routledge. 1 s.
Rosetti, W. M.: Lives of Famous Poets. London, E. Moxon. 10 s. 6 d.
Shelley, P. B.: Complete Poetical Works. 3 vols. London, E. Moxon. 31 s. 6 d
Stokes, H. P.: Attempt to Determine the Chronological Order of Shakespeare's Plays: the Harness Essay. London, Macmillan. 4 s. 6 d
Strangford, V.: Original Letters and Papers upon Philological and Kindred Subjects. London, Trübner. 12 s. 6 d.

II. Französisch.

Fisquet, H.: Grand Atlas départemental de la France, de l'Algérie et des Colonies Françaises. Paris, A. Le Vasseur. 125 fr.
Hugo, V.: Histoire d'un crime. vol. II. Paris, Calman Lévy. 7½ fr. gr. éd 2 fr. pet. éd.
Lecocq, J. & G.: Histoire des fabriques de faiences et de poterie de la Haute Picardie. Paris, R. Simon. 35 fr.
Ris-Paquot: Manuel du collectionneur de faiences anciennes. Paris, R. Simon. 25 fr.

III. Amerikanisch.

Garland, G. M.: Pneumono Dynamics. New-York. 10 s. 6 d.
Hoyt, J. S.: Fifty Years of Church Life. Boston. 12 s.
Maury, M. F.: Physical Survey of Virginia: her Ressources, Climate, and Productions. Richmond. 5 s.

IV. Schwedisch.

Fries, E.: Champignons comestibles et vénéneux de la Suéde. Stockholm, Samson & Wallin. 150 fr.

V. Spanisch.

Alfonso XI.: Libro de la monteria del Rey Don Alfonso XI. T. I. Madrid, M. Tello. 28 rs.
Campoamor, R.: Nuevos pequeños poemas y doloras. Sevilla, Alvarez. 18 rs.
Carbonero y Sol, L.: Tratado teórico-práctico del matrimonio, de sus impedimentos y dispensas. Madrid, P. Dubrull. 30 rs.
Cieza de Leon, P.: Tercero libro de las guerras civiles del Peru, el cual sellana. La Guerra de Quinto. T. I. Madrid, Hernandez.
Crónicas de los Reyes de Castilla, desde don Alfonso el Sabio hasta los Católicos Don Fernando y Doña Isabel. T. II. Madrid, Rivadeneira. 48 rs.
Gutierrez de la Vega, D. J.: Bibliografia venatoria española. Madrid, Tello.
Lopez Sanchez, P.: Elementos de derecho internacional público. 2 vols. Madrid, impr. de la Revista de Legislacion. 86 rs.
Olias, J. M.: Politicos contemporáneos. (Estudios biográficos. T. IV. Posada Herrera. T. V. Sagasta. T. VI. Martos.) Madrid, Guijarro. à vol. 5 rs.
Olmedilla y Puig, J.: Historia general de los desinfectantes y determinacion de los más eficaces como preservativos de las enfermedades. Madrid, impr. Central. 10 rs.
Pi y Margall, F.: Las nacionalidades. Madrid, Martinez. 14 rs.
Pirala, A.: Historia contemporánea. Anales desde 1843 hasta la conclusion de la última guerra civil. Tomo III. Madrid, M. Tello. 50 rs.
Revilla y Garcia: Principios generales de literatura é historia de la literatura española. 2 vols. Madrid. 70 rs.

---

*) Usi popolari per la festa di Natale in Sicilia descritti da G. P. Palermo 1878.

**) La Palingenesi, Canti dieci di M. R. Milano 1878. G. Brigola. — Ricordanze, versi di M. R. Ebendaselbst 1878, bei demselben Verleger.

Messrs. Sampson Low, Marston & Co. beg to announce that Mr. Henry M. Stanley's Great Work

Through the dark Continent:

The Sources of the Nile; around the great Lakes,

AND

Down the Congo.

Will be published in England in May next and arrangements have been made for simultaneous publications in:

Germany: by Mr. Brockhaus of Leipzic,
France: by Messrs. Hachette & Co. of Paris,
America: by Messrs. Harper Bros. of Newyork,
Norway: by Mr. Malling of Christiania,
Sweden: by Mr. Bonnier of Stockholm.

It will also be published as nearly as possibly simultaneously in Russia, Italy, Spain, Holland &c.

The Work will published in TWO VOLUMES, Demy 8vo and will contain about ONE HUNDRED Full-page and other Illustrations.

Including 2 Portraits of Stanley.

Also about Eight Maps.

Price TWO GUINEAS. (= 42 Mark.)

The ILLUSTRATIONS are from Photographs and Sketsches taken by Mr. Stanley. The Photographs having been taken on Rouch's Dry Plates.

The MAPS will comprise two large Route Maps of the Lakes and the Congo, and about Six smaller ones.

SAMPSON LOW, MARSTON, SEARLE & RIVINGTON, (75)
Crown-Buildings, 188, Fleet Street, London.

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in Leipzig erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (76)

Die Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8.
Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 12—14 enthalten folgende Artikel: Die deutsche Litteratur während des achtjährigen Friedens 1748/56. (Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.) III. IV. Julian Schmidt. — Die preußischen Fabrikinspektoren und ihre Berichte. Franz Mehring. — Italienische Novellisten. Ippolito Nievo. (Schluß). — Ein unbekannter socialistischer Agitator der Reformationszeit. — Vom deutschen Reichstag. χ. ρ. — Lukrezia Borgia. Arnold Gaedeke. — Die Hayesadministration und die Silberbill. Rud. Doehn. — Aus Baden. Hr. — Vom deutschen Reichstage und preußischen Landtage. χ. ρ. — Die neuen assyrischen Ausgrabungen. I. Rudolf Buddensieg. — Die deutsche Literatur 1744—1756. I. Julian Schmidt. — Sozialistische Chronik. Franz Mehring. — Literatur. K. Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. — Carl v. Kalckstein, Geschichte des französischen Königthums unter dem ersten Capetinger.

Literarische Neuigkeiten
bis 30. März. (77)

Ballestrem, Lady Melusine. R. v. Decker's Verlag in Berlin.
Bulle, Geschichte der Jahre 1871—1867 1. Duncker & Humblot in Leipzig.
Bullinger, Des Aristoteles Erhabenheit über allen Dualismus. Th. Ackerman in München.
Bulthaupt, Dramaturgische Skizzen. J. Kühtmann in Bremen.
Conrad, Die letzten Päpste. S. Schottländer in Breslau.
Genée, Das deutsche Theater. E. Habel in Berlin.
Haupt, Staat und Kirche vor 800 Jahren. Ebend.
L'Hombre, Vademecum für L'Hombre-Spieler. Literar. Anstalt in Celle.
Huber, Das Gedächtniß. Th. Ackermann in München.
Huber, Zur Philosophie der Astronomie. Ebend.
Sackmann's Plattdeutsche Predigten. Literarische Anstalt in Celle.
Smolér, Luzican. Schmaler & Pech in Leipzig.
Valmy, Die Opfer der Wissenschaft. J. A. Barth in Leipzig.
Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1877. J. P. Bachem in Köln.
Wehle, Die Zeitung. A. Hartleben in Wien.
Weißmann, Ueber das Wandern der Vögel. E. Habel in Berlin.
With, Tableau de la littérature française. J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Bei uns erschien: (78)

Der Islam

von

Emanuel Deutsch,

gewesenem Bibliothekar am britischen Museum in London, Mitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der K. Asiatischen Gesellschaft ꝛc.

Aus dem Englischen übertragen.

Autorisirte Ausgabe.

gr. 8°. geh. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Asher's Collection of English Authors.

Verlag von **Karl Grädener** in **Hamburg.**

Neu erschienene Bände: (79)

Erema, or My Fathers Sin, by R. D. Blackmore. 3 vols.
Her Mothers Darling, by Mrs. J. H Riddel. 3 vols.

Unter der Presse:

Kilcorran, by Fetherstonhaugh 1 vol.
Proud Maisie, by Mrs. B. Thomas. 2 vols.

In Vorbereitung eine wohlfeile Ausgabe des neuen Reisewerkes von

H. M. STANLEY,

Through the Dark Continent — The Sources of the Nile — Around the Great Lakes, and Down the Congo

(erscheint im Mai, gleichzeitig mit der Londoner Ausgabe).

Preis jedes Bandes 1 Mk. 50 Pf.

Verzeichniss von ASHER'S COLLECTION gratis.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Die zwölfte Nummer (24. März) der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI**, welche in Florenz erscheint, enthält: (80)

L'Inchista Agraria. — Le Finanze Comunali. — L'Emigrazione italiana. — Corrispondenza da Napoli. — Il Parlamento. — La Settimana. — La Rima (*Adolfo Borgognoni*). — C. A. Sainte-Beuve. — I Discorsi di Riccardo Cobden. — Lettere parigine de generale Moltke. — Georg Ebers: Homo sum. — L'Analisi spettrale nelle sue attinenze ed applicazioni all Astronomia. — Il testo Borghiniano del *Novellino* (Lettera di *Guido Biagi*). — Bibliografia: Letteratura. *Pietro Fanfani*, L'antico sentire degli Accademici della Crusca provato col loro Glossario; *Carlo Malagola*, Della vita e delle opere di Antonio Urceo detto Codro. — Storia. *A. Crivellucci*, Del governo popolare di Firenze (1494—1512 e del suo riordinamento secondo il Guicciardini. — Scienze politiche. *Attilio Brunialti*, La guista rappresentanza di tutti gli Elettori. — Scienze giuridiche *Guido Padelletti*, Storia del Diritto Romano. — Scienze economiche. *Victor von Bojanowski*, Unternehmer und Arbeiter nach englischem Recht. — Scienze militari. *A. Clavarino*, Sull' artiglieria da montagna, ec. — Notizie. — Articoli che riguardano l'Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri. — Riviste italiane.

Soeben erschien: (81)

Des Apollonios Dyskolos

vier Bücher

über die Syntax.

Uebersetzt und erläutert von

Alexander Buttmann.

gr. 8°. geh. Preis 9 Mk

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann) in Berlin.

Hierzu eine Beilage von **W. Spemann** in **Stuttgart.**

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 13. April 1878. [No. 15.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zur neuesten Galilei-Literatur.

II.

Unter allen Forschern der Gegenwart, welche sich bemüht haben, den factischen historischen Hergang des Galilei'schen Processes festzustellen, nimmt Dr. Emil Wohlwill in Hamburg unstreitig den ersten Platz ein. Schon seine im Jahre 1870 erschienene Schrift über den Inquisitionsproceß des Galilei ist insofern bahnbrechend gewesen, als dort zum ersten Male die Fälschung des Protokolls vom 26. Februar 1616 mit überwältigendem Beweismaterial nachgewiesen wurde. Noch bedeutender und in der Galilei-Literatur wahrhaft epochemachend ist seine neueste Schrift*), welche Anfangs October vorigen Jahres ausgegeben wurde und wodurch nicht allein die Galilei-Forschung in ein neues Stadium getreten, sondern auch ein hochwichtiger Beitrag zur Geschichte des großen Kampfes zwischen der Wissenschaft und der Kirche, speciell dem Vatican, geliefert worden ist. Die hohe Bedeutung des nicht sehr umfangreichen Werkes wird es rechtfertigen, wenn wir etwas länger bei demselben verweilen.

Zunächst will der scharfsinnige Forscher die alte Frage beantworten, ob Galilei vor seiner Verurtheilung die Tortur erduldet habe. Seit geraumer Zeit hatte man sich allgemein daran gewöhnt, diese Frage als abgethan zu betrachten. Nicht allein die Apologisten der Inquisition, sondern auch wer ausschließlich im Dienste der Wissenschaft arbeitete, nannten die Folterung Galilei's eine Fabel. Kühn und keck behauptete man auch, diese Frage sei erst in der neueren Zeit aufgetaucht, anderthalb Jahrhunderte lang hätte Niemand daran gedacht. Von dieser letzteren Behauptung nimmt Wohlwill seinen Ausgangspunkt. Die Ansicht, daß Galilei gefoltert worden, sei nicht neueren Datums, sondern knüpfe sich an den Satz des Urtheils gegen Galilei, welcher klar und bestimmt besagt, man sei gegen ihn zum Examen rigorosum geschritten, während die entgegenstehende Meinung in den Berichten des Florentiner Gesandten Niccolini ihre Quelle und Hauptstütze findet. Was heißt nun aber Examen rigorosum in der Sprache des heiligen Officiums? Hin und wieder hatte man mit großer Zuversicht behauptet, das Examen rigorosum und die Folter seien zwei verschiedene, getrennte Dinge. Dem gegenüber hatte bereits Berti schlagend und mit unwiderleglichen Beweisen nachgewiesen, daß Examen rigorosum gar nichts anderes als Verhör auf der Folter bedeutet. Womöglich noch schlagender und überzeugender wird dies von Wohlwill nachgewiesen, so daß diese Frage ein- für allemal abgethan ist. Nach dem gewichtigsten und hervorragendsten Documente des unseligen Processes, der Sentenz gegen Galilei, ist man demnach in der That gegen diesen zur Tortur geschritten. Indeß zeigt Wohlwill, daß auch die territio realis, die Erschreckung, in der Sprache der Inquisition als Examen rigorosum bezeichnet werden kann. Die territio realis bestand darin, daß der Angeklagte in die Folterkammer geführt, ihm die Marterwerkzeuge und die Art ihrer Verwendung gezeigt und angekündigt wurde, daß man sich dieser Mittel gegen ihn bedienen werde, wenn er sich nicht entschließe, die volle Wahrheit zu sagen. Oder man trieb die Ängstigung wohl noch weiter, indem man den Angeklagten durch die Folterknechte entkleiden, binden und in die Stellung bringen ließ, die zur eigentlichen Folterung erforderlich war und ihn in diesem Zustande von Neuem befragte und bedrohte. Die wirkliche Abführung Galilei's an den Ort der Tortur wird nun nicht allein durch den Satz des Urtheils bewiesen, daß man es für nothwendig gehalten habe, gegen ihn zum strengen Verhör zu schreiten, sondern auch, wie Wohlwill überzeugend nachweist, sowohl durch die Bemerkung, daß er katholisch geantwortet habe, als auch durch die in der Sentenz vorkommende Klausel: „Ohne irgend ein Präjudiz rücksichtlich der Dinge, die du bekannt und die in Betreff deiner Gesinnung gegen dich deducirt worden sind.“ Ist aber Galilei wirklich gefoltert worden, oder ist man bei der Schreckung am Orte der Marterwerkzeuge stehen geblieben? Diese Frage hat Wohlwill offen gelassen. Und mit vollem Recht, denn die authentischen Documente gestatten nicht, sie entscheidend zu beantworten. Hier ist der Vermuthung und der Hypothese freier Spielraum gelassen. Was aber Wohlwill nicht aussprechen wollte, das habe ich bald darauf ausgesprochen und, wie ich glaube, nachgewiesen: Soweit die Indicien reichen, kann man mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß man nicht bei der bloßen Schreckung stehen geblieben, daß man vielmehr zur thatsächlichen Anwendung der Tortur gegen Galilei geschritten ist.

Gegen diese Ansicht wird freilich eine ganze Phalanx von Gründen ins Feld geführt. Ihre Unstichhaltigkeit ist von Wohlwill so siegreich nachgewiesen, daß sie wohl als für immer beseitigt betrachtet werden dürfen. Das Schweigen Galilei's beweist gar nichts, denn einerseits wurde ihm bekanntlich tiefstes Stillschweigen über Alles was im Inquisitionspalaste vorging, eidlich zur Pflicht gemacht, andererseits ist von Galilei's Briefwechsel mit seinen Freunden aus der Zeit nach seiner Verurtheilung nur ein ganz geringer Bruchtheil erhalten. Aus dem Galilei auferlegten Schweigen folgt, daß auch der Gesandte Niccolini über die Verhandlungen und Vorgänge im Palaste der Inquisition nicht unterrichtet war und daher nichts darüber berichten konnte. In der That enthalten seine Berichte sammt und sonders weder die geringfügigste Mittheilung aus Galilei's Munde, noch auch irgend eine nennenswerthe Notiz über die Einzelheiten des Processes. Zudem sind Niccolini's Berichte mit äußerster Vorsicht zu benützen, da er die Wahrheit aus Unkenntniß nicht immer sagen konnte und sie auch da, wo er sie kannte, nur zu oft nicht sagen

*) Ist Galilei gefoltert worden? Eine kritische Studie von Emil Wohlwill. Leipzig: Duncker und Humblot. 1877. gr. 8. XI und 192 Seiten.

wollte. Auch sein Alter und seine Gebrechlichkeit vermochten den unglücklichen Forscher nicht vor der Tortur zu schützen, denn die milderen Bestimmungen, wie z. B. die, daß Greise nicht gefoltert werden könnten und ähnliche, wurden durch eine Unzahl von Klauseln und Ausnahmen rein illusorisch gemacht. Bei einer leichten Folterung konnten auch die Spuren der erlittenen Mißhandlungen leicht verborgen bleiben. Wenn aber Wohlwill meint (S. 52), es sei nur für den fünfzehnten Tag nach dem 21. Juni ein Wohlbefinden verbürgt, so haben meine Forschungen zu dem Resultate geführt, daß auch das nicht „verbürgt" ist, indem wir dafür nur das Zeugniß Niccolini's besitzen, dessen hierher gehöriger Bericht in Bezug auf Glaubwürdigkeit äußerst verdächtig ist. Außerdem mag hier noch bemerkt werden, daß ich nachgewiesen zu haben glaube, das Examen de intentione habe nicht am 21., sondern bereits am 17. Juni 1633 stattgefunden.

Im Weiteren weist Wohlwill überzeugend nach, daß, da die Gutachten der theologischen Consultoren der Inquisition Indicien für die intentio des Angeklagten zusammenstellten, nach der Praxis der Inquisition Galilei's Richter gar nicht umhin konnten, ihn der Tortur zu unterwerfen; er zeigt, daß das päpstliche Decret vom 16. Juni 1633 nach der einzig möglichen Auslegung, die ich übrigens schon vor Wohlwill gegeben hatte, die Vorschrift enthält, zur Anwendung der Tortur zu schreiten und daß alle bisherigen Versuche, den Bericht der Sentenz mit der Annahme, daß Galilei nicht gefoltert worden, in Einklang zu bringen, leere Ausflüchte sind, welche bei näherer Prüfung nicht allein als unmöglich, sondern zum Theil geradezu als absurd und lächerlich erscheinen.

Ein Document freilich schließt jede Möglichkeit der Anwendung der Tortur aus. Es ist dies das Protokoll über das Examen de intentione vom 21. Juni 1633. Die bezüglichen Untersuchungen Wohlwill's haben zu dem bedeutsamen und tiefeingreifenden, ganz neuen Resultate geführt, daß auch hier eine Fälschung in den Acten des Inquisitionsprocesses vorliegt. Was Wohlwill dafür geltend macht, gehört allerdings Alles in die Kategorie der inneren Gründe; aber diese Gründe sind geradezu überwältigend und unwiderleglich. Zwar behauptet Wohlwill nicht, daß das ganze Protokoll vom 21. Juni, sondern nur daß der Schlußpassus desselben gefälscht sei. Derselbe lautet: „Und da nichts Anderes zu erlangen war, ließ man ihn unterschreiben und entließ ihn in Ausführung des Decrets an seinen Ort." Hierdurch ist nicht allein die Tortur, sondern auch die Abführung an den Ort der Marterwerkzeuge bestimmt ausgeschlossen. Allein dieser Schlußpassus steht mit dem klaren und unzweideutigen Bericht der Sentenz in offenem Widerspruch, macht sich außerdem verdächtig durch seine Form, trifft mit einer Unterbrechung im Zusammenhange der Acten zusammen und findet sich auf einem Blatte, das durch seinen übrigen Inhalt in hohem Maaße verdächtig ist.

Das Ergebniß von Wohlwill's Forschungen über das Protokoll vom 21. Juni ist demnach, daß der Schlußsatz desselben gefälscht, daß auf das Examen de intentione das Examen rigorosum gefolgt und daß das Protokoll über letzteres aus dem Actenfascikel von dem Fälscher entfernt worden sei. Hierdurch war eines der Hauptargumente gegen die Annahme einer erfolgten Tortur beseitigt. Man pochte nämlich darauf, daß das Protokoll über das Examen rigorosum unter den Acten sich nicht finde. Es hat also, schloß man, nie ein solches existirt und also auch das Examen rigorosum nie stattgefunden. Dabei vergaß man aber, daß die Sentenz, das gewichtigste Document des ganzen Processes, ausdrücklich sagt, es habe in der That ein solches stattgefunden. Und wenn Berti das Dilemma aufstellte: Entweder sei die Tortur angewendet und kein Protokoll darüber aufgenommen, oder sie sei nicht angewendet worden, — wenn er mit triftigen Gründen die Unmöglichkeit und Absurdität der ersten Annahme nachwies und meinte, es bleibe nur noch die zweite übrig: so habe ich ihm erwidert, einmal daß die Annahme nicht minder absurd ist, es seien in der Sentenz Dinge als geschehen berichtet worden, welche in Wirklichkeit nicht geschahen; sodann daß doch auch noch eine dritte Annahme übrig sei, nämlich: Die Tortur sei angewendet und ein Protokoll darüber aufgenommen, dieses aber aus den Acten entfernt worden, um die Spuren einer begangenen Barbarei zu verwischen.

Es dürfte freilich nicht an Solchen fehlen, welche uns den Vorwurf machen werden, daß wir den Knoten zerhauen statt ihn zu lösen, d. h. daß wir gleich mit dem Auskunftsmittel der geschehenen Fälschung bei der Hand sind, wo eine Schwierigkeit, ein Räthsel sich zeigt. Hiergegen ist zunächst zu erwidern, daß auch die Vertheidiger der Echtheit des Protokolls sich gezwungen sehen, eine Fälschung anzunehmen. Die Streitfrage ist ganz und gar nicht, ob eine Fälschung vorliege, sondern einfach wo dieselbe zu suchen sei. Wie die Vertheidiger der Echtheit des Protokolls vom 26. Februar 1616 an die Stelle der Fälschung der Documente die Fälschung der Thatsachen setzen, so sehen sich auch die Vertheidiger der Echtheit des Protokolls vom 21. Juni 1633 gezwungen, statt der Fälschung des Protokolls eine Fälschung der Sentenz, d. h. der in derselben berichteten Thatsachen anzunehmen. Darüber möge man sich keine Illusionen machen. Fälschungen liegen hier ganz unstreitig vor und es fragt sich nur wo? und welcher Art?

Gegen die Echtheit des Schlußsatzes des Protokolls vom 21. Juni 1633 hat Wohlwill bis dahin nur innere Gründe geltend gemacht. Es frägt sich nun noch, wie es mit den äußeren stehe. Möglich daß Wohlwill auch hier mit der Radirungshypothese hervortritt. Inzwischen ist aber bereits eine andere, die meinige, oder die Versetzungshypothese aufgestellt worden. Hatte nämlich Wohlwill die Fälschung aus inneren Gründen nachgewiesen, so wurden die Resultate seiner Forschungen durch meine Untersuchungen, welche auch bereits öffentlich vorliegen*), auf die überraschendste Weise bestätigt. Freilich sah ich mich durch meine Forschungen gezwungen, über Wohlwill hinauszugehen, indem dieselben ergaben, daß nicht allein der Schluß, sondern das ganze Protokoll vom 21. Juni gefälscht sei, da die zwei Blätter, worauf dasselbe niedergeschrieben wurde, ganz offenbar nicht an ihrer ursprünglichen Stelle sich befinden, sondern künstlich versetzt worden sind. Eine genaue Prüfung der Zusammensetzung des Vaticanmanuscriptes zeigt nämlich, daß die Fälscher auch hier genau so verfuhren, wie bei der Fälschung der Acten des Processes von 1616. Sie benützten nämlich zu ihrem Fälschungswerke vorhandene unbeschriebene Blätter des Actenfascikels, indem sie, der chronologischen Reihenfolge wegen, eine Versetzung der benutzten Blätter vornahmen. Wollte man aber etwa sagen, diese Papiere seien hier allerdings auf die allerunqualificirbarste Art und Weise geordnet, aus diesem Umstand gehe indeß die Fälschung noch nicht hervor, so ist auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß wir sonst im ganzen Quartbande die schönste, natürlichste Ordnung finden, mit alleiniger Ausnahme der zwei Orte, wo die

*) Scartazzini: Römische Fälschungen u. s. w. II. In der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, Nr. 38, vom 7. Febr. 1878; ausführlicher und eingehender: Rivista Europea, Vol. V., pag. 221—249.

bezüglichen Documente schon aus inneren Gründen im höchsten Grade verdächtig sind. Und da hier äußere und innere Gründe auf die überraschendste Weise zusammentreffen und einander so zu sagen ergänzen, so ist die gewissenhafte historische Kritik nicht allein berechtigt, sondern geradezu verpflichtet zu schließen: Es liegen da Fälschungen vor.

Zu allen diesen Forschungen, die in Italien nicht unbekannt sein können, da die umfassendste der hieher gehörigen Arbeiten in italienischer Sprache, im Centrum der italienischen Cultur und in der größten italienischen Zeitschrift erschienen ist, haben sich die Italiener bis heute mäuschenstill verhalten. Auch Herr von Gebler, der gegen seine Absicht das Feuer, wenigstens zum Theil angezündet, hat sich seit dem Erscheinen seines oben besprochenen Buches nicht mehr öffentlich hierüber vernehmen lassen. Soweit man sonst vernimmt, fährt er fort an die Echtheit sämmtlicher Documente zu glauben. Was speciell das Protokoll vom 21. Juni 1633 betrifft, könnte und wird man ohne Zweifel Galilei's Unterschrift als Beweis für die Echtheit geltend machen. Allein dieser Beweis fällt um so mehr dahin, als diese Unterschrift so wie so äußerst verdächtig ist. Sie ist selbst Herrn von Gebler aufgefallen, obwohl er damals an eine Fälschung nicht im Entferntesten dachte. Er bemerkt nämlich, daß diese Unterschrift Galilei's „im Gegensatze zu seinen anderen Unterzeichnungen mit auffallend zitternder Hand niedergesetzt ist". Wenn er aber in diesem Umstande nur einen Beweis der Aufregung Galilei's erblickt, so sehen wir, und gewiß mit mehr Recht, darin einen neuen Beweis für die geschehene Fälschung, welche aus inneren und äußeren Gründen erwiesen ist.

Ich kehre nun endlich zu Wohlwill's Schrift zurück. Noch bedeutender vielleicht als durch die Untersuchung der auf ihrem Titel befindlichen Frage, dürfte dieselbe durch die Untersuchung und Prüfung der gesammten Überlieferung an Quellen und Literatur sein, namentlich durch die hier zum ersten Male mit wissenschaftlichem Geiste und eminentem Scharfsinn untersuchte Frage nach der Integrität und Authenticität des Vatican-Manuscriptes im Allgemeinen. Hatte der elende Marini die vollständige Erhaltung der Acten in allen ihren Theilen, hatte De L'Epinois sogar die Vollzähligkeit der Blätter des Vatican-Manuscriptes behauptet, so weist hingegen Wohlwill schlagend nach, daß bei Weitem nicht alle Acten der beiden Processe erhalten sind, daß die Blätter nicht vollzählig und daß der Zustand und die Beschaffenheit des Vatican-Manuscriptes nur zu sehr geeignet sind, die schwersten Bedenken zu erregen. Es fehlt in den Acten der Anfang des Processes von 1632, indem der Wortlaut der Sentenz eine Denunciation voraussetzt, die wahrscheinlich von dem Jesuiten Scheiner herrührte und die man vergebens in den Acten sucht. Es fehlen die juristischen Gutachten, welche nach den Vorschriften und der Praxis des Inquisitionstribunals eingereicht worden, mithin vorhanden sein mußten. Es fehlt überdies jede Mittheilung über das Ende des Processes, denn unmittelbar nach dem Verhör über die Absicht folgt ein päpstlicher Beschluß vom 30. Juni, also vom 8. Tage nach der Vollziehung des Urtheils. Kurz, es fehlt beinahe Alles, was irgend mit der Torturfrage im Zusammenhang stand und stehen mußte. Beinahe Alles; denn erhalten ist das hochwichtige Decret vom 16. Juni, welches die Torturirung befiehlt, erhalten vor Allem die Sentenz, welche klar und bestimmt aussagt, daß gegen Galilei zum Examen rigorosum, d. h. zur Tortur geschritten worden sei.

Als Entschädigung für die entfernten Actenstücke sind nach Wohlwill dem Vatican-Manuscript Bestandtheile beigefügt worden, welche der Neuzeit angehören und die unverkennbare Tendenz zeigen, die Römische Curie im besten Lichte, Galilei hingegen als einen Schwächling erscheinen zu lassen, der unser Interesse kaum mehr in Anspruch nehmen kann. Zu diesen der Neuzeit angehörigen Bestandtheilen rechnet Wohlwill das Protokoll vom 21. Juni nicht, da nach seiner Ansicht nur der Schluß desselben gefälscht ist. Da aber durch meine Forschungen festgestellt sein dürfte, daß das ganze Protocoll gefälscht ist, so wird dasselbe gleichfalls zu den erwähnten Bestandtheilen zu rechnen sein, mit der Modification jedoch, daß es zum vielleicht größten Theile eine getreue Abschrift des echten Documents sein kann. Gefälscht ist aber jedenfalls nicht nur der Schluß, sondern auch der Anfang, und namentlich das Datum desselben.

Der Zweck, den die Fälscher des Protokolls vom 26. Februar 1616 im Jahre 1632 verfolgten, war, ein Mittel zu schaffen, um unter allen Umständen Galilei verderben zu können. Der Zweck, den die viel späteren Fälscher der Acten des Processes vom Jahre 1632—1633 verfolgten, war die Beseitigung aller Spuren der gegen Galilei begangenen Barbarei und die Rechtfertigung des Verfahrens der Kirche und der Inquisition. Wann haben diese letzteren Fälschungen stattgefunden? Offenbar zu einer Zeit, da die Tortur bereits als eine Barbarei galt, also in unserem Jahrhundert. Wer ist der Fälscher? Wohlwill vermuthet (S. 150), „daß der gegenwärtige Zustand der Handschrift von dem Manne herrührt, dem dieselbe nach der Rücklieferung übergeben wurde, also von keinem Anderen als Marini". Vielleicht dürfte aber Herr Wohlwill selbst diese Vermuthung kaum aufrecht halten wollen. Doch wird man nicht fehl gehen, wenn man schließt: Ist eine Fälschung wirklich geschehen, so kann der Fälscher niemand Anderer sein als — die Römische Curie.

Im Vorstehenden ist wiederholt betont worden, daß das wichtigste Document des Processes gegen Galilei die Sentenz sei. In welcher Sprache wurde sie abgefaßt? Mit andern Worten: Was ist Original, was Übersetzung? Berti wollte uns glauben machen, der von Riccioli veröffentlichte lateinische Text sei das Original, und dasselbe hatten schon vor ihm Andere gemeint und demnach die Sentenz lateinisch angeführt. Im ersten Anhange zu seiner Schrift hat nun Wohlwill endgültig bewiesen, daß der italienische Text das Original ist. Diese Frage wenigstens wird man allgemein als abgethan betrachten.

Da Wohlwill, als er seine Schrift abfaßte und druckte, nicht in der Lage war, De L'Epinois' und von Gebler's Arbeiten zu benützen, so könnte man leicht meinen, dadurch sei der Werth seiner Ausführungen mehr oder weniger beeinträchtigt. Allerdings muß eingeräumt werden, daß durch diese Publicationen die eine und die andere der von Wohlwill ausgesprochenen Ansichten der Modification bedürftig erscheint. Indeß muß constatirt werden, daß dies nur in geringem Maaße und in keiner Hauptfrage der Fall ist und daß die nöthigen Modificationen den hohen, nicht genug zu rühmenden Verdiensten des Verfassers durchaus keinen Eintrag thun können noch werden. Seine Schrift, welche, nebenbei gesagt, glänzend ausgestattet ist, gehört unstreitig zu dem Bedeutendsten, was die gesammte Galilei-Literatur aufzuweisen hat und darf von keinem Forscher auf diesem Gebiete, überhaupt von keinem Historiker unbeachtet gelassen werden.

Nur schüchtern, und weil es keine Tugend ist, die eigenen Kinder zu verleugnen, wage ich es, neben dem hervorragenden Werke Wohlwill's noch eine eigene bescheidene Arbeit zu erwähnen*). Dieselbe ist eine zusammenfassende Darstellung des

*) Scartazzini: Der Proceß des Galileo Galilei. Enth. in: Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Neue Folge. XIII. Jahrgang. 1877. Vol. I, Seite 490—510 und Vol. II, Seite 436—459.

ganzen Verlaufes der beiden Processe. Neu und einiger Beachtung werth dürfte darin der Nachweis sein, daß das Protokoll vom 26. Februar 1616 allerdings als Verwand zur Einleitung des Processes vom Jahre 1632 gedient und den Mittelpunkt gebildet hat, um den sich das erste Verhör Galilei's (12. April 1633) gedreht, daß es aber nach Eingang der Gutachten der römischen Theologen als nunmehr völlig überflüssig beiseite gelassen wurde, wodurch die vielverbreitete Ansicht, es habe jene gefälschte Urkunde die einzige juridische Basis des Processes von 1632—1633 gebildet, nicht unwesentlich modificirt ist. Da jene Arbeit der Reihenfolge nach die älteste unter allen hier besprochenen ist, so liegt es in der Natur der Sache, daß ich nicht mehr alle dort ausgesprochenen Ansichten vertreten kann. So namentlich was auf die Torturfrage Bezug hat. Wenn dort gesagt wurde, die Meinung, daß Galilei gefoltert worden, sei eine Fabel, deren Widerlegung heutzutage überflüssig sei, so bedarf es wohl nicht erst der Bemerkung, daß diese Ansicht nicht mehr die meinige ist, indem ich seither wiederholt die entgegengesetzte vertheidigt habe. Im Übrigen ist meine Auffassung des Processes wesentlich die gleiche geblieben.

Die im Vorstehenden besprochene neueste Galilei-Literatur hat wesentlich neue Resultate zu Tage gefördert und ist dadurch die sogenannte Galilei-Frage in ein neues Stadium getreten. Das berühmte Vatican-Manuscript ist zum ersten Male vollständig und mit diplomatischer Treue veröffentlicht, zugleich ist aber auch dessen historischer Werth in hohem Maaße fraglich geworden. Dazu steht die Veröffentlichung neuer, umfassender Forschungen bevor, durch welche das sonst berühmte Manuscript ein berüchtigtes zu werden die besten Aussichten haben dürfte. Schon ist der Anfang dazu gemacht, indem bereits wichtige Fälschungen in demselben nachgewiesen worden sind. An Advocaten wird es ihm freilich auch nicht fehlen, daher dürfte in der nächsten Zeit auf diesem Felde noch tapfer gekämpft werden. In nicht allzulanger Zeit werden sich ohne Zweifel von Gebler und Wohlwill abermals vernehmen lassen, das Erscheinen der neuesten Schrift von De L'Epinois wird wohl nicht lange mehr ausstehen, die Italiener werden auch nicht müßig bleiben wollen und vielleicht treten neue Kämpfer auf. So steht denn für unsere nächste Umschau auf diesem Gebiete eine reiche Ernte in Aussicht. Möge die Qualität in keinem allzugroßen Mißverhältniß zur Quantität stehen. J. A. Scartazzini.

England.

Englische Briefe.*)

London, im März.

Durch die soeben herausgegebenen Liebesbriefe des jugendlichen Dichters Keats ist die englische Literatur um ein Buch bereichert worden, dessen Existenzberechtigung wir nicht umhin können, als fragwürdig zu bezeichnen, trotzdem wir individuell es als einen Beitrag zur vertrauteren Bekanntschaft mit einem der großen Geister der Erde freudig begrüßen. Es ist eine Frage ganz besonderen Zartgefühls, ob und inwieweit wir, zur Befriedigung unserer Neugier, berechtigt sind, tiefer in das innerste Heiligthum des Geistes und Herzens eines Genius einzudringen, als die freiwilligen Äußerungen desselben es uns gestatten. Eine gemeine Neugier dieser Art ist so sehr das epidemische Laster unseres Zeitalters geworden, so sehr liebt man es heute, jeden unerforschten und dunklen Winkel in dem intimen und privaten Leben der großen Todten auf das gierigste zu durchspähen und zu durchsuchen, daß wir fürchten müßten, selbst von dem Geist der Zeit angesteckt zu sein, wenn wir die Veröffentlichung eines solchen Buches ohne Weiteres als gestattet zugäben. Immer mehr drängt sich uns die Wahrheit jener Worte Lavater's auf: „Wer einen Brief absendet, der hat an die Ewigkeit geschrieben". Indessen, die Briefe sind einmal gedruckt, und da sie es sind, so können wir nicht anders als Genuß finden an dem köstlichen Buche — köstlich nicht nur, soweit es den Inhalt betrifft, sondern auch in seiner äußeren Ausstattung.

Unter den neueren Dichtern Englands ist Keats vielleicht eine der bestrickendsten Gestalten, sowohl wegen seiner Poesien, die von Genie, glänzender Sprache und Bilderreichthum überfließen, als auch wegen des boshaften Angriffs, mit welchem die „Quarterly Review" das Erscheinen derselben begrüßte und der das Leben des Dichters verbitterte und seinen Tod beschleunigte, zumal aber wegen des vorzeitigen Endes des genialen Jünglings, der, von römischen Veilchen überwachsen, im Schatten der Pyramide des Cajus Cestus ruht. „Here lies one whose name was writ in water", also lautet die von dem Dichter selbst bestimmte Grabschrift, wie sie bis auf den heutigen Tag auf dem protestantischen Kirchhofe Roms zu lesen ist. Aber die große Anzahl von Besuchern, die jahraus jahrein zu dem bescheidenen Grabe wallfahren, beweisen bereits, wenn der stetig wachsende Ruhm des Dichters nicht dafür spräche, daß sein Andenken einem festeren Elemente als Wasser anvertraut ist.

Das Leben Keats', das heißt, alles, was zu erzählen ist von einem mit sechsundzwanzig Jahren geknickten Dasein, das, obwohl von geistigen Stürmen tief erregt, äußerer Zwischenfälle gänzlich ermangelt, hat in Lord Houghton einen tüchtigen Biographen gefunden: Forman's Arbeit jedoch vervollständigt das Bild und hellt das Dunkel auf, das bisher über mehreren Stellen schwebte. — Keats scheint im Jahre 1818 mit Fräulein Brawne bekannt geworden zu sein; da er aber in ihrer nächsten Nähe wohnte, so sind von den glücklichen sechs Monaten, in denen die Liebenden einander täglich sahen, und während derer der Dichter einige seiner besten Poesien schuf, keine schriftlichen Aufzeichnungen vorhanden. „Hyperion", „Isabella", „The Eve of St. Agnes", „The Ode to a Nightingale" verdanken dieser Zeit ihr Dasein. Keats hatte eben einen innig geliebten Bruder, dessen Pflege er sich bis zum letzten Athemzuge aufopfernd widmete, durch den Tod verloren, als dieses Liebesverhältniß angeknüpft wurde, das ihm einerseits wohl seinen Schmerz vergessen half; andererseits jedoch brachte die Stärke seiner Leidenschaft, verbunden mit pecuniären Sorgen und Verlegenheiten, die jede Hoffnung auf eine baldige Heirat aussichtslos machten, in einer so empfindlichen Natur, wie die seine es war, die Krankheitskeime, die bereits vorher in ihm waren, zu schnellerer Reife, wenn auch die aufopfernde Pflege seines Bruders, der ebenfalls der Schwindsucht zum Opfer fiel, ein gutes Theil dazu beigetragen haben mag. Dieser Zustand nervöser Anspannung und diese Vorahnung körperlicher Leiden sind es, die seinen Briefen das schmerzliche Interesse verleihen, das sie auf den Leser ausüben. Die ersten derselben wurden auf einem feiertäglichen Ausfluge nach der Insel Wight und in Winchester geschrieben, wohin der Dichter sich, arbeitenshalber, eine Zeitlang zurückgezogen hatte. Er ist

*) Letters of John Keats to Fanny Brawne; written in the years 1819 and 1820 and given from the original manuscript with introduction and notes by H. B. Forman. London, 1878. Reeves & Turner.

selbstquälerisch, eifersüchtig, schiebt allem, was die Geliebte ihm schreibt, einen falschen Sinn unter, bauscht geringfügige Dinge zu großer Wichtigkeit auf, kurz, er gibt sich als ein Liebhaber von nicht geringen Prätensionen zu erkennen. Sobald er aber, nach London zurückgekehrt, wieder in ihrer Nähe weilt, schwinden sein Argwohn und seine Befürchtungen, wenn auch, zeitweilig, die Ahnung kommenden Unheils sein Gemüt verdüstert. Nur allzubald erfüllte sich diese Ahnung. Im Februar 1820 spie er Blut. „Das ist arteriöses Blut, dieser Tropfen ist mein Todesurtheil" war sein eigener Commentar. Er mußte das Bett hüten und aus dieser Zeit datiren zweiundzwanzig kurze Briefe, die zu den ergreifendsten des ganzen Briefwechsels gehören. Die Gemütsstimmung, in der sie geschrieben, steigt und fällt mit dem körperlichen Befinden des Dichters; bald sonnig, ruhig und hoffnungsvoll, bald eifersüchtig und tief leidenschaftlich. Er genas für eine Weile und der Briefwechsel machte persönlichem Verkehre Raum. Aber bald verschlimmerte sich sein Zustand, und sie, für die er allein am Leben zu bleiben trachtete, ward seine Pflegerin. Dann wurde es nöthig, als letztes Heilmittel Italien aufzusuchen; die Schmerzen, die er zu erdulden hatte, brachten ihn an den Rand des Wahnsinns und einige Briefe aus jener Zeit sind in wahrhaft herzzerreißendem Pathos geschrieben. Mit Beginn des folgenden Jahres hatte er ausgelitten. — Fräulein Brawne hat sich längst mit einem Andern vermählt und ist selbst auch aus der Reihe der Lebenden geschieden, aber diese Briefe leben und können nicht nur von einem kalten gleichgiltigen Publikum, sondern auch von den Freunden Keats' und den Verehrern seiner Muse gelesen werden. Petrarca verkörperte seine Liebe in Liedern, Lieder aber werfen einen Schein des Unwirklichen auf das Thatsächliche und bedecken es mit einem Schleier; in diesen Briefen jedoch liegt die nackte, unverhüllte Wirklichkeit zu Tage. Ist dies erlaubt? fragen wir; müssen aber zur Vertheidigung des Herausgebers zugleich hinzufügen, daß diejenige, an die die Briefe gerichtet waren, vor ihrem Tode den Glauben ausdrückte, daß die Veröffentlichung derselben einst nöthig werden dürfte.

Seltsam muthet es uns an, wenn wir von diesem Buche zu der Beschreibung einer anderen Form menschlichen Leidens übergeben, zu dem Tagebuch eines Sträflings. „Five years Penal Servitude by one who has endured it"*) gibt uns ein sehr interessantes Bild vom Gefängnißleben, ein Bild, das um so größeren Anspruch auf Glaubwürdigkeit erhebt, als es der Feder eines Zuchthäuslers selbst entflossen ist. Der Autor macht uns mit dem Verbrechen, das seine Verurtheilung zu einer Zuchthausstrafe nach sich zog, nicht bekannt, und scheint hierin der von ihm geschilderten Gefängnißetiquette getreu zu bleiben, denn unter Zuchthäuslern ist es nicht schicklich, einander zu fragen, weshalb sie „sitzen". Im Ganzen hinterläßt die Erzählung des Verfassers einen sehr zufriedenstellenden Eindruck hinsichtlich der Disciplin und Verwaltung der englischen Gefängnisse. Er selbst hat nur wenige Klagen vorzubringen und gibt uns dadurch zu verstehen, daß viele der Aufsehen und Entrüstung erregenden Geschichten über das grausame Reglement und die unmenschliche Behandlung, welche die Gefangenen von Wärtern zu erdulden haben, entweder gänzlich erfunden oder sehr stark übertrieben sind. Seine Hauptbeschwerde richtet sich gegen diejenigen Gefängnisse, die der Einrichtungen zur Einzelhaft entbehren und wo die Insassen alle in einen Raum zusammengepfercht sind. Dies bietet den abgehärteteren Verbrechern willkommene Gelegenheit, auf die jüngeren Genossen ihren schlechten Einfluß geltend zu machen und dieselben vollends zu verderben. Doch dies war vor einigen Jahren der Fall, gegenwärtig ist das System der Einzelzellen fast überall durchgeführt. Die Gefängnißbeamten waren, nach der Schilderung des Verfassers, mit sehr wenigen Ausnahmen, gutmüthig und gerecht, die Nahrung war ganz erträglich und die Zelle so fleckenlos sauber, daß er sich oft nach einem Körnchen Staub sehnte, um ihr einen wohnlicheren Anstrich zu geben. Auch bleibt es jedem Gefangenen, der eine Beschwerde vorbringen will, unbenommen, sich unmittelbar an den Gouverneur des Gefängnisses zu wenden. Seinen Wunsch hierzu giebt er durch seinen kleinen Besen zu erkennen, indem er denselben frühmorgens beim Öffnen der Zelle, neben die Thür legt. Stets wird diesem Verlangen entsprochen. Im Ganzen gewinnen wir aus dem Buche die Überzeugung, daß der Sträfling, der sich eines guten Betragens befleißigt und sich nicht gegen das Reglement auflehnt, sehr große Aussicht auf gerechte und menschliche Behandlung hat.

*) London, 1877. Bentley.

In Dr. John Doran, der im Januar dieses Jahres starb, hat England einen fleißigen Schriftsteller verloren, welcher die Geschichte und Biographie zu seiner Specialität erwählt hatte, oder, um uns genauer auszudrücken, einen eifrigen Sammler von Anekdoten über berühmte Männer rc., denn einen höheren Rang dürften seine Schriften wohl kaum beanspruchen. Der Fleiß seiner Forschungen offenbart sich namentlich in seinem letzten, kurz vor seinem Tode erschienenen Werke, das in anekdotischem Gewande die Intriguen, Listen und Gegenlisten erzählt, welche die Anhänger der Stuarts nach dem Tode der Königin Anna anzettelten. Außerhalb Englands werden wohl nur wenige eine Vorstellung davon haben, wie stark diese Partei eine Zeitlang war. Uns ist persönlich ein alter schottischer Edelmann bekannt, der von dem verstorbenen Chevalier d'Albaine nie anders als mit entblößtem Haupte, als von seinem Könige sprach und den ausdrücklichen Befehl gegeben hat, ihm bei seinem Tode eine Locke von dem Haare Charles Edward's mit in den Sarg zu geben. Wie dieser giebt es noch Andere, wiewohl ihre Anzahl zusammengeschmolzen ist, da die jetzige Königin die Mißvergnügten mit dem Hause Hannover ausgesöhnt hat. Aber kurz vor dem Tode der Königin Anna waren die Aussichten auf die Thronfolge so gleichmäßig zwischen den beiden Parteien vertheilt, daß nur wenige der leitenden Staatsmänner sich nicht mehr oder weniger in jacobitische Intriguen einließen, und noch lange Zeit nach der Thronbesteigung Georg des Ersten galten die Bezeichnungen Tory und Jacobit für gleichbedeutend. Von diesem politischen Hader, der die damalige Londoner Gesellschaft bewegte, und mit dem gesellschaftlichen Geplänkel verglichen werden kann, das im heutigen Rom zwischen den Anhängern des Quirinals und denen des Vaticans stattfindet, plaudert Dr. Doran in angenehmer und amüsanter Weise. Aber auch nicht weiter als dies. Mehr und Wichtigeres, als unbedeutende Tages- und Klubereignisse, Kanzelpolitik, Satiren und Epigramme dürfen wir in seinem Buche nicht suchen. Wer die Geschichte des ruhmlosen jacobitischen Aufstandes des Jahres 1715 und die geradezu heroische Hingebung nicht kennt, die einige der Anhänger der Stuarts an den Tag legten, findet in Dr. Doran's Werk eine lebendig und satirisch erzählte Schilderung desselben.

Selten hat es eine flauere Büchersaison gegeben, als die diesjährige; nur von Reisewerken ist eine erkleckliche Anzahl erschienen und von diesen wollen wir einige hier erwähnen, während wir uns andere für eine ausführlichere Besprechung aufsparen. Das Buch, das Herrn Edward Rae*) zum Autor hat, ist nicht

*) The Country of the Moors: a journey from Tripoli in Barbary to the City of Kairwân by Edward Rae. London, 1877. Murray.

nur geographisch, sondern auch geschichtlich werthvoll. Wir können der Beschreibung seiner Reise durch Tunis und Tripolis und der scharfen Beobachtung moderner Industrieen und der gründlichen Bekanntschaft mit der Vergangenheit dieser Länder, die er dabei an den Tag legt, unsere Bewunderung nicht versagen. Was aber dem Buche seinen Hauptwerth verleiht und es von seinen Vorgängern auszeichnet, ist der Umstand, daß Herr Rae die nur selten von einem Christen betretene Stadt Kairwân besucht hat. Die Schilderung, die er von ihr entwirft, ist höchst malerisch und fesselnd. Wie bekannt, war Kairwân die vornehmste Stadt Afrikas zur Zeit, da die mohamedanische Macht im Zenith stand. Als das Mittelglied zwischen den Kalifaten Bagdad und Cordova verband sie den Orient mit dem Occident und durch sie gelangten orientalische Einflüsse nach Spanien. Und wiewohl das moderne Kairwân theilweise in Ruinen liegt und von dem Eroberer unterjocht ist, so hält es doch an einigen seiner alten Traditionen fest. Namentlich zeichnet sich seine Bevölkerung durch ihren übermäßigen Fanatismus aus, der christliche Reisende vom Betreten seines Weichbildes abschreckt. Herr Rae jedoch ließ sich nicht dadurch abschrecken, die alten Herrlichkeiten der Stadt zu besuchen und alles Gesehene sorgfältigst aufzuzeichnen. Eingehend beschreibt er die große Moschee Kairwân's, die im siebten Jahrhundert erbaut wurde, als die Dynastie Aglab herrschte, dieselbe, die Sardinien, Sicilien, Corsica und Kreta mit ihren Heereshaufen überschwemmte. Die Moschee ist eine der ältesten und ehrwürdigsten im Islam und muß in der That sehr schön sein. Unserem Reisenden fiel die ungewöhnlich große Anzahl exquisiter Granit- und Marmorsäulen auf, die das Gotteshaus schmücken, das glücklicherweise noch ziemlich gut erhalten ist. Ein Gleiches kann von der übrigen Stadt nicht gesagt werden; ihre herrlichen Paläste, Wasserwerke und Grabmäler sind in Trümmern und zeugen nur noch von der Pracht vergangener Zeiten. Krambuden und Kornmühlen haben unter Kuppeldächern eine Stätte gefunden und köstliche Pfeiler dienen den Hütten der unsauberen Bewohner zur Stütze. Viele der unschätzbaren Manuscripte, welche die herrlichen Bibliotheken der Stadt einst enthielten, sind, wie Herr Rae uns mittheilt, noch vorhanden; sie handeln zum großen Theile von Theologie, jedoch finden sich auch Reisewerke unter ihnen. Wir wären wohl begierig, ein Näheres über diese literarischen Schätze zu erfahren.

Auf demselben Boden bewegt sich Oberst Playfair,*) der englische General-Consul für Algerien, der mit seinem Buche eine Rechtfertigung seines Amtsvorgängers, James Bruce, bezweckt. 1762—1765 war Bruce Consul in Algier. Da er an dem Lande großes Interesse nahm, machte er eine Reise durch Tunis und Tripolis, sammelte Notizen über diese Gegenden und nahm Zeichnungen von ihren Ruinen auf. Alsdann erforschte er das Innere Afrika's und gab nach zwölfjähriger Abwesenheit von England eine Beschreibung seiner Reisen heraus. Aber seine Bemühungen hatten nur den Erfolg, daß er von allen Seiten mit Unwissenheit und Mißgunst angegriffen und selbst seine Wahrheitsliebe in Zweifel gezogen wurde. Entrüstet legte er den Rest des von ihm gesammelten Materials bei Seite und veröffentlichte nichts mehr. Jetzt, wo der Sphinxcontinent täglich mehr und mehr gezwungen wird, uns seine Räthsel zu lösen, gelangen die Bruce'schen Angaben zum wohlverdienten Ansehen und die Genauigkeit derselben findet volle Bestätigung. Oberst Playfair folgte den Fußstapfen Bruce's in Algerien und Tunis, und je tiefer er in das Land vordrang, desto mehr erkannte er die Glaubwürdigkeit der Beschreibung seines Vorgängers. In seinem Buche veröffentlicht er eine große Anzahl Bruce'scher Aufnahmen von nordafrikanischen Ruinen, von denen viele nicht mehr existiren, während andere, obwohl noch mehr zerfallen, als zur Zeit Bruce's, doch noch für die Treue seiner Zeichnungen sprechen. Diese allzuwenig bekannten afrikanischen Ruinen sind sowohl in historischer als architektonischer Hinsicht höchst interessant. Hier sehen wir vor uns die Triumphbögen, Tempel und Theater des alten Numidiens, die Aquaeducte Karthago's, die Tempel Trinegads, die unermeßliche Basilika von Therefte, das große Grabmal Juba's. Wir werden in die Zeiten Sallust's und Jugurtha's, Genserich's und Belisar's zurückversetzt. Aber Oberst Playfair verweilt nicht blos bei der Vergangenheit. Er widmet ein sorgfältiges Kapitel den physischen Veränderungen, die im Lande stattgefunden haben und die zum größten Theile Folgen der noch bis in die neueste Zeit fortgesetzten Waldzerstörungen sind; denn Bruce erwähnt noch Wälder, von denen heut keine Spur zu entdecken ist. Glücklicherweise erkennt die französische Regierung die Nothwendigkeit der Forsterhaltung an und begünstigt dieselbe in Algerien; in Tunis jedoch wird dieselbe gänzlich außer Acht gelassen, sodaß dieses Land, das zu den Zeiten der Römer eine Bevölkerung von zwanzig Millionen erwähnte, heute kaum eine und eine halbe Million Einwohner zählt. In einem weiteren Capitel beschäftigt sich der Oberst mit den Bewohnern der Auresgebirge, deren weiße Hautfarbe und lichtgelbes Haar bereits die Aufmerksamkeit Gibbon's gefesselt hatten, der beides der Bodenerhöhung zuschrieb, auf der sie lebten. Unser Autor beweist, daß diese Bergbewohner europäischen Ursprungs und wahrscheinlich Abkömmlinge der Vandalen sind. Sie huldigen auch der europäischen Sitte, ihre Frauen, die sehr schön sind, unverschleiert ausgehen zu lassen.

Auch unser großer Romanschreiber Trollope hat uns mit einem Buche über Afrika beschenkt, aber über einen bedeutend südlicheren Theil dieses Continents.*) Zweck seiner Reise war, die englischen Colonien in Süd-Afrika zu besuchen, um dem heimischen Publikum eine ausführliche Beschreibung derselben zu geben. Wie wir das bei ihm voraussetzen können, ist die Schilderung lebendig und anmuthig, wenn auch sein Verweilen ein viel zu kurzes war, als daß seine Beobachtungen sehr tiefgehend sein könnten. Er besuchte die Cap-Colonie, Natal, die Transvaalrepublik, die Diamantenfelder und den Oranje-Freistaat. Von der holländischen Bevölkerung der Cap-Colonie entwirft er ein anmuthiges Bild. Eigenthümlich muthet es uns an, von holländischen Städten zu hören, welche mit ihren geräumigen, alten, fleckios saubern Häusern nach Afrika verpflanzt sind. Von den landschaftlichen Schönheiten des Landes sagt er, daß sie an manchen Stellen denen der Schweiz gleichkämen. Was er über das materielle Gedeihen der Cap-Colonie schreibt, klingt nicht sehr ermuthigend: Die Straußenzucht ist an Stelle der Schafzüchterei getreten, aber mit sehr zweifelhaftem Erfolge. Ausführlich spricht sich Trollope über die leidige Eingeborenenfrage aus, Raffenstolz und Farbenvorurtheil sind noch immer sehr stark; und der Autor besitzt den Mut, mit Nachdruck zu behaupten, daß die Annexion der Transvaalrepublik eine der willkürlichsten Gewaltthaten gewesen sei, welche die Geschichte kennt. Er glaubt jedoch, daß die

*) Travels in the Footsteps of Bruce in Algeria and Tunis. Illustrated by Facsimiles of his Drawings. By Lieut.-Col. R. L. Playfair, H. B. M. Cons.-Gen. in Algeria. London, Kegan Paul.

*) South-Africa, by Anthony Trollope 2 vols. Chapman and Hall 1878.

Boers sich bald mit der gegenwärtigen Regierung aussöhnen werden. Es liegt auf der Hand, daß manches in den beiden Bänden nur für Engländer von besonderem Interesse ist, wenn sich auch andererseits vieles von allgemeinem Interesse darin findet.

Herr Wither, ein Civil-Ingenieur, liefert uns eine höchst unterhaltende Erzählung seines Urwaldlebens in Süd-Brasilien,*) alle in einer Gegend, die thatsächlich bisher noch nicht erforscht worden ist. Herr Wither ging nach Brasilien, um an dem Bau der Eisenbahn, die, quer durch das Centrum des südamerikanischen Festlandes gelegt, den atlantischen Ocean mit dem Pacific verbinden sollte, theilzunehmen. Zur Vorbereitung des Unternehmens besuchte ein zahlreicher Stab englischer und schwedischer Ingenieure das Land und unser Autor war einer von ihnen. Den Abschnitt, dessen Durchforschung ihm zufiel, hat er uns beschrieben. Von dem Hafen Paranagria aufbrechend, ging er nach Curitiba im Inneren des Landes, und von da drang er, den großen Strom entlang, 400 englische Meilen landeinwärts. Ein seltsames Bild entrollt er vor unseren Augen von dem Prairie- und Waldleben, mittenzwischen den faulen eingeborenen Bauern, den Hinterwäldlern und den elenden Indianern und weist auf die unermeßlichen und fast gänzlich vernachlässigten Hilfsquellen des Landes hin. Auch erfahren wir von ihm, warum ein neuerlicher Versuch, englische Einwanderer ins Land zu bringen, mißlang. Einentheils erfüllte die brasilianische Regierung ihre Versprechungen nicht, anderentheils war man bei der Auswahl des zur Colonie bestimmten Landstriches höchst unvernünftig zu Werk gegangen, und drittens waren die Auswanderer nichtsnutzige Burschen, der Abhub der englischen Städte, Leute, die selbst in Eden Taugenichtse gewesen wären.

In zwei dickleibigen und etwas wässrigen Bänden beschreibt uns Herr Spence die an Brasilien gränzende Republik Venezuela, die er uns unter dem Namen „das Land Bolivar's"**) vorstellt, unzweifelhaft zu Ehren des Helden, der den Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien leitete und den jugendlichen Freistaat aus den Windeln hob. Herr Spence ist von Venezuela und den Venezolanern, ihrer Regierung, ihren Hilfsquellen, ihrer Armee und ihrer Kirche ganz begeistert. Er deckt sogar den Mantel christlicher Liebe über die nicht bezahlten Staatsschulden und versucht es den Gläubigern Hoffnung einzuflößen. Wir fürchten, seine Angaben sind allzu rosenfarbig, denn die von ihm selbst erzählten Thatsachen widersprechen ihnen; aber als landschaftliche Schilderung eines fernen Landes sind die beiden Bände lesbar.

Rußland.

Wojewodski: Zur Ethologie und Mythologie der Urvölker.

Die Universität Odessa gehört zu den jüngeren Hochschulen Rußlands, doch hat sie sich schon durch manche hervorragende wissenschaftliche Leistung ausgezeichnet. Eine solche höchst bemerkenswerthe wissenschaftliche Leistung ist auch das uns vorliegende Werk des Herrn Leopold Wojewodski „Ethologische und mythologische Notizen. Erstes Heft: Trinkschalen aus Menschenschädeln und ähnliche Beispiele vom Nutzbarmachen des menschlichen Leichnams." Dieser Essay — als Separatabdruck aus dem fünfundzwanzigsten Bande der Aufzeichnungen der (Odessaer) Neurussischen Universität erschienen — wird demnächst in einer Abhandlung „Von den singenden Gebeinen und von den weissagenden Köpfen" eine Fortsetzung erhalten. Vorher hatte Herr Wojewodski sich durch ein größeres Werk: „Der Kannibalismus in den griechischen Mythen — ein Versuch zur Geschichte der Entwicklung der Sittenlehre" (1874) und durch eine Abhandlung im Journal des russischen Unterrichtsministeriums: „Von der ethischen Bedeutung der Mythen" (1875) rühmlichst bekannt gemacht.

Der Verfasser geht von dem Grundsatz aus, daß alle Versuche, die Mythen der Völker durch meteorologische oder planetarische Erscheinungen allein erklären zu wollen, im Ganzen unzulänglich bleiben. Und die Versuche des Mythologen Emanuel Hoffmann, Alles auf vorhistorische Wanderungen der Völker zu beziehen, genügen wie die meteorologischen Erklärungen nur partiell. Auch Wilhelm Mannhardt erkannte das Unzulängliche der bisherigen Mythendeutungen bei den indogermanischen Völkern, doch auch er blieb noch einseitig, indem er zu viel Nachdruck auf die ländlichen Beschäftigungen legte. Sehr wenig Klarheit hat in die Mythendeutung A. Kuhn „Entwickelungs-Stufen in der Mythenbildung" (Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin) gebracht. Er nimmt an, daß die Mythenbildung eintritt, sobald eine Periode die Sprache einer früheren Periode „nicht mehr versteht." Herr Wojewodski beweist dagegen, daß die Sprache der früheren Culturperiode bei der Mythenbildung vollkommen verständlich bleibt, daß aber die Bedeutung vieler Worte sich ändert, und daß dieses wesentlich ist.

Vor Allem verweist Wojewodski auf die große Kluft, welche in Bezug auf die Mythendeutung unter den namhaftesten Gelehrten herrscht. Die eine Richtung, als deren vorzüglichste Repräsentanten der berühmte Max Müller (Oxford Essays: Comparative Mythology, 1856) und die Homer-Forscher Volkmann und Kammer anzusehen sind, behauptet, daß die Menschheit nicht überall stufenweise aus der rohesten Barbarei sich emporgearbeitet habe. Nach Volkmann sei es „baare wissenschaftliche Unmöglichkeit", daß die Griechen sich je in demselben Zustande tiefster Barbarei befunden, wie andere uncivilisirte Völker. Kammer nimmt zwischen dem Urzustande der Griechen und dem Urzustande der Finnen, Russen und Tataren „eine unausfüllbare Kluft" an, und polemisirt heftig gegen Steinthal, welcher zwischen der alterthümlichen Volkspoesie dieser Völker und der homerischen überraschende Analogien entdeckt hatte — eine Entdeckung, die durch die Forschungen über alte traditionelle Bardenpoesie im Kreise von Kargapol (Gouvernement Olonetz) neuerdings sich immer mehr bestätigt hat.

Als Repräsentant und Koryphäe der andern Richtung der Mythendeutung ist Jacob Grimm, der Vater der modernen Philologie, zu nennen. Jacob Grimm sammelte sorglichst Alles, was auch bei den germanischen Stämmen das Vorhandensein der ärgsten Barbarei im Urzustande bewies. Er schloß daran („Geschichte der deutschen Sprache 1848") die Lehre, welche Herrn Wojewodski auch als Motto seiner Untersuchung dient: „und vorzugsweise wählte ich das, woraus zu lernen wäre, daß auch die Barbarei ihre Tugend hat und nothwendige Stufe unseres Aufschwunges wurde."

Herr Wojewodski nimmt daher nach Grimm's Vorgange völlig vorurtheilsfrei alle Thatsachen hin, welche für den Urzustand

---

*) Pioneering in South-Brazil: Three years of Forest and Prairie life in the Province of Parana by Thomas P. Bigg-Wither. London Murray, 1878.

**) The Land of Bolivar; or War, Peace and Adventure in the Republic of Venezuela, by James Mudie Spence. 2 vols. London, Sampson Law, 1878.

der Culturvölker ihm die ungeschminktesten Daten ergeben. Die Gewißheit, daß einst auch die alten Hellenen und die alten Germanen und Kelten Kannibalen gewesen, daß sie schaudererregende Menschenopfer gehabt, daß sie dann später zu geläuterteren Anschauungen und Gebräuchen übergegangen — steht ihm unumstößlich fest. Doch liegt der Kannibalismus vorwiegend außerhalb des Rahmens des gegenwärtigen Essay und der sich daran knüpfenden Fortsetzungen. Im Ganzen ergiebt sich dabei, wie auch schon die Anthropologen Georg Grey, Gerland-Waitz und Tylor bemerkten, daß zwischen hellenischen und andern indogermanischen und selbst polynesischen Volkssagen eine gewisse Ebenbürtigkeit nicht abzuleugnen sei.

Es haben nach Wojewodski somit alle Völker im Urzustande Kannibalismus getrieben und Menschenopfer gehabt, ehe gesittetere Anschauungen zum Durchbruch gelangten. Der Regel nach ist sowohl der Übergang vom Kannibalismus zu den Menschenopfern, von den Menschenopfern zu deren Ersetzung vermittelst edlerer Thiere durch Katastrophen bezeichnet, welche in charakteristischen Sagen sich verewigt haben. Es lassen sich solche Übergangsperioden und die sich daran knüpfenden Sagen mit den Thatsachen und Legenden vergleichen, welche auch den Untergang der heidnischen Welt verewigt haben. So stützt sich in Bezug auf den Kannibalismus bei den alten Griechen Wojewodski vorwiegend auf den Sagen-Cyclus, welcher die Geschichte des Lykaon und den Zeus Lykeios behandelt. Diese Sagen sind schlechterdings nicht zu deuten, wenn man nicht von einer Menschenfresser-Periode ausgehen will, oder wenn man es nicht acceptirt, daß die geopferten Menschen gleichsam eine gastliche Bewirthung, eine wirkliche Speise für Götter vorstellten. Demeter verzehrt ja ein Schulterstück des Pelops, ohne daß es ihr auffällt.

Ebenso bezeichnen die Sagen von den zweigestaltigen Wesen diverser Mythologien die Übergangsperiode von solcher Opferung von Menschen zu ihrer Stellvertretung durch verschiedene andere Geschöpfe. Dahin gehören die Sagen von den indischen Aßwinen, welche von Ältern geboren wurden, die sich in Rosse verwandelten, von den Centauren, von wunderbaren Opferungen, wobei die Götter selbst Thiere unterschoben, von den Gandharven u. s. w. Auch die Sagen vom Däumling, vom „Herrn Gevatter“, vom Hänsel und Gretel, gehören dahin wie auch verschiedene Gebräuche, die sich auf die Walpurgisnacht, den Cultus der Druiden, die ursprünglich Menschen in ihren Feuerkufen kochten, auf die Sage von dem zerstückten, gekochten und dann verjüngt aus dem Kessel hervorgehenden Aeson beziehen. Auch die Edda und die Zend-Avesta enthalten Andeutungen von einem überwundenen Kannibalismus.

Es ist schon eine Periode fortgeschrittener Cultur, als bei den Griechen der menschliche Leichnam für unverletzlich gehalten wurde. Die Heilighaltung des Leichnams und der Gebeine ging dann in der classischen Welt so weit, daß selbst Galen nur zwei Male einen Todten zu seinen Studien zu benutzen Gelegenheit hatte. Dennoch brauchten die Ärzte des Alterthums manchmal Stücke von Schädelknochen, Zähne eines Ermordeten, selbst die menschliche Galle, um sie zu zertheilen, beziehungsweise zu pulverisiren und in verschiedene Heiltränke zu mischen.

Die Beispiele, welche der Verfasser zur Erörterung der Utilisirung des todten Leibes, des Schädels und anderer Theile des menschlichen Körpers anführt, beziehen sich nicht blos auf die mythologischen Sagen älterer und neuerer Völker. Sie sind dem ganzen Gebiete der Geschichte, den Forschungen aller renommirten Culturhistoriker, sowie auch den Berichten glaubwürdiger Reisenden entnommen. Wir sehen so ziemlich alle Zeitalter und alle Welttheile vertreten, und die Ähnlichkeiten zwischen diversen unheimlichen Gestalten — wie z. B. zwischen der russischen Baba-Jaga und der deutschen Frau Holle oder Frau Trude — sind geradezu überraschend.

Bei den alten Skythen sehen wir eine ziemlich eifrige Ausnützung des menschlichen Leibes. Sie machten nach Herodot aus der Haut der Hände Köcher und benutzten die Gesichtshaut zu Handtüchern: sie benutzten die ganze Haut zu Schabracken. Auch ist bemerkenswerth, wie die Skythen, Gelonen, Abiponen ihren verstorbenen Königen ein ganzes Geleite mitgaben. Ein Jahr lang wurde die Leiche des Königs bei den ihm gehorchenden Völkern herumgeführt, und Jeder mußte sich ein Ohrläppchen, ein Fingerglied oder sonst dergleichen als Opfer für die Manen des Verstorbenen abschneiden. Auch setzten die Skythen eine Reihe angesehener Männer aufrecht aber todt auf Rosse, die mit Pfählen durchbohrt und in aufrechter Stellung erhalten wurden, als Ehrenwache um die Grabstätte der Könige. Der Gebrauch, sich zu Ehren der Verstorbenen zu verstümmeln, bestand auch bei andern Völkern, z. B. bei den Patagoniern und Polynesiern. Die Sagen von den treuen Rossen, welche das Grab ihrer Herren nicht verließen, lösen sich nicht ganz unwahrscheinlich dahin auf, daß man sie todt danebenstellte. Die alten Römer ließen bei den Leichenverbrennungen häufig Gladiatoren kämpfen — als Surrogat für früher üblich gewesene andere Opfer.

Am Allgemeinsten verbreitet erscheint die Verwendung menschlicher Schädel zu Trinkgefäßen und des menschlichen Fettes zur Beleuchtung. Die Geschichte mehr oder weniger aller Völker bringt davon Beispiele, die wir nicht im Einzelnen verfolgen können. Kunimunds Schädel, der Schädel des Kaisers Nicephorus, des russischen heldenmüthigen Großfürsten Swjatoslaw wurden von deren Überwindern als ehrenvolle Denkmäler glänzender Siege aufbewahrt, und paradirten in prachtvoller Vergoldung bei den größeren Feierlichkeiten. Bei manchen Völkern — wie z. B. den Neuseeländern, bei den alten Galliern wurden Schalen aus Schädeln der gestorbenen Verwandten aus einer Art von Pietät aufbewahrt und benutzt: bei den alten Issedonen bildeten diese Schalen ein Familienheiligthum. Nach dem Aufsatze Schaffhausens im Archiv für Anthropologie (1875) deutet der in Schweden beim Ausbringen von Gesundheiten übliche Ausdruck „skol“ darauf hin, daß man dort die Gesundheiten ehemals aus Schädeln sich zutrank. Die Mönche in Ebersberg bewahrten bis zur neuen Zeit den Schädel des heiligen Sebastian, die Mönche in einem Kloster zu Regensburg den Schädel des heil. Erhard. In Neuß gab man noch 1465 bei gewissen Krankheiten Wasser aus dem Schädel des heiligen Quirin und in Trier 1668 aus dem Schädel des heiligen Abtes Theodulf zu trinken.

Die Beleuchtung vermöge des menschlichen Fettes kommt ungemein viel vor, und zwar hat solche Beleuchtung etwas Religiöses, Mystisches. Kein Feuer ist so gut, wie das vom Menschen ausgehende und in einem menschlichen Schädel aufbewahrte und herumgetragene. Vielfach zeigte sich noch in neuerer Zeit der Aberglaube, daß ein Licht, aus der Hand eines Gehenkten verfertigt, den Dieb entweder unsichtbar macht oder die Bestohlenen in tiefen Schlaf versenkt. Der Aberglaube, daß das Herumtragen eines Todtenschädels um eine Wohnung selbige vor Dieben sichert, ist wohl eine Erinnerung an die Zeit, wo „leuchtende Todtenschädel“ zu solchem Zwecke herumgetragen wurden. Die leuchtende Athene im neunzehnten Gesange der Odyssee zu einer Zeit, wo Olivenöl noch nicht benutzt wurde, die wunderbaren Augen des Zeus im Orphischen Fragment

8, 12 ff. die leuchtenden Augen der Schädel aus verschiedenen Sagen, welche böse Menschen „zu Asche verbrennen", sind sämmtlich auf jene Verwendung der Schädel oder des Fettes von Menschen zu beziehen. Die Herabkunft des Feuers bei den Gandharven (die A. Kuhn 1859 bearbeitet), die Sage von der schönen Wassilissa, welche bei der furchtbaren Baba-Jaga Feuer holt und es in einem Todtenschädel nach Hause bringt, liefern ebenfalls interessante Belege dazu. Oft werden die „leuchtenden" oder „feurigen Schädel" oder die „Schädel mit den Feueraugen" durch „feurige Häupter" ersetzt. Von russischen Quellen wären in dieser Richtung als höchst bemerkenswerth zu nennen: Afanassjew „Russische Volksmärchen" (1873) und Potebnja „Von der mythischen Bedeutung einiger Gebräuche und Vorurtheile" in den „Mittheilungen der Kaiserlichen historischen und Alterthums-Gesellschaft" bei der Moskauer Universität (1865.)

Insbesondere ist die Sage von der schönen Wassilissa und der unheimlichen Baba-Jaga noch keineswegs ausreichend durchforscht und bearbeitet. Baba-Jaga wohnt in einem „Waldhause", wo Alles nur von menschlichen Gebeinen und andern Theilen des menschlichen Körpers angefertigt ist. Sie ist Herrin über einen weißen Reiter, der den Morgen, über einen rothen, der den Tag, und über einen schwarzen, der die Nacht vorstellt. Sie giebt der Wassilissa ein leuchtendes Haupt, dessen Feueraugen ihre böse Stiefmutter und ihre neidischen Geschwister zu Asche verbrennen.

Hier macht Wojewodski aufmerksam, daß die poetische Sprache alter Sagen, die uns jetzt als solche erscheint, ursprünglich eine poetische oder metaphorische Sprache gar nicht gewesen ist. Chomjakow hat sich z. B. vergeblich bemüht, ein vorgeschichtliches Räthsel zu erklären, welches gar keiner Erklärung bedarf, wenn man die Worte buchstäblich nimmt: es hat ein Mädchen ihren Geliebten dann in der That „vor Liebe aufgefressen." Die Metaphern, welche das „Licht" der Augen mit dem Leuchten des Feuers vergleichen, gehen eben von den erwähnten „feurigen Schädeln" aus, und es liegt auf der Hand, in welcher Weise deren Blicke Manchen in Asche verwandelten. Erst als die Gebräuche sich änderten, verwandelte die ursprünglich natürliche Sprache sich in eine bildliche, metaphorische.*) So kann man sich auch die Entstehung des verderblichen bösen Blicks von „brennenden Augen" erklären, wovon Persius in seiner zweiten Satyre spricht. Ebenso sind die drei Reiter der Baba-Jaga in der ursprünglichen Fassung buchstäblich gemeint, ganz so, wie auch in Deutschland der Frühling ursprünglich für einen grünen Mann, in welchem sich die Gottheit verkörpert, wirklich gehalten wurde. Was man in solchen Sagen oder Redewendungen jetzt für eine Allegorie ansieht, war Anfangs der naturgetreue Bericht eines Vorganges in der Weise, wie man ihn thatsächlich zu sehen glaubte oder ihn wirklich sah.

Baba-Jaga in ihrer Herrschaft über die drei Reiter, unter denen man sich die Tages-Erscheinungen vorstellte, findet ihr Gegenbild in dem vierköpfigen Swantewit, in dem Triglaw, in dem zweigestaltigen Janus und der dreigestaltigen Hekate. Die Analogien zwischen alten Gebräuchen und Gestaltungen des Aberglaubens lassen sich ins Unendliche fortführen. Dabei spielt der Glaube, daß das Verzehren eines menschlichen Herzens unter gewissen Voraussetzungen entweder die Gabe der Weissagung giebt oder gar unsichtbar zu machen vermag, eine ebenfalls nicht unwichtige Rolle. Die Verwendung der menschlichen Knochen zu Instrumenten wird Herr Wojewodski im nächst erscheinenden Hefte („Von den singenden Gebeinen") behandeln, worauf dann eine Untersuchung darüber folgt, wie Menschenopfer durch andere Opfer ersetzt wurden. Es ist jedenfalls zu wünschen, daß diese ebenso geistvollen wie gründlichen Forschungen auch außerhalb des Gebietes der russischen Sprache zur Kenntniß der Mythologen, Anthropologen und Culturhistoriker gelangen mögen.

R. v. G.

*) Poetische Gemüther, denen es in unsrer Zeit der Alles erklärenden Wissenschaft angst und bange wird, mögen sich trösten: die Wissenschaft selbst beweist, daß die Phantasie noch nicht zum Tode verurtheilt ist. Oder gehört etwa nicht Phantasie dazu, sich vorzustellen, daß der Ausdruck „ich möchte dich vor Liebe auffressen", nicht anders als auf den Lippen einer verliebten Menschenfresserin habe entstehen können? Wie nüchtern nimmt sich daneben die unwissenschaftliche Annahme aus, daß, da es zu allen Zeiten und aller Orten keine innigere Gemeinschaft gab und gibt als die, welche der Mensch mit Speise und Trank eingeht, ein nach Vereinigung mit dem Geliebten begehrendes Mädchen diesem Begehren keinen energischeren Ausdruck zu geben weiß, als daß es erklärt, ihn essen zu wollen. (Anm. d. Red.)

Nord-Amerika.

Gustav Brühl: Die Culturvölker Alt-Amerika's.*)

Wer sich so wie ich mit der politischen und Culturgeschichte des heutigen amerikanischen Volkes und seiner unter unsern Augen vor sich gehenden Entwicklung beschäftigt, der hat eine ganz besondere Scheu vor dem Eindringen in die Urgeschichte Amerikas. Etwas weniger flink und barbarisch als Cortez, aber darum nicht minder sicher und bewußt, rotten wir alle Spuren der indianischen Stämme aus. Wir verpesten sie mit Schnaps und infamen Krankheiten; wir muthen ihnen einen unmöglichen Lebenswandel zu, und schlagen sie todt, wenn sie ihn nicht befolgen. Ja wir würden sie auch todtschlagen, wie wir die Cherokesen nahezu ausgerottet haben, wenn sie unseren Plänen Folge leisten wollten. Und nebenher sollten wir uns mit Eifer um ihre frühere Cultur bekümmern? Mir däucht es viel edler und verständiger — wenn diese Worte dem Verfahren der Amerikaner den Indianern gegenüber noch einen Sinn haben — die todten Indianer in ihren alten Grabhügeln ruhen zu lassen, während wir täglich hunderte von den noch übriggebliebenen abschlachten lassen.

So völlig abgeschnitten, wie der Zusammenhang zwischen der Geschichte der Indianer und der Geschichte der heutigen Amerikaner ist, läßt sich kein realistisches, und wahrlich kein ideales, wohl aber ein rein abstraktes, antiquarisches Interesse am Studium der amerikanischen Urgeschichte denken — eine Liebhaberei. Ich habe sie niemals gehabt. Ich habe daher das Buch des Herrn Brühl, eines wackeren deutschen Gelehrten in Ohio, um ihm nicht ungerecht zu werden, einem vorzüglichen Kenner der Culturvölker Alt-Amerikas, Herrn Adolph Bandelier in Highland, in Madison-County, im Staate Illinois, zur Würdigung vorgelegt und bitte um Aufnahme seines Urtheils, sowie dieser wenigen einleitenden Worte. C. L. Bernays.

Amerikanische Urgeschichte und die dazu erforderliche Kenntniß der Überreste des früheren Zustandes der Eingeborenen des westlichen Erdtheils im Allgemeinen haben bis jetzt verhältnißmäßig geringes Interesse unter dem Publikum erweckt. Jeder

*) Ein Oktavband in drei Lieferungen, von denen die letzte vor einigen Wochen in Cincinnati erschienen ist.

Versuch daher, die Aufmerksamkeit auf diese Gebiete zu lenken, muß als ein verdienstvolles Unternehmen angesehen und mit Freude begrüßt werden. In diesem Sinne ist das vorliegende Werk des Herrn Dr. Brühl eine willkommene Erscheinung, denn es veranlaßt sowohl durch Anschaulichkeit der Darstellung, als durch eine schöne, oft bilderreiche Sprache den deutschen Leser, eine Wanderung unter den Trümmern vergangener Zustände und Zeiten auf diesem Continente anzutreten.

Der Verfasser beginnt mit einer gedrängten Schilderung derjenigen nordamerikanischen Bauwerke, welche, unter dem Namen „Mounds" collectiv bezeichnet, einen großen Theil der Vereinigten Staaten bedecken; er beschreibt nach guten Quellen die hervorragendsten Eigenthümlichkeiten derselben, und hält auch nicht zurück mit seinen eigenen Ansichten über deren Bestimmung, sowie über den Culturzustand ihrer noch unbekannten Erbauer und Bewohner. Sodann geht er über auf das reiche Feld mexikanischer Archäologie und giebt ein langes Verzeichniß der Baudenkmäler Mexiko's. Weiter südlich gelangend schildert er eingehend die zahlreichen Ruinen Yucatan's, Chiapa's, und des gesammten Central-Amerika's sowie des Isthmus. — Seinen Beschreibungen liegen meistens nicht nur bekannte, sondern vorzugsweise anerkannte neuere Autoritäten zu Grunde. — Auf ähnliche Weise werden von ihm Neu-Granada und Peru behandelt; überall mit großer Ausführlichkeit, welche von einem regen Fleiße Zeugniß ablegt. Schließlich werden auch „Schrift und Schriftthum" und „Astronomie und Zeitrechnung" in kürzeren Abhandlungen erörtert.

Wir wissen nicht, ob der Herr Verfasser an einer Fortsetzung arbeitet. Was bis jetzt vorliegt, verdient, wie schon erwähnt, von Seiten des Publikums ehrende Beachtung, denn als „Anregungsmittel zum Studium" für den Laien ist es ein wohlberechnetes, reichhaltiges Werk, — und in dieser Anlage liegt gerade sein hauptsächlichstes Verdienst. —

Anders jedoch gestaltet sich die Frage, wenn Solchen, die jene Anregung schon empfangen haben und durch sie zum selbstständigeren Studium des Gebietes gelangt sind, die Brühl'sche Schöpfung als ein neues Quellenwerk entgegentritt. In diesem Falle wäre es dem Herrn Verfasser sehr zu empfehlen, seine älteren Quellen einer genaueren Prüfung und Durchsicht zu unterwerfen. Er würde dann mit größerem Bedacht sich auf die Autorität solcher Werke, welche wirklich die Basis unseres Wissens über die Eingeborenen des spanischen Amerika's bilden, berufen. Die Angabe z. B., Columbus Begleiter hätten der Küste Yucatan's entlang, und Angesichts von deren Gebäuden geschifft, mag als eine „poetische Licenz" gelten, allein gerne würden wir die Ausgabe Sahagun's kennen, in welcher der gelehrte Mönch die Apalachica als Nahuas anführt. Auch die Thatsache, daß Herrera sich mit den Sculpturen Palinqué's beschäftigt, ist uns neu, sowie die: Brasseur de Bourbourg habe Palinqué beschrieben und besucht. — Eine genauere Prüfung der Citation aus Mendieta („Schrift und Schriftthum" p. 230. ꝛc.) wäre auch nicht überflüssig. —

Ohne in weitere Details einzutreten, können wir uns nicht enthalten, einige Ansichten über den streng wissenschaftlichen Werth von umfassenderen Werken über amerikanische Alterthümer im Allgemeinen zu äußern.

Solche Werke nämlich gehen meist von dem Standpunkte aus, es bestehe schon ein definitiv abgegränztes Feld für amerikanische Archäologie, und auf diesem Felde seien eine Anzahl von Thatsachen als Grundwahrheiten erkannt, von denen aus, wie von Axiomen, dann folgerichtig weiter gebaut werden könne. Dem ist aber nicht also. Die meisten Werthe auf diesem Gebiet sind noch schwankend, und ehe dieser Zustand gehoben werden kann, sind noch weit genauere Detailarbeiten, und besonders eine viel schärfere Kritik der älteren Quellen, erforderlich. Ein Werk wie das vorliegende aber bringt jeden Augenblick Resultate, wenn auch in würdiger ansprechender Form dargestellt, über Fragen, die noch nicht einmal richtig formulirt sind, viel weniger gelöst werden können. Dies läßt, bei der Abwesenheit der Kenntniß des Einzelnen (welche bis jetzt oft unmöglich ist) dem subjectiven Eindruck zu weiten Spielraum, und was streng objectiv verarbeitet werden sollte, wird durch subjectives Gefühl unbewußt verschleiert. So entsteht ein Gesammtbild, das nothwendigerweise unrichtig bleibt. In dieser Hinsicht ist daher, was beim Brühl'schen Werke für das Publikum anziehend wirkt, wissenschaftlicherseits ein Mangel, denn es bekundet keinen Fortschritt über das hinaus, was die dürftigen Resultate vorhergegangener Perioden erreicht haben. Der Herr Verfasser möge uns diese wohlgemeinten Bemerkungen verzeihen. Wir erlauben uns dieselben gerade deßhalb, weil er in uns die Überzeugung erweckt hat, es fehle ihm nicht am rechten Zeuge, um auf seinem Felde Schönes und Tüchtiges zu leisten. Wir begegnen in seinem Werke überall den erfreulichsten Anzeichen nicht nur eines großen Fleißes, sondern eines gesunden Verstandes und des Bestrebens, den organischen Zusammenhang der Thatsachen aufzufinden. Die Wurzeln jenes Zusammenhanges aber liegen noch viel tiefer, als ein Werk nach der Anlage des Seinigen zu gehen vermag, und nur durch emsiges Nachgraben und nicht durch breites Ausdehnen können sie gefunden und verfolgt werden. Möge er sich des Ausspruches Alexander v. Humboldt's erinnern, daß „jede große und allgemeine Naturerscheinung ohne gründliche Kenntniß des Einzelnen nur ein Luftgebilde sein kann", und bei seiner ferneren Arbeit, zu der wir ihm von ganzem Herzen langes Leben und volle Kraft wünschen, bei diesem Einzelnen den Maßstab objectiver Darstellung anwenden, und nicht die schätzenswerthen aber gefährlichen Impulse der Einbildungskraft und des Gefühls.

Kleine Rundschau.

— **Französische Bilder in englischem Rahmen***). Grenville Murray ist ein Kenner des heutigen Frankreich, wie wenig Ausländer; ja er mag viele Franzosen durch sein Verständniß des französischen Charakters und Lebens übertreffen. Unter dem Pseudonym „Trois-Etoiles" überraschte er durch seine eingehenden, geist- und humorvollen Schilderungen der französischen Zustände unter dem Kaiserreich, und sein Roman „the member for Paris" ist in dieser Hinsicht besonders bemerkenswerth. In ähnlicher Weise treffend, erschütternd oder erheiternd, aber immer anziehend und wahr, sind Murray's Novellen, die er unter dem Titel „Französische Bilder in englischem Rahmen" vereinigt hat. Sie bringen Bilder und Skizzen aus dem politischen und socialen Leben Frankreichs. Gleich die erste Erzählung „Unser Geheimbund" schildert in vorzüglicher Weise das wirre aufgeregte Treiben in Paris vor dem Staatsstreich; sie zeigt den Enthusiasmus aber auch im Unverstand einiger jungen Leute in köstlicher Satire.

*) E. C. Grenville Murray (Trois-Etoiles), Französische Bilder in englischem Rahmen. Übersetzt von Helene Lobedan. Autorisirte deutsche Ausgabe, zwei Bände kl. 8°. Leipzig, 1877. B. Schlicke.

Daneben wird ein Hauptdemagoge, der sich überraschend schnell zum imperialistischen Höfling umwandelt, mit Wucht gegeißelt. Auch die jugendlichen opferfreudigen Republikaner treffen sich ein halbes Menschenalter später unvermuthet wieder in einem Salon; der eine ist Oberst, der andere Präfect, der dritte Baron geworden. Sie sehen einander an, werden ein wenig roth und lächeln, sind aber herzlich froh, daß die Meldung des Dieners „Madame la marquise est servie“ sie jeder weiteren Auseinandersetzung überhebt. — Ganz besonders gelungen scheint uns die zweite Erzählung „der radikale Candidat“, die uns mitten in die Intriguen und Aufregungen einer Wahlschlacht führt. Der radicale Candidat, der Chefredacteur eines Provinzialblatts, weiß seinen Feldzug als wahrer Stratege zu führen und alle anderen Parteien, besonders die Schaar des kaiserlichen Präfecten und die Legitimisten unter der Führung des Bischofs schlau zu dupiren. In dem bewegten, lebensvollen Bild findet man eine Reihe vorzüglich gezeichneter Charakterköpfe, und das Ganze ist mit überlegenem Humor behandelt.

Einige andere Erzählungen führen in die trübe Zeit des Communeaufstands, und der Humor des Erzählers weicht dem Ernst. „Ein Held der Commune“, „das Lazareth des Pfarrers Trieche“, „die Petroleuse“ sind Nachtbilder trübster Stimmung, während die zwei letzten Novellen „Unser neuer Bischof“ und „der Minister wider Willen“ durch die heitere Stimmung, in der sie geschrieben sind, einen versöhnenden Abschluß bieten. — Fügen wir noch hinzu, daß die deutsche Übersetzung gut gearbeitet ist, so werden wir nicht irren, wenn wir den beiden Bändchen zahlreiche Leser und Freunde in Aussicht stellen. F. L.

— **La rivalité de la France et de la Prusse d'après les nouveaux documents, 1757—1871, par Theod. Juste***). Der durch den Titel dieses Buches angezeigte Stoff ist, zumal seit dem Jahre 1870, ziemlich oft behandelt worden, von dem Angehörigen eines nicht unmittelbar betheiligten Landes aber nie mit einer solchen Beredsamkeit, einer solchen Hingebung, wie der schlagfertige und scharfsinnige belgische Verfasser sie hier aufwendet. Sagen wir es von vornherein, daß Herr Juste zu einem Ergebniß gelangt ist, durch welches sich der für Preußen günstige Ausgang des mehr als hundertjährigen Kampfes von neuem als gerecht erweist. Und dies Ergebniß ist nicht etwa auf flüchtige Betrachtung der äußeren Begebenheiten gegründet, sondern beruht auf dem sorgfältigen Studium vorzugsweise der unter der Oberfläche des Stroms der Geschichte waltenden Ideen, Bestrebungen, Kräfte und Bewegungen, ein Studium, bei welchem der Verfasser mit dem ihm eigenen Forschungseifer bis zu gewöhnlich ganz verborgen sprudelnden Quellen durchgedrungen ist. Seine leicht gestaltende Feder hat dann ein recht lebendiges, anziehendes Bild jenes Wettkampfes ausgearbeitet, der, mit Roßbach beginnend, — über Valmy, Jena, Leipzig, Ligny und Waterloo sich fortsetzend und durch Königgrätz zur letzten Entscheidung gedrängt, mit Sedan endigte, wo Preußens Geist sich mit dem Kranze des, wie der Verfasser glaubt, endgültigen Sieges schmücken durfte. In dieser Darstellung gewinnt vorzugsweise die Zeit von 1866 bis 1870 an dramatischem Interesse. Nicht übel sitzt Juste über den Intriguen und Verschwörungen jenes Abenteurers zu Gericht, der in Frankreich eine so dürftige Parodie des ersten Kaiserreichs lieferte. Diesem Theile des Buches würden wir die Palme der Anerkennung reichen. Aber die ganze Schrift ist sammt ihrer Ausstattung mit amtlichen Documenten und verbürgten Beweisstücken, sammt ihrer Fülle überraschender Citate eine hochinteressante Erscheinung, die an ihrem Werthe dadurch nichts einbüßt, daß der Verfasser, von dem ursprünglichen Standpunkte einmal abweichend, auch sein Belgien, die Lage seines Vaterlandes zwischen den Wettkämpfenden, und die Zukunft desselben gegenüber den diplomatischen und kriegerischen Duellen der gewaltigen Nachbarn in Betracht zieht. Hierdurch giebt er übrigens zu erkennen, daß seine Annahme von der bei Sedan erzielten Beendigung des Kampfes keineswegs im Sinne einer historischen Weissagung aufzufassen ist!

*) Bruxelles, 1877. Muquardt.

— **Die Wolga und ihre Bedeutung für Rußland von Adelheid Schilje.***) Der „Verein für's allgemeine Wohl“ hat unter obigem Titel eine beachtenswerthe Vorlesung einer Dame veröffentlicht. Wie ja gewöhnlich öffentliche Vorlesungen, die für ein gemischtes Publikum berechnet sind, nicht auf tiefe Gelehrsamkeit Anspruch machen und mehr eine Einleitung in das Studium des Gegenstandes als dieses selbst sind, so ist auch das vorliegende Werkchen keine eigentlich wissenschaftliche Beschreibung der Wolga, des größten europäischen Stromes; trotzdem können wir dieser Arbeit nicht die Gründlichkeit absprechen und müssen die Geschicklichkeit der Verfasserin bewundern, welche es verstanden hat, in einem so engen Rahmen ein richtiges und auch den Formsinn befriedigendes Bild des Gegenstandes zu geben. Referent glaubt competent zur Beurtheilung der Arbeit der Frau Schilje zu sein, da er selbst Gelegenheit hatte, die Wolga auf einer sehr bedeutenden Strecke kennen zu lernen, auch das Leben und Treiben der Menschen an der Kama, dem riesigen Nebenflusse des ungeheuren Stromes, von Perm aus bis an seine Mündung bei Kasan, zu sehen.

Wir gestehen, daß wir, ehe wir die Wolga mit eigenen Augen gesehen haben, die Liebe des russischen Volkes zu diesem Flusse, seine fast abergläubige Verehrung für denselben, nicht zu begreifen vermochten. Wir begriffen nicht, was das zärtliche „Matuschka Wolga“ (Mütterchen Wolga), „Kormiliza“ (Nährerin) bedeuten solle, namentlich begriffen wir diese Ausdrücke und ein an die Wolga gerichtetes Lied im Munde des so sehr realistischen, zur Poesie nicht allzugeneigten Großrussen nicht. Die Ursache wurde uns aber schon klar, als wir die Wolga bei Twer sahen, noch mehr aber, als wir die Bewegung auf dem gigantischen Strome von Nischnijnowgorod bis Kasan zu sehen und zu bewundern Gelegenheit hatten. Wir überzeugten uns hierdurch mit eigenen Augen, daß die Wolga die Lebensader des riesigen russischen Reiches ist, und sie muß diese belebende Rolle seit Jahrtausenden, in vorhistorischen Epochen gespielt haben, denn schon in grauen Urzeiten erhielt sie ihren durchaus nicht russischen Namen von den Urbewohnern, die ihr göttliche Ehren erwiesen haben, den Namen „W o l g a“ — d. h. die H e i l i g e.

Dieser über 3000 Werst (circa 500 Meilen) lange Fluß durchströmt neun große Gouvernements von verschiedener Fruchtbarkeit und Productionsfähigkeit; hätte Rußland die Wolga nicht, so wären einige dieser Gouvernements wegen ihrer Unergiebigkeit fast unbewohnbar und würden bestenfalls von einem ungeheuren Walde bedeckt sein. Die Wolga hat sie zur Stätte einer ausgebreiteten Industrie gemacht, welche ganz Rußland mit ver-

*) Wolga i jeja snatschenije dla Rossii costaw. Adelaidoju Schilje. Petersburg, 1876.

schiedenen Holzwaaren versorgt. Getreide kommt hierher aus fruchtbaren Gegenden und es wird dadurch, daß es auf dem ungeheuren Wasserwege herbeigebracht wird, nicht vertheuert; der Ural aber sendet auf der Kama und Wolga seine ungeheuren mineralen Reichthümer ins Innere des Reichs, von wo aus sie auf Canälen, die die Wolga mit den Flüssen, welche in die Ostsee münden, verbinden, an die äußerste Westgränze gelangen. Man muß die Hunderte von großartigen Dampfern und riesigen, unbehülflichen Barschen, welche beständig auf dem Riesenstrome in Bewegung sind, mit eigenen Augen gesehen haben, um sich einen Begriff von seiner Wichtigkeit machen und den Angaben der Verfasserin der hier besprochenen Broschüre glauben zu können.

Frau Schilse schildert nicht nur mit gewandter Feder die Wichtigkeit der Wolga für die Industrie und den Handel des Landes, sondern auch die Schönheit der verschiedenen Gegenden, welche sie durchströmt, und auch hier müssen wir anerkennend hervorheben, daß sie sich sichtlich bemüht hat, eher zu wenig als zu viel zu sagen. Wir persönlich waren dermaßen von den Naturschönheiten, welche man an den Ufern des „heiligen Flusses" sieht, entzückt, daß wir vielleicht weit mehr über sie gesagt, sie mehr gepriesen hätten, als es Frau Schilse thut.

Daß die Wolga wahrscheinlich göttliche Verehrung genossen habe, geht aus der Mittheilung der Frau Schilse hervor, es habe einst über der Quelle des Flusses im Wolkonsker Walde eine Kapelle gestanden, welche freilich längst nicht mehr existirt. Heut ist diese vom Volke „Jordan" genannte Quelle nur noch mit Holz umlegt, und es kommen jetzt nicht mehr wie früher fromme Pilgerschaaren, um der Quelle des heiligen Flusses ihre Ehrfurcht zu bezeigen.

Frau Schilse hat ihren Vortrag in einem kleinen Provinzialstädtchen, im „Soljany gorodok" gehalten. Dies giebt der Broschüre eine hohe Bedeutung, denn sie liefert den Beweis dafür, daß man auch in den Volksmassen des ungeheuren Rußlands, die bis jetzt so sehr in der Cultur zurückgeblieben sind, das Bedürfniß nach Bildung fühlt und daß sich Personen finden, die dieses Bedürfniß nach Kräften zu befriedigen suchen. Man will auch dort vorwärts kommen und wird dieses Ziel erreichen.

Albin Kohn.

Mancherlei.

— Wie immer, bringt auch das neueste **Jahrbuch der „Smithsonian Institution"** neben dem Cassen-Bericht und dem Bericht über die sonstige Thätigkeit der Gesellschaft eine Reihe von größeren Aufsätzen, unter welchen sich eine Biographie des Kaisers Dom Pedro II. von Brasilien von Anprifo Fialho, die Gedächtnißrede, welche Arago in der Pariser Academie auf Gay-Lussac gehalten, ein Aufsatz von George Pilar über die Revolutionen, welche unsere Erdoberfläche durchgemacht hat, und viele andere befinden. Den Schluß bildet eine Zusammenstellung ethnologischer Arbeiten, welche, reich mit Abbildungen geziert, viel zerstreutes Material sammelt und so eine Vergleichung erleichtert. Das Verzeichniß der Vermehrungen, welche die Sammlungen dieser nationalen Einrichtung im Jahre 1876 erfahren haben, ist ein sehr bedeutendes, und auch Deutschland gehört zu den Ländern, aus denen Geschenke gekommen sind. Unter den selbständigen Arbeiten, deren Veröffentlichung auf Staatskosten durch die Smithsonian Institution veranlaßt wird, ist als letzter Band eine Monographie der nordamerikanischen Musteliden*) von Elliot Coues, einem Arzt der Vereinigten-Staaten-Armee, erschienen, eine Fleiß und gründliche Kenntnisse verrathende Arbeit, welche in erschöpfender Weise diese, ihres **Pelzwerkes** wegen auch für weite Kreise interessante Thierfamilie behandelt.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Laverack: Straigth Street; or, the Church and the World: „History and an Allegory. London, Longley. 6 s.

Wilson, A. J.: Resources of Modern Countries: Essays towards an Estimate of the Economic Position of Nations and British Trade Prospects. 2 vols. London, Longmans. 24 s.

II. Französisch.

Dictionnaire de l'Académie française. 4° 2 vols. 7me édition. Paris, Didot. 36 fr.

Pelletan, Eugène: Le grand Frédéric. Paris, Colas. 3 fr. 50.

III. Italienisch.

Arosio, Luigi: Gesù Christo studi storici, con incisioni nel testo e corredati da carte geografiche e piani topografici. 2 vols. Mailand. Dumolard. 24. l.

Curci, C. M.: Il moderno dissidio tra la chiesa e l'Italia considerato per occasione di un fatto particolare. 2. ed. Florenz. 3. l.

Giacosa: Il fratelli d'Armi, dramma in 4 atti in versi. 4 l.

Heine, Enrico: L'Atta Troll, tradotto da G. Chiarini.

IV. Spanisch.

Alarcon, P. A.: El escándalo. Novela. Madrid. 18 rs.

Baquero Almansa, A.: Estudio sobre la historia de la litteratura en Murcia, desde Alfonso X. á los Reyes Católicos. Madrid. 9 rs.

Becquer, G.: Obras. Madrid. 36 rs.

Catalina, S.: Obras. Madrid. 18 rs.

Documentos inéditos. Coleccion de documentos inéditos para la historia de España. T. LXVII. Madrid. 52 rs.

Documentos. Coleccion de documentos inéditos relativos al descubrimiento, conquista y organizacion de las antiquas posesiones de América y Oceania. T. XXIV. Madrid. 64 rs.

Dupuy de Lome, E.: De Madrid á Madrid, dando la vuelta al mundo Madrid. 18 rs.

Menendez Pelayo, M.: Horacio en España. Madrid. 22 rs.

Quevedo Villegas, F.: Obras. Madrid. 46 rs.

Refranero general español, parte recopilado y parte compuesto por Sbarbi. T. IX. Madrid. 24 rs.

Zugasti, J.: El bandolerismo. T. V. Estudio social y memorias históricas. Madrid. 14 rs.

*) *Fur-bearing-animals:* a monograph of North American Mustelidae, in which an account of the wolverene, the martens or sables, the ermine, the mink and various other kinds of weasels, several species of skunks, the badger the land and sea otters, and numerous exotic allies of these animals, is contributed to the history of north american mammals. By *Elliot Coues*, Capitain and assistant surgeon United-States army, secretary and naturalist of the survey. Illustrated with sixty figures on twenty Plates. Washington, Government printing office, 1877.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W., Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 20. April 1878. [No. 16.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Literatur der Lausitzer.

Eine in jeder Hinsicht interessante Erscheinung bietet uns die handvoll Slaven, welche in der sächsischen und preußischen (Ober- und Nieder-) Lausitz, seit Jahrhunderten von Deutschen — von denen sie gewöhnlich „Wenden" genannt werden, — umringt leben und, namentlich in der neueren Zeit, ihre alterthümliche Muttersprache mit großer Liebe zu hegen und zu pflegen begonnen haben. Wir glauben, daß eine kurze Skizze der Entwickelung dieser Literatur, nach dem uns bereits von früher her bekannten Adam Kirkor und nach einer vom Probste Horny in der „Warta" (1874) veröffentlichten Schilderung, von Interesse sein dürfte.

Die ganze Bevölkerung der Lausitz beträgt, nach unsern Gewährsmännern, 807,443 Seelen, von denen 276,500 in der sächsischen und 530,943 in der preußischen Lausitz wohnen; da nun aber den größten Theil der Bevölkerung der Ober- und Niederlausitz Deutsche bilden, kann die Zahl der slavischen Bewohner dieser Landstriche auf höchstens 200,000 Seelen angenommen werden. Und diese handvoll Menschen ist seit 1830 mit Erfolg bemüht, ihre fast abgestorbene Nationalität wieder zu beleben, eine wissenschaftliche Literatur zu schaffen und auch auf künstlerischem Wege ihren deutschen Nachbarn nachzustreben. Jetzt besitzt diese geringe Anzahl von Slaven eine eigene nationale Literatur, sieben wissenschaftliche Vereine, vier öffentliche Bibliotheken, sieben Buchdruckereien, ein Gymnasium in Bautzen und in Görlitz, zwei Seminare, eine Religionsschule in Meißen und 141 Pfarr- (Elementar-) Schulen. Dank der „Serbska Macica" können fast alle Männer und Frauen auf dem platten Lande ihre Muttersprache lesen und schreiben.

Eine eigentliche alte Volksliteratur scheinen die lausitzer Slaven nicht zu besitzen. Einer der ältesten Schriftsteller ist Michael Brancel, ein Prediger der Ober-Lausitz (1628—1706). Er hat das Neue Testament und einige Abschnitte des Alten Testamentes in seine Muttersprache übersetzt. Das Neue Testament ist im Jahre 1760 erschienen. Sein Sohn Abraham, der viel lateinisch geschrieben hat, hat auch das ganze Alte Testament in die Volkssprache übersetzt.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben Mattei und Szmuc lausitzer Grammatiken und Wörterbücher herausgegeben. Aus dieser Zeit sind auch Knauten und Gorczański als Historiker und Schriftsteller bekannt.

Während die lausitzer Literatur bis zum Jahre 1700 kaum fünfzig Werke aufzuweisen hatte, besaß sie am Ende des vorigen Jahrhunderts bereits über zweihundert.

Gegen Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts zeichneten sich vorzüglich aus: Ast, Wawir, Pech, Bogacki, Men, der Übersetzer von Klopstocks Messiade, Willa und die Brüder Fryc. Ihre Werke sind größtentheils religiösen Inhalts; eine andere Literatur existirte damals nicht.

Durch den Traktat von 1815 wurde ein Theil der Lausitz von Sachsen getrennt und mit Preußen vereinigt, das bereits seit früheren Zeiten im Besitze eines Theils der Nieder-Lausitz war. Die dermaßen getrennten Lausitzer begannen nun ihre Muttersprache zu vergessen; ihre Gelehrten schrieben deutsch. Der erste, welcher wieder das nationale Bewußtsein unter ihnen weckte, war der Pastor Andreas Lubeński in Bautzen († 1855). Er begann Predigten in der Nationalsprache zu halten und Bücher in dieser Sprache herauszugeben. Seine Schriften sind größtentheils moralischen und religiösen Inhalts. Außerdem hat er aber auch Gedichte und Lieder, historische Schilderungen und wissenschaftliche Abhandlungen geschrieben. Er war der erste Romanschriftsteller der Lausitzer. Seine Arbeiten umfassen über fünfundzwanzig größere und kleinere Werke. Seinen Bemühungen ist die Herausgabe einer evangelischen Bibel in der lausitzer Sprache zu danken, und es muß ihm nachgerühmt werden, daß er allein mehr für die Volksbildung gethan hat, als alle seine Vorgänger während einer langen Reihe von Jahren zusammen.

Nach ihm erscheinen drei ausgezeichnete Persönlichkeiten, Handry (Andreas) Seiler, der König der lausitzer Dichter und Verfasser einer Grammatik der lausitzer Sprache, welche im Jahre 1830 erschienen ist; Hendrich (Heinrich) Krigar (vgl. Krüger), und der bedeutendste von ihnen, der noch jetzt lebende Johann Ernst Smoler. Er war der erste, der eine Zeitschrift in lausitzer Sprache unter dem Titel „Tydźeńskie nowiny" (Wochenneuigkeiten) herauszugeben begann; er hat die Volkslieder der lausitzer Slaven gesammelt und herausgegeben und im Jahre 1847 im Vereine mit Peter Jordan, die „Serbska Macica" (ungefähr serbische Mutter,*) nach dem Muster der Czeska Matica) gegründet. Hier sei noch bemerkt, daß die Grammatik der lausitzer Sprache von einem deutschen Vereine in Görlitz herausgegeben worden ist. Eine früher von Krigar begründete Zeitschrift, „Nowiny" (Neuigkeiten) erschien nur vom Jahre 1826—1829.

Nach Gründung der Macica entwickelte sich unter den slavischen Lausitzern ein sehr reges geistiges Leben. Jordan begann im Jahre 1848 in Bautzen eine Zeitschrift, die „Tydźeński Nowiny" (Wochenneuigkeiten) herauszugeben, welche bis zum Jahre 1852 unter diesem Titel erschienen ist, vom Jahre 1853 ab aber diesen Titel in „Serbske Nowiny" umgeändert hat. Zu gleicher Zeit begannen die Schriftsteller Wehle und Bartek den in liberaler Richtung redigirten „Nowinar" (Neuigkeitsbote) und Kucanka die katholische „Jutnička" (etwa „die Hütte", der Raum, in welchem es gemüthlich ist) herauszugeben; beide Blätter existirten jedoch

*) Die lausitzer Slaven nennen sich selbst Serben.

nur ein halbes Jahr. Dagegen hat sich die von der Matica herausgegebene, hauptsächlich der Geschichte, Archäologie und Ethnographie gewidmete „Zeitschrift“ („Czasopis“) viele Freunde und Anhänger so wie bedeutende Mitarbeiter erworben, unter denen namentlich der Philolog **Weljan**, der Dichter **Pful**, die Schriftsteller **Jena** und **Rostok** hervorragen. Smoler hat übrigens in den Jahren 1858 und 1859 eine „Monatsbeilage zu den serbischen Neuigkeiten“ herausgegeben, welche der um die Literatur der Lausitzer hochverdiente Probst **Horny** in eine literarische Zeitschrift umwandelte, die den Titel „**Lužičan**“ (der Lausitzer) führt. Durch dieses Blatt hat er frische Kräfte geweckt und die fernere Entwickelung der Literatur seines Volksstammes gesichert.

Unter den zahlreichen Büchern, welche bis jetzt in lausitzer Sprache erschienen sind, verdienen namentlich hervorgehoben zu werden: Horniks „Genovefa“, **Kocors** „Sadowa Knižka“ (Gartenbuch), **Piekars** „Szulskie spěwy“ (Schullieder), **Kulmans** „Robinson“. Die Volkssagen werden vorzüglich von Seiler gesammelt. Im Allgemeinen überwiegt, wie wir aus dem uns vorliegenden Verzeichnisse lausitzer Schriftsteller, das wir aus Horniks Artikel angefertigt haben, ersehen, das religiöse Element. Es sind bis zum Jahre 1874 von Volksbüchern 120,000 Exemplare verkauft worden, und seit mehreren Jahren wird ein Kalender für die lausitzer Slaven in 5000 Exemplaren gedruckt und verkauft.

Da von der Macica keine religiösen Bücher herausgegeben werden, hat der Pastor **Imiša** einen lutherischen Verein und Probst Hornik unter dem Patronate der Slavenapostel Cyril und Methodius einen katholischen Verein gegründet, welche sich beide mit der Herausgabe entsprechender religiöser Bücher befassen. Der lutherische Verein zählte im Jahre 1874 2000 Mitglieder und hatte bis dahin dreiunddreißig verschiedene Bücher herausgegeben und 390,000 Exemplare von ihnen verkauft.

Der Einfluß der obengenannten Männer, sagt unser Gewährsmann Kirkor, war ein großer und wohlthätiger. Im Verlaufe von zwanzig Jahren ist die Bildung und Moralität, und mit beiden der Wohlstand der Bevölkerung gewachsen, so daß derjenige, welcher die Lausitz vor jenen zwanzig Jahren gesehen hat, sie heute nicht wieder erkennt. Der lausitzer Bauer hat dem Trunke entsagt, ist nüchtern, fleißig und selbstdenkend geworden, und das Land ist jetzt blühend, weil derjenige, der es bebaut, aufgeklärt geworden ist.

Die preußische wie die sächsische Regierung stellen den Bestrebungen der lausitzer Patrioten nicht nur keine Hindernisse entgegen, sondern unterstützen sie in jeder möglichen Weise; namentlich soll dies seitens der sächsischen Regierung seit 1849 der Fall sein, in welchem Jahre sich die lausitzer Slaven geweigert haben, an den in Sachsen ausgebrochenen Unruhen Theil zu nehmen.

Hier sei noch bemerkt, daß, wie aus der Arbeit Hornik's erhellt, die verschiedene Orthographie, deren sich die Schriftsteller bedienen, ein großes Hinderniß für die Entwickelung der lausitzer Literatur ist; die Ober-Lausitzer haben die tschechische Orthographie adoptirt, während die Nieder-Lausitzer sich ihrer eigenen bedienen.*)

Albin Kohn.

*) Wir für unsern Theil können in der künstlichen Wiederbelebung und Lebensfristung solcher kleiner, schon dem Verdorren nahe gewesener Sprachzweige weder einen Vortheil für die Cultur im Allgemeinen noch für die betreffende Bevölkerung erblicken. Uns will es bedünken, den Lausitzern wäre viel besser gedient, wenn sie ordentlich deutsch lernten und so in den Stand gesetzt würden, an dem geistigen Leben Deutschlands empfangend und gebend Theil zu nehmen, als daß man ihnen, die eine spontane Literatur nie besessen, hinterher etwas zurecht machte, was weder naiv ist wie eine Volksliteratur, noch zu einem Organ der heutigen Bildung zu werden vermag. Man mißverstehe uns nicht: gegen die gelehrte Untersuchung einer absterbenden Sprache und Gesittung haben wir selbstverständlich nichts einzuwenden, aber etwas Anderes ist die Grille, jede bereits am Erlöschen gewesene Mundart auf mechanischem Wege zur Schriftsprache, jede unreife Culturknospe auf mechanischem Wege zur Blüte „entwickeln“ zu wollen.

(Anm. der Red.)

Frankreich.

Die neue Ausgabe des Wörterbuchs der französischen Akademie.

Ein Werk, wie die neue, siebente Ausgabe dieses Wörterbuches ist von so weittragender Bedeutung für die französische Sprache, daß die Leser des Magazins, auch wenn sie eigentlich wissenschaftlichen Bestrebungen fern stehen mögen, demselben ihr volles Interesse zuwenden werden. Ein Riesenwerk, an welchem eine ganze Reihe ausgezeichneter Gelehrter und Schriftsteller seit vier Jahrzehnten gearbeitet haben, muß freilich lange geprüft und studirt sein, ehe es gestattet, unser Urtheil abzuschließen, um so mehr, da durch Littré auf dem lexikalischen Gebiete bereits so Vorzügliches geschaffen worden ist, daß ein genauer unparteiischer Vergleich der beiden Werke in allen Stücken eintreten muß, wenn wir einen objektiven Einblick in die Vorzüge der beiden Wörterbücher erlangen wollen. Die neue Ausgabe ist in den letzten Tagen des März von ihrem weltberühmten Verleger Firmin Didot dem Buchhandel übergeben worden, jedoch können wir schon aus der sehr ausführlichen Vorrede die Grundsätze ersehen, welche für die Abfassung maßgebend gewesen. Die früheren Ausgaben sind 1694, 1718, 1741, 1762, 1798 und 1835 erschienen; die Vorreden derselben sind sämmtlich in die neue Ausgabe mit aufgenommen, so daß ein Vergleich der sieben Werke wesentlich erleichtert ist, ohne daß man die auch in großen Bibliotheken zum Theil seltenen Ausgaben zur Hand haben muß.

Was dem deutschen Leser zunächst fast befremdend aus der neuen Vorrede entgegentritt, ist die große Bescheidenheit, mit welcher dieselbe von dem Werke spricht. Während wir gewöhnt sind, der Akademie eine Art gesetzgeberischer Befugnisse zuzuerkennen, und nicht wenige auch für unsere Verhältnisse eine solche Institution nach französischem Muster als wünschenswerth bezeichnen, wird hier ausdrücklich betont, daß die Akademie weit entfernt ist, sich das Recht anzumaßen, die Sprache zu fixiren oder ihr Gesetze vorzuschreiben: Fixer une langue, c'est impossible. Mit Gewalt läßt sich eine Sprache nicht ändern, sie ist ein organisches Ganzes, das sich naturgemäß entwickelt. Die Aufgabe des Wörterbuchs ist, der einer Naturgeschichte vergleichbar, die, zu beobachten, zu vergleichen, aus Beispielen, Regeln zu entwickeln. Mit der Lösung dieser Aufgabe begnügt sich die Akademie. Sie sieht die Sprache nicht als ihr unterthan an, sie selbst hat sich dem herrschenden Gebrauch der gebildeten Gesellschaft zuerst unterworfen und rechnet nur aus diesem Grunde auf Unterwürfigkeit. Zwischen den Extremen einer übereiligen Neuerungssucht und allzustarren Festhaltens am Alten sucht die Akademie stets zu vermitteln, und so lange sie dieser Rolle treu bleibt, glaubt sie mit Recht ihr mehr als zweihundertjähriges Ansehen zu verdienen.

In den Principien schließt sich nun die neue Ausgabe ihren Vorgängerinnen unmittelbar an. Sie berücksichtigt zunächst nur

den gewöhnlichen, nicht den speziell wissenschaftlichen Sprachschatz: diesem entlehnt sie nur diejenigen Ausdrücke, welche in der Sprache der Gebildeten allgemeines Bürgerrecht erlangt haben (beispielsweise un Hercule, tomber de Charybde en Scylla, un Caton, un César). Gegen Archaismen und Neologismen ist die Akademie gleich duldsam. Von letzteren hat sie allein 2200 Artikel, meist die Philosophie, Archäologie, Philologie, Staatsökonomie, Industrie und Politik betreffend, aufgenommen (z. B. absolutisme, décentralisation, égalitaire, humanitaire, émeutier, fédéralisme, fédéraliste, socialisme u. v. a.) Das Verkehrswesen hat ein bedeutendes Kontingent zum Theil seltsam gebildeter Wörter geliefert, wie télégramme, steamer, tunnel, tramway. Aus diesen wenigen Anführungen erhellt schon, daß der als principiell begründete Ausschluß der technischen Ausdrücke nicht allzustreng festgehalten ist. Nur gewissen geradezu falschen Bildungen und Anwendungen gegenüber verhält sich die neue Ausgabe ablehnend.*) Konsequenter zeigt sich die Ausgabe dem älteren Wortschatz gegenüber: die Sprache der drei letzten Jahrhunderte ist vollständig vertreten, soweit er in den Werken eines Molière, Lafontaine, Pascal, einer Mme. de Sévigné, eines Saint-Simon, Montesquieu, J. J. Rousseau und Voltaire niedergelegt ist. Man ist nur zu oft geneigt, einen Ausdruck für veraltet zu halten, der wohl augenblicklich ungebräuchlich ist, leicht aber wieder in Gebrauch genommen werden dürfte. Zu Anfang des Jahrhunderts war die Sprache Voltaires die herrschende, seitdem haben die besten Schriftsteller aus dem Sprachschatz des siebzehnten Jahrhunderts mit Glück geschöpft und solche Wiederbelebungen scheinbar abgestorbener Wörter haben vielfach allgemeine Verbreitung gefunden.

Ein besonderes Gewicht ist auf eine reichhaltige, sorgfältig gewählte Beispielssammlung gelegt und da die Belege für den modernen Sprachgebrauch von den Mitarbeitern selbst geschaffen sind, hat das neue Wörterbuch in diesem Punkte einen Vorzug vor Littrés großartigem Werke voraus. Weniger dürften jedoch die Ansichten über den Werth der Bezeichnung der Aussprache Beifall finden: bei nur sehr wenigen Wörtern ist die Aussprache bezeichnet: „Man lernt die Aussprache nicht aus einem Wörterbuche. Eine gute Aussprache lernt man nur in der guten Gesellschaft.“ Gut! Wenn nun aber die „gute“ Gesellschaft selbst in einzelnen Punkten nicht einig ist, wenn sich im Laufe der Zeit Wandlungen vollziehen, die doch einer Erwähnung werth sind?**)

*) Die Vorrede erwähnt als Beispiele actualité, un vapeur, tableau réussi. Das in neuerer Zeit vielfach angewendete Wort actualité (z. B. question d'actualité brennende Frage) hat vielleicht keine Zukunft; es ist jedoch augenblicklich vollständig eingebürgert, und die Akademie hätte wohl auch solche „falsche“ Bildungen aufnehmen können, wenn auch nur in dem Sinne, wie man in der Botanik gewisse Mißbildungen unter der Rubrik Pflanzenpathologie bespricht. Zu réussi erwähnt Littré ein Beispiel von Malherbe (!), den Verstoß gegen die Grammatik wird man zugeben müssen, ebenso aber wohl, daß er seit Jahrhunderten sanktionirt ist. Die Bezeichnung un vapeur für bateau à vapeur ist allgemein gebräuchlich und in seiner Bildung ebenso wenig fehlerhaft wie un remise für une voiture de remise.

**) Man denke nur an das alte oi in j'avois, das auch in raide noch von Manchen geschrieben wird, an ognon, encognure, pognard, an rouet, fouet, fouetter, souhaiter, in denen die Umbildung des oue in oua im besten Gange ist, an den von Littré etwas eigensinnig entschiedenen Streit über das geschliffene l (soleil, bataille u. s. w.), an das linguale und das uvale r. Von alledem findet sich in dem neuen Wörterbuche nichts, — weil die Akademie glaubt, die Aussprache könne nicht in unzweideutiger Genauigkeit figurirt werden! Wer sich aus Littrés oder aus Legouvés Auslassungen belehren will, wird diesen Grund nicht stichhaltig finden.

Hinsichtlich der Orthographie ist die Akademie sehr konservativ und den phonetischen Reformbestrebungen feind. Sie ändert nur in drei Fällen. Der Doppelkonsonant wird in manchen Fällen durch den einfachen ersetzt (z. B. consonance, trotz sonner, je sonne, nous sonnons, sonnant). Ein etymologischer Buchstabe wird, sobald er nicht gesprochen, auch nicht mehr geschrieben (phtisie, rythme anstatt der früheren phthisie, rhythme). In der Endung ège wird der 1835 zwecklos eingeführte Accent aigu wieder durch den Accent grave: ège ersetzt (piège, siège, collège).*)

Die Ausstattung des Werks ist eine vorzügliche, des Verlegers würdige. Der Umfang der Ausgabe der gleiche wie derjenigen von 1835, doch ist das Format größer, so daß etwa 28,000 Linien oder 130 Seiten des früheren Formats gewonnen sind. Trotz der obenerwähnten Bescheidenheit, mit der die Mitarbeiter von ihrem Werke reden, wird die nunmehr siebente Ausgabe des Wörterbuches in Frankreich und im Ausland mit Freuden begrüßt werden, und eine längere Bekanntschaft, eine Vertrautheit mit derselben wird zu der Überzeugung führen, daß auch Littrés Schöpfung noch Raum für ähnliche Bestrebungen gelassen hat.

Dr. Voelkel.

Polen.

Wladislaus Kluger: Briefe aus Peru und Bolivien.**)

Vor uns liegt ein kleines, 112 Seiten umfassendes Bändchen Briefe, welche im fernen Südwesten Amerika's, an der Küste des großen Oceans, den man, so weit es das westliche Südamerika betrifft, wohl mit Unrecht den „Stillen“ nennt, geschrieben worden sind. Sie behandeln einen Gegenstand, der, trotzdem er die größte Beachtung verdient, doch kaum allgemeiner bekannt sein dürfte — nämlich drei riesige Unternehmungen, deren Ausführung ein wahrer Triumph der modernen Wissenschaft und Technik ist, da neben ihnen die Riesenbauten der Alten, die „Weltwunder“, so weit sie uns bekannt sind, wie bescheidene Anfänge einer höheren Cultur erscheinen. Die Briefe des Professors Kluger tragen den Stempel der Vertraulichkeit an sich und scheinen von ihrem Verfasser nicht für ein größeres Publicum bestimmt gewesen zu sein; ihre Veröffentlichung verdanken wir jedenfalls einer höchst wohlwollenden Indiscretion. Diesen Eindruck wenigstens haben sie auf uns hervorgebracht. Daß wir demjenigen, der die Indiscretion begangen, zu Dank verpflichtet sind, wird die kurze Inhaltsangabe der Briefe zur Genüge darthun.

Der erste Brief aus Lima behandelt die Reise des Herrn Kluger über die Cordilleren und enthält eine eingehende Beschreibung der höchsten Bahn der Welt, deren höchster Punkt, der Tunnel auf dem Rücken der Anden, in der schwindelnden Höhe von 4768 Meter liegt. Der Verfasser hat es absichtlich vermieden, das Klima, die Flora und die Bewohner der Cor-

*) Ob diese Rückkehr zum Alten, die in Wirklichkeit, nachdem mehr als ein Menschenalter verflossen ist, eine gewaltsame Neuerung ist, willige Nachachtung finden wird, dürfte sehr zweifelhaft sein. Die Schreibung . . . ège ist ausnahmslos eingebürgert und hat sogar die Aussprache beeinflußt.

**) Listy z Peruwii i Boliwii skreślił Władysław Kluger, Staats-Ingenieur und Professor an der Ingenieurschule in Lima, correspond. Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Krakau. Krakau in der Druckerei des „Czas“. 1878.

dilleren zu beschreiben, weil dies ja bekanntere, öfters beschriebene Gegenstände sind; dafür verdanken wir ihm Aufschluß über die Entstehung der Bahn, die wohl zu den verwegensten Unternehmungen aller Zeiten gehört, aber auch thatsächlich die Krone aller Ingenieurarbeiten bildet. Kurz und interessant ist die Geschichte des Projectes zu dieser Bahn. „Im Jahre 1859 — sagt Professor Kluger — stellte der Ingenieur Ernst Malinowski dem damaligen Präsidenten der Republik Peru das erste Mal die Nothwendigkeit vor, einen Weg zu den mineralen und vegetabilen Reichthümern zu eröffnen, welche im Innern des Landes angehäuft liegen, ohne irgend welchen Nutzen zu bringen; er erklärte, daß dies das sicherste Mittel sei, die Zukunft des Landes zu sichern. Aber die ununterbrochenen Unruhen, die Bürgerkriege und politischen Verwickelungen hinderten immer die Ausführung dieses Planes, bis endlich die Regierung des Obersten Balta im Jahre 1869 die Summe von 27 Millionen Soles (136 Millionen Franken) zur Erbauung einer Eisenbahn anwies, welche vom Hafen von Callao ausgehend, bis ins Thal des Flusses Rimac auf der entgegengesetzten Seite der Anden und zwar bis ans Dörfchen Oroya gehen sollte, welches an der Schwelle der berüchtigten Gegenden, die man „Montanna" nennt, liegt."

Es ist hier nicht der Ort, die Wichtigkeit dieser Bahn — die ja bereits dem Verkehr übergeben ist — eingehender zu besprechen; wir brauchen dies um so weniger zu thun, als ja unsern Lesern aus andern Quellen die ungeheuren Reichthümer, welche in den Thälern und an den Abhängen der Anden schlummern, und die nun erst der Menschheit zugänglich werden, bekannt sind, und Herr Kluger den Gegenstand auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet.

Jüngern Datums ist das Project eines Kanals vom Südende des Sees Titicaca, des nach den Seen Tibets höchsten Sees der Erde, nach dem fruchtbaren, aber wegen Wassermangels wenig bevölkerten und deßhalb auch wenig cultivirten Thal von Tacna, welches im zweiten aus Tacna datirten Briefe behandelt wird. Der Urheber dieses Projectes ist Professor Kluger selbst, der der Untersuchung fünf Monate gewidmet hat. Durch die Ausführung des Klugerschen Projectes werden der Republik Peru Reichthümer erschlossen werden, die jetzt im Boden schlummern. Wenn wir den Lesern auch nur eine oberflächliche Beschreibung der Gefahren und Mühseligkeiten, welche Kluger und seine Gehülfen während der fünf Monate überstanden haben, bieten wollten, müßten wir ihnen nothwendig auch eine Skizze des Projectes mittheilen und dies würde den Raum, der uns zu Gebote steht, bedeutend überschreiten. Indeß glauben wir, daß viele unserer Leser, wenn sie eine gute Karte Südamerikas zur Hand nehmen, und die wilden Cordilleren betrachten, sich dabei aber auch daran erinnern, was es heißt in einer absoluten Höhe von über 4000 Meter zu athmen, auch im Stande sein werden, ohne unsere Skizze sich einen Begriff von den Mühseligkeiten, welche überstanden werden mußten, zu machen.

Der dritte Brief ist aus La Paz in Bolivien datirt, wohin Professor Kluger bei Gelegenheit der Aufnahme des Projectes zu einem Fahrwege von Tacna bis zur Grenze Boliviens quer über die Cordilleren gelangte. Die Beschreibung des Landes, seiner Bewohner und seiner Regierung ist packend und zeigt den feinen Beobachter; leider — sagen wir — ist sie nicht eben schmeichelhaft für die Regierung des schönen Landes, das ein Eden sein könnte, wenn es eine andere Regierung hätte. Doch glauben wir, jedes Land hat gerade die Regierung, die es verdient, und dies erhellt auch aus dem vierten, aus Tacna datirten Briefe Klugers.

Im fünften Briefe, aus Trujillo in Peru, schildert Professor Kluger einige Ortschaften Peru's, namentlich Trujillo, das durch seine ungeheuren, al fresco gemalten, heute fast leeren Häuser an seine ehemalige Größe erinnert, Chimu, das Reich der Todten, einige Hacienden (Pflanzungen), namentlich die Hacienda Sauzal des Herrn Albrecht, eines dort seit lange angesiedelten Deutschen, die Hacienda Fakala des Herrn Pflucker, eines in Peru geborenen Deutschen, so wie die der Banco nacional del Peru gehörenden Hacienda Tulapa, deren Production jetzt 170,000 Tonnen Zucker beträgt.

Im sechsten Briefe endlich, der aus Lima datirt ist, schildert Herr Kluger die durch das Erdbeben des vorigen Jahres angerichteten Verwüstungen in sehr grellen Farben, wie es nur jemand schildern kann, der die Verluste übersehen kann, die die Menschheit durch die Wuth der Elemente erlitten hat.

Im Allgemeinen ist aus den Briefen des Professors Kluger zu ersehen, daß die drei Hauptrassen Europas, die slawische, germanische und romanische und von diesen die drei hervorragendsten Repräsentanten, Polen, Deutsche und Franzosen, in Peru eine sehr wichtige civilisatorische Aufgabe erfüllen. Malinowski, Eduard Habich, der Schöpfer der Ingenieurschule in Lima; Wladislaus Folkierski, Decan der mathematisch-naturwissenschaftlichen Universität in Lima; Wakulski, Professor der Ingenieurschule; der Naturforscher Jelski; der Architect Stryjeński; der Bergbau-Ingenieur Babiński; Professor Kluger; der Naturforscher Dr. Martinet (ein Franzose) und die oben genannten Deutschen, so wie ein deutscher Ingenieur, repräsentiren würdig die europäische Civilisation in allen Richtungen, und es scheint, daß die in Europa sich feindlich gegenüberstehenden Brüder jenseits eines Oceans und der riesigsten Gebirgskette der Welt sich freundschaftlich die Hand reichen, um, fern von der Heimat, der Civilisation eine neue Stätte zu erschließen, und europäische Wissenschaft, Kunst und Arbeitsamkeit ans andere Ende der Welt zu verpflanzen. Wird es ihnen gelingen die Mischlingsrassen mit sich fort in neue Bahnen zu reißen? Vielleicht! Wir wollen es hoffen, weil wir es zum Heile der Menschheit wünschen!

Albin Kohn.

Rußland.

Niemirowitsch-Dantschenko: Das Land der Kälte.*)

Wir hatten schon ein Mal**) Gelegenheit von den Arbeiten Niemirowitsch-Dantschenko's zu sprechen, welche sich auf die Polargegend des europäischen Rußlands beziehen. Heute liegt uns von demselben Verfasser unter dem Titel „Strana choloda" (das Land der Kälte) ein 526 Seiten groß Octav umfassender Band vor, in welchem wir in Gegenden geführt werden, die wir wohl dem Namen nach kennen, von denen wir uns jedoch keinen eigentlichen Begriff machen können, weil uns das Leben und Treiben der dort hausenden Menschen und ihre Lebensbedingungen gänzlich unbekannt sind. Es ist kein wissenschaftliches Werk, denn nur sehr selten giebt der Verfasser die geographische Lage einer

*) Gesehenes und Gehörtes von W. J. Niemirowitsch-Dantschenko. Strana choloda. Widennoë i słyschannoë. Mit 25 Illustrationen. Petersburg, 1877. M. O. Wolf.

**) Jahrgang 1877 Nr. 40, S. 613.

Gegend nach Länge und Breite an; von der absoluten Höhe der Tundern und der sie durchschneidenden oder in der Ferne überragenden Gebirgszüge finden wir kein Wort im ganzen Werke, und Schädelmessungen scheint Dantschenko weder an Lebenden noch an Todten vorgenommen zu haben. Trotzdem ist das Werk lehrreich, nicht allein für den Laien, sondern auch für den forschenden Ethnographen, denn Dantschenko führt ihn in das Leben der Völkerschaften ein, zeigt ihm bis in die kleinsten Details ihr Treiben, ihre Sitten, ihre Gebräuche, ihren Glauben und Aberglauben, ihre Weltanschauungen, ihr physisches und psychisches Dasein. Dantschenko bekundet in allen uns bis jetzt von ihm bekannt gewordenen Arbeiten, — mit Einschluß seiner Feuilletons vom Kriegsschauplatze in der Zeitung „Nasch Wjek" (Unsere Zeit) — ein ganz eigenartiges Talent zum Forschen und Darstellen des Gesehenen und Gehörten; es mahnt uns seine Darstellung, wenn wir von dem was unnachahmbar ist, abstrahiren, an Gerstäcker, und dennoch unterscheidet er sich in vielfacher Hinsicht von diesem, da er es verstanden hat, auch die Beobachtungen Anderer quellenmäßig zu benutzen und Nichts bietet, das nicht streng begründet ist. Dantschenko ist, unserer subjectiven Ansicht nach, der Vater der populären Darstellungsweise wissenschaftlicher Gegenstände in Rußland.

Dantschenko behandelt in dem vor uns liegenden Werke theilweise Gegenden, welche uns bereits aus seinen früheren Arbeiten bekannt, hier jedoch eingehender beschrieben sind, theilweise aber auch ganz neue, wie die Inseln Nowaja Sjemlia, Waigatsch und die Petschora-Tunder, die er „den lautlosen Winkel" nennt. Wer auch kennt die Petschora-Tunder? Wer kennt die sumpfige Wüste, welche eine ungefähre Länge von 2100 und eine Breite von ungefähr 1100 Kilometer hat, und in welcher im Ganzen gegen 3250 halbwilde Samojeden leben? Gewiß giebt es nicht viele Menschen in West-Europa, die sich eine Vorstellung von der grausigen Sumpfwüste an der Petschora zu machen vermögen, wie auch nicht viele sich das Leben des Menschen in dieser Wüste vorzustellen im Stande sind. Dantschenko schildert beides aus eigener Anschauung und aus den Aufschlüssen solcher Personen, welche in der Petschora-Tunder unter den Samojeden gelebt haben, ihre Sprache genau kennen, also auch im Stande gewesen sind, sich über Alles, was diesen Volksstamm betrifft, genau zu informiren.

Wir wollen, trotzdem Dantschenko recht viel Neues und Unbekanntes über die Samojeden, namentlich auch über ihre Geschichte, bietet, auf dieses hier nicht eingehen, doch müssen wir, um dem Leser zu zeigen, welchen tödtlichen Einfluß die Tunder auf den Geist des Menschen ausgeübt hat, hervorheben, wie sich die Poesie und Legende bei den Samojeden entwickelt hat. Wir wollen Dantschenko selbst erzählen lassen.

„Die niedern Sinnesorgane, sagt er, überwiegen beim Samojeden die höheren. Der Samojede begreift nichts, das nicht Form und Körper hat; daher stammen seine traurigen, unklaren Begriffe vom zukünftigen Leben, ja der größte Theil der Rasse macht sich hierüber gar keine Vorstellung. Der Samojede hat keinen Mythus in der strengen Bedeutung des Wortes, da er keine klaren Vorstellungen von der Natur besitzt.

„Einst, — so erzählte ein Samojede dem russischen Reisenden Latkin, — gingen die Ischemzer während der Nacht zwischen Bergen, und vernahmen plötzlich Lärm, Geschrei und Gesang. Sie gingen der Stimme nach und fanden einige hölzerne Gebäude ohne Dächer mit Leichen angefüllt; ringsumher aber war alles still. Die erschrockenen Ischemzer entflohen von diesem furchtbaren Orte und wurden lange vom Gesange der Todten verfolgt, deren Tanz sie auch hernach vernommen haben."

„Dieser Art sind alle ihre Legenden, — kurz, sie beweisen den Mangel an Phantasie."

Eine andere Legende, welche Dantschenko selbst gehört hat, lautet:

„Einst kam ein Mantscha zu einem Samojeden und erblickte die „Inka" (die Frau desselben). Die Inka war schön. Sie verstand die Renthiere zu leiten, und nähte hübsche Malitzen (Unterkleider aus jungen Renthierfellen). Er trank mit ihr Branntwein, viel Branntwein tranken sie, bis beide betrunken waren. Da kam der Mann und fand sie beide zusammen; — was war zu thun? Der Mantscha erstach den Mann und nahm die Inka mit sich. Sie gingen in die Tundra. Sie gingen einen Tag und den zweiten. Am dritten Tage erblickten sie Renthiere hinter sich. „Halt, Mantscha, mein Mann eilt mir nach!" sagte die Inka. „Das ist nicht dein Mann, es sind wohl nur Nachbarn. Ich habe deinen Mann gut erstochen, denn ich habe ihm das Messer ins Herz gestochen!" „Aber hast du auch das Messer im Herzen umgedreht?" frug die Inka. „Ich habe vergessen mein scharfes Messer im Herzen deines Mannes umzudrehen", erwiderte der Mantscha. „Dann ist es also mein Mann, der uns verfolgt", antwortete die Inka. Der Mantscha kehrte um und sah den von ihm erstochenen Menschen. Er stach ihm nochmals das Messer ins Herz und der Mann der von ihm geraubten Inka stürzte nieder. Der Mantscha drehte das scharfe Messer im Herzen um. „Beherrsche meine Inka, nimm meine Renthiere", sagte ihm der Ermordete, „für mich aber thu' das Eine: geh' auf den hohen Berg, rufe einen Tadibei (Schaman) und bringe dem Tjawu-Num (einem bösen Gotte) ein weißes Renthier, ein weißes gutes Renthier, auf dem hohen, auf dem höchsten Berge zum Opfer."

Dies ist die Volkspoesie der Samojeden; mehr darf man von ihnen nicht fordern. Ähnlich sind ihre Gebete. Am Lager des kranken Samojeden singt der Tadibei:

„Chajar newowija, pri prikow, numgi njawej, dad tir meda sito niagodi dad sjogoda odjandi" (zu Deutsch: Sonne — Mutter, Großväterchen — Mond, Brüderchen — Sterne, nehmt ihn zu euch, und erbarmt euch seines Elendes).

An die Erde wird folgendes Gebet gerichtet:

„Ja chadokow odirad, edjeta njadand" (d. h. Großmütterchen — Erde, entlasse [von dir] den Kranken).

Ein einziges Lied des Samojeden erinnert an die Vergangenheit seines Volkes; es ist dies ein Hochzeitslied folgenden Inhalts:

„In vergangener Zeit lebten Helden, die eiserne Kleider trugen. Sie hatten so scharfe Schlittschuhe, daß, wenn sie durch einen Wald gingen, der Wald umstürzte; wenn sie auf einen Bergrücken stiegen, sie diesen durchschnitten. Ihr Rücken war groß wie die Waigatschinsel, und sie gingen so schnell, daß sie der Sturm kaum einzuholen vermochte."

Eine traurige Poesie und ein ebenso trauriger Überrest von Geschichte! Wir haben diese Bruchstücke angeführt, um zu zeigen, wie Dantschenko seinen Gegenstand behandelt. Vom Vorwurfe des Kannibalismus, den einige Reisende den Samojeden gemacht haben, spricht sie unser Autor vollkommen frei. Die Reisenden haben ihre Opferplätze gesehen, ohne ihren Glauben zu kennen, dem selbst diejenigen treu anhängen, welche die Taufe von orthodoxen Geistlichen angenommen haben. Dantschenko macht übrigens seinen Landsleuten den wenig schmeichelhaften Vorwurf, daß sie weder zu Missionären noch zu Colonisatoren geschaffen seien, und wir müssen ihm aus eigener Erfahrung beipflichten.

In ähnlicher Weise macht uns Dantschenko noch mit andern Volksstämmen, namentlich mit den Syrianern (oder wie sie

Peschel*) nennt, Sirjänen) bekannt. Peschel zählt diesen Volksstamm zu den mongolenähnlichen Völkerstämmen im Nordosten Europas und viel mehr wissen wir von ihm nicht, trotzdem wir aus Dantschenko's „Strana cholodà" sehen, daß dieser Stamm eine für die Samojeden höchst unheilvolle Rolle spielt.

Wichtig für den Ethnographen ist das Studium der Samojeden; noch wichtiger wird die Durchforschung der Petschora-Tunder und der sie durchschneidenden Höhenzüge für den Archäologen werden. Dantschenko weist nämlich auf Spuren eines Volksstammes hin, der hier in vorhistorischen Zeiten in Höhlen gelebt hat, aber von den Samojeden verdrängt worden ist. Dieser verdrängte, friedliebende Volksstamm soll das Volk der „Tschudj" gewesen sein. Als dieses Volk dem Andrange der zahlreichen wilden Samojedenhorden nicht mehr widerstehen konnte, vernichtete es seine Habe, die Männer ermordeten ihre Frauen und Kinder und stürzten endlich einer den andern von hohen steilen Felsen in den Abgrund. In den Höhlen des Landes aber findet man noch heutigen Tages Spuren einer verhältnißmäßig entwickelten Metallindustrie (Eisen, Kupfer und Bronze) und es scheint, daß hier einst der Archäolog bedeutende Ausbeute machen wird.

Vor Dantschenko haben Middendorf und Maximow Lappland besucht: Middendorf verfolgte jedoch ausschließlich das wissenschaftliche Ziel, die geologischen Verhältnisse, die Flora und Fauna kennen zu lernen, während Maximow sich auf die Erforschung des Weißen Meeres und des Murman beschränkte. Andere hatten andere Ziele im Auge. Dantschenko suchte den Menschen und seine Lebensbedingungen, von denen ja seine geistige Entwickelung abhängt, kennen zu lernen und dies ist ihm, unserer Ansicht nach, gelungen. Gewiß hätte er mit größern Mitteln auch noch mehr erreicht.

Albin Kohn.

*) Völkerkunde. Leipzig bei Duncker und Humbolt, 1876. S. 410.

Ein Finnländer über Ungarn und die Magyaren.

Herr Anton Almberg (pseudonym Jalava), Professor am Normal-Lyceum zu Helsingfors, hat bereits 1876 in finnischer Sprache 40 Reisebriefe unter dem gemeinsamen Titel „Ungarns Land und Volk" (Unkarin maa ja kansa) herausgegeben mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Suomalaiset (von uns sogenannten Finnen) ihre „ungarischen Stammverwandten" kennen zu lehren und lebendigen Sinn für deren Zustände und Bestrebungen in ihnen zu wecken. Was er mittheilt, ist bald Ergebniß eigner Beobachtung, bald aus zuverlässigen Quellen geschöpft, unter denen ihm jedoch Hunfalvy's „Ethnographie" (1876) und dessen „Literarische Berichte" (von 1877 ab) noch nicht zugänglich waren.

Der ausgezeichnet freundliche und gastfreie Empfang, welcher dem Verfasser überall in Ungarn zu Theil ward, hat das Mangelhafte mancher Sitten und Einrichtungen vor seinen Augen keineswegs verhüllt, im Ganzen sind ihm jedoch vorwiegend günstige Eindrücke geblieben und einzelne Bekanntschaften haben ihn wahrhaft begeistert. Für uns enthält sein Werk nur wenig Neues, aber sein fesselnder Styl, die Folgerechtheit seiner Urtheile und die überall sich kundthuende ächt finnische Treuherzigkeit geben dem Werke Jalava's manchen Vorzug vor anderen ähnlichen Inhalts, z. B. Fr. v. Löher's „Die Magyaren und andere Ungarn" (vgl. Jahrg. 1874, Nr. 9 unseres „Magazin").

Die ersten zwei Briefe enthalten Geographisches, Klimatologisches und Ethnographisches. Nachdem der Verfasser gesagt, die Zahl der Magyaren betrage jetzt amtlich 5,655,447, setzt er hinzu: Fragt man einen Magyar, so antwortet er (davon abweichend): 7 Millionen. Hier muß aber erinnert werden, daß er dabei sämmtliche Juden, obgleich er diese grenzenlos (ärettömästi) hasset, mit einrechnet! Eher könnte man die ungarischen Juden den dortigen Deutschen beizählen, da ihnen Deutsch geläufiger ist als Magyarisch. In ihren Familien sollen sie nur ausschließlich Deutsch sprechen.

Der dritte Brief handelt von den kirchlichen Zuständen Ungarns. Die Briefe vier bis acht geben einen lichtvollen historischen Überblick von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart mit geschickter Hervorhebung der bedeutungsvollsten Begebenheiten. Wir erlauben uns, des Verfassers Betrachtungen über die beiden vornehmsten Leiter des Binnenkriegs wider Österreich und dessen russische Helfer hier mitzutheilen. Man hat Kossuth beinahe vergöttert, Görgej fast allgemein für einen Landesverräther erklärt. Herr Jalava glaubt, daß man Keinen von Beiden gerecht beurtheilt.

Kossuth glühte von Vaterlandsliebe, das muß man zugeben, und erwarb sich auch großes Verdienst, denn es gelang ihm, ganz Ungarn zu begeistern, daß es für Freiheit und Vaterland die Waffen ergriff. Aber im Grunde war er doch nur Agitator, und das alleinige Mittel, wodurch er Alles bewirkte, seine zündende Rednergabe. Vom Staatsmann hatte er gar nichts. Er glaubte, mit schönen Reden und Feuereifer Alles ausrichten zu können und darum eben ging Alles in die Brüche. Der verewigte Graf Széchenyi sagt in seinem kürzlich gedruckten Tagebuche: „Ich würde einer ganz anderen Politik gefolgt sein, als Kossuth. Dies fühlte ich gleich bei seinem ersten Auftreten und habe auch meine Überzeugung öffentlich ausgesprochen; ich wußte, daß er nichts aufbauen, nur niederreißen könnte. Kossuth's Politik erscheint mir wie ein Lotteriespiel, aber um des Vaterlands willen soll man nicht loosen. Ich glaube schon zu sehen, wie wir unaufhaltsam unserem Verderben entgegenstürzen."

Ein Mensch ganz anderer Art war Arthur Görgej. Daß er nicht Landesverräther im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewesen, ist wohl unstreitig. Seine Selbstübergabe bei Világos kann nicht Verrath heißen, denn es war damals rein unmöglich, noch ferner einen weit zahlreicheren Feind zu besiegen, und verlängerter Widerstand wäre sonach unnützes Blutvergießen gewesen. Dies begriffen Alle, Kossuth selbst und die übrigen Glieder der Regierung, und Görgej gestand ihnen unumwunden seine Absicht, vor dem Feinde die Waffen zu strecken, was also mit ihrem eignen Vorwissen geschah. Damit waren auch seine Offiziere einverstanden, denn Görgej hatte sie zusammenberufen lassen und war selbst aus dem Lokale der Versammlung gegangen, damit seine Anwesenheit den Entschluß derselben in keiner Weise beeinflußte. „Warum aber — so fragt man — wurde er nicht erschossen oder erhenkt, wie Andere seiner Waffengefährten? Ist dies nicht ein deutlicher Beweis seiner Verschuldung?" Die Sache ist die, daß der russische Oberfeldherr, voll Entzücken darüber, daß die Ungarn sich nicht den Österreichern auslieferten, den Kaiser Nikolaus ersuchte, sich bei der österreichischen Regierung um Görgej's Begnadigung zu verwenden; daher blieb dieser am Leben, ohne sein Ansuchen oder seine Mitwirkung. Daß er die sogenannte Begnadigung annahm und nicht lieber in den Tod ging, entschuldigte er mit seinen häuslichen Umständen und deshalb kann man ihn schwerlich verurtheilen. Nur Etwas setzt in Verwunderung: warum stellte er vor Niederlegung der Waffen nicht gewisse Bedingungen? Warum ergab er sich dem Feinde ganz unbedingt, wovon

die Folge war, daß seine vornehmsten Generale gehenkt oder erschossen wurden oder sonst ein trauriges Schicksal erfuhren?

Die schlechte Wendung der Dinge kommt aber auch zum Theil auf Görgej's Rechnung. Sein größter Fehler war, daß er nach dem bekannten Debrecziner Beschlusse wider Kossuth und die aufständische Regierung intriguirte, um jenen Beschluß, den er und die Armee nicht billigten, zu vereiteln; darum wollte er festhalten an den Satzungen von 1848 und diese beschützen. Aber während er seiner Überzeugung gemäß handelte, übersah er die augenblickliche große Gefahr des Vaterlandes und wollte das unsägliche Unheil nicht einsehen, welches aus seinem Zerwürfniß mit Kossuth und der Regierung, zu deren Mitgliedern er selbst seit Kurzem als Kriegsminister gehörte, erwachsen mußte. Die erste unselige Folge dieser Unbedachtsamkeit war sein Marsch aus Komorn gegen Ofen statt gegen Wien. Daß übrigens an seinen Plänen auch Ehrgeiz und Herrschsucht ihren Antheil gehabt haben mögen, kann nicht geradezu geleugnet werden. Aber dieselben Eigenschaften besaß Kossuth in noch höherem Maße, und da Keiner von Beiden unter den Andern sich beugen wollte, so hat natürlich nur Unheil daraus entstehen können. Hätten Beide in Eintracht leben und so zu sagen Hand in Hand für das Vaterland wirken können, so hätten sich die Dinge ohne Zweifel ganz anders gestaltet. Görgej war nämlich einer der ausgezeichnetsten Feldherren, die jemals gelebt; er konnte alle die mancherlei Erfordernisse zu siegreicher Kriegführung im Auge behalten, von der Bekleidung und Beköstigung des Soldaten bis zu den höchsten strategischen Operationen; daneben war er persönlich tapfer und todesmuthig, daher auch Liebe und Vertrauen seiner Untergebenen im höchsten Grade genießend. Kossuth mischte sich oft in Kriegsangelegenheiten, die er durchaus nicht verstand, und kreuzte Görgej's Pläne. Diese Einmischung und sein Mißtrauen gegen Görgej mußten sehr verderblich wirken. Wenn dem Allen zum Trotze Görgej allein in den Augen der Menge alle Schuld tragen muß und Kossuth dagegen gleichsam mit einem Heiligenscheine abgemalt wird, so könnte man dies aus dem eigenthümlichen Nationalstolze des Ungarn erklären, welcher, gleich dem Franzosen, gern irgend ein einzelnes Individuum zum Sündenbock für ein allgemeines Unglück macht, ohne die wahren Ursachen erwägen zu wollen. Übrigens verdient Beachtung, daß viele gebildete Magyaren, darunter Professoren an der Universität, über Görgej keineswegs so streng aburtheilen, wie das große Publikum. Einer von Letzteren sprach mir seine Überzeugung aus, daß nach ein Paar Jahrzehnten auch die Mehrheit ihre Meinung von Görgej geändert haben werde. Auf der anderen Seite scheint der Heiligenschein Kossuth's im allmählichen Erbleichen zu sein.

Im dreiunddreißigsten Briefe kommt der Verfasser wieder auf Arthur Görgej zurück, den er durch Vermittlung des trefflichen Literaten Paul Gyulai in seiner Sommerfrische bei Wyschegrad besuchte. Er fand einen hochgewachsenen stattlichen Mann mit hoher Stirn und geistvollen Augen, dessen ganzes Wesen Heldenmut verkündete. Welchen Eindruck mag die Persönlichkeit dieses Mannes gemacht haben, als er, noch kaum über das Jünglingsalter hinaus, seine Schaaren von Sieg zu Sieg führte! Sehr umständlich befragte er den Verfasser über Finnland und alle politischen wie sozialen Verhältnisse der Finnländer.

Erst nach der Besiegung Österreichs durch Preußen glückte es den Magyaren mit Hülfe der weisen Politik Deák's, ihre politische Selbständigkeit wieder zu erlangen. Aber es ging ihnen ungefähr wie manchem Erben, der, lange in strenger Zucht gehalten, durch den plötzlichen Tod seiner Eltern in den ungestörten Besitz eines großen Vermögens gekommen, so prächtig und verschwenderisch zu leben begann, daß er bald ohne Mittel und dazu noch mit Schulden belastet war. Kostbare Unternehmungen haben Ungarn in Schulden gestürzt, die durch neue Anleihen immer vermehrt werden. Handel und Gewerbe befinden sich, trotz des großen Eisenbahnen-Netzes, immer noch auf niedriger Stufe, und vom Lande hört man Klagen über stets abnehmenden Wohlstand. Das prächtige Zollhaus jenseit der Donau steht so leer, daß es (wie der Romanschreiber Jókai unlängst auf dem Reichstag sagte) mit einer Kunstakademie, wo man Stillleben malen lernt, verglichen werden kann.

Herrn Jalava's Reisezweck war vornehmlich der gewesen, die höheren Lehranstalten Ungarns kennen zu lernen. Während seines sechsmonatlichen Aufenthalts that er dies im weitesten Sinne und fand sich im Ganzen mehr befriedigt, als man ihm vorhergesagt hatte; denn die Nachwirkungen der so spät erst aufgehobenen Adelsprivilegien und des verheerenden Krieges werden noch lange fühlbar sein. Der Verfasser widmet diesem Gegenstand drei Briefe und bespricht alsdann die Anstalten zur Förderung der schönen Künste. Vom Nationaltheater sagt er, es sei gegenwärtig in recht befriedigender Verfassung. Unter den dramatischen Stücken in magyarischer Sprache verdienen die sehr zahlreichen Volksschauspiele besondere Beachtung. Fruchtbarster dramatischer Dichter in allen Gattungen war der kürzlich verstorbene Szigligeti. Ein noch junger, aber schon berühmter Dramatiker ist Eduard Tóth, Verfasser des unvergleichlichen Zugstückes „Dorfes Taugenichts“ (a falu rossza), welches gleich dem „Zigeuner“ des Vorigen bereits in's Finnische übersetzt worden. Die bei vollkommenster Preßfreiheit sehr zahlreichen Zeitschriften, von denen im Jahre 1875 in magyarischer Sprache 246 erschienen, sind ein vor jedem anderen Zweige der Literatur beliebter Gegenstand der Lesung. Die Selbständigkeit derselben mag nicht immer ganz verläßlich gewesen sein, da Geldbestechungen Seitens der Regierung, wie man dem Verfasser erzählte, oftmals die Gesinnung der Redaktoren geändert haben. Jetzt, wo die große Einigung der Parteien zu Stand gekommen und die Regierung fast allgemein nicht übel gelitten ist, haben auch derlei Bestechungen aufgehört. Es folgt ein Blick auf die ungarische Literatur überhaupt. Weitaus am Längsten verweilt hier der Verfasser bei dem genialen Lyriker Alexander Petöfi, dessen Leben schon ein Gedicht war, wie Herr Jalava sich treffend ausdrückt. Die Schöpferkraft des noch als Jüngling im Heldenkampfe gegen die russischen Eindringlinge Gefallenen war unbegrenzt, so daß er selbst in einem seiner Gedichte sagen konnte, er werde sich da, wo Gottes Welt endet, eine neue Welt schaffen. Nachbildungen zweier der reizendsten Lieder Petöfi's in Suomi-Sprache reihen sich an.

In einer Reihe folgender Briefe wendet sich Herr Jalava mit sachkundiger Gründlichkeit zu den weiten Gebieten der Landwirthschaft, des Forstwesens, Weinbaues, Seidenbaues, Bergbaues, der Fabriken, Manufakturen, des Binnen- und Außenhandels, Postwesens, der Credit- und Bank-Institute. Diese Abschnitte verdienten in ihrem ganzen Umfang übersetzt zu werden, nicht minder die Beschreibung und Geschichte der Hauptstadt, unter deren Merkwürdigkeiten die vortrefflichen Badeanstalten den Verfasser ordentlich begeistern. Dann geht er zum parlamentarischen Leben über, den Wahlen zum Reichstage, und damit verbundenen Feierlichkeiten. Die Wahlrede des berühmten Vielschreibers Jókai ist buchstäblich übersetzt mitgetheilt. Der Verfasser rühmt die Stegreif-Rednergabe der Ungarn. Sodann

kommen reichstägliche Einrichtungen, hervorragende Mitglieder des Ober- und Unterhauses, Magnaten-Anzüge u. dgl. zur Sprache. Nach dem Reichstage und seinem Zubehör werden die Verfassung und Rechtspflege verhandelt, endlich die militärischen Einrichtungen. Ein Ausflug von Budapest nach Páltanya (Pauls-Weiler), dem Landgute Herren Paul Hunfalvy's bei Szolnok im Alföld, gab dem Verfasser Gelegenheit, das ökonomische und bäuerliche Leben Ungarns aus Autopsie kennen zu lernen. Von dort aus reiste Herr Jalava nach Debreczin, wo er Gymnasium und Collegium in Anschauung nahm, und, einer Einladung des Superintendenten folgend, auf's Köstlichste bewirthet wurde. Dann auf der Eisenbahn nordwärts fahrend, machte er mit den Weinbergen von Tokai und dem berühmten „Ausbruch" in Felsenkellern Bekanntschaft. Die weitere Reise führte nach Erlau, wo er in dem berühmten Cistercienser-Kloster der leckersten Bewirthung sich erfreute und in einem Gespräche über päpstliche Unfehlbarkeit zu dem Ergebnisse kam, daß jeder ungarische Katholik von diesem Dogma so viel oder so wenig glauben kann, als er will.

In den folgenden Briefen sucht der Verfasser seinen Landsleuten ihre Verwandtschaft mit den Magyaren einleuchtend zu machen, und berührt die guten und schlimmen Seiten des magyarischen Volksthums. Er rühmt die äußeren und inneren Reize der Magyarin, und behauptet, daß die Männer einen großen Theil der Schuld tragen, wenn sie auf ihr äußeres Erscheinen allzugroßen Werth legt. Mit einem an Ekel grenzenden Gefühl liest man in Zeitungen Berichte über öffentliche oder Privatbälle, in welchen die Schönheit aller (namentlich erwähnten!) Tänzerinnen, ja sogar ihrer Anzüge hervorgehoben wird!

Die letzten Reisebriefe berühren Zustände der Nicht-Magyaren und ihren Haß gegen das herrschende Volk. Der Verfasser sagt mit August Greguß, daß nur Wohlstand und geistige Bildung, durch unausgesetzte Thätigkeit zu erwerben, den Magyaren politisches Übergewicht verschaffen und erhalten können.

China.

Ein englisches Prachtwerk über China.

I.

Fortwährend drängt sich uns die Beobachtung auf, daß die Anziehungskraft, die die äußere Ausstattung eines Buches auf das kaufende Publikum ausübt, den deutschen Verlegern entweder unbekannt ist, oder von denselben mit erhabener Gleichgiltigkeit gänzlich übergangen wird. Sicher ist es, daß sie in der Praxis diesen Umstand völlig außer Acht lassen. Wenn wir nun auch nicht behaupten wollen, daß das Äußere eines Buches Alles sei, so ist es doch gewiß ebenso wenig von keiner Bedeutung. Ein echter Bücherfreund erblickt in dem schönen Druck, dem breiten Rande, dem guten Papiere und dem schönen Einbande eine zarte Huldigung, die seinem Lieblingsschriftsteller dargebracht wird. Englische Verleger übersehen dies glücklicherweise nicht; ein neues englisches Buch übt in seinem netten Einbande, mit seinem guten Papier und sauberen Druck stets eine gewisse Anziehungskraft aus. Selten jedoch ist uns ein Werk vor Augen gekommen, das auf den ersten Blick unsere Sinne so gefangen nahm, wie die vor uns liegende Beschreibung China's von Herrn Gray. Denn wahrlich, selbst wenn sein Inhalt minderen Werth besäße, wir könnten der stummen captatio benevolentiae, den diese beiden Bände auf unser Schönheit liebendes Auge machen, nicht widerstehen. In scharfen Typen, auf schön geglättetem Papier gedruckt, enthält das Werk mehr als hundert Facsimile-Abbildungen von Zeichnungen chinesischer Künstler. Der entzückende pfaublaue Einband ist mit erhabener Goldverzierung versehen und zeigt auf der Rückseite drei chinesische fliegende Drachen. Um wie viel größer war unser Genuß, als wir fanden, daß der Inhalt des Buches sein prächtiges Äußere in keiner Weise Lügen strafe. — Der Titel „China" ist vielleicht ein wenig irreführend, und von vornherein wollen wir die Licht- und Schattenseiten des Werkes hervorheben.

Es ist nicht eine Geschichte oder Darlegung der Beziehungen China's zu auswärtigen Mächten, die uns Herr Gray giebt. Auch ist er kein Geograph; seine Excursionen in dieses Gebiet, sowie in das sprachliche sind erschreckend mangelhaft. Doch bezieht sich dieses Letztere nur auf die Schriftsprache China's, denn des gesprochenen Idioms ist er völlig mächtig. Hingegen ist er mit den Sitten und Gebräuchen der Chinesen vollständig vertraut. Dreißig Jahre hat er unter ihnen gelebt und sich großer Beliebtheit erfreut (dies wissen wir von andrer Seite, da er selbst zu bescheiden ist, um dessen Erwähnung zu thun). Dies hat ihm einen Grad von Vertrauen bei allen Bevölkerungsschichten dieses sonst so abgeschlossenen Volkes verschafft, wie es nur selten einem Ausländer zu theil geworden ist. — Im Jahre 1867 veröffentlichte Rev. Justus Doolittle in New-York ein in seiner Art vortreffliches Buch über das gesellschaftliche Leben der Chinesen, das jedoch von dem vor uns liegenden Werke bei Weitem übertroffen wird, selbst wenn wir außer Betracht lassen, daß erst seit dem letzten Kriege der Ausländer unter ganz andern Bedingungen sich in China aufhalten darf und es seit dieser Zeit erst ihm möglich geworden ist, das innere Leben dieses exclusivsten aller Völker zu beobachten. Bis dahin hatte die Eifersucht, welche die Bewohner des Reiches der Mitte gegen Fremde hegen, es diesen Letzteren nicht gestattet, über die durch Vertrag ihnen offenen Häfen in das Innere des Landes zu dringen. Jetzt jedoch kann der Europäer von Nord nach Süd und von Ost nach West dieses Jahrhunderte lang ihm hermetisch verschlossene Land nach Belieben durchstreifen, wenn auch nicht ohne Gefahr. „Tödtet die fremden Teufel", war einer der Lieblingsgrüße, mit dem die Bevölkerung Herrn Gray empfing, als er es wagte, von der Reise-Vergünstigung Gebrauch zu machen. Mehrere Male entkam er nur mit äußerster Lebensgefahr und verschiedentlich mußte er sich als Chinese verkleiden, um der Verfolgung zu entgehen. Möglich ist es zwar, trotzdem er selbst Nichts davon erwähnt, daß er als Missionär noch besonderen Haß erregt haben mag. In der That geizt der Autor zu unsrem großen Bedauern gar zu sehr mit seinen persönlichen Erlebnissen; er giebt uns weder eine Vorrede, noch eine Einleitung zu seinem Buche, sondern stürzt sich sofort „in medias res" und erzählt uns in der Reihenfolge, in die er sein Buch eingetheilt hat, Alles was er weiß, gesehen und gehört hat, in schlichter ungezierter Weise, die uns mehr an einen Chronikenschreiber des Mittelalters, als an einen Reisenden unseres Jahrhunderts gemahnt. Gar oft fiel uns bei der Lektüre die Reisebeschreibung des Rabbi Benjamin de Tudela ein.

Indem wir dem Autor in seiner Disposition folgen, wollen wir uns bemühen, von diesem außerordentlich interessanten Buche, das ein so wenig betretenes Thema behandelt, einen kurzen Auszug zu geben. — Im Anfang, so erzählen die chinesischen Schriftsteller, als Alles Dunkelheit und Verwirrung war, spaltete sich

das ungeheure Weltei in zwei Theile und ihm entsprang ein menschliches Wesen, das in China stets unter dem Namen „Poon-Koo-wong“ bekannt gewesen ist. Aus der oberen Eisschaale bildete er den Himmel und aus der unteren machte er die Erde. Um die Finsterniß, die Alles einhüllt, zu zerstreuen, schuf er mit seiner Rechten die Sonne, die den Tag, und mit seiner Linken den Mond, der die Nacht regiert. Auch machte er die Sterne. Alsdann rief er die fünf Elemente: Erde, Wasser, Feuer, Metall und Holz in's Dasein. Darauf ließ Poon-Koo-wong, um die Erde zu bevölkern, eine Dunstwolke aus einem Stück Gold und eine zweite aus einem Stück Holz emporsteigen. Durch einen Hauch seines Athems gab er der Dunstwolke, die aus dem Golde sich erhob, das Princip des Männlichen und der des Holzes das Princip des Weiblichen. Aus der Verbindung dieser beiden Geister gingen ein Sohn und eine Tochter hervor: Ying-Yeo und Cha-Noeo; die Nachkommen dieses Paares bevölkerten im Verlauf der Zeiten die Erde. Also entstand das Land „Han“ und seine ungeheure Bevölkerung. So viel, was die chinesische Kosmogonie betrifft. —

Es steht fest, daß der Ursprung des himmlischen Reiches in mehr als gewöhnliches Dunkel gehüllt ist, ebenso sicher ist sein hohes Alter, und daß es während eines Zeitraumes von viertausend Jahren weder in seiner Regierung, noch seiner Sprache und seinen Gebräuchen großen Wechselfällen unterworfen war. Die große chinesische Mauer, die gegen die Einfälle der Tartaren errichtet wurde, ist zweihundert Jahre älter als unsere Zeitrechnung, und die beglaubigte, nicht sagenhafte Geschichte des Landes beginnt dreitausend Jahre vor jenem Bau. Unzweifelhaft sind daher die Chinesen völlig berechtigt, uns Europäern, die wir uns erkühnen, ihnen unsere vielgerühmte Civilisation aufzudrängen, als bloße Parvenüs zu betrachten.

China ist in achtzehn Provinzen eingetheilt und enthält mehr als viertausend umwallte Städte. Die Wälle sind crenelirt und mit Geschützluken versehen. Bemerkenswerth ist ihre Solidität, Ausdehnung und Dicke. An den vier Punkten des Compasses befinden sich vier Flügelthore, von denen das südliche in besonderen Ehren gehalten wird, indem weder eine Leiche, noch sonst etwas Unreines dasselbe passiren darf. Die Straßen der Städte sind gepflastert, im südlichen Theile sind sie zur Abwehr der Hitze schmal und von kunstlosen Bogengängen eingefaßt. Die nach vorn offenen Läden sind mit roth gemalten Schildern geschmückt, die den Namen des Inhabers, sowie die Gegenstände, die er feil hat, ankünden. Ueber den Eingangsthüren und von den Dächern hängen Laternen und buntbemalte Hornlampen, die den Straßen ein festliches, belebtes Aussehen verleihen. Jede Handelsbranche hat ihr eignes Quartier inne, der Kaufmann wohnt nicht in seinem Laden, sondern begiebt sich des Abends zu seiner Familie in einem entlegeneren Theile der Stadt. Die Privathäuser sind groß, gutgebaut und bestehen gewöhnlich aus einem Stockwerk; aber weder Häuser noch Läden sind von denselben Höhen und stehen nicht in einer Fluchtlinie. Daher erscheint uns die Bauart chinesischer Städte unregelmäßig. Diese Unregelmäßigkeit rührt von dem Umstande her, daß das Bauen nach den Vorschriften der Geomantie geschieht, die es nicht gestattet, daß das Giebelwerk der Häuser einer Straße in gerader Linie gelegt wird. Statuen sind unbekannt. Zu Ehren berühmter Staatsmänner, Gelehrter, tugendhafter Frauen u. s. w. werden Monumentalbögen errichtet, die, in großer Anzahl vorhanden, oft die Straßen überspannen. Im Ganzen ist der erste Eindruck einer chinesischen Stadt ein angenehmer.

Die Regierung ist eine absolute Monarchie. Der Kaiser betrachtet sich als der Dolmetscher des Himmels und ist nur den Göttern verantwortlich. Unter ihm wirkt ein ungeheures Heer von Beamten, welche mittelbar oder unmittelbar von ihren respektiven Tribunalen ressortiren und einander subordinirt sind, so daß jeder Beamte den ihm zunächst folgenden „in loco parentis“ steht. Dieses Princip durchdringt alle Schichten der chinesischen Gesellschaft. Über allen jedoch ist die allumfassende Vaterschaft des Kaisers. Wahrlich, China müßte das Paradies aller Bureaukraten sein. Die amtlichen Pflichten sind bis zu den geringfügigsten Details der Kleider und des Verhaltens hinab scharf abgegränzt. Unglücklicherweise sind die Gehälter sehr kärglich bemessen; dies führt zu skandalösen, regelwidrigen Proceduren und ist auch die Ursache, daß die Mandarinen durch Betrug und Mißregierung dieses schöne Land in den Zustand beklagenswerther Anarchie stürzen konnten, durch welchen es heute leider sich hervorthut. Die Justizpflege ist käuflich, trotzdem das Gesetz gegen bestochene Richter die schwersten Strafen verhängt. Das Gerichtsverfahren ist die Tortur. Dieselbe wird in solcher Ausdehnung angewandt, daß man die Gräuelthaten, die die Mandarinen im Namen der Gerechtigkeit verüben, für kaum glaublich halten sollte. Nicht nur der Angeklagte, sondern auch die unschuldigen Zeugen werden der Folter unterworfen. Nur zu oft endet ein Proceß mit dem Tode eines oder mehrerer der Betheiligten. Es braucht uns daher nicht Wunder zu nehmen, daß, wer immer die Mittel besitzt, um seine Richter zu bestechen, dies thut, um der Strafe zu entgehen. Jedoch muß dies im Geheimen geschehen, da, falls es zu Ohren des Kaisers gelangte, dies wahrscheinlich die Verbannung des Beamten nach sich ziehen würde. Für die wirksame Erfüllung ihrer Pflichten werden die Mandarinen mit Ehrenbezeugungen und Titeln ausgezeichnet, nicht nur bei Lebzeiten, sondern auch nach ihrem Tode. Einer der spaßhaftesten dieser Titel, der einem verstorbenen Würdenträger verliehen wird, ist der eines „Vice-Hauslehrers des Kaisers“. Es beweist dies, daß man sich von oben herab alle Mühe giebt, den verderbten Praktiken der Beamten zu steuern, wiewohl dieselben, als Klasse genommen, zu den corrumpirtesten der Welt gehören, so finden sich doch auch Männer von Unbescholtenheit und hoher Ehrenhaftigkeit unetr ihnen.

Wir sind jedoch geneigt, diesen letzten Ausspruch zu widerrufen, wenn wir das Capitel über „Gefängnißwesen und Strafen“ lesen. Hier wird uns ein Zustand der Dinge geschildert, mit dem verglichen der von Fielding in seiner „Amelia“ beschriebene ein wahres Paradies ist. Die Directoren der chinesischen Gefängnisse sind nämlich nicht besoldet, sondern kaufen ihre Stellen. Um nun den Kaufpreis herauszuschlagen, erpressen sie soviel als möglich von den Freunden der Gefangenen. Wehe denen, die arm sind oder keine Freunde haben. Sie sterben buchstäblich den Hungertod, da Nahrungsmittel ihnen nicht geliefert werden. Zwar wird ein nominelles Aufsichtsrecht über die Gefängnisse von einem Beamten ausgeübt, dessen Pflicht es ist, dafür zu sorgen, daß nicht mehr als zwei bis vier Procent der Gefangenen monatlich sterben, aber selbst diese Controle ist leicht zu umgehen. Eine beliebte Strafform ist das Peitschen. Für kleine Vergehen werden die Missethäter als warnendes Beispiel durch die Straßen gepeitscht, oder in ein hölzernes Joch gespannt und so der öffentlichen Schande preisgegeben. Auf schwerere Verbrechen steht der Tod in verschiedenen schrecklichen Formen und die Verstümmelung. Aber wenn auch das chinesische Strafgesetzbuch äußerst streng ist, namentlich in Fällen, wo es sich um die Sicherheit und Stabilität des Thrones oder die Ruhe des Reiches handelt, so weist es doch auch viele menschliche Züge auf. So zum Beispiel darf der

Richter einen einzigen Sohn, der zur Verbannung verurtheilt ist, begnadigen. Söhne dürfen ihre verbannten Väter ins Exil begleiten und ebenso Frauen ihre Ehemänner.

Bei Besprechung der Religion der Chinesen ist Herr Gray, wie wir das eigentlich auch nicht anders erwarten können, kaum gerecht und unparteiisch genug, um die verschiedenen Religionssysteme ihrem Werthe nach zu schätzen. Zwar begreift er ganz richtig, daß das, was Confucius lehrte, mehr Moralität als Religion war, aber gegen die Anhänger des Taoismus und Buddhismus ist er ungerecht. Ihm entgeht der echte innere Geist, der hier unter äußeren Formeln verborgen ist; er vergißt, daß die orientalische Empfindungseigenheit der Religion esoterische und exoterische Formen geradezu aufdrängt und verliert die Thatsache aus dem Gesicht, wenn er sie überhaupt sich schon eingestanden hat, daß auch das Christenthum dieses Geistes nicht ganz ermangelt. Der Buddhismus ist ein so subtiler Glaube, daß die Massen, um ihm eine greifbarere Gestalt zu geben, zu Götzendienerei und Aberglauben ihre Zuflucht nehmen müssen. Aber aus den von Herrn Gray angeführten und scharf getadelten Beispielen können wir nicht ersehen, daß dieser Aberglaube so sehr viel krasser wäre, als der, der sich inmitten unserer vielgerühmten Aufklärung noch vorfindet. Die zu Heiligen gesprochenen Todten spielen in dem Cultus der Chinesen eine große Rolle. Dies erreicht den Gipfel des Absurden, wenn wir erfahren, daß ein Affe also canonisirt worden ist, aber lachen wir nicht allzulaut, denn eine der unsrigen viel näher verwandte Religion feiert Absurditäten, die nicht viel weniger monströs sind. Im Ganzen müssen wir das Capitel, das der Autor der Religion widmet, als mangelhaft bezeichnen.

Nichts kann entzückender sein, als der nun folgende Abschnitt über „Erziehung und Presse“ und am liebsten möchten wir ihn vollständig übersetzen. Da in China hohe Ämter und Würden nur durch Leistungen auf dem Felde der Literatur erlangt werden können, so giebt es vielleicht kein Land auf Erden, wo so viel Gewicht auf wissenschaftliche Bildung gelegt wird. Aber der Staat sorgt in dieser Beziehung nicht für die Nothdurft des Volkes. Trotzdem bedarf es keiner Zwangsmittel, um die Eltern dazu zu bewegen, ihre Kinder zur Schule zu senden. Und dies beschränkt sich nicht auf das stärkere Geschlecht allein. Oft findet man in chinesischen Bibliotheken Bücher, die biographische Notizen über Frauen enthalten, welche Hervorragendes in der Wissenschaft geleistet haben. Unter den ärmeren Klassen ist natürlich viel Unwissenheit zu finden. Die Wahl eines Lehrers ist ein Gegenstand ängstlicher Sorgfalt und den Kindern wird die höchste Ehrerbietung vor ihren Lehrern eingeprägt. Jede umwallte Stadt enthält eine Universität. Die Prüfungsbehörden werden vom Kaiser ernannt und die glücklich bestandene Promotion wird nicht nur von der Familie, sondern von der ganzen Verwandtschaft festlich begangen. Öffentliche Bibliotheken sind unbekannt, aber in jeder Stadt befinden sich öffentliche Professoren, bei denen man um ein Geringes sich einen ziemlichen Grad von Kenntnissen erwerben kann. Preßfreiheit ist nicht gekannt. China rühmt sich einer einzigen Zeitung, des officiellen Staatsanzeigers, der wahrscheinlich das älteste Blatt der Welt ist, da es bereits vor der Entdeckung der Buchdruckerkunst in Europa bestand. Das Volk erhält jedoch ziemlich viel Information aus sogenannten Neuigkeitsbriefen. Das Annoncenwesen ist sehr ausgebildet. Placate ventiliren Beschwerden aller Art; nicht selten findet ein Beamter, der sich mißliebig gemacht, die ausgesprochene Meinung eines anonymen Kritikers an seine eigene Thür geklebt. Also existirt eine Art öffentlicher Meinung, wenn sie auch wesentlich, locale Färbung an sich trägt. Eine Staatspost existirt nicht, aber Privatleute befassen sich mit der Beförderung der Briefe, in deren Abfassung die Chinesen große Geschicklichkeit entwickeln. Die Heirat spielt eine äußerst wichtige Rolle bei den Chinesen. Der Wunsch nach männlicher Nachkommenschaft ist bei ihnen ebenso stark, wie bei den Juden. Dieser Wunsch basirt auf dem religiösen Glauben, daß die Geister der Abgeschiedenen durch die von ihren männlichen Sprossen dargebrachten Huldigungen glücklich werden. In der Theorie neigen sie zur Monogamie, in der Praxis herrscht die Vielweiberei vor. Die Ältern wählen ihren Söhnen die Frauen aus, d. h. nur die erste; trägt er nach mehr Verlangen, so wählt er für sich selbst. Alle Chinesen werden zum Heiraten angehalten; weder Deformität noch Kränklichkeit bilden ein Hinderniß. Der Tod eines unverheirateten Kindes wird als ein großes Unglück betrachtet. Dies geht so weit, daß nicht nur die Lebenden, sondern auch die Todten verheiratet werden; die Geister der frühzeitig gestorbenen männlichen Kinder werden mit denen der gleichfalls im Kindesalter dahingerafften Mädchen vermählt, und die Hochzeiten, bei welchen Papierbilder als Braut und Bräutigam figuriren, werden mit großem Pomp und Festlichkeiten gefeiert.

Schauspieler, Polizisten, Bootsleute und Sclaven dürfen nur unter einander heiraten. Ausführlich beschreibt uns der Autor das Hochzeitsceremoniel, das sehr interessant ist und dessen Beobachtung nicht wenig Mühe verursachen muß. Die Ehescheidung ist nicht schwierig, aber die Frau geht meistens in Elend und Prostitution unter. Letztere ist ein schreiendes Übel in China.

Kinder sind natürlich für ein Volk, das die Ehe so hoch hält, von großer Bedeutung. Wie jedes wichtige sociale Ereigniß, setzt auch die Geburt eines Kindes eine lange Reihe von Ceremonien in Bewegung. Der Priester wird herbeigerufen um es zu segnen, der Astrologe stellt sein Horoskop und Gelage werden abgehalten, bei denen Schweinefleisch eine große Rolle spielt. Der Säugling erhält Geschenke, worunter stets eine Bettstelle und ein vielfarbiges Kleid zu finden sind. Auf dem Bette darf es erst liegen, wenn der Vater den Almanach um Rat gefragt und einen glückverheißenden Tag ausgewählt hat. Das vielfarbige Kleid soll das Kind vor bösen Geistern bewahren, indem es die Aufmerksamkeit derselben ablenkt. Sollte dieser Aberglaube nicht vielleicht mit dem farbigen Gewande Joseph's zusammenhängen, an dem seine Brüder ihn erkannten? Weibliche Kinder werden oft getödtet, wenn die Eltern zu arm sind, um sich einen solch kostspieligen Luxus zu erlauben. Der Gebrauch, die Füße einzuzwängen, scheint sich auf die oberen Klassen zu beschränken. Denn mit also verkrüppelten Füßen ist das Gehen eine Unmöglichkeit und oft sieht man solche Frauen auf der Landstraße rittlings auf dem Rücken ihrer Dienerinnen reiten. Der väterlichen Autorität sind in China keine Schranken gesetzt. Eltern dürfen sogar ihre Kinder verkaufen, und oft werden diese für eine Schuld an Zahlungsstatt gegeben. Elternmord wird für das scheußlichste aller Verbrechen gehalten und kommt nur selten vor, denn die Chinesen zeichnen sich durch kindliche Pietät aus: Gehorsam gegen die Vorgesetzten, Ehrfurcht vor dem Alter und Unterwürfigkeit den Eltern gegenüber sind in der That charakteristische Merkmale der Chinesen, trotzdem vielleicht nirgends die Vorschrift Salomon's „spare die Ruthe und verziehe das Kind,“ so strict befolgt wird, als in China. Jedoch gilt das nur für freie Männer. Denn die Sclaven, deren jede respectable Familie eine große Anzahl besitzt, haben keine väterliche Gewalt über ihre Nachkommen, während ihre Besitzer dieselbe unbeschränkte Autorität über sie ausüben, wie über ihre eigenen Kinder. Obgleich dies natürlich

oft zu beklagenswerthen Mißbräuchen führt, so berührt es uns doch angenehm, wenn uns Herr Gray berichtet, daß im Großen und Ganzen die Sclaven mit vieler Rücksicht behandelt werden. Eine gewisse Vertraulichkeit herrscht zwischen ihnen und ihren Herren, ernste Familienangelegenheiten werden in ihrer Gegenwart besprochen, so daß sie sich als einen Theil des Hausstandes fühlen lernen.

Öffentliche und private Festlichkeiten sind so häufig in China, daß der hygienische Werth eines bestimmten Ruhetages, den die Chinesen nicht besitzen, kaum vermißt werden dürfte. Geburtstage, namentlich die der Eltern, werden mit großen Freudebezeugungen gefeiert. Erreichen sie das einundsechzigste Jahr, so wird, mirabile dictu, ein Sarg für ein passendes Geschenk erachtet. Auch die Abfassung eines Testaments wird zum Gegenstande von Festlichkeiten gemacht, wiewohl es gebräuchlicher ist, daß Eltern in vorgerücktem Alter ihr Eigenthum unter ihre Kinder vertheilen. Wie es scheint, wird bei ihnen das italienische Sprichwort: Chi dona il suo inanzi il morire, s'apparechia assai patire" nicht zur Wahrheit. Der Vater reservirt jedoch eine kleine Summe für seinen eigenen Gebrauch, die alsdann nicht den Kindern anheimfällt, sondern zur Bestreitung der Kosten dient, welche die vor den in jedem Hause errichteten Altären der Ahnen dargebrachten Opfer verursachen. Beim Herannahen des Todes wird der Kranke, namentlich wenn er ein Mann ist, in die Vorhalle des Hauses gebracht. Hier, auf einem Lager von einfachen Brettern, die Füße zur Thür gewandt, erwartet er sein Ende. Kurz vor seinem Verscheiden wird er in seine besten Gewänder gehüllt, um in würdiger Kleidung vor seinen Ahnen zu erscheinen. Das nun folgende Trauerceremoniel nimmt eine lange Zeit in Anspruch und ist sehr streng. Eine Zeitlang darf im Trauerhause kein Essen gekocht werden und die Trauernden dürfen nicht in ihren Betten schlafen. Der Sarg bleibt sieben Wochen lang im Hause und über ihm wird in der Vorhalle ein Altar errichtet, vor welchem auf einem Stuhle das Bild des Verstorbenen und ein Täfelchen, das seinen Namen trägt, angebracht werden. Zu diesem Zwecke versäumt es kein chinesischer Gentleman, sich „abnehmen" zu lassen. Opfergaben von Freunden und Verwandten, wie Thee, Speisen, Geld, Lichter und dergl. werden auf diesen Altar gelegt. Vor demselben werden in einem heiligen Feuer die eingehenden Condolenzbriefe verbrannt. Auf diese Weise gelangen sie zur Kenntniß der dahingeschiedenen Seele. Die einem Trauerhause dargebrachten Geschenke werden sorgfältig verzeichnet, damit, sobald die Tage der Trauer vorüber, ein Geschenk gleichen Werthes den Gebern im Namen des Verstorbenen gemacht werden kann. Zwar begraben die Chinesen ihre Todten, aber so viel Kosten und Schwierigkeiten sind damit verknüpft, daß die Leiche oft Jahrelang über der Erde bleibt. Ein glücklicher Platz muß ausgewählt und hierbei die Geomantie zu Rathe gezogen werden; flaches Land gilt für unglückbringend; das Grab muß mit der größten Sorgfalt vorbereitet werden und was dergleichen mehr ist. Daher geschieht es sehr häufig, daß chinesische Familien, die nicht im Stande sind, einen glücklichen Begräbnißplatz zu finden oder zu kaufen, die Särge an Hügelabhängen absetzen, bis es ihnen gelingt, alle zu einem Begräbniß nothwendigen Dinge beisammen zu haben. Hieraus entsprang der in Europa verherrschende Glaube, daß die Chinesen überhaupt auf diese Weise sich ihrer Todten entledigen. In der That wird auf Begräbniß soviel Werth gelegt, daß sogar die Verschollenen oder Vermißten in effigie bestattet werden. Man schreitet selbst zur Wiederausgrabung der Leichen, sobald man Grund zu vermuthen hat, daß die Ahnen nicht in glücklichen Gräbern ruhen. Die Entweihung derselben wird streng geahndet. Die Pietät gebietet, sie in Ordnung zu halten und auszuschmücken. Blumen jedoch sind ausschließlich eine Zierde königlicher Grabmäler. Ein Tag im Jahre ist festgesetzt, um an den Familiengräbern zu beten, aber auch sonst, besonders in Zeiten der Noth und Drangsal begiebt man sich zu ihnen, um sich bei den Seelen der Dahingeschiedenen Rathes zu erholen. Alle Gräber befinden sich außerhalb des städtischen Weichbildes und oft in großer Entfernung, wenn der Geomant keinen glücklichen Platz in der Nähe zu bezeichnen vermag. Eucharistische Opfergaben von Papiergeld, Papierkutschen, Papierdienern und -Dienerinnen werden vor dem Grabe verbrannt, damit sie auf diese Weise in die Welt der Geister zum Gebrauch des Verschiedenen gelangen. Die Trauerzeit für nahe Anverwandte dauert fast drei Jahre. Zum Schluß derselben wird ein Banquet abgehalten; aber da die Altäre der Vorväter in jedem Hause zu finden sind und von Zeit zu Zeit angebetet werden, so verschwinden die Todten niemals, wie bei uns, aus Augen und Sinn.

Israelitische Literatur.

Salomon Maimon.*)

Es ist immer ein heikeles Ding, die Biographie eines bedeutenden Mannes zu schreiben, welcher selbst uns sein Leben beschrieben hat. Man fühlt sich unabweislich zu der Frage gedrängt: Weiß der Herr Verfasser etwas mehr vorzubringen als der Selbstbiograph oder nicht? Ist jenes der Fall, dann verlangen wir vor Allem Beweise und mindestens volle Sachkenntniß, ehe wir ihm das Recht einräumen, von einem Menschenleben mehr wissen und aussagen zu wollen, als der, welcher es selbst gelebt und beschrieben hat. Ist es aber nur ein Auszug oder eine Umarbeitung der Selbstbiographie, die uns geboten wird, so werden wir unwillig und hätten, wenn schon gedruckt werden muß, lieber diese aufs Neue aufgelegt gesehen, als die überflüssige Verkürzung. Salomon Maimon gehört zu den Männern, bei denen es gar wohl sich verlohnte, eine Lebensbeschreibung zu versuchen, unabhängig von der, die er uns selbst hinterlassen. Denn sehr Vieles, was er klüglich verschweigt, läßt sich aus den Berichten der Zeitgenossen und den Erinnerungen der Überlebenden ergänzen. Vieles was er subjectiv gesehen und beurtheilt, erscheint, wenn objectiv aufgefaßt, in anderem Lichte; eine Würdigung seiner Persönlichkeit und Entwickelung, eine Charakteristik seiner Bedeutung für den Gang der deutschen Speculation und die Culturgeschichte seiner jüdischen Stammesgenossen ist eine Aufgabe, deren Lösung, in vollem Umfange bisher noch nicht versucht, wohl der Mühe werth ist. Daß eine Aufgabe hier vorliege, das scheint Herr Witte gesehen zu haben; wie dieselbe zu lösen sei, darüber hat er sich leider nicht viele Gedanken gemacht. Er geht von der Voraussetzung aus, daß Maimon's Selbstbiographie selten geworden sei und durch die sie durchsetzenden und unterbrechenden Abschweifungen über allerlei Gegenstände in ihrer ursprünglichen Gestalt an Interesse verloren habe. Beides kann man bestreiten, aber selbst wenn es richtig wäre, so würde sich daraus doch nur die Nothwendigkeit einer neuen Auflage des selten gewordenen

---

*) Die merkwürdigen Schicksale und die wissenschaftliche Bedeutung eines jüdischen Denkers aus der Kantischen Schule von Dr. J. H. Witte. Berlin, 1876. H. R. Mecklenburg.

Buches etwa mit Hinweglassung unwichtig gewordener Stellen ergeben. Bloße Auszüge ersetzen solch ein Buch nicht. Herr Witte behauptet freilich, auch „Daten und Jahreszahlen, wo es von Wichtigkeit erschien, den Andeutungen desselben [Maimon's] gemäß durch Vergleichung der erwähnten literarischen und geschichtlichen Ereignisse zu bestimmen gesucht zu haben." Bei der ungeschichtlichen Art von Maimon's Darstellung wäre eine solche Datirung von erheblichem Nutzen. Ist sie aber wirklich geleistet worden? Das wichtigste Ereigniß in Maimon's Leben ist seine Auswanderung nach Deutschland. Witte offenbart: „Es wird etwa im Jahre 70 gewesen sein, da er sich im vierzehnten Jahre verheiratete und die Ehe bereits fruchtbar war" (S. 23.). Herr, dunkel ist der Rede Sinn — aber doch wohl richtig? Hören wir Maimon selber. Bei seinem Eintritt in Preußen bemerkt er:*) „Man stelle sich einen polnisch-litthauischen Mann von ohngefähr fünfundzwanzig Jahren vor." Herr Witte scheint sich dies nicht vorstellen zu können oder diese Äußerung seines Helden übersehen zu haben, denn da er sich darauf etwas einbildet (S. 4), ihn 1754 geboren werden zu lassen, so hätte ihn diese Stelle belehrt, daß er zwischen 1777 und 1778 nach Deutschland gekommen sein müsse. Man denkt zunächst an einen Druckfehler, deren es in diesem Buche sogar im Druckfehlerverzeichniß selber giebt, und fühlt durch ein anderes „Datum" sich eine Weile dazu ermuthigt. Denn S. 43 heißt es: „Es war also im Frühjahre 1786 und Maimon zweiundfünfzig Jahre alt", wo offenbar der Held den Zuschlag von zwanzig Jahren nur einem Druckfehler (52 statt 32) verdankt. Aber jene sieben mageren Jahre will kein Setzer verantworten, denn sie erscheinen bei jeder Gelegenheit mit würdiger Regelmäßigkeit. „So muß — z. B. die Abreise von Posen — etwa im Jahre 1772 gewesen sein." Um 1779 wäre das allein Richtige gewesen. U. s. w. u. s. w. Unglücklicher Weise ist die fehlende Genauigkeit nicht ersetzt worden durch um so mehr Geschmack in der Auswahl der mitgetheilten Stellen der Selbstbiographie. Dr. Paul Ascher, Maimon's Gönner, sagt von ihm: „Man muß sowohl die wohlwollenden als die gehässigen Äußerungen Maimon's gegen seine Landsleute gar nicht als aus festen Grundsätzen hergeleitete Raisonnements betrachten, mit denen es ihm Ernst war." Witte macht damit bitteren Ernst und gewinnt so einen tiefen Einblick in die socialen Zustände Polens (S. 8). Ob es dringend geboten war, die nicht gerade reinlichen Tugendstücklein des nachmaligen Tugendhelden getreu anzuführen? In einer Zeit, da Rousseau seine Bekenntnisse schrieb, war Offenheit, Aufgeknöpftheit und möglichste Eindeutigkeit an der Tagesordnung. Sollte solche Überaufrichtigkeit selbst heute noch, und sogar in einem Auszug, Interesse haben? Wie vieles aus neueren Ermittelungen statt dieser Enthüllungen zum Schmucke und Nutzen der Arbeit hätte angeführt werden können, springt in die Augen, wenn man wahrnimmt, daß Thatsachen wie Goethe's Bewunderung für Maimon unerwähnt geblieben sind. Die Vollständigkeit der bibliographischen Angaben wird durch das Fehlen des wichtigen philosophischen Commentars zu Maimuni's „Führer" beleuchtet.

Und mit solchem kümmerlichen Apparat soll eine Rettung Maimon's versucht werden, bei solchem Mangel an jedem neuen Moment zu einer Beurtheilung des Charakters wird Kuno Fischer gemaßregelt, weil er Maimon's Leben „planlos, auch wohl lüderlich" findet. Ein sic mit drei !!! wird an diese Worte verschwendet, ein Übermaß an Interpunktion, deren Mangel man an anderen Stellen empfindlich beklagt. Es kommt freilich für die Schätzung geistiger Bedeutung wenig darauf an, wie sehr oder wie wenig ein Mann der Liebe gefröhnt habe, und die Art erotischer Thermometrie, die man neuerlich sogar mit besonderer Begeisterung an den Heroen unserer Dichtung in Anwendung gebracht hat, kann nicht anders denn als eine Verwilderung der Literatur bezeichnet werden. Ob Maimon ein tüchtiger Denker gewesen und in die philosophische Bewegung seiner Zeit erfolgreich eingegriffen habe, wird man nicht an den Hitzegraden seiner sinnlichen Neigungen zu ermessen haben, aber jedenfalls dürfte es nicht gerathen sein, mit Ausfällen gegen Andere auf die „Ehrenhaftigkeit" eines Mannes zu pochen, den man, da er bereits ein deutscher Philosoph gewesen, aus der Gosse aufhob und aus Familien verweisen mußte, die eine Schädigung ihrer sittlichen Reinlichkeit durch seine Besuche zu besorgen hatten. Witte bewährt sich sonst als vorurtheilsfreier Forscher, um so bedauerlicher ist es, daß er aus Vorliebe für seinen Helden gegen seine Schwächen sich verblenden ließ. Noch bedauerlicher ist es, daß er, der zuweilen einen schönen und klaren philosophischen Ton anzuschlagen versteht, offenbar auch durch den Einfluß Maimon's zu einem wahrhaft maimon'schen Stil und stellenweise zu ganz undeutschen Wendungen sich hingerissen fühlte. Um dies nicht ganz ohne Begründung zu behaupten, mögen einige Proben hier eine Stelle finden. Witte schreibt: „daß an Richtigkeit der eben angeführten Darstellung Fischers nicht gezweifelt werden darf" (S. 31), „welches der letztgenannte mal so ausdrückt", „an dem aber kein Bewußtsein rühren konnte" (S. 53). Ausdrücke wie: „Bestätigt in seinen Gesinnungen wurde er noch durch den Umstand" (S. 21), „das Bezeigen des Oberrabbiners", „ein Gehalt auszumachen" (S. 27), „des edel gesonnenen Mannes" (S. 43) wird man selbst bei aller Nachsicht gegen die Alterthümelei bei einem deutschen philosophischen Schriftsteller nur unangenehm empfinden. Wir haben es auch hier schwerlich mit Druckfehlern zu thun, obzwar das Verzeichniß sich als höchst ungenügend herausstellt und nicht einmal die bis zur Unkenntlichkeit entstellten Eigennamen berichtigt. So bedeutet Elias aus Wilda (S. 23) den bekannten Elia Wilna. Wer wird in Rabbenu Halkadas den berühmten Mischnaredacteur R. Jehuda Hakadesch oder Hakades, wie bei Maimon zu lesen ist, auch nur vermuthen (S. 71)? Zu den Verballhornungen der Eigennamen bei Maimon selber sind also neue hinzugetreten.

Nur seinen Lieblingen giebt es Gott im Schlafe, alle übrigen Menschenkinder müssen sich redlich mühen, wenn sie etwas zu Stande bringen wollen. Womit man es sich leicht gemacht hat, das macht nicht nothwendig den Eindruck der glücklichen Leichtigkeit, aus Anführungen und dazwischen geworfenen Bemerkungen entsteht noch kein tüchtiges Buch. Es ist kaum zu begreifen, wie Wittes Arbeit, wenn die Form nicht völlig zerbrochen wurde, ursprünglich einen Vortrag gebildet haben soll. Statt die schriftstellerische Thätigkeit im Zusammenhange mit dem Leben darzustellen, wird zuerst ein rein äußerlicher Auszug der Selbstbiographie vorangeschickt und dann eine Würdigung der philosophischen Bedeutung des Mannes versucht, als ob nicht das Leben rein um dieser willen allein eine Besprechung rechtfertigte. Wohl mag es schwer sein, von einem Manne, der von sich selber sagte, daß er in allen Systemen eine Zeit lang sich angesiedelt habe, einen klaren Entwicklungsgang zu entwerfen, aber unmöglich ist es nicht. Wer das Ganze seines philosophischen Denkens und Leistens darstellen will, muß aber freilich mit eigenen Worten das Hervorstechende und Bleibende daran bezeichnen können und darf sich nicht mit der Besprechung einzelner Punkte begnügen. Den letzteren, unglückseligen Weg hat Witte eingeschlagen. Mag

*) Maimon's Lebensgeschichte ed. Moritz I, 262

auch Einzelnes scharfsinnig bemerkt, treffend wiedergegeben sein, ein Gesammtbild wird nicht geboten, eine Anschauung von dem Wesen des Denkers ist aus der Darstellung schlechterdings nicht zu gewinnen. Wohl hat Kant nicht zu allen Zeiten sich in gleicher Weise über Maimon ausgesprochen, sicherlich hat er aber einmal von ihm gesagt, daß derselbe unter allen seinen Gegnern der sei, der ihn am Besten verstanden habe. Ein Mann, von dem Kant solches aussagte, den Schiller und Goethe bewunderten, ist sicher sorgfältiger Erforschung werth. Er bietet abgesehen von aller Bedeutung seiner Speculation durch seine Urtheile über Probleme anderer Wissenschaften Anlaß zum höchsten Erstaunen und bekundet in der Betrachtung und Beurtheilung der Religionen eine Ruhe und Reife, die an die besten Geister der Neuzeit erinnern. Witte hat selber (S. 73) mit Recht darauf aufmerksam gemacht, wie sehr Maimon durch seine scharfsinnige Gelehrsamkeit dem Begriffe historischer Kritik sich genähert habe. In diesem Sinne ist noch Manches an dem Manne bemerkens- und hervorhebenswerth. Es ist auch keine vergebliche Mohrenwäsche, die man an seinem Charakter vornehmen könnte. Trotz aller Versumpfung, der er in den letzten Jahren seines Lebens verfallen war, läßt sich ein edler Kern in seinem Wesen nicht in Abrede stellen, der oft an Stellen durchbricht, wo man ihn am wenigsten vermuthet hätte. Der ungeheuere Einfluß, den die frühe und einseitige Beschäftigung mit dem jüdischen Denker Maimonides auf ihn ausgeübt hat, muß noch zum Gegenstande sorgfältiger Untersuchung gemacht werden. Hier scheint der Schlüssel zu dem räthselhaften Wesen des Mannes gesucht werden zu müssen, dem das Denken Selbstzweck war, wogegen alle Sitte und Sittlichkeit gleichgültig erschien. So ist, wohin man auch blicken möge, an dem merkwürdigen Litthauer noch gar Vieles zu bemerken und zu enträthseln. Eine sorgfältige Darstellung seines Lebens und seiner Bedeutung ist eine Aufgabe, die noch zu lösen übrig bleibt. Witte hat das Verdienst gezeigt zu haben, wie es nicht gemacht werden darf, jedenfalls aber Anspruch auf unseren Dank dafür, daß er aufs Neue die Aufmerksamkeit auf den jüdischen Denker gelenkt hat.

Dr. D. K.

Kleine Rundschau.

— **Hebel in Frankreich.***) Unsern Hebel einem französischen Publikum näher zu bringen, ist eine schwere Aufgabe. Der Reiz der „Alemannischen Gedichte", die Naivetät des „Rheinischen Hausfreundes" ist in französischer Übersetzung nicht wiederzugeben. Doch ist es ein dankenswerthes Unternehmen, das französische und das deutsche Volk dadurch einander näher zu bringen, daß man sie gegenseitig sich in ihren besten Vertretern kennen lehrt. Auch gibt es noch einen weiten Bezirk, in welchem beide Sprachen gleich heimisch sind, das Elsaß und ein Theil der deutschen Schweiz, von Basel bis Solothurn und weiter in den Jura hinein. Für diese Kreise ist Scheurer's Schrift wohl auch zunächst berechnet. In ausführlicher Darstellung und auf genauen Studien fußend, schildert der Verfasser, welcher Professor in Tours ist, zunächst die Lebensschicksale Hebel's, und läßt dann eine eingehende Besprechung seiner Dichtungen folgen, wobei er mit anerkennenswerther Mühe versucht, das gemüthvolle und humoristische Wesen des Dichters auch seinen französischen Lesern klar zu machen. Mit dem „Schatzkästlein" geht dies schon leichter, und eine Reihe demselben entnommener Geschichtchen, sowie charakteristische Züge aus dem Leben Hebel's gestalten besonders diesen Abschnitt zu einer auch für Fremde interessanten Lectüre. Aber auch der Deutsche, der Hebel kennt, wird in dem gewissenhaft geschriebenen Buch ein anziehendes Bild des volksthümlichen Dichters begrüßen.

L.

*) J. P. Hebel, sa vie et ses œuvres, par E. Scheurer. gr. 8°. Paris, 1876, E. Thorin

— **Englische Synonymik für höhere Lehranstalten.***) Da es uns bis jetzt für diesen Zweig des Studiums der englischen Sprache an einem genügenden Hilfsmittel fehlte, so machen wir gern auf dieses kleine Lehrbuch, dem eine wissenschaftliche englische Synonymik nachfolgen soll, hierdurch aufmerksam. Dasselbe umfaßt 320 synonymische Gruppen, Verba, Substantiva und Adjectiva, mit kurzen unterscheidenden Erklärungen, auch etymologischen Erläuterungen, recht übersichtlich aufgestellt. Ob die Unterscheidungen alle ganz deutlich und richtig (z. B. liberty und freedom), ob die etymologischen Angaben alle, wie sie kurzweg als Thatsachen dargeboten werden, zuverlässig seien (z. B. to hurt vom lat. urgere), bleibt freilich zu fragen. Wo wir nicht klar und bestimmt wissen, ist das einzig Wünschenswerthe und Wissenschaftliche, daß wir unser Nichtwissen eingestehen. Auch unseren Schülern thun wir eine größere Wohlthat, wenn wir ihnen sagen: Herkunft unbekannt oder zweifelhaft, als wenn wir ihnen etwas Festes geben, das nicht feststeht. Im Ganzen aber und mit den allermeisten Artikeln des Büchleins kann man zufrieden sein. Dies gilt auch von der sehr zweckmäßigen Beifügung derjenigen französischen Wörter, welche den englischen entsprechen. Englisch freedom und französisch franchise können nicht einfach so zusammengestellt werden, als ob sie sich deckten; auch durfte hierbei das englische Wort franchise nicht unberücksichtigt bleiben. Trotz solcher Einzelheiten, bei denen nachzubessern sein wird, hat die Anleitung zum steten Vergleichen ihren vollen Werth.

B. S.

— **Bertall: Die Rebe****). Als Neujahrsangebinde zum 1. Januar 1878 hat der französischte der Franzosen, Bertall, über das nationalste Produkt Frankreichs ein Prachtwerk unter dem Titel „La Vigne" veröffentlicht. Ein Kenner französischen Weines, französischen Lebens und französischen Geistes, ein Meister des Styls und des Griffels, hat Bertall, der mit Cham, Grévin und Stop das vierblättrige Kleeblatt der Pariser illustrirten Publicistik bildet, einen mit mehr als 400 Stichen geschmückten Band geliefert, in welchem fachmännische Kenntniß, launige Stimmung, raffinirte Feinschmeckerei und künstlerisches Darstellungstalent ein trotz zahlloser „Pointen" harmonisch abgerundetes Ganzes schufen. Der Autor, obwohl ihm jeder Winkel seines Vaterlandes lieb und vertraut ist, hat zur Sammlung des Materials für diesen Band all' jene gesegneten Striche von Neuem bereist, wo Burgunder, Bordeaux, Champagner — und wie all' das andere Volk der Schmeichler des Gaumens, Erfreuer des Herzens und Stärker des Blutes heißen mag, — blühen, wachsen und gedeihen.

In den berühmten vinicolen Gegenden durchwandelt er die weinbestockten Fluren, besucht Kelter und Keller, kehrt in den Schlössern ein, überall ein gern gesehener Gast; und wie im Taschenbuch die Noten und Anekdoten, so häufen sich im Album

*) Von Dr. Clemens Klöpper, Gymnasiallehrer in Rostock. Rostock, 1878. Wilh. Werther.

**) La Vigne, par Bertall. Paris, 1878, Plon & Cie.

des Touristen Zeichnungen und Skizzen. Nach Paris zurückgekehrt, befriedigt und heiter, sich an dem Tranke begeisternd, den er besingt, geht aus seinen Händen die anmuthige, geistreiche Schilderung des Gesehenen hervor, die Odyssee des Önophilen im „gelobten Lande des Weins". An des kundigen Führers Arm besucht der Leser den sonnigen Weinberg, die triefende Kelter, den kühlen, in Fässer- und Flaschenschmuck prangenden Kellerraum; er sieht beim glänzenden Gastmahl den süßen Nektar schäumen und blinken, das köstliche Naß fließen und überfließen in jenen goldschimmernden Sälen und Cabinetten der Pariser Boulevards, in welchen die elegante Jugend und das elegante Alter Frankreichs und des Auslandes den Becher der Lust bis auf die Neige leert. In diesem Buche wird sich der Kenner wohlthuend heimisch fühlen, der Müßige willkommene Zerstreuung, der Denkende nützliche Aufklärung und oft unerwarteten tiefern Sinn finden, denn, dem bekannten Spruche die neue Variante substituirend: „Sage mir was Du trinkst und ich sage Dir, wer Du bist", behandelt Bertall seinen Gegenstand oft auch von einem höhern Gesichtspunkte. Der gefüllte Becher wird ihm zum Spiegel der Seele des Trinkenden — in vino veritas —, wie andererseits dies Buch ein Spiegel ist des weinerzeugenden Landes und seiner Bewohner; derer, die den Wein pflanzen und bereiten, und derer, die durch den Wein leben oder in ihm untergehen.

H. W.

— **Mohammed.***) Die Schrift füllt das Heft 290 der von R. Virchow und Fr. von Holtzendorff herausgegebenen Sammlung gemeinverständlicher Vorträge aus und sucht ihren Zweck in der denkbar eingehendsten Darstellung aller Einzelheiten, welche sich auf die Entwickelung, das äußere Leben, die Sitten und Gewohnheiten des Propheten beziehen. Soweit der Verfasser dabei den allgemein- und culturgeschichtlichen Gesichtspunkten folgt, ist seine Arbeit auch für die nichtmohammedanische Welt unsres westlichen Europa von einigem Interesse. Dies gilt namentlich von den einleitenden zwölf bis vierzehn ersten Seiten der Schrift, in welchen durch eine Schilderung der geographischen und klimatischen Verhältnisse Arabiens, der Zeit- und Culturlage, der in den Völkern des Ostens sich vollziehenden geistigen Bewegungen orientirend nachgewiesen wird, wie ein Mann von Mohammeds Bedeutung entstehen, und wie sein Streben als Sammler und Bearbeiter neuer religiöser Formen den bekannten Erfolg erreichen konnte. Um sodann aber ein möglichst fein gegliedertes Bild von Mohammeds persönlichem Charakter zu geben, hat Herr Goergens sich außer in A. Sprengers „The life of Mohammed" (Allahabad 1851), und in einige andere biographische Arbeiten über den Propheten hauptsächlich in die bei den Ostvölkern als kanonisch geltende Termidische Schriftensammlung versenkt und aus ihr bis auf den Grund geschöpft, so daß in seine Feder manches eingelaufen ist, was dem Westeuropäer und Nichtmohammedaner ungenießbar erscheinen muß. Termidi, der im Jahre 279 mohammedanischer Zeitrechnung starb, hat als eifriger Anhänger der mohammedanischen Lehre die Pflicht gefühlt, alle, auch die kleinsten und unbedeutendsten Züge aus dem öffentlichen und häuslichen Leben des Stifters zu sammeln. Indem Herr Goergens diese Mittheilungen fast in ihrem ganzen Umfange aufgenommen hat, werden wir mit einem Detail bekannt, das in dieser Wahl nur für den eingefleischten Mohammedaner Interesse haben kann. Es wäre eine sorgfältigere Sichtung des Materials sehr zu wünschen gewesen; sie hätte dem europäischen Leser manchen wenig ästhetischen Beigeschmack erspart, ohne dem Zwecke der Schrift wesentlichen Eintrag zu thun. Damit hängt auch die mangelhafte stilistische Behandlung des Gegenstandes zusammen, welche in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung bisher ausgeschlossen gewesen ist und hier in Verbindung mit einer argen Fülle von Druckfehlern als unbehagliche Neuheit erscheint.

G. H.

*) Ein Charakterbild von E. P. Goergens in Bern. Berlin, 1878. Carl Habel (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).

Mancherlei.

Eine neue Übersetzung Petöfi'scher Gedichte von Ladislaus Neugebauer ist so eben, eingeleitet von Friedr. Bodenstedt und Mor. Jókai, im Verlage von O. Wigand in Leipzig erschienen. Wir machen vorläufig auf das hübsch ausgestattete Bändchen blos aufmerksam, da wir demselben demnächst eine eingehendere Besprechung widmen werden.

Bei dem Interesse, welches sich, auf die von Frau Salis-Schwabe gegebene Anregung, auch in Deutschland für die Unterstützung der Armenschulen in Italien und insbesondere in Neapel kund gegeben hat, werden es uns manche Leser Dank wissen, auf eine kürzlich erschienene Schrift der Frau Jessie White Mario: la Miseria a Napoli aufmerksam gemacht zu werden, worin die sozialen Zustände der unteren Klassen in Neapel einer freimüthigen und sachlichen Besprechung unterzogen werden. Die Vorstellungen, die man sich in Deutschland früher von dem glücklichen Schlaraffenleben der Lazzaroni zu machen pflegte, sind Dank der eingehenderen Bekanntschaft mit den Verhältnissen der italienischen Bevölkerung längst als mythisch erkannt worden. Dennoch wird es Manchen überraschen, in welchem Umfange Hunger, Krankheit und jede Art von Noth in Neapel sich eingenistet haben. Professor Pasquale Villari, ein geborener Neapolitaner, trägt in dem Briefe an die Verfasserin, der dem Buche als Einleitung dient, sogar kein Bedenken, das Elend in Neapel für größer zu erklären als dasjenige von London.

Während uns der Aufsatz in Nr. 6 dieser Blätter den italienischen Novellisten A. G. Barrili im antik-römischen Gewande als Cajus Titius Sempronius vorführt, lernen wir in dem ebenfalls 1877 bei den Gebrüdern Treves in Mailand erschienenen Roman Diana degli Embriaci den muntern Genueser als Erforscher und Sittenschilderer des Mittelalters kennen. Und zwar ist es eine Schuld der Dankbarkeit, die der Erzähler an seine Heimat zahlt. Denn der Geschichte des stolzen Genua in seiner stolzesten Zeit ist der Stoff des Romans entlehnt, der, unter dem Vorwande einer Liebesgeschichte zwischen der schönen Diana und dem tapfern Arrigo, vielmehr den Antheil Genua's an den Kreuzzügen des zwölften Jahrhunderts und die Meeresherrschaft der ligurischen Seestadt schildert. Wie in jener altrömischen Erzählung, entwickelt Barrili auch in dieser Dichtung eine umfangreiche culturgeschichtliche Belesenheit; allein trotzdem gelingt es ihm seiner ganzen Anlage nach nicht, dem Leser ein wirkliches Bild der Zeit vorzuführen, in welche die Handlung ihn versetzen soll, und der Eindruck, den die Erzählung trotz peinlichster Treue des äußern Apparats hinterläßt, ist doch ein durchaus moderner, weil Barrili's wohlbekanntes Gesicht immer wieder durch die historische Maske hervorschaut.

An American Almanac for 1878, von Ainsworth R. Spafford. — Trotz der vielen vorhandenen Kalender giebt es nicht einen darunter, der speciell der allgemeinen Statistik der Vereinigten Staaten gewidmet ist. Der Herausgeber dieses Buches beabsichtigt dem lange empfundenen Mangel eines compakten und umfassenden Handbuchs abzuhelfen durch Angabe der Statistik aller Nationen und besonders der Vereinigten Staaten nach neuester Aufnahme und zu mäßigem Preise. Er hat aus allen Quellen geschöpft, aus ausländischen wie aus amerikanischen, und hat seine Statistik für jedes Fach in compakte Tabellenform gebracht, die schnell ohne Zeitverlust nachgeschlagen werden kann. Die zahlreichen Departement- und Büreau-Documente der Vereinigten Staaten sind zu Rathe gezogen worden in Bezug auf wichtige und nützliche Thatsachen betreffs der Gemeindeländereien, der Finanzen, des Postamtsystems, des Tarif- und Binnenzolls, des Geldcourses, des Patent- und Pensionsamtes, Handel und Schiffahrt, und die Statistik des Census. In Rücksicht auf die Fragen, welche gegenwärtig so vieles Interesse in Anspruch nehmen, ist financiellen Gegenständen, wie Prägung, Besteuerung, öffentlicher Schuld, Ausgabe, u. s. w., u. s. w. viel Raum gewidmet. Das Buch ist höchst werthvoll, es enthält reiche Belehrung, welche Jeder in der hier gegebenen anziehenden Form gern besitzen wird. (Publisher's Weekly.)

Dr. Julius Euting hat den Katalog der Arabischen Werke der Straßburger Universität herausgegeben. In der kurzen Vorrede zu dem Bande verspricht der Oberbibliothekar, daß die Kataloge anderer Fächer bald folgen sollen.

Die Pariser Presse ist folgendermaßen zwischen den politischen Parteien vertheilt: Die republikanische Presse besitzt zweiundzwanzig Zeitungen mit einem Umsatz von 200,000 Exemplaren; die Legitimisten haben sechs Zeitungen mit 25,000; die Orleanisten fünf Zeitungen mit 30,000; die Bonapartisten sieben Zeitungen mit 70,000. Der „Figaro“, der den größten Umsatz unter allen Pariser Zeitungen hat, kann nicht als specielles Parteiblatt bezeichnet werden. (Athenaeum.)

Memories of Shaubena, by N. Matson. — Shaubena war ein Indianerhäuptling vom Stamme Ottawa, der in mannigfacher Beziehung mit der älteren Geschichte von Illinois zusammenhängt. Seine Erinnerungen enthalten viele Vorgänge, die sich auf den Black Hawk Krieg, die Westindianer und die älteren Ansiedlungen im Westen beziehen. (P. W.)

Zu dem diesjährigen Bande von „The Portfolio“, das sich mit zeitgenössischer Kunst beschäftigt, wird eine Reihenfolge von Artikeln von Beavington Atkinson über die Schulen der modernen Kunst in Deutschland erscheinen. Stiche, nach den Gemälden lebender Künstler von Deutschen gestochen, werden diese Aufsätze zieren. (P. W.)

Der erste Band von Schiller's und Goethe's Briefwechsel, nach der dritten deutschen Auflage, ins Englische übersetzt und mit Anmerkungen versehen von L. Dora Schmitz, erscheint bei J. B. Lippincott & Co. (P. W.)

Der nächste Band der Choice Autobiography, welche Herr Howells edirt, wird „Marmontel“ bringen.

Max Duncker's Geschichte des Alterthums ist von Herrn Evelyn Abbott in das Englische übersetzt worden; die Übersetzung wird als sehr gelungen bezeichnet.

In Amerika erscheint eine Übersetzung von Moltke's Briefen aus Rußland, von Grace Bigelow, in der Half-Hour Series.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Bayne, P.: Chief Actors in the Puritan Revolution. London. 12 s.
Brassey: Voyage in the „Sunbeam“. London. 21 s.
Doran, J.: Memories of our Great Towns. London. 12 s. 6 d.
Fergusson, J.: On the Temples of the Jews. London. 42 s.
International Numismatica Orientalia. Vol. 1. London. 73 s. 6 d.
Kirby, W. T.: Diurnal Lepidoptera: a Synonymic Catalogue; Supplement. March 1871 to June 1877. London. 8 s. 6 d.
Life in the Mofussil: Or the Civilian in Lower Bengal. 2 vols. London. 14 s.
Like Dian's Kiss: A Novel. 3 vols. London. 31 s. 6 d.
Lindley and Hutton: Illustrations of Fossil Plants. London. 25 s.
Morris, W.: Decorative Arts: their Relative to Modern Life and Progress: an Adress. London. 6 d.
Mostyn, S.: Little Loo: a Story. London. 31 s. 6 d.
Myths: Ancient and Modern. London. 3 s. 6 d.
Newcomb, S.: Popular Astronomy. London. 18 s.
O'Connel, Mrs. M. J.: Charles Biancony. London. 10 s. 6 d.
O'Grady, S.: History of Ireland. vol. I. The Heroic Period. London. 7 s. 6 d.
Walker, F. A.: Money. London. 16 s.
Wellington, Duke of: Despatches, Correspondence, and Memoranda. vol. VII. London. 20 s.
Wilson, H Schütz: Alpine Ascents and Adventures. London. 10 s. 6 d.

II. Französisch.

Annuaire des Adresses du commerce de l'industrie et des administrations de la province de l'Alsace-Lorraine. 1878. vol. I. Basse-Alsace. Strassburg, Bensheimer. 10 fr.
Autran, J.: Lettres et notes de voyages. Paris, C. Lévy. 6 fr.
Berlioz, H.: Mémoires. Paris, Calm. Lévy. 7 fr.
Castelar, E.: Préface pour servir a l'histoire d'un crime de Victor Hugo. Paris, Derveaux. 30 c.
Du Moncel: Exposé des applications de l'électricité tome V et dernier. Paris, Eug. Lacroix. 14 fr.
Gayot, Eug.: La culture intensive de l'oeuf et son incubation Paris, Didot. 1 fr.
Guizot, M.: L'Histoire de France depuis 1789 jusqu'en 1848, racontée a mes petits-enfants. Paris, Hachette.
Loray, Miss Terrier de: Jean de Vienne Admiral de France (1341 à 1396). Paris. 6 fr.
Satyre Ménippé la vertu du catholicon de Rome. Paris, Sandoz.

SAMPSON LOW, MARSTON & CO.'S LIST.

Now ready, small post 8vo. cloth extra, price 6s.
The ART of READING ALOUD, in Pulpit, Lecture Room, or Private Reunions. With a Perfect System of Economy of Lung Power, on just principles, for Acquiring Ease in Delivery and a thorough Command of the Voice. By GEORGE VANDENHOFF, M. A., Author of „The Art of Elocution", „The Clerical Assistant", „The Ladies Reader" &c.

Now ready, in 8vo. cloth extra price 7s 6d.
Vol. I. of a HISTORY of IRELAND. By STANDISH O'GRADY. The HEROIC PERIOD.

Now ready, crown 8vo. limp cloth, price 3s 6d.
IN MY INDIAN GARDEN. By PHIL. ROBINSON. With a Preface by EDWIN ARNOLD, M. A. C. S. I. F. R. G. S., &c.

NOTICE. — Now ready.
ALPINE ASCENTS and ADVENTURES; or, ROCK and SNOW SKETCHES. By H. SCHÜTZ WILSON, Member of the Alpine Club, Author of „Studies and Romances", &c. With 2 Illustrations by Marcus Stone, A. R. A., and Edward Whymper. In small post 8vo. cloth extra, 10s 6d.

A Second Edition is now ready of
A PRISONER of WAR in RUSSIA. By Colonel WILLIAM JESSER COOPE, Imperial Ottoman Gendarmerie. This Work describes Colonel Coope's experiences with the Turks, and his Cowardly Treatment by the Russians.

„His words have an air of truth and soberness about them that is irresistibly persuasive.... It should be, we think, emphatically the book of the war." — *London.*

„That he was ill used, most shamefully and cruelly ill used, by the Russians, is certain." — *Saturday Review.*

THE SECOND EDITION IS NOW READY OF
The LAND of BOLIVAR; or WAR, Peace, and Adventure in Venezuela. By J. M. SPENCE. With Maps and numerous Illustrations. 2 vols. demy 8vo. cloth extra, price 31s 6d

SATURDAY REVIEW. „No one could have been better fitted to go to Venezuela than Mr. Spence, and it seems impossible that any other book about Venezuela can be wanted by persons who can refer to these volumes."

SPECTATOR. — „His book is a valuable and comprehensive one... The personal narrative is spirited and interesting."

NEW NOVELS.

LIKE DIAN'S KISS. By „Rita", Author of „Vivienne". 3 vols.

THROUGH MY SPECTACLES. By „PROAVIA". 3 vols.

A SECOND EDITION IS READY OF
The WRECK of the GROSVENOR. 3 vols.

New Novel, now ready.
AS SILVER IS TRIED. By M. E. KERMOUDE. 3 vols. 31s 6d.

London:
SAMPSON LOW, MARSTON, SEARLE & RIVINGTON, (82)
Crown-Buildings, 188, Fleet Street, E.C.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.
Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (83)

Peter Pinsel.

Scherz-Roman
von
A. v. Winterfeld.
4 Bde. 8°. broch. 13 M. 50 Pf.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Die Arier. (84)

Ein Beitrag
zur
historischen Anthropologie
von
Theodor Pösche.
Ein Band. gr. 8. eleg. broch. 5 Mark.

Neuer Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Doepler, C. E., Prof., Kunst und Künstler in ihren Beziehungen zum Kunstgewerbe. Vortrag, gehalten im Verein für Deutsches Kunstgewerbe zu Berlin. gr. 8°. Preis Mk. 0,75.

Doepler, C. E., Prof., Ueber die Stellung des Vereines für Deutsches Kunstgewerbe in Berlin zum Berliner Gewerbe-Museum. Vortrag. gr. 8°. Mk. 0,60.

Hillebrand, Karl, **Profile.** (Zeiten, Völker und Menschen, Bd. IV.) gr. 8°. Preis: Mk. 6,00.
Inhalt: Statt des Vorwortes: Ein Wort über moderne Sammelliteratur und ihre Berechtigung. — I. X. Doudan. — H. de Balzac. — Gräfin d'Agoult. — M. Buloz. — M. Thiers. — II. E. Renan als Philosoph. — H. Taine als Historiker. — III. Die gefürsteten Medicäer. — Ein fürstlicher Reformer des 18. Jahrhunderts. — Gino Capponi. — IV. N. Machiavelli. — Fr. Rabelais. — Torquato Tasso. — Ueber Milton und seine neuesten Biographen. — Parny. — Manzoni.

Maipredigten von Frater Hilarius. (Eduard Fentsch.) Fünfte Auflage. Eingeleitet von Ludwig Steub. 8°. Preis: geh. Mk. 2,00, fein geb. Mk. 3,00.

Naumann, Emil, Prof. Dr., **Darstellung** eines bisher unbekannt gebliebenen Stylgesetzes im Aufbau des classischen Fugenthema's. gr. 8°. Preis: Mk. 1,50. (85)

Soeben erschien und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Worte des Herzens

von
J. C. Lavater
für
Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben von
C. W. Hufeland.

XXV. Auflage. Miniatur-Ausgabe, höchst eleg. ausgestattet, mit Lavater's Portrait in Stahlstich, in Leinwand gebunden Preis 1 Mk. 50 Pf.

Berlin. (86)
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann).

Literarische Neuigkeiten bis 7. April. (87)

Becker, Franz Storen. 3 Bde. Dürr in Leipzig.
Bergkrystalle. I. 3. 4. Haller in Bern.
Heldt, Ewige Liebe. Deubner in Riga
Klencke, Illustrirtes Lexikon der Verfälschungen. 1. Liefg. Weber in Leipzig.
Laehm up! Literarische Anstalt in Celle.
Riu luftert mol! Ebend.
Proelß, Das herzogl. Meiningen'sche Hoftheater und die Bühnenreform. Bartholomäus in Erfurt.
Reuß, Zurückgeblieben in Feindesland. Dürr in Leipzig.
Social-Correspondenz. I. 1 – 3. Dresden.

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in **Leipzig** erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (88)

Die Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst
37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8.
Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 15—16 enthalten folgende Artikel: Die deutsche Literatur 1752—1756. II III. Julian Schmidt. — Die neueren assyrischen Ausgrabungen. II. Rudolf Buddensieg. — Ein Ritt durch Kleinasien. A. Rauchhaupt. — Vom deutschen Reichstage und preußischen Landtage. 7 p. — Die Berliner Malerschule I. Von Adolf Rosenberg. — Die türkischen Frauen. A. Rauchhaupt. — Otto von Bamberg. Von H. Salchow. — Literatur. Hermann von Witzleben. Im Dienste der freiwilligen Krankenpflege. v. Clausewitz. — Robert König, Deutsche Literaturgeschichte. — Arnold Wellmer, Aus dem Leben einer Verstorbenen. Karoline Bauer in ihren Briefen.

Die 14. Nummer (7. April) der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI,** welche in Florenz erscheint, enthält: (89)

Inghilterra e Russia. — La Banca Toscana ed il baratto dei biglietti a corso legale. — Il Credito Fondiario Italiano. — Corrispondenza da Londra. — Il Parlamento. — La Settimana. — Su le „Odi barbare" (*Giuseppe Chiarini*). — Enrico Heine (*G. M.*). — Elena Lazzaro Ruffino: Valeria. — L'Emigrazione italiana. Lettera ai Direttori (*L. Bodio*). — Bibliografia. Letteratura. *Francesco Mario Mandalari*, Bozzetti Napoletani; *Francesco Rapisardi*, La Guida del galantuomo. — Storia. *F. Calvi*, Curiosità storiche e diplomatiche del secolo decimottavo. — Scienze giuridiche. *Davide Supino*, Del conto corrente. — Statistica. *Rawson*, Vital statistics of the city of Buenos-Ayres. — Scienze naturali. *G. B. Ercolani*, Prime ricerche sulla trasformazione di una crittogama del genere Uromyces e. *A. Incontro*, L'evoluzione degli esseri organizzati e la teoria Darwiniana. — Diario mensile. — Riassunto di Leggi e Decreti: RR. Decreti e trattati internazionali. — Decreti ministeriali. — Le Alleanze dell'Impero Francese nel 1869 e nel 1870. — Notizie. — Rivista italiano. — Articoli che riguardano l'Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri. Riviste inglesi.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt von Carl **Duncker's Verlag in Berlin** bei.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jos. Goßmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, [illegible]
Druck von Eduard Krause in Berlin, [illegible]

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | **Begründet von Joseph Lehmann.** | Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 27. April 1878. [№ 17.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Hertz: Italien und Sicilien.

Wie einst die zarte Minne im Gespräch abgehandelt wurde, so gehören jetzt die Erlebnisse und Erfahrungen der Reise zur geselligen Unterhaltung. Du kommst in eine dir unbekannte Gesellschaft, wie ein Seefahrer, der in die Ferne fährt, Fremdes gegen Eigenes einzutauschen. Da tönt der Name einer fremden auch von Dir besuchten Stadt an dein Ohr, du fühlst sofort festen Ankergrund, und der Austausch kann beginnen. Bei Manchen wirft du Stoff zu gegenseitigem Genuß und Belehrung finden, wenn du über Art und Bildung eines fremden Volkes mit ihm redest; Andern erweckt die Natur des Landes selbst mehr Theilnahme. Nicht die Wenigsten haben die größte Freude an der zurückgelegten Strecke selbst und werden am liebsten die Reihe der Städte und der Gasthöfe mit den von dir besuchten collationiren. „Auch dagewesen“, pflegte mit Befriedigung einer meiner Lehrer zu sagen, wenn er bei der Lectüre eines klassischen Schriftstellers auf einen berühmten Ort kam. Die fremden Länder gleichen einem Buch mit vielen Capiteln, worin ein Jeder nach seinem Geschmack und seiner Vorbildung liest. Eins der schönsten, aber auch der schwersten bleibt immer Italien. Unvergängliche Kunstwerke aller Zeiten bilden seine Illustrationen, so daß gar Mancher sich an diesen genügen läßt. Der Text selbst, die Seele des Volkes und seine Cultur sind in einer nicht so leicht verständlichen Sprache geschrieben, als im Allgemeinen angenommen wird. Darum werden die Beobachtungen Anderer gleichsam wie eine Übersetzung stets gerne aufgenommen werden. Am ursprünglichsten bleiben dieselben in den auf der Reise selbst geschriebenen Briefen bewahrt. Sie geben dem, welcher eine Reise nach Italien unternehmen will, das Vorgefühl solchen Glückes, liebe Erinnerungen aber und Anklänge an Genossenes dem Heimgekehrten. Seit Goethe wissen wir das Angenehme der persönlichen, subjectiven Darstellung zu schätzen, und oft der parteilosen Gelehrsamkeit vorzuziehen.

So werden auch die Briefe eines Mannes willkommen sein, welcher ohne ein Künstler oder Gelehrter zu sein, sich in Italien die unendlichen Schätze der Cultur zu eigen machte*). Zu seiner völligen Heilung nach schwerer Krankheit nach Italien gereist und anfangs noch unter dem Einfluß der weichen Stimmung des Genesenden stehend, schrieb der Verfasser diese Briefe an seine Familie und den engeren Kreis der Freunde. Nach seinen Worten war es ihm ein Herzensbedürfniß, ein Trost in mancher einsamen Stunde, den Seinigen in der Heimat von dem Gesehenen mitzutheilen, so gut er konnte. Der Reiz des Vertraulichen ist auch den gedruckten Briefen geblieben. Wahrheit und Bescheidenheit, zwei der liebenswerthesten Eigenschaften eines Erzählers, zeichnen sie aus. Der Verfasser sagt nichts, was er nicht fühlt, und sein Urtheil ist ein so abgewogenes, daß es leicht wird, mit ihm zu fühlen. Feine Empfindung und Humor, wie sie sich beispielsweise in der Schilderung der Kirche S. Miniato oder des Kapuzinerklosters bei Monreale äußern, entschädigen für einen Mangel an Kraft und Originalität.

Zuerst leidet der Schreiber, wie so viele Reisende, unter dem Druck der mitgenommenen Reisebücher. Eine gewisse zaghafte Befangenheit und Pedanterie hindert ihn, einfach wiederzugeben, was er sieht. Allmählich wächst sein Vertrauen, und der Leser dringt mit ihm zugleich in das Wesen Italiens und hat die volle Freude der Vertiefung. La Spezzia und Pisa bilden Vorstufen, jenes für die Sprache, dieses für die Kunst. In Florenz steht er unter dem Einfluß von Grimm, Stahr und Burkhardt. Dann drängt der Eindruck, den die Antiken auf ihn machen, alles Andere in den Hintergrund. Von Florenz geht er über Livorno nach Neapel, und geräth in den wunschlosen, genießenden Zustand, in welchen nur der Frühling im Süden versetzt. In Rom hält er sich zwei Monate auf. Kunst und Natur fesseln ihn, aber am liebsten wird der Leser die Schilderungen des Volkes lesen. Der Gesang der Kinder in der Kirche Sta. Trinità dei Monti, der Jahrmarkt in Grotta Ferrata sind reizende Stimmungsbilder.

Eine zweite Reihe von Briefen bringt die Reise des folgenden Winters. Langsam durchstreift Hertz die einzelnen bedeutenden Orte Oberitaliens, sich überall bildend und belehrend. Ernsthaft treibt er Geographie, Geschichte und Kunstgeschichte. Diese alle Geisteskräfte fesselnde Beschäftigung erfüllt ihn, wie er schreibt, mit einer Heiterkeit und harmonischen Stimmung, die ihn frei und unabhängig macht und auch seine Briefe durchdringt. Von Genua aus schifft er nach Palermo. Sicilien ist der beste Theil der Reisebeschreibung. Sein Urtheil ist gereift; mit natürlicher Empfindung nimmt er alle Überraschungen auf, an denen jenes Land so reich ist, das den nordischen Reisenden bald in das alte Hellas, bald in das Reich der Khalifen und dann wieder in das Zauberland des Nils zu versetzen scheint. P. L.

*) Italien und Sicilien; Briefe in die Heimat von Paul Hertz. Zwei Bände. Berlin, 1878. W. Hertz.

Italien.

Ippolito Nievo: Bekenntnisse eines Achtzigjährigen.

Die Verheißung, wodurch Paul Heyse in seiner schönen Einleitung zu dem Erstlingswerke von Ippolito Nievo weitere Bekanntschaft mit dem in Deutschland bisher unbekannten Dichter

des Engelsherzens in Aussicht stellte, ist schnell erfüllt worden. Der dritte und der vierte Band der „Italienischen Novellisten" bringen uns den letzten und bedeutendsten Roman Nievo's, die Bekenntnisse eines Achtzigjährigen, welche, als der jugendliche Verfasser auf der Heimkehr von Garibaldi's Zug nach Sicilien von den Wellen des mittelländischen Meeres verschlungen worden war, sich in seinem Nachlasse vorgefunden haben. Sicherlich sind der sympathischen Gestalt des schiffbrüchigen Freiheitskämpfers und Poeten schon durch den ersten Band der Italienischen Novellisten auch in Deutschland zahlreiche Freunde erweckt worden: diese werden es mit Genugthuung begrüßen, daß die literarische Charakterfigur Nievo's aus der Fülle der zeitgenössischen Roman- und Novellendichter seines Vaterlandes nunmehr scharf umrissen hervortritt.

Gleich dem Angelo di bontà führen uns die Confessioni di un Ottuagenario nach Venedig, in die Zeit des Sinkens und des Verfalls der Lagunenrepublik, deren ruhmloser Zusammenbruch im Sturm der französischen Revolutionskriege mit schonungsloser Wahrheitsliebe geschildert wird. Aber während in dem Engelsherzen die Handlung sich hauptsächlich in Venedig selbst bewegt, versetzen uns die Bekenntnisse eines Achtzigjährigen während des größten Theils ihrer fesselnden Darstellungen in das Landgebiet der einst so mächtigen Stadt, an die lagunenumsäumte Küste des adriatischen Meeres, die sich nordostwärts von Venedig bis Aquileja zieht. Diese Landschaft, fruchtbar und wohlbevölkert, bildete, durchströmt vom Piave, dem Tagliamento und mancher Canalanlage, dem Stolze venezianischer Wasserbaukunst, ein reiches Hinterland für den Handel und die Schifffahrt der Markusstadt. Ihre edlen Geschlechter fanden hier ergiebigen Landbesitz oder einträgliche Ämter, die, wie sie den Glanz der stattlichen Paläste am Canal grande erhöhen halfen, auch manchem verarmten Nobile willkommene Unterkunft und Gelegenheit zur finanziellen Erholung darboten.

In die Residenz einer solchen Adelsfamilie verlegt Nievo den Schauplatz der Jugenderinnerungen seines Achtzigjährigen. Schloß Fratta baut sich vor unseren Blicken auf als ein Feudalcastell, dessen Herren seit Jahrhunderten über die umliegenden Dorfschaften regiert haben. Thürme und Zinnen, Graben und Zugbrücke sind noch wohlerhalten, aber der kriegerische Geist, welchen die Dynasten von Fratta vordem in zahlreichen Fehden mit dem umwohnenden Landadel und unter dem Banner des heiligen Markus bethätigt hatten, ist längst milderen Sitten gewichen. Graf Sigismondo, der letzte Schloßherr von Fratta, ist wie sein Bruder, der Kanonikus, ein äußerst friedliebender Herr, der seinem kleinen Hofstaat zwar mit angestammter Würde vorsteht, jedoch durchaus frei ist von jener dem italienischen Adel überhaupt fremden Grandezza, dem mürrisch-steifen Sussiego der Spanier. Die gräfliche Familie verschmäht es nicht, täglich nach Aufhebung der Tafel mit ihren Hausbedienten und dem ganzen Schloßpersonal an dem gemüthlich lodernden Heerde der geräumigen Küche ein Plauderstündchen zu halten, wobei sich denn eine ganze Galerie echt italienischer Charakterköpfe behaglich und ansprechend entfaltet. Da ist der Commandant der bewaffneten Macht, ein Bramarbas, der die unglaublichsten Heldenthaten unter Prinz Eugen verrichtet hat, sich aber beim ersten Lärm ins Bette verkriecht; der Schloßgeistliche und sein spitzbübisch schlauer Sakristan; der Kanzlist, als rechte Hand des Grafen in Regierungs- und Justizsachen einflußreich, der Kammerdiener, der zugleich als Ober-Ceremonienmeister des Hofes von Fratta fungirt; der Pförtner, eine alte Kriegsgurgel, der in früheren Jahren auch als Bravo ein bewegtes Leben geführt hat, auf das er ohne jede Reue zurückblickt; und so herab bis zum alten tauben Martino, der, ein abgedankter Forst- und Pferdeknecht, sich jetzt das Gnadenbrot mit Käsereiben verdient. Dazu ein entsprechendes Personal an Kammerzofen und sonstigem weiblichen Gefolge, das sich an die Schleppe der Gräfin von Fratta und ihrer beiden Töchter heftet.

In dieser Umgebung wächst der Held der „Bekenntnisse" auf, eine Art Findelkind, das von der Schwester der Gräfin aus zweifelhafter Ehe herstammt und eines schönen Tages, in einem Korbe verpackt, zu nicht geringem Ärger der Schloßdame in Fratta einpassirt ist. Carlino ist der allgemeine Sündenbock, er muß der dicken Köchin den Bratspieß drehen, dem Schloßgeistlichen die Liturgie singen, Martino beim Käseschaben helfen. Allein er ist ein unverwüstlich munteres Blut, das wir auf seinen Streifzügen durch die Wiesen und Äcker an den Ufern des Piave und des Lemenekanals gern begleiten, und das sich aus allen Fährlichkeiten im Verkehr mit Schmugglern, Briganten, streitsüchtigen Nachbarn u. dgl. mit Frohsinn und natürlicher Gewandtheit herauszuziehen weiß.

Seine Erzählung führt uns in zwanglosester und anschaulichster Weise auch über den Kreis der Schloßmauern hinaus die gesammten gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zustände der Terra ferma vor. Das Landvolk der umliegenden Dörfer vom Arbeiter bis zum behäbigen Pächter oder Müller; die Pfahlbürgerschaft des benachbarten Landstädtchens, das in Bauart und Lebensweise sich möglichst eng an das erlauchte Vorbild der Lagunenmetropole anzuschließen sucht; die Geistlichkeit vom schlichten Dorfpfaffen bis zum Bischof und seinem Capitel; die venezianische Magistratur mit ihren Vicecapitainen, Podestà's, Kanzlisten, Sbirren und den unvermeidlichen Spionen; der Landadel, theils mit urväterischen Manieren, theils streng nach den aus Versailles und Paris entlehnten Vorbildern der Stutzer des Markusplatzes geschniegelt und frisirt.

In diesen Mikrokosmus, dessen Getriebe der Dichter auf das Liebenswürdigste und mit seltener Gegenständlichkeit zu veranschaulichen gewußt hat, greift nun der Wirbel der französischen Revolution mit immer stärkerem Wellenschlage ein. Den Grundsätzen, zu denen sich die französische Nationalversammlung von 1789 bekennt, jauchzt jeder offne Kopf, jedes fühlende Herz von Porto gruaro und Fratta entgegen: sie sind die Verwirklichung jener humanistisch-abstrakten Weltanschauung, in der sich das Jahrhundert der Aufklärung bewegt. Die Jugend der Markusstadt, die Studenten von Padua, der geistig regsame Theil des venezianischen Patriziats: sie alle sympathisiren auf das Unverhohlenste mit der Proclamation der Menschenrechte und mit den kosmopolitischen Weltbeglückungstheorien der Gesetzgeber von Versailles. Einverständnisse werden angeknüpft, Gesellschaften gebildet; der französische Gesandte in Venedig hält bald die Fäden einer über das ganze Gebiet der Markusrepublik sich ausbreitenden Reformpartei in der Hand, die durch die brüderliche Hülfe der französchen Nation zu einer den modernen Ideen entsprechenden freiheitlichen Umgestaltung und Verjüngung des verrosteten Staatswesens zu gelangen hofft.

In diesen Sympathien für Frankreich lassen sich die jugendlichen Freiheitsschwärmer auch nicht sonderlich durch das Auftreten der französischen Armee, durch die Plünderungen und Ausschweifungen beirren, welche die Vorkämpfer der allgemeinen Freiheit und Gleichheit auf dem neutralen Boden der Republik Venedig verüben. General Bonaparte, dessen Siegeszug gegen Österreich mehr als einmal die Thäler des Friaul berührt, bleibt trotz der unverkennbaren Habsucht und Willkür seiner Untergebenen

der allgemeine Abgott der italienischen Patriotenpartei, die sich um seine Fahnen schaart und kein Bedenken trägt, seinen Abgesandten die Waffenvorräthe, die Schiffe und die Kunstschätze Venedigs auszuliefern. Selbst der unerhörte Verrath, vermöge dessen der Friedensschluß zwischen Frankreich und Österreich Venedig seiner Unabhängigkeit beraubt und gebunden an Österreich ausliefert, ist nicht im Stande, die Illusionen der Italiener dauernd zu zerstören. Sie folgen dem Siegeswagen des ersten Consuls mit wachsender Begeisterung, bis endlich die Aufrichtung des napoleonischen Kaiserthrons ihnen die Augen öffnet.

Der Held unserer Bekenntnisse macht diese Wandlungen des Revolutionszeitalters treulich mit. Volksanwalt von Portogruaro, Genosse der venezianischen Reformpartei, trägt er, durch die Heimkehr seines Vaters in seine Geburtsrechte als Nobile wieder eingesetzt, kraft derselben eifrigst dazu bei, den unfähigen Dogen Lodovico Manin und das verrottete Regiment des Adels zu beseitigen. Er wird Generalsecretär der provisorischen Regierung, deren sich die französische Arglist zur Plünderung der venezianischen Reichthümer bedient, und er verläßt, wie Viele seiner Landsleute nach dem Einmarsche der Österreicher, die Heimat, um seine Verfassungsideale in den ephemeren Schöpfungen der nord-, süd- und mittelitalienischen Republiken ebenfalls scheitern zu sehen. Capitain in einer aus neapolitanischen Patrioten gebildeten Legion, dann Oberbeamter der cispadanischen Republik, theilt er in Krieg und Frieden die mannigfachen Wechselfälle jener wirren Übergangszeit, die Italien unter das Scepter der Napoleoniden zu führen bestimmt war. Bei Napoleon's Thronbesteigung legt er seine Präfectur nieder; er zieht sich nach Fratta zurück und tritt aus dem Frieden der dort von ihm begründeten Häuslichkeit nur noch einmal, in den zwanziger Jahren, heraus, um in den Constitutionsbestrebungen der italienischen Liberalen und an ihrem Mißgeschick als Exilirter theilzunehmen.

An Carlo Altoviti's Leben durchmessen wir somit einen großen Theil des politischen und socialen Entwickelungskreises, den Italien vom Ende des vorigen bis in das zweite Drittel dieses Jahrhunderts durchzumachen gehabt hat, um zur Wiedererlangung seiner staatlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu gelangen. Das Martyrium so vieler für die Freiheit ihres Vaterlandes feurig erglühender Patrioten ist in diesen Bekenntnissen milde aber mit individueller Bestimmtheit gezeichnet; nicht, wie dies so häufig der Fehler italienischer Schriftsteller ist, in ausschließlicher Verherrlichung des Liberalismus, sondern mit unbefangenem Eingeständniß der politischen Unreife und Unklarheit, an denen derselbe wie anderwärts so auch in Italien lange genug zu leiden gehabt hat.

Was aber dem Buche sein eigentliches Gepräge giebt, ist eine Frauengestalt, die, so unpolitisch wie irgend möglich angelegt, den Helden der Bekenntnisse von seiner frühesten Knabenzeit bis in sein spätes Mannesalter theils als neckischer Kobold umflattert theils als treueste und aufopferndste Gefährtin begleitet und stützt. Die jüngere Tochter des Hauses Fratta, Gräfin Pisana ist als Kind die Jugendgespielin ihres Vetters Carlino gewesen, sie ist seine erste Liebe und auch ihm von Herzen zugethan. Aber ihr Wirbelköpfchen und die unbezähmbare Munterkeit ihres Temperaments bringen sie in tausend andere Verbindungen, zuletzt zu einer Heirat mit einem gebrechlichen und kaiferigen Anverwandten, den sie zwar treulich pflegt, aber nicht selten verläßt, um an Carlino's Seite Kriegs- und Liebesabenteuer der buntesten Art in der Lombardei, dem Kirchenstaat und den Abruzzen durchzumachen oder als seine Geliebte die rasch vorübergehende Herrlichkeit des Präfectenlebens im heitern Bologna zu theilen. Aber sie theilt mit ihm nicht minder die Noth des Exils in London, sie eilt zu ihm, um während schwerer Krankheit sein Auge und sein Stab zu sein, und sie erliegt den Anstrengungen und Entbehrungen, denen sie sich während zweier Jahre unter dem rauhen Nebelhimmel Englands für seine Genesung ausgesetzt hat. Die wunderbare und psychologisch doch aufs Feinste begründete Mischung von Flattersinn und Beständigkeit, von Laune und Consequenz, von Sinnlichkeit und Aufopferungsfähigkeit giebt Pisana's Erscheinung einen höchst eigenthümlichen Reiz; sie zwingt uns, wie ihre Umgebung, in den Zauberbann ihrer Persönlichkeit und schlägt durch die unzerstörbare Anmut und die echt italienische Unbefangenheit ihres Wesens alle Bedenken zu Boden, die sich vom Standpunkte der Moral gegen ihren Charakter erheben wollen. In Summa: ein so voll- und warmblütiges Menschenkind und Frauenbild, wie es nur selten die Künstlerhand eines Meisters darzustellen vermocht hat; eine Figur, die jedem, der sie kennen lernt, unvergeßlich bleibt, und die über Nievo's Buch einen Hauch des Sonnenlichtes ausgießt, das uns aus den besten Bildern der venezianischen Schule wohlthuend und erquicklich entgegenstrahlt.

Dies sonnige Colorit von Nievo's Erzählung läßt die nicht geringen Fehler, an denen die Composition des Romans leidet, vor dem Auge des Lesers zurücktreten. Man bemerkt kaum, daß der Rahmen des Buches allzuweit gespannt ist, daß die einzelnen Theile des Bildes Ungleichheiten in der Behandlung und Durchführung aufweisen, daß die Fülle des vom Dichter in Bewegung gesetzten Personals hie und da drückend und verwirrend wird. Alles Fehler, die unsere Besprechung in Nr. 8 des Magazins auch dem Erstlingswerke Nievo's, dem Engelsherzen, vorzuwerfen hatte und wegen deren sie dem unbedingten Lobe, das Paul Heyse dieser Dichtung zollt, nicht beizustimmen vermochte.

Gegenüber dem Angelo di bontà zeigen die Bekenntnisse eines Achtzigjährigen höchst bemerkenswerthe Fortschritte in der künstlerischen Behandlung; die größere Reife der Weltauffassung, die vertiefte Charakteristik, der psychologische Scharfblick des Dichters lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß er in den wenigen Jahren, die zwischen seiner ersten und seiner letzten Dichtung liegen, vollauf die Verheißungen erfüllt hatte, zu denen sein literarisches Debüt berechtigte. Ein vollendeter Meister erscheint uns Ippolito Nievo indessen auch nicht in den Bekenntnissen, mit denen seine dichterische Laufbahn so früh zum Abschluß gelangen sollte. Auch sein letztes Werk trägt die unverkennbaren Spuren einer Hast, einer Ungleichmäßigkeit, die sich bei nochmaliger Überarbeitung ohne Zweifel gemildert haben würde, jedoch schwerlich ganz zu vertilgen gewesen wäre.

Doch wer wollte einem mit neunundzwanzig Jahren Abgerufenen vorrücken, daß sein Werk unvollendet geblieben ist? Wie es uns vorliegt, ist es den besten Früchten beizuzählen, welche die fruchtbare Sonne Italiens gezeitigt hat; das „Engelsherz“ wie die Bekenntnisse eines Achtzigjährigen sichern ihrem Schöpfer einen Ehrenplatz unter den modernen Novellisten seiner Heimat, und unter den zahlreichen dichterischen Kränzen, die der alten Meereskönigin Venedig seit Jahrhunderten geweiht worden sind, bilden sie den jüngsten und frischesten. P. D. Fischer.

Frankreich.

Süd-Frankreich nebst den Kurorten der Riviera di Ponente, Corsica und Algier.*)

Nachdem wir unter den trefflichen Meyerschen Reisehandbüchern die beiden Frankreich behandelnden Bände, das nördliche mit Paris und das südliche, mehrere Jahre vermißt hatten, da sie einer neuen Auflage entgegengingen, ist jetzt endlich letzteres in neuem Gewande und erweiterter Gestalt wieder erschienen. Es bringt nicht allein Süd-Frankreich selber und die klimatischen Kurorte der Riviera di Ponente, sondern auch als neue Bereicherung Corsica und Algier, die ja politisch-geographisch zu Frankreich gehören und in jüngster Zeit auch als Kurorte immer mehr in Aufnahme gekommen sind; es versetzt uns also in ein Ländergebiet, das einestheils, wie wenige Länder Europa's, lohnende Reiseziele für das ganze Jahr bietet, anderntheils sowohl in seinen klimatischen Verhältnissen und den Erzeugnissen seines Bodens, als in denen seiner Kunst und namentlich seiner Architektur die eigenthümlichsten Erscheinungen aufzuweisen hat. Wo möchte es einen Fleck der Erde geben, der sich so vieler Heilquellen, so vieler klimatischen Kurorte rühmen kann, als die Pyrenäen und die Riviera di Ponente? Wo hat die Geschichte der Baukunst sich in anziehenderer Weise entwickelt und interessantere Schöpfungen, namentlich des romanischen Stils, hervorgebracht, als im südlichen Frankreich? Und wo gibt es, abgesehen von Italien, ein Land, das, wie es schon die Griechen zur Gründung von Colonien anlockte, so auch noch jetzt uns die Blütezeit römischer Cultur ins Gedächtniß zurückruft? Wir erinnern nur an die hochinteressanten Bauwerke in Nimes, Arles, Valence, Vienne u. s. w. Kein Wunder daher, daß, beeinflußt durch diese zahlreichen römischen Baureste, die mittelalterliche Architektur des südlichen Frankreich sowohl in constructiver, wie in decorativer Hinsicht länger als anderswo, ja länger sogar als in Italien selber, an der alten Tradition festhielt und schon mit dem Beginn des Romanismus in klar ausgesprochener Originalität der Behandlung auftrat, daß daher auch die Gothik hier erst viel später Fuß faßte und fast immer nur unter mancherlei Umgestaltungen ihrer Grundprincipien und unter bedeutenden Abweichungen von der Bauweise des nördlichen Frankreichs. Unter den in das Bereich unseres Buches gehörenden Gegenden könnte man wohl nur die Kathedralen von Bordeaux, Narbonne und Lyon davon ausnehmen, die, jede in ihrer Weise, mehr das System der Bauten des nördlichen Frankreich befolgen, während wiederum Querschiff und Chor von St. Nazaire in Carcassonne die reiche Choranlage des Nordens mit der Einfachheit und Schlichtheit der romanischen Tradition zu verbreiten sucht. Dazu kommt freilich ebenfalls, da der Verfasser auch der Auvergne eine eingehende Behandlung widmet, die Kathedrale von Clermont-Ferrand; aber im Ganzen ist es doch entschieden mehr die eigenthümliche Gestaltung der romanischen Bauwerke, die, im südlichen Frankreich vorherrschend, es zu einem in architektonischer Beziehung so interessanten Lande macht. Wie wir aber grade unter diesen einige Bauten von origineller Anlage vermissen, z. B. die kleine Kirche von Montmajour (Bouches du Rhône), die zu Planès (Pyren. orientales) und zu Rieux-Minervois (Aude), ebenso vermissen wir in unserem sonst so überaus vollständigen Buche die Erwähnung der im südlichen Frankreich noch ziemlich zahlreichen Überreste keltischer Denkmäler.

Mit der Orts- und Sachkenntniß, die wir aus den übrigen Reisebüchern an unserm Verfasser gewohnt sind (wenn wir anders Dr. Gsell-Fels als solchen anzusehen haben und nicht vielmehr, wie das Vorwort sagt, Herrn Dr. Schwarz, der das ganze Terrain in seinen Haupttheilen neuerdings wieder bereiste), behandelt derselbe den ganzen Ländercomplex, den er naturgemäß zunächst in die zwei Haupttheile zerlegt: 1) den Südosten Frankreichs von Lyon und Marseille bis Genf und Mentone, dazu die Riviera di Ponente mit ihren Kurorten, also eine Partie, welche neben ihren hohen Naturschönheiten wesentlich ihren Heilwirkungen den überaus zahlreichen Besuch verdankt; 2) den Südwesten von Frankreich, der westlich vom Rhône bis Bordeaux und Bayonne die Auvergne, die Pyrenäen und ihre zahlreichen Heilquellen sammt den Seebädern von Biarritz und Arcachon umfaßt, also ein nicht weniger hochinteressantes Land, das zwar in Folge der größeren Entfernung und der noch andauernden Mißstimmung zwischen Franzosen und Deutschen von den letzteren bis jetzt weniger besucht wird, das aber zu reizend ist, um noch lange die deutschen Besucher abzuschrecken.

Der Verfasser betritt die Riviera di Ponente an ihrem östlichsten Punkte, in Genua, indem er die drei aus Deutschland kommenden Eingangsrouten, nämlich über den Brenner und Verona, über den Splügen oder über den Bernardin und über Basel und Genf durch den Mont-Cenis, näher beschreibt; eine vierte, hier nicht erwähnte, wäre die über den Simplon, Arona und Mailand gewesen. Daß die auf diesen Routen liegenden Städte der Schweiz und Ober-Italiens hier kürzer behandelt werden, als z. B. in des Verfassers meisterhaftem Reisehandbuche über Ober-Italien (2. Aufl. 1874), ist selbstverständlich; aber diese Kürze ist nicht etwa ein bloßer Auszug aus dem dort Gesagten, sondern eine Umarbeitung, die bis ins kleinste Detail alle seitdem eingetretenen Veränderungen und wissenschaftlich gewonnenen Resultate berücksichtigt. Von dem schon ausführlicher behandelten Genua beginnen dann die eigentlichen Wanderungen der Riviera, als deren Hauptpunkte die Kurorte San Remo, Mentone, Nizza, Cannes und Hyères erscheinen, denen begreiflicher Weise, dem Hauptzwecke des Buches gemäß, eine auch in naturwissenschaftlicher, medicinischer und diätetischer Hinsicht überaus sorgfältige, unparteiische Behandlung zu Theil wird; so namentlich in den dem Hauptkurort Nizza beigefügten, auch für die übrigen Punkte gültigen ärztlichen Bemerkungen. In anderer Beziehung hervorragend ist die Beschreibung der Dauphiné und ihrer Alpenwelt, wo uns eine Fülle von Gegenständen vorgeführt wird, über welche die gewöhnlichen geographischen Handbücher zu schweigen pflegen. Dann geht's auf vier verschiedenen Wegen nach Lyon (mit einem Abstecher nach Vichy, dem durch Napoleon III. zur Reine des Thermes erhobenen Badeort), und von da den Rhone abwärts in die Provence bis Marseille, und wieder westlich von da über Montpellier und Narbonne nach Toulouse. Auch hier weiß unser Verfasser die Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung in Sprache, Sitte und Lebensweise ebenso trefflich zu schildern, wie die interessanten Kunstdenkmäler, an denen die Städte der Provence so reich sind. Nur vom Schlosse der Päpste in Avignon hätten wir gern eine Ansicht oder wenigstens einen Grundriß gehabt, wie er in mehreren kleinen französischen Monographien über diese kolossale, nichts weniger als schöne Zwingburg bereits existirt. Im Übrigen, und das müssen wir auch diesem Bande der Meyerschen Reisebücher rühmend nachsagen, ist in der Wahl

*) Von Dr. Th. Gsell-Fels. 2. Aufl. Mit 21 Karten, 24 Stadtplänen, 5 Panoramen und 20 Ansichten. Leipzig, 1878, Bibliographisches Institut.

der Ansichten in Stahlstich, der Stadtpläne und Grundrisse immer je nach dem mehr oder weniger großen Bedürfniß mit größter Umsicht verfahren.

Viel Gutes läßt sich auch über die dann folgenden Abschnitte, den kurzen über die Auvergne, und den längeren über den äußersten Westen des südlichen Frankreichs (Bordeaux, Bayonne und Umgebung) sagen, aber wie in der Wirklichkeit die Perle des Landes, so in der Beschreibung, ist das Land der Pyrenäen und die ihm angehörende große Zahl der Heilquellen und Badeörter. Unter diesen kennt man in Deutschland fast nur die ehemalige Residenzstadt von Béarn, das herrlich gelegene Pau, das sich vermöge seiner eigenthümlichen Lage des ebenmäßigsten Gleichgewichts und der größten Ruhe der Atmosphäre rühmen kann. (Mit besonderer Vorliebe verweilt der Verfasser bei der Auseinandersetzung der klimatischen Verhältnisse und der Beschreibung der Stadt.) Wer kennt aber in Deutschland aus eigener Anschauung oder persönlicher Erfahrung die Unzahl der übrigen Heilquellen in Eaux-Chaudes, Panticosa Eaux-Bonnes, Cauterets mit seiner Fülle von Quellen, oder gar St. Sauveur, Barèges, Bagnères de Bigorre, Bagnères de Luchon, und weiter nach Osten Ussat-les-Bains, Ax, Molitg, Vernet-les-Bains, Olette, Amélie-les-Bains und la Preste? Sie sind für uns in Deutschland noch größtentheils böhmische Dörfer, und doch sind die meisten von ihnen, mit der Eisenbahn erreichbar, in ihrer großartigen Gebirgsgegend bereits mit allem Comfort moderner Gasthöfe ausgestattet. Es läßt sich also wohl erwarten, daß auch die Deutschen allmählich dahin kommen werden, in diesen Pyrenäenbädern die Heilung von mancherlei Leiden zu suchen und nebenbei auch, ohne darum nach Canossa zu gehen, dem Städtchen Lourdes, an dessen düstere, enge Gassen sich seit den Marienerscheinungen ein ganz neuer Stadttheil mit den elegantesten Gasthöfen angeschlossen hat, einen Besuch abzustatten.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß mit derselben Sorgfalt wie Südfrankreich, als Haupttheil des Buches, auch die eben erwähnten neu hinzugekommenen Abschnitte über Corsica und Algier und zwar besonders in sanitärischer Beziehung behandelt worden sind, so daß wir, da jetzt die eine Hälfte Frankreichs als ein vollendetes Ganzes vorliegt, nur den Wunsch auszusprechen haben, daß die Verlagshandlung sich bald in den Stand gesetzt sehe, uns auch mit Nord-Frankreich wieder zu erfreuen, zumal da die augenblickliche politische Lage des Landes auf ruhige Zeiten hoffen läßt und außerdem die nächste Pariser Weltausstellung vor der Thüre steht. H. A. Müller.

Rußland.

General Heinrich von Brandt und Baron Ernouf.

Baron Ernouf hat einen Theil der im Jahre 1868 unter dem Titel „Aus meinem Leben“ in Berlin erschienenen Denkwürdigkeiten des preußischen Generals der Infanterie Heinrich von Brandt ins Französische übersetzt und seine Arbeit unter dem Titel „Souvenirs d'un officier polonais —; scènes de la vie militaire en Espagne et en Russie (1808—1812)“ herausgegeben.*) Gegen die Übersetzung an sich, welche sich die Erzählungen Brandt's aus den napoleonischen Feldzügen bis zur Schlacht bei Leipzig zu eigen macht, ist nichts einzuwenden. Allein der Übersetzer hat sein Buch den Franzosen in einer Weise empfohlen, welche geeignet ist, die Persönlichkeit des verstorbenen Generals in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen. Diesem Verfahren des Übersetzers haben wir einige Worte zu widmen.

Schon der Titel muß des Lesers Gedanken irre führen. Er ruft die Meinung hervor, es handle sich um die Berichte eines jener Männer polnischer Nationalität, welche in der Hoffnung auf Frankreichs verheißene, doch bekanntlich nie ernstlich versuchte Einwirkung die Wiederherstellung ihres Vaterlandes durch französische Sympathien und Waffen anstrebten. Nichts wäre irriger. Heinrich von Brandt war, wenngleich in einem früher polnischen Orte geboren, deutscher Abkunft, wurde mit fünf Jahren preußisches Landeskind und genoß in Königsberg auf Gymnasium und Universität eine durch und durch deutsche Erziehung. Von seinem Vater zum preußischen Juristen bestimmt, wandte er sich, allerdings unter dem Einfluß napoleonischer Triumphe, nebenbei den Kriegswissenschaften zu, wobei Julius Cäsar und Friedrich der Große es waren, aus deren Schriften er seine Belehrung schöpfte. Als Preußen nach der Niederlage von Jena für seine Heere neuer Kräfte bedurfte, eilte auch er, den preußischen Degen zu empfangen. Der Friede von Tilsit unterbrach die so begonnene Laufbahn und überwies die Heimat Brandt's dem neuen Herzogthum Warschau. Auf Drängen des Vaters mußte der junge Officier den preußischen Dienst aufgeben. Dann gelangte, in seinem neuen Vaterlande, die Aufforderung des französischen Gouverneurs Marschall Davoust, in die „Weichsel-Legion“ einzutreten, an ihn. Er folgte ihr und nahm in dem polnischen Truppentheile an den Feldzügen in Spanien, Rußland und Deutschland mit reger Erfüllung der übernommenen Pflichten Theil. Die Schlacht bei Leipzig und die dort empfangene schwere Verwundung machte seinem Verhältniß zur Weichsel-Legion ein Ende. Schon im Jahre 1816 trat er wieder in das preußische Heer ein, in welchem er, anfangs freilich langsam, dann aber in raschem Fluge, bis zu den höchsten Stellungen gelangte. Das ist der „polnische Officier“, welchen Baron Ernouf aus dem preußischen General gebildet hat. Wahrlich, Brandt selbst, mit seinem conservativ gearteten preußischen Patriotismus, würde sich in dem ihm von dem Franzosen angelegten Costüm nicht wieder erkennen, und als er seine Denkwürdigkeiten niederschrieb, zu einer Zeit niederschrieb, als er längst wieder preußischer Officier war, dachte er an nichts weniger, als daß man dereinst die Absicht herauslesen werde, sein deutsches Herz zu verleugnen.

Und doch, eine solche Verleugnung möchte Baron Ernouf dem Verstorbenen andichten. Im Vorworte zu der Übersetzung sucht er den Glauben zu erwecken, als sei der General von Unbehagen in seiner preußischen Laufbahn, von Sympathien für Frankreich erfüllt gewesen, für das er sein Blut vergossen habe. Wahr ist es, Brandt hat sein Leben für das Interesse Frankreichs eingesetzt, er that es indeß in Erfüllung seines militärischen Berufs; daß er eine Zeit lang unter den Fahnen Frankreichs diente, verschuldete der zufällige Wurf der politischen Würfel. Nirgends findet sich ein Beweis, daß eine Neigung zu Frankreich ihn in die Weichsel-Legion gezogen hätte. Ein einziges Wort von Brandt hat möglicherweise den Baron Ernouf irregeführt; es ist die leicht hingeworfene Aeußerung Brandt's, daß er jenem Befehle des Marschalls Davoust „ohne, sonderliches Widerstreben“ gefolgt sei. Baron Ernouf sieht darin ein Compliment für Frankreich, während sich darin doch eben nur die Bereitwilligkeit eines von Thatenlust beseelten Jünglings ausspricht, die Gelegenheit zur Befriedigung seiner Waffenleidenschaft frisch und fröhlich zu

*) Paris. G. Charpentier. 1877.

benutzen. Aber einmal im Sattel seiner Auffassung, reitet Baron Ernouf muthig auf derselben vorwärts: „Toutefois", so sagt er weiter von Brandt, „ses Mémoires attestent que sa pensée se reportait de préférence aux premières années de sa carrière, à l'époque où il combattait dans nos rangs." Gewiß erinnerte Brandt sich, wie Jeder in seiner Lage gethan haben würde, gern an den bewegten, erfahrungsreichen Verlauf seiner Jünglingszeit, doch nicht aus dem Grunde einer besonderen inneren Beziehung zu der Nation, an deren Seite er marschirt war, sondern um der Befriedigung willen, welche damals seiner Lust an der weiten Welt, seiner Sehnsucht nach Waffenthaten und Entfaltung seiner Kraft zu Theil geworden. „Il n'y a peut-être pas", so fährt der Übersetzer fort, „dans toute la littérature allemande, un second ouvrage aussi français que celui-là." Es ist aus diesem unerläuterten Satze nicht erkennbar, in wiefern Brandt's Denkwürdigkeiten französischen Charakters sein sollen. Etwa in der Form? Nun, als Brandt sie schrieb, dachte er gewiß nicht an französische Muster, er schrieb, wie sein Geist sprudelnd von Erinnerungen es ihm eingab, und was aus seiner raschen Feder floß, war darum nicht weniger deutsch, weil es in einer gefälligen, durchsichtigen, farbenreichen Gestalt an's Licht trat. Oder schmeicheln die Denkwürdigkeiten etwa den französischen Zuständen, verherrlichen sie urtheilslos den sieggewohnten Napoleon? Auch das nicht. Nicht selten zeigt sich Brandt als rücksichtslosen Kritiker der Maßregeln und des Auftretens des modernen Caesar; er beweist in scharfen Beobachtungen, wie er vom Glanz der Waffen nicht geblendet wurde, sondern sich die Klarheit des Blicks und die Selbständigkeit seines Urtheils auch unter schwierigen Umständen bewahrte. Man erinnere sich seiner Hinweise auf die Verstimmung der französischen Bevölkerung, seiner Wahrnehmungen über die Lockerung der Mannszucht im französischen Heere auf dem Zuge nach Rußland, seiner Äußerungen über Napoleons trugvolle Behandlung der polnischen Nation 2c.! Es ist ein rein objectiver Standpunkt, von welchem aus Brandt darstellt und urtheilt. Zugegeben muß werden, daß seine Urtheile sich in leichte, milde Aussprüche kleiden. Aber wenn diese Milde auch Frankreich und den Franzosen zu Gute kommt, so folgt daraus doch nicht die Berechtigung des Übersetzers, das Buch als ein französisches zu reclamiren.

Indeß, der Baron Ernouf hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, den verstorbenen General seiner deutschen Nationalität, seines deutschen Charakters zu entkleiden, und diesem Bestreben sucht er im Nachwort durch eine arg entstellende Behauptung besonderen Nachdruck zu geben. Er erzählt dort von der militärischen Sendung, durch welche Brandt im Jahre 1833 nochmals nach Frankreich geführt worden; er habe dort alte Stätten aufgesucht und sei mit französischen Generalen zusammengetroffen, die er aus andern Zeiten her gekannt — aus Zeiten, an die er nicht ohne Bewegung habe denken können. „En dépit de lui même, il n'était devenu Prussien qu'à demi!" Auf die sich von selbst ergebende Frage, was und wo denn die andere Hälfte Brandt's geblieben sein soll, wird man vergeblich die Antwort suchen. Baron Ernouf giebt keine Auskunft, ob er sich dieselbe französisch oder polnisch vorstellt. Was ihm aber auch vorgeschwebt haben mag, es kann nur eine aus lebhaften Wünschen entstandene Vision gewesen sein. Brandt's Herz war, wie sein Blut, vollkommen deutsch. Er, der vor dem Marschall Davoust die Trauer der Königin Luise um das Unglück des Vaterlandes würdig vertreten hatte, er bot, kaum daß der Friedensschluß ihm die Freiheit des Handelns wiedergegeben hatte, aller traurigen Aussichten ungeachtet, dem deutschen Heere Preußens seinen Degen wieder dar. Gingen dann hier die Dinge nicht immer nach des jungen warmblütigen Officiers Wunsche, so wird man sich seine Ungeduld, die bekanntlich von dem gesammten jungen Deutschland getheilt wurde, viel mehr aus der Geschichte der Zeit, als aus Brandt's besonderen Verhältnissen zu erklären haben. Für die damaligen Verzögerungen in seiner Laufbahn hat das spätere Alter ihn freundlich entschädigt. Er starb als „ganzer Preuße" und seine Freunde, unter welchen der Begründer des „Magazin f. d. L. d. Auslandes" nicht in letzter Reihe stand, haben in diesem guten Bewußtsein an seinem Grabe geweilt. G. H.

Oberst Przewalsky am Lob-Nor.

Was die wissenschaftliche Welt lange mit Spannung erwartet hat, ist, wie trotz der von Prof. Frh. von Richthofen angeregten Zweifel angenommen werden darf, nunmehr in Erfüllung gegangen. Przewalsky hat seine Wanderung an den Lob-Nor glücklich ausgeführt und ist, reich beladen mit Sammlungen und neuen Forschungs-Ergebnissen, zurückgekehrt. Sein Bericht, den er im August v. J. noch in Asien abfaßte, ist nebst den nach seinen Aufnahmen in der Kartographischen Anstalt des russischen Generalstabes hergestellten Karten in russischer wie in deutscher Ausgabe der Öffentlichkeit übergeben. In Deutschland hat Dr. Petermann den Vorzug, ihn in seinen „geographischen Mittheilungen" zuerst zu verbreiten.*)

Przewalsky selbst eröffnet seinen Bericht mit dem Ausruf: „Noch ein Fortschritt in der Erforschung Inner-Asiens: das Bassin des Lob-Nor, das sich so lange und so hartnäckig der Forschung entzogen, ist endlich der Wissenschaft eröffnet!" Und Dr. Petermann leitet seine Mittheilung mit den Worten ein: „Diese Reise Przewalsky's setzt dem großartigen Forschungswerke in Inner-Asien die Krone auf, sie knüpft unsere gegenwärtige Forschung an diejenige Marco Polo's vor sechshundert Jahren und andere noch ältere, sie begründet auf der Landkarte eine Linie, wie sie bedeutungsvoller nicht gedacht werden könnte, denn sie geht mitten durch das bis jetzt unbekannt gebliebene Gebiet Inner-Asiens, das zwar durch die epochemachenden Unternehmungen der englischen und russischen Regierungen, durch Richthofen und Przewalsky neuerdings von allen Seiten mehr und mehr eingeengt worden, in seinem centralen Gebiet aber noch unerschlossen geblieben war." Gerade der Cardinalpunkt des Continents, die tiefste Senke innerhalb jenes von den höchsten Gebirgen der Erde rings umschlossenen Beckens, war noch verhüllt. Durch seinen kühnen Zug auf diesen Punkt hat Przewalsky in die großen Forschungsreisen Asiens einen gewissen Abschluß gebracht. Seine Reise steht, so urtheilt Dr. Petermann, in gleichem Range mit der Lösung von Problemen wie die Durchschneidung Australiens, die Erreichung des Nordpols oder Timbuktus, die Entdeckung der Nilquellen, die Verfolgung des Kongo durch Stanley; sie ist eine Muster- und Meisterleistung auf dem Felde der Erdkunde; kühn und umsichtig ausgeführt, hat sie treffliche Ergebnisse in Geographie und Topographie, aber außerdem auch in allen naturhistorischen Fächern vermittelt, und diese Ergebnisse sind, wie man es von russischen wissenschaftlichen Expeditionen gewöhnt ist, mit äußerst bescheidenen pekuniären Mitteln erzielt.

*) Ergänzungsheft Nr. 53 der „Mittheilungen aus Justus Perthes geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie" von Dr. A. Petermann. Przewalsky's Reise an den Lob-Nor und Altyn-Tag 1876/77. Gotha, 1878. Justus Perthes.

Am 12. August 1876 trat Przewalsky seine Wanderung von der Stadt Kuldscha aus an. Er zog, mit ausreichenden Vorräthen versehen, von diesem am Thianschan-Gebirge gelegenen Punkte in südöstlicher Richtung am Ili- und Kunges-Fluß hinauf, überschritt den Thian-Schan in seinem das Naratgebirge benannten Theile und stieg von dort herab, um nach Karaschar in der Nähe des Sees Bagarasch zu gehen. Er trat hier in das von Jakub-bek beherrschte ostturkestanische Gebiet ein, dessen muselmännische Bewohner sich in aufgeregtem Widerstande gegen die chinesische Oberherrschaft befanden. Obgleich Jakub-bek von dem Zweck der Reise unterrichtet worden war, wurde Przewalsky doch auf das Genaueste überwacht und unter dem Vorwande freundlich dargebotenen Schutzes unter polizeiliche Eskorte gestellt. Jakub-bek gestattete ihm auch nicht, Karaschar zu betreten; der Russe mußte vielmehr in Korla, einem weiterhin am Südabhange des Thianschan-Gebirges gelegenen Orte, seine Erholung von der überaus anstrengenden Wanderung suchen. Nicht ohne bestürzenden Eindruck blieb sein Erscheinen auf die dortige Bevölkerung. Mit der wilden Phantasie, die Unwissenden eigen ist, betrachtete man ihn, seine wenigen Begleiter und die elenden Kameele, die er als Geschenk Jakub-beks hatte annehmen müssen, als den Vortrab eines ungeheuren russischen Heeres, vor dem die eiligste Flucht allein Rettung bringen konnte. Nach und nach kehrte indeß das Vertrauen zurück, da man Przewalsky's Absichten und das Wohlwollen in seiner Haltung erkannte. Auch das Verhältniß zu Jakub-bek wurde in dem Maße angenehmer, als der Turgoutenherrscher in seinem Conflicte mit China einsah, welchen Werth eine Annäherung an Rußland für ihn haben könnte. Diese Betrachtung gestaltete sich für Przewalsky sogar zu entschiedenem Vortheil; ohne dies politische Calcul, dem freilich die Aufrichtigkeit mangelte, würde er seine Expedition schwerlich mit so günstigem Erfolge, wie es geschehen, haben beenden können, wie er denn mit warmen Worten sein Glück preist, das ihn gerade unter solchen Verhältnissen in das dortige Gebiet heftigen Völkerstreites geführt habe.

Immerhin war das Glück nur ein relatives; Przewalsky blieb in den Augen Jakub-beks ein unwillkommener Gast, dem, immer in der allerhöflichsten Form, alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden mußten. Am 4. November brach der Reisende von Korla nach dem Lob-Nor auf. Man führte ihn die beschwerlichsten Wege, zwang ihn, in der Temperatur des Winters, die bei Sonnenaufgang — Grad Celsius 16,7 erreichte, schwimmend über die im Zuge liegenden Flüsse zu setzen, und wählte erst dann bequemere Übergänge, als man sah, daß die Russen alle Gefahren und Beschwerden mit Gleichmut ertrugen, und höchstens die Kameele bedauerten, denen die Bäder im kalten Wasser schaden mußten. So gelangte Przewalsky an den Tarim, einen reißenden Fluß, welcher, die Wüste Gobi durcheilend und theilend, schließlich in den vor dem Lob-Nor liegenden See Kara-buran einmündet, den er dann mit dem Lob-Nor verbindet. Am Flusse hinab suchte man sich den Weg zum Ziele zu bahnen, ein Unternehmen von geringen Annehmlichkeiten. „Am rechten Ufer zieht sich die nackte Wüste mit fliegendem Sande hin, das linke Ufer ist spärlich mit Tamarisken-Sträuchern bewachsen, die ein bis zwei Faden hohe, von den Winden zusammengetragene Sandhügel unter sich sammeln. Nur unmittelbar am Ufer des Tarim, seiner Zuflüsse und Arme ist die Vegetation etwas mannigfacher, aber immerhin äußerst dürftig. Von Wiesen, Gräsern und Blumen keine Spur. Weite Räume sind mit Halimodendron, Asclepias und einigen Arten von Strauchwerk aus der Familie der Bohnensträucher bedeckt; in schmalem Saume ziehen am Ufer sich Wälder von Populus diversifolia hin, die einen höchst trübseligen Anblick gewähren. Der Boden ist völlig nackt und nur im Herbste mit ausgedorrten Blättern bedeckt. Überall zerfallenes Zeug, dürres, zerbröckelndes Schilfrohr und salzhaltiger Staub, der dem Wanderer von jedem berührten Zweige entgegenwirbelt. Zuweilen bedecken verdorrte Bäume mit abgebrochenen Zweigen und abgefallener Rinde große Strecken; diese Baumleichen verfaulen nicht, sondern zerfallen allmählich und werden als Staub hinweg geweht. Noch trostloser ist die benachbarte Wüste, eine unabsehbare Fläche, die mit Thonhügeln bedeckt ist, auf welchen Tamarisken wachsen. Der Pfad windet sich durch diese Hügel hindurch, sonst ist nichts zu sehen; selbst die fernen Gebirge im Norden sind kaum noch in der stauberfüllten Luft wie ein Nebel zu erblicken. Kein Vögelchen, kein Thier, nur ab und zu die hübschen Fußspuren eines der hier gewöhnlichen Nager..."

In kleinen Tagereisen von Dorf zu Dorf einer spärlichen, armseligen Bevölkerung arischen Stammes weiter ziehend, erreichte man Mitte December den Kessel des Lob-Nor; doch war es nicht der See selbst, den Przewalsky zunächst aufsuchte; er wandte sich südlich nach den am Abhange des Altyn-tag sich findenden Ortschaften, von wo er seine Ausflüge machte, theils in das sich dort 13—14,000 Fuß steil erhebende Gebirge, theils an die Ufer des Sees.

Wenig entspricht der Lob-Nor (den die Einheimischen übrigens nicht unter diesem Namen kennen, sondern „Tschök-kul", d. h. Großer See, oder „Kara-koschum" nennen), den Vorstellungen, welche sich mit dem Namen eines Sees verknüpfen. Es ist eine weite, mit salzigen Ufern eingefaßte, von Schilf bedeckte morastige Fläche, auf welcher das Wasser sich unter dem Pflanzenwuchse zu verstecken scheint. In der That verschwindet das nasse Element dort immer mehr; die Wüste gewinnt einen entschiedenen Sieg, und die Folgen desselben treten sichtlich hervor. Einst waren die Ufer des Sees stark bevölkert von Leuten, die fleißig dem Fischfang oblagen; ja noch 1861 hatte das Becken genügende Anziehungskraft für einige Schwärme altgläubiger Russen, welche hier ihr gelobtes Land „Weißwasser" zu finden hofften, aber nach Erkenntniß ihrer Täuschung spurlos wieder verschwanden. Auch die einheimische Bevölkerung zieht sich mehr und mehr hinweg, in der Wahrnehmung, daß ihr Hauptnahrungsmittel, die Fülle der Fische, sich mit der Wassermenge verringert. Seit einigen Jahren steigt übrigens im südlichen und westlichen Theile des Sees das Wasser von Neuem, aber es frägt sich doch sehr, ob die von der andern Seite eindringende Wüste sich in ihrem aufsaugenden Werke für die Dauer wird aufhalten lassen. Und nicht nur die äußeren Verhältnisse haben den Menschen aus diesem Gebiet vertrieben; auch in Krankheiten ist die Ursache der Verdünnung zu suchen. Die Blattern rafften vor etwa zwanzig Jahren fast die ganze Bevölkerung hinweg. Während nun die am Tarim sich aufhaltenden Eingebornen ihre Lebensweise durch Einführung des Ackerbaus und der Viehzucht zu verbessern streben, haben die Eingebornen unmittelbar am Lob-Nor sich in der Reinheit und Ursprünglichkeit früherer Zeiten zu erhalten vermocht. Das will besagen, daß sie noch im unveränderten Naturzustande leben. „Wenn der Reisende — so erzählt Przewalsky — den engen, sich vielfach windenden und an den Ufern mit ungeheurem Röhricht bewachsenen Tarim hinabfährt, bemerkt er plötzlich am Ufer drei, vier Nachen, und hinter denselben einen kleinen freien Platz, auf welchem einige viereckige Rohrverschläge stehen. Das ist ein Dorf. Sobald die Bewohner einen fremden Menschen sehen, verbergen sie sich und gucken verstohlen durch die Rohrwände ihrer Wohnungen. Wenn sie bemerken, daß ihr Vorgesetzter von

der Partie ist, kommen sie ans Ufer und sind beim Landen behülflich. Man steigt ans Ufer und schaut sich um. Überall Morast, Röhricht, kein trocknes Fleckchen. Wilde Enten und Gänse plätschern unmittelbar neben den Behausungen, und in einem der Dörfer wühlte sich ein altes Wildschwein fast zwischen den Gebäuden in den Sumpf ein. So wenig gleicht der dortige Mensch einem wirklichen Menschen, daß ihn selbst das vorsichtige Thier nicht fürchtet." Dieser äußeren Umgebung entspricht das Innere der Rohr-Wohnung, die ganze Häuslichkeit des Lob-Nerers, der mit seiner ganzen einfachen Ausstattung auf das Rohr des Sees, auf ungegerbte Felle und ein selbstgefertigtes Gewebe aus Asclepiasfaser angewiesen ist. In seiner Lebensweise erhebt sich der Lob-Nerer ebenfalls nicht weit über den thierischen Zustand. Seine Nahrung besteht vorzugsweise aus Fischen, die er dörrt und bratet. Er kennt das Brot nicht. Als Leckerbissen dienen ihm im Frühling die jungen Triebe des Schilfrohrs. Arm und physisch schwach, ist der Lob-Nerer auch moralisch arm. Der ewige Kampf mit der Noth, dem Hunger und der Kälte hat ihn mit Apathie und Trübsinn erfüllt; er lacht fast nie.

In dieser Umgebung verweilte Przewalsky während des Winters bis in das letzte Drittel des März 1877. Nach Durchforschung der Gegend ließ er sich am westlichen Rande des Lob-Nor, am Ufer des Tarim nieder. Er hatte die Stelle hauptsächlich zu seinen ornithologischen Forschungen gewählt, die, wie sie schon in fünf Frühlingen den Hauptgegenstand seiner Naturstudien auf dem riesigen Raume Ost- und Central-Asiens gebildet hatten, ihn auch auf seinem jetzigen Ausfluge vorzugsweise beschäftigten. Die ansäßige Vogel-Bevölkerung an und auf dem Lob-Nor ist dünn wie die menschliche. Dagegen wird der See im Frühling von den wandernden Vögeln gern zum Ruheplatz gewählt. Indem Przewalsky hierauf rechnete, sah er seine Erwartungen in Wirklichkeit übertroffen. Möven, Schwäne, Enten, Gänse fanden sich zum Theil in ungeheueren Mengen ein, um sich besonders da niederzulassen, wo auf dem Sumpfe niedriges Salzkraut wuchs, was in der Nähe des gewählten Lagerplatzes reichlich stattfand. Hier sammelten sich vorzugsweise Enten in solcher Masse, daß sie, auf dem Eise sitzend, große Flächen bedeckten, als ob Schlamm auf denselben läge. Wenn sie sich emporschwangen, war es wie das Brausen des Sturmes, und im Fluge glichen ihre Massen dichten Wolken. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß in einem Fluge bis zu fünf Tausend Exemplare waren. Im Laufe des Tages war keine Minute, in der man nicht mehrere Züge nach allen Richtungen hin und her fliegender Vögel hätte bemerken können. Während der stärkeren Wanderung, die vom 8. Februar etwa zwei Wochen dauerte, erschienen wahrscheinlich Millionen Vögel am Lob-Nor. Welche Nahrung war täglich für diese ganze Masse erforderlich! Augenscheinlich war es ihnen in der Fremde zu eng geworden, sie hatten schneller den freien Raum im wenig bevölkerten Norden erreichen wollen, wo ihnen die glücklichen Tage des ehelichen Lebens und die schweren der Ernährung der Jungen bevorstanden. Dort ist für jeden Zugvogel die eigentliche Heimat, die er nur zeitweise verläßt."

Mit unbegrenzter Lust konnten sich unter solchen Umständen die Reisenden dem Jagdvergnügen hingeben. Die Jagd war denn auch fabelhaft ergiebig. Trotzdem daß die Rücksicht auf den mäßigen Schrotvorrath einige Zurückhaltung gebot, wurden so viele Enten erlegt, daß man nicht wußte, was man mit ihnen anfangen sollte. Przewalsky selbst vergaß darüber natürlich seine wissenschaftlichen Forschungen nicht, bei deren Darlegung uns überall seine, man darf sagen, zärtliche Zuneigung zu dem, was kreucht und fleugt, entgegentritt. Der Bericht enthält ausführliche Verzeichnisse der von ihm beobachteten Vögel. Er fand am Tarim achtundvierzig Sippen, von denen sich zwei als neu erwiesen. Die eine neue Art, die zu den Rhopophilen gehörte, nannte er Rhopophilus „deserti", da sie nur in der Wüste heimisch ist; die andere — ein interessanter Fund unter den Vögeln — war eine neue, eine vierte Sippe des Podoces, die er als Podoces tarimensis bezeichnete.

Über das ornithologische Gebiet hinaus war es unter den Gegenständen der Zoologie besonders die Frage vom wilden Kameele, die den Reisenden beschäftigte. Hier am Lob-Nor endlich sollte es ihm gelingen, Felle von dem Thiere zu erwerben, das bis jetzt kein Europäer gesehen hat. Dasselbe kommt nur noch am Lob-Nor, und zwar vorzugsweise in der östlich des Sees gelegenen Sandwüste Kum-tag, aber auch hier so selten vor, daß Przewalsky für die Gewinnung eines Paares den hohen Preis von hundert Rubeln aussetzen mußte, um zu seinem Ziele zu gelangen. Dafür hatte er in der That die Befriedigung, in den Besitz von vier Fellen des Thieres zu kommen. Seine Beobachtungen über die Natur desselben sind reich und anziehend. Er stellte die übrigens nicht bedeutenden Merkmale fest, die das wilde Kameel von dem zahmen unterscheiden. Bedeutender als die physischen, erschienen ihm die Charakter-Unterschiede. Während das zahme Kameel furchtsam, dumm, apathisch ist, zeichnet sich das wilde durch kluge Vorsicht und vorzüglich entwickelte Sinnesorgane aus. Es zeigt sich ein ähnliches Verhältniß, wie zwischen dem europäischen und asiatischen Esel. Die Kultur erdrückt diese Thiere, wenn sie in ihren Dienst eingespannt werden. Das Gesicht des wilden Kameels ist außerordentlich scharf, das Gehör sehr fein und der Geruch bis zu wunderbarer Vollkommenheit entwickelt. Bei diesen Eigenschaften läßt das Thier sich nur schwer jagen. Es wittert den Menschen unter dem Winde auf einige Werst, erblickt den heranschleichenden Jäger aus großer Entfernung, und vernimmt das leiseste Geräusch der Tritte. Den Aufgaben der Jagd sind nur drei oder vier Jäger am ganzen Lob-Nor gewachsen, die darin einig sind, daß es das schwierigste Waidwerk ist, das es geben kann. — Die Frage, ob die jetzigen wilden Kameele wirklich directe Nachkommen wilder Vorfahren sind oder von zahmen, in die Wüste entflohenen Thieren stammen und sich in der Freiheit verwildernd gemehrt haben, unterwirft Przewalsky einer eingehenden Prüfung. Hauptsächlich aus Gründen der Begattung entscheidet er sich für die erstere Alternative, fügt aber hinzu, daß sich mit den ursprünglich wilden Kameelen wahrscheinlich ab und zu entlaufene zahme Kameele vermischt haben. Im Übrigen verweist er zur endgültigen Entscheidung der Frage, ob die wilden Kameele eine selbständige Art bilden, auf eine besondere Prüfung hin, bei welcher eine specielle Vergleichung der Schädel mit denen von zahmen Exemplaren von großer Bedeutung sein würde.

Das Ende des März und zwei Drittel des April brachte Przewalsky im Thale des unteren Tarim, auf dem Wege vom Lob-Nor nach dem Thian-Schan zu, um das Frühlingsleben dort noch weiter zu beobachten. Es war hier besonders auf die Entwickelung der Pflanzenwelt abgesehen. Dieselbe ist ziemlich gering, dennoch füllte sich auch das Herbarium auf diesem Rückwege in beträchtlicher Weise. Am 25. April kam Przewalsky wieder in Korla an, wo er eine Audienz bei Jakub-bek hatte. Der seitdem verstorbene Gebieter von Ost-Turkestan zeigte sich äußerlich sehr russenfreundlich, während die sonstigen Thatsachen zum Nachtheile von Przewalsky's freier Bewegung das Gegentheil bewiesen.

Auf dem früheren Wege über den Thian-Schan kam Przewalsky Anfangs Juli 1877 in Kuldscha wieder an, wo er unverzüglich den vom 18. August datirten Bericht anfertigte. Nach seinen Bestimmungen hat nunmehr der Karte von Mittel-Asien eine sichere Gestalt gegeben werden können. Dr. Petermann schätzt die wesentlichen Berichtigungen, die durch Przewalsky's Angaben, namentlich auch gegenüber den neueren Arbeiten des englischen Reisenden Shaw, hervorgerufen worden sind, als ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst des ihm als Muster eines geographischen Forschers geltenden russischen Reisenden. Sehr schmeichelhaft sind überhaupt die Bemerkungen, die der deutsche Träger geographischer Autorität über die Erfolge der jüngsten, mit schlichter Einfachheit unternommenen russischen Forschungs- und Entdeckungsreisen beifügt. Er nennt Rußland geradezu eines der „gelobten Länder" für geographische Wissenschaft und geographische Bestrebungen, und stellt den regen Eifer, der in den sechs russischen geographischen Gesellschaften herrscht, nicht minder als ihre in reichen Geldspenden sich bethätigende Opferwilligkeit als ein beachtenswerthes Beispiel hin. Die Schlüsse, die er daraus zu Gunsten Rußlands im Allgemeinen zieht, erscheinen in diesem Augenblicke vielleicht kühn; dennoch tragen wir kein Bedenken, ihnen in ihrer vollen Tragweite beizutreten.

Amerika.

Ein amerikanischer Novellist über seine französischen Collegen.*)

Herr Henry James Jr, den wir schon längst als Novellen- und Romanschreiber haben kennen und schätzen gelernt**), tritt heute in der Rolle des Kritikers vor uns auf und zwar sind es vorzugsweise französische Zeit- und Handwerksgenossen, die er seiner Prüfung unterwirft. Ich sage vorzugsweise, denn trotz des Titels wird auch ein Fremder, Iwan Turgeniew, und Franzosen, welche keine Novellen verbrochen haben, z. B. die beiden Ampère und Mme. de Sabran, miteingeführt.

Herr James scheint in Frankreich ganz zu Hause zu sein, versteht die Sprache aus dem Grunde, und schöpft aus dem Vollen. Man sieht seinen Beurtheilungen sofort an, daß er nicht von Außen an die zu besprechenden Gegenstände herangekommen ist, sondern lange vertraut mit ihnen gelebt hat. Der Mann ist offenbar mit seinem Théophile Gautier in der Tasche herumgewandert im Wäldchen von Meudon; und wenn er Alfred de Mußet anführt, so braucht er nicht erst an seinen Bücherschrank zu gehen; er hat ihn im Kopf von Anfang bis zu Ende. Ja, mir will fast bedünken, er hat etwas zu viel und zu ausschließlich im modernen Frankreich gelebt. Das kann sich ein Franzose schon erlauben, obwohl auch ein Franzose immer besser dran thäte, wenn er sich für gewöhnlich an den guten alten Wein hielte, den ihm seine Schriftsteller des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts schenken. Immerhin ist bei ihm das Gegengewicht der ganzen Gymnasialbildung, die ihn acht bis zehn Jahre lang fast ausschließlich mit den Classikern genährt, immer mächtig genug um ihm das unbestimmte Gefühl zu geben, daß die moderne Waare doch eigentlich recht leichte Waare ist. Bei einem Ausländer aber und gar bei einem Transatlantiker liegt die Gefahr nahe, daß man die Gegenwart für voll nehme. Denn wie die Welt zu Sterne's und Goethe's Jugendzeit die französische Bildung in sich aufnahm, nimmt sie sie nicht mehr auf, und wir stehen demnach der gleichzeitigen literarischen Production Frankreichs ganz anders gegenüber als Goethe z. B. derjenigen von 1825—1830. Übrigens hatte auch diese schon einen absoluten Werth, den die Literatur der dreißiger und vierziger, geschweige der fünfziger und sechziger Jahre nicht hat. Herr James nun spricht nicht allein von Alfred de Mußet und Mme. Sand, wie er von Corneille und Mme. de Sévigné sprechen könnte; er behandelt auch Théophile Gautier und Ch. Baudelaire auf dem Fuße der Gleichheit mit Lamartine und Victor Hugo. Eine solche falsche Perspective aber bringt falsche Verhältnisse mit sich: der Grundfehler fast aller ausländischen Kritik.

Nimmt man indeß einmal an, daß diese ganze Literatur als eine mehr denn ephemere zu behandeln sei, so kann man sie nicht mit mehr Verständniß und Billigkeit beurtheilen als Herr James. Ich sage die Literatur, nicht die Schriftsteller; denn obschon der Kritiker öfter an Lebensbeschreibungen und Briefwechsel anknüpft (z. B. an Paul de Mußet's und Paul Lindau's „Mußet"; an Balzac's, der beiden Ampère, Mme. de Sabran's, Mérimée's Briefe), so sind seine Studien doch nicht psychologischer, noch auch historischer, sondern analytischer und ästhetischer Art. Man sieht, diese Aufsätze waren ursprünglich reviews, es sind keine Essay's, die an einen Büchertitel anknüpfen. Als solche Recensionen nun sind sie wahre Muster in ihrer Art. Der Zeitungs- oder Magazinleser, der sie liest, weiß sofort, was in dem recensirten Buche steht, was es Neues bringt, wie der Stoff geordnet ist, welche Art von Vortheil oder Genuß er davon zu erwarten hat; und geschickt gewählte Citationen erlauben ihm sogar sich zu trösten, wenn er die Zeit nicht finden sollte das angezeigte Buch selber zu lesen. Wenn die Urtheile im Allgemeinen richtig sind, wie bei Herrn James, so hat eigentlich eine solche Kritik den Vorzug größerer Objectivität voraus, vor der mehr und mehr um sich greifenden Gewohnheit, Bildnisse der Menschen und Gemälde der Zeiten zu geben, wobei denn doch immer die subjective Phantasie einen weiten Spielraum hat. Die Phantasie nun ist's, welche merkwürdigerweise bei dem Romanschreiber James nicht zu ihrem Rechte kommt; wahrscheinlich weil er sich zu sehr vor ihr in Acht genommen:

In vitium ducit culpae fuga.

Wo er ein wirkliches Portrait zu zeichnen, einen Lebenslauf zu erzählen unternimmt, wie bei Balzac und Mme. Sand, fühlt er sich offenbar gehemmt und behindert durch die Gewissenhaftigkeit: er will nur verbürgte Thatsachen geben, keine vervollständigenden Züge hinzufügen; und da er bald fühlt, daß dabei am Ende doch nur ein lebloses Gebilde herauskommt, greift er sofort wieder zu seiner Analyse und ästhetischen Beurtheilung der Werke. Die gelingt ihm nun auch, so scheint mir, ganz vortrefflich; obschon sie im Allgemeinen etwas optimistisch ist.

Nur in einem Punkte erlaube ich mir meinen vollen Protest einzulegen: Herr James überschätzt denn doch Théophile Gautier etwas gar zu sehr. Nein und aber nein, „Capitaine Fracasse" ist keines der ersten „works of imagination" unserer Zeit, nein und aber nein, die Verse über „die Kunst" sind nicht „bewundernswerth." Hätte Herr James den Roman comique, den Gil Blas oder gar einen Fielding'schen Roman nach jenem Pastiche, ein Paar Verse Byron's oder Heine's nach diesem Reimgeklingel gelesen, „pour se refaire la bouche", wie die Franzosen sagen, — er würde sich nicht so haben überrumpeln lassen von Th. Gautier's

---

*) French Poets and Novelists by Henry James Jr. London, Macmillan and Co. 1878. 1 Bd. in 8° von 439 Seiten.

**) Vergl. Nr. 13 des Magazins 1877.

Handwerksschlichen und Kunststückchen. So ein Machwerk des Propheten der „Kunst um der Kunst willen" gleicht wohl auf den ersten Anblick dem „Grünen Gewölbe" in Dresden, was schon voraussetzt, daß es kein zusammenhängendes, einheitliches Kunstwerk ist, sondern ein mixtum compositum. Tritt man aber näher hinzu, so sieht man, daß es gar keine Edelsteine, sondern Alles nur schlechte gefärbte Gläser, zum Allerbesten ein paar wohlfeile Rheinkiesel sind, die der Mann sich die unendliche Mühe gegeben hat in tausend Facetten zu schleifen. Denn Gautier ist arm im Grunde, blutarm, und will's den Reichen nachthun mit seinem falschen Schmucke, den er sich in Wörterbüchern zusammenliest. Wer seine Sprache ordentlich handhabt, der braucht nicht so weit zu suchen, neue Worte zu bilden, oder alte erstorbene wieder zu galvanisiren, oder den Wissenschaften und Métiers ihre Terminologie zu entlehnen. Einem wirklichen Sprachkünstler, wie George Sand oder Renan, genügt die Sprache seiner Nation, wie sie lebt und blüht. Zwar meint Théophile Gautier, und mit ihm eine ganze Schule, ja ein ganzes Geschlecht: der Stoff wäre ja indifferent in der Kunst; auf die Form, auf die Behandlung komme es an. Das ist aber ein grobes Mißverständniß oder Unverständniß. Wohl kommt es in der Kunst vor Allem auf die Form an; aber nicht auf die zufällige, sondern auf die nothwendige, nicht auf die leere, sondern auf die bedeutsame Form; die gilt's zu erkennen in der Natur und wiederzugeben durch die Kunst. Die Leutchen aber geben eben nur die ganz zufällige Form, die sie gesehen haben, in der zufälligsten Beleuchtung. Sie meinen, sie hätten ein ähnliches Porträt und Zeitbild gemacht, wenn sie die Pluderhosen und Lederstiefeln, den Spitzenkragen und die Stutzflinte, im höchsten Falle den Knebelbart und den Haarschnitt, dazu bunte Tapeten und Teppiche, die recht in's Auge glänzen, täuschend hingemalt, womit sie doch nur das Alleruninteressanteste gegeben haben. Dazu die in ermüdende Synonymik, ja fast in schiere Tautologie ausartende Gewohnheit der virtuosenhaften Ausspinnung eines Grundthemas. Man halte Goethe's Sonette: „Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben" und „Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen" zusammen mit Gautier's denselben Gedanken behandelnden endlosen Variationen über:

Oui, l'œuvre sort plus belle
D'une forme au travail
Rebelle,
Vers, marbre, onyx, émail,

und man wird gleich inne werden, wie ein reicher, concentrirender Dichtergenius, wie ein unbemittelter amplificirender Reimschmied zu Werke geht. Und um nicht gleich einen Gautier oder Baudelaire, — ich halte den Schüler trotz der gräulichen Gegenstände die er wählt, für viel bedeutender als den Meister, — mit einem Dichterkönig wie Goethe todtzuschlagen, so vergleiche man einen Dichterprinzen wie Carducci, der ja auch den Gewinnst besungen hat, den die Kunst aus der überwältigten Schwierigkeit zieht:

Odio l'usata poesia i concede
Comoda al vulgo i flosci fianchi senza
Palpiti sotto i consueti amplessi
Stendesi e dorme.

A me la strofe vigile, balzante
Co'l plauso e il piede ritmico nei cori:
Per l'ala a volo io colgola, si volge
Ella e repugna.

Tal fra le strette d'amator silvano
Torcesi un 'evia su 'l nevoso Edone:
Più belli i vezzi del fiorente petto
Saltan compressi.

E baci e strilli su l'accesa bocca
Mesconsi i ride la marmorea fronte
Al Sole i effuse in lunga onda le chiome
Fremono a i venti.

Unter den übrigen Aufsätzen sind die längeren über Musset, Balzac, Mme. Sand die ausgearbeitetsten; die über Baudelaire, Charles des Bernard und Flaubert wohl die in ihrer Knappheit gelungensten und schärfsten; die über die beiden Ampère, über Mme. de Sabran und das Théâtre française die angenehmsten und unterhaltendsten: alle zusammen beweisen, daß Nordamerika noch keineswegs alle Fühlung mit Europa verloren hat. Sie hätten alle von Jemanden geschrieben werden können, der sein Leben am Boulevard des Italiens zugebracht, wenn nicht eine vollständige Unabhängigkeit von aller Partei, deren kein Franzose dieses Jahrhunderts fähig ist, eine gewisse voraussetzungslose Unbefangenheit im Urtheil, die uns Europäern, so ja Alle vom Baume der Erkenntniß ästhetischer Theorien gekostet, durchaus abhanden gekommen ist. Das macht aber nicht den geringsten Theil des Reizes aus, den diese Lectüre bietet. Karl Hillebrand.

Schulbericht aus St. Louis.

Der hohe Werth, den Amerika auf seine Unterrichtsanstalten legt, zeigt sich schon in der Art und Weise der Schulberichte. Der uns vorliegende Jahresbericht*) des Rathes der öffentlichen Schulen von St. Louis, von dessen früheren Jahrgängen wir schon sonst bisweilen im „Magazin" Mittheilung machten — zeichnet sich ganz besonders aus durch die Reichhaltigkeit und Übersichtlichkeit des Materials. Denn außer den gewohnten eingehenden statistischen Berichten giebt dieser Band noch eine Darstellung des amerikanischen und ausländischen Erziehungswesens, wie es auf der Jubelausstellung in Philadelphia vertreten gewesen. Natürlich mit einem Hinweis auf die großen Schwierigkeiten, welche gerade das Erziehungswesen einer derartigen systematischen Schaustellung und Anschaulichmachung seiner Zwecke und Leistungen entgegensetzt; zugleich aber auch mit Betonung der großen Wichtigkeit, welche eine, durch übersichtliche Zusammenstellung ermöglichte Vergleichung desselben in jeder Beziehung bietet.

Ein für uns bemerkenswerther Umstand liegt schon in der Sprache, in welcher dieser Bericht abgefaßt ist. Während frühere Jahrgänge englisch geschrieben waren, ist der gegenwärtige in gutem, verständlichen Deutsch verfaßt, und nur sehr selten verräth hie und da ein eigenmächtig gebildetes Wort, daß dieses Deutsch fern von der Sprachheimat geschrieben worden ist. Der Bericht selbst wird auf diese Weise der beste Beweis dafür, wie eifrig unsere Sprache jenseits des Oceans gepflegt wird. Wir freuen uns auch aus den statistischen Mittheilungen zu erfahren, wie bedeutend die Anzahl der Deutsch lernenden Schüler zugenommen hat (964 mehr als im vergangenen Jahr). Der Lehrplan für das Deutsche ist in allen dortigen Schulen der gleiche, beim Unterricht darin werden ausschließlich deutsche Lehrbücher gebraucht, und die deutsche Sprache wird in allen deutschen Classen als Unterrichtsmedium angewandt. Der Cursus ist so eingerichtet, daß die Schüler der öffentlichen Schulen von St. Louis einen systematischen, ununterbrochenen Unterricht in

*) Zweiundzwanzigster Jahres-Bericht des Rathes der Directoren der öffentlichen Schulen von St. Louis, Mo. 1877.

der deutschen Sprache genießen können, der unten in der Distriktsschule beginnt, und erst mit dem Senior-Jahre der Hochschule schließt.

Der vorliegende Bericht erörtert eingehend „Allgemeine Statistik“, „Schulhäuser“, „Schulen und Lehrer“ u. s. w. — Ein Capitel ist den Normalschulen gewidmet, den „Lehrerinnenseminarien“ und weist hin auf die weittragenden günstigen Resultate, welche diese, erst verhältnißmäßig seit kurzer Zeit bestehenden Anstalten errungen haben Im Jahre 1839 ward die erste Normalschule diesseits des atlantischen Oceans in Lexington, Mass., eröffnet, und nur drei Candidaten meldeten sich zur Aufnahme. Erst 1845 wurden diese Anstalten förmlich in das Schulsystem des Staates aufgenommen. Der besondere Charakter dieser Schulen, der Umfang ihrer Thätigkeit, ihre Erfolge wie ihr etwaiges Fehlschlagen, kurz alles auf ihre Entwickelung und Ausdehnung Bezügliche, wird von dem Prinzipal der Normalschule von St. Louis, Herrn Louis Soldan, in klarer, umfassender Weise dargelegt. Mehr als dreihundert der gegenwärtig an den dortigen Schulen angestellten Lehrerinnen sind in der Normalschule zu ihrem Beruf herangebildet worden. Ich entnehme dieser Mittheilung noch die Notiz, daß die Candidatinnen, welche aus der Hochschule in die Normalschule eintreten, ein Jahr lang Lateinisch und Algebra gelernt haben. — Hierauf folgt ein übersichtlicher Bericht über die Hochschule, dann ein ebensolcher über die Distriktsschulen. In beiderlei Anstalten werden bekanntlich, nach amerikanischer Sitte, Knaben und Mädchen gemeinschaftlich unterrichtet.

Besondere Beachtung verdient das Capitel über Schulhygiene, ein Gegenstand, bezüglich dessen die alte Welt mit ihren alten Schulhäusern Manches von der neuen lernen kann. Am anziehendsten ist entschieden der Abschnitt, welcher sich mit Einführung, Verbreitung und Wirksamkeit der Kindergärten in Amerika beschäftigt. Die Kindergärten sind in Amerika noch ein sehr junges Institut. In St. Louis ward der erste Kindergarten 1873 von Fräulein Susie Blow eingerichtet; im Laufe des Jahres 1877 war die Zahl der Kindergärten in St. Louis schon auf Dreißig gestiegen. — Dann folgen Berichte über das „Polytechnische Institut“, über den „Deutsch-englischen Unterricht“, über die „Öffentliche Bibliothek“, und last, not least über die Centennial-Ausstellung in Bezug auf das Erziehungswesen. Den Anhang bildet die Rechnungsablage, der einzige Englisch geschriebene Theil des Berichtes u. dgl.

Abgesehen von der mustergültigen Anordnung, die für jeden Fachmann von Werth sein muß, hat dieser Jahresbericht noch ein allgemeineres, tieferes Interesse: die Darlegung amerikanischer Ansichten über Erziehung; die scharfe Betonung, daß der Zweck derselben die Heranbildung von **Bürgern eines freien Staates** sei. Das ist etwas ganz Anderes als eine Erziehung, welche zu allgemeiner menschlicher Bildung führen will, schwerlich etwas Besseres. Indessen eine große Einseitigkeit und Beschränktheit imponirt immer durch die Kraft, welche damit verbunden zu sein pflegt. Auch ist die Entschiedenheit löblich, womit darauf hingewiesen wird, daß die Willensstärke des Kindes durch die Erziehung nicht geschwächt werden, daß es in der Entwickelung des Gefühls seiner Selbstheit und Individualität nicht behindert werden dürfe; vorausgesetzt daß in den jungen Menschen das Individuum nicht erdrückt werde, hat es keine Gefahr, sie zur thätigen Theilnahme an den Bestrebungen der Allgemeinheit heranzubilden.

Die Abbildungen verschiedener Schulgebäude, die dieser Bericht enthält, zeigen schon in ihrer äußeren Stattlichkeit den hohen Werth, welchen die Republik auf die Anstalten legt, in denen ihre Kinder zu freien Staatsbürgern herangebildet werden sollen.

M. B.

China.

Ein englisches Prachtwerk über China.*)

II. (Schluß.)

Selbstmord ist ein häufiges Vorkommniß unter den Chinesen, trotzdem im Hades der Buddhisten schreckliches Elend des Selbstmörders harrt. Wie bei uns, treiben Sittenlosigkeit und Noth die armen Teufel zu diesem Schritt. Opium und Ertränken sind die am häufigsten angewandten Mittel, niemals findet man Selbstmörder mit durchschnittenem Halse, da die Integritätsverletzung des Körpers die Trübsal der Seele nur noch vermehren würde. Zu diesem Zwecke kleiden sie sich stets in ihre besten Gewänder. Verachtung ist das Loos des Selbstmörders, den ein böser Geist, wie man glaubt, zu diesem Verbrechen veranlaßt hat; jedoch giebt es auch eine Art ehrenhaften Selbstmordes, so z. B. bei Soldaten, die eine Niederlage, bei Frauen, die ihre Ehemänner nicht überleben wollen und bei Kindern, welche die ihren Eltern angethane Schmach in den Tod treibt. Solch ehrenhaften Selbstmördern werden in den Tempeln Denktafeln errichtet und die Hochachtung, welche denselben bewiesen wird, erinnert uns an die Umstände, unter welchen auch in der frühesten christlichen Kirche der Selbstmord verehrt wurde.

Chinesische Titulaturen, ceremonielle Besuche und Etiquetteregeln sind so förmlich und streng, wie man es einerseits vom Orientalen im Allgemeinen, und andererseits von einem so ceremoniensen Volk, wie die Chinesen es sind, im Besondern erwarten kann. Die fünf höchsten Adelsklassen entsprechen den fünf Elementen, aber auf sie folgt eine Unmasse niederer Grade, die ebenfalls das Anrecht auf gewisse Titel geben. Außerdem kann auch der Kaiser adeln und diese Ehrenbezeigungen werden wie alle übrigen nicht nur den Lebenden, sondern auch den Todten verliehen. Glücklicherweise bildet die Etiquette bei den Chinesen einen wesentlichen Theil der Erziehung, denn da jeder Besucher gemäß seinem Range, seinem Alter und seiner Stellung anders empfangen werden muß, würde man sehr oft Verstöße gegen die Höflichkeit begehen, wenn nicht schon von frühester Jugend an den Kindern die geringfügigsten Einzelheiten eingeprägt würden. Luxusgesetze sind in China noch in Kraft, sie erstrecken sich sowohl auf Wohnung, als auf Tisch und Kleider; ganz erstaunlich sind die Beschränkungen, die sie auferlegen, indem sie sogar die Anzahl der Knöpfe an einem Gewande und den Gebrauch des Fächers und des Regenschirms regeln. So zum Beispiel ist es dem gewöhnlichen Volke nicht erlaubt andere Regenschirme zu gebrauchen, als die aus geöltem Papier gefertigten und nur alte oder kränkliche Personen dürfen sich eines Spazierstockes bedienen.

Die Amüsements der Chinesen unterscheiden sich nicht viel von denen anderer Völker. Theatralische Unterhaltungen sind sehr beliebt und fast in jeder Stadt befinden sich mehrere Schauspielgesellschaften. Zwar nehmen die Schauspieler gesellschaftlich einen sehr tiefen Rang ein, aber, wie bei uns werden sie mit Geschenken überschüttet. Während der Aufführung werden nicht nur Geldgeschenke, sondern auch Lebensmittel, wie z. B. Schweinebraten, ihnen zugeworfen. Chinesische Schauspiele sind von ungebührlicher Länge und wetteifern in dieser Hin-

*) China, a history of the laws, manners and customs of the people, by John Henry Gray, M. A. L. L. D. Archdeacon of Hongkong. 2 vols. London, 1878. Macmillan.

ficht mit Wagnerschen Trilogieen. Nicht selten dauert die Aufführung eines Stückes drei Tage und eine Nacht. Auch Liebhabertheater-Aufführungen sind beliebte Erheiterungsmittel, wie nicht minder Marionetten, Guckkästen, Feuerwerke, Zauberkünste, Vocal- und Instrumentalconcerte (die chinesische Musik hat den Autor nicht mit Enthusiasmus erfüllt). Aber keinem Zeitvertreib wird so sehr gehuldigt, wie dem Spiel. Die unmäßige Spielsucht hat bei allen Chinesen tiefe Wurzeln geschlagen; jede Klasse, jedes Alter spielt; das Spiel nimmt alle möglichen Gestalten an, bis zu der einer Wette mit dem Obstverkäufer, wieviel Kerne eine Apfelsine enthält. Athletische Leibesübungen sind nur bei denjenigen beliebt, welche nach militärischen Würden streben, ebensowenig findet Jagd, Fischerei rc. viele Anhänger; Federball und Drachen sind, wie kindisch sie uns auch erscheinen mögen, der Lieblingszeitvertreib von „gentlemen".

Es ist natürlich, daß bei einem so leichtgläubigen Volke, wie die Chinesen es sind, die Professoren der geheimen Künste gute Geschäfte machen. Gesichtsdeuter, Wahrsager, Krankheitsbesprecher Traumdeuter, Astrologen, Teufelaustreiber, Geisterklopfer et id omne genus werden fortwährend aufgefordert, ihre Scheinkünste zu üben. Was insbesondere Geomanten betrifft, so wird der ganze Lebenslauf eines Chinesen, von der Geburt bis zum Tode, nach ihren Aussagen geregelt. In Verbindung hiermit steht natürlich der Glauben an Geister. So sieht man oft, wie die Leute des Abends um 10 oder 11, bevor sie sich zur Ruhe begeben, eine abergläubische Ceremonie verrichten, die darin besteht, daß sie papiernes Geld als Opfergaben für arme hungrige Geister verbrennen, die nahrungsuchend umherflattern; denn, würden sie nicht also besänftigt, so könnten sie den Bewohnern des Hauses leicht schreckliches Unglück bringen. Amulete aller Art werden gebraucht, um Übles abzuwenden; so zum Beispiel wird auf dem Backbord einer Junke stets ein eiserner Dreizack befestigt; jedoch geht selbst Herr Gray, trotz seines verzeihlichen Enthusiasmus für seinen eigenen Glauben, in der Interpretirung dieses Aberglaubens nicht so weit, wie Herr Gladstone in seinem „Juventus Mundi", wo er in dem Dreizack des Poseidon eine Überlieferung der Dreieinigkeit erblickt.

Wohlthätigkeitsanstalten existiren ebenfalls unter den Chinesen, entspringen aber mehr der Selbstsucht, als echtem Mitgefühl für die leidenden Mitmenschen. Wer nämlich eine solche Anstalt stiftet oder beschenkt, hofft dadurch sich die Götter, oder die Regierung geneigt zu machen. Der Grund hierzu liegt in ihrer Religion, welche lehrt, daß Elend und Gebresten die Strafen für Sünden sind, die in diesem Leben oder in einem früheren Dasein begangen wurden. Folglich neigen ihre Vorurtheile nicht zur Barmherzigkeit. In allen bedeutenderen Städten jedoch giebt es Zufluchtshäuser für die Bejahrten, Blinden und Aussätzigen, aber sie sind eben so schlecht verwaltet, wie die Gefängnisse. Diese Anstalten werden aus der Salzsteuer erhalten, aber da diese nicht genügt, müssen die Insassen außerdem noch betteln gehen. Der Aussatz ist eine verbreitete Krankheit, während Wahnsinn und Blödsinn nur selten vorkommen. Die Bettler haben so überhand genommen, daß sie sich buchstäblich in organisirte Gilden zusammengethan haben, in welche die Aufnahme nur gegen Zahlung eines Eintrittsgeldes stattfindet. Hiefür liefert die Gilde eine Schlafstätte und sorgt beim Tode des Mitgliedes für einen Sarg. Auch unter ihnen giebt es Rangabstufungen, aber im allgemeinen geht es diesen Bettlergemeinden nicht schlecht. Unglücklicher sind diejenigen Bettler, welche nicht so viel besitzen, um sich in Gilden einzukaufen, und ihrer sind unzählige. Die Mittel, deren sie sich bedienen, um die Leute zur Mildthätigkeit zu stimmen, sind mehr schlau, als angenehm; so zum Beispiel bringen sie sich Wunden bei oder tragen Aussätzige auf ihrem Rücken; um sie los zu werden, wirft man ihnen Kupfermünzen zu.

Den Gasthöfen, Herbergen und Speisehäusern zollt der Autor vieles Lob. Diese Etablissements scheinen in vernünftiger Weise geleitet zu werden und sind den unsrigen nicht unähnlich. Man findet Suppenküchen in den hauptsächlichsten Straßen und Squares, sowie Theehäuser, die vollständig unseren Café's entsprechen. Selbst auf dem Lande findet man an fast menschenleeren Straßen einfache Schuppen, in denen dies erfrischende Getränk verschenkt wird. Gewisse Restaurants verwenden nur Schweinefleisch und andere wiederum bereiten ausschließlich Hunde- und Katzenfleisch zu. Diese letzteren sind billiger und werden mehr von den niederen Classen in Anspruch genommen. Das Fleisch schwarzer Katzen und Hunde genießt einen Vorzug, weil man glaubt, daß sie, ihrer Farbe wegen, nahrhafter sind. Auch Ratten werden gegessen, überhaupt sind die Chinesen, was das Essen betrifft, nicht sehr wählerisch und weisen nichts zurück, was möglicherweise nutzbar gemacht werden könnte. Der größere oder geringere Comfort, den die Hotels bieten, varirt, wie bei uns, je nach den Preisen. Ein gewisses Erstaunen erregte bei dem Autor der Gebrauch eines Fremdenbuchs, das allmonatlich von der Polizei visirt werden mußte; es beweist dies, daß er auf dem europäischen Festlande noch nicht gereist sein kann. Außer diesen gewöhnlichen Hotels weisen fast alle chinesische Städte eine höchst nützliche Einrichtung auf in Form schwimmender Hotels. Jede chinesische Stadt nämlich ist an einem Flusse oder Bach erbaut und ihre Thore werden zu früher Stunde geschlossen. Da nun diese Flüsse und Bäche die Heerwege des Landes sind, die von allen Reisenden benutzt werden, so ist es für diese, wenn sie des Nachts ankommen, von großer Bequemlichkeit, in solch einem Hotelschiff absteigen zu können. Auch schwimmende Restaurants gibt es, die von der „jeunesse dorée" stark frequentirt zu sein scheinen; auch der ehrbare pater familias, der seine Freunde bewirthen will, bedient sich ihrer, da es nicht für anständig gehalten wird, wenn ein chinesischer Gentleman seine Freunde bei sich zum Diner einladet, ausgenommen zu Hochzeiten und Geburtstagsfestlichkeiten.

Eine zahlreiche Classe bilden die Pfandleiher und ihre Läden sind in großer Anzahl vorhanden. Vielleicht in keinem Lande der Welt ist das Geldleihen so allgemein verbreitet, wie hier. Mit Ausnahme der Pagoden sind die Leihhäuser die stattlichsten Gebäude, die in einer chinesischen Stadt zu sehen sind; sie ragen sichtbar über die sie umgebenden Häuser hinaus. Personen jeden Ranges und Standes gehören zu den Kunden dieser Etablissements, die den Banken vorgezogen werden. Nicht selten geschieht es, daß respectable Leute ihre Winterkleidung beim Beginn des Sommers in den Leihhäusern versetzen, nicht etwa aus Geldmangel, sondern nur um sie vor Schaden zu bewahren. Auch diejenigen, denen es an Mitteln gebricht, um Hochzeiten zu begehen oder Begräbnisse auszurichten, benutzen die Pfandhäuser. In einem weiteren Capitel beschäftigt sich Herr Gray mit den Pagoden. Zwar ist ihr Ursprung und Zweck in Dunkel gehüllt, aber ihre Schönheit und Eleganz stehen außer Frage. Sie sind unterschiedslos theils von Privatpersonen, theils von der Regierung gebaut und zuweilen zum Andenken ausgezeichneter Männer oder Frauen errichtet worden, manchmal auch einzig zu dem Zweck, einen guten geomantischen Einfluß auf Hügel, Feld und Fluß auszuüben und in den benachbarten Städten und Dörfern Reichthum, Frieden und Bildung wachsen und gedeihen zu machen.

Als Wegebauer haben die Chinesen nichts sonderlich Hervorragendes geleistet. Wenn sie sich in dieser Hinsicht unvortheilhaft von den übrigen asiatischen Völkern unterscheiden, so rührt dies daher, daß ihr ausgedehntes und fruchtbares Reich überall von Flüssen durchschnitten ist, die sie vermittelst Canäle unter einander verbunden haben. Daher müssen nicht sowohl die Landstraßen, als vielmehr die Canäle zum Gradmesser der chinesischen Civilisation genommen werden. Man kann sich nichts Vollkommeneres vorstellen, als diese Wasserwege, die das Reich von einem Ende zum Andern verbinden. Im Brückenbau entfalten sie ebenfalls große Geschicklichkeit. Sie überspannen ihre Canäle mit jenen hohen graciösen einbögigen Brücken, die in Venedig die Bewunderung des Italienreisenden erregen; jedoch beschränkt sich hierauf ihre Kunst nicht; über breite Flüsse findet man Brücken geschlagen, die bis zu dreiundsiebzig Bögen zählen. Selten sind die Brücken mit Geländern eingefaßt, da aber die Chinesen ein sehr nüchternes Volk sind, so hört man nicht oft von einem Unglücksfall. Zuweilen sieht man Brücken an beiden Seiten von Häusern eingerahmt, wie früher die alte London-Bridge, und bis auf den heutigen Tag der ponte vecchio in Florenz. Die Einweihung einer neuen Brücke wird mit vieler Ceremonie begangen. Ein glückverheißender Tag wird hierzu gewählt, ein Priester herbeigerufen, um über das Unternehmen seinen Segen zu sprechen und der älteste Mann des Bezirks ist der erste, der, mit einem Säugling auf dem Arm, die Brücke überschreitet. Es soll dies die Hoffnung ausdrücken, daß das Bauwerk von Generation zu Generation dauere.

Der Ackerbau wird in China in ausgedehnterem Maße und mit wirklicher Liebe betrieben. Die Bauern sind sehr arbeitsam und werden durch zwei und selbst durch drei jährliche Ernten für ihre Mühen belohnt. Sie zeigen sich sehr gewandt in künstlicher Bewässerung, in der Fruchtbarmachung sterilen Bodens und der ökonomischen Anwendung des Düngers. Ihre Ackergeräthe sind noch von jener einfachen Art, die wahrscheinlich bereits im Gebrauche war, als Joseph nach Egypten ging. Möglich ist es, daß man mit europäischen Geräthschaften noch reichere Ernten erzielen könnte. Immerhin erfüllen die chinesischen Geräthe vollständig ihren Zweck. Europäische Pflüge zum Beispiel würden Zugthiere nöthig machen, während ein chinesischer Pflug so leicht ist, daß eine Frau ihn mühelos ziehen kann. Und dann würde in einem Lande, wo eine zureichende Beschaffung von Nahrungsmitteln von dringendster Bedeutung ist, ein Pferd von dem Durchschnittsmenschen mit Abscheu betrachtet werden, da es eine so große Menge Getreide für seinen Unterhalt braucht, daß dadurch die Ernährung vieler Familien möglicherweise erschwert würde. Daher rührt die geringe Anzahl der Pferde in China und die Neigung der Ackerbauer, an ihrer Stelle menschliche Arbeit und Zugvieh zu benutzen. Große Sorgfalt wird natürlich auf Schweine- und Hühnerzucht verwandt, da diese Thiere die Lieblingsnahrung der Chinesen ausmachen.

Die Gartencultur wird in China nicht minder erfolgreich betrieben, als der Feldbau. Herr Gray versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß, würde ein internationaler Preis für Nutzgärtnerei ausgesetzt, die Chinesen höchst wahrscheinlich den Sieg davon tragen würden. Auch beschränken sie sich bei der Horticultur nicht auf Bepflanzung des trockenen Landes; die Gründe der Seen, Teiche und Bäche werden ebenfalls nutzbar gemacht und bringen Früchte hervor, die den Europäern gänzlich unbekannt sind. In der Regel gränzen die Gärten in China nicht an die Häuser, zu denen sie gehören, sondern sind, um die Bewässerung zu erleichtern, an den Fluß- und Canalufern gelegen. Sie bilden sehr angenehme Sommeraufenthalte und Garten-Picnics gehören nicht zu den Seltenheiten.

Daß in einer Beschreibung China's der Theecultur kein geringer Platz eingeräumt wird, darf niemanden überraschen. Ihr sowohl, wie dem Seidenbau und der Töpferei widmet Herr Gray je ein Capitel. Der uns zu Gebote stehende Raum erlaubt uns jedoch nicht, dieselben eingehender zu besprechen. Erwähnen wollen wir nur, daß der Autor das große Glück hatte, in chinesischer Verkleidung in eine der berühmtesten Töpfereien einzudringen, deren Thore den Europäern ängstlich verschlossen gehalten werden. In einem weiteren Capitel bespricht der Autor den Schiffbau und sagt hierbei, daß die Behauptung, die Chinesen besäßen mehr Fahrzeuge, als die ganze übrige Welt zusammengenommen, in Wirklichkeit nicht so übertrieben sei, als sie auf den ersten Anblick erscheinen möchte. Daher ist auch der Schiffbau von großer Ausdehnung und Wichtigkeit und wird in höchst vollkommener Weise betrieben. Außer den seegehenden Kriegsjunken, Kauffahrteifahrern und Booten aller Art, wird für den zahlreichen Theil der Bevölkerung, der stets auf dem Wasser lebt, eine ungeheure Anzahl von Fahrzeugen erfordert. Denn da diese Bootsbevölkerung von denen, die auf terra firma wohnen, als Pariahs betrachtet wird, so muß für alle ihre Bedürfnisse abgesondert gesorgt werden. Daher engen schwimmende Märkte, schwimmende Tempel xc. die Bäche und Flußstraßen ein. Sehr bemerkenswerth ist es, daß trotz einer so zahlreichen Wasserbevölkerung dem Ertrinkungstode nur wenige Menschen zum Opfer fallen. Damit die Kinder nicht in den Fluß fallen, werden sie oft mit langen Tauen an die Thüren der Boote angebunden, während denen, die bereits das Alter von drei oder vier Jahren erreicht haben, ein Schwimmer auf dem Rücken befestigt wird, der sie über Wasser hält. Nur selten wird ein Chinese seine Hand ausstrecken, um einen Ertrinkenden zu retten. Diese scheinbare Gefühllosigkeit rührt von der abergläubischen Furcht her, daß die Seele der ertrunkenen Person so lange auf der Oberfläche des Wassers umherwandert, bis ein zweiter Mensch ertrunken ist.

Bei einer so ausgedehnten Seeküste, wie sie das chinesische Reich besitzt, ist es natürlich, daß die Fischerei einen sehr bedeutenden Handelszweig bildet. Die Fischereigesetze sind sehr streng und schreiben die Größe und Zahl der Fischerboote, sowie die Stärke ihrer Bemannung vor. Die Pisciculture hat bei den Chinesen einen hohen Grad von Entwicklung erreicht und die verschiedenen Mittel, deren sie sich zum Fischfang bedienen, sind geistreich und originell. Wir entsinnen uns nicht, je zuvor von der seltsamen Methode gelesen zu haben, mit der sie, vermittelst der Seeraben, dem Fischfange nachgehen. Diese Vögel werden regelrecht abgerichtet. Auf ein Zeichen des Fischers tauchen sie ins Meer und suchen nach Beute. Um sie daran zu verhindern, den Fisch zu verschlingen, tragen sie einen aus Bambus verfertigten Ring um den Hals. Mit der Beute im Schnabel schwimmen sie bis an das Boot; hier nimmt der Fischer ihnen dieselbe ab und sie kehren zu ihrer Arbeit zurück. Auf diese Weise wird eine große Anzahl von Fischen in kurzer Zeit mit großer Leichtigkeit gefangen.

In dem Schlußcapitel seines so überaus interessanten Buches beschäftigt sich der Autor mit den ureingesessenen Stämmen China's und der physikalischen Gestaltung des Landes. Diese Ureinwohner sind von den Chinesen äußerst verschieden und werden von ihnen als eine wilde barbarische Race angesehen. Es herrscht kein gutes Verhältniß zwischen beiden und gewisse bedrückende Gesetze sind ausschließlich gegen diese Ureinwohner erlassen worden. — Was die Beschreibung der physikalischen Ge-

staltung des Landes betrifft, so ist dieselbe, unserer Meinung nach, dem Autor weniger geglückt, als der übrige Theil seines Werkes. Es mangelt ihm eben an Schilderungstalent, denn aus seinem Buche können wir uns kein Bild von dem allgemeinen Aussehen des Landes machen. Zwar erzählt er uns, daß das Reich in manchen Theilen landschaftliche Schönheiten aufweise, aber woraus diese bestehen, setzt er uns nicht näher auseinander. In der Geologie gesteht Herr Gray selbst seine vollständige Unkenntniß ein, wenn er auch von dem großen Reichthum des Landes an Mineralien und Metallen eine gewisse Kenntniß erlangte. — Über das Klima spricht er sich im allgemeinen günstig aus; natürlich variirt dasselbe je nach der geographischen Breite der betreffenden Gegend; aber die mittlere Temperatur Canton's zum Beispiel, das hart am Rande der tropischen Zone liegt, scheint nicht höher zu sein, als die, welche gewöhnlich unter dem dreißigsten Breitengrade zu finden ist. — Und nun bricht Herr Gray ebenso plötzlich ab, wie er angefangen hat. Er überläßt es uns, aus dem, was er erzählt, unsere eigenen Schlüsse zu ziehen. Im Ganzen genommen, sprechen seine Angaben sicherlich zu Gunsten China's. Er stellt uns die Chinesen als ein ungemein fleißiges, arbeitsames, gelehriges, heiteres und gehorsames Volk vor; wie alle schwächlichen und furchtsamen Racen, neigen sie zu Betrug und Täuschung, sind aber keineswegs von Grund aus und hoffnungslos verderbt. Im Wesentlichen kann man den Nationalcharakter nicht anders als befriedigend nennen. Sollte einst die bestechliche Regierung einer besseren Platz machen und die corrupte Priesterschaft ihren Einfluß verlieren, so ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß vielleicht, im Verlaufe der Zeiten, das rollende Rad des Fortschritts Asien wiederum zum Mittelpunkt der Civilisation macht. Gewisse besonnene und solide Elemente sind unter den Chinesen zu finden, die bei den westlichen Nationen nur durch ihre Abwesenheit auffallen. Wer besäße den Mut, vorauszusagen, inwieweit die Aufhebung des Absperrungssystems und das daraus hervorgehende Verschwinden des Racevorurtheils das stationäre Volk des Reiches der Mitte aufrütteln werden? Bereits scheint die Eifersucht, welche die weißen Arbeiter überall da zeigen, wo der Culi den Arbeitsmarkt betreten hat, eines der ernsten Probleme unseres Zeitalters werden zu wollen. Wie können unsere verwöhnten und verschwenderischen Arbeiter mit dem nüchternen, arbeitsamen, friedliebenden und enthaltsamen Chinesen in erfolgreiche Concurrenz treten? Doch all diese Dinge berührt der Herr Autor in seinem Buche nicht. Die Zeit, die alle Probleme löst, wird auch dieses lösen, und wer weiß, ob nicht auch die Chinesen einst ihre Unveränderlichkeit abschütteln und an sich selbst den Ausspruch ihres eigenen Weisen Confucius wahr machen:

Diejenigen müssen oft ändern, die im Glück und in der Weisheit beständig sein wollen.

Kleine Rundschau.

— **Dictionnaire numismatique etc.***) Von dem früher schon in dieser Zeitschrift angezeigten ausgezeichneten Werke des russischen Gelehrten liegen uns drei neue Lieferungen vor, welche die hohen Erwartungen, die sich an den Prospect und die Leistung der ersten Lieferung knüpften, vollkommen bestätigen. Sie enthalten in derselben musterhaften Fülle und Genauigkeit die Münzen von Julius Cäsar, M. Antonius, Brutus, Cassius, Lepidus, Octavia, Cleopatra, Cleopatra der jüngeren, Juba II., Ptolemäus, Lucius Antonius, Cäsarion, Polemon I., Pythodoris, sammt Untersuchungen über die sogenannten „Baby" des südlichen Rußlands. Warum der gelehrte Verfasser, der seine monetarischen Untersuchungen mit so reichen und willkommenen Beilagen auszustatten liebt, letzteres Capitel als Extrazugabe auf dem Titel marquiren wollte, ergiebt sich sofort aus der Natur des Gegenstandes. Denn der übrige Apparat dient lediglich zur Erklärung der Münzen und zur Illustration der näheren Umstände, welche uns mit der Legende, der Persönlichkeit, der Zeitlage u. s. w. vertraut machen; die „Baby's" dagegen sind keine Münzen, sondern Idole bis jetzt unerklärter Bedeutung, die sich besonders im südlichen Rußland zerstreut finden und allerdings eine eingehende monographische Untersuchung verdienen. Der Verfasser spricht sich, indem er selber eine Art Monographie liefert, (dankbar von Jedem zu begrüßen, der sich um das vorhandene literarische Material bekümmert) entschieden gegen die von A. v. Humboldt ausgesprochene Ansicht aus, wonach jene Idole identisch sein sollen mit denen des südlichen Amerika's und Centralasiens, auch polemisirt er gegen die tschudische oder mongolische Abkunft. Es mag nun sein, daß die einen dieser „Baby's" einen Apfel in der Hand halten, andere Trauben, — was aber der Herr Verfasser zur Erklärung jenes Obstes beibringt, dessen Ursprung bis ins Paradies verfolgt wird, ist so durchaus abenteuerlich und ermangelt so sehr aller gesunden Kritik, daß jeder Freund des sonst gediegenen Werkes diesen Auswuchs des unreifen etymologischen Dilettantismus wegwünschen muß. Mit der Etymologie läßt sich nicht spaßen. Sie auch nur erträglich auszubeuten, dazu gehört nicht bloße Sprachgelehrsamkeit, sondern Übung, philosophische Bildung und angeborener divinatorischer Takt. Man athmet förmlich auf, wenn man vom Herrn Verfasser aus den etymologischen Sümpfen wieder auf festen topographischen oder antiquarischen Boden geführt wird, und man läßt sich immerhin, trotz gerechter Bedenken, eher die Ansicht bieten, daß besagte Idole noch aus der Urgeschichte des Menschengeschlechts herstammen, der Zeit nämlich, als der celtische Stamm sich von seinen arischen Brüdern im asischen Hochland trennte und auf seiner Reise nach dem Westen die Idole zurückließ. Sie sollen Denkmale sein zur Ehre der Todten. Wir theilen diese Ansicht nicht, denn sie tragen das entschiedenste Gepräge von Götterfiguren, und zudem kannten jene weitentlegenen Zeiten kaum einen Cultus zur Ehre der Menschen. Wenn der Herr Verfasser, wie er zu erkennen giebt, über kurz oder lang die Frage in extenso erledigen sollte, so möchten wir ihn, in seinem Interesse, ersuchen, alle und jede etymologischen Inzichten fern und sich rein nur an Sachen halten zu wollen. — Mit Interesse wird der Leser in die auf diese Untersuchung folgende Note sich versenken, worin die unqualificirbare Art und Weise geschildert wird, womit gewisse Nationen gewisse Gegenden Rußlands hinter dem Rücken und mit vollständigster Düpirung der Regierung archäologisch ausbeuten, um den Raub an gewisse andere kunstprahlende Nationen diesseits und jenseits des Canals zu verkaufen. — Unter den kürzern oder längern Noten erklärenden Inhalts bemerken wir beispielsweise die über „Electrum", „Modius", „Scylla", „Münzcabinet von Charkow", „Münzcabinet der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg", Ventidius Bassus", „die Frauen des Triumvirs M. Antonius", dessen „Blumenliebe", dessen „Buch de ebrietate sua", „Cabiren", „Obelisken", „Pallium", „Zama" u. s. w. — Die äußere Ausstattung, wir wiederholen es, da diese bei solchen Nachschlagwerken ein wichtiger Factor ist, muß als ganz vorzüglich bezeichnet werden. J. M.

*) Von Alex. Boutkowski. Weigel, 1878.

— **Dänische Volksmärchen.***) Unter den zahlreichen Sammlungen, welche das Interesse an der Bewahrung alter Volksüberlieferungen fortwährend hervorruft, zeichnen sich diese Märchen durch Originalität und Anmut der Auffassung aus. Eine frische, gleichsam im Hauche des kräftigen Seewinds bewährte und erstarkte Naturwüchsigkeit und Einfachheit gibt diesen ansprechenden Erzählungen ihr Gepräge. Trotz der auch hier wiederkehrenden allgemeinen Märchentypen zeigt sich doch insulare Selbständigkeit in der Behandlung der Gestalten. Es ist freilich nicht schwer und nicht neu, aus dem sogenannten Volksgeiste die Eigenart der schaffenden Geister abzuleiten, aber hier fühlt man sich in der That versucht, so manchen Zug des selbstbewußten, eigener Kraft und Klugheit vertrauenden Inselvölkchens wieder zu erkennen in den Gestalten, zu denen seine Phantasie die mancherlei überlieferten Typen und Züge des Märchens ausgearbeitet hat. Diese Ritter und Helden mit ihren Wunderthaten sind rechte nordische Kerngestalten, ein kräftiger Gegensatz zu den lieblich sanften Frauen, denen es bei aller Sanftmut doch nicht an Klugheit fehlt. Das beweist z. B. der prächtige Wunsch der Königstochter, die ihre Schürze mit kleinen Steinchen füllt und zu dem „faulen Lars", dem der dritte Wunsch noch übrig ist, sagt, „daß er sich als drittes gerade so viele Wünsche, als Steine in ihrer Schürze seien, wünschen solle." Auch an Humor mangelt es nicht in den verschiedenen Schwänken und in Gestalten wie der „faule Lars" und die ihm ähnelnden, ganz ohne ihr Verdienst zu großem Glück gelangenden faulen aber dummen Märchenprinzen. So entschieden sich auch hier die Grundzüge auf den allgemeinen großen Märchenschatz zurückführen lassen, so originell ist doch ihre Verwendung und Verknüpfung im Einzelnen, so daß selbst Altbekanntes wie die Lampe der Psyche und der Knäuel der Ariadne (Wolf Königsohn) in der neuen Zusammenstellung überrascht. Der schlichte Ton des Volksmärchens ist vorzüglich getroffen, und übt auch in der höchst gelungenen Übersetzung den vollen Reiz der kindlichen Naivetät, die sich ganz ohne Reflexion an den bunten Spielen der Phantasie erfreut, und dadurch auch den Empfangenden die Empfindung eines reinen Behagens gewährt. Kinder wie Erwachsene werden ihre Freude haben an diesen ansprechenden Phantasiegebilden.

M. B.

— **Green Pastures and Piccadilly****). Dieser neueste Roman von William Black ist zuerst im Feuilleton des Examiner und dann sofort auch in Buchform erschienen. Eigentlich ist es nicht gerechtfertigt diese Erzählung als einen Roman zu bezeichnen, da Alles darin fehlt, was der moderne Roman erfordert. Die Anlage versprach wieder eine jener fein ausgeführten Studien, wie sie der Verfasser schon mehrfach geboten hat (vor Allem in seiner besten Leistung, der poetisch wie künstlerisch schönen Princess of Thule). Auch die vorliegende Erzählung beginnt da, wo die meisten Romane aufhören, mit dem Zusammenleben, dem wirklichen Sichkennenlernen zweier junger Gatten. Leider wird diese interessant beginnende Charakter- und Lebensstudie zu bald abgebrochen, um eine sehr äußerlich hineingezogene Reise nach Amerika zu schildern. Die junge Frau, Lady Sylvia, welche das von ihr geträumte ideale Leben in der Ehe nicht finden kann, ist so weit gekommen, daß sie sich von dem, obwohl noch immer heiß geliebten Gatten, zu trennen wünscht; da schlägt eine weise Freundin eine Vergnügungsreise nach Amerika, gleichsam als Probe, vor. Die Veranlassung zu dieser Reise ist der altbekannte verschollene und plötzlich unendlich reich verstorbene Oheim, der schon so häufig den Deus ex machina gespielt hat. Die Erbin seiner Besitzungen muß, laut testamentarischer Bestimmung, ein Jahr dort im fernsten Westen zubringen. Diese Erbin, Bell von Rosen, ist mit Lady Sylvia befreundet, und so entschließt sich die letztere, gleich einigen anderen Freunden, sie zu dem Ziel ihrer Reise zu begleiten. Bell und ihr Mann wie die beiden anderen Reisegefährten, sind übrigens alte Bekannte von Black's Lesern: es ist die Reisegesellschaft aus The Adventures of a Phaëton. Hier kommt es freilich kaum auf die Personen an, denn vom Beginn der Reise an bilden die Menschen nur noch die Staffage zu den Schilderungen. Diese mit Dichterauge gesehen, von Dichterhand geschildert, haben viel Anziehendes, aber in dieser Breite hier keine Berechtigung. Hätte Black seinen Stoff in zwei Werke zerlegt, in einen in England spielenden Roman und in eine Schilderung seiner eigenen amerikanischen Reise, so würden wir ihm wohl für beide viel dankbarer sein müssen, als jetzt, wo die beiden eine unerfreuliche Mischung bilden, deren viele einzelne Schönheiten nicht für den Mangel an Einheit des Ganzen entschädigen können.

M. B.

— **„The House of Ravensburg" by the Hon. Roden Noel.***) Wie in seinen früheren Dichtungen hat Herr Noel auch in dem vor uns liegenden Bande bewiesen, daß es ihm an dichterischem Gefühle durchaus nicht gebricht. Der Grundplan des Stückes ist ein überaus tragischer und hätte sich, wäre er nur angemessen behandelt worden, zu einem schönen Werke gestalten lassen können. Aber die Behandlung, die Herr Noel seinem Thema angedeihen läßt, ist ebenso ungemein unkünstlerisch in Form und Auffassung, als kahl und dürftig in den Umrissen. Das Trauerspiel ist eine wunderliche Mischung einer veralteten Tragödie, die uns stark an die vor-Gottschedschen „Haupt- und Staatsactionen" gemahnt, mit modernem Weltschmerz und fadenscheiniger Metaphysik. Zwar enthält das Stück einige schöne Verse und mehrere hübsche Lieder, aber dann kommen auch Abgeschmacktheiten und Versehen, die den Leser vor den Kopf stoßen. So findet sich zum Beispiele gerade da, wo unsere Sympathie für die auftretenden Personen auf's stärkste angespannt werden soll, eine Stelle, die in ihrem spaßhaften Doppelsinne nur unser Gelächter erregt und folglich jegliches Mitgefühl erstickt. Die Heldin der Tragödie sagt zu dem Helden:

> My trust in you is dead: you slew it! Where
> Is now the perfect lover of my heart?
> You never loved me! W h a t a f o o l w a s I!

worauf der Held „W h o d o u b t s i t, d e a r?" erwidert. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß in dem Werke selbst die betreffenden Worte nicht gesperrt gedruckt sind.

— **Théâtre de campagne.****) Diese verdienstliche Sammlung enthält nur kurze Stücke, welche ohne jede scenische Vorbereitung aufgeführt werden können und den dreifachen Vortheil haben, in jeder Beziehung unanstößig und dabei unterhaltend zu sein und von den besten Autoren herzurühren. Die Sprichwörter von Leclerc sind längst veraltet, und die neuere Literatur

*) Nach bisher ungedruckten Quellen erzählt von Svend Grundtvig. Übersetzt von Willibald Leo. Leipzig, 1878. Joh. Ambr. Barth.

**) William Black.

*) London, 1877. Daldy, Isbister & Co.

**) 2 séries. Paris, 1875/77. Ollendorff.

bot wenig Geeignetes. E. Labiche, G. Droz, Gondinet, Meilhac, Theuriet, d'Hervilly, Sollohub u. A. haben zu dem Blumenstrauß beigesteuert, der auch bei uns seine Leser wohl finden dürfte.

Nur als literarische Merkwürdigkeit verdient eine Erwähnung das Théâtre des inconnus oder Théâtre inédit du dix-neuvième siècle von Laplace. Der Herausgeber selbst hat viel Sinn für das Theater und läßt seine Stücke, da die Pariser Bühnen sie nicht zu würdigen wissen, in seinem Salon für befreundete Bewunderer aufführen. Um sie und die Werke der vielen Schicksalsgenossen der Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten, druckte er sie einzeln, freilich ohne je einen Erfolg zu erzielen, die Aïeux von Marc Bayeux abgerechnet. Da derselbe Verlag Corneille, Racine, Molière, das Theater vor der Renaissance, das Theater des elften Jahrhunderts in gleichen, geschmackvollen Ausgaben veröffentlicht hatte, kam Laplace auf den Gedanken, die einzelnen Stücke „unbekannter Autoren" in einem Bande zu vereinigen, und was die Stücke einzeln nicht vermocht, gelang ihnen vereint: der Band fand eine so beifällige Aufnahme, daß Laplace das merkwürdige Unternehmen fortführt. Bl.

Mancherlei.

Loménie †. Anfang April verlor die französische Akademie ein hervorragendes Mitglied in dem Biographen Beaumarchais' und Verfasser der Galerie des contemporains illustres. Sein letztes Werk behandelt die Familie Mirabeaus und zeichnet sich durch die große Gewissenhaftigkeit aus, mit der eine Reihe nicht veröffentlichter Urkunden benutzt worden sind.

A Consul Abroad (Ein Consul im Ausland), ein kleiner Band, worin Herr Luigi Monti, ein Sizilianer (der „Young Sicilian" in der ersten Serie von Longfellow's Erzählungen eines Wayside Inn), der vierzehn Jahre in Palermo Consul für die Vereinigten Staaten war, die interessanten wie die lächerlichen Erfahrungen eines Consularlebens beschreibt. Herr Monti schreibt nicht etwa Geschichte; er hat nur die beachtenswerthen Ereignisse und Beobachtungen, welche in die officielle Erfahrung mancher Consuln fallen, aber sehr selten einem einzigen zufallen möchten, zusammen gruppirt. (P. W.)

England exportirte 1877 für 896,319 Pfund Sterling Bücher gegen 881,839 Pfund Sterling im Jahre 1876. Frankreich exportirte Bücher in französischer Sprache 1877 für 14,268,250 Francs gegen 13,691,139 Francs im Jahre 1876; und für 1,826,352 Francs Bücher in fremden oder todten Sprachen gegen 1,570,538 im Jahre 1876. (Publisher's Weekly.)

Professor F. J. Child, von Harvard, beabsichtigt eine neue Auflage seiner English and Scotch Ballads herauszugeben, und hofft im nächsten Jahre mit dem Druck beginnen zu können. (Publisher's Weekly.)

Herrn Steiger's versprochener Guide to American Literature, der ein ausgewähltes Verzeichniß amerikanischer Publicationen nebst erklärenden Mittheilungen zur Anleitung von Bücherkäufern enthalten soll, wird mit Interesse erwartet. Seine Pläne in Bezug auf einen Educational Dictionary und einen allgemeinen Katalog von Werken aller Sprachen über Erziehung und Philologie sind von großer Wichtigkeit. (Publisher's Weekly.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Brown, R.: Great Dionysiak Myth. Vol. 2. 12 s.
Crawley, R.: Younger Brother: a Comedy. London. 6 s.
Gambier, J. W.: Servia. London. 5 s.
Gazer, A. E.: Papal Infallibility and Supremacy tried by Ecclesiastical History. London. 5 s.
General Sketch of the History of Pantheism. Vol. I. London. 12 s. 6 d.
Goethe: Faust. London. 6 s.
Goethe: Poems. London. 10 s. 6 d.
Hamilton, R.: Money and Value. London. 12 s.
Lindsey, C.: Rome in Canada: the Ultramontane Struggle for Supremacy over the Civil Authority. London. 12 s.
Matheson, E.: Aid Book to Engineering Enterprise Abroad. London. 12 s. 6 d.
Seiler, C.: Minor Photographs in Histology. London. 31 s. 6 d.

II. Französisch.

D'Agnières: Amorial spécial de France. Paris, Dupont. 12 fr.
Cadol, E.: Marguerite Chauveley. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.
Cauwès, P.: Cours d'Economie politique. Paris, Larose. 16 fr.
Chefs-d'Oeuvre d'art à l'exposition universelle de 1878.
Féval, P: La Louve. Paris, Palmé. 3 fr.
Guignet, L.: Dessin industriel cours élémentaire et pratique professé pendant 15 ans à l'Association polytechnique. Paris, Furne. 22 fr.
D'Ideville, H.: Gustave Courbet, sa vie et son oeuvre. Paris. 25 fr.
Lefèvre, E.: Histoire de l'intervention française au Mexique. Paris. 10 fr.
Person, E.: Essai sur l'Administration des Provinces Romaines sous la République. Paris. 8 fr.
Sainte-Beuve: Correspondance. Tome II. Paris. 3 fr. 50.

III. Niederländisch.

Beets, Nicolaas: Dichtwerken, 1830—1873. Volledige uitgave. Amsterdam. W. H. Kirberger. Deel I. fl. 4.50.
Coronel, Dr. S.: Herinneringen aan de historische tentoonstelling van Friesland. Leeuwarden. Hugo Suringar. 214 SS. fl. 1.90.
Gallée, Dr. J. H.: Academie en kerkeraad, 1617—1632. Utrecht, J. L. Beyers. 54 SS. fl. 0,60.
Houten, S. van: Bijdragen tot den strijd over God, eigendom en familie. Haarlem. H. D. Tjeenk Willink. 235 SS. fl. 2.50.
Huet, Cd. Busken: Van Napels naar Amsterdam. Italiaansche reisaanteekeningen. 2de druk. Amsterdam. G. L. Funke. 252 SS. fl. 1,90.
Nicolaï, W. F. G.: Handleiding tot het onderwijs in de theorie der muziek. 's Gravenhage. Mart. Nijhoff. 100 SS. fl. 1.

IV. Italienisch.

Cittadella, G.: L'Italia nelle sue discordie. Verona. 8 l.
Mantegazza, P.: Studi antropologici ed etnografici sulla Nuova Guinea. 10 l.
Sacchi, Fr.: I tipografi ebrei di Soncino, studi bibliografici. 3 l.
Sartori e Rauschenfels: L'apicoltura in Italia. 6 l.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Hoffmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W., Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 4. Mai 1878. [№ 18.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Hellenbach: Der Individualismus.

Vor zwei Jahren veröffentlichte Herr Lazar B. Hellenbach „Eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes",*) in welcher er die Ansicht zu begründen versuchte, daß ein Unterschied zu machen sei zwischen dem „Ich" und der „Seele". Er gab die Vergänglichkeit des ersteren zu, verfocht aber die Fortdauer des letzteren, verstand unter Seele: ein individuelles, zweckbewußtes, organisirendes, hinter unserem Bewußtsein schlummerndes Wesen, das nach dem Untergange eines Individuums in einen anderen Keim einziehe, seine organische Thätigkeit unfaßbare Zeiten hindurch in unfaßbarer Weise fortsetze, und sah die Frucht dieser Arbeit in einer steigenden Vervollkommnung der Seele. Sobald, schrieb er damals, „mein Ich nur der Reflex eines anderen Wesens ist, so ist nothgedrungen meine vorgestellte Welt nur der Reflex einer anderen, tiefer gelegenen; daher der Pessimismus nur für *meine* Welt richtig, hingegen für das meiner — von mir vorgestellten — Welt zu Grunde Liegende fraglich ist. Von dem Augenblick an, wo man die steigende Vervollkommnung nicht nur der Cultur und der Veredlung des Keims, sondern auch dem organisirenden Princip gut schreibt, gewinnt die Welt an Durchsichtigkeit und bekommt durch ihre so gewonnene Vernünftigkeit eine optimistische Färbung, und noch mehr als das — einen hoch moralischen Charakter". Gewiß hat der Glaube an eine Palingenese etwas Verlockendes, nur hängt unser Glaube nicht von unserem Belieben ab, sondern erwächst mit Nothwendigkeit aus dem Boden unseres „Ich", also gerade aus dem Boden, von welchem der Verfasser den Menschen fortziehen möchte. Auch für die Welt derjenigen, welche das „Ich" von der „Seele" nicht lostrennen, ist der Pessimismus keineswegs „richtig", sondern, wie Alles, was man von der *Welt* aussagt, *einseitig*, der Ergänzung durch alle Grade bis zum vollen Gegensatz bedürftig, denn die Welt, das All, enthält eben alles, folglich neben dem Pessimismus den Pejorismus, Meliorismus und Optimismus. Durchsichtiger wird die Welt bei Annahme der Seelenwanderung nur für Augen besonderer Art. Lessing besaß sie bisweilen und beschäftigte sich gern mit Hinblicken auf diese Fernsicht, wer sie jedoch nicht hat, braucht deswegen nicht schlechter zu sehen; man darf nicht vergessen, daß es sich hier nicht um Wahrnehmungen handelt, sondern um Hypothesen und noch dazu um metaphysische. Über den hoch moralischen Charakter, den die Welt bei diesem Glauben gewinnen soll, müßte man sich erst verständigen. Auf die Moralität der Nationen, die seit Jahrtausenden im Glauben an Seelenwanderung geboren und erzogen werden, hat dieser Glaube keinen moralischen Einfluß geübt; sie sind nicht besser als die, welche nach dem Tode sofortiges Paradies, Fege- oder Höllenfeuer erwarten, und als die, welche jede individuelle Fortdauer leugnen. Gewinnt die Moralität der Weltordnung? Alle Religionen suchen, jede in ihrer Weise, der schreienden Ungerechtigkeit, dem Jammer und Elend des irdischen Daseins einen möglichen Sinn unterzulegen. Die meisten benutzen dazu das Jenseit; die uralte Doctrin der Seelenwanderung will schon hier auf Erden einen Ausgleich bewerkstelligen, Lessing und Hellenbach bieten phantastische Modificationen der ursprünglichen Lehre, wobei sie den Ausgleich in ein wunderbares, neues Jenseit verlegen. Unserer Ansicht nach hat die Weltordnung mit der Moralität überhaupt nichts zu schaffen, und ist die Moral, wie die Religion, die Kunst und die Wissenschaft, eine rein menschliche Angelegenheit, die höchste, die wichtigste, aber gleichgültig für die Weltordnung, welche Sonnensysteme in Nebel auflöst und neu gestaltet, ohne daß wir eine Ahnung davon haben, für wen und wozu.

*) Vergl. Magazin 1877, Nr. 4.

Zur Unterstützung und Ausführung seiner Ideen liefert derselbe Verfasser jetzt eine zweite Arbeit,*) in deren Einleitung es heißt: „Wie das Leben auf dem abgekühlten Planeten entstanden sein mag, das weiß ich nicht, das hat mich Niemand gelehrt, und habe ich nicht die Anmaßung darüber Jemanden Aufklärung zu versprechen; ist es doch fraglich, ob es tellurischer oder kosmischer Natur sei. Nachdem aber das Leben einmal da war, so liegt kein Grund vor, es immer zu vernichten und neu entstehen zu lassen, und das Leben mit den *Erscheinungsformen des Lebens* zu identificiren oder zu verwechseln, endlich den Unterschied, der zwischen der Individualität unseres Bewußtseins, — dem „Ich" — einerseits, und der Individualität des Organismus, die ja jener vorhergeht, andererseits, nicht einzusehen und anzuerkennen. Es heißt sich die Aufgabe nur erschweren, wenn man das Wunder der ersten Lebensthätigkeit auf dem Planeten gleichsam in Permanenz erklärt, und in jedem Neugebornen eine volle Neuschöpfung, sei es durch einen „Gott", ein „Unbewußtes" oder den „Kohlenstoff" sieht". Erleichtert die Palingenese die Lösung der Frage? Unser Autor sagt: „Die Biologie weist nach, daß die höheren Organismen durch zweckmäßige Arbeitstheilung der morphologischen Individuen zu Stande kommen; sie weist aber nicht nach, durch was die zweckmäßige Arbeitstheilung zu Stande kommt, (äußere Relationen und Kampf ums Dasein führen nur bis zum Zellenhaufen,) und darum hat man das Recht, zu behaupten, daß nichts zur Disposition bleibt, als entweder irgend ein großes Princip, (ein „Gott", ein „Unerkennbares", ein „Wille", ein „Unbewußtes"), oder irgend ein Individualismus." Gemäß dem Individualismus, den unser Autor vertritt, ist der Organismus die Er-

*) Der Individualismus im Lichte der Biologie und Philosophie der Gegenwart. Von Lazar B. Hellenbach. Wien, 1878. Wilhelm Braumüller.

scheinungsform einer uns unbekannten Combination von stofflichen Elementen, eines x y, das er „Seele" nennt. Diese außerordentlich feine Stoffverbindung zerfällt beim Tode eines Individuums nicht, sondern begiebt sich in einen neuen Keim, den sie entwickelt, den sie wieder verläßt, wenn das Individuum abstirbt, und diese Thätigkeit setzt sie unfaßliche Zeiten hindurch fort, vergrößert dabei allmählich ihre Fähigkeiten und offenbart die Zunahme dann auch in den Erscheinungsformen. Hierin soll etwas sehr Tröstliches liegen, denn, heißt es, „ist die das Leben veranlassende Größe (x y) eine durch die Erscheinungsformen hindurchgehende, so ist der Pessimismus ein überwundener Standpunkt, weil Jammer und Elend, Laster und Unvollkommenheit zu vorübergehenden Erscheinungen werden, und das im Menschen liegende Bedürfniß nach Ausgleich zur Wahrheit wird. Unter dieser Voraussetzung kann der Satz: „Jedem nach seiner Leistung", volle Geltung haben, und giebt es dann zwischen Natur und Moral keinen Widerspruch mehr." Einige Seiten später (110) sagt der Verfasser: „Wir müssen überhaupt uns daran gewöhnen — und das betrachte ich insbesondere als meine Aufgabe gegenüber meinen Lesern — den Schwerpunkt nicht in das Bewußtsein, nicht in die Form unserer Vorstellung, sondern außerhalb desselben, sowie das Wesen der Entwicklung nicht in die ganz ephemere Erscheinungsform, sondern in das zu verlegen, was die Erscheinungsform zu Stande bringt." Aber sogar mit diesem Hinweis scheint wenig geholfen. Wem gilt das „Jedem nach seiner Leistung", dem Ich, dem bewußten Ich, oder der Seele? Leidet das „Ich" für die Leistungen der „Seele"? Wird die „Seele" bestraft, weil sie früher einmal in ein bösartiges „Ich" eingezogen? Jede Religion fordert, der Mensch solle den Schwerpunkt nicht in das irdische Vorstellungsleben, sondern in das hinter der Vorstellung gedachte Jenseit, das eigentliche, das wahre Leben versetzen, und der Unglaube mit seinem hic Rhodus hic salta untergräbt die Religionen; — da wird die organisirende Seele einen schweren Stand haben.

Lessing suchte die Möglichkeit einer Entwickelung des Ich, das er von der Seele nicht trennte, in der Vermehrung der Sinne. Sei sie vorläufig mit fünf ausgestattet, so könne ihr später eine größere Zahl zu Diensten stehen; doch bemerkt ein kurzes Fragment in seinen nachgelassenen Papieren: es sei thöricht mit der Sorge um künftige Zustände den gegenwärtigen zu verkümmern. Hellenbach denkt an einen vierdimensionalen Raum, er hält einen „mehrmaligen Wechsel des Dimensionalzustandes" der Seele für „sehr wahrscheinlich" und bekommt einen unerwarteten Bundesgenossen an Professor Zöllner, der in seinen neuesten wissenschaftlichen Abhandlungen Versuche beschreibt, die er in Gegenwart ehrenwerther Männer und Bürger Leipzigs, mit Hülfe des amerikanischen Mediums Mr. Henry Slade, zu Leipzig am 17. December 1877, Vormittags 11 Uhr, gemacht hat. In einen festen Bindfaden, dessen beide Enden zusammengesiegelt von Professor Zöllner auf einem Tisch gehalten wurden, schlang unter dem Tische Mr. Slade Knoten, die nur „ein intelligentes Wesen, welches willkürlich vierdimensionale Biegungen und Bewegungen mit dem Faden vornehmen könnte, ohne Lösung des Siegels" hervorzubringen vermochte. Unter den Zeugen befand sich „auch Einer, dessen Name mit unvergänglichen Zügen und goldenen Lettern in die Annalen der deutschen Naturwissenschaft eingetragen ist," und Zöllner's Autorität wird Niemand gering achten; die Thatsache, daß Mr. Slade in einen glatten Bindfaden seltsame Knoten schürzte, ohne daß die anwesenden Herren wahrnehmen konnten, welches Verfahren er dabei unter dem Tisch einschlug, die Thatsache steht unanfechtbar fest. Mehr aber nicht, und auch die Scharfsichtigsten und Klügsten sind dem Irrthum unterworfen, wenn es sich um die Auslegung und Erklärung der constatirten Thatsachen handelt. Wohl giebt es Dinge, von denen unsere Weisheit nichts träumt, nur träumt sie auch häufig Dinge, die es nicht giebt. Vierdimensionale Bewegungen, ausgeführt im dreidimensionalen Raum? Wollte Jemand dreidimensionale Bewegungen in der bloßen Ebene, dem zweidimensionalen Raum machen, so würde Professor Zöllner nicht anstehen, das für unmöglich zu erklären, weil es contra hypothesin wäre, ist nicht das Gleiche der Fall bei der vierdimensionalen Bewegung im dreidimensionalen Raum? Angenommen aber, die Seele wäre ein vierdimensionales Wesen, das sich in den uns bekannten dreidimensionalen Körper während unserer Lebenszeit hineinklemmte, — wie erhielten wir davon Kunde? Durch unerklärte, unter dem Tisch gemachte Knoten? Durch anormale Leistungen krankhaft erregter Nerven? Durch spiritistische Medien? Ward je eine wissenschaftliche Frage durch solche Mittel erledigt? Bis jetzt noch nie. Vorläufig bleibt uns also nichts übrig, als bedachtsam mit dem Bewußtsein weiter zu wirthschaften und uns vor Illusionen möglichst zu hüten.

Den Prädikabilien der Seele und der ganzen Grundlage von Hellenbach's Individualismus vermögen wir nicht beizustimmen. „Daß die menschliche Daseinsform und Entwickelung kaum als etwas anderes aufgefaßt werden kann, denn als Eintritt eines mehrdimensionalen Wesens in eine dreidimensionale Vorstellungsform"; „daß dieser Eintritt ein vollkommener ist, wenn ihm das Material einer Keimzelle gegeben ist, aber ein unvollkommener, wenn er nur durch die Disposition eines Organismus, wie Slade und einige Wenige ihn besitzen, ermöglicht wird," das und Ähnliches muß, wie der Verfasser selbst fühlt, allgemeinem Zweifel begegnen. Allgemeiner Zustimmung dagegen wird sich der polemische, gegen hervorragende Biologen und einige monistische Philosophen gerichtete Theil des Buches erfreuen. Was der gesunde, von keinem Vorurtheil befangene Menschenverstand gegen gewisse Lehren Herbert Spencer's, Ernst Häckel's und Gustav Jäger's einzuwenden hat, das ist hier mit musterhafter Klarheit auseinandergesetzt. Sagt doch Häckel selbst (Morphologie II, 16): „In Wahrheit ist fast Alles, was wir in der Zoologie, Protistik und Botanik Entwicklungsgeschichte nennen, bisher wesentlich eine Kenntniß der morphologischen Thatsachen, nicht aber eine Erkenntniß ihrer physikalisch-chemischen Ursachen gewesen." Wenn sie „erklären" wollen, sind die Naturforscher gerade so wie die Philosophen zu Hypothesen genöthigt und von den Uneinigkeiten, welche unter jenen nicht minder herrschen, wie unter diesen, liefert Hellenbach (S. 40) treffende Beispiele.

Über die ganze Schöpfung will der Autor die Teleologie nicht ausdehnen, aber er vertheidigt sie entschieden, wo es sich um die Anlage der Organismen handelt und fragt (Seite 79): „Warum muß die Verfertigung eines Rockes, Hauses, einer Eisenbahn teleologisch sein, und die Herstellung einer Hand, eines Herzens, eines Gehirns es nicht sein dürfen?" Weil, könnte man erwidern, Röcke, Häuser und Eisenbahnen von Wesen angefertigt werden, welche Empfindung und daher Bedürfnisse haben, die Kraft aber, deren Wirkungen wir in der Hand, dem Herzen und Gehirn sehen, nicht als empfindend vorgestellt wird. Indeß, da verfallen wir wieder in einen Streit über Glaubenssätze und der führt zu keinem positiven Ergebniß. Personificirt man den Schlaf, so bekommt man ein Recht, an Morpheus und seine Absichten zu glauben, personificirt man die Naturkräfte, so gelangt man zur Teleologie. Hellenbach überwindet die pessimistische Lebensanschauung durch eine Tieferlegung des Indivi-

dualismus, wer ohne sie mit dem bösen Alp fertig wird, bedarf ihrer nicht. Das Hauptverdienst des in Rede stehenden Buches liegt uns in dem Nachweis, daß die Biologie vorläufig auf weit schwächeren Stützen ruht, als viele Biologen sich einbilden.

O. S. S.

Frankreich.

George Sand.

Die französischen Literaturforscher sind nicht von derselben geschäftsmäßigen Rührigkeit wie die deutschen. Sobald bei uns irgend ein hervorragender Schriftsteller gestorben ist, wird uns auch seine Biographie aufgetischt und jeder Winkel seines Lebens mit einer unnachsichtigen Neugier durchsucht, die dem Andenken des Verstorbenen keineswegs immer zum Vortheile gereicht. Die Franzosen besitzen noch nicht einmal von Balzac eine ordentliche Biographie, denn die kleineren Schriften der Frau von Surville, Leon Gozlan's und Theophile Gauthier's können in dieser Beziehung unmöglich mitgezählt werden. Auch die nun bald seit zwei Jahren ruhende George Sand hat bis jetzt weder eine ausführliche biographische noch literarische Würdigung erfahren, so interessant und lohnend beides sein würde. Hält es doch die Calman-Lévy'sche Verlagsbuchhandlung nicht einmal für angezeigt, eine anständige Gesammtausgabe von den Werken der großen Dichterin herzustellen. Diese anscheinende Theilnahmlosigkeit hat indessen auch gute Gründe. Wie auch die französische Literatur beschaffen sein mag, sie lebt fort, d. h. sie hat weder Lust, in der Vergangenheit sich ihre Muster zu suchen, noch ist für sie der Tod jenes Ereigniß, das in Deutschland selbst den mittelmäßigsten Geistern einen Succès d'estime zu verschaffen pflegt. Wir Deutschen freilich werden das Fortleben der französischen Literatur nicht vom gleichen Standpunkte aus betrachten können, wie die Franzosen selbst; uns kann es nicht verborgen sein, daß dieselbe an Ideen und Form immer mehr herunterkommt, und so ist es in diesem Falle verzeihlich, wenn wir uns schließlich für Balzac, George Sand und Alfred de Musset mehr interessiren, als für Flaubert, Feuillet und Leconte de l'Isle. So habe ich denn mit großem Antheil eine Reihe von Artikeln der Revue des deux mondes durchgelesen, in welchen Herr Othonin de Haussonville das Leben und die Werke George Sand's behandelt. Viel Neues erfahren wir nun zwar zumal über das Leben nicht. Haussonville hält sich durchaus an die von der Dichterin selbst in den Mémoires de ma vie gemachten Mittheilungen und sucht zuerst an der Hand derselben den Charakter George Sand's genealogisch zu begreifen. Er citirt bei dieser Gelegenheit einige Stellen aus den Schriften des Marschalls von Sachsen, die in gar seltsamer Weise an die Meinungen und Schriften seiner Urenkelin anklingen. So definirt der Marschall die Gesellschaft als „eine Versammlung von Unterdrückern und Unterdrückten, wo einige reiche, müssige und vergnügungssüchtige Leute ihr Glück auf Kosten der Masse genießen." In einem Aufsatze über die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes schreibt er: „Ich bin überzeugt, daß man eines Tages die Religion in Bezug auf die Ehe wird ändern müssen, es wird gesetzlich festgestellt werden, daß in Zukunft alle Ehen nur auf fünf Jahre geschlossen werden — sämmtliche Theologen der Welt können die Gottlosigkeit eines solchen Systems nicht beweisen, denn die Ehe dient nur den Zwecken der Bevölkerung."

Im Übrigen ist George Sands Jugend- und Eheleben auch in Deutschland im Allgemeinen bekannt. Das interessanteste Kapitel desselben dürfte ihren Aufenthalt im Kloster betreffen, wohin sie von der Großmutter zur Erziehung geschickt war. Anfangs ein Taugenichts, ein Freigeist, ein „Teufel", wie man sie und ihres Gleichen nannte, verwandelte sie sich allmählich in die „heilige Aurora". „Sie bekam die „Teufelei" satt und sehnte sich nach etwas Anderem. Das Leben der Heiligen fiel ihr in die Hände und sie durchblätterte dasselbe während der halben Stunde, welche die Schülerinnen in der Kirche in stillem Gebete zubrachten. An ihre Wunder glaubte sie nicht; aber der Glaube, der Mut, der Stoicismus der Heiligen schienen ihr groß, und berührten eine Saite, die allmählich in ihrem Herzen zu erzittern begann. Von Zeit zu Zeit hielt sie im Lesen ein und betrachtete zerstreuten Blicks die Bilder an den Kirchenmauern, von denen eines den heiligen Augustin unter dem Feigenbaume darstellte mit dem wundersamen Lichtstrahle, auf dem geschrieben stand: tolle, lege! — das andere Christi Leiden im Garten von Gethsemane. Eines Tages kam ihr dies Bild, das sie wohl hundertmal gleichgültig beschaut, ganz besonders schön vor. Sie suchte den Sinn von Christi Leiden, das Geheimniß dieses so schneidenden und doch freiwilligen Schmerzes zu verstehen, und begann Größeres und Tieferes darunter zu ahnen, als man ihr bisher darin gezeigt hatte. Nach und nach ward sie selber tief traurig, wie von einem bisher unbekannten Mitleid und Leid erfaßt. Thränen kamen ihr in die Augen; verstohlen wischte sie dieselben jedoch ab, in Scham über eine Empfindung, deren Ursache sie nicht begriff. Nachts kam ihr der Gedanke, noch einmal in die Kirche zurückzukehren, wo die Nonnen und Frommen (les sages, Gegensatz der diables) um diese Zeit ihre Andacht hielten. Um den letzten Rest ihres Stolzes zu beschwichtigen, log sie sich vor, sie wolle nur sehen, wie diese Frömmlerinnen beteten, und dann morgen ihren Genossinnen eine spöttische Beschreibung davon machen. Kaum hatte sie indessen die Schwelle überschritten, so verließ sie dieser Gedanke. Der Anblick der nächtlichen Kirche ergriff und bezauberte sie. Die Kirche ward nur durch die kleine silberne Lampe des Heiligthums erhellt. Die Pforte hinter dem Chore war wegen der großen Hitze geöffnet, ebenso eines der großen Kreuzfenster nach dem Kirchhofe heraus. Ein leichter Wind führte den Duft von Geisblatt und Jasmin herein. Ein in der Unendlichkeit verlorener Stern schien vom Fenster gleichsam umrahmt zu sein und sie aufmerksam zu betrachten. Niemals hatte sie die Vorstellung einer solchen zauberhaften Ruhe, einer solchen mystischen Sammlung gehabt. Lassen wir sie selbst diesen feierlichen Augenblick erzählen: „Die Zeit verfloß, das Gebet war vorüber, man schloß die Kirche. Ich hatte Alles vergessen und wußte nicht, was in mir vorging. Ich athmete Lüfte von unsagbarer Süßigkeit, doch mehr mit der Seele, als mit den Sinnen. Plötzlich erfaßt meinen ganzen Körper ein Zittern, mich schwindelt und vor meinen Augen fährt es wie ein weißes Licht, das mich einhüllt. Eine Stimme scheint mir in's Ohr zu rufen: Tolle, lege! Ich wende mich um, ob eine der Nonnen zu mir gesprochen. Ich war allein — ich machte mir keine stolze Einbildungen, ich glaubte nicht an ein Wunder. Ich gab mir vollkommen Rechenschaft von dem Zustande von Hallucination, in den ich verfallen war. Es berauschte mich weder noch erschreckte es mich. Aber ich fühlte, daß der Glaube sich meiner bemächtigte, wie ich es gewünscht, durch's Herz. Ich war so dankbar, so entzückt, daß Thränen über mein Antlitz strömten. Ich fühlte, daß ich Gott liebte, daß mein Gedanke dies Ideal von Gerechtigkeit, Liebe und Heiligkeit umfing und in sich aufnahm, an dem

ich nie gezweifelt, aber mit dem ich mich auch niemals unmittelbar verbunden gefühlt hatte." Aurora ward fortan selbst eine der Frommen, ja die Frömmste von Allen. Einst erzählte ihr eine Laienschwester, welche Kämpfe sie zu bestehen gehabt, um in's Kloster zu kommen, daß sie selbst dem Fluche ihres Vaters getrotzt. Da rief Aurora: „Auch ich werde Nonne! Die Meinen werden darob verzweifeln, also auch ich; aber ohne eine solche Verzweiflung hat Niemand das Recht, zu Gott zu sagen: ich liebe dich! Ich werde Nonne sein, aber keine Stiftsdame, die in vornehmer Einfachheit und angenehmer Muße lebt, sondern Laienschwester, eine Dienerin, die vor Ermüdung zusammenbricht, die Gräber reinigt, schmutzige Dienste verrichtet. Alles was man will, wenn mich nur die Meinigen vergessen, nachdem sie mich verflucht haben, wenn ich nur, indem ich die Bitterniß der Aufopferung koste, Gott zum Zeugen meiner Qual und seine Liebe zu meiner Belohnung habe."

Diese Vorgänge sind bezeichnend für George Sand's tief angelegte Natur. Eine Nonne ist sie freilich nicht geworden. Ihre voltairianische Großmutter nahm sie, als sie von derlei Absichten erfuhr, urplötzlich aus dem Kloster nach Nohant zurück. In einer anderen Zeit, einer anderen Umgebung hatten wir jedoch vermuthlich statt der großen Dichterin eine große Heilige, wie die heilige Clara, Franz von Assisi's wundersamste Freundin, oder wie jene spanische Schwärmerin, Teresa von Jesus, vor uns. Trotzdem scheint George Sand dem Rufe, der in jener Stunde an sie erging, dem tolle, lege! nicht untreu geworden zu sein. Mir fällt dabei ein herrliches Wort Meister Eckhart's ein, das also lautet: Got enhât des menschen heil nicht gebunden ze keiner sunderlichen wise. Waz ein wise hât, dar mugen hât got allen guoten wisen gegeben unde kein guoter wise ist daz verseit, wan ein guot ist wider daz ander nicht unde daran süllent sich die liute merken, daz sie unrechte tuont, als sie etwenne einen guoten menschen sehent oder hoerent von im sagen und er denne nicht volget ir wise, sô ist ez al'ez verlorn: ob in ir wise niht gevellet, sôe nahtent sie auch zehant ir guoten wise und ir guoten meinunge niht. Daz ist nicht reht. Man sol mê ahten der liute wise, daz ist andâht, unde versmêhe niemannes wise. Ein ieglicher halte sine guote wise und ziehe dar in alle wise und neme in siner wise alle guot und alle wise. Wandelunge der wise mache ein unstête wise unde gemüete.*) George Sand ist jenem Rufe treu geblieben, nicht als Heilige, auch nicht als tugendstolze Bürgersfrau, sondern in ihrer Weise. Sie ist niemals wieder außer Verbindung mit jenem damals von ihr erschauten Ideale gekommen, trotz aller Fehler ihres Lebens, trotz aller Gebrechen ihrer Werke. Das erkennt auch Herr von Haussonville an und hierin sucht er die Bürgschaft für die Fortdauer ihrer Werke. Wir aber fragen, was war denn nun eigentlich ihre Weise? Kurz gesagt, es war die Weise des Weibes. Die Idee des Weibes in ihren Höhen und Tiefen, sie ist es, die in George Sand zu einer so deutlichen Anschauung gelangte, wie vorher nie. Wohl läßt sie alle Entartung ahnen, deren ein Weib fähig ist, aber was in dem Weibe Großes und Erhabenes ist, das war auch in ihr. Von solchem Standpunkte aus werden wir selbst ihre moralischen Extravaganzen nachsichtiger beurtheilen; das Schicksal hat ihr dieselben ohnedies verziehen, indem es ihr nicht nur das Glück der Mutter, sondern auch ein von lieblichen Kindern umlächeltes Greisenalter gewährte.

Nur von diesem Standpunkte aus lassen sich auch George Sand's Werke begreifen. Tragen sie doch neben allem idealen Schwunge auch den Stempel jener weiblichen Schwachheit, über die einst Hamlet geklagt, hat man doch von ihnen sehr boshaft, aber sehr witzig gesagt: le style c'est l'homme. Herr von Haussonville geht mehr äußerlich an die Sache heran. Während im Grunde sich bei unserer Dichterin Alles um die Liebe dreht (denn über diese hinaus geht auch nicht die Existenz des Weibes als solchen, was es darüber hinaus ist, ist es schon durch den Mann), unterscheidet er gleichsam Gruppen ihrer Werke, in denen bald dies, bald jenes Problem behandelt sei. Zuerst also das Problem der Liebe. Hier werden aufgeführt Indiana, Valentine, Jacques, Leone Leoni, Lucrezia Floriani. Genau betrachtet beschäftigt sich indessen von diesen Werken eigentlich nur Leone Leoni mit der Liebe als solcher: Leone Leoni schildert uns gleichsam einen weiblichen Werther, zeigt uns die Liebe als blinde dämonische Naturmacht, der gegenüber der Mensch ebenso wenig ein Wohlbehagen empfinden kann, als irgend einer andern blinden Naturkraft gegenüber. Juliettens Selbstbewußtsein, ihr Ich selber ist von der Liebe weggebrannt wie von einem Blitze, sie ist durchaus willenlos geworden. Daß die Liebe als eine solche Naturgewalt auftreten kann, ist nicht zu bezweifeln; wer will mit der Dichterin rechten, daß sie uns mit einem trostlosen Eindrucke entläßt? Sie schreibt kein Drama, das uns schließlich in die steineren Höhen des sittlichen Gedankens emporträgt, kaum einen Roman, in Wahrheit lyrische Prosa, wie es auch Werther ist, der nicht besser endet. Lucrezia Floriani kann kaum als ein bedeutendes Werk angesehen werden, es ist eine Apologie der Dichterin, in welcher sie der Welt die Möglichkeit beweisen will, daß ein Weib seinen moralischen Werth behalten kann, auch wenn es drei Kinder von drei verschiedenen Vätern bekommen hat. Die übrigen von Haussonville besprochenen Romane haben die Liebe, auch nicht die Ehe als Folge der Liebe, sondern die Ehe rein als sociales Problem zum Vorwurf. Daß die Ehe an sich ein verwerfliches Institut wäre, könnte nur der beweisen, der sie uns in ihrer idealsten Form als verwerflich zeigte. Das aber thut die Dichterin nicht. Jacques ist ein reifer Mann, der das Leben kennt, Fernande ein junges unerfahrenes Mädchen, das den Ersten, den sie achtet, von sich geliebt wähnt. Kein Wunder, daß sie auseinanderkommen, daß Fernande auch einmal zu erfahren wünscht, was die wirkliche Geschlechtsliebe ist. In der Vorrede zu Jacques spricht die Verfasserin sehr schön über jene Thorheit, daß man glaube, ein achtzehnjähriges Mädchen „sei weiter", als ein Jüngling im gleichen Alter; sie zeigt wie eine Seelengemeinschaft zwischen einem reifen Manne und einem solchen Mädchen unmöglich ist. Was sie angreift, ist bei Licht besehen die französische Art Ehen zu schließen, ist die gesetzliche Untrennbarkeit dieser Ehen. Gerade hier erhellt einmal wieder recht deutlich, wie Glauben und Wissen nichts mit einander zu thun haben. Der Glaube ist ideal, das Wissen praktisch. Der Glaube an das Ideal kennt nur eine unlösliche Ehe und die katholische Kirche

---

*) Gott hat des Menschen Heil nicht an eine besondere Weise gebunden. Was eine gute Weise hat, dasselbe Vermögen hat Gott allen guten Weisen gegeben und Keiner ist es versagt, denn ein Gut ist nicht wider das Andere. Daran sollen die Leute sich merken, daß sie Unrecht thun, wenn sie einen guten Menschen sehen oder von ihm sagen hören und er folgt nicht ihrer Weise, so ist es Alles verloren wenn ihnen ihre Weise nicht gefällt, so achten sie auch gute Weise und ihre gute Meinung nicht. Das ist nicht Recht. Man soll der Leute Weise mehr achten, das will die Andacht, und Niemandes Weise verschmähen. Ein Jeglicher halte seine gute Weise und ziehe in dieselbe hinein alle Weise und nehme in seiner Weise alles Gut und alle Weise. Wandelung der Weise aber macht eine unstäte Weise und ein unstätes Gemüth.

beweist ihre religiöse Consequenz, indem sie die Ehen für unlöslich erklärt. Der Staat aber hat es mit der Praxis zu thun und richtet das größte Unheil an, wenn er sein Gesetzbuch von solchen Idealen beeinflussen läßt, mögen ihm auch die französischen Autoren immerhin dankbar sein, daß er ihnen durch diesen Irrthum so viel Stoff liefert. Weil nun aber die von den Franzosen behandelten Probleme stets socialer Natur sind, so ziehen sie auch nie die letzten Consequenzen. Das gilt nicht nur von den modernen Dramatikern, das gilt trotz aller Tiefe ihrer Empfindungen auch von George Sand. Niemand wird abstreiten, daß ein Weib mit drei unehelichen Kindern moralisch vortrefflich sein kann. Die Kirche zählt eine Reihe von Heiligen, die eine noch weit schlimmere Vergangenheit haben. Man mag zu ihnen als Heiligen beten, aber selbst die Kirche würde, wenn diese Damen noch lebten, nicht verlangen, daß sie mit dieser ihrer Vergangenheit die ganze Zukunft eines Mannes ausfüllten. Jedenfalls wäre das erst zu beweisen, zu beweisen, ob das weibliche Ideal darunter nicht gelitten. Daß Jacques, um Fernande zu retten, sich selber den Tod giebt, ist, wenn auch unwahrscheinlich, doch poetisch. Vom rein natürlichen Standpunkte hätte sich freilich seine Abkehr noch anders motiviren lassen. Denken wir einmal an jenes kirchliche Verbot der Ehe zwischen den durch Pathenschaft Verbundenen: es liegt demselben wiederum der ideale Gedanke zu Grunde, daß ein absolut moralisches Verhältniß nicht in ein sinnliches verkehrt werde, man will so zu sagen einem moralischen Inceste vorbeugen. Hätte man nicht das Verhältniß von Jacques und Fernande von einem analogen Gesichtspunkte aus behandeln können? Es soll das keine Kritik der Dichterin sein, sondern nur darauf hinweisen, wie viel es über alle diese Dinge noch zu denken und zu dichten giebt. Es ist leicht, gegen die moralischen Institute zu revoltiren, schwerer, aber besser, sie in ihrer idealen Bedeutung zu begreifen und von hier aus den Problemen beizukommen.

Voll und ganz bringt George Sand die menschlichen Empfindungen in ihren, wenn man will philosophischen Werken zum Ausdruck. Ich stimme Herrn von Haussonville vollkommen bei, wenn er von Lelia schreibt: „Dies fremdartige Werk hat von allen Werken George Sand's beim Erscheinen den meisten Lärm verursacht und ist heute am Meisten gealtert. Die realistische Schule, welche seit einigen Jahren einen so ärgerlichen Einfluß auf unsere Literatur ausübt, hat wenigstens das Verdienst, den Sinn für die Wahrscheinlichkeit und den Abscheu vor der Declamation bei der neuen Generation entwickelt zu haben; die Wahrscheinlichkeit aber ist in Lelia selten gewahrt, während die Declamation durchaus vorwiegt. Wir fühlen uns während der ganzen Lesung dieses Gedichtes in Prosa ungemüthlich, das auf den erträumten Abhängen des Monte-Vendor und in der märchenhaften Villa des Prinzen Bambucci spielt, wo der Poet Stemo, in seinen Mantel gehüllt, Nachts am Strande der Wasserfälle weilt, wo der tugendhafte Galeerensklave Tremnor, dessen Seele sich im Bagno von Toulon gestärkt hat, neben der Courtisane Pulcheria und dem Priester Magnus steht. Aber trotz alle dem behaupte ich, daß gerade dies Werk George Sand's am meisten Wahrheit enthält, denn hier hat sie am Beredtesten jenes Verlangen zum Ausdruck gebracht, welche zugleich die Ehre und den Schmerz unseres so aufrichtigen und muthigen Jahrhunderts ausmacht, das Verlangen nach Wahrheit." Uns Deutschen muß besonders der pessimistische Schluß der Lelia interessant sein. Jener Satz: „Seit zehntausend Jahren rufe ich in die Unendlichkeit hinaus: Wahrheit! Wahrheit! und seit zehntausend Jahren antwortet mir die Unendlichkeit: Begierde, Begierde!" — ist er nicht das Motto der Schopenhauerschen Philosophie, die Stimmung, von welcher dieselbe ausgegangen ist?

Der Autor kömmt weiter zu jenen Schriften, in welchen George Sand den socialistischen Plänen dienstbar erscheint. Ihre Enttäuschungen könnten für Die eine Lehre sein, welche in gleichen Täuschungen befangen sind, wenn Belehrungen überhaupt jemals in der Geschichte Etwas vermocht hätten. Diese Schriften wimmeln allerdings von unreifen Phrasen. Wenn man sich indessen der Dichterin gegenüber auf jenen Standpunkt stellt, den ich oben andeutete, so giebt es trotzdem in fast allen irgend etwas Bemerkenswerthes. Ich nenne als Beispiel „Horace", der George Sand mit der Revue des deux Mondes, in welcher bis dahin alle ihre Werke erschienen waren, entzweite. „Dieser Roman", schreibt Herr von Haussonville, „enthielt eine Verherrlichung der freien Liebe und eine Vertheidigung des Aufstandes vom Kloster Merry, welches die Direction der Revue nicht billigen konnte. Horace ist trotzdem nur eine zwar sehr bittere, aber demungeachtet bisweilen durchaus gerechte Verspottung der Thorheiten der jungen Bourgoisie, der George Sand die tugendhafte Einfachheit eines Mannes aus dem Volke gegenüberstellt." Dieser tugendhafte Mann aus dem Volke, Paul Arsène, ist indessen durchaus nicht dem Socialismus zu Liebe erfunden, es ist eine durchgehende Figur der Dichterin, die schon in Indiana als Ralph auftritt. Es ist, kurz gesagt, der Mann, welcher Lucrezia Floriani heiraten würde und es auch nicht übelnähme, wenn sie ihn eines Tages aufforderte, auch noch bei einem vierten Kinde die Stiefvaterschaft zu übernehmen. Horace selbst dagegen ist keineswegs nur ein Typus der Bourgoisie, sondern, wenn ich so sagen darf, ein mit wahrhaft weiblichem Raffinement entworfenes umgekehrtes Ideal des Mannes — Alles was in uns an Schwäche, Eitelkeit, Egoismus, besonders dem andern Geschlechte gegenüber vorhanden, ist hier mit boshafter Grazie in Eins zusammengezogen. George Sand weiß überhaupt wenig Gutes von uns Männern zu erzählen, und wenn wir annehmen wollten, daß die Augen des andern Geschlechtes unbefangener seien, als die unsern, so müßten wir beschämt an unsere Brust schlagen. Wir können uns freilich damit trösten, daß auch wir ein großes Sündenregister der Frauen entworfen haben. So mag denn wohl im Allgemeinen an der Menschheit nicht allzu viel sein.

Den Enttäuschungen, welche die Revolutionsjahre der Dichterin brachten, verdankt die französische Literatur wohl die reinsten Gaben derselben, La petite fadette, La mare aux diables, François le Champi, jene wundersamen Dorfgeschichten. Sehr richtig führt Haussonville diese Flucht der Dichterin in die ländliche Einsamkeit auf den in gewissen geschichtlichen Perioden stets wieder hervortretenden Hang zum Idyll zurück. Er vergißt jedoch nicht hervorzuheben, daß der Sinn für die Natur von Anfang an George Sand ausgezeichnet hat und gerade ihre lyrischen Naturschilderungen die Glanzpartien ihrer Werke ausmachen. Sehr schön schildert er die Eigenthümlichkeiten der von ihr gezeichneten Landschaften. „Sie hat uns gezeigt, welche anziehenden Reize eine Gegend, die weder glänzende Farben noch großartige Linien besitzt, in sich birgt; — sie hat unserer Bewunderung jene tausend Vorgänge erschlossen, deren stete Mannigfaltigkeit die Natur für uns mit den Jahreszeiten erneut. Das beim Nahen des Herbstes röthlich schimmernde Laub der Wälder, die Wasserspuren, welche der eben gefallene Regen in den kräftig braunen Furchen hinterläßt und welche die Sonne wie ein zartes Silbernetz flimmern läßt; der leichte Rauch, welcher der Erde, wenn sie die Pflugschaar zerrissen hat, ausströmt; mit einem Worte, alle jene zahllosen Kleinigkeiten, denen wir meist nur einen zerstreuten Blick schenken,

bis eines Tages eine gewisse Müdigkeit des Geistes in der Naturbetrachtung uns im Gegensatze zu den Aufregungen des Lebens Genuß finden läßt. So hat sie in durchaus eigenthümlicher Weise das Gebiet der Kunst erweitert und ist die Ahnin eines ganzen Geschlechtes von Schriftstellern und Dichtern geworden, die in ihren Werken der Naturbeschreibung einen so breiten Raum gewähren. Ihr Einfluß läßt sich selbst in der Malerei spüren, er ist bei der Entwicklung der modernen Landschaftsmalerei im Spiel gewesen. Ich bin überzeugt, daß ein Dupré, ein Rousseau, ein Breton, ein Daubigny, um nur diese zu erwähnen, ihr viel verdanken, ohne es selbst zu wissen."

Was übrigens jene genannten drei Dorfgeschichten noch auszeichnet, ist nebenbei eine Eigenschaft, die wir auch in andern Romanen George Sand's, früheren und späteren, finden. Je weniger absichtlich sie zu Werke geht, je weniger Widerspruch ruft sie hervor. Die Genialität der Dichterin mag anderswo mehr hervortreten, da wo ihre Tendenzen so zu sagen nur wie ein sanftes unterirdisches Feuer fortglimmen und über derselben sich die bunte blumenprangende Decke der Erzählung ausbreitet, wirkt sie am Reinsten. Als Beispiel nenne ich zwei Romane, die auch halb und halb als Dorfgeschichten bezeichnet werden müssen, André aus der früheren, le dernier amour aus der späteren Zeit, beide ziemlich düster und melancholisch. Einen mehr heiteren Ton schlagen jene Geschichten an, die in Italien, vornehmlich Venedig, spielen, woher es kommt, daß Vielen, allerdings mit Unrecht, der Anfang von Consuelo als ihre beste Arbeit gilt. Zu welcher Heiterkeit sich übrigens die Dichterin schließlich noch durchgearbeitet hatte, beweisen wohl die Märchen, welche sie als Großmutter ihren Enkeln erzählt, beweisen jene liebenswürdigen Romane, in welchen sie als alte Frau, ein milderndes Wort für den Leichtsinn des comödiantischen Zigeunerlebens einlegt (le beau Laurence, Pierre qui roule).

Die Nachwelt wird ohne Zweifel anerkennen, daß sie trotz aller Irrungen, nicht nur eine große, sondern auch eine gute Frau gewesen ist.

Hans Herrig.

Renan: Philosophische Dialoge und Fragmente.

Mit drei Gesprächen, drei Briefen und einer Abhandlung wendet sich der berühmte Verfasser*) der „Anfänge des Christenthums" jetzt an das Publikum. In der Einleitung erklärt er die Gespräche für den wichtigsten Theil des Buches und berichtet, er habe sie im Mai 1871 zu Versailles geschrieben, nachdem er Paris verlassen, tief betrübt über die Verirrungen, deren Zeuge er dort war. Sein Manuskript zeigte er einer ausgezeichneten Frau und diese sagte ihm: „Lassen Sie diese Blätter ungedruckt, sie erkälten die Herzen"; die politische Lage Frankreichs vermehrte seine Bedenken, dennoch aber entschloß er sich, als er „die Meinung erfahrener Personen eingeholt und einige allzu seltsame Entwicklungen unterdrückt hatte, den aufmerksamen Lesern diese für sie geschriebenen Blätter vorzulegen." Er will kein bestimmtes System aufstellen, seine Absicht ist nur, „zum Nachdenken anzuregen, zuweilen selbst durch gewisse Übertreibungen den philosophischen Sinn des Lesers herauszufordern." Wer einmal der Öffentlichkeit angehöre, dürfe ihr keine Äußerung seines Denkens entziehen, sagt er, und fügt charakteristisch hinzu, wenn Jemand dadurch traurig gestimmt werde, „so könnte man ihm, wie jener gute Pfarrer, bei dessen Passions-Predigt seine Gemeinde so heftig weinte, tröstend zurufen: Meine Kinder, weinet nicht so viel; es ist schon lange her, daß es sich begeben, und dann ist es auch vielleicht nicht so ganz wahr." Renan betitelt das erste Gespräch „Gewißheiten"; das zweite „Wahrscheinlichkeiten"; das dritte „Träume". Was die, von der ausgezeichneten Frau befürchtete, erkältende Wirkung anlangt, so braucht der Leserkreis, den dieses Buch finden wird, nicht ängstlich zu sein, er hat sich mit dem Gedanken, das Leben auf der Erde müsse ein Ende haben, wie es einen Anfang gehabt, längst vertraut gemacht. Auch der Feinstempfindende wird nicht darunter leiden, daß nach so und so vielen Hunderttausenden oder Tausenden von Jahren die Bewohnbarkeit unseres Planeten aufhören muß; auch ihn nehmen die Verhältnisse der unmittelbaren Gegenwart so dringend in Anspruch, beschäftigen seinen Verstand und sein Herz so vollständig, daß ihm die dereinst erfrierende oder sonstwie zu Grunde gehende Menschheit keinen besonderen Schmerz verursachen kann. Auf vage Zukunfts-Vorstellungen reagirt die menschliche Empfindlichkeit gar nicht oder außerordentlich schwach, der mächtigste von allen Herrschern, der Augenblick, mit seiner Unlust und Lust erfüllt die Seele, fesselt und spannt den Geist und überwindet sogar den Pessimismus, der sich bei Renan, auch wo er die heutigen und demnächst zu erwartenden Zustände betrachtet, allerdings stark geltend macht. Wir haben mit dieser unheimlichen Größe rechnen gelernt, wir wissen, daß sie herauskommt, wenn man eine bestimmte Gedankenreihe folgerichtig durchführt, aber wir wissen auch, daß diese Gedankenreihe verhältnißmäßig nur selten begonnen, noch viel seltener lange fortgesetzt und nie dauernd festgehalten wird, — die Ausnahmefälle des Selbstmordes aus Schwermut nicht mitgezählt. Ohne Furcht kann man das Buch zur Hand nehmen und sich der Anregungen erfreuen, die es in reichem Maße bietet. Die Redenden sind, wie der Verfasser ausdrücklich betont, „bloße Abstraktionen"; sie stellen wirkliche oder mögliche geistige Zustände vor, keineswegs lebende Personen. Hier werden keine Gespräche vorgeführt, wie sie die Alten zwischen noch lebenden und verstorbenen berühmten Männern so gern anzunehmen pflegten; es sind friedfertige Dialoge, welche meine verschiedenen Gedanken unter einander zu führen pflegen, wenn ich ihnen alle Freiheit lasse, umherzuschweifen." Immer und immer wieder erhebt sich die große Frage nach dem „Wozu" des Erdenlebens und der Welt; anders und immer wieder anders lautet die Antwort, und schließlich ist man, wie sich bei solchem Thema von selbst versteht, zwar nicht viel klüger geworden, aber man hat sich in geist- und gemüthvoller Gesellschaft befunden.

Der erste Brief „Die Naturwissenschaften und die historischen Wissenschaften" wurde von Renan im August 1863 an Marcellin Berthelot, seinen Jugendfreund, gerichtet. Der zweite, „Die Wissenschaft des Idealen und die Wissenschaft des Positiven" ist die Antwort Berthelot's. Der dritte, ein Schreiben an Herrn Adolph Guéroult vom August 1862, spricht Renan's Ansichten über die menschliche Freiheit, die in der Natur liegende Gewalt des Schicksals, und die moralische sowie intellektuelle Leitung des Weltalls aus. Die Abhandlung führt den Titel „Die Metaphysik und ihre Zukunft", datirt vom Jahr 1860, und bekämpft die Ansichten, welche Vacherot in seinen „Principien der positiven Metaphysik" ausgesprochen hatte, oft siegreich, bisweilen jedoch in einer Art, die uns nicht zusagt. Da heißt es zum Schluß: „O himmlischer Vater, ... wäre es die Verzweiflung, die Recht behielte, und wäre die Wahrheit traurig? Du hast nicht gewollt,

*) Philosophische Dialoge und Fragmente. Von Ernst Renan. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Dr. Konrad v. Zdekauer. Leipzig, 1877. Erich Koschny. (L. Heimann's Verlag.)

daß diesen Zweifeln eine klare Antwort zu Theil würde, damit der Glaube nicht ohne Verdienst bleibe und damit die Tugend nicht eine Berechnung sei. Eine klare Offenbarung hätte die edle Seele der gemeinen gleichgestellt; die deutliche Gewißheit wäre in dieser Sache ein Angriff auf unsere Freiheit gewesen. Von unseren inneren Anlagen hast Du unseren Glauben abhängig machen wollen. In Allem, was Gegenstand der Wissenschaft und der rationalen Erörterung ist, hast Du die Wahrheit den Scharfsinnigsten überliefert; Du hast für gut befunden, daß sie auf moralischem und auf religiösem Gebiete den Besten gehöre. Es wäre unbillig gewesen, wenn das Genie und der Geist hier ein Vorrecht begründeten und wenn die Glaubenssätze, die das Gemeingut Aller sein sollen, die Frucht eines mehr oder weniger gut geführten Beweises, mehr oder weniger begünstigter Untersuchungen wären. Sei gepriesen für Dein Geheimniß, gepriesen für Dein Verborgensein, gepriesen, daß Du uns die volle Freiheit unserer Herzen bewahrt hast." An der gehörigen Stelle mag dergleichen recht gut klingen, philosophisch kann man es nicht nennen.

Die Übersetzung darf man im großen Ganzen wohl als gelungen bezeichnen; ob sie im Einzelnen immer das Richtige getroffen hat, ist uns zweifelhaft geblieben, da wir uns das Original noch nicht verschaffen konnten und die Anzeige des Buches nicht länger aufschieben mochten. O. S. S.

Italien.

Mario White: Die Armut in Neapel.

Der neapolitanische „Pungolo" brachte im Jahr 1876 eine lange Reihe von Aufsätzen unter dem Titel „Miseria e Beneficenza", in denen das Elend der untersten Volksclassen Neapels und die Mittel zur Abhülfe besprochen wurden. Die Genauigkeit und Sorgfalt der Beobachtungen, das lebhafte und warme Interesse, welches hier einem Gegenstand gewidmet war, der erst seit kurzer Zeit eine seiner Wichtigkeit entsprechende Aufmerksamkeit erregt hatte, bewog uns damals sogleich, nach dem Verfasser zu forschen, als welcher zu unserer nicht geringen Überraschung eine seit langer Zeit in Italien ansäßige Engländerin bezeichnet wurde. Inzwischen hat Frau Jessie White Mario jene Artikel zu einem Buch*) erweitert, welches vor einigen Monaten erschienen ist.

Die Verfasserin, welche ihre Schrift dem Andenken Giuseppe Mazzini's widmet, hat an den wichtigsten Ereignissen der italienischen Einheitsbewegung thätigen Antheil genommen. Schon bei der Expedition Pisacane's nach Sapri (1857) übernahm sie die Rolle der vertrauten Dolmetscherin zwischen den Verschworenen und der englischen Schiffsmannschaft des „Cagliari". Später leistete sie auf den Feldzügen Garibaldi's aufopfernde Hülfe bei der Pflege von Verwundeten und Kranken. Derselbe humanitäre Zug tritt auch in ihrem Buch hervor; daneben aber eine oft zu schroffe Opposition der Jüngerin Mazzini's gegen die moderirte Partei, die sie für manche Übelstände verantwortlich machen möchte, welche in den Dingen liegen und vielmehr als das Resultat einer langen fehlerhaften Entwickelung zu betrachten sind.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, von denen der erste unter dem Titel: „gl' ipogei" die Behausungen und die Lage der Armen Neapels schildert. Die Verfasserin beschreibt namentlich die „fondaci", in denen viele Arme in Räumen ohne Luft und Licht zusammenwohnen, die Grotten, in welchen früher die „spagari", (Seiler) ihr Geschäft zu treiben pflegten, welche aber seit der letzten Cholera-Epidemie meistens verlassen sind, wozu noch die „bassi" kommen, jene fensterlosen Erdgeschosse, welche noch jetzt bei den Neubauten im Neapolitanischen die Regel bilden. Auch scheut Mss. White Mario sich nicht, auf den Zustand der Prostitution in Neapel einzugehen indem sie mit Recht meint, daß dem „male pubblico" das „pubblico rimedio" entgegengesetzt werden muß.

In dem zweiten Abschnitt werden die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten besprochen, an denen Neapel so reich ist, die aber meistens so mangelhaft verwaltet werden, daß die Armen weniger von den zu ihren Gunsten bestimmten Fonds profitiren als die mit der Verwaltung dieser Institute Betrauten und die sogenannten „Oblate", eine Art von frommen Schwestern, die religiöse Gelübde gethan haben, welche ihnen eine große Freiheit lassen. Solcher „Oblate" pflegen in jeder mildthätigen Anstalt eine beträchtliche Anzahl aufgenommen zu werden.

Im dritten und vierten Abschnitt handelt die Verfasserin von den Vorschlägen, welche bereits zur Verbesserung der Zustände Neapels gemacht worden sind, und beleuchtet die in anderen Ländern üblichen Systeme der Armenpflege, wobei sie dem in Elberfeld (welches sie consequent „Helberfeld" schreibt) eingeführten den Preis zuerkennt. Schließlich führt sie selbst einige Mittel zur Abhülfe an.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die philanthropische Engländerin, welche in Italien eine zweite Heimat gefunden, sich ein großes Verdienst erworben hat durch diese ausführliche Darstellung socialer Übelstände, die das Interesse der ganzen Menschheit in Anspruch nehmen müssen. Denn der Beseitigung solcher Leiden muß die Kenntniß derselben vorausgehen. Es sind aber erst drei Jahre her, seit die erste Schrift über diesen Gegenstand veröffentlicht wurde, welche in weitere Kreise gedrungen ist. Villari's „Lettere Meridionali", die im Frühling 1875 in der römischen „Opinione" erschienen, waren es, welche zuerst den meisten derer, welche Neapel zu kennen glaubten, ja den meisten Neapolitanern selbst die Augen öffneten über Zustände, von denen sie bisher keine Ahnung gehabt. Hatte doch erst kurze Zeit vorher derselbe Villari, der neben seinen bedeutenden historischen Forschungen noch Muße genug zu erübrigen weiß, um die socialen Probleme und Zustände in Italien und anderen Ländern zu studiren, in der „Antologia Nuova" seine Landsleute darauf aufmerksam machen müssen, daß überhaupt eine sociale Frage in Italien existirt. Denn bis vor wenigen Jahren pflegten sich die Italiener in der angenehmen Sicherheit zu wiegen, daß bei ihnen von einer socialen Frage gar keine Rede sein könne. Sie leugneten freilich die Ausdehnung und den hohen Grad der Armut hier zu Lande nicht ab; aber sie suchten ihre Bedeutung herabzumindern theils durch Hinweisung auf die vielen freiwilligen Gaben, die eine verschwenderische Natur den Bewohnern des Südens darbietet, theils durch Betonung des geduldigen und genügsamen Wesens wie es den unteren Classen dieser Gegend eigen ist, denen überdies die Verständigung mit den höheren leichter wird, weil hier im gesellschaftlichen Verkehr eine verhältnißmäßig geringe Kluft den Wohlhabenden und Gebildeten von dem Armen und Analfabeto trennt.

Es waren nur kurze Skizzen, welche Villari in seinen Lettere Meridionali entwarf, aber sie waren mit meisterhafter Feder und mit dem „pectus quod disertos facit" geschrieben und reichten

*) La Miseria in Napoli. Firenze, 1877. Le Monnier.

hin, um den socialen Optimismus seiner Landsleute gründlich zu erschüttern. Doch der berühmte Historiker blieb nicht der einzige, der die Illusionen der Italiener zerstörte. Gleich darauf erschienen Franchetti's Untersuchungen über die ökonomischen und administrativen Zustände der neapolitanischen Provinzen, welche uns ein Bild des ländlichen Proletariers geben, der, im Schweiße seines Angesichts und mit seltenem Kraftaufwand arbeitend, doch in der größten materiellen Noth bleibt. Zwei Jahre später bestätigten die Studien desselben Franchetti und die Sonnino's über Sicilien die Vermuthung Villari's, daß es sich in der sicilischen Frage, die damals die Gemüther bewegte, zu einem guten Theil um sociale Übelstände handele. Und damit man sich nicht etwa damit trösten konnte, daß all dergleichen nur auf den Süden Italiens Bezug habe, wo sich ein guter Theil der Schuld auf die Bourbonische Mißregierung und Jahrhunderte lange Vernachläßigung der unteren durch die herrschenden Classen wälzen ließ; so mußte man gleichzeitig und sogar schon vorher erfahren, daß nicht nur in den pontinischen Sümpfen und der toscanischen Maremma, sondern mitten in der durch ihre Fruchtbarkeit und ihren Reichthum fast sprichwörtlich gewordenen lombardischen Ebene eine ländliche Bevölkerung kümmerlich fortvegetire, deren mangelhafte Ernährung hauptsächlich die alljährlich anwachsende Zahl von Untauglichen bei den militärischen Aushebungen erklärt.

Aber der wundeste Fleck blieb immer Neapel. Man vermochte sich nur schwer in den Contrast zu finden, der dort zwischen paradiesischer Schönheit von Natur und Himmel und einem entsetzlichen Elend von Hunderttausenden bestehen sollte. Und dieses Elend ist allerdings groß. Es entspricht wirklich der Schilderung Villari's, die in keinem wesentlichen Zug von Frau White Mario ergänzt wird, wenn auch die größere Ausführlichkeit der Engländerin unsere Vorstellung erleichtert. Ein flüchtiger Blick in eine der Grotten an den Rampe di Brancaccio, die noch nicht zu den schlimmsten Behausungen gehören, genügt, um uns davon zu überzeugen, daß hier ein, civilisirter Menschen unwürdiges Dasein geführt wird. Oft bewohnen mehr als zwanzig Personen aller Lebensalter und jeden Geschlechtes diese licht- und luftlosen Räume, in denen eine so verpestete Atmosphäre herrscht, daß man selbst nicht eine Minute ohne Widerwillen in ihnen verweilen mag. Schon hiernach läßt sich erwarten, daß Kleidung und Nahrung entsprechend schlecht sind. Wo es aber an den nothwendigsten Grundlagen materieller Existenz fehlt, wie soll man da Sorge für den Unterricht der Kinder oder selbst moralische Begriffe erwarten? Frau Mario constatirt ausdrücklich die Abwesenheit jedes Sinnes für Moral in den untersten Classen Neapels; sie kann denselben aber nicht Gutwilligkeit, Arbeitsamkeit und Treuherzigkeit absprechen.

Wie erklärt es sich nun aber, daß eine solche Lage der untersten Classen nicht nur ohne einen ernstlichen Reformversuch in unseren Zeiten, wo längst die öffentliche Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die socialen Schäden gerichtet ist, fortbestehen kann, sondern von der großen Majorität der Neapolitaner selbst ignorirt wird? Frau Mario verweilt in der zweiten Hälfte ihres Buches fast ebenso lange bei den Reformversuchen der Armenpflege in England, Deutschland und anderen Ländern, als bei den in Neapel selbst bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten oder den Projecten, die gemacht sind, um den niederen Classen aufzuhelfen; und sie weiß Vieles an der Methode und den Resultaten der ersteren zu rühmen, während sie die Mangelhaftigkeit und Erfolglosigkeit der letzteren nicht genug hervorheben kann. Liegt der Grund davon etwa in der Theilnahmslosigkeit und Hartherzigkeit der höheren Classen Neapels und an ihrem geringeren Organisationstalent? Das wäre ein merkwürdiges Ding. Ist doch Villari selbst Neapolitaner und keiner hat sich mit wärmerer Theilnahme für die Sache der Unterdrückten und Verlassenen ausgesprochen als er; und war etwa Alfonso Casanova, der für die Erziehung der Kinder soviel Eifer entwickelt hat, kein Neapolitaner? Und bei wie viel Schriftstellern aus dem Anfang dieses Jahrhunderts findet man, wenn auch nur in gelegentlichen Andeutungen und ahnungsreichen Winken, so viel Verständniß für die Leiden der niederen Classen, und soviel Glauben an ihre bessere Zukunft, wie bei Colletta? Von anderen Beispielen zu schweigen, um uns in Betreff der angeblichen Hartherzigkeit bedenklich zu machen. Aber allerdings ein Durchreisender, der den socialphilosophischen Expectorationen gewisser neapolitanischer Galantuomini gelauscht oder einer ihrer rauschenden und wilden Orgien spanischen Zuschnitts beigewohnt hat, mag daran zweifeln, ob sie einer Regung des Mitgefühls mit den Elenden und Verlassenen fähig sind. Nur bleibt das Urtheil eines Touristen eben immer das eines Touristen, d. h. es kann wenig Autorität für sich in Anspruch nehmen in allen Fällen, wo es sich aus flüchtigen Eindrücken einen Volkscharakter oder sociale Eigenthümlichkeiten zurechtlegen zu können meint. Lassen doch selbst Goethe's Bemerkungen über Neapel, soweit sie sich auf Zeichnung der Volkseigenthümlichkeiten beziehen, viel zu wünschen übrig, während um Natur und Stimmung der Gegend zu schildern, Niemand herrlichere Worte gefunden hat. Ebenso voreilig wäre es, einem Stamm, aus dem ein Colletta, ein Spaventa, ein Bonghi u. s. w. hervorgegangen sind, Organisationstalent abzusprechen. Uns ist es im Gegentheil für die Neapolitaner immer bezeichnend erschienen, daß ihre moralischen und intellectuellen Gaben durch den Einfluß von Bildung und Cultur die wunderbarste Steigerung zu erfahren pflegen.

Die Gründe jener Art von öffentlicher Meinung, welche sich unter den höheren Ständen Neapels herausgebildet hat, als ob das Elend der Armen nicht so schlimm und in gewissem Sinne in der Ordnung wäre, müssen also andere sein. Und sie lassen sich auffinden.

Jene scheinbare Theilnahmslosigkeit nämlich und die Gewohnheit auf einen gewissen Theil der arbeitenden Classen wie auf eine niedere Rasse hinabzuschauen, erklärt sich aus einer bis auf diesen Tag fortbestehenden kastenartigen Geschiedenheit der Galantuomini von den Lazzaroni, für welche sich in der westeuropäischen Cultur wohl kein zweites Beispiel finden läßt. Die auf diesen Punkt bezüglichen Bemerkungen der Frau Mario sind uns schon unter ihren Artikeln im „Pungolo" als die merkwürdigsten erschienen und auch ihr Buch enthält kein interessanteres Capitel. Wir theilen daraus Einiges mit, was zum Verständniß dieser seltsamen Erscheinung beiträgt.

„Während in anderen Theilen Italiens die Gemeinde die Verschmelzung der socialen Classen herbeigeführt hat, hat sich im neapolitanischen Volk das Gefühl für die Gemeinde niemals eingewurzelt. Die Vicekönige und Bourbonen stützten sich bald auf die Galantuomini, bald auf die Lazzaroni und herrschten indem sie theilten. Die Erhebung Masaniello's hatte die Adeligen zu Gegnern. Die Verschwörung des Macchia, weil aus den Adelskreisen hervorgehend, wurde von den Lazzaroni nicht begünstigt, obwohl diese Verlangen trugen, sich an den Spaniern zu rächen, den Mördern ihres Masaniello, der immer noch ein Gegenstand der Verehrung unter ihnen blieb. Championnet wurde von den Lazzaroni bekämpft, und die Horden des Cardinals Ruffo waren aus Lazzaroni zusammengesetzt."

„Garibaldi allein gelang es, eine momentane Verschmelzung zu Stande zu bringen. Aber auch er wurde bedeutet, daß wenn er nicht dem Wunder des Heiligen Januarius beiwohnte, alle Leute aus dem Volk gegen ihn sein würden. Und von jenem Augenblicke an haben der Haß, die heftige Feindschaft, die völlige Unverträglichkeit der beiden Classen soweit abgenommen, daß sie sich dem Auge desjenigen entziehen, der nur an der Oberfläche der Gesellschaft haften bleibt."

„Wer aber tiefer blickt, wird gewahr, daß noch heute physiologische Verschiedenheiten und Geschmacksunterschiede in Speise und Kleidung die beiden Schichten von einander trennen."

In der That, nicht nur in Wohnung, Nahrung, Beschäftigung und Lebensweise besteht eine Kluft zwischen Galantuomini und Lazzaroni bis auf diesen Tag; sondern sogar dem Körperbau nach erscheinen sie als zwei verschiedene Rassen.

Die „popolani" wohnen fast immer in den niedrig gelegenen Stadttheilen, an welche sie eine solche Anhänglichkeit fesselt, daß es schwer ist, sie selbst durch Aussicht auf besseren Gewinn in die höheren, gesunderen und luftigeren Quartiere heraufzulocken. Entschließen sie sich aber wirklich, sich dort anzusiedeln, so verlieren sie doch darum ihre bisherigen Lebensgewohnheiten nicht. Diese sind so fest gewurzelt, daß die Lazzaroni z. B. nicht von ihren Maccaroni, Fischen und rohen Gemüsen lassen wollen, wenn sich ihnen die Gelegenheit bietet, zu einer besseren Kost überzugehen. Dieselbe Zähigkeit giebt sich in der Wahl der Berufsarten kund. Der Mann aus dem Volke treibt fast immer eines der folgenden Gewerbe: „Hutmacher, Seifenhändler, maruzzaro (der „frutti di mare", namentlich eßbare Muscheln verkauft), pizzaiuolo (Verkäufer von „pizze", einer in Neapel beliebten Art von Gebäck), Verkäufer von Zündhölzern oder Wachszündern, Verkäufer von Wasser, carnecottaro (Verkäufer von gekochtem Fleisch), Fruchthändler, Eßwaarenhändler; Schuhflicker, der sich selten bis zum Grade eines Schuhmachers erhebt; Fabrikanten von Pfeifenröhren und Ziegeln, Trödler, Fischer, Kutscher, Facchino. Alle diese Berufsarten erfordern wenig Vorbereitung, wenig Intelligenz, wenig Betriebsamkeit, außer der Übung der Kehle, um auf den Gassen möglichst laut die Waare auszuschreien, und sie pflegen sich von Vater auf Sohn zu vererben.

Fast niemals wird man dagegen einen Lazzarone in einer Eisengießerei oder im Arsenal antreffen. Sehr wenige sind Tischler, Maurer, Kupferschmiede oder Schneider. Keiner wird Handelscommis, Goldschmied, oder auch nur Ladenjunge, es sei denn in einem Eßwaarenladen.

Hat der Lazzarone keine Arbeit, so stiehlt er ein Taschentuch oder eine Uhrkette oder sucht eine Frucht zu erwischen aus den Körben, die der Bauer auf seinem Esel zu Markt führt. Hat er kein Bett, so schläft er in offenen Hallen oder auf dem Straßenpflaster. Es ist schwer Einen zu finden, der lesen und schreiben kann, und die Begriffe des Guten und Bösen sind ihnen fast unbekannt.

Für dieselbe Arbeitsleistung werden sie aber schlechter bezahlt als der Galantuomo, wenn er sie verrichtet, obwohl sie angestrengt zu arbeiten pflegen.

In der Liebe sind sie höchst eifersüchtig. Dem Mädchen, welches die Treue bricht, versetzen sie einen Messerstich in's Gesicht; und das Mädchen wiederum (natürlich auch eine Lazzara) ist stolz auf diese Wunde: ist dieselbe doch ein Zeichen, daß sie geliebt war. Andererseits wird die Prostitution als ein rechtmäßiges Gewerbe betrachtet.

Da aber ein Galantuomo nicht nur niemals eine Lazzara heiraten, sondern nicht einmal geschlechtlichen Umgang mit ihr pflegen mag, so schreitet die Entartung der Rasse schnell vorwärts. Während der Typus der Galantuomini ein schöner ist, haben die Lazzaroni einen mangelhaften Körperbau, oft krumme Beine, ein scrophulöses Aussehen. Und im Gegensatz zu den graziösen und wohlgebildeten Gestalten der Frauen aus den höheren Ständen, sind diejenigen des Volks plump, engbrüstig und kurzhalsig. Von dem Eindruck, den die der Zahl nach überwiegenden unästhetischen Erscheinungen der Personen aus den niederen Ständen auf den Fremden machen, läßt er sich in der Regel bestimmen, wenn er den neapolitanischen Typus für unschön erklärt.

Aus dem Bestehen dieses Rassen-Gegensatzes ist es aber zum Theil zu erklären, wenn die höheren Stände Neapels so theilnahmslos gegen das Elend der niederen scheinen. Die Lazzaroni werden eben von den Galantuomini wie eine niedere Kaste, eine Art von Paria's, betrachtet, die für unfähig zu verfeinerten Lebensgewohnheiten gelten. Diese Vorstellung ist allerdings falsch, denn es giebt keine lohnendere und dankbarere Aufgabe als die Reform der niederen Classen Neapels, wie es die Erfahrungen des nach Fröbelschem Muster eingerichteten Asyls der Frau Schwabe-Saalis und der Erziehungsanstalt im Ex-Convent von San Domenico Maggiore beweisen. Dennoch genügen die vorher angeführten Thatsachen, um begreiflich zu machen, wie eine solche Vorstellung, unterstützt durch den eingewurzelten Rassengegensatz, zur herrschenden werden konnte.

Um aber die Erscheinung zu erklären, daß die einheimische Bevölkerung nicht größere Energie zur Hebung der unteren Schichten entwickelt, muß man doch auch noch in Anschlag bringen, daß das Loos derselben für nicht so schlimm gehalten wird, wie es Villari und Frau White Mario dargestellt haben. Diese nun einmal in Neapel herrschende Meinung ist gewiß zu bedauern, weil durch sie die Abhülfe hinausgeschoben wird; aber in einem Fall muß man sie sogar vertheidigen, wenn nämlich das Elend an anderen Orten für minder entsetzlich ausgegeben wird. In London allerdings mögen bei den außerordentlichen Anstrengungen, welche das englische Volk gemacht hat, um den Pauperismus auszurotten, die Armen in einer günstigeren Lage sein als in Neapel, wie das Villari in einem interessanten von Frau Mario in ihrem Buch veröffentlichten Briefe zeigt. Aber im Allgemeinen müssen wir behaupten, daß ein solcher Grad wüster Verkommenheit und abstoßender Rohheit, wie ihn das Elend in nördlichen Gegenden hervorruft, in Neapel nicht leicht anzutreffen ist. Keinen solchen unheimlichen Erscheinungen wie sie aus den Kellern Berlin's hervorsteigen und wie sie sogar die Faubourgs von Paris aufweisen, sind wir in Neapel begegnet. Dagegen möchte man allerdings öfter vermuthen, daß ein großer Theil der Proletarier der südlichen Stadt dem Nullpunkt des Empfindens, den unsere modernen Pessimisten zu preisen pflegen, nahe gekommen sein muß. Dies ist ohne Zweifel traurig genug. Aber die Vortheile, die die Natur in Neapel auch dem Ärmsten freiwillig bietet, sind so groß, daß sie selbst das äußerste Elend mildern müssen. Fast zehn Monate im Jahr können sie im Freien arbeiten unter dem herrlichsten Himmel, in wunderbarer Luft; diejenigen die kein Bett haben, oder denen vor demjenigen, welches sie haben, ekelt, können fast ebenso lange im Freien schlafen; einer kräftigen Nahrung zur Erhaltung bedarf es nicht, dem Eingeborenen genügen Maccaroni und rohe Gemüse; wegen der Kleidung ist noch weniger Sorge vonnöthen; denn die Zerlumptheit, in der sich ein guter Theil der Neapolitaner präsentirt, ist so malerisch, daß man sie für beabsichtigt halten möchte. Und wer einen Begriff davon haben will, wie die „Gavroches" dort ihr Dasein fristen, der lese die trefflichen Schilderungen davon in

Wol's „Spaziergängen in Neapel" (Zürich 1877), namentlich das dritte Capitel nach. Von dem permanenten Taumel, in welchem ja fast die ganze Bevölkerung lebt und der vielen Schmerzen den Stachel nimmt, sind eigentlich nur diejenigen ausgeschlossen, die sich mit Bewußtsein und festem Vorsatz davon fernhalten, indem sie in Studierzimmer und Werkstatt consequent ihren Arbeiten obliegen.

Wenn wir nun aber hauptsächlich aus den eben angeführten Gründen die Folgen des materiellen Elends in Neapel für weniger entsetzlich halten als in den nordischen Centren, und überdies behaupten möchten, daß die Zahl der Armen, welche sich in dem von Villari und Frau Mario geschilderten Grade der Hülfslosigkeit und Verlassenheit befinden, verhältnißmäßig geringer ist als in anderen Großstädten; so wollen wir damit doch keineswegs die Wohlthätigkeit von jener Seite ablenken, denn nirgends findet diese ein dankbareres Terrain und größere Erkenntlichkeit. Das Hauptverdienst solcher Publicationen wie der „Lettere Meridionali", und der „Miseria in Napoli" besteht gerade darin, die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf Schäden gelenkt zu haben, die der Menschheit zur Unehre gereichen.

Übrigens darf man nicht vergessen, daß auch in Neapel selbst recht ansehnliche Anstrengungen gemacht sind, um dem Übel abzuhelfen, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man die „Storia della beneficenza napoletana" von der Fürstin Ravaschieri (von der seit 1876 zwei Bände erschienen sind) durchblättert. Frau Mario hat sich auch dadurch ein Anrecht auf unsere Anerkennung erworben, daß sie die mangelhafte Verwaltung der meisten bestehenden Institute ins rechte Licht setzt. Aber es ist auffallend, daß ihr die Existenz der bedeutendsten aller Anstalten der Art entgangen ist, nämlich der „Scuola dei ragazzi usciti dagli asili d'infanzia" in den Räumen des aufgehobenen Klosters von San Domenico Maggiore. Diese läßt sich in Bezug auf die Verbindung von Schule und Werkstatt mit dem „Rauhen Haus" bei Hamburg vergleichen. Aber sie unterscheidet sich wesentlich von diesem erstens dadurch, daß die aufzunehmenden Zöglinge nicht unter den kleinen Sündern ausgewählt werden; zweitens durch Aufrechterhaltung der Bande mit der Familie. Denn nachdem der Knabe einige Stunden Unterricht genossen, einen anderen Theil des Tages auf die Erlernung eines Handwerks oder einer Kunst verwendet, und mit seinen Kameraden Mahlzeiten und Erholung getheilt hat, entläßt die Schule ihn Abends zu seinen Eltern, die ihn ihr am anderen Morgen zurückgeben. Das Lob dieses Instituts, welches die erfreulichsten Resultate liefert, kann kaum übertrieben werden. Die ganze technische Seite des Unterrichts ist musterhaft und mit Benutzung aller pädagogischen und sanitären Erfahrungen organisirt. Um so bedauernswerther ist die Lücke, welche Frau Mario's Buch in dieser Beziehung aufweist. Es hängt damit zusammen, daß sich auch kein Wort über Alfonso Casanova, der die erste Anregung zu jenem Institut gegeben, darin findet. Zu einem befriedigenden Bilde von der socialen Lage Neapels ist aber nicht blos eine Darstellung des Elends, welches dort wuchert, erforderlich, sondern wir müssen auch die Leistungen der menschlichen Erfindungskraft kennen lernen, welche sich, wie es fast immer in solchen Fällen zu geschehen pflegt, in einer dem Umfang des Übels entsprechenden Weise offenbart hat.

An ein altes Crucifix.

(Wir glauben unsren des Italienischen kundigen Lesern einen Gefallen zu erweisen durch die Mittheilung des folgenden Gedichtes eines unbekannten Verfassers. Wir haben dasselbe gefunden in einer italienischen protestantischen Zeitschrift „La Fiaccola", welche es einer andern, uns sonst unbekannten Zeitschrift „Lucifero" entnommen hat. Das Gedicht hat, so scheint uns, künstlerischen Werth, ganz abgesehen davon, daß es einer der sozusagen elementaren Empfindungen des modernen italienischen Geistes, dem Haß gegen die Klerisei, kraftvollen Ausdruck giebt. Die Verse

Nè per mania bizzarra acclameranno
A Satana signore

spielen ohne Zweifel auf Carducci an, den genialen Sänger des Teufels. Übrigens, obwohl das Gedicht von der Verherrlichung des Antichrists nichts wissen mag, so dürfte das darin athmende Christenthum doch mehr poetischer als gläubig religiöser Natur sein, und wir ersehen darin kein Anzeichen, daß Italien auf dem Wege sei, protestantisch zu werden.)

Ad un vecchio crocefisso.

Tu pur, tu pur, mio dolce Nazzareno,
Sei là, fra quel ciarpame?
Trine gualcite, che copriano il seno
D'imbellettate dame,
Ninnoli, scarpe rotte e ferri vecchi
E luride pezzuole
Ed ammuffite coltri e infranti specchi
E molle e casseruole
E libretti di musica e breviari
E cocci e serrature
E pianete e chitarre e lampadari
Compani hai di aventure?...
In altri tempi, del tuo corpo un Giuda
Facea mercato infame;
Un poverel ch'avea la stanza ignuda
Or ti vendea per fame....
E tu senza rancor, gentil profeta,
Mite guardando i cieli,
I cenci oblii, la ruggine, la creta,
La polve, i ragnateli.
Memore un prete, rubicondo e grosso,
Del buon Samaritano,
Qui venne, ti guardò, poscia commosso...
Si comperò un caldano.
La pinzocchera venne e, dopo tutto,
Soggiunse al rigattiere:
„Non lo voglio, quel Cristo: è troppo brutto!"
E contrattò un clistere.
Io, che non credo al ciel, che dell'inferno
Non credo al tenebrore,
A te m'inchino, a te splendore eterno,
Io t'amo, o redentore!
Amo quelle tue piaghe e quel sorriso
D'un'anima serena,
Amo quei labri ch'han baciato il viso
Di Maria Maddalena,
Amo quell'ampia tua pallida fronte
Sede d'un gran pensiero,
Quegli occhi, ove si specchia, in chiara fonte,
La scintilla del vero!
T'amo, perch'eri mesto e mansueto,
Nutrendoti d'amore!
Perchè, morendo, dimostravi lieto
Che la ragion non muore,
Che non muore l'idea, che la brutale
Forza de' rei s'infrange
Colpendo un giusto che, al doman fatale,
Risorgerà falange!

Amo te, la tua croce; ambi v'acquisto
Per vilissimo rame;
Ch'io ti tolga, concedi, o vecchio Cristo,
Dal sordido ciarpame.
Meco verrai nella stanzetta mia
E parleremo spesso;
C'è di Mazzini una fotografia
E un Socrate di gesso;
Entra libero il sol per la finestra
E la pioggia ed il vento...
Estro facil, buon vin, musa e minestra,
Vivo solo e contento!
Vivremo insieme, e nell'ore quiete
Che l'ombre fan ritorno,
Curioso, ascolterai dalla parete,
Le novelle del giorno.
Come per forza magica evocati,
Vedrai balzar di fuori
Chierici e laici e diaconi e prelati
E papi e imperatori
Con le loro vergogne in sulle spalle,
Vedrai, mio Cristo, come
E quanto fango, in questa umana valle,
S'indori del tuo nome.
Tu lacero, tu scalzo, insanguinato
Il Golgota ascendesti,
Costor, seguaci tuoi, sotto il broccato
E le seriche vesti,
Di cavalli fan pompa e d'aurei cocchi,
E muovono agli altari
L'alma rea di lordure e a mille allocchi
Spillan doni e danari.
Se, colla fune, fossi tu nel tempio,
A cacciare i mercanti,
Non si vedria del nome tuo far scempio,
Nè gabbar Dio, nè i santi;
Nè un mortal vedrei cingere, stolto,
Gli attributi d'un nume,
E alla terra bandir ch'è in lui raccolto
Ogni mistico lume
Nella casa di Dio tutto si vende,
Si compra a un tanto il palmo,
Ci si merca la messa e ci si spende
Il paternostro e il salmo.
Vendono i pezzi della croce, i chiodi,
Del tuo sangue le stille,
I i spine il serto, le tue vesti, i nodi,
Il cor, le tue pupille;
Lucran sulle tue gioie e i tuoi dolori,
I sospir, le parole;
Dispongono degli animi e dei cuori,
Fanno la pioggia e il sole,
A prezzi di tariffa. Oh, Gesù mio,
Tu demolisti i vieti
Numi ed i templi e rivelasti un Dio,
Ma ci lasciasti i preti!
L'eterno Padre è ugual, per essi, a Giove
E Marte a San Martino;
Ai refettorii han consacrato il bove
E all'ara il pane e il vino.
Ma il dì verrà che fia squarciato il velo
Che copre ancor le menti,
Cadranno gli empi e al puro tuo vangelo
Attingeran le genti.
Nè per mania bizzarra, acclameranno
A Satana signore,
Te, profeta gentil, saluteranno
Apostolo d'amore.
Vieni, vieni con me, povera imago!!
Torbido è il tempo e tristo...
Or s'adora Barabba e Simon mago;
Io t'amo, o vecchio Cristo!

Skandinavische Länder.

Thomas Lange: Die hellen Nächte.

Eine dankenswerthe Übersetzung aus dem Dänischen von Alexander Michelsen lehrt uns in Thomas Lange, dem Verfasser der „hellen Nächte"*), einen liebenswürdigen Erzähler und Dichter kennen, der mit feinfühligem Verständniß für die Eigenart seiner nordischen Heimat uns diese in einer Reihe anmuthender Stimmungsbilder vorführt, welche mit den Charakteren, die er darstellt, sich zu einem harmonischen und poetischen Ganzen gestalten. Ein eigenthümlich zarter, fast märchenhafter Duft liegt über der Erzählung; mitunter scheint es, als sollten wir dabei den festen Boden unter den Füßen verlieren; aber es scheint nur so; zur rechten Zeit noch hemmt der Dichter den Flug der Phantasie, wenn sie sich zu hoch über die Gränzen der Wirklichkeit hinausschwingen möchte. Der ideale Zug, der die Signatur seiner Charakterschilderungen ist, hebt deren Lebenswahrheit nicht auf. Der Dichter besitzt eine ebenso feine Beobachtungsgabe für das innere Leben des Menschen wie für das Walten der Natur und dazu einen eigenthümlichen Sinn für den geheimnißvollen Zusammenhang zwischen beiden. Vielleicht thut er sogar in dem Aufspüren symbolischer Beziehungen zwischen der bewußten und unbewußten Welt des Guten zu viel. Seine Menschen wurzeln mit all ihrem Empfinden und Denken in dem heimatlichen Norden; nur dort können ihre Seelenkräfte gedeihen und sich zur vollen Blüte entfalten. Wahrhaft ergreifende Töne weiß er anzuschlagen, wenn er die heiße Sehnsucht schildert, die mit unwiderstehlichem Drange die junge Mutter und ihr Kind heimwärts zieht aus dem fremdartigen Süden nach den nordischen Gestaden, nach dem Lande der hellen Nächte, der Mitternachtssonne. Als endlich das Schiff sie dem langersehnten Ziele entgegenführt, als die schneeweißen Kreidefelsen der Insel Möen auftauchen „aus dem blauen sonnenhellen Meere, gleich einer wundersamen Fata Morgana" — welches Wonnegefühl der Heimkehrenden klingt dann aus den Worten des Dichters, und wie versteht er es, die Scenerie damit in Einklang zu bringen: „... es war, als jubelten vor innerer Lust die kleinen Wellen mit, welche gegen die Seiten des Schiffes schlugen und singend wieder zurückwichen, um anderen grüßenden Stimmen Platz zu machen. Wie war Alles so schön, so heiter, so sommermild und stille! Und während das Schiff seine Fahrt gen Norden weiter hinaus fortsetzte, senkte die jungfräuliche Königin, Möen, ihren schneeweißen Fuß aufs Neue in das Blau der Wogen." Dann erst taucht das eigentliche Ziel, die hochragende Klippe Stevn aus dem Wogenbette. Dort verlebte die junge schöne Frau ihre Kindheit, bis sie sechzehnjährig auf Wunsch des Vaters die plötzliche Werbung des alternden Lehnsgrafen annahm, der, ein rücksichts-

*) Die hellen Nächte (De lyse Nätter), eine Erzählung von Thomas Lange. Aus dem Dänischen von Alexander Michelsen. Gotha, 1877. Gustav Schlößmann.

loser Egoist, sich in dritter Ehe nur deßhalb vermählte, um einen Erben seines stolzen Namens, seines reichen Besitzes zu erhalten. Ein Sohn ward geboren, aber mit so geringer Lebensfähigkeit, daß es Jahre hindurch der unsäglichsten Mühe und Aufmerksamkeit bedurfte, um den schwachen Lebensfaden vor dem Zerreißen zu schützen. Zu dem Zweck wurden die gerühmtesten klimatischen Kurorte dreier Welttheile aufgesucht, neun Jahre lang in der Fremde zugebracht. Es gelingt, das kümmerliche Menschenpflänzchen am Leben zu erhalten, aber sein leibliches und geistiges Wachsthum scheint gehemmt. Der Klagegesang der Mutter, in welchem sich einmal unwillkürlich ihr vom Heimweh gepreßtes Herz Luft macht, weckt das erste seelische Bewußtsein in dem sechsjährigen Knaben; eine verwandte Saite klingt in dem Kinde an, und nun erwachen die schlummernden Geisteskräfte allmählich unter dem liebevollen Einfluß der Mutter, der schönen hehren Frauengestalt mit dem wunderbar schwebenden Gang, dem milden traumhaften Wesen. In dem Kinde zeigt sich frühzeitig eine seltsame Doppelnatur. Das Aussehen des achtjährigen Knaben hat etwas Gnomenhaftes, Koboldartiges. Sein Antlitz, dessen Züge fast beständig in leidenschaftlicher Unruhe zucken, erinnert an irgend eine Thierphysiognomie oder an etwas Dämonisches. „Und dennoch — diese blauen Augen, welche denen der Mutter glichen, dazu ein schwermüthiger und zugleich eigenthümlich geistiger Ausdruck, welcher hin und wieder sein Angesicht belebte, während die sonderbaren Gesichtszuckungen nachließen, sie verbürgten es unwidersprechlich, daß dieses Wesen dennoch ein Mensch sei, ja ein Mensch im vollsten, tiefsten Sinne des Wortes. Etwas merkwürdig Gedämpftes oder Gehemmtes, welches trotz aller Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit sich in seinem Wesen aussprach, konnte dem sinnigeren Beobachter es wohl bezeugen, daß hier eine, ihrer ursprünglichen Anlage nach große und schöne Menschennatur gleichsam noch gefangen und gefesselt sei, daß daher das Dämonisch-Thierartige, das seine geistige und leibliche Physiognomie an sich trug, nur eine Art Hülle sein möge oder eine freilich unschöne, ja abstoßende Larve, aus welcher aber sein eigentlicher Mensch sich wohl noch einmal herausarbeiten könne, wie der Schmetterling aus der häßlichen Puppe. Dieses Herausarbeiten des Charakters, die endliche Lösung des zwiespältigen Wesens in harmonisches Sein und Empfinden — das ist die psychologische Aufgabe, welche sich der Dichter stellt und die er in anziehender, spannender Weise durchführt.

Es ist nicht möglich, die verschiedenen Entwicklungsstufen seines Charakters in wenigen Worten zu kennzeichnen. Hier muß die Andeutung genügen, daß allein durch die Macht der Liebe und der Wahrheit die Umwandlung vollzogen wird. Man könnte die Erzählung eine Variation auf das Hohelied der Liebe nennen. Diese Liebe erscheint gleichsam verkörpert in der hehren Persönlichkeit der Gräfin, deren kindlich frommer und reiner Sinn, deren stilles und doch lebensvolles Wesen ihre ganze Umgebung beherrscht und durch unabsichtlichen Einfluß veredelnd auf Alle wirkt.

Zu den Personen, welche sich um die beiden Hauptgestalten der Erzählung gruppiren und das Interesse des Lesers gewinnen, gehört — nicht der Graf, der bald aus dem Leben und der Geschichte ausscheidet, sondern zunächst der arme Knabe Johannes, der im Elend geboren, in traurigster Kindheit aufgewachsen, halb verhungert auf der Straße die Aufmerksamkeit und schnell erwachende Sympathie des jungen Grafen in solchem Maße erregt, daß die Gräfin sich veranlaßt sieht, ihn als Gefährten ihres Sohnes in ihr Haus aufzunehmen. In welcher Art das geschieht, wie der plötzliche Glückswechsel auf den Knaben wirkt, ist sehr hübsch und sinnig ausgemalt. Durch den wohlthuenden Einfluß seiner sonnig angelegten Natur auf das finstere, verschlossene Gemüth des jungen Grafen vergilt er diesem, der ihn als Bruder angenommen und an dessen Liebe er glaubt, obwohl er seine menschenfeindliche Härte oft schmerzlich empfinden muß. Er und die lichtvolle Erscheinung der kleinen Hrenild haben neben der Mutter den wesentlichsten Antheil an der glücklichen Umwandlung des Sohnes, die sich allmählich sogar äußerlich vollzieht.

Der Ernst und die weihevolle Art, mit der der Dichter von seinen Hauptpersonen spricht, macht in der Behandlungsweise der Nebenfiguren oft einem liebenswürdigen Humor Platz. So bei der Schilderung des Kammerraths, des mürrischen alten Junggesellen, wie er beim Angeln das ausgesetzte Kind findet und fast wider Willen zum Lebensretter wird. Trefflich beschrieben ist die komische Verlegenheit, in die er geräth, seine rührende Bemühung, den schwachen Lebensfunken in dem Säugling anzublasen, wie dabei sein eigenes vertrocknetes Herz sich momentan erwärmt für den Gedanken, mehr für das Kind zu thun, ihm ein Vater zu werden, wie dann in dem innern Conflict von Menschenliebe und Egoismus doch der letztere siegt und das Kind der Polizei und der elendesten Versorgung überliefert wird. Dasselbe Kind, welches elf Jahre später sein plötzlich aufgehender Glücksstern in das gräfliche Haus führt, wo lange nachher endlich auch der alte Kammerrath noch unerwarteten Lohn und Segen für das gute Werk einer flüchtigen Stunde erntet.

Anlaß zu humoristischer Zeichnung giebt auch der Erzieher der beiden Knaben, der ehrgeizige Licenciat Klausenh, z. B. in dem Herzeleid, das er über seinen sehr gewöhnlichen Namen empfindet: „als Student sann er in mancher stillen Stunde ernstlich nach, wie er seinen Namen veredeln könne. Ein glücklicher Zufall brachte ihn auf jenes immerhin auffällige „h“. Dieser kleine Buchstabe schaffte seinem Herzen Frieden“. Charakteristisch ist seine Einführung, das erste Begegnen mit den beiden Knaben. Er erweist sich vermöge seiner reichen Kenntnisse und seines psychologischen Scharfsinnes als geschickter und tüchtiger Lehrer, obwohl Eitelkeit und Egoismus bei ihm eine Gemüthskälte erzeugen, die erst allmählich überwunden wird durch die ergreifende Macht der lauteren Menschenliebe und Herzenswärme, welche von der Gräfin ausströmt.

Mehr oder weniger hebt der Dichter in jedem seiner Charaktere das Zwiespältige, Doppelgestaltige, das dem Menschen überhaupt innewohnt, hervor, so wie die Möglichkeit, durch Erweckung und Herausarbeiten der edleren Naturanlagen jene Dissonnanz zu lösen, die friedevolle Harmonie des Innern herbeizuführen. Das Tendenziöse tritt schließlich etwas stark in den Vordergrund. Am wenigsten gelungen und lebenswahr erscheint die Figur der großen Schauspielerin, die eigentlich zu keinem anderen Zweck in der Erzählung auftritt, als um ebenfalls „erweckt“ zu werden und indirect Veranlassung zu geben zu einer etwas langathmigen Reflexion über Wahrheit und Lüge in der Schauspielkunst.

Der Übersetzer hat sich nach seiner Aussage einige Abkürzungen erlaubt; die paar Stellen, die wir angeführt haben, beweisen, daß es nicht geschadet haben würde, wenn er dabei ein wenig mehr gewagt hätte, namentlich gegen das Ende, wo der Leser fast etwas zu lange bei dem Ausdruck der aufs Äußerste gesteigerten Empfindung festgehalten wird. In der Übersetzung, die sich mit augenscheinlichem Erfolg den dem Original nachgerühmten Wohllaut der Sprache wiederzugeben bemühte, kommt nur hie und da ein incorrecter oder befremdender Ausdruck vor.

Aber diese kleinen Mängel vermögen nicht das aufrichtige Vergnügen zu beeinträchtigen, das die Lectüre des Buches gewährt-

Kleine Rundschau.

— **Kämpf: Das Hohelied.***) Die in der Anmerkung mit dem vollständigen Titel angegebene jüngste Arbeit des gelehrten, scharf- und feinsinnigen Prager Professors Kämpf verdient die vollste Beachtung aller Derer, welchen das Verständniß und die Erklärung des von allen andern Schriften des alten Testaments so ungemein abstechenden Hohen Liedes am Herzen liegt.

Auch ich habe vor mehr als drei Jahrzehnten einen in Professor Kämpf's Einleitung S. XL erwähnten Versuch in dieser Richtung unternommen (zuerst erschienen 1845 in Js. Busch Jahrbuch für Israeliten, daraus abgedruckt in Jolowicz Polyglotte der orientalischen Poesie S. 261 ff. und dann als eignes Büchlein unter dem Titel: Das Hohe Lied Salomonis. Leipzig, 1866) und zwar habe ich die Dichtung als ein einheitliches Liebesidyll aufgefaßt. Der Inhalt ist danach kurz die Entwicklung des Liebesverhältnisses zwischen einer ländlichen Schönen, Sulamith, und dem ihr in seiner Würde unbekannten König Salomo, welches in der Erhebung der Geliebten zur königlichen Gemahlin seinen Abschluß findet.

Professor Kämpf theilt diese Auffassung nicht, sondern bekennt sich zu der namentlich auch von Ewald vertretenen, wonach die Dichtung ein Drama und nicht der König Salomo, sondern ein über diesen mächtigen Nebenbuhler triumphirender Hirt der Geliebte Sulamith's sein soll. Diese Auffassung hatte z. B. auch Umbreit in seinem „Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenland" (Göttingen, 1820; 2. Aufl. Heidelberg, 1828) zu Grunde gelegt und ich führe die Inhaltsangabe danach um so lieber mit Goethe's Worten (Ausg. in 40 Bdn. Bd. 33 S. 278, in der Anzeige des Umbreitschen Buches) an, als diese Stelle zur Ergänzung für die auf S. XLII des Kämpf'schen Werks angeführte Ansicht Goethe's über das Hohe Lied dient.

Der besondere Inhalt ist (so heißt es bei Goethe a. a. O.): „Ein junges schönes Hirtenmädchen, während es von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs gestellt war, wird in Salomo's Frauengemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferin unaussprechlich und bestimmt sie zu seiner ersten Gemahlin. Aber das Mädchen hat ihre Liebe schon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimat gewidmet. Bei ihm ist sie im Wachen und Träumen und der Geliebte sehnt sich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salomon sie zur ersten Königin einweiht, sie mit aller Pracht und höchsten Liebkosungen umgiebt. Sie bleibt kalt und der König muß sie in ihre Thäler wieder ziehen lassen. Die sich wieder findenden Liebenden besiegeln den Bund ewiger Treue ihrer Herzen unter dem Apfelbaum ihrer ersten süßen Zusammenkunft."

Die Anlage und Ausführung ist dramatisch, alle Betheiligten äußern sich unmittelbar jedes auf seinem Ort, seiner Lage, seinen Neigungen und Wünschen gemäß und so löst sich der epische Unzusammenhang doch in einem Zusammenhange auf.

Obgleich ich selbst nun so im Vorstehenden Herrn Professor Kämpf für die von ihm vertretene Auffassung unsern größten Dichter als Genossen nach- und zugewiesen habe, so kann ich doch nicht verhehlen, daß die sehr gewichtigen Bedenken gegen diese dramatische Auffassung, wie dieselben zum Theil auch Professor Kämpf selbst nicht verschweigt (z. B. S. XIX der Einleitung; S. 156 der Erklärung u. A. m.) durch seine Gegenbemerkungen mir durchaus nicht entkräftigt und beseitigt erscheinen, so daß ich bei meiner Auffassung des Hohen Liedes als eines Idylls zwischen Sulamith und Salomo ohne die Einmischung eines von der Schönen begünstigten Hirten beharren muß.

Aber die Auseinandersetzung hierüber würde die Grenzen dieser Zeitschrift weit überschreiten und ich beabsichtige auch mit dieser meiner Anzeige nichts weniger als meiner eigenen Auffassung das Wort zu reden; vielmehr will ich hier die Aufmerksamkeit auf die ungemein fleißige, gelehrte und sorgfältige Arbeit des Prof. Kämpf hinlenken, die selbst Denen reiche Belehrung, Anregung und Genuß bereiten wird, welche gleich mir eine andre Auffassung der gesammten Dichtung als die richtige zu betrachten sich gedrungen fühlen. Dan. Sanders.

*) Das Hohelied, aus dem hebräischen Originaltext ins Deutsche übertragen, wie auch sprachlich und sachlich erläutert und mit einer umfassenden Einleitung versehen von Dr. S. J. Kämpf, Professor an der k. k. Universität in Prag. Prag, 1877. XLVI und 214 Seiten.

— **Das Colportagewesen in Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich.** Noch immer sind die Willkürlichkeiten und Ungesetzlichkeiten des zweiten Kaiserreichs nicht gänzlich aufgedeckt, noch immer ist das Sündenregister Napoleon's III. und seiner Helfershelfer nicht erschöpft worden, und es scheint fast, als wolle die Zukunft noch weitere Enthüllungen bringen. Zu den literarisch interessantesten Publicationen dieser Art, welche neuerdings wieder ein wenig mehr Licht auf jene Zeiten geworfen haben, gehört ohne Zweifel der von dem Referenten der Commission für Regelung des Colportagewesens, Herrn Edouard Millaud, der französischen Abgeordnetenkammer erstattete, umfassende Bericht, welcher zur Geschichte der Handhabung des Colportagewesens in Frankreich die interessantesten Beiträge und Aufschlüsse liefert; er findet sich abgedruckt im Journal officiel vom 5., 6. und 7. April d. J. und ist von den meisten Pariser Blättern, insbesondere von der Republique française, ausführlich besprochen worden.

Art. 6 des französischen Preßgesetzes vom 27. Juli 1849 bestimmte, daß jeder Bücher-, Schriften- oder Bildercolporteur im Besitze einer Autorisation sein müsse, welche der zuständige Präfect allein zu ertheilen berechtigt und überdies jederzeit zurückzuziehen befugt ist, widrigenfalls &c. Waren somit die Colporteure und nicht nur diese, sondern mit ihnen auch Jeder, welcher irgend welche Druckschriften zu seinem Vergnügen oder zu irgend welchem Zwecke ertheilte oder verschenkte, vollständig der Willkür der Administrativbehörden überantwortet worden, und zwar durch die damalige, in ihrer Mehrheit reactionäre gesetzgebende Versammlung, so wurde dadurch doch immer erst auf eine Hälfte des Colportagewesens die Hand gelegt, denn über die zur Colportage zuzulassenden Schriften hatte die Regierung nichts zu entscheiden; hier galten eben die allgemeinen preßpolizeilichen Bestimmungen. Es blieb dem zweiten Kaiserreich vorbehalten, diese „bedenkliche Lücke" auszufüllen. Schon unterm 28. Juli 1852 bestimmte der Polizeiminister Napoleons III., de Maupas, in einem Rundschreiben an die Präfecten, daß jedes Exemplar eines Werkes, welches colportirt werde, mit einem besonderen Stempel versehen sein müsse und daß dieser Stempel von einer Commission, welcher die Prüfung der zur Colportage angemeldeten Werke obliege, zu ertheilen sei. Gleichzeitig setzte der Minister lediglich auf Grund seines Rundschreibens die von ihm angekündigte Colportage-Commission ein, welche, wie er sich in der Eröffnungssitzung ausdrückte, den Zweck haben sollte, die schlechten wie die unnützen Bücher zu verbannen, um diejenigen Schriftsteller, welche an dem Werke der gesellschaftlichen Regeneration mitzuwirken bereit seien, zu unterstützen. So wurde die Colportage zum Privilegium und

die Colportage-Commission zu einer Art Vorsehung für das unmündige Volk.

Die Protocolle der Colportagecommission bilden nicht weniger als fünf starke Bände, von denen der letzte, die Jahre 1868 bis 1870 umfassend, verschwunden ist; sie beginnen mit dem 11. December 1852 und sie erinnern ihrem ganzen Inhalte nach, in den von ihnen mitgetheilten Beschlüssen sowohl wie in den Motiven dazu, an die Verfügungen der Censur des ehemaligen Deutschen Bundes und seiner Einzelstaaten. „Niemals", sagt ein französisches Blatt bei Besprechung dieser Protocolle, „ging die Bornirtheit einer Regierung so weit wie im vorliegenden Falle." Fast alle Schriftsteller von Bedeutung wurden von der Colportage-Commission aus den nichtigsten und lächerlichsten Gründen auf die Proscriptionsliste gesetzt, d. h. für die Colportage verboten, selbst die gemäßigtsten, sittlichsten und edelsten wurden nicht verschont, zu Rabelais warf man Bernardin de St. Pierre, zu Alexander Dumas unsern Schiller!

So wurden Montaigne's Essays wegen der „bedauerlichen Vorrede" eines Herausgebers (Alfred Delvau) verboten, so Montesquieu's Persische Briefe als irreligiös und genußsüchtig, Voltaire's Werke natürlich in ganzem Umfange, Prévost's Manon Lescaut wegen des allzuwohlfeilen Preises der Ausgabe, Diderot's Neffe Rameau's, weil „nichts weniger für die Colportage geeignet sei als dieses Buch", Saint Simon's Memoiren wesentlich deßhalb, weil die Commission überhaupt eine Antipathie gegen alle Memoirenwerke hatte, Victor Hugo's Werke aus verschiedenen Gründen, zum Theil wegen Unmoralität u. dergl. (!), dessen Oden und Balladen insbesondere deshalb, weil es nicht „convenable" erscheine, gerade diese zur Colportage zuzulassen, ferner fast sämmtliche Werke von Balzac und George Sand u. A., während die Sachen Octave Feuillet's und anderer wohlgesinnter ungehindert circuliren durften, ebenso eine große Anzahl erotischer und obscöner Schriften, deren Titel eigentlich allein schon der Colportage-Commission hätten anstößig erscheinen müssen!

Fénélon, Balzac, Stendhal wurden so ziemlich mit ihren sämmtlichen Werken verboten, Dumas der Ältere erlitt das gleiche Schicksal nur mit einem Theile seiner Romane, u. A. mit Joseph Balsamo, selbst Lamartine figurirte auf der Proscriptionsliste. Des Letzteren „Geschichte der Girondisten" wurde verpönt, „weil es nicht möglich ist, die Werke des Herrn von Lamartine mit denen der großen Schriftsteller zu vergleichen", ferner Lamartine's „Confidences" „weil das Talent und die Berühmtheit dieses Autors nicht als Deckmantel für ungerechte und unrichtige Bemerkungen dienen könne, welche er über den Charakter Napoleons I. macht." Verdammt wurde neben Macaulay auch Schiller, „weil die Werke dieses berühmten deutschen Dichters von einem Ideengange sind, welcher auf eine große Anzahl von gewissen Eindrücken nicht unzugänglichen Gemüthern ungünstige Folgen hervorrufen könnte." Ebenso wenig fanden Cousin, Louis Blanc, Michelet, P. Lacroix, Renan, Mme. de Girardin u. A., ebenso wenig die populärwissenschaftlichen Werke eines Figuier, Guillemin u. A. Gnade vor den Augen jener Commission.

Welche Urtheile zuweilen die ehrenwerthen Mitglieder dieser Commission, deren Namen die „Republique française" in ihrer Nummer vom 6. April cr. zusammenstellt, abgaben und wie sie dieselben motivirten, das möge schließlich noch aus einigen charakteristischen Proben zu entnehmen sein, welche der angezogene Bericht Edouard Millaud's mittheilt.

Ein Lebensabriß Pierre Fourrier's wurde am 20. August 1876 verworfen: „Es wird in dieser Brochüre gesagt, daß die Cholera die Gemeinde Mottaincourt nicht erreicht habe, lediglich Dank der Protection des glückseligen Pierre Fourrier. Da indessen der ehemalige Pfarrer von Mottaincourt noch nicht heilig gesprochen wurde, so läßt sich nicht annehmen, daß durch seine Intervention Wunder hervorgerufen worden sein könnten." Wäre also der Pfarrer von Mottaincourt kanonisirt worden, so hätten seine Wunder die officielle Anerkennung erhalten.

Ein anderes hyperklerikales Werk, einen „Almanach du peuple" herausgegeben von einem Herrn Lainé in Angers unter Mitwirkung einer kirchlichen Gesellschaft, läßt die Commission dagegen zu, bemerkt aber dabei wohlwollend, es erscheine ihr nicht nothwendig, überall die heilige Jungfrau figuriren und interveniren zu lassen.

Ein „Dictionnaire de la conversation" wird zurückgewiesen, „weil er eine große Anzahl biographischer Artikel enthält, welche von der ganzen Leidenschaftlichkeit der Zeit, in der sie geschrieben, zersetzt sind."

Jacques Arago wird verdammt, weil „er sich denjenigen Autoritätsprincipien gegenüber nicht freundlich gezeigt, welche von fast allen Völkern anerkannt und acceptirt worden sind."

Es ließen sich noch zahlreiche andere Urtheile und Motive ähnlicher Qualität citiren — doch mit diesen wenigen Proben sei es genug; ist ja doch durch die inzwischen beschlossene Abänderung und Verbesserung des Colportagegesetzes bei unsern Nachbarn jenseits der Vogesen in Zukunft der Willkür ein hinreichender Riegel vorgeschoben und hat Frankreich vorerst keine Chicanen mehr von übereifrigen Censoren zu befürchten.

Indessen, das müssen wir doch hinzufügen, überall aufgehoben ist jenes alte französische Colportagegesetz noch nicht, und nicht nur nicht aufgehoben ist es in einem, uns seit Kurzem sehr nahestehenden Lande, sondern gehandhabt wird es dort noch jetzt, nicht weniger arg und nicht weniger streng als in Frankreich zu Zeiten des zweiten Kaiserreichs. Dieses Land, dessen Preßgesetzgebung auch sonst ohne jede der späteren republikanischen liberalen Reformen die ehemalige reactionäre napoleonische geblieben ist, ist ein deutsches Land, ist — Elsaß-Lothringen!

Paul Dehn.

— **Die Ruinen Roms.***) Die zweite und dritte Lieferung des schon früher in dieser Zeitschrift angezeigten und durch sich selbst (d. h. durch die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage) sich empfehlenden Werkes enthalten in gleicher vorzüglicher Ausstattung wie die erste: die Beschreibung des capitolinischen Hügels, des Forum Romanum und der Kaiserfora. Die Hauptabbildungen sind: 1) das Forum Romanum, 2) der Tempel des Vespasian, 3) der Tempel des Saturn, 4) der Triumphbogen des Septimius Severus, 5) der Tempel des Antoninus und der Faustina, 6) der Gesammtplan des Forum Romanum, 7) der Tempel des Mars Ultor, 8) der Plan des Forum Augusti et Nervae, 9) ein Theil des Forum transitorium. Daneben eine Anzahl kleinerer Holzschnitte; die Hauptbilder sind in dem jetzt beliebten leichten und zarten Farbendruck gehalten. Der erklärende Text berücksichtigt ältere sowie die allerneuesten Forschungen der Topographie und die Resultate der Ausgrabungen. Hier und da könnte die Literatur vielleicht etwas vollständiger sein, so hätte bei der Beschreibung des Tullianums (Carcer Mamertinus) die schlagende Beweisführung Forchhammers (in seinem Daduchos 1875), die dessen ursprüngliche Bestimmung als Wasserbehälter außer allen Zweifel setzt, angeführt werden dürfen; auch vermissen wir unter der Literatur der Trajanssäule das große Fröhnersche Werk. Der

*) Von Franz Reber. Leipzig, 1878, T. O. Weigel.

Verfasser konnte für seinen Zweck den betreffenden Band der Inschriften des großen corpus inscript. latin., welcher die Inscriptionen Roms von Henzen enthält, natürlich noch nicht benutzen, allein er läßt am Vorhandenen (von Gruter u. a.) seine philologische Kritik walten und wo neuere Bearbeitungen vorhanden sind (wie von Rossi, Jordan u. a.) hält er sich an diese, so daß das Werk nicht bloß für gebildete Touristen, sondern auch für gelehrte Philologen, denen das Glück nicht gegönnt ist, die italienische Sonne an Ort und Stelle auf sich herabscheinen zu lassen, seinen Zweck vollkommen erfüllt. Unter den Publicationen desselben Charakters nimmt es, wissenschaftlich und artistisch, den ersten Rang ein. J. M.

Mancherlei.

— **Géologie technologique.** Aus der Sammlung von instruktiven Büchern, welche in dem Verlage der Rothschild'schen Buchhandlung in Paris erscheinen, liegt uns neuerdings eine aus dem Englischen übertragene technische Geologie vor, in welcher alle Beziehungen der Mineralogie zur Kunst und zur Industrie besprochen werden*). Wir finden darin Mittheilungen nicht allein über die Verwandlung mineralogischer Körper in der Baukunst, in der Töpferei, in der Hüttenindustrie u. s. f., sondern auch in der Malerei, der Färberei, der Goldschmiedekunst und in der Medicin. Die Beschreibungen sind klar und durch zahlreiche Holzschnitten erläutert, der Preis in Anbetracht des Inhalts und der Ausstattung nach unsern Gewohnheiten ein sehr geringer.

Die drei ersten Nummern der Revue philosophique in diesem Jahre sind an werthvollem Inhalt so reich, daß wir uns darauf beschränken müssen nur Einiges hervorzuheben. Herbert Spencer's „Soziologische Studien" behandeln in drei Artikeln „Die Herrschaft der Ceremonien". Durch hunderte von Beispielen führt der englische Gelehrte den Beweis, daß es die Ceremonien sind, welche mit ursprünglicher Machtvollkommenheit den Verkehr und das Benehmen der Menschen geregelt, daß sie von jeher den wesentlichsten Theil der Autorität besessen haben, ihn heute noch in hohem Grade besitzen und allen politischen und religiösen Einrichtungen zu Grunde liegen. Zwei größere Artikel widmet J. Delboeuf, ein selbständiger Forscher auf diesem Gebiet, dem psycho-physischen Gesetz und dem neuen Werke von Fechner „In Sachen der Psychophysik". Professor P. Mantegazza sucht in einem „Essay über die Umwandlung der geistigen Kräfte" darzuthun, Empfindung (sensation) werde Gefühl (sentiment) und Gefühl Gedanke (idée) geradeso, wie die physikalischen Kräfte in einander übergehen. A. Gérard bespricht ausführlich die Rede von Helmholtz „Das Denken in der Medicin" und die von Dubois-Reymond „Culturgeschichte und Naturwissenschaft". Theodor Reinach's Abhandlung „Ein philosophischer Theologe" giebt eine recht übersichtliche Darstellung des Lebens und der Schriften von David Friedrich Strauß. Mit den englischen Moralisten der Gegenwart (im vorliegenden ersten Artikel mit M. H. Sidgwick) beschäftigt sich L. Carrau. Sieben französische Werke, (darunter Accolas' Philosophie de la science politique, gegen Comte und Spencer gerichtet,) sechs deutsche, (darunter Zeller's „Philosophie der Griechen", die jetzt ins Französische übersetzt wird, Frohschammer's „Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses" und Huber's „Die Forschung nach der Materie",) ein englisches und italienisches, werden zum Theil sehr eingehend analysirt und kritisirt, und den philosophischen Zeitschriften Englands und Deutschlands widmet das französische Blatt fortdauernd seine Aufmerksamkeit. O. S. S.

*) Traduction libre de l'Economic Geology de David Page par Stanislaus Meunier. Paris, 1877. J. Rothschild.

Berichtigung. Der in der vorigen Nummer enthaltene Aufsatz „General Heinrich von Brandt und Baron Ernouf" ist fälschlich unter die Rubrik Rußland statt Frankreich zu stehen gekommen.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Art Furniture: Designs. 21 Plates, with Description. London. 7 s. 6 d.
Arthur, W.: The Modern Jove: a Review of the Collected Speeches of Pio Nono. London. 2 s. 6 d.
Camoens: Lusiads. 2 vols. London. 30 s.
Chamisso, A.: Peter Schlemihl. London. 10 s. 6 d.
Fergusson, J.: Temples of the Jews and the other Buildings in the Haram Area at Jerusalem. London. 42 s.
Fytche, A.: Burma: Past and Present, with Personal Reminiscences of the Country. 2 vols. London. 30 s.
Mill, J.: Analysis of the Phenomena of the Human Mind. London. 28 s.
Tuke, D. H.: Insanity in Ancient and Modern Life. London. 6 s.

II. Französisch.

Augier, E.: Les Fourchambault. Comédie. C. Lévy. Paris. 4 fr.
Bataillard, Ch.: Moeurs judicaires de la France du XVIe siècle au XIXe. Paris. 3 fr. 50.
Berthet, E.: Histoires des uns et des autres. Paris. 3 fr.
Bigot, Ch.: La Fin de l'Anarchie. Paris. 3 fr. 50.
Bouvier, A.: Amour misère et compagnie. Paris. 3 fr.
C....., Ch.: Voyage dans un grenier. Paris. 50 fr.
Dumas fils, A.: Entr'actes. Paris. 3 fr. 50.
Duret, Th.: Histoire de quatre ans 1870/73. T. II. La Défense nationale. Paris. 3 fr. 50.
Fortunio: Marionnettes parisiennes. Paris. 3 fr.
Gidel, Ch.: Littératures de l'Orient. T. III. Nouvelles études sur la littérature grecque moderne. Paris. 10 fr.
Gréville, H.: Niania. Paris. 3 fr. 50.
Histoire financière de l'Egypte depuis Said-Pacha. 1854—1876. Paris. 4 fr.
Hovelacque et Vinson: Etudes de Linguistique et d'Ethnographie. Paris. 4 fr.
D'Ideville, H.: Vieilles maisons et jeunes souvenirs. Paris. 3 fr. 50.
Keratry, Mourad V. Prince, Sultan, prisonnier d'Etat 1848—1878. Paris. 5 fr.
Mettais, H.: Pupille du vieux garçon. 3 fr.
Montépin, X.: Maris de Valentine. Paris. 6 fr.
Mortier, A.: Soirées parisiennes, année 1877. 3 fr. 50.
Silvestre, Th.: Plaisirs rustiques. 3 fr. 50.
Zola, E.: Page d'Amour. Paris. 3 fr. 50.

III. Spanisch.

Alfonso XI.: Libro de la monteria. T. II. Madrid. 28 rs.
Duncker, M.: Historia de la antigüedad. T. IV. Madrid. 24 rs.

SAMPSON LOW, MARSTON & CO.'S LIST.

Now ready, small post 8vo. cloth extra, price 6s.
The ART of READING ALOUD, in Pulpit, Lecture Room, or Private Reunions. With a Perfect System of Economy of Lung Power, on just principles, for Acquiring Ease in Delivery and a thorough Command of the Voice. By GEORGE VANDENHOFF, M. A., Author of „The Art of Elocution", „The Clerical Assistant", „The Ladies Reader" &c.

Now ready, in 8vo. cloth extra price 7s 6d.
Vol. I. of a HISTORY of IRELAND. By STANDISH O'GRADY. The HEROIC PERIOD.

Now ready, crown 8vo. limp cloth, price 3s 6d.
IN MY INDIAN GARDEN. By PHIL. ROBINSON. With a Preface by EDWIN ARNOLD, M. A. C. S. I. F. R. G. S., &c.

NOTICE. — Now ready.
ALPINE ASCENTS and ADVENTURES; or, ROCK and SNOW SKETCHES. By H. SCHÜTZ WILSON, Member of the Alpine Club, Author of „Studies and Romances", &c. With 2 Illustrations by Marcus Stone, A. R. A., and Edward Whymper. In small post 8vo. cloth extra, 10s 6d.

A Second Edition is now ready of
A PRISONER of WAR in RUSSIA. By Colonel WILLIAM JESSEB COOPE, Imperial Ottoman Gendarmerie. This Work describes Colonel Coope's experiences with the Turks, and his Cowardly Treatment by the Russians.

„His words have an air of truth and soberness about them that is irresistibly persuasive.... It should be, we think, emphatically the book of the war." — *London.*

„That he was ill used, most shamefully and cruelly ill used, by the Russians, is certain." — *Saturday Review.*

THE SECOND EDITION IS NOW READY OF
The LAND of BOLIVAR; or WAR, Peace, and Adventure in Venezuela. By J. M. SPENCE. With Maps and numerous Illustrations, 2 vols. demy 8vo. cloth extra, price 31s 6d

SATURDAY REVIEW. „No one could have been better fitted to go to Venezuela than Mr. Spence, and it seems impossible that any other book about Venezuela can be wanted by persons who can refer to these volumes."

SPECTATOR. — „His book is a valuable and comprehensive one... The personal narrative is spirited and interesting."

NEW NOVELS.

LIKE DIAN'S KISS. By „Rita", Author of „Vivienne". 3 vols.

THROUGH MY SPECTACLES. By „PROAVIA . 3 vols.

A SECOND EDITION IS READY OF
The WRECK of the GROSVENOR. 3 vols.

New Novel, now ready.
AS SILVER IS TRIED. By M. E. KERMOUDE. 3 vols. 31s 6d.

London:
SAMPSON LOW, MARSTON, SEARLE & RIVINGTON, (90)
Crown-Buildings, 188, Fleet Street, E.C.

H. R. Mecklenburg in **Berlin** C., Klosterstrasse 38, bietet an gegen Einsendung des Betrages: (91)

Mag. f. Lit. d. Ausl., hersg. v. J. Lehmann, 1832, 33, 36, 39, 40, 42, 43, 44, 46, 49, 50, 52 (fehlt No. 51), 55, 56, einz. à ℳ 4, zus. ℳ40. — **Soldatenfreund** 1876/77. ℳ 2. — **Iris**, Alman. 1847, hersg. v. Graf Mailath. ℳ 1,50. — **Centralbl. f. d. ges. Forstw.** 1875—77. I. 8., 78 I. Qu. st. ℳ 66 nur ℳ15. — **Rundschau**, hersg. v. Rodenberg. I. Qu. ℳ2, II. Jahrg. ℳ 8. — **Erz. u. Nov. d. Ausl.**, hersg. v. Th. Hell. 4 Bde. 1833/34. ℳ 2. — **Pr. Gesetzsammlg. offic. A.** 1810—74 m. Hauptreg. v. 1806—63. ℳ 40. — **Meyer's grosses Convers.-Lex** (fehlt Supplbd. III/IV. Südslaven—Schluss.) M. zahlr. Abb., Karten etc. 50 Bde. statt 1200 nur ℳ145; ferner tadellos frisch und neu:

Cervantes, Don Quixote. M. 376 Ill. v. Doré. 2 Origbde. st. ℳ56 nur ℳ 36, ebenso die 1875 cplt. gewordene 2., neueste Aufl. d. Prachtausg. von

Schleiden, Das Meer. Mit 28 Stahlst. in Farbendr., 4 Taf. in Tondr., 279 Holzschn. u. 1 Karte, In Prachtbd. statt ℳ 45 nur ℳ 20.

Die Nummern 15 u. 16, vom 14. resp. 21. April, der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI**, welche in Florenz erscheint, enthalten: (92)

L'Inchiesta Parlamentare sul Comune di Firenze. — La nostra politica in Oriente. — La tariffa dei tabacchi. — Corrispondenza da Berlino. — Il Parlamento. — La Settimana. — Due occhi sul mare: Sfumatura (*Cordula*). — Traduzioni dal Goethe: La metamorfosi delle piante. Metamorfosi degli animali (*A. Guerrieri Gonzaga*). — Le Memorie di Philarète Chasles. — Una nuova proposta di riforma dell'insegnamento superiore. — Economia pubblica. — Durata della ferma sotto le armi, Lettera ai Direttori (*B.*). — Bibliografia: Letteratura. *L. A. Michelangeli*, Considerazioni sopra „l'Ahasvero in Roma" poema di R. Hamerling. — Storia. Storia del bombardamento di Genova nell'anno 1684; *Cesare Paoli*, Del Papiro, specialmente considerato come materia che ha servito alla scrittura. — Scienze politiche. *Giannetto Cavasola*, L'emigrazione e la ingerenza dello Stato. — Filologia. *F. G. Fumi*, La storia comparata delle lingue classiche e neolatine. — Igiene pubblica. Congrès international d'Hygiène, de Sauvetage, et d'Économie sociale. — Notizie. — Riviste italiane. — Articoli che riguardano l'Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri.

La responsabilità Ministeriale. — Il Comune di Napoli. — Gli scioperi nel Biellese. — La ricostituzione del Ministero di Agricoltura. — Corrispondenza da Roma. — Il Parlamento. — La Settimana. — Emilio Praga (*Guido Biagi.*) — Un libro premiato al Concorso Ravizza. — Pizzigoni: Il supplizio di una madre. — La questione di Firenze (*P. Villari*). — L'Ufficio della Statistica centrale (*Carlo F. Ferraris*). — L'istruzione delle donne (*Costanza Giglioli*). — Bibliografia: Letteratura e storia. *K. Hillebrand*, Zeiten, Völker und Menschen etc. (Tempi, popoli e uomini): Profile (Profili); (*Cesare Fenini*, Letteratura italiana; *Sir T. Erskine May*, Democracy in Europe. A History (Storia della democrazia in Europa). — Scienze politiche. La legge elettorale e la proporzionalità dei voti. — Scienze mediche. *A. Tamburini*, Del concetto odierno della fisiologia normale e patologica della mente. — Scienze naturali. *Faye*, Météorologie cosmique. — Matematica. *Giovanni Biasi*, Il calcolo sulle incognite delle equazioni algebriche. — Le alleanze dell'Impero Francese nel 1869 e 1870. — Notizie. — Riviste italiane. — Articoli che riguardano l'Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri. — Riviste francesi.

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in Erfurt erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (93)

Das Herzoglich
Meiningen'sche Hoftheater
und
die Bühnenreform.
Von
Robert Prölss.
Fünf Bogen Octav.
Preis 60 Pf.

In unserem Verlage ist erschienen: (94)

Koptische Untersuchungen
von
Dr. Karl Abel.
I. u. II. Hälfte, 1r. u. 2r. Theil.
gr. 8°. geheftet. Preis 30 M.

Das Buch enthält eine zusammenhängende Reihe synonymischer und grammatischer Untersuchungen. Die synonymischen Untersuchungen werden sowohl mit lexicalischen als mit etymologischen und syntactischen Mitteln geführt, die grammatischen, denselben dienend, behandeln hauptsächlich grundlegende Puncte der aegyptischen Sprachlehre, wie die Vocalisirung der Wurzeln, die Ablautung, Intensivirung und Passivirung der Verbal- und Nominalstämme, die Adjectiv- und Substantivbildung u. s. w. — Das Hieroglyphische, für Laut- und Wortbildungslehre herangezogen, erweitert die koptische Grammatik gleichzeitig zur aegyptischen und gewährt damit, nach beiden Seiten hin, und über das semitische Gebiet hinaus wesentliche Aufklärungen.

Berlin. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann).

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in **Leipzig** erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (95)

Die Grenzboten.
Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.
37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8.
Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 17 und 18 enthalten folgende Artikel: Deutsches und griechisches Mittelalter. Otto Kaemmel. — Der amerikanische Zolltarif. Rud. Doehn. — „Der Prinz von Homburg" auf der Meininger Bühne. B—ch. — Die Thürme des Schweigens. A. Rauhhaupt. — Vom deutschen Reichstage. χ. ρ. — Moritz Carrière, die sittliche Weltanschauung. J. H. v. Fichte. — Die Berliner Malerschule. II. Adolf Rosenberg. — Der Briefwechsel Lassalle Rodbertus. Franz Mehring. — Der zweite Band von Lazarus' Leben der Seele. Geist und Sprache. Dr. L. Weis. — Der neueste Angriff auf Heinrich von Treitschke. e. — Literatur. Unser Vaterland. VI. Serie: Die deutschen Alpen. — Die Volksausgabe sämmtlicher Werke Fritz Reuters. — R. Rocholl, Die Philosophie der Geschichte.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Gossmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Begründet von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 11. Mai 1878. [Nr. 19.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Lazarus: Geist und Sprache.*)

Auf die Wichtigkeit von Lazarus' Leben der Seele haben wir bereits (Nr. 8, 10, 12, 17, 20 des Jahres 1876) beim Wiedererscheinen des ersten Bandes hingewiesen; der zweite Band verdient aber um so mehr einer besonderen Erwähnung, als er vorzugsweise der Begründung und Durchführung des Gesetzes der Apperception gewidmet ist, von der wir überzeugt sind, daß seine allgemeinere Anerkennung nicht nur für die Seelenlehre, sondern für die Wissenschaft überhaupt von fruchtbringendster Wirkung sein wird.

Nach einer Einleitung, worin der Gang der Entwicklung dargelegt und bereits gezeigt wird, daß die Sprache kein Ding sei, das zu fertigen Gedanken hinzukomme, daß sie kein bloßes Mittel der Mittheilung, sondern Form des Gedankens sei, behandelt Lazarus I. die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Da die Seele (S. 34) keine bloße Spiegelfläche ist, sondern eine selbständig, selbstthätig auffassende Kraft, so ist alle thätige Verbindung zwischen Leib und Seele receptiv und productiv. Den Reizungen der sensiblen Nerven folgen psychische Wahrnehmungen; aus den einfachen und vereinzelten Empfindungen wird durch die synthetische Kraft der Seele ein einheitliches Bild der Dinge, eine Anschauung gewonnen. Nennt man nun (S. 41) den Proceß des Empfindens, wobei die Seele einen empfangenen Reiz auffaßt, Perception, so ist dabei wie bei jeder Thätigkeit Action und Reaction zu unterscheiden. Sie richtet sich nach der Natur der Action, d. h. nach der Natur der reizenden Objecte, dann aber auch nach der Natur der reagirenden Masse, und so ist Apperception die Reaction der von Inhalt bereits erfüllten, durch die früheren Processe ihrer Erregung ausgebildeten Seele. Die reine Perception durch eine von keinerlei Inhalt erfüllten Seele ist bloße Abstraction, welche kaum im neugeborenen Kinde Wirklichkeit hat (S. 42.)

So einfach, selbstverständlich dieser Gedanke heute vielfach erscheinen mag, so fremd war er dem Alterthum; denn ihm galt die Seele als fertiges Ding, das im Leibe, wie in einem Gefängniß wohne, und das nach Plato auf dieser Erde keine ewige Wahrheit selbstthätig erringen konnte, es sei denn, daß es der Seele gelänge, durch Passivität gegenüber der Sinnlichkeit sich der vom Himmel, von dem sie stammen soll, besessenen Wahrheit wieder zu erinnern. Im Mittelalter hielt man diese griechische Vorstellung einer passiven Seele fest, und erst Kant wurde, was er sich selbst nennt, der Copernicus der Seelenlehre. Er bewies, daß die Seele Activität sei, daß sie als synthetisches Vermögen eine Kraft sei, Wahrheit zu erringen. Seit dieser Zeit lebt zwar die Vorstellung, daß die Seele thatkräftiges Wesen sei, die Freude an dieser Vorstellung rief im speculativen Idealismus sogar die größten Übertreibungen hervor, aber in unserer Zeit ist diese Vorstellung ziemlich werthlos geworden. Nicht nur macht die rein materialistische Vorstellung, daß die Seele ein Product des Leibes sei, die Seele eigentlich zu einem der Materie gegenüber völlig passiven Wesen, sondern überhaupt macht das Streben unserer Tage, die Entwicklung der Seele vorzugsweise durch physiologische Verhältnisse zu begründen, den Gedanken Kant's — die Seele ist eine Kraft der Synthese — zu einer unfruchtbaren Vorstellung. Und doch ward vor Allem durch den Physiologen Helmholtz selbst bewiesen, daß bei der einfachsten sinnlichen Empfindung ein subjectives Moment, somit eine seelische Thätigkeit mitwirke, und doch ist grade durch diese Untersuchungen der Ruf von der Rückkehr zu Kant erwacht! Ganz und voll nun steht Lazarus auf Kant's Boden, ja wir behaupten, indem er den Satz: Die Seele ist eine synthetische Kraft, dahin ergänzte, daß die Seele eine synthetisch appercipirende Kraft ist, hat er nicht nur Kant's Entdeckung ergänzt, sondern er ging auch von der abstracten Vorstellung (S. 42) zur Wirklichkeit über und steht damit ganz auf dem Boden wahrer Wissenschaft, auf dem der Naturwissenschaft.

Denn das viel beliebte, weil viel verhüllende und doch so viel verwirrende Fremdwort „Natur" bedeutet ja nicht nur das sinnlich Greifbare, mit Hämmern, Messern, Mikroskopen Betastbare, sondern vielmehr auch das im Wechsel des sinnlich Greifbaren dauernd Verharrende, das sich dauernd Bethätigende, mit ununterbrochener Kraft Wirkende. Die Wissenschaft sucht in der Erscheinungen Flucht das starre Gesetz, und sie nennt sich Naturwissenschaft, wenn sie die Natur, d. i. die Art und Weise des Bestehens, Wirkens, Entwickelns der Dinge, das gesetzliche Geschehen der Erscheinungen erforscht. Lazarus nun, der Seite 31 „die ausschließliche Berücksichtigung der materiellen Vorgänge bei Feststellung der Begriffe von Kraft, Wesen, Substanz" tadelt, steht voll auf dem Boden wahrer Naturwissenschaft, weil er frei von dem Vorurtheil, daß alles mechanisch, frei von dem Vorurtheil, daß alles geistig zu erklären sei, einfach darauf ausgeht, die Bedingungen und Gesetze des Wirkens von Geist und Körper festzustellen, um so als Resultat der Beobachtung dieser Erscheinungen die Kenntniß vom Wesen dieser Kräfte zu gewinnen. Er sagt Seite 31: „Was wir suchen, sind nur die Bedingungen und Gesetze des gemeinsamen Wirkens von Geist und Körper; nicht vor, sondern allererst nach der Erkenntniß dieser gelangt man zu der Frage: wer oder was der Träger (das Substrat) dieser Wirkungen sein möge." Mit Recht setzt er hinzu: „Durch die Verschiedenheit der Antwort aber, die man erhielte, würde kaum der

*) Dr. M. Lazarus, Professor: Geist und Sprache, eine psychologische Monographie. Auch unter dem Titel: Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage. II. Band. Berlin, 1878. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann.)

Werth, geschweige der Inhalt der Thatsache, die wir erforschen und um die allein es sich hier handelt, irgend eine Veränderung erleiden." Wir behaupten nun, daß Lazarus grade durch das Gesetz der Apperception veranlaßt werden mußte, sich auf den Boden der Naturwissenschaft zu stellen, denn er konnte sich nicht mehr damit begnügen, aus dem Gesetz, daß der Geist synthetische Kraft sei, durch bloßes Denken Folgerungen zu machen, sondern er mußte bei der Gewißheit, daß jede Seele eine mit individuellem Inhalt appercipirende Kraft ist, grade darauf ausgehen, diesem individuellen Verhalten der Seele Rechnung zu tragen und erst aus der Beobachtung des Individuellen das allgemein Gesetzliche festzustellen. Und so sehen wir ihn denn mit liebevollster Hingabe an die Beobachtung des Lebens die verschiedensten Erscheinungen in der Entwicklung der Kinder, Menschen und Völker aufsuchen, und mit klarer Verständlichkeit und mit geistvoller Lebendigkeit darstellen.

Lazarus schildert II. den Ursprung der Sprache; III. die Erlernung und Fortbildung der Sprache; IV. den Einfluß der Sprache auf den Geist; V. die Congruenz von Geist und Sprache und das Verständniß. Da es der Raum nicht gestattet, Einzelnes hervorzuheben, so sei als allgemein wichtiges Resultat nur dies erwähnt, daß die ganze Darstellung von Lazarus die Gewißheit stärkt, daß die neue Theorie, wonach der Mensch erst durch die Sprache Mensch geworden, daß die Sprache Ursache des Geistes sei, nicht der Wirklichkeit entspricht. Thatsächlich giebt es (S. 87. 348) vorsprachliche Thätigkeiten und Zustände der Seele in Gefühl und Empfindung, worin der Mensch sich wesentlich vom Thiere unterscheidet, thatsächlich existirt neben dem sprachlichen Denken ein sprachloses Denken bei plastischen Künsten und Musik, welche Bethätigungen des Menschen auch ohne Sprache denkbar und möglich sind. Thatsächlich entziehen sich, wie auch Lazarus hervorhebt, individuelle Anschauungen äußerer Erfahrung ganz der sprachlichen Mittheilung. Kann man Jemandem, der nie ein Thier gesehen, mit Worten ein Bild von einem Pferde geben? Darum füge ich bei, daß mit Rücksicht auf den Gesammteindruck oder den Habitus eines Thieres oder einer Pflanze die gesammte systematische Eintheilung oder Zusammenstellung der Organismen, also ein großer Theil der Wissenschaft, durch sprachlose Menschen hätte geschehen können. Um freilich auszudrücken, daß die Möglichkeit solcher systematischen Zusammenstellung zugleich ein Zeichen genealogischer Descendenz sei, dazu ist Sprache nöthig.

Wenn wir aber somit behaupten, daß schon in sprachloser Thätigkeit der Mensch Mensch sei, da er auch ohne Sprache synthetische Kraft ist, so kann man darüber streiten, ob Lazarus recht hat, wenn er Seite 336 sagt: „Die Wirkung der Sprache auf den Geist besteht in der Bildung des Selbstbewußtseins und der inneren Welt." Denn die individuellen Anschauungen, die plastischen Phantasiegebilde gehören auch zur inneren Welt, und zwei sprachlose Menschen, die ihre Körperkraft, zwei sprachlose Musiker, die ihre Componirkraft maßen, werden im Gefühl ihres Siegens oder Unterliegens stets ihres Selbst, sei es mit Stolz, sei es mit Scham, bewußt sein. Insofern freilich die Sprache das Mittel begrifflicher Klarheit ist, kommt ihr wohl der Löwenantheil zu bei der klaren Ausbildung des Selbstbewußtseins, wie bei dem reicheren Aufbau der inneren Welt.

Ich möchte nun nur noch kurz von der Wichtigkeit des Gesetzes der Apperception für die Wissenschaft reden. Lazarus sagt Seite 30: „Der Hauptfehler aller älteren Metaphysik hat darin bestanden, daß man voreilig den alleinigen Grund aller Erscheinungen, das Wesen der Dinge und Kräfte zu erfassen suchte; voreilig, weil, bevor man die Art und den Umfang, die Gleichheit und die Verschiedenheit dieser Erscheinungen selbst erforscht hatte." „Das geistige Leben nur auf den unbedingten und ungeprüften Gegensatz gegen die Materien zu begründen, ist ebenso unfruchtbar, als wenn man den Tag nur als Gegensatz zur Nacht, das Licht nur als Widerspiel der Finsterniß behandeln wollte."

Diese Voreiligkeit aber, sage ich, ist nur möglich, weil es möglich ist, statt mit dem erforschten Wirken der Dinge, mit dem appercipirenden Inhalt der Worte, welche die Dinge bedeuten, Metaphysik und Naturwissenschaft zu treiben. So ward seit alter Zeit „Seele und Geist" die Kraft im Menschen genannt, welche Schönes und Häßliches empfindet, an jener sich erfreut, über dieses sich kränkt, die Kraft, welche im Flug des Gedankens über Trivialität und Elend des Lebens sich erhebt, aber auch um so unmuthiger empfindet, daß der Körper der Verwirklichung des Gedankenfluges widersteht, weil er der ruhenden Steinmaterie vergleichbar als ein in Trägheit Verharrendes des äußeren Anstoßes zur Bewegung bedarf. Unter dem Eindruck solcher appercipirenden Vorstellungsmasse ward denn in der „voreiligen" älteren Metaphysik Seele und Geist als das Reine, Edle, Kräftige beschrieben, der Körper, die Materie aber als das Unreine, Unedle, dem Guten Widerstehende, als das Kraftlose u. s. w. Solche Metaphysik aus dem durch ästhetisirende Werthschätzung erdachten Gegensatz von Geist und Materie, konnte zwar, wie bei Plato, ästhetisch schönste Gedanken wecken, aber wissenschaftlich war sie so werthlos, als wollte man, wie Lazarus sagt, den Tag nur als Widerspiel der Nacht gelten lassen. Noch im Mittelalter überwucherte diese appercipirende, die Materie ästhetisch verachtende Vorstellungsmasse die im Völkerbewußtsein lebendiger gewordene Vorstellung, daß die sinnliche Welt als Zeichen von Gottes Schöpfungsmacht und Herrlichkeit kein Gegenstand der Verachtung sei, daß der Leib als Tempel des gottebenbildlichen Geistes kein Gefängniß sei, sondern das Organ zur Bethätigung der Herrschaft des Menschen auf Erden. Keinen größeren Beweis für diese Thatsache und somit für die Macht appercipirender Vorstellungsmassen giebt es als dies, daß selbst der Kirchenvater Augustin, in directem Widerspruch mit der biblischen Vorstellung eines schaffensfreudigen Gottes, in seiner Metaphysik noch ganz die platonischen Vorstellungen wiederholend lehrte, daß Gottes reine Seligkeit harmonischer Schönheit gestört würde, wenn er unmittelbar mit dem schlechten Irdischen in Berührung träte; er habe daher Engeln, Zwischengöttern, das Schaffen und Ordnen irdischer Verhältnisse überlassen.

Nicht aber nur in der alten Metaphysik, von der Lazarus spricht, lebt dieser appercipirende Einfluß auf die Beurtheilung der Materie, er lebt noch in der neuesten und zwar trotz der so prunkhaft behaupteten Identität von Denken und Sein. Er lebt in den Speculationen, die mit Hegel in der materiellen Natur das Anderssein oder das Entartetsein des Geistes erblicken, und er lebt in den Speculationen, die mit Schopenhauer und v. Hartmann im Geschehen der materiellen Welt das Wirken des unbewußten und gar des dummen Willens sehen. Ja er lebt selbst in der Metaphysik des Materialismus, wenn er lehrt, die feinen, zarten Atomverbindungen des Gehirns producirten das Denken; wonach also die groben Verbindungen die Secretionen bewirken sollen. Welchen wissenschaftlichen Werth hat aber dies Verfahren, die Dinge nach ästhetisirenden Rücksichten zu bestimmen? Existirt in der Wissenschaft zwischen Geist und Stoff der Gegensatz von Reinheit und Schmutz, Feinheit und Grobheit, Bewußtsein und Unbewußtsein? Nimmermehr, sondern auf Grund der beobachteten

Leitungsfähigkeit oder Wirkungsweise der Dinge, ist in der Wissenschaft der Geist die Kraft, welche fähig ist, das Sittengesetz zu bethätigen, die Materie aber ist die Kraft, die andauernd im Gesetz der Gravitation wirkt. Es ist wahr, solche ästhetisch appercipirende Metaphysik hat auch ihre Naturbeobachtung; so sagt sie, die Materie ist ausgedehnt, weil man alles sinnlich Wahrnehmbare mit Metermaßen messen kann. Aber nun entwickelt sie sofort als Gegensatz: Die Seele ist unausgedehnt, somit einfach und somit unzerstörbar oder unsterblich, weil das Einfache nicht zu Nichts werden kann. Aber was hat dies Reden von der Einfachheit des Geistes für einen Werth, da jeder Einzelne sich als dreifach thätiges Wesen, als denkendes, fühlendes, wollendes Wesen weiß und fühlt und will? Was hat es für einen Werth, die Unsterblichkeit aus der unzerstörbaren Einfachheit zu folgern, da die Materie als Kraft der Gravitation auch unsterblich ist, insofern eine Kraft nicht zu Nichts werden kann? Was hat es für wissenschaftlichen Werth zu sagen: der Geist ist das Nichtausgedehnte, da solche geometrisch volumetrische Anschauung nicht vorliegt und überdies jedes Ich sich als eine Dynamis auffaßt, sich von einem Du als unterschieden und somit seinen eigenen Raum erfüllend, weiß und fühlt und will?

Deshalb ist zu hoffen, daß die Werthlosigkeit solcher ästhetisirenden, nur mit abstracten Gegensätzen spielenden Metaphysik mehr und mehr erkannt wird, indem man zugleich erkennt, daß solche Metaphysik nur möglich war, weil man befangen in voreiliger Apperception, verwechselnd Wort und Sache, nur mit dem Inhalt der Worte, oder wie mit Lazarus und Steinthal zu sagen ist, nur mit der inneren Sprachform philosophirte, nicht aber mit dem in ihren Wirkungen sich äußernden Verhalten der Dinge. Und wenn man denn mit Anerkennung der Macht der Apperception zugleich zugeben wird, daß Lazarus recht hat zu zeigen, daß (S. 310 ff.) alles, individuelle Anschauungen, wie ethische, ästhetische und religiöse Vorstellungen, eigene freie Thaten der Seele sind, so wird auch für die Erkenntnißlehre jener aus dem falschen Gegensatz von Geist und Materie stammende Irrthum schwinden, daß in der Seele eine Kraft für Erkenntniß des unsinnlich Idealen sei, und eine andere, welche nur zur Erkenntniß des Sinnlichen ausreiche; wobei nur der Unterschied ist, daß Plato die Kraft des Idealen Nus, Vernunft, nannte, die Kirche aber Glauben, und Kant praktische Vernunft oder ebenfalls Glauben. — Möge daher Lazarus' Schrift nicht nur zur Aufklärung über das Leben der Seele, sondern überhaupt zur Befruchtung von Wissenschaft und Erkenntnißlehre reiche Verbreitung und geistige Aneignung finden! L. Weis.

England.

Eine Weltumseglerin.*)

Dies ist ein sehr charakteristisch englisches Buch und verdient als solches vorzügliche Beachtung in einer Zeitschrift, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, die besonderen Merkmale der verschiedenen Nationen und Literaturen vor das Publikum zu bringen. Niemanden wird es in den Sinn kommen, daß eine Andere als eine Engländerin dieses Buch geschrieben haben könne, noch auch, daß eine Dame, die einer anderen Nation angehörte, je eine solche Reise unternehmen würde. Die Engländer sind ein wesentlich abenteuerliebendes Volk, und, wie wir sehen, theilen ihre Frauen diesen Geschmack. Zwar ist Frau Brassey nicht die erste Dame, die eine Reise um die Welt gemacht hat; wir erinnern nur an Ida Pfeiffer, deren unverzagter Muth bei weitem größere Hindernisse überwand, als je sich der Frau Brassey in den Weg stellten. Aber was wir behaupten möchten, ist, daß Frau Brassey die erste Dame ist, welche die Reise um die Welt in dieser Dilettantenmanier gemacht hat, in eigener Yacht und begleitet von ihrer ganzen Familie, Kindern und Dienstboten. Dies stempelt das Buch und die Reise zu einem Unicum. Es wird nicht so bald die Geschichte der Seefahrt uns ein zweites Beispiel von einer Reise um die Welt aufweisen können, unternommen von einer Dame mit ihren Kindern.

Frau Brassey ist die Gattin des Herrn Thomas Brassey, Parlamentsmitgliedes für Hastings, eines thätigen und tüchtigen Volksvertreters. Der Herr ist außerdem ein begeisterter Yachtfahrer, der in schwierigen Momenten sein eigenes Fahrzeug lootset und in die wissenschaftliche Navigation und die Wetterkunde tief eingeweiht ist. Doch selbst hierin ist seine Frau ihm ebenbürtig, denn als bei einer Gelegenheit die Yacht durch die Nachlässigkeit der Leute, die auf Wache waren, in Gefahr gerieth, war sie es, die das Fahrzeug vor dem Stranden rettete. In der That sagt uns ihr Gemahl in den wenigen Zeilen, die er dem Buche vorausschickt, daß, ohne sie, die Reise überhaupt nicht unternommen worden wäre und die glückliche Vollendung derselben nur ihrer Ausdauer und Entschlossenheit zu danken ist. Wirklich erscheinen uns ihre Thatkraft und Regsamkeit fast wunderbar. Eine gute Hausfrau nimmt sie die Vorräthe des Schiffes unter ihre Obhut. Sie ist eine besorgte und zärtliche Mutter und eine unermüdliche Leserin, denn wir erfahren, daß die Yacht eine auserlesene Bibliothek von 700 Bänden birgt, welche die Gatten in ihrer Seeeinsamkeit zu durchlesen hoffen, da ihre viel beschäftigte Häuslichkeit ihnen keine Zeit zu ernster Lectüre läßt. Es kostet Frau Brassey keine Überwindung, vor Tagesanbruch aufzustehen, um irgend einen Punkt zu sehen, an dem sie vorbeisegeln, oder um an die Freunde in der Heimat Briefe zu schreiben, damit dieselben für den nächsten Hafen, in dem sie anlegen, postfertig seien. Auch ein Ritt oder eine Fahrt von dreißig Meilen (englischen wohlverstanden) vor dem Frühstück schreckt sie nicht ab, wenn sie auch nachher ihrem gewöhnlichen Tagewerk nachgehen muß. — So viel, was den Eigenthümer der Yacht und seine Gattin betrifft.

Die Reise wurde im Juli 1876 begonnen und mancherlei waren die Vorbereitungen vor der Abfahrt. Die Mannschaft mußte ausgesucht werden, man mußte sich entscheiden, ob von den Kindern alle, ob nur einige oder keines mitgenommen werden sollte, welche Freunde man auffordern wollte, sich anzuschließen, was für Vorräthe und Lebensmittel an Bord zu nehmen wären u. s. w. Als endlich die Yacht aus dem Hafen Cowes auf der Insel Wight segelte, befanden sich vier und vierzig Personen auf ihr, einschließlich vier Kinder, von denen zwei in der That noch sehr jung waren. Glücklicherweise scheinen diese Kleinen Furcht absolut nicht gekannt zu haben; eine der hübschesten Darstellungen des prächtig illustrirten Buches zeigt sie uns, wie sie das Deck scheuern, mit den Matrosen spielen oder in der über Bord spritzenden Gischt umherhüpfen. Echte Kinder der „Wogenherrscherin" Britannia, diese Brasseyfamilie. Die Mutter gesteht allerdings einige Male, daß selbst sie noch nicht fest ist gegen das Übel, welches die Menschheit heimsucht wenn sie dem tückischen Element

*) A voyage round the world in the Yacht „Sunbeam", by Mrs. Brassey.

sich anvertraut, aber sie spricht darüber mit einer gewissen Scham und wundert sich, daß sie, die so viele Tage und Wochen auf dem Ocean zugebracht hat, noch immer nicht gegen zeitweilige Anfälle von Seekrankheit gefeit ist.

Der „Sonnenstrahl", so heißt die Yacht, war also, wie wir sehen, während dieser Reise ein schwimmendes englisches Heim, mit seiner Kinderstube, seinem Bibliothekzimmer u. dergl. Auch scheint sie mit all der Eleganz und dem ausgesuchten häuslichen Comfort ausgestattet gewesen zu sein, woran die höheren Kreise der englischen Gesellschaft gewöhnt sind. Was Wunder daher, wenn überall, wo das Fahrzeug anlegte, Leute herbeiströmten und um die Gunst baten, sein Inneres besichtigen zu dürfen.

Der erste vom „Sonnenstrahl" angesegelte Punkt war die Insel Madeira, deren Schönheiten gebührende Schilderung finden. Teneriffa und die Capverdischen Inseln wurden demnächst berührt. Auf Teneriffa bestieg die Gesellschaft mit nicht geringem Aufwand von Kraft und Mühsal den Pik. In lebhaften und deutlichen Farben schildert uns Frau Brassey, wie sie quer durch die Wolken emporklommen, die ein höchst merkwürdiges Bild darboten, wenn man hindurchschaute. Sie sahen genau wie ein ungeheuerer Gletscher aus, der von frisch gefallenem Schnee bedeckt ist. Die prächtige Aussicht, die sie von dem Gipfel genossen, scheint die Reisenden für ihre Anstrengungen belohnt zu haben. Auffallenderweise fanden sie den Boden noch heiß von schwefligem Rauch und Dämpfen, die aus allen Spalten emporquollen, trotzdem seit dem Jahre 1704 kein Ausbruch aus dem Krater stattgefunden hat. — Aber Frau Brassey hat nicht nur ein offenes Auge für Schönheit, sondern auch einen offenen Verstand. Sie bemerkt, daß die Dinge auf den Inseln sich zum Bessern zu wenden beginnen. Die Cochenille-Cultur scheint Erfolg zu haben Auch der Kaffee entspricht den gehegten Erwartungen und die spanische Regierung hat die Erlaubniß ertheilt, Tabak anzubauen. — Erwähnenswerth ist die folgende Bemerkung der Verfasserin, insofern sie uns beweist, daß in manchen Dingen das nordische Klima Vorzüge besitzt, die für seine Mängel einigermaßen entschädigen.

„Wenn uns hier auf der einen Seite die Anmut und der verschwenderische Überfluß des vegetabilischen Lebens in Entzücken versetzt, so steht dem auf der andern Seite sein rascher und frühzeitiger Verfall gegenüber. Früchte, die des Morgens gepflückt werden, sind am Abend kaum noch eßbar. Blumen, die wir gestern Abend an Bord brachten, waren heute Morgen um drei ein halb Uhr bereits verwelkt, während einige der Rosen, die wir von Cowes mitgenommen hatten, die Ankunft in Madeira überdauerten."

An einer anderen Stelle erzählt uns die Verfasserin, daß der Hauptreiz tropischer Früchte darin besteht, daß sie, wenn frisch gepflückt, eisig kalt sind; leider genügen aber wenige Stunden, um sie dieses Reizes zu berauben und sie vollständig ungenießbar zu machen.

Von Teneriffa richtete die Yacht ihren Curs auf Rio Janeiro. Da sie mit einer kleinen Dampfmaschine versehen war, wurde sie durch Windstillen nicht aufgehalten, obwohl Herr Brassey, wo es anging, lieber segelte. Das Passiren der Linie brachte die allbekannte Kurzweil und Maskerade mit sich; auch erfahren wir mehreres von den gewöhnlichen Seeabenteuern, dem Erblicken fliegender Fische, Windwechsel und ähnlichen kleinen Details, welche die Einförmigkeit des Seelebens zu unterbrechen pflegen. Nach weniger als einem Monat wurde Rio Janeiro im August, also mitten im Winter erreicht. Hier nahm der „Sonnenstrahl" einen kurzen Aufenthalt, den die Gesellschaft benutzte, um einen Ausflug landeinwärts in die prächtige Landschaft des Organgebirges zu unternehmen. Kaffee-Plantagen wurden besucht und Frau Brassey läßt sich günstig aus über die Lage der Sklaven und die Beziehungen, die zwischen ihnen und ihren Herren zu bestehen scheinen. Sie erzählt uns, daß gesetzlich die Besitzer verpflichtet sind, ihren Sklaven wöchentlich einen Ruhetag zu gewähren, aber daß der zu diesem Zweck erwählte Tag nicht nothwendigerweise ein Sonntag sein muß. Daher werden auf angrenzenden Plantagen stets verschiedene Tage zum Ruhetag gemacht, um auf diese Weise den Sklaven die Gelegenheit zu nehmen, zusammenzukommen und Unheil anzustiften. Engländern jedoch ist es nicht gestattet, Sklaven zu besitzen. In Rio verließ der älteste Sohn der Brasseys die Yacht und kehrte mit dem Postdampfer nach England zurück, um die Schule nicht zu versäumen, und bald darauf lichtete auch der „Sonnenstrahl" die Anker und segelte, längs der Küste, nach dem Laplata-Strome.

Nachdem alles Sehenswerthe in und um Buenos-Ayres in Augenschein genommen worden war, fuhr die Gesellschaft stromaufwärts nach Rosario, dem Anfangspunkt der Central-Argentinischen Eisenbahn, die sie nach Cordova, mitten in das wilde Leben der oberen Provinzen der Republik brachte. Von der Schönheit der Flora und Fauna des Landes kann Frau Brassey nicht genug erzählen. Im Verlaufe eines Rittes über die Pampas machten sie zum ersten Male die Bekanntschaft eines Naturereignisses, das sie bis dahin kaum für glaublich gehalten hatten: ein Schwarm Heuschrecken hinderte sie am Vorwärtskommen. „Wir sahen, schreibt sie, am fernen Horizont etwas, das einer purpurnen Gewitterwolke sehr ähnlich sah, was aber die uns begleitenden Eingebornen für einen Heuschreckenschwarm erklärten. Es schien unglaublich, aber als wir weiterritten, begegneten sie uns, erst einzeln, dann in allmählich wachsender Anzahl, bis endlich jeder Schritt geradezu schmerzhaft wurde wegen der ziemlich scharfen Schläge, die wir auf Kopf, Gesicht und Hände von ihnen erhielten." Kurz, sie waren genöthigt, anzuhalten, bis die Heuschrecken vorübergezogen waren und die Verfasserin überzeugte sich, daß die Geschichten, die man ihr von den Verheerungen, die diese Thiere im Lande anrichteten, erzählt hatte, keine Übertreibung waren.

Die Eingeborenen scheinen ihr Leben im Sattel zuzubringen. Pferde werden zu fast jedem denkbaren Zwecke gebraucht, nicht nur zum Fischen und Jagen, sondern auch zum Ziegelmachen und Buttern. Sogar die Bettler, welche die Polizeizeugnisse ihrer Bedürftigkeit um den Hals gehängt tragen, sind beritten. Überflüssig ist's daher noch besonders zu erwähnen, daß jeder Dienstbote, männlich wie weiblich, im Besitz eines Gaules ist. Hier auf den Pampas nahmen die Passagiere des „Sonnenstrahl" an einer Hirschjagd theil, und Frau Brassey beschreibt dieselbe mit solcher Lust, daß wir eine neue und zwar wiederum echt englische Eigenschaft in ihr entdecken; sie ist auch eine passionirte Sportsdame. Lebhaft schildert sie uns auch das Zähmen wilder Pferde, ein Schauspiel, das speciell zur Augenweide der Gesellschaft in Scene gesetzt wurde.

Nachdem die Yacht frische Vorräthe von Kohlen, Wasser und Lebensmitteln eingenommen hatte, wandte sie sich nach der Magellansstraße, wobei unterwegs ein brennendes Schiff in Sicht kam, dessen Mannschaft glücklich gerettet wurde. Während der schwierigen und langsamen Fahrt durch die Meerengen wurden sie von einem gebrechlichen Fahrzeug angerufen, dessen Insassen sich als Eingeborene erwiesen, die um Schiffszwieback und Tabak bettelten. Beides wurde ihnen zugeworfen im Austausch für die, wie sich nachher herausstellte, äußerst werthvollen Felle, mit

denen sie bedeckt waren. Männer und Frauen entkleideten sich bereitwilligst bis auf die Haut, um der europäischen Leckereien theilhaftig zu werden. Aber selbst als sie nichts mehr zu tauschen hatten und man ihnen bereits Glasperlen, Messer und Spiegel in den Kauf gegeben hatte, war es schwierig, diese Gäste los zu werden, vor denen unsere Reisenden übrigens gewarnt worden waren, da sie, unter dem Deckmantel freundlichen Entgegenkommens, sich oft sehr gefährlich erweisen.

Hier in der Meerenge erblickte Frau Brassey Gletscher, mit denen, was Schönheit betrifft, die norwegischen und schweizerischen keinen Vergleich aushalten können. Vermehrt wird der großartige Eindruck, den sie auf den Beschauer machen, noch durch den Umstand, daß sie sich unmittelbar bis zur See hinab erstrecken. Frau Brassay nahm von diesen prächtigen Alpenlandschaften einige Photographien auf, die in ihrem Buche abgebildet sind.

Nach einer ruhigen Fahrt ging der „Sonnenstrahl" Anfangs October in der Bay von Lota vor Anker. Hier wurde ein ungeheures Etablissement besucht, das einer spanischen Dame gehört und, von derselben persönlich geleitet, aus Kohlenminen, ungeheuren Schmelzwerken und ausgedehnten Töpfereien besteht. Nun trennte sich die Gesellschaft für eine Weile. Herr Brassey blieb auf der Yacht, um dieselbe nach Valparaiso zu bringen, während seine Gattin und ein Theil der Freunde sich entschlossen, überland nach Santiago zu reisen, auf einer Straße, die ihnen Gelegenheit gäbe, etwas von der Cordillera der Anden zu sehen. Zwar war die Reise nichts weniger als bequem, denn der Postwagen war der vorsündfluthlichen einer und der Weg spottete aller Beschreibung, aber die landschaftliche Schönheit glich vieles aus. Chili, sagt Frau Brassey, ist ein Blumenland. Die Luft ist von Rosen durchduftet, die auf beiden Seiten der Landstraße dichte Hecken bilden und an vielen Orten dreißig bis vierzig Fuß hoch an den Bäumen emporklettern. Blumen sind aber nicht das einzige, womit Chili im Überfluß gesegnet ist. „Niemals, schreibt die Verfasserin, sah ich ein Land mit solchem Reichthum an Eiern und Hühnern. Wie gut man auch gefrühstückt oder zu Mittag gegessen haben mag, am Ende der Mahlzeit wird der Kellner nicht verfehlen den Gast zu fragen, nicht etwa, ob er Eier haben will, sondern, wie er dieselben wünscht, gekocht, gerührt oder in Form einer Omelette. Lehnt man dieselben auch ganz und gar ab, so ist doch zehn gegen eins zu wetten, daß der Kellner zum Dessert mindestens zwei pflaumenweich gekochte Eier bringt. Die Eingeborenen scheinen ihre Mahlzeiten stets mit Eiern in einer oder der andern Zubereitung zu beschließen."

Einige Tage wurden in dem Badeort Cauquenes verbracht, mitten im Herzen der Andes, wo unsere Reisenden Gelegenheit fanden, sich mit der wilden Naturpracht des Gebirges bekannt zu machen. Auf der Reise dahin, quer durch die Republik, sah Frau Brassey mit eigenen Augen, wie fruchtbar das Land ist und welche ungehobene Schätze es birgt. Sie stimmte völlig der Bemerkung eines patriotischen Chilenen bei, daß die Engländer, wenn sie statt in Peru oder der argentinischen Republik, ihr Geld in Chili anlegen wollten, sie acht Procent bei guter Sicherheit erlangen könnten.

Nachdem auch der Hauptstadt Santiago und dem Haupthafenplatz Valparaiso gebührende Zeit gewidmet worden war, verließ der „Sonnenstrahl" die Küste Süd-Amerikas und steuerte mitten in den Stillen Ocean hinein. Nun begann ein Leben wie man es köstlicher und angenehmer sich nicht vorstellen kann. Denn das Wetter war prächtig, der Bücher gab es viele und — man hatte keine Störung von lästigen Besuchern zu befürchten. Also flossen die Tage in wohlthuender Eintönigkeit dahin, bis man sich der ersten der polynesischen Inselgruppe näherte. Von diesen Südsee-Inseln entwirft uns die Verfasserin ein wahrhaft entzückendes Bild. Zwar hatte man ihnen Vorsicht im Verkehr mit den Eingeborenen zur Pflicht gemacht, aber sei es, daß der Anblick einer Frau nebst Kindern den Eingeborenen Zuversicht gab, sei es, daß der „Sonnenstrahl" Glück hatte mit den Plätzen, wo er anlegte, sicher ist es, daß unsere Gesellschaft überall von den Inselbewohnern herzlich aufgenommen und mit Blumen und Früchten beschenkt wurde. Allerdings beschleicht uns die Befürchtung, daß diese Naturmenschen bereits von unserer Civilisation angefressen gewesen seien. Denn ihre Kleidung stammte nicht aus dem Paradiese, sondern aus Manchester, und der Cours eines Pfund Sterling war ihnen durchaus geläufig. Das einzige, was ihr barbarisches Gehirn nicht zu enträthseln vermochte (und wir dürfen uns darüber nicht wundern, denn sie haben die Vergnügungen civilisirter Menschen noch nicht kennen gelernt) war, warum die Brassey's ihre Inseln besuchten. „No sell brandy?" fragten sie in ihrem dürftigen Englisch? „No! No stealy men? (Menschenräuber). No! No, do what then?" Dies konnte ihnen nicht verständlich gemacht werden, denn so weit reichte ihr englischer Wortschatz nicht.

Die Schilderung Tahiti's gemahnt uns an die farbenreiche Feder Gerstäcker's. Sowohl von dieser Insel, als von den Sandwichgruppen spricht Frau Brassey mit Enthusiasmus. Von Hawaii aus unternahmen unsere Weltumsegler einen Ausflug in das Innere der Insel, um den Vulkan Kilauea und seinen Feuersee zu besichtigen. Auch bei Hofe wurden sie gastfreundlichst empfangen, und wäre ihre Zeit nicht bemessen gewesen, so hätten sie gern ihren Aufenthalt unter den freundlichen Südsee-Insulanern verlängert, aber noch hatte die Yacht nicht die Hälfte ihrer Reise vollendet.

Demnächst segelte der „Sonnenstrahl", gegen heftige Böen ankämpfend, nach Japan. Hier verbrachte die Gesellschaft einen genußreichen Monat, trotzdem es Winter und bitterlich kalt war und die Papier- und Bambus-Wände der Häuser nicht vor Frost bewahrten. Es war, als ob die Bilder, mit denen die weltbekannten japanesischen Fächer geschmückt sind, aus dem Rahmen träten und lebendig würden, das war der allgemeine Eindruck, den japanesisches Leben und Treiben auf Frau Brassey und ihre Kinder machten. So genau glich jedes Detail den japanischen Bildern, die wir in Europa zu Gesicht zu bekommen pflegen. Aber sowohl hier, als in China, wo Hongkong, Canton und Macao mit einem flüchtigen Besuche beehrt wurden, befinden wir uns auf vertrautem Boden, und es waren nicht sowohl Eingeborene als Engländer, mit denen die Passagiere der Yacht in Berührung kamen. Ein Gleiches gilt von Singapore und einem siebentägigen Aufenthalt in Ceylon. Dann durchschnitt der „Sonnenstrahl" den Indischen Ocean und machte eine rasche, von Wind und Wetter begünstigte Fahrt durch das Rothe Meer und den Suezkanal. Von hier unternahm Frau Brassey mit ihren Kindern einen Abstecher zu den Pyramiden. In Alexandrien bestiegen sie wiederum die Yacht und die Segel wurden direct nach Malta gesetzt, wo der Herzog von Edinburg um die Vergünstigung bat, den „Sonnenstrahl" besichtigen zu dürfen und wo unsere Gesellschaft lange genug blieb, um an einigen Militärbällen theil zu nehmen. Von da nach dem bereits früher besuchten Gibraltar und Lissabon und alsdann die stets rauhe und unangenehme Fahrt durch den Meerbusen von Biscaya. Ende Mai 1877 hatte die Yacht wieder englisches Fahrwasser unter sich, nach einer erfolgreichen Reise, wie deren nur wenige Yachtbesitzer sich rühmen können.

Das ist in Kurzem der Inhalt des sehr lebendig geschriebenen Buches. Wenn es uns auch nichts absolut neues bringt, so ist doch, was wir lesen, klar und deutlich geschrieben und eine gewisse Frische durchweht die Erzählung einer Reisenden, die weder Schriftstellerin, noch Gelehrte oder Abenteuerin, sondern nur eine mit klarem Auge und hellem Verstande begabte, regsame und intelligente Frau ist. In der That bildet die Erzählung der langen und glücklichen Yachtfahrt eine recht angenehme Lectüre. Auch wollen wir die Eleganz nicht unerwähnt lassen, mit der das Buch ausgestattet ist. Abgesehen von Papier und Druck, sind die Illustrationen, die von einem der mitgenommenen Freunde gezeichnet wurden, von ungewöhnlich künstlerischem Werthe, so daß Feder und Bleistift sich vereinigt haben, um ein ungewöhnlich ansprechendes Reisewerk zu schaffen.

Frankreich.

Pariser Briefe.

Im April.

(Laugel, la France politique et sociale; D'Haussonville, la vie de mon père; Jouin, David d'Angers; Franklin, Sources de l'Histoire de France.)

Mehr als je beschäftigt man sich heutzutage mit der sogenannten Philosophie der Geschichte, und so Manche, die durch Nichts dazu berechtigt sind, erlassen Sentenzen über die Menschheit und deren Zukunft. Ja, man möchte glauben, es sei gegenwärtig ebenso leicht, eine geschichts-philosophische Doctrin aufzubauen, als es ehemals war, eine Tragödie in fünf Acten zu verfassen, so groß ist die Zahl Derer, die vom Dreifuß herab über das Schicksal des menschlichen Geschlechts wahrsagen. Darum heißen wir Laugel's Buch willkommen,*) denn Laugel ist einer der seltenen Leute, welche die Geschichtsphilosophie nicht im Nebelhaften und Phantastischen suchen; ein helldenkender Schriftsteller schwebt und schwankt er nicht, wie die Meisten, in theoretischen Träumereien, sondern fußt stets auf dem festen Boden des Thatsächlichen; anstatt sich ins Unendliche zu verirren, zieht er sich Grenzen und beweist abermals, daß nur innerhalb der Begrenzung etwas Tüchtiges entstehen kann. Laugel möchte vor Allem den französischen Charakter definiren; es ist aber nicht leicht, in der Masse der Gesetze, Sitten, Einrichtungen, in dem bunten Gemisch der Begriffe und Vorstellungen, die ihre Gewalt auf das französische Gemüt ausgeübt haben, feste dauernde nationale Instincte zu erkennen. Der Mensch ist, wie Montaigne sagt, etwas Unbeständiges, Hin- und Herwogendes, und kaum läßt sich an ihm etwas Festes entdecken. Wie unbeständig und schwankend ist vollends eine Nation! La Bruyère hat uns die verschiedenen Charaktertypen seiner Zeitgenossen geschildert; aber noch fehlt ein Buch, das uns über die Charaktere der Völker belehrte, das uns in eben so treffender Sprache und mit derselben Mannigfaltigkeit der Farben wie der Moralist des XVII. Jahrhunderts alle nationalen Instincte und die den Nationen dauernd anhaftenden Vorzüge und Fehler zeichnete? Laugel versucht etwas Derartiges hinsichtlich des französischen Charakters, und da er die Gestaltung der Nation aus den langen Kämpfen und Reibungen und der endlichen Verschmelzung von drei Hauptelementen, dem keltischen, dem germanischen und dem lateinischen, herleitet, so stellt er vor Allem in großen Zügen die Sitten der Gallier und Germanen dar; und erörtert in kraftvoller Weise die Einwirkungen der römischen Eroberung, die er, wie Herder, als eine zerstörende und zermalmende Gewalt betrachtet, welche, immer auf Erpressung und Unterdrückung bedacht, bei den Unterthanen jede Bewegung des Geistes hinderte und dem Gedanken selbst Fesseln anlegte. Die Geselligkeit, sagt er zuletzt, ist der vorherrschende Zug bei dem französischen Volk; d. h. der Franzose ist kein Stubenhocker, kein Mann, der in der Einsamkeit leben möchte; er liebt die Gesellschaft und macht sich eine Ehre daraus, zur feinen Welt zu gehören; er hält es für schimpflich, des guten Tons zu ermangeln. Daher auch ist der Franzose freundlich und mittheilsam; er hat keine Neigung zu sentimentaler, wehmuthvoller Liebelei oder zu pedantischer Gelehrsamkeit; er fühlt das Bedürfniß zu loben und gelobt zu werden; er greift gern in die Fragen des öffentlichen Lebens ein u. s. w. Den Leser verweisen wir auf diese Seiten des Buches ebensowohl wie auf die folgenden Capitel, in denen Laugel mit großer Klarheit und Scharfsinn gezeigt hat, wie sich Frankreich allmählich geformt und zum einheitlichen Staatswesen entwickelt hat. Treffende Schilderungen hat er der Monarchie, der Reformation, und besonders der glanzvollen Zeit gewidmet, als große Könige und Minister Frankreich zur höchsten Macht erhoben und über deren Erhaltung Wache hielten. Auch hat er die tiefe Erregung der Geister im XVIII. Jahrhundert und die unwiderstehliche Gewalt der vorschreitenden Aufklärung wohl dargestellt, die, „wie ein stilles Wasser, das Gebäude der Monarchie langsam unterhöhlte, bis es ganz morsch und wankend, auf einmal mit furchtbarem Getöse zusammenstürzte.“ In den drei letzten Capiteln (die aus der Revolution entsprungene Gesellschaft, die Gegenwart, die Zukunft) spricht der Verfasser in tiefempfundenen Worten seine düsteren Ahnungen aus; das Buch schließt mit den Betrachtungen eines modernen Pessimisten. Freilich hat Laugel Recht, den Franzosen manche Mängel und Schwächen vorzuwerfen; oft hat Frankreich dem dauerhaften Glanz den flüchtigen Schimmer vorgezogen; Leichtsinn und Skepticismus sind nicht verschwunden; Viele sind weniger vaterlandsliebend als ehrgeizig. Aber ist Laugel darum berechtigt, als Unglücksprophet aufzutreten und seinen Mitbürgern anzudrohen, daß sie dereinst in Europa dieselbe Figur spielen werden, wie die Griechen in dem kaiserlichen Rom? Ein Volk, welches sich nach einem furchtbaren Krieg so rasch wieder aufrichtet, welches auf allen Gebieten der Wissenschaft eine so rege und ergiebige Thätigkeit entwickelt, wird sich schwerlich damit begnügen, der Welt zum belustigenden Schöngeist zu dienen.

D'Haussonville's Buch*) versetzt uns in Zeiten, die auch Laugel mit kurzen Strichen geschildert hat, in das XVIII. Jahrhundert, in die Periode der Vorbereitung und Verkündigung der Revolution; allein anstatt über die Epoche allgemeine Betrachtungen anzustellen, führt uns d'Haussonville in den Kreis einer adeligen Familie und zwar seiner eignen ein. Das Buch (la vie de mon père) ist an schönen Anekdoten reich. D'Haussonville's Großvater, Generallieutenant und königlicher Oberjägermeister für die Wolfsjagden, war ein starkgebauter Mann, der in seiner Familie den Meister spielte. In einem Salon sagte er mit lauter Stimme zu seinem Sohn, einem Offizier, der die Uniform eines Adjutanten

*) La France politique et sociale, par Auguste Laugel. Paris, Germer Baillière.

*) Souvenirs et Mélanges, par le comte d'Haussonville. Paris. Calmann-Lévy, 1878. Außer der „Vie de mon père“ enthält das Buch historische Abhandlungen und akademische Reden, die in der Revue des deux Mondes und andern Zeitschriften erschienen sind.

trug: „Herr Sohn, wollen Sie so gütig sein, die Hände aus der Tasche zu ziehen?“, und ein andermal, als der Sohn, bei einer Parforcejagd, flink wie er war, sich mit einem Sprung in den Sattel geschwungen, rief der gebieterische Vater: „Herr Sohn, seit wann besteigt man das Pferd rechts? Seien Sie so gefällig, vom Pferde zu steigen und in gehöriger Weise, wie Sie es gelernt, wieder aufzusitzen.“ Ein solcher Mann, der Allem, was die Zeit geheiligt hatte, mit Leib und Seele ergeben war, haßte natürlich die Philosophen und die Männer, die damals auf eine neue Verfassung drangen. Necker, z. B., war ihm ein Dorn im Auge. Doch mußte er als Generallieutenant dem Minister, den der König mit seinem Vertrauen beehrte, einen Besuch abstatten. Im Wartezimmer begegnete er dem Marschall Herzog von Broglie, der, von denselben Gefühlen wie er beseelt, gekommen war, dieselbe Förmlichkeit zu erfüllen. Treten wir zusammen ein, sagte der Marschall, und Sie werden mich dem Minister vorstellen, denn ich kenne ihn nicht. — Aber ich kenne ihn auch nicht. — Nun gut, stellen wir einander vor. — Gesagt, gethan; und d'Haussonville fügt hinzu: „Mein Vater fand es sehr ergötzlich, daß später der Enkel des Marschalls Necker's Enkelin, ich aber die Urenkelin des Ministers heiratete.“ Der Graf von Haussonville wurde während der Revolution eingesperrt; Robespierre's Fall rettete ihn, und er lebte seitdem still und ruhig und nahm an der politischen Bewegung keinen Antheil: die Revolution, die er von nahem gesehen, hatte ihn erschreckt. Früh aber errieth er, daß Bonaparte sich zur höchsten Gewalt emporschwingen würde; „quel homme!“ sagte er stets bei der Nachricht eines Sieges. Am meisten verwunderte ihn aber die Schlacht bei Jena: wie alle Kriegsleute seiner Generation glaubte er fest an die Unbesiegbarkeit des in der Schule des großen Friedrich gebildeten Heeres; und nun vernahm er die Niederlage der Preußen: „Herr Sohn, rief er, welch ein Mann! Schade daß er nicht der rechtmäßige König ist.“ Er starb in demselben Jahr. Seine Frau war ihm blindlings ergeben; immer munter und froh, aber charakterschwach konnte sie sich irgend Jemandem, selbst den Bedienten, zu mißfallen. Sie war eine Gewohnheitsnatur, und so pünktlich und ordentlich, daß sie gewisse Regeln, die sie sich selbst gesetzt, niemals übertreten hat. Bei jeder Mahlzeit trank sie nur einmal; war das Essen fertig, so wendete sie sich gewöhnlich zu einem alten Lakai, der sie bei Tisch bediente, und sagte: „Husson, habe ich getrunken?“ — „Die Frau Gräfin hat getrunken“, antwortete Husson; und Niemand hätte dann Frau von Haussonville überreden können, ein zweites Mal zu trinken. Sie wurde blind, aber nicht wie so oft vorkommt, düster und trübsinnig. Sie erzählte gern galante Geschichtchen über Lauzun, Walpole, den Grafen von Lauraguais und den Herzog von Richelieu; das Anzügige und Schlüpfrige daran wußte sie anmuthig zu verhüllen. Im neunzigsten Jahre schied die alte Frau aus dem Leben; da man ihr eine Arznei bot, sagte sie, sie leide nicht und nehme außer der Zeit nichts zu sich. Der Sohn, der Vater des Verfassers, wurde von einem Abbé erzogen; er war vierzehn Jahre alt, als er eine Lieutenantsstelle im Regiment von Armagnac zum Neujahrsgeschenk erhielt: der Abbé folgte dem jungen Officier und hielt selbst im Lager von Luneville seinen Schüler streng und kurz. Die Revolution brach aus; eines Nachts, als der Graf aus der Oper kam, befahl ihm der Vater, sich zur sogenannten „Armée des princes“ zu begeben. So wurde d'Haussonville's Vater Emigrirter . . und „Bohémien“. Denn war die Emigration für die Meisten etwas anders als ein lustiges Zigeunerleben? Sehr schön hat d'Haussonville jene buntbewegte abenteuerliche Periode beschrieben; und seine Erzählung ist eine Art Seitenstück zu Goethe's Campagne in Frankreich. Der Adel, der aus Haß gegen die herrschenden Ideen Frankreich verlassen hatte, blieb in seinen Sitten und Meinungen ganz französisch; die Pariser Moden waren das oberste Gesetz dieses eleganten Nomadentrupps, und jeder „Emigré“ wollte, auch von Paris entfernt, doch den Pariser Ton behalten und nichts vom schwerfälligen Wesen eines Landjunkers oder Kleinstädters annehmen. Ja, die republikanischen Lieder, die in der Hauptstadt jeden Tag entstanden, gingen im Lager der Emigrirten von Mund zu Mund. Die immer finsterer und trostloser werdende Zukunft machte die Flüchtlinge nicht ernster. Selbst die Ältesten prahlten mit Sorglosigkeit und verbrachten Tag und Nacht im Taumel aller weltlichen Freuden. Die Gefahren und Zufälle der Flucht, die Beschwerden und Entbehrungen, die man zum ersten Mal ertragen mußte, gaben zu Scherz und Spott reichlichen Stoff. Die jüngsten Frauen fügten sich gern in das unstäte herumschweifende Leben; ja die meisten hatten etwas freies und zwangloses, wie die Männer, die sie begleiteten; und manche, die später spröde that, war damals ebenso leichtfertig wie die Heldinnen von Brantôme. Dasselbe Leben führten die Emigrirten in London fort. Die großen Herren, die vornehmen Frauen, plötzlich ins Elend gestürzt, fanden sich in das Unglück mit solcher Geduld und so gefälligem Langmut, daß sie die Engländer in Erstaunen setzten. Jeder versuchte sein Brod zu verdienen, wie es ihm möglich war; einige gaben Stunden, die Frauen verfertigten Putzgegenstände und Modesächelchen; alle besuchten einander, und man erfand tausend sinnreiche Mittel, um, wie vorher, in allerlei Zerstreuungen und Vergnügungen zu leben. Man gab Diners, wobei keine Speisen aufgetragen wurden als die, welche jeder mitgebracht hatte. In einigen Zirkeln lieferten die Gäste den Zucker, und eine große Artigkeit erwies man der Hausfrau, wenn man eine Kerze aus der Tasche hervorzog und auf das Kamin legte. Einmal war ein Schiff, welches Emigrirte trug, an den Strand gelaufen, und aus der nächsten Stadt eilten viele Engländer herbei, wie die Bewohner des Städtchens in Hermann und Dorothea, um die Flüchtlinge zu erquicken; sie meinten arme Unglückliche zu finden, die, vom Sturm durchnäßt, sich der Verzweiflung ergeben und einen höchst bemitleidenswerthen Anblick gewähren müßten; die Emigrirten aber hatten ihre Röcke zusammengelegt und den Damen überlassen, und in Hemdsarmeln, wie lustige entlaufene Schüler, spielten sie Krieg. Wie man sieht, ist die kurze Notiz, die d'Haussonville über seinen Vater geschrieben, interessant genug. Der Stil verräth den vornehmen Mann, der in der höchsten Gesellschaft erzogen, die Eindrücke großer Verhältnisse empfangen und sich früh daran gewöhnt hat, Allem, was er sagt und thut, etwas Würdevolles und Imposantes zu geben; die Sprache in dem Werkchen ist so rein und edel, daß sie sich gar keine Blöße giebt und für ein vollkommenes Muster jenes Stils gelten darf, den man in Frankreich „académique“ nennt. Dabei ist d'Haussonville's Schrift von einer gewissen Wärme und Rührung durchdrungen; bei jeder Seite wird man die tiefe Ehrfurcht gewahr, die der Sohn für den verstorbenen Vater hegt; und über dem Werk schwebt der Hauch kindlicher Empfindung, die nichts tadelt und rügt, sich jedoch frei und unumwunden ausdrückt.

Eine ähnliche Innigkeit der Gefühle hat einen Kunstschriftsteller beseelt, der über seinen Landsmann, David d'Angers, soeben zwei inhaltreiche Bände veröffentlichte.*) Jouin hat sich für

*) David d'Angers, sa vie, son oeuvre, ses écrits et ses contemporains, par M. Henry Jouin. Paris, Plon. Tome premier: vie du maitre, ses contemporains. Tome second: écrits du maitre, son oeuvre sculpté.

David so leidenschaftlich begeistert und seine Bewunderung für das Schaffen des großen Bildhauers geht so weit, daß er David für nichts Geringeres als den gewaltigsten und vornehmsten Künstler Frankreichs, den Schöpfer einer nationalen Kunst, erklärt. Wie man weiß, verdanken wir David Statuen und Portraitmedaillons in unendlicher Zahl. Der Giebel des Panthéon in Paris, den er so kühn und großartig ausgeschmückt, gehört in der That zu den bedeutendsten französischen Kunstwerken unseres Jahrhunderts; die Gestalten der Geschichte, der Freiheit, des Vaterlandes haben nichts Steifes; in ihnen ebensowohl wie in dem jungen Bonaparte, der einen Lorbeerkranz erhält, wie in dem Trommelschläger zu Arcole, den Mistral, der provenzalische Dichter, in einem herrlichen Gedicht gepriesen, lebt und webt David's unüberwindliche Energie und patriotischer Enthusiasmus. Auch bekundet sich im „Départ des volontaires", am Bogen eines Thors der Stadt Marseille, dieselbe überströmende Kraft und derselbe erhabene Schwung; mit echt französischem Ungestüm und dichterischer Glut hat David die Freiwilligen dargestellt, die sich von dem Liebsten losreißen und dem Tod beherzt entgegengehen, um das Vaterland zu retten. Alle Welt kennt „l'Enfant à la grappe" und den „Philopömen"? Besonders im „Philopömen" spricht sich David's Talent mit aller Eigenthümlichkeit aus: kaum in irgend einem andern Werk eines zeitgenössischen Künstlers findet man die stürmende Leidenschaft, die gewaltige Energie, die Überspannung einer vom Patriotismus hingerissenen und den physischen Schmerz unterdrückenden Seele, die wir in der Statue des griechischen Helden bewundern; beinahe zur höchsten Schönheit und Größe des Stils ist David in dieser Composition gelangt. Trotzdem aber ist er keineswegs ein so schöpferisches und ursprüngliches Genie, wie Jouin behauptet; er ist nicht „le Poussin de la sculpture." Rastlos thätig wie er war und von so unersättlicher Schaffenslust getrieben, daß seine Statuen, wie Théophile Gautier sagt, ein ganzes Volk ausmachen, hat er seinen Werken den Stempel meisterhafter Vollendung nicht aufgedrückt. Der Technik war er Herr geworden; allein es fehlte ihm die innere Fertigkeit und Ruhe; die brausende Hitze, die fieberhafte Hast seines Charakters haben seiner künstlerischen Gestaltungskraft außerordentlich geschadet. Wohl ist er einer der französischsten Künstler und manches Werk von ihm trägt ein ureigen französisches Gepräge; doch hängt er in dieser Hinsicht von Puget ab. David d'Angers, bei aller Kraft und Fülle, die er erstrebt, hat doch nicht die magische Gewalt, den Zuschauer aufs Tiefste zu erschüttern; es fehlt ihm die Herrschaft über den Stoff, es fehlt ihm der poetische Schimmer, den ein genialer Künstler über Alles, was er schafft, verbreitet; selten macht er auf uns eine nachhaltige Wirkung. Er war von der Tendenz beherrscht, welche die eigentliche Feindin ist aller Kunst im höchsten Sinne; er trug sich mit dem Gedanken an eine volksthümliche Kunst, die vaterländische Stoffe behandeln und echt französische Gesinnungen an den Tag legen sollte. Er war ein Moralist und das sagt Alles. Ich kann nicht umhin, an Victor Hugo's Gedicht zu erinnern (les Rayons et les Ombres, XX. au statuaire David); Hugo besingt den Bildhauer, der an das Vaterland, an die heiligen Gräber, an die Städte denkt, die er mit ewigen Vorbildern erfüllen solle. „David, ruft der Dichter aus, du lobst Napoleon und schiltst Attila aus; du sagst zum alten Soldaten: herein, ich kenne dich, dir ist der Kranz bereit; den König aber redest du so an: ich weiß nicht wer du bist!" David selbst beschreibt sich folgendermaßen: „Mein Gesicht ist das eines Mannes aus dem Volke; allein ich gehöre zu denen, die für die Freiheit ringen. Vor dem Recht habe ich die tiefste Ehrfurcht; daher trage ich in mir, wie eine ewig lodernde Flamme, die Liebe zur Freiheit; daher (!) habe ich mich den schönen Künsten gewidmet, weil ich dazu beitragen wollte, das Denkmal der Befreiung aller Völker dauerhaft zu errichten. Gern wäre ich Soldat geworden, denn der Militärstand entspricht meiner Gemüthsart und der Energie meines Wesens." David war ein entschiedener Freund und Anhänger Hugo's, er war in den Reihen der schwärmerischen Artisten, die sich um das Banner des Romantismus schaarten, einer von den feurigsten. Wie die meisten seiner Zeitgenossen, hat er zu oft nach dem Unnatürlichen gestrebt und seinen Personen gewaltsame Stellungen und Bewegungen gegeben; dieselbe Flüchtigkeit, denselben dithyrambischen Drang, dasselbe schwülstige Pathos bemerkt man bei ihm wie bei den gleichzeitigen Schriftstellern und Künstlern. Mit hochtrabenden Worten spricht er von der Würde der Kunst; die Kunst sei eine göttliche Sprache, die dazu diene, die großen Männer zu ehren; sie sei ernst und feierlich und solle sich mit der Moral vermählen, um die Sitten zu reinigen und den Menschen die Liebe zur Tugend einzuflößen; ja, sie sei eine Religion. Es ist sehr gut, sich für seine Kunst zu begeistern, aber solche Schwärmerei und Überschwenglichkeit ist hohl und leer. Was bedeutet denn David's Spruch, den Jouin mit Vorliebe citirt: „un marbre fait âme est un flambeau?" In seinen Werken ist David manchmal ebenso überspannt wie in der Sprache. Er war ein Schüler von Lavater und Gall. Er führte die Phrenologie in die Kunst ein und verwendete auf den Schädel seiner Helden einen besonderen Fleiß, damit die Beschauer deren Geist und verschiedene Eigenschaften errathen könnten. Auch David, ob er gleich sich dessen erwehren will, ist ein Romantiker, ein energisch fühlender talentvoller Mann, der eilfertig zu Werke geht und im Entwerfen neuer Compositionen unermüdlich, meist etwas Glanzvolles, aber Unreifes und Unvollkommenes ausführt. Ungerecht aber wäre es, Jouin nur zu tadeln, weil er David bis zum Übermaß gelobt hat; ich ziehe vor, das Vortreffliche in Jouin's Buch hervorzuheben. Der verdienstvolle Kritiker hat David's ungedruckte Manuscripte herausgegeben (Histoire de l'Art et Esthétique, Impressions et critiques, Portraits d'artistes, Mélanges, Correspondances). Diese Publication gestattet uns, in David's Seelenleben zu schauen und eröffnet uns zugleich ein tieferes Verständniß seines Schaffens. Daraus sieht man z. B., mit welcher Mühe und ängstlicher Sorgfalt David seine Medaillons verfertigte. Keines wurde ihm bezahlt, und wie viele Schritte mußte er thun, wie vielen Widerwärtigkeiten und Kränkungen sich aussetzen, um seine Rundbilder der Vollkommenheit nahe zu bringen! Es tröstete ihn aber der Gedanke, daß er das Bild der berühmtesten Zeitgenossen verewigte. Er selbst erzählt, daß er nicht scheu und schüchtern war, wenn es galt, der Kunst ein Opfer zu bringen; ich knie, sagt er, vor einem genialen Mann nieder, der doch vor Begierde brennt, sich von mir portraitiren zu lassen; ich vergesse aber alle Schwächen und niedrigen Handlungen solcher Männer; ich schaue nur das unsterbliche Genie. „In der That war er überzeugt, daß das Medaillon dem Menschengesicht die einfachste und idealste Form zu geben vermöge: „das Profil, schreibt er, ist das Wesen des Portraits." Ein Gesicht, welches er von der Seite gesehen und gezeichnet hat, macht immer auf ihn einen tiefen Eindruck. „Das Profil ist die Einheit selbst, es stellt das wirkliche Leben dar." David's gewaltige Kraft tritt in diesen prunk- und anspruchslosen Bildnissen lebendiger und erfreulicher hervor als in seinen großen Werken. Denn er weiß in das tiefste Wesen der Person einzudringen; wie keiner, versteht er aus dem Spiel der Augen den Geist sprechen zu lassen, und auf die Züge seines Modells wirft die Seele ihren Widerschein. Die Leser erinnere

ich z. B. an die Medaillons von Victor Hugo, Alfred de Vigny, Sainte-Beuve, George Sand, Géricault, Goethe u. s. w. Um Goethe's Medaillon zu verfertigen, ging er nach Weimar. Ampère und Cousin, die Goethe in den Gesprächen mit Eckermann so sehr gerühmt, hatten dem Künstler Empfehlungsbriefe gegeben. Goethe aber war nicht zugänglich; eine Krankheit hatte ihn verdüstert und er entzog sich aller aufdringlichen Huldigung. David d'Angers fand die Thüre verschlossen. Endlich gelangte er doch zu Goethe, und bald, nachdem sie sich kennen gelernt, standen beide in innigem Verhältniß zu einander. „Goethe, sagt David, überraschte mich immer unvermuthet; auf einmal sah ich die colossale Gestalt ganz leise auftreten, denn er scheint auf dem Boden zu gleiten und kaum berührt er die Erde mit den Füßen. „Nun, sagte er zu mir, Sie arbeiten an Ihrem alten Freunde fort." Er ist sehr karg an Geberden, und nur das ausdrucksvolle Gesicht deutet auf die Empfindungen seiner Seele. Er ist sich seiner Überlegenheit bewußt und ist Einem ähnlich, der Alles voraussieht. Man sagt, er sei schroff und launenhaft; aber wie vorwitzig und unbescheiden sind die Besucher; würde er nicht so vielen den Zutritt in sein Haus versagen, so hätte er keine Zeit mehr zu arbeiten. Mancher schwärmende, wahnsinnige Jüngling hat sich ihm zu Füßen geworfen; solche Scenen thuen ihm weh. Stürmt es ihm im Innern, so zieht er sich in sein Cabinet zurück und betrachtet seine Antiken; das erfrischt ihn, sagt er, und mit ruhiger Miene kommt er wieder. Zuweilen ließ er sich plötzlich von einem beunruhigenden Gedanken einnehmen; aber gleich fuhr er mit der Hand über die Stirn und die finstern Wolken verschwanden. In meiner Gegenwart stand er immer auf den Beinen: nur einmal setzte er sich nieder, weil die Hitze unerträglich war. Er sitzt gewöhnlich in einer Stube, die so klein ist, daß das Bett sie ganz füllt; und wenn er steht, scheint er mit dem Haupt die Decke zu berühren; ich dachte dabei an den Jupiter von Phidias." (I. Band, S. 228.) Solche wichtige Auskünfte enthält Jouin's Buch in Hülle und Fülle. Jouin hat alle Papiere, die sich in den Händen der Verwandten David's befinden, und den ganzen Briefwechsel des schreiblustigen Künstlers nachgeschlagen, und aus der reichen Fundgrube alles Bemerkenswerthe hervorgezogen. Erst jetzt sieht man in David nicht bloß einen großen Künstler, sondern auch einen einsichtigen Kritiker, der über die Kunst manches Schöne und Tiefe gesagt und die Bedeutung der mitlebenden Künstler ebensowohl wie die Größe der Maler und Bildhauer der Renaissance feinfühlig und treffend geschätzt hat. Gegen Dannecker und Rauch ist er sehr streng. Er nennt Schiller's Büste „une horreur": Dannecker habe dem Dichter einen unfreundlichen verdrießlichen Mund und eine Papiernase gegeben; Schiller, der doch so zart gewesen, sehe hartherzig aus, bei dem symmetrischen Haar müsse er an feuchten Faden denken; übrigens Alles, was Dannecker geschaffen, sei wie versteinert. Über das Friedrichsdenkmal von Rauch bricht er auch den Stab; das Pferd sehe wie ein hölzernes aus, alle Helden am Piedestal seien zu klein und zu zahlreich &c. Wie dem auch sei, wir empfehlen Allen das gehaltvolle, splendid ausgestattete Buch, welches Jouin über David d'Angers geschrieben hat, über den gutherzigen vaterlandsliebenden immer aufs Ideal gerichteten Mann, über den bedeutenden Bildhauer, der bei allen seinen Mängeln einen sichern Blick hatte und die Fähigkeit besaß, das Charakteristische der Form hervorzuheben und in jedem Typus das Schöne und Kraftvolle zu erkennen, über den Nebenbuhler von Pradier, von Barye und von Rude. Denen, die über David schreiben wollen, ist es nicht möglich, vollständiger zu sein, als Jouin, der den Stoff in erschöpfender Weise behandelt hat; jeder berühmte Künstler darf sich einen so fleißigen Historiker wünschen.

Zum Schlusse dieses Briefes sei noch eines Buches gedacht, das für Alle, welche sich mit der französischen Geschichte abgeben, nöthig, ja unentbehrlich ist, den vor Kurzem erschienenen Franklin'schen „Sources de l'histoire de France"*). Zwar fehlt in dem kostbaren Werke manche wichtige Mittheilung. Franklin erwähnt nicht die von den Benediktinern herausgegebenen Provinzialgeschichten, er vergißt mehrere historische Zeitschriften der Departements. Auch nehmen die bibliographischen Notizen zu viel Raum ein, Franklin ist nicht karg genug gewesen mit dem Papier: um dem Werk eine nicht zu große Ausdehnung zu geben und den Preis zu vermindern, sollte er sich mit kürzeren Nachweisungen begnügen und nicht alles Unnütze, was den Titel oft begleitet, ohne Auswahl abschreiben. Trotzdem hat er den Geschichtsforschern einen ersprießlichen Dienst geleistet; wer wird nicht z. B. den Katalog der Artikel, welche die Bibliothèque de l'Ecole des Chartes, die Revue Rétrospective, die Archives curieuses de l'histoire de France von Cimber und Danjou enthalten, mit Dankbarkeit aufnehmen? Franklin entschließe sich zu einer durchgreifenden Umarbeitung seines Werkes, er sei in der zweiten Auflage nicht mit ebenso umfangreichen als nutzlosen Notizen freigebig; er versuche die möglichst große Vollständigkeit zu erreichen und eine „Quellenkunde" herauszugeben, die, etwa wie die von Dahlmann und Waitz, allen Forderungen der Fachmänner entspreche, d. h. ein wissenschaftliches, nach der Zeitfolge geordnetes Verzeichniß aller Urkunden und Documente ebenso wohl wie der Abhandlungen, Aufsätze, Artikel und Werke von zweiter Hand, welche die verschiedenen Perioden der französischen Geschichte betreffen.

A. Chuquet.

Italien.

Villari's Machiavelli.**)

Seitdem das Joch der Fremdherrschaft gebrochen und es frei geworden ist, haben sich Italiens Söhne mit immer wachsendem Eifer der Aufgabe zugewendet, das Standbild des großen Segretario Fiorentino aus dem Schutt herauszuheben, in welchem es Jahrhunderte lang gelegen. Was einst vor nun bald fünf Decennien Macaulay weissagte, ist nunmehr eingetroffen: Machiavelli's Name ist rehabilitirt worden, wenn auch nicht vielleicht so „glänzend" wie der brittische Essayist meinte. Zu dieser Rehabilitation haben viele der hervorragendsten Italiener ihr Scherflein beigetragen. Eine neue — die erste vollständige — Ausgabe der Werke Machiavelli's, von Männern wie Fanfani, Passerini und Milanesi besorgt, hat im Jahre 1873 zu er-

*) Les sources de l'histoire de France, notices bibliographiques et analytique des inventaires et des recueils de documents relatifs à l'histoire de France, par Alfred Franklin. Paris, 1877. Firmin-Didot.

**) Pasquale Villari: Niccolò Machiavelli e i suoi tempi. Illustrati con nuovi documenti. Vol. I. Firenze, 1877. Successori Le Monnier. gr. 8. XX und 648 Seiten.

Niccolò Machiavelli und seine Zeit. Durch neue Documente beleuchtet von Pasquale Villari. In zwei Bänden. Mit des Verfassers Erlaubniß übersetzt von Bernhard Mangold. I. Band. Leipzig, 1877. Hartung u. Sohn. gr. 8. XX und 503 Seiten. (Ich citire nach der Originalausgabe und füge die entsprechenden Seitenzahlen der deutschen Übersetzung, mit „Mangold" bezeichnet, bei.)

scheinen begonnen und geht allmählich ihrer Vollendung entgegen. Im Jahre 1874 hat der Mailänder Studiendirector Carlo Gioda bei Barbèra in Florenz ein weitschweifiges Werk: Machiavelli e la sue opere veröffentlicht, dessen innerer Werth freilich zum Umfang in gar keinem Verhältnisse steht. 1875 begann in Florenz das große biographische Werk von Amico, 1876 in Neapel dasjenige von Nitti zu erscheinen, welche beide ihrer Vollendung noch entgegensehen. Diese Arbeiten alle, sowie mehrere andere, welche hier namhaft zu machen überflüssig scheint, überragen indessen weit Pasquale Villari's Werk, wovon der erste Band zugleich im Original und in zwei Übersetzungen — deutsch und englisch — im vorigen Jahre der Öffentlichkeit übergeben wurde.

Villari's Name ist auch in Deutschland, namentlich durch seine Biographie Savonarola's, seit längerer Zeit rühmlichst bekannt. Zum Voraus wird man daher von ihm, wenn auch nicht gerade ganz Neues, so doch jedenfalls Tüchtiges, Hervorragendes erwarten. Eine Enttäuschung in unseren Erwartungen bereitet uns der vorliegende Band des neuen Werkes nicht. Auch an Neuem fehlt es keineswegs. Schon in der Vorrede (pag. XVII f. Mangold S. XIII f.) begegnen wir einer neuen und höchst wichtigen Mittheilung. Wie lange hat man geglaubt, es sei eine ganze Reihe von Bänden, vertrauliche Briefe Machiavelli's enthaltend, nach England gewandert! Noch im Vorworte zum dritten Bande der vorhin erwähnten Gesammtausgabe steht zu lesen: „Es ist bekannt, daß viele Bände seiner vertraulichen Briefe, früher Eigenthum der Vettori, für immer aus Italien gewandert sind. Sie wurden nämlich betrügerischerweise durch einen Priester an Lord Guildford verkauft und gingen dann in die Hände des Engländers Phillips über, der sie nebst anderen in seinem Besitze befindlichen seltenen Manuscripten so eifersüchtig bewachte, daß er sie nicht einmal vergleichen, geschweige denn abschreiben ließ, u. s. w. Ein Biograph Machiavelli's mußte also, wie Villari sehr richtig bemerkt, keine Anstrengung scheuen, um die „vielen" Bände vertraulicher Briefe, deren Existenz mit solcher Zuversicht behauptet wurde, einzusehen. Der Erfolg seiner Anstrengungen ist im höchsten Grade überraschend. Zunächst reducirten sich die „vielen" Bände auf — drei, wie man übrigens schon aus dem gedruckt vorliegenden Katalog der Lord Guildford'schen Bibliothek ersehen konnte. Villari bekam sie zu Gesichte. „Der Leser wird begreifen", sagt er, „wie groß mein Erstaunen war, als ich beim Öffnen derselben sofort bemerkte, daß ein einziger dieser Briefe vielleicht Machiavelli zugeschrieben werden darf, während es von allen übrigen ganz unzweifelhaft ist, daß sie nicht von ihm herrühren." Waren aber nicht jene drei Bände im Guildford'schen Kataloge als „ungedruckte Briefe Machiavelli's" aufgeführt und für einen „literarischen Schatz" von unschätzbarem Werthe erklärt worden? Ja freilich! Doch hören wir, was Villari darüber berichtet. „Die drei Bände alter Schrift, die im Katalog Phillips Nr. 8238 bezeichnet sind, haben den Titel: Carteggio originale di Niccolò Machiavelli, al tempo che fu segretario della Repubblica fiorentina. Inedito. Der erste, ganz unbedeutende Brief ist vom 20. October 1508, geschrieben im Namen der Zehn; unten an der Seite steht der Name Nics. Maclavello, hingesetzt, wie es üblich war, von dem Hilfsbeamten, der die Register der Kanzlei copirte. Dies ist der einzige Brief, bei dem man den Entwurf Machiavelli zuschreiben darf, ohne jedoch dessen sicher zu sein. Alle andern, vom zweiten des ersten Bandes an, gehen von 1513, als er sich schon nicht mehr im Amte befand und die Medici nach Florenz zurückgekehrt waren, bis 1526. Sie sind immer an Francesco Vettori geschrieben, der bald Gesandter in Rom, bald anderswohin geschickt war, und im Namen des Achter-Ausschusses, der den Zehn 1512 folgte, abgefaßt. Am Fuß vieler Seiten stehen die Anfangsbuchstaben N. M. Bisweilen findet sich statt dessen mehr oder weniger abgekürzt, doch so, daß kein Zweifel bestehen kann, der Name Niccolò Michelozzi, der wirklich zu jener Zeit der Kanzler des Achter-Ausschusses war. Der erste, einem Register der Republik entnommene Brief wurde also nur an den Anfang dieses Bandes gesetzt, um den allzu leichtgläubigen Käufer zu hintergehen, der ohne Mühe, bei einem Blick auf die Daten, hätte finden müssen, daß alle andern nicht Briefe Machiavelli's sein konnten." Die vermeintliche Briefsammlung existirt also nicht, eine Entdeckung, welche historisch wichtig genug ist, um mitgetheilt zu werden, während der Umstand, daß sich Villari eigens nach England begab, um über diesen einen Punkt in's Reine zu kommen, ein sprechender Beweis von der Umsicht und Sorgfalt ist, mit welcher er gearbeitet hat.

Der erste Blick auf den vorliegenden Band macht freilich den Eindruck, als habe der Verfasser doch gar zu weit ausgeholt. Der Band besteht aus drei Theilen; der erste, welcher die „Einleitung" umfaßt, reicht von Seite 1 bis 300 (bei Mangold 1 bis 257); der zweite enthält das erste Buch der Biographie und reicht von Seite 301 bis 523 (Mangold 258 bis 448); der dritte Theil besteht aus dem „Anhang", der an fünfzig Documente — meist Briefe der Zehn und Zuschriften von Freunden Machiavelli's — enthält. Man wird zunächst finden, daß die „Einleitung" einen unverhältnißmäßig großen Raum einnimmt. Dieser Umstand hängt aber mit der Absicht des Verfassers eng zusammen. Er wollte eben keine gewöhnliche Biographie schreiben. „Wenn alle Biographien", sagt er selbst (S. XII f. Mangold S. IX), „die nämliche Form haben müßten, so wäre ich sicherlich streng zu tadeln. Doch habe ich geglaubt, die Form vorziehen zu sollen, die der Natur des Gegenstandes am Angemessensten wäre. Man weiß so wenig von Machiavelli's Leben in den Jahren, in denen er seine Studien machte und seinen Charakter bildete, daß ich diese große Lücke wenigstens einigermaßen durch eine sehr lange Betrachtung über jene Zeit auszufüllen suchte. Ich habe mich bemüht zu erforschen, wie in jenem Jahrhundert — wenn man so sagen darf — der Geist des Machiavellismus entstand, ehe Machiavelli selbst auf die Bühne trat, um ihm das eigenthümliche Gepräge seines politischen Genies zu geben und ihn wissenschaftlich zu formuliren. Und nachdem ich so gewissermaßen Machiavelli vor Machiavelli erforscht habe, komme ich zu ihm selbst, sobald er in der Geschichte sichtbar wird, und suche so genau als möglich seine Leidenschaften und seine Gedanken aus seinen eignen Schriften und aus denen seiner nächsten Freunde und Zeitgenossen kennen zu lernen." Gegen diese Methode, welche der Verfasser streng befolgt hat, wird kaum Erhebliches einzuwenden sein.

Die Einleitung erinnert lebhaft an Burckhardt's classisches Werk „Die Cultur der Renaissance in Italien" und berührt sich vielfach mit demselben. Zuerst entwirft Villari ein trefflich gelungenes Gemälde der Renaissance im Allgemeinen; hierauf unternimmt er eine Wanderung durch die wichtigsten Staaten Italiens, Mailand, Florenz, Venedig, Rom und Neapel. Ein drittes Capitel ist der Literatur und deren Entwicklung von Petrarca an gewidmet. Endlich wird in einem vierten Capitel die politische Lage Italiens am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts besprochen, und zwar die Wahl des Papstes Alexander VI., die Ankunft Karl's VIII. in Italien, die Borgia, Savonarola und die florentinische Republik. Die Epoche der italienischen Renaissance — eine Zeit glänzenden Aufschwungs, aber auch zugleich tiefen Verfalls, — beginnt mit Petrarca und geht mit Luther zu Ende.

Treffend ist die Charakteristik, welche Villari (S. 1 f.) von derselben giebt. „Während des in Rede stehenden Zeitraumes erblicken wir in Italien eine reißend schnelle Umgestaltung der Gesellschaft, eine außerordentliche Thätigkeit aller Geisteskräfte. Überall zerfallen alle Überlieferungen, Formen und Einrichtungen angesichts der neu entstehenden. Die Scholastik weicht der Philosophie, der Autoritätsglaube schwindet vor dem Fortschritt der freien Vernunft und der freien Forschung. Das Studium der Naturwissenschaften beginnt. Leon Battista Alberti und Leonardo da Vinci thun die ersten Schritte zum Auffinden der Versuchsmethode; Handel und Industrie blühen auf; Reisen werden häufiger und Cristoph Columbus entdeckt Amerika. Die in Deutschland erfundene Buchdruckerkunst wird sofort ein Zweig der italienischen Industrie. Die classische Bildung verbreitet sich überall und die Anwendung des Lateinischen, das von Neuem die Gemeinsprache aller civilisirten Völker geworden zu sein scheint, bringt Italien in enge Beziehung zum übrigen Europa, und dieses erkennt die italienische Führer- und Meisterschaft in allem Wissen an. Staatswissenschaft und Kriegskunst werden geschaffen; die Chronik weicht der Geschichte; die antike Cultur scheint wieder aufzuleben und das Rittergedicht erhebt sich inmitten neuer und aber neuer Formen literarischer Erzeugnisse. Brunelleschi schafft eine neue Architektur, Donatello bewirkt einen Aufschwung der Sculptur, Masaccio und tausende toscanischer und umbrischer Maler bereiten durch das Studium der Natur den Weg für Rafael und Michelangelo. Die Welt scheint, von der Sonne der italienischen Cultur beleuchtet, wieder neu und jung zu werden. Aber inmitten solchen Glanzes bemerkt man eigenthümliche und unerklärliche Widersprüche. Dies Volk, so reich, gewerbthätig und geistig begabt, vor dem Europa in staunendem Entzücken steht, erliegt einem raschen Verfall. Die Freiheit schwindet, überall stehen Tyrannen auf, die Bande der Familie scheinen gelockert, der häusliche Heerd entweiht; Niemand traut mehr italienischer Treue. Die Nation wird politisch und moralisch so schwach, daß sie keinem Stoß einer fremden Macht Widerstand zu leisten vermag; das erste Heer, welches die Alpen überschreitet, durchzieht die Halbinsel fast ohne Schwertstreich, um sie mit gleicher Leichtigkeit zu zerfleischen und niederzutreten."

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, wie und warum Italien inmitten solchen Glanzes der Literatur und Kunst erschlaffen, verderben und zerfallen konnte? Der landläufige Hinweis auf den inneren Zwiespalt der Nation und auf die Sittenverderbniß reicht nicht hin, diese Thatsache zu erklären. Denn Zwiespalt und sittliche Versunkenheit waren im Mittelalter noch größer, und doch folgte auf die traurige Zeit der Theodora und der Marozzia die Epoche Gregor's VII. Man hat auch hin und wieder gesagt, das Land sei durch seine Fehden und das Erkämpfen seiner mittelalterlichen Größe erschöpft gewesen. Allein, fragt Villari mit Recht, darf man denn eine Nation erschöpft nennen in dem Augenblicke, wo sie kraft ihres Geistes und ihrer Thätigkeit die Welt umgestaltet? Jedenfalls richtiger ist die Antwort, welche unser Verfasser giebt. „Die mittelalterlichen Institutionen hatten in Italien eine neue Gesellschaft und einen so großen Culturfortschritt hervorgerufen, daß sie selbst plötzlich ungenügend oder gar schädlich geworden waren. Eine gründliche Neugestaltung und Umwälzung war daher unvermeidlich; und gerade in diesem Augenblick einer allgemeinen Verwirrung der Gesellschaft stürzten sich die Fremden auf die Halbinsel und machten ihr das Vorschreiten unmöglich" (S. 3).

Selbstverständlich können wir an diesem Orte nicht Schritt für Schritt dem Verfasser folgen. Nur noch eine allgemeine Bemerkung über die lange Einleitung wollen wir beifügen. Enthält sie auch nicht gerade eine vollständige Geschichte der Renaissance, so ist sie jedenfalls, nächst Burckhardt's hierher gehörigen Schriften, das Bedeutendste, Geist- und Lichtvollste, was bis dahin über den Gegenstand geschrieben worden. Man merkt es dem Verfasser auf jeder Seite an, daß er das Material vollkommen beherrscht und überall aus dem Vollen schöpft. Es war ein überaus glücklicher Gedanke, daß er, statt Machiavelli's Person in den Vordergrund zu stellen und nur soweit die Zeit in Betracht zu ziehen, als zum Verständniß der Person nothwendig schien, von den historischen Bedingungen ausging, unter welchen das Individuum sich entwickelte, und es als das Product eines historischen Processes darstellte. Allerdings wird man sich zunächst des Eindrucks kaum erwehren können, daß die Basis zu dem darauf zu errichtenden Standbilde außer Verhältniß stehe. Doch wird ein endgültiges Urtheil über diesen Punkt erst dann möglich sein, wenn das Ganze vollendet vorliegt. Und wie auch immer dieses Urtheil ausfallen möge, Villari's Arbeit wird unstreitig als eine sehr bedeutende und interessante bezeichnet werden.

Wenden wir uns zum biographischen Theile des Werkes. In acht Capiteln wird in diesem ersten Buche Machiavelli's Leben von seiner Geburt bis zu seiner Amtsentsetzung als Kanzler der Zehn, d. h. vom Jahre 1469 bis 1512, abgehandelt. Die ersten Jahre seines Lebens sind in ein Dunkel gehüllt, welches auch Villari nicht aufzuhellen vermochte. Einem uralten toscanischen Geschlechte aus Montespertoli unweit Florenz entstammend, ward Niccolò Machiavelli am 3. Mai 1469 geboren. Sein Vater Bernardo war ein gelehrter Jurist; seine Mutter Bartolommea, Wittwe des Niccolò Benizzi und Tochter Stephan's aus dem alten florentinischen Geschlechte der Nelli, war eine fromme und gebildete Frau, die sich auch dichterisch versucht hat. Sie starb, nachdem sie ihrem zweiten Gemahl vier Kinder geboren, am 11. October 1496. „Selbst über dieses Ereigniß, das im Leben jedes Menschen eine so große Bedeutung hat, finden wir kein Wort, welches uns auch nur aus der Ferne andeutete, was er bei dieser Gelegenheit empfand. Dies Alles ist in Dunkel gehüllt. Er zählte damals siebenundzwanzig Jahre; aber noch berichtet uns kein Schriftsteller eine Zeile über ihn, ja nicht einmal ein einziges Wort, aus dem wir ihn ein wenig kennen lernen — — —. Die ersten Jahre Machiavelli's sind in Dunkel gehüllt und werden es vielleicht immer bleiben. Seine Zeitgenossen sprechen fast nie von ihm und nach seinem Tode dachte keiner seiner Freunde oder Bekannten daran, sein Leben zu beschreiben. Und er, der fortwährend mit der Beobachtung der ihn umgebenden Menschen und Dinge beschäftigt ist, hält sich nicht mit sich selbst auf und kommt nie auf seine Vergangenheit zurück. Als Mensch, als Charakter scheint er kein großes Gewicht bei denen, die ihm nahe standen, gehabt zu haben; seine Handlungen hatten entweder keine große Bedeutung oder wurden wenigstens nicht beachtet. Selbst seine wunderbare Thätigkeit in den Geschäften wurde hauptsächlich mit der Feder vollbracht; sein Leben lag fast ganz in seinen Schriften, obwohl er inmitten vieler und verschiedenartiger Wechselfälle stand" (S. 302 f. 307. **Mangold** S. 259, 263).

In ökonomischer Hinsicht gehörte die Familie, in welcher Machiavelli geboren und erzogen wurde, dem Mittelstande an. Das jährliche Einkommen derselben belief sich auf 3000 bis 3700 Mark. Demnach gehört, was hin und wieder über Machiavelli's drückende Armut berichtet wurde, in das Gebiet der Fabel. Von seinen Schwestern, Primerana und Ginevra, heiratete die erste Messer Francesco Vernacci, die zweite Messer Bernardo Minerbetti.

Von seinem älteren Bruder Totto, geboren 1463, ist gar nichts bekannt.

Aus einem italienischen und dem Bruchstück eines lateinischen Briefes, (beide aus dem Jahre 1497, die ersten geschriebenen Worte, die sich von Machiavelli finden,) geht hervor, daß er damals Lateinisch verstand und schrieb und bei der ganzen Familie bereits in hohem Ansehen stand, da sie gerade ihn zu ihrem Vertreter und Vertheidiger wählte. Über seine Studien können im Übrigen nur Vermuthungen aufgestellt werden. So viel scheint indessen sicher, daß er weder, wie Giovio und nach ihm andere gemeint, in seiner Jugend fast ohne Bildung gewesen und erst später durch Marcello Virgilio Adriani Alles gelernt, was er aus griechischen und lateinischen Autoren in seinen Werken anführt, noch auch, daß er ein Gelehrter und gründlicher Kenner des Griechischen war, wie Andere hinwiederum gemeint haben. Ob er überhaupt nur die ersten Elemente des Griechischen gekannt habe, ist mindestens sehr zweifelhaft. „Aus allen Nachrichten können wir mit Sicherheit schließen, daß er in seiner Jugend die allgemeinere, literarische Bildung seiner Zeit, nicht die eines Gelehrten, erhielt und daß er die griechischen Schriftsteller eifrig, aber nur in Übersetzungen las; auch scheint es, daß er sich nicht tief in die Jurisprudenz einließ, obwohl er einige Kenntniß derselben besitzen mußte. Das Übrige ergänzte er später auf eigene Hand, durch Lectüre, Nachdenken und noch mehr durch Geschäftserfahrung und Menschenkenntniß. Er mußte allerdings die nachtheiligen Folgen einer etwas beschränkten Vorbildung fühlen; dafür hatte er aber den unschätzbaren Vortheil, die natürliche Originalität seines Geistes und seines Stils lebendiger zu bewahren und sie nicht, wie es damals so Vielen erging, unter dem Gewicht der Gelehrsamkeit verkümmern zu lassen" (S. 310 f. Mangold S. 265 f.).

Machiavelli's äußere Erscheinung hatte nichts Gewinnendes, Imponirendes, Achtunggebietendes. „Von mittlerer Größe, mager, mit sehr lebhaften Augen, dunklen Haaren, einem etwas kleinen Kopf, einer leicht gebogenen Nase, einem stets zusammengepreßten Mund: Alles hatte bei ihm den Ausdruck eines sehr gewandten Beobachters und eines Denkers, doch nicht eines achtunggebietenden und auf Andere einwirkenden Mannes. Er konnte sich nicht leicht von einem Sarkasmus frei machen, der immerfort um seine Lippen spielte, aus seinen Augen sprühte und ihm den Anschein eines berechnenden und leidenschaftslosen Kopfes gab; doch hatte seine Phantasie große Macht über ihn und führte ihn leicht so weit, daß er bisweilen unerwarteter Weise wie ein Hellseher schien" (S. 316 f. Mangold S. 271 f.).

(Schluß folgt.)

Kleine Rundschau.

— **Die Pariser Presse im Jahre 1877.** Von einer Metropole wie Paris den augenblicklichen Stand ihrer periodischen Presse auch nur in seinem äußeren Umriß zu fixiren, ist ein schweres, fast unausführbares Beginnen; denn durchschnittlich sieht Paris des Jahres über etwa 110 neue Zeitungen oder Zeitschriften erstehen und eine nicht viel geringere Zahl wieder verschwinden. Man hat berechnet, daß nur der dritte Theil der neugegründeten Blätter das erste und schwerste Lebensjahr erreicht und überschreitet, während der große Rest derselben nur ein ganz ephemeres Dasein lebt.

Immerhin bleibt der Versuch, eine möglichst genaue Übersicht über den Stand der Pariser Presse zu geben, ein dankenswerther, und Victor Gébé hat ihn, wovon wir hier gern Notiz nehmen, in seinem vor einiger Zeit erschienenen Kataloge (Catalogue de journaux publiés ou paraissant à Paris, Paris 1877, O. Lorenz) neuerdings mit Geschick wieder unternommen. Auf 96 Seiten engen Drucks werden uns die ausführlichen Titel der sämmtlichen Pariser Zeitungen und Zeitschriften, deren Zahl sich gegenwärtig auf nicht weniger denn 836 beläuft, mitgetheilt nebst wissenswerthen Angaben über Redaction, Jahrgangsalter, Erscheinungsweise, Abonnementsbedingungen ꝛc. Ein nach den einzelnen literarischen Fächern zusammengestelltes Repertorium ist diesem Verzeichniß beigegeben und erleichtert die Übersicht in hohem Grade.

Es würde zu weit führen, hier eine Geschichte der Pariser Presse auch nur im Umriß zu geben, liegen doch zahlreiche und leicht zugängliche Werke darüber vor, so vor Allem Eugène Hatin's knappe „Histoire du journal en France" (Preis 1 Frank) — nur hervorheben wollen wir, daß die Geschichte der Pariser Presse erst ziemlich spät beginnt, mit dem Jahre 1631 nämlich, in welchem zuerst eine Zeitung in Paris erschien, daß eine Pariser Tagespresse aber gar erst seit dem Jahre 1777 existirt, in welchem die erste täglich erscheinende Zeitung, das „Journal de Paris", in's Leben trat. Wie bescheiden waren doch die Anfänge der Presse und wie lange dauerten ihre Kinderjahre! Freilich, als die Revolution die niedergehaltenen Geister befreite, da wuchs auch die Presse zusehends an Verbreitung und an Gehalt, da wurde es auch ihr ermöglicht, sich zu der ihr gebührenden Stellung auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens aufzuschwingen. Wie in den anderen Ländern, so datirt auch in Frankreich die Geschichte der Großmacht, welche wir die Presse nennen, erst seit dem Beginn der großen französischen Revolution — was vorher da war, ein Paar mehr oder minder unwichtiger Blätter, kann höchstens als Vorläufer der Presse bezeichnet werden.

Französische Schriftsteller berechnen übereinstimmend die Zahl der in den Jahren 1789 bis 1799 zu Paris entstandenen neuen politischen Zeitungen auf über 600. Von dem Augenblicke an, als dort bei Beginn der Revolution die Generalräthe zusammentraten, um über die Reformen im Staatswesen zu berathen, als sich das Bedürfniß geltend machte, das ungeduldig harrende Publikum über diese Verhandlungen und deren Fortgang möglichst schnell und eingehend zu unterrichten, von diesem Augenblicke an schossen die Blätter in Paris förmlich wie die Pilze aus der Erde hervor. In den ersten beiden Revolutionsjahren allein sollen zwischen 150 und 200, im Jahre 1789 weitere 95, 1792 noch 60, 1793 etwa 50, 1794 nur noch 40, 1795 und 1796 noch immer je 35, 1797 wieder 95, 1798 noch 25 und 1799 nur noch 17 neue politische Blätter gegründet worden sein. Daß die Mehrzahl derselben ebenso schnell wieder verschwand, wie sie gekommen, liegt in der Natur der Sache, und es erregte nicht allzu großes Aufsehen, als Napoleon, kaum Consul geworden, am 17. Januar 1800 dekretirte, daß fortan im Seinedepartement nur noch 13 von ihm namhaft gemachte politische Zeitungen erscheinen dürften! Es war dies der Beginn einer langen reactionären Epoche. Das Säbelregiment Napoleon's ließ die Presse ebenso wenig aufkommen wie nach ihm die Restauration. Eine neue Revolution erst, die von 1830, befreite sie einigermaßen von dem schweren Druck; immerhin betrug 1835 die Zahl der Pariser politischen Zeitungen nur 20 mit insgesammt kaum 70,000 Abonnenten! Noch im Jahre 1853, allerdings nicht lange nach dem Staatsstreich, besaß Paris nur 14 politische Tagesblätter.

Paris zählte im Jahre 1877, wie schon bemerkt, nicht weniger denn 836 Journale und periodische Schriften gegen 754 im Jahre 1875, darunter 51 (bezw. im Jahre 1875 nur 38) meist der Politik dienende Tagesblätter und 14 ausschließlich politische Revuen, ferner 49 religiöse, 66 juristische, 85 volkswirthschaftliche und handelspolitische, 20 geographische und geschichtliche, 74 belletristische, 20 pädagogische, 52 literarische, 15 künstlerische, 3 photographische, 9 bauwissenschaftliche, 4 archäologische, 8 musikalische, 7 theatralische, 68 der Mode gewidmete, 77 technologische, 74 medicinische und pharmaceutische, 43 naturwissenschaftliche, 22 militärische, 31 landwirthschaftliche, 16 der Pferdekunde gewidmete und 17 verschiedenartige Zeitungen und Zeitschriften. Diese Specification ließe sich noch weiter führen, so gehören von den 49 religiösen Blättern 37 der katholischen, 10 der protestantischen und 2 der israelitischen Confession an, von den Modeblättern sind 52 für Damen, 13 für Herren und 3 für Coiffeure bestimmt u. s. w., wir müssen indeß in dieser Beziehung auf den Katalog verweisen, wo man jede erwünschte Auskunft findet.

Was die Pariser politische Tagespresse anbetrifft, so setzte sie sich zusammen aus 22 republikanischen, 7 bonapartistischen, 6 legitimistischen, 5 orleanistischen, 5 parteilosen und 2 amtlichen Zeitungen, wovon 35 in Groß-Folio-Format, die übrigen in geringerem Umfang erschienen. An Abonnenten besaßen die großen republikanischen Blätter insgesammt 200,000, die kleinen 900,000, die großen legitimistischen 24,000 (kleine bestehen nicht), die großen orleanistischen 30,000, die kleinen 200,000, die großen parteilosen 100,000, die kleinen 80,000, die großen bonapartistischen 70,000, die kleinen 20,000 — was, die amtlichen Blätter eingerechnet, eine Totalsumme von annähernd 2 Millionen täglich erscheinender Pariser Zeitungsnummern ergiebt!

Eine flüchtige Durchblätterung des Katalogs giebt uns Stoff zu einigen interessanten Bemerkungen. Als das älteste Blatt der Seine-Stadt lernen wir das „Journal général d'Affiches" kennen, welches jetzt in seinem 266. Jahrgange steht; als das verbreitetste dagegen das „Petit Journal", dessen Auflage gegenwärtig über 300,000 Exemplare beträgt. Das theuerste Blatt ist eine illustrirte Kunstrevue „L'Art", mit einem Abonnementspreise von 120 Franken jährlich, das billigste eine der Erbauung dienende Zeitschrift „La Bonne Pensée", welche jährlich nur 60 Centimes kostet. In Bezug auf Größe des Formats steht der belletristische „Correo de Ultramar" an erster Stelle, während die eben erwähnte „Bonne Pensée" in 32. als Kleinstes die Reihe schließt.

Victor Gébé will Ende dieses Jahres eine neue Auflage seines Katalogs erscheinen lassen; auch hat er die Absicht, alle zehn Jahre ein Verzeichniß derjenigen Zeitschriften herauszugeben, welche nach längerem oder kürzerem Erscheinen verschwunden sind und in den eigentlichen Katalog nicht aufgenommen werden können.

Paul Dehn.

— **Zur Petöfi-Literatur.** P. Gyulai hat jüngst in der Kisfaludy-Gesellschaft in Budapest werthvolle Beiträge über Petöfi's Leben vorgelesen, deren Verfasser der noch lebende Freund des Dichters Orlay-Petrics-Soma, der bekannte Maler, ist. Der Verfasser verspricht noch weitere Beiträge. Die bei dieser Gelegenheit gegebenen sind reich an interessanten äußeren Details und enthalten viel wesentlich Neues, namentlich eine kleine Ode Petöfi's in welcher der Dichter unter dem Namen Dalma seinen Freund besingt. Das Wichtigste der Aufzeichnungen Orlay's ist dieses: Orlay ist dem Dichter im Sommer 1839 in Ostffiassonyfa (Eisenburger Comitat) zuerst begegnet und zwar bei dem gemeinsamen Großoheim Peter Salkovics. Damals hatte Petöfi als verunglückter Schemnitzer Gymnasiast sich beim Budapester Nationaltheater verdingt „zu gewissen Verrichtungen"*) und war von dort zu Peter Salkowics gebracht worden, der sich des talentvollen Jungen annehmen wollte, um ihn weiter studiren zu lassen. So kam es, daß die beiden Geschwisterenkel die Ferien zusammen verbrachten, bald jagend, bald sonst sich unterhaltend, oft aber auch ihren Onkel bei seinen Ingenieurarbeiten unterstützend. Die junge Freundschaft wäre jedoch fast durch Eifersüchteleien zerrissen worden, indem ein Mädchen aus Czönge (Róza T.) beiden Knaben gefiel. Petöfi drohte Orlay, daß er ihm die Guitarre zerschmettern werde, mit welcher Orlay einsame Ständchen zu machen pflegte. Als Orlay hierauf feierlichst Verzicht leistete auf das Mädchen, so gelang es ihm des leidenschaftlichen Dichters Herz so sehr zu gewinnen, daß dieser die bereits erwähnte Ode an ihn schrieb, in welcher er nun die früher ihm so verhaßte Kunst seines Freundes pries. Dies der Wortlaut des bislang unveröffentlichten Gedichtes in unserer treuen Verdeutschung:

> Bezaubernd klingt dein Lied, o Freund
> Petrich! Im Meere der Entzückung
> Schwimmt dies Herz: du linderst seine Schmerzen
> Sobald du singst.
> So singe denn! O wär' ich reich, ich lohnte mit Golde
> Verschwenderisch Dein Lied. Aber mein Schicksal
> Lächelt mir nicht. Nur Schläge beut es, nur Schläge sind es
> Was der verwaiste Jüngling
> Von ihm gewann.
> So sei mein Lied dein Lohn, mein Dank!
> Und wenn dann bald das Geschick aus deinem Arm mich reißt
> Und wenn du diese Zeilen liesest,
> Dann schwebe im Sinn dir Dalma!

Diese kleine Ode scheint uns übrigens ein Stammbuchblatt zu sein, wiewohl O. gar keine Andeutung giebt. 1841 trat Petöfi unter dem Namen Sío auf (als Schauspieler), später schwankte er zwischen der Wahl der Namen Homonnai und Borostyán (Lorbeer). — Mit Recht macht O. aufmerksam, daß die Form dieser Gelegenheitsode den jugendlichen Dichter sehr charakterisire. O. meint, Petöfi habe sich von seinem geliebten Horaz beeinflussen lassen. Er habe diesen gegen Ovid „nicht nur einmal" gesprächsweise in's Feld geführt. Als Salkovics gegen Ende der Ferien eben vom Hause abwesend, in einem an seine Frau gerichteten Briefe sich über Petöfi geringschätzend aussprach, den er mit ein Paar Gulden abfinden und in die Welt schicken wollte, beschloß der Dichter mit O. nach Ödenburg aufs Collegium nur zum Scheine zu gehen und trat dort angelangt sofort in das Regiment Goldner als gemeiner Soldat ein. Seine freien Stunden pflegte er bei Orlay und Emerich Nagy (bekannter Geschichtsschreiber) zuzubringen. Auch in dem sogenannten Selbstbildungsvereine des Ödenburger Gymnasiums pflegte er vorzusprechen, um ein oder das andere Gedicht vorzulesen. Damals gab Liszt ein Concert, welches P. nach dem Zapfenstreiche in O's. Civilkleidern besuchte, wofür er willig die Strafe in der Kaserne ertrug. In einem an Nagy gerichteten Briefe schildert der Dichter sein Soldatenleben: „Was soll ich von mir selber erzählen? jetzt erst fühle ich, wie tief ich gesunken bin, von der Höhe der Wissenschaft zwischen unerzogene, gefühllose Menschen herabgestiegen, in die Krallen eines groben Tyrannen. Aus dieser Hölle trägt mich nur hie und da die Dichtkunst

*) „Némi szolgálatokra.

hinaus, die himmlische, die geweihte. O, wenn ich diese nicht im Busen trüge, die Verzweiflung müßte mich tödten. Ein Monat ist es nun, daß ich hier bin und noch habe ich nur wenig geschrieben, aber wie soll ich auch schreiben? der Korporal giebt mir, sobald er nur ein Papier in meiner Hand erblickt, sofort Arbeit unter Lärmen und Schimpfen. So steht es mit mir, doch ich verzweifle nicht." („Igy vagyok, azonban nem csüggedek") — Orlay hält Szeberényi's Meinung, derzufolge der Dichter auch in Bregenz stationirt gewesen sei, für irrig. Petőfi habe sich bei den Waffenübungen in Karlstadt die Brust überangestrengt, worauf seine Entlassung erfolgte. Seinen Abschied hatte er in Ödenburg selbst ausgestellt erhalten. Im März 1841 langte er bei Schneewetter in Pápa an, wo Prof. Ludw. Tárczy seine Aufnahme im Collegium vermittelte. Hier nahm auch die zweite Gymnasial-Laufbahn des Dichters ein gewaltsames Ende. In der Vorlesung eines mißliebigen und Petőfi nicht gut gesinnten Professors erschien der Dichter in seinen abgetragenen Militärkleidern, zur allgemeinen Heiterkeit des Auditoriums, aber auch zum größten Verdruß des Lehrers. Tags darauf verließ der Dichter Pápa mit einigen Groschen in der Tasche, dem Erlös jener Militärkleider. —

Universität Klausenburg. Dr. H. von Meltzl.

— **Eine neue englische Übersetzung von Bürgers Leonore.***) Seit Walter Scott zuerst seine Landsleute mit Bürgers Leonore bekannt gemacht, hat dieses Gedicht in hervorragendem Maße das Interesse englischer Literaturfreunde in Anspruch genommen. Eine ganze Reihe von Übersetzungen ist erschienen, die noch immer nicht abgeschlossen scheint. Wenigstens liegt uns augenblicklich wieder eine neue derartige Arbeit vor. Der Autor ist ein höherer Militär, Colonel Colomb, der sich bereits auch durch eigene poetische Arbeiten bekannt gemacht hat. Er schließt sich durchaus an das Original an und folgt demselben mit ebenso viel Treue wie sprachlichem Geschick. Zum Belege möge hier der Anfang folgen:

Lenora rose from visions dread
At rosy dawn of morning —
„Oh, William art thou false or dead?
Oh, why so long returning?"
With royal Fred'rick's banded might,
He went to Prague to join the fight,
But not a word was sending
If home he safe ware wending.

H. Hg.

— **Bergkrystalle aus der Schweiz.****) Die zwei ersten Bändchen dieser Sammlung schweizerischer Novellisten und Erzähler haben bereits in zweiter Auflage erscheinen müssen. Freilich, Arthur Bitter, der früh verstorbene, gehört zu den Lieblingen des Schweizerischen lesenden Publikums. Seine Art ist schon früher in dieser Zeitschrift gewürdigt worden. Man muß den Mann in seiner Entwicklung kennen lernen um begreiflich zu finden, daß grade diese Bändchen, welche ihn oft noch in jugendlicher Unbeholfenheit zeigen, neuer Auflagen würdig sein sollen. Denn sein Bestes sind sie nicht, aber gesund durchweg und bis ins Mark hinein. A. Bitter hat nie Zeit gehabt, sich gründlich abzuklären und die trüben Gährungsstoffe vollständig aus dem reinen Most auszuscheiden. Der Kampf um das Dasein ließ ein freudiges Eingehen auf die höchsten Kunstgesetze nicht zu: er hat nicht Zeit gefunden, ordentlich zu motiviren: er schildert und beschreibt zu viel, statt durch Handlungen die Charaktere hervorspringen zu lassen; eines der ersten und wirksamsten epischen Gesetze existirt für ihn nicht; er glaubt es ferner mit dem Unwahrscheinlichsten probiren zu dürfen, und hie und da passirt es ihm sogar, daß er angeführte Thatsachen, spannende Incidenzen im Verlauf der Erzählung völlig vergißt. Diese Mängel, die er nie vollständig hat los werden können, zeigen sich in den vier Erzählungen der beiden ersten Bändchen in ihrer Blüte und dennoch finden sie, mit Recht, ihr Publikum, denn, ohne den Anspruch der Lösung sittlicher Probleme zu erheben, sind sie von gemüthlicher Wärme durchzogen und kräftig local gefärbt; auch mit dem sittlichen Gefühl und den Anschauungen eines gesunden, nicht zimperlich thuenden Anstandes stehen sie auf bestem Fuße. J. M.

— **System der gesammten Ethik***). Über den ersten Band haben wir kurz Bericht erstattet,**) der zweite sucht erstens nachzuweisen, daß auch die Politik und das Recht dem ethischen System Landau's Folge leisten können ohne Schädigung zu erleiden, giebt zweitens einen kritischen Überblick der vornehmsten Moralsysteme und behandelt im Anhange Verschiedenes, z. B. „Zweck der Strafen und die Todesstrafe", für deren Beibehaltung verständige Gründe geltend gemacht werden. Das einheitliche Princip, auf welchem das Ganze ruhen soll, kommt hier so wenig zum Vorschein, wie in dem ersten Bande, es bleibt bei den drei bekannten Formeln: „Strebe nach dem An-sich-Guten;" „handle einzig nach den Vorschriften der Vernunft;" „handle so, wie Du in ähnlichem Falle behandelt werden willst." Auch in diesem Bande ersetzt die gute Absicht des Verfassers, was ihm an Kraft und Originalität abgeht. Wo er sich des Längeren über die Staatsklugheit ausläßt (S. 9), sagt er: „Ist dagegen der angestrebte Zweck ebenso gesichert als groß, so gewährt auch die Moral, die auf das Übergewicht des Guten den meisten Werth legt, einen weiteren Spielraum im Gebrauche der Mittel, als ein überspannter Rigorismus sonst zu gestatten pflegt, d. i. zur Vermeidung eines großen, unmittelbar bevorstehenden Unheils ein kleineres Übel zu wählen, wie dies bei der Anwendung der Nothwehr und der Nothlüge von den Moralisten aller Zeiten gestattet wurde. Dazu kommt noch, daß dieses Nothrecht im Staatsleben viel häufiger eintritt, als im gewöhnlichen Leben, und die größte Sorge und Voraussicht des Politikers unausgesetzt in Anspruch nimmt. Sonst aber stimmen Vernunft und Erfahrung darin überein, die arglistigen und gewissenlosen Anschläge der kleinen Politik zu verdammen, und beweisen dadurch zur Genüge, daß moralische Vergehen in der Regel auch politische Fehler, und am Ende die Moral auch die beste Politik sei." Zur Erläuterung dieser Sätze macht Herr Landau folgende Anmerkung: „Wie im Privatleben nicht selten Konflikte entgegengesetzter Pflichten vorkommen, deren Entscheidung blos dem Ermessen des Handelnden überlassen werden muß, so können sie auch dem Staatsmanne noch viel weniger erspart bleiben, wo er in Verlegenheit sein wird, wie

*) Lenora, from the German of Burger, a new translation following exactly the original metre by Colonel Colomb, F. F. A. London, 1877, Chapmann and Hall.

**) Bern, 1878, B. F. Haller.

*) System der gesammten Ethik. II Band. Das Recht und die Politik und deren Verhältniß zur Moral von L. R. Landau. Berlin, 1878, Denicke's Verlag (Georg Reinke.)

**) Nummer 42 des Magazins von 1877.

er sich zu verhalten habe, um nicht gegen seine Pflicht auf die eine oder die andere Weise zu verstoßen. Dann aber hat er sich seiner persönlichen Rücksichten und subjectiven Anschauungen zu entäußern und blos das Wohl des Staates in Betracht zu ziehen, um das Richtige zu treffen." Da das ganze Buch in gleichem Tone gehalten ist, so dürfte dieses Citat hinreichen unser Urtheil zu rechtfertigen. O. S. S.

— **Des Mansfelders Tod. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges.***) Bekanntlich entbehrt die Zeit des dreißigjährigen Krieges, trotz mancher guten Monographie doch immer noch einer umfassenden Darstellung, so sehr eine solche auch zu wünschen wäre. Vorläufig ist es dankenswerth, wenn einzelne streitige Punkte durch genaue Quellenstudien festgestellt werden, in literis nihil parvum. Der obengenannte Beitrag geht aus von einer Kritik der Quellen, d. h. des Testamentes des Grafen von Mansfeld, der brieflichen Nachrichten und Zeitungen und der Flugschriften jener Zeit; auf Grund darauf wird dann eine Darstellung des Ereignisses gegeben sammt einigen klarstellenden Bemerkungen über den Charakter und die Persönlichkeit des vielfach verleumdeten oder falsch aufgefaßten Mannes.

Beiläufig bemerkt verdankt die Abhandlung ihre Veröffentlichung dem freien Entschlusse des Lehrerkollegiums des hiesigen Luisenstädtischen Gymnasiums, welches in der Überzeugung von dem Nutzen solcher Programmabhandlungen für den Einzelnen und die Wissenschaft, die Druckkosten bestritten hat, nachdem die Stadtverordnetenversammlung im vorigen Jahre mit geringer Majorität beschlossen hatte, die verhältnißmäßig unbedeutende Summe für den Druck von Programmen der höheren Lehranstalten Berlins aus dem Etat zu streichen. Fr.

Mancherlei.

Illustrirte Kriegschronik. Das interessante und prächtig ausgestattete Unternehmen der Weber'schen Verlagsbuchhandlung ist nunmehr in der neunten Lieferung und dem siebenten Capitel der ersten Abtheilung bis zu Gurko's Vormarsch gediehen. Bei dem immer steigenden Interesse, welches auch gegenwärtig noch, nachdem der Kriegslärm selbst verhallt ist, und nur ein grollendes Echo den englisch-russischen Krieg wachzurufen droht, den Orientdingen zugewendet ist, muß eine Schilderung des Krieges, die eben mehr, als eine solche, und zwar die Schilderung der Culturverhältnisse des ganzen gegenwärtigen türkischen Reiches mit den Vasallenstaaten, sowie sorgfältige Biographieen aller Hauptführer, Diplomaten und Regenten der betheiligten Länder bringt, wiederholt hervorgehoben werden, will man dem Fleiß und der Sorgfalt gerecht werden, mit der die Verlagsbuchhandlung an dem großen Werke thätig ist. Chronologische Übersichten über die Orientdinge giebt es ja genug; sie werden allen möglichen Zeitungen und Fachblättern als Gratisbeilage zugegeben; sachlich, sorgfältig und bildlich so schön ausgestattet, nimmt das Weber'sche Unternehmen, „die Kriegschronik", eine ganz besonders hervorragende Stellung ein. —ß.

*) Programm des Luisenstädtischen Gymnasiums in Berlin, Ostern 1878.

Eine französische Übersetzung in Versen von „Lilla Veneda", einer Tragödie des polnischen Dichters, Slowacki, dem das „Magazin" neulich mehrere Artikel gewidmet hat,*) ist in Paris bei Sandoz und Fischbacher erschienen. Der Übersetzer, M. Jules Mien, der in Krakau wohnt, hat dem Verfasser von Ladislas Bolski, Victor Cherbuliez, sein Werk zugeeignet; die Vorrede enthält eine biographische Notiz über den großen düsteren Dichter.

Emile Augier's neues in Prosa geschriebenes Stück „Les Fourchambault" hat im Théâtre Français einen großen Erfolg errungen. Augier hat dem Herrn von Villemessant, Direktor des Figaro, die Erlaubniß versagt, zwei einzelne Scenen des Stücks zu veröffentlichen. „Wäre es, sagt er, ein Drama in Versen, so würde ich gern erlauben, einige vereinzelte, aus dem Zusammenhange gerissene Stellen in die Zeitungen einzurücken, denn der Vers hat eine innere Kraft und gewissermaßen eine Persönlichkeit, die ihm gestattet, allein und für sich aufzutreten; aber eine Stelle in Prosa, ja eine ganze Scene muß in ihrem Rahmen bleiben, denn sie ist bloß ein Theil des Ganzen". Übrigens wird Augier's Stück alsbald zur Veröffentlichung gelangen (bei Calmann-Levy).

Herr von Ideville hat über Courbet, den verstorbenen Maler, eine anziehende Studie geschrieben (Gustave Courbet, notes et documents sur sa vie et son oeuvre, avec huit eaux-fortes de Martial et un dessin de Manet. Librairie parisienne, Heymann et Perois) Graf von Ideville hat Courbet persönlich gekannt, als der Maler sich noch nicht in die politischen Dinge mischte. Er hegt für Courbet große Bewunderung. „Es wird, sagt er, die Zeit kommen, da der Künstler nicht mehr durch die Leidenschaften geschädigt werden wird, die sein Leben vergällten. Dann wird Courbet unter den berühmtesten Malern der französischen Schule eine Stelle einnehmen. Was hat die Politik mit der Kunst zu schaffen? Hat Courbet die Vendôme-Säule „déboulonné" (was er immer steif und fest verneinte), so hat er doch auch la Remise aux chevreuils, la biche forcée à la neige, les casseurs de pierres, la femme au perroquet, u. s. w. gemalt. Die Nachwelt verlangt nichts weiter von ihm. Das Kriegsgericht hat über das Mitglied der Pariser Commune geurtheilt. Courbet aber war außerdem ein Mann von Genie."

Ein französischer Journalist und Kritiker, Hippolyte Hostein, der mit dem französischen Theaterwesen sehr bekannt ist, hat unter dem Titel „Historiettes et souvenirs d'un homme de théâtre" ein Buch geschrieben, welches von hübschen Anekdoten und interessanten Geschichtchen strotzt. Einfach und anspruchlos erzählt der Verfasser, was er hinter den Coulissen des Theaters ebensowohl wie im öffentlichen Leben gesehen hat. In seinem Buch findet man manches Ergötzliche, das man heute vergessen hat, z. B. ein Glaubensbekenntniß von Alexander Dumas, der im Jahre 1848 die sonderbare Idee hatte, sich als Kandidaten zur Deputation vorzustellen, einen komischen Brief von Alexander Dumas Sohn, der von Hostein selbst 300 Francs borgen wollte, um einen grausamen Gläubiger zu bezahlen u. s. w.

*) Magazin für die Literatur des Auslandes 1878, Nr. 10, 11, 12.

Emile Zola, der Verfasser des Assommoir, hat das Gebiet des Romans für einige Zeit verlassen, um Theaterschriftsteller zu werden. Das „Palais Royal" hat ein Stück von ihm angenommen, „Bouton de Rose" (gewiß ein Titel, den man nicht von dem zu düsterer und gemeiner Realität neigenden Zola erwartet hätte). Wer würde aber glauben, daß Zola, der kühnste und verwegenste der französischen Schriftsteller, seinen Namen verschwiegen hat? Die Anzeige des Stücks giebt nur einen erdichteten Namen, den einer Lieblingsfigur der Zola'schen Romane „Rougon".

Herr Rambaud, Professor der Geschichte an der Faculté des lettres zu Nancy, hat bei Hachette in Paris eine „Histoire de Russie depuis les origines jusqu'à l'année 1877" herausgegeben. Herr Rambaud hat sich schon durch sein Werk „L'empire byzantin au X. siècle" bekannt gemacht, und gehört zu den rührigsten Geschichtsforschern in Frankreich. Seine Histoire de Russie soll eine treffliche Übersicht der Entwicklung des Czarenreiches gewähren.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Burton, R. F.: Gold-Mines of Midian and the Ruined Midianite Cities: A Fortnight's Tour in North Western Arabia. Ill. London, Kegan, Paul & Co. 18 s.

Howell, G.: Conflicts of Capital and Labour Historically and Economically considered: being a History and Review of the Trade Unions of Great Britain, showing their Origin, Progress, Constitution, and Objects in their Political, Social, Economical, and Industrial Aspects. London, Chatto & W. 7 s. 6 d.

Martin, J.: Legacy: being the Life and Remains of John Martin, Schoolmaster and Poet. Written and edited by the Author of „John Halifax, Gentleman." 2 vols. London, Hurst & Co. 21 s.

Price, Bonamy: Chapters on practical political economy: being the substance of Lectures delivered at Oxford. London, Kegan, P. & Co. 12 s.

Stanley, F.: St. Petersburg to Plevna. Containing Interviews with leading Russian Statesmen and Generals. London, Bentley. 10 s. 6 d.

II. Französisch.

Boissière, G.: Esquisse d'une histoire de la conquête et de l'administration romaines dans le nord de l'Afrique. Paris, Hachette. 7 fr. 50.

Bouvier, A.: Monsieur Coquelet le Mouchard. Paris, Sagnier. 3 fr. 50.

Chanson de Roland (Texte et traduction). Publiée par M. Petit de Julleville. Paris, Lemerre. 10 fr.

Hugo, Victor: Le Pape. Paris, Calman Lévy. 4 fr.

Kock, Henry de: L'Amoureuse de son mari. Paris, Sagnier. 3 fr.

Lichtenberger, E.: Etude sur les poésies de Goethe. Paris, Hachette. 6 fr.

Longnon, A.: Géographie de la Gaule au VIe siècle. 1 vol. et un atlas. Paris, Hachette. 15 fr.

Meignan, Victor: Aux Antilles. Paris, Plon. 4 fr.

Montifaud, Marc de: Les Romantiques, avec un portrait de Victor Hugo. Paris, Montifaud. 3 fr. 50.

Paparrigopoulo, M. C.: Histoire de la civilisation Hellénique. Paris, Hachette. 7 fr. 50.

Willems, P.: Le Sénat de la République Romaine. 2 vols. Paris, Durand & Pedone-Lauriel. 16 fr.

III. Italienisch.

Alfani: Il carattere degli italiani. 2 l.

Fucini, R.: Napoli a occhio nudo; lettere. Firenze, Le Monnier. 2 l.

Guerzoni, G.: Il Primo Rinascimento della Letteratura Italiana. Verona, Drucker & Tedeschi. 3 l.

Locatelli: Miseria e beneficenza. Ricordi di un funzionario di pubblica sicurezza. 4 l.

Marzo, Gualberto de: l'Ebreo nel secolo decimonono. 3 l.

Oliveri: Mezzi di consolidamento praticati nelle terre argillose della Sicilia. 4 l.

Rovetta, G.: Commedie. 2 l.

IV. Ungarisch.

Ipolyi, Arnold: (Bischof v. Neusohl, Akademiker.) Geschichte und Restauration der kirchlichen Kunstdenkmale in Neusohl. Deutsch von Dr. A. Dux. Mit 7 Farben- und Steindrucktafeln und 54 Holzschnitten von Franz Storno. 16 Mark. (Prachtwerk, dessen ungarische und deutsche Ausgabe gleichzeitig erschien. Leipzig, in Kommission bei F. A. Brockhaus.)

Fraknói, Vilmos: Vitéz János politikai beszédei és levelezése. (Des Großwardeiner Bischofs, Joh. Vitéz politische Reden, und des Aeneas Sylvius Piccolomini, (Papst Pius II., lateinische) Briefe an denselben 1443—1457. Aus Codexen der Bibliotheken zu Wien, Florenz, Mölk und München gesammelt und herausgegeben von Dr. Wilhelm Fraknói, Domherr.) Prachtausgabe in Folio, 42 Blatt.

Jókai, Mór.: A névtelen vár. Regény. 10 füzet. (Das namenlose Schloß. Roman von Maurus Jókai.) Budapest, 1878. F. Pfeiffer. 10 Hefte. 5 fl. (Enthält der Herzogin von Angoulême Versteck als Kind in Ungarn 1795. Erscheint bald auch deutsch als Buch, bisher abgedruckt in der Wiener „Presse".)

Jókai, Mór.: Északi hazából. Muszka beszélyek. (Aus der Heimat des Nords. Russische Erzählungen von Maurus Jókai. Herausgegeben von der Petőfi-Gesellschaft.) Budapest, 1878. Aigner. 1 fl. 50 kr.

Jókai, Mor.: Egy az Isten. Regény hat kötetben. (Es ist nur Ein Gott! Roman in 6 Bdn. von Maurus Jókai.) Budapest, 1878. Athenäum. 6 fl. (Der Held des Romans ist ein Siebenbürger Unitarier, die bekanntlich die Dreifaltigkeit nicht anerkennen. Der Roman spielt in der Osterwoche in Rom, in der Schlacht bei Solferino, in Wien und in Siebenbürgen. Er ist bereits ins Englische übersetzt, und ins Deutsche — unter dem Titel „Welche nur einmal lieben" — in Vincenti's Wiener „Heimath".)

Király, Pál.: A magyar birodalom leirása. (Beschreibung des ungarischen Reiches. Von Paul Kiraal.) Budapest, 1878. Athenäum. Gr. 8. 208 S. 3 fl.

Vajda, János: Kisebb költemények. (Kleinere Gedichte. Von Joh. Waida.) Budapest, 1878. Athenäum. 1 fl. 50. (Sehr beliebter, noch lebender Dichter, geb. 1828. Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft.)

Für die Redaction verantwortlich: Julius Gehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W., Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | **Begründet** von **Joseph Lehmann.** | Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] — Berlin, den 18. Mai 1878. — [№ 20.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Poesche: Die Arier.

Die ethnographischen Bezeichnungen „Arier" und „Semiten" sind in unsern Tagen zu förmlichen Schlagworten geworden. Es ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, sowohl ein arischer, wie ein semitischer Nativismus entstanden. Die Entstehung des Ersteren ist begreiflich. Das Christenthum knüpfte die europäischen Völker an eine ihnen fremde Vergangenheit. Palästina wurde zum Mutterlande aller Bildung und Geistesentwicklung gemacht, nur mit der Familie Abrahams in auf- und absteigender Linie sollte Gott verkehrt haben. Da kam zuerst die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, die bereits in ihren Anfängen, in Bayle, die alttestamentarischen Ideale einer scharfen Kritik unterwarf. Am Ende des Jahrhunderts wurde uns die Bekanntschaft Indiens vermittelt, es trat eine ungemessene Bewunderung der dortigen religiös-philosophischen Speculation ein, und, indem der Begriff der indogermanischen oder arischen Völkerfamilie festgestellt wurde, fühlte sich diese als Trägerin der Geschichte. Während die Juden im Mittelalter sich als Mörder Christi schelten lassen mußten, müssen sie sich heute vorwerfen lassen, daß sie Semiten und nicht Arier seien. Die Antwort ist nicht ausgeblieben und wenn man z. B. die Brochüre des Herrn Chwolsohn, des bekannten Verfassers des Buches „Die Ssabier", über die Semiten liest, so sieht man, daß die Menschen in Ost und West einander nichts vorzuwerfen haben, vielmehr Jeder, wenn er zur Majorität gehörte, das Gelüste verspüren würde, die Andern als „Giaurs" zu behandeln.

So viel nun aber auch das Wort „Arisch" gerade im ethnologischen Sinne (worauf es ja auch bei dem oben erwähnten Gegensatze allein ankäme) gebraucht wird, so wenig ist geschehen, in dieser Beziehung es klarzustellen. Unter arischen Völkern versteht man diejenigen, welche irgend eine der arischen Sprachen sprechen. Deckt sich nun Sprache und Race? Es ist dies eine Annahme, die man offenbar aus der Verbreitung der semitischen Sprachen gefolgert hat. Diese werden und wurden fast ausschließlich von Völkern eines Stammes gesprochen. Ob man die assyrischen Denkmäler oder jenes angebliche Porträt des Rehabeam, ob man einen heutigen Juden oder einen heutigen Araber betrachtet, die Physiognomie bewahrt immer denselben Typus. Anders bei den Sprechern arischer Sprachen. Welche Ähnlichkeit zwischen dem hohen blonden Engländer und dem negerartigen Bengalen, zwischen dem breitköpfigen Russen mit der Stumpfnase und dem Italiener mit der Adlernase, zwischen dem ruhigen Nordländer und dem schachernden Armenier? Es ist daher gewiß als ein verdienstlicher Versuch zu bezeichnen, einmal den ethnographischen Begriff „Arisch" aufzuhellen. Herr Theodor Poesche hat denselben mit vielem Glücke unternommen*), wenn er auch darauf gefaßt wird sein müssen, vielen Widerspruch zu finden.

Zuerst sucht der Verfasser festzustellen, was denn eigentlich ursprünglich unter arischem Menschenschlag zu verstehen sei. „Die weißhäutigen, blauäugigen und blondhaarigen Menschen mit üppigem Bartwuchs und von vorn nach hinten länglichen Köpfen sind der Gegenstand dieses Buches." Gegen diese Begrenzung dürften höchstens einige Franzosen protestiren. Denn da blonde Haare, blaue Augen, große Gestalt, lange Köpfe auch als Kennzeichen der Germanen gelten, so meinten diese, es sei eine Beleidigung für die „arischen" Franzosen, sie überhaupt zu Kennzeichen der Arier zu stempeln und verlangen, daß man unter diesen kleine rundköpfige, dunkelhaarige Menschen verstehen soll. Den besten Gegenbeweis liefert meines Erachtens die Poesie der arisch redenden Völker. Es liegt in der Natur der Sache, daß man in der physischen Zeichnung des Nationalhelden den nationalen Typus der herrschenden Kaste festzuhalten bestrebt ist. Aber nicht nur Siegfried ist blond, auch die Griechen nennen ihren Achill blond, und es ist geistreich ethnologisch gedacht, daß der weit modernere Odysseus wenigstens kastanienbraun erscheint. Iranier und Inder kennen allerdings keine blonde Helden, aber weißhaarige, wie Firdusis Sal, offenbar eine Verkennung des ursprünglich Blonden, das den schwarzhaarigen Nachkommen krankhaft, wie die Haarfarbe der Albinos erschien. Nach Poesche nun liegt dieser letzteren Auffassung sogar das Richtige zu Grunde. „Die Blonden sind Albinos oder, genauer gesprochen, Halbalbinos." Die arische Race verdankt demnach ihren Ursprung der Albino-Varietät einer ursprünglich dunkeln Race, die sich unter bestimmten, durch lange Zeiträume sich gleichbleibenden Einflüssen zu einer sogenannten constanten Species entwickelte. Die nächste Frage ist, wo dies geschehen.

Die hergebrachte Ansicht ist, daß der arische Stamm in Asien zu Hause sei. Alle möglichen Gründe sind hierfür angeführt, bis auf den Namen der nordischen Asen, der doch mit Asien nicht das Geringste zu thun hat. Diese Meinung hat jedoch schon mannigfachen Widerspruch Seitens der Ethnologen und Philologen gefunden. So hat sich namentlich Benfey energisch zu Gunsten Europas ausgesprochen. Poesche citirt einen Satz Latham's, der in philologischer Hinsicht, wie mich dünkt, entscheidend ist. „Wenn wir zwei Zweige derselben Sprachklasse besitzen, die getrennt von einander sind und von denen einer ein größeres Gebiet hat und mehr Varietäten zeigt, während der andere geringeren Umfang und größere Homogenität besitzt, so ist anzunehmen, daß der Letztere von dem Ersteren abstammt und nicht umgekehrt. Die Indo-Europäer Europas von den Indo-Europäern Asiens ableiten, ist in der Ethnologie dasselbe, als wenn man in der Herpetologie die Reptilien Großbritanniens von denen Irlands ableiten wollte." Poesche schließt sich Cuno

*) Die Arier, ein Beitrag zur historischen Anthropologie. Jena, H. Cost

an, der in seinem Buche über die Skythen die Heimat der Arier in der nordeuropäischen Tiefebene sieht. Er sucht dieselbe indessen noch näher zu bestimmen und kommt aus geographischen und linguistischen Gründen zu folgendem Resultate: „Wenn nun der Niemen (— um welchen die Litthauer wohnen, deren Sprache die deutlichsten Spuren des Alterthums zeigt —) sicheren Anzeichen nach der Urheimat ganz nahe ist, der Dniepr aber als älteste Handels- und Verkehrsstraße der Blonden angesehen werden kann, so läge es doch am Nächsten, die älteste Heimat, den Entstehungsort der blonden blauäugigen Langköpfe zwischen Rhudon und Borysthenes zu verlegen." Diese Gegend aber bildet ein ungeheures Sumpfland, die Rokitnosümpfe, von denen ein russischer Reisender folgende interessante Thatsache berichtet: „Bemerkenswerth in dieser Sumpfgegend ist die dort allgemein vorkommende Erscheinung der Entfärbung; die Fälle des Albinismus sind sehr häufig, die Pferde sind fast alle grau oder isabellenfarbig, die Blätter der Bäume blaß, die Natur trüb und farblos." Dort also ist nach Poesche der Ursitz der Arier; während wir unsere Ahnen als kühne Hirten in die Thäler des Hindukusch träumten, finden wir sie in den trüben Sümpfen Rußlands. Viel spricht für die Ansicht des Verfassers, aber Eins will damit nicht stimmen. Die vergleichende Mythologie hat uns ein gewisses mythologisches Gemeingut aller arischen Völker enthüllt; müßte dies nicht etwas von dem trüben und farblosen Charakter jener Urheimat an sich haben? Allenfalls von den finnischen Mythen kann man dies sagen, nicht aber von den strahlenden Gestalten der arischen Urgötter, die dem Sonnenglanz und dem Blitzstrahl ihre Entstehung verdanken. Freilich stehen uns wiederum endlose Zeiträume zur Verfügung, um die Kluft zwischen den Ariern, wie sie entstanden, und wie sie späterhin in die Geschichte eintraten, auszufüllen. Von jenen Urariern nimmt der Verfasser zudem an, daß sie den „Eskimos in der Verwandtschaftsreihe ganz nahe standen."

Es würde uns zu weit führen, wenn wir Herrn Poesche auf seinen weiteren Auseinandersetzungen begleiten wollten. Aus jenen Albino-Eskimos entwickeln sich, hauptsächlich in Folge der Milchnahrung, die hochgewachsenen blonden Helden, wie sie Rom staunend in Celten und Germanen noch später bewunderte. Der Verfasser schildert die Nachbaren der Arier, die von ihnen besiegt wurden und mit denen sie sich vermischten. So entstanden die indoeuropäischen Nationalitäten. Die große Gestalt und die Langköpfigkeit verliert sich immer mehr, dagegen gewinnt der Albinismus an Boden. Diese Mischungstheorie erinnert einigermaßen an die, welche Graf Gobineau in seinem geistvollen Buche Sur l'inégalité des races humaines aufgestellt hat, nur mit dem Unterschiede, daß Graf Gobineau seiner „weißen Race" auch den Ursprung aller Civilisation mit Ausnahme des Kunsttriebes, den er im Gegentheil als Attribut der schwarzen Race ansieht, zuschreibt. Hiervon ist Poesche weit entfernt. Er ist vielmehr der Meinung, daß die Cultur ein Erzeugniß der südlichen Gegenden ist und allmählich nach Norden vordrang. Was denn nun hat den Ariern die Übermacht verschafft? „Wir zeigten die älteste Schädelform der Arier auf; sie verrieth keine bedeutende Entwicklung geistiger Fähigkeiten, eher das Gegentheil. Das Klima des Baltischen Meeres ist rauh und wenig geeignet zur Förderung höherer Gesittung, zur Entwicklung geistiger Kräfte, wie deren eine welterobernde Race bedarf. Was war es also, das diese Race vor andern auszeichnete und zu ihren Herren machte? Wir können in den ältesten Ariern keine Halbgötter sehen, und müssen uns deshalb nach einer natürlichen Erklärung der wunderbaren Erfolge umschauen, die uns hier beschäftigt haben. Ich möchte hier, si parva licet componere magnis, an einen parallelen Fall erinnern, den Gerhard Rohlfs bespricht. „Von Allem das ungebildetste Volk waren die Fullan; jedoch mit guten Anlagen und eisernem Willen begabt, nahmen sie schnell Alles von den ihnen unterworfenen Völkern an, und manchmal vervollkommneten sie die ihnen nun bekannt gewordenen Künste. Da aber, wo sie bei ihrer Urbeschäftigung, der Viehzucht, blieben, sind die Fellata noch heute, was sie vor Jahren waren, und selbst in dieser primitiven Beschäftigung stehen sie anderen Völkern weit nach." Große ursprüngliche Unbildung, eiserner Wille, Berührung mit fremden Bildungselementen, hier wie dort; wir schließen deshalb nothwendig auch auf das Vorhandensein der guten Anlagen, welche Rohlfs bei den Fullan hervorhebt. Die Arier entwickeln sich aber ihrer ganzen Natur nach so langsam, daß man in der ersten uns zugänglichen Periode ihrer Geschichte diese guten Anlagen noch nicht sehr bedeutend hervortreten sieht." Die Cultur ist zu den Ariern durch die Semiten gekommen; ob diese ihre Schöpfer sind, oder hamitische Völker, ist eine weitere Frage. Mich dünkt, was mit den Ariern in die Weltgeschichte eintrat, war das männliche Princip, das Princip des Individualismus. Der Begriff des freien Mannes, der Stolz auf diese Eigenschaft fehlt allen jenen südlichen Culturgemeinschaften. Sie haben die Civilisation erzeugt, waren gleichsam die Mütter derselben, aber es ist der Civilisation bei ihnen gegangen, wie einem Kinde, dessen Erziehung ausschließlich der Mutter überlassen bleibt. Es verweichlicht und verkommt. Die Arier waren gleichsam die Männer, welche die Erziehung der Civilisation in die Hand nahmen, sie hauchten ihr den männlichen Geist ein, der sie selbst beseelte und schufen aus ihr den modernen Welteroberer, der keine Grenzen mehr kennt, aber auch keine Rücksichten. Auch in physiologischer Hinsicht sind die Arier die Väter der Geschichte; denn in ihrer Eigenschaft als Eroberer wurden sie in fremdem Lande, sobald die Ureingeborenen nicht sämmtlich ausgerottet wurden, auch in wirklichem Sinne die Väter der kommenden Generationen.

Schließlich drängt sich uns die Frage auf, welchen Verlauf die Ausbreitung der arischen oder arisirten Race in Zukunft nehmen wird. Der Verfasser sagt darüber Folgendes: „Das ethnographische Menschheitsspectrum würde sich also ungefähr so darstellen: in der Mitte zwischen Äquator und Nordpol, jedoch dem letzteren näher, ein breites Band heller blonder Völker rings um die Erde; von da aus nach Nordpol und Äquator zu Bänder immer dunkler werdender Völker. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich auf der südlichen Erdhälfte, gleichsam als Reflex der ersteren, wie ein secundärer Regenbogen. Anders zeigt sich das linguistische Menschheitsspectrum. Hier ist die offenbare Tendenz, nach den Polen zu arische Ursprachen zu haben, germanisch und slavisch; auf beiden Seiten des Äquators romanische Sprachen, und zwar portugiesisch dem Äquator zunächst (—? und Peru? D. R.) Ich nehme also für Ausbreitung der arischen Sprache viel größeren Raum für die Zukunft in Anspruch, als für die Ausbreitung des physischen Typus der Arier. Dies aber thue ich schon aus dem einfachen Grunde, weil ich als Gesetz in der ganzen Geschichte erkannt und nachgewiesen zu haben glaube, daß sich die arische Sprache stets viel weiter und gründlicher ausbreitete, als der physische Typus der Arier. Für den letzteren giebt es einschränkende Gesetze in der Natur, für die erstere nicht; sie kann, in Modificationen allerdings, überall auf der Erde, von den Polen bis zum Äquator erklingen und allem Anschein nach wird sie es."

Im Allgemeinen dürfte auch hiergegen nichts einzuwenden

sein. Daß die Natur den Ariern Grenzen gesteckt hat, stellt sich schon heute deutlich heraus, und es heißt, die Naturgesetze ignoriren, wenn man noch von einer englischen Colonisirung Indiens träumt oder sich einbildet, Mexico könnte einst ein Land der Yankees werden. Es ist vielmehr Tausend gegen Eins zu wetten, daß in den alten Culturländern Amerikas die Eingeborenen in irgend einer Weise wieder obenauf kommen werden; ja zum Theil sind sie es schon, wie denn der Indianer Juarez, der den Nachkommen Karls V. erschießen ließ, gleichsam ein grausiges Epigramm dieses Umwandlungsprocesses geliefert hat. Könnte man doch fast zweifeln, ob nicht in Peru wieder die Ketschua-Sprache die Oberhand gewinnen werde. Indessen ist letzteres trotzdem wohl kaum anzunehmen, und so wird denn auch hier wieder die Sprache dem oberflächlichen Beobachter den eigentlichen ethnologischen Zustand verschleiern. Freilich wäre es falsch, im Erlernen einer fremden Sprache das ethnologische, physiologische Moment zu verkennen. Sprechen und Denken stehen in Wechselwirkung, und so muß die fremde, höher entwickelte Sprache auch den Denkapparat beeinflussen. Es ist ein Unterschied, ob der Gedanke sich in den barbarischen Urwaldswortverschlingungen des Aztekischen oder der lichten Logik einer romanischen Sprache bewegt, ob ihm die bewundernswürdige Objectivität zu Gebote steht, mit der die Griechen und, wenn auch auf Umwegen, alle germanischen und romanischen Völker die Zeiten unterscheiden, oder ob er nur über die subjectiven Unterschiede der Semiten zwischen dauernder und vollendeter Handlung verfügt. Man möchte fast sagen, daß die Entdeckung der Tempusunterschiede nur von historischen Nationen ausgehen konnte und daß da, wo man mit Beobachtung derselben conjugiren lernt, die Geschichte einkehrt.

H. Herrig.

Frankreich.

Lenient: Die Satire in Frankreich während des Mittelalters.*)

Von jeher war der satirische Geist in Frankreich heimisch. Schon von den alten Galliern wird berichtet, daß sie am Spott ihre Freude gehabt, und jene scharfe Laune, jene Lust am Hohn und übermüthig-schneidiger Rede ist auch ihren Enkeln, den Franzosen, geblieben. Dieser im Charakter des französischen Volks hervorstechende Zug zeigte sich im Mittelalter ganz besonders kräftig. In dem Menschen jener Zeit standen sich fast unvermittelt die fromme Hingebung an den Glauben, die Vorliebe für das Geheimnißvolle, die Achtung vor dem Bestehenden einerseits und der Skepticismus, die derbe Offenheit der Rede, der Spott über das was für heilig galt, auf der andern Seite gegenüber. Dieser Zwiespalt gab der ganzen Epoche etwas Ruheloses und war besonders geeignet, den Geist der Satire zu kräftigen. Seine Äußerungen finden sich überall, auf allen Gebieten des damaligen Lebens; nur dürfen wir, wenn wir dieselben aufsuchen wollen, nicht an die Form der von den Alten überlieferten klassischen Satire denken. Der satirische Geist äußerte sich am freisten und eigenthümlichsten gerade in den früheren Epochen, als er noch nicht in die fremden Bande eingeschnürt war. Boileau ist wohl der bekannteste, aber lange nicht der schärfste Satiriker der Franzosen.

*) C. Lenient, la satire en France au moyen-âge. Ouvrage couronné par l'Académie française. Paris, 1877, Hachette & Cie.

C. Lenient hat sich in dem vorliegenden Werk die Aufgabe gestellt, die Äußerungen dieses satirischen Geistes während des eigentlichen Mittelalters zu verfolgen und diesen wichtigen Theil der Literatur zur übersichtlichen Anschauung zu bringen. Aber die Fülle des Stoffes, die sich dem Forscher bei diesem Studium bietet, ist außerordentlich. Satiren verlangen zudem, sollen sie von einem späteren Geschlecht verstanden und gewürdigt werden, eine genaue Kenntniß der Zeitverhältnisse, der Sitten und Ideen der Gesellschaft, in welchen die Satire erwachsen ist. Diese erläuternden Schilderungen fehlen in Lenient's Buch gar oft; in dem Bestreben, übersichtlich zu bleiben, hat er es versäumt, culturhistorische Schilderungen beizufügen, durch welche der eigentliche Geist der Satire erst recht deutlich geworden wäre. So wie das Buch vorliegt, ist es zwar immer noch ein verdienstliches, tüchtiges Werk, aber es schadet sich selbst durch die Form, in der es auftritt. Hätte sich Herr Lenient etwas weniger knapp gehalten, seine Arbeit hätte sicherlich bedeutend an Interesse gewonnen. Studien solcher Art müssen überhaupt von einem höheren Gesichtspunkt aus geleitet sein; die Tendenzen der Nationen in den verschiedenen Jahrhunderten, die Entfaltung des modernen Geistes und des modernen Völkerlebens in diesem Kampf des satirischen Geistes gegen die finstern Gewalten der mittelalterlichen Barbarei zu verfolgen, wäre eine dankenswerthe Aufgabe gewesen. Aber dann hätte sich der Blick freilich nicht auf ein einziges Land beschränken dürfen, eine gelegentliche Vergleichung mit den Äußerungen des satirischen Geistes bei den andern Culturvölkern Europa's wäre unerläßlich gewesen.

Das Mittelalter bietet, wie kaum eine andre Epoche, ein farbenreiches Bild. Noch sind die Stände und Klassen des Volks nicht durch den nivellirenden Einfluß der modernen Civilisation abgeschliffen; noch bewahrt der Einzelne mehr ein individuelles Gepräge. Neben den mannichfaltigsten Bildungen in Staat und Gesellschaft, neben den abenteuerlichsten Begebenheiten finden wir darum eine große Reihe scharfgeschnittener Charakterköpfe, welche das Bild beleben. Im zwölften Jahrhundert begann sich die Gemeinde zu entwickeln, und mit ihr erwuchs sicher, aber langsam das freie Bürgerthum. Gleichzeitig entstanden die Universitäten, und von ihnen ausgehend durchdrang ein jugendlich frischer, kriegslustiger Geist die Welt und erfrischte die Gemüther. Diese Periode währte bis zum Beginn der Renaissance, die eine neue, anders geartete und anders denkende Welt heraufführte. In jenen Jahrhunderten des eigentlichen Mittelalters finden wir nun den kaustischen Witz in Frankreich ganz besonders lebendig. Er bildete die beste, freilich auch oft die einzige Waffe der Unterdrückten. In unseren Tagen, wo die Völker Europas in den Parlamenten ihre Stimme erheben können, wo die Presse eine Macht geworden ist, glaubt man oft, daß in der früheren Zeit das Volk jeder Möglichkeit, seinen Willen kundzuthun, beraubt gewesen sei. Gesetzlich allerdings, aber thatsächlich konnte es ebenso laut reden, wie heute. Nur muß man nicht glauben, daß jede Epoche sich derselben Mittel bedienen müsse. Jedes Zeitalter hat seine besondere Art sich zu äußern, und das Mittelalter z. B. hat in gewisser Hinsicht mehr Freiheit der Sprache besessen, als manches Jahrhundert, das ihm folgte.

Lenient beweist diese Behauptung, indem er zunächst an die politischen Chansons erinnert, in welchen sich die Unzufriedenheit des Volks deutlich äußerte, so in der Chanson de Landri, in welcher der Günstling der Königin Bertha schonungslos verhöhnt wurde. Auch die Sirvente der Troubadours, die anfangs persönlicher Natur war, wie bei dem diabolisch genialen Bertrand de Born, behandelte bald allgemeine Fragen, und griff in ihren leiden-

schaftlichen Kundgebungen zu beißendem Hohn und zu groben Invectiven. Das fahrende Sängerthum wurde zu einer Macht. Es recrutirte sich zumeist aus der Klasse der Berufslosen, aus der Welt der verkommenen Studenten und entlaufenen Mönche, welche an dem Zigeunerleben Gefallen fanden. Die Geschichte dieser Leute bildete oft ein finsteres Drama, von dem die Masse freilich keine Ahnung hatte, wenn sie den Liedern derselben lauschte. Einer der talentvollsten und zugleich unglücklichsten jener Sänger war Ruteboeuf, der sein Leben lang mit dem Elend kämpfte und auch im Elend zu Grunde ging. Mit welch beredten Worten wußte er König Ludwig IX. seine Armut zu schildern, oder die Gleichgültigkeit seines Jahrhunderts anzuklagen, das seine Dichter verhungern lasse. Aber auch sich selbst verschonte er nicht und geißelte sich ob seiner Spielwut. War es ihm geglückt, etwas Geld zu erwerben, so trug er es in seinem Leichtsinn in die Schenke oder verlor es beim Würfelspiel, während Frau und Kinder daheim hungerten. Er schildert selbst einmal, wie er nach einem wüst verbrachten Abend nicht an die Thüre seiner Wohnung zu klopfen wagt, weil er die Vorwürfe seines Weibes, die Thränen seiner Kinder fürchtet. In seinen guten Stunden aber fühlt sich Ruteboeuf als ächten Dichter, als gottbegeisterten Sänger; er weiß, daß das Volk seine Lieder kennt und liebt, daß sie auf dem Schloß wie in der Hütte vorgetragen werden. Aber nur zu bald überkommt ihn wieder die Bitterkeit; voll Zorn erhebt er sich gegen die bevorzugten Klassen, gegen den Adel und die Priester. Besonders die letzteren haßt er aus dem Grund seines Herzens; ihnen schreibt er alles Unglück des Volkes zu, sein eignes Elend, ja sein Mißgeschick im Würfelspiel. Man könnte ihn wegen seines Hasses gegen die Klerisei, wegen seines Skepticismus mit Voltaire vergleichen, wenn er nicht am Schluß seines Lebens ein Asyl in einem Kloster gesucht hätte. Lenient schildert Ruteboeuf und die ihm verwandten Dichter, wie Adam de la Halle, in kurzer aber treffender Weise; er theilt einige ihrer Ausfälle gegen die Machthaber jener Zeit mit, und man müßte sich wundern, daß so kühne Worte über das Papstthum und den Adel, über die Lehren der Kirche und das Leben der Geistlichkeit ungeahndet blieben, wüßte man nicht, daß diese Volksdichtung damals an entscheidender Stelle als der Aufmerksamkeit unwerth galt, daß man nur die Lehren der Philosophen und Theologen einer Beachtung werth hielt. So nur lassen sich die Kühnheiten des „Roman de la Rose" in seinem zweiten Theil, so nur die Angriffe des „Renart" verstehen, die so rücksichtslos und schneidend waren, wie nur je die polemischen Schriften der Philosophen im vorigen Jahrhundert.

Das vierzehnte Jahrhundert brachte ganz besonderes Unglück über Frankreich. Die verheerenden Kriege mit den Engländern, die Schrecken der Verwüstung und Anarchie brachten das Elend des Landvolks auf den Gipfelpunkt. Die Bauern erhoben sich endlich wider ihre Bedränger und aufs Neue floß das Blut in Strömen. Man kann das Anwachsen des allgemeinen Unglücks in den Gedichten der Zeit verfolgen. Immer heftiger, immer gehässiger werden die Lieder gegen den Adel, der das Volk bedrückt, sich von den Feinden schlagen läßt und nicht einmal den König vor der Gefangenschaft zu retten weiß. Zu den Sängern dieser Art gehörte u. A. Alain Chartier, der in seinem Quadriloque invectif, einer Art öffentlicher Beichte, die drei Stände einander gegenüber stellt und einen jeden die Fehler und verrätherischen Handlungen der anderen beiden enthüllen läßt. Wie in einem späteren Jahrhundert die „Tragiques" d'Aubigné's, so athmen auch diese politisch-socialen Satiren grimmigen Hohn, Haß und Verachtung. Neben ihnen finden sich allerdings auch rein patriotische Gedichte, die das Volk zum Kampf für das Vaterland aufrufen, doch entziehen sich dieselben dem Rahmen unserer Besprechung.

Nur schwer erholte sich Frankreich von den Verwüstungen der langen englischen Kriege. Das Volk war verwildert, der französische Geist lag darnieder. Diese Epoche repräsentirt François Villon, das Urbild des literarischen Zigeunerthums. In solchen Zeitläuften verliert die satirische Laune nichts an Kraft. In Frankreich wählte sich die Satire, wenn sie ihre politischen und religiösen Ketzereien bei Seite ließ, hauptsächlich zwei Opfer, die Geistlichen und die Frauen. In keinem Lande hat die Frau eine so große Herrschaft in der Gesellschaft, wie gerade in Frankreich, und in keinem muß sie sich, vielleicht gerade deshalb, solche Angriffe und solchen Spott gefallen lassen.

Wir können hier nicht auf alle satirischen Erscheinungen eingehen, welche im Laufe der vier so bewegten Jahrhunderte in Frankreich auftauchten, und welche Lenient in seinem Buch behandelt hat. Es sei nur noch bemerkt, daß auch das Theater in den Kreis der Betrachtungen einbezogen werden mußte, da es nicht selten in den Kämpfen der Zeit eine hervorragende Rolle spielte. Die satirisch-politischen Stücke brachten oft die Rivalität zwischen Königthum und Papstthum mit erstaunlicher Kühnheit zur Sprache. Aber auch hier gilt, was schon oben bemerkt wurde: eine breitere Behandlung des Themas wäre sehr am Platze gewesen. Auch hier drängt sich die Masse des Stoffs zu sehr, der Reichthum der Erscheinungen, die Mannichfaltigkeit der lebens- und kraftvollen Gestalten ist so groß und jedem Einzelnen wird nur so wenig Raum in dem Buch gegönnt, daß dasselbe etwas Unruhiges bekommt und keinen reinen Eindruck aufkommen läßt. Es ist eben mehr als ein Handbuch und weniger als eine erschöpfende Geschichte. Der Verfasser mag dies selbst gefühlt haben, denn sein Werk über die Satire im sechszehnten Jahrhundert, das kürzlich in zweiter Auflage erschienen ist, ist größer angelegt. Allerdings gehört das sechszehnte Jahrhundert zu den wichtigsten Epochen in der Geschichte der Menschheit und verdient schon deshalb besondere Aufmerksamkeit. Trotz der kleinen Einwendung, die wir erhoben haben, betonen wir nochmals, daß Lenient's Geschichte der Satire in Frankreich eine gediegene Arbeit ist, die wir jedem empfehlen können, der sich für die Geschichte des geistigen und socialen Lebens im Mittelalter interessirt.

F. L.

England.

Constance, a tale.

Ohne den Namen des Verfassers erschien unlängst in London eine poetische Erzählung*), die in hohem Grade der Beachtung werth ist. Sie fesselt sowohl durch die Formschönheit ihrer Verse, durch die meisterhafte Behandlung der Sprache, wie durch den Inhalt, welcher bilder- und gedankenreich, in harmonischer Verschmelzung Wahrheit und Dichtung vorführt. Das Verhältniß dieser beiden zu einander wird in einem kurzen Vorwort des Verfassers klar gestellt durch die Bemerkung, daß die handelnden Personen freie Erfindung seien, und daß die Geschichte ursprünglich schon im Jahre 1831 geschrieben, aber dann aus späteren Ereignissen ihren historischen Hintergrund empfangen habe. Es ist damit die im Jahre 1857 ausgebrochene Rebellion der Ein-

*) Constance, a tale. London, 1877, Smith, Elder et Co.

geborenen Ostindiens gegen die englische Herrschaft gemeint. Der Schauplatz der Erzählung liegt im Alpenland des Himalaya. Die herrlichen Landschaftsbilder, die reich an Zahl, immer neu und überraschend vor dem Leser aufgerollt werden, machen den Eindruck voller Naturwahrheit. Treu und aus eigner Anschauung ist hier die Natur gemalt, aber zugleich so wie sie sich nur in dem Auge und der Seele eines wahren Dichters wiederspiegelt.

Wie durch eine imposante Ouvertüre wird die Erzählung eingeleitet mit einer Schilderung des gewaltigsten aller Gebirge, des ungeheuren „Schneepalastes" Himalaya, der mit den abendlichen Schatten seiner himmelhoch ragenden Zinnen ein halbes Reich bedeckt.

XII.

You snow-clad mountains are a feast sublime
For soaring thought and contemplation high.
You rock-cleft precipice, whose wall to climb
The clinging lichen shuns her art to try: —
Each hath its charm. But when thine aching eye
Seeks the relief of tears, its fire to quell:
And when thy bosom fain would pour the sigh
O'er bygone memories — here thy gaze must dwell.
For beauty like to this claims kin with sorrow's swell.

XIII.

And treasur'd here, in musical accord,
All the past smiles of better days thou'lt find
Uprise around thee: yea, full many a word
Of those ye lov'd, ere Fortune prov'd unkind,
Shall float, in shadowy whisper, on the wind
Of yon deep valley — sadder than of yore,
But sweeter too. For man is ever blind
To present bliss, nor owns, save to deplore,
The treasure which alone fond Memory can restore.

XIV.

Then hither turn, whene'er thy soul is sad
And gaze thy sorrow and thy self away;
And hie thee hither, when thy heart is clad
In weeds of woe. When the long grim array
Of future years assails thee with dismay,
And daunts thy daring: come, but come alone;
For'tis a solemn act, which shuns the day
Of prying eyes, enduring only one,
That eye to whom Man's heart lies open all and known.

Nach den einleitenden achtzehn Strophen geht der erste Gesang zur Erzählung über, die ohne Stropheneintheilung in schönen fünffüßigen Jamben dahinfließt. Auf blumigem Bergesabhang ruht sinnend die holde Constanze, während ihr schneeweißes Roß in der Nähe weidet. Welch geheimer Zauber sie bei ihrem einsamen Umherstreifen stets nach dieser Stelle zieht, wagt sie sich selbst kaum zu gestehen. Nicht die wundervolle Rundsicht allein ist es: hier war es, wo sie ihn kennen lernte, den sie nimmer vergessen kann, den jungen Vernon, einen edlen Sohn Britanniens, ihrer geliebten Heimat. Doppelt reizvoll erschien ihr die großartige Umgebung, als sie hier das Echo der eigenen Empfindung aus sympathischem Herzen strömen hörte.

If foes turn lovers, in the hour of fear;
If misery, hearts at enmity, endear;
If streams, that rav'd in fury, when they met,
By brief, deep intercourse, their rage forget;
If exile blunt the shafts, which hatred spends;
What will not solitude like this, for friends?

Yes! child of Feeling. While the world is new,
And bright and beautiful, and thou art gay,
Feast on the scene unfolding to thy view,
Enjoy, possess, luxuriate, whilst thou may,
With thankful heart; for bliss, so pure, so rare,
Life has commission once, but only once to bear.
And hours shall come, when all thy dream shall be
Of a bright past: that is, no more for thee.

Noch die sinkende Sonne findet Constanzen an ihrem Lieblingsplatz. Endlich erhebt sie sich, den Heimweg anzutreten, aber vergebens ruft und lockt sie ihr treues Thier. Sie erblickt es plötzlich, als sie den Pfad verfolgt, fest gebannt, von tödtlichem Entsetzen angesichts eines im Busche lauernden Leoparden, der zum Sprunge bereit ist. Sie selbst, von Schreck gelähmt, vermag nicht zu fliehen. Eine Minute furchtbarster Pein vergeht. — Mit dramatischer Lebendigkeit ist die Situation geschildert und die Rettung der Bedrohten durch den kühnen St. Clair, der mit sicherm Schuß den gefährlichen Feind erlegt.

Der zweite Gesang, dem neben einer Schilderung von Constanzens Schönheit und bezauberndem Wesen eine Andeutung von ihr nahendem Weh präludirt, lehrt die bedeutende Persönlichkeit St. Clairs näher kennen. Sein Vater, von uraltem Adelsgeschlecht, hatte nach dem Verlust großer Ländereien in England sich mit dem Rest unermeßlicher Reichthümer nach Ostindien eingeschifft und, vom Glück begünstigt, von den Franzosen einen kleinen Distrikt Hindostans erkämpft, wo er als freier Fürst zwanzig Jahre herrschte, bis seine Landsleute, die Engländer, immer fortschreitend in ihren Eroberungen, auch sein usurpirtes Land in Beschlag nahmen und ihn verbannten. Sterbend hatte er seinem Sohne das Rachewerk zur Pflicht gemacht, welches derselbe, zugleich von ungezähmtem Ehrgetz gestachelt, als seine Lebensaufgabe mit allen Mitteln verfolgt. Er wird als der eigentliche Urheber und Träger der Verschwörung dargestellt, die den allgemeinen Aufruhr vorbereitet; in seinem Haupt laufen alle Fäden des fürchterlichen Plans zusammen. Dank der Rettung Constanzens wird er im Hause ihres Vaters ein hochgefeierter Gast. Alle berückt er durch seine imponirende Erscheinung, seine ritterliche Anmut und hinreißende Beredsamkeit. Nur Constanze, deren Holdseligkeit ihn rührt, scheut vor ihm zurück. Ihr leiblich Auge und ihre Vernunft zwingen sie zur Bewunderung ihres Retters, ihre Dankbarkeit treibt sie, seiner Werbung Gehör zu schenken, aber ihr Herz kennt nichts als dunkle unbestimmte Furcht vor ihm: sie leidet schwer unter dem wachsenden Druck dieses inneren Conflicts.

Eine Stelle aus dem zweiten Gesang sei hier angeführt als Beispiel der reflectirenden Art und der psychologischen Feinheit des Dichters.

Who would explore Man's heart, choose not that hour
When Reason curbs it with her iron power:
But watch the unguarded impulse; mark the mien
When mirth should sparkle: and if smiles have been
Guests of those features, ere they quite expire,
Scan the transition with a glance of fire.
For many have, like Icarus, been known
To soar with grace on pinions not their own;
Whose skill, exhausted in the upward flight,
Deserts, or fails them, at that per'lous height;
Whence, sudden hurled from light too dazzling far,
In deeper gloom they set, quench'd like some wand'ring star.

Strain'd by some giant arm, the steely bow
Yields to the effort, stubbornly and slow;

Waiting that effort's sure and swift decay
To reassume its form with tenfold sway.
And thus the darkest, stormiest soul may find
A brief submission to the master mind.
Yet the strong effort that constrain' dit o'er,
Recoil to gloom more settled than before.

Auf einer wilden Felshöhe bei dem roh aus Cedernstämmen errichteten alten Tempel der Todesgöttin Durga erwartet St. Clair zur Nachtzeit die drei Häupter der Verschwörung. Flammenzeichen, die nah und fern auflodern, geben ihm von dem erwünschten Reifen des finstern Plans Kunde, noch ehe die Mitverschwornen zur Stelle. Diese sind Eingeborne, Vertreter verschiedener Sekten des Landes, das sie von der verhaßten Fremdherrschaft befreien wollen, charakteristische Gestalten, voll verwegenen Muthes, aber Alle beherrscht von dem überlegenen Geiste des Europäers St. Clair's, der sie mit dämonischer Gewalt seinem Willen beugt. Betrogene Betrüger nennt er sie, als er nach heißer Berathung wieder allein ist. Sie sind ihm nur Mittel zu dem Zweck, für sich selbst ein stolzes Reich zu gewinnen. Die nächtliche Zusammenkunft hatte einen Lauscher. Vernon, den Constanze den Bergen fern glaubte, war hinaufgeklommen auf eine der höchsten Spitzen des Himalaya und hatte abwärts steigend nach tagelangem mühseligem Klettern des Schlafs bedürftig, Schutz gesucht in jenem Tempel der Durga. Aufgeweckt durch plötzlichen Lichtschein und Geräusch von Stimmen, vernimmt er von der Verschwörung, die der englischen Herrschaft in Indien nahen Untergang droht durch die zu Verrath und Empörung gereizten Sipahitruppen. Die wichtige Entdeckung dem Gouverneur mitzutheilen, eilt Vernon rastlos Tag und Nacht vorwärts auf dem steilen Pfade und findet, in Morgenfrühe seinem Ziel sich nähernd, Constanzen auf ihrem Lieblingsplatze unter einem wilden Rosenstrauche. Unvergleichlich zart und duftig ist dieses Begegnen, das plötzliche helle Aufleuchten der jungen Liebe geschildert. Begeistert erzählt er der erregt Lauschenden von den erhabenen Schauern, die ihn auf höchster Bergesspitze umgaben, und theilt schließlich seine Entdeckung mit. Constanze ist nicht überrascht davon. Geheimnißvolle Aufregung unter den Eingeborenen, dunkle Andeutungen ihrer eigenen hindostanischen Dienstleute über den baldigen Triumph ihrer Rasse und das bevorstehende Verderben der Engländer haben seit lange das beklemmende Vorgefühl drohenden Unheils in ihr erweckt. Als Vernon von dem dämonischen Leiter des Complots spricht, blitzt eine Ahnung durch ihre Seele: „St. Clair ist es!" Doch schnelle Reue über den schwarzen Verdacht gegen ihren Retter schließt ihr den Mund, bevor sie den Namen ausgesprochen. — In süßer Lyrik verklingt der vierte Gesang; im fünften und letzten aber gewinnt die Erzählung wieder epische Kraft, die sich gegen das Ende zu dramatischer Wirkung steigert.

Die drohenden Unruhen nöthigen Constanzen die Berge zu verlassen. In der Morgendämmerung sehen wir sie mit ihrem Vater und einer bewaffneten Reiterschaar aufbrechen und begleiten die Reisenden auf rauhem Pfade des Hochgebirges. Unterwegs kommt von steilem Abhange ein tollkühner Reiter, Vernon, herangesprengt mit der Nachricht, der Aufruhr sei ausgebrochen, eine Insurgententruppe ziehe ihnen entgegen. Die Nacht rückt heran, ein Gewitter zieht herauf, und ein gefährlicher Engpaß mit wildem Bergstrom ist noch zu überwinden. Halb ist derselbe passirt, da krachen Schüsse, fünf Reiter stürzen zusammen, die Übrigen erreichen sicher das andere Ufer und ein schützendes Felsendach. Als Constanze aufsieht, erblickt sie auf der gegenüberliegenden Höhe den schrecklichen St. Clair, den Führer der Insurgenten. Die nun folgenden Scenen in trockner Kürze wiedergegeben, würden ohne Zweifel den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit hervorrufen. Wer fragt aber: ob es möglich? wenn er in athemloser Spannung den Worten des Dichters folgt, der seinen Gestalten und Scenerien Lebenswahrheit zu verleihen weiß? Genug — wir hören von Kampf und Tod, von Sturmestosen und Wetterstrahl und von der unsäglichen Qual eines zwischen Hoffnung und Verzweiflung zitternden Menschenherzens. St. Clair vom Blitz erschlagen, Vernon anscheinend tödtlich verwundet, Constanze bewußtlos über ihn hingesunken — so klingt das Gedicht aus in einem tragischen Schlußaccord, der vollkommen zu dem Grundton des Ganzen stimmt. Doch ist auch für diejenigen Gemüther gesorgt, die als principielle Gegner eines traurigen oder ungewissen Endes sich stets unbefriedigt fühlen, wenn sie am Ausgang einer Erzählung nicht die Hochzeitsglocken läuten hören. Sie werden in einem Anhange darüber beruhigt, daß Vernon und Constanze nicht gestorben sind, sondern nach dem Kriege — er als Held mit Ruhm bedeckt, sie, erholt von allen Schrecken, in strahlender Schönheit — vor dem Traualtar in der britischen Heimat ihre Vereinigung fanden.

Der vorliegende Band enthält außer der besprochenen Erzählung einige kleinere Gedichte meistens lyrischen Inhalts, die ebenfalls von Formgewandtheit und Gedankentiefe zeugen. Der beschränkte Raum verbietet, näher darauf einzugehen; nur über das letzte Gedicht mögen noch einige Worte gestattet sein. Es behandelt eine ergreifende Episode aus dem Kriege in Ostindien, den Entsatz der von den Rebellen hart bedrängten Festung Lucknow durch den General Havelock und seine Schotten (17. November 1857). Die Gefahr ist auf das Höchste gestiegen. Die Besatzung kann sich nur noch wenige Stunden halten und sieht einem grauenvollen Tode durch die Rebellen entgegen. Da springt ein junges schottisches Weib plötzlich aus dumpfer Verzweiflung empor und verkündet aufjauchzend nahe Rettung. Ihr scharfes Ohr wurde zuerst getroffen von dem fernher schrillenden Ton des heimatlichen pibroch, sie erkennt die Kriegsmusik der schottischen Hochländer. Hoffnung, Zweifel, endlich die unumstößliche Gewißheit der Befreiung sind die Gefühle, die in raschem Wechsel die Belagerten bestürmen und in den Worten des Dichters lebendigen Ausdruck finden; aber kaum einen so ergreifenden (der Verfasser gesteht es selbst) wie in dem einfachen Pathos des beigefügten Originalberichtes, der den zu gesanglicher Composition bestimmten Versen zu Grunde liegt. Die Jersey Times brachte ihn am 10. December 1857. Er war von einem englischen Arzte angeblich der mündlichen Mittheilung einer Augenzeugin nacherzählt und ist, obwohl angezweifelt in seiner historischen Treue, doch von so eindringlicher Wirkung, wie nur je eine schlichte rührende Darstellung selbsterlebter erschütternder Vorgänge.

Italien.

Villari's Machiavelli.

(Schluß.)

Zum ersten Male erscheint Machiavelli in der Geschichte im Jahre 1498, dem neunundzwanzigsten seines Lebens. Am 8. März dieses Jahres schreibt er jenen merkwürdigen Brief, — den zweiten in allen Gesammtausgaben seiner Werke — über

den Prior von San Marco, worin er sich bereits als einen ebenso scharfen als kalten Beobachter zu erkennen giebt. Am 19. Juni gleichen Jahres ward er zum Kanzler der Zehn gewählt. Es war in Florenz weder unerhört noch ungewohnt, daß Männer der Wissenschaft in den Kanzleien der Republik Verwendung fanden. „Die erste derselben war die der Signorie, an deren Spitze der sogenannte Secretär oder Kanzler der Republik stand. Dies sehr ehrenvolle Amt wurde Männern wie Poggio Bracciolini, Leonardo Aretino und Ähnlichen anvertraut. Dann kam die zweite Kanzlei, die der Zehn, die zwar auch ihre eigene Bedeutung hatte, aber doch in einer gewissen Abhängigkeit von der ersten stand. Die Zehn besorgten die Angelegenheiten des Krieges und der inneren Verwaltung der Republik, die ihnen viel zu schaffen gab. Sie schickten auch Gesandte nach Außen und pflogen Briefwechsel mit ihnen; aber darin befanden sie sich in Gemeinschaft oder sogar in Abhängigkeit von den Signori. So erhielt die zweite Kanzlei ihre Anweisungen von der ersten, und wenn die Zehn — was mehrmals vorkam — nicht gewählt wurden, bildeten die zwei Kanzleien, unter der Leitung des ersten Kanzlers, fast eine einzige."

So bescheiden auch diese Stellung war (sie trug ihm einen jährlichen Gehalt von 192 Gulden, etwa 2000 Mark ein), scheint sie doch den Ansprüchen und Bedürfnissen Machiavelli's vollkommen entsprochen zu haben. Freilich war er mit der dermaligen Form der Regierung nicht ganz einverstanden; doch war es ihm vorläufig genug, daß die Tyrannis der Medici und Savonarola's Herrschaft aufgehört hatten. An Beschäftigung fehlte es ihm nicht und viele Zeit für Privatstudien blieb ihm auch nicht übrig. Vom Morgen bis zum Abend war er durch das Schreiben von Geschäftsbriefen, die sich noch heute zu Tausenden im Archiv zu Florenz befinden, in Anspruch genommen. Außerdem wurde er fortwährend von den Zehn im Gebiet der Republik herumgeschickt und bald auch mit wichtigen Gesandtschaften ins Ausland betraut. Er gab sich diesen Geschäften, welche nach seinem Geschmack waren und seinen fieberhaften Thätigkeitstrieb befriedigten, völlig hin. Seine Mußestunden widmete er der Lectüre, der Unterhaltung und wohl auch den Freuden des Lebens. Als allzeit fröhlicher Gesellschafter stand er mit seinen Collegen von der Kanzlei auf bestem Fuße. Zu seinen intimsten Freunden gehörten Marcello Virgilio Adriani, der Kanzler der Signorie, und besonders Biagio Buonaccorsi, der einen Grad unter ihm stand, ein Schriftsteller von mittelmäßiger Begabung, aber ein guter Mensch und treuer Freund war.

Die diplomatischen Missionen, die ihn an die Höfe benachbarter Fürsten, nach Rom und Frankreich führten, bilden den bedeutsamsten Theil der Wirksamkeit Machiavelli's und haben auf seine persönliche Entwicklung, sowie auf die Entwicklung seiner politischen Ansichten den größten Einfluß ausgeübt. Daher sind es diese, womit sich Villari in den folgenden Capiteln vorzugsweise beschäftigt. Es werden in diesem Bande die neun ersten Sendungen behandelt, nämlich die nach Forli, die erste und zweite nach Frankreich, die an den Herzog Valentino, nach Rom, nach Perugia, nach Siena und an Julius II. Die lichtvolle und anziehende Schilderung dieser Gesandtschaften giebt dem Verfasser willkommene Veranlassung, ein im Ganzen vortrefflich gelungenes Zeitgemälde zu entwerfen. Da es aber viel zu weit führen würde, wollten wir ihm in das Einzelne folgen, begnügen wir uns noch Einiges aus der Lebensgeschichte des Haupthelden selbst hervorzuheben.

Am 12. Juli 1499, zur Zeit des Krieges mit Pisa, erhielt Machiavelli den ersten Auftrag von etwelcher Bedeutung, indem er mit einem Briefe der Signorie an Caterina Sforza, Gräfin von Imola und Forli, gesandt wurde. Zweck der Gesandtschaft war, die Freundschaft des kleinen Staates und seiner Gebieterin zu suchen, beziehungsweise zu erneuern und zu befestigen. Zugleich war Machiavelli beauftragt, Pulver, Salpeter und Kugeln in Forli zu kaufen, da stets neue Nachfragen darnach aus dem Lager vor Pisa kamen. Nachdem er sich zu Castrocaro aufgehalten und über die Parteien, in die dieser Ort gespalten war, an die Signorie berichtet hatte, kam er am 16. Juli zu Forli an und stellte sich alsbald der Gräfin vor. Der Zweck seiner Sendung wurde nicht erreicht und nach einigen Verhandlungen kehrte der Segretario im Ganzen unverrichteter Dinge nach Florenz zurück. „Für Machiavelli war die Gesandtschaft von großem Nutzen, denn seine Briefe waren im Rathhause von Allen sehr gelobt worden." Kaum zurückgekehrt, mußte er sich an den unerquicklichen Verhandlungen betheiligen, deren Endergebniß die Verurtheilung und Hinrichtung Paolo Vitelli's war, des Mannes, dem die Florentiner den Befehl über ihr Heer anvertraut hatten. Ob derselbe schuldig war oder nicht, hat Villari geglaubt nicht entscheiden zu sollen. Es ist ihm dabei entgangen, daß Vitelli's Schuld durch Documente außer allem Zweifel gestellt ist. Machiavelli hat die Angelegenheit mit großem Eifer betrieben und scheint von Vitelli's Schuld durchaus überzeugt gewesen zu sein. Wie groß der Antheil war, den er an allen Kriegsgefahren nahm, und das Ansehen, in welchem seine Bemühungen standen, geht u. A. aus der zu dieser Zeit geschriebenen kurzen Rede an die Behörde der Zehn über die Pisaner Angelegenheit hervor. Dieselbe liefert den Beweis, daß schon damals sein Interesse und seine Studien sich nicht nur auf politische, sondern auch auf militärische Dinge richteten und daß für ihn die Kriegskunst schon ein wesentlicher Theil der Staatswissenschaft war.

Im Sommer 1499 finden wir Machiavelli im Lager vor Pisa, als Secretär der Florentiner Commissäre Luca degli Albizzi und Giovan Battista Ridolfi. Am 18. Juli 1500 wurde der Beschluß gefaßt, durch welchen Machiavelli zum König Ludwig XII von Frankreich gesandt wurde. „Bis zum Jahre 1498 hatte er die Menschen und die Welt wenig gekannt; sein Geist war hauptsächlich auf Bücher, besonders auf die lateinischen Schriftsteller und auf die Geschichte Roms gerichtet. Aber in den zwei folgenden Jahren hatte er mit großer Schnelligkeit im wirklichen Leben und in den Staatsgeschäften Erfahrungen gemacht. Die Gesandtschaft nach Forli hatte ihm zuerst einen Einblick in die diplomatischen Umtriebe gegeben, das Erlebniß mit Vitelli und die Aufführung der Schweizer hatten ihn mit tiefer Verachtung und fast mit Haß gegen die Söldner erfüllt. Der Tod seines Vaters, der am 19. Mai 1500 erfolgte, vier Jahre nach dem seiner Mutter und wenige Monat vor dem seiner einen Schwester, machte ihn, obwohl er nicht Erstgeborener war, gewissermaßen zum Haupt der Familie und vermehrte seine Sorgen und Gedanken. Seine Reise nach Frankreich eröffnete seinem Geiste ein neues Beobachtungsfeld und einen weiten Horizont, und zwar um so mehr, als sein College (Della Casa) nach den ersten Monaten krank wurde und so die zwar bescheidene, aber doch wichtige Gesandtschaft allein auf seinen Schultern ruhte."

Zu Pistoja waren indeß die blutigen Kämpfe zwischen den Cancellieri und den Panciatici, welche letztere aus der Stadt vertrieben wurden, sehr grausam geworden. Die Stadt blieb zwar Florenz unterworfen, aber man mußte fortwährend eine Rebellion befürchten. Um die Ordnung wieder herzustellen, mußten daher specielle Commissäre, Leute und Waffen geschickt werden. Machiavelli führte nicht nur den Briefwechsel, ertheilte Befehle,

gab auf Verlangen der Zehn und der Signorie Gutachten ab, sondern er wurde auch (1501) mehrmals nach Pistoja gesandt. Wir finden ihn im Februar und im Juni dort, wo er mit eigenen Augen sehen will, um dann Bericht zu erstatten.

Von allen Gesandtschaften war für Machiavelli die an Cesare Borgia die wichtigste. Daher wird sie denn auch von Villari am Ausführlichsten behandelt. Über den Einfluß, den die Borgia auf die Entwicklung der Ansichten Machiavelli's ausgeübt, schreibt Villari (S. 425 f. Mangold S. 365 f.): „Wer glauben wollte, daß er sich bei seinem Urtheil über den wahren Charakter des Papstes und seines Sohnes täuschte, der mag die erste Gesandtschaft nach Rom und sein erstes Decennale lesen, um sich alsbald vom Gegentheil zu überzeugen. Im letzteren nennt er den Herzog einen Menschen ohne Erbarmen, einen Rebellen gegen Christum, die Hydra, den Basilisken, der des elendesten Todes würdig sei; in ähnlichen Ausdrücken spricht er vom Papste. Doch gerade im Verkehr mit Valentino entstand und gestaltete sich deutlich der Gedanke, der in Folge sein ganzes Leben beschäftigen sollte, der Gedanke einer von jeder moralischen Erwägung getrennten und unabhängigen Staatswissenschaft. In dieser Trennung erkannte er das einzige Mittel, um sie klar zu erfassen und auf eine neue Grundlage zu stellen. Sein geistiger Zustand glich dem eines Mannes, der sich zum ersten Mal anschickt, die Gesetze aufzusuchen, nach denen der Reichthum der Nationen wächst oder abnimmt, und das ökonomische Problem sowohl am Kaufmann, am Gewerbetreibenden und am Ackerbauer, welche produciren, als auch am Soldaten, welcher plündert, und am Briganten und Piraten, welche rauben, erforscht hat. Von dieser mehr oder minder abstracten und unnatürlichen Trennung eines einzigen der socialen Phänomene von allen andern ging in der That die Nationalökonomie aus: ihr verdankte sie sowohl ihre raschen Fortschritte, als auch einige der Irrthümer, die sie später zu verbessern suchte. Von einer nicht sehr verschiedenen Trennung ging auch Machiavelli bei der Betrachtung der Handlungen Valentino's aus, in welchen ihm dieselbe nicht als eine Hypothese oder Abstraction, sondern als eine wirkliche Thatsache erschien. Doch für jetzt brachte er es nur zur Aufstellung einiger allgemeinen Maximen, ohne sich zu einem theoretischen Erfassen von Principien aufzuschwingen oder gar seiner Methode so sicher zu sein, daß er versucht hätte, sie zu einem Lehrgebäude zusammen zu ordnen. Seine Gedanken gestalteten sich, gleichsam unbewußt, zu einer idealen Persönlichkeit, der Persönlichkeit des gewandten, fähigen, kühnen Staatsmannes, der durch keine Gewissensscrupel, durch keine moralische Autorität zurückgehalten wird, wenn er nur, jedes Hinderniß überwindend und selbst Blutvergießen und Verrath nicht scheuend, sein vorgestecktes Ziel erreicht. Im Grunde hatte er sich bei der Prüfung der Handlungen Valentino's in seinem Kopf einen imaginären Valentino geschaffen, auf den er später immer zurückkam. Es ist dieselbe Gestalt, die so häufig in den Erörterungen der Gespräche und des Fürsten wiederkehrt, wie um deren erste Quelle ins Gedächtniß zurückzurufen, und um von Neuem Zeugniß abzulegen, daß der Verfasser gestrebt hat, das Fundament seiner Politik nicht durch ein Hinaufsteigen zum höchsten Gut oder durch ein Stehenbleiben bei einer metaphysischen Abstraction, sondern einzig durch das Erfassen des wirklichen Lebens zu gewinnen. Einem ähnlichen Drange folgte er, als er später das Leben Castruccio Castracani's schrieb, welches bekanntlich nicht Geschichte, sondern ein Versuch ist, sein politisches Ideal aus der Geschichte abzuleiten. Dies erklärt uns, wie er Valentino so sehr loben und so sehr tadeln konnte. Das Lob gilt im Allgemeinen der idealen Persönlichkeit, der Tadel der geschichtlichen. Doch ist die eine nicht so weit von der andern verschieden, daß wir sie nicht manchmal verwechselten, um so mehr als dies dem Verfasser selbst passirt, wenn ihn seine Phantasie fortreißt, die ihn bisweilen mit desto größerer Gewalt beherrscht, je fester er davon überzeugt ist, daß er in seiner Erörterung ganz kühl sei."

Wäre Machiavelli nur Staatsmann und nicht zugleich Schriftsteller, so würde sich die Geschichtsschreibung kaum mit ihm gelegentlich befassen. Denn so wichtig die Rolle auch gewesen sein mag, welche er auf dem Schauplatz der Geschichte seiner Vaterstadt gespielt, so war er doch in seiner Eigenschaft als Kanzler der Zehn wesentlich der Vollbringer eines fremden Willens, wiewohl sich allerdings sein mächtiger Geist nur widerstrebend und niemals völlig dazu hergab, das bloße Werkzeug seiner Vorgesetzten zu sein. Während der Zeit jedoch, da er als Kanzler angestellt war, ließ ihm sein Amt wenig Muße, sich mit literarischen Arbeiten zu befassen. Seine größeren Werke, durch welche er so berühmt geworden, sind alle in späteren Jahren entstanden. Auch Anderen ist es schon wie ihm ergangen, daß sie, von Natur nicht minder zum aktiven als zum speculativen Leben prädisponirt, sich erst dann den Studien und der Speculation gänzlich hingaben, wenn sie zu unfreiwilliger Muße gezwungen wurden. Man wird daher nicht erwarten, eine Analyse und Beurtheilung der bekannteren Werke Machiavelli's in diesem ersten Bande zu finden. Nur einige kleinere Arbeiten haben bereits ihre Stelle in diesem Bande gefunden. So die kurze Schrift: Del modo di trattare i popoli della Val di Chiana ribellati, welche Villari den ersten Versuch nennt, „sich aus der amtlichen Alltags-Praxis zu den Höhen der Wissenschaft zu erheben. Wir können schon jetzt", fährt er fort, „die großen Vorzüge und die Mängel erkennen, die wir später in den größeren Werken Machiavelli's wiederfinden werden. Was vor Allem unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist die eigenthümliche Art, wie sich in dem Geiste des Schriftstellers die Kenntniß der Thatsachen der Gegenwart und die Urtheile, die er sich über die Handlungen ihm bekannter Männer gebildet hatte, mit einer außerordentlichen Bewunderung des römischen Alterthums vereinigt, welches ihm gleichsam das einzige Verbindungsglied zwischen den tagtäglich gemachten Beobachtungen und den Allgemeinheiten seiner noch unsicheren Wissenschaft zu sein scheint. — Gewiß war das Zurückgehen auf das Alterthum und auf die Geschichte überhaupt, um durch die Vergleichung derselben mit den Beobachtungen der Gegenwart die Grundsätze zu finden, welche den Gang der menschlichen Handlungen bestimmen und die Regierungen leiten müssen, in jener Zeit ein sehr kühner und origineller Gedanke. Aber wenn uns die Geschichte die Folge der menschlichen Wechselfälle darlegt, so zeigt sie uns auch, daß sich der Mensch und die Gesellschaft fortwährend ändern und daß deshalb absolute, unabänderliche Normen schwer zu finden sind. Und in der That bemerkt man bei genauer Betrachtung, daß die Geschichte, obwohl Machiavelli sich stets auf sie als auf sein Vorbild und Muster bezieht, ihm doch nur dazu dient, seinen, eigentlich schon aus der Erfahrung abgeleiteten Grundsätzen größeres Gewicht zu verleihen. Und hierin hat man die Quelle vieler seiner Vorzüge und Mängel zu erkennen. Da er den Vorgang noch nicht klar erkannt hat, durch den aus der Vergangenheit eine immer verschiedene und doch eng mit dieser verbundene Gegenwart hervorgeht, da er seiner Methode noch nicht sicher genug ist, um aus den einzelnen Thatsachen mit wissenschaftlicher Strenge allgemeine Grundsätze abzuleiten: so stellt er zwischen beide das Alterthum. Dies muß nun jedesmal als künstliches Mittelglied erscheinen,

wenn er das beweisen will, wovon er schon vorher überzeugt war. Jedenfalls sehen wir in diesem ersten Versuch sehr deutlich, daß er sich, müde der kleinlichen Alltagsgeschäfte und einer Politik kurzreichender Auskunftsmittel, nur über die Schultern des Alterthums hinaus in eine höhere Welt zu erheben vermochte. Dorthin getragen und gestützt durch die Macht seiner Analyse, durch sein Genie und durch seine unruhige Phantasie, suchte er eine neue Wissenschaft zu begründen, nicht ohne bisweilen in Ausschreitungen zu verfallen, welche nie gänzlich aufhörten und ihm später auch von Guicciardini vorgeworfen wurden, der ihn einer allzu großen Neigung zu außerordentlichen Dingen und Wegen beschuldigte" (S. 378 f. Mangold S. 325 f.).

Über Machiavelli's erstes Decennale, das ebenfalls im vorliegenden Bande besprochen wird, urtheilte De Sanctis, der geistvolle Geschichtschreiber der italienischen Literatur und jetzige Minister Italiens, es sei „eine trockene Chronik" (un'arida cronaca). Viel richtiger ist das Urtheil Villari's. Zwar behauptet auch er nicht, daß wir hier wahre Poesie vor uns haben, findet aber, daß die Erzählung in einfachen, leicht fließenden Terzinen schnell voranschreitet und urtheilt (S. 481. Mangold S. 412): „In dieser Arbeit gewahren wir fortwährend einen eigenthümlichen Gegensatz. Wir finden nicht nur eine beißende und bisweilen fast cynische Ironie neben einem tiefen Schmerze über das Unglück Italiens; sondern auch ein sehr lebhaftes Gefühl für die nationale Einheit gegenüber der freilich noch stärkeren Liebe zu dem kleinen florentinischen Vaterlande. Der Verfasser beklagt zuerst die grausamen Wunden, die Italien von den Fremden geschlagen worden und wünscht sie heilen zu können; doch alsbald bricht der Haß gegen Pisa, Venedig und die andern Nachbarstaaten hervor. Oft kommt er auf jenen ersten schmerzvollen Gedanken zurück; aber der Schlußgedanke des Gesanges ist auf Florenz gerichtet, nicht auf Italien. Diesen Kampf zwischen Skepticismus und politischem Glauben, Ironie und aufrichtigem Schmerz, Vaterlandsliebe und Municipalismus findet man in der ganzen italienischen Renaissance; er ist in Machiavelli mehr als in irgend einem andern personificirt, und zwar namentlich in diesen Jahren, in denen er seine Gedanken auf das Papier warf, wie sie ihm kamen, weil er zu ernsten und langen Studien keine Zeit hatte." Durch vorstehende Mittheilungen glauben wir ein ungefähres Bild, sowohl vom Leben und von der Wirksamkeit Machiavelli's, soweit es in diesem ersten Bande behandelt ist, als auch von der Arbeit seines Biographen gegeben zu haben. Wir fügen noch bei, daß Villari über ein sehr reichhaltiges und umfassendes Material verfügt und dasselbe mit historischem Sinn zu verwerthen verstanden hat. Sein Stil ist klar, correct, die Diction edel, geschmackvoll, hin und wieder von hinreißender Schönheit. Die Mangold'sche Übersetzung ist sehr treu, vielleicht hie und da zu treu. Herr Villari verfolgt mit diesem Werke eine bestimmte Tendenz, worüber er sich am Schlusse der Vorrede äußert wie folgt: „Wer ein Buch schreibt, wird häufig bei der Wahl seines Gegenstandes von einem geheimen Gedanken geleitet. Mich hat hauptsächlich die Erwägung bestimmt, daß die italienische Renaissance, zu deren hervorragendsten Vertretern sicherlich Machiavelli gehört, die Zeit gewesen ist, in der unser Nationalgeist sich zum letzten Male in wahrhaft eigenthümlicher Weise offenbarte. Dann folgte ein langer Schlaf, von dem wir kaum erwacht sind. Das Studium eines solchen Zeitraumes kann uns in doppelter Weise nützlich werden, indem es uns auf der einen Seite mit einem glänzenden Theil unserer alten Cultur bekannt macht und auf der andern mehr als eine Erklärung der Laster gewährt, gegen die wir heute kämpfen, und der Tugenden, durch die uns ein neues Erstehen möglich war. Und die Lehre wird noch nützlicher sein, wenn der Geschichtsschreiber nicht vergißt, daß sein Beruf nicht der ist, politische oder moralische Lehren zu verkünden, sondern sich zu bemühen, die Vergangenheit, aus der die Gegenwart entstanden ist und von der sie immerfort Licht und Belehrung erhält, wieder aufleben zu lassen. Dieser Gedanke hat mir immer wieder neue Kraft zur Ausdauer gegeben, hat mir Trost verliehen und in mir den Glauben lebendig erhalten, daß ich, auch fern von der Welt und unter meinen Büchern, die Pflicht nicht vergaß, die wir Alle, jeder nach seinen Kräften und heute mehr als je, gegen das Vaterland zu erfüllen haben."

Möge es dem verdienstvollen Verfasser vergönnt sein, uns bald mit dem zweiten Bande seines bedeutenden Werkes zu beschenken. Die Ausstattung der Originalausgabe wie der Übersetzung ist vortrefflich. Unter allen neueren historischen Arbeiten, die uns in der jüngsten Zeit aus Italien zugegangen sind, dürfte diese die erste Stelle einnehmen. Dr. Scartazzini.

Rußland.

Neues über die Ackergemeinde in Rußland von P. A. Sokolowsky.*)

Im vergangenen Jahr brachten diese Blätter ein ausführliches Referat über P. A. Sokolowsky's „Geschichte der Agrarcommune in Rußland" (M. f. d. L. d. A. 1877 Nr. 36. 37). In der Petersburger Zeitschrift „Das Wort" (1878. Nr. 2) theilt der talentvolle Vertheidiger der communistischen Landwirthschaft neuerdings eine Reihe thatsächlicher Angaben mit, welche, gegenüber der Unthätigkeit und Theilnahmlosigkeit der officiellen Statistik, den wirklichen Zustand der Ackergemeinden ans Licht stellen sollen. Wir geben hier einige der wichtigsten Ausführungen Sokolowsky's wieder.**)

Trotz der den Bauern gewährten Freiheit, die Dorfgemeinde zu vernichten, trotz des Umstandes, daß manche neueren Maßregeln der Regierung die Aufhebung derselben begünstigen, giebt es bis heute im Moskauischen Kreise nur ganz wenige Dörfer, welche nicht den Verlockungen des unumschränkten, individuellen Besitzes widerstanden und alle Ländereien unter ihre Mitglieder vertheilt hätten. Nicht nur die Felder, sondern auch die usadobnija zemli d. h. die Stücke Land, welche die Hütten umgeben, die Gemüsegärten 2c., sind nach wie vor gemeinschaftliches Eigenthum des ganzen Dorfes.

Blos sechs Gemeinden haben ihr Land in persönliches Eigen-

*) „Das Wort" Nr. 2. St. Petersburg, 1878.

**) Es dürfte kaum nöthig sein, hier abermals hervorzuheben, daß das „Magazin" die dem communistischen Wirthschaftsbetrieb günstige Tendenz Sokolowsky's und des Herrn Referenten nicht theilt. Aber wir bringen das Referat um so lieber, als gerade die von Sokolowsky mitgetheilten Thatsachen durchaus geeignet sind, die primitive, aller höheren menschlichen und ökonomischen Entwicklung feindliche Natur des russischen und jedes socialistischen oder communistischen Wirthschaftssystems ins Licht zu stellen. Übrigens werden wir demnächst einen Aufsatz aus anderer Feder über denselben Gegenstand bringen, worin im Gegensatz zu Sokolowsky die Fortdauer des Gemeindebesitzes als zum Untergang der russischen Landwirthschaft führend bezeichnet wird. (Anm. der Red.)

thum verwandelt, nämlich das Dorf Bogorodsk, eine der beliebtesten Sommerfrischen der Bewohner Moskau's, sowie fünf „Slobodi“ der Moskau'schen Fuhrleute. Die Bewohner des erstgenannten Dorfes haben vor einigen Jahren vier Dessätinen ihres Gemeindelandes veräußert, sich mit Hülfe des Erlöses vollständig abgekauft und alsdann den übrigen Boden gleichmäßig, aber für immer unter einander vertheilt. Die nächste Folge dieser Maßregel war, daß viele der neuen Gutsbesitzer ihr Land zu verkaufen begannen. Im Laufe von zwei Jahren veräußerten dieselben ein Drittel des Gartenlandes (usadebnaja zemlja), nämlich sechzehn Dessätinen von einundvierzig. Vier Hausbesitzer ließen sich durch die Preissteigerung hinreißen, ihr ganzes usadebnaja-Land zu verkaufen. Die Wirkungen einer solcher Veräußerung konnten selbstverständlich keine guten sein. Trotz des Umstandes, daß die Bauern von Bogorodsk durchschnittlich gegen 1500 Rubel pro Mann erhalten hatten, ist gegenwärtig der vierte Theil derselben ruinirt. Die verarmten Leute haben gar keine Pferde und sonstige Hausthiere; sogar eine Kuh kaufen sie sich — auf Borg — nur für den Sommer und verkaufen dieselbe im Winter, da ihnen das nöthige Futter fehlt. Sie treiben nicht mehr Ackerbau, sondern suchen im Sommer bei den aufs Land ziehenden Bewohnern Moskaus Beschäftigung. Im Winter arbeiten sie in Fabriken. Ein anderer Theil der Bauern von Bogorodsk — ebenfalls gegen ein Viertel — hat das Land der verarmten Nachbarn aufgekauft und wird täglich wohlhabender. Fast ein jeder dieser Bauern hat auf seinem Boden mehrere Landhäuser gebaut und erwirbt nicht wenig. Dieser Theil der früheren Mitglieder hat daher durch die Vernichtung der Gemeinde nur gewonnen und sich in Capitalisten verwandelt. Die übrige Hälfte der Bewohner lebt ihr früheres Leben weiter fort und zeigt bis jetzt, d. h. im Laufe der verflossenen zwei bis drei Jahre, weder höheren noch verminderten Wohlstand. Von den wohlthätigen Folgen, welche, nach der Meinung vieler Gelehrten, die Aufhebung der Agrarcommune haben müßte, ist in dem, in ökonomischer Hinsicht sehr günstig gelegenen Bogorodsk bis jetzt nichts zu merken. Eine Steigerung der persönlichen Initiative, ein Bestreben das Capital zu vortheilhaften Unternehmungen zu verwerthen, ist nur bei einer sehr geringen Minderzahl zu beobachten. Ein nicht kleiner Theil der Bewohner hat das Geld, welches sie durch den Verkauf des Landes erworben, leichtsinnig verbraucht und nur wenige Bauern haben industrielle Unternehmungen versucht. Aber auch das Loos dieser war kein viel besseres. Die meisten dieser Unternehmungen schlugen fehl und ruinirten die Besitzer gänzlich. —

Zu ganz denselben traurigen Folgen hat auch die Vertheilung der Gemeindeländer in den Slobodi der Fuhrleute geführt. In der bisher reichsten Twer'schen Sloboda sind von den fünfzig Familien zehn vollständig verarmt. Sie besitzen gegenwärtig weder ein Haus, noch ein Obdach, dienen bei den Fuhrleuten als Arbeiter ꝛc. Der Wohlstand dreier Familien dieses Dorfes hat sich jedoch in solchem Grade gehoben, wie es bei der früheren Agrarorganisation schwerlich der Fall gewesen wäre.

Schon aus diesen wenigen Thatsachen ist deutlich zu ersehen, welche Folgen eine allgemeine Vernichtung der Dorfgemeinde für Rußland haben müßte. Sie würde schon nach wenigen Jahren zur Entlandung eines großen Theils der Bauern, d. h. zur Bildung eines Proletariats führen. Der Vorzug des gegenwärtigen Agrarsystems besteht eben darin, daß es der Vergrößerung des letzteren entgegenarbeitet oder, richtig, sie erschwert. —

Zur Frage, ob die Ackergemeinde im Stande sei, in völlige Übereinstimmung mit den neuen Bedürfnissen und Verhältnissen zu treten, führt der Autor einige Facta aus der Statistik des Moskau'schen Kreises an und zeigt, daß das Princip der Agrarcommune unter günstigen Umständen überraschende ökonomische Folgen haben könne. „In der Nähe von Moskau befindet sich die Wolost Rogatin. Wenn ein Gelehrter, welcher unsere Dorfgemeinde als eine barbarische und die Raubwirthschaft fördernde Form des Landbesitzes verdammt hat, seine theoretischen Schlüsse durch Beobachtung des wirklichen Lebens controliren wollte, so würde ihm diese Wolost nicht wenig Schwierigkeiten bereiten. In der That müßte es denselben nicht überraschen, daß die Cultur einer ganzen Reihe von Dörfern dieser Gegend eine intensive ist und daß sich hier keine unbenutzt liegenden Ländereien finden? Alle Felder sind vortrefflich gedüngt und geben reichliche Ernte. Wegen der Nähe der Hauptstadt, welche einen guten Markt für die ländlichen Producte bildet, ist der Wohlstand der Bauern ein sehr befriedigender. Dieselben pflanzen außer Korn und dergleichen noch Kartoffeln, Gurken, Carotten, Rothrüben ꝛc, welche sämmtlich nicht wenig Ausgaben fürs Düngen des Bodens und nicht wenig Arbeitskraft erfordern. Der mittlere Pachtzins ist für eine Dessätine usadebnoi zemli durchschnittlich 177 Rubel 85 Kopeken, Gemüsegartenerde 54 Rubel 70 Kopeken und Ackererde 15 Rubel 40 Kopeken, Wiesenerde 5 Rubel 34 Kopeken. Es ist also klar, daß unser Gelehrter keine besseren Preise fordern kann, um so mehr, da der Pachtzins der benachbarten Ländereien, welche im persönlichen Eigenthum mehrerer Besitzer stehen, ein bedeutend niedrigerer ist. Liegt der Grund dieser hohen Cultur aber nicht vielleicht in irgend einer besonderen Organisation dieser Gemeinden? Werden diese Länder vielleicht gar nicht umgetheilt? Durchaus nicht. Noch in den Jahren 1870 und 1871 haben die Bauern fast aller Dörfer dieser Wolost (zwölf von vierzehn) ihre Länder umgetheilt und 1858 — zwölf Jahre vorher — fand ebenfalls eine Umtheilung statt. Die nächste ist auf 1882 festgesetzt. Überhaupt ist ein Termin von zwölf Jahren in fast allen Dörfern der Wolost Rogatin zur Gewohnheit geworden. Nur zwei Gemeinden machen hiervon eine Ausnahme. Sie haben ihren Landbesitz zum letzten Male im Jahre 1863 umgetheilt und eine Zeitperiode von fünfzehn resp. sechzehn Jahren festgesetzt. Diese Thatsachen müssen unsern Gelehrten überzeugen. Er wird sich genöthigt sehen anzuerkennen, daß die hohe Cultur keineswegs ein ausschließliches Privilegium des persönlichen Landbesitzes ist. Er wird zugeben müssen, daß auch die von ihm verdammte Agrarcommune dieselben Resultate erzielen kann, wenn 1) ganz festbestimmte Termine der Umtheilungen eingeführt und 2) letztere nur nach längeren Zeitperioden z. B. alle zwölf Jahre vorgenommen werden.“

Mittelst derselben Maßregeln haben auch die Bewohner verschiedener anderer Wolosti des Moskau'schen Kreises, z. B. Troizk-Golenistzew, Zaritzin, Choroschow, Tscherkissow ꝛc. eine, in Folge verschiedener Gründe, freilich nicht so hohe, aber dennoch äußerst befriedigende Höhenstufe der Cultur erreicht.

In den übrigen Wolosti desselben Kreises sind die Umtheilungstermine entweder gar nicht bestimmt oder werden alle zwei, drei, vier, fünf, höchstens acht, selten zehn Jahre vorgenommen. In Folge dessen ist die Landcultur in denselben eine bedeutend niedrigere als in den soeben genannten Dörfern. Die Ergebnisse der statistischen Forschung im Moskau'schen Kreise sind folgende:

1) „Mehr als die Hälfte aller Ackergemeinden desselben theilen ihren Boden nach festbestimmten Zeitperioden; meistens alle zehn bis fünfzehn Jahre.“

2) „In neununddreißig Dörfern werden die Äcker auf unbestimmte Zeit vertheilt und neue Umtheilungen „„wenn es nöthig

ist"" vorgenommen. Diese Nothwendigkeit stellt sich gewöhnlich alle zwei bis sechs Jahre heraus."

3) „In denjenigen Wolosti, deren Mitglieder ihre Felder gut düngen, wo der Pachtpreis des Bodens in Folge dessen ein hoher ist, sind die Umtheilungen selten und werden nur nach genau bestimmten Zeitperioden vorgenommen. Dort jedoch, wo die Bauern sehr viel Ackerland besitzen und es schlecht bearbeiten, wo der Pachtpreis also ein niedriger ist, sind dieselben sehr häufig und terminlos."

4) „Das Bestreben, die Zeitdauer der Nutzung der Landantheile zu verlängern und die Termine der Umtheilungen vorher genau zu bestimmen, giebt sich im ganzen Kreise kund." — „Die Bewohner mancher Dörfer scheiden z. B. bei jeder Umtheilung des Ackerlandes mehrere Reserveantheile aus, um die heranwachsenden Mitglieder nicht ohne Land zu lassen und die Nothwendigkeit einer allzuoften Umtheilung zu vermeiden. Die Zahl dieser Reserveantheile ist stets von der Größe der Gemeinde abhängig und schwankt gewöhnlich zwischen drei und acht. — Sie werden bis zur endgültigen Anweisung von der ganzen Gemeinde benutzt und jährlich umgetheilt. In anderen Dörfern dagegen werden sie an wohlhabendere Mitglieder verpachtet."

— „Bei den Beurtheilungen der Frage über die Angemessenheit der Agrarcommune und deren Einfluß auf das Leben unserer Bauern verwechselt man sehr oft das Princip der Ackergemeinde, der freiwilligen Association, mit der gegenwärtigen Form derselben, welcher die gegenseitige Bürgschaft für den richtigen Eingang der Steuern — krugowaja poruka — 2c. von der Regierung aufgedrängt ist. Es ist jedoch leicht zu ersehen, daß das Band zwischen der letzteren und dem Gemeinschaftsprincip ein äußeres, loses, zufälliges, sowie zeitweiliges ist und daß eine allgemeine Steuer-Reform die frühere, freie Gemeinde wieder herstellen muß."

Der Autor ist darum vollkommen mit der Behauptung einverstanden, daß der Ackerbau in den meisten Wolosti des Moskau'schen Kreises auf einer niedrigen Stufe steht. Es ist das nicht anders möglich. Weder die Organisation der Umtheilungen, noch eine Verlängerung der Nutzungsperiode können die Cultur des Bodens auf eine viel höhere Stufe heben, wenn die Abgaben, sowie die Steuern der Bauern nicht ermäßigt werden. Dieselben sind nämlich gegenwärtig so hoch, daß sie nicht nur den Pacht, sondern auch den Verkaufspreis des vom Tjaglo benutzten Bodens überragen. In den Wolosti Bitzi, Ziuzin z. B. muß jeder erwachsene Arbeiter — jede „Seele" — 14 Rubel abgeben, obgleich ihm sein Landantheil, welcher 1$^{9}/_{10}$ Dessätinen beträgt, kaum 3 Rubel einbringt. In Folge dessen bleibt unseren Ackerbauern, wenn sie sich nicht den Folgen der Zahlungsunfähigkeit aussetzen wollen, nichts anderes übrig, als ihren Antheil um jeden Preis zu verpachten, und den Rest der Steuern, sowie den nöthigen Lebensunterhalt durch auswärtige Arbeiten, in Fabriken, als Tagelöhner 2c., zu erschwingen.

„Dessenungeachtet müssen, heißt es weiter, unsere Bauern von den Vorzügen der Agrarcommune tief durchdrungen sein, wenn sie, trotz der offenbaren Unvortheilhaftigkeit des Ackerbaues, das Band, welches sie an den Boden bindet, nicht zerreißen und die Gemeindeorganisation beibehalten. In der That, ist es nicht überraschend, daß von den 120,737 Dessätinen Land, welche im Jahre 1865 sich im Gemeindebesitze der Bauern des Moskau'schen Kreises befanden, gegenwärtig — also nach zwölf Jahren — blos 70½ Dessätinen persönliches Eigenthum bilden? Diese Thatsache wird für die Gegner der Agrarcommune noch unbegreiflicher, wenn sie bedenken, daß von den obigen 120 Mille schon 4403 Dessätinen im Laufe der verflossenen zwölf Jahre abgekauft sind und die Besitzer derselben somit alle Schwierigkeiten, welche dem Zertheilen im Wege standen, überwunden haben. Die Anhänglichkeit unserer Bevölkerung an die Ackergemeinde giebt sich aber noch deutlicher in dem Umstande kund, daß ganze Dorfgemeinden alljährlich große Landmassen von persönlichen Gutsbesitzern pachten. So waren z. B. im Jahre 1876 im Moskau'schen Kreise 22,680 Dessätinen für zusammen 62,631 Rubel von den Bauern in Pacht genommen und unter die Mitglieder der betreffenden Gemeinden gleichmäßig vertheilt.

Die Abgesandten des Moskau'schen Zemstwo, welche den Kreis statistisch erforschten, legten den Bauern eines jeden Dorfes folgende Frage vor: „Ist nicht die Form der Agrarcommune mit den unumgänglichen Umtheilungen und Zersplitterungen der Felder für die Landwirthschaft bedrückend, und wäre es nicht besser, die Gemeindeländereien für immer unter die Mitglieder zu vertheilen?" Die Antwort der Bauern war überall eine verneinende. „Die Agrarcommune, hieß es, sei gar nicht bedrückend und biete im Gegentheil große Vorzüge vor dem persönlichen Besitze dar." Die Gründe, welche die Bewohner zum Schutze der herrschenden Form vorbrachten, bestanden hauptsächlich darin, daß ein Bauer gegenwärtig niemals seines Rechtes an dem Land verlustig gehen könne. Beim persönlichen Besitze dagegen bedarf es nur eines einzigen Unglücksfalles, um ihn dieses Rechtes zu berauben. Wenn z. B. ein Bauer stirbt und eine Wittwe mit mehreren kleinen Kindern hinterläßt, so ist letztere in den meisten Fällen weder im Stande, ihren Antheil selbst zu bearbeiten, noch einen Arbeiter zu miethen, oder den Boden zu einem Preise, welcher mindestens den Steuern gleichkäme, zu verpachten. Würde das Land persönlicher Besitz sein, so bliebe ihr nichts anderes übrig, als dasselbe zu verkaufen und selbst in Dienst zu treten oder zu betteln. Da nun aber das Feld der ganzen Gemeinde gehört, ist dieser Fall nicht möglich. Der „Mir" nimmt ihr das Land weg, giebt es zeitweilig einem anderen Mitgliede und befreit sie von allen Steuern. Wenn Niemand sich bereit erklärt, den freigewordenen Antheil und die auf demselben lastenden Zahlungen zu übernehmen, so zwingt die Gemeinde ihn irgend einer Familie, welche viele Arbeiter hat, gewaltsam auf. Sobald die Waisen mündig und arbeitsfähig geworden sind, erhalten sie ihren Antheil zurück. Ebenso gehen auch in allen anderen Fällen, wenn z. B. der Ackerbauer Recrut wird, sich dem Trunke ergiebt, ein liederliches Leben führt, krank ist 2c., weder er selbst, noch seine Kinder des Rechtes an dem Lande verlustig. (!)

Für die Landwirthschaft ist die Form der Agrarcommune ebenfalls vortheilhafter, als der persönliche Besitz. Bei letzterem ist weder ein allgemeiner Weideplatz für das Vieh, noch das gemeinschaftliche Miethen von Hirten, Wächtern — für Wald und Dorf 2c. — möglich. Einer der wichtigsten Vorzüge der Agrarcommune in dieser Beziehung ist aber der Umstand, daß bei dem herrschenden Dreifelder-System der sogenannte „ausruhende" Gemeindeboden ein zusammenhängendes, compactes Stück Land bildet und in einen Weideplatz für das Vieh des ganzen Dorfes verwandelt werden kann." — „Auch sprachen die Bauern die Befürchtung aus, daß, wenn man die Agrarcommune vernichtet, die Bewohner ein und desselben Dorfes jegliches Gemeinschaftsgefühl verlieren und einander ganz fremd gegenüberstehen werden."

„Die Art und Weise, wie die Umtheilungen vorgenommen werden, sind sehr verschieden. Sie geschehen nach derjenigen Methode, welche die vorhergehenden Generationen der Bewohner einer Gegend, im Laufe ihrer langen Praxis, selbständig unabhängig von äußeren Einflüssen, ausgearbeitet haben und welche

also die für die betreffenden Dörfer am meisten praktische und vortheilhafte ist."

In dem Moskau'schen Kreise z. B. wird das ganze Land in drei, dem Dreifeldersystem entsprechende, Stücke getheilt und jedes der letzteren in mehrere Theile — klinja — getrennt. Erst diese werden in gleiche „Seelen-Streifen" (polosi) zerschnitten. Da die Größe der klinja fast niemals eine gleiche ist, so ist auch die Anzahl der polosi in jedem derselben keine gleiche. Deshalb ist auch die Lage der Streifen, welche einer „Seele" zugesprochen werden, sehr verschieden. Die letztere, d. h. ein erwachsener Arbeiter, erhält entweder einen polos in jedem klin, manchmal aber auch zwei oder drei. — In einigen Gemeinden werden die klinja in polosi getheilt, welche zweien Seelen entsprechen, in anderen dagegen nur auf eine Seele berechnet. In letzterem Falle erhält jeder erwachsene Arbeiter acht bis zehn, sogar zwölf Streifen, welche in den verschiedensten klinja zerstreut liegen. Diese Zersplitterung, welche, der Meinung P. A. Sokolowsky's zu Folge, von dem mächtigen Drange der Bauern nach Gleichheit in der Vertheilung des Landes zeugt und in der That denselben die Möglichkeit giebt, fast mathematisch gleiche Theile, sowohl in Hinsicht der Größe als auch der Fruchtbarkeit zu erhalten, bereitet jedoch dem Bearbeiten der Felder große Schwierigkeiten. Die Enge der polosi verbietet quer zu pflügen und zu eggen, erschwert das Säen und läßt viel Land zwischen den Gränzen (meshi) verloren gehen. — Am unvortheilhaftesten für den Ackerbauer ist aber der Umstand, daß er beständig von einem Streifen zum anderen fahren muß. Dieses Hinderniß für die Entwickelung der Bodencultur wird von den meisten Gemeinden eingesehen und, nach Möglichkeit, beseitigt. Die Mehrzahl der Dörfer theilt das Land in Doppelantheile, sodaß jeder Hausbesitzer, welcher für zwei Seelen zahlt, nebeneinander liegende Streifen erhält. Ferner verständigen sich mehrere Mitglieder sehr oft mit einander, und zahlen sogar gerne den Betreffenden eine Vergütung für den Umtausch ihrer Streifen gegen andere, nebeneinander liegende.

Eine Umtheilung des Landes geschieht, wie wir gesehen haben, nach mehr oder weniger langen Perioden, sobald das Heranwachsen der neuen oder das Absterben der alten Mitglieder dieselbe erfordert. „Das Bestreben der Bauern jedoch, eine möglichst vollständige Gleichheit der Antheile zu erzielen, eine Gleichheit, welche bisweilen in Folge der verschiedenen Fruchtbarkeit der Felder sehr schwer zu erreichen ist, sowie die Nothwendigkeit, die beständig sich verändernde Zahlungsfähigkeit der einzelnen Familien zu reguliren, veranlaßt die Mitglieder vieler Gemeinden, hauptsächlich in der Region der Schwarzerde, außer den Umtheilungen, noch eine alljährliche Umloosung der Seelenantheile, welche in diesem Falle nur ihre Besitzer wechseln, an Umfang aber dieselben bleiben, vorzunehmen." — Die Art und Weise, wie die Bauern hierbei verfahren, ist sehr interessant und wird von Sokolowsky ausführlich behandelt. Ein Wiedergeben der betreffenden Auseinandersetzungen würde uns aber zu weit führen.

Im zweiten Theile seiner Arbeit zählt P. A. Sokolowsky einige neue Thatsachen auf, welche aus dem Leben der Bewohner des Nikolsky'schen Kreises, im Gouvernement Wologda, gegriffen sind. In dieser noch wüsten und wenig bevölkerten Gegend vollzieht sich noch gegenwärtig ein freies Übersiedeln der Ackerbauer. Aus vielen der dortigen Dörfer ziehen von Zeit zu Zeit Bauern weg und lassen sich in neuen, noch unbewohnten Stellen nieder. Nachdem der Platz für die neue Niederlassung ausgewählt ist, gehen die Colonisten an's Urbarmachen des Bodens. Jede Familie reinigt sich ein besonderes Feld und bearbeitet dasselbe allein, unabhängig von anderen. Diese Form des persönlichen Besitzes ist jedoch nur eine zeitweilige. Nach fünf Jahren, d. h. nach Ablauf einer Zeitperiode, während welcher die Colonisten sich vollständig für die Mühe der Urbarmachung entschädigt haben, werden sämmtliche Felder des potschinok für Gemeindeland erklärt und gleichmäßig, nach der Anzahl der Seelen, unter die Mitglieder der neuen Agrarcommune vertheilt.

Schon diese eine Thatsache ist, der Meinung Sokolowsky's zu Folge, genügend, um die Lebenskraft und Vorzüglichkeit der Ackergemeinde zu beweisen. Er beschränkt sich jedoch nicht auf dieselbe, sondern bringt am Schlusse seiner Arbeit noch andere, welche selbst den größten Skeptiker von der tiefen, durch keine Hindernisse zu besiegenden Anhänglichkeit der russischen Bauern an die Gemeinde überzeugen müssen. — Die wichtigste dieser Thatsachen ist folgende: „Von den früheren zwanzig Siedereien der Ledengsky-Saline (Gouvernement Wologda) mußten, in Folge verschiedener Umstände, elf geschlossen werden, sodaß ein großer Theil der Bewohner des Dorfes gleichen Namens ohne Arbeit und also ohne Lebensmittel blieb. (Der Ertrag vom Ackerbau ist in dieser Gegend sehr gering, da der Boden äußerst unfruchtbar ist.) Was fingen nun die Bauern unter so schwierigen Verhältnissen an? Statt nach ausländischer Art den Arbeitslohn der Minderzahl, durch gegenseitige Concurrenz auf ein fast unmögliches Minimum herabzudrücken, beschlossen alle Bewohner die ganze Arbeit in der Siederei, im Namen der Gemeinde, zu übernehmen und alsdann den Lohn gleichmäßig unter einander zu vertheilen. — Das Resultat dieser Maßregel war selbstverständlich ein allgemeines, aber gleichmäßiges, Sinken des Wohlstandes aller Bauern. Jedes Mitglied hat gegenwärtig das Recht zwei Tage in der Siederei zu arbeiten und ist an den übrigen vier Tagen der Woche frei. Da solch eine geringe Arbeit natürlich nicht alle Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigen kann, so suchen die Bauern ihren Lohn durch Zufuhr von Brennholz für das Institut zu vergrößern." — „Das Fällen der Bäume geschieht ebenfalls im Namen der ganzen Gemeinde. Letztere hat sich somit in eine Artell verwandelt, welche die Lieferung des Brennholzes auf sich nimmt." — „Überhaupt haben wir, sagen die Bauern des Dorfes Ledengsk, dort, wo zwei Arbeiter genügen würden, sechs gestellt." (!) — Ihrer Berechnung nach beträgt der Arbeitslohn in der Saline für jede drei Mann 18 Rubel — und der Lohn für das Zubereiten des Holzes 30 Rubel — pro sechs Mann. Ein Arbeiter, dessen Familie nicht selten aus zehn Personen besteht, erhält somit 5 Rubel jährlich, während er blos schon für 10 Pud Mehl, die er nothwendig braucht, das Doppelte zu zahlen hat. „Man sieht also, daß die ganze Gemeinde ertrinkt; sie thut es jedoch gleichmäßig und allmählich. Alle Mitglieder halten einander fest." — (!)

Diese Facta müssen uns, sagt Sokolowsky, ganz unbegreiflich erscheinen, da wir entweder an eine völlige Theilnahmslosigkeit am Unglücke unserer Nebenmenschen oder aber an ein Verzehren des Schwachen durch den Starken gewohnt sind. Dieselben sind jedoch das Product einer ganzen, harmonisch in sich abgeschlossenen Weltanschauung, welche seit den frühesten Zeiten, von Geschlecht zu Geschlecht, unter der Bevölkerung Rußlands fortlebt. Diese unseren Bauern eigenthümliche Weltanschauung macht gegenwärtig der westeuropäischen nicht nur nicht Platz, sondern wird, im Gegentheil, alljährlich noch fester und bestimmter. Der alltägliche Kampf mit der umgebenden Natur und das Bewußtsein des wohlthätigen Einflusses der gemeinschaftlichen, gleichen Arbeit auf das Glück der Einzelmenschen — sind die Ursachen dieser Erscheinung.

W. B.

Kleine Rundschau.

— **Eine Pseudokritik von Goethe's Italienischer Reise.** Die Beschreibung des römischen Carnevals, welche dem zweiten Bande der Italienischen Reise einverleibt ist, enthält bei der Schilderung des Gedränges, das die Aufzüge des Gouverneurs und des Senators der ewigen Stadt in dem von buntem Maskentreiben erfüllten Corso hervorriefen, die Bemerkung, daß, während diese Züge nur am ersten Tage zur Eröffnung des Carnevals stattgefunden hätten, der Herzog von Albanien täglich, zu großer Unbequemlichkeit der Menge, gleichfalls diesen Weg gefahren sei und hierdurch an das Fastnachtsspiel seiner königlichen Prätensionen erinnert habe. Diese Notiz, die seit dem Erscheinen der Italienischen Reise wahrscheinlich von Tausenden mit Gleichmut aufgenommen worden ist, hat einem Herrn A. Ademollo Anlaß geboten, im neuesten Heft der Rivista Europea unter dem aufregenden Titel „Eine römische Lüge von Wolfgang Goethe" einen kleinen Aufsatz zu veröffentlichen, der in Deutschland und im Auslande heiteres Staunen hervorzurufen verdient. Herr Ademollo stellt fest, daß Carl Eduard Stuart, welcher nach dem verunglückten Versuche, die Krone seiner Ahnen wieder zu gewinnen, Jahrzehnte lang unter dem Titel eines Grafen von Albany in Italien verweilte, am 30. Januar 1788, also im Beginne des Carnevals dieses Jahres gestorben war. Herr Ademollo zieht aus dieser Thatsache den Schluß, daß der Prätendent an den Aufzügen dieses Carnevals sich in der von Goethe gerügten Weise nicht betheiligt haben könne; er glaubt aus anderen Umständen folgern zu können, daß eine solche Betheiligung auch während des ersten von Goethe in Rom erlebten Carnevals nicht stattgefunden habe. Also, wird der deutsche und hoffentlich auch der ausländische Leser denken, hat sich Goethe bei Aufnahme jener Notiz in seine Carnevalsbeschreibung geirrt. Aber weit gefehlt! Wir erfahren von Herrn Ademollo, daß Goethe absichtlich die Unwahrheit gesagt, daß er das Andenken des Prätendenten bewußt verleumdet hat und zwar aus höfischer Liebedienerei gegen das in England regierende Haus Hannover! Erstaunt fragen wir nach den Beweisen für eine so unvermuthete und schwere Anklage gegen den Charakter eines Dichters, dessen Wahrheitsliebe zu seinen einleuchtendsten und unanfechtbarsten Eigenschaften gezählt wird. Und was hören wir? Zunächst, daß Herr Ademollo annimmt, Goethe habe nicht, wie bisher allgemein geglaubt worden ist, in seiner Schilderung des römischen Carnevals ein buntes Gemälde zeitgenössischer Sitten entwerfen wollen, sondern den Anspruch erhoben, eine historisch getreue Festbeschreibung des speciellen Carnevals von 1788 zu liefern. Goethe will uns, wie sein Ankläger versichert, glauben machen, daß diese Beschreibung durchaus auf eigener Anschauung beruhe und in loco, im Februar 1788 verfaßt worden sei. Dem gegenüber tritt Herr Ademollo den Beweis dafür an, daß die Abfassung später stattgefunden haben müsse. Diesen Beweis hätte der Ankläger sich freilich um vieles erleichtern können, wenn er das eigene Geständniß des Inculpaten berücksichtigt hätte. Goethe selbst nämlich, nicht ahnend, welche Vorwürfe ihm aus seiner Carnevalsskizze erwachsen sollten, erzählt uns wenige Seiten nach ihrem Schlusse ganz unbefangen, daß er sich die einzelnen Vorkommnisse der Reihe nach notirt und diese Vorarbeit „später zu dem soeben eingeschalteten Aufsatz benutzt" habe. Wer mit Goethens Werken einigermaßen bekannt ist, weiß, daß die Italienische Reise, wie sie uns vorliegt, eine viel spätere Überarbeitung der Briefe und Tagebücher des Dichters während seines Aufenthalts in Italien ist. Diese Überarbeitung ist bekanntlich zum ersten Male im Jahre 1817 erschienen, beinahe dreißig Jahre nach jenem Aufenthalt, und ebenso lange nach dem Tode jenes unglücklichen Prätendenten, dessen Andenken Goethe verleumdet haben soll. Wie sehr bei jener Überarbeitung das ursprüngliche Kolorit der Aufzeichnungen Goethe's verändert worden ist, ist Niemanden, der sich irgendwie näher mit ihm beschäftigt hat, unbekannt. Ein Kenner wie Herman Grimm urtheilt zutreffend, daß die „Italienische Reise" in ihrer jetzigen Form zu dem realen Material sich verhalte, wie „Dichtung und Wahrheit" sich dazu verhält. Auch in Goethens Selbstbiographie hat die geschichtliche Forschung mühelos mancherlei kleine Abweichungen von den wirklichen Thatsachen nachgewiesen: Goethe hat derartige Kritiker durch den Titel seines Buches von vornherein entwaffnet. Sein italienischer Rhadamantus aber, der sich ohne Weiteres für berechtigt hält, aus einer ähnlichen kleinen Ungenauigkeit in der Beschreibung des römischen Carnevals die ausschweifendsten Schlüsse gegen die Wahrheitsliebe und die Unabhängigkeit von Goethens Charakter herleiten zu dürfen, hat damit vor allen Dingen bewiesen, daß ihm die Entstehungsgeschichte des Werkes, an welches er seine Anklage anknüpft, völlig unbekannt geblieben ist. Wenn er mit gleicher Unwissenheit und Leichtfertigkeit literaturgeschichtliche Kritik zu leisten fortfährt, so kann man auf seltsame Entdeckungen gefaßt sein. Zu bedauern ist nur, daß ein internationales Organ wie die Rivista Europea sich vor der Aufnahme eines so lächerlichen Attentats nicht besser über den Gegenstand unterrichtet hat; sie würde sich dann der Mitverantwortlichkeit für die Elucubrationen des Herrn Ademollo erspart haben.

F.

— **Neueste Ungarische Bibliographien und Literaturgeschichten.** In Ungarn erscheinen wöchentlich in ungarischer Sprache — mit Ausschluß der pilzartig zahlreichen Schul- und Lehrbücher — etwa zehn bis funfzehn zur wirklichen Literatur zählende Druckwerke, also im Jahre etwa 5—600 Nummern (gegenüber 7—800 Schulbüchern). In Ungarn selbst druckt man in deutscher Sprache wöchentlich etwa ein bis zwei literarisch beachtenswerthe Bücher, und vom Auslande werden allwöchentlich ein bis zwei Werke zugeschickt, welche in deutscher Sprache in Österreich oder in Deutschland selbst gedruckt sind, deren Inhalt sich aber auf Ungarn bezieht.

Ungarns slavische Buchproduction ist noch immer uncontrolirbar. Was slovakisch, serbisch, kroatisch (auch rumänisch) u. s. w. innerhalb des Reichs der Stefanskrone wöchentlich gedruckt wird, hat man dem allgemeinen Publikum bisher noch nie bibliographisch übersichtlich bekannt gemacht. Zwar werden der Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums in Budapest Pflichtexemplare auch aller slavischen Drucke eingeliefert, aber nur sehr lückenhaft, und ohne daß sie beachtet werden. Die Slaven selbst thun nicht das Geringste, damit ihre literarische Production auch der übrigen Welt bekannt werde. Budapest besitzt zehn bis zwölf öffentliche, Hunderte von Privatbibliotheken, aber in keiner einzigen findet sich ein modernes slavisches Buch. Die Serben haben wohl in Neusatz ihren vielbesprochenen National- und Literaturverein und werden wohl alle neueren Publicationen sammeln, jedoch eben nur die serbischen, und da sie dem Ungarthume wie dem Deutschthume gleich feindlich gegenüberstehen, so geben sie sich keine Mühe, in internationale Beziehungen zu treten. Einzig die Wiener „Österreichische Buchhändlerkorrespondenz" erhält, von Buchhändlerseite her, auch Nachweise über die slavische Buchproduction der gesammten österreichisch-ungarischen Monarchie, unter

denen natürlich die tschechische Bibliographie die aller kleineren Slavenstämme erdrückt.

Es ist schon wiederholt dem ungarischen Ministerium, im Interesse der Wissenschaft, wie auch der Nationalität, der Vorschlag gemacht worden, ein eignes Bureau für die sechzehnsprachige Literatur des Landes zu gründen, und über die einlaufenden Pflichtexemplare allwöchentlich einen amtlichen Ausweis zu publiciren. Die Dolmetscher sind ja ohnehin schon für die Journale in amtlicher Stellung vorhanden. Überdies thut der Minister für Cultus und Unterricht, A. v. Trefort, wirklich Anerkennenswerthes für Unterstützung von Literatur, Wissenschaft und Kunst. Jedoch die Zeit für Verwirklichung der Idee solch eines bibliographischen Centralorgans scheint noch nicht gekommen zu sein. Die Ungarn gingen von jeher von der Anschauung aus: ungarische Literatur sei blos zu nennen, was in ungarischer Sprache gedruckt erscheint; und dieses Prinzip liegt der Akademie zu Grunde. Heute beherrscht das Ungarthum auch in der Sprache so sehr die gesammte gebildete Gesellschaft, producirt so reichlich — z. B. Jokai's Werke allein wurden bisher in 800,000 Exemplaren abgesetzt im Bruttowerthe von 1,700,000 Gulden, davon der Autor 270,000 Gulden Honorar zog — daß keine Concurrenz mehr zu fürchten ist. Heute sollte das Prinzip acceptirt werden, daß zur ungarischen Literatur gehört: 1) was innerhalb Ungarns in irgend welcher Sprache gedruckt wird; 2) was ungarische Unterthanen ohne Rücksicht auf Nationalität außerhalb Ungarns drucken lassen; 3) jedes Werk von Fremden, das irgendwie Ungarn betrifft.

Die Nationalliteratur Ungarns, d. h. die in ungarischer Sprache, ist eben jetzt in ihrem bibliographischen Stadium. Von Dr. Carl Szabó, Vorstand der Bibliothek des Siebenbürger Museums in Klausenburg, erscheint, auf Kosten der ungarischen Akademie, die „Bibliographie der Druckwerke in ungarischer Sprache 1483 bis 1611" (leider blos ungarisch), wovon schon elf Bogen gedruckt sind. Weiters gab die Akademie schon zwei dicke Bände von J. Szinnyei's sen. „Repertorium der in- und ausländischen Zeitschriften". Die Naturwissenschaftliche Gesellschaft druckt eben J. Szinnyei's sen. „Nationale und internationale Bibliographie der naturwissenschaftlichen und medicinischen Literatur Ungarns". Im Auftrage des Ministeriums für Cultus und Unterricht erscheint die „Bibliographie der ungarischen nationalen und internationalen Literatur 1454—1880", redigirt von K. M. Kertbeny. Von Band I. „Deutsche Inkunabeln des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, Ungarn betreffend", sind bereits sieben und dreißig Bogen gedruckt, und wird auch Band II—V deutscher Literatur des siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts gewidmet sein. Dr. Aladár Ballagi brachte die treffliche Monographie „Geschichte der Entwicklung ungarischer Druckereien 1472—1877" aber auch blos ungarisch, und obendrein nur die Druckwerke in ungarischer Sprache berücksichtigend. All solche Werke aber müßten, schon ihrer Natur nach, zweisprachig erscheinen, denn ihr Inhalt gehört nicht blos der Nationalliteratur an, sondern der Weltliteratur. — Nicht minder interessant ist die nun schon in zweiter Ausgabe erschienene ungarische Broschüre: „Bibliographie ungarischer Literaturhistorik" von Josef Szinnyei junior, von 1711—1878 an funfzig der bedeutendsten unserer Literaturhistoriker und Bibliographen eingehend besprechend. Derselbe noch sehr junge Schriftsteller gab auch eine „Geschichte unserer Literatur 1711—1772", sowie er nach Alexander Flegler „Geschichte der ungarischen Geschichtsschreibung" und nach E. Sayous die „Quellen ungarischer Geschichtsschreibung" übersetzt brachte. Ein Seitenstück zum zweiten Werke des jungen Szinnyei ist das, gleichfalls schon in zweiter Ausgabe erschienene Werk des gleichfalls noch sehr jungen Aladár Ballagi zu nennen „Geschichte der königlich ungarischen Leibgarde (in Wien 1750 gegründet) mit besonderer Rücksicht auf ihre literarische Thätigkeit". Weiter ist Paul Gyulai's — des Biographen des Dichters Vörösmarty — Monographie über seinen Schwager, Alexander Petöfi, zu erwarten, nämlich die Publication von des Verfassers so enthusiastisch aufgenommenen Universitätsvorlesungen. Gyulai, der Akademiesecretär, geboren 1826, ist jedenfalls der schärfste, wenn auch etwas zu leidenschaftliche Kritiker Ungarns.

Endlich ist der nunmehrige Domherr, Dr. W. Fraknói, geboren 1843, auch Secretär der Akademie, zugleich Obervorstand der so überreichen Bibliothek des Budapester Nationalmuseums, einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Geschichtsforscher Ungarns, der schon zahlreiche Werke publicirte — von denen aber leider nur das Heft „Melanchthon's Beziehungen zu Ungarn" durch Dr. A. Dux deutsch erschien — giebt schon seit 1876 jährlich sechs Hefte der „Magyar könyo-szemle" *) als Organ der Museumsbibliothek heraus, welche treffliche Revue nebst interessanten literarhistorischen Artikeln und Notizen, auch alle zwei Monat die Bibliographie aller ungarischen Druckwerke bringt, welche als Pflichtexemplare im Museum einlaufen. Dr. Fraknói veranstaltete auch ohnlängst eine historische und literaturhistorische Ausstellung der ungarischen Schätze der Museumsbibliothek — Documente, Briefe, ungarische, lateinische und deutsche Primatialdrucke, Bildnisse, Schlachtpläne, und der Katalog über diese vielbesuchte Ausstellung ist bibliographisch-historisch kurz, doch musterhaft.

Außerdem sind als bibliographisch-literaturhistorische Quellen noch besonders zu nennen die Monatsschriften: „Századok" (Jahrhunderte), Organ der ungarischen historischen Gesellschaft — die 1628 fundirende und perennirende Mitglieder zählt — redigirt von dem Ministerialchef, Akademiker und so fruchtbaren Historiker Alexander Szilágyi, geboren 1830. Sodann das literaturhistorische Organ „Figyelo" (Beobachter), gegründet 1876 und redigirt von dem Buchhändler, Schriftsteller und Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft, Abafi (L. v. Aigner) monatlich erscheinend. Endlich der „Egyetemes Philologiai körlöny" (Allgemeiner philologischer Moniteur), Monatsschrift, redigirt von den Universitätsprofessoren Emil Thewrewk, und dem Mitarbeiter unseres Magazins, Dr. Gustav Heinrich, geboren 1847 in Pest.

Zuletzt darf nicht übersehen werden, daß auch bereits der 9381 Nummern starke Katalog der Handbibliothek der Universitätsbibliothek im Drucke erschien, unter Redaction des Vorstands J. Szinnyei senior — und daß nun mit dem Druck des Hauptkatalogs der 200,000 Bände bald begonnen werden dürfte.

Also achtzehn bibliographische und literaturhistorische Werke in ungarischer Sprache — von Szabó, Szinnyei senior, Kertbeny, Dr. Ballagi, Szinnyei junior, Flegler, Sayous, Gyulai, Dr. Fraknói, Szilágyi, Abafi, Thewrewk, Dr. Heinrich — in den letzten zwei Jahren. Jedoch leider alle — mit Ausnahme jenes von Kertbeny — nur in ungarischer Sprache. Es ist geradezu lächerlich, daß man in Ungarn so bitter Klage führt, weil das Ausland nur wenig von Ungarn wisse: — deutschen Gelehrten z. B. v. Löher, Berghaus, Klun, v. Hellwald u. s. w. wirft man vor, vom Monde mehr zu verstehen, als von Ungarn, über das sie schrieben! — wessen ist die Schuld, wenn die Ungarn selber so ängstlich und maulwurfsartig ihre reiche geistige Production innerhalb ihrer Europa nicht zugänglichen Sprache verstecken?

*) Ungarische Bücherrundschau.

Mancherlei.

Freunde der italienischen Volksdichtung seien auf zwei kürzlich erschienene Schriften italienischer Verfasser über dies seit dem Vorgange Tommaseo's und Tigri's fleißig durchforschte Gebiet aufmerksam gemacht. Von ihnen behandelt Ermolao Rubieri in seiner storia della Poesia popolare italiana (Florenz, 1877 bei Barbèra) vornehmlich die ästhetische und die psychologische Seite des Volksliedes, indem er unter Benutzung der zahlreichen provinziellen Liedersammlungen den Versuch macht, auf Grund dieser Dichtungen den Volkscharakter der einzelnen Stämme der Halbinsel zu bestimmen: eine Aufgabe, der es weder an Reiz noch an Schwierigkeit gebricht. Professor Alessandro d'Ancona beschäftigt sich dagegen in dem 1878 bei Vigo in Livorno erschienenen Buche la Poesia popolare italiana vorwiegend mit der sprachwissenschaftlichen Ausbeute, welche die Volksdichtung in so reichem Maße gewährt, und ist überdies bemüht, die anziehenden und oft überraschenden Zusammenhänge nachzuweisen, welche zwischen dem Volksliede und der Kunstdichtung bestehen.

Als vor einiger Zeit der Gedanke angeregt wurde, den italienischen Völkerrechtslehrer Alberico Gentile, einen der bedeutendsten Vorgänger von Hugo Grotius, durch ein mittels internationaler Beiträge zu errichtendes Denkmal zu ehren, wurde von englischen Gelehrten, denen Gentile durch seine Stellung als Lehrer an der Universität Oxford besonders nahe steht, der sehr verständige Vorschlag gemacht, das Andenken des Gefeierten lieber durch eine neue Ausgabe seiner beiden für die Ausbildung des Völkerrechts bleibend wichtigen Hauptschriften de iure belli und advocatio hispanica zu verjüngen. Von diesem Vorschlag angeregt, hat Antonio Fiorini Gentile's de iure belli in italienischer Übersetzung (Livorno bei Vigo 1877) erscheinen lassen, die sich überdies durch eine sachkundige Einleitung und durch sorgfältige Inhaltsübersichten denen zur Benutzung empfiehlt, welchen der schwer zugängliche lateinische Urtext nicht zur Hand ist.

Großes Aufsehen hat das Buch des Herrn Jules Soury, „Jésus et les Evangiles“, in Paris erregt. Wie man weiß, ist Jules Soury ein thätiger Mitarbeiter des „Temps“; er war auch einmal Secretär des Herrn Renan. Er sieht Jesus nicht als einen Gott, ja nicht als einen vernünftigen Menschen, sondern als einen Geisteskranken und Wahnsinnigen an; Jesus habe mit den Seinigen gebrochen, er sei über die „Priester und orthodoxen Theologen seiner Nation“ wüthend und rasend hergefallen; er habe sich von der Rolle, die er spielte, und von der messianischen Größe bethören lassen; wenn ihn nicht die Juden gekreuzigt hätten, würden doch bald die Knochen seines Gehirns zum „Detritus“ geworden sein. Soury's Buch ist also „un livre étrange“; trotzdem aber oder vielmehr eben deßhalb wird es gelesen.

Herr Paparrigopoulo, Professor an der Universität zu Athen, giebt bei Hachette eine in gutem französischen Stil verfaßte „Histoire de la civilisation hellénique“ heraus. Das ganze Werk ist natürlich vom Hauch des griechischen Patriotismus durchdrungen. Der Verfasser will „mitten in der heutigen Krisis die Stimme Griechenlands hören lassen.“ Er verherrlicht das byzantinische Reich, welches, wie er sagt, dem Westen die Gräuel der türkischen Eroberung erspart, die Reformation vorbereitet und zu der Renaissance höchlich beigetragen habe. Hat Herr Paparrigopoulo die Verdienste, die das byzantinische Reich sich um die Menschheit erworben, übertrieben, so ist sein Buch dafür frei von den declamatorischen Reden und leeren Schmähungen, in die sich so Viele gegen Byzanz und gegen seine sogenannte Entartung ohne Überlegung hineingeredet haben. Besonders lesenswerth erscheint die Schilderung der bewegten stürmischen Epoche, da Leo der Isaurier alle Bilder aus den Kirchen zu entfernen befahl. (Das Magazin wird eine ausführlichere Besprechung des Buches bringen.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Brookes, E.: Illustrated Cyclopaedia of British Manufacture and Commerce. Sheffield, Brookes. 30 s.

Brown, J. C.: Pine Plantations on the Sand Wastes of France. Edinburgh, Oliver & B. 7 s. 6 d.

Browning, R.: La Saisiaz. London, Smith, Elder & Co. 5 s.

Burke, B.: General Armoury of England, Scotland, Ireland and Wales. London, Harrison. 52 s. 6 d.

Montgomery, F.: Seaforth. 3 vols. London, Bentley. 31 s. 6 d.

Our Insular Shortcomings and the Equilibrium of Europe. London, Ridgway. 2 s.

Prince Bismark: Friend or Foe? By the Author of „German Home Life“. London, Ridgway. 32 s. 6 d.

Trelawny, E. J.: Records of Shelley, Byron, and the Author. 2 vols. London, Pickering. 12 s.

Wakefield, W.: Our Life and Travels in India. London, Low. 15 s.

Wallace, A. R.: Tropical Nature, and other Essays. London, Macmillan. 12 s.

Wilkimson, R.: Law of Prisons in England and Wales: being the Prison Act, 1865 and the Prison Act, 1877. London, Knight & Co. 6 s.

Williams, M.: Modern India and the Indians: being a Series of Impressions, Notes, and Essays. London, Trübner. 7 s. 6 d.

II. Französisch.

Augier, Emile: Les Fourchambault. Comédie. Paris, C. Lévy. 4 fr.

Bouteiller & de Braus: La Famille de Jeanne d'Arc. Documents inédits généalogiques. Paris, A. Claudin. 20 fr.

Rigaud, L.: Dictionnaire du Jargon parisien, l'argot ancien et l'argot moderne. Paris, Ollendorff. 5 fr.

Variot, J.: Evangiles apocryphes. Paris, Berche & Tralin. 7 fr. 50.

III. Italienisch.

Boldi, R.: Ragione e fede nel moto sociale. Studi. Firenze, Barbèra. 2 l. 50.

Magnico, C.: Sassifraghe. Poesie. Torino, Candeletti. 2 l. 50.

Prati, G.: Iside. Poesie. Roma, Forzani. 7 l.

Literarische Neuigkeiten
bis 11. Mai. (98)

Ademollo, una Bugia Romana di Wolfango Goethe. Florenz.
Albrespy, les libres penseurs et la république. Sandoz & Fischbacher in Paris.
Barker, Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Süd-Afrika. A. Hartleben in Wien.
Barzellotti, il pessimismo dello Schopenhauer. Florenz.
Boeckh, Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 4. Jahrgang. L. Simion in Berlin.
Canalejas, la poesia moderna. Madrid.
Catalogue of the collective exhibit of the american book trade. Paris.
Chavanne, Die Sahara. Lfg. 3—5. A. Hartleben in Wien.
Dannehl, Die Verfälschung des Bieres. E. Habel in Berlin.
Deutsche Monatsblätter. I. 1. J. Kühtmann in Bremen.
ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 4. H. Braams in Norden.
Dreher, Beiträge zur Theorie der Farbenwahrnehmung. G. Hempel in Berlin.
Engel, Deutsche Puppenkomödien. VI. VII. Schulze in Oldenburg.
Fuchs, Ueber das Leben und die Werke Galileis. E. Strauss in Bonn.
Geiger, Die Satiriker des 16. Jahrhunderts. C. Habel in Berlin.
Gittermann, Der geographische Kreislauf des deutschen Kaiserthums. W. J. Leendertz in Leer.
Godin, Polnische Volksmärchen. R. Scholtze in Leipzig.
Heller, Frühlingsboten. Lang & Co. in Bern.
Hill, Bloemardinne. A. Hoste in Gent.
Hillebrand, Zeiten, Völker und Menschen. IV. R. Oppenheim in Berlin.
Julius Mosen. Eine biographische Skizze. Schulze in Oldenburg.
Kállay, Die Orientpolitik Rußlands. W. Lauffer in Budapest.
Kjerulf, Die Eiszeit. C. Habel in Berlin.
Klencke, Illustrirtes Lexikon der Verfälschungen. 2. J. J. Weber in Leipzig.
Leopold, Van de Schelde tot de Weichsel. J. B. Wolters in Groningen.
Lindwurm, Das Eigenthumsrecht und die Menschheits-Idee im Staate. O. Wigand in Leipzig.
Lionnet, Johanna Gray. Mitscher & Röstell in Berlin.
Lippert, Die Erdrinde und ihre Bildung. Prag.
Mattianda, in morte del Padre Angelo Secchi Caoto. Rom.
du Mesnil-Marigny, l'économie politique devenue science exacte. Plon & Co. in Paris.
Popper, Stimmungsbilder aus der Schweiz. H. Dominicus in Prag.
Preuss, Die materielle Bedeutung des Lebens im Universum. Schulze in Oldenburg.
Ratzel, Die vereinigten Staaten von Nord-Amerika. I. R. Oldenbourg in München.
Rezek, Geschichte der Regierung Ferdinands I. in Böhmen. J. Otto in Prag.
Riddell, Her mothers Darling. K. Graedener in Hamburg.
Sachs, Friedrich Diez und die romanische Philologie. Langenscheidt in Berlin.
Solling, Macbeth vendered into metrical german. J. F. Bergmann in Wiesbaden.
Spaeth, Theismus und Pantheismus. Schulze in Oldenburg.
Stab, Touristen-Fahrten. R. v. Decker in Berlin.
Wohlmuth, Streifzüge eines deutschen Comödianten. J. A. Barth in Leipzig.
Wolf, Die kaiserliche Landesschule in Wien unter Kaiser Maximilian II. L. W. Seidel & Sohn in Wien.
Zimmer, Johann Gottlieb Fichte's Religionsphilosophie nach den Grundzügen ihrer Entwicklung dargestellt. L. Schleiermacher in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spalt. Zeile mit 25 Pf. berechnet.

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 7?.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 25. Mai 1878. [№ 21.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Voltaire und seine Beziehungen zu Deutschland.

I.

In diesen Tagen feiert Paris und ganz Frankreich ein literarisches Fest besonderer Art.

Unsere Zeit hat schöne Gedenktage zu Ehren Schiller's, Goethe's, Shakespeare's, Dante's, Michelangelo's und anderer großer Männer gefeiert; — die Feier des hundertjährigen Todestages **Voltaire's** am 30. Mai dürfte jedoch vielfach bedeutsamer sein und wenigstens im Lande des Gefeierten eine allgemeinere Theilnahme finden.

Damit soll durchaus nicht behauptet werden, daß die Franzosen ihren Voltaire höher achten und tiefer verehren, als wir Deutsche unser großes Dichterpaar, als England seinen Shakespeare, Italien seinen Dante.

Nein! — aber Voltaire's Name ist ein Schlachtruf: um ihn tobte und tobt noch heute der Kampf der Parteien und wenn sich nach Goethe's treffendem Wort „die französische Poesie, wie die französische Literatur, nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nation trennt", so gilt dies in besonderem Maße von Voltaire, dem „esprit français fait homme" und darum wird jede Feier zu seinem Gedächtnisse eine unmittelbar praktische Bedeutung haben; dabei werden sich die Kämpfe wiederholen, die er sein Leben hindurch schlug, die sein Ende verbitterten und ein halbes Jahrhundert hindurch seine irdischen Reste nicht zur befriedeten Ruhe des Grabes kommen ließen! — Auch uns Deutschen ist Voltaire viel gewesen — man denke nur an den Einfluß, den er vor Allem auf Friedrich den Großen, „der sich um seine Freundschaft bemühte" (Johannes von Müller) —, auf Joseph II. trotz der äußerlich ablehnenden Stellung des Kaisers zu dem Patriarchen von Ferney, auf Wieland, Goethe, Heine und zahlreiche andere hervorragende Männer ausgeübt hat.

Ob dieser Einfluß, der vorzugsweise Friedrich den Großen der deutschen Literatur abgeneigt machte, immer oder überhaupt ein guter gewesen, kann hier nicht untersucht werden; jedenfalls war er so außerordentlich, so alldurchdringend, daß Niemand, der Theil nahm an der geistigen Bewegung der Zeit, sich ihm entziehen konnte.

Noch heute spielt Voltaire's Geist eine große Rolle in Deutschland; wir brauchen in dieser Beziehung z. B. nur an „Voltaire" von David Friedrich Strauß; „sechs Vorträge, gewidmet Ihrer Königlichen Hoheit Alice Prinzessin Ludwig von Hessen, Prinzessin von Großbritannien und Irland, für die sie geschrieben, von der sie freundlich angehört wurden", zu erinnern, ein Werk, das, namentlich mit den Beilagen, wie „Most in Glacéhandschuhen" zu wirken geeignet ist! Leben wir nun auch mit unseren westlichen Nachbaren in gespannten politischen Beziehungen, so darf dieses unerfreuliche Verhältniß uns doch nicht abhalten, das Andenken hervorragender Franzosen bei geeigneter Gelegenheit in deutschen Kreisen zu beleben.

Und eine solche Gelegenheit scheint uns gekommen, da Voltaire grade jetzt vor hundert Jahren unter wahrhaft einzigen Umständen noch einmal und zwar als vierundachtzigjähriger Greis in den Vordergrund des französischen Geisteslebens, wie der Kämpfe seiner Zeit trat und in Folge der damit verknüpften Erregungen seinen Tod fand! Ehe wir die letzten inhaltsreichen Monate dieses vielbewegten Lebens vorführen, gestatten wir uns einen kurzen Rückblick auf dieses Leben, der zum besseren Verständniß erwünscht sein mag, wobei jedoch an eine eigentliche Lebensbeschreibung nicht gedacht wird.

Marie François Arouet, mit dem angenommenen Zunamen **de Voltaire** (der zuerst unter der Zueignung des Oedipe an die Herzogin von Orleans i. J. 1718 erscheint und wohl aus der Versetzung der Buchstaben Arouet l(e) j(eune) gebildet ist), wurde im Jahre 1694 zu Paris oder Châtenay geboren, am 20. oder 22. Februar oder 21. November; sein Vater, Sportelkassier bei der Rechnungskammer und ein vermögender Mann, ließ dem Sohne eine sehr sorgfältige Erziehung geben; der junge Arouet empfing die Grundlagen seiner höheren Bildung in dem Jesuiten-Colleg Louis le Grand zu Paris und soll einer seiner Lehrer in der Rhetorik, der Pater Lejay, schon damals vorausgesagt haben, daß er der Bannerträger (le coryphée) des Deismus in Frankreich werden würde.

Seine dichterischen Anlagen machten ihn frühzeitig bekannt; sein Pathe, der Abbé de Châteauneuf, führte ihn in die glänzende und geistreiche Gesellschaft von Paris ein; der junge Arouet wurde dem Prinzen von Conti, dem Herzog von Vendome und anderen „aufgeklärten" Großen vorgestellt, die in der Gesellschaft von Dichtern, wie Lafare, Chaulieu u. A. ihr Vergnügen fanden und sich über die theologischen Zänkereien lustig machten, welche damals fast ganz Paris auf das Ernstlichste beschäftigten.

Alle diese Herren waren feine Epikuräer; alle machten Verse. „Nous sommes ici tous princes ou tous poëtes!" sagte Voltaire eines Tages, als man sich bei dem Prinzen von Conti zu Tische setzte; ein Einfall, der ihm den Beinamen: „le familier des princes" einbrachte!

Sein Vater beunruhigte sich indessen nicht wenig über die Zukunft seines Sohnes und forderte ihn auf, sich einen Beruf zu wählen: „Ich will Schriftsteller werden!" erwiderte der junge Voltaire. „Das ist der Beruf eines Mannes, der der Gesellschaft nicht nützlich werden, seinen Eltern zur Last fallen und schließlich Hungers sterben will", meinte der sorgliche Vater und zwang seinen Sohn, die Rechte zu studiren. Als dieser seine Studien abgeschlossen hatte, wollte er aber weder die Advocatenpraxis ausüben, noch sich eine Richterstelle kaufen lassen: „Ich will keine Würde und kein Ansehen, die sich kaufen lassen; ich will sie er-

werben, ohne daß es mich etwas kostet!" lautete die Antwort des halsstarrigen Sohnes.

Die Zerwürfnisse zwischen Vater und Sohn drohten eine noch ernstere Wendung zu nehmen, als der letztere eine Satire gegen einige Akademiker veröffentlicht hatte; sie wurden jedoch vorläufig beigelegt, da Voltaire als Gesandtschafts-Page mit dem Marquis de Châteauneuf nach dem Haag ging. Hier machte er die Bekanntschaft einer Madame du Noyer, die eine zweifelhafte Existenz unter anderem damit zu fristen suchte, daß sie ein Schmähschriftengeschäft betrieb, d. h. Satiren und Anekdoten auf die Würdenträger Frankreichs ankaufte, ein Geschäft, das damals überhaupt in Holland sehr blühte.

Voltaire mag auch in dieser Beziehung bedenkliche Beziehungen angeknüpft und in dem „Geschäft" mitgearbeitet haben; jedenfalls ließ er sich auf ein Verhältniß mit einer Tochter der Madame du Noyer ein.

Der Marquis de Châteauneuf sandte ihn nun nach Paris zurück, zum großen Kummer von Voltaire's Vater, dessen ältester Sohn sich in theologische Streitigkeiten verrannt hatte. — „Meine beiden Söhne sind toll, der Eine in Prosa, der Andre in Versen!" pflegte der Ärmste zu klagen.

Voltaire mußte nun wohl oder übel eine Zeit lang die juristische Praxis bei einem „Procureur" betreiben, ein Verhältniß, das die eigenthümliche Sicherheit erklärt, mit der er sich im Geschäftsleben bewegte und dem er gewiß seine großen finanziellen Erfolge zum guten Theil verdankte.

Inzwischen war Ludwig XIV. (1715) gestorben; bei Lebzeiten war er mit Lobhudeleien überhäuft worden; jetzt folgte Schmähschrift auf Schmähschrift. Die berüchtigte Bulle Unigenitus hatte Paris in die lebhafteste Aufregung versetzt und das Volk hatte nicht übel Lust, die Häuser der Jesuiten am Begräbnißtage Ludwig XIV. zu verbrennen.

Der Regent schaffte die Hälfte der Pferde in den königlichen Ställen ab; ein Epigramm, das Voltaire zugeschrieben wurde, meinte, es sei besser, wenn die Hälfte der Esel in Seiner Majestät Umgebung abgeschafft würden; unter den Schmähschriften fiel eine besonders durch Eleganz auf, ein kleines Gedicht, das in Versen, die stets mit einem „J'ai vu" beginnen, die Übel der letzten Regierungsjahre des „großen Königs" aufzählte und mit den Worten schloß:

„J'ai vu ces maux et je n'ai pas vingt ans"

Voltaire war etwa 22 Jahre alt; man hegte Verdacht gegen ihn, er wurde verhaftet und in die Bastille gesteckt, wo er länger als ein Jahr ohne Feder und Dinte (?) zubringen mußte.

Hier entwarf er den Plan zur Henriade; den zweiten Gesang: die Bartholomäusnacht, soll er hier ganz fertig ausgearbeitet und später kein Wort daran geändert haben!

Inzwischen hatte sich der Verfasser des „J'ai vu" zu erkennen gegeben; Voltaire wurde freigelassen; die Kreise seiner alten Gönner öffneten sich ihm, wie früher; er konnte jetzt seinen „Oedipus", ein Trauerspiel, das er schon vor mehreren Jahren gedichtet hatte, zur Aufführung bringen und erzielte damit einen ungeheuren Erfolg. Fontanelle tadelte jedoch an dem Stück, daß es zu viel Feuer habe: „Um mich zu bessern", sagte der stets schlagfertige Voltaire, „werde ich Ihre Hirtengedichte lesen!" Schlimmer aber war es, daß im Oedipus die Geistlichkeit schwer verletzt war, u. A. durch die berühmt gewordenen Verse:

„Nos prêtres ne sont point ce qu'un vain peuple pense:
Notre crédulité fait toute leur science."

Um diese Zeit erschienen die „Philippiken", ein äußerst scharfes Gedicht gegen den Regenten Philipp von Orléans, dem darin, und zwar in den schönsten Versen, Giftmord und Blutschande vorgeworfen wurde.

Die Verleumdung legte auch dieses Gedicht Voltaire zur Last; der Regent befürchtete jedoch einen abermaligen Mißgriff und begnügte sich damit, Voltaire von Paris zu verbannen.

Übrigens war dieses Exil nicht von langer Dauer; Voltaire brachte dasselbe zum Theil in Sully zu und arbeitete dort an der Henriade, in der Maximilian de Bethune — der große Sully — neben dem Haupthelden die bedeutendste Rolle spielen sollte, aber durch Duplessis-Mornay ersetzt wurde, als der Herzog von Sully sich Voltaire entfremdet hatte! Dichterrache!

Voltaire kehrte nach Paris zurück, wo er seine Arbeiten und seine Vergnügungen in gewohnter Weise fortsetzte. Eines Tages war er Tischgast des Herzogs von Sully und gerieth hier mit dem Chevalier de Rohan Chabot, einem entarteten Sprößling des berühmten Hauses der Rohan, in Wortwechsel. „Wer ist dieser junge Mann", fragte Rohan spöttisch, „der hier so laut das Wort führt?" „Herr Ritter", erwiderte Voltaire, „es ist ein Mann, der keinen großen Namen herumschleift, sondern dem Namen Ehre macht, den er trägt." Rohan verließ die Tafel; einige Tage später wurde Voltaire von Miethlingen Rohan's aus dem Hause des Herzogs von Sully gelockt, überfallen und mißhandelt; vergeblich hoffte er auf Sully's Theilnahme und forderte endlich Rohan, der sich jedoch dem Duell entzog. In Folge dieser Händel wurde Voltaire, der auch das Haupt der Rohan's — den damaligen Premierminister — durch ein Verhältniß mit dessen Maitresse empfindlichst beleidigt hatte, abermals und zwar auf sechs Monat in die Bastille gesteckt.

Nach seiner Freilassung ging er nach England, wo er Newton, der während Voltaire's Aufenthalt in England starb, Clarke, Woolston, Pope, Collins, Tolland und andere bedeutende Männer kennen lernte; die meisten von ihnen wurden ihm näher befreundet, namentlich auch Pope. Er ließ hier (1726) auf Subscription seine Henriade drucken, die ihm große Ehre und reichliche Geldmittel verschaffte; lernte gründlich englisch, studirte die Werke englischer Philosophen und Dichter und gewann Geschmack an Handelsgeschäften.

Nach Verlauf von drei Jahren kehrte er nach Paris zurück, das er abermals in theologischen Händeln antraf — ein Schriftchen „Sottise des deux partis" war das Zeichen seiner Rückkehr; bald folgte die „Geschichte Karls XII."

Der Tod seines wohlhabenden Vaters († 1722), der Ertrag der Henriade, ein großer Gewinn in der Pariser Lotterie und verschiedene geschäftliche Speculationen machten ihn in dieser Zeit zu einem reichen Manne. Auf den Namen seines Agenten, Sieur du Moulin, trieb er Handel mit afrikanischem Getreide, bezog Waaren von Cadix u. s. w.; eine der Hauptquellen seines damaligen Einkommens scheint jedoch die Betheiligung an Lebensmittel-Lieferungen (für die Armee?) gewesen zu sein, die ihm einer seiner Freunde, ein Herr du Vernet, ermöglichte.

Mit seinen bedeutenden Geldmitteln machte er sich vielfach Freunde in der hohen Aristokratie Frankreichs; er zählte die Guise, die Richelieu, die Destaing, die Bresai u. s. w. zu seinen Schuldnern, die er mit großer Rücksicht behandelte; auch nahm er sich mancher, insbesondere junger, Schriftsteller an, die zum Theil bei ihm wohnten.

Er suchte auf diese Weise seine Stellung zu befestigen und seinen Einfluß mehr und mehr auszudehnen. Unmöglich konnten ihn aber seine Beziehungen vor den Folgen schützen, welche Werke, wie die „philosophischen Briefe", worin englische Einrichtungen empfohlen wurden, der „Tod Cäsar's" einerseits und die in Frag-

menten bekannt werdende „Pucelle“ andererseits, haben mußten; durch die freien Gesinnungen der ersten fühlte sich der Hof verletzt, durch die spöttische Behandlung der Heiligthümer der Kirche in der Pucelle der Klerus; kein französischer Schriftsteller würde heute wagen, ein solches Werk zu veröffentlichen! Der Siegelbewahrer Chauvelin hatte bereits einen Verhaftsbefehl gegen Voltaire erlassen; der Graf d'Argental konnte Voltaire, der sich zu Montjeu aufhielt, um an den Feierlichkeiten der Vermählung des Herzogs von Richelieu Theil zu nehmen, noch rechtzeitig hiervon benachrichtigen.

Voltaire zog sich (1736) nach Cirey, einem Landgut der ihm befreundeten Familie du Châtelet in der Champagne, zurück, wo er sich während der nächsten Jahre, in Gesellschaft seiner Freundin, der berühmten Marquise du Châtelet aufzuhalten pflegte und sich in stiller Zurückgezogenheit ganz den Studien, u. A. der Herausgabe der Elemente Newtons, widmete; namentlich beschäftigte sich er sich hier auch mit Naturwissenschaften, zum Beispiel mit der Chemie; er hatte ein eigenes Laboratorium und verschiedene Chemiker in seinen Diensten; wahrscheinlich verfolgte er neben den wissenschaftlichen auch praktische Zwecke.

Dieser Aufenthalt, der in der Stille von Cirey, ist für uns Deutsche von besonderer Bedeutung; Friedrich II., damals bekanntlich noch Kronprinz, hatte am 8. August 1736 einen Briefwechsel mit Voltaire begonnen, worauf dieser — mit seinem ersten Briefe vom 26. August 1736 noch von Paris aus — erwiderte; bei weitem die Mehrzahl und die bedeutendsten der Voltaireschen Briefe an den Kronprinzen Friedrich sind aber von Cirey geschrieben.

Als Friedrich den Thron bestiegen hatte, wurde seine Freundschaft mit Voltaire von politischer Bedeutung; der letztere hatte im Auftrage Ludwig XV. allerlei geheime Geschäfte mit dem Könige Friedrich II., zum Theil persönlich, zu führen, die auf eine Unterstützung der zerfahrenen Politik Frankreichs im österreichischen Erbfolgekriege gerichtet waren.

Man muß am französischen Hofe mit den Erfolgen seiner politischen Thätigkeit zufrieden gewesen sein; Voltaire erlangte die Gunst Ludwig XV., der ihn zum Historiographen von Frankreich ernannte und ihm die Stelle eines „gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi“ verlieh, welche Voltaire unter Beibehaltung aller damit verknüpften Privilegien verkaufen durfte.

Unter der Gunst der Umstände gelang es ihm nach langen Kämpfen seinen „Mahomet“ auch in Paris auf die Bühne zu bringen, was die Geistlichkeit wegen der behaupteten versteckten Angriffe des Stücks auf das Christenthum bis dahin verhindert hatte. Höchst originell ist die Stellung, die Papst Benedikt XIV. zu diesen Händeln einnahm; Voltaire hatte ihm ein Exemplar „Mahomets“ übersandt, der weltkluge Papst erwiderte darauf mit einem eigenhändigen Schreiben, daß er die bellissima tragedia con sommo piacere gelesen habe und begleitete dieses freundliche Schreiben noch mit einer goldenen Medaille — ein Verfahren, das freilich diejenigen Theologen und diejenigen Juristen zu Paris, die „Mahomet“ auf das Schärfste verfolgten, in eine eigenthümliche Lage versetzen mußte.

In dieser Zeit des Wohlwollens des Königs Ludwig XV und — nicht zu vergessen — der Pompadour wurde auch Voltaire's Wunsch erfüllt, in die Akademie aufgenommen zu werden.*)

Jetzt machte sich aber ein plötzlicher Rückschlag der Hofgunst geltend; ein Verhältniß, das Voltaire gewiß durch seine Charaktereigenthümlichkeit — bei schärfstem Verstande und großer Weltgewandtheit ließ er nicht selten die Vorsicht einfachster Klugheit unbeachtet — beschleunigt hat!

Seine Neider suchten seine Stellung durch Angriffe aller Art zu untergraben; Paris wurde mit ihren Satiren überschwemmt; der nur zu empfindliche Voltaire beklagte sich darüber bei einem der Minister, der ihm erwiderte: „A votre place je ferais et laisserais dire!“ Voltaire, der eine andere Antwort erwartet hatte, machte sich in einem Couplet über den Minister lustig, der selbstverständlich seinem eigenen Rath nicht nachlebte, sondern sich an Voltaire zu rächen suchte.

Dieser Verdrießlichkeiten müde, nahm Voltaire eine Einladung des Königs Stanislaus Lesczinsky, der nach Aufgabe des Königsthrons von Polen als Herzog von Lothringen zu Nancy und Luneville residirte, an und brachte zwei Jahre, 1748—1750, in dessen Residenzen und in engem Verkehr mit der königlichen Familie zu, die sich eifrigst mit Kunst und Wissenschaft beschäftigte; hier wurden einige seiner interessantesten Sachen, u. A. „Zadig“ und „Babouc“ geschrieben, in denen er das Pariser Leben und seine persönlichen Gegner, namentlich auch die Geistlichen, die es mit ihm verdorben hatten, arg persifflirte; hier starb ihm seine liebste und treueste Freundin, die „göttliche Emilie“, die Marquise du Châtelet (1749).

Noch einmal kehrte Voltaire nach Paris zurück — um dort seine Stellung bei Hofe unhaltbar zu machen. In seinem „Temple de la Gloire“ hatte er Ludwig XV. als Trajan vergöttert; nach der Vorstellung näherte er sich dem König und fragte: „Trajan est-il content?“; der König, den diese weitgetriebene Vertraulichkeit verdroß, erwiderte kein Wort!

Unter dem Eindrucke dieser und ähnlicher Widerwärtigkeiten nahm Voltaire endlich die seit Jahren wiederholten dringenden Einladungen Friedrich II. an; im Jahre 1750 reiste er nach Berlin ab, um seinen königlichen Gönner im anscheinend unheilbarsten Zerwürfniß nach drei Jahren wieder zu verlassen.

Männer, wie Friedrich II. und Voltaire, beide eifersüchtig auf ihre Stellung, beide trotz aller Philosophie in hohem Grade erregbar, beide Freunde kaustischen Witzes, konnten sich unmöglich vertragen, wenn sie sich oft im täglichen Verkehr begegneten und den Einwirkungen des täglichen Klatsches der beiderseitigen Umgebung ausgesetzt waren! Dazu kamen unsaubere Finanz-Angelegenheiten Voltaire's!

Interessant sind die Äußerungen Friedrich II. in seinen Briefen aus dieser Zeit an seinen Secretär Darget, der sich damals aus Gesundheitsrücksichten zu Paris aufhielt.

Im April 1752 schreibt er: „Voltaire s'est conduit ici en faquin

---

*) Damals (1743) brachte Voltaire auch seine „Merope“ auf die Bühne, die den außerordentlichsten Beifall fand: „und das Parterre erzeigte dem Dichter eine Ehre, von der man noch zur Zeit kein Exempel gehabt hatte. Zwar begegnete ehedem das Publikum auch dem großen Corneille sehr vorzüglich; sein Stuhl auf dem Theater ward beständig freigelassen, wenn der Zulauf auch noch so groß war, und wenn er kam, so stand Jedermann auf, eine Distinction, deren in Frankreich nur die Prinzen von Geblüt gewürdigt werden. Corneille ward im Theater wie in seinem Hause angesehen und wenn der Hausherr erscheint, was ist billiger, als daß ihm die Gäste ihre Höflichkeit bezeigen? Aber Voltairen widerfuhr noch ganz etwas anderes; das Parterre ward begierig, den Mann von Angesicht zu kennen, den es so sehr bewundert hatte; wie die Vorstellung also zu Ende war, verlangte es ihn zu sehen und rief und schrie und lärmte, bis der Herr von Voltaire heraustreten und sich begaffen und beklatschen lassen mußte... Was hat der Mann von Genie dabei vor dem ersten, dem besten Murmelthiere voraus?“ u. s. w. (Lessing, Dramaturgie 36. Stück.)

et en fourbe consommé; je lui ai dit son fait, comme il le mérite, c'est un misérable et j'ai honte pour l'esprit humain qu'un homme, qui en a tant, soit si plein de malfaisance!", und im April 1753: „Voltaire est le plus méchant fou, que j'aie connu de ma vie: il n'est bon qu'à lire. Vous ne sauriez imaginer toutes les duplicités, les fourberies, et les infamies, qu'il a faites ici; je suis indigné que tant d'esprit et tant de connaissances ne rendent pas les hommes meilleurs." Im „Tantale en procès" läßt der König (?) seiner Entrüstung über Voltaire's Habgier die Zügel schießen, der darin als Angoule-tout mit seinem Genius Mamon gar übel abgemalt wird!

Einige Jahre später (seit 1757) ist der lebhafte Briefwechsel zwischen den beiden großen Männern wieder im vollem Gange, um bis zum Tode Voltaire's fortgesetzt zu werden; dabei fehlt es von beiden Seiten nicht an oft wiederholten Versicherungen der Freundschaft und Hochachtung, an Bezeugungen der innigsten Theilnahme an den gegenseitigen Lebensschicksalen!

Der Eindruck, den Voltaire's Persönlichkeit auf Friedrich II. gemacht hat, ist uns in einem „Portrait", das der König im Jahre 1756 entworfen hat, aufbewahrt: „Voltaire", heißt es darin, „ist von sehr schmächtiger Statur, nur mittelgroß; er hat eine heiß- und schwarzgallige Constitution; sein Gesicht ist fleischlos; sein Blick feurig und durchdringend; seine Augen sind lebhaft und boshaft (malins). Seine Gebärden, die oft vor lauter Lebhaftigkeit albern werden, sind von demselben Feuer beseelt wie seine Schriften. Einem Meteor gleich, das vor unseren Augen unaufhörlich erscheint und verschwindet, blendet er uns durch sein Gefunkel. Ein Mensch mit einer solchen Constitution mußte gebrechlich sein; die Klinge nutzt die Scheide ab.

Lustig aus Gewohnheit, ernsthaft aus Gesundheitsrücksichten, offen ohne Aufrichtigkeit, schlau ohne Feinheit (finesse); bekannt mit dem Weltbrauch und sich darüber hinwegsetzend, ist er bald Aristippus, bald Diogenes; er liebt den Prunk und verachtet die Großen; er läßt sich gehen vor den Höhergestellten und ist zurückhaltend mit seines Gleichen. Höflich bei der ersten Annäherung wird er bald kalt und erkältend (il vous glace.)

Jetzt gefällt er sich bei Hofe, dann widert ihn das Hofleben an!

Mit solcher Erregbarkeit ausgestattet, knüpft er doch nur wenig engere Beziehungen an, auf sinnliche Vergnügungen giebt er nichts, aber nur aus Mangel an Leidenschaft! Seine persönliche Zuneigung läßt er weniger durch wohlerzogene Wahl, als leichte Regungen bestimmen.

Er urtheilt ohne Prinzipien und ist deshalb, wie jeder Andere, Anfällen von Verrücktheit (folie) ausgesetzt. Bei einem offenen Kopfe hat er ein verderbtes Herz; er denkt über Alles und zieht Alles ins Lächerliche hinab.

Eitel im höchsten Grade, aber noch habsüchtiger, als eitel, schreibt er weniger des Ruhmes, als des Geldes willen; er arbeitet wie für sein tägliches Brot; zum Genuß geboren, strebt er rastlos nach Schätzen.

So sieht der Mensch Voltaire aus! Hier ist sein Bild als Schriftsteller: Kein Dichter macht Verse mit größerer Leichtigkeit, aber diese Fähigkeit schadet ihm, weil er sie mißbraucht; keines seiner Werke ist vollkommen, denn er überarbeitet sie nicht aufmerksam.

Seine Verse sind reich, elegant, geistvoll, und doch würde er in der Geschichte noch mehr Erfolg haben, wenn er sparsamer mit seinen allgemeinen Betrachtungen und glücklicher in seinen Vergleichen wäre, die ihm freilich doch Beifall eingebracht haben.

Ein Schriftsteller, der ohne Leidenschaft und Vorurtheil schreiben soll, muß, wie man sagt, weder Religion, noch Vaterland haben — fast trifft dies bei Voltaire zu; der Parteilichkeit für seine Nation wird ihn Niemand zeihen: er ist im Gegentheil von der Schrulle jener alten Schwätzer besessen, die unaufhörlich die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart preisen; Voltaire lobt stets die verschiedenen Länder Europa's; nur über sein eigenes klagt er.

In der Religion hat er sich kein System gebildet und ohne einigen antijansenistischen Sauerteig, der an manchen Stellen seiner Schriften hervortritt, würde er jene Indifferenz und Parteilosigkeit besitzen, die so erwünscht für die Bildung eines Schriftstellers sind.

In der fremden Literatur, wie in der französischen, bewandert, ist Voltaire nicht weniger stark in jener gemischten Gelehrsamkeit, die heute so Mode ist; er ist Politiker, Naturforscher, Mathematiker, mit einem Wort: Alles was er will. Da es ihm aber an Kraft gebricht, diese Wissenschaften gründlich zu bewältigen, hat er sie nur oberflächlich berühren können; wenn er nicht so geistreich wäre, würde er in keiner derselben glänzen.

Sein Geschmack ist feiner, als richtig; Voltaire ist satirisch, angenehm und sinnreich, ein schlechter Kritiker, ein Liebhaber abstracter Wissenschaften; er hat eine sehr lebhafte Einbildungskraft und, was uns befremden wird, fast keine Erfindungsgabe (invention).

Man wirft ihm vor, daß er von einem Extrem ins andere falle; bald ist er Philanthrop, bald Cyniker, bald übertriebener Lobredner, bald maßloser Satiriker.

Mit einem Worte, Voltaire will ein außergewöhnlicher Mensch sein und ist es auch, ohne Zweifel!"

Nachdem Voltaire den preußischen Hof unter den bekannten Umständen verlassen hatte*), reiste er noch kurze Zeit in Deutschland umher, nahm dann vorübergehend Aufenthalt in verschiedenen französischen Städten, wohnte einige Jahre in seinem Lusthause les Délices auf Genfer Gebiet, wo er mit der calvinistischen Geistlichkeit in Händel gerieth und siedelte sich endlich im Jahre 1762 zu Ferney bei Gex dauernd an (im heutigen Departement Ain, — nicht in der westlichen Schweiz, wie z. B. in Brockhaus Conversationslexikon unter „Voltaire" unrichtig angegeben ist).

*) Das Vorgehen Friedrichs des Großen gegen Voltaire bei dessen Aufenthalt in Frankfurt a. M. hätte leicht für die Entwicklung der deutschen Literatur von den bedeutendsten Folgen werden können. Goethe's Vater war bekanntlich von der Annäherung seines Wolfgang an die Weimar'schen Prinzen nicht sonderlich erbaut und warnte unumwunden: „mit großen Herrn sei nicht gut Kirschenessen". Sein stärkstes Argument bestand darin, daß er „Voltaire's Abenteuer" mit Friedrich dem Zweiten umständlich ausmalte; wie die übergroße Gunst, die Familiarität, die wechselseitigen Verbindlichkeiten auf einmal aufgehoben und verschwunden und wir das Schauspiel erlebt, daß jener außerordentliche Dichter und Schriftsteller durch Frankfurter Stadtsoldaten auf Requisition des Residenten Freitag und nach Befehl des Bürgermeisters von Fichard arretirt und eine ziemliche Zeit im Gasthofe zur Rose gefänglich angehalten worden." Ohne Fräulein von Klettenberg und Goethe's Mutter wäre Goethe vielleicht nicht nach Weimar gekommen!

Vgl. Wahrheit und Dichtung 15. Buch. Auch im 2. Buch von Wahrheit und Dichtung befinden sich interessante Aeußerungen von Goethe's Vater über Friedrichs Vorgehen gegen Voltaire.

England.

Englische Briefe.

London, im April.

Selbst vom Standpunkte eines Kritikers oder Literaturfreundes können wir uns zu den erneuerten Friedensaussichten Glück wünschen, da uns auf diese Weise eine Flut von literarischen Erzeugnissen erspart geblieben ist. Die Anzahl der Schriften, welche die orientalische Frage hervorgerufen hat, ist schon an und für sich schreckenerregend groß; um wieviel mehr müßte dieselbe an Umfang gewinnen, wenn England auch in den Kampf hineingezogen würde! Zwar gereicht es den englischen Zeitungen zu großer Ehre, daß sie so gut unterrichtet sind und von solch tüchtigen Kräften stets auf dem Laufenden gehalten werden, doch ist es eine andere Frage, ob diese journalistischen Berichte mehr als das Eintagsleben werth sind, welches die Spalten einer Zeitung ihnen gewähren.

Wir machen diese Bemerkung durchaus nicht aus Mißachtung gegen das Werk des Capitän Norman*) und wenn wir über dasselbe kurz hinweggehen, so geschieht es nur deswegen, weil wir die Überzeugung hegen, daß unsere Leser, wie wir selbst, es müde sind, die Geschichte türkischer Schnitzer und Mißgriffe zu lesen. Denn sein Buch ist an sich ganz vortrefflich und bietet eine zusammenhängende Geschichte des armenischen Feldzuges, von seinem Beginn bis zum November vergangenen Jahres. Diejenigen, deren Heißhunger nach unvollständigen Berichten über die Ereignisse des russisch-türkischen Krieges noch immer nicht gesättigt ist, mögen sein Buch lesen, wie nicht minder das des Herrn Williams**), der dem türkischen Generalstabe beigegeben war und folglich den ganzen Feldzug in Armenien und Kurdistan aus nächster Nähe sah. Dem Capitän Norman wurde in seiner Eigenschaft eines Specialcorrespondenten der „Times", natürlich ebenfalls jede mögliche Erleichterung gewährt. Er gesteht, daß er bei seiner Ankunft in Kleinasien ein ganz entschiedener Türkenfreund war. Er verließ das Land, voll des tiefsten Mitleides für die bedauernswerthen Bewohner eines Reiches, dessen Regierung, seiner Überzeugung nach, vollständig verrottet ist. Es ist die alte, alte Geschichte: Dummheit, Apathie, Eifersucht, Corruption; — das Volk geduldig und duldend, die Beamten habgierig und unduldsam. So fand Capitän Norman z. B., daß der Sold der Truppen in Armenien um achtzehn Monate im Rückstand war, während die Paschas aufs beste Sorge trugen, daß sie selbst pünktlich bezahlt wurden. Die Rationen, die oft aus nichts anderem als aus Mehl bestanden, wurden nur jeden zweiten Tag ausgetheilt: kurz, das Wunder ist, nicht daß die Türken besiegt wurden, sondern daß sie überhaupt Stand hielten und so tapfer fochten. Auch wiederholt der Verfasser die jetzt bis zur Evidenz erwiesene Thatsache der schmachvollen Behandlung, der die Kranken und Verwundeten ausgesetzt waren; nicht nur wurden dieselben schnöde vernachlässigt, sondern man legte sogar der fremden Hilfe alle möglichen Hindernisse in den Weg, sodaß der Argwohn nicht so ganz von der Hand zu weisen ist, daß die türkische Regierung absichtlich den Tod der Kampfunfähigen herbeizuführen wünschte, um sich der Sorge für ihren Unterhalt zu entledigen.

*) Armenia, by Capt. Norman. London, 1877. Cassell.

**) The Armenian Campaign, by Charles Williams. London, 1877. Paul.

Diese Angaben werden von dem Obersten Jessen Coope*), der einer englischen Ambulanz beim türkischen Heere attachirt war, bestätigt. Auch er ist entrüstet über die äußerste Gleichgiltigkeit, die von Seiten der Regierung gegen das Loos der eigenen Verwundeten gezeigt wurde, und über die maßlos grausame Behandlung der verwundeten Feinde. Weigerte sich doch die türkische Regierung sogar, die Dienste der Ärzte anzunehmen, welche die englische Mildthätigkeit ihr zusandte, wiewohl ihr eigenes Heilpersonal sowohl an Zahl als an Tüchtigkeit das meiste zu wünschen übrig ließ. Nicht aus der Luft gegriffen erscheint daher die Anklage, daß nichts weniger als menschliche Motive dieser Handlungsweise zu Grunde lagen. Was das Buch des Obersten Coope betrifft, so beschäftigt er sich vornehmlich mit der Auseinandersetzung einer Beschwerde. Er wurde nämlich, während er der Pflege der Verwundeten oblag, von den Russen gefangen genommen und in dreimonatlicher Gefangenschaft, der erst die kräftige Intervention des Lord Loftus ein Ende machte, mit großer Brutalität behandelt. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Oberst schändlich mißhandelt wurde, immerhin jedoch ist seine Beschwerde eine echt englische. Er war nach der Türkei gegangen, um in der neu organisirten Gensdarmerie Dienste zu nehmen; da dieselbe aber nie wirklich ins Leben trat und er nicht unthätig bleiben wollte, schloß er sich einer Ambulanz an. Nun hatte er es vernachlässigt, sich mit einem Paß oder sonstigen Ausweispapieren zu versehen; was Wunder daher, daß nach seiner Gefangennahme der Großfürst Nicolaus durchaus keinen bloßen Civilpolizeibeamten in ihm erblicken wollte. Der Anschein sprach eben zu stark gegen den Obersten. Es war unzweifelhaft eine große Unklugheit von ihm gewesen, sich unter die Kämpfenden zu begeben, ohne die Mittel bei sich zu führen, um nöthigenfalls seine Identität feststellen zu können. A la guerre comme à la guerre. In den damaligen Zeitläuften hatte der Großfürst keine Zeit übrig, um die Idiosynkrasie eines Engländers zu studiren oder der Wahrheitsliebe desselben größeren Glauben zu schenken, als der anderer Leute. Daß dieser Zwischenfall überhaupt zum Gegenstand einer Beschwerde gemacht wird, ist für einen Engländer sehr bezeichnend. Es ist schwierig, einem „free-born Briton", die Nothwendigkeit oder den Gebrauch jener mystischen „Papiere" verständlich zu machen, die von festländischen Beamten in solch hoher Achtung gehalten werden. Der Oberst schreibt ohne Falsch, aber leider auch ohne Gewandtheit, sonst würde seine Schilderung der russischen Gefängnisse, in denen er alles, nur keine Menschlichkeit traf, viel anziehender sein. Über die einzelnen Individuen, Türken nicht minder als Russen, urtheilt er günstig, verdammt aber die Regierungen Beider, als jede in ihrer Weise unwirksam und kraftlos.

Capitän Gambier,**) der kürzlich im „Nineteenth Century" eine Biographie Midhat Pascha's veröffentlichte und die türkische Flotte als Correspondent der Times begleitete, hat soeben eine kleine Schrift über die Geschichte Serbiens erscheinen lassen. Die Geschichte dieses Landes, schreibt er, ist die Geschichte eines fast ununterbrochenen Kampfes gegen eine überwältigende Macht. Das Streben des Verfassers ist es, die Aufmerksamkeit auf das mögliche Schicksal eines Volkes zu lenken, das nach seiner Meinung bestimmt ist, bei Lösung der orientalischen Frage eine große Rolle zu spielen, wenn er sich auch nicht verhehlt, daß die Serben eben erst beginnen aus dem Zustande der Barbarei sich emporzuraffen,

*) A Prisoner of War in Russia, by Colonel W. Jessen Coope. London, 1878. Sampson Low.

**) Servia, by Capit. Gambier. London, 1878. Paul.

wo das Faustrecht das einzige Gesetz des Landes war und ein Jeder die Sühne des Unrechts in die eigene Hand nahm. Freimüthig gesteht der Verfasser, daß er durchaus keinen Anspruch auf Entdeckung neuer historischer Thatsachen mache, nur hofft er, daß seine Schrift in gewissem Grade dazu beitragen werde, mit genauerem und gerechterem Auge ein Land zu betrachten, „dessen Schicksal es gewesen ist, von jener Philanthropie übersehen zu werden, welche die fernsten Oceane durchmustert und ihr Ziel in den Neu Hebriden, den Fidji-Inseln oder irgend einem anderen Orte sucht, vorausgesetzt daß dessen Bewohner schwarz sind und in dem Ruf des Cannibalismus stehen. Doch auf Dinge, die vor unserer eigenen Thür liegen, vermögen diese teleskopischen Menschenfreunde ihren Gesichtskreis nicht herabzuschrauben.“ Der Capitän weist darauf hin, daß im gesammten Verlauf der orientalischen Frage Ungroßmut und Selbstinteresse die Losung Englands gewesen ist. Man war der Meinung, daß die Vorsehung diese schönen Provinzen des südöstlichen Europa's und ihre edlen Volks-Rassen dazu bestimmt habe, in ewiger Unterjochung gehalten zu werden von den Barbarenhorden, die auf das Geheiß der mahomedanischen Eroberer ihre Steppen verließen. England beherzigte leider nicht den Rat Guizot's, dessen weitblickende Politik es war, daß Europa sich auf die Auflösung der Türkei vorbereiten und einen Ersatz für dieselbe bereit halten sollte. Unser Autor plaidirt für eine große südslavische Confederation, die, wie er glaubt, sofort der russischen Herrschaft in Europa ein Ende machen würde. Das Buch ist in etwas bitterem Tone geschrieben und augenscheinlich der Ausfluß eines tiefen Mitgefühls für die Leiden eines unterdrückten Volkes; auch spiegelt sich die Entrüstung über die unwürdige schwankende Politik des jetzigen, wie nicht minder des früheren englischen Cabinets darin ab.

Herr Evans*) hegt ebenfalls starke Sympathien für die Süd-Slaven. Jedoch besteht sein Buch aus bloßen Abdrücken von Zeitungscorrespondenzen, die, wiewohl frisch und lebendig geschrieben, gerade nichts Neues enthalten und auch kein neues Licht auf die scheinbar unlösbare orientalische Frage werfen. Der größte Theil des Buches beschäftigt sich mit Bosnien.

Irgendwo hat ein Franzose einmal gesagt, daß das größte Vergnügen eines Engländers darin bestehe, etwas zu tödten, und man wäre wahrhaftig geneigt, diese etwas starke Behauptung zu unterschreiben, wollte man nach der Anzahl von Leuten urtheilen, die des sogenannten Sports wegen alljährlich in weite Ferne schweifen und sich großen Mühseligkeiten aussetzen. „Das große Durstland“**) — denn das ist der bizarre Titel des Buches, ist die Schilderung einer solchen an den östlichen Rand der Kalahari-Wüste unternommenen Jagdexpedition, mit deren Beschreibung Herr Gillmore nicht nur das Publikum im allgemeinen unterhalten und belehren, sondern auch dem Jagdliebhaber insbesondere nützliche Winke über Löwen- und Elephantenjagd geben will. Das Buch ist in der That sehr unterhaltend; lebhaft und in glänzenden Farben geschrieben, wird es Denen vielen Genuß gewähren, die, wenn nicht in Wirklichkeit, so doch in der Einbildung, den Tugenden und Lastern unserer Civilisation den Rücken zu kehren wünschen. Die Reise des Verfassers führte von Port Natal über das Drakenberg-Gebirge nach den Hochebenen der Transvaalrepublik und von da nach den Jagdgründen des Königs Kama von Soshong in dem oberen Bassin des Flusses Limpopo. Der Rückweg ging längs des Ostrandes der Kalahari-Wüste über die Diamantenfelder nach der Capstadt. Was uns der Autor über den Wassermangel erzählt, unter welchem er, seine Begleiter, Ochsen und Hunde bei der Rückkehr durch die soeben erwähnte Wüste zu leiden hatten, genügt, um einen vernünftigen Menschen das Vergnügen solcher Expedition stark bezweifeln zu lassen. Capitän Gilmore schildert seine Abenteuer mit Liebe und Lust, sogar die Durstleiden, welche in wenigen Tagen, wie er sagt, eines Menschen Leben um Jahre verkürzen.

Wir können nicht umhin, der Energie und körperlichen Kraft, die solche Mühsal freiwillig erträgt, unser Lob zu zollen und gedenken mit Dankbarkeit der vielen und werthvollen geographischen Aufschlüsse, die wir solchen abenteuerliebenden Engländern verdanken, welche hinausgingen, um zu spielen und wie Saul, als er seines Vaters Esel suchte, ein Königreich fanden. Ob unser Autor auf dieser Reise Neues entdeckt hat, scheint zweifelhaft, aber er macht auch keinerlei Anspruch darauf.

Eine andere sich angenehm lesende Reisebeschreibung, die sich ebenfalls mit einem Theile des großen Sphinx-Continentes beschäftigt, sonst aber von gänzlich verschiedenem Charakter ist, betitelt sich „Walks in Algiers“ von Fräulein Séguin*). Es ist ein wirkliches Handbuch, kein bloser Bädeker, für solche, die Algier besuchen wollen, und bildet auch eine sehr angenehme Lectüre für das Publikum im Allgemeinen. Algier wird mit jedem Jahre ein beliebterer Winteraufenthalt der Engländer, und wiewohl wir bereits eine große Anzahl von Büchern über das Land besitzen, so sind dieselben einestheils zu ausführlich, anderntheils zu oberflächlich, um den Bedürfnissen der Durchschnittsreisenden oder der großen Masse des lesenden Publikums zu genügen. Miß Séguin hat die glückliche Mittelstraße eingeschlagen. Sie verschmäht es nicht, uns einige der zwar prosaischen, doch nothwendigen Details über Klima, Kleidung, Hotels rc. zu geben; aber einmal damit zu Ende, kommt sie auf den Gegenstand nicht wieder zurück, sondern führt uns zuerst in die Stadt und dann in deren Umgegend. Ihre Beschreibung des hausmannisirten Theiles der früheren Residenz der Deys ist vortrefflich, eben so schön sind die Schilderungen des noch arabisch gebliebenen Viertels, das mit dem neuen Algier einen Contrast bildet, wie man ihn schärfer sich nicht denken kann. Während in der französischen Stadt der in seinem Burnus drapirte Araber nur eine landschaftliche Staffage für den alltäglichen Hintergrund zu sein scheint, ist er in der alten, arabischen Stadt noch völlig ebenso zu Haus als in den Tagen maurischer Größe und türkischer Tyrannei. Keine andere Schranke trennt die beiden Stadthälften, als die des Mißtrauens und der Antipathie, die zwischen den beiden Rassen herrschen. Im ganzen scheinen die Engländer sich größerer Beliebtheit zu erfreuen, als die Franzosen. Das ist begreiflich genug, sie sind nur Gäste und nicht die Herren. Der Araber kann es den Franzosen nicht verzeihen, daß sie seine mit Rücksicht auf das südliche Klima gebauten Häuser niedergerissen und an ihre Stelle Steinhaufen nach Pariser Vorbild gesetzt haben. Von dem Klima spricht die Verfasserin mit höchstem Lobe und empfiehlt es als ungemein zuträglich für Leidende; und wollte man aus der Zahl gesunder und kranker Engländer, die alljährlich zu den algerischen Küsten pilgern, einen Schluß ziehen, so würde man sich über die Frage nicht wundern, die ein naiver Franzose einst an Fräulein Séguin richtete: „Haben Sie denn in Ihrem Lande ein so abscheuliches

*) Illyrian letters, by Arthur J. Evans. London, Longmans. 1878.

**) The Great Thirst Land, by Parker Gillmore. London, 1878. Cassell.

*) Walk in Algiers and its surroundings by L. G. Séguin. London, Daldy & Isbister. 1878.

Klima, daß kein Mensch es wagen darf, während der Wintermonate daheim zu bleiben?" Wahrheitsliebe sowohl als Patriotismus machten es Fräulein Séguin zur Pflicht, dem Fragesteller zu versichern, daß dies durchaus keine Völkerwanderung sei, und daß eine gewisse und zwar genügende Anzahl von Leuten in der Heimat bleibe. Immerhin scheint die Vorstadt Mustapha Supérieur sich ganz zu einer englischen Colonie entwickelt zu haben. Mit prächtigen Farben schildert uns die Verfasserin die Festlichkeiten der Araber und Neger, denen sie beiwohnte, namentlich jene außerordentlichen Riten, die unter dem Namen „Fêtes Aïssaoui" bekannt sind und wohl das seltsamste und charakteristischste Schauspiel sind, das Algier bietet, wiewohl man mit Recht bezweifeln darf, ob ihr Anblick zu den angenehmen Reiseerinnerungen zähle. Theophile Gautier hat uns eine solche Fête so wunderschön beschrieben, daß es kaum nöthig ist, hier ein weiteres darüber zu sagen. Eine sorgfältige Darstellung findet die Geschichte Algiers, sowohl vor als seit der französischen Occupation. Sie zeigt uns so recht deutlich, wie große Ereignisse aus geringfügigen Ursachen entspringen können; denn hätte der Dey sich nicht von seinem Zorn hinreißen lassen und dem französischen Consul keinen Schlag mit dem Fächer versetzt, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß Algier bis auf den heutigen Tag unabhängig sein würde. Unter den ziemlich weitgegriffenen „Umgebungen" Algier's schildert uns Fräulein Séguin auch Blida, Medeah, die Schluchten von La Chiffa und den Rand der Sahara; es sind prächtige, photographisch getreue Bilder, so daß wir mit der Verfasserin die markanten Züge der Landschaft zu erblicken vermeinen.

Obgleich der Büchermarkt, wie der Handel im allgemeinen, wegen des Gefühls der Unsicherheit, das die ganze Welt durchdringt, darniederliegt und neue Bücher spärlich sind, haben die englischen Zeitschriften darunter nicht zu leiden gehabt und sind so vortrefflich, wie immer. Die Märznummer des „Nineteenth century" enthält eine Seeballade aus der Feder Tennyson's, welche beweist, daß der poeta laureatus weder an Feuer noch an Kraft Einbuße erlitten hat. „The Revenge, a ballad of the fleet" erzählt uns jene verwegene That Sir Richard Grenville's, der mit einem einzigen Schiff die gesammte spanische Flotte einen Tag lang bei den Azoren festhielt. Für dieses, drei Seiten lange Gedicht erhielt der Dichter das geringfügige Honorar von 6000 Mark.

Professor Virchow's Rede bei der letzten Naturforscher-Versammlung hat in England große Aufmerksamkeit erregt. Die Quarterly Review widmete ihr in einer der letzten Nummern eine Besprechung und sie ist mit des Autors Genehmigung soeben ins Englische übertragen worden. Und das Aprilheft des „Nineteenth Century" bringt sogar zwei Artikel, welche die Rede von entgegengesetzten Gesichtspunkten beleuchten. Der eine „War and Science" ist von Dr. Elam und meint, aus der Erklärung Virchow's, daß die Evolutionstheorie noch nicht bewiesen sei, gehe hervor, daß er überhaupt nicht an sie glaube. Professor Clifford in dem anderen Artikel dagegen acceptirt das Virchow'sche Princip, daß das, was zweifelhaft sei, nicht als sicher gelehrt werden dürfe und will dasselbe auch auf unsere Schulen angewendet wissen. „Wir sollten den Kindern nicht als feststehende Thatsache vortragen was keine solche ist". Ergo, müßte die mosaische Weltschaffungslehre aus den Schulbüchern verschwinden.

Italien.

Streifzüge durch die italienische Literatur.

Die italienische Geschichtschreibung wählt sich mit Vorliebe den Stoff für ihre Darstellungen aus den Phasen des Entwickelungsganges, der Italien nach mehr als dreihundertjährigem Verluste seiner politischen Unabhängigkeit zur Abschüttelung der Fremdherrschaft und zur nationalen Wiedergeburt geführt hat. Wer wollte es den italienischen Historikern verargen, daß sie die Scenen und die Personen dieses Drama's, das dem Geschicke ihres Landes nach langer Trauer eine so verheißungsvolle Wendung gegeben hat, immer auf's Neue zu betrachten, daß sie den innern Zusammenhang, welcher zwischen den einzelnen Episoden der nationalen Erhebung besteht, ihren Landsleuten in das hellste Licht zu setzen bemüht sind! Ganz abgesehen von dem patriotischen Interesse, das unverkennbar dabei eine wichtige Rolle spielt, nimmt die Geschichte der italienischen Einheitsbestrebungen auch vom rein historischen Standpunkte eine so wesentliche Stelle unter den wirkungsvollsten Faktoren unserer gesammten neueren Staatenentwickelung ein, daß auch Nicht-Italiener ihrem Werdegange mit lebhafter Theilnahme zu folgen allen Grund haben.

Wie Rom nicht an einem Tage erbaut worden ist, so haben zur Wiederaufrichtung des italienischen Königreichs ganze Generationen in gemeinsamer Arbeit mitzuwirken gehabt. Wie viele Hoffnungen sind enttäuscht worden, wie viel glühende Hingebung und Begeisterung ist scheinbar fruchtlos geblieben von jenen Tagen des Wiener Congresses an, wo die europäische Diplomatie unter Metternich's Leitung Italien für einen blos geographischen Begriff erklärte und über „das Land der Todten" wie über ein Privatgut der Habsburger und der Bourbonen verfügte, bis zu den Jahren, wo die Fürsten des Savoyischen Hauses das Banner der nationalen Erhebung mit treuer Hand ergriffen! Wie viel Vorläufer und Vorkämpfer der italienischen Einheit haben ihre Vaterlandsliebe mit dem Tode oder mit dem bittern Loose der Verbannung zu besiegeln gehabt!

Eine der edelsten Gestalten dieser Herolde des neuen Italiens wird in verdiente Erinnerung gebracht durch die kleine Schrift, in welcher Herr Nicomede Bianchi, der Director des Nationalarchivs zu Turin, eine Anzahl bisher ungedruckter Aufzeichnungen und Briefe Santorre Santa Rosa's veröffentlicht.*) Dem kriegstüchtigen und königstreuen Adel Piemonts entsprossen, war Graf Santorre Santa Rosa schon als dreizehnjähriger Knabe in den Militärdienst seiner sardinischen Heimat getreten und hatte in den Kriegen der französischen Revolutionsstürme sich als ein tapferer und gewandter Officier ausgezeichnet. Nach der Wiederherstellung des Königreichs Sardinien bekleidete er einen hervorragenden Posten im Turiner Kriegsministerium. Mit den jugendlich aufstrebenden Geistern seiner engern Heimat, dem edlen Cesare Balbo, dem Marchese di San Marzano, dem Major Collegno u. A. eng befreundet, hatte Santa Rosa, ein zu religiöser Schwärmerei neigender Charakter, sich von jeder Theilnahme an den geheimen Gesellschaften, die den Boden der restaurirten Staatsgebilde unterwühlten, grundsätzlich ferngehalten. Als aber Oesterreichs Heere zur Niederwerfung der Freiheitsbewegung des Jahres 1820 nach Neapel marschirten, hielt er den

*) Memorie e Lettere inedite di Santorre Santa Rosa. Con appendice di Lettere di Gian Carlo Sismondi, pubblicate ed illustrate da N. B. Torino, 1877. frat. Bocca 135 Seiten in Gr. Oktav.

richtigen Augenblick zu einer allgemeinen Erhebung der Italiener für gekommen. Er und eine Anzahl gleichgesinnter Officiere, auf die Gesinnung des Thronerben von Sardinien, des nachmaligen Königs Karl Albert vertrauend, führten jenen Aufstand herbei, der unter dem Namen der 30 Tage in Piemont bekannt ist und in den Einheitsbestrebungen Italiens insofern eine Bedeutung bewahrt, als hier zuerst mit der dreifarbigen Fahne das Ziel eines einigen Königreichs Italien aufgesteckt worden ist. Santa Rosa war als Kriegsminister der provisorischen Regierung die Seele der ganzen Sache. Ihr Fehlschlagen, das lange Zeit Karl Alberts Namen mit einem schweren Schatten bedeckt hat, trieb ihn und seinen Freund Collegno in die Verbannung. Beide gingen, nach einigen unruhevollen Wanderjahren durch die Schweiz, Frankreich und England, zu den Griechen, um ihnen in ihrem Befreiungskampfe gegen die Türken beizustehen, und dort hat Santa Rosa im Mai 1825 bei der Vertheidigung der Insel Sphakteria gegen die Ägypterschaaren Ibrahim Pascha's einen Heldentod gefunden.

Nahe befreundet mit Cesare Balbo, dann mit Victor Cousin, der dieser Freundschaft in seinen Fragments littéraires ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat, war Santa Rosa von jeher schriftstellerischen Arbeiten zugeneigt gewesen. Während seines Aufenthalts in Frankreich hat er Muße gefunden, seinen Antheil an dem piemontesischen Aufstande in einem Buche*) zu schildern, welchem der strenge Geschichtschreiber des Neunzehnten Jahrhunderts das Lob überwiegender Glaubwürdigkeit ertheilt. — Auch in den Tagebuchaufzeichnungen und Briefen, die Nicomede Bianchi neu veröffentlicht, tritt uns Santa Rosa als ein begabter, lebhaft und richtig empfindender, feinfühliger Mensch entgegen. Nichts weniger als eine Verschwörernatur, vielmehr gerade, rechtschaffen, politischer Überspanntheit fern, ist er lediglich durch die Überzeugung, daß Italien unter dem Einflusse Österreichs verkümmern und verdorren müsse, zur Empörung getrieben worden. Man wird die Blätter, die er im Exil niederschrieb, um seinen Muth aufzurichten, um den Schmerz der Trennung von seiner Familie, seinem Wirkungskreise, seinem Vaterlande zu bekämpfen, nicht ohne Antheil und Bewegung lesen. In London traf er unter anderen Verbannten mit Ugo Foscolo zusammen, der Italien schon nach dem Zusammenbruche der napoleonischen Herrschaft verlassen und eine Literatenexistenz begründet hatte, die ihm zwar eine angesehene Stellung in der englischen Gesellschaft, aber nicht ausreichende Mittel für seine sehr gentlemanmäßigen Bedürfnisse einbrachte. Es ist rührend zu sehen, wie Santa Rosa seine geringe Habe mit dem Exilgefährten theilt, wie er ihn bei der Liebe zu ihrem gemeinsamen Vaterlande, Italien und Griechenland, „den Erzieherinnen der undankbaren Völker Europa's", beschwört, sich nicht durch die Spekulation der englischen Verleger zu unwürdigem literarischen Handlangerdienst erniedrigen zu lassen. Kurz, eine durchaus edle, sympathische Gestalt, die sich auch aus der nicht eben klaren Einfassung, mit welcher Nicomede Bianchi das ihm zu Gebote gestellte Material umgeben hat, wohlthuend und anmuthend abhebt.

Ebenfalls ein Piemontese von ächtem Schrot und Korn und gleichfalls in bemerkenswerther Weise verknüpft mit einer der bedeutendsten Episoden der italienischen Einheitsbewegung war der Architekt Carlo Promis (geboren 1808 zu Turin und gestorben 1873 ebendaselbst), aus dessen Briefwechsel durch die Fürsorge des Doktors Giacomo Lumbroso vor Kurzem ein stattlicher Band*) veröffentlicht worden ist. Promis hatte sich in seiner Jugend während eines achtjährigen Aufenthalts in Rom im anregenden Verkehr mit Alterthumskennern wie Fea, Canina, Bunsen und Nibby zu einem tüchtigen Archäologen herangebildet, der durch eine Anzahl namhafter Schriften zur Erforschung der römischen Topographie, Baukunst und Inschriftenkunde sich nachhaltige Verdienste erworben hat. Als zuverlässigen und selbstlosen Genossen bei der Sammlung römischer Inschriften hat ihn Theodor Mommsen in der Vorrede des letzterschienenen Bandes des Corpus inscriptionum latinarum mit warmem Nachruf gefeiert; seinen Bemühungen um die Methode und die Verwerthung archäologischer Ausgrabungen wurde in einer der letzten Sitzungen der archäologischen Gesellschaft zu Berlin durch den Mund R. Schöne's lebhafte Anerkennung zu Theil. Die Stadt Turin, der Promis mit besonderm Stolz angehört hat und an deren Hochschule er ein Menschenalter hindurch als Lehrer und Schriftsteller mit bedeutendem Erfolge thätig gewesen ist, zählt ihn zu ihren besten Söhnen und verdankt ihm manche Verschönerung.

Wenngleich durch seine Wirksamkeit als Archäolog, Philolog, Baukünstler, Lehrer und Schriftsteller vielseitig gebildet, unterscheidet sich Promis doch und zwar nicht zu seinem Nachtheil von anderen italienischen Gelehrten durch die sehr bestimmte Entsagung, die er sich gegenüber der politischen Thätigkeit auferlegte. Er hat jedes Amt von ausgedehnterem politischen Wirkungskreise ausgeschlagen; das ihm angetragene Mandat zum sardinischen Parlament lehnte er rundweg ab, da zur Ausübung desselben Kenntnisse in finanziellen, administrativen und sonstigen Dingen gehörten, von denen er nichts verstände. Nicht minder fremdartig bei einem Italiener ist seine ausgesprochene Abneigung gegen jede Art journalistischer Thätigkeit. Er spottete über die Anmaßung der Tagesblätter, die öffentliche Meinung zu leiten; Journalist werde nur, meinte er, wie später gleich einseitig in Deutschland ausgesprochen worden ist, wer als Mediciner, Jurist, Theologe, Architekt, Militär u. s. w. Fiasco gemacht habe.

Um so höher haben seine Landsleute es ihm angerechnet, daß er in den Jahren 1848 und 1849 an der politischen Thätigkeit und der öffentlichen Discussion in Piemont einen äußerst wirksamen und für das Land nützlichen Antheil genommen hat. Als während des von dem sardinischen Staate kühn aufgenommenen Kampfes gegen Österreich Alles darauf ankam, die Italiener um das Banner König Karl Alberts zu einigen, gründete Promis mit seinem Freunde, dem kürzlich verstorbenen Rechtsgelehrten Grafen Baudi di Vesme in Turin, die „Nazione", ein Blatt, das mit offenem Visir für die Einigung Italiens unter dem Scepter der savoyischen Dynastie eintrat. Die Hoffnungen der Italiener erlitten im März 1849 auf dem Schlachtfelde von Novara einen furchtbaren Schlag. Die lebhafte Phantasie der Südländer machte sich alsbald in heftigen Anklagen über Verrat Luft, welche gegen die unglücklichen Führer des besiegten Heeres gerichtet wurden. Da trat Promis entschlossen in die Schranken. Er veröffentlichte in der Gazetta Piemontese eine Reihe von Betrachtungen über die kriegerischen Ereignisse im März 1849, in denen er den Ungrund jener Anklagen aufs Schlagendste nachwies. Auch trat er in die von dem neuen Herrscher, König Victor Emanuel zusammenberufene Untersuchungscommission ein, welche die gesammte Führung des Feldzuges von 1849 ihrer eingehenden Prüfung zu

*) De la révolution piémontaise. Paris 1822. (Das Buch erlebte drei Auflagen.)

*) Memorie e Lettere di Carlo Promis, architetto, storico ed archeologo torinese. Raccolte dal Dre. G. L. Torino, 1877. Frat. Bocca. LXVIII und 330 Seiten in Oktav.

unterziehen hatte. Sonst aller Ehrenzeichen abgeneigt, hat er doch zeitlebens sich des Andenkens gefreut, welches das Officiercorps der Sardinischen Armee ihm, dem bürgerlichen Gelehrten, überreichte. Es war ein Ehrendegen, auf dessen Klinge die Worte standen: Seinem Vertheidiger das Heer.

Mit Turin wetteifert seit lange um die politische Führerschaft in Nord-Italien Mailand, die reiche und glänzende Hauptstadt der Lombardei. Schon zur Römerzeit bedeutend, in den Tagen des sinkenden Weltreichs wiederholt Kaiserresidenz und als zweites Rom gepriesen, dann im Mittelalter als Führerin des Lombardenbundes das Haupt des Widerstandes gegen die Hohenstaufen, deren Hand trotz schwerer Schläge das Selbstgefühl der Mailänder Bürger nicht zu brechen vermochte, hat Mailand auch, nachdem es seine municipale Freiheit an heimische Herrscher verloren hatte, unter den Dynastien der Visconti und der Sforza Jahrhunderte hindurch eine bedeutende Stelle in der italienischen Politik gespielt und stets zu den Hauptsitzen der italienischen Cultur gezählt. In reicher blühender Landschaft, der Sitz eines kraftvollen Gewerbfleißes und Handelsbetriebes, geschmückt durch zahlreiche Monumente aus allen Jahrhunderten seines Bestehens,*) hat Mailand neben dem Sinne für heiteren Lebensgenuß stets praktisch und im geistigen Verkehr sich als Vorort des tüchtigen Volksstammes bewährt, der die Lombardei bewohnt. Insbesondere hat sich die Führerschaft Mailands auch von jeher durch das lebhafte Interesse seiner Bewohner für die Erforschung der vaterländischen Geschichte bethätigt.

Ein höchst erfreuliches und nachahmungswürdiges Zeugniß dieses Sinnes ist das von der in Mailand residirenden Gesellschaft für die lombardische Geschichte seit dem Jahre 1874 herausgegebene Archivio storico lombardo, eine im Verlage der wohlbekannten Firma G. Brigola erscheinende Vierteljahrsschrift, die schon durch die Opulenz ihrer Ausstattung sich als würdige Repräsentantin der reichen Landschaft erweist, für deren Geschichte ihre Blätter bestimmt sind. Cesare Cantù, der greise Historiograph Italiens, der seit länger als einem Menschenalter zu der mailändischen Stadtgemeinde in engen Beziehungen steht, eröffnete das erste Heft der Zeitschrift mit einem Programm, worin er, an die umfassenden vaterländischen Geschichts- und Quellenwerke Muratori's anknüpfend, mit kundiger Hand diejenigen Punkte bezeichnete, auf welche die Mitarbeiter des Archivio storico lombardo ihre Hauptthätigkeit zu richten haben würden. Er wies auf die reiche Ernte hin, welche in den zugänglich gemachten Archiven der Stadtgemeinden, der Corporationen, der Adelsgeschlechter allenthalben der Schnitter harre; er hob die Nothwendigkeit hervor, durch solide Erforschung der Orts- und der Specialgeschichte den festen Untergrund für die Constructionen der Universalhistorie zu gewinnen.

Die in vier stattlichen Bänden vorliegenden Jahrgänge des Archivio storico lombardo beweisen, auf wie fruchtbaren Boden diese Mahnung gefallen ist. Unter den zahlreichen Mitarbeitern der Zeitschrift bemerkt man mit Vergnügen Namen, die seit langer Zeit ehrenvoll mit der Geschichte Mailands verbunden sind. Die vornehmsten Adelsfamilien, die Trivulzio, Visconti, Oldofredi, Porro u. A. sind darunter vertreten; neben ihnen Männer, die sich, wie Mongeri, Ghiron, Prina, de Castro, auch sonst durch ihre Arbeiten einen ehrenvollen Ruf erworben haben. Der Inhalt läßt deutlich erkennen, aus wie reichen Quellen die Bearbeiter der lombardischen Geschichte schöpfen dürfen. Kein Wunder in einem Lande von mehr als zweitausendjähriger Cultur, das außer der Hauptstadt in Orten, wie Brescia, Bergamo, Pavia, Cremona, Lodi, Como, Monza u. a. m. eine beträchtliche Anzahl blühender auf ihre Stadtgeschichte stolzer Gemeinwesen besitzt.

P. D. Fischer.

*) Mailands Bauwerke haben neuerdings in dem empfehlenswerthen Buche von Carlo Romussi: Milano nei suoi monumenti (Milano, 1875, Brigola) eine volksthümliche Darstellung gefunden.

Gedichte von Zendrini,

übersetzt von Paul Heyse.*)

Eine anatomische Vorlesung.

Komm doch! — so sagten sie,
Willst du nicht hören
Unsern Professor heut
Das Herz erklären? —
Ich, der so viel davon
Zu schwatzen pflege,
Und nie ergründete,
Wie sich's bewege,
Betrat gedankenvoll
Des Hörsaals Schwelle.
Birgt doch ein Menschenherz
Himmel und Hölle,
Bald soll's ein Ocean,
Bald ein Vulcan sein:
Etwas Besonderes
Muß wohl daran sein:
Nein, Herr Professor,
's ist nur Ihr Scherz:
Der kleine Muskel hier
Ist nicht das Herz.

Wohl hat Bewunderung
Mir abgewonnen,
Wer solch ein künstliches
Pumpwerk ersonnen,
All die Gefäße, die
Seltsam gebhrten —
Freilich noch nützlicher,
Wenn sie auch hörten, —
Die halbmondförmigen
Klappen, — fürwahr,
Laut mit der übrigen
Entzückten Schaar
Rief ich ein staunendes
Bravo! am Ende,
Wenn, was ich selber hier
Gesucht, sich fände.
Nein, Herr Professor,
's ist nur Ihr Scherz:
Der kleine Muskel hier
Ist nicht das Herz.

Zwar hat Napoleon,
Als er im Sterben,
Stückwärts sein Herz vertheilt
Unter die Erben,
Daß als ein Unterpfand
Der Vaterliebe
Dem Sohn sein billiger
Antheil verbliebe.
Auch als ein leckeres
Ragout vor Zeiten
Ließen sich's zärtliche
Gatten bereiten.
Vor so barbarischen
Delicatessen
Schütze der Himmel mich
Jemals zu essen!
Nein, Herr Professor,
's ist nur Ihr Scherz:
Der kleine Muskel hier
Ist nicht das Herz.

Zeigen Sie lieber im
Fasergetriebe,
Wo Haß zu nisten pflegt
Und wo die Liebe,
Alle der Leiden und
Freuden Gewühle,
Wo die unzähligen
Zarten Gefühle,
Zügellos schwärmende
Illusionen,
Wo wilde Leidenschaft
Und Lüste wohnen,
Wo ich das zärtliche
Sehnen gewahre,
Die holden Täuschungen
Der achtzehn Jahre!
Nein, Herr Professor,
's ist nur Ihr Scherz:
Der kleine Muskel hier
Ist nicht das Herz.

*) Paul Heyse, dessen deutscher „Giusti" in diesen Blättern die verdiente Anerkennung gefunden hat und von dessen deutschem „Leopardi" wir bereits genug kennen, um das Erscheinen des Buchs ungeduldig zu erwarten, hat in jüngster Zeit sein wundervolles Übersetzertalent einigen lebenden Lyrikern Italiens zugewendet. Wir sind so glücklich, unseren Lesern als die ersten in die Öffentlichkeit gelangenden Proben die obigen Übersetzungen Zendrini'scher Gedichte vorlegen zu können. — Zendrini hat sich bekanntlich viel Lob erworben als Übersetzer Heine's.

Seh'n Sie, die Leiche da,
Mein Herr Professor,
Die so bedächtiglich
Secirt Ihr Messer,
War eine Nähterin,
Ein armes Wesen,
Die einst geträumt, sie sei
Zum Glück erlesen.
Als der Verführer sie
Bracht' in's Verderben,
Mußt' an gebrochenem
Herzen sie sterben.
Das Herz zerspaltet' ihr
Getäuscht Vertrauen, —
Doch hier, wo wäre denn
Ein Riß zu schauen?
Nein, Herr Professor,
's ist nur Ihr Scherz:
Der kleine Muskel hier
Ist nicht das Herz.

Im dumpfen Leichenhaus
Bleibe wer mag!
Mich lockt der Sonnenschein
Zum Veilchenhag,
Weit, weit von schaurigen
Verwesungsdüften,
Die mir im Busen nur
Das Herz vergiften.
Nicht zu zergliedern erst
Hab' ich's gebraucht,
Doch nach dem lieblichen
Duft, den es haucht,
Zärtlichen Regungen,
Kaum noch erschlossen,
Scheint's eine Blüthe mir,
Im Lenz entsprossen.
Nein, Herr Professor,
's ist nur Ihr Scherz:
Der kleine Muskel hier
Ist nicht das Herz.

Ave, spes unica!

Wenn deine Augen still auf mir verweilen,
Erwacht in meines Herzens tiefstem Grunde
Ein alter Reim, zwei unscheinbare Zeilen,
Die einst ein Freund mir las in ernster Stunde.
Er las sie zu Pavia mir, im schlichten
Studentenstübchen, wohl gedenkt es mir:
„Noch kann ich auf die Hoffnung nicht verzichten,
Zu leben und zu sterben einst mit dir!"

An diese Hoffnung klammert sich die Seele
Noch scheiternd an, von Stürmen umgetrieben.
Kein Stern mehr winkt, den ich zum Führer wähle,
Der eine Traum nur ist mir treu geblieben.
Von ihm nur spricht mein Denken und mein Dichten,
Wie Duft die Blume haucht im Lenzrevier.
„Noch kann ich auf die Hoffnung nicht verzichten,
Zu leben und zu sterben einst mit dir."

Ach, aller andern konnt' ich mich entschlagen,
Daß kaum ein trotz'ger Schmerz sich in mir bäumte,
Ja selbst dem stolzen Paradies entsagen,
Der großen Zukunft, die der Knabe träumte.
Jetzt heft' ich meinen Sehnsuchtsblick mit nichten
Auf meiner Schläfen grüne Lorbeerzier.
„Nur auf die Hoffnung kann ich nicht verzichten,
Zu leben und zu sterben einst mit dir."

Nie starb sie ganz. Und ward sie jemals schwächer,
Ein freundlich Wort, ein Blick, der mich getroffen,
Ein Lächeln nur, ein Winken mit dem Fächer
Und gleich aufs Neu' entloderte mein Hoffen.
Es spielt um mich in hellen Traumgesichten,
Und sollten sie mich trügen für und für —
„Noch kann ich auf die Hoffnung nicht verzichten,
Zu leben und zu sterben einst mit dir."

Und muß ich auch, wenn Andre dich umfassen
Im Tanz und stolz an deiner Seite gehen,
Ich Ärmster, fern von dir und glückverlassen,
In Jedem den erwählten Liebsten sehen,
Bis zum Altar sich deine Schritte richten
An eines Andern Arm, vorbei an mir,
„Kann auf die Hoffnung nimmer ich verzichten,
Zu leben und zu sterben einst mit dir."

Rußland.

Der russische Gemeindebesitz unter dem Gesichtspunkte der Praxis.*)

Die in Rußland stattfindende Bewegung zu dem Zwecke, die dortige sociale Eigenthümlichkeit des Gemeindebesitzes in ihren Vorzügen und Schwächen zu beleuchten, nimmt nachgerade einen beachtenswerthen Umfang ein. In der Literatur sind bisher die Vertheidiger des Gemeindebesitzes mit ebenso großer Wärme wie Sicherheit aufgetreten. Sie halten es für patriotisch, die geschichtlich ererbte Institution zur Grundlage für die große Zukunft des russischen Reiches zu machen. Der schönen Theorie zu Liebe pflegen sie den Werth der Einrichtung mit einem der Wirklichkeit nicht entsprechenden Maßstabe zu messen, was ein illusorisches Ergebniß zur Folge haben muß. Inzwischen sind die Gegner der Einrichtung in Rußland zahlreicher geworden, als man im Auslande bisher angenommen hat. Sie bestehen im Wesentlichen aus den Leuten der Erfahrung, aus den Männern, welche durch Gelegenheit und Beruf mit den wirklichen Zuständen in Berührung gelangen und ihre Beobachtungen über die Institution und deren Wirkungen an der Quelle anstellen.

Diese Stimmen der Praxis haben auch nicht ermangelt, sich bei geeignetem Anlaß deutlich vernehmen zu lassen. Es ist dies namentlich der Commission gegenüber geschehen, welche im Jahre 1872 berufen wurde, um unter dem Vorsitze des Domänen-Ministers Walujew die Lage der Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Production in Rußland, wie sie sich unter dem Einflusse der großen Reformen des Jahres 1861 gestaltet hat, zu untersuchen. Die Commission zog eine Menge wichtiger Specialfragen in ihre Erwägungen, unter welchen diejenige über die Wirkungen des Gemeindebesitzes eine bedeutsame Stelle einnahm. Der Gegenstand hat dann in dem umfangreichen Werke, das von den Ergebnissen der Commissions-Arbeiten Kunde giebt, nämlich in dem „Bericht der Allerhöchst niedergesetzten Commission zur Untersuchung der Lage der Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Production in Rußland" (St. Petersburg 1873), gebührende Würdigung gefunden. Aber das darin gebotene Material ist seither selbst in der russischen Literatur wenig beachtet worden; erst in neuester Zeit hat Herr Johann Keußler, Mag. polit. oec., dasselbe in der „Russischen Revue"**) in sehr eingehender Weise behandelt. Seiner in Band XI dieser Zeitschrift abgedruckten fleißigen und gründlichen Arbeit folgen wir in den nachstehenden Mittheilungen, aus welchen sich die Aufklärung über so manchen dunklen Punkt der russischen ländlichen Verhältnisse ergeben wird.

Die Commission hatte, um für ihre Beurtheilung der Wirkungen, welche der bäuerliche Gemeindebesitz seit Aufhebung der Leibeigenschaft auf die landwirthschaftliche Production ausgeübt hat, eine möglichst breite Grundlage zu gewinnen, eine große Anzahl von Personen um ihr Gutachten gebeten. Etwa 300 Männer aus den verschiedensten Stellungen und Berufsklassen waren dieser Aufforderung gefolgt. Sie alle standen in directer oder indirecter Berührung mit der bäuerlichen Wirthschaft und waren mit der praktischen Gestaltung des Gemeindebesitzes und seiner Wirkung auf das bäuerliche Leben vertraut. Es befanden

*) Vgl. vorige Nummer des Mag. S. 305.

**) St. Petersburg, Hofbuchhandlung von Schmitzdorff (Carl Röttger.)

sich unter ihnen auch Bauern selbst. So liegen die Aussagen von vierundzwanzig Gebietsältesten, von denen neun mit ausdrücklicher Zustimmung der Gemeinden abgegeben sind, sowie zwölf Erklärungen einzelner Bauern vor. Ferner haben sich ungefähr ebenso viele „Friedensvermittler" geäußert, und da dieselben vermöge ihrer amtlichen Stellungen zu den Gemeinden eine sehr genaue Einsicht in die Verhältnisse erlangen, so verdienen ihre Gutachten besondere Beachtung. Der Rest besteht aus Gutsbesitzern, Adelsmarschällen, Vertretern der Landschaftsämter, Beamten der Staatsbehörden für bäuerliche Angelegenheiten, Verwaltern, Getreidehändlern u. s. w. Man sieht aus dieser Zusammenstellung, daß es der Commission wirklich darum zu thun war, sichere, thatsächliche Urtheile zu sammeln, und wenn auch die Wahl der zu befragenden Personen in ihr alleiniges Ermessen gelegt war, so geht doch aus den bei den Antworten aufgestellten Gesichtspunkten hervor, daß die Gefragten ihrer Aufgabe in voller Unabhängigkeit genügt haben.

Natürlich haben sich die Meinungen in mancherlei Abweichungen ausgesprochen. Aber es ist bezeichnend, daß für den Gemeindebesitz und seine Erhaltung nur eine geringe Minorität eingetreten ist. Dieselbe ist durch bloße dreißig Stimmen — darunter die der Vertreter von fünf bäuerlichen Gemeinden und vier Bauern — gebildet, diejenigen Stimmen mit eingerechnet, welche zwar die Übelstände des Gemeindebesitzes anerkennen, aber sich für dessen Erhaltung lediglich in Anbetracht der großen, einer Umwandlung in individuellen Grundbesitz entgegenstehenden Schwierigkeiten ausgesprochen haben. Die Mitglieder dieser Minorität spalten sich in zwei Richtungen, in eine nationalhistorische und eine social-ökonomische. Jene führen an: der Gemeindebesitz mit seinen periodischen Umtheilungen steht so fest in der Sitte des Volkes und entspricht so gut den jetzigen Bedingungen des Volkslebens, daß durch seine Aufhebung die Bauern sich in ihrem Daheim beengt fühlen würden; ferner: es ist keine seltene Erscheinung, daß Bauern auch dort den Gemeindebesitz einführen, wo sie soeben erst größere Landstrecken erworben haben; man möge ihn nicht stören, sondern ihn unter Beseitigung der wenigen Mißstände seiner naturgemäßen Entwickelung überlassen. Nur fünf Stimmen (der Präsident eines Landschaftsamts und vier Gutsbesitzer) bekennen sich zu dieser Richtung. Größer ist die Zahl derjenigen, welche aus social-ökonomischen Gründen die Beibehaltung des Gemeindebesitzes wünschen. Sie erblicken in demselben eine gerechte, zweckmäßige Vertheilung des Grundbesitzes und besorgen, daß die Einführung des individuellen Besitzes, der nur für die wohlhabenden und familienreichen Bauern geeignet sei, unvermeidlich zum Proletariat führen werde; ihnen stellt sich der „Gemeindefresser" — die Bezeichnung für Leute, welche bäuerliches Land zu eigenem Besitz ankaufen und in ihrer Hand anhäufen — als Schreckbild dar, hinter welchem sie ein langes Gefolge von land- und brodlosen Leuten, Bummlern, Trunkenbolden und Übelthätern einherschreiten sehen, und um diese fatale Begleitung westeuropäischer Bildung aus Rußland fern zu halten, erscheint ihnen die Beibehaltung der bisherigen Grundbesitzform im staatlichen Interesse geradezu geboten. Fügen wir noch hinzu, daß die Anhänger des jetzigen Systems die Schwierigkeiten der zum Einzelbesitz erforderlichen Auseinandersetzung hervorheben, daß sie die Nothwendigkeit, den größten Theil der Bevölkerung auszusiedeln, als eine schwierige und kostspielige Folge der etwaigen Abänderung prophezeien, daß sie große Störungen im landwirthschaftlichen Betriebe voraussehen, und endlich, daß nach ihrer Angabe die im Gouvernement Twer gemachten Versuche von Bauern, zum Einzelbesitz überzugehen, keineswegs ein größeres Gedeihen der Betheiligten, vielmehr ein Sinken ihrer Leistungsfähigkeit hervorgerufen haben. Damit sind die wesentlichen Gründe der Conservativen erschöpft. Einige derselben erkennen an, daß mit der dem Gemeindebesitz eigenen Art der periodischen Umtheilung gewisse Übelstände verbunden sind; sie meinen jedoch, daß dieselben sich durch Festsetzung längerer Fristen und durch die Bestimmung, es sollen den Wirthen bei der neuen Vertheilung möglichst die bisher von ihnen benutzten Landstücke wiederüberwiesen werden, beseitigen lassen. Nach ihnen liegt der Grund für die Erscheinung, daß die Landwirthschaft seit 1861 im Rückgange begriffen ist, nicht im Gemeindebesitze, sondern in der solidarischen Haft der Gemeinden, bei welcher der strebsame und wohlhabende Bauer oft in die Lage komme, das Seinige für den nachlässigen und unfähigen Nachbarn zu opfern.

Dieser geringen Minorität steht die überwältigende Majorität derjenigen Männer gegenüber, welche die Aufhebung des bisherigen Systems dringend anrathen; unter ihnen befindet sich auch die Mehrzahl der gefragten Bauern. Hier die Gründe, aus welchen sich dies Urtheil bildet.

1) Da die einzelne Wirthschaftsfamilie beim Gemeindebesitz die ihr zugefallenen Landstücke nur zeitweilig benutzt, so hat der Bauer kein besonderes Interesse daran, sein Land gut zu bearbeiten. Der sorgsame Wirth ist der Gefahr ausgesetzt, daß ihm bei der nächsten Landumtheilung seine wohlbestellten Parcellen abgenommen und ihm die entwertheten Stücke fauler und sorgloser Gemeindegenossen überwiesen werden.

Hierbei erfahren wir Näheres über die Umtheilungen. Unter den Bauern auf Privatgütern ist die Sitte, sie alljährlich vorzunehmen, noch sehr verbreitet; nächstdem kommen drei- und sechsjährige Umtheilungsfristen, entsprechend dem weit und breit üblichen Dreifeldersystem, am häufigsten vor. In neuerer Zeit hat man durch Gemeindebeschlüsse die Fristen mehr und mehr erweitert; sie währen hier und da zwölf, fünfzehn, ja zwanzig Jahre. In vielen Gemeinden aber besteht keine Norm für die Dauer der Landnutzung; alljährlich wird in der Gemeindeversammlung darüber entschieden, was in gleicher Weise wie die jährlichen Umtheilungen wirkt, nämlich die Stetigkeit des Besitzes, die Nutzung des Antheils ist alljährlich in Frage gestellt. Die Wirkung zeigt sich dort in der Mangelhaftigkeit des Feldbaues. Je kürzer die Umtheilungsfristen, desto sorgloser die Feldbestellung. Der Dünger wird nur auf das gesetzlich und usuell der Umtheilung nicht unterliegende Gartenland und das dem Gehöft zunächst belegene, meist demselben Wirth verbleibende Ackerland verwandt; die Bauern geben sich nicht einmal die Mühe, den überschüssigen Theil auf die entfernteren Äcker zu führen, sondern lassen ihn nutzlos am Viehstalle liegen. Andere verkaufen oder verwenden ihn zur Düngung von Landstücken, die sie außerhalb des Gemeindelandes gepachtet haben. Aus diesen Umständen folgt nicht allein eine Abnahme der Fruchterzeugung, sondern auch eine Verringerung des Viehstandes. Selbst auf den Domänengütern, wo die Umtheilungen von zehn zu zehn Jahren üblich sind, ist der Mißstand bemerkbar; in den ersten Jahren wird zwar gut gedüngt; je näher aber der Termin der neuen Umtheilung rückt, desto schlechter pflegt man den Boden. Eine allgemeine Erschöpfung des Bodens steht in Aussicht, jede Vervollkommnung des Betriebes ist ausgeschlossen, die Einführung neuer Culturpflanzen undenkbar.

2) Der Gemeindebesitz bringt vermöge der Umtheilungen eine übergroße Macht der Gemeinde mit sich. Von der Gemeinde wird das Geschäft der Umtheilung ausgeführt: sie verfährt dabei ganz autokratisch und verletzt nicht selten die

Gebote der Gerechtigkeit. Beschwerden beim Friedensvermittler sind zulässig, doch meist erfolglos. Die Gemeinde wird entweder von den nachlässigen Wirthen, die nur zu häufig die Mehrheit in der Gemeindeversammlung bilden, oder von den „Gemeindefressern" beherrscht, welche durch allerhand Mittel eine erhebliche Anzahl von Gemeindegliedern in ihre Abhängigkeit zu bringen und dadurch sich Einfluß auf die Gemeindebeschlüsse zu sichern wissen. In beiden Fällen werden die Umtheilungen ungerecht oder schädigend ausgeführt, so daß die tüchtigen Wirthe ihre gut bestellten Felder verlieren und an Gemeindefresser oder nachlässige Wirthe abgeben müssen, welche das Land bald aussaugen und dann, wieder nach besser gepflegten Äckern lüstern, eine neue Umtheilung verlangen.

3) Der Gemeindebesitz mit seinem Gefolge von Unsicherheit der Nutzung, Willkür des „Mir" (der Gemeinde), solidarischer Haft für Steuern und Abgaben rc. wirkt ungünstig auf die moralische Entwicklung der Bauern. Durch die Gefahr, bei der Umtheilung sein gut bestelltes Feldstück gegen ein schlechteres umtauschen zu müssen, wird der Bauer jeder energischen Arbeit überdrüssig, sorglos, nachlässig, faul. Der Unternehmungsgeist wird unterdrückt, die Anhänglichkeit an den Grund und Boden, der ihn wie seine Vorfahren nährt, geht dem Landmann des Gemeindebesitzes ab; er entbehrt des erziehenden Einflusses, den die selbstständige Leitung einer Wirthschaft ausübt. Diesen Einfluß mehr als bisher wirksam werden zu lassen, ist ein wesentlicher Grund für die Einführung des Einzelbesitzes. Er wird auch von den meisten Männern der Majorität in den Vordergrund gestellt. „Man muß, so sagt ein Gutsbesitzer im Gouvernement Taurien, inmitten des Volkes leben und sehen, wie sich derjenige Wirth sittlich hebt, und sich durch Festigkeit, Selbständigkeit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit auszeichnet, welcher ein eigenes Stück Land besitzt und weiß, daß sein Land das Erbe seiner Nachkommenschaft ist."

4) Der Gemeindebesitz führt alle Hemmungen und Nachtheile mit sich, welche der Gemenglage der Grundstücke überhaupt eigen sind. Da das Land nicht bonitirt ist, wird die gesammte Acker- und Wiesenfläche in so viele Theile getheilt, als die Verschiedenheit in der Güte und Lage der einzelnen Stücke es bedingt; sodann wird jede Art Land durch die Zahl der Wirthe getheilt, und jeder Wirth erhält in jedem Felde seinen Antheil. Bei diesem Zustande bewirkt die Zersplitterung des Bodens, die Vergeudung der Arbeitszeit zur Benutzung der entlegenen Stücke, der Zwang in der Gemeinsamkeit der Bestellung eine für den Einzelnen unerträgliche Beschränkung seines Handelns. So ist es ihm verboten, das Brachfeld dreimal zu pflügen, wenn die Anderen es nur zweimal thun, da das Feld zur Weide dienen soll; er ist in allen Entschlüssen auf den Willen der Anderen angewiesen.

5) Der Übergang zu einem rationelleren Betrieb ist nur dann möglich, wenn die Mehrheit in der Gemeinde sich dafür entscheidet, was bekanntlich bei den sich den Neuerungen und Fortschritten von jeher abhold zeigenden bäuerlichen Bevölkerungen recht schwer hält.

6) Die nachtheiligen Wirkungen des Gemeindebesitzes werden durch die mit demselben verbundene solidarische Haft bedeutend erhöht. Sie hemmt die Vermehrung des bäuerlichen Wirthschafts-Inventars, ja veranlaßt eine die Wirthschaft schädigende Verminderung desselben. Die Furcht, die Rückstände anderer Gemeindeglieder an Abgaben rc. bezahlen zu müssen, hält den sparsamen Wirth ab, seine Ersparnisse auf die Vergrößerung des Inventars zu verwenden; er verbirgt dieselben in seiner Truhe, kommt seinen Verpflichtungen gegen Staat, Gemeinde und Gutsherrn erst nach Drohungen nach, und lebt ärmlich, um nur in der Gemeinde als Armer zu erscheinen. Dadurch wird jeder Sporn zur Arbeitsamkeit ertödtet und das Nichtsthun, die Trunksucht und manch andere üble Neigung befördert, während der Zweck der solidarischen Haft, die Sicherstellung der bäuerlichen Zahlungen, nicht einmal erreicht wird.

Nicht ohne Interesse ist die Beantwortung der Frage, wie die Bauern sich gegen die schlimmen Wirkungen der üblichen Form des Gemeindebesitzes zu schützen gesucht haben. Im Großen und Ganzen erscheinen sie denselben gegenüber gar hülflos. Doch sind immerhin Versuche unternommen worden. In einzelnen Gouvernements wurden die Umtheilungsfristen verlängert, und man beobachtete dabei, daß der Wirthschaftsbetrieb sich besser gestaltete. Ferner findet sich die Einrichtung, daß Theile des Feldes, besonders die Hanffelder, wegen der Nothwendigkeit sorgfältigerer Bestellung, von der Umtheilung gänzlich ausgeschlossen werden und bei einem Hofe verbleiben. In einzelnen Gegenden haben die Gemeinden diese Einrichtung auf gedüngte Felder überhaupt ausgedehnt; in anderen Gegenden wird gestattet, daß der einzelne Wirth seinen Landantheil so lange behalten kann, als er die Steuern für denselben zahlt; vereinzelt kommt sogar der Beschluß vor, von der Umtheilung überhaupt abzusehen. Öfter wird von der Neigung einzelner Bauern berichtet, ihren Antheil am Gemeindebesitz abzulösen, sich außerhalb desselben eigenen Besitz zu erwerben und so von dem Zwange der Gemeinde, der solidarischen Haft rc. befreit zu werden. Solche Wirthe mit abgesondertem Besitz führen, wie wiederholt berichtet wird, eine bessere Wirthschaft und sind wohlhabender als jene, die im Gemeindebesitz leben. Die Absonderungen kommen mehr und mehr in Aufnahme; dagegen zeigt sich wenig Lust zur Umwandlung des Gemeindebesitzes in persönlichen Besitz; wenn hie und da Versuche zu solcher Reform unternommen worden sind, haben sie Unzufriedenheit, ja Widerstand hervorgerufen. Eine Ausnahme bilden die Gouvernements Nishnij-Nowgorod und Ssimbirsk; dort haben die Bauern in dreiundfünfzig, hier in siebzehn Gemeinden das Land hofweise getheilt. Ihnen sind im Gouvernement Tula etwa drei Procent der männlichen bäuerlichen Bevölkerung gefolgt, so daß auch dort mehr als 15,000 Bauern ihr Land in Sonderbesitz umgewandelt haben.

Mit dem Gemeindebesitz hängt eine andere Einrichtung zusammen: die Familientheilung. Jeder Erwachsene hat das Recht, sich von der Familie abzutheilen, vom Haupte der Familie seinen Antheil des Vermögens zu fordern. Wer sich abgetheilt hat, wendet sich an die Gemeinde, die ihm seinen Seelenlandantheil und einen Platz zum Bau eines Gehöftes überweist. Diese Familientheilungen nehmen jetzt mit jedem Jahre zu und erregen Bedenken wegen der Störungen, welche sie durch die Schwächung des Inventars, des Viehstandes rc. hervorrufen. Die Bedenken können indeß nur dort Platz greifen, wo die Bewegung das natürliche Maß ausschreitet. Dies scheint in der That in einigen Gegenden zu geschehen. Es ändert sich z. B. in Folge der häufigen Familientheilungen die äußere Gestaltung ganzer Dörfer. Wenn nämlich die Abgetheilten keinen gesonderten Platz zum Hausbau erhalten können, so siedeln sie sich einfach zwischen den bestehenden Häusern an, indem sie deren Wände durch simple Verschläge verbinden und hinter diesen ihre Häuslichkeit aufschlagen. Manches Dorf hat in Folge dessen schon den ländlichen Charakter verloren und die Form einer städtisch zusammenhängenden Häusermasse angenommen, die dann aber den Gefahren allgemeiner Feuersbrünste preisgegeben ist. Die vielen Fragen, welche sich an diese Bewegung der Familientheilungen

[illegible], führen von unserm Gegenstande ab; wir lassen sie hier auf sich beruhen.

In der Minister-Commission fanden die sich gegen die Erhaltung des Gemeindebesitzes erhebenden Stimmen volle Zustimmung. Viele Mitglieder arbeiteten Vorlagen aus, um die Nothwendigkeit der Reform auch ihrerseits nachzuweisen. Dem entsprach das Ergebniß der entscheidenden Commissions-Sitzung: es gab keine principiellen Gegensätze in den Anschauungen über die Frage, **Niemand trat für die bestehende Form des Gemeindebesitzes ein.** Die Commission hatte drei bestimmte Fragen zu berathen und zu beantworten, und zwar: 1) soll in dem bäuerlichen Stande der Austritt aus dem Verbande des Gemeindebesitzes erleichtert werden, ohne daß damit der Austritt aus der administrativen Gemeinde verbunden wird? 2) sollen Maßnahmen zur Beschränkung der Ackerumtheilungen getroffen werden, und worin sollen diese Maßnahmen bestehen? 3) in welchem Maße ist die Erschwerung von Familienabtheilungen wünschenswerth, und soll überhaupt die Gesetzgebung die Entwickelung bestimmter Rechtsformen in dieser Beziehung anbahnen? Die Commission, in diese Fragen eingeengt, beantwortete die erste affirmativ, die zweite dahin, daß die Regierung feste Termine für die Umtheilungen bestimmen und zur Leitung derselben eine centralirende Instanz einsetzen möge; bei der dritten Frage schlug sie vor, die Familientheilungen im Wege der Gesetzgebung in angemessene Gränzen einzuschränken. Wenn auch die Commission über die Fragen hinaus zu weiteren Vorschlägen nicht übergehen durfte, so hat sie in den Begründungen ihrer Antworten doch nicht unterlassen, ausdrücklich die Fortdauer des Gemeindebesitzes als zum Untergange der Landwirthschaft führend zu bezeichnen, die Verlängerung der Umtheilungsfristen als eine das Ziel nur halb erreichende Maßregel zu charakterisiren, und die völlige Aufhebung des Gemeindebesitzes als eine Nothwendigkeit hinzustellen.

Kleine Rundschau.

— **Eine Streitfrage über mittelalterliches Bühnencostüm.** Durch mehrere Hefte der neu entstandenen holländischen Theaterzeitschrift „Het Tooneel" zieht sich eine Controverse hin über die Frage, welchem inCostüm Adam und Eva in den geistlichen Dramen und Mysterienspielen des Mittelalters auf der Bühne erschienen.

Herr A. W. Wybrands, der sich durch zahlreiche Publicationen über das mittelalterliche kirchliche Drama als gründlicher Kenner dieses Gegenstandes bekannt gemacht hat, äußerte nämlich, anläßlich einer Besprechung von Léon Palustre's Ausgabe des anglo-normännischen Ministeriums „Adam" aus dem zwölften Jahrhundert, die Ansicht, daß ursprünglich die Darsteller der in Rede stehenden Rollen mittelst einer eigenen Theatervorrichtung beinahe bis an die Schultern durch Draperien oder sonstwie den Blicken der Zuschauer entzogen gewesen seien. Thatsächlich, wenn man bedenkt, daß für die großen Haupt- und Staatsactionen, welche Himmel, Erde und Hölle zugleich in den Kreis ihrer Handlung zogen, die Bühne mit einem dreistöckigen Aufbaue versehen war, erscheint es keineswegs unwahrscheinlich, daß, da das Paradies sich in der zweiten Etage befinden mußte, Alles was dort vorging ohnehin gewissermaßen nur zur Hälfte und die betreffenden Schauspieler nur dann ganz sichtbar waren, wenn sie sich dem äußersten Rande der Bühne näherten.

Immerhin befindet sich aber Herr Wybrands mit seiner Hypothese im Widerspruch zu der bis dahin so ziemlich allgemein geläufigen Annahme, daß bei der strengen Consequenz und dem Hyperrealismus unserer Vorfahren jene ersten Menschen völlig unbekleidet auf den Brettern erschienen seien. Und wahrlich, wenn wir den Sinn der folgenden Verse eines alten englischen „Miracle-Play's" prüfen:

> Se us nakyd before and behynde!
> Woman, ley this leff on thi pryvyte,
> And with this leff I shall hyde me,

fühlen wir uns beinahe in die Alternative versetzt, anzunehmen, daß entweder schon damals „Tricots" in Verwendung standen, oder aber daß die Acteurs wirklich in natura sich dem Publikum zeigten.

Ersteres kann, Letzteres will Hr. Wybrands durchaus nicht annehmen: er meint, Nichts berechtige uns zu einer Vermuthung, welche die Sittlichkeitsbegriffe unserer Voreltern in dem allerschlimmsten Licht erscheinen ließe, und somit stellt er die oben angedeutete Hypothese auf.

Dieselbe Ansicht theilt Herr A. C. Loffelt im Haag, dessen Vertrautheit mit der Geschichte und den Einrichtungen des Theaters eine in Holland allgemein anerkannte ist. Nur stimmt er in dem Punkte nicht mit Wybrands überein, daß er die Anwendung von Tricots keineswegs als unwahrscheinlich ausschließt. Vielmehr weist er, zur Begründung seiner Meinung, auf eine Notiz hin, welcher man in einem der jüngsten Werke des unermüdlichen, gelehrten Shakespeare-Forschers O. Halliwell begegnet, wo dieser über die englischen Theaterzustände im Mittelalter handelt und unter Anderem aus dem Inventar einer solchen Bühne unter der Rubrik: „Heidnische Costüme" folgende Sätze aufführt: „Tho cotes and a payre hosen for Eva stayned" und „A cote and hosen for Adam steyned". Das Wort „stayned" oder „steyned" bedeutet so viel wie „gefärbt". Wir dürfen daraus — meint Herr Loffelt — mit Bestimmtheit den Schluß ziehen, daß man nackte Menschen mittelst fleischfarbener, Wilde durch schwarze Kleider darstellte, und zwar kam, nach seiner Ansicht, für erstere ein Stoff in Anwendung, der zwar nicht mit den später eingeführten Tricots an sinnlicher Täuschung wetteifern konnte, wohl aber im Allgemeinen denselben Zweck erfüllte, nämlich Leder oder Leinwand. Auf solche Weise — schließt er — stünde das Sittlichkeitsgefühl unserer Voreltern glänzend gerechtfertigt da, und wir hätten ihnen ein schweres Unrecht abzubitten.

Indeß bemerkt sehr richtig der Amsterdamer Prediger M. A. Perk, welchem man nebst anderen werthvollen Schriften eine gediegene Arbeit über „die Kirche und das Theater" (Amsterdam 1876) verdankt, daß das soeben angeführte Zeugniß Halliwell's unzweifelhaft für das prüde England seine Richtigkeit haben mag, es jedoch voreilig wäre, aus den Einrichtungen eines Landes sofort einen endgiltigen Schluß auf die gleichen Zustände in einem anderen, dazu noch in Sitten und Anschauungen wesentlich verschiedenen Lande abzuleiten. Vollends aber erscheint ein solches Verfahren unkritisch, wenn bestimmte Anhaltspunkte dafür vorhanden sind, daß anderwärts eben ein verschiedener Gebrauch bestand.

So steht es zum mindesten für Frankreich außer allem Zweifel, daß dort noch im fünfzehnten Jahrhundert nackte Personen, ja sogar junge Mädchen in paradiesischem Costüm öffentlich auftraten. Man braucht bloß die Vorrede zu Jubinal's „Mystères inédits" (Paris 1837) aufzuschlagen; dort lesen wir, daß beim Einzug König Ludwig's XI. in Paris unterschiedliche Mysterienspiele aufgeführt wurden, wobei, nach dem Zeugniß des damaligen-

Stadtschreibers Jean de Troyes, man unter anderem folgende Scene geschildert: „Un peu avant dans la dite ville estoient à la fontaine du Ponceau hommes et femmes sauvages, qui se combattoient et faisoient plusieurs contenances, et si y avoit encore trois belles filles faisans personnages de seraines, toutes nues, et leur véoit-on le beau tétin droit, séparé, rond et dur, qui estoit chose bien plaisante."

Mit Recht urtheilt Herr Perk, daß wenn zur Feier und in Gegenwart eines Fürsten derartige Vorstellungen stattfanden, wobei nackte Personen, dazu noch im Freien, mitwirkten, dies um so viel mehr in geschlossenen Räumen und vor weniger vornehmen Zuschauern der Fall gewesen sein dürfte. Ob wir bei diesem Sachverhalt an eine uns heute nahezu unbegreiflich dünkende Sitteneinfalt, oder aber an eine für uns nicht minder überraschende Sittenverderbniß unserer Vorfahren zu denken haben, entscheidet Herr Perk allerdings nicht. Wenn man sich indeß gegenwärtig hält, daß kaum ein Jahrhundert später in Frankreich selber das Gesetz einschreiten mußte, um einem Zustand ein Ende zu machen, der in öffentlichen Skandal ausartete, so wird man kaum fehlgehen, wenn man das Letztere annimmt. Mittelst Parlamentsakte vom Jahre 1548 wurden die Aufführungen von Mysterienspielen in Frankreich für immer verboten.

Indem die vorstehende Controverse die Nothwendigkeit darthut, in dem vorliegenden Falle der Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Volkes Rechnung zu tragen, hat sie die interessante Bühnenfrage, in welchem Costüm, und ob überhaupt in einer Gewandhülle, Adam und Eva sich ehemals den Blicken der Zuschauer zeigten, wenn auch vielleicht keiner endgiltigen Entscheidung zugeführt, doch jedenfalls auf die richtige Bahn gebracht. Den theatergeschichtlichen Forschungen in den verschiedenen Ländern, zumal in Deutschland, Holland und Italien, bleibt es nun vorbehalten, festzustellen, welcher von den drei Faktoren, kindliche Naivetät, wohlberechnende Lüsternheit, oder strenge Sittenreinheit, dabei als der maßgebendste betrachtet werden müsse.

Ferd. v. Hellwald.

— **Daniel Gottlieb Reymann und die Stiftung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin** (18. April 1828). Mit der Stiftung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, deren fünfzigstes Jahresfest am 18. April d. J. begangen worden ist, ist der Name ihres ersten Ehrenpräsidenten, des verdienten Kartographen und Inspectors der Königlichen Plankammer, Daniel Gottlieb Reymann, eng verknüpft. Reymann war am 28. November 1758 zu Lüben in Schlesien geboren und trat, noch jung an Jahren, in den öffentlichen Dienst seines Heimatlandes als Feldmesser oder Conducteur, wie man damals die mit Vermessungsarbeiten Beschäftigten nannte. Im bayrischen Erbfolgekriege 1778 leistete er, als Ingenieur-Geograph dem Hauptquartier beigegeben, bei der Überschreitung des Sudetengebirges wesentliche Dienste und wurde in Folge dessen vom Könige nach Berlin berufen und zum Conservator der Königlichen Karten- und Plansammlung ernannt. Diese, schon von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten, begründet und von seinen beiden Nachfolgern fortgesetzt, war unter Friedrich II. stark vermehrt werden und wurde von ihm als eines der wichtigsten Staatsgeheimnisse, als ein Heiligthum betrachtet, dessen Obhut er nur dem zuverlässigsten und treuesten Diener anvertrauen konnte. Das Local der Sammlung befand sich im Potsdamer Stadtschloß unmittelbar über den eigenen Gemächern des Königs, und hier hauste der Conservator, der den strengsten Befehl hatte, niemanden einzulassen außer auf besondere Ordre Sr. Majestät. In demselben Jahre, wo Reymann diese Anstellung erhielt, begann auch seine kartographische Thätigkeit, die seinen Namen in weiten Kreisen berühmt gemacht hat. Er unternahm, auf Befehl des Königs, im Verein mit dem Hauptmann von Grawert die Anfertigung einer neuen Karte von Schlesien, die er nachher allein in Potsdam noch vor dem Ableben seines hohen Auftraggebers vollendete. Dieselbe, aus zwanzig und einigen Sectionen bestehend, wurde vom Könige als geheimes Kabinetsstück in eigenen Verschluß genommen und später in Kupfer gestochen, aber nicht veröffentlicht. Ein zweites Hauptwerk des fleißigen Kartographen war die aus zweiundzwanzig Blättern bestehende Generalkarte von Westfalen, die nach den Aufnahmen des Generalmajors von Lecoq von Reymann gezeichnet und 1805 im Stich veröffentlicht wurde. König Friedrich Wilhelm II., welcher die vorhandene Plansammlung aus seinem eigenen Besitz ansehnlich vermehrte und als Königl. Plankammer dem General-Quartiermeister-Stabe der Armee überwies, hatte Reymann mit dem Titel eines Inspectors in seinem bisherigen Amte bestätigt, welches derselbe auch unter dem folgenden Monarchen mit der alten Hingebung verwaltete. Nach der Katastrophe von Jena und Auerstädt rettete er das ihm anvertraute Gut über Stettin und Swinemünde nach Memel, von wo die Plankammer nach dem Frieden nach Königsberg in Preußen verlegt wurde. Beim Ausbruch des russisch-französischen Krieges 1812 hielt man sie hier nicht für sicher, und sie wurde daher auf Befehl Friedrich Wilhelm III. nach Glatz in Schlesien geschafft, wo Reymann als treuer Wächter seiner Schätze bis zum ersten Pariser Frieden verblieb. Im Herbste 1814 siedelte er nach Berlin als dem nunmehrigen Hauptquartier des Generalstabes über und wurde das nachmalige Palais des Prinzen Karl von Preußen der Plankammer zur Aufstellung überwiesen. Im April 1828 feierte Reymann das fünfzigjährige Jubiläum seiner Dienstzeit als Inspector beziehungsweise Conservator der Königlichen Plansammlungen und zugleich als Kartograph. Dies gab dem Professor Heinrich Berghaus Veranlassung, dem Jubilar ein Festmahl anzubieten, wozu er alle in Berlin lebenden Geographen und Freunde der Erdkunde aufforderte. Bei dem Feste, das am 18. April im Kemperschen Garten in der jetzigen Victoriastraße stattfand, waren dreiundfünfzig Personen anwesend, darunter Alexander von Humboldt und Leopold von Buch, der Dichter Adalbert von Chamisso, der Director der Sternwarte Encke, die Professoren der Universität Lichtenstein, Link und andere, der Chef des großen Generalstabes Generalmajor Rühle von Lilienstern, ferner Generalmajor von Scharnhorst, der Sohn des großen Freiheitskämpfers und Schwiegersohn Gneisenaus, die Lieutenants in der Garde Vogel von Falkenstein und Leopold von Ledebur, sowie viele andere in der Wissenschaft oder im Militärwesen damals berühmte oder nachher berühmt gewordene Männer. In dieser Versammlung stellte Professor Berghaus den Antrag, einen Verein der Geographen Berlins zu begründen, wie ein solcher bereits vor den Kriegsstürmen von 1812 bestanden habe, — ein Vorschlag, der mit Begeisterung angenommen wurde. Die Statuten des Vereins wurden unter dem Vorsitz des Antragstellers durch eine Commission von neun Mitgliedern ausgearbeitet. Das Ehrenpräsidium übertrug man den Jubilar Reymann auf Lebenszeit, dem zu Ehren auch der 18. April als Stiftungstag festgesetzt wurde, während Karl Ritter auf Ansuchen die Direction des Vereins übernahm.

(Nach Petermanns „Mittheilungen".)

Mancherlei.

Auf Barrili's Cajus Titius Sempronius ist im Magazine mehrfach hingewiesen worden; darum sei auch folgenden Übersetzungskunststücks Erwähnung gethan. Herr Arthur Storch hat den Roman ins Deutsche übertragen unter dem Titel „Tizian Cajus Sempronius"; warum „Tizian"? Ein Nachwort giebt darüber Auskunft: „weil der Autor diesen Roman gewissermaßen auch als eine Anspielung auf gegenwärtige Zustände aufgefaßt haben will, wählten wir im antonomastischen Sinne anstatt Titius das moderner klingende Tizian als Vorname, womit zugleich allen etwa in dieser Richtung sich ergebenden Bedenken und Ausstellungen im vorhinein begegnet sein möge." Je nun, wird der Leser verwundert fragen, gar unklar ist der Rede Sinn. Doch vorgesehen, denn so schließt der erfindungsreiche Übersetzer sein Nachwort: „Sollte dessenungeachtet ein orthodoxer Philologe mich darob einer Schrulle zeihen, so werde ich es in Geduld zu tragen wissen." Nun eine Schrulle ist der Einfall sicherlich, die es freilich weniger mit philologischer Orthodoxie, als mit dem gesunden Menschenverstande zu thun hat; im Übrigen scheint die Übersetzung sammt dem Commentar gut zu sein. F.

Bei Fords, Howard und Hulbert (New-York) erscheint eine Authentic Biography of Bismarck, die bis zu der neuesten Zeit reicht, bis auf den Einfluß des großen Kanzlers auf die russisch-türkischen Kriegsverwickelungen. Sie ist mit zahlreichen Illustrationen und einer neuen Karte von Europa versehen, und enthält eine Art historischer und persönlicher Einleitung aus der Feder von Bayard Taylor. (P's. W.)

Das amerikanische Journal The Publisher's Weekly bespricht Herrn B. Taylor's Ernennung zum amerikanischen Gesandten in Berlin: „Die einstimmige Bestätigung Herrn B. Taylor's als Gesandter in Berlin war ein Akt, in welchem der Senat das Volk der Vereinigten Staaten wirklich einmal repräsentirte. Bei seiner Ernennung zu diesem Posten ist nur ein Unrecht geschehen, aber vielleicht hat Herr Hayes, indem er die Tribüne und ihre Leser der wichtigen und stets anerkannten Dienste Herrn Taylor's beraubte, eine kleine Rache geübt für das Verhalten, welches die Tribüne ihm gegenüber in der letzten Zeit beobachtet. Kein Mann eignet sich besser für die Stellung, keiner ist im Stande Amerika und seine Freiheit Deutschland und seiner Cultur gegenüber besser zu repräsentiren, und die Thatsache, daß die Ernennung hier wie dort mit einstimmiger Befriedigung aufgenommen ward, muß alle guten Amerikaner herzlich erfreuen. Die Stellung wird Herrn Taylor die lange erwünschte Gelegenheit geben zur Beendigung seines Hauptwerks: das Leben Goethe's."

Professor Boyesen von Cornell University, hat einen Commentar zu „Faust" in Arbeit, mit Capiteln über Goethe, Schiller und Lessing, zum Gebrauch für höhere Schulen. Es verspricht eine werthvolle Arbeit zu werden für alle, die sich mit deutscher Literatur beschäftigen, denn Professor Boyesen, der seit mehreren Jahren Specialstudien in diesem Fache gemacht hat, wird in seine kritisch-biographischen Essays über die großen deutschen Dichter die Resultate der neuesten Forschungen über ihr Leben aufnehmen. (P's. W.)

Das Life of Charlotte Cushman ist von der vertrauten Freundin, Miß Emma Stebbins, nach Tagebüchern von Miß Cushman und andern Papieren bearbeitet worden. Miß Cushman's große Berühmtheit als Schauspielerin in England wie in Amerika, die hohe Achtung, welche sie als Frau bei allen denen genoß, die sich ihrer Freundschaft erfreuten; ihre hervorragenden geistigen Eigenschaften, welche ihr einen so eminenten Erfolg in ihrem Berufe erwarben, sowie ihre Bekanntschaft mit so manchen ausgezeichneten Männern und Frauen müssen die Geschichte ihres Lebens hochinteressant und belehrend machen. (P's. W.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Brookes, E.: Illustr. Cyclopaedia of British Manufacture and Commerce. Sheffield, Brookes. 30 s.

Brown, J. C.: Pine Plantations on the Sand Wastes of France. Edinburgh, Oliver & B. 7 s. 6 d.

Burke, B.: General Armoury of England, Scotland, Ireland and Wales: comprising a Registry of Armorical Bearings from the Earliest to the Present Time. London, Harrison. 52 s. 6 d.

Dowden, E.: Studies in Literature, 1789—1877. London, Warne. 12 s.

Evans, A. J.: Illyrian Letters. Correspondence from Bosnia, Herzegovina, Montenegro etc. during 1877. London, Longmans. 7 s. 6 d.

Fenn, G. M.: Pretty Polly: a Farce in Fyttes. 3 vols. London, Tinsley. 31 s. 6 d.

Guinnes, H. G.: The Approaching End of the Age viewed in the light of History, Prophecy & Science. London, Hodder & S. 7 s. 6 d.

Ignatieff's Soliloquy upon his Adjustment of the Eastern Question, March 5, 1878 (a satirical Poem). Southampton, Sharland. 3 d.

Lake, J. J.: Islam and its Origin, Genius, and Mission. London, Tinsley. 5 s.

Longfellow, H. W.: Keramos, and other Poems. London, Routledge. 3 s. 6 d.

Roscoe, E. S.: Treatise on the Jurisdiction and Practice of the Admirality Division of the High Court of Justice. London, Stevens & S. 20 s.

II. Französisch.

Delisle, L.: Mandements et actes divers de Charles V. (1364—1380). Paris, Didot. 24 fr.

Durandeau, E.: Civils et Militaires. Paris, Tresse. 3 fr. 50.

Gaffarel, P.: Histoire du Brésil français au seizième siècle. Paris, Maisonneuve. 8 fr.

Havard, H.: La Hollande pittoresque. Le Coeur du Pays. Paris, Plon. 4 fr.

Kock, H. de: L'Amoureuse de son mari. Paris, Sagnier. 3 fr.

Malot, H.: Cara. Paris, Dentu. 3 fr.

Renan, E.: Caliban (Suite de la tempête). Paris, C. Lévy. 3 fr.

Robiano, E. de: Dix-huit mois dans l'Amérique du Sud. Paris, Plon. 3 fr.

Voltaire: Oeuvres choisies. Edit. du Centenaire. Paris [illegible] 2 fr. 50.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Gossmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 1. Juni 1878. [№ 22.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Voltaire und seine Beziehungen zu Deutschland.

II.

In seinem Tusculum Ferney führte Voltaire fast noch ein volles Menschenalter hindurch ein glückliches Leben, arbeitete aber auch hier ohne Rast und Ruh. Neben seinen schönwissenschaftlichen Arbeiten schrieb er in den Délices und zu Ferney die berühmten Schutz- und Streitschriften für verschiedene Opfer der damaligen französischen Criminaljustiz, die vielleicht nur zu sehr geneigt war, in den religiösen und politischen Streitigkeiten jener Zeit Partei zu nehmen: für das Andenken und die Familie des Calas, des Chevalier de la Barre; Martin's und Montbailli's; des Generals Lally-Tollendal u. s. w.; von hier aus vertheidigte er den „Belisar" Marmontel's gegen die Angriffe der Sorbonne und des Erzbischofs von Paris, die, was man heute kaum begreifen kann, im Belisar ein äußerst gefährliches Buch sahen und deshalb das Buch wie seinen Verfasser auf alle Weise verfolgten; von hier aus griff er die Mißbräuche in der französischen Verwaltung unter den verschiedensten Formen an; wir erinnern z. B. an sein Gedicht: „Les Finances" vom Jahre 1775, worin die Salzsteuer und das System der Generalpächter auf das Schärfste angegriffen werden.

Daneben focht er eine ganze Reihe rein literarischer Fehden u. A. auch mit Jean Jacques Rousseau (der gleichfalls vor grade hundert Jahren, am 2. Juli 1778, starb) durch und führte eine außerordentlich ausgedehnte Correspondenz, von deren Bedeutung namentlich auch der Briefwechsel zwischen dem „Patriarchen von Ferney" und dem „Philosophen von Sans-Souci", wie sich Voltaire und Friedrich der Große unter einander gern nannten, ein äußerst interessantes Zeugniß ablegt.

Im Jahre 1774 hatte Ludwig XVI. den Thron bestiegen; Frankreich hoffte auf eine neue Ära; zwei „Philosophen", Turgot und Malesherbes, wurden in's Ministerium berufen und versuchten allerlei Verbesserungen einzuführen; Voltaire feierte die neue Zeit und die neuen Männer in verschiedenen Gedichten; aber die neue Ära war nicht von langer Dauer; die philosophischen Minister wurden bald entlassen und die Philosophen, insbesondere auch die „Economisten" wie früher verfolgt und belästigt; der Streit zwischen den Anhängern der alten Ordnung der Dinge und ihren Gegnern entbrannte auf's Neue in aller Schärfe; verschiedene Schriften: „la philosophie de la nature" von Delisle, ein Aufsatz von Voltaire über den Getreidehandel, worin er Turgot gelobt und einige scherzhafte Äußerungen über die sieben fetten und die sieben magern Kühe in Josephs Traum gemacht hatte, wurden auf Parlamentsbefehl verbrannt u. s. w.

So standen die Dinge, als sich Voltaire nach achtunddreißigjähriger Abwesenheit von Paris und vierundachtzig Jahre alt, entschloß, noch einmal nach seiner Vaterstadt zurückzukehren! Die Gründe, die ihn zu diesem gewagten Entschluß veranlaßt haben, dürften vielleicht niemals genügend aufgeklärt werden, obwohl manche bezügliche Mittheilungen vorliegen.

Im Jahre 1777 hatte er die Heirat einer jungen Dame, eines Fräulein von Varicourt, mit dem reichen Marquis de Villette, bei dessen Aufenthalt zu Ferney, veranlaßt; an der jungen Marquise, die den Beinamen Belle et Bonne führte, nahm Voltaire väterlichen Antheil, auch interessirte er sich sehr für den Marquis selbst und seine besten Wünsche hatten das junge Ehepaar nach Paris, der Heimat des Herrn de Villette, begleitet.

Um dieselbe Zeit etwa hatte Voltaire zwei Tragödien nach Paris geschickt: „Irene" und „Agathokles"; die Schauspieler konnten sich nicht über die Rollen verständigen, so daß die Aufführung der Stücke verzögert wurde, was den noch immer leidenschaftlichen Mann im höchsten Grade aufregte.

Die Einladungen von Paris — von dem Ehepaare de Villette, von seinen alten Freunden, die ihn gern noch einmal sehen wollten — Einladungen, welche die Nichte und Pflegerin Voltaire's, Madame Denis, der es langweilig in Ferney wurde, verlockend genug darstellen mochte! der Wunsch, sich noch einmal auf dem ersten Theater der Welt von rauschendem Beifall begrüßt zu sehen, konnten ihn unter diesen Umständen allerdings zu dem gefährlichen Unternehmen veranlassen; — wahrscheinlich ist es jedoch, daß er nicht diesen Gründen, denen so viele Erwägungen entgegenstanden, sondern einer unbezwinglichen Sehnsucht nach der Heimat nachgegeben hat! Im härtesten Winter reiste er nach Paris ab; unterwegs entzog er sich, so viel er nur konnte, den Huldigungen, die man ihm überall darbringen wollte. Die Postmeister auf der ganzen Route ließen es sich nicht nehmen, ihn selbst zu fahren; Einer, der hierzu vor Alter und Gebrechlichkeit nicht mehr im Stande war, vertraute ihn seinem ersten Postillon mit den Worten an: „Bedenke die Ehre, daß du diesen großen Mann fahren darfst; in Europa giebt es zehn Könige, aber nur einen Voltaire."

Nach fünftägiger mühsamer Reise kam er am 10. Februar 1778 zu Paris an; kaum aus dem Wagen gestiegen, besuchte er seinen Freund, den Grafen d'Argental, den er seit vierzig Jahren seinen Schutzengel nannte. Die Nachricht von seiner Ankunft und seinem Aufenthalt bei dem Marquis de Villette verbreitete sich mit Blitzesschnelle; Jedermann wünschte ihn zu sehen, zu sprechen; die Académie française ließ ihn durch eine dreigliedrige Deputation — der Regel nach bestanden ihre Deputationen nur aus drei Mitgliedern — begrüßen; die „Comédiens français" brachten ihm ihre Huldigungen dar; Voltaire erwiderte: Je ne vis, messieurs, que par vous et pour vous;" die Schauspielerin Mademoiselle Clairon kniete vor ihm nieder: „eine Priesterin des Apollo, die ihrem Gotte huldigt."

Die meisten Minister besuchten ihn; ihrem Beispiele folgten

zahlreiche Herren und Damen vom Hofe; daß die Schriftstellerwelt nicht fehlte, versteht sich von selbst.

Der große Franklin, als Gesandter der Vereinigten Staaten zu Paris, besuchte ihn und brachte seinen Enkel mit: „Kniee nieder", sagte er zu ihm, „vor diesem großen Manne!" der junge Mann gehorchte und bat Voltaire um seinen Segen; dieser legte ihm die Hand auf den Kopf und sagte dazu feierlich: „Dieu et la liberté!"

Voltaire's Äußerungen bildeten den Hauptstoff der Pariser Unterhaltung; man trug sie von Mund zu Mund; freilich fehlte es auch hie und da nicht an Kritik. So meint Mercier (Tableau de Paris; chap. „ton du grand monde"), daß Voltaire nach Ansicht der in dieser Beziehung sachverständigen Personen von Welt in Folge seiner langjährigen Abwesenheit von Paris jenes sichere Gefühl nicht mehr besessen habe, „qui détermine l'empressement ou la retenue, l'enjouement ou la réflexion, le silence ou la parole, la louange ou le badinage. Il n'était plus d'accord, il montait trop haut ou descendait trop bas; il avait d'ailleurs une éternelle démangeaison de paraitre ingénieux. A chaque phrase on voyait l'effort et cet effort dégénérait en manie?"

Durch die vielen Aufregungen, die mit diesem Treiben verbunden waren, erlitt Voltaire's Gesundheit eine ernstliche Störung; dies hielt ihn jedoch nicht ab, mit den Schauspielern zu verhandeln, die bei der Aufführung von „Irene" mitwirken sollten; ja, vor seinem Bette wurde repetirt! Dabei arbeitete er noch den fünften Akt des Stücks in einer Nacht um, und als ihn Madame Vestris, die Trägerin der Hauptrolle, am anderen Morgen fragte, ob es denn wahr sei, daß er ihre Rolle überarbeitet habe, erwiderte er: „Ich habe die ganze Nacht für Sie gearbeitet, wie ein junger Mann von zwanzig Jahren!" Bei einer der Repetitionen sprang ihm ein Blutgefäß der Lunge; der danach eintretende Bluthusten erregte Besorgnisse für sein Leben.

Jetzt eilte der Pfarrer von Saint-Sulpice, ein Abbé de Tersac herbei, um den alten Philosophen zu katechisiren; am ersten Tage nicht vorgelassen, wiederholte er seinen Besuch schon am nächsten Morgen, konnte jedoch nur einige Complimente mit Voltaire wechseln, der ihn überaus höflich, aber abweisend empfing.

Übrigens machte der Eifer, den der Abbé de Tersac gezeigt hatte, ihn Voltaire und seiner Umgebung verdächtig und ein anderer Geistlicher, der Abbé Gaultier, den d'Alembert in seinen Briefen an Friedrich den Großen aus dieser Zeit bezeichnend genug einen pauvre diable de prêtre und einen pauvre galopin de prêtre nennt, wurde nun dazu ausersehen, Voltaire die Beichte abzunehmen.

Voltaire wollte öffentlich beichten, wie dieß in den ersten Jahrhunderten üblich gewesen ist; hierauf ließ sich jedoch der Abbé Gaultier, der fürchten mochte, compromittirt zu werden, nicht ein; auch verlangte er vor Abnahme der Beichte eine Glaubenserklärung, die er dem Erzbischofe von Paris vorlegen wollte. Der Kranke gab nun eine derartige Erklärung ab, die jedoch dem Erzbischofe nicht genügte; der Letztere setzte selbst ein Formular einer Erklärung auf, die Voltaire notariell vollziehen sollte; sie fing mit den Worten an: „Nous confessons avoir malicieusement blasphémé la divinité de Jesus-Christ". Bei diesem Eingang erschrak Voltaire und verabschiedete den Abbé mit den Worten: „C'est assez pour aujourd'hui; n'ensanglantons pas la scène"! womit er auf seinen gefährlichen Gesundheitszustand anspielte. Die Verhandlungen wurden später fortgesetzt; was wirklich dabei vorgegangen, wird, trotz der ausführlichen Nachrichten in d'Alembert's Brief an Friedrich den Großen vom 1., 2., 3. Juli 1778, wohl kaum aufzuklären sein; Voltaire wollte jedoch gebeichtet haben und knüpfte daran verschiedene mehr oder weniger pikante Aeußerungen: „On ne me jettera pas à la voirie, car je me suis confessé à M. l'abbé Gaultier"; ferner bei einer der Repetitionen der Irene: „Il serait triste pour moi de n'être venu à Paris que pour être confessé et sifflé"!

Während er sich so mit seiner Kirche wenigstens äußerlich auszugleichen suchte, ließ er sich noch am spätesten Abend seines Lebens als Freimaurer aufnehmen.

Mercier, der dabei zugegen war, erzählt im Tableau de Paris (Noviciat des jésuites) u. A. Folgendes: „Das Noviziat der Jesuiten in der Pot-de-fer-Straße war merkwürdiger Weise — Ironie des Zufalls oder Absicht? — von Freimaurer-Logen in Besitz genommen; der „große Orient" war auf die Gesellschaft Jesu gefolgt; die philosophische Loge der neun Schwestern nahm den Saal der Kinder Loyola's ein.... Bei der Aufnahme richtete Herr de la Dixmerie folgende Ansprache an ihn:

„Qu'au seul nom de l'illustre frère
Tout maçon triomphe aujourd'hui;
S'il reçoit de nous la lumière,
Le monde la reçoit de lui!"

Hier, wo man so oft den heiligen Franciscus Xaver angerufen hatte, wurde Voltaire's Andenken, seine Apotheose mit der größten Pracht gefeiert; hier sah Mercier den Bruder Voltaire von feierlicher Musik empfangen, in eben den Saal eintreten, wo man ihn so oft verwünscht hatte; so wollte es der große Weltenbaumeister!" — —

Fünf Mal hatte man „Irene" schon gegeben, zuerst am 16. März 1778, und noch hatte der Dichter bei keiner der Aufführungen seines Stücks zugegen sein können.

Endlich, bei der sechsten Vorstellung, am 30. März 1778, unternahm er dieses Wagstück!

Vorher wohnte er jedoch noch einer Sitzung der Akademie bei, der er die „Irene" als „letzte Huldigung seiner sterbenden Stimme" mit einem Schreiben übersandt hatte, das in mehrfacher Hinsicht merkwürdig ist. Hier legt er zum letzten Male sein Glaubensbekenntniß über Shakespeare nieder und polemisirt eifrigst gegen Lady Montagu, die ihren heimischen Dichter über Racine und Corneille erhoben hatte; stolz weist er darauf hin, daß die Meisterwerke jener französischen Dichter vom Eismeer bis zum Mittelmeer gespielt wurden — „qu'on fasse le même honneur à une seule pièce de Shakespeare et alors nous pourrons disputer!"

Was würde Voltaire heute sagen? geht es ihm mit seinem Urtheil besser, als der Frau von Sévigné, die er wegen ihres Urtheils über Racine: „la mode d'aimer Racine passera comme la mode du café!" herbe tadelt?

Übrigens will Voltaire Shakespeare Gerechtigkeit widerfahren lassen; „ich war", sagt er, „der Erste, der ein wenig Gold aus dem Schmutze (la fange) zog, in den das Genie Shakespeare's durch sein Jahrhundert hinabgezogen war. Ich habe dem Engländer Shakespeare, wie dem Spanier Calderon, Gerechtigkeit erwiesen und habe mich niemals durch nationale Vorurtheile bestimmen lassen."

Der Schluß seines Schreibens ist besonders interessant; nach einem Hinweis darauf, daß man in Frankreich Baco, Copernicus, Keppler, Galilei, Newton und Locke zu voll gewürdigt habe, fährt Voltaire fort: „Warum sollten wir eine andere Stellung zu Shakespeare einnehmen, wenn er, wie die Lady Montagu, oder ihr Übersetzer, zu behaupten wagt, die Kunst des Sophokles wieder in's Leben gerufen hätte? Würde nicht Herr de la Harpe, der mit den Waffen der Vernunft für den guten Geschmack kämpft,

seine Stimme zu Gunsten dieses eigenthümlichen (singulier) Mannes erheben? aber statt dessen giebt er sich die Mühe, in seinem Journal zu beweisen, was Jedermann fühlt „que Shakespeare est un sauvage avec des étincelles de génie qui brillent dans une nuit horrible."

Aber wir müssen auf seinen Besuch der Akademie und des Théâtre français am 30. März 1778 zurückkommen!

Die Akademie tagte damals im Louvre; alle Zugänge waren von einer großen Menschenmenge besetzt, da Jedermann den großen Voltaire sehen wollte; Händeklatschen und Beifallsruf empfing ihn bei der Anfahrt. Die zahlreich versammelten Akademiker gingen ihm bis in den Vorsaal entgegen; er mußte auf dem Platze des „Directors" der Akademie Platz nehmen und alle seine Collegen bezeugten ihm ihre Freude, ihn nach so langer Abwesenheit einmal wieder zu sehen. Sodann hielt d'Alembert eine Lobrede auf den „Gesetzgeber des Geschmacks" im siebenzehnten Jahrhundert vor demjenigen, der als der Erbe Boileau's und die Hauptstütze des guten Geschmacks im achtzehnten Jahrhundert galt.

Hierauf wurde Voltaire einstimmig zum Direktor der Akademie erwählt, welche Stelle gerade mit dem letzten März erledigt wurde; eine Wahl, die sonst mittelst des Looses vorgenommen wurde; keine der sonst üblichen Formen der Akademie wurde bei den Voltaire erwiesenen Ehrenbezeugungen gewahrt; diesem „einzigen" Manne gegenüber glaubte man davon absehen zu können!

Im Théâtre français waren die Kundgebungen selbstverständlich viel lebhafter und stürmischer; eine unzählige Menge hatte sich vor den Tuilerien versammelt; fernher tönender Beifallsruf verkündete ihr die Annäherung seines Wagens: „ganz Frankreich trug gewissermaßen seinen berühmten Dichter auf den Händen".

Als er sich in seiner Loge zwischen Madame Denis und der Marquise de Villette zeigte, ertönte donnernder Zuruf, der aus allen Winkeln und Gängen des Theaters widerhallte; dazwischen erklang der tausendstimmige Ruf: „Qu'on lui porte une couronne!"; der Schauspieler Brizard brachte einen Lorbeerkranz, den die Marquise de Villette unter dem Zuruf der Menge: „C'est le public qui l'envoie!" auf Voltaire's Haupt setzte, der ihn jedoch sofort wieder abnahm.

Während der Aufführung der „Irene" ertönten stets neue Zurufe: „Vive monsieur de Voltaire! Vive le Sophocle français! Vive notre Homère! Honneur à l'homme unique; au philosophe, qui apprend à penser!" u. s. w. u. s. w.

Nach dem Schluß der Tragödie stieg der Vorhang wieder empor; man erblickte mitten auf der Bühne die von Caffieri ausgeführte Büste Voltaire's, sämmtliche Schauspieler um sie her, mit Lorbeerkränzen in den Händen; Madame Vestris recitirte die folgenden Verse, die Herr de Saint Marc aus dem Stegreif gedichtet haben soll:

„Aux yeux de Paris enchanté
Reçois en ce jour un hommage,
Que confirmera d'âge en âge
La sévère postérité.
Non, tu n'as pas besoin d'atteindre au noir rivage,
Pour jouir des honneurs de l'immortalité.
Voltaire, reçois la couronne
Que l'on vient de te présenter:
Il est beau de la mériter,
Quand c'est la France qui la donne!"

Sie fanden bei dem Publicum großen Beifall und mußten wiederholt werden; die Schauspieler gingen nun bei der Büste vorbei, verneigten sich vor ihr und bekränzten sie; dazu rief das Publicum: „C'est le public qui la donne!" (den Kranz). Dazu regnete es von allen Seiten des Hauses Kränze auf die Büste, die man während der Aufführung des zweiten Stücks: „der Nanine" von Voltaire, stehen ließ.

Diese Feier war eine anticipirte Apotheose; „on me veut faire mourir de plaisir!" rief Voltaire unter den berauschenden Huldigungen aus; die Anstrengungen, die Aufregungen machten ihn schlaflos; er nahm Opium und soll sich in den Dosen geirrt haben; jedenfalls verfiel er einige Zeit nach den oben geschilderten Vorgängen in eine Art Lethargie, aus der er nur zeitweise erwachte; am 30. Mai 1778 starb er!

Frankreich.

Victor Hugo: Le Pape.*)

Das neueste Gedicht Victor Hugo's, le Pape, hat die Form eines Dramas; der Papst schläft und träumt, Hugo erzählt den Traum.

Der Papst erscheint auf der Schwelle des Vatikans und „wie Noah aus der Arche", tritt er aus dem Palast, um den Sterblichen Trost zu gewähren und hilfreiche Hand zu leisten. „Wie ihr alle bin auch ich blind, o meine Freunde; den Menschen und die Welt, ja Gott kenne ich nicht und man hat mir, dem dreimal Unwissenden, drei Kronen auf die Stirne gesetzt; ... auch ich bin ein Armer, ich gehe und wandle über die Erde, ohne zu wissen, wo ich am Abend den Kopf hinlegen werde ... unter die Menschheit gehe ich und wecke die Herzen und vermehre den Glauben und säe rechtschaffene Seelen."

Je suis comme vous tous, aveugle, ô mes amis!
J'ignore l'homme Dieu, le monde, et l'on m'a mis
Trois couronnes au front, autant que d'ignorances.
... Je suis un pauvre. Aussi je m'en vais. J'abandonne
Ce palais . . . .
Peuples, jadis Noé sortit rêveur de l'arche,
Je sors aussi, je pars, et je me mets en marche
Sur la terre, au hasard, sous le haut firmament,
Dans l'aube ou dans l'orage, ayant pour vêtement,
Si cela plait au ciel, la pluie ou la tempête,
Sans savoir où, le soir, je poserai ma tête,
N'ayant rien que l'instant, et les instants sont courts;
Je sais que l'homme souffre, et je marche au secours
De tout esprit qui flotte et de tout coeur qui sombre;
Je vais dans les déserts, dans les hameaux, dans l'ombre,
Dans les ronces, parmi les cailloux du ravin,
Errer comme Jésus, le va-nus-pieds divin.
Pour celui qui n'a rien, c'est s'emparer du monde,
Que de marcher parmi l'humanité profonde,
Que de créer des coeurs, que d'accroitre la foi,
Et d'aller, en semant des âmes, devant soi.

Überall wirkt der erhabene Wanderer durch die Gewalt seines Berufs und Glaubens; überall bekämpft er die Bösen und Niederträchtigen, doch ohne die christliche Herzensgüte zu verleugnen; überall, durch den Strom seiner unerschöpflichen Beredsamkeit besiegt, verschwindet das von den Menschen lange Zeit gefürchtete Unrecht. Liebevoll und rührend ruft er alle Unglücklichen herbei: kommt, sagt er, ihr alle, die nackt, blutig, verwundet

*) Paris, 1878. Calmann Levy.

seid; meine Söhne, das Unglück und ich, wir beide haben allerorten bewiesen, es, daß es Unrecht hat, ich aber, daß es Recht hat: es hat Unrecht, denn man weint; es hat aber Recht, denn man liebt; ja man liebt desto mehr je mehr man gelitten."

O vous qui n'avez rien, donnez moi tout. Venez
Tous les malheureux! nus, sanglants, blessés, trainés
Par tous les désespoirs et sur toutes les claies;
Apportez moi vos fiels, apportez moi vos plaies;
Afin qu'a votre nuit je mêle un peu de jour
Et que je fasse avec vos haines de l'amour;
Fils, le malheur et moi, partout ou nous passâmes,
Nous avons tous les deux, chacun à sa façon,
Prouvé, lui, qu'il a tort, et moi, qu'il a raison.
Il a tort, car on pleure, et raison, car on aime.
Le malheur a cela de tendre et de suprême
Qu'on aime d'autant plus que l'on a plus souffert.

Er verwandelt den Haß in Liebe und die Verzweiflung in Hoffnung: der Arme, der tief Bekümmerte, einem Schafe gleich, welches der Reiche geschoren, hört seine trostreiche Stimme und schöpft wieder Mut; der Ermüdete, in dem Graben an der Straße Liegende greift wieder zum Wanderstab, sobald er die erhabenen Worte vernommen, und setzt den Lebensweg rüstig fort; der elende Bettler erhält von ihm Nahrung, und lobt den Gott, den er verflucht und verneint hatte. Es mögen ihm gegenüber die Könige ihre Allmacht verherrlichen und, in ihren Purpurmantel gehüllt, sich als die Herren der Erde, als die Auserwählten preisen. Er will kein König sein, er will nicht herrschen, er weiß nicht, weßhalb er den Titel Herrscher erhalten;
Dieu n'a pas fait les rois, l'homme à l'homme est égal;
er liebt, und thut nichts anders.

— N'es tu pas roi toi-même?
— Moi, régner, non!
— Alors, qu'est-ce que tu fais?
— J'aime.

In der Kirchenversammlung mahnt er die Priester an die Pflichten, die sie nicht erfüllen, an die heiligen Gesetze, die sie frevelhaft verletzen, an die Armut, die sie verachten und verschmähen; mit edler Entrüstung verwünscht er die zahllosen Leiden, in welche die Herrschaft der Kirche die den Pfaffen blindlings gehorchende Welt gestürzt hat. Er selbst erklärt sich gegen die ihm beigelegte Unfehlbarkeit, die Unfehlbarkeit eines Menschen!

. . . O soleils, astres, gouffres des êtres!
Que dites-vous du pape infaillible, et des prêtres,
Des conciles mettant le pied sur vos hauteurs,
Que dis-tu de ce tas de sinistres docteurs,
Ciel terrible, imposant leur néant au mystère,
Et tachant d'ajouter à Dieu le ver de terre!

Zu dem Erzbischof, der eine von Jaspis und Porphyr leuchtende Kirche zu errichten wünscht, sagt er kurz, er solle sie zur Winterzeit den Armen als ein Asyl eröffnen.

Prodiguez-y l'airain, le jaspe et le porphyre,
Que n' atteint pas la rouille et ne mord pas le ver,
. . — Et mettez-y des lits pour les pauvres l'hiver.

Er segnet die kleinen Kinder und segnet auch die Mutter; dann, aus dieser stillen friedlichen Scene auf ein Schlachtfeld versetzt, wo zwei Heere aufeinander stoßen, stürzt er sich unter die Kämpfenden und verwünscht den Krieg.

Il est temps de laisser cette terre où nous sommes
Tranquille, et de permettre aux fleurs, aux blés épais,
Aux vignes, aux vergers bénis, de croitre en paix.
Il est temps que l'azur brille sur autre chose
Que de la haine, et l'aube est souriante et rose,
Pour que nous soyons doux comme elle . . . .

Vor einem Schaffot befragt er den verurtheilten Mörder. „Du gabest den Tod, weißt du was es ist? — Nein. — Und du, Henker? — Nein. — Und du, Richter? — Nein. — Und ihr rührt an die Axt, an das Grab, an das Vielleicht! Ihr rührt an den Tod, ohne ihn zu kennen! Ist denn ein Verbrechen der Grund zu einem andern Verbrechen? Soll das Gesetz das Übel fortsetzen, welches der Mensch beging?

Der Papst (zum Mörder).
Toi qui donnas la mort, sais-tu ce que c'est?
Der Mörder.
Non.
Der Papst (zum Henker).
Toi qui vas la donner, le sais-tu?
Der Henker.
Je l'ignore.
Der Papst (zum Richter).
Et toi, sais-tu devant ce ciel qu'emplit l'aurore,
Ce que c'est que la mort, juge?
Der Richter.
Je ne sais pas.
Der Papst.
O deuil!
Der Richter.
Qu'importe!
Der Papst.
Ainsi vous touchez au trépas,
Vous touchez à la hache, à la tombe, au peut être!
Ainsi vous maniez la mort sans la connaitre!
. . . . . Un crime
Est-il une raison d'un autre crime, hélas!
Faut-il, tristes vivants qui devez être las,
L'homme ayant fait le mal, que la loi continue?

Endlich, nachdem er über Galilei, der die Wahrheit förmlich und feierlich abschwören mußte, nachgedacht, hält er, wie Christus, seinen Einzug in Jerusalem, aber nicht stolz und übermüthig, nicht mit herrischem Ton und hochpriesterlicher Miene, sondern bescheiden und anspruchslos, voll der Milde und Menschenliebe, die er überall gepredigt. „Menschen, ich will zu Gott beten; ich habe Cäsar für Christus verlassen, und, zum Diener des heiligen Grabes geworden, fühle ich das große Herz Jesu neben mir pochen. . . . Das Recht der Guten ist so, daß sie die Bösen brüderlich behandeln; der gerechte Mann, der keine Liebe hat, übertritt das Gesetz, und die Sonne ist nicht mehr die Sonne, wenn sie nicht über die Tiger und Wölfe selbst ihre Strahlen aussendet. . . . Seid makellos und mild, seid wahrhaft und gut, klärt denjenigen auf, der euch schadet, heilt denjenigen, der euch verletzt. . . . Völker, liebt euch, lebt alle in Frieden. — Die Menschen: sei gesegnet, Vater. — Gott: Sohn, sei gesegnet.

Hommes, je viens me mettre en prières chez Dieu.
Je ne me sens réel que sur ce mont sévère:
L'ombre est au Capitole et l'âme est au Calvaire.
Là haut, l'ange et le saint trouvent que j'ai raison,
Quittant César pour Christ, de changer de maison,
Et je monte, appuyé sur l'aigle et la colombe,
De ce bas-fond, le trône, à ce sommet, la tombe.
Je me fais serviteur du sépulcre, sentant
Près de moi le grand cœur de Jésus palpitant . . .
. . . Le droit des bons, c'est d'être au méchant fraternels;
Le juste qui n'a pas d'amour sort du précepte;
Et le soleil n'est plus soleil quand il excepte
Les tigres et les loups de son raisonnement . . .

. . . Soyez purs, soyez doux, soyez vrais, soyez bons,
Eclairez qui vous nuit, guérissez qui vous blesse!
Peuples, aimez vous. Paix à tous.
Des hommes: Sois béni, père.
Dieu: Fils, sois béni.

In diesem Augenblick (eigentlich ist es die zweite Scene des Dramas), erwacht der Papst und ruft aus: wie schrecklich habe ich geträumt:

Quel rêve affreux je viens de faire!

So das Gedicht. Manche erwarteten, wie sich wohl nach dem Titel denken ließe, eine beißende Satire auf die Kirche, ein giftiges Pasquill gegen das Papstthum; sie erinnerten sich der Angriffe, welche Hugo nach dem Kampf bei Mentana, wo die „chassepots“ Wunderdinge leisteten, gegen den Papst gerichtet hatte. Zwar enthält „Le pape“ viele Verse gegen die Theokratie und manche derbe Tirade gegen den Priester, der dem Tyrannen schmeichelt; Loyola wird als hartherzig dem Volke gegenüber, vor dem Prinzen aber als niedrig und kriechend dargestellt; das Crucifix sei ein Degen in der Faust Julius des Zweiten gewesen, u. s. w.

Indessen greift Hugo keinen von den lebenden „Princes de l'église“ an, und man kann ihm keine persönliche Anspielung und Beleidigung vorwerfen: er zeigt sich in diesem jüngsten Gedicht maßvoll und über Parteihaß erhaben. Er weiß, daß das Papstthum, bei allem Unglück, welches es angerichtet hat, ja bei allen seinen Schand- und Missethaten, doch immer einen gewissen Nimbus besitzt, der es vor einem Pamphlet schützt und schirmt. Stützt sich doch der Papst auf eine unendliche Zahl von Menschen, die ihm die tiefste Ehrfurcht und Verehrung zollen, und ihn als den Vertreter Gottes betrachten. Stützt sich doch der Papst auf die Erinnerungen an eine glorreiche Vergangenheit, in welcher die geistliche Oberherrschaft die Sitten der barbarischen Völker milderte und der Sache der Cultur die ersprießlichsten Dienste erwies. Durch Schmähungen und Pasquille kann man nicht eine Macht, die solche Wurzeln hat, ausrotten.

Der Dichter hat also weder den jetzigen Papst noch das wirkliche Papstthum dargestellt, sondern eine ideale Person, eine gewaltige, geniale, übermenschliche Person, welche die Welt durchschreitet und in allen Ländern das Gute thut. Ein wunderbarer Gott-Mensch, ein neuer Christus, der nach achtzehn Jahrhunderten aufersteht, tritt er überall wohlthätig auf und erkennt selbst keine andere Aufgabe zu haben, als die Menschen zu bekehren und zu beglücken. Anstatt Worte des Zornes und Hasses hören zu lassen, spricht er erhabene Sprüche, und an manchen Stellen wie Nachklänge des Evangeliums. Nichts Verletzendes und Schneidendes in dem Ton, keine Rauhheit, keine bittere Verspottung wie in einem satyrischen Gedicht: alles von dem Hauch und Duft der schönsten Menschlichkeit durchdrungen. Der Papst ist eine Figur von idealer Größe, die der Dichter mit besonderer Vorliebe gezeichnet und mit den schönsten Farben gemalt hat, die Figur eines Mannes, der, wie die Hauptthelden der „Légende des Siècles“ edeldenkend und hochsinnig ist und mit den unglücklichen Menschen mortalibus aegris, Mitleid hat. So paßt das kleine wundervolle Gedicht vollkommen zu der „Légende des Siècles“: leicht ließe es sich in denselben Rahmen fassen.

Wohl lassen sich manche Einwendungen gegen das Werk erheben. Wie es immer bei Hugo der Fall ist, tragen einige Stellen Spuren von dithyrambischem Schwulst an sich, aus einigen wird man nicht klug. Auch schwebt die Handlung in der Welt der Träume, in einer durchaus phantastischen nebelhaften Welt. An Dante will uns die Macht und Glut der Sprache und der beredte Ausdruck erinnern, aber wie Dante, hat uns Hugo Schatten und Abstractionen vorübergeführt. Den Papst, den Helden des Gedichts, hat er zwar mit so fester plastischer Gestaltungskraft geschaffen, daß er, obgleich eine ideale Person, doch nicht von der Blässe der Symbolik angekränkelt, sondern ganz wirklich und lebendig, voller Mark und Knochen dasteht, zwar ein Typus, aber auch ein individueller Charakter, eine mit scharfen eigenthümlichen Zügen hervortretende Gestalt. Allein, die übrigen Personen, Könige, Priester u. s. w. sind keine bestimmten Persönlichkeiten; ihnen fehlt alle Wesenhaftigkeit und Anschaulichkeit.

Jedoch durch die lyrische Innerlichkeit und schlichte Hoheit der Gedanken und Empfindungen reiht sich Hugo's neuestes Gedicht an das Vollkommenste an, was aus seiner Feder geflossen ist. Ist es auch nur ein Traum, so hat ja doch der Dichter das Vorrecht vor allen übrigen Menschen, einen tiefen Blick in die geheimnißvolle Zukunft zu thun, sich von der Gegenwart, woran die Andern hangen bleiben, abzuwenden, und von den mächtigen Schwingen kühnster Phantasie fortgetragen, sich in eine unsichtbare unbekannte Welt hineinzuleben, wo Alles gut und schön ist, wo keine Entzweiung, keine Spaltung mehr die Menschen erbittert, wo die Eintracht auf immer blüht? Hugo eilt der Zeit voraus: was möglich ist, sieht er als gewiß an; er glaubt naiv, Alles, was er zu dichterischer Darstellung bringt, müsse auch einmal in Erfüllung gehen: ein erhabener Wahrsager und Prophet, wagt er den Sprung über viele Jahrhunderte hinaus und verkündet das Ende alles Elends und eine neue in aller irdischen Glückseligkeit lebende Menschheit. Ihn kümmern nicht die zahllosen Hindernisse, die zu besiegen sind; an die gewaltsamen Erschütterungen, die jener von ihm erträumten Umgestaltung der Welt vorangehen müssen, denkt er nicht; ein verwegener Steuermann, führt er das Schiff, welches die Menschen trägt, zu dem gehofften Hafen, ohne die Stürme und Gewitter, die über es hereinbrechen können, ohne die verborgenen Klippen, ohne die Leidenschaften der eigensinnigen unlenksamen Mannschaft zu beachten.

Nie aber hatte Hugo soviel Gefühl in so edle Verse ausgegossen. Nicht bloß seine beflügelte Einbildungskraft, nicht bloß seine erfinderische Fülle, sondern auch die Herzensgüte, die der innerste Kern seines Wesens ist, entfaltet sich hier in aller Reinheit und schönen Innigkeit; und „der Papst“ ist die Verkörperung einer erhabenen, den herrlichsten Idealen der Menschheit zustrebenden Begeisterung. Über alle nationale Enge und Beschränktheit, über alle Vorurtheile der Völker hebt sich der Dichter hinweg und macht sich zum Verkündiger der höchsten Ziele, die sich unser Jahrhundert gesteckt. Das drängende Humanitätsgefühl und die Überzeugung, daß sich das menschliche Geschlecht zu friedlichen dauernden Errungenschaften vorbereiten und einmal aus der wüsten Gährung der jetzigen Zeit zu Klarheit und Licht durchkämpfen solle, verleihen dem Dichter einen ernsten feierlichen Ton. Die heitere Ruhe und erhabene Milde, die mit ergreifender Macht ausgesprochene Menschlichkeit, ja die Gottseligkeit und tiefe Religiosität, die alle Seiten durchhaucht, gibt dem Gedicht einen besonderen Reiz. Gewiß wird der „Papst“ warm in das Herz jedes Lesenden dringen, und was man auch an dem großen Dichter aussetzen mag, so wird man doch den immer zum neuen Leben erglühenden, mit vollströmender Kraft begabten Greis bewundern, der den Mund aufthut, um in tief empfundenen Worten, mitten in einer geräuschvollen Zeit, wo Krieg auf Krieg entsteht, für das unvergängliche Ideal der Menschenliebe zu schwärmen, mit innigster Rührung auch unter

grauem Haar den hoffnungsreichen Morgen einer neuen Ära zu begrüßen und als das Losungswort aller Redlichen den mildthätigen Frieden zu verkünden.*)

England.

Trollope: Ein Blick hinter die Coulissen in Rom.**)

Adolphus Trollope ist in Deutschland weniger bekannt als sein Bruder Anthony, der fruchtbare Romanschriftsteller. Adolphus ist der römische Correspondent einer der größten Zeitungen New-Yorks und Verfasser verschiedener historischer Werke, z. B. einer Geschichte von Florenz, der „Dekade italienischer Frauen" (A Decade of italian Women) ꝛc. Seit langen Jahren in Italien und seit Vollendung der italienischen Einheit in Rom ansässig, ist Mr. Trollope mit den politischen und socialen Verhältnissen Italiens im Allgemeinen und Roms im Besondern genau bekannt und hat vielfach Gelegenheit gehabt, Blicke hinter die Coulissen zu thun, wie sie sonst der Ausländer nicht zu thun pflegt. Seine Behauptungen gründen sich auf eigene Erfahrung und Beobachtung; für die Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen muß der Charakter des Verfassers bürgen. Seine Absicht ist, wie er selbst sagt, nicht, in den vorliegenden Blättern Dinge zu erzählen, die sich wirklich zugetragen haben, sondern Typen solcher Facta zu geben, wie sie sich täglich in Rom ereignen und daneben die Erklärung der Mittel, durch welche dieselben zu Wege gebracht werden, Mittel, die dem außerhalb der betreffenden Kreise Stehenden so wunderbar und unbegreiflich scheinen. In das verborgene Treiben des Klerus eröffnet Trollope uns Einblicke, in jene fein angelegten politischen Umtriebe, die unbeachtet und ungeahnt, langsam und sicher, nach wohlbedachtem Plane ihren Zweck verfolgen: den Umsturz der kaum begründeten neuen Verhältnisse, und danach die Wiederherstellung des gestürzten Systems. Diese Umtriebe zeigt uns der Verfasser in höchst anschaulicher Weise an verschiedenen Beispielen, von denen jedes einzelne ohne Zweifel ein Analogon in seiner Erfahrung hat, die er aber alle geschickt zu combiniren weiß, seine Skizzen lose an einander reihend und sie alle auf einen kleinen Kreis von Persönlichkeiten beziehend. Man muß es wohl im Auge behalten, daß Trollope einen großen Kreis von Erfahrungen also concentrirt, daß er verstreute Züge zu einem Bilde vereinigt, die Erlebnisse und Handlungen vieler Personen auf wenige überträgt, wie das die künstlerische Darstellung bedingt; übersieht man diesen Umstand, so könnte man sich versucht fühlen, ihn der Übertreibung anzuklagen. — Zweierlei ist es, was dem Leser zunächst bei der Lectüre auffallen wird: Hier in Rom, wie vielleicht aller Orten, ist die ultramontane Partei geneigt, einen Compromiß mit den Ultra-Liberalen einzugehen, sie zu benutzen zur Mitarbeit an dem allgemeinen Umsturz, in der festen Zuversicht, danach sich von den ihr heterogenen Verbündeten losmachen und aus der Anarchie als siegende Macht hervorgehen zu können. Zweitens: im einzelnen Falle ist zunächst die Frau das gefügige, meist unbewußte Werkzeug, mittelst dessen der Priester auf den Mann, auf die Familie und die Gesellschaft einwirkt. Der Beichtvater und mehr noch der Seelsorger, oder wie er hier heißt, der geistliche Director, lenkt und leitet die Ansichten und Handlungen der Individuen und wirkt unmittelbar auf das Familienleben, mittelbar auf das Getriebe des Staatswesens ein. Jeder einzelne ist ein kleines Rad an der großen complicirten Maschine, deren Triebrad im Vatican zu suchen ist, von wo aus dem ganzen Getriebe der Impuls ertheilt wird. Alle die tausend Fäden des weiten Netzes, welches über Rom, (und von da aus, wer wollte sagen wie weit!) ausgespannt ist, laufen in einem Punkte zusammen, werden nach einem System gesponnen und verknüpft.

Wir lernen durch Mr. Trollope zunächst den Signor Pralini kennen, einen sogenannten Mercante di Campagna, (Administrator großer Adelsgüter in der Campagna), einen reichen Emporkömmling, dessen ehrgeizige Wünsche, — und mehr noch die seiner Frau und Töchter, — nach den ihnen verschlossenen aristokratischen Kreisen Roms graviriren. Durch seine Geschäftsverbindungen mit dem alten Adel ist Pralini nothwendigerweise verpflichtet, ein guter, wenn auch kein eifriger Papalino (Papist) zu sein — seine Frau ist es aus religiöser Überzeugung; sie hat die Ehre, unter der geistlichen Direction des Pater Corboli, des directeur à la mode zu stehen, und ihre „frommen Werke" bringen sie in Berührung mit mancher vornehmen Dame, die sie zwar als „christliche Schwester", nimmermehr aber als eine Gleichberechtigte in der „Gesellschaft" anerkennt. Durch den Padre Donovani wird Pralini, zu seinem höchsten Erstaunen, aufgefordert, als Candidat bei der nächsten Stadtrathswahl aufzutreten. Pater Corboli beschwichtigt (natürlich durch die Frau) seine Scrupel; der neue Stadtrath wird, ohne Bemühungen seinerseits, gewählt. Durch welche Mittel und Wege, das erfährt der Leser, der Donovani in das Bureau der radicalen Zeitung „Morte a Tutti" begleitet. Die Ultramontanen haben einen Compromiß mit den Liberalen geschlossen, welche erstere für ihre Unterstützung bei den Wahlen einige scheinbar harmlose Candidaten zugestehen müssen; zu diesen gehört der reiche Mercante di Campagna, der bisher allen öffentlichen Angelegenheiten ferngestanden hat. Er weiß zunächst auch wahrlich nicht, was er als Stadtrath thun soll, aber es wird ihm bald klar gemacht; und er ist fortan ein wohl instruirtes, gefügiges und äußerst nützliches Werkzeug der klerikalen Macht, die ihn auf die angedeutete Weise lenkt und ihn und die Seinen geschickt zu bestechen weiß. Man gönnt ihnen eine Vorstellung im Quirinal, wobei das Glück bei Hofe zu erscheinen namentlich die Frauen berauscht. Sehr bald darauf aber müssen die Ge-

---

*) Wir haben an dem Lob, welches unser geehrter Mitarbeiter der neuesten Schöpfung Victor Hugo's spendet, nichts verkürzt, glauben aber uns gegen die Unterstellung verwahren zu müssen, als ob wir mit diesem Lobe rückhaltlos einverstanden seien. Die aus „Le Pape" angeführten Stellen zeigen uns den Dichter als den mächtigen Redner in Versen, der er immer gewesen; aber sie zeigen uns auch heute wie immer, daß, um ein größerer Dichter zu sein, er weniger vom Redner haben müßte. Und zwar nennen wir rednerisch nicht bloß die pathetische, bilder- und antithesenreiche Ausdrucksweise; wir nennen so zumal den Inhalt des Gedichtes. Nicht bloß das reale Papstthum hat seinen Beruf anders verstanden, als der Dichter, sondern das ideale Papstthum des letzteren ist kein wahres Ideal. Denn das wahre Ideal mag noch so sehr über die Natur hinausragen, es kann ihr nicht widersprechen. Wer ein einziges menschliches Vermögen und Bedürfniß, die Liebe, zur einzigen Aufgabe der Menschheit macht, der widerspricht der menschlichen Natur, in welcher noch andere Vermögen und Bedürfnisse gelegen sind. Der Redner freilich, der für eine These plädirt, hat das Recht von all Dem zu abstrahiren, was dieser These widerspricht und sie begrenzt; er will überreden. Der Dichter aber, welcher die Wahrheit sucht und gerade im Ideale die höchste Wahrheit, wird keine Abstraction, keine halbe und hohle Scheinnatur für Natur ausgeben. (Anm. d. Red.)

**) A Peep behind the Scenes at Rome, by T. Adolphus Trollope. London, Chatto & Windus.

treuen einer Audienz beim Papste beiwohnen und endlich werden sie, immer durch Vermittelung der Geistlichen, bei der Fürstin von Torrevecchia eingeführt, in jene eben so vornehme als steife und langweilige altrömische Gesellschaft, und dort wird der Stadtrath dem Cardinal Bartolommeo vorgestellt — eine Ehre, die er durch gute Dienste zu vergelten hat. — Dieses Alles geht scheinbar so einfach, so natürlich zu, daß man sehr gut begreift, wie die Betheiligten, welche keinen Blick hinter die Coulissen thun können, die angewandten Machinationen nicht ahnen, viel weniger auf den Gedanken kommen, es könne von falschem Spiel die Rede sein. Ihnen wird ja auch immer Wort gehalten, ihre Wünsche werden gekrönt; die Zwecke, denen sie dienstbar gemacht werden, begreifen sie nicht. Anders ist es mit der nun folgenden Episode, bei der ein unglückliches junges Mädchen das Opfer priesterlicher Habsucht wird. — Pralini hat sich auf das Ersuchen des Cardinals dazu hergegeben, der nominelle Besitzer eines Hauses zu werden, in welchem eine Anzahl von Schwestern zum heiligen Herzen Jesu, deren Kloster aufgehoben worden ist, sich niederläßt. Auf diese Weise wird das Gesetz gegen die Gründung neuer Klöster umgangen. Diese Schwestern müssen, auf Befehl des Cardinals, eine Anzahl „Armer Clarissinnen" bei sich aufnehmen, die die strenge Ordensregel gegen einige unglückliche Nonnen in so grausamer Weise gehandhabt haben, daß daraus öffentliches Ärgerniß entstanden und ihr Haus aufgehoben, ihnen obrigkeitliche Bestrafung angedroht ist. Diese Clarissinnen bringen kein Vermögen mit sich, und es ist nun höchst wünschenswerth, eine reiche Erbin zum Eintritt ins Kloster zu gewinnen. Das erlesene Opfer ist Maria Bandini, die Tochter eines reichen florentiner Kaufmanns, der mit den Pralini bekannt ist. Auf Veranlassung des Pater Corboli wird Maria zu einem Besuche bei den Damen Pralini eingeladen, die aber in die Absicht der Geistlichen keineswegs eingeweiht werden. Durch raffinirte Intriguen wird das arme Geschöpf dahin gebracht, eine große Unvorsichtigkeit zu begehen: sie giebt einem jungen Manne ein Rendezvous in der Kirche Ara Coeli; dabei wird sie, nicht zufällig, von der Torrevecchia überrascht, und nun wie eine Verbrecherin und Tempelschänderin behandelt, bis ihr in ihrer Verzweiflung die Aufnahme ins Kloster als einzige Rettung erscheint. So plausibel diese Geschichte zurecht gemacht ist, leidet sie doch an manchen Unwahrscheinlichkeiten, namentlich ist es nicht einleuchtend, wie die Eltern so schnell dahin gebracht werden, die Tochter aufzugeben, selbst wenn es den Priestern gelingt, sie als eine nach den Begriffen der italienischen Gesellschaft Entehrte darzustellen. Jedenfalls glaubt man ungern daran, daß noch heutzutage eine so schändliche Intrigue gegen ein unschuldiges Opfer so leicht gelingen sollte. Der Verfasser bemerkt indessen ausdrücklich in einer Anmerkung: „Obige Ausführungen gründen sich sämmtlich auf kürzlich stattgehabte Vorgänge." Die Schilderung des Klosterlebens, das zuerst durch seine Stille und Friedlichkeit, durch die große Sauberkeit und Zierlichkeit der Umgebung, die sanfte Freundlichkeit der Schwestern einen wohlthuenden Eindruck auf die Novize macht, das aber dann in seiner Eintönigkeit, seiner immer wiederkehrenden Routine, seinen kleinlichen geisttödtenden Beschäftigungen, seinem Mangel an Allem, was Herz und Geist erfrischt und belebt, ihr zur Qual wird, ist vortrefflich und gewiß in keinem Punkte übertrieben.

Die Wahl des neuen Syndicus hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der des Stadtraths, nur ist das Amt wichtiger, der Candidat bedeutender; aber auch er hat eine unter geistlicher Direction stehende Frau, und diese wird zunächst dadurch geködert, daß der allbewunderte und begehrte P. Corboli die Leitung ihrer dadurch zu besonderer Vornehmheit gestempelten Seele übernimmt. Signor Batucci hat bis dahin für einen Liberalen gegolten, um so wichtiger ist es, ihn zu gewinnen, und wenn ein Mann das Glück hat eine so vortreffliche Frau zu besitzen, so ist ja Alles zu hoffen Pater Donovani sagt ihr: „Ich stehe nicht an, Ihnen im Vertrauen zu sagen, Signora, daß wenn er nicht mit Ihnen verheiratet wäre, unsere Wahl auf einen Andern fallen würde. Und nun, da Sie die Sachlage vollkommen verstehen, — denn für einen Geist wie der Ihre ist ein Wink so viel wie für andere endlose Predigten — nun bitte ich um Ihren Rath: Glauben Sie, daß diese Wahl für uns und unsere heilige Sache gut sein würde? Glauben Sie, daß Sie über Signor Batucci genügenden Einfluß besitzen, um seinem Verhalten die rechte Richtung zu geben, wenn er, ohne solche heilsame Leitung, vielleicht davon abweichen könnte? Wir — Sie und ich — Sie und Pater Corboli würden einander natürlich vollkommen verstehen. Glauben Sie, daß Sie den Signore Batucci einem guten Rath zu rechter Zeit zugänglich finden würden?" — Diese Frage bejaht die würdige Dame unbedingt.

„Somit war der erste Schritt gethan, um dem liberalen Rom, das, mit tausend Stimmen gegen eine, für seinen Anschluß an das Königreich Victor Emanuels gestimmt hatte, zum obersten Beamten einen Mann zu geben, zu dem man das Vertrauen haben konnte, daß er im Nothfalle den Interessen und Befehlen des bittersten Feindes seines Monarchen gemäß handeln werde."

Die Gegendienste, welche Batucci für seine Erhebung zum Syndicus zu leisten hat, bleiben nicht aus, da ist zunächst ein Plan zur Erweiterung und Verschönerung der Straßen, welcher im Interesse klerikal Gesinnter modificirt werden muß, dann wieder ähnliche Sachen, die alle ad majorem Dei gloriam den Wünschen der päpstlichen Partei gemäß ausgeführt werden, und schließlich wird der „liberale" Syndicus auf einem Diner von „Freunden" in die Falle geführt, auf die Gesundheit des Papstes und den Sturz der Feinde des heiligen Vaters mit anzustoßen.

Die Skizzen, welche im vorliegenden Buche gesammelt erschienen, kamen zuerst als einzelne Artikel im „Standard" heraus; sie sind gewandt und sehr anschaulich geschrieben und dürften auch außerhalb Italiens auf einen Leserkreis rechnen können; denn was in Rom hinter den Coulissen vorgeht, ist nicht nur an und für sich interessant, sondern hat leider auch anderswo sein Seitenstück.

E. R.

Polen.

Memoiren des Grafen Lorenz Engeström.*)

Der in weiten Kreisen bekannte Schriftsteller J. J. Kraszewski bietet uns im vorliegenden Buche eine ganz eigenartige Arbeit, die Übersetzung eines Werkes, das im Originale bis jetzt noch nicht gedruckt ist, dessen Veröffentlichung jedoch in der Vorrede des Übersetzers in Aussicht gestellt wird. Für die Geschichte Polens während der letzten Jahre seiner Existenz bietet der von Kraszewski übersetzte und veröffentlichte Auszug aus dem Manuscripte ein unschätzbares Material, denn Graf Engeström, der spätere schwedische Kanzler, war vom Jahre 1787 an, Anfangs als diplomatischer Agent, später als Gesandter des Königs von

*) Pamiętniki Wawrzyńca hrabiego Engeströma. Übersetzt von J. J. Kraszewski. Posen, Johann Constantin Żupański.

Schweden, bei der Republik Polen beglaubigt, hatte volle Gelegenheit die Personen, welche sowohl zum Heile des Landes thätig waren, als auch an seinem Verderben gearbeitet haben, genau kennen zu lernen, ihr Thun und Treiben zu beobachten, den Intriguen nachzuspüren und, so zu sagen, als Unparteiischer, Personen und Handlungen, Worte und Thaten vergleichend zu wägen und zu beurtheilen.

Seine Lage, aber auch seine edle Gesinnung, kennzeichnet am besten ein Brief des Grafen Engeström an den Herrn d'Asp vom 11. Juni 1788, d. h. aus der Zeit, in welcher er als diplomatischer Agent Schwedens ohne Creditive in Warschau lebte. Dieser Brief, den wir zur Charakterisirung seines Verfassers hier wiedergeben, lautet:

„Ich lebe hier wie ein Soldat auf einem vergessenen Posten. Seit dem 12. Mai keine Briefe; seit dem 16. April keine Nachricht über den Empfang meiner Schreiben. Ich weiß also nicht, ob meine Depeschen seit dem 24. März angelangt sind, und doch schreibe ich regelmäßig alle Tage, wenn die Post abgeht. Im Falle ich hier länger verbleiben sollte, bitte ich Sie sich zu bemühen, daß mir Creditive übersandt werden. Daß ich bis jetzt hier noch nicht als Spion betrachtet werde, verdanke ich vielleicht der Reputation, der Ehrlichkeit und Offenheit, die ich mir in Wien errungen und in diesem Lande zu bewahren verstanden habe. Ich bin besorgt, ob ich im Stande sein werde Se. Majestät zu befriedigen und meine Mission zu erfüllen. Ich fürchte auch in meinen Verhältnissen zu viel oder zu wenig zu sagen. Ich wäge jedes Wort. Ich würde es vorziehen, an der Spitze einer Compagnie Grenadiere zu stehen und sie unter den Befehlen eines Feldherrn zum Sturme zu führen, als hier beständig in Furcht zu leben, daß ein unvorsichtiges Wort, das zufällig entschlüpft, Folgen für mein Vaterland haben könne."

Wenn uns schon dieser Brief vortheilhaft für den Verfasser stimmt, werden wir durch seine Schilderungen noch mehr für ihn eingenommen. Es ist ja selbstverständlich, daß ein Gesandter nicht aller Welt Freund sein kann, daß er nicht mit allen Personen, mit denen er in Berührung kommt, in freundschaftlichen oder gar in intimen Verhältnissen lebt, und umgekehrt von allen geliebt wird. Man sollte glauben, daß dieses sich in den Memoiren, welche ja damals unter dem Eindrucke des Augenblicks in Form eines Tagebuches niedergeschrieben wurden, sich wiederspiegeln müßte. Dem ist jedoch nicht so; Engeström übt seinen Witz nicht an Menschen, sucht nicht auf Kosten anderer zu glänzen, versteht es sogar Schwächen zu vertheidigen oder zu entschuldigen. Wenn er aber genöthigt ist, sie aufzudecken, thut er es in der möglichsten Kürze, schneidend zwar, aber ohne an ihren Trägern seine Satire zu üben. Nur in Bezug auf den Kaiser Josef II. weicht er hiervon ab und schildert ihn mit schonungsloser Herbheit. Engeström sagt von ihm:

„Die Zeitungen waren voll Lobeserhebungen über die Großthaten des Kaisers, und die Welt hielt ihn auf Grund dessen für einen großen Mann. Es ist mir unangenehm, daß ich diese Überzeugung nicht theilen kann; das Hauptmerkmal seines Charakters war der Neid. Er hat eine Reise durch Frankreich gemacht. Der blühende Zustand und Reichthum dieses Landes hat ihn unangenehm berührt; der große Kriegsruhm Friedrich II. war ihm unerträglich. Den Neid drückte er in so kindischer, elender Weise aus, daß es schwer zu begreifen und zu glauben ist. So geschah es beispielsweise einst, als ihn der König im Lager in Schlesien besuchte. Die kaiserlichen Truppen standen unter den Waffen, bereit zum Manöver. Es begann zu regnen und der Regen verwandelte sich bald in einen lange dauernden Sturzregen; der Kaiser wollte aber das Manöver nicht einstellen und Friedrich II. wurde bis auf die Haut durchnäßt. Da er einen solchen Zufall nicht vorhergesehen und außer den Kleidern, die er auf dem Leibe trug, keine andern mitgenommen hatte, mußte Friedrich, während der Kaiser sich in seinem Zelte umkleidete, seine Kleider am Feuer trocknen. Die Kaiserin Maria Theresia sprach gegenüber ihrem Sohne häufig vom Ruhme und guten Namen, den sich der schwedische Prinz Gustav, welcher später unter dem Namen Gustav III. regierte, erworben hat. Dies erzeugte einen großen Neid in seinem Herzen, der später in Haß ausartete, welchen er häufig in der unanständigsten Weise ausdrückte. Er bewies ihm diesen Widerwillen, als sie beide in Italien zusammentrafen, und als er später den Abbé Casti zwang: „Il Re Theodoro in Venetia" zu verfassen. Er wünschte sogar, daß in das Stück eingeschoben würde, daß König Gustav in Venedig an Unverdaulichkeit gelitten habe, weil er sich den Magen mit Austern überladen hatte, doch wollte Casti hierauf nicht eingehen. Das Stück enthält übrigens nichts, woraus man erkennen könnte, daß von Gustav III. die Rede sei; er ist in der Gestalt des Königs Theodor dargestellt, aber der Kaiser hatte die Absicht ihn lächerlich zu machen..... Die Macht der Kaiserin Katharina beneidete er nicht; wenigstens zeigte er keinen Neid. Er fürchtete die Kaiserin und hoffte, daß es ihm gelingen werde, im engen Bündnisse mit Rußland die übrige Welt zu erdrücken und zu besiegen. Er ließ auch keine Gelegenheit unbenutzt, das Wohlwollen der Kaiserin zu gewinnen. Während seines Aufenthaltes in Petersburg war er genöthigt, in Reih' und Glied in die Schloßkapelle zur Messe zu gehen; er nahm eine Stelle unter den Kammerherren der Kaiserin ein, welche vor ihr gingen, ... und er, der so stolz war, zauderte nicht, sich als ihren Diener zu zeigen.

„Mein Freund, Herr de Mühl, sagte von den österreichischen Erzherzoginnen, daß sie der Mutter Gottes zunächst kommen. Thatsächlich war auch damals der Stolz des österreichischen Hauses unerhört. Der Kaiser erließ zwar einige Verordnungen, welche den Bürgerstand zu heben scheinen, jedoch war die Ursache hierzu nicht der Wunsch, ihm seine Gnade und Rücksicht zu erweisen, sondern vielmehr den Adel zu demüthigen, welcher vielleicht auch ein wenig des Zügels bedurfte. Früher war den mittleren Ständen im Volke das Spazieren im Augarten verboten, der Kaiser befahl ihn für Alle zu öffnen und soll, als man ihm hiergegen Vorstellungen machte, gesagt haben:

Wenn ich die Gesellschaft Meinesgleichen suchen müßte, wäre ich wohl genöthigt, mich in den kaiserlichen Gräbern zu verschließen."

Wir dürfen die mehrere Seiten umfassende Schilderung Josephs II hier nicht weiter fortsetzen, bemerken jedoch, daß in ihr der Kaiser in unvortheilhaftestem Lichte erscheint; weder als Mensch, noch als Regent, weder als Feldherr, noch als Gesetzgeber erscheint Joseph hier groß und achtungswerth.

Den größten Theil des vor uns liegenden Buches füllen Schilderungen von Personen, mit denen Graf Engeström in Warschau in Berührung gekommen ist. Der König Stanislaus August, Graf Stakelberg, der russische Gesandte, Buchholtz, der Vertreter Preußens, werden hart mitgenommen, und das Leben in Warschau wird in einer Weise geschildert, die Grauen erregt. Man muß sich, nach Durchlesung der Schilderungen Engeströms, wirklich fragen, ob ein Volk, dessen höchsten Kreise so verfault waren, im Stande gewesen wäre, seine Selbständigkeit zu behaupten, selbst wenn es weniger aufstrebende Nachbarn gehabt hätte, und man wundert sich, daß in dieser verdorbenen Gesellschaft sich noch so reine Charaktere erhielten, wie der eines Malachowski, Niemcewicz u. A.

Die große Anzahl von Documenten, welche in Engeström's Memoiren enthalten sind, werden den Geschichtsforschern im höchsten Grade willkommen sein. Das ungedruckte Original bildet drei ungeheure Folianten und befindet sich im Besitze des Enkels des Verfassers. Es ist in französischer und schwedischer Sprache niedergeschrieben. Kraszewski bietet in der uns vorliegenden Übersetzung nur das, was sich auf Polen bezieht, und die Epoche, in welcher der Verfasser gelebt, das Ende des XVIII. Jahrhunderts, das so reich an großartigen Ereignissen gewesen, aufzuhellen vermag. Die Darstellungsweise Engeström's ist lebendig, malerisch; man glaubt, wenn man die Schilderungen liest, die Personen handelnd und sprechend vor sich zu sehen, und die ganze Darstellungsweise zeugt dafür, daß der Verfasser seine Memoiren unter dem Eindrucke des Gesehenen und Gehörten niedergeschrieben hat. Die Diplomaten, die einflußreichen Männer und Frauen sind porträtirt, häufig sogar vor einen Spiegel gestellt, welcher auch die geringsten Fehler und Flecken deutlich wiedergiebt.

Wir müssen hier auch des Verlegers, des Herrn Johann Constantin Żupański, anerkennend erwähnen, welcher in der letzten Zeit eine ganze polnische Memoiren- und Geschichtsliteratur edirt hat, die leider dem Auslande unbekannt ist und ihm nur selten, aber auch dann nur in Bruchstücken, mitgetheilt wird. Jedenfalls ist es sein Verdienst, daß er sich in einer für den Buchhandel durchaus nicht günstigen Zeit nicht scheut, Werke zu drucken, welche schon an und für sich einen beschränkten Leserkreis haben, und die in Folge unserer nicht blühenden ökonomischen Verhältnisse jetzt durchaus nicht auf Absatz rechnen können. Künftige Geschichtsforscher werden, wenn sie die Geschichte des östlichen Europas quellenmäßig werden studiren und bearbeiten wollen, dem Verleger der Engeström'schen und vieler andern Memoiren ihren Dank dafür aussprechen, daß er so schätzenswerthes Material der Vergessenheit entrissen hat, denn ihnen werden die Memoiren Cajetan Koźmians (welche zwei starke Bände umfassen), Julian Ursin Niemcewicz's (ebenfalls zwei starke Bände) und Engeström's nicht allein unentbehrlich sein, wenn sie sich dem Studium der politischen Geschichte widmen, sondern in einem noch höheren Grade, wenn sie der Culturgeschichte ihre Aufmerksamkeit zulenken werden.

Albin Kohn.

Griechenland.

Die Schlacht bei Makrynitza.

Zu besserer Würdigung der nachfolgenden Elegie entnehmen wir der Nr. 4040 der Paliggenesia, Folgendes:

Am 6/18 Februar entspann sich der Kampf bei den Höhen von Makrynitza; er dauerte von sechs Uhr Morgens bis gegen sechs Uhr Abends. — 150 hellenische Freiwillige (Schüler und Studenten) und etwa 200 in Eile herbeigekommene Makrynitzioten, vom siebzigjährigen Greise bis herab zum fünfzehnjährigen Jüngling, boten einer hier unter Redsep Pascha, Skender Pascha und Rasid Pascha concentrirten türkischen Armee von 5700 Mann mit sechs Geschützen und einem Kriegsdampfer, der vom Karlá-See her mitwirkte, Trutz und brachten ihr solche Verluste bei, daß ihnen schließlich freier Abzug gewährt wurde.

Der Kampf dieser heldenmüthigen, nur schlecht bewaffneten Schaar, erinnert an die glorreichsten Thaten des hellenischen Alterthums. Während Frauen, Kinder und Greise immer neue Schanzen aufwerfen, schlagen jene Tapfern vier gewaltige Angriffe zurück. Zwölfjährige Knaben und Mädchen tragen Kriegsbedarf herbei, Wasser für die Durstigen und Öl für die Chassepot-Gewehre. Oftmals kämpfen sie Mann gegen Mann, überall voran der heldenmüthige Axelós.

Fünf Mann, hart bedrängt, wollen weichen. Da springt die achtzigjährige Frau Suipina hervor und ruft: „Ἐντροπή, μωρὲ παιδιά, νὰ γυρίζετε τῆς πλάταις! Ἐγὼ ἡ γρηὰ ποὺ βλέπετε ᾽πολέμησα στὸν καιρό μου, ἐγὼ θὰ πολεμήσω καὶ τώρα στὰ γεράματα, καὶ σεῖς φεύγετε; Ἐμπρός, παιδιά, βαρεῖτέ τους τοὺς Τούρκους!" (Schande, dummen Kinder, daß ihr den Rücken kehrt! Ich, die Greisin, die Ihr sehet, habe gekämpft zu meiner Zeit und werde auch jetzt kämpfen in den alten Jahren und Ihr fliehet? Vorwärts, Kinder, macht mal die Türken da nieder!) Sie schreitet vor und die fünf folgen ihr.

Mit nicht geringerem Ruhme bedeckte sich die Frau Chróni Katsoúra, deren Mann und drei Söhne im vordersten Treffen stehen. Ein Verwandter fällt neben ihr. Sie ergreift dessen Waffen und kämpft nun neben ihren Söhnen, deren einer an ihrer Seite fällt und von ihr aus dem Kampfgewühl getragen wird.

Dreißig Todte und einundzwanzig Verwundete sind der Preis des bewilligten freien Abzuges, während die Türken nahezu 500 Mann verloren hatten. Bei der nun folgenden feierlichen Bestattung einer Anzahl von den Türken schmachvoll verstümmelter Todten, betheiligten sich auch die Bewohner von Volo, die mit Spannung durch Ferngläser den Kampf verfolgt hatten, und Todtenämter wurden zum Gedächtniß der gefallenen Helden in vielen Städten von Hellas abgehalten.

April 1878. Aug. Boltz.

ΕΛΕΓΕΙΟΝ ἐκφωνηθὲν ἐν τῷ ναῷ τῆς ἁγίας Τριάδος ὑπὲρ τῶν ἐν τῇ δούλῃ Ἑλλάδι πεσόντων ἡρώων. Ὑπὸ Γεωρ. Κ. Στρατήγη.*)

Ἂς ἀντηχήσῃ θλιβερὴ κ' ἡ ἀδύνατη φωνή μου,
σὰν θλιβερὸ παράπονο στὸν ἅγιο τοῦτο θόλο.
Ἀφῆστέ με τοὺς ἀδελφοὺς νὰ κλάψω, ἀδελφοί μου, —
Δάκρυ ποῦ πέφτει γιἀδελφοὺς εἶναι διαμάντι ὅλο.

— 2 —

Τί εἶπα; ἐβλαστήμησα! Παῦστε νὰ κλαῖτε μάτια!
Δὲν θέλουν λύπης δάκρυα καὶ νεκρικὰ λουλούδια,
ὅσοι δὲν πέφτουνε νεκροὶ ἀπάνω 'σὲ κρεββάτια.
Τοὺς πρέπει δάφνη ἀμάραντη, τοὺς πρέπουνε τραγούδια.

— 3 —

Τραγούδια ναί, ποῦ γιὰ σκοπὸ νἄχουν τὴ Μακρυνίτσα,
καὶ τὴ λαλιὰ τῶν τουφεκιῶν ποῦ ῥίχνουν σὰν λιοντάρια
τοῦ γέρω-Ζήκα τὰ παιδιὰ καὶ τοῦ καπετὰν Μήτσα.
Τέτοια τραγούδια πρέπουνε γιὰ τέτοια παλληκάρια!

— 4 —

Ἔκλαιγα τότε κ' ἔβλεπα πῶς τὸ εἰκοσιένα
μοῦ φαίνονταν σὰν ὄνειρο φτερουγιαστὸ καὶ πάει·
δὲν ἦταν ὄνειρο φαιδρό, προβαίνει κι' ἄλλο ἕνα·
ἂν κεῖνο πλήγωσ' τὴν Τουρκιά, ἐτοῦτο θὰ τὴν φάει.

— 5 —

Ἀ! νά! τὸ βλέπω· ὅμοιο κι' αὐτὸ εἶναι μ' ἐκεῖνο·
ἂν εἶχ' ἐκεῖνο τὸ σταυρό, ἐτοῦτο τὴ θρησκεία·
κ' εἰς τῶν παιδιῶν μας τὴ ματιὰ ἐκείνους διακρίνω.
καὶ τὰ παιδιά μας πολεμοῦν γιὰ τὴν ἐλευθερία!

---

*) Paliggenesia, No. 4059. 7./19. März 1878.

— 6 —

Χαίρω γι' αὐτούς, κλαίω γιὰ μᾶς· ἐμᾶς, ἀδέρφια, κλαῖτε,
ἐμᾶς ποῦ δὲν ἐθέρμανε ἐλευθεριᾶς ἀχτίδα,
ἐμᾶς, ὁποῦ ἀφίνουμε αὐτὴ νὰ τυραννιέται.
Σταυρώσετε τὰ χέρια σας, καὶ κλάψτε τὴν πατρίδα!

— 7 —

Σταυρώσετε τὰ χέρια σας, κυττάχτε τὴ δουλειά σας!
Πατρίδα! κούφιο ὄνομα καὶ δίχως σημασία!
κυττάξετε, μὴ φύγουνε στὴ μάχη τὰ παιδιά σας!
Πατρίδα! τί θὲ νὰ εἰπῆ; τί ἄλλο; ἐργασία.

— 8 —

Μήπως αὐτὴ μᾶς ἔδοσε ἐλευθεριὰ καὶ πλούτη;
ἂν μείνῃ χώρις Ἤπειρο καὶ χώρις Θεσσαλία,
ἂν μείνῃ μάννα ὀρφανή, πάλι δὲ θἄναι τούτη;
Μακρὰν οἱ πόλεμοι! μακρὰν κάθε λογῆς θυσία!

— 9 —

Ἄ! ὄχι, ἀδέρφι' ἂς πάρωμε στὸ χέρι τὸ τουφέκι,
κι' ἂς πεταχθοῦμε παγανιὰ στοῦ Ὀλύμπου τὰ μέρη,
καθένα Ἑλληνόπουλο κι' ἕνα ἀστροπελέκι·
καὶ θ' ἀποστάσῃ κόφτοντας Ἀγαρηνοὺς τὸ χέρι.

— 10 —

Ἡ Κρήτῃ ὅλη ἄναψε· καὶ ἐκεῖ στὸ Ψιλορίτη
ποῦ βρόντησε χίλιαις φοραῖς ἐλεύθερο κανόνι,
τινάχθηκ' ἀνυπόταχθη ἡ ζηλεμμένη Κρήτη!
Πολέμα, Κρήτη, μὲ καρδιὰ κ' ἡ ὥρα σου ζυγόνει!

— 11 —

Μὲ τὸ ἱερό της φύσημα ἡ ἅγια ἐλευθερία
καὶ στὴ Μακεδονία μας ἴδια φωτιὰ θ' ἀνάψῃ·
κ' ἡ λάμψες της θὰ φθάσουνε ὡς τὴν ἁγιὰ Σοφία.
Φωτιὰ π' ἐδῶ, φωτιὰ π' ἐκεῖ, Τουρκιὰ θὲ νὰ σὲ κάψῃ.

— 12 —

Μόνοι, ἀδέρφια, μόνοι μας θὰ φᾶμε τὴν Τουρκία
μὲ τοῦ Θεοῦ μας τὴν εὐχὴ καὶ μὲ τὸ λάβαρό μας!
ἂς μὴ προσμένουμε ποτὲ ἀπ' τὴ διπλωματία·
κανεὶς δὲ θέλησε ποτέ, κανένας τὸ καλό μας.

— 13 —

Ὀλ' ἡ Εὐρώπη ἀχάριστη στὴ μάννα της ἐστάθη!
Δὲν τῆς χρωστοῦμε τίποτε, ἀδέρφια μου, κανένα.
Ἐλευθεριὰ μᾶς ἔδωκε τοῦ Μπότσαρη ἡ σπάθη,
τοῦ Ψαριανοῦ μας τὸ δαυλὶ καὶ τὸ εἰκοσιένα.

— 14 —

Εἶν' ἡ πατρίδα μας δενδρὶ ποῦ ἡ δίψα τὸ μαραίνει,
ὁπόταν δὲν ποτίζεται ἀπὸ δροσάτο ῥέμμα,
ἔτσι θὰ ἦταν κ' ἡ Ἑλλὰς πολλαῖς φοραῖς θαμμένη
ἂν δὲν ἐποτιζότανε μὲ τῶν παιδιῶν της αἷμα.

— 15 —

Ὡς τώρα ἀπέκαμε κι' αὐτὴ ἀπ' ἄλλους νὰ προσμένῃ,
κ' εἰς τὰ παιδιά της ἔστρεψε καὶ πάλι τὴ ματιά της.
Ἐμπρὸς λοιπὸν, ἀδέρφια μου, καὶ σὰν ἀνδρειωμένοι
ἂς χύσουμε τὸ αἷμά μας γιὰ τὴν ἐλευθεριά της.

— 16 —

Κι' ὁ Θεὸς ποῦ τὴν Ἑλλάδα σας ποτὲ δὲ θὲ ν' ἀφήσῃ
ὁ Θεὸς νὰ δώσ', ἀδέρφια μου, γιὰ τὴν ἐλευθερία
ἡ μάννα μας μνημόσυνο λαμπρὸ νὰ λειτουργήσῃ
τοῦ χρόνου σὰν καὶ σήμερα μέσ' τὴν ἁγιὰ Σοφία.

Ἐν Πειραιεῖ τῇ 6 μαρτίου 1878.

Elegie,

gesprochen in der Kirche zur heiligen Dreieinigkeit, zum Gedächtniß der im unterworfenen Hellas gefallenen Helden. Von Georg K. Stratigis.*)

— 1 —

Tön't wieder denn im tiefsten Leid ihr schwachen Klagelieder
und steigt als Trauerlaute auf in dieser hehren Halle!
Laßt mich die Brüder bitterlich beweinen hier, o Brüder, —
die Thränen, die wir ihnen weih'n, sind lautre Perlen alle.

— 2 —

Was sagt' ich? Frevl' ich? Augen, laßt die Zähren nur versiegen!
nicht Jammerthränen preisen sie, nicht düstre Sterbelieder,
Sie, die nicht todt, dahingestreckt auf ihrem Lager liegen . . .
nur ew'ger Lorbeer zieret sie und helle Ruhmeslieder!

— 3 —

Ja, Heldenlieder ziemen sich zum Preis von Makrynitza,
wo im Gewehrkampf mannhaft stehn, wie tapfre Löwensöhne.
Des greisen Sika Kinder all' und die des Führers Mitsa . . .
nur solche Lieder ziemen sich für solche Heldensöhne!

— 4 —

Ich weinte als die Helden ich von Einundzwanzig*) schaute,
die — ein geflügelt Traumbild — rasch erschienen, dann verschwanden;
Fürwahr kein lichter Traum. Da zieht ein andrer noch vorüber . . .
schlug jener Wunden der Türkei, der macht sie ganz zu Schanden.

— 5 —

Ha, schaut! Ich seh's, auch der verläuft genau so wie der erste:
trug jener als Symbol das Kreuz, der streitet für den Glauben . . .
Und unsrer Kinder Augen seh' ich fromm begeistert leuchten:
sie kämpfen für die Freiheit, die sie uns nicht lassen rauben!

— 6 —

Euch meine Freude! Uns bewein' ich; Brüder, uns beweinet,
uns die der Freiheit Ufer nicht erwärmt zu laut'rem Glücke;
Uns, die wir unser Heimatland Tyrannen ließen knechten.
O, kreuzt die Arme und beweint des Vaterlands Geschicke!

— 7 —

Ja, kreuzt die Arme demuthvoll und sinnt ob Eurer Knechtung.
O Vaterland! Trüb Wort in dem viel Doppelsinn verborgen!
Seht zu daß Eure Kinder nicht all in den Kampf entfliehen —
O Vaterland! Was heißt das uns als Arbeit, Kampf und Sorgen!

— 8 —

Gab es uns Freiheit? Gab es uns etwa des Reichthums Fülle?
wenn's nun noch ohne Epirus und ohn' Thessalien bliebe, —
Wenn's die verwaiste Mutter blieb', was ist's mit ihm noch ferner?
Fort mit den Kriegen dann und fort mit weit'rer Opferliebe!

— 9 —

Doch nein, Ihr Brüder! Nehmen wir vielmehr zur Hand die Flinte,
aufsuchen wir des Olympos schneestarre Gränzgelände,
Es führe jed' Hellenenkind sein Sternenbeil, das scharfe,
und stehe fest und haue ab die Saracenenhände.

— 10 —

Ganz Kreta lodert schon im Brand und auch in Psiloriti,
wo oft Kanonendonner schon vom Freiheitskampf gab Kunde
Warf unbezähmt von neuem ab das Joch das rege Kreta!
O, kämpfe, Kreta, fort mit Muth, es nahet deine Stunde!

— 11 —

Mit ihrem heil'gen Odem wird die hehre Freiheit blasen
und auch in Macedonien bald eine Flamme lichten,
Die leuchtend scheinen wird bis hin zur Heiligen Sophia — —
Ha Feuer hier, ha Feuer dort, — den Türken wird's vernichten!

---

*) S. darüber „Die Helden des Jahres 1821 von Agapiton. Athen, 1878 (hellenisch).

— 12 —

Allein, Ihr Brüder, laßt allein den Türken uns verspeisen
mit unsres Gottes Segen und mit Muth zum schweren Werke!
Hofft nichts von Diplomaten mehr, harrt nicht der fremden Hülfe:
Kein einz'ger kann noch unser Wohl, nicht einer unsre Stärke!

— 13 —

Gewiß, Europa schuldet Dank der hehren Mutter Hellas!
wir schulden Keinem was; für uns brach Keiner eine Lanze.
Die Freiheit gab uns Botjaris mit seinem Heldenschwerte,
des Psarianers*) Feuerbrand und die von Einundzwanzig.

— 14 —

Ist unsre Heimat doch ein Baum, den herber Durst verzehret
wenn nicht ein frischer Lebensstrom sich tief um ihn versenket;
Auch wär' sie längst erstorben schon und oftmals schon begraben,
wenn ihrer Kinder Blut sie nicht auf's neue stets getränket.

— 15 —

Was die Erschöpfte auch bis jetzt von andern mocht' erhoffen,
auf ihre Kinder ganz allein blickt ernst sie und entschlossen; —
Drum vorwärts, Brüder, laßt uns ziehn, wie Helden kühn zu streiten,
für unsrer Mutter Freiheit sei gern unser Blut vergossen!

— 16 —

Und Gott, der Euer Hellas liebt, er wird es nicht verlassen —
Gott gebe, Brüder, daß wenn wir die Freiheit neu errungen,
Ein feierlich Te Deum einst von unsrer Mutter Hellas
wie heute, in der Heiligen Sophia werd' gesungen.

Im Piräus, den 6. März 1878.

Rumänien.

Rumänische Skizzen.**)

Es bedarf nicht des doppelten Interesses, welches die gegenwärtige politische Lage wie die entschiedene Vorliebe unserer Zeit für volksmäßige Literatur diesen Skizzen aus Rumänien verleiht, damit sie Theilnahme finden. Diese Schilderungen, welche im Spiegel poetischer Darstellung so viel unverkennbar ächtes und eigenartiges Leben enthalten, interessiren an und für sich. Man thut da einen Blick in Regionen, die noch beinah unbekannt sind; fremdartig treten uns diese Menschen entgegen, welche romanische Erregbarkeit und Leidenschaft der Empfindung mit der träumerischen Weichheit der Slaven verbinden. Doch die Gestalten sind so lebendig, so greifbar realistisch gezeichnet, daß es nicht möglich ist ihre Naturwahrheit zu bezweifeln. — Die hier gebotenen Skizzen sind den Erzählungen einer Zeitschrift entnommen, die schon seit einer Reihe von Jahren besteht und wirkt. Dankbar empfangen wir sie aus der Hand einer deutschen Frau, welche wohl durch die Liebe zu ihrer zweiten Heimat veranlaßt wurde, diese Bilder aus dem dortigen Leben in ihre Muttersprache zu übersetzen. Das Büchlein erregt warmen Antheil für das rumänische Volk, so daß man sich versucht fühlt, gegen das strenge Urtheil Einsprache zu thun, welches Herr Titus Majorescu in seiner — als eine Art zweiter Einleitung abgedruckten — Kritik der neuen rumänischen Cultur über seine Landsleute und deren blos scheincivilisatorische Bestrebungen fällt. Er tadelt es scharf, daß sie sich damit begnügen, die Formen der Cultur des Westens nachzuahmen, ohne diese Formen mit einem dem rumänischen Volkscharakter gemäßen Gehalt erfüllen zu wollen oder zu können. Indessen haben wohl gerade die Bemühungen dieses Patrioten, der im Verein mit Gleichstrebenden in energischem Widerstand gegen die eingerissene Verflachung auf Naturwahrheit, wissenschaftliche Strenge und energische Ausbildung des geistigen Lebens aus dem eigenen Volkswesen heraus dringt, dazu beigetragen, die vorliegenden poetischen Früchte zu zeitigen. Die Zeitschrift, in welcher diese Skizzen erschienen — mit Ausnahme von „Michnea der Böse" — ist das Organ eines literarischen Vereins, der sich in Jassy auf Grundlage der von Herrn Majorescu aufgestellten Forderungen gebildet, und schon manches Gute gewirkt hat. Die Convorbiri literare haben sich auch in sprachlicher Beziehung Verdienste erworben; sie dringen auf Reinheit der Sprache und gehen mit gutem Beispiel voran. Sie setzten zuerst die immer allgemeiner werdende phonetisch-logische Schreibart des Rumänischen fest. Sie pflegen auch den Zusammenhang mit der Literatur des Westens, denn sie gewähren nicht allein jungen einheimischen Talenten, wie Alexandri und Eminescu Aufnahme, sondern veranlassen auch Übersetzungen in das Rumänische aus der deutschen, französischen und englischen Sprache (Faust, Wallenstein's Tod, Räuber, Fiesco, Cabale und Liebe, Macbeth, Othello, viele Gedichte von Goethe, Heine, Lenau, Victor Hugo, Lamartine u. s. w.)

Die Skizzen sind, wie die Herausgeberin versichert, „insgesammt aus demselben Geiste hervorgegangen, aus der Liebe zum Volksthümlichen und aus dem Streben nach Naturwahrheit.... eine getreue Wiedergabe des eigenartig rumänischen Lebens." In einer Beziehung tragen sie alle, so verschieden sie auch sonst dem Stoff wie der Auffassung nach sind, unverkennbar den Stempel einer noch jungen Literatur, die sich mit Vorsicht auf erst wenig betretenem Boden bewegt. Ihnen allen fehlt jenes Element, worin die schöne Literatur des altcivilisirten Europa gegenwärtig ihren Schwerpunkt findet: die psychologische Zergliederung. Dieses Fehlen wird hier, je nach dem Stoff, zum Mangel wie zum Vorzug. Die Idylle „Am Dorfkreuz" von J. Slavici, bedarf in der naturwüchsigen Einfachheit und Kraft der Schilderung keiner psychologischen Entwickelung, ja sie würde dadurch an Wahrheit einbüßen. Diese einfachen Menschen reflektiren nicht über ihr Thun, es ist ursprünglich wie sie selbst. Frisch aus dem Leben gegriffen stehen sie vor uns. Wir nehmen Antheil an den Freuden der leicht befriedigten Jugend, wir fühlen mit den unbewußt Liebenden, wie sie sich härmen und quälen und das befreiende Wort nicht finden können. Diese erste Skizze mit ihrem lebendigen Blick in das Leben des rumänischen Bauers ist in Bezug auf Eigenartigkeit wohl die bemerkenswertheste. Schon solch äußerliche Kleinigkeiten wie die vocalreichen, fremdartig weichen Frauennamen berühren angenehm. Es sind prächtige, unverdorbene Frauen, diese Floarea, die Hofbäuerin, und ihre Tochter Ileana, die so gern neckt, und so geschickte Finger hat zum Weben und Sticken, denn „der Webstuhl und der Stickrahmen sind die Felder, auf denen Niemand so schöne Blumen erblühen läßt wie Ileana. Davon spricht man aber auch in der ganzen Runde, so weit nur gute Kunde dringt. Es scheint fast, als zaubere sie mit den Fingern. Sie hat aber auch eine Lehrmeisterin gehabt, von der sie etwas lernen konnte. Bujors Mutter Sanda hat ihr ganzes Leben nichts als Teppiche gewebt und Hemdärmel gestickt. Wenige Mädchen in Vezura verheirateten sich, ohne sie zur Traugevatterin zu bitten, weil sie der Braut bei der Aussteuer so schön helfen konnte. Und Ileana übertrifft sie schon fast. Was sie anfängt, hat Hand und Fuß, sie webt Breitstreifen zwischen die Blumen, grün neben

*) Kanaris.

**) Eingeleitet und übersetzt von Mite Kremnitz. Bukarest, 1877. Socschek & Comp.

roth, im weißen Feld eine schwarze Blume, ein Blatt aus Goldfäden daneben, alles zu einander passend, nicht wie gewebt, wie gewachsen sieht es aus."

Die beiden Skizzen von J. Negruzzi, Popa Gavril, Federzeichnung, und Cucoana (Frau) Nastastica, Sittenbild, übertreffen diese einfache Erzählung an Kunst der Darstellung, tragen aber nicht so entschieden wie sie das Gepräge speciell rumänischer Art. Die sogenannte Federzeichnung ist ein kleines Kabinetsstück von Humor, hat aber einen vorherrschend russischen Zug, der in dem Sittenbild sogar noch stärker hervortritt. Der Verfasser umreißt hier sein Bildchen mit solcher Schärfe, Sicherheit und Realistik, daß man eine Skizze des großen russischen Sittenschilderers vor sich zu haben wähnt, nur mit weniger Psychologie als Turgenjeff sie liebt. In Popa Tanda, Dorfgeschichte von J. Slavici, und in Schanta, Novelle von N. Gane, zeigt sich der Mangel einer tieferen Auffassung. Die Darstellung, welche sich auf den Bericht von Thatsachen beschränkt, wird dem Stoff nicht gerecht, aus dem sich bei einer mehr in die Breite, besonders aber mehr in die Tiefe gehenden Behandlung weit Bedeutenderes hätte machen lassen. Mit einer so charakteristischen Gestalt wie Popa Tanda, der seine in Trägheit und Armut verkommene Gemeinde durch guten Rat, Spott und Schelten zu bessern versucht, aber endlich von verlorenen Worten an Andere zu Thaten für sich selbst übergeht, und durch sein Beispiel stillschweigend das erreicht, wozu alles bloße Reden nie gefruchtet hätte, mußte mehr geleistet werden. Bei Schanta erregt es lebhaftes Bedauern, daß der ebenso großartige wie charakteristische Stoff infolge der flachen Behandlung durchaus nicht zu künstlerischer Gestaltung gelangt. Das Zeitbild, Michnea der Böse, von A. J. Odobescu, ist nichts als eine chronikenhaft trockene Aufzählung von Thatsachen. Das Volksmärchen, die Zwillingsknaben mit dem goldenen Stern, behandelt in einfacher, poetischer Weise den vielbekannten Stoff von den beiden Brüdern, welche die böse Stiefmutter der jungen Mutter raubt, um sie alle zu verderben. Das Märchen gehört bekanntlich zu dem großen Kreise jener Volksüberlieferungen, welche sich auf so uralte gemeinsame Quellen zurückführen lassen, wie der egyptische Roman von den beiden Brüdern (etwa 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung für den Sohn des Menephtah auf einen Papyros niedergeschrieben, und in einem Grabe gefunden) und die indische Erzählung von Surya-Bay. Hier gräbt die böse Stiefmutter des Kaisers die Kinder mit dem goldenen Haar und dem Stern auf der Stirn an der Ecke des Palastes ein, gerade unter den Fenstern des Kaisers. Aber die beiden Prinzen fanden keine Ruhe in der Erde. Dort wo sie begraben waren, wuchsen zwei schöne Espen. Als die Stiefmutter (der Kaiser hat sich nach Bestrafung seiner unschuldigen ersten Frau wieder verheiratet) sie wachsen sah, befahl sie, daß man sie mit der Wurzel ausreiße. Der Kaiser aber befahl: „Laßt sie wachsen, sie gefallen mir vor dem Fenster. Solche Espen habe ich noch nie gesehen!"

Und so wuchsen die Espen, wuchsen so, wie andere Espen nicht wachsen: an jedem Tage ein Jahr, in jeder Nacht ein anderes Jahr, aber im Morgengrauen, wenn die Sterne am Himmel verlöschen, drei Jahre in einem Augenblick. Als drei Tage und drei Nächte vollendet, waren die beiden Espen stolz und hoch und erhoben ihre Zweige bis an das Fenster des Kaisers. Und wenn der Wind ihre Zweige bewegte, lauschte der Kaiser und lauschte ganze Tage lang ihrem Geflüster.

Die Stiefmutter ahnte was es war. Hin und her dachte sie, wie sie um jeden Preis die Espen vertilgen könnte. Es war schwer, aber der Frauen Wille preßt aus Stein Milch, die List der Frauen besiegt die Helden; was Kraft nicht vermag, vermögen süße Worte, und was diese nicht können, bewirken heuchlerische Thränen.

Eines Morgens setzte sich die Kaiserin auf den Rand von ihres Gemahls Bett und fing an, ihn mit Zärtlichkeiten und Liebesworten zu überschütten. Es dauerte lange, ehe der Faden riß, aber endlich — auch die Kaiser sind ja Menschen. „Also gut", sagte der Kaisersohn, so mit halbem Munde, „es sei nach deinem Willen: laß die Espen abhauen; aber aus einer soll ein Bett für mich, aus der anderen ein zweites für Dich gemacht werden."

Die Kaiserin war es zufrieden. Die Espen wurden umgehauen, und es war noch nicht Nacht geworden, als die Betten fertig und in das Zimmer des Kaisers gestellt waren.

Als der Kaisersohn sich in das neue Bett legte, schien es ihm, als sei er hundertmal schwerer geworden, und doch fand er Ruhe, wie er sie noch nie gefunden; aber der Kaiserin schien es, als läge sie auf Nesseln und Dornen, so daß sie die ganze Nacht nicht schlafen konnte.

Als der Kaiser eingeschlafen war, fingen die Betten an zu krachen, und aus diesem Krachen vernahm die Kaiserin einen bekannten Sinn; es schien ihr, als höre sie Worte, die Niemand außer ihr verstand.

„Ist es Dir schwer, Brüderlein?" frug das eine der Betten.

„Mir? Nein, mir ist es nicht schwer", antwortete das Bett, in dem der Kaiser schlief, „mir ist wohl, denn auf mir ruht mein geliebter Vater!"

„Mir ist's schwer", sagte das andere Bett, „denn auf mir ruht eine böse Seele!"

Die Kaiserin läßt die Betten verbrennen. „Sie hatte aber nicht gesehen, daß gerade als das Feuer am schönsten brannte, zwei Funken sich erhoben und zum Licht hinauf schwebend, in das tiefe Wasser fielen, welches mitten durch das Kaiserreich floß." Sie werden Fischlein mit Goldschuppen, ein Fischer fängt sie und will sie dem Kaiser als Geschenk bringen. „Bringt uns nicht dorthin, denn von daher kommen wir, daher sind wir und dort ist unser Verderben", sagte eines der Fischchen.

„Aber was soll ich mit Euch machen?" fragte der Fischer.

„Geh' und sammele den Thau von den Blättern, laß uns in Thau schwimmen, leg uns an die Sonne und dann komme nicht eher wieder, als bis die Sonnenstrahlen den Thau von uns aufgesogen", sagte das zweite Fischchen."

Dies eine kleine Probe der Darstellung und der Übersetzung, die sich im Ganzen recht gut liest. Die Einleitung giebt einen knappen Umriß der geschichtlichen Entwickelung Rumäniens.

M. B.

Kleine Rundschau.

— **Ein Werk zur Erinnerung an die Entdeckung Amerika's.** Das spanische Ministerium des öffentlichen Unterrichts hat kürzlich eine Publication veranstaltet, welche nach mehreren Richtungen von allgemeinem Interesse ist. Das typographisch glänzend ausgestattete Werk führt den Titel „Cartas de Indias"*) und enthält als Kern eine Sammlung von Documenten, welche sich auf die Entdeckung und Eroberung von Amerika

*) Cartas de Indias, publicalas por primera vez el Ministerio de Fomento. Madrid, 1877, Imprenta de Manuel G. Hernandez.

beziehen. Es sind Berichte an die katholischen Majestäten Ferdinand und Isabella, an die Cortes, an das geistliche Amt Spaniens rc. Träger von Namen ersten Ranges stehen an der Spitze der Berichterstatter. Er selbst, Cristóbal Colon, der erste Entdecker Amerika's, eröffnet den Reigen mit zwei in vieler Förmlichkeit gehaltenen Berichten, von denen der erste ohne Angaben von Ort und Tag ist, während der zweite das Datum Granada, sechsten Februar 1502 trägt. Columbus unterzeichnet mit dem Namen Cristopo Ferens. Ihm reihen sich an: Amerigo Vespucci, Fray Bartolomé de las Casas und Bernal Diaz del Castillo. Sodann folgen in dem besonderen Abschnitt „Religiosa" die geistlichen Herren, welche die Entdeckung der neuen Welt für ihre heiligen Zwecke zu nutzen sich bestrebten — eine lange Reihe von Männern in den verschiedensten geistlichen Ämtern, eine großartige Organisation bildend, um die Allmacht der katholischen Kirche hinüber über den Ocean zu tragen.

Nicht nur für eine stattliche äußere Erscheinung dieser ersten Abdrücke hat das spanische Ministerium Sorge getragen, sondern auch dafür, daß die denkwürdigen Documente in Begleitung eines zu ihrer Erklärung dienenden wissenschaftlichen Apparats in die Öffentlichkeit treten. Dieser Apparat besteht aus einer Reihe gelehrter Anmerkungen, einem geographischen Vocabularium, biographischen Daten und einem Glossarium.

Damit nicht genug. Um ein vollständiges Bild von den Berichten der Entdecker und Eroberer Amerika's zu geben, hat man die Documente facsimilirt, so daß uns die Handschriften jener Männer in ihren eigenthümlichen Zügen entgegentreten. Das ist eine besonders reizvolle Gabe für diejenigen, welche geneigt sind, aus der Art, die Feder zu führen, auf den Charakter des Schreibenden zu schließen. Hier genüge die Anführung der Thatsache, daß sich die Helden der transatlantischen Eroberungen als sehr schriftgewandt vorstellen, und daß namentlich Cristóbal Colon sich in seinen fließenden abgerundeten Schriftzügen ebenso als sicherer Führer der Feder zeigt, wie wir ihn als wackeren Seefahrer kennen. — An die facsimilirten Berichte schließt sich eine Sammlung von facsimilirten Unterschriften jener Männer an. Sie ist charakteristisch für die einzelnen Persönlichkeiten, wie für die damalige Zeit, welche dem Schreibenden Muße gewährte, den feierlichen Akt einer Unterschrift mit großem Aufwand von Selbstbewußtsein und symbolischen Hinweisen zu vollziehen. Dieser Luxus von Schnörkeln, Linien, Punkten, Sternen und mystischen Zeichen, mit welchem jene Männer des sechszehnten Jahrhunderts ihre Namenszüge umgeben haben, schaut uns mit seltsamen Blicken an und erweckt Empfindungen wie ein Fund von Schmucksachen in alten Gräbern; aber wenn man ihn näher untersucht, glaubt man in den einzelnen Stücken sehr wohl die besonderen Beziehungen zu gewahren, aus denen sich ein solcher Namenszug entwickelt haben mag: geschlossene Manneskraft in dem einen, phantastische Hoffnung in dem anderen Zuge; eitle Selbstgefälligkeit hier, kühnes Streben dort, frommes Gottvertrauen in diesem, heitre Lebenslust in jenem Namensbilde. Für Columbus ist es charakteristisch, daß sich über dem „Xpo Ferens" in seinem Namenszuge ein ganzes Firmament von Sternen wölbt.

Den Schluß des Werkes bilden einige landschaftliche und architektonische Zeichnungen, sowie geographische Karten. Die letzteren bestehen aus vier Blättern und stellen dar: 1) den Amazonenstrom, den Orinoco und die angrenzenden Gebiete; 2) die Antillen, den Meerbusen von Mexiko und die Küsten des nordamerikanischen Festlandes; 3) die Magellansstraße mit ihren Umgebungen, 4) den australischen Archipel im Hinweis auf Magellans Entdeckung. Es sind offenbar die ältesten Karten, welche sich noch in spanischem Besitz befinden, und wenn sie auch erst lange nach den frühesten Besitzergreifungen aufgenommen sind, so unterstützen sie doch durch ihre eigenartige Gestaltung die Vorstellung von der erstaunlichen Arbeit, die in den drei Jahrzehnten von 1492—1521 durch Länderentdeckungen unter Spaniens Schutze geleistet worden ist. So stellt sich das ganze Werk als ein Akt dankbarer Erinnerung dar, die den Männern jener Bewegung gebührt. Es wird Europa zur Ehre gereichen, wenn es der spanischen Publication die wohlverdiente Aufmerksamkeit schenkt.

— **Las bibliotecas europeas y algunas de la América latina**, mit einem Appendix über das Archiv in Sevilla und die königliche Bibliothek der Akademie der Geschichte in Madrid; von Vicente G. Quesada, Direktor der Bibliothek in Buenos Aires.*) Eine sehr eingehende, überaus gewissenhafte Beschreibung der Einrichtungen, des Umfangs und der Entstehung und des Reglements der Bibliotheken von Paris, London, München, Berlin, Dresden, Wien, Brüssel, Madrid, Mailand (Ambrosiana und Nationalbibliothek), Turin, Florenz, Bologna und Rom (Vaticana). Der Verfasser hat die genannten Städte selbst bereist und schreibt auf Grund von persönlicher Kenntnißnahme; da er des Deutschen nicht mächtig ist, so hat die auf Berlin bezüglichen, ihm von der hiesigen Bibliothekverwaltung zugeschickten Angaben sein Sohn übersetzt. Wie genau sie sind, mag ein jeder, der mit den hiesigen Bibliotheksverhältnissen bekannt ist, daraus ersehen, daß Quesada nicht nur das Gebäude von außen und innen bis ins Einzelne beschreibt — man erfährt dabei manches, was man selbst zu sehen sich kaum die Mühe genommen hat — und zwar alles mit unverhohlener Bewunderung; nicht nur die Schätze an alten Drucken und Handschriften und das allmähliche Anwachsen der Bibliothek aus einzelnen Sammlungen und Ankäufen mittheilt, sondern sogar alle die einzelnen Vorschriften für die Entlehnung von Büchern oder ihren Gebrauch in den Lesezimmern sammt getreuen Copien der Formulare, die für die Benutzung erforderlich sind, bis ins Einzelnste abdruckt und übersetzt; ja es fehlt sogar das wohlbekannte „der Überbringer erhält fünf Silbergroschen" nicht, was auf Spanisch lautet: „El portador recibe cinco Silbergroschen." Zum Schluß giebt Herr Quesada eine kurze Vita und verdientes Enkomion des Professors Lepsius, einen Index der Kataloge nach alter und neuer Classification und andere ihm von Herrn Buschmann mitgetheilte Einzelheiten; er preist unser Verfahren der Bücherverleihung, unsere geistige Rührigkeit, für die er nach den Angaben des Hinrichs'schen Katalogs in der Menge von neuen Werken (1875: 12516 Nummern) einen Werthmesser findet. Und endlich beschreibt er, wenn auch nur kurz, Berlin selbst, von dem er mehr entzückt ist, als gewiß die meisten Berliner: „Berlin ist eine der schönsten Hauptstädte Europas; es hat 500 breite Straßen" u. s. w., um endlich mit den für uns schmeichelhaften Worten zu schließen: „Die Erzeugnisse des deutschen aufspürenden und tiefen Geistes, welche leider in Südamerika so wenig bekannt und doch so würdig sind, verdienen studirt und zum Allgemeingut gemacht zu werden."

Fr.

— **Zur Voltaire-Literatur.** Es giebt in der Literaturgeschichte der verschiedenen Völker wohl wenige Geister, welche einen so mächtigen, reichhaltigen und nachwirkenden und zugleich einen so

*) Tomo I. 651 S. 4°. Buenos Aires, 1877.

anregenden und befruchtenden Einfluß auf die Literatur ihrer Zeit und selbst auf die der späteren Generationen geübt haben, als der in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen gleich excellirende, vielbewunderte und mehr noch geschmähte Voltaire, dessen hundertjährigen Todestag man in Frankreich am 30. Mai d. J. festlich begeht. Noch heute ist die überaus umfangreiche Literatur, die der „Roi Voltaire" Friedrichs II. von Preußen direct oder indirect hervorgerufen, nicht abgeschlossen. Von seinen Werken werden neue Ausgaben veranstaltet und an neuen Streitschriften für und gegen den interessanten Dichter-Philosophen fehlt es auch heute nicht. Es wäre ein erwünschtes und verdienstvolles Unternehmen, wollte sich ein Berufener der allerdings nicht geringen Mühe unterziehen, eine möglichst vollständige Bibliographie der Voltaire-Literatur zusammenzustellen. Erfordert doch schon die bloße Lectüre der Werke Voltaire's, welche je nach der Ausgabe siebzig bis neunzig stattliche Bände umfassen, einen außerordentlichen Aufwand von Zeit und Studium.

Was zu Voltaire's Lebzeiten von ihm, für ihn, über ihn und gegen ihn erschien, will ich hier nicht des Einzelnen anführen; daß er dem Bibliographen seiner Schriften zahlreiche Räthsel aufgegeben hat, ist bekannt. Voltaire ließ nicht allzu oft eine neue Schrift von sich unter seinem Namen drucken; er veröffentlichte seine Werke zuweilen anonym, in der Regel pseudonym. Man schätzt die Zahl der Pseudonyme, deren er sich bediente, auf hundertfünfzig! Anagrammatische (z. B. Eratou für Arouet), phantastische (z. B. Akakia), entlehnte wirkliche Namen (z. B. Lord Bolingbroke), oder auch unbestimmte Bezeichnungen wie „Ein Akademiker", „Ein Christ" ꝛc. figuriren statt seines wahren Namen auf zahlreichen ersten Ausgaben seiner Schriften, während er sich andrerseits zuweilen den Scherz machte, auf Werke anderer Verfasser seinen Namen zu setzen. Quérard führt nicht weniger als vierzig solcher Fälle an. — Nur einige Notizen über die erste Gesammtausgabe seiner Werke möchte ich hier in Erinnerung bringen.

Als nach dem Tode Voltaire's die Freunde und Anhänger desselben eine erste Gesammtausgabe seiner Werke veranstalten wollten, glaubte bekanntlich die französische Regierung, dieser Absicht durch ein Verbot entgegentreten zu sollen. In Folge dessen beschloß das Comité, an dessen Spitze Beaumarchais stand, um jenem Verbote zu entgehen, die betreffenden literarischen und redactionellen Arbeiten zwar in Paris fortzusetzen, den Druck der Ausgabe aber jenseit der Gränze zu veranstalten. Als ein hierzu geeigneter Ort wurde die kleine Reichsstadt Kehl ausersehen und dort im Jahre 1784 eine Buchdruckerei im großen Stile errichtet, lediglich behufs Herstellung der neuen Voltaire-Ausgabe. Leider suchte ich im städtischen Archiv zu Kehl vergebens nach irgend welchen Documenten über diese interessante Gründung, welche den Titel „Imprimerie de la société littéraire et typographique" führte. Im Zeitraum von fünf Jahren und mit einem Kostenaufwande von über drei Millionen Franken wurden nun dort zwei Ausgaben von Voltaire's sämmtlichen Werken gedruckt, eine größere in Octav-Format in siebzig Bänden und eine kleinere in Sedez-Format in zweiundneunzig Bänden und zwar in einer Gesammtauflage von nicht weniger denn 28,000 Exemplaren. Redaction und Druckerei überwanden glücklich all' die in den Weg sich stellenden enormen Schwierigkeiten. Elegant, reich und würdig in der Ausstattung ist diese Ausgabe, was die Redaction betrifft, grundlegend und maßgebend geblieben für alle späteren. Die Bilanz des Unternehmens ergab ein Deficit von 600,000 Fr., welche Summe gering erscheint, wenn man bedenkt, daß es von vornherein nicht als Finanzspeculation betrachtet, vielmehr nach allen Richtungen hin auf's Reichlichste dotirt wurde. Fast möchte ich behaupten: diese erste Voltaire-Ausgabe darf sich auch eines materiellen Erfolges rühmen.

Eine Bibliographie der Voltaire-Literatur wäre, namentlich wenn sie sich nicht blos auf die Katalogisirung der dahingehörigen Werke beschränkte, sondern dieselben auch charakterisirte und resümirte, wie schon bemerkt, ein erwünschtes Unternehmen. Welche reiche Ausbeute würden allein die zahlreichen Streitschriften und Pamphlete gegen Voltaire bieten! Welch' schätzbares Material könnte durch eine solche Bibliographie dem modernen vielbeschäftigten Cultur- und Literarhistoriker leidlich gesichtet unterbreitet werden! Noch jüngst kam mir eine neue, ganz originelle Flugschrift dieser Art*) in die Hände; sie rührt offenbar von klerikal-conservativer Seite her und sucht nun, theils durch Citate aus Voltaire's Werken, theils durch Urtheile bekannter oder berühmter Persönlichkeiten über ihn, nachzuweisen, daß Voltaire, ob man ihn nun als Moralist, Franzosen oder Volksfreund betrachte, ein abscheulicher, heuchlerischer, schlechter, charakter-, religions- und vaterlandsloser Mensch gewesen sei, welcher jedenfalls irgend welche Gedenkfeier nicht verdiene. Die Schrift ist höchst einseitig abgefaßt, bietet aber doch ihres Citatenreichthums halber manches Interesse dar.

Paul Dehn.

Mancherlei.

Publisher's Weekly macht darauf aufmerksam, daß es noch keine Geschichte des amerikanischen Buchhandels giebt, und fordert die Buchhändler auf, zur Sammlung von Material zu einer solchen beizutragen. Einige der hervorragenden hätten schon das Versprechen gegeben, ihre persönlichen Erinnerungen niederzuschreiben, „wenn sie etwas Muße finden", die dann in dem Blatte erscheinen sollen. 1609 wurden von Rev. Mr. Glover und Anderen die ersten Pressen in Cambridge errichtet, um Bibeln und andere gute Bücher für die Indianer zu drucken. Eine in Philadelphia noch existirende Firma datirt von 1738, in welchem Jahre Christopher Saur Sr., sich in Germantown niederließ, und bald darauf anfing seine Kalender und deutschen Bibeln zu drucken.

Bibliotheca Americana 1878. (Robert Clarke & Co.) Dieser Katalog von Büchern, die sich auf Amerika beziehen, ist bedeutend umfangreicher als der 1876 in demselben Verlag erschienene, welchem allgemeine Anerkennung zu Theil ward. Die Sammler seltener Bücher über diesen Gegenstand werden den gegenwärtigen Band noch wärmer bewillkommnen, der noch umfangreicher und noch bequemer zum Nachschlagen ist. Er repräsentirt wohl die umfangreichste und mannigfaltigste Sammlung von Büchern dieser Art in Buchhändlers Hand, sowohl hier zu Lande wie in Europa. Die 6887 darin verzeichneten Bände sind bei den Herren Clarke & Co. vorräthig, oder waren es wenigstens vor drei Monaten, als das Manuscript vollendet ward; seitdem sind natürlich einige der Bücher, von denen nur ein Exemplar vorhanden, verkauft, während von anderen Doubletten angeschafft und andere ganz neu hinzugekommen sind. Der Katalog der höchst werth-

*) Baron Gaston de Flotte. Le Centenaire de Voltaire (30. Mai 1878.) Marseille, 1877.

vollen historischen Publicationen dieses Hauses ist auch dem Buch beigebunden, das im Ganzen einen großen Octavband von 326 Seiten ausmacht. (P's. W.)

Between the Gates (Zwischen den Thoren) von Benj. F. Taylor, dem Verfasser von Songs of Yesterday, Old-Time Pictures, World on Wheels u. s. w., ist die Schilderung eines in Californien verlebten Sommers. Nirgend giebt er trockene Thatsachen und statistische Zahlen, sondern in der ihm eigenen lebensvollen, malerischen Sprache entrollt er lebhafte Bilder von Allem, was er gesehen. Das Buch ist entzückend, poetisch und humoristisch, und voller Sonnenschein und Heiterkeit. Im Geiste reist man mit ihm in dem Overlandzug, sieht all die Wunder der Ebene, der Berge und Thäler; erreicht San Francisco, wandert umher in den lebhaften Straßen, erkennt den Heathen Chinee, den Hoodlum und all die anderen seltsamen Gestalten, welche er beschreibt; besucht das Chinesenviertel, raucht eine Opiumpfeife, betrachtet die Münze, verbringt manch entzückenden Tag in dem Thal von Yosemite, und begleitet ihn endlich auf der Heimkehr. (P's. W.)

Die Eroberung von Neu-Mexico und Californien.*) General Cooke bietet hier den ersten geschichtlichen Bericht dieser Eroberung. Der Bericht ist individuell und voll interessanter Thatsachen. (P's. W.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Harte, Bret: Pagan Child, and other Sketches. London, Ward & L. 1 s.

Hodgson, S. H.: Philosophy of Reflection. 2 vols. London, Longmans. 21 s.

Hull, E.: Geological Map of Ireland. 31 by 38 inches. London, Stanford. 25 s.

Jordan, J. B.: Geological Map of London. 65 by 76 inches. 24 sheets, in folio. London, Stanford. 52 s. 6 d.

Kennedy, A. W. M. C.: To the Arctic Regions and back in Six Weeks: being a Summer Tour to Lapland and Norway, with Notes on Sport and Natural History. With map and numerous Illustrations. London, Low. 16 s.

Transactions and Proceedings of the Conference of Librarians held in London, October 1877. London, Trübner. 28 s.

War Correspondence of the Daily News 1877—78, continued from the Fall of Kars to the Signature of the Preliminaries of Peace. London, Macmillan. 10 s. 6 d.

Wheeler, J. T.: Early Records of British India; a History of the English Settlements in India. London, Trübner. 15 s.

Wonderful London: Its Lights and Shadows of Humour and Sadness. Ill. London, Tinsley Bros. 12 s.

II. Französisch.

Amaury-Duval: L'Atelier d'Ingres. Souvenirs. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Bernard, Claude: La science expérimentale. Paris, J. B. Baillière. 4 fr.

Claudin, Gustave: Les caprices de Diomède. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Deldevez, E. M. E.: L'Art du Chef d'Orchestre. Paris, Didot. 8 fr.

Ducrot: La défense de Paris 1870—71. Paris, Dentu. 10 fr.

Ernouf: Maret, duc de Bassano. Paris, Charpentier. 7 fr. 50.

Félix, R. B.: Le Socialisme devant la Société. Paris, Roger & Chernoviz. 4 fr.

Goncourt, E. & J. de: La Du Barry. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Grisy, A de: Histoire de la comédie anglaise au XVIIe siècle. Paris, Didier. 3 fr. 50.

Noel, Eugène: Voltaire, sa vie et ses oeuvres. — Sa lutte contre Rousseau. Paris, Dreyfous. 3 fr.

Reynald, M. H.: Guerre de la succession d'Espagne. Paris, Thorin. 4 fr.

Simonin, A.: Matérialisme démasqué. Paris, Didier. 3 fr.

Véron, E.: L'Esthétique. Paris, Reinwald. 4 fr.

White, M. Dupont: Mélanges philosophiques. Paris, Picard. 6 fr.

III. Amerikanisch.

Atwood, D. T.: South Carolina; or Southern Homes for Northern Men. Describing the General Features of the whole State, Climate, Soil, Productions, Population etc. New-York. ℳ 12. 60.

Baird, S. F.: Annual Record of Science and Industry for 1877. New-York. ℳ 12.

Bishop, N. H.: Voyage of the Paper Canoe: a Geographical Journey of 2,500 miles, from Quebec to the Gulf of Mexico, during the Years 1874—75. Boston. ℳ 15.

Boardman, G. D.: Studies in the Creative Week. Philadelphia. ℳ 7. 80.

Browne, W. H.: Heart Throbs of Gifted Authors. Philadelphia. ℳ 7. 80.

— — Witty Sayings by Witty People. Philadelphia. ℳ 7. 80.

Burroughs, W. H.: Treatise on the Law of Taxation as imposed by the States and their Municipalities. New-York. ℳ 42.

Hall, H.: American Navigation. With some Account of the Causes of its former Prosperity and present Decline. New-York. ℳ 3.

Hawley, J.: American Criminal Reports: a Series designed to contain the latest and most important criminal Cases determined in the Federal and State Courts in the U. S. etc. Chicago. ℳ 50. 40.

Norton, C. L. and Habberton, J.: Canoeing in Kanuckia; or, Haps and Mishaps, Afloat and Ashore of the Statesman, the Editor, the Artist, and the Scribbler, recorded by the Commodore and the Cook. Illustr. New-York. ℳ 9.

Palfrey, F. W.: Memoir of William Francis Bartlett. Boston. ℳ 9

Spalding, H. M.: Law of Copyright affecting Administrators, Booksellers, Compilers, Digestors, Editors etc. Philadelphia. ℳ 3.

Stanley, E. J.: Rambles in Wonderland; or, Up the Yellowstone, and among the Geysers and other Curiosities of the National Park. New-York. ℳ 7. 80.

Upon, E.: Armies of Asia and Europe: embracing Official Reports on the Armies of Japan, China, India, Persia, Italy, Russia, Austria, Germany, France, and England. New-York. ℳ 18.

Wilson & Bonaparte: American Ornithology. Philadelphia. ℳ 36.

(Preise für Deutschland incl. aller Spesen.)

*) The Conquest of New Mexico and California, by P. St. Gec. Cook. Putnam.

Literarische Neuigkeiten bis 25. Mai. (109)

Bach, Trug-Gold. A. Goldschmidt in Berlin.
Bechstein, Die Alterthümlichkeiten in unserer heutigen Schriftsprache. W. Werther in Rostock.
Breymann, Friedrich Diez. Th. Ackermann in München.
Bücher-Schätze. 1. Lfg. H. Junge in Leipzig.
Demetriades, Die christliche Regierung und Orthodoxie Kaiser Constantin des Grossen. Th. Ackermann in München.
Eberty, Jugenderinnerungen eines alten Berliners. W. Hertz in Berlin.
Eagenschwyler, A. Thier's Leben und Wirken. E. Magron in Bern.
Fenini, Letteratura Italiana. U. Hoepli in Mailand.
Flügel, Die Seelenfrage mit Rücksicht auf die neueren Wandlungen gewisser naturwissenschaftlicher Begriffe. O. Schulze in Köthen.
Franzos, Aus Halb-Asien. 2 Bde. Duncker & Humblot in Leipzig.
Hiel, Bloemeken, een Liederkrans. W. F. Dannenfelser in Utrecht.
Holst, Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. I. J. Springer in Berlin.
Inama-Sternegg, Die Ausbildung der grossen Grundherrschaften in Deutschland während der Karolinger Zeit. Duncker & Humblot in Leipzig.
Krause's Deutsche Grammatik für Ausländer jeder Nationalität. W. Werther in Rostock.
Malfatti, Etnografia. U. Hoepli in Mailand.
Murad Efendi, Nassredin Chodja. Schulze in Oldenburg.
Nix for ungud! Nin lustert mol. Literarische Anstalt in Celle.
Riehm, Handwörterbuch des biblischen Alterthums. 8. Lieferung. Velhagen & Klasing in Bielefeld.
Sauerländer, Tagebuchblätter einer italienischen Reise. M. Diesterweg in Frankfurt a. M.
Schmid, Catalogus Codium Manuscriptorum in Bibliotheca Monasterii Cremifanensis. F. J. Ebenhöch in Linz.
Schmidt, Erimulf. E. Wallroth in Berlin.
Zeuner, Die deutschen Städtesteuern insbesondere die städtischen Reichssteuern im 12. und 13. Jahrhundert. Duncker & Humblot in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 8. Juni 1878. [Nr. 23.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Voltaire und seine Beziehungen zu Deutschland.

III. (Schluß.)

Ehe wir versuchen, die Vorgänge nach Voltaire's Tode kurz zu schildern, greifen wir etwas zurück! In den letzten Monaten seines Aufenthalts zu Ferney hatte sein Briefwechsel mit Friedrich dem Großen an Lebhaftigkeit und Bedeutung noch gewonnen; so liegen Briefe vor vom Könige vom 9., 18. November, 17. December 1777; von Voltaire vom 25. November 1777, 6. Januar 1778 (noch von Ferney) und von Paris vom 1. April 1778; übrigens müssen noch Briefe dazwischen liegen, die nicht mit zum Abdruck gelangt sind. Manche dieser Briefe sind von hohem Interesse; so legt z. B. Friedrich in seinem Schreiben vom 18. November 1777 die Gründe dar, weshalb er den Jesuiten-Orden beibehalten habe, und giebt Voltaire anheim, sich mit dem Orden auszusöhnen, der Männer von größtem Verdienst, namentlich auch in Frankreich während des siebzehnten Jahrhunderts hervorgebracht habe. „Je sais très-bien", sagt u. A. der König, „qu'ils ont cabalé et se sont mêlés d'affaires; mais c'est la faute du gouvernement. Pourquoi l'a-t-il souffert? je ne me prends pas au père le Tellier; mais à Louis XIV!"*)

Den letzten Brief schrieb Voltaire seinem königlichen Freunde fast unmittelbar nach der Feier am 30. März und noch unter dem Eindruck des Erfolges der „Irene", am 1. April 1778; vielleicht wird man denselben hier nicht ungern lesen:

„Sire!

Der französische Edelmann, der Eurer Majestät diesen Brief überbringt und für würdig gilt, vor Eurer Majestät zu erscheinen, wird Ihnen sagen, weshalb ich so lange nicht die Ehre haben konnte, Ihnen zu schreiben — ich war damit beschäftigt, zwei Dingen zu entfliehen, die mich in Paris verfolgten: dem Auspfeifen und dem Tode.

Es ist doch hübsch, daß ich im Alter von 84 Jahren zwei tödtliche Krankheiten überstanden habe. So geht's, wenn man sich Ihnen geweiht hat; ich habe mich Ihrer gerühmt und bin gerettet!

Bei der Darstellung eines neuen Schauspiels habe ich mit Freude und hoher Befriedigung gesehen, wie dasselbe Publicum, das vor dreißig Jahren Constantin und Theodosius als Muster von Fürsten, ja selbst von Heiligen ansah, mit unerhörtem Beifall Verse begrüßte, in denen Constantin und Theodosius als abergläubische Tyrannen bezeichnet werden.*)

Ich habe zwanzig ähnliche Beweise von den Fortschritten wahrgenommen, welche die Philosophie in allen Ständen gemacht hat; ich würde nicht daran verzweifeln, hier in einem Monate eine Lobrede auf Kaiser Julian halten zu lassen und wahrlich! wenn die Pariser sich erinnern, daß er bei ihnen Recht gesprochen hat wie Cato und für sie gekämpft hat wie Cäsar, so müssen sie ihm ewig dankbar sein.

So bleibt es doch wahr, Sire! daß die Menschen endlich aufgeklärt werden und daß diejenigen, welche glauben, man bezahle sie, um die Menschen zu blenden, nicht immer im Stande sind, sie ihres Augenlichts zu berauben.

Eurer Majestät gebührt der Dank dafür — Sie haben die Vorurtheile besiegt, wie Ihre anderen Feinde; Sie genießen die Früchte Ihrer Einrichtungen auf jedem Gebiete; Sie sind der Überwinder des Aberglaubens wie die Stütze der deutschen Freiheit. Mögen Sie länger leben, als ich, um alle jene Reiche („empires"; empire de la raison!) zu befestigen, die Sie begründet haben; genehmigen Sie huldreichst den Ausdruck tiefer Ehrfurcht und unzerstörbarer Anhänglichkeit Voltaire's!"

Dies ist der letzte Brief jener Correspondenz zwischen Friedrich und Voltaire, die am 8. August 1736 begonnen hatte! Voltaire's letztes Gedicht sollen die „Adieux à la vie" sein, sein Anfang

„Adieu, je vais dans ce pays,
D'où ne revint point mon père.
Pour jamais, adieu, mes amis,
Qui ne me regretterez guère.
Vous en rirez, mes ennemis
C'est le requiem ordinaire."

und sein Ende:

„Au terme, où je suis parvenu,
Quel mortel est le moins à plaindre?
C'est celui qui sait ne rien craindre,
Qui vit et qui meurt inconnu."

kennzeichnen genügend den mehr als leichten Ton des Ganzen; sollten diese „Adieux" wirklich ächt sein?

Mehr Ehre macht Voltaire sein letztes Schreiben, das er an den Grafen von Lally Tolendal richtete, als man ihm mittheilte, daß der Letztere die Nichtigkeits-Erklärung des Urtheils, das seinen Vater auf das Schaffot geführt hatte, durchgesetzt habe: „Ich sehe, daß der König gerecht ist und sterbe zufrieden!"

Die Vorgänge, welche an dem Sterbebette und in der Sterbestunde Voltaire's zwischen ihm und dem Pfarrer von St. Sulpice wie dem Abbé Gautier in Bezug auf seine Stellung zur Gottheit Christi angeblich stattgefunden haben, sollen hier nicht näher erzählt werden; Voltaire soll sich dabei als reiner Deist geäußert haben. Selten hat wohl die Anekdotenjägerei ein ergiebigeres Feld, als bei dieser Gelegenheit gefunden!

---

*) Friedrich hat nicht immer so gut von den Jesuiten gedacht:

Un ordre, qui d'Ignace a reçu sa doctrine,
Complote dans son sein le meurtre et la ruine
Des états et des citoyens! u. s. w.

Épître à d'Alembert (wegen des Verbots der Encyklopädie).

*) Anspielungen auf Verse der „Irene", die in Byzanz spielt (z. B. Akt 4, gegen das Ende).

Jedenfalls entbrannten die widerwärtigsten Erörterungen über sein Begräbniß; der Pfarrer von Saint-Sulpice versagte ihm dasselbe; der Verstorbene wurde einbalsamirt, man verschaffte sich einen Leichenpaß und führte die Leiche des Nachts nach dem Kloster Sellières, dessen Abt, Mignot, ein Neffe Voltaire's war; hier wurde er feierlich begraben; ein entgegengesetzter Befehl des Bischofs von Troyes kam zu spät!

Voltaire's Herz wurde der Marquise de Villette übergeben, die es in ein Herz von Email einlegen und in einem Sarkophag in seinem Arbeitszimmer zu Ferney beisetzen ließ; die Thür dieses Zimmers wurde mit der Inschrift versehen:

„Son coeur est ici et son esprit partout."

Die französische Regierung verbot den Journalisten, irgend etwas zum ehrenden Andenken Voltaire's zu schreiben, ja, nur seinen Namen zu äußern: fast einen Monat hindurch durfte keines seiner Stücke aufgeführt werden; die Gedächtnißrede in der Akademie wurde Jahre lang verzögert u. s. w. Die beste Auskunft über diese Vorgänge dürften die Briefe d'Alembert's an Friedrich den Großen vom 1. Juli 1778, 16. August 1778 und einige spätere Schreiben enthalten.

Diese Briefe lassen einen interessanten Blick in die Beziehungen Friedrichs des Großen zu den Pariser Dingen und Menschen thun, Beziehungen, die seinerseits gewiß ebenso sehr aus politischen wie aus literarischen Gründen gepflegt werden sind.

D'Alembert, den der König augenscheinlich etwas verzogen hat (gâté nennt es der Erstere selbst) gab Friedrich am 29. Februar 1780 als „une petite réparation qui mortifierait les fanatiques," mit Erfolg anheim, in der katholischen Kirche zu Berlin das Todtenamt für Voltaire halten zu lassen, das die wälschen Prälaten ihm vorenthielten.

Über diese Feier wurde „den Parisern ein genauer Bericht erstattet; Jedermann, der Voltaire's Andenken liebt und ehrt, d. h. ganz Paris, mit Ausnahme vielleicht der großen (damals dort tagenden) Versammlung des Klerus, war über die Einzelnheiten dieser frommen und erhebenden Feier entzückt." Bei Gelegenheit dieser Mittheilungen an den König meint der verzogene d'Alembert: „die Ehren, welche Eure Majestät Voltaire erwiesen haben, würden ganz vollständig sein, wenn Sie ihm in der Kirche zu Berlin ein Denkmal errichten ließen, wo er vor dem ewigen Vater knieend und den Fanatismus mit Füßen tretend dargestellt würde. Dieses Epigramm wäre ausgezeichnet!" Friedrich erwiderte, „daß die bauliche Form der Kirche sich nicht wohl für dieses Denkmal eigne;" d'Alembert belehrt nun in wirklich naiver Weise, daß die fragliche Kirche nach dem Pantheon in Rom gebaut sei, wo sich Raphaels Grab und Denkmal befinde, das zum Muster für das Denkmal des Raphaels der französischen Literatur in der Berliner katholischen Kirche genommen werden könne. Der König mußte nun deutlicher werden und d'Alembert auf die Ausführung dieser abenteuerlichen Idee zu seinem großen Leidwesen verzichten. Wie taktlos dieses Ansinnen des Vorkämpfers für Duldung und Humanität gewesen ist, ergiebt sich daraus, daß er selbst von Voltaire sagt: „Je sais que par tout pays la séquelle sacerdotale de toutes les religions le regarde comme un athée, que cependant il n'était pas."

Mercier (tableau de Paris; chap. liberté religieuse) bemerkt zu den eben angedeuteten Vorgängen: So viel ich weiß, hat man in neuerer Zeit nur Herrn von Voltaire das Begräbniß versagt und der Pfarrer von Saint-Sulpice hat an diesem Tage das Interesse seiner Religion übel gewahrt; zehn andere Pfarrer an seiner Stelle hätten Voltaire begraben lassen, weil er todt war; sie hätten ihn sogar als bekehrten und guten Katholiken begraben lassen und sehr wohl daran gethan. Seine Hülle ist gleichwohl in geweihter Erde beigesetzt, und wenn man ihm ein Todtenamt zu Paris versagt hat, so ist dafür eins in der katholischen Kirche zu Berlin gefeiert worden auf Befehl des Königs von Preußen — „bon plaisant quand il s'en mêle!"

Dreizehn Jahre etwa hat Voltaire's Leiche in der Kirche zu Seillières gelegen! Am 4. April 1791 wurde die Kirche St. Geneviève durch Beschluß der Nationalversammlung zum französischen Pantheon umgewandelt, um zunächst die sterbliche Hülle des am 2. April verstorbenen Mirabeau aufzunehmen. Ihr folgten im Mai 1791 Voltaire's und Rousseau's Reste. (Ein paar Jahre später, am 1. August 1793, wurden die Gräber der französischen Könige zu Saint-Denis schmählich entweiht!) Nach neunundzwanzig Jahren ward das Pantheon wieder zur Genovefenkirche und die unheiligen Leichen der beiden Schriftsteller wurden aus der Gruft unter der Kirche in ein Gewölbe unter der Vorhalle gebracht. Die Julirevolution gab nach zehn Jahren den vielumgetriebenen Gebeinen ihre alte Stätte wieder. „Übrigens lief später einmal die Nachricht durch die Zeitungen, es sei von diesen damals nichts mehr zu finden gewesen; bei der Versetzung unter der Restauration habe die Geistlichkeit Kalk darauf schütten lassen" (Strauß). Eine Angabe, die uns in jeder Beziehung verdächtig erscheint!

* * *

Die Meister der deutschen Literatur haben je nach ihrer Individualität verschiedengeartete Stellungen zu Voltaire eingenommen, mehr oder minder tiefgehende Einwirkungen von ihm erfahren und weiter verbreitet! Diese äußerst interessanten Verhältnisse sind hier nicht näher zu erörtern, doch darf das eine und andere bedeutsame Wort über Voltaire noch mitgetheilt werden.

Goethe, der sich schon von Jugend auf viel und eindringend mit französischer Literatur, namentlich auch mit Voltaire beschäftigt hat, bespricht ihn u. A. in den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre", die einen Schatz der trefflichsten Bemerkungen zur Geschichte der Wissenschaften im Allgemeinen enthalten (wegen der Élémens de la philosophie de Newton mis à la portée de tout le monde), in den Anmerkungen zu „Rameaus Neffe" und in „Wahrheit und Dichtung" 3. Theil. — In den „Materialien" heißt es u. A.: „Voltaire's großes Talent, sich auf alle Weise, sich in jeder Form zu communiciren, machte ihn für eine gewisse Zeit zum geistigen Herrn seiner Nation. Was er ihr anbot, mußte sie aufnehmen, kein Widerstreben half; mit aller Kraft und Künstlichkeit wußte er seine Gegner bei Seite zu drängen und was er dem Publikum nicht aufnöthigen konnte, das wußte er ihm aufzuschmeicheln, durch Gewöhnung anzueignen." Sodann werden seine Bemühungen, in Frankreich das „Newton'sche Evangelium" von den Farben auszubreiten, erwähnt, wobei Voltaire nicht zum Besten wegkommt!

In den Anmerkungen zu „Rameaus Neffe" findet sich ein eingehenderes Urtheil über Voltaire:

„Wenn Familien sich lange erhalten", sagt Goethe hier, „so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Ebenso geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen.

So entstand in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne und ebenso in Voltaire der höchste unter den

Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller.*) Die Eigenschaften sind mannigfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert und die Ansprüche der Franzosen sind hierin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger als die anderer Nationen.

Wir setzen den bezeichneten Maßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gereiht, zu heiterer Übersicht hierher.

Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmut, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delicates, Ingenioses, Styl, Versification, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltaire'n nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt."

Am Interessantesten in Bezug auf Goethe selbst sind wohl die Äußerungen über Voltaire in „Wahrheit und Dichtung" an der vorhin angegebenen Stelle. Hier wird die Abneigung geschildert, welche die damalige französische Literatur „der kleinen akademischen Horde" zu Straßburg, wie überhaupt der strebenden Jugend einflößte; hier werden die Folgen der allgemeinen religiösen und literarischen Gährung, die Voltaire so wirksam in Gang hatte bringen helfen, für ihn selbst geschildert; „selbst seinen Gott, durch dessen Bekenntniß er sich von allem atheistischen Wesen loszusagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten"....**)

Um seine Stellung zu behaupten, mußte er unter dem Schein eines leidenschaftlich wahrheitsliebenden Strebens unwahr und falsch handeln. Kaum bedarf es der Versicherung Goethe's, daß Rousseau und Diderot den deutschen Straßburger Musenjünglingen mehr zusagten und näher verwandt waren als Voltaire, „das Wunder seiner Zeit", durch den „die französische Literatur begehrt und vornehm war"!

Im späteren Alter hat Goethe die Abneigung der Sturm- und Drangperiode gegen Voltaire nicht mehr getheilt!

Er hat seiner Werthschätzung Voltaire's vielmehr auch dadurch Ausdruck gegeben, daß er den Mahomet (1799) und den Tancred (1801) übersetzte, weshalb ihm „seine Freunde zu Jena den Vorwurf machten, daß er sich mit französischen Stücken, welche bei der damaligen Gesinnung von Deutschland nicht wohl Gunst erlangen könnten, so emsig beschäftige" (Annalen). „Beide Stücke wurden zur Übung einer gewissen gebundeneren Weise in Schritt und Stellung, nicht weniger zur Ausbildung rhythmischer Declamation, die damals sehr vernachlässigt war, auf das Theater gebracht." (Goethe, Weimarisches Hoftheater.)

Dem strengen Schiller hat Voltaire nie zugesagt, während ihm in jüngeren Jahren Jean Jacques Rousseau äußerst sympathisch war; er tadelt Voltaire bitter wegen der Pucelle in dem „Mädchen von Orleans":

„Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben";

und greift auch in „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte", „die Aftermuse, die wir nicht mehr ehren", erst scharf an, um in demselben merkwürdigen Gedichte später die Kunst des Franken zu feiern und Goethe's Bestrebungen zu billigen.

Was Lessing anbetrifft, so ist auch er zwar nie ein Freund Voltaire's gewesen, dessen großen Einfluß auf die deutsche Literatur er entschieden und ausdauernd bekämpfte; was vielen anderen Deutschen Voltaire gewesen ist, war ihm — Diderot. „Mag es mit meinem Geschmack auch beschaffen sein, wie es will, so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderot's Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere; aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre." (Vorrede Lessing's zur zweiten Ausgabe des von ihm übersetzten Theater des Herrn Diderot 1781). Gleichwohl dürfte auch Voltaire, mit dem sich Lessing so eingehend in der Hamburgischen Dramaturgie beschäftigt, daß immerhin ein Fünftel bis ein Viertel der ganzen Dramaturgie von Voltaire reden mag, auf Lessing's Richtung namentlich in dessen jüngeren Jahren großen Einfluß geübt haben. (Vgl. z. B. die Erzählung der Eremit.) Lessing's „Grabschrift auf Voltairen" 1779, in den „Sinngedichten", die aber als solche gelesen werden müssen, wird doch das Grundurtheil Lessing's über Voltaire wiedergeben, dessen Stärke danach in prosaischen Worten liegt:

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herrn! der längst hier liegen sollte.
Der liebe Gott verzeih' aus Gnade
Ihm seine Henriade,
Und seine Trauerspiele,
Und seiner Verschen viele:
Denn was er sonst an's Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

Für die Würdigung der Stellung Lessing's zu Voltaire ist die Thatsache nicht ohne Interesse, daß der erstere als junger Mann von zweiundzwanzig Jahren mit Voltaire bei dessen Aufenthalte in Berlin in sehr unangenehme persönliche Berührung gekommen war. Er hatte durch die Vermittelung des französischen Sprachlehrers Richier, der damals Secretärdienste bei Voltaire versah, des letzteren französische Schriftstücke in seinem bekannten unsauberen Proceß gegen Abraham Hirschel übersetzt und war dadurch für einige Zeit Tischgast Voltaire's geworden. Bei Richier fand Lessing eines Tages eine Anzahl von Bogen des soeben fertig gedruckten Siècle de Louis XIV. liegen, woraus Richier zwei Dutzend fehlerloser Exemplare für die königliche Familie aussuchen sollte. Lessing nahm sich ein Exemplar, das er aus muthmaßlichen Ausschußbogen zusammensetzte, mit nach Hause. Voltaire erfuhr dies und behandelte den jungen deutschen Gelehrten in einem giftigen Schreiben als einen literarischen Strauchdieb, worauf Lessing die entsprechende Antwort nicht schuldig blieb. Strauß meint, daß der Ton von Lessing's späterer Polemik gegen Voltaire „sich vollständig doch nur aus dem Widerwillen erkläre, den er damals, über den Schriftsteller hinaus, gegen die Person Voltaire's gefaßt habe."

*) Dies kommt vollständig auf den „esprit français fait homme" hinaus, wie die Franzosen Voltaire nennen. Von wem rührt diese Bezeichnung her?

**) „Wir haben jetzt Mönche des Atheismus, die Herrn von Voltaire lebendig braten würden, weil er ein verstockter Deist sei." Heine, Briefe über Deutschland.

Das Urtheil von Strauß über Voltaire soll hier nicht wiederholt werden; den Charakter des französischen Schriftstellers tadelt Strauß als nach verschiedenen Richtungen hin verwerflich, um sich desto rückhaltloser der Bewunderung seiner Geistesgaben, der dankbaren Anerkennung seiner Leistungen zu überlassen, wodurch er die Atmosphäre des menschlichen Denkens von einer Menge fauler Dünste befreit habe; im Elysium werde unser deutscher Lessing sich nicht weigern dürfen, den Dichter des Mahomet als seinen französischen Mitarbeiter anzuerkennen.

Ein höchst interessanter Gegensatz zu diesem Urtheil findet sich in der Biographie Talleyrand's von Sir Henry Lytton Bulwer. Er schildert die bedenklichen Zustände Frankreichs in Talleyrand's Jugend (T. war 1754 geboren) und sagt dabei u. A.:

„Die Gefahr und die Eigenthümlichkeit des Moments lag nicht in der bloßen Unzufriedenheit mit der Gegenwart; der bloßen Hoffnung auf die Zukunft, der bloßen Leidenschaft im Trachten nach Neuerung, wie groß diese Leidenschaft auch sein mochte. Zu anderen Zeiten dieser Art nahmen die Wünsche und Absichten der Menschen häufig eine feste Form an, gewannen eine bestimmte Richtung und auf diese Weise wurde der Fortschritt geregelt und das Resultat ließ sich selbst aus einiger Entfernung voraussehen. Aber in der Epoche, von der hier die Rede ist, gab es nicht einen allgemeinen Begriff oder Zweck, der auf die kommenden Dinge einen entschiedenen Schatten warf, und Nichts versprach eine bestimmte Zukunft zum Tausch gegen die augenscheinlich hinschwindende Gegenwart. Noch lebte, obwohl am Rande des Grabes, der Mann, dem dieses ganz besondere Mißgeschick des achtzehnten Jahrhunderts in großem Maße zuzuschreiben ist. Voltaire's feiner Scharfsinn, sein beißender Spott, seine glänzende sarkastische Beredsamkeit hatten allen Glauben an alte Mißbräuche lächerlich gemacht und zerstört, aber nie einen Versuch gemacht, nur einen klaren Umriß dessen, was an ihre Stelle treten sollte, zu geben. „Magis habuit quod fugeret, quam quod sequeretur". Sein Genius hatte dadurch um ihn herum eine Art erleuchteten Nebels geschaffen, der aus einer Mischung von Wißbegierde und Zweifel bestand, eine dem Skepticismus und der Leichtgläubigkeit günstige Atmosphäre, die vorzugsweise der Entwickelung von Schwärmern und Empirikern günstig war. Der Alchymist St. Germain, der Zauberer Cagliostro, der Publicist Condorcet, der Politiker Marat erwuchsen auf diesem Grund nach einander in jener merkwürdigen Epoche." —

Diese Signatur jener Epoche paßt, dünkt uns, recht wohl auf unsere Zeit! Moniti meliora sequamur! —

Ferdinand Jugler.

Oesterreich.

Eine neue Prager Ghetto-Dichtung.*)

Aus dem Ghetto schöpfen deutsch-böhmische Dichter mit Vorliebe ihren Stoff. Die eigenthümliche Romantik der Prager Judenstadt ist in der That geeignet, die Phantasie anzuregen. Zu den jüngsten Producten dieser Art gehören S. Kohn's: „Die Starken" und A. Ohorn's: „Die Tochter Juda's". Kohn's historische Erzählung ist vor Kurzem in diesen Blättern besprochen werden;*) heute wollen wir Ohorn's epische Dichtung näher ansehen. Der Schluß wird lauten, daß keines der beiden neuesten Erzeugnisse entfernt an das Muster der Gattung, die Ghettogeschichten L. Kompert's, hinanreicht.

*) A. Ohorn. Die Tochter Juda's. Ein Sang aus alten Tagen aus Böhmens Königsstadt. Prag. 1878, Karl Bellmann's Verlag.

*) S. Magazin Nr. 11.

A. Ohorn, ein junger deutsch-böhmischer Dichter, entfaltet in letzter Zeit eine sehr fruchtbare literarische Thätigkeit. In der Jahrbücherliteratur, in Familienbibliotheken, in periodischen Unterhaltungsschriften begegnet man häufig seinem Namen und daneben versorgt er noch den Büchermarkt mit selbständigen Veröffentlichungen. Ohorn verfügt über eine glatt und — um ein von dem Dichter so oft und gerne verwendetes Wort zu gebrauchen — „wohlig" dahinfließende Sprache, schade nur, daß dieselbe nicht immer richtig ist und daß ihr die rechte, lebendige Kraft mangelt. In der Affectirtheit und der bald ausstaffirten, bald banalen Phrase kann unmöglich eine echte Poesie das Medium ihrer Offenbarung finden! Trotzdem hält Ohorn sich für berechtigt, vielleicht für verpflichtet, mit diesen Mitteln eine poetische Gabe um die andere dem lesenden Publicum vorzulegen. Dabei gehen ihm die poetische Erfindung und die künstlerische Motivirung und Gestaltung fast völlig ab. Zumeist behilft er sich in wenig geschickter Weise mit dem abgegriffenen Materiale einer veralteten Romantik. Wenn er einen von solcher Romantik durchtränkten Stoff verarbeitet, — scheint seine Meinung zu sein, — muß etwas Interessantes und Poetisches herauskommen!

Der „Sang aus alten Tagen aus Böhmens Königsstadt", in welcher Bezeichnung die beiden „aus" sich keineswegs gut ausnehmen, ist Hermann Lingg gewidmet. Mit einem Gruße an die Stadt Libussa's, das „hochgethürmte, stolze Prag" und mit der gewogenheitsvollen Versicherung, daß „der Sänger" ihrer heute in der Ferne (Ohorn lebt in Chemnitz) gedenkt, beginnt das erste Capitel der Dichtung: „Am St. Wenzelstage." Im Geiste sieht er vom Belvedere aus „das Bild zu seinen Füßen":

„Müde zieh'n die gelben Wellen
Des geliebten Strom's da unten
Und umspielen weich und wohlig
Schlanker Brücken mächt'ge Bogen."

Unter andern erregt namentlich seine Aufmerksamkeit der Wyssehrad,

„Den die alte Böhmensage
Mit geheimnißvollen Fäden
Silberhell und reich umschlingt."

Nach der Apostrophe:

„Stadt der Kirchen, der Paläste,
Alter, sagenreicher Boden,
Wie erfaßt dein Zauber mich!"

fühlt er sich zum Sang aus den alten Tagen der Moldaustadt begeistert. Es war das Jahr 1650, in dem die Geschichte beginnt.

„— Sechzehnhundertfünfzig
Schrieb man und zwei Jahre früher
Schloß der dreißigjähr'ge Krieg."

Nach Feststellung dieser unumstößlichen Wahrheit apostrophirt er diese Zeit als:

„Zeit des Jammers, Zeit des Elends,
Da im Bruderzwiste lagen
Protestant und Katholik!" —

Der Friede hat der gräuelvollen Zeit ein Ende gemacht:

„Und wo einst des Kampfes Fackel
War zuerst emporgelodert,
Stand der Streit auch still, zu Prag. — —

„Alles kommt zurück ins Gleis,
Nur die Todten, die gefallen
In dem dreißigjähr'gen Streite,
Schlafen fort in ihren Gräbern..."

Es war der St. Wenzelstag. In der Kriegszeit hatte man auf die übliche Huldigung, die man alljährlich dem Landesheiligen zollte, vergessen. Nun konnte man wieder mit Ruhe und Andacht „Svaty Václave, smiluj se!" singen.

„— Die reiche, farbensatte
Menschenwoge drängt nach einem
Punkte hin, zum Wenzelsplatz."

Die fromme Menge singt:

„Svaty Václave, smiluj se!
Heil'ger Wenzel bitt' für uns!
Schütze uns vor Kriegsgefahren,
Schütze uns vor Pestilenz,
Halte deine heil'gen Hände
Über deinem Böhmerlande,
Hör' uns, heil'ger Wenzeslaus!"

Ein Priester segnet die gläubige Schaar. Alles fällt lautlos auf die Knie, nur ein „hochgewachsenes Mädchen" steht „aufrecht und mit scheuen Blicken." „'s ist ein Kind aus Juda's Stamm!" Mit geballten Fäusten und mit wildem Hassesblicke dringt die Menge auf die Jüdin ein. „Nieder mit der Judenbrut!" schreien sie und wollen zu Thätlichkeiten übergehen,

„Als ein junger, schlanker Ritter
Plötzlich ihr zur Seite steht." —
— — — — — — — — —
„Eine Jüdin und ein Junker,
Ei wie reimt sich das zusammen?
Fast unglaublich scheint der Menge,
Was sie klar vor Augen seh'n."

Damit ist der Anfang zu einer Geschichte voll schönster Ghetto-Romantik gegeben. Die Helden sind Junker Zdenko Berka, Herr zu Lipa, und Daja, Ruben Juda's schöne Tochter. — Der zweite Abschnitt „Auf dem Hradschin" führt uns in den Palast der Rosenberge (das heutige Damenstift). Hier

„Tönte der Pokale Läuten,
Froher Zecher lautes Singen,
Minnescherz und Liebesworte,
Als man Sechzehnhundertfünfzig
Schrieb den dreißigsten September."

Hier im Kreise „schlanker Frauen, stolzer Männer" erzählt nun Zdenko Berka, der Schützer Daja's, die Abenteuer eines früheren Aufenthaltes in dem schönen Lande, wo

„Wohlig zog in seinem Bette
Lautlos hin der Manzanares."

Damals schon zeigte er sich als Anwalt der Kinder Jakobs. — In den hochromantischen Capiteln drei und vier: „Im goldnen Gäßchen" und „In heiligen Hallen" wird ein Attentat auf Daja's Leben von Schurken und Alchymisten versucht; von letzteren, um mit dem Blute einer reinen Jungfrau ein Lebenselixir zu brauen. Die Jüdin wird unter Vorspiegelung einer Erkrankung Zdenko's, ihres Retters, auf den Hradschin gelockt. Sie flüchtet jedoch in die Kirche des heiligen Georg und geräth nun in die Hände der Mönche, die, — ein neues, interessantes Motiv, — die Arme zur Taufe zwingen wollen. Im fünften Capitel schlägt die Stunde der „Befreiung." Von wem anders sollte die Befreiung zum zweiten Male ins Werk gesetzt werden, als vom Junker von Berka! Daß Zdenko, der freilich schon längst eine Liebe im Herzen getragen, nämlich zu der schönen Ludmilla von Borotin, in deren Nähe ihm schon „so seltsam wohlig" geworden, die letztere vergißt, deswegen weil sie seine Sympathie für die Juden nicht gutheißen mag, daß er „fühlt ein Band zerreißen, das im Herzen er geknüpft", daß er sinnend steht,

„Sinnend ob dem Augenblicke,
Da an seiner Brust sie (Daja) lehnte,
Voll von jungfräulicher Frische,
Voll von oriental'schem Glühen", —

wer wollte es ihm verargen? Aber nachdem sich Alles bis zum letzten Capitel: „Weihnachten im Ghetto" so gut abgewickelt hat, nimmt dieses mit einem Mal einen unerwarteten traurigen Ausgang.

„Sechzehnhundertfünfzig war es,
Vierundzwanzigster December:
Tief verschneit im Winterkleide
Lag die stolze Königsstadt."

Zdenko Berka sitzt freudenlos, allein in der Berka altem Hause.

„Wo, in welchem Freundeskreise
Soll er sein Weihnachtsfest feiern?"

Zum Glücke blickt er auf die Straße:

„Auf der öden kalten Straße
Schreitet her ein alter Mann:
Quersack auf den dürren Schultern,
Frierend in dem dünnen Kaftan,
Auf dem Haupt die schwarze Mütze —
's ist ein schachernder Hebräer!"

Dieser Alte, nicht der Impuls des eigenen Herzens, giebt seinen traurigen Gedanken schnell eine andere Richtung:

„Von dem alten Schnorrer drunten
Zieht sein Geist gar lichte Fäden
Nach des Ghetto schönster Blume,
Nach des Ruben Juda Kind."

Er zaudert nicht und eilt in die Judenstadt, begehrt Einlaß bei Ruben Juda, wird freundlich aufgenommen, nennt schließlich die schöne Daja sein Liebchen und fordert sie zum Weibe. Trotz der Bedenken des Judenmädchens:

„Du am Hradschin, ich im Ghetto,
Du ein Christ, ich eine Jüdin —
Nein, man spannt nicht Roß und Maulwurf
Unter eines Joches Bogen!"

wird endlich still die Verlobung begangen. Doch das Glück der Beiden dauerte nicht lange. Plötzlich bricht im Ghetto Feuer aus. Die Alchymisten und Spitzbuben des zweiten Capitels haben dasselbe angelegt. Zdenko und Daja fliehen, werden aber von den Brandlegern festgehalten. In dem sich nun entspinnenden Kampfe verliert Daja ihr Leben. Zdenko betrauert die Braut unter dem Flieder auf dem Beth Chajim.

Joh. Neubauer.

Frankreich.

Zola's neuester Roman.*)

Es scheint fast, als ob Zola, nachdem er uns in dem berüchtigten „Assommoir" durch widerliche Schilderungen Ekel, ja Abscheu erregte, sich eines Tags gesagt habe: Meine wackeren Leser, ich habe euch Schrecken genug eingeflößt; ihr staunet mich

*) Zola, Une page d'amour. Paris, Charpentier.

an als einen Menschen, der nur Augen habe für das Schmutzige und Häßliche; ihr sprecht meinen Namen mit Widerwillen aus als den eines in die Acht erklärten Unholdes, und wer etwas für unzüchtig und unflätig erklären will, der sagt mit bedeutungsvollem Lächeln, es könnte in Zola's Romanen vorkommen. Dafür will ich euch nun einen Streich spielen: ich wandle mich um und werde die zärtliche und liebevolle Seite der menschlichen Natur schildern; ich werde euch zeigen, daß ich auch auf dem Gebiet der schönen, der rührenden Gefühle zu Hause bin. Ihr meint, ich sei nur ein genialer Gassenjunge, der mit Vorliebe den Pöbel und die gemeinsten Scenen der Werkstätten darstelle und nichts Anderes darstellen könne. Ich werde euch aber nun in die bürgerliche Welt versetzen, mitten unter anständige Leute, wo Alles nett und geschmackvoll ist, wo jeder sich fein ausdrückt, wo kein Branntwein und Absynth, sondern Thee getrunken wird. Und nachdem Herr Zola so zu sich selbst gesprochen, verfaßte er „Une page d'amour".

In der That, scheint auf den ersten Blick Alles in Zola's neuestem Roman von jenem Assommoir durchaus verschieden, welches durch seine Rohheit, Niedrigkeit, Cynismus allgemeines Aufsehen erregte und von der Kritik als ein „scandale littéraire" verworfen wurde. Aber trotz des Scandals oder wegen des Scandals war das Assommoir ein ungeheurer Erfolg, der, so dachten Viele, den Verfasser nur bestärken konnte, auf demselben Weg fortzuschreiten; auch schlug Zola in seinen Vorreden und Rechtfertigungen einen so herrischen Ton an, daß zu erwarten war, der kühne, Alles auf die Spitze treibende Dichter müsse nun Etwas schreiben, welches das Assommoir selbst an Derbheit und Anstößigkeit überbieten würde. In der That, die entschiedenen Anhänger und Schüler Zola's, die Realisten und „Impressionisten", wie man sie nennt, betrachten die Page d'amour als einen Rückschritt, als das Zeichen eines im Abnehmen begriffenen Talents, während uns im Gegentheil das Werk als Rückkehr zu einer höheren Manier und einem edleren Geschmacke erscheint.

In dem neuen Roman findet man nicht mehr die groben Wörter, die schlüpfrigen Ausdrücke, alle die Redensarten, welche, ob sie auch der Pöbel gebraucht, doch in der Sprache der Gebildeten und in der Kunst kein Bürgerrecht haben. Zola's Stil ist ganz so sicher und fest wie in den früheren Romanen, die seinen literarischen Ruf begründet haben; aber dieses Mal hat er nicht versucht die Sprache neu zu gestalten und eine Masse Wörter ins Französische einzuschmuggeln, welche nur in den untersten Classen ein dunkles Dasein führen. Allerdings ist Zola's Schreibart auch jetzt nicht die correcte, kunstgerechte, worin die Akademiker vom reinsten Wasser ihren Stolz setzen. Zola kümmert sich nicht um das Publikum der Pedanten und Krittler; die vornehmen und spießbürgerlichen Kreise, die Alles tadeln, was sich über das gewöhnliche Niveau erhebt und einem gewissen Ideal der Mittelmäßigkeit nicht entspricht, rühren ihn wenig. Dabei aber ist sein Stil einfacher als der so Mancher, welche Einfachheit predigen und geziert und gezwungen sind; in ihm ist nichts Gekünsteltes, nichts zu ängstlich Ausgefeiltes; rasch und kernhaft ist er, kühn und aus einem weiten Umkreis Nahrung ziehend.

Wie die Sprache, so ist in der Page d'amour auch der Inhalt ganz anders als im Assommoir. (Ich mache den Leser aufmerksam auf ein Wort in der Vorrede S. VI. „Une page d'amour, cette oeuvre intime et de demi-teinte.") Zola hatte sich in seinem letzten Roman unter die Plebs der engen Gäßchen und der äußeren Boulevards gemischt, und indem er dieses sturmvolle Meer abschäumte, Alles, Alles, die frechste Gemeinheit und Schamlosigkeit der Sitten und die ganze Kloake der dem Trunk ergebenen, in einer viehischen Promiscuität lebenden, sich im Schmutz und Unrat, wie in ihrem Element wälzenden Leute mit abschreckender Genauigkeit beschrieben. Nun aber versetzt er uns aus den Winkeln und Löchern von Montmartre auf die heiteren Höhen von Passy; da entfaltet sich kein so lautes, so buntes Leben wie in dem menschenwimmelnden Viertel, wo die Helden des Assommoir fluchen, saufen und schlemmen; da sind stille Straßen, in denen kein anderer Lärm gehört wird als der der Drehorgel; die rue Vineuse, die rue Raynouard, der Passage des Eaux, der Schauplatz des Romans, liegen da in Ruhe und tiefem Frieden; dieser Passage ist fast allen Parisern, ja den meisten Bewohnern von Passy unbekannt; abhängig und schroff, wie ein schmaler Schlupfgang, läuft er zwischen grauen Mauern mit immer geschlossenen Thüren hinab, von den überragenden Bäumen der darauf stoßenden Gärten beschattet, einem Hohlweg im Walde gleich. In diesem friedlichen Quartier wohnen die Personen des Romans, Frau Hélène Grandjean, eine Wittwe, mit ihrer kleinen Tochter Jeanne, und der Arzt Deberle, der das kranke Kind behandelt, mit Frau und Sohn. Also, Personen vom Bürgerstand, die der feinen Lebensart nicht ermangeln und deren höfliches abgeschliffenes Wesen gegen die Rohheit der Lantier, Coupeau, Mes-Bottes & Co. den grellsten Abstich bildet. Zola erzählt uns die leichten Plaudereien im Salon der Frau Deberle und alle Vergnügungen der guten Gesellschaft; bald wohnen wir einem Besuch bei, wo die Damen mit ihren Flötenstimmen sich in Complimente ergießen und tausenderlei Gegenstände eine Minute lang in raschem Gespräch behandeln; bald sehen wir die Kinder im Garten spielen und sich auf dem Schaukelbrett wiegen; heute geben die Damen einen Ball für die „Kleinen", wobei sie selbst singen und tanzen; morgen gehen sie in die Kirche, verkehren, von plötzlicher Frömmigkeit ergriffen, mit Nonnen und Priestern und haben ihr Gefallen an dem Beten und Knien und den pompösen Ceremonien der Kirche. Mitten unter diesen harmlosen Zerstreuungen schleicht sich die Liebe ein in das Herz der Wittwe Grandjean und des Arztes, der ihr Kind gepflegt hat; aber nicht, wie z. B. in Thérèse Raquin, eine sinnliche Liebe, welche bewirkt, daß die Liebenden, sobald sie allein sind, sich in die Arme fallen, von thierischer Leidenschaft hingerissen, nach groben Genüssen gierig. Sondern ihre Liebe bleibt wenigstens lange Zeit rein; Helene, indem sie Ivanhoe liest, will mit demselben Edelmut und derselben schönen Aufopferung lieben wie Rebecca und Lady Rowena; sie läßt sich gern von den lieblichen Trugbildern des Romans täuschen und spaziert in den Krümmungen und Wendungen der Handlung wie „in einem idealischen Garten", wo sie von innerster Rührung ergriffen, sich mit reizenden Illusionen nährt. Henri Deberle gesteht ihr seine Liebe, sie antwortet nicht und läßt sich mit ihm in kein Gespräch ein, aber sie lieben beide; sie sagen es nicht, aber sie wissen es; sie sprechen nicht von ihrer Liebe, aber eine Geberde, eine Beugung der Stimme, ja das Schweigen selbst erinnert sie an ihre gegenseitige Liebe. „Alles, sagt Zola, führte sie dahin zurück, Alles impfte ihnen die Leidenschaft ein, sie war überall, in ihrer Umgebung wie in ihrem Herzen, gleich der Luft, die sie athmeten. Und wie redlich waren sie! Sie erlaubten sich keinen Händedruck; und dies gab dem einfachen „Guten Morgen", womit sie sich begrüßten, etwas Wonniges." Wer hätte geglaubt, daß Zola einmal auf diese Weise „petrarchisiren" würde!

Doch das zu trüber Realität neigende, immer aufs Ziel losgehende Talent Zola's vermag nicht lange in sentimentalem Schwebeln zu verharren. Es wäre das ja eine ebenso unerwartete und wunderliche Bekehrung, wie die von Paul Féval, der jetzt, durch

Gottes Gnade plötzlich belehrt, als ob ihm die Schuppen von den Augen fielen, sich dazu entschlossen hat, seine früheren Romane streng-christlich und, wie er sagt, au point de vue de la doctrine, zu revidiren, um sie „allen Familien lesbar zu machen“. Nein, wenn Zola auch den Greueln und Widrigkeiten des Assommoir glücklich entronnen ist, so will er doch nicht den derben unbarmherzigen Realisten, als den er sich offenbarte, verläugnen. Umsonst schildert er uns das schüchterne Erröthen einer Liebe, die sich zu verbergen sucht. Umsonst malt er uns die sanften innigen Freuden der Liebenden aus, die sich an ihrem Anblick weiden; umsonst preist er seine Heldin, welche den Entschluß faßte, in solcher Züchtigkeit zu verharren.

Die Wittwe Grandjean ist eine Frau, welche einen häßlichen Mann gehabt, welche ihn ohne großen Schmerz beweint, welche, nachdem sie zwölf Jahre lang ein glückliches Leben ohne irgend eine Erschütterung geführt, eine Liebe genießen will, wie die, von denen sie in den Romanen liest. Sie ist doch nur eine „Bovary“, die sich nach etwas Unbekanntem sehnt; dazu eine Wittwe und, wie ein Kirchenvater gesagt hat, castitas viduarum laboriosa. Sie sieht Deberle, ihren Arzt, einen unbedeutenden Menschen, der Frau und Kind hat, und verliebt sich in ihn. Sie, eine sehr gebildete Frau, die eine gewisse Welterfahrung besitzt, die den guten verliebten Rambaud zurückweist, läßt sich von diesem Deberle, den sie nicht kennt, erobern: denn, trotz des langen Verkehrs mit dem Haus Deberle, hat sie doch keine Gelegenheit gehabt, den Deberle zu durchschauen und in das tiefste Wesen ihres Liebhabers einzudringen: später, zu spät, nach der Schuld, die sie begeht und allerdings nicht allzu sehr bereut, sucht sie sich klar zu werden über Deberle, und es bleibt ihr nur eine dunkle Erinnerung, es sei ein rasirter Mann, der sehr anständig aussah und fein lächelte. Und wo hat sie diesem Manne erlaubt, sie zu besitzen; wo hat sie ihm ihre Scham und Tugend zum Opfer gebracht? Le lieu ne fait rien à l'affaire: es widert aber doch den Leser an, daß sie in dem Zimmer selbst, wo Deberle's Frau ihrem Liebhaber ein Rendezvous gegeben hat (denn von Liebhabern strotzt der Roman), dem Deberle in die Hände fällt.

So hat uns Zola zwar höhere Kreise als im Assommoir beschrieben, doch hinterläßt auch „Une page d'amour“ dem Leser ein unbehagliches Gefühl; die elegante Welt stellt er uns dar, aber auch sie in ihrer häßlichsten abstoßendsten Gestalt; mitten in der bürgerlichen Gesellschaft, in scheinbar sittlichen Kreisen findet er seine Freude daran, nur höchst gebrechliche Frauenzimmer anzutreffen, alles Unmoralische, was die Pariser mit stillschweigender Nachsicht geschehen lassen, der Ehebruch, der, wie Zola sagt, in koketter Verfeinerung die Salons betritt, die Verstellungskunst, die Jeder übt, um die Andern zu hintergehen, die Kunst, womit Alle als gute Komödianten auftreten, das behagt unserem pessimistischen Romanschreiber, und er schildert die heuchlerische Gemeinheit mit ebenso schonungslosem Realismus wie die cynischen Orgien des Assommoir.

Wir wollen heute nicht die nicht so gar einfache Frage untersuchen, ob Zola einen Vorwurf verdiene, weil er die Welt so sieht, wie er sie sieht, und so schildert, wie er sie sieht. Daß es niedrig denkende und gemein handelnde Menschen giebt, ist ebensowenig zu bezweifeln, als daß Zola die Niedrigkeit und Gemeinheit mit unvergleichlicher Meisterschaft darstellt. Es ist schwer, diese Meisterschaft zu bewundern, ohne zugleich zu bedauern, daß sie sich nicht würdigeren Gegenständen widmet. Indessen wer möchte sich das Recht anmaßen, einem wirklichen Künstler vorzuschreiben, wie er sein Talent anzuwenden habe? Und ein wirklicher Künstler ist Zola; auch selbst da noch, wo er eine Gervaise schildert, die sich in Schnaps besäuft und die Vorübergehenden auf der Straße verfolgt!

Wie werthvoll sind z. B. die Beschreibungen von Paris, mit welchem der Verfasser die Handlung seines neuen Romans durchflochten hat! Es sind deren vielleicht zu viel; Zola aber hat sie so geschickt eingeschaltet und sie sind so anschaulich und naturgetreu und auch zugleich so dichterisch und phantasievoll, daß man nicht genug staunen kann über die wunderbare Mischung der feinsten Beobachtung und der künstlerischen Kraft, die Alles so malerisch darstellt. Von dem Haus in Passy, welches Frau Grandjean bewohnt, hat man die Aussicht nach dem unermeßlichen Paris, das da unten liegt und das zu den verschiedenen Stunden des Tages die verschiedensten Formen annimmt. Ja, jeden Tag wandelt sie sich vollständig um, die große Stadt, und die Wittwe mit den aufgeregten Sinnen und dem tiefbewegten Herzen sieht sich nicht satt daran. Bald erwacht die Stadt am Morgen, vom Nebel wie von einem Musselin bedeckt, und aus den dichten Wolken, die dem Thal der Seine entlang die beiden Ufer verhüllen, ragen nur die grauen Silhouetten der Kuppeln und Thurmspitzen empor. Bald liegt sie gelb da im Licht der Sonne, einem Felde gleich, das reife Ähren bedecken; hell glänzt und funkelt das unentwirrbare Chaos der Häuser, während mittendurch die schimmernde Seine fließt, mit Kähnen, wie mit tintenschwarzen Vögeln, durchzogen. Bald, in der schönen Nacht, während vor der erregten Wittwe Alles in tiefer friedlicher Ruhe versunken liegt, erscheint Paris, von Laternen erleuchtet, wie ein riesiges Denkmal, dessen wunderlicher Bau, von einer unendlichen Lämpchenlinie illuminirt, aus dem Dunkeln gleichsam phosphorescirend hervortritt. Gern vergleicht Zola sein von ihm mit solcher Vorliebe geschildertes Paris mit einem Ocean; Paris sei ein launisches Meer, heiter oder trübe, wie der Himmel, den es gewissermaßen wiederspiegele; ein Sonnenstrahl lasse es in goldenen Wellen rollen, eine düstere Wolke aber errege Stürme und Gewitter; jetzt herrsche tiefe Windstille, dann ein ungestümes Sausen und Brausen, und auf einmal werde die Stadt düster, bleifarbig, bald zittere auf dem First jedes Daches ein blendendes Licht, bald ströme ein heftiger Regen nieder und überschwemme Himmel und Erde. Auf der Höhe von Passy meint Helene Grandjean auf offener See zu sein und alle Wehmut, alle Hoffnung in sich zu empfinden, welche das weite Meer im Menschen zu erwecken pflegt; ja sie glaubt den kräftigen Hauch, den Duft des Meeres ihr Gesicht umwehen zu fühlen; und das fortwährende Gähren und Summen von Paris verdoppelt die Sinnestäuschung: das dumpfe Gemurmel der Weltstadt gleicht der steigenden Flut, die an die Felsen einer schroffen Küste schlägt. Es gehört zu dem Schönsten des Buches — dieses Schauen und Schildern des ungeheuren Paris, diese lebendige Empfindung für die Poesie der weiten Stadt, diese Wiedergabe der Wirklichkeit in einer glühenden sinnlichen Sprache, welche die Phantasie des Lesers gleichsam greifbar berührt und ebensowohl wie die wechselnden Gefühle des Menschen die wechselnde Beschaffenheit der Luft und die mannigfaltigen Wirkungen des Lichtes malt.

Aber diese Lebendigkeit und Treue der Naturschilderungen ist nicht die hervorragendste Eigenschaft des Werkes. Dazu kommt die tiefe Wahrheit eines Charakters, der scheinbar nur eine geringfügige Rolle spielt, der in Wahrheit der Mittel- und Stützpunkt des Ganzen ist. Das Kind ist der eigentliche Held des Romans und die Lieblingsfigur des Schriftstellers. Jeanne hat das entscheidende Alter erreicht, wo das Kind zur Frau heranreift; sie verfällt über ein Nichts in maßlose Freuden und Kümmernisse, und klammert sich an ihre Mutter mit einer solchen

Leidenschaft an, daß sie weint und schluchzt, wenn Frau Grandjean ein anderes Kind liebkos't. Sie liegt krank im Bette, und läßt sich gern von Deberle pflegen; einmal aber sieht sie, wie die Mutter sich liebevoll auf die Schulter des Arztes lehnt: gleich gewahrt sie, was kein anderer vermuthet hat; sie wirft verstohlene Blicke auf das Paar und wird bleich vor Mißtrauen und Zorn: alle Freude ist für sie dahin, sie ist im tiefsten Herzen getroffen und die Wunde hört nicht mehr auf zu brennen. „Was hast du?" fragt die Mutter: „Nichts, lasse mich", und das Kind wendet den Kopf ab und sieht die Mauer an, halsstarrig, in eine Trauer versunken, die Frau Grandjean nicht zu begreifen vermag. Einmal spricht Helene vertraulich mit dem Arzt; plötzlich sieht sie ihre Tochter, die sie ganz blaß mit großen Augen betrachtet; Jeanne spricht nicht, rührt sich nicht, senkt die Augenlider nicht, sondern stiert die Liebenden mit starrem flammenden Blick an; ihre Stirne umzieht der Schatten des Argwohns, und die Wangen werden hohl und farblos; die Eifersucht giebt sich unverhüllt kund. Seitdem haßt das Kind den Arzt: er fühlt ihr den Puls, sie bleibt stumm und kalt, ja manchmal stößt sie ihn wüthend zurück und will keine Arznei zu sich nehmen. Ist ihre Mutter mit Deberle allein, so ruft sie die Magd herbei, oder sie bewacht sie, verliert sie nicht aus den Augen, verfolgt sie mit grausamem Blick in alle Winkel und Ecken des Zimmers; sprechen sie leise, so richtet sie sich auf und will das Gesprochene kennen; wenn sie sich einander nähern, einander ansehen, zittert sie an allen Gliedern. Eines Tages geht die Mutter in aller Eile fort und ist lange abwesend (es ist der Tag ihres Falles): die Kleine wird von unsäglicher Wehmut ergriffen, ihre Mutter hatte etwas so Seltsames, so Auffallendes in ihrem Wesen, sie zog sich so hastig an, und war für ihre Tochter so gleichgültig; ach! die Mutter hat sie vergessen, hat sie verrathen: Mama, Mama! ruft sie aus; sie hat das Fenster geöffnet und von Kälte durchdrungen, vom Regen benetzt, hustend und schluchzend, verfällt sie in eine düstere herzzerreißende Verzweiflung. Stunden lang bleibt sie so am Fenster; sie hat alle Hoffnung aufgegeben, die Mutter wiederzusehen; sie fühlt sich tief unglücklich, ebenso unglücklich wie die armen kleinen Bettler, welche sie an den Thüren sah und mit einem Sou beschenkte; endlich schläft sie ein, und da die Mutter zurückkommt, ist sie todkrank, speit Blut —, nach einigen Tagen stirbt sie. Welch ein ätzender Realismus! Wie treffend ist die Schilderung aller Gefühle des nervösen Kindes, welches mit so durchdringendem Verstand die neue Neigung der Mutter wittert! Wenige Helden und Heldinnen haben uns gepackt wie das kranke scharfblickende Mädchen, welches den Mann, der ihr die Mutter rauben will, als einen Feind behandelt. Die kleine Jeanne gehört zu den eigenthümlichsten Schöpfungen. Es ist unmöglich keine Rührung zu fühlen, wenn man sieht, wie das Kind sich in einen verzehrenden Schmerz über die Mutter einbohrt: die Leidenschaft, von der die Wittwe sich einnehmen läßt, schnürt der Tochter das gefühlvolle Herzchen zusammen; sie lebte von der Liebe ihrer Mutter; es war das Labsal, wonach sie lechzte, die Flamme, um die sie immerfort herumflatterte; die einzige Nahrung ihrer fühlenden Seele, die einzige Wonne ihres schwächlichen Lebens: sobald die Mutter ihr nicht mehr ganz gehört, sobald ein neuer Gegenstand sich zwischen sie und die Mutter gestellt hat, siecht sie dahin, einer Blume, gleich, der die Wärme, an die sie gewöhnt ist, auf einmal fehlt.

Übrigens beruht der Roman auf einer furchtbaren Theorie, der der Erblichkeit. Nach manchen Gelehrten (z. B. Dr. Lucas, dessen Werk „l'hérédité naturelle" Zola citirt) müssen alle Abkommen eines Stammes dieselben Gemüthsfehler und sittlichen Gebrechen haben wie die Ahnen; es giebt Familienlaster, die nicht ausgerottet werden können, die bei jedem Glied eines Geschlechts, wenn auch in verschiedener Art, hervortreten und sich, wie die Säfte, die im Baume leben und von der Wurzel bis in die höchsten Zweige und dünnsten Äste aufsteigen, selbst im letzten Sprossen wirksam sind. Der Sohn, ja die Enkel eines Mannes, der sich umbringt, legen auch Hand an ihr Leben; viele sind hypochondrisch, weil ihre Vorfahren melancholisch gewesen sind, und manche Laster werden auf diese Weise, als eine zwar nicht im Testament verzeichnete, aber nothwendige und nicht abzulehnende Erbschaft, auf die Kinder übertragen. Manchmal kommen die angeborenen Fehler bei Einzelnen nicht zur vollen Entwicklung; eine energische Erziehung hat sie bekämpft und fast vertilgt, oder sie gönnen dem Stamm, den sie vergiften, einige Ruhe und Erholung, aber nur um die folgenden Glieder desto hartnäckiger zu verfolgen, und mit allem Gift, womit sie das Mittelglied verschont haben, zu erfüllen. Dieser Theorie hat sich Zola angeschlossen und er sucht ihr durch seine Romane Nachdruck zu geben; in Allem, was er verfaßt, tritt sie auf, und man möchte glauben, Zola schreibe bloß, um dieses System zu vertheidigen und zu voller Geltung zu bringen. Seine Helden gehören zu einer einzigen Familie, der Familie Rougon-Macquart und alle Romane, die er geschrieben, la Fortune des Rougon, la Curée, le Ventre de Paris, la Conquête de Plassans, la faute de l'abbé Mouret, son Excellence Eugène Rougon, l'Assommoir und Une page d'amour sind nur Theile eines Werkes, die „Rougon-Macquart", welches er auch betitelt als „natürliche und sociale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich." Auf seiner Theorie stehend, veröffentlicht er jedes Jahr einen Band, worin einige Rougon-Macquart die alten Erbsünden der Familie begehen.

Dieses Mal hat Zola seinem Bande sogar einen Stammbaum der Rougon-Macquart vorangestellt. Zwei Gründe, wie er sagt, haben ihn dazu bestimmt; erstens hatten ihn viele Personen darum gebeten, da ein solcher Stammbaum dem Leser hilft, sich mitten in den verwickelten Verhältnissen der Familie zurechtzufinden. Der zweite Grund aber ist folgender: der sogenannte Stammbaum der Rougon-Macquart ist nicht etwas erst jetzt Entstandenes; er existirte schon auf dem Papier und im Gedanken des Verfassers im Jahre 1868, ehe er eine einzige Zeile geschrieben. Der Stammbaum, sagt der Romanschreiber, ist meine Antwort auf die Anklagen, die man gegen mich erhoben; man warf mir vor, daß ich ein Stein des Anstoßes zu werden wünsche und mir darin gefalle, das Ärgerniß der Leute zu erregen. Ich habe aber einen Plan im Auge: acht Bände sind schon erschienen, zwölf habe ich in der Arbeit. Zu früh gebe ich vielleicht den Stammbaum heraus, der zum letzten Band gehörte; ich will aber beweisen, daß meine bisherigen Romane die einzelnen Theile eines Ganzen sind.

Nun, geneigter Leser, sieh dir den Stammbaum an! kennst du Adelaïde Fouque? Die ist die Stammmutter; sie starb im Irrenhaus und hat auf ihr ganzes Geschlecht ihr Nervenleiden vererbt. Von ihrem Liebhaber, Macquart, hat sie einen Sohn Antoine und eine Tochter Ursule gehabt. Antoine Macquart zeugt drei Kinder, Jean Macquart, der wie er selbst ein Zechbruder ist, Lisa Macquart, die sich mit Quenu, dem Wursthändler, in dem „Ventre de Paris" verheiratet, und Gervaise Macquart, die Heldin des „Assommoir". Die Tochter von Lisa Macquart und Quenu ist eine „honnête femme", sie verdankt einer gleichmäßigen Mischung (mélange équilibré) ihre Geburt. Gervaise Macquart aber hat drei Kinder, zwei von einem Liebhaber, Lantier, eins von ihrem Mann, Coupeau: von den zwei Lantier ist der eine, Claude,

(mélange fusion) der Mutter sehr ähnlich, aber bei ihm wird die erbliche Nevrose zum Genie, er wird ein berühmter Maler; der andere, Etienne (élection de la mère), ist ein Trunkenbold und begeht ein Verbrechen. Anna Coupeau aber (mélange soudure), ebenfalls dem Trunk ergeben, ist außerdem hysterisch und führt ein ausschweifendes sittenloses Leben.

Was aber ist aus Ursule, dem andern Kind von Adelaïde Fouque, und ihrem Liebhaber Macquart geworden? Sie hat einen Hutmacher Mouret geheiratet; aus dieser Ehe entstehen drei Kinder, François, Silvère und Hélène Mouret: Hélène ist die Frau Grandjean in der „Page d'Amour", und ihre Tochter, die kleine Jeanne, das leibhaftige Ebenbild von Adelaïde Fouque, ist das Opfer einer „hérédité en retour", die zwei Glieder übersprungen hat.

Und die Rougons? Adelaïde Fouque hatte, außer einem Liebhaber, einen Mann, Rougon. Der in dieser Ehe geborene Sohn, Pierre Rougon, mit Félicité Puech verheiratet, setzt fünf Kinder in die Welt: Eugène, Pascal, Aristide, Sidonie und Marthe. Eugène Rougon (mélange fusion) ist „son Excellence Eugène Rougon", der ehrgeizige Mann, der Minister wird. Pascal Rougon hat keine Ähnlichkeit mit den Eltern und lebt ganz außer der Familie; er ist der Arzt, der den Stammbaum aufsetzt und im letzten Band, dem wissenschaftlichen Schluß des ganzen Werkes, die Hauptrolle spielen soll. Aristide Rougon, auch Saccard genannt, zeugt Maxime Rougon, und Maxime Rougon zeugt Charles Rougon, auch wie Jeanne Grandjean, das Opfer einer drei Glieder überspringenden „hérédité en retour", der Adelaïde Fouque geistig und körperlich sehr ähnlich, der letzte des erschöpften Stammes. Marthe Rougon endlich, die Frau ihres Vetters, François Mouret, ist die Mutter des „Abbé Mouret", bei welchem sich die Erbnevrosis in religiöse Manie verwandelt, und Désirée Mouret ein schwachköpfiges einfältiges Weib.

Allerdings haben wir da eine neue Gattung des Romans, die erfunden zu haben Zola unbestreitbar die Ehre hat, den Schicksalsroman, wenn man mir den Ausdruck gestattet. Es ist aber leicht zu begreifen, wohin unser Romanschreiber auf diesem Weg gelangt. Alle seine Helden sind nicht mehr schuldig, da sie zur Schuld vorausbestimmt sind. Klaget die Natur an, klaget die angeborene Gemüthsrichtung und den Vater an, der dem Kind solch unvermeidliche Laster hinterlassen. Der Mensch, den Zola schildert, ist für nichts, was er thut, verantwortlich: die bösen Dämonen der Trunksucht, der Unzucht, des Geizes, die in ihm wühlen, hat er nicht herbeigerufen und in seinem Innern gehegt und gepflegt; es waren auch die Dämonen, die in dem Herzen seiner Ahnen herrschten, und auch er mußte sich, ob er wollte oder nicht, ihrem Joche unterwerfen. So wird uns nicht erlaubt, Hélène Grandjean, die einen Augenblick die Maitresse des Deberle gewesen ist, anzuklagen: das Blut der Rougon-Macquard fließt in ihr, sie muß der Leidenschaft gehorchen und den stürmenden Begierden freien Lauf lassen? Vergebens bot sich ihr eine sichere Rettung: der treffliche Abbé Jouve hat ihr den besten Rath ertheilt, und der hochherzige Rambaud, ein echter Held durch seine Selbstverleugnung und dem Deberle durch alle sittlichen Eigenschaften weit überlegen, bietet ihr seine Hand; sie soll sie erst später annehmen.

Es ließe sich viel sagen gegen diesen Fatalismus, für den Zola Lanzen bricht. Aber der gewaltige Roman „les Rougon-Macquart", dessen achter Band die „Page d'Amour" ausmacht, gehört trotz alledem zu den Meisterwerken unserer Zeit; durch erschütternde Scenen, durch die Wahrheit der auf dem Pariser Hintergrund hervortretenden Personen und Zustände, durch die gleich vortrefflichen Schilderungen des Stilllebens wie der wilden Leidenschaft übt das Buch auf den Leser eine packende Gewalt.

A. Chuquet.

Italien.

Gedichte von Zendrini, übersetzt von Paul Heyse.*)

Du sprachst: Verlaß mich nicht!

Der Mond ging auf. Es glitzerten die Wogen
In seinem Strahl. Von beiden Ufern kam
Ein schmeichelnd süßer Blüthenduft geflogen,
Wie, oder war dein Hauch so wundersam?
Ich durft' aus diesem Zauber Wonne saugen
Und ließ die Ruder müßig ruhn im Boot.
Da heftetest du fest auf mich die Augen
Und sprachst: Verlaß mich nicht; es wär' mein Tod!

In jener Nacht sah ich im Traum erschrocken
Ein schönes todtes Weib, weiß ihr Gewand,
Ein duft'ger Blumenkranz in ihren Locken,
Ein kleines Bildniß in der kalten Hand.
Seitdem hat man uns stets vereint gesehen,
Schuf auch dein Kaltsinn oft mir bittre Noth;
Doch wollt' ich einmal früher von dir gehen,
Sprachst du: Verlaß mich nicht; es wär' mein Tod!

Nein, hör mich an. Von Liebe, Licht und süßen
Gefühlen schwillt harmonisch mir das Herz.
Doch du, die immer spricht von sterben müssen,
Bist so lebendig, rosig, voller Scherz.
Mit einer Thräne stärke mir den Glauben,
Der mehr und mehr mir zu entschwinden droht.
Doch du, um jeden Zweifel mir zu rauben,
Sprachst nur: Verlaß mich nicht; es wär' mein Tod!

Ein andres Leben, andere Gestirne
Erhofft' ich mir und strebt' empor voll Mut.
Es starrt der Pfad von Dornen, und die Stirne,
Die Lorbeern träumte, wird betrieft mit Blut.
Die Flügel sehnt mein Geist sich zu entfalten
In freierm Horizont, als hier sich bot;
Du aber, Theure, um mich festzuhalten,
Sprachst: O verlaß mich nicht; es wär' mein Tod!

Was dann geschehn, du weißt's. Seit sieben Wochen
Irr' ich allein umher in düstrem Groll,
Und denk' an Herzen, die Verrath gebrochen,
Und meines blutet, das dich missen soll.
Doch Gott sei Dank! wie ich vorbei ging heute,
Hört' ich dich lachen, — du bist frisch und roth!
Aus diesem Lachen klang kein Grabgeläute —
Verlaß mich nicht, sprachst du; es wär' mein Tod!

Glänzendes Ziel.

Abend wird's. Im Sterngeflimmer
Schwimmt das Meer mit leisem Beben,
Wohin führt der helle Schimmer?
Wohin lockt er, süßes Leben?
Ach, und wenn die Bahn so helle,
Kann das Ziel ein dunkles sein?
Komm nur! In den Glanz der Welle
Tauchen wir die Ruder ein.

---

*) S. Mag. Nr. 21.

Sterne, die im Blau erscheinen,
Grüßen auch im Grund dem feuchten;
Sterne rings umher; und einen
Seh' ich dir im Auge leuchten.
Ruder ein! Im Glanzgewimmel
Leise schaukle sich der Kiel.
Liebste, sieh, wir sind im Himmel!
Küsse mich; wir sind am Ziel!

Milanesi's neue Vasari-Ausgabe.

Die Ausgabe von Vasari's Vite, welche Carlo und Gaetano Milanesi, Vincenzo Marchese und Carlo Pini (Florenz, Le Monnier, 1845—1856) besorgten, war geradezu epochemachend für die Behandlung der Kunstgeschichte in Italien, weil in ihr zum ersten Mal die Grundsätze historischer Kritik auf die Kunstgeschichte angewendet wurden. Es galt hier, eingewurzelten falschen Ansichten und Vermuthungen, ungewissen oder verkehrten Überlieferungen an der Hand exacter chronologischer Untersuchungen, durch sorgsame Prüfung der Kunstwerke und der Manieren, durch richtige Interpretation der Documente und alten Zeugnisse entgegenzutreten. Auch blieb die Anerkennung der Bedeutung dieses Unternehmens nicht aus.

Da nun die Le Monnier'sche Ausgabe längst vergriffen ist, so hat, nach dem inzwischen erfolgten Tode von Carlo Milanesi und Vincenzo Marchese, Gaetano Milanesi allein, hin und wieder von Carlo Pini unterstützt, die Aufgabe übernommen, eine neue Ausgabe Vasari's zu Stande zu bringen, von der der erste Band*), der bis Spinello Aretino reicht, in prächtiger Ausstattung vorliegt. Sie soll sämmtliche Werke des Restors der Kunsthistorie, d. h. außer den Vite auch die „Ragionamenti" und das „Epistolario" umfassen.

Es wäre überflüssig, die Bedeutung Vasari's für Literatur- und Kunstgeschichte hervorzuheben. Es ist allgemein bekannt, daß er für Alles, was Praxis und Sprachgebrauch der Künste betrifft, ein geradezu unvergleichlicher Lehrmeister ist. Und an Anmut und Unmittelbarkeit der Darstellungsweise werden die toscanischen Biographen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, Vespasiano da Bisticci und Vasari voran, selbst von den alten Classikern nicht übertroffen. Die italienische Prosa erreicht aber im sechzehnten Jahrhundert, in Machiavelli, Vasari, Galilei fast ihren Höhepunkt, und hat erst durch Leopardi und Manzoni eine wesentliche Fortbildung erfahren.

So unbestritten jedoch der hohe Werth von Vasari's Werken ist, so wenig können diese als unmittelbare Quelle der Kunstgeschichte betrachtet werden. Und wenn man seine Schriften, was ja aus verschiedenen Gesichtspunkten immer empfehlenswerth bleiben wird, auch zum Zweck der Belehrung in die Hand nimmt, so werden Erklärungen und Berichtigungen seiner Darstellungsweise zu einem unentbehrlichen Bedürfniß. Denn je weiter die historische Forschung in Beobachtung der Kunstwerke und Interpretation der Documente fortgeschritten ist, um so tiefer ist die Glaubwürdigkeit mancher Behauptungen und die Zuverlässigkeit mancher Anschauungen Vasari's gesunken. Um so mehr steigt bei jeder neuen Ausgabe die Wichtigkeit des Commentars, von dem sie begleitet ist.

Dies gilt namentlich für die älteste Zeit, also mehr oder weniger für alle Biographien, die im ersten Bande vereinigt sind. Die Milanesi'schen Ausgaben, und namentlich die neue, welche außer Anmerkungen, die aus der Passigli'schen (Florenz, 1832 bis 1838) und der Le Monnier'schen entlehnt sind, viele neue von der Hand des Herausgebers enthält, zeichnen sich nun gerade dadurch aus, daß sie das archivalische Material, welches Florenz bietet, vollkommen beherrschen. Auf das, was Milanesi hier an Documenten und Notizen seit vielen Jahren gesammelt hat, stützen sich auch im Wesentlichen die Forschungen Crowe's und Cavalcaselle's, soweit sie auf derartigen Zeugnissen beruhen.

Um von dem Schatz des in der neuesten Vasari-Ausgabe aufgehäuften kunsthistorischen Quellenmaterials eine erschöpfende Vorstellung zu gewinnen, müßte man auf viele Details eingehen. Dies würde uns zu weit führen. Um aber die Tragweite dessen, was hier geboten wird, zu schätzen, genügt es, darauf hinzuweisen, wie in einem einzigen Fall, allerdings in einem Fall von cardinaler Wichtigkeit, an den sich die Auffassung der gesammten Culturentwicklung Italiens im Mittelalter knüpft, der Fleiß, die Umsicht und die Schärfe Milanesi's zu einem überraschenden Resultat geführt haben.

Es handelt sich nämlich um die Frage, ob der wunderbare Aufschwung der toscanischen Kunst, welcher sich am Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts vollzog, allein aus einheimischen Keimen zur Entwickelung gekommen oder durch fremde hauptsächlich süditalienische Einflüsse herbeigeführt ist? In jüngster Zeit neigten die meisten Kunsthistoriker, vorzüglich unter dem Einfluß von Crowe und Cavalcaselle, der Ansicht zu, daß nicht nur Süditalien wesentlich zu diesem Aufschwung beigetragen habe, sondern daß einige toscanische Künstler geradezu im Süden ihre Schule durchgemacht hätten oder von dort nach Toscana eingewandert seien.

Zu diesen sollte namentlich auch Nicola Pisano gehören. Nicht nur weil seine Sculpturen in Stil und Composition wesentlich von den Arbeiten älterer toscanischer Bildhauer abweichen, sondern weil in der That ein äußeres Zeugniß seine Abkunft aus Apulien darzuthun schien. Es heißt nämlich in einer in Siena im Mai 1266 ausgefertigten und auch auf seine Arbeiten bezüglichen Urkunde: „requisivit Nicholam Petri de Apulia."**) Nun beweist aber Milanesi schlagend, daß nach dem constanten Sprachgebrauch der Urkunden auf den Namen der Personen, von denen die Rede ist, der Name des Orts, aus dem sie stammen, folgt. Ein Ortsname also wird auch an dieser Stelle verlangt. „Apulia" bezeichnet hier kein Land, sonst hätte es, falls die specielle Heimat der Künstler ungewiß war, „de partibus Apuliae" heißen müssen, sondern einen Ort; und es ist am natürlichsten, sich nach einem solchen in Toscana umzusehen. Ja es stellt sich heraus, daß man die Auswahl hat. Denn es existiren zwei Orte in Toscana, welche so benannt sind: „Apulia" oder „Pulia", ein Vorort von Lucca; und „Puglia" oder „Pulia" im Valdarno bei Arezzo. Milanesi entscheidet sich, wie es scheint, mit guten Gründen für Lucca. Nicola und sein Vater Pietro waren also „Lucchesi", und der große Bildhauer wurde „Pisano" genannt, entweder weil er in Pisa das Bürgerrecht erwarb, oder weil er sich dort am längsten aufhielt. Bekanntlich hat er in Pisa eines seiner Hauptwerke vollführt, die Sculpturen an der Kanzel im Battistero, welche im Jahr 1260 vollendet worden sind.

---

*) Le opere di Giorgio Vasari con nuove annotazioni e commenti di Gaetano Milanesi. Firenze, 1878, Sansoni.

**) Die Urkunde findet sich in den Documenti per la Storia dell' Arte Senese publ. e illustr. dal Dott. G. Milanesi. Siena (1854 bis 1856).

Diese einfache philologische oder, wenn man will, palaeographische Erklärung zerreißt auf ein Mal ein ganzes Gewebe von Argumenten, welche die süditalienische Abkunft Nicola's beweisen sollten; und sofort treten die Vermuthungen derer wieder in den Vordergrund, die, wie Dobbert, die Verwandtschaft von Nicola's Stil mit dem in Toscana schon von ihm hie und da nachweisbaren hervorgehoben haben. Jedoch ist hiedurch keineswegs jene große Culturfrage entschieden, welchen Gang die italienische Kunstentwickelung im Allgemeinen genommen habe? Nicht allein giebt es außer Nicola andere Künstler, bei denen die Annahme einer Einwirkung des Südens nahe liegt, oder als erwiesen betrachtet wird; sondern die Erklärung des plötzlichen Aufschwungs der toscanischen Kunst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts bleibt nach wie vor ebenso schwierig, oder wird sogar schwieriger, wenn uns die Bindeglieder entzogen werden. Es ist mit dieser Kunstblüthe wie mit der Renaissance überhaupt. Diese Erscheinungen bleiben räthselhaft, wenn nicht die Stufen, die aus dem Mittelalter zu ihnen hinüberführen, nachgewiesen werden. Bis wir besser unterrichtet sind, werden wir immer geneigt bleiben, uns im Süden nach den Anknüpfungspunkten für die mittel- und norditalienische Kunst umzusehen, weil dort die Einwirkung der Antike am lebhaftesten geblieben und vermuthlich nie ganz unterbrochen war. Dabei braucht man keineswegs so weit zu gehen, wie gewisse neapolitanische Kunsthistoriker, die eine Anzahl fast mythischer Namen herbeigezogen haben, um die einheimische, nationale und originale Entwickelung der Kunst im Süden nachzuweisen, und die selbst von byzantinischem Einfluß nichts wissen wollen. Andererseits müssen wir, durch das Beispiel Nicola's belehrt, in Toscana selbst nur um so sorgfältiger nach den Vorbildern suchen, auf welche die Meister des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts zurückgegangen sein können, sei es nun, daß es sich um directe Nachahmung vorliegender Antiken oder um eine allmähliche Loslösung von der mittelalterlichen Tradition durch verschiedene gleichzeitige Einflüsse handeln mag.

Wenn aber diese Frage der wechselseitigen Kunsteinwirkungen auf die Culturgeschichte im Ganzen ein bedeutungsvolles Licht wirft, so hat sie für Italien begreiflicher Weise ein besonderes Interesse. Und nicht bloß „begreiflicher Weise"; denn es vermischt sich mit diesen Fragen, die doch allein der Kunst und Wissenschaft angehören, ein Heer von Provinz- und Kirchthurms-Eifersüchteleien. Lucca wird jubeln über den unerwarteten Gewinn eines neuen Lichtes, das aus ihm hervorgegangen; aber Pisa wird klagen; und wie wird sich Apulien trösten über den Verlust dieses Nicola, auf welchen man wohl Grund hat, stolz zu sein?

Mancherlei.

Das Museum des Louvre hat eine Copie des „Todtenbuches" angekauft, die den Namen der Prinzessin Nedjem trägt, der Mutter von Hor-hor, dem Hohenpriester des Ammon, der sich am Ende der Dynastie des Ramses, der fünfzehnten Dynastie des Manetho, der königlichen Gewalt bemächtigte. Dieser große und wichtige Papyrus, der in vorzüglichem Zustande ist, wird nächstens im egyptischen Museum des Louvre zu sehen sein.

(Academy.)

Die Wittwe von Chavée, dem Verfasser der Lexicologie indieuropéenne und anderer Arbeiten über vergleichende Philologie, der voriges Jahr in Paris starb, hat ein nachgelassenes Werk herausgegeben: Idéologie Lexicologique, das auch eine kurze Autobiographie des Verfassers enthält. Chavée war ursprünglich Geistlicher, und war vielleicht der Letzte, welcher den Versuch machte, die Abstammung aller Sprachen aus dem Hebräischen zu beweisen. Später ward er Schüler von Burnouf, und erwies der vergleichenden Philologie nützliche Dienste durch seine Vorlesungen in Brüssel, Pisa und Paris. In seinem Versuch, eine typische arische Sprache zu reconstruiren, anticipirte er die von Schleicher und seiner Schule angenommene Methode.

(Academy.)

Man sollte kaum glauben, daß eine solche Verarbeitung von Meisterwerken einen Verleger fände, wie die kürzlich erschienene Übersetzung von Goethe's Gedichten von Paul Dyrsen. Ein Beispiel statt vieler; Mignon's Lied:

Who has a heavy heart
Knows my dejection.
From every joy apart
Shorn of affection,
My thoughts for ever start
In yon direction.
Far's he who loves my heart
And imperfection
How deadly is the smart
Of this reflection!
Who has a heavy heart
Knows my dejection!

D. Benito Perez Galdós, der berühmte Regenerator der spanischen Novelle, der Verfasser von „la fontana de oro" und „el audaz", dann der „Episodios nacionales", die in der Weise von Erckmann-Chatrian Episoden aus dem Familienleben und nationale Ruhmesthaten oder traurige Vorfälle aus der zeitgenössischen Geschichte behandeln, hat sich jüngst dazu bestimmt, die Novelle zu pflegen, welche die Schilderung des socialen Lebens unserer Zeit und die Probleme, die heute Staat und Gesellschaft bewegen, zum Gegenstande hat. Seine „Doña Perfecta" und „Gloria" haben den Ruhm ihres Verfassers endgiltig entschieden. In ihnen stellt er das religiöse Problem auf; „als wahrer Freund der Freiheit des Gedankens hat er das Problem gelöst; aber er hat es mit solcher Klugheit und Feinheit und mit solcher Achtung vor den religiösen Gefühlen gethan, daß es in seinen Werken nichts giebt, das im Geringsten die wahren Gläubigen verletzen könnte, mag auch immer vieles darin die Fanatiker ärgern und erbittern."

(M. de la Revilla in der Revista Contemporánea).

Auerbach's „Landolin" wird von Miß Annie B. Irish, Übersetzerin für das Staatsdepartement von Washington, in das Englische übersetzt.

The Commonweath Reconstructed, by Charles C. P. Clark. Der gegenwärtige Zustand der öffentlichen Angelegenheiten in N. Amerika ist das in diesem Buche behandelte Thema. Der Verfasser beginnt mit

der Behauptung, daß die amerikanische Demokratie ein zum Theil falsches System ist. Unter dieser Voraussetzung behandelt er die „Present Behaviour of our Political System" „Wether our Condition is Deteriorating" und „Wether our Institutions are Working as well as the Best." Danach bespricht er die Ursachen und die Verbesserungen, welche vorgeschlagen worden, legt die wahre Ursache der Schwierigkeiten bloß, arbeitet ein neues Wahlsystem aus, zeigt dessen reformirende Wirkungen und schöpferischen Vorzüge, und stellt die Frage auf, ob es in Anwendung kommen könne.

(Publisher's Weekly.)

Einer Notiz im neuesten Hefte der Rivista Europea entnehmen wir, daß Professor Angelo de Gubernatis von den Curatoren der Taylor Institution aufgefordert worden ist, an der Universität Oxford einen Cursus von drei Vorträgen über italienische Literatur zu halten. Gleichzeitig werden ähnliche Vorträge von Mr. Taine über französische und von Klaus Groth über deutsche Literatur stattfinden. Prof. de Gubernatis hat sich zum Gegenstande seiner drei Vorlesungen Manzoni, Cesare Balbo und Giovan Battista Niccolini erwählt.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Chatterton, Lady G.: Memoirs. With some Passages from he Diary. By Edward Heneage Dering. London, Hurst & B. 15 s.

Cripps, W. J.: Old English Plate, Ecclesiastical, Decorative, and Domestic: its Makers and Marks. With improved Tables of the Date Letters used in England, Scotland and Ireland, founded upon the Papers and Tables of C. Octavius S. Morgan. With Illustrations. 8°. London, Murray. 21 s.

Crosse, A. F.: Round about the Carpathians. London, Blackwoods. 12 s. 6 d.

Cunningham, D.: Conditions of Well-being: Material and Moral Position of the Populations of Europe and America, with reference to those of Great Britain and Ireland. London, Longmans 10 s. 6 d.

Gairdner, J.: History of the Life and Reign of Richard the Third. To which is added the Story of Perkin Warbeck. From Original Documents. London, Longmans. 10 s. 6 d.

Grant, Miss: My Heart's in the Highlands. 3 vols. London, Bentley 31 s. 6 d.

Lapsed, but not Lost: A Story of Roman Carthage. By the Author of Tales of the Schönberg-Cotta Family. London, Daldy Isbister & Co. 5 s.

Lawrence-Archer, J. H.: Commentaries on the Punjab Compaign, 1848—49. With Additions to the History of the Second Sikh War, from Original Sources. London, W. H. Allen. 8 s.

Malleson, G. B.: History of the Indian Muting. Vol. I. London, W. H. Allen. 20 s.

Mayers, W. F.: Manual of Chinese Titles, Categorically Arranged and Explained. London, Trübner. 18 s.

Morris, H.: Descriptive and Historical Account of the Godavery District in the Presidency of Madras. London, Trübner. 12 s.

Pack, Reynell: Sebastopol Trenches and Five Months in them. London, Kerby & C. 8 s. 6 d.

Smiles, S.: George Moore, Merchant and Philanthropist. London, Routledge. 16 s.

Smith, R. B.: Carthage and the Carthaginians. London, Longmans. 10 s. 6 d.

Stainer, W. J. A.: Dolce Napoli: Naples, its Streets, People, Fêtes, Pilgrimages, Environs & C. London, Charing, Cross & Co. 12 s. 6 d.

II. Französisch.

D'Auriac: Lionel: Des notions de matière et de force dans les sciences de la nature. Paris, G Baillière. 5 fr.

Bard & Robiquet: Constitution française de 1875 étudiée dans ses rapports avec les constitutions étrangères. Paris, Thorin. 4 fr.

Brunet, J.-Ch. & Deschamps, P.: Manuel du libraire et de l'amateur de livres. Paris, Didot. 40 fr.

Chretien, Ch.: Trois ivresses. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Circulaires et instructions officielles relatives à l'instruction publique en France. T. VII. 25 Janvier 1870 — 28 Février 1878. Paris, Delalain. 15 fr.

Collignon, Maxime: Catalogue des vases points du Musée de la Société archéologique d'Athènes. Paris, Thorin. 10 fr.

Daudet, Ernest: Terreur blanche. Episodes et souvenirs de la réaction dans le midi en 1815. Paris, Quantin. 5 fr.

Lavelleye, E. de: L'Afrique centrale et la conférence géographique de Bruxelles. Suivi des lettres et découvertes de Stanley. Paris, G. Baillière & Cie. 3 fr.

Marey, E. J.: La méthode graphique dans les sciences experimentales. Paris, Masson. 16 fr

Noel, Eugène: J. Michelet et ses enfants. Paris, Dreyfous. 6 fr.

Renté, José Guell y: Philippe II. et Don Carlos devant l'histoire. Paris, Calman Lévy. 7 fr. 50.

Soret J. Louis: Auguste de la Rive. Paris, Sandoz & Fischb. 7 fr.

Thiers, Edouard & de la Laurencie, S.: Histoire de la défense de Belfort; écrite sous le contrôle de M. le Colonel Denfert-Rochereau. Paris, Arnaud & Labot. 7 fr. 50.

Voltaire, Lettres inédites sur la tolérance. Publiées avec une introduction et des notes par Athanase Coquerel fils. Paris, Sandoz & Fischbacher. 3 fr. 50.

III. Italienisch.

Annuario 1878 del commercio e dell' industria d'Italia compilato da Augusto Lossa. 8°. Pag. 350. l. 8.

Castellani: Notizia de alcone edizioni del secolo XV. non conosciute fin ora dai bibliografi. 4°. 36 Pag. Roma, tip. Romana. l. 5.

Franciosi, Giovanni: Scritti varii. Firenze, Le Monnier. l. 4.

Marescotti: L'economia politica studiata col metodo positivo. Conferenze. 16°. Pag. 420. l. 4.

Masi, E.: La vita e tempi gli amici di Francesa Albergati, commediografo del Secolo XVIII. 16°. Pag. 490. l. 5.

Massari: La vita ed il regno di Vittorio Emanuele II., primo Rè d'Italia. vol. I. 16°. Pag. 400. l. 3. 50. (complet in 2 Bdn.)

Mauri, Achille: Scritti biografici. 2 vols. Firenze, Le Monnier. l. 8.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Hoffmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W., Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | **Begründet** von **Joseph Lehmann.** | Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 15. Juni 1878. [N°. 24.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Ein deutsches Reisehandbuch über Paris und Nord-Frankreich.*)

In unserer Besprechung (Nr. 17 d. Bl.) der vor wenigen Monaten im Verlage des Bibliographischen Instituts erschienenen neuen Auflage von „Süd-Frankreich" äußerten wir den dringenden Wunsch, daß, da die Pariser Weltausstellung vor der Thür sei, dasselbe Institut uns bald auch wieder mit einer neuen Auflage von „Paris und Nord-Frankreich" beschenken möge. Dieser Wunsch ist schneller, als wir dachten, er ist gerade zur rechten Zeit in Erfüllung gegangen; wenige Tage nach der Eröffnung der Ausstellung erschien in zweiter Auflage das uns vorliegende Reisebuch, dessen erste Auflage durch die Weltausstellung des Jahres 1867 hervorgerufen war. Wer diese zweite flüchtig durchblättert, um zu sehen, in welchem Sinne und welchem Tone sie jetzt nach der großen Krisis, die Paris und der Norden Frankreichs erlebt hat, geschrieben ist, der muß vor allen Dingen die mit Gerechtigkeit und Offenheit verbundene würdevolle Haltung anerkennen, die der leider ungenannte Verfasser dem französischen Volke und seiner jüngsten Vergangenheit gegenüber durchweg beobachtet hat. Eben diese unparteiische Beobachtung und Besprechung aller französischen Verhältnisse in Kunst und Wissenschaft, im politischen und gesellschaftlichen Leben ruft unwillkürlich einen Vergleich hervor mit dem bei Gelegenheit der Ausstellung von 1867 in Paris erschienenen zweibändigen „Paris Guide," der, von den in den einzelnen Fächern bewährtesten Autoritäten verfaßt, zwei in eminenter Weise hervorragende Eigenschaften besitzt: er ist eine reiche Fundgrube wissenschaftlicher Notizen und historischer Aufschlüsse, aber auch zugleich ein die französische Ruhmredigkeit glänzend charakterisirendes Denkmal, dem die bekannte Inschrift des Schlosses zu Versailles „à toutes les gloires de la France" auf der Stirn geschrieben steht. Auch heute noch ist der Paris Guide mit seinen historischen Aufschlüssen, den statistischen Angaben und der Charakteristik der einzelnen Kunstdenkmäler ein brauchbares Buch, wenn auch seit den elf Jahren manches Neue hinzugekommen ist und manches Alte seinen Platz verändert hat. Wollte dasselbe aber heute in neuer Auflage erscheinen, so wäre es wohl genöthigt, den großsprecherischen Ton von ehemals herabzustimmen, und statt bloß von den Pariser Herrlichkeiten zu reden, müßte es auf die Schandflecke hinweisen, welche der Vandalismus der Commune der Stadt Paris aufgedrückt hat. Alles der Wahrheit gemäß zu schildern, wie der Verfasser unseres Buches gethan hat, der weder aus den früheren Jahrhunderten, noch aus der jüngsten Vergangenheit irgendetwas, Ehre oder Schande, verschweigt, was sich an die einzelnen Lokalitäten der Stadt knüpft, dazu wären französische Schriftsteller schwerlich im Stande.

Nach den gewöhnlichen einleitenden Abschnitten, wie sie die Reisebücher über die Eintrittsrouten, über die reisefähig machenden Vorbereitungen, über Gasthöfe, Restaurants u. dgl. zu enthalten pflegen, giebt der Verfasser in einem „Zur Stadtkunde" betitelten Abschnitt ein allgemeines Bild der Stadt und des öffentlichen Lebens. Eben dieser Abschnitt ist es, abgesehen von den später bei den einzelnen Lokalitäten, wie Grèveplatz, Concordienplatz, Bastille u. s. w. vorkommenden historischen Bemerkungen, von dem das oben über das richtige und unparteiische Urtheil Gesagte zumeist gilt, andererseits ist es aber auch der Abschnitt, der uns insofern am wenigsten befriedigt, als er die Nachtseiten des Pariser Lebens fast gar nicht berücksichtigt und uns diejenigen Stadttheile zu wenig geschildert hat, die der Fremde nie zu sehen bekommt, weil er selber sie nicht zu sehen begehrt. Der Verfasser hätte daher dem Urtheil des bekannten Seine-Präfecten Hausmann, Paris sei die ewig wechselnde Karawanserei, die ungeheure Herberge der ganzen gesitteten Welt, nur dann beistimmen sollen, wenn er der „gesitteten Welt" zugleich auch „die sittenlose" hinzugefügt hätte. In socialer und moralischer Hinsicht verdienten z. B. das Faubourg St. Germain, das Quartier Latin und das Arbeiterviertel Belleville eine kurze Charakteristik und einen vergleichenden Rückblick auf das, was sie noch vor etwa einem Menschenalter waren. Man lese hierüber und über andere während der letzten Decennien im Pariser Leben vorgegangene Veränderungen die trefflichen Schilderungen des Ungar Max Nordau „Aus dem wahren Milliardenlande". Auch das kaum zwei Spalten füllende Kapitel über die französische oder vielmehr Pariser Kunst (S. 98 ff.) hätte sich nicht mit einer kurzen Übersicht der in Paris vorhandenen öffentlichen Kunstsammlungen begnügen, sondern, wenn auch nicht einen Rückblick auf die französische Kunst seit dem ersten Kaiserreich, doch wenigstens eine Charakteristik der heutigen Malerei und Bildhauerei und der von ihnen eingeschlagenen Richtungen geben müssen, aber eine gerechtere, unparteiischere, als sie noch vor Kurzem Herman Riegel in seinen „kunstgeschichtlichen Vorträgen und Aufsätzen" gegeben hat. Julius Meyer's bekannte Geschichte der französischen Malerei hätte hier zu Grunde gelegt werden können.

Den Kern des ganzen Buches bildet für den Reisenden, der nicht blos Besucher der Weltausstellung ist, natürlich der Abschnitt „Wanderungen durch Paris", welcher nach einer allgemeinen Orientirungsfahrt die Stadt selber in dreizehn Kapiteln behandelt und in jedem Kapitel die einzelnen Gebäude und Sehenswürdig-

*) Zweite Auflage. Mit 7 Karten, 30 Plänen, 33 Ansichten und 1 Panorama. Leipzig, 1878. Bibliographisches Institut.

keiten beschreibt. Daß darin z. B. nicht alle neunundsechzig katholischen Kirchen erwähnt und beschrieben werden (im Inhaltsverzeichniß und im Register ist St. Sulpice vergessen, aber nicht im beschreibenden Text), sondern nur die künstlerisch irgendwie bedeutenden, versteht sich von selbst; daß aber der Verfasser von den zahlreichen Privatsammlungen, namentlich Gemäldesammlungen, keine erwähnt, bedauern wir sehr. Freilich ist es wahr, daß selbst die meisten Pariser Kunstfreunde sie höchstens dem Namen nach kennen, weil „bei der übertriebenen Eifersucht der Eigenthümer die meisten für das größere Publikum schwerer als anderswo zugänglich sind", und es specieller Empfehlungsbriefe und namhafter Referenzen bedarf, um Zutritt zu erlangen, aber wir zweifeln nicht, daß, wenn der kunstliebende Deutsche solche Hülfsmittel besitzt oder sich als Kunstkenner ausweist, er diesen Zutritt in den meisten Fällen erlangen wird; denn neben der Eifersucht spielt doch auch die Eitelkeit bei den Franzosen eine große Rolle. Es sind vor Allem die Gemäldesammlung des Lord Hartford, reich an Meisterwerken der neueren französischen Schule, die des Baron James Rothschild, deren Hauptstärke in einer Reihe von Meisterwerken der Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts, sowohl im Genre wie in der Landschaft, besteht; die der Barone Emil und Isaac Pereire, reich an Bildern der neueren französischen Schule und an Niederländern des siebzehnten Jahrhunderts, ebenso die reichste, aber wohl am schwersten zugängliche des Herrn François Delessert, die einzige Privatsammlung Frankreichs, die sich eines echten Rafael rühmen kann, nämlich der sogenannten kleinen Madonna aus der Galerie Orleans' gestochen von Forster; und viele andere, die W. Burger in dem oben erwähnten Paris Guide gewissenhaft aufzählt. Und dazu kommt noch eine Reihe von eben so schwer zugänglichen Sammlungen von Kunstgegenständen des Mittelalters und kunstgewerblichen Produkten der Neuzeit. Worauf es in diesem ganzen Abschnitt am meisten ankam, nicht allein die einzelnen künstlerisch oder historisch merkwürdigen Baulichkeiten und sonstigen Sehenswürdigkeiten je nach dem Maßstabe ihrer Wichtigkeit namhaft zu machen und zu beschreiben, sondern auch in allen Museen und Sammlungen das Bedeutendere in der Weise hervorzuheben, daß der Reisende, wenn er keine eingehenden Studien beabsichtigt, die Kataloge entbehren kann, dieser Aufgabe hat der Verfasser überall vollständig genügt, wenn wir auch bei den ästhetischen Beurtheilungen und erklärenden Bemerkungen einiger Gegenstände hin und wieder eine neuere Autorität gewünscht hätten, z. B. bei der Venus von Milo statt des allerdings richtigen Urtheils von Waagen (Kunstwerke in Paris) lieber die neuesten Erklärungen der Stellung der Göttin und ihrer ehemaligen Attribute. Auch im Übrigen sind uns an kleinen Fehlern und Ungenauigkeiten, die sich gerade hier selbst bei großer Sachkenntniß leicht einschleichen, nur wenige vorgekommen, z. B. ist der Architekt Hittorff (S. 320), der Erbauer der Kirche St. Vincent de Paul und des Nordbahnhofes, nicht 1863, sondern am 25. März 1867 gestorben; auch heißt der Maler nicht Primaticci (S. 222), sondern Primaticcio; das mit akademischer Langsamkeit und Gründlichkeit erscheinende Wörterbuch (S. 417) heißt einfach „Dictionnaire de l'Académie des beaux-arts"; es heißt nicht die Triptyche, sondern das Triptychon (S. 267); auch ist dem Verfasser der Begriff Apsis, wie aus Seite 658 hervorgeht, nicht klar; er hätte sagen müssen: die Kapellen des Chorschlusses oder des Chorumganges. Bei dem jetzt so häufig genannten, zur Ausstellung hinzugezogenen Trocadéro (S. 514) wäre die Angabe der Herkunft dieses unfranzösischen Namens sehr erwünscht gewesen: zum Andenken an das am 31. August 1823 von den Franzosen mit Sturm eroberte Fort von Cadix, Namens Trocadero, wurde der Platz so benannt. Daß übrigens der beim Abfassen des Buches noch nicht vorhandenen Ausstellung selber kein eingehender Artikel, keine Art von Katalog gewidmet werden konnte, ist selbstverständlich, aber ein genauer Plan und alle für den Besuch wünschenswerthen Notizen namentlich über die Classification und die sehr praktische Vertheilung der ausgestellten Gegenstände sind unserem Buche beigefügt.

Nach einem den Wanderungen durch Paris folgenden Abschnitte über dessen nähere Umgebungen, unter denen wir namentlich Versailles mit seinen Kunstschätzen und Gärten, St. Denis und Fontainebleau hervorheben, folgt das verhältnißmäßig etwas kurz behandelte nördliche Frankreich, das, in elf von Paris ausgehenden Routen behandelt, südlich bis zu einer etwa von Nantes nach Dijon und Basel hinübergezogenen Linie reicht. Dies radienförmige Ausgehen von Paris mag freilich die praktischste Eintheilungsweise sein, aber sie bringt die Gefahr mit sich, daß die nicht unmittelbar an diesen Radien liegenden Städte unberührt bleiben. Und diese Gefahr ist nicht ganz vermieden worden, z. B. hätte wegen der Städte Bourges, Nevers und Autun wohl eine Querroute von Tours nach Chalons s. S. hinzugefügt werden können, da ja auch die beigegebene Reisekarte von Nord-Frankreich so weit südlich reicht. Wie nämlich für diese drei Städte das Hauptinteresse in ihren Bauwerken besteht, so verhält es sich, abgesehen von den durch den letzten Krieg bekannt gewordenen, hier in genauester Weise beschriebenen Punkten, fast mit dem ganzen nördlichen Frankreich, namentlich mit der Normandie: der Reichthum an herrlichen Bauwerken des Mittelalters, sowohl des romanischen als des gothischen, aber auch der Renaissancezeit ist es, was den Reisenden in die meisten dieser Städte lockt. Hier war also nicht allein möglichste Vollständigkeit, sondern auch möglichste Genauigkeit in den Beschreibungen und Angaben nothwendig; beides setzt aber eine ziemlich eingehende Kenntniß der Architektur, zumal der französischen, voraus. Was diesen Punkt anlangt, so sieht man zwar, daß die Beschreibungen nicht von einem Fachmanne herrühren, daher auch einem solchen eigentlich nicht genügen, aber sie sind mit hinlänglichem Verständniß der Sache und für gebildete Touristen verständlich und anziehend geschrieben; nur selten enthalten sie chronologische oder sachliche Fehler oder zeigen keine vollständige Kenntniß von der Bedeutsamkeit eines Bauwerkes, z. B. von der Kathedrale von Noyon, die allzu kurz, und von der Kathedrale von Coutances, die gar nicht erwähnt ist. Aber alle diese kleinen Ausstellungen fallen nicht in's Gewicht gegen die Umsicht, Klarheit und praktische Anordnung, womit in dieser Auflage des Buches Nord-Frankreich behandelt ist. Sie schließt mit einer chronologischen Übersicht der Geschichte und mit einer statistischen Skizze Frankreichs. Daß das ganze Buch wieder durchweg mit Beilagen an Karten, Plänen und Ansichten versehen ist, die das dulce cum utili verbinden, versteht sich wohl von selbst; praktisch ist besonders die Einrichtung der Pläne von Paris, die für die Hand der Touristen und namentlich für die Benutzung bei den Straßenwanderungen immer mit Schwierigkeiten verbunden ist. Hier bestehen sie erstens aus einem Specialplane, der nur den innern Kern der Stadt, aber unter Angabe jeder Straße, enthält, d. h. westlich bis zum Palais de l'Industrie, nördlich bis Notre Dame de Lorette, östlich bis zum Bastillenplatz, südlich bis zum Boulevard du Mont Parnasse, zweitens aus einem Verkehrsplan, der, weiter hinausreichend, vorzugsweise zur Übersicht der Tramways- und Omnibuslinien dient, und drittens einen kleinen allgemeinen Orientirungsplan, der nur die Hauptgebäude

und Hauptstraßen angiebt. Höchst angenehm ist auch hier wieder die Zugabe der kleinen Stahlstiche von hervorragenden Bauwerken sowohl aus Paris wie aus dem übrigen Norden des Landes; ungern vermissen wir darunter die Kathedralen von Chartres und Orleans, sowie das Unicum der Façade von Notre Dame in Dijon. Leider hat sich hier der Fehler eingeschlichen, daß auf dem Blatte mit den Ansichten von Notre-Dame in Evreux und St. Pierre in Caën die Unterschriften dieser beiden Gebäude ihre Plätze haben wechseln müssen.

H. A. Müller.

Frankreich.

Ernest Renan über die Zukunft Frankreichs.

I.

E. Renan hat sich vor wenig Wochen zweimal über die politischen Zustände seines Vaterlandes, wie sie sich seit dem Siege der Republikaner gestaltet haben und sich in Folge dieses Sieges voraussichtlich gestalten werden, öffentlich vernehmen lassen. Er hat nämlich einen neuen Band — den sechsten — gesammelter Aufsätze herausgegeben, und hat ihnen nach seiner Gewohnheit eine allgemein gehaltene Vorrede vorausgeschickt, wie nur er sie zu schreiben im Stande ist.*) Und diesem Stoßseufzer folgte fast augenblicklich im Feuilleton des „Temps" ein fünfaktiges Drama in Prosa, das sich unter dem Titel „Caliban" als eine Fortsetzung von Shakespeare's „Sturm" gibt.**) Doch würde man Renan Unrecht thun, wenn man ihm die Prätension zuschriebe, Shakespeare's Dichtung fortsetzen zu wollen. Sein Drama ist eine Allegorie, welche keinerlei Anspruch auf dichterischen Werth oder dramatisches Interesse erhebt. Dichterisch daran ist nur die Sprache; auch sie nicht immer; und fast möchte man in dieser Beziehung — der wunderbaren Anmut des Stiles — den wissenschaftlichen Aufsätzen der Mélanges noch den Vorzug geben. Man weiß in der That nicht, was man an diesen kleinen Essays mehr bewundern soll: die Ausdehnung des Wissens, die Vielfältigkeit und Tiefe des wissenschaftlichen Interesses, den vornehmen Sinn, der alle Gegenstände in höhere Regionen hebt, allen allgemeine Beziehungen abzugewinnen weiß, oder die unendliche Mannigfaltigkeit der Sprache bei einer so ausgesprochenen Einheit des Tones: das Ergebniß, wenn ich nicht irre, der außerordentlichen Beweglichkeit dieses Geistes und der seltenen Fixität des Standpunktes, auf den er von Anfang gestellt war. Doch ich will heute weder jene Aufsätze beurtheilen, so groß auch die Versuchung ist, daran den Entwicklungsgang des seltenen Mannes zu verfolgen, dessen hier mitgetheilte Jugendarbeiten über den öffentlichen Unterricht in China und die Geschichte der classischen Philologie im Alterthum schon sehr entschieden die Tendenz und Anschauungsweise verrathen, welche sich seitdem immer mehr bei ihm ausgebildet; noch will ich das sonderbare Drama recensiren, in welchem er die triumphirende Demokratie, philosophischer als witzig, satirisirt. Ich will nur an jener Vorrede und dieser Satire zeigen, welche Befürchtungen die neue Wendung der Dinge den vorurtheilslosen Franzosen hoher Bildung einflößt; denn als deren Sprecher dürfen wir diesmal wohl Renan gelten lassen.

Wer Renan's Schriften aufmerksam gefolgt ist, der wird auch hier die doppelte Gewohnheit des Schriftstellers wiederfinden, welche so recht seine Eigenthümlichkeit ausmacht: ich meine die Gewohnheit, bei Behandlung der in Raum und Zeit entferntesten, ja scheinbar auch in ihrem Wesen einander fremdesten Gegenstände, nie sein Vaterland und die Gegenwart aus den Augen zu verlieren*); und die andere, alle Poesie und Kunst stets symbolisch zu fassen. In dieser Doppelgewohnheit würde der Kenner der Menschenseelen sofort eine Eigenthümlichkeit des religiösen Sinnes ersehen, welcher in der That der vorherrschende Charakterzug des bedeutenden Mannes ist. Das Wirken auf die Gegenwart mittelst moralischer Mittel ist ja dem tief religiösen Menschen ebenso sehr ein Bedürfniß, als das Verwenden aller Geistesthätigkeiten — selbst wissenschaftlicher und künstlerischer — zum Begreiflichmachen der metaphysischen und sittlichen Wahrheiten. Dieser religiöse Sinn nun geht auch durch die biographischen und die historischen Studien Renan's. Er sucht die Offenbarung des Göttlichen in der Sprache wie in der Geschichte der Staaten, der Wissenschaften und der Religionen. Selbst seine Philosophie trägt einen religiösen Charakter: denn sie strebt, das Weltgeheimniß vermittelst der Phantasie zu erfassen, was das Wesen aller wahren Religion ist. Wissenschaft und Kunst sind ihm nur die Leitern, auf denen er in den Äther hinaufklimmt, wo sich ihm die Gesichte eröffnen; einmal oben, stößt er sie mit dem Fuße zurück und vergißt sich im Schauen dessen, was der Künstler und der Forscher nimmermehr sehen, weil sie wie Antäus den Boden nicht verlassen können, ohne sich zur Ohnmacht zu verdammen.

Es ist nun aber das Eigenthümliche religiöser Anschauungen, daß sie meist in den Willen niedersteigen, durch den Willen auf den Willen der Menschen zu wirken suchen; wo der Künstler und der Forscher sich's an der erschauten oder erkannten Wahrheit genügen läßt. Doch fühlen nicht alle Gläubigen die Willens- oder Liebeskraft in sich, um, sei's wie Moses, Mahomet oder Luther, sei's wie Budda, Jesus oder Franz von Assisi persönlich-lebendig auf ihre Mitmenschen zu wirken; es gibt auch solche, die, im Gefühle der mangelnden persönlichen Macht, durch die Mittel der Wissenschaft und der Kunst wirken zu können vermeinen. Ein solcher war Platon, ein solcher ist Renan: Seher, welche von der Erforschung und Erkennung des Wirklichen ausgegangen sind, und, nachdem sie „im Land der Träume sich verweilet", zur Mittheilung durch den Gedanken und die Form zurückkehren. Man pflegt solche Geister der Unklarheit, der Inconsequenz, ja des Widerspruches, oft der Phantasterei anzuklagen: der Denker findet ihre Gedanken zu gleitend; der Künstler ihre Gestalten zu verwischt; der positiv Gläubige gar behandelt sie als Apostaten, Läugner des Gottes, den sie geschaut und den sie lästern, indem sie ihn mit der Sprache der Wissenschaft und der Kunst zu

---

*) Der Band ist betitelt: Mélanges d'histoire et de voyage 1878; und enthält nicht weniger als 22 Aufsätze, deren frühester im Jahre 1847, deren letzter im Jahre 1877 geschrieben ist. Die fünf vorhergehenden Bände sind: Études d'histoire religieuse 1856. Essais de morale et de critique 1859. La réforme intellectuelle et morale 1872. Questions contemporaines 1873. Dialogues et fragments philosophiques 1876. Alle diese sechs Bände sind bekanntlich nur „Späne aus seiner Werkstatt": denn seine wissenschaftlichen Hauptwerke sind, 11 Bände stark, einzeln erschienen.

**) S. das „Temps" vom 17.—21. April 1878. Seitdem als Bändchen erschienen bei C. Lévy.

*) Man könnte auch in diesem Bande hundert Stellen zeigen, wo er Frankreich, beziehungsweise die Tartarenpreußen im Auge hat, selbst wo er von Bagdad und dem neunten Jahrhundert spricht.

erklären suchen. Die Menschen aber, welche zwar höhere Geistesbedürfnisse haben, in denen jedoch jene drei auf's Ewige gerichteten Geistesthätigkeiten nicht so scharf gesondert sind, werden gerade unwiderstehlich angezogen und ewig angezogen werden von einem Platon, der die erhabensten Gesichte in der Sprache des Dichters dem abstracten Denkvermögen so nahe bringt, als sie ihm gebracht werden können. Unwillig dagegen stehen ihm gegenüber nicht nur die scharfen Denker, die reinen Künstler, die positiv Gläubigen, sondern auch, und schroffer noch als alle diese, die ungeheure Masse der Menschen, deren Gedanken nie auf das Ewige in irgend einer Form gerichtet sind, für welche nur das Zufällige Wahrheit hat, weil sie stets im engen Kreise ihrer persönlichen Leidenschaften und Interessen befangen, von der Wirklichkeit nur das sehen, was diese ihre Leidenschaften und Interessen berührt. Das sind die sogenannt praktischen, verständigen Leute, denen alles, was über das Hier und Jetzt hinausgeht, als müßiges Spiel, nur die Lebensführung als ernst und des Ernstes würdig erscheint. Sehen diese nun gar, daß jene Schwärmer sie hochmüthig als den numerus betrachten, als fruges consumere nati behandeln, daß sie, wie Plato, sich und die Ihren, „die Philosophen", als eine Aristokratie stabiliren, so gesellt sich zum Hohn gegen die unnützen Grübler, noch der Haß: denn die Menschen, deren Leben im Verfolgen praktischer Ziele aufgeht, haben immer in dem tiefsten Winkel des Herzens ein Gefühl, daß jene Aristokraten doch vielleicht Recht haben.

Nie aber war eine Zeit, wo die Masse dieser verständigen gebildeten Leute, denen der Zweck aller Bildung Förderung der persönlichen Interessen ist, zahlreicher, nie eine, wo sie mächtiger gewesen wäre, als jetzt. Es hat Zeiten gegeben, die verderbter waren, oder schwächer, oder unglücklicher als unsere: keine, die sich so willig von dem hätte bändigen lassen „was uns Alle bändigt, dem Gemeinen". Darum hat Renan ihr den Krieg erklärt, im Namen des Ideals, und das verzeiht ihm die Zeit um so weniger, als sie selbst ein Ideal zu haben glaubt. Was dieses Ideal ist, ein Freund Renan's hat's jetzt eben dem Blödesten sichtbar gemacht, wenn sie nur sehen wollen. Die Klarsichtigen wußten es schon lange, ehe Taine sich die Mühe gab, den Götzen zu entkleiden.

In jener Vorrede wie in dem Drama, auf die ich aufmerksam mache, hält Renan der Demokratie d. h. der Herrschaft der Mittelmäßigkeit, den Spiegel vor. Er spricht nur von Frankreich; er scheint sogar zu glauben, anderswo sei's anders; ja er ist überzeugt, auch in Frankreich hätte es anders sein können, wenn man nur gewollt. Ein doppelter Irrthum. Amerika, ja selbst Italien ist noch weiter vorgeschritten als Frankreich in der Praxis wie in der Theorie der Demokratie: in England und Deutschland sind ihr die meisten Geister schon gewonnen; und widersteht nur dort das natürliche Vertheidigungswerk des aristokratischen, hier das künstlich aufgeführte des bureaukratisch-militärischen Staates dem Andrang. Nicht lange, so wird auch dort und hier der Damm nachgeben und die Flut sich breit hinlagern über alles das, was einst der Stolz der Nationen war. Der Staat wird überall entweder eine gegenseitige Versicherungsgesellschaft werden mit einem Director und einem Verwaltungsrathe oder aber eine große zweckmäßig eingerichtete Maschine, in der jedem Bürger sein Platz angewiesen, seine Thätigkeit vorgeschrieben ist, um den größtmöglichen Nutzen Aller, wie er sich dem Mittelschlag der Menschen darstellt, zu erzielen. Man wird in jenem Staate recht frei sein, man wird in diesem einer trefflichen Ordnung genießen: Kunst, Wissenschaft, Religion aber werden nur noch in ihren niedersten Formen darin gedeihen, und das Ideal, das selbst im Staate steckt, wird voraussichtlich ganz daraus verschwinden. Der Anfang dazu ist schon gemacht in Frankreich; der Irrthum Renan's ist zu glauben, die Restauration des traditionellen Staates nach dem Beispiel Preußens von 1807 sei möglich gewesen nach 1871. Frankreich hatte weder eine unbestrittene Dynastie, noch einen alten Waffenadel, noch eine von keinem Parlamente gehemmte, von keiner Presse bekrittelte Regierung, wie Preußen sie von 1807—1848, und thatsächlich auch bis 1860, hatte, was ihm allein die Reconstruction des Nationalstaates möglich machte.

Daß auch wir diese Vortheile zu verlieren im Begriffe stehen, daß man sie nur ganz künstlich oder gewaltsam, folglich ohne Nutzen für die Nation, erhalten könnte, ist jedem Einsichtigen klar, und auch Renan sieht es; obschon er der Steuerlast in Folge des Heerwesens wohl zu viel Bedeutung beimißt, namentlich aber bei Beurtheilung der französischen Zustände die Verminderung der Kriegs- und Ruhmsucht der Nationen viel zu sehr von den Fortschritten der Demokratie abhängig macht. Eine stupide und herausfordernde Nationaleitelkeit ist nur allzu verträglich mit dem demokratischen Sinne. Dagegen hat er nur allzu sehr Recht, wenn er sagt: „Die Fortschritte des Nachdenkens beim Volk, begünstigt vom Elementarunterricht, der Ausübung politischer Rechte, den Fortschritten der Industrie, der Vermehrung des Reichthums, würden den Einzelnen immer unfähiger zu jenen Wundern der Selbstentäußerung machen, von denen die unbewußten Massen in der Vergangenheit uns das Beispiel gegeben. Die Nation lebt von den Opfern, welche ihr die Einzelnen bringen: die immer wachsende Selbstsucht wird die Forderungen einer metaphysischen Entität, die Niemand im Besondern ist, eines Patriotismus, der mit vielen Vorurtheilen, vielen Irrthümern verbunden ist, unerträglich finden."

Daß die Thatsache nicht zufällig, sondern die Folge einer langen Entwicklung ist, sieht Renan wohl, obschon er immer noch, als ächtes Kind seines Landes, die Möglichkeit bewußten Verhinderns, Thuns und Unterlassens mehr als billig dabei in Anschlag bringt. Sonderlich verwöhnt, meint er, wären die Franzosen auch von den Conservativen nicht worden. „Die reactionären und monarchischen Parteien haben uns nicht dergestalt behandelt, daß wir gezwungen wären, mit ihnen zu trauern. Schon in den letzten Jahren der Regierung Louis Philipps sah man die allgemeine Schwäche einreißen, welche bei uns die hohe geistige Bildung untergraben hat.*) Erinnern wir uns der düsteren Jahre 1849, 1850, 1851, wo der Menschengeist von seinen Feinden geschulmeistert wurde, und der zehn ersten Jahre des Kaiserthums, wo Alles was nicht frivol oder mittelmäßig war, für gefährlich galt. Wir werden nie der Demokratie schmeicheln; aber wir müssen zugeben, daß es ihr nicht schwer sein wird, den Aristokratien jener Zeiten gleich zu kommen. Jetzt sind wir wenigstens frei; und wir sind's nicht immer gewesen. Machen wir uns keine Illusionen: wir werden Nichts leiten, Nichts reformiren, wenig einrichten; aber seien wir bescheiden, man wird uns wenigstens nicht belästigen: und das ist viel. Wenn wir von einer Macht geträumt haben, über die wir verfügen könnten, lassen wir den Traum. Die Welt wird durch einen unwiderstehlichen Hang zum Amerikanismus fortgerissen, zur Herrschaft dessen, was Alle verstehen und würdigen. Galilei würde in unseren Tagen die Gehenna und den Kerker nicht zu fürchten haben. Er würde dem Triumph Herrn Raspails bei-

*) Ähnlich Tocqueville schon im Jahre 1856.

wohnen.*) Er wäre sicherlich Weiser genug, es sich nicht zu Herzen zu nehmen und sogar einzusehen, daß es in vieler Hinsicht berechtigt ist."

II.

Renan faßt die Gestalten der freien Phantasie Shakespeare's als Symbole. Und warum auch nicht? Shakespeare ist wie die Natur, die Jeder von uns deutet, ohne daß wir damit behaupten wollen, sie habe in ihren Schöpfungen wirklich gewollt, was wir durch sie versinnbildlicht sehen. Warum sollten wir nicht einmal mit einem geistreichen Menschen wie Renan in Prospero den Vertreter der Wissenschaft und Weisheit sehen, der die Regierung der Welt zukommt, die sie oft noch regiert hat und der die Menschheit ihr Bestes verdankt? Warum sollte uns Ariel nicht ein Mal der unbewußte Idealismus sein, der Idealismus des kindlich-glaubenden, freudig-dienenden, willig-ertragenden Volkes, das sich der Leitung des Besten gerne fügt? Warum nicht Caliban der befreite Sclave, dem Prospero

„den Schein des Himmellichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Um thierischer als jedes Thier zu sein."

In der That wälzt er sich betrunken im Keller des Herrn, der wieder Herzog von Mailand geworden, aber gewöhnlich in der Zurückgezogenheit der Karthause von Pavia wohnt, wo er eben den befreiten Caliban ruhig am Fasse gewähren läßt: denn „das oberste Verbrechen der Fürsten ist ja, das Volk durch ihre Wohlthaten zu demüthigen." „Warum capricirst du dich?" fragt ihn Ariel. „Wärest du frei, du wärest weniger glücklich." „Das schon", antwortet Caliban. „Aber ich werde ausgebeutet. Du feiler Knecht, du, siehst du denn nicht, daß es unerträglich ist, von einem andern Menschen ausgebeutet zu werden? Hast du denn gar keine Spur von Ehrgefühl? Kein Sterblicher hat das Recht, sich einen Andern unterzuordnen. Die Empörung ist in einem solchen Falle die heiligste aller Pflichten. Ariel: Du vergißt, daß du nur Dank Prospero ein Mensch bist. Caliban: Mit nichten. Die Insel gehörte mir. Ich war mit ihm dort. — — Ariel: Du sagst immer, die Insel gehörte dir. Wohl gehörte sie dir, wie die Wüste der Gazelle, wie die Dschangel dem Tiger. Du hattest keinen Namen für die Dinge; du wußtest nicht, was Vernunft war. Deine unarticulirte Sprache war wie das Blöken eines störrigen Kameels... Prospero hat dich die Sprache der Aryas gelehrt. Mit dieser göttlichen Sprache drang der Theil von Vernunft, der unzertrennlich von ihr ist, in dich. Nach und nach, Dank der Sprache und der Vernunft, haben deine mißgestalteten Züge einige Harmonie bekommen; deine schwimmhäutigen Finger haben sich von einander getrennt; aus einem übelriechenden Fische bist du ein Mensch geworden und jetzt sprichst du fast wie ein Sohn der Aryas. Caliban: Halt's Maul. Ich kam ganz gut ohne Sprache aus."

Und die Klagen über den Tyrannen Prospero beginnen von Neuem. Was könnte ein Caliban anders thun, als mit der Sprache, die ihm gegeben, den Geber lästern; was mit der Vernunft, als zu sehen, daß er ein untergeordnetes Wesen ist, und zu fordern, als ein gleiches Wesen behandelt zu werden? Alles Dienen scheint ihm eine Entwürdigung seiner kaum erlangten Menschenwürde. „Du dientest aus Furcht", sagt ihm Ariel, obschon er recht wohl fühlt, daß zwischen ihm und dem Rebellen kein Gedankenaustausch möglich ist. „Du dientest aus Furcht; ich diene aus Liebe. Was Prospero erstrebt, ist so schön, daß ich glücklich bin, dazu beizutragen, indem ich gehorche.... Er ist nicht Gott; aber er arbeitet für Gott. Er glaubt, daß Gott Vernunft ist und daß man arbeiten muß, damit Gott, d. h. die Vernunft, die Welt mehr und mehr regiere. Er sucht Mittel, die Vernunft zu bewaffnen, damit sie wirklich herrsche". Was Wunder, daß Ariel die Freiheit ausschlägt, die ihm der Herrscher bietet: ihm ist das Gehorchen Lebenselement und Wohlthat: denn er fühlt unbestimmt, was Prospero bestimmt sieht, daß Gott sich nicht den Menschen unmittelbar zeigt, sondern im Genie des Genialen, in der Tugend des Tugendhaften, in der Güte des Guten; daß er sich dann erst voll verwirklichen wird, wenn die Wissenschaft sich mit der monarchischen Krone zieren und ohne Nebenbuhler herrschen wird. Denn dann wird die Vernunft der Welt ihre verlorene Schönheit wiedergeben.

Anders als Ariel die vornehmen Kreise der Bildung, der Geburt, des Reichthums in Mailand-Paris. Da spottet man witzig des gutmüthigen Prospero; da sieht man in dem Weltwirrwesen nur ein Schauspiel für den Müßigen; da philosophirt man mit kaltblütigem Egoismus über die Gesetze der Geschichte und das unaufhaltsame Verhängniß; variirt mit Feinheit das Renan'sche Lieblingsthema des paucis vivit genus humanum, so daß die Selbstironie vernehmlich genug herausklingt. Neben den geistreichen Skeptikern und den harten Fatalisten die unverbesserlichen Optimisten, welche an die unverwüstliche Güte der menschlichen Natur glauben, die schon Alles in die Reihe bringen werde und die Idealisten, die einer Sache dienen wollen, weil dieselbe die Menschen überlebe. „Geht mir doch", sagt Balducci, der Edelleute Einer. „Sie stirbt vor uns. Sobald eine Idee, welche die Meinung begeistert hat, Anklang findet, sieht man ihre Fehler, man wird ihrer überdrüssig"; — o Renan! — und das folgende Geschlecht macht sich d'ran, das zu zerstören, was Ihr mit soviel Überzeugung aufgeführt. Die Mode ist Alles." Auch die Lebenslustigen sind da, die heiter, leichtsinnig genießen, ohne zu ahnen, daß Caliban dadrunten grollt; und die schöne Imperia lehrt die künstlerisch Gestimmten die Lehre von der ewigen Schönheit als dem allein Wahren, allein Werthvollen.

Hie und da taucht wohl der Gedanke auf an den Wallfisch, auf dessen Rücken man spielt: aber die feinen Leute machen noch die schönsten Theorien, während er sich schon zu regen beginnt. „Das geschmackvolle Genießen, meint Balducci, ist das einzige Solide. Bevilacqua: Genießen wäre also der Zweck des Lebens? Balducci: Zweifelsohne. Bevilacqua: Aber Alle können dasselbe Raisonnement machen. und dann werden Alle genießen wollen. Es giebt nun aber einmal in der Welt kein Genießen für Alle. Balducci: Man wird die Zudringlichen schon zur Ruhe bringen. Bevilacqua: Womit? Balducci: Mit bewaffneter Hand. Bevilacqua: Und wo nehmt Ihr die bewaffneten Hände her? Balducci: Von überall her. Wir bezahlen sie. Bevilacqua: Und wenn eure Miethlinge ihren Vortheil dabei finden, Euch zu erdrosseln, sich der Stadt zu bemächtigen?... Balducci: Ja, das ist freilich eine Gefahr. Bevilacqua: Es ist besser, man stützt sich auf die Nation. Balducci: Wo ist die Nation? Bevilacqua: Die Nation ist

*) Herr Raspail ist diesen Winter als hoher Achtziger gestorben und sein Leichenbegängniß war Anlaß zu einer großen demokratischen Demonstration. Der Mann, der einst alle leiblichen Übel der Welt durch den Campher heilte — er war seines Zeichens Arzt —, glaubte alle gesellschaftlichen Übel durch die Republik heilen zu können. Er hat sein langes Leben mit dem Kampfe für diese Regierungsform ausgefüllt und gar manches Jahr im Gefängniß zugebracht. Seine allgemeine und philosophische Bildung war die geringste, und er war als Schriftsteller, Redner und sogar als parlamentarischer Geschäftsmann null, obschon er Jahre lang im Parlamente saß.

Italien. Orlando: Nein, die Nation ist Mailand. Ercole: Gleichviel. Was Ihr auch unter der Nation verstehen mögt, sie wird immer nur den Interessen einer Minderheit dienen. Die Mehrzahl wird geopfert werden. Wie soll man die Leute dazu bestimmen, sich für eine Ordnung der Dinge tödten zu lassen, die nur wenig Bevorrechteten nützlich ist? Simplicon: Man muß sie aufklären, sie unterrichten." „Was sagt Ihr da?" antwortet der brutale Orlando, der die Dinge beim Namen nennt. Dumm müssen die Leute bleiben; nur so und wenn man ihnen glauben macht, sie gingen straks in den Himmel, wenn sie für diese unsere Ordnung sterben, werden sie sich tödten lassen.

Auch die Gelehrten, darunter Faust's Wagner, auch die Künstler mischen sich in die Unterhaltung in der warmen Mondscheinnacht, im schönen Schloßgarten von Mailand. Nur Caliban, versteckt hinter'm Gesträuche, murrt: „Ich habe keinen Platz bei dem Feste und ich kann nicht sagen, daß es mir darum zu thun wäre. So auf und ab zu gehen ist nicht besonders unterhaltend. An ihrer Stelle zög' ich vor, den Tag über ausgestreckt im kühlen Keller beim offnen Faß zu liegen. Ist es aber gerecht, daß ich nicht dabei bin? Die Menschenrechte sind dieselben für Alle. Es muß ein Vortheil sein, da es ein Vorrecht ist. Und wenn es auch nach meinen Begriffen kein Vortheil wäre, genug, sie betrachten es als einen Vortheil und das verletzt mich. Hier in Mailand fühle ich immer mehr meine Bürgerwürde." Indessen beginnt Prospero sein Schauspiel, in dessen Erwartung die Vornehmen sich mit ihren Bemerkungen die Zeit vertrieben hatten. Er zaubert den Olymp herauf und die Götter der Vergangenheit, die Götter des Fleisches, an ihrer Spitze Jupiter als Optimus Maximus, gegen die der Vertreter Jehovah's protestirt er, der nur den abstracten Gott des Gesetzes kennt. Doch als Prospero nun die Götter der Zukunft heraufbeschwört — natürlich brutale Krupp'sche Kanonengötter, Götter des Metalls, welche die Wissenschaft in den Dienst der Gewalt und des Krieges geben, wie die bitterbösen Deutschen — da protestirt der ewige Jude von Neuem; und auch Prospero muß zugeben, daß „alle Versuche, die Gesellschaft auf Grundlage der Gerechtigkeit" zu reformiren, sich auf den Stamm werden pfropfen müssen, an den sich der Jude klammert. Doch zieht sich der Festgeber nach dieser allegorischen Vorstellung wieder zurück in seine Karthause von Pavia, um dort seiner Wissenschaft zu leben, die eine höhere ist als jene mechanische und die Religion in sich begreift: denn ihr Hauptzweck ist die Kunst schön zu sterben: die Euthanatasie.

Kaum aber hat er die Hauptstadt verlassen, so beginnt unter Caliban's Aufreizung und Führung der Aufstand des „Volkes" gegen den „Tyrannen"; denn „nie verdiente ein Fürst mehr als dieser den Zorn seiner Völker", wenn man den Aufwieglern glauben darf. Caliban beweist seinen Freunden, daß sie „ausgebeutet" sind, daß es ungerecht ist, wenn der Meister von der Arbeit der Gesellen Vortheil zieht und wie im Grunde Alles die Schuld der Regierung ist. Vor Allem aber predigt er „Krieg den Büchern"; denn er weiß aus seiner persönlichen Erfahrung mit Prospero, welche Überlegenheit der Despot aus den Büchern schöpft. „Der Mensch der Latein kann, befiehlt den andern Menschen. Nieder mit dem Latein!" Unter diesem Rufe wird der Palast gestürmt und nun beginnt ein babylonisches Sprachgewirr und ein politischer Galimatias unter den neuimprovisirten Gesetzgebern und Reformatoren, die lebhaft an das Gefasel der Pariser Volksbeglücker von 1848 erinnern: am Ende wird's Caliban doch zu arg und er empfiehlt Ordnung, Achtung vor dem Eigenthum u. s. w., als ob er sein Leben über Minister gewesen. Sagt er das schon laut, wieviel mehr wird er sich's leise sagen; denn, meint er naiv: „Ich hätte nicht geglaubt, daß man beim Regieren so schnell reif wird." Er fängt wirklich schon an, die Nothwendigkeiten des Regierens zu begreifen; er will sich befestigen; ja selbst sich mit Glanz umgeben. Der Glanz ist nöthig. Die Wissenschaften und Künste müssen beschützt werden; auch Imperia darf nicht ferne bleiben: kurz, wenn er nur wüßte, wie? Caliban wäre gar nicht so abgeneigt, im Sinne einer höheren, schöneren Cultur zu regieren.

Indessen sendet Prospero seinen treuen Diener Ariel mit seinen Schaaren gegen das aufständische Mailand, während er selber mit seinem skeptischen Minister Gonzalo, der Alles von der List und Gewandtheit erwartet, und mit den jüngst noch frondirenden Edelleuten, welche witzeln, klagen, spintisiren, recriminiren und philosophiren, anstatt zu helfen, in Pavia zurückbleibt. Bald aber kommt Ariel besiegt zurück: „Herr, unsere Kunst ist ohnmächtig gegen das Volk . . . Ich habe mit der Fülle deiner Macht meine Befugnisse eines gelehrigen Geistes erfüllt: es schien als ob ich in der Leere wäre. Die Leere, o Herr, war die Atmosphäre, in der ich mich bewegte. Wir müssen unsere Strategie ändern. Wo Caliban Alles vermag, vermögen wir Nichts. Unsere Waffen treffen nicht mehr. Ebensogut wäre es mit einem Stein Latein zu reden, als diesen Verhärteten die Leyer zu spielen." Ariel sucht sich das sonderbare Phänomen zu erklären: er meint, die Revolution sei der Realismus; Alles was Schein ist für die Augen — man sieht, Ariel hat seinen Schiller gelesen — Alles was ideal, nicht stofflich ist, existire nicht für „das Volk". Es glaubt nur noch ans Wirkliche. Wenn es gesagt hat: „Dies und das existirt nicht", ist Alles fertig. Ich zittere für den Tag, wo dieses furchtbare Raisonnement an Gott rührt. Man wird ihn auffordern sich zu zeigen und wenn der Ewige ein Gefühl seiner Würde hat und stolz hinter seinen Wolken bleibt, wird man ihn aus der Liste der Existenzen streichen."

Unterdeß kommen Bürger aus Mailand an und rathen zur Versöhnung, zum Nachgeben, wie Ihresgleichen zu thun pflegen: denn sie sind überzeugt, daß der neidische, rachsüchtige, feile Caliban nun mit einmal großmüthig werden wird nach dem Siege, wie er schon gemäßigt und talentvoll geworden. Auch der Mönch kommt und wendet sich gegen Prospero, den Mann der Wissenschaft, lädt ihn vor das heilige Gericht und jetzt sieht Prospero wohl, daß er verloren ist, obschon Caliban und die Seinen für's Erste die Allianz mit der Geistlichkeit zurückweisen und sich als Anticlerikale geben. Nun beginnt auch Prospero sich fast mit dem Gedanken auszusöhnen, daß die rohe, dumme Bestie regieren solle; und auch er ruft, wenn schon mit bittrer Ironie: „Sei's drum: es lebe Caliban!"

So wird denn Caliban Premier-Minister Herzog Prospero's; er liefert diesen zwar nicht der Geistlichkeit aus; doch schließt er Frieden mit der Kirche, interessirt sich sogar für den Papst; denn der Papst ist Fürst und Caliban fühlt eine merkwürdige Solidarität mit Allem was Fürst ist. Auch Gonzalo schließt sich an: denn Caliban will die Leute um sich haben, welche die „Tradition des Regierens" besitzen. Der Prior der Carthäuser aber, der contemplative Skeptiker, während er sein Brevier vor sich hinmurmelt, stellt gar sonderbare Reflexionen an: „Die aufgeklärtesten Leute nehmen das neue Regime an, ohne andern Vorbehalt, als das Recht auf einige unschuldige Scherze. Im Grunde bricht sich die ewige Vernunft durch die anscheinend entgegengesetztesten Mittel Bahn. Das Budget Caliban's wird für gescheute Leute am Ende noch besser sein als das Mäcen's. Hübsch gewaschen, hübsch gekämmt wird Caliban schon ganz prä-

sentabel werden. Vielleicht wird man auch einmal Münzen schlagen mit der Aufschrift: „Caliban, dem Beschützer der Künste und Wissenschaften." Prospero wird, mindestens eine Zeit lang, leben können unter einem solchen Regime; er hat sogar Aussicht die Leitung desselben wieder in die Hand zu bekommen. Dazu gehört Klugheit. Die Demokratie ist eifersüchtig und argwöhnisch; allein wenn man bescheiden ist und seine Karten hübsch versteckt, kommt man weit. Was die übertriebene Feinheit zarter Seelen angeht, welche ein Gefühl persönlicher Treue bewegt, so hat sie keinen Platz mehr in einer solchen Welt. Solchen Seelen bleibt Nichts übrig als zu sterben." In der That, Ariel, den Prospero jetzt von Neuem, diesmal für immer, in Freiheit setzt, Ariel, dessen Tod die Freiheit ist, wie das Dienen sein Leben war, Ariel verscheidet: Prius mori quam foedari. Es ist nicht in meinem Wesen, das Gute auf zweierlei Weise zu begreifen. Schon hat die Luft wieder an sich genommen, was in mir ihr angehörte. Der leichte Äther, der mit ihr verbunden war, strebt aufwärts um sich in keuscher Verbindung mit der absoluten Kälte des Raumes zu vereinen. Andere Theile werden sich in dem Haare der Algen verlieren, welche sich im tiefen Blau der Fluthen spiegeln. Bald im Unendlichen, bald auf dem Gipfel der Berge, bald auf dem Grunde einsamer Buchten, werde ich der wechselnde Geist der Natur sein: das Blau des Meeres, das Leben der Pflanze, der Duft der Blume, der blaue Schnee des Gletschers. Ich werde mich trösten müssen nicht mehr am Leben der Menschen meinen Theil zu haben. Dies Leben ist kräftig, aber unrein. Ich brauche keuschere Küsse. Jeder Idealist wird mein Geliebter sein: jede reine Seele meine Schwester: ich werde der jungfräuliche Schnee sein auf dem Busen des Mädchens, das Gold ihrer Haarflechten. Ich werde blühen mit der Rose, grünen mit der Myrthe, duften mit der Nelke, erbleichen mit dem Ölblatt. Lebewohl, mein Meister, erinnere dich deines kleinen Ariel." „Ariel verschwindet, indem er einen feinen, reinen und genauen Ton von sich giebt. Prospero stürzt zusammen. Ende."

Ein solches Kind der Phantasie und des Gedankens beurtheilt man nicht: denn es ist wie das Zwitterwesen der Fabel: dem Denker ruft es zu: Je suis oiseau, voyez mes ailes! dem Dichter: Je suis souris; vivent les rats! Es ist eben unbeurtheilbar. Man liest es, man freut sich, man ärgert sich und man findet, der Autor müsse doch ein famoser Kauz sein. Karl Hillebrand.

Rußland.

Zur Charakteristik der Kaiserin Katharina II.

Ihre philologischen Arbeiten und ihr Briefwechsel mit Gustav III. sowie mit Friedrich dem Großen.

In ähnlicher Weise, wie in Deutschland sich das Interesse an Friedrich des Großen literarischem Wirken fort und fort geltend macht, beschäftigt man sich in Rußland eifrig forschenden Sinnes mit den Geistesäußerungen der Kaiserin Katharina II., indem man anerkennt, daß die anregende Kraft, von welcher sie beseelt war, nach dem Maße ihrer Einwirkung auf die inneren Zustände und äußeren Beziehungen Rußlands noch tieferer Deutung und mehrseitiger Erörterung bedarf, als ihr bisher zu Theil geworden ist. Einen sehr wackeren Anwalt ihres geistigen Wesens besitzt in der Gegenwart die Kaiserin an Herrn J. K. Grot. Schon seit Jahren in das Studium der Zeit Katharina's vertieft, hat dieser Gelehrte, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, neuerdings wieder zwei sich auf seinen Gegenstand beziehende Schriften herausgegeben. Die erste derselben beschäftigt sich mit den philologischen Studien der Kaiserin*). Sie enthält nur wenige Seiten, wird aber in russischen Kreisen, z. B. von der „Russischen Revue", als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte Katharina's und ihres wissenschaftlichen Strebens betrachtet. Es wird in der Abhandlung das Interesse der Kaiserin an linguistischen Gegenständen dargelegt, ein Interesse, das in dem „Wörterbuch aller Sprachen und Dialekte" (St. Petersburg 1787) die erheblichste Frucht seiner Anregung zeitigte. Herr Grot weiß sehr wohl daß die Versuche der Kaiserin, Wörter der verschiedensten Sprachen mit einander zu vergleichen, über die Gränzen eines strebsamen Dilettantismus nicht hinausgingen; aber er kann doch eben dieser Strebsamkeit seine Bewunderung um so weniger versagen, als die Kaiserin jene Sprachstudien dazu benutzte, um starken Geistes über den sie tief berührenden Verlust ihres Günstlings Lanskoi hinwegzukommen. Waren es besonders die slavischen Sprachen, in deren Wesen Katharina eindrang, so vernachlässigte sie doch auch die übrigen Sprachen nicht, und die von Herrn Grot sorgsam erörterten Beziehungen zu einer erheblichen Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern vieler Nationen beweisen, daß es ihr mit der persönlichen Förderung der vergleichenden Sprachkunde großer Ernst war. Die Sprachwissenschaft trieb damals noch ihre ersten Keime, und schon aus diesem Grunde wird man dem Wörterbuch, das die Kaiserin zu Stande brachte, eine gewisse Bedeutung in der Geschichte dieses Zweiges gelehrter Forschung nicht absprechen können, wie weit es auch durch die neueren Ergebnisse der Wissenschaft überholt worden ist. Mit bescheidenem Sinne übergab die Kaiserin ihren gelehrten Freunden das Werk; sie suchte die Verbreitung desselben nicht zu fördern, sondern zu beschränken, indem sie von fünfhundert Exemplaren, die gedruckt wurden, nur vierzig durch Weitbrecht's Verlagsgeschäft in den Buchhandel gelangen ließ. Immerhin wird man der Kaiserin die Herausgabe des Wörterbuchs als ein bleibendes Verdienst anrechnen dürfen, dem Urtheile Jacob Grimm's folgend, welches sich in dem Ausspruche bekundet, es sei „durch das von der Kaiserin in den Jahren 1784—1790 veranstaltete St. Petersburger Wörterbuch, wenn es auch auf noch sehr ungenügenden Grundlagen aufgerichtet gewesen sei, die Sprachvergleichung doch ohne Zweifel wirksam angeregt und gefördert worden."

Grots zweite Schrift „Katharina II. und Gustav III.**), ist eine Zusammenfassung dessen, was der Autor bisher schon über das Verhältniß der Kaiserin zu ihrem schwedischen Nachbar veröffentlicht hat. Das Material ist indeß durch mancherlei werthvolle Stücke bereichert und gewährt nunmehr ein an pikanten Einzelheiten reiches Bild von den persönlichen Beziehungen zwischen den beiden gekrönten Häuptern, wobei ersichtlich wird, daß Katharina ihren Vetter geistig weit überragte.

Es gab eine Zeit, wo Schweden von dem Schicksal Polens bedroht war. Die Gefahr einer „Theilung" wurde indeß durch den von Gustav III., einem Neffen Friedrich des Großen, bald nach seiner Thronbesteigung 1772 unternommenen Staatsstreich beseitigt. Nachdem der ehrgeizige, thatenlustige und zu politischen Intriguen geneigte König im Lande selbst sein Ziel erreicht hatte, kam es ihm darauf an, bei Katharinen die Mißstimmung zu ver-

---

*) Die philologischen Studien der Kaiserin Katharina II. Moskau, 1877.

**) St. Petersburg, 1877.

scheuchen, die er durch die Störung russischer Pläne in ihr erregt zu haben vermuthete, und die in der That vorhanden war. Er hoffte dies durch eine persönliche Begegnung zu erreichen, und der mit glänzenden Eigenschaften begabte ritterliche König durfte sich wohl versprechen, seinen Zweck bei der für Huldigungen empfänglichen Kaiserin durch ein fein berechnetes Auftreten zu erreichen. In der That kam 1777 die Reise nach St. Petersburg zur Ausführung. Herr Grot theilt das in der Universitätsbibliothek in Upsala aufbewahrte Reisetagebuch des Königs mit, das in manchen Einzelheiten interessant genug ist, aber nur bis in die ersten Tage des Aufenthalts in St. Petersburg reicht und daher über seine dortigen Erlebnisse nur wenig Aufschluß giebt. Auch die sonstigen Quellen Grot's schweigen über den wesentlichen Punkt, nämlich in wie weit Gustav insbesondere seine politischen Absichten — wie etwa den Plan eines schwedisch-russischen Bündnisses gegen Dänemark — bei der Kaiserin zu fördern vermocht hat. Gustav selbst war zwar höchst zufrieden mit dem Erfolge seines Besuches; er glaubte aufrichtig an eine Annäherung zwischen ihm und der Kaiserin, aber Katharina verbarg, während sie ihn in diesem Glauben ließ, Andern gegenüber das wenig schmeichelhafte Urtheil nicht, das sie ihrem Vetter widmete; spöttisch äußerte sie sich über gewisse Eigenschaften und Züge Gustav's, und es bewährte sich, was einer von des Letztern Vertrauten über die beiden gekrönten Verwandten aussprach, daß beide mit gleichen Schwächen behaftet seien, daß dieselben aber bei Katharina, die nach wirklicher Macht und Herrschaft strebte, einen männlichen, bei Gustav dagegen, der nur glänzen wollte, und sei es auch bloß mit Edelsteinen, einen weiblichen Charakter angenommen hätten. Immerhin spricht es für Gustav's Erfolge, daß sich bald nach der Zusammenkunft ein Briefwechsel zwischen ihm und Katharina entspann, der in seinem langen Verlaufe sich manchmal zu einem wirklich vertraulichen und freundschaftlichen Tone erwärmte. In dieser Correspondenz befand sich jener Brief, in welchem die Kaiserin sich darin gefiel, eingehend die etwas spartanische Art der Behandlung, die sie dem kleinen Großfürsten Alexander zu Theil werden ließ, zu erörtern und ihrem Vetter eine lehrreiche Vorlesung über Prinzen-Erziehung zu halten. Im Übrigen beweist auch dieser Briefwechsel, daß es zu den damaligen fürstlichen Sitten gehörte, sich gegenseitig in Briefen mit übertrieben starken Schmeicheleien zu bestreuen, hinter welchen sich nicht selten die Lachlust und die Spottsucht verbargen.

Im Jahre 1783 erfolgte eine zweite Zusammenkunft, und zwar in Frederikshamm. Sie dauerte nur wenige Tage. Die Kaiserin empfing hier von ihrem Verehrer einen entschieden ungünstigen Eindruck. Nicht allein erregte mancher lächerliche Zug von Gustav's Eitelkeit und Neigung zu äußerlichem Gepränge ihren Widerwillen, sondern sie glaubte auch in seinem Verhalten ein politisches Doppelspiel zu erkennen, das ihren Argwohn erregte. Gleichwohl wurde sodann der Briefwechsel mit der früheren Wärme fortgesetzt. Man speiste sich mit Lobpreisungen, tauschte Geschenke aus und erschöpfte sich in allen Arten von Aufmerksamkeit. Bei alledem wußte Katharina dem Könige zum Bewußtsein zu bringen, daß sie ihn mit Mißtrauen beobachtete. Das Mißtrauen war sehr begründet. In dem Augenblicke, als Rußland durch seinen Kampf mit der Türkei beschäftigt war, begann Gustav (1788) jenen Krieg, durch den er sich Finnlands bemächtigen wollte. Der Ausgang ist bekannt. Von Katharina konnte erwartet werden, daß sie Gustav's Vergehen mit einem ihrer Voraussicht angemessenen sicheren Gleichmuthe betrachten würde. Aber gerade in diesem kritischen Augenblicke wurde sie von ihrer Geistesgröße verlassen und von weiblicher Schwäche erfaßt. Mit leidenschaftlichen schmähenden Ausdrücken bekundete sie ihre tiefe Erregung; sie nannte den König blödsinnig, lächerlich, verrückt, und nahm sich vor, ihm, dem man allerlei Narrheiten zutrauen könne, eine derbe Lection zu geben. Mit Erbitterung beobachtete sie den Verlauf des zweijährigen Krieges, und in gleicher Weise begegnete ihr Gustav. Die Schattenseiten der persönlichen Regierung zeigten sich an beiden gekrönten Häuptern. Beide griffen zur Feder, polemisirten in Manifesten und Erklärungen mit größter Heftigkeit gegeneinander, und Katharina ging soweit, in einer von ihr verfaßten komischen Oper („Gore Bogatyr") den schwedischen König an den Pranger zu stellen, in dem sie ihn zu dem karikirten Helden des Stücks machte. Erst nach Schluß des Friedens beruhigten sich die Gemüther wieder, und so ausgeglichen erschienen alle Differenzen, daß man sich 1791 vereinigte, jenen Freundschaftsbund zu schließen, dessen Spitze bekanntlich gegen die französische Revolution gerichtet war. Im darauf folgenden Jahre wurde Gustav ermordet. Leider fehlen die Materialien, um beurtheilen zu können, wie die Nachricht von dieser Katastrophe auf Katharina wirkte. Man wird annehmen dürfen, daß sie starken Geistes darüber hinwegging, wie sie sich ja leicht über alles Ungemach zu trösten wußte: die Eindrücke über Andrer Schicksale pflegten bald hinter ihr Interesse am Staatswesen und ihre Bedürfnisse nach starken persönlichen Neigungen zurückzutreten.

In ernsterem Lichte erscheint Katharina in ihrem Briefwechsel mit Friedrich dem Großen. Diese Correspondenz kennen zu lernen, hat neuerdings die kaiserlich russische historische Gesellschaft in Band XX. ihres Archivs*) Gelegenheit gegeben. Sie umfaßt den Zeitraum von 1762 bis 1781 und erscheint hier in 141 Nummern, ohne daß sich aus Erklärungen der herausgebenden Gesellschaft, die ihr Archiv zwar in Druck und Papier splendid auszustatten, aber mit erläuternder Arbeit sehr sparsam zu sein pflegt, mit einiger Sicherheit ergiebt, in wie weit die Sammlung vollständig ist. Zum Glück wird man in kurzer Zeit durch die aus dem preußischen Archiv zu gewärtigenden Publikationen in die Lage kommen, in dieser Beziehung Controle zu üben und nöthigenfalls Ergänzungen vorzunehmen. Wie dem auch sei, der Petersburger historischen Gesellschaft gebührt für die Herausgabe des Briefwechsels aufrichtiger Dank, denn wenn aus demselben auch nicht wesentlich neues und besonders wichtiges Licht für die Beurtheilung der Ereignisse jenes Zeitraums ausströmt, so ist er doch reich an bedeutsamen Einzelheiten und an Material, um nicht nur das damalige Verhältniß zwischen Preußen und Rußland, sondern auch die persönlichen Beziehungen zwischen dem großen Könige und der Kaiserin klar zu stellen. Werden doch in dem Briefwechsel immerhin die wichtigsten politischen Angelegenheiten beider Reiche behandelt, und an der Weise, wie die beiden sich ihrer Verantwortlichkeit so stark bewußten Herrscher gegenseitig ihre Erfahrungen, Absichten, Hoffnungen und Besorgnisse austauschen, erkennt man oft mit Überraschung, von welcher Auffassung sie beseelt waren, wo die Interessen sich berührten.

In drei Mittelpunkten laufen diese Interessen während der zwanzig Jahre des Briefwechsels zusammen: in der polnischen Frage, in dem russisch-türkischen Kriege, und in dem bayerischen Erbfolgekriege.

Die polnische Frage spinnt sich von Anfang an in einer langen Reihe von Briefen fort. Es ist der König Friedrich, der sie gleich in seinem ersten Schreiben zur Sprache bringt; er gestattet sich, der Kaiserin, deren Verfahren keineswegs seine Billigung

*) St. Petersburg, 1877.

fand, Rath zu ertheilen, wie sie bei der bevorstehenden Königswahl zu verfahren habe, und bald ist man in einem vertraulichen Meinungsaustausch darüber, welche Maßregeln angesichts der steigenden Unruhen in dem gemeinsamen Nachbarlande zu treffen seien. Ein Bild, das der König gebraucht, beweist seine geringe Schätzung der in Polen sich breit machenden Elemente; er nennt die dortigen unruhigen Köpfe einen Wespenschwarm, der den friedlichen Bienen den Honig raube, aber sich zerstreue, sobald man sich ihm nähere. Über die Frage, auf welcher Seite der größere Antheil von Initiative zur ersten Theilung des Polenreiches war, könnte man in dem Briefwechsel bestimmten Aufschluß zu finden erwarten. Wenn dies nun auch nicht in solchem Maße der Fall ist, daß schon aus diesem Material die Lösung aller Zweifel zu entnehmen wäre, so geben doch gewisse Einzelheiten Anhalt genug, um Friedrich von der Verantwortlichkeit für die erste Anregung zu entlasten.

Die Frage wegen einer Theilung Polens wird in dem Briefwechsel zuerst in einem Schreiben des Königs vom 14. Januar 1764 erwähnt. Friedrich sendet der Kaiserin eine deutsch entzifferte Depesche seines Gesandten in Constantinopel vom 15. Dezember 1763, worin gemeldet wird, der dortige (gegen Rußland arbeitende) französische Gesandte habe der Pforte vorgestellt, wie Preußen und Rußland die Absicht hegten, Polen nach und nach zu theilen. Dabei empfiehlt Friedrich der Kaiserin wiederholt, bei ihren die Königswahl in Polen betreffenden Maßnahmen Mäßigung zu üben. Die Kaiserin dankt für die Mittheilung und versichert, sie werde erst dann, wenn alle anderen Mittel erschöpft seien, zu ernsten Maßregeln schreiten; der König werde sich davon bei Durchsicht des Projects der geheimen Convention überzeugen, welche sie ihm so eben durch den Minister Grafen Solms vorgeschlagen habe; die drohenden Demonstrationen sollen nur ausgeführt werden, um „unsrer" Partei in Polen das Übergewicht zu sichern, um „unsern" Vortheil zur Geltung zu bringen. Darnach muß der Gedanke an eine Zerstückelung Polens schon früher Gegenstand von Erörterungen gewesen sein. Wie es sich damit aber auch verhalten mag, so gewinnt man schon aus den hier mitgetheilten Briefstellen den Eindruck, daß es die Kaiserin war, in welcher der stärkere Drang zur Action wohnte. Dies bestätigt sich auch im weiteren Verlauf der Correspondenz, indem sich beobachten läßt, wie Katharina den Plan mit steigender Dringlichkeit verfolgt. Jedenfalls legt der Briefwechsel der noch neuerdings von L. Ranke bekundeten, aus dem literarischen Nachlaß Friedrich's geschöpften, Auffassung kein Hinderniß in den Weg. Darnach ist die Theilung durch Österreichs Vorgehen und Rußland angeregt worden, und ist Friedrich auf dieselbe eingegangen, weil er die Einnahme einer Provinz, durch welche Ostpreußen mit Brandenburg und Schlesien in Verbindung gesetzt werden konnte, als eine Bedingung für das künftige politische Bestehen des preußischen Staates erkannte.*)

Nicht minder lebhaft als in der polnischen Frage ist der Gedankenaustausch in den orientalischen Wirren. So lange die Kaiserin im Kriege gegen die Türkei die Grenzen nicht überschritt, in welchen sie sich nach Friedrich's Meinung im europäischen Interesse zu halten hatte, verfolgt der König den Gang der Ereignisse mit einem für die Kaiserin sehr schmeichelhaften Interesse; so oft er Nachrichten von den Fortschritten der russischen Armee empfängt, sendet er der Kaiserin Glückwünsche, welche in die artigsten Formen gekleidet sind. So schreibt er einmal: „die Thatsache, daß das Mittelmeer mit russischen Schiffen bedeckt ist, und daß russische Flaggen auf den Ruinen von Sparta und Athen wehen, wird ein ewiges Denkmal der Größe, des Ruhms der Kaiserin wie ihrer Regierung sein; Constantinopel zittert bei dem Anblick der russischen Flotte; nach dem Frieden, den Katharina's Mäßigung dem Sultan vorschreiben wird, wird das Gebäude gekrönt und Katharina den größten Helden der Welt beigezählt werden." Ferner: Friedrich wisse gar nicht mehr, zu wie viel Siegen er der Kaiserin Glück wünschen sollte; er fürchte, sie zu belästigen und werde daher künftig immer warten, bis die gewonnenen Schlachten ein halbes Dutzend ausmachen. In dieser Weise geht es fort. Aber mit solchen Complimenten verbindet Friedrich auch den ernstlichen Rat zur Mäßigung. Mit beredten Worten preist er diese Tugend und sagt, die Kaiserin werde eine Erhöhung ihres Ruhms ernten, wenn sie alle Völker von ihrer Uneigennützigkeit und billigen Denkungsweise überzeuge. Er bleibt dabei nicht stehen, sondern legt der Kaiserin Anfang Januar 1771 eine bestimmt formulirte Denkschrift darüber vor, welche Forderungen der Kaiserin er beim Friedensschlusse zu befürworten geneigt sei, und über welche hinaus er seine freundschaftliche Vermittelung für Rußland ablehnen müsse. Hier ist der Beginn einer zwischen dem König und Katharinen eintretenden Verstimmung. Der Brief, mit dem die Denkschrift überreicht wurde, ist nicht mehr vom König eigenhändig geschrieben, und seine höflichen Formen machen einer entschiedenen diplomatischen Sprache Platz. Katharinens Absichten gingen allerdings weit über die von Friedrich gezogenen Gränzen hinaus, und sie erwidert in einem ebenfalls nicht eigenhändigen Schreiben mit kühlem, bestimmtem Tone, sie könne mit dem von Friedrich dargebotenen Maße von Vortheilen (die beiden Kabarda, Asow nebst Umgebung und freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere) nicht zufrieden sein, worauf von Friedrich eine wiederum nicht eigenhändig geschriebene wiederholte Warnung erfolgt. Diese Differenzen füllen den Briefwechsel während des ganzen Jahres 1771, und die Verstimmung dehnt sich noch auf ein paar weitere Jahre aus. Erst drei Jahre später, als der Friede geschlossen war, findet Friedrich in eigenhändigen Schreiben es für angemessen, zu seinem früheren artigen und schmeichelnden Tone zurückzukehren.

Geradezu überschwänglich in Lobeserhebungen ist Friedrich in den Briefen über den bayerischen Erbfolgekrieg. Er äußert sich entzückt über Katharinens Bereitwilligkeit, seine Interessen zu fördern; und als es gelang, die Angelegenheit ohne Blutvergießen zu ordnen, schreibt er dem Machtwort der Kaiserin den Erfolg zu; es habe mehr ausgerichtet, als eine Anzahl von Siegen über die österreichische Macht vermocht hätten. Folgende Worte beweisen den Grad seiner Bewunderung und Erkenntlichkeit: „Die Waffen Ew. Majestät haben die Pforte zu Boden geworfen; Ihre siegreichen Flotten haben bis zu den Dardanellen hin Schrecken verbreitet; Ihre Gesetze erregen allgemeine Bewunderung und Nachahmung bei den civilisirtesten Nationen Europa's, und um Ihren Ruhm noch mehr zu steigern, genügt Ihr Wille allein, um streitende Völker zum Friedensschluß zu bewegen."

Das ist eine kleine Probe des Stils, in welchem Friedrich sich seiner kaiserlichen Nachbarin gegenüber bewegte. Der Briefwechsel ist, mit Ausnahme der Zeit von 1771, auf Friedrich's Seite gefüllt mit dergleichen oft gesuchten Lobeserhebungen. Bekanntlich hatte, als Katharina den Thron Rußlands bestieg, Friedrich die vollste Ursache, sich die Gunst ihrer Politik zu sichern. Durch Verschwendung preisender Redensarten, verherrlichender Vergleiche und Aufmerksamkeiten aller Art glaubte er dem Zwecke

---

*) L. von Ranke: Friedrich der Große. Friedrich Wilhelm IV. Zwei Biographien. Leipzig, 1878. Duncker u. Humblot.

zu dienen. Seine Menschenkenntniß wird ihn belehrt haben, daß das Mittel dem persönlichen Wesen der Kaiserin entsprach. Was indeß anfangs aus übertriebenem Bemühen um die politische Huld der Kaiserin geschah, gestaltete sich nach und nach zu Äußerungen wirklicher Überzeugung. Friedrich war in der That, wie viele Aussprüche bei anderer Gelegenheit, z. B. im Briefwechsel mit Voltaire beweisen, von Bewunderung für Katharina, die Beherrscherin des Nachbarreiches, erfüllt und stellte sie nicht ohne Grund in manchen Beziehungen über Peter den Großen; sie war in seinen Augen wirklich die zweite Schöpferin der Großmacht Rußlands. Ob Katharina die Verehrung Friedrich's in gleichem Maße erwiederte, darf nach dem Briefwechsel in einigen Zweifel gezogen werden. Ihre Briefe sind meist in einem kühlen, gemessenen Tone gehalten; sie nimmt die Huldigungen als etwas auf, was ihr gebührt, und erst, nachdem Friedrich die erworbene Macht im Rathe und Interesse Europas mit überlegener Geistesfülle geltend machen konnte, läßt sie sich herbei, den Ton ihrer Briefe wärmer und vertraulicher zu gestalten. Thatsache ist, daß ihre Briefe an Joseph II. ein ungleich größeres Vertrauen, innigere Beziehungen aufweisen, als diejenigen an Friedrich. Im Ganzen ist also der Briefwechsel reich an Einzelheiten zur Beurtheilung der beiden Persönlichkeiten, aber ziemlich arm an bedeutsamen Aufschlüssen über die großen politischen Bewegungen der Zeit; man hat in ihm mehr Gelegenheit, sich an dem brillanten Sprachspiel zweier geistvoller Herrscher verschiedenen Geschlechts zu ergötzen, als neue Kenntnisse zur Geschichte ihrer Regierung zu erwerben.

Griechenland.

Kleon R. Rhangawis: Julianus Apostata, dramatisches Gedicht in fünf Acten.*)

Ich halte es für Pflicht, die Leser dieser Zeitschrift auf das genannte in mehr als einer Beziehung höchst bedeutsame und kühne Werk wenigstens aufmerksam zu machen, obgleich ich nicht in der Lage bin, durch eine eingehende Besprechung und Würdigung dem Verf. gerecht zu werden. Ich lasse über ihn zunächst die Worte eines Mannes folgen, der sicher als der befähigtste Beurtheiler über griechische Dichtungen gelten darf, dem aber in diesem Falle seine nahe Beziehung zu dem zu Beurtheilenden eine größere Zurückhaltung im Lobe und in der Anerkennung auferlegt hat, als er sie einem ihm Fernstehenden gegenüber zu bewahren gehabt hätte.

Der griechische Gesandte in Berlin, Alexander Rhisos Rhangawis oder Rangabé, einer der ausgezeichnetsten — um nicht zu sagen: der ausgezeichnetste — der heutigen griechischen Dichter und Gelehrten, sagt in seinem (von mir auch in diesen Blättern besprochenen) Précis d'une histoire de la littérature néo-hellénique Bd. 2, S. 104 über seinen Sohn Kleon, den Verfasser des in Rede stehenden Werkes, nachdem er eine Abhandlung von ihm „über das Privatleben der Griechen im homerischen Zeitalter" erwähnt:

„Als Dichter hat er reizende lyrische Stücke geschrieben, die durch ihre Ursprünglichkeit glänzen und eine Fülle tiefer Empfindung bekunden. Ein feuriger Bewunderer der altgriechischen Sprache und in der Überzeugung, daß die neuere Sprache sich ihr wieder, aber nicht schnell genug nähert, hat er geglaubt, in seinen dichterischen Werken die künftigen Fortschritte schon vorwegnehmen zu dürfen, und sich erlaubt, Formen und Wendungen zu gebrauchen, die, regelrecht nach der altgriechischen Sprachlehre, doch durch den heutigen Gebrauch noch nicht zur Genüge anerkannt, in den Augen mancher Beurtheiler die Geschmeidigkeit seiner Schreibweise beeinträchtigen. Er hat auch theils in ungebundener Rede, theils in reimlosen Versen ein dramatisches Gedicht geschrieben, dessen Held Julianus Apostata ist. Unzufrieden mit seinem Werke, hat er es (bisher noch) nicht veröffentlicht. Diejenigen, welche es gesehen, wissen, daß es, wenn es auch ein wenig an der Form und besonders an einer Überfülle der Gedanken leidet, doch, sobald er die Muße zur Umarbeitung gewinnt, um seine Kühnheiten zu zügeln und sein Werk in den von der Kunst vorgeschriebenen Grenzen zu halten, einst unter den Hauptwerken der neuen dramatischen Literatur Griechenlands zählen darf" u. s. w.

Was nun die erwähnten Umgestaltungen der heutigen Sprache betrifft, die man nicht wohl Neuerungen nennen kann, sondern eher, wenn der Ausdruck verstattet wird, Alterungen, da durch dieselben die jetzige Sprache möglichst der alten wieder angenähert werden soll, so hat sich der Verfasser darüber ausführlicher in seinem Vorwort S. κξ' u. flg. ausgesprochen und insbesondere auf S. λγ' die von ihm hauptsächlich durchgeführten Veränderungen angegeben. Ob der Verfasser mit diesem kühnen Zurückschrauben durchdringen wird, kann einzig der Erfolg lehren. In diesem Falle würde ihm der Ruhm eines gewaltigen Reformators für seine Muttersprache nicht zu bestreiten sein und ein solcher Ruhm lohnt wohl ein kühnes Wagniß, so sehr auch von demselben die bekannte Grabschrift des Phaethon zurückschrecken dürfte (Ovid, Metam. 2, 328) und so wenig auf diesem Gebiete das Wort sich bewährt: In magnis et voluisse sat est. Hier genügt es nicht, das Große gewollt zu haben, wenn nicht der Wille des Volkes zustimmend dem Vorschlag und Versuch des Einzelnen Geltung und Gesetzeskraft verleiht. Die Anerkennung aber wird man dem Verfasser jedenfalls zollen müssen, daß er mit Feingefühl die Entwicklung der heutigen Sprache und ihre Eigenthümlichkeit zu beachten und mit der Grammatik und dem Wortschatz der alten Sprache möglichst in Übereinstimmung zu setzen redlich gestrebt hat.

Auf den Inhalt der Dichtung im Einzelnen näher einzugehen, müssen wir, wie gesagt, verzichten. Wir sagen nur kurz, daß es kein für die Aufführung bestimmtes Drama ist. Dies erhellt schon aus dem nahe 500 Seiten umfassenden Umfang. Es ist, wie der Titel sagt, ein dramatisches Gedicht, und zwar hat der Dichter offenbar ein geschichtlich treues Gemälde des julianischen Zeitalters darstellen und zugleich den Kampf, nicht sowohl zwischen dem zu Grunde gehenden Heidenthum und dem Christenthum, wie zwischen diesem und der fortschreitenden Wissenschaft schildern wollen. Diesem doppelten Zwecke sind auch die sehr beachtenswerthen Anmerkungen (S. 495—566) gewidmet.

Unverkennbar offenbart sich hier ein tiefsinniger, reicher Dichtergeist, der nur noch zu sehr in das Maßlose schweift. Wenn er erkennt und beherzigt, was unser Goethe mit den Worten ausspricht:

> „Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
> In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", —

---

*) Ἰουλιανὸς ὁ παραβάτης. Ποίημα δραματικὸν εἰς μέρη πέντε ὑπὸ Κλέωνος Ῥ. Ῥαγκαβῆ, γενικοῦ προξένου τῆς Ἑλλάδος ἐν Ῥωμανίᾳ. Ἀθήνῃσιν ἐκ τοῦ τυπογραφείου Πέτρου Περρῆ. 1877, λη' und 570 Seiten Großoctav.

so wird er ohne Zweifel einen ausgezeichneten Rang auf dem griechischen Parnaß einzunehmen bestimmt sein.

Dan. Sanders.

Skandinavische Länder.

Thoresen: Dorfgeschichten aus Norwegen.*)

Eine sehr bedeutende poetische Begabung spricht aus diesen Erzählungen, deren Reiz noch erhöht wird durch das fremdartig Charakteristische der darin geschilderten Menschen und Natur. Starr, hart und eigenartig gleich dem Boden, worauf er lebt, tritt uns der Nordländer hier entgegen, in der ganzen Schroffheit des Menschen, dem das spärlich bevölkerte Land Raum gewährt zur vollen Entfaltung aller Ecken und Kanten. Ein Naturell, das sich mehr in dem Kampf mit den Elementen als im Verkehr mit Mitmenschen entwickelt, schroff und unbändig gleich der umgebenden Natur, ist das Wesen dieser knorrigen Menschen, hart, in sich gefestet, von wenigen Interessen bewegt, nur eine starke Hand über sich erkennend, der sie sich in Ergebenheit beugen, oder in ohnmächtigem Zorne widerstreben, bis der Sturm des Lebens ihre, durch keinen geistigen Gehalt beseelte Widerstandskraft zerbricht. Die Einseitigkeit der Auffassung, die, wenn auch immer in anderer Form, in jeder der Erzählungen wiederkehrt, mag durch den Volkscharakter wie dieser durch die Eigenthümlichkeit der ihn erzeugenden Elemente gerechtfertigt sein, aber der volle künstlerische Genuß wird durch eine gewisse Monotonie beeinträchtigt. Indessen wollen wir darum nicht mit der Verfasserin rechten, deren eigenartiger Anlage wie geistiger Entwickelung diese Richtung naturgemäß ist, und die, abgesehen davon, in der Darstellung ihrer Gestalten eine ziemliche Mannigfaltigkeit, in den Schilderungen der Natur, die originell und stimmungsvoll sind, eine seltene Feinfühligkeit zeigt. Ihre Charaktere sind lebensvoll und anschaulich; die Männer hart, trotzig, unvernünftig, die Frauen weich, liebevoll, duldend. Doch scheinen die letzteren treuer, wahrer und tiefer empfunden als die Männer, bei denen die „böse und schadenfrohe, wilde und selbstsüchtige Natur" oft durch gar keine bessere Regung gemildert wird. So z. B. bei Lars Björn und seinen boshaften Söhnen.

Lebenswahrer erscheint Pilt-Ola, der kindische Alte, der, wie ihm seine ehemalige Braut Kari sagt, „zweierlei Willen" hat, und „das ist das Unglück. Es kann zu nichts nützen, daß Du zwei Pferde vor den Pflug spannst, wenn das eine hierhin und das andere dorthin geht." Dieser Widerspruch zwischen der guten Absicht und dem Mangel an Kraft zu ihrer Ausführung, hat aus dem tüchtigen, starken Burschen Ola Gravseidet einen in Raufereien verkrüppelten kindischen Greis gemacht, der nur eine Reliquie aus seiner guten Zeit noch mit rührender Verehrung bewahrt: das Lied, das er einst in glücklicheren Tagen seiner Braut gedichtet. Seiner Braut, die ihm sein Wort zurückgegeben: „Kari hatte über Ola's wilden lasterhaften Lebenswandel wohl unzählige Thränen geweint, aber ihren festen, starken Willen hatte der Schmerz nicht zu brechen vermocht. Deshalb besaß sie auch den Muth, in einer schweren Stunde ihr Wort zurückzunehmen, und keine Überredung, alle Bitten und Thränen Ola's konnten sie in ihrem festen, unabänderlichen Beschluß wankend machen.

Wo Laster und Sündhaftigkeit herrschten und nicht Gottes Wort, war keine Heimstätte für Kari.

Da sank Ola der Muth, und in Reue und Schmerz faßte er die besten Vorsätze. Aber nachdem das erste Weh sich in heißen Thränen Luft gemacht hatte, trank Ola zum Trost sich einen Rausch an, und als er wieder nüchtern ward, hatte er Alle, die sonst ihm wohlwollten, gegen sich. So stand er allein gegen Alle.

Als Ola Hand in Hand mit Kari zum ersten Mal über die blumigen Gelände wanderte, über die Felder, die im warmen, lichten Sonnenschein im ersten Frühlingsgrün sproßten, schien ihm das keimende, schwellende, grünende Leben eine frohe, freudige Vorbedeutung, ein Bild künftiger Tage zu sein, und es war damals nur der eine Wille in ihm lebendig, mit Kari glücklich zu werden. Aber nach des Vaters Tode gesellte sich zu diesem ersten Willen ein zweiter, den das Laster erzeugt hatte: eine Neigung, ein Hang zum Trinken. Und jetzt, da Kari das gegebene Wort zurückgenommen, lebte gleichsam ein Dreiklang in seiner Seele, — nicht ein harmonischer Dreiklang, sondern ein häßlicher, getheilter Ton, der sich aus Unbändigkeit, Verzweiflung und Ohnmacht zusammensetzte." —

Wer weiß, was aus ihm geworden wäre — denn diese nordischen Männer scheinen sich, trotz ihres „unlenkbaren Sinnes" gar leicht und willig von ihren Frauen leiten zu lassen, wie sogar der starrsinnige Lars Björn — wenn seine Kari den höheren Mut besessen hätte, ihr Wort zu halten, und nicht eigensüchtig, christlich-praktisch nur an ihr eignes Heil zu denken. Ein ähnlicher Zug in der Erzählung „In der Kirche" findet auch durch den Mund des trefflichen Pfarrers die unbedingte Billigung der Verfasserin, während es dem Leser scheint, als habe auch hier ein großherzigeres Opfern einer immerhin berechtigten Selbstsucht durch Ertragen eines kleineren Übels größeres Unheil abwenden können. Die junge Frau verbietet ihrem Manne, seine Freunde, die ihn zum Trinken verleiten, mit in das Haus zu bringen, und trägt so dazu bei, auch ihn hinauszutreiben in die schlechte Gesellschaft. Doch diese Erzählung ist so stimmungsvoll, so ächt poetisch ausgeführt, daß jeder etwaige sachliche Einwurf gänzlich verstummt vor einer Darstellung, die so vollkommen fesselt, so gleichsam einspinnt in das Spiel der Lichter der Sonne, die da sinkt, und mit ihren letzten Strahlen die süße Erinnerung einer sonnigen Zeit wachruft im Herzen der kummerbeladenen jungen Mutter an der Wiege ihres todtkranken Kindes. — Besonders gelungen sind der Verfasserin diese rührenden Frauengestalten neben den reckenhaften Männern, die Alle — sogar der oft wiederkehrende, stets unverkennbar dieselben Züge tragende, edle, über alle menschlichen Leidenschaften erhabene Pfarrer — etwas von der wilden Kraft des Wicking in sich haben. Die Männer machen, trotz versuchter Ausführung der Charaktere, doch alle mehr oder minder den Eindruck des Zusammengetragenen, des Skizzirten.

Die Übersetzung liest sich im Ganzen gut; leider läßt die Bemerkung „frei nach dem Norwegischen" nicht die wünschenswerthe strenge Treue annehmen. Auch stellt der Übersetzer, Herr Walter Reinmar — es scheint mir weit eher eine Übersetzerin zu sein — wie das ja in solchen Fällen nicht selten vorkommt, die durch diese Übersetzung bei uns eingeführte Schriftstellerin entschieden zu hoch. So poetisch schön und kraftvoll Magdalene Thoresen auch darstellt, so muß ich doch gestehen, daß mir die

---

*) Gesammelte Erzählungen von Magdalene Thoresen. Frei nach dem Norwegischen von Walter Reinmar. Berlin, 1878. J. Guttentag.

Bauernnovellen von Björnstjerne Björnsen mit ihrer Urkraft, Einfachheit und tief empfundenen Poesie noch weit höher stehen, und möchte ich hierin dem Übersetzer widersprechen, der die kurze, interessante Lebensgeschichte der Dichterin, welche er nach ihren eigenen Mittheilungen erzählt, mit folgendem Urtheil über ihre Leistungen schließt: „Ich möchte nur dem Wunsche Ausdruck geben, daß die vortrefflichen Erzählungen von Magdalene Thoresen, die ich für die erste lebende Schriftstellerin des skandinavischen Nordens halte, auch in Deutschland denselben Beifall finden mögen, der ihnen in der nordischen Heimat zu Theil ward. In diesen Erzählungen ist die großartige Natur Norwegens, Berg und Fels und Wald und Wasserfall — das Meer mit seinem Schrecken und der Charakter des norwegischen Volkes so getreu gezeichnet, daß sich denselben nichts Ähnliches an die Seite stellen läßt, selbst nicht die berühmten Bauernnovellen Björnstjerne Björnsen's. Einen großen Vorzug haben außerdem Magdalene Thoresen's Erzählungen vor den meisten anderen Novellen: sie sind von dem Hauch einer tiefen, innigen Poesie beseelt und durchgeistigt; sie sind ohne alle Ausnahme sittlich rein und erhebend.... Magdalene Thoresen's Persönlichkeit hat etwas in hohem Grade Imponirendes; ihre reine volle Weiblichkeit läßt nichts Geziertes und Geschraubtes aufkommen, so daß der Gedanke an die Untugenden und Absonderlichkeiten, welche die Kritik sonst gern gelehrten und schriftstellernden Frauen beilegt, nicht Raum findet. Magdalene Thoresen ist einfach, voll Klarheit und Würde."

Man sieht aus diesem Urtheil, dem ich, unter erwähntem Vorbehalt, mich gern anschließe, daß das Büchlein besonders Frauen und jungen Mädchen zu empfehlen ist. M. B.

Kleine Rundschau.

— **Der Zustand des spanischen Theaters.** Häufige Klagen werden in den spanischen Zeitschriften laut über den Verfall des Theaters. „Das Theater", sagt ein geachteter Kritiker, M. de la Revilla, in der Revista Contemporanea 1878 Nr. 53, „schreitet auf der Bahn des Verfalles jäh vorwärts. Die Geschichte des teatro de la Comédia, d. i. des Schauspiels, in diesem Jahre ist eine fast ununterbrochene Reihe von Niederlagen, und ein Gleiches kann man vom teatro Español sagen. Selbst Herr Echegaray hat in diesem Jahre einen seiner größten Irrthümer begangen, indem er „das was sich nicht sagen läßt" (lo que no puede decirse) schrieb. Die Schriftsteller von Ruf bleiben im Hintergrunde, die Mittelmäßigkeiten nehmen von der Bühne Besitz, und der schlechte Geschmack breitet sich allüberall aus." Das ist etwa der Inhalt zahlreicher begründeter Klagen. Der Herr Echegaray, Exminister und Mathematiker von Fach, ein, wie mir scheint, übertrieben gepriesener, anderseits wegen seiner letzten Stücke mit gerechter Strenge beurtheilter Dichter, verdient eine besondere Studie. Seine Stücke, um nur so viel zu sagen, sind formgewandt, aber in Erfindung und Charakteristik unglaublich erkünstelt und unwahr, hyperromantisch und mathematisch kalkulirt zugleich: auf keinen Fall eine Regeneration der spanischen Bühne.

Nicht ohne Interesse ist die Übersicht der dramatischen Dichtungen des Jahres 1877, welche M. Ossorio y Bernard in der Rev. Contemp. 1878 Nr. 54 giebt. Außerordentlich groß ist die Zahl der „Novitäten", aber ihr Werth steht in keinem Verhältnisse zur Menge: es kommt auf jeden Tag des Jahres etwa ein Schauspiel. 289 sind aufgeführt worden, und zwar 8 von mehr als drei Acten, 52 von drei, 38 von zwei und 191 von einem Acte. Diese letzte Zahl ist besonders bemerkenswerth. Einige Dichter excelliren noch durch Lope'sche Fruchtbarkeit; Augusto Madan brachte alles in allem siebzehn Acte auf die Bühne, Mariano Pina Dominguez fünfzehn, Calixto Navarro vierzehn, Ramos Carrion zwölf, der genannte Echegaray elf Acte. Übersetzte Werke, die zur Aufführung gekommen sind, sind in dieser Übersicht mitgezählt worden.

Eine ähnliche Übersicht bringt die Academia, aus der noch hervorgeht, daß bei weitem die Mehrzahl der neuen Stücke, nämlich an 2 0 meist einactige, auf den kleinen Theatern für das niedere Volk aufgeführt worden sind, während die größeren und durchgearbeiteten Stücke nur einige 30 betrugen; es ließe das auf eine außerordentliche Blüte des populären Schauspiels schließen, von welchem Werthe dasselbe auch immer sein mag.

Neuerdings hat das Schauspiel Consuelo des Herrn Ayala sehr gefallen und wird von Herrn Revilla in überaus anerkennender Weise sehr ausführlich besprochen (Revista Contemp. 1878 Nr. 57) als ein eine bessere Zukunft verheißendes Drama. „Consuelo, sagt Revilla, ist eine Wiederauferstehung gewesen. Mit ihr hat die Kunst den Grabstein gebrochen, der sie niederhielt, und ist zum strahlenden und lichten Leben zurückgekehrt. Denn das ist Kunst, und das Übrige ist die verderbliche Frucht der ungeordneten Einbildungskraft, die der Realität des Lebens und dem wahren Gefühl des Idealen und den Gesetzen des guten Geschmacks entfremdet ist." Als Inhalt wird von Herrn de Revilla angegeben: „Der Durst nach Gold, das Jagen nach materiellem Genusse, die Liebe zum Luxus, die sich ins Herz der Frau einschleicht, in ihm die Quellen der reinen Liebe austrocknet, den Frieden des Gewissens und die Freuden der Seele opfert und schließlich als gerechte und folgerichtige Strafe die Vereinsamung, Enttäuschung und das bittre Unglück bringt: das ist Consuelo. Der Gedanke ist nicht neu; aber das Geheimniß der Kunst besteht darin, daß man alte Stoffe verjüngt, Dank den Vorzügen der Form". Und vor allem ist die Idee zeitgemäß.

Frühere Stücke des Herrn Ayala sind El tejado de vidrio, das Glasdach, und el tanto por ciento, so und so viel Procent, die nicht minder gerühmt werden. Im Allgemeinen urtheilt Herr de Revilla über den Dichter so: „Grüßen wir mit Enthusiasmus den großen Dichter, der in diesen Momenten, die so traurig für die dramatische Literatur sind, mit fester, muthiger Hand die rettende Fahne der Kunst und des guten Geschmacks aufpflanzt. Es war Zeit, auf den rechten Weg zurückzukehren und die großen Principien der dramatischen Kunst in ihrer Reinheit wiederherzustellen. Es war Zeit, dem triumphirenden Neuromanticismus den vernünftigen Realismus entgegenzustellen, welchen Herr Ayala vertritt. — Das ist der schöne, großartige Realismus aller großen Dichter; in ihm waren Meister Calderon und Shakespeare; ihn pflegten in unseren Tagen Hartzenbusch, Garcia Gutierrez in seiner zweiten Epoche, Tamayo, Ayala, Nuñez de Arce, Ventura de la Vega u. a. erlauchte Geister", u. s. f.

Ich hoffe meinerseits über den Dichter bald ausführlicher berichten zu können trotz der Schwierigkeit, die man hier hat, die zeitgenössische spanische Literatur eingehender zu verfolgen.

Außerdem hat noch das Drama eines erst siebzehnjährigen Jünglings, des Herrn Cavestany, el esclavo de su culpa großen Beifall gefunden; es wird geradezu als das beste des Jahres 1877 bezeichnet. Indeß muß man sich vorsehen, dem Urtheile

der spanischen Kritiker so ohne Weiteres zu vertrauen. Nach dem, was die Academia über das Stück bringt, scheint es in der Art der Echegaray'schen Schauspiele gedichtet zu sein, und deren übertriebener Anerkennung vermag ich mich nicht anzuschließen.

P. Fr.

— **De l'abus des spiritueux, maladies des buveurs**[*]. Ein wackerer belgischer Arzt unternimmt es in diesem Buche, der Menschheit von neuem die üblen Folgen übermäßigen Alkoholgenusses vor die Augen zu führen. Zu dem Behuf untersucht er als gewissenhafter Physiker zunächst mit umständlicher Genauigkeit den Stoff, um den es sich handelt. Seine Entdeckungen sind wohl geeignet, die Neigung zum Alkohol zu mindern. Nach ihm steht fest, daß dem Alkohol schon in seiner ursprünglichen Form eine Menge unreiner Zuthaten fälschend beigemischt werden. Dr. Barella nun begnügt sich nicht damit, durch das Hervorzerren dieses Unraths auf die Empfindungen der Alkoholfreunde einzuwirken und ihren Abscheu zu wecken, sondern er wendet sich auch an die Behörden mit der Aufforderung, mit aller Strenge polizeilicher und strafender Maßregeln gegen die alkoholfälschenden Frevler vorzugehen. Dann, nachdem er hierdurch seinem empörten Gemüthe einigermaßen Beruhigung verschafft hat, kehrt er zu seinen ärztlichen Erwägungen zurück. Er erkennt an, daß völlig reiner Alkohol, in kleinen Dosen genossen, wohlthätig wirkt; nur das Übermaß des Genusses erfüllt ihn mit Sorge, die ihn bestimmt mit der ganzen Kraft ärztlicher Autorität auf die Krankheiten, die zumal aus dem gewohnheitsmäßigen Überschreiten des Bedürfnißmaßes folgen, auf ihren Geist und Körper zerstörenden Einfluß und auf die in Verarmung und Verbrechen sich zeigenden weiteren Wirkungen hinzuweisen. Seine Schilderungen sind ergreifend; aber die Erwartung, daß der Verfasser neue Vorschläge zur Bekämpfung des Alkoholismus daran knüpfen werde, erfüllt sich nicht; der Arzt erscheint in dieser Beziehung ebenso rathlos wie der Moralist. Seine Vorschläge beschränken sich darauf, den Verfälschungen vorzubeugen, die fiskalischen Lasten der Brauereien zu erleichtern, damit der Branntwein durch das Bier ersetzt werde, und schließlich das Volk zu belehren und aufzuklären. Also auch der Arzt wagt sich aus dem Ideenkreise seiner Vorgänger nicht heraus. Das bringt Enttäuschung hervor. Dagegen überrascht Barellas Übergang zu einem ganz andern Capitel. Er wendet sich nämlich zum Schluß gegen den Tabakgenuß, der nach ihm auf einem erkünstelten Bedürfniß beruht und im Übermaß gleichfalls schädlich wirkt. Also nur im Übermaß! Man hätte eigentlich erwartet, daß Dr. Barella das Rauchen einer Cigarre von dem Recepte einer Medicinalperson abhängig machen würde. Indessen dieser Gefahr sind die Raucher für diesmal entgangen; sie dürfen aufathmen: Dr. Barella gestattet den mäßigen Genuß leichten Tabaks.

— **Eötvös' Gedanken.** Wenn von einem ungarischen Staatsmann und Schriftsteller gesagt werden kann, daß er den Besten seiner Zeit genug gethan habe, so gilt dies von Josef Freiherrn von Eötvös, der vor sieben Jahren seinem Vaterlande und den Gebildeten aller Nationen zu früh entrissen wurde. Es war ein Zug von dem universellen Genie Goethes in diesem Manne, der, ein tüchtiger Jurist und Nationalökonom, glänzender Redner und Präsident der von ihm reorganisirten ungarischen Akademie, uns eine Reihe von mit ungewöhnlichem poetischen Talent ausgestatteten Lustspielen, Culturromane von bedeutendem Erfolge, wie: „Die Karthäuser" und „der Dorfnotär", und staatswissenschaftliche Werke von epochemachendem Charakter, wie: „Der Einfluß der herrschenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts auf den Staat" hinterlassen und wiederholt (1848 und 1867) Cultus- und Unterrichtsminister in Ungarn, seinem Vaterlande ein treffliches Volksschulgesetz gegeben hat, das den Schulzwang einführte, die Volksschule zu einer Gemeindeanstalt machte und den Confessionalismus aus ihr verbannte. Von ihm ist auch der Entwurf jenes erst später nach seinem Tode in Kraft getretenen Religionsgesetzes, das allen Staatsbürgern das Recht freier Religionsübung, des Austritts aus den bestehenden Kirchen und der Bildung neuer Religionsgenossenschaften verbürgt. — Eine deutsche Ausgabe der gesammelten Werke des Freiherrn Eötvös, welche z. Theil schon in dritter Auflage vorliegt,[*]) erregt das größte Interesse; wie das Testament des Verstorbenen muthet besonders der sechste Band der Sammlung an, der die „Gedanken" des Staatsmanns und Dichters enthält. (Bd. I u. II „die Karthäuser", III bis V „der Dorfnotär"). Unter dem aus den Briefen seiner Mutter genommenen, schönen Motto: „Glaube keinem Gedanken, dem dein Herz widerspricht!" bringt uns das Buch Gedanken von edelstem Kern über „Glaube und Religion", „Mensch und Welt", „Literatur und Wissenschaft", „Staat und Politik." Sie sprechen am Besten für sich selbst, und so mögen anstatt trockener Charakteristik einige, die ich herausgreifen zu sollen glaubte, hier stehen:

„Wenn wir an ein Walten der göttlichen Vorsehung glauben in sogenannten großen Dingen, welche auf das Wohl von Nationen oder des ganzen Menschengeschlechts Einfluß üben, so ist gar kein Grund vorhanden, weßhalb wir daran zweifeln sollten, wo es sich um den Verlauf unseres eigenen Daseins handelt. Im Vergleiche zu jenem Wesen, von welchem dies All erschaffen wurde und erhalten wird ist die Erdkugel so winzig klein, wie ein einzelnes Menschenherz, und der Gedanke, daß all den Millionen Himmelskörpern, welche an unserem Firmamente erscheinen, Ein Geist die Bahn vorgezeichnet hat, ist für unseren schwachen Verstand eben so unbegreiflich, wie, daß über unsere eigenen Wege die Güte eines allmächtigen Wesens wacht. Die göttliche Vorsehung müssen wir entweder ganz und gar leugnen, oder sie in Allem und Jedem anerkennen."

„Große Schriftsteller, wie z. B. Goethe, haben in ihren alten Tagen einzelne ebenso ausgezeichnete Werke geschaffen, wie in ihrer Jugend; der Unterschied liegt nur darin, daß sie später mühevoll suchen mußten, was sie einst — wie im Flusse das Waschgold — so zu sagen, spielend gefunden haben. Das Erz ist deshalb eben so rein und edel, aber das Bergwerk ist darum doch ärmer geworden."

„Es ist allerdings wahr, daß der Dampf den Kessel zersprengen, daß der Zug bei schneller Fahrt aus dem Geleise springen oder mit einem anderen zusammenstoßen kann, und daß, wenn man die Locomotive nicht heizte, auch keine Spannung des Dampfes im Kessel vorhanden, und dann auch keine Gefahr zu befürchten wäre; dies gilt auch vom Fortschritte. Die Kraft, welche ihn bewirkt, ja auch der Fortschritt selbst, ist stets mit Gefahren verbunden, und jede Nation, welche ohne Vertrauen in ihre eigene Kraft vor jedem Hindernisse scheu stehen bleibt, kann eben so sicher sein, wie jene ungeheizte Locomotive, nur daß sie dann auch ihrer Aufgabe ganz in derselben Weise entsprechen wird." —ß.

[*] Par le docteur Hipp. Barella. Bruxelles, 1878. Manceaux.

[*]) Wien, 1878, A. Hartlebens Verlag.

— **Über Begriff, Ziel und Methode der Geographie.** So betitelt sich eine sehr belangreiche Studie von F. Marthe, die im letzten Hefte des vorigen Jahrganges der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin"*) erschienen ist. Das Thema scheint von allgemeinem Interesse, weshalb wir den Ausführungen des Verfassers hier näher treten wollen. Derselbe stellt zunächst fest, daß die Geographie, als Erdkunde aufgefaßt, ihren Gegenstand, die Erde, keineswegs allein beherrscht, sondern sich in die Erforschung und Betrachtung desselben mit anderen Wissenschaften theilt. Wollte man den Begriff der Geographie so weit fassen, daß er alle diese Wissenschaften, wie Astronomie, Geologie, Meteorologie, Ethnologie und Statistik, unter sich begreift, so würde man eine Wissenschaft erhalten, welcher kein menschlicher Geist mehr gewachsen wäre. Also muß der Begriff der Geographie eingeschränkt werden, und diese Einschränkung ergiebt sich aus der Methode. Der Angelpunkt derselben ist die Frage nach dem Wo der Dinge, welche das Kennzeichen einer jeden geographischen Betrachtung ist. Darum ist auch die Geographie die Mutter der Kartographie, und wo diese jetzt im Dienste anderer Wissenschaften zur Anwendung kommt, ist sie entlehnt aus der Geographie. Indem also die Geographie alle dinglichen Erscheinungen auf der Erde vor allem örtlich zu bestimmen sucht, ist sie zunächst nichts anderes als eine bloße Ortsbeschreibung (Choristik). Aber sie geht weiter und wird zu einer wissenschaftlichen Ortskunde (Chorologie), indem sie die Dinge hinsichtlich ihrer Örtlichkeit in Beziehung setzt und den Gründen ihres örtlichen Zusammenhanges nachspürt, wobei sie sich auf die Ergebnisse der obengenannten Wissenschaften stützt. Aber sie fängt da an, wo diese aufhören, und erfüllt ihre eigenthümliche und höchste Aufgabe erst dann, wenn sie aus den örtlichen Verhältnissen der Dinge Schlüsse und Folgerungen macht auf diese selbst und sie nach ihrem Wesen, sofern dasselbe auf ihrer Örtlichkeit beruht, zu erklären sucht. Erst dadurch erreicht sie ihren höchsten Standpunkt, auf welchem sie als eine Philosophie des irdischen Raumes (Chorosophie) erscheint. Daß sonach der Name Geographie, der ja eigentlich nur Erdbeschreibung bedeutet, gänzlich unzulänglich ist, und eigentlich eine sehr untergeordnete Stufe der Wissenschaft bezeichnet, ist klar. Die Geographie als Wissenschaft ist ja nicht älter als etwa sechs Jahrzehnte, und verdiente eigentlich wohl einen neuen und besseren Namen, indessen wird es bei dem alten wohl sein Bewenden haben müssen. Nur ist es nöthig, den Begriff derselben, wie er sich auf ihrem jetzigen Standpunkte darstellt, scharf aufzufassen, weshalb wir die Begriffsbestimmung des Verfassers hierhersetzen. Die Geographie, sagt er, ist oder strebt zu sein die Wissenschaft von der Macht des Raumes im Erdplaneten, nachgewiesen an der örtlichen Verschiedenheit seiner dinglichen Erfüllung. Schm.

— **Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart, von Rud. Euken, Professor in Jena.****) Ein Jeder wendet heutzutage eine ansehnliche Reihe von philosophischen Terminis an, ohne sich meistentheils klar bewußt zu sein, was er im Allgemeinen oder in einem bestimmten Zusammenhange darunter versteht. Dieses internationale Gut der Culturvölker einmal historisch und kritisch zu beleuchten ist die genannte Arbeit bestimmt, die mit umfassender Rücksichtnahme nicht nur auf die mittelalterliche Scholastik, sondern besonders auch auf die französische, englische und deutsche Philosophie des 16., 17. und 18. Jahrhunderts geschrieben ist. Beides, die Wichtigkeit des Gegenstandes und die gelungene Darstellung, empfehlen das Werk allgemeinerer Beachtung; denn es ist ebenso geeignet aufzuklären und zu unterrichten als zu erneutem Nachdenken über die schwierigsten philosophischen Probleme, an deren Lösung von allen Völkern immerfort gearbeitet wird, anzuregen. Fr.

*) Berlin, Dietrich Reimer.

**) Leipzig, 1878. Veit u. Comp.

Mancherlei.

Das Library Journal, welches jetzt das officielle Organ für die Library Associations von Amerika und England ist, enthält wieder neben vielem, was nur für speciell Betheiligte wichtig ist, zahlreiche auch für das größere Publikum interessante Mittheilungen. Die stattlich vorliegende Nummer für November-December 1877 bringt die Eröffnungsrede des Herrn John Winter Jones, Bibliothekar des britischen Museums und Präsident der Londoner Bibliothekarconferenz, einen Artikel von William H. K. Wright, Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek von Plymouth, über die besten Mittel und Wege, öffentliche Bibliotheken in kleinen Städten und Dörfern zu fördern; einen Aufsatz von W. E. A Axon, Ehrensecretair des literarischen Clubs von Manchester, über „das britische Museum und sein Verhältniß zur Provinzialcultur"; „Universitätsbibliotheken als Nationalinstitutionen" von E. H. Robarts, Fellow und ehemaligem Bibliothekar von All Soul's College, Oxford; „Über Specialsammlungen von Büchern" von C. Walford; eine kurze „Notiz über Bibliotheksgebäude", von G. Depping, Hilfsbibliothekar der Bibliothèque St. Geneviève, Paris; „Auswahl und Ankauf von Büchern für eine Bibliothek", von R. Harrison, Bibliothekar der Londoner Bibliothek; „Auswahl und Wähler von Büchern", von J. M. Anderson, Hilfsbibliothekar der Universitätsbibliothek, St. Andrew's; eine kurze „Notiz über Bücher, die sich für öffentliche Bibliotheken eignen", von J. D. Mullins, Bibliothekar der Birminghamer öffentlichen Bibliothek; „über Zulassung von Romanen in öffentliche Bibliotheken", von P. Cowell, Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek in Liverpool, der zu dem Ergebniß kommt, daß man Romane ausgeben soll, aber diese sollen „entschieden von anerkannter Güte und allgemein als gut anerkannt sein: sie sollen über dem Maße des Geschmacks der Leute stehen, nicht auf gleicher Linie; über ihrem gewöhnlichen Ideal einer „first-rate tale" und nicht damit zusammenfallen: denn auf diese Weise ist, meiner Meinung nach, eine weit größere Möglichkeit gegeben, das Publikum zu fördern und zu verfeinern, und Ton wie Charakter ihrer Lectüre auf eine höhere Stufe zu bringen, als wenn wir ihnen, wie das jetzt vertheidigt wird, auf ihrem eigenen Gebiet mit dem entgegenkommen, was ihnen selbst am meisten zusagt." Dann folgen einige Aufsätze über Katalogisiren und Index anfertigen; über „Photobibliographie", von H. Stevens; verschiedene Notizen über Binden, Aufstellung, Circulation u. s. w. und endlich über die „Statistik der Bibliotheken" von J. D. Mullins. Alle diese Aufsätze sind der Londoner Conferenz vorgelegt worden, und das Journal urtheilt selbst darüber: „Der große Erfolg der Londoner Conferenz würde schon, wenn kein anderer Beweis dafür vorhanden wäre, durch die Reihe werthvoller Aufsätze bestätigt, welche den Hauptinhalt dieser Doppelnummer bilden. Die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit

der behandelten Gegenstände, und die Anzahl und Bedeutung der Bibliothekare und anderer Kundiger, welche diese behandeln, ergeben einen der wichtigsten Beiträge zur Bibliothek-Literatur und -Ökonomie, der je geliefert worden. Doch die Aufsätze sprechen für sich selbst. Die Verhandlungen und die Einzelnheiten über die Organisation der Library Association of the United Kingdom werden in einer zweiten, auf diese folgenden Doppelnummer mitgetheilt werden." Es wird auch berichtet, daß die Amerikaner höchst erfreut über die herzliche Gastlichkeit waren, die ihnen in ganz Großbritannien und in Paris zu Theil geworden und hocherfreut über den großen Erfolg heimgekehrt sind.

Der bibliographische Theil bringt eine reichhaltige Liste der einschlagenden Literatur. Auch die Abtheilung für Pseudonyme und Anonyme enthält manch interessante Notiz.

Friedrich Bodenstedt ist mit der Übersetzung des persischen Dichters Omar Khayyam beschäftigt.

Felix Dahn's „Kampf um Rom" ist von Lily Wolffsohn in das Englische übersetzt worden. Das Athenaeum, welches die Übersetzung des Titels durch A Struggle for Rome tadelt und statt Struggle Warfare setzen möchte, sagt darüber: Felix Dahn, Historiker, Dichter und Romanschriftsteller, hat sich eine hohe Stellung in Deutschland errungen. Der gegenwärtig übersetzte Roman, der bei seinen Landsleuten sehr populär ist, hat viele Auflagen erlebt und gilt für sein bestes Werk..... Die Prosaübersetzung ist lesbar und im Ganzen genau, und die poetischen Übertragungen der verschiedenen Gedichte, welche Dahn in seinen Roman verwebt, um so anerkennenswerther als die Gedichte nicht leicht zu übersetzen sind.... Das Charakteristische der verschiedenen Völker ist gut hervorgehoben, Dahn's Schilderungen des socialen Lebens der Römer sind ausgezeichnet und correct. Aber als Roman kann das Buch kaum als Kunstwerk bezeichnet werden. Es läßt sich bezweifeln, ob es hier zu Land den gleichen Erfolg haben wird wie in des Verfassers Heimat. Die gewählte Epoche ist nicht interessant für das große Publikum; die Erzählung ist eine Reihenfolge von Intriguen und Gegenintriguen, die den Leser ermüden. Doch für diejenigen, welche noch den altmodischen Geschmack für historische Romane besitzen, wird Dahn's Arbeit Anziehungskraft haben.

Die Firma George W. Greenwood in New-York hat die Publication einer amerikanischen Ausgabe der „Saturday Review" unternommen. Die Einrichtungen sind derart getroffen, daß der Herausgeber im Stande sein wird diese amerikanische Saturday Review etwa zwölf Tage nach ihrem Erscheinen in England auszugeben. (Publisher's Weekly.)

Dr. Leitner in Lahore hat den zweiten Band seiner Geschichte des Mohammedanismus, in Urdusprache, herausgegeben, sowie eine zweite Auflage seines „Dardistan". Das University College in Lahore, das seine Existenz hauptsächlich den Bemühungen des Dr. Leitner verdankt, soll zu einer Universität erhoben werden mit der Berechtigung, Grade zu ertheilen. (Academy.)

Young Scientist heißt eine neue in New-York erscheinende Monatsschrift (für 50 Cents jährlich), die besonders Dilettantemechaniker interessiren wird.

The Coming Empire; or, Two Thousand Miles in Texas on Horseback. (Das künftige Reich; or, Zweitausend Meilen in Texas zu Pferde) von H. F. Mc. Danield und N. A. Taylor. Die Verfasser dieses Buches wurden durch Geschäftsangelegenheiten nach Texas geführt. Sie hatten mit der Westbahn von Texas einen Contract über dort zu leistende Arbeit abgeschlossen. Nachdem sie einen Theil des Contracts erfüllt hatten, kam ihnen der Gedanke, das Land längs der beabsichtigten Bahn, bis nach Mexico, mit eigenen Augen kennen zu lernen, und da sie Muße hatten, traten sie die Reise zu Pferde an. Dies Buch bietet einen sorgsam geschriebenen Bericht jener Reise von Houston nach New Braunfels, San Antonio, Fredericksburg, Fort Concho, Pesos; von dort nach Presidio del Norte und zurück nach Houston. (P's. W.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Archer: Commentaries on the Punjab Campaign, including some additions to the history of the second Sikh War from orig. sources. London, Allen. ℳ 9. 60.

Beke: Discoveries of Sinai in Arabia and of Midian. Illustr. London, Trübner. ℳ 50. 40.

Memorial de Don Diego Colon etc. 1520. Reprinted. 6 vols. 4°. London, Trübner. ℳ 75. 60.

Nares: Narrative of a voyage to the Polar Sea during 1875/76 in H. M. Ships „Alert" and „Discovery". 2 vols. London, Low. ℳ 50. 40.

Shields: Final Philosophy; or; System of Perfectible Knowledge issuing from the Harmony of science and religion. London, Trübner. ℳ 21. 60.

Snell: Principles of Equity. Intend. for the use of Students. 4. ed. London, Stevens. ℳ 30.

Steevens: Crimean Campaign with the Connaught Rangers, 1854/56. London, Griffith. ℳ 18.

II. Französisch.

D'Argental: Histoire complète de la vie de Voltaire. Paris. ℳ 6.

Belot: La femme de glace. Roman inédit. Paris, Dentu. ℳ 3.

Champfleury: Balzac au Collége. Paris. ℳ 2.

Fremy: Comment lisent les Français d'aujourd'hui. Paris, C. Lévy. ℳ 3. 50.

Gaffarel: Histoire du Brésil français au 16[me] siècle. Paris, Maisonneuve. ℳ 8.

Henriet, C.: Daubigny et son oeuvre. 2. éd. Illustr. Paris. ℳ 12.

— — Le Pay sagiste aux Camps. Ill. Paris. ℳ 12.

Martini et Lejéal: Les grands Edifices de Pise. Dome, Baptistère, Campo Santo, Tour Penchée. Ill. Fol. Paris. ℳ 40.

Vautier: Le Salon des Refusées. Paris. ℳ 3.

Vrignault: Les Embarras d'un Légataire. Paris, Plon. ℳ 3. 50.

III. Niederländisch.

Hecker, W.: De Israeliten en het monotheisme. Groningen, P. Noordhoff. fl. 0,90.

Mey, H. W. van der: Wandelingen in Noorwegen. Bijdragen tot de kennis van land en volk. Haarlem, W. C. de Graaff. 444 SS. fl. 4,50.

Oosterwijk, G. van: Beschouwingen over onderwerpen van staatsregt. Arnhem, J. Voltelen. 249 SS. fl. 2,50.

Seghelijn van Jherusalem, naar het Berlijnsche handschrift en den ouden druk uitgegeven door Dr. J. van Verdam. Leiden, E. J. Brill. XII. & 186 SS. fl. 3,50.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Anzeigen werden die 3spalt. Zeile mit 25 Pf. berechnet.

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Gosmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Begründet von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] — Berlin, den 22. Juni 1878. — [No. 25.

Inhalt.

Benachrichtigung.
Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.
Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Munk-Seyffert: Geschichte der römischen Literatur.*)

Die Geschichte der classischen, d. h. griechischen und römischen Literatur zählt zwar nicht grade wenige Bearbeiter — und sogar unter den besten und bedeutsamsten der Fachwissenschaft —, und dennoch ist eine neue Bearbeitung des so eminent wichtigen und bildenden Stoffes, sobald sie berufenen Händen entspringt, kein überflüssiges Beginnen. Was der selige Ottfried Müller auf dem Gebiet der griechischen Literatur gewollt und geleistet hat, nämlich ein für das gebildete Publicum ebensosehr als für die Fachgelehrten zugängliches und genußreiches, Belehrung und Unterhaltung zugleich bietendes Buch zu liefern, war bisher auf dem Boden der lateinischen Literaturgeschichte noch nicht erreicht, vielleicht in ähnlicher Weise auch nicht versucht worden; jetzt steht ohne allen Zweifel der Munk-Seyffert'sche Versuch in der ersten Reihe, ja, man darf ohne Überschätzung sagen, er ist dem Rang nach geradezu der erste. Daran ist allerdings auch der neu gewonnene Bearbeiter, O. Seyffert, Schuld. Munk's griechische Literaturgeschichte vermag uns, offen gestanden, kein großes Interesse abzugewinnen; viel freier und erschöpfender ist sein Versuch mit der lateinischen Literatur ausgefallen. Derselbe ist auch kein Torso geblieben wie jener und wie der Müller'sche. Während Bernhardy und Teuffel zunächst die Philologen vom Fach berücksichtigen und mit löblicher, für den Laien freilich wenig genießbarer Vollständigkeit die gelehrten Beigaben liefern (und zwar so, daß die Beigaben bei weitem den wichtigeren Theil des Ganzen bilden), entbehrt das Munk-Seyffert'sche Werk alles und jedes gelehrten Apparates, gewinnt aber dafür an Übersichtlichkeit und Einfachheit. Hier ist alles Text und die unter dem Texte abgedruckten Originalien lateinischer Autoren, deren Übersetzung die Charakteristik der Dichter begleitet, kann nicht sowohl als gelehrte Beigabe, denn als erwünschte Controle bezeichnet werden, welche den gebildeten Leser zu eigenem Urtheil befähigt. Sie tritt überdies meist nur da ein, wo das Latein eine eigenthümliche Färbung angenommen hat (in der archaischen Periode) und auch für denjenigen Leser etwas abfällt, der sonst sein Latein und seinen Cicero versteht. Die Darstellung selber — denn auch auf diesen Punkt kommt es, hoffentlich, in einer Literaturgeschichte an — ist, wir möchten sagen, eine behagliche, nicht knapp abgewogene und gekünstelte, wie bei Bernhardy, dem man oft das peinliche Bestreben anmerkt, in den Rahmen des Textes so viel wie möglich zu drängen, um für seine Bemerkungen breiteren Raum zu gewinnen, während Teuffel wohl die Einfachheit, aber nicht gerade die Eleganz für sich hat. Wir hätten nun allerdings über die eingestreuten Übersetzungen auch ein Wort zu sagen. Sollen diese als solche wirken, so müssen sie in ihrer Art untadelig sein. Zu diesem Grade hat es aber ihr Verfasser nicht durchweg gebracht. Ein Versfall wie dieser (p. 5)

. . . . — der Rede
Rundung, darum auch erstreben sie sonst nichts außer dem Ruhme

ist im Deutschen unschön; geradezu undeutsch ist (p. 6):

Hoffst du, wenn einmal den Geist solch Rost und die Sorg' um den Geldsack*) . . . .

Lendenlahm sind Verse wie

„Wegen der Armut der Sprache und wegen der Neuheit der Sachen"

weil hier Vers- und Wortfuß überall zusammenfällt.

Ferner ist der Verfasser viel zu freigebig mit Elisionen (Sorg', Müh', die Werk', Gelübd' u. a.), besonders aber mit der alterthümlichen Flexion et statt bloßem t: „gekrümmet", „kommet der Winter", „die besiegete Welt", „mit gelehreter Bitte", „verfasset" u. s. w. Unschön sind auch Inversionen wie „muß melken fett sich die Schafe", „nicht sing' ohne Geheiß ich des Gottes". Am üppigsten jedoch wuchert die Licenz in den falschen Betonungen. Wir können zwar an renommirten deutschen Dichtern (so Robert Hamerling) die befremdende Wahrnehmung machen, daß sie grade in dieser Beziehung (siehe ihre Hexameter) entweder sehr unempfindlich oder sehr nachlässig sind. Der Verfasser unserer Übersetzung erlaubt sich zu Anfang eines Sechsfüßlers: „Stimm an" —, „Von hier sprengte das streitbare Roß" —, „Nicht dicht starrte die Schaar" —, ferner nimmt er keinen Anstoß an dem Accent: Einnéhmer — Ölbäume — Antheile — Abweisung — mühevóll — Giftkraút — aussprechen, — ungeschickt —, ja sogar das Monstrum (in der dritten Zeile der alcäischen Strophe): Der Gätulér Sandbänke und der —! Es giebt zwar hunderte von Lesern, die über dergleichen Härten leichten Fußes, ja ohne jede Empfindung einer solchen hinweggehen — aber es gilt hier, der zarteren Nerven und des besseren Wissens der Minorität eingedenk zu sein und dem Bequemen das Richtige vorzuziehen. Und gerade weil die Übersetzungen in unserm Buche mit großem Fleiß gefertigt sind und einen werthvollen Bestand desselben bilden, fühlen wir uns gedrungen, das weniger Gelungene daran einer weiteren Berücksichtigung bei späteren Auflagen zu empfehlen.

Wenden wir uns zum Inhalt, so empfiehlt sich zunächst die Eintheilung durch ihre Einfachheit. Zwar ist der Stoff (was wir ganz besonders bei populären Darstellungen nicht für vortheil-

*) Geschichte der römischen Literatur von Prof. Dr. Ed. Munk, 2. Auflage, bearbeitet von Oskar Seyffert. Berlin, 1877. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

*) Ferner: „welch Wahnsinn hat dich ergriffen?", und völlig unpoetisch: „Nenne mir, Muse, den Mann, der nach der Eroberung Troja's" — und „wenn wer schlimme Gedichte auf einen verfasset" —.

haft erachten) nach chronologischen Perioden, nicht nach den Fächern und Gattungen geschieden, doch mit Maaß und möglichster Anbequemung an das andere System. Jedes hat seine Nachtheile. In der chronologischen Anordnung wird gar oft der Zeitinhalt, in der andern der Schriftsteller jämmerlich auseinandergerissen. Letzterem ist bei Munk-Seyffert in der Weise vorgebeugt, daß jeweilen da, wo die schriftstellerische Persönlichkeit zuerst erwähnt wird, eine Gesammtschilderung ihrer Bedeutung der speciellen Gattung, welcher sie angehört, vorangeschickt wird. — Munk-Seyffert hat sich begnügt mit vier Hauptperioden, nämlich der archaistischen (warum nicht archaischen?) Literatur, der classischen, der nachclassischen und der absterbenden (letztere, mit Recht, bloß im Überblick) und innerhalb jedes Abschnittes findet die Poesie (A) und die Prosa (B) ihre gesonderte Behandlung. Eine „Einleitung" stellt die (weltgeschichtliche) Aufgabe der Römer fest, und schildert deren Charakter, wie er sich reflectirt in der Verfassung, Religion, der Sprache und der Literatur. Bekanntlich haben grade hier die Forschungen der neueren und neuesten Zeit nicht bloß neues Material zu Tage gefördert und älteres kritisch gesichtet, sondern auch wesentlich neue Gesichtspunkte aufgestellt. Wer mit diesen Forschungen und Resultaten näher vertraut ist, wird sie in diesem Abschnitt sorgfältig verwerthet finden. Einzelne Behauptungen allerdings reizen zum Widerspruch, wie z. B. die, daß „jede Literatur, die aus dem Schooße des großstädtischen Lebens hervorgeht, mehr ein Product des Verstandes als der Phantasie und des Herzens ist." Wohin kommen wir aber — möchten wir hiebei fragen — mit diesem Satze, wenn es sich um die Beurtheilung der attischen Literatur handelt? Ragt hier nicht gerade die „Großstadt" Athen hoch empor über die Demen der Landschaft? und sind die bedeutenderen Männer derselben nicht alle „Athener" geworden und gewesen? Auch die Behauptung, daß die Römer, weil sich das Drama aus Epos und religiöser Lyrik entwickelt, kein nationales Drama erzielt hätten, ist doch nur, und gar sehr, cum grano salis richtig. Denn wer will behaupten, daß sie keine religiöse Lyrik gehabt hätten? Was aber das Epos betrifft, so fehlt ihnen allerdings das große Nationalepos der Griechen, nicht aber das epische Lied, und, darf man fragen, was hat denn das Epos, beispielsweise, mit unserem modernen Drama zu thun? Ist unser deutsches Drama ohne die Nibelungen etwa nicht denkbar? Niemand wird dies im Ernste behaupten wollen. Gepfropft ist es allerdings auf den Baum des antiken Dramas — aber werden wir ihm deswegen den Charakter der Nationalität absprechen wollen? Gewiß nicht. Bei den Römern waren andere Gründe entscheidend für den Ausfall eines nationalen Dramas; vor allem der Mangel bahnbrechender poetischer Naturen und die zu frühe Bekanntschaft mit einer überlegenen fremden, eben der griechischen, Literatur. — Auch einige Auslassungen specieller Natur möchten wir nicht unbezweifelt hingehen lassen; so wenn von dem alten Nationalverse der Römer, dem Saturnius, behauptet wird — allerdings entsprechend der gewöhnlichen Auffassung — daß er sich mit seinem „gewissermaßen" jambisch-trochäischen Maaße „leicht dem natürlichen Sprachaccente füge." Das „gewissermaßen" ist vom Übel, und was das Anbequemen an den Sprachaccent betrifft, so ist hier ein Saturnischer Vers nicht mehr und nicht weniger spröd als alle anderen antiken Maaße: er ist eben ein quantitirender, kein accentuirender Vers. Wäre er dies nicht, so hätte der alte Nävius seine Grabschrift nicht also gefaßt:

> Immortales mortáles si forét fas flére
> Flerént divaé Caménae Náevium poétam

sondern er hätte gesagt, sagen müssen:

> Mortáles immortálos . . . .
> Caménae divae flérent . . . . —

Von Lucilius heißt es mit Recht, er habe das „classische Ansehen verscherzt durch die Schnelligkeit, mit der er arbeitete und den Mangel an Sorgfalt in der Behandlung der sprachlichen und metrischen Form" — und doch wird später Horaz darüber zur Rede gestellt, daß er „gerade um jener Fehler willen den Lucilius tadelte!" — Livius ist, wiederum mit Recht, dem Verfasser „ein rhetorisirender Geschichtsschreiber" — der Beisatz indessen: „der jedoch die Wahrheit der Phrase nicht opfert" giebt zu gegründeten Bedenken, ja zu entschiedener Opposition Anlaß. Die römischen Patriciergeschlechter selber zwar würden kaum an ihm viel zu tadeln finden; desto mehr aber ein Hannibal und andere Helden anderen Stammes. — Sonst hat sich der Verfasser, und dieß mit dem allergrößten Rechte, frei gehalten von dem üblichen (in neuerer Zeit allerdings mehr und mehr verpönten) Überschwang der Bewunderung, welche ihre Sonne unterschiedslos aufgehen läßt über das ganze weite Gebiet der alten Literatur und für die schlaue Accommodationstheorie eines Horaz und Virgil, für den ekelhaften Servilismus eines Martial, für die Unbeholfenheit eines Ennius und den Phrasenreichthum Cicero's dieselben Worte des Lobes in Bereitschaft hält, als wenn es sich bei den Genannten um wirkliche persönliche Verdienste und Tugenden handelt! Das nil admirari der Blasirtheit ist ja natürlich ein Feind des unbefangenen Empfindens, aber das omnia admirari hat vielleicht der antiken Literatur schon mehr geschadet. Wir hätten sogar in unserem Buche die censorischen Striche etwas häufiger und kräftiger gewünscht. Z. B. bei Virgil, der „mit bewunderungswürdigem Geschick" dem Nationalstolze der Römer und der Familie des Alleinherrschers in seiner „Äneis" soll geschmeichelt haben. Andere finden darin weniger ein „bewunderungswürdiges Geschick" als eine ziemlich ordinäre Deferenz wie sie leider allerdings ein Segment des damaligen „Säculum" war, großen Naturen aber fern liegen sollte. Auch über den künstlerischen Werth der Äneis überhaupt dürfte das Urtheil endlich einmal scharf und entschieden lauten, nachdem ein unbegreiflicher Wahn dieses unerquickliche, frostige, durch und durch verfehlte Product Jahrhunderte lang in den Aether der Vollkommenheit erhoben hat. Das dem Gellius entnommene Urtheil (XVII, 10), daß sich „neben in der Blüte aller poetischen Schönheit prangenden Stellen" andere finden, „die keineswegs des Namens und Geschmackes eines so feinsinnigen Dichters würdig sind" — ist viel zu mild; die Wahrheit lautet anders.*) Einen merkwürdigen Contrast bildet Horazens Schicksal. Mit ihm ist die moderne Kritik zu streng in's Gericht gegangen. Hier herrscht die Parole: dämpfen! Bekanntlich ist in der Philologie seit 50 Jahren gar vieles Mode geworden: was früher sich einzeln regte, sammelt sich jetzt als Jüngerschaft unter der Aegide eines berühmten Namens und ihr Verdict oder ihr Lob gilt gern als Collectivnote, auch die Laune des Einzelnen bleibt wenigstens nie isolirt. So muß Horaz für einen ganz gewöhnlichen Lyriker

---

*) Wir lassen unsrem geehrten Mitarbeiter die volle Freiheit und Verantwortlichkeit seiner Würdigung, glauben aber unsres bescheidenen Theiles, daß die Äneis auch in ferneren Jahrhunderten ihre Freunde und Bewunderer haben wird an Leuten, deren mehr auf Eleganz als auf Kraft, mehr auf Stil als auf Natur gerichteter Geschmack schwerlich als völlig unberechtigt zu erweisen sein dürfte. Der gegen Virgil erhobene Vorwurf der „Deferenz" müßte am Ende auch gegen Andere erhoben werden, die, wenn sie große Dichter waren, wohl auch „große Naturen" gewesen sind, z. B. gegen Ariost, Shakespeare (Heinrich VIII) Molière (Tartuffe.) (Anm. d. Red.)

gelten, der, wenn er auch etwa einmal ins Schwarze traf, dennoch im Ganzen und Großen seine poetischen Schießübungen besser unterlassen hätte. Wem das noch nicht genug ist, der spricht ihm überhaupt (nicht bloß in der Lyrik) das Dichtertalent ab, und läßt ihn — was ja immer noch eine schätzenswerthe Errungenschaft — einen „feinen, geschmackvollen Mann" sein. So ungefähr, wenn auch in milder Form, der Verfasser unseres Buches: „Horaz war weniger Dichter als Kunstkenner" u. s. w. Wir halten diese und ähnliche Urtheile für unzutreffend. Man kann ja einzelne, ja viele Oden preisgeben — wer verlangt denn gleich von dem Anfänger einer Gattung, und das war doch Horaz, trotz der schüchternen Regungen des älteren Catull — wer verlangt, daß er zugleich auch Vollender sei? Horaz war zu seiner Zeit im genus lyricum noch mehr Anfänger und Begründer als Schiller — und wie steht es mit dem dichterischen Werth der Schiller'schen Jugendlieder? Was aber den übrigen Theil der horazischen Dichterthätigkeit betrifft, so werden wir ihn nach einem sonst überall und immer geltenden und vernünftigen Canon, so lange für einen Koryphäen in den Gattungen der Satire und der Epistel halten, bis einer durch die That beweist, daß man's besser machen kann.

Von mehr als einem Gesichtspunkte aus ist das Buch eine erfreuliche Erscheinung. Vollständigkeit und Übersichtlichkeit (erstere blos für die letzten Jahrhunderte der verkommenden Literatur beschränkt) wird Niemand vermissen; daß gediegene Gelehrsamkeit mit faßlicher Darstellung und den Rücksichten auf allgemeine Bildung und auf die eigentliche Bestimmung des Buches („für höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht") einen fruchtbaren Bund geschlossen habe, wird jeder billige Beurtheiler zugeben; und daß wir an solchen Werken, wie überhaupt an guten Büchern über antike Literatur keinen allzugroßen Vorrath besitzen, wird Niemand behaupten wollen, der bedenkt, daß das ganze Gebiet der griechischen Prosa (mit alleiniger Ausnahme des jetzt veralteten und nie vortrefflichen Werkes von Schöll und des modernen Buches von Nicolai) bislang keine gelehrte Bearbeitung gefunden hat — denn auch Ottfried Müller's Buch ist ein Torso geblieben, zudem daß es nicht in erster Linie für Gelehrte vom Fache bestimmt ist. Von einer Überproduction auf literarischem Gebiete kann also schlechterdings nicht die Rede sein; eher ist man zu Klagen über den Mangel berechtigt. Das vorliegende Buch hilft wenigstens nach einer Seite hin diesem Mangel in löblichster Weise ab.

Basel. J. M.

England.

Lecky: Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert.*)

Als Verfasser einer „Sittengeschichte Europa's" und einer „Geschichte der Entstehung und des Einflusses des Rationalismus" hat Herr Lecky sich einen großen und wohlverdienten Ruf erworben, der, wenn wir nicht irren, über die Grenzen Englands hinaus gedrungen ist und auch in Deutschland Wiederhall gefunden hat. Ein neues Buch aus seiner Feder ist daher ein Ereigniß, dem man mit Spannung entgegensieht, umsomehr, da er dieses Mal sich der Geschichte im engeren Sinne des Wortes zugewendet hat. Natürlich erwartete Jedermann große Dinge von einem so tüchtigen und federgewandten Schriftsteller. Man lebte der Hoffnung, in ihm Ersatz zu finden für den Verlust Lord Macaulay's als Historiographen dieses, in gewisser Hinsicht, wichtigsten Zeitabschnittes der englischen Geschichte. Wenn nun diese Erwartungen nicht erfüllt worden sind, wenn wir die beiden bisher erschienenen Bände des Werkes mit einer gewissen Enttäuschung aus der Hand legen, so darf doch daraus nicht gefolgert werden, daß die Arbeit ein Mißgriff ist oder daß es ihr an Vorzügen mangelt. Keineswegs. Nur hatten wir unsere Hoffnungen auf einen falschen Punkt gerichtet und müssen sie herabmindern; sobald wir diese Rectification vorgenommen haben, werden wir das Werk Lecky's nach Gebühr schätzen lernen.

Um Geschichte zu schreiben, ist vor allen Dingen zweierlei nöthig: zunächst muß seit der zu behandelnden Epoche eine geraume Zeit verflossen sein, damit die nöthige Perspective gefunden werde und die Thatsachen sich nicht mehr in der falschen Beleuchtung der Parteien darstellen; alsdann muß der Schriftsteller die Fähigkeit besitzen, das Vergangene vor unseren Augen neu erstehen zu lassen und längst entschwundenen Ereignissen sowohl als Personen frisches Leben zu verleihen; kurz, zu der Genauigkeit des Gelehrten muß sich in beschränktem Maße die Kunst des Romanschreibers gesellen. Nun besitzt Herr Lecky allerdings das erste dieser Erfordernisse, dagegen ermangelt er des zweiten durchaus. Er schreibt eher eine Reihe von Abhandlungen als eine zusammenhängende Erzählung. In seinen kritischen und philosophischen Betrachtungen der Vergangenheit, in seinen scharfsinnigen und unerwarteten Verallgemeinerungen steht er noch immer unerreicht da; sobald aber durch dieselben die fortschreitende Erzählung unterbrochen, der breite Strom der Thatsachen öfter als nöthig verlassen und die kritische Untersuchung zur Hauptsache wird, dann ist das Ergebniß ein mehr als bedenkliches. Unsere Aufmerksamkeit weiß nicht, worauf sie sich heften soll, ob auf die Geschichte oder die daraus gezogenen Folgerungen, sie wird unruhig und erschlafft, und der gewöhnliche Leser verliert sich in einem Nebel, aus dem er nicht leicht den Ausgang findet. — Der Mangel an Verhältniß wirkt gleichfalls verwirrend; manchen Dingen ist ein ungebührlich großer Platz eingeräumt und anderen wiederum ein sehr geringer; und oft werden gerade solche Fragen auf das ausführlichste behandelt, die mit der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts nur in mittelbarem Zusammenhang stehen, wenn sie auch unmittelbar mit den Zielen verknüpft sind, die der Verfasser sich gesteckt hat, mit allgemeinem Fortschritt, Aufklärung und Befreiung aus den Fesseln des Herkommens. Folglich verliert er Joubert's erste Regel aus dem Gesicht, daß in der Geschichte „il s'agit d'apprécier les hommes." Die Männer des achtzehnten Jahrhunderts werden uns als Schatten oder als treibende Kräfte vorgeführt, nicht als individuelle Gestalten.

Wohl fühlen wir, daß wir ein sehr gutes Buch bekritteln, statt mit Dankbarkeit zu empfangen, was uns geboten wird, aber das „noblesse oblige" gilt auch vom literarischen Erfolg und eben weil Herr Lecky uns verwöhnt hat und weil seine Arbeit in so vielen Beziehungen ausgezeichnet ist, sind wir ungehalten darüber, daß sie nicht noch besser geworden. Was so oft im Leben vorkommt, daß gerade unsere Tugenden zu Fehlern werden, das ist auch Herrn Lecky widerfahren. Sein stark ausgeprägtes Billigkeitsgefühl läßt ihn nicht zum Parteimann werden, er sieht die beiden Seiten jeder Frage und steht hoch über allem factiösen Treiben. Aber da die Zeit, die er uns schildert, eine sehr bewegte war, in welcher die Wogen des Parteilebens hoch gingen, so erscheint diese Unparteilichkeit wie Gleichgiltigkeit

*) A History of England in the Eighteenth Century, by W. E. H. Lecky. London 1878, Longmans. Vol. I & II.

und überzieht die Erzählung mit einem Firniß grauer Neutralität, der ihr jede bestimmte Farbe nimmt, und nicht nur ein Gefühl von Langeweile hervorruft, sondern uns sogar mit einiger Geringschätzung erfüllt gegen die hitzigen Kämpfer. Dies läßt das allabsorbirende Interesse nicht in uns aufkommen, womit wir, während des Lesens, der entschiedenen Parteinahme eines Macaulay oder Froude unwillkürlich beipflichten. Nachdem wir nun aber das Schlimmste, was wir an Lecky's neuester Arbeit zu rügen haben, gesagt, wollen wir jetzt die Licht- und Schattenseiten derselben näher in's Auge fassen.

Das achtzehnte Jahrhundert hat etwas Eigenthümliches an sich. Bei allen großen civilisirten Nationen Europa's hat es eine hervorragende Rolle gespielt. Es hat in jeder Nation seine bestimmte Individualität und nimmt bei jeder ein besonderes Interesse für sich in Anspruch, sei es nun, weil es das Bindeglied ist zwischen dem ihm vorangehenden Jahrhundert, das noch im Mittelalter wurzelte, und unserer eigenen und vorgeschrittenen Zeit, oder weil es, wie Guizot sagt, das verlockendste und bestrickendste aller Zeitalter ist, insofern es nicht nur die erhabenen Ziele, sondern auch die Schwächen der Menschheit zu befriedigen versprach. Zeigte es sich auch in England nicht so ungestüm nach außen, wie in Frankreich und Deutschland, so war es deswegen doch nicht minder zerstörerisch, und gerade seine innere philosophische Rührigkeit bringt der Verfasser in bewunderungswürdiger Weise zur Darstellung. Dies betont er auch in seiner Vorrede, worin er uns sagt, daß er sehr wohl wisse, in welch verschiedenen Weisen die Geschichte eines Landes geschrieben werden könne und daß er deshalb den Leser mit dem von ihm befolgten Plan bekannt machen wolle. Es ist in Kurzem folgender: Er hat nicht beabsichtigt, die Geschichte jener Zeitperiode Jahr für Jahr zu verfolgen, oder einen ausführlichen Bericht zu geben über militärische Ereignisse und die geringfügigeren Wechselfälle der Personen und Parteien, die in den politischen Annalen eine so große Rolle spielen. Was er sich vorgenommen hat, ist, aus der großen Masse von Thatsachen diejenigen herauszuschälen, die zu den permanenten Kräften der Nation in Beziehung stehen oder einige der dauernderen Züge des nationalen Lebens zur Schau tragen. Folgende Materien namentlich sind es, denen er ein genaues Studium gewidmet hat. Das Wachsthum und der Verfall der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, der Staatskirche und der Dissidenten, der Interessen des Ackerbaues, der Industrie und des Handels; die zunehmende Macht des Parlaments und der Presse, die Geschichte der politischen Ideen, der Kunst und der Sitten; die Veränderungen, die in der gesellschaftlichen und ökonomischen Lage des Volkes stattgefunden, die vielen Einflüsse, die den Nationalcharakter modificirt haben; die Beziehungen des Mutterlandes zu seinen Colonien; die Ursachen, die den socialen und politischen Fortschritt in Schottland und Irland beschleunigt oder gehemmt haben, und endlich jene große religiöse Bewegung, die im Methodismus und den „revivals“ gipfelte.

Hieraus folgt naturgemäß, daß der Autor, um einer solchen Masse von Gegenständen innerhalb mäßiger Grenzen gerecht werden zu können, vieles bei Seite lassen mußte, was ausschließlich vom biographischen, militärischen oder Parteistandpunkt Interesse beansprucht. In einzelnen Fällen war er auch genöthigt, von der genauen chronologischen Reihenfolge abzugehen, da die Geschichte einer Einrichtung oder einer Tendenz nur geschrieben werden kann, indem man die Thatsachen, die über viele Jahre verstreut sind, in einem einzigen Brennpunkt sammelt. Und weiter ergiebt sich hieraus die etwas lockere Form der Arbeit, wiewohl der Autor sich gewissenhaft bemüht hat, diese zahlreichen Materien nicht als gesonderte Naturerscheinungen, sondern als verschiedene Theile eines organischen Ganzen zu behandeln.

Bevor der Verfasser den Tod Wilhelm des Dritten und die Thronbesteigung der Königin Anna bespricht, womit das achtzehnte Jahrhundert in England eigentlich beginnt, wendet er sich zu den Ursachen, die zu der Revolution des Jahres 1688 führten und den großen Triumph der Whigprincipien zum Ergebniß hatten. Die Rechte des Parlaments, als der echten Vertretung des Volkes, gewannen eine feste Praxis, der Glaube an das göttliche Recht der Könige nahm ab und beides zusammen machte dem Despotismus in England für alle Zeiten ein Ende. Die Anhänger des Hauses Stuart hielten noch fest an jenem Glauben, während die des holländischen William für constitutionelle Rechte eintraten; die ersteren waren durch die Tories, die letzteren durch die Whigs vertreten, und während einer langen Zeit galten in England die Ausdrücke Tory und Jacobite für gleichbedeutend. Stark gingen die Wogen des Parteihaders, als Königin Anna das Scepter ergriff, und die intellectuelle Thätigkeit, durch die ihre Regierungszeit sich auszeichnen sollte, offenbarte sich frühzeitig in der außerordentlichen Vermehrung politischer Pamphlete, die zu geringem Preise über das ganze Land verbreitet wurden und die brennenden Fragen des Tages ungescheut besprachen. In der That wurde auch diese Freiheit der Presse zum Gegenstand einer Klage im Hause der Gemeinen gemacht, und als die Tories zur Macht gelangten, versuchte man, dieselbe zu unterdrücken. Aber bereits stand die englische Freiheit auf allzu festen Füßen und die Regierung Anna's liefert uns eine geeignete Illustration zu Leibnitzen's Ausspruch: „Les feuilles volantes ont plus d'efficace en Angleterre qu'en tout autre pays.“ Anna selbst war in ihren Sympathien durch und durch Tory und streng orthodox; sie haßte Dissidententhum und Freigeisterei. Nun hatten seit der Revolution die Nonconformisten eine bedeutende Machtstellung errungen, welche die Tories, moralisch von der Königin unterstützt, unaufhörlich zu untergraben suchten. Die Folge war, daß in den letzten Jahren der Regierung Anna's die politische und religiöse Freiheit in bedenkliche Gefahr gerieth und die Befürchtung ist nicht von der Hand zu weisen, daß eine längere Herrschaft der Tories die moralischen und politischen Errungenschaften der Revolution zu Nichte gemacht hätte. Herr Lecky geht sogar soweit, zu behaupten, daß der Prätendent, wenn die Königin ein Jahr länger gelebt hätte, trotz seines Katholicismus zurückgerufen worden wäre. Wenn der Verfasser hierbei sehr ausführlich verweilt, so will er damit Denen entgegentreten, welche meinen, daß die Folgereihe geschichtlicher Ereignisse ebenso absoluten und unumstößlichen Gesetzen unterworfen sei wie z. B. die Himmelskörper und welche die Wirkung des Zufalls in der Geschichte gänzlich in Abrede stellen. Sie übersehen, daß eine winzige Änderung in der Anordnung der Ereignisse oder in der Handlung der Individuen gänzlich verschiedene Resultate hervorbringen kann. Diese Kapitel sind in ihren Einzelheiten allzu englisch, als daß sie das Interesse fremder Leser erregen könnten, und selbst in England wird die Schilderung des politischen und kirchlichen Intriguenspiels von Manchen als zu weitschweifig überschlagen werden.

Selbstverständlich ignorirt Lecky nicht die großen militärischen Erfolge der Regierung Anna's, als „Malbrook s'en va-t-en guerre“, aber es fehlt ihm, wie wir es auch nicht anders erwarten können, allzusehr an Sympathie für den militärischen Geist, um sich für die blutigen Triumphe desselben zu erwärmen. Das Bild, das er von Malborough entwirft, ist schwankend, zwar stellt er ihn

nicht als den Schurken dar, den Macaulay aus ihm gemacht hat, aber ebensowenig wird er dem Manne gerecht, der, was auch immer seine Fehler waren, sicherlich auf die auswärtige Politik Englands einen sehr großen Einfluß übte. Daß er wahrscheinlich an der nutzlosen Verlängerung des Krieges Schuld trug, ist, wie wir zu behaupten wagen, ein unvermeidlicher Fehler bei einem Soldaten und müßte daher nicht allzusehr gegen ihn in Anschlag gebracht werden. Bitteren Tadel trifft den Frieden von Utrecht, der, wie der Verfasser sagt, auf der nationalen Ehre Englands einen unauslöschlichen Fleck ließ. Er meint die Art und Weise, wie das englische Cabinet die Catalanen im Stich ließ. Fast cynisch weist er auch darauf hin, daß es „für diejenigen, denen es darum zu thun ist, die Landmarken der Moral zu erschauen, die bisweilen in dem Meere politischer Wechselfälle sichtbar werden", nicht uninteressant sein dürfte zu erfahren, daß eine der Friedensklauseln, die am meisten Befriedigung in England hervorrief, diejenige war, die es zum größten Sklavenhändler der Welt machte. In kurzen Worten kann das Urtheil Lecky's über die Regierung Anna's dahin zusammengefaßt werden, daß wer von dem Glanze militärischen Ruhmes, der ihre Herrschaft erhellt, nicht geblendet wird, in dem öffentlichen Leben Englands während jener Epoche nur wenig finden dürfte, was Achtung verdiente.

Mit der Thronbesteigung Georg I. gelangten die Whigs zur Macht, und das 1715 versammelte Parlament bezeichnet den Anfang jener langen Periode, während welcher sie bis zu Georg III. ohne Unterbrechung die Gewalt in Händen behielten. Von den Herrschern erfahren wir absolut nichts, kaum, daß der Verfasser es der Mühe werth hält, uns zu erzählen, wann der eine gestorben und der nächste zum Thron gelangt ist. Sollte er etwa dem bitterbösen Epigramm Walter Savage Landor's beipflichten?

Very vile was George the first,
But viler George the second,
No one ever heard
Any good of George the third,
When the fourth George to hell descended,
Thank the Lord, the Georges ended!

Wie dem auch sei, der Verfasser beschäftigt sich mit ihnen nicht, sondern untersucht vielmehr, auf welche Weise die Macht der Whigs sich consolidirte und welches die Grundlagen ihrer Stärke waren. Er findet ihrer drei: die Aristokratie, die handeltreibenden Klassen und die Nonconformisten. Jeder derselben widmet er eine gesonderte Betrachtung. Er weist darauf hin, wie seit den Tagen Johann's ohne Land, dem die Barone die Magna Charta abrangen, der Adel durch den Standpunkt, den er einnahm, sehr populär geworden war, und wie seine Zusammensetzung, im Gegensatz zu der der festländischen Aristokratie, seine Interessen mit denen des Volkes fest verknüpfte. Der Umstand, daß nur der älteste Sohn den Titel erbt und daß die jüngeren Sprossen in einer, höchstens zwei Generationen in das Bürgerthum zurücksinken, macht den Adel Englands zu einer nützlichen und civilisirenden Macht im Staate, wogegen er im übrigen Europa zu einer abgesonderten und zwecklosen Kaste geworden ist. Die kaufmännischen Klassen waren damals, wie immer, die natürlichen Repräsentanten politischen Fortschritts und religiöser Duldsamkeit und unter der Herrschaft der George fand die geistreiche Bemerkung Sir W. Petty's sicherlich ihre volle Bestätigung, daß „überall und unter jeder Regierungsform der Handel am kräftigsten betrieben wird von dem heterodoxen Theil der Bevölkerung, welcher den öffentlich sanctionirten Meinungen nicht huldigt."

Des dramatischen Interesses ermangelt diese Periode, keine großen Katastrophen stießen mit plötzlicher Gewalt althergebrachte Ideen und Vorurtheile über den Haufen, aber das Rad des Fortschritts ging seinen sichern und stetigen Gang. Während des Ministeriums Walpole nahm die Politik Englands eine Richtung, die dem Genius sowohl als den Bedürfnissen des Landes am besten entsprach. Unter der Führung dieses Ministers bewährte die Whigpartei, wenn auch mit verminderter Energie, ihre alte Liebe zu politischer und religiöser Freiheit, aber sie gab ihren Hang zu Extravaganzen und ihre kriegerische Ruhelosigkeit auf. Der begüterte Kleinadel und, zum großen Theil, die Kirche söhnten sich mit der neuen Dynastie aus. Die parlamentarische Regierung ließ von ihrer früheren Heftigkeit ab und trat in eine Periode normalen und friedlichen Schaffens; Compromisse, Mäßigung und Bethätigung des „practical good sense", die für den Erfolg der Parlamentsherrschaft so wesentlich und nothwendig sind, wurden zu vorwaltenden Gewohnheiten. Walpole war ein großer Finanzmann, er legte den Grundstein zur Freihandelspolitik und war ein warmer Friedensfreund. In der That kam sein schließlicher Fall von seiner Opposition gegen den spanischen Erbfolgekrieg. Obgleich in seinem Privatleben corrupt und von gemeinen Manieren und Gewohnheiten, war er doch für England ein großer und nützlicher Minister und zugleich der erste, der die Verantwortlichkeit des Premierministers als Usus einführte, wodurch der persönliche Einfluß des Souveräns noch mehr als bisher beschränkt wurde. Bemerkenswerth in Anbetracht der damaligen Zeit war seine Achtung vor der öffentlichen Meinung; hierdurch übte er ein heilsames Gegengewicht aus gegen die hannoverschen Anwandlungen des Königs, der immer zuerst ein deutscher Fürst und dann König von England war, was während der Herrschaft der beiden ersten George eine starke und gerechtfertigte Eifersucht hervorrief.

Der Autor geht so rasch als möglich über die mannigfaltigen verwickelten Kriege hinweg, die aus der Geschichte jener Zeit eine Reihe wirrer Episoden machen, und wendet sich vielmehr zu ihren Folgen. Für England bestanden diese, unter andern, aus dem durch die Niederlage bei Fontenoy herbeigeführten Jacobitenaufstand, der schließlich in der Schlacht von Culloden die Aussichten des Hauses Stuart auf immer zerstörte. Die Furcht vor der Rückkehr der Prätendenten, behauptet Lecky, ist vielleicht die wichtigste Bürgschaft dafür gewesen, daß England erträglich gut regiert wurde: sie legte dem Despotismus der Majoritäten einen Zaum an und war der Hauptgrund, weßhalb das Parlament Rücksicht nahm auf die Wünsche des Volkes. Walpole's versöhnliche Politik hatte das Volk der herrschenden Dynastie, deren deutsche Herkunft es nicht leicht vergessen konnte, geneigter gemacht und die Schlacht von Culloden öffnete vollends die Augen für die Gefahren einer Rückberufung der Stuarts.

Mr. Lecky erlaubt sich nun eine jener Abschweifungen, die seinem Naturell mehr zusagen, als die Erzählung von Kriegen und Kriegsgerüchten. Nachdem er gezeigt, auf welch tiefes Niveau das politische Leben unter dem ersten und zweiten Georg hinabgesunken war, entrollt er vor unseren Augen ein Bild des intellectuellen Lebens jenes Zeitabschnittes. Er schildert uns, bis zu welchem Grade von Erniedrigung die von Walpole mit offener Geringschätzung behandelte Literatur gefallen war. Unter der Königin Anna von den herrschenden Kreisen begünstigt, ward sie nun gänzlich vernachlässigt. — Mit kräftigen Gründen plaidirt er hierbei für Förderung derselben von Seiten der Nation und beweist, daß hier das Gesetz des Angebots und der Nachfrage seine Wirksamkeit versagt und bei unumschränkter Befolgung dieses Gesetzes selbst die Vertreter der erhabensten Formen der

Literatur Hungers sterben müßten. Auch der Gemeinsinn hatte abgenommen, der philanthropische Enthusiasmus war noch nicht geboren, die Kirche lehrte eine farblose Moral und dämpfte jeden Eifer, Locke war der beliebte Philosoph und Pope der Lieblingsdichter der Zeit; die Phantasie wurde gefesselt, an ihre Stelle traten Nüchternheit der Gedanken, gesunder Menschenverstand und maßvolle Sprache. Dies das intellectuelle Bild jener Epoche. In socialer Beziehung war sie unglaublich gemein. Die Trunksucht, die, wie bereits Jago in der zweiten Scene des dritten Actes im Othello uns erzählt, stets ein nationales Laster war, nahm durch das Überhandgreifen des „Gin"-Genusses bedenkliche Ausdehnung an. Dieses Branntweintrinken wurde der Hauptfluch des englischen Lebens und von jener Zeit bis zum heutigen Tage sind ihm die meisten Verbrechen und der größte Theil des Elends, unter dem die Nation gelitten hat und noch leidet, zuzuschreiben. Trunkene Banden und angeheiterte „Gentlemen", die ein Vergnügen darin fanden, friedliche Bürger zu belästigen, machten die Straßen London's geradezu lebensgefährlich. Der Zustand der Gefängnisse war schmachvoll. Der große Romandichter Fielding, der die Mißbräuche in „Amelie" schilderte, gab den Anstoß zur Reform und er selbst wurde Schöpfer einer wirksamen Polizei. Nicht minder traurig war die Ehegesetzgebung, bis eine neue Parlamentsacte sie verbesserte und zumal die so häufigen heimlichen Heiraten erschwerte. Auch hier läßt sich Lecky von seiner Vorliebe fortreißen und widmet der Scheidungsfrage einige interessante und bemerkenswerthe Betrachtungen, die jedoch keineswegs zu unserem Gegenstande gehören, da sie dieselbe nur vom modernen Standpunkte behandeln. Auf solche Weise hemmt der Verfasser den naturgemäßen Fortgang seines Werkes und zerstört seine künstlerische Wirkung. Um so mehr Lob verdient der nächste Abschnitt, wo dem „Nationalen Geschmack und Sitten" gleich ein ganzes Kapitel gewidmet ist, das wir am liebsten wörtlich übertragen möchten; ein so lebendiges und deutliches Bild empfangen wir von dem Gegenstand. Wir entsinnen uns nicht, je etwas Besseres über das gesellschaftliche Leben Englands während des achtzehnten Jahrhunderts gelesen zu haben und empfehlen die Darstellung in Verbindung mit den Romanen aus jener Zeit und den Hogarth'schen Zeichnungen als passender Illustration. Dieses Kapitel, sowie ein zweites über „religious revival" sind die Perlen des Buches und zwar, wie wir nicht umhin können zu gestehen, weil Herr Lecky, stets klar, männlich und würdevoll, hier in seinem Element ist und seine Lieblingsthemata behandelt. Meisterhaft legt er die Ursachen dar, die der englischen Theologie des achtzehnten Jahrhunderts ihren undogmatischen Charakter ausdrückten. Es waren dieselben, die eine Zeitlang auch das deutsche Denken beeinflußten: der Versuch, das Christenthum zu rationalisiren und zu beweisen, daß es nichts weiter sei als eine von historischen Beweisen gestützte Naturreligion. In der That wurde sie nur als eine Art höherer Polizeigewalt betrachtet. Andererseits übten die Deisten, die in Deutschland und Frankreich so gewaltige und tiefgehende Spuren hinterließen, auf die Denkweise ihrer eigenen Landsleute nur einen vorübergehenden Eindruck aus. Die wissenschaftlichen Gründe, auf denen der ernsthaftere Skepticismus des neunzehnten Jahrhunderts beruht, waren damals nicht gekannt. Ein weitverbreiteter Indifferentismus durchdrang überall die gebildeten Stände, während die untere Classe in Apathie versunken war. Solch ein Zustand der Dinge konnte in England nicht von langer Dauer sein; denn er widersprach allzusehr den nationalen Idiosynkrasien und so gingen daraus der Methodismus und das evangelische „revival" hervor, das von Wesley und Whitefield in's Leben gerufen, dauernden und tiefen Einfluß auf die Staatskirche ausübte, und dessen Wirkungen im guten wie im schlechten Sinne bis auf den heutigen Tag sich fühlbar machen. Das revival lenkte nicht nur die Gedanken wieder auf das Spirituelle, sondern förderte auch die Philanthropie und hemmte zumal das Überhandgreifen der Ideen der französischen Revolution und der socialistischen Träumereien Rousseau's; denn eine große Anzahl jener wilden, ungestümen Enthusiasten, die stets bereit sind, jedes Contagium in sich aufzunehmen, wurden von der heftigen religiösen Begeisterung ergriffen und wandten sich mit Abscheu von den anti-christlichen Dogmen, welche die französische Revolution und Rousseau predigten, ab. Dies ist eine bemerkenswerthe Thatsache, die, unseres Wissens, noch nicht genügend gewürdigt worden ist von denen, die uns erklären wollen, wie und warum England den schlimmsten Wirkungen jenes moralischen Erdbebens entging, das die Geister des übrigen Europas, Throne und Nationen, bis in ihre Grundvesten erschütterte. Waren dies die guten Folgen des „revival", so sind doch seine schlimmen Seiten nicht minder bedenklich, zumal England noch heute an ihnen laborirt. Sie bestehen in der herben und beschränkten Auffassung des Lebens, der Feindschaft gegen Cultur und freie Forschung und dem Sabbatarianismus mit all seinen begleitenden Übeln, welche am schwersten die arbeitenden Classen trafen, indem ihnen vernünftige Erheiterungen an dem einzigen Tage, wo sie sie genießen könnten, versagt sind.

Nun nimmt der Autor den Faden der historischen Erzählung wieder auf, oder richtiger gesagt, er schaltet in dieselbe die schottische und irische Geschichte jener Zeit ein. Dies nimmt den größten Theil des zweiten Bandes in Anspruch, ist aber für Geschichte zu wenig und für eine Abschweifung zu viel. Was Schottland betrifft, weist er darauf hin, wie das achtzehnte Jahrhundert eines der bemerkenswerthesten Beispiele dafür liefert, daß eine weise Gesetzgebung das Gedeihen einer Nation fördert und ihren Charakter bessert. Zu Anfang des Jahrhunderts waren die Hochlande für Reisende unzugänglich; von Häuptlingen beherrscht, die nicht viel besser als Räuber waren, redeten sie eine von der englischen durchaus verschiedene Sprache, eine träge, räuberische, wilde Bevölkerung, trotz des romantischen Glanzes, den die Scott'schen Balladen und Romanzen über sie verbreitet haben. Die versöhnlichen Maßregeln, die zur Abhilfe ergriffen wurden, hatten bei dem von Natur soliden und edlen Charakter der Nation eine überraschend schnelle Wirkung. Die Errichtung von Schulen, die Verbreitung der englischen Sprache, die Anerkennung der schottischen Kirche als Staatskirche, und der Wegebau brachten allmählich materiellen Wohlstand hervor und veredelten die Sitten des Volkes. Hierzu kam noch von außen der Umstand zu Hilfe, daß der Aufstand zu Gunsten der Stuarts viele der großen schottischen Familien ruinirte, wodurch der Einfluß der Clans geschwächt und gebrochen wurde.

Von der Geschichte der Colonien erhalten wir nur einen sehr kurzen Abriß, der aber nichtsdestoweniger viel des Interessanten bietet. Wir erfahren, daß den Colonien zwar der wachsende Wohlstand des Mutterlandes zu gute kam, daß dafür aber andererseits ihr Handel durch eifersüchtige Beschränkungen und maßlose Zölle gehemmt wurde. Lobend erwähnt Lecky die von Klugheit dictirte Gewährung der Selbstverwaltung und beweist, daß die so häufig gemachte Behauptung, daß England für die Einführung der Sklaverei in Amerika verantwortlich sei, unparteiischer Untersuchung nicht Stich hält, wiewohl er durchaus nicht bestreitet, daß England den Sklavenhandel begünstigte.

Mit gewohnter Genauigkeit bringt er Zahlen und Daten zusammen, die keinen Zweifel darüber gestatten, daß die Holländer es waren, die im Jahre 1620 die erste Ladung Menschenfleisch nach Amerika brachten, und daß die Sklaverei in New-York und New-Jersey bereits bestand, als diese beiden Colonien noch unter holländischer Botmäßigkeit standen.

Was die irländischen Angelegenheiten betrifft, so gesteht der Verfasser selbst, daß er in deren Behandlung mit unverhältnißmäßiger Breite verfahren ist und wir können ihm darin nicht widersprechen. Wir glauben der Meinung der meisten Leser Ausdruck zu geben, wenn wir dieses lange irische Intermezzo für den am mindesten anziehenden Theil des Buches erklären. Zum ersten Male steigt hierbei auch der sonst so leidenschaftslose und billig urtheilende Verfasser von den ruhigen Höhen historischer Unparteilichkeit herab, um Froude's Geschichte Irlands anzugreifen und zu widerlegen. Dies würde wohl in den Spalten einer Revue angegangen sein, gehört aber kaum in eine Geschichte. Er ist dadurch gezwungen, bis auf die Zeiten der normännischen Eroberung zurückzugreifen und wir erhalten eine Schilderung der Begebenheiten jenes unglücklichen Landes, die für Geschichte zu kurz und als Beschreibung einer geschichtlichen Episode zu ausführlich ist.

Fast mit einem Gefühl von Erleichterung kehren wir mit dem Verfasser nach England zurück, wo er uns klar macht, wie der ältere Pitt in der politischen Sphäre dieselbe Umwandlung zu Stande brachte, die Wesley in der religiösen bewirkt hatte. Er hob das politische Ehrgefühl und wenn er auch unzweifelhaft etwas von einem Charlatan hatte und ehrgeizig war, so kann man ihm doch keine Corruption zum Vorwurf machen. Zwar stellte er große Ansprüche an die Opferfähigkeit und Entschlossenheit des Landes, aber hierdurch kräftigte er seine erschlaffte Energie. Er zerbrach die dicke Rinde von Corruption und Verweichlichung, und zwang fremde Nationen mit erhöhter Achtung auf England zu blicken. Auf der einen Seite beförderte er die Anhänglichkeit der Nation an die hannöversche Dynastie, während er auf der anderen Seite sie ermuthigte, frei ihre Wünsche zu äußern und sich zu deren Vertreter machte. Er machte kein Hehl daraus, daß er den Krieg liebte, aber dies entfremdete ihm die Nation nicht, denn das Andenken zweier unrühmlicher Friedensverträge erbitterte alle Gemüther, und zum ersten Male seit der Herrschaft Anna's trank das Volk wiederum den berauschenden Becher militärischen Ruhmes.

Herr Lecky hält es für überflüssig, uns das Ringen um die Führerschaft im Hause der Gemeinen eingehend zu schildern, so hoch damals die Wogen auch gingen. Auch liegt das nicht im Plane seines Werkes, da diese Kämpfe nicht so sehr politischen, als persönlichen Beweggründen entsprangen. Herr Lecky zieht es vor, Ereignisse statt Personen vorzuführen, und trennt so die Geschichte von den Handelnden. Aber bevor nicht sein Werk vollendet ist und das Resultat dieser Behandlungsweise vor uns liegt, würde es voreilig sein, hierüber ein Urtheil fällen zu wollen. Die beiden bisher erschienenen Bände schließen mit dem Tode Georg II., 1760, der dem Einflusse Pitt's als Minister und dem unbestrittenen Übergewicht der Whigs ein Ende machte. Einige Worte einschränkenden, mehr negativen Lobes werden diesem Herrscher gewidmet, dem, wie unser Autor glaubt, nicht die Anerkennung zu Theil geworden ist, die ihm gebührt. Und da man von den Georgen nur selten etwas Gutes zu hören bekommt, so wollen wir das Endurtheil Lecky's hier wiedergeben: Nachdem er bewiesen, daß Georg II., wiewohl ein Despot in Deutschland, in England ein constitutioneller König zu sein wußte, und seinen Ministern, wenn auch unfreundlich, so doch ehrlich nachgab, fährt er fort: „Ein unparteiischer Geschichtsschreiber muß anerkennen, daß die Regierung Georg II. in ihrer ersten Hälfte eine der glücklichsten und ruhigsten und in ihrem letzten Theile eine der ruhmreichsten Perioden der englischen Geschichte ist, und daß die Mäßigung, mit welcher der König seine Prärogative zur Geltung brachte und die Treue, mit der er, bei Hintansetzung eigener Wünsche, seine Minister unterstützte, in nicht geringem Maße zu dem Ergebnisse beitrug."

Frankreich.

Soupé: Studien über die Sanskrit-Literatur.*)

Mit französischer Liebenswürdigkeit entwaffnet der Herr Verfasser die Kritik schon im voraus. Er erzählt, daß er sehnlichst gewünscht und gehofft habe eine zusammenfassende Arbeit erscheinen zu sehen über einen Gegenstand von so großem und allgemeinem Interesse. Doch da Wunsch wie Hoffnung seit Jahren unerfüllt geblieben, so wage er selbst nun diese Arbeit herauszugeben, die durchaus keinen Anspruch darauf mache, ein vollendetes Bild des behandelten Gegenstandes zu bieten; sie sei nur eine Skizze, und bestehe zum großen Theil aus schon früher vereinzelt veröffentlichten Aufsätzen (Revue contemporaine 1862 und 1868), welche aber sorgsam überarbeitet und bedeutend erweitert worden seien.

Dem Zweck, das größere Publikum für die im ganzen noch so schwer zugänglichen Schätze der Literatur des ältesten arischen Stammes zu interessiren, werden diese Studien entschieden gerecht. Sie zeichnen sich aus durch Beherrschung der Form, Leichtigkeit der Darstellung, durch die Übersichtlichkeit, mit der das ungeheure Material geordnet ist. Eine gewisse Oberflächlichkeit der Behandlung — wohl dadurch erklärlich, daß der Verfasser nicht aus den Quellen selbst schöpfte, sondern den Stoff aus zweiter Hand entlehnte — ist dem gewöhnlichen großen Publikum gegenüber vielleicht sogar ein Vorzug, und wird nur da als Mangel empfunden, wo die Theilnahme für den Gegenstand schon zu näherer Beschäftigung damit geführt hat. Aber zur Erweckung und vorläufigen Befriedigung dieser wünschenswerthen Theilnahme wird das Büchlein sicher beitragen, und da sich bisher keiner von denen, für welche das Studium der Originale selbst noch zu viel des Fesselnden und Erforschenden bietet, entschließen konnte, für einen größeren Kreis die bisherigen Ergebnisse der Forschung in einen übersichtlichen Rahmen zusammenzufassen, so müssen wir dem Herrn Verfasser doppelt dankbar sein für einen Versuch, der in seiner Art der erste auf diesem Gebiete ist.

Herr Soupé beginnt natürlich seine Übersicht der Sanskritliteratur mit deren ältesten uns erhaltenen Denkmälern, den Veden, die er in vier Perioden eintheilt, die der Tchandas oder Hymnen, Mantras oder Verse, Brâhmanas oder Sprüche, und Sûtras oder Abhandlungen. Er charakterisirt die Periode der Tchandas als diejenige, in welcher die „Religion noch nichts Künstliches hatte, wo die Priester die Häupter der Familie waren, wo die Opfer im Namen des ganzen Stammes dargebracht wurden; eine Periode, die übrigens durchaus nicht barbarisch war,

*) Etudes sur la Littérature Sanscrite par A. Philibert Soupé. Paris, 1877, Maisonneuve et Cie.

wie es der Stil der erhaltenen Stücke beweist, in denen Sprache wie Grammatik eine schon gestaltete und im Fortschreiten begriffene Gesellschaft zeigen. Doch giebt es da keine verwickelte Formen, keinen sinnbildlichen Cultus, wenig Legenden; dafür kurze und klare Gebete, so wie sie unvorbereitet aus dem Herzen des improvisirten Priesters emporsteigen konnten, so wie sie die frommen Zuhörer im Chor wiederholen mußten. Da ist noch kein Versuch einer religiösen Hierarchie; jeder Gott wird der Reihe nach der größte und mächtigste der Götter genannt; jeder Gott ist Schöpfer, Erhalter und Erlöser der Welten. Sanft und aufrichtig ist der Glaube, den sie einflößen; man bezeigt diesen göttlichen Brüdern der Menschheit eine kindliche Unterwürfigkeit; man erbittet demüthig ihre Verzeihung für begangene Sünden. Diese naive Frömmigkeit steht den einfachen und reinen Ideen des Christenthums weit näher als die glänzenden aber subtilen Fictionen der griechischen Theogonie. Es findet sich darin nichts von liturgischen Formeln, dogmatischer Trockenheit, oder mythologischen Systemen; es sind fromme Ergüsse des Herzens, heitere Naturbetrachtungen, instinctiver Drang nach dem Idealen. Die Idee vom Nichtssein des Erschaffenen, von der Allmacht, der Einheit der Universalsubstanz tritt bisweilen in einer Deutlichkeit hervor, welche die gelehrtesten und geschicktesten Philosophen Griechenlands oder Deutschlands nicht immer übertroffen haben. Es scheint auf den ersten Blick als müßte die Philosophie nur eine jener Früchte der Spätzeit sein, die gegen das Ende einer Civilisation wachsen, die zu ihrer Reife eine lange Cultur voraussetzen. Aber die orientalische Phantasie hat sich Wege gebahnt, welche ihr eigenthümlich sind: die Inder, die keine großen Bedürfnisse haben, wenig Theilnahme für Thatsachen empfinden, für das praktische Leben nicht sehr empfänglich sind, waren vom Anfang an instinctiv darauf gerichtet, die höchsten Abstractionen zu verfolgen, sich die tiefsten Fragen vorzulegen. Beim Betrachten der Aufeinanderfolge der Jahreszeiten, des Leuchtens der Gestirne, des Glanzes des Himmels über ihrem Haupte legten sich diese einfachen Ackerbauer, mit dem Ernst eines Anaxageras oder eines Leibnitz, die Frage vor, was sie seien, woher sie gekommen, welches Geschick ihrer harre."

Eine kurze Charakterisirung der Veden, ihrer Götter, ihrer Moral, Metaphysik und Kosmogonie ist ziemlich flüchtig und oberflächlich, bietet aber immerhin eine gewisse Übersicht.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung wird jedem der vier Veden eine kurze Inhaltsangabe nebst Charakteristik gewidmet; es werden charakteristische Auszüge mitgetheilt, unter denen auch besonders die indische Erzählung von der Sündfluthlegende, deren Noah oder Deukalion Manu ist, interessiren dürfte. Am Schluß des Kapitels, das die Veden behandelt, wird der Versuch gemacht, den religiösen Inhalt dieser ältesten heiligen Schriften der indoeuropäischen Rasse zusammenzufassen: „Die Religion der Vedas ist eine ganz elementare und ganz naturalistische, in der die Mächte der Schöpfung, die physischen Gewalten jeden Augenblick vergöttert werden. Obgleich sie den Brahmanismus und später auch den Buddhaismus hervorgebracht, enthielt sie kaum erst die Keime dieser beiden entgegengesetzten Lehren. Man findet darin nur seltene und zweifelhafte Spuren von der göttlichen Dreiheit, von dem künftigen Leben, von der Seelenwanderung, der Extase, der Kasteneintheilung, der vorwiegenden Macht der Brahmanen und ihrem unbeschränkten Einflusse auf die Könige; ebenso wenig findet man in ihnen jenen raffinirten und complicirten Anthropomorphismus, der in den klassischen Heldengedichten und in den Puranas von Indien hervortritt. Die Veden verehren als Gegenstände der Anbetung nur Himmel und Erde, das Morgenroth und die Sonne, das Wasser und das Feuer, das Meer und die Ströme, die Winde und die Gewitter, welche in unbestimmten und übermäßig variirten Zügen dargestellt werden. Wir haben gesehen, daß diese Religion sehr häufig materiell ist durch die Gegenstände, welche sie divinisirt, durch den Cultus, den sie ihnen widmet, durch die Gelübde, welche sie an sie richtet. Geweihte Kuchen, einen heiligen Saft, Spenden von Milch, Butter und Honig: das versprechen die Gläubigen ihren Göttern. Viele Kinder, reiche Ernten, viele Heerden, viele Schätze: das erhoffen sie von ihnen als Gegenleistung. Die Übung der Tugend, die Freuden der Pflicht, die Begeisterung der Hingebung, das Gesetz des Gewissens erscheinen nur vereinzelt in diesen zahllosen Hymnen. Moral zeigt sich unzweifelhaft darin, doch nur im flüchtigen Schein: Frömmigkeit herrscht darin, aber es ist eine enge und abergläubische Frömmigkeit, die auf Ceremonien begierig ist, und den Strahlenglanz des Firmamentes und das erhabene Bild Gottes nur durch den Rauch des Opfers erblickt.

Was den Stil der Veden betrifft, so steht er im genauen Verhältniß zu der religiösen Begeisterung, die darin herrscht. Großartig und erhaben, so lange diese mächtig ist, nimmt er ab mit der Wärme des Glaubens und verliert sich gleich ihm inmitten des prosaischen Formalismus der letzten Veden. Im Rigveda kann man ihn hie und da mit dem höchsten Schwung der Psalmen und biblischen Prophetenworte vergleichen. Die Sprache, verschieden vom gewöhnlichen Sanskrit, ist darin einfach, aber stark und kräftig; die Versifikation von einem Reichthum, einer Eleganz, einer Biegsamkeit, welche die Pindarischen Oden, die Chöre des Äschylus, des Sophokles und des Euripides nicht übertroffen haben. Neben diesen Schönheiten würde es leicht sein, große Unvollkommenheiten zu rügen: die Ungeheuerlichkeit, die Maßlosigkeit der Ideen, den übertriebenen Luxus der Bilder.... Man findet in ihnen das älteste Zeugniß, das unsere Rasse, die indokaukasische Rasse, über sich selbst zurückgelassen; ein Zeugniß, das ihre zukünftige Größe verkündet und erklärt. Um die Cultur gut zu verstehen, die nach einander in Athen, in Rom und in Westeuropa geblüht hat, ist es nicht unnütz, den ersten fruchtbaren Ansatz dazu inmitten der arischen Stämme zu studiren."

Im folgenden Abschnitt wendet sich Herr Soupé der Betrachtung des umfangreichsten Epos zu, dem Mahâbhârata, das in achtzehn Gesängen zweimalhunderttausend Verse enthält. Der Inhalt wird kurz zusammengefaßt und möglichst übersichtlich berichtet, der philosophische und moralische Charakter hervorgehoben und schließlich darauf hingewiesen, daß die indischen Rhapsoden sich nur „mäßig um die Gesetze der Ästhetik kümmerten und durchaus keine literarischen Zwecke hatten; sie verfolgten ausschließlich ein patriotisches und religiöses Ziel. Sie wollten Alles, was ihnen von Mythen, Sagen und Erinnerungen einfiel, in einem bequemen und elastischen Rahmen, der sich je nach Bedürfniß erweiterte, einschließen und anhäufen. So haben sie Stück für Stück ein wahres Museum ihrer nationalen Antiquitäten errichtet, worin imposante Galerien, strenge Basreliefs, merkwürdig geschnitzte Statuen, farbenglühende Bilder in Fülle sind; aber es fehlt an Klarheit, Unordnung herrscht darin, und häufig wird man von Müdigkeit ergriffen beim Anblick so vieler verschwenderischer Ornamente, und so vieler bunt in einander gewirrter Schätze." — Leider scheint Herr Soupé die Arbeiten der deutschen Geschichtsforschung nicht zu kennen. Seine Darstellung des Mahâbhârata würde bedeutend gewonnen haben durch das Studium der betreffenden Abschnitte in Dunckers Geschichte des

Alterthums, in denen der Historiker mit der Intuition des Kenners geschichtlicher Entwickelung das Material anordnet, um aus der Sage die geschichtlichen Momente herauszulösen. — Dem zweitgrößten Epos der Inder, dem Râmâyana, (vierzigtausend Verse), ist der folgende Abschnitt gewidmet, der, gleich dem vorhergehenden, die Hauptzüge der umherschweifenden Dichtung herausgreift, manch' schöne Stelle im Auszug anführt, und das Interesse stets rege zu erhalten weiß. — Nach den diesen Epen gewidmeten Kapiteln wendet sich der Herr Verfasser dem großen indischen Dramatiker zu, dem Kâlidâsa, von dem man annimmt, daß er etwa 50 v. Chr. gelebt hatte, unter Vicramâditya, dem Fürsten von Malawa. Dem Dichter der Sakuntala wird auch das Verdienst zugeschrieben auf Verlangen des Vicramâditya die bisher nicht gesammelten Bücher des Râmâyana zu einem Ganzen vereint zu haben. Auch soll er der Verfasser einer gereimten Abhandlung über Poetik sein, sowie des Gedichtes Nalodaya, das die dem Mahâbhârata entlehnte lieblichschöne Erzählung von Nala und Damayanti behandelt. Auch einige beschreibende Werke, doch von geringem Werth, werden ihm zugeschrieben. Bedeutender ist seine Elegie Megha-Dûta (der Wolkenbote) und die beiden epischen Fragmente Kumâra-Sambhava und Raghuvansa; ersteres das Fragment einer mythologischen Epopöe, eine Art Theogonie; das zweite eine genealogische Dichtung, eine Art gereimter Chronik. — Dann wendet sich Herr Soupé den Hauptschöpfungen des Dichters zu, seinen Dramen, und bespricht zuerst das bestrittene Mâlavikâ und Agnimitra, dann Urvaci und endlich sein Meisterwerk, Sakuntala. Darauf folgt eine kurze Darstellung des indischen Theaters überhaupt, worin auf die eingehend ausgearbeitete Dramaturgie der Inder aufmerksam gemacht wird, welche zehnerlei Arten von Stücken ersten Ranges, und achtzehnerlei zweiten Ranges unterschied, und vierundsechzig Unterabtheilungen aufzählte. Die kurzen Bemerkungen über das indische Drama im allgemeinen, über die Art und Weise der Aufführung; die Darlegung, wie sich im Drama die Sitten spiegeln, wie sich in den späteren der Verfall zeigt, sind übersichtlich und anziehend. Die kurze Aufzählung und Hauptinhaltsangabe der auf uns gekommenen dramatischen Leistungen ist recht fesselnd geschrieben und weiß den Unterschied zwischen dem indischen Empfindungsdrama, das sich arabeskenartig nach allen Seiten hin verzweigt, und unserem Gedankendrama, das einen straffen Mittelpunkt fordert, um den sich das Ganze gruppiren muß, hervortreten zu lassen.

Den Dichtungen zweiten Ranges ist der vorletzte, und den didaktischen Arbeiten der letzte Abschnitt gewidmet. Warum Herr Soupé das Pantschatantra, dieses so durchaus didaktische Werk, das als indischer Fürstenspiegel bezeichnet worden ist, in dem ersten dieser Abschnitte unter den secundären Dichtungen bespricht, versteht man nicht recht, trotz der Angabe, daß es geschehen sei, weil die Phantasie darin überwiege, die Allegorie vorherrsche, und der Stil beinah immer figürlich sei. Dieser „Schatz von Weisheit in größtentheils vollendet schöner Gestalt"*) gehört entschieden nicht unter die Dichtungen zweiten Ranges; einem Werke, „welches so viele Jahrhunderte hindurch eine der höchsten Stellen in der Literatur nicht blos, sondern in der gesammten gebildeten Welt der damaligen Zeit eingenommen hat"**), gebührte der erste Platz unter den didaktischen Werken. Von solchen erwähnt der Herr Verfasser einige theologische, den Lotus des Glaubens, das Lalita-Vistara, dem die vielbekannte Erzählung von Barlaam und Josaphat entlehnt worden ist. Höchst seltsam berührt die Bemerkung über Schopenhauer, seine Schule (S. 336) und Beziehung zum Buddhismus in der hier ausgesprochenen Art und Weise, und scheint kaum auf nähere Kenntniß des Philosophen zu deuten. Als didaktische Werke über indisches Recht und indische Gesetzgebung werden besonders die Gesetze des Manu und des Yadgnavâlkhya nebst einigen älteren, wie der neueren Commentare dazu angeführt. Dann folgen Arbeiten über Astronomie und Astrologie, Algebra, Medicin; ein Werk über Mythologie, Geschichte und Alterthümer der Hindus, Sayadri-Khâmla; einige Arbeiten über Logik; Pânini's Grammatik; kritische und ästhetische Schriften; sogar eine Abhandlung über die Kunst des Stehlens.

Der Autor schließt mit dem Hinweis auf die erfreuliche Thatsache, daß der Geist Indiens nach mehreren Jahrhunderten der Erschlaffung und des Schweigens wieder zu erwachen scheint: „eine Art intellectueller Wiedergeburt strebt danach sich zu vollziehen in diesen so lange Zeit leblosen Gegenden." Dieses neu erwachte geistige Leben bethätige sich in vielen seit kurzer Zeit begründeten Zeitschriften, zahlreichen literarischen Gesellschaften und vielen hunderten junger Dichter (wenn man sie so nennen darf); besonders auch in den so eifrig unternommenen Ausgaben der alten Schöpfungen, sowie in den liberalen Neuerungen der Universitäten, wie z. B. der Universität von Calcutta, welche Frauen den Zutritt zu ihren Vorlesungen gestattet hat.

Hier wäre wohl auch die religiöse Bewegung zu erwähnen gewesen, die auf Grundlage alter Vedentexte und im Gegensatz gegen das Christenthum den indischen Glauben in monotheistischer Richtung reformiren will.

Um unser Urtheil nochmals zusammenzufassen: Soupé's durchaus anziehend und übersichtlich geschriebenes Buch verdient in weiteren Kreisen gekannt zu werden trotz seiner Lücken und Oberflächlichkeiten. Von diesen wären einige leicht zu vermeiden gewesen, so z. B. in der Erwähnung der Ausgaben und Übersetzungen der bedeutenderen indischen Werke durch abendländische — und neuerdings auch durch einige eingeborene — Gelehrte, wo der Herr Verfasser sich bemühte ziemlich vollständig zu sein. Unter Anderem vermißt man bei den über Buddha und Buddhismus erwähnten Arbeiten den Namen von Samuel Beal; beim Berichte über das Pantschatantra wird Benfey nur einmal flüchtig erwähnt in Gemeinschaft mit Socin als Auffinder der alten syrischen Recension des Kalilag und Damnag; Marazzi's treffliche Übersetzungen indischer Dramen bleiben ganz unbeachtet. — Doch derartige kleine Mängel mindern den Werth des Buches nur wenig. In ihm wird der erste Versuch gemacht, eine kurze, allgemeinverständliche Übersicht über ein ebenso reichhaltiges wie im ganzen noch unbekanntes Gebiet zu geben. Vielleicht dürfte eine Übersetzung ins Deutsche auf gute Aufnahme rechnen, da wir noch keine derartige Übersicht besitzen. M. B.

*) Benfey, Einleitung zu Kalilag und Damnag.

**) w. o.

Griechenland.

Paparrigopulo: Geschichte der hellenischen Civilisation.

Als die Griechen 1821 gegen ihre türkischen Unterdrücker aufstanden, schenkte ihnen die gesammte gebildete Welt ihre Sympathie. Ein Byron machte sich auf, ihnen thatkräftige Hülfe zu leisten. Auch in Deutschland regten sich die Philhellenen,

die Einen, indem sie Byrons Beispiel folgten, die Andren, indem sie begeisterte Lieder dichteten. Zwischen ihnen und Byron war indessen ein Unterschied: Byron kannte Griechenland aus eigener Anschauung, seine Sympathien galten den wirklich lebenden Menschen. Nicht so die meisten Philhellenen in und außer Deutschland. Sie meinten nicht anders, als daß Leonidas selber und Themistokles dort kämpfe. Die Sehnsucht nach der antiken Welt, an der Hyperion zu Grunde gegangen war, schien sich zu erfüllen und Hellas sich aus Schutt und Asche wieder aufzurichten. Das Königreich Griechenland ward gegründet. Bis jetzt hat es weder einen Phidias noch einen Äschylus noch einen Plato erzeugt. Das Staatsgebäude selber ist durchaus unfertig. Nun auf einmal heißt es: „Die Griechen halten nicht, was sie versprochen haben." Aber sie haben gar Nichts versprochen, nur jene romantisirenden Thoren hatten sich etwas versprochen, ohne irgendwie die gegebenen historischen Bedingungen zu untersuchen. Jedoch anstatt dies einzugestehen, griff man lieber nach einer andren Ausflucht. Man habe sich in den Griechen geirrt, weil sie gar nicht Griechen seien. Es war Fallmerayer, der mit großem Scharfsinn darzulegen suchte, daß man ohne Grund geschwärmt, denn die Neugriechen seien nicht Nachkommen der Hellenen, sondern Slawen. Es mag nun dahingestellt bleiben, ob Fallmerayer und alle die ihm nachbeteten, sich gerade einer unbefleckten Abkunft von Tuisco und seinem Sohne Mannus rühmen können, um so verächtlich auf diese slawischen Mischlinge herabzusehen. Was Deutschland im Allgemeinen anbetrifft, so fließt im Süden sehr viel celtisches und im Norden sehr viel slawisches Blut, von dem aus Urzeiten stammenden Beisatze finnischen Blutes ganz zu schweigen. Wir nennen uns trotzdem Deutsche, und wir im Norden grämen uns nicht, wenn auch die württembergischen Demokraten auf uns als „Halbslawen" herabsehen, denn die Slawen sind nicht nur ein arisches, sondern außerdem ein hochbegabtes Volk. „Der Geist, die Ideen sind nicht so machtlos, wie man wohl meint", sagt Hegel irgendwo. Auch der Nationalgeist in seiner abstrakten Geltung besitzt eine gewaltige productive Kraft; er assimilirt sich die fremden Elemente, indem er mittels der Sprache Besitz von ihren Gehirnen nimmt. Die Fallmerayer'schen Speculationen haben daher mehr ein naturhistorisches als ein historisches Interesse. Und wenn an allen Bergen des Peloponnes slawische Namen hafteten, das Volk, das jetzt zu ihren Füßen wohnt, spricht griechisch und steht im Zusammenhange mit der gesammten griechischen Vergangenheit. Freilich nicht in direkter: es liegt eine lange Reihe von Jahren dazwischen und wer von den Gedanken ausging, daß das Griechenland, das ihm als das Land der Klassiker auf der Schule gezeigt ward, als dessen letzten Helden man Philipps und Alexanders wortreichen Gegner Demosthenes ansah, unmittelbar in Setines (dem türkischen Athen) wieder aufleben müsse, der leugnet auch diesen Zusammenhang. Um ihn deßhalb herzustellen, wird man nachweisen müssen, daß jenes Todesdatum falsch ist, daß der griechische Nationalgeist weiter lebte, auch über die römische Herrschaft hinaus bis zu jenem Momente, wo das Kreuz auf der Sophienkirche dem Halbmonde weichen mußte. Daß sich bei einem solchen Versuche Manches in einem andern Lichte zeigen wird als bisher, liegt auf der Hand. Dies gilt besonders von der Beurtheilung der Byzantiner, über die alle Schaalen der sittlichen Entrüstung auszugießen geradezu Mode ist, obgleich doch schon die zähe Lebenskraft des byzantinischen Staatswesens inmitten so vieler Gefahren uns einige Achtung vor ihm einflößen sollte. War denn das Staatswesen so nutzlos, dessen Flüchtlinge eingestandenermaßen in Italien den ersten Anstoß zum Wiederaufleben der klassischen Studien gaben? Es scheint fast, als wenn in der Beurtheilung der byzantinischen Verhältnisse noch jener Geist der Feindschaft gegen die schismatischen Griechen obwalte, den einst die Herrschsucht der römischen Päpste den occidentalischen Völkern anerzog. Man hätte sich einmal auch auf den orientalischen Standpunkt stellen sollen!

Ein Werk liegt vor uns, welches dies thut, voll und ganz, denn der Autor ist selber ein Grieche. Professor Paparrigopulo zu Athen ist der Verfasser einer fünfbändigen „Geschichte der hellenischen Civilisation." Für die Bedürfnisse eines weiteren Leserkreises hat er aus diesen einen kurzen einbändigen Auszug hergestellt und diesen, um seine Anschauungen auch dem europäischen Publikum zugänglich zu machen, ins Französische übersetzt.*) Seine Absicht deutet der Verfasser in der Vorrede an, der wir vollkommen beistimmen: „Die Einheit der hellenischen Civilisation ist ebenso oft bestritten wie fest behauptet. Die Einen geben vor, sie sei mit der Schlacht bei Chäronea untergegangen, andere bewilligen ihr zwei Jahrhunderte mehr und haben ihre Existenz bis zur römischen Eroberung verlängert. Diejenigen, welche zugeben, daß der griechische Stamm nie aus der Geschichte verschwunden ist, haben die Beziehungen nicht genugsam hervorgehoben, welche seine zahlreichen Wandelungen mit seinem ursprünglichen Charakter verbinden. So ist der zertrümmerten oder entstellten Geschichte Griechenlands fast dasselbe Loos zu Theil geworden, wie den Denkmälern, welche seinen Boden bedecken, deren unvergleichliche Schönheit die Hand des Menschen noch weit weniger als die Zeit geachtet hat. Der eigentliche Charakter der hellenischen Civilisation ist niemals recht begriffen worden, weil man die Einzelheiten unter einem falschen Lichte betrachtet hat. Von allen Wissenschaften ist die Geschichte am meisten den Verirrungen der Systemmacherei, den Irrthümern der religiösen Leidenschaft, dem Einflusse der politischen Interessen ausgesetzt. Die Geschichte des griechischen Volkes konnte um so weniger diesen Gefahren entgehen, als sie bisher dem Gutdünken der fremden Wissenschaft anheimgefallen war. Man denke sich die Geschichte Frankreichs nur von Engländern oder Deutschen geschrieben! Was man auch von der nationalen Eigenliebe sagen möge, den Überlieferungen und Empfindungen eines jeden Volkes liegt stets irgend eine Wahrheit zu Grunde, die selbst von den hervorragendsten Geistern oft genug übersehen oder doch nicht in ihrem richtigen Werthe erkannt wird, weil sie eben einem andern Kreise angehören."

Der Verfasser verfährt bei Durchführung seiner Aufgabe mit äußerstem Geschick und bereitet sich gleich in seinem ersten Kapitel eine feste Basis. In diesem schildert er nämlich die homerischen Zeiten als die Zeiten der halb und halb gewonnenen griechischen Nationaleinheit. In diese vielversprechende Entwicklung greift zerstörend die sogenannte dorische Wanderung ein. Dieselbe verursachte massenhafte Auswanderungen und in Folge dessen eine Entvölkerung. Dieser suchte man durch Einführung von Sklaven abzuhelfen. Eine weitere Folge war die vollständige Zerbröckelung der Nation, eine dritte der Gegensatz, der sich zwischen den neuen Ansiedlern und den alten Eingeborenen herausstellte. Diese waren die echten wahren Hellenen, und das echte Hellenenthum entwickelte sich in einer Stadt, die von den dorischen Einflüssen fast ganz unberührt blieb, in Athen. Im Kampfe zwischen Athen und Sparta stritten die beiden Principien der griechischen Nation mit einander, die Verhältnisse waren indessen derartig, daß keines von beiden siegen konnte, daß die nationale Einheit nicht von innen heraus hergestellt werden konnte. Diese

*) Histoire de la civilisation hellénique. Paris, Hachette & Co.

brachten endlich die Macedonier. Alexander stand an der Spitze Griechenlands, wie einst Agamemnon. „Diese neue Hegemonie schien endlich der politischen Einheit der Nation einen festen Grund bereiten und sie zur Herrin des ganzen zwischen der Donau und dem Cap Tänaron liegenden Gebietes machen zu sollen. Diese Aufgabe bot sich dem jungen Könige gleichsam von selbst dar und Alles verpflichtete ihn, sie zu erfüllen: die väterliche Überlieferung, sein eigener Ruhm, die Knechtschaft, unter der die asiatischen Griechen seufzten, die großen Interessen des Volkes, dessen Schicksal er in seiner Hand hielt. Alexander stützte sich auf einen starken Staat: Athen, Sparta, Theben, Thessalien waren erschöpft, der Erfolg erschien sicher. Da unterlag der junge König dem Schicksal, dem der Hellenismus verfallen schien; er wandte sich zu jenem großen äußeren Zuge." Dies dünkt mich denn doch ein wenig zu weit gegangen. Ich hätte von einem modernen Griechen eine begeistertere Schilderung dieses Alexanders erwartet, in welchem der poetische Nationalheld, Achilles, Fleisch und Bein geworden war, Alexanders, der schönsten und erhabensten Gestalt von allen denen, deren Größe mit der Schärfe des Schwertes errungen wurde. Die Kritik des Herrn Paparrigopulo erinnert lebhaft an jene Weisheit deutscher Professoren, die mit unsern Kaisern, einem Heinrich III., Friedrich dem Rothbarte und Heinrich VI. unzufrieden sind, weil dieselben die Politik nicht so machten, wie sie es wünschen. Daß damals immer neue deutsche Schaaren über die Alpen gingen, war ein welthistorischer Zug, gegen den sich nichts machen läßt. Auch Alexander folgte einem solchen. Nicht sein Einfall war der persische Krieg. Schon Agesilaus hatte einen solchen geträumt. Und beruht nicht Herodots ganze Geschichtsphilosophie auf dem Gegensatze zwischen Asien und Hellas? Conjectur übrigens gegen Conjectur! Wie nun, wenn Rom ein auf die Hämushalbinsel beschränktes Griechenland vorgefunden hätte? Ob ihm da die hellenische Cultur ebenso erfolgreich widerstanden, ob dieselbe jene Alles niederringende Kraft gewonnen, wenn sie nicht das unermeßliche Terrain besaß, welches Alexander ihr unterworfen? Die Eroberungen des Hellenismus sind eins der wundersamsten historischen Schauspiele: wenn man bedenkt, daß trotz alledem die bildenden Künste fortblühten, daß die Wissenschaften so recht eigentlich erst ins Leben traten, so staunt man noch mehr und muß über die lachen, die den griechischen Nationalgeist nach der macedonischen Einigung für erschlafft halten. Selbst die Erwerbungen der lateinischen Sprache kommen dagegen nicht auf. Nichts berührt mich stets sonderbarer, als wenn ich in orientalischen Reisebeschreibungen, die von Ländern handeln, in die nur selten noch der Europäer sich hineinwagt, von den Trümmern griechischer Städte höre und bedenke, daß es der Genius Alexanders war, der diese Säulen dorthin verpflanzte und Die, welche unter ihrem Dache wandelten, die Sprache des Plato und Thucydides lehrte. Und wie zäh war doch dieser Hellenismus! Rom sank in den Staub, aber er blieb am Leben; die Sprache des Dante erklang bereits, man sang in Frankreich von Rolands Thaten, aber in Constantinopel unterhielt man sich noch immer in jener Sprache, in der (höchstens mit etwas abweichender Aussprache) einst Sokrates zum Plato geredet hatte, fühlte man sich, selbst nach dem Intermezzo der fränkischen Eroberung, noch im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Alterthume. Daß die Form des Hellenismus, welche man Byzantinismus nennt, ein greisenhaftes, ja schließlich ein gespenstisches Aussehen hatte, ist bei dieser Dauer kein Wunder. Erst die türkische Mordlust und Marterkunst hat auch diesen Spätling des Alterthums endlich unter die Erde gebettet.

Indessen war die byzantinische Geschichte keineswegs eine einzige Geschichte verlängerter Altersschwäche. Näher besehen, zeigt sich, daß der Hellenismus mannigfache Verjüngungen erfuhr. In dieser Beziehung hebt unser Autor vornehmlich die Epoche der bilderstürmenden Kaiser und die sich daranschließende des macedonischen Hauses hervor. Ich lasse über die erste, welche dem Autor die der „Reformation" ist, diesen selber reden. „So lagen die Dinge, als 717 Leo III., unter dem die Reformation begann, den Thron bestieg. Man nennt ihn und seine Nachkommen Bilderstürmer, als wenn sie ihre Aufgabe auf die Unterdrückung der Bilder beschränkt hätten. Eine solche Beurtheilung ihrer Anschauungen entspricht nicht der Wahrheit. Trotzdem blieb sie während des Mittelalters sowohl wie während der Neuzeit aus leicht begreiflichen Gründen in Geltung. Alle Gesetze und Arbeiten der Reform, die zu ihren Gunsten sprachen, wurden, als sie nach einem Kampfe von mehr als hundert Jahren scheiterte, sorgsam zerstört. Die Chronisten der Gegenpartei, welche Herren des Schlachtfeldes blieben, haben auf ihre Feinde alle möglichen Verläumdungen gehäuft, beobachten aber über ihre großmüthigsten Werke ein tiefes Schweigen; sie reden nur von den wegen der Bilder getroffenen Maßregeln, weil sie wohl wußten, daß dieser Theil der Reform, der in die Augen sprang und die Gewohnheiten und kleinen Interessen der Masse verletzte, sie am Besten in der öffentlichen Meinung herabsetzen werde. Glücklicherweise trägt die Wahrheit durch eigene Kraft den Sieg davon, wenn sich auch die Menschen bemühen, sie systematisch zu entstellen oder zu verbergen. Theophanes und Nicephorus sind beide erklärte Gegner der im achten Jahrhundert vollzogenen Umwälzung; zwischen den Gemälden, welche sie entwerfen, besteht indessen ein merklicher Unterschied. Der heftige Theophanes entstellt Thatsachen und Persönlichkeiten, von denen er spricht, ohne Gnade. Nicephorus ist milder in seinem Urtheile. Verdammt er und verfärbt er oft die Thatsachen, so erfindet er doch keine Fabeln und spricht seinen Feinden nicht jede Tugend ab. Wenn uns andererseits die Protokolle des großen Concils, das den Bilderdienst abschaffte, nicht unverstümmelt erhalten sind, geben sie uns doch von dem auf ihm herrschenden Geiste und seinen Berathungen eine richtige Vorstellung. Schließlich hat vor nunmehr dreißig Jahren E. Zachariä eine kostbare Entdeckung an dem bürgerlichen Gesetzbuche der Reformation gemacht. Die kritische Prüfung aller dieser Documente enthüllt uns endlich den wahren Charakter jener Epoche, die man Jahrhunderte lang so arg verkannte und nur als einen Kampf der Bilderstürmer betrachtete. In Wahrheit unternahm man während des achten Jahrhunderts einen bemerkenswerthen Versuch zu einer socialen, politischen und religiösen Umwälzung. Die religiöse Reform beschränkte sich auf die Verdammung der Bilder, die Verwerfung des Reliquiendienstes und die Verminderung der Zahl der Klöster: die grundlegenden Dogmen des christlichen Glaubens hat sie nicht angetastet. Die sociale und politische Reform legte dagegen kühn an alle Gebrechen die Hand, welche die moralische und materielle Kraft jener Gesellschaft unterwühlten, entriß dem Klerus den öffentlichen Unterricht, schaffte die Frohndienste ab, suchte die Zahl der Sklaven zu beschränken, führte innerhalb gewisser Grenzen die religiöse Duldung ein, unterwarf die Kirchengüter der Besteuerung, bewies mit einem Worte, daß sie eine mannhafte Gesellschaft gründen wollte auf jene unsterblichen Principien, die erst ein Jahrtausend später in der Welt zum Siege gelangten." Die religiöse Reform scheiterte. Aber selbst ihre Einflüsse gingen nicht unter, sie wirkten auf die Sectenbildung im Abendlande und so steht sie im Zusammenhange mit der großen Reformation des sechzehnten Jahrhunderts. Und wenn

auch auf politischem und socialem Gebiete Manches rückgängig gemacht wurde, es hatte sich doch der Nation ein neuer Geist eingepflanzt, welcher der macedonischen Dynastie ihre Siege erkämpfen half. Noch einmal gewann das Reich einen bedeutenden Umfang. „In Asien erstreckte es sich nördlich bis zum Acampsis, der in das Schwarze Meer mündet, und bis Archäopolis in Lasistan, östlich bis zum großen Armenien, südlich bis zu den nördlichsten Distrikten Mesopotamiens, Osrhoene und Euphratesien. In Europa bildete die Donau die nördliche Grenze, von ihrer Mündung bis Widdin. Von hier wandte sie sich südwestlich, umschloß Nisch und Skupi und endete in Lissos am adriatischen Meere; aber selbst im Norden von Lissos besaß das Reich noch einen schmalen Strich Landes, das dalmatische Thema. Klein-Asien konnte man das Großgriechenland dieses Reiches nennen. Die gewaltige Halbinsel und die benachbarten Inseln enthielten mehrere blühende Städte, starke Festungen, eine gedrängte und kriegerische Bevölkerung, die am meisten die Reinheit der christlichen Civilisation bewahrte. In seinem östlichsten Theile lag eine große Zahl von Handelsstädten ersten Ranges, Laodicäa, Antiochia, Mamistra, Adana, Tarsus, Attalia, Strobilus, Chios, Theologus, Phocäa; ihre Wichtigkeit bezeugen die Anstrengungen, welche die Venetianer während des elften Jahrhunderts machten, um die Erlaubniß zur Gründung von Contoren daselbst zu erhalten. In Kleinasien hoben Konstantinopels Kaiser hauptsächlich ihre tapfersten Legionen aus. Dort wohnten zahlreiche Auswanderer aus Armenien, Kappadozier, Galater, Lycaonier, Cilicier, Isaurier, die, seit lange gewöhnt für die Interessen des Reiches einzustehen, unablässig für dasselbe auf allen Schlachtfeldern Europa's und Asiens ihr Blut vergossen.“ Für die Größe des byzantinischen Reiches spricht übrigens auch die gewaltige Ausdehnung seiner politischen Machtsphäre. Man beurtheilt auch deßhalb so oft die deutschen Kaiser falsch, weil man sich nicht klar macht, welche Bedeutung die byzantinische Politik für sie hatte, die ihnen nicht nur in Italien entgegentrat, sondern ihre Einflüsse bei allen slawischen Nachbarvölkern Deutschlands geltend zu machen wußte. Interessant sind die Angaben des Autors über die inneren Zustände des Reiches. U. A. behauptet er, daß die Schule von Athen noch fortbestanden habe. Übrigens verschweigt er nicht die massenhaften slawischen Ansiedlungen. Er schließt seine Betrachtungen über jene Epoche mit folgenden Sätzen. „Alle Zeitgenossen erkannten die wirkliche Größe dieses Werkes des mittelalterlichen Hellenismus an. Kann man außerdem leugnen, daß er in Syrien die arabische Invasion aufgehalten, Bulgarien, Dalmatien, Croatien und Rußland zum Christenthum bekehrt und allen diesen Völkern die ersten Keime der Civilisation übermittelt hat? Er hatte eine bewundernswürdige Verwaltung und Finanzwirthschaft gegründet. Er hatte in der bürgerlichen und socialen Gesetzgebung Principien anerkannt, die erst weit später im westlichen Europa zur Geltung kamen. Er hat die moderne Reformation vorbereitet und einen wohlthätigen Einfluß auf die Literatur, Künste und Gesetzgebung der zu jener Zeit bekannten Welt ausgeübt. Man sah damals, was der Hellenismus kann, wenn er nach Aristoteles Wunsche in einen einzigen Staat vereinigt ist. Freilich hießen die Unterthanen dieses Reiches Rhomäer, Römer, sie führten nicht den Namen Hellenen. Um dies Phänomen recht zu verstehen, müssen wir uns den wahren Sinn der Worte Hellenistren und Hellenismus ins Gedächtniß zurückrufen. Ursprünglich bedeutet Hellenistren, die griechische Sprache unter Fremde verpflanzen und ihnen so den nationalen Charakter der Hellenen aufdrücken. Die griechisch sprachen, nannte man Hellenisten oder Hellenisirende, oft auch einfach Hellenen. — Einige moderne Schriftsteller, durch die unvergleichliche Anmut der ersten geschichtlichen Periode Griechenlands verführt, haben sich nicht mit seinen weiteren Schicksalen befaßt. Einige haben sogar die Generationen, die nach Asien und Konstantinopel übersiedelten, mit Spott und Hohn überschüttet und behauptet, die alten Hellenen würden sie nicht als legitime Nachkommen betrachtet haben. Wir wagen dagegen zu behaupten, daß Aristophanes Lucian nicht verleugnet hätte, auch Sokrates nicht Epiktet, noch Demosthenes den Apostel Paulus oder Chrysostomus, noch Solon die große Reformation des neunten Jahrhunderts, und daß endlich Agesilaus in Heraklius und Basilius II. würdige Nebenbuhler gesehen haben würde.“

Der Niedergang des griechischen Reiches ward von zwei Seiten bewirkt. Einmal durch das erneute Vorrücken des Islams und dann durch die Kreuzzüge und die sich daran knüpfende Eroberung durch die Lateiner. Allerdings ward das Kaiserthum noch einmal hergestellt, aber die ehemalige Kraft war dahin und so brach denn endlich der letzte Rest des alten römischen Weltreiches mit der Katastrophe von 1453 zusammen. Unser Autor ist nicht gut auf die Kreuzfahrer zu sprechen und nimmt seine Landsleute, voran Alexius Comnenus, kräftig gegen die Seitens der Lateiner erhobenen Anklagen in Schutz. Die Briefe, in welchen Alexius um die Hülfe der Occidentalen gefleht haben soll, erklärt er für gefälscht. Nachdem derselbe die Normannen besiegt, hätte er auch mit den Seldschucken fertig werden können. Gegen ein solches Verhältniß sprächen auch die Verträge, welche er mit den Kreuzfahrern abschloß. Sie wurden freilich von diesen nicht gehalten. „Einige von ihnen griffen das Reich sogar wiederholt an. Hätten sie dafür wenigstens etwas gegen die Türken ausgerichtet! Ihr in Syrien gegründetes Reich blieb schwach und konnte die Seldschucken nicht hindern, sich schon in einigen Jahren wieder furchtbar zu machen. In Kleinasien bekämpften sie die Türken nur auf dem Durchmarsche nach Jerusalem. Wären sie nicht in den Orient gekommen, Alexius hätte mit der Hälfte der Menschen und Mittel, die er gebrauchte um diese Verbündeten im Zaum zu halten, den Hellenismus in Kleinasien wieder aufrichten können.“ Von Anfang an hatte man es auf die Unabhängigkeit der Griechen abgesehen. Als man sein Ziel erreicht, wußte man nichts Haltbares an die Stelle des griechischen Reiches zu setzen. Am Fall Konstantinopels war ganz Europa Schuld. „Alle mußten die Folgen einer unvorsorglichen Politik (politique sans lendemain) büßen. Die Fürsten und Prälaten des Westens wurden von unsagbarem Schrecken erfaßt und sahen schon Christi Altar in Deutschland und Ungarn von den Janitscharen umgestürzt, Italien unter dem Joche des Halbmondes und den Koran ebenso in der Peters- wie in der Sophienkirche gepredigt. Erfüllten sich auch diese trüben Befürchtungen nicht, so folgte doch dem Sturze des griechischen Reiches großes Unheil. Die muselmannische Eroberung vertilgte nicht nur jede Spur von Civilisation in jenen hellenischen Ländern, die ihre Wiege gewesen waren; sie verstümmelte Europa an seiner östlichen Seite und beraubte es mannigfacher Vortheile, welche ihm die unabhängige Existenz der Hellenen gebracht hatte. Dabei blieb es nicht: auch Europa erfuhr furchtbare Unglücksfälle. Deutschland, Ungarn, Italien wurden oft genug von türkischen Einfällen verwüstet; das mittelländische Meer Jahrhunderte lang durch die türkische Seeräuberei verpestet. Als endlich auch die Kraft der Osmanli verging, schuf ihre Schwäche ebenso viel Verlegenheiten, wie ihre ehemalige Macht: im Augenblick, wo wir dies schreiben, weiß Europa nicht was es thun soll, um ein wenig Ordnung in die Verwirrung zu bringen, die es selbst im Orient angerichtet hat.“

Diese Worte klingen bitter, aber es möchte schwer sein, sie zu widerlegen. Und leider zeigt sich noch immer wenig Aussicht, daß die Griechen weniger bitter gegen Europa gestimmt sein könnten. In seinem letzten Kapitel schildert der Verfasser die Wiederbelebung des griechischen Nationalgeistes. Daß die Resultate der Befreiung trotz der ungünstigen Verhältnisse des neugegründeten griechischen Kleinstaates durchaus nicht so verächtlich sind, wie man vielfach behaupten hört, unterliegt keinem Zweifel. Man muß den Griechen außerdem zugestehn, daß sie ihre nationale Propaganda in den türkischen Provinzen mit großer Mäßigung und großem praktischem Sinne betreiben. Eine Zeit lang konnten sie sich über diese Propaganda sogar in den kühnsten Träumen wiegen. Unter den Hospodariaten der Phanarioten hatte das griechische Wesen selbst in den Donaufürstenthümern Fuß gefaßt, — ging doch von hier die griechische Revolution aus. Auch Bulgarien war vollständig dem griechischen Einflusse erlegen und so schien einer künftigen Erneuerung des Reiches Basilius II. nichts mehr im Wege zu stehen. Es ist indessen anders gekommen, ob zum Vortheil Europas und der Civilisation, muß die Zeit lehren. Theilweise waren vielleicht die Griechen selbst an dem eingetretenen Umschwunge schuld. Das Betragen des griechischen Klerus in Bulgarien war nichts weniger als mustergültig. Will man auch die Darstellung, welche von diesen Vorgängen etwa Jireczek in seiner „Geschichte der Bulgaren" giebt, für übertrieben halten, so spricht doch die eine Thatsache der Verbrennung der altbulgarischen Handschriften, die an die Wirksamkeit der spanischen Pfaffen in Mexiko erinnert, genugsam dafür, daß der Rückschlag nicht unverdient war. Man wird indessen nicht vergessen dürfen, daß der Gedanke eines großgriechischen Reiches mit der Hauptstadt Konstantinopel durch die Errichtung eines großbulgarischen Staates unmöglich wird. Ein Blick auf die neue Karte der Türkei lehrt, daß der Frieden von San Stefano dies herbeiführen müßte. Konstantinopel wäre ohne genügendes Hinterland. So sehr man daher auch den Bulgaren, die vielleicht von allen Völkern der Balkanhalbinsel am meisten gelitten haben, ein Vaterland gönnen mag, so kann doch kein Nicht-Russe wünschen, daß das neue Bulgarien über den Balkan hinausreiche. Damit wäre die Halbinsel nicht nur dem Slawenthum, sondern dem Panslawismus in die Hände geliefert. Bulgarien wird für's Erste abhängig von Rußland bleiben, und dieses umschlösse somit die eigentlich originalen Südslawen und die Rumänen mit seinem Machtgebiete. Die weitere Folge würde sein, daß das Slawenthum in ganz Macedonien erstarkte. So wäre das Griechenthum von vornherein zur Inferiorität verdammt. Es würde nicht die Kräfte finden, um das Werk der Wiederhellenisirung in Kleinasien aufzunehmen, welches nach meiner Ansicht seine civilisatorische Pflicht ist. Die Griechen scheinen ihre Hoffnung jetzt auf England zu setzen. Man möchte der englischen Politik allenfalls die Kühnheit zutrauen, plötzlich den Standpunkt zu wechseln und sich der Griechen anzunehmen, aber eine zugleich so principielle und ideelle Politik verträgt sich schlecht mit dem englischen Geiste, dessen Bestrebung es ist, kein Element im Orient definitiv emporkommen zu lassen, um so desto unbestrittener die Herrschaft auszuüben und den Geldbeutel zu füllen. Es gäbe ja eine Macht, die das höchste Interesse daran hätte, die Griechen zu stärken und so den Slawen ein Gegengewicht zu schaffen, wie dies auch den Rumänen gegenüber ihre Pflicht wäre. Indessen die Zeiten des Prinzen Eugen sind längst dahin. Wir können es Herrn Paparrigopulo nicht verdenken, wenn er zum Schlusse seufzt: „Es scheint, daß Westeuropa vom Schicksale dazu bestimmt ist, heute wie ehemals im Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstand und seinen eigenen Interessen zu handeln. Vor 600 Jahren zerstörte es einen mächtigen Staat, um ein lateinisches Kaiserthum an seine Stelle zu setzen, es bereitete damit selbst den bösen Nachgeschmack vor, den ihm die muhamedanische Herrschaft verschaffte. Jetzt verbeißt es sich, ein mohamedanisches Reich, das in Fetzen zerfällt, zu erhalten, es nimmt, in sonderbarem Widerspruch, die Slawen in Schutz und will die Leiden des griechischen Stammes noch vermehren. Wenn diese Compromißpolitik durchgeführt wird, so hat man nur für den endlichen Triumph des Panslawismus gearbeitet."

So mögen denn die Griechen sich für's Erste mit dem oben angeführten Gedanken trösten: „Die Ideen sind nicht so schwach, wie man wohl meint." Und wer an die griechische Nationalidee glaubt, der mag auch glauben, daß einst der Tag kommt, wo der Nachfolger des Heraklius und Basilius das Kreuz auf dem Tempel der ewigen Weisheit von Neuem aufrichtet und der Patriarch, der nach der Sage vor den mörderischen Säbeln der Türken in der Wand verschwunden ist, hervortritt, um den Gott der Christen zu preisen, wo die übertünchten Mosaikbilder Justinians wieder sich sehen lassen dürfen und die Cherubim, welche jetzt Schilder mit Koransprüchen bedecken, auf die Gemeinde der Befreiten niederblicken.

H. Herrig.

Kleine Rundschau.

— **Aristoteles, von Sir Alexander Grant, Principal der Universität Edinburg.***) Die Schrift bildet einen Theil der bei W. Blackwood erscheinenden Collection: Ancient classics for english readers, ed. by Rev. W. Lucas Collins, die bereits gegen dreißig Bändchen zählt; wir haben darin also eine Art Einführung in das Studium des alten Philosophen. Als solche ist sie in der That sehr gelungen; faßlich und klar, dabei aber knapp und ohne allen gelehrten Apparat geschrieben erfüllt sie ihren Zweck vollkommen, eine im besten Sinne des Wortes populäre Darstellung des Lebens und der Lehre des Aristoteles, sowie seiner Stellung in der Culturgeschichte zu geben; die große Menge von Vorarbeitern auf diesem Gebiete, also besonders die deutschen Philosophen und Philologen, sind von dem Verfasser ergiebig benutzt worden. Der eigne philosophische Standpunkt, der hie und da in der historischen Erörterung zu Tage tritt, mag auf sich beruhen; die Kritik der Lehre des Aristoteles ist maßvoll und zugleich doch trotz aller Vorliebe für denselben entschieden und selbstständig.

An der Übersetzung ist wenig auszusetzen; nur hie und da hat ein zu genaues Sichanschließen an das Original einen etwas schwerfälligen Periodenbau oder minder gute Wortstellung zur Folge gehabt. Auch durch die äußere Ausstattung empfiehlt sich das Büchelchen; Druckfehler begegnen hie und da, wie Seite 65 Lampracus, Seite 69 zweimal Euthymem statt Enthymem; Seite 71 unten ist die Construction in der Aufzählung nicht koncinn; Seite 105 in d. M. „bloße Gymnastik und militärischer Drill", wo der Dativ an der Stelle ist; u. a. dgl.

Doch das sind schließlich Kleinigkeiten; allen Freunden des Aristoteles sowie denen, die seine encyklopädische Lehre auf leichte

---

*) Autorisirte Übersetzung von Prof. Dr. Imelmann. Berlin, 1878, Gebr. Bornträger.

Weise kennen lernen wollen, sei das Büchlein sammt der Übersetzung bestens empfohlen. Fr.

— **Ungarische Bibliographie des 16. Jahrhunderts.** Demnächst erscheint im Auftrage und Verlage der ungarischen Akademie der Wissenschaften die „Alt-Ungarische Bibliographie“ des trefflichen Historikers und Bibliothekars Professor Karl Szabó in Klausenburg. Dies Werk weist 370 „Inkunabeln in ungarischer Sprache“ aus dem 16. Jahrhundert in genauer bibliographischer Beschreibung nach und liefert so einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Bücherdrucks und der Literatur in Ungarn. Das älteste Druckwerk in ungarischer Sprache gehört eigentlich dem fünfzehnten Jahrhundert an; es ist dies das „Gebet und Lied von Auffindung der glorreichen rechten Hand des Königs Stefan“, das im Jahre 1484 in Nürnberg bei A. Koberger gedruckt wurde. Doch ist dies Werk, das noch im Jahre 1794 vorhanden war, seitdem verschwunden und der Literarhistoriker bleibt auf zwei spätere verstümmelte Nachdrucke desselben (Wien 1771, und Ofen 1797) angewiesen. — Das älteste ungarische Druckwerk, welches noch als defectes Unicum des Budapester Nationalmuseums erhalten ist, ist das Buch des Sebaldus Heyden aus Nürnberg: „Puerilium colloquiarum formulae“, mit lateinischem, deutschem, polnischem und ungarischem Text, gedruckt in Krakau, 1531, bei Hieron. Victor.

Von den 370 ungarischen Druckwerken des 16. Jahrhunderts sind achtundvierzig Nummern nur mehr bibliographisch nachweisbar; 13 Unica gingen für die ungarische Literaturgeschichte gänzlich verloren, da sie ins Ausland geriethen; endlich 7 Unica verbrannten mit der Bibliothek des reformirten Kollegiums zu Groß-Enyed in Siebenbürgen, als im Jahre 1849 die aufrührerischen Walachen diese Stadt verwüsteten.

Also in natura vorhanden sind noch 302 Drucke des 16. Jahrhunderts in ungarischer Sprache; dieselben sind in zusammen 966 Exemplaren erhalten, und zwar in 79 öffentlichen und Privat-Bibliotheken Ungarns, in 2 Wiener Bibliotheken und in einer Bibliothek Tyrols (im Franziskanerkloster zu Schwaz).

Was die Form jener 370 Druckwerke — denn bei einer statistischen Übersicht müssen auch die blos bibliographisch nachweisbaren Werke mit berücksichtigt werden — anbelangt, so sind von denselben 141 versificirt, 209 in Prosa. Bezüglich der Confession der Verfasser, — bei Werken des 16. Jahrhunderts ein wichtiger Gesichtspunkt — stammen 325 Werke von Protestanten, 35 von Katholiken, 9 von Unitariern her, eines ist anabaptistischen Inhalts.

Von den Verfassern dieser 370 Werke sind 97 Ungarn, welche zusammen 287 Druckschriften publicirt haben; — 50 Werke erschienen ohne den Namen ihres Verfassers; — 40 Werke wurden aus fremden Sprachen übersetzt, darunter, außer einigen Römern (Cicero, Q. Curtius, Ovid, Sallust, Plinius) und Griechen (Aesop, Josefus Flavius, Plutarch, Sophokles, Xenophon), auch Boccaccio, Erasmus von Rotterdam u. A. Im Ganzen wurden hebräische, griechische, lateinische, spanische, italienische, polnische und deutsche Werke ins Ungarische übersetzt.

Ihrem Inhalte nach gruppiren sich diese 370 ungarischen Druckwerke nach folgenden Fächern: es sind 16 Bibelübersetzungen (katholische und protestantische; nur eine von Kasp. Karolyi, gedruckt im Jahre 1590 zu Wizsoly im Abaujer Komitat, complet); 4 Theaterstücke oder doch dialogisirte, in dramatischer Form abgefaßte Schriften; eine Reimchronik; 37 Reimhistorien aus der ungarischen Geschichte; 59 Reimhistorien aus fremder Geschichte und 46 Reimhistorien biblischer Stoffe.

Bezüglich der Drucker und Druckorte endlich fallen auf Ungarn selbst 20 Druckorte, 31 Drucker, 265 Drucke; — auf das Ausland 6 Druckorte, 13 Verleger, 38 Drucke. Die im Ausland gedruckten ungarischen Werke entstammen Officinen zu Antwerpen, Basel, Krakau (17 Stück), Nürnberg, Venedig und Wien. — Von 17 Werken ist der Druckort nicht bekannt.

Mancherlei.

Orientalistencongreß. Die vierte Versammlung der Orientalisten wird im September dieses Jahres, vom 12. bis zum 18., im Palazzo Riccardi zu Florenz zusammenkommen. Eine Ausstellung verschiedener, den Orient betreffender Gegenstände, wie Bücher, Manuscripte, Münzen, Landkarten, Götzenbilder u. dgl., wird die Halle von Luca Giordano und Nebengemächer einnehmen, und bittet man um Beiträge zu dieser Ausstellung. Die Theilnehmerkarten kosten zwölf Franken, doch werden die Delegirten sie nur Gelehrten oder sonst geeigneten Personen geben. Es werden acht Sitzungen stattfinden, und zwar über Nordegyptische Sprachen, Semitische mit Inbegriff des Assyrischen, Iranische mit Inbegriff des Armenischen, Indische und Indo-Europäische im allgemeinen, Chinesische, Indo-Chinesische und Thibetanische, Ural-Altaische und Polynesische.

Echoes from Mist-Land; or the Nibelungen Lay revealed to lovers of Romance and Chivalry lautet der Titel einer Übertragung des Nibelungenliedes von Herrn Auber Forestier in englische Prosa.

Herrn Hyde Clarke's tüchtige Arbeit, die im Journal des Anthropological Institute erschienen war, liegt jetzt im Separatabdruck vor: Himalayan Origin and Connexion of the Magyar and Ugrian. (Tr's. Record.)

Die neue Auflage von Dr. Martin Haug's Essays on the Sacred Languages, Writings, and Religion of the Parsis, welche von Dr. E. W. West edirt ist, hat bedeutende Erweiterungen erhalten durch viele von dem Herausgeber in München entdeckte hinterlassene Aufsätze. Sie bestehen in ferneren Übersetzungen aus dem Zend und Pehlevi des Zendavesta, sowie aus zahlreichen Anmerkungen zu detaillirten Beschreibungen einiger der Parsiceremonien. Das Ganze ist als Anhang hinzugefügt worden. (Record.)

Bei Trübner & Co. in London erschien der Katalog einer höchst werthvollen und in ihrer Art wohl einzigen Sammlung von Staatsdocumenten, Proclamationen, Erklärungen, Adressen, historischen und politischen Broschüren und anderen zur Zeit erschienenen Schriften, die größtentheils nur für Privatcirculation in Portugal, England und Frankreich gedruckt waren. Diese Sammlung besteht aus beinah fünfhundert Nummern und bildet etwa zweihundertvierzig Bände, elegant gebunden, Quart und Octav. Diese Sammlung soll achtzig Guineen kosten, der Katalog bezeichnet die Papiere als Documente über die Conspiration de Dom Miguel, et Droits de Dom Pedro, et de sa Fille Dona Maria II. Als besonders werthvoll werden folgende Bände

bezeichnet: Varios Papeis, Curiosos, Politicos e Raros; Pieces sur les Affaires de Dom Miguel; Manifesto de Dom Miguel; Carta Constitucional da Monarchia Portugueza, auf Befehl Dom Pedro's 1832 in London gedruckte, einzige Copie; und Exame de Constituaço de D. Pedro, e dos Dereitos de D. Miguel, Dom Miguel's eigenes Exemplar.

Paul Heyse's „Im Paradiese" erscheint in englischer Übersetzung bei D. Appleton & Co. in New-York.

Nicht ohne Interesse, ja eine Freude ist es zu sehen, wie auch in Spanien die deutsche Instrumentalmusik gepflegt und verehrt wird. Die musikalischen Berichte z. B., welche die Revista Contemporánea regelmäßig giebt, sind voll von Begeisterung für unsere großen Meister, und ihnen zufolge wird vom Madrider Publikum, das zu solchen Concerten im Circo de Rivas zusammenströmt, nichts freudiger begrüßt und bewillkommt. Über die Kritik der Concerte selbst habe ich hier nicht zu urtheilen; sie ist mehr enthusiastisch und phrasenreich, in dem internationalen Kunstjargon der Musikreferenten abgefaßt, als eindringend und scharf; das eine Mal wird u. a. von der „overtura de Jubel" von Weber gesprochen.

Die Werke von Wagner, Liszt, Berlioz, St. Saens sind auch dort schon eingebürgert und beliebt geworden. Und was Wagner insbesondere betrifft, so wurde ihm die Ehre zu Theil, in der illustrirten Zeitschrift „La Academia" abgebildet zu werden, wenn auch nicht eben getreu. Eine kurze vita von ihm vergleicht Bayreuth und Varzin, beides stille Erdenwinkel, der Vergessenheit entrissen durch zwei Heroen, die in ihnen hausen. Weiter heißt es, daß der Reisende, wenn er von Nürnberg gekommen ist und zuvörderst das stolze Theater gesehen hat, das sich wie ein prächtiger Tempel inmitten der schönen Landschaft erhebt, sich zu dem Landhause des inspirirten Verfassers der Nibelungen begiebt. Aber nicht allen sei es vergönnt, die Schwelle jenes Hauses zu überschreiten; ein Mal aber zugelassen, fänden die Fremden die vorzüglichste Aufnahme. Autographen von Wagner zu erlangen sei jetzt sehr schwierig. Diese Bemerkung dient dazu, um den Abdruck eines solchen um so höher zu stellen; es ist dieses ein kleines Gedicht, welches R. Wagner „seinem freundlichen Wirthe", Herrn Louis Kraft in Leipzig, dem Besitzer des Hôtel de Prusse, zum Danke für seine freundliche Bewirthung gewidmet hat. Die spanische Zeitschrift giebt ein getreues Facsimile des Textes und der Composition, dazu eine sehr fehlerhafte Übersetzung. Das Gedicht ist niedlich und witzig, doch sicherlich schon sonst abgedruckt, weshalb ich nur den Anfang hersetze: „Der Worte viele sind gemacht, doch selten wird die That vollbracht: was ein Hôtel zum Eden schafft, das sind nicht Worte, sondern Kraft" u. s. w.

Auch Rubinstein und Wilhelmi erscheinen in einer der letzten Nummern der Academia im Bilde; bei letzterem wird die Bemerkung gemacht, daß er, wie so viele andere berühmte Landsleute seines Standes, dadurch, daß er das gebildete London als Wohnsitz nahm, zusammen mit dem Beifalle den Reichthum gefunden hat, der den Ruhm immer begleiten sollte. P. Fr.

Mr. F. B. Sanborn giebt die „Memoirs of John Brown" heraus mit Channing's Gedenkversen, ein Buch von allgemeinem historischen Interesse. (P. W.)

Eine englische Übersetzung ist erschienen von den von dem Vicomte de Sa da Bandeira 1855 in portugiesischer Sprache herausgegebenen Facts and Statements concerning the Right of the Crown of Portugal to the Territories of Molombo, Cabinda, Ambriz, and other places of the West Coast of Africa. (Record.)

Von der erst kürzlich erschienenen Broschüre „Blackstone, Boston's First Inhabitant" liegt schon eine zweite Auflage vor. Die Geschichte Blackstone's wird in Reimen erzählt, aber die neue Auflage enthält viele Mittheilungen über ihn in Prosa. (Publisher's Weekly.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Brittain, F.: British trade and foreign competition. Sheffield, Pawson. 2 s. 6 d.

Deby, J.: Report on the progress of the iron and steel industries in foreign countries. London, Spons. 5 s.

Foreign tours of Misses Brown, Jones, and Robinson (with sketches, comic and otherwise). 4°. London, Bickers. 10 s. 6 d.

Grohmann, W. A. B.: Gaddings with a primitive people (sketches of Alpine life and customs). 2 vols. London, Remington. 21 s.

Kelley, E. G.: The philosophy of existence, the reality and romance of histories. London, Chapman. 16 s.

Kosmogonia, a glance at the old world. In which are set forth certain missing links of the Darwinian Chain (with comic illustrations). Edinburgh, Livingstone. 7 s. 6 d.

Pennethorne, J.: Geometry and optics of ancient architecture. Ill. by examples from Thebes, Athens and Rome. 56 plates. Folio. London, Williams & N. 147 s.

Read, Carveth: On the theory of logic. London, Kegan & Co. 6 s.

Symonds, J. A.: Many moods (verses). London, Smith & E. 9 s.

Thompson, Sir H.: Catalogue of blue and white Nankin porcelain. 4°. London, Ellis & W. 42 s.

II. Französisch.

Carrey, Emile: Questions d'aujourd'hui et de demain. Paris, C. Lévy. 5 fr.

Clair, Charles: Pierre Olivaint, prêtre de la Compagnie de Jésus. Paris, Palmé. 3 fr. 50.

Dictionnaire historique de la langue française p. p. l'académie franç. Tome II. livr. 1. Paris, Didot. 4 fr. 50.

Dubois, Lucien: Le pôle et l'équateur (Sur les dernières explorations). 2 vols. Paris, Lecoffre. 4 fr.

Felix, R. P.: Le socialisme devant la société. Paris, Roger et Chernoviz. 4 fr.

Mermet, Emile: La publicité en France. In 18. Paris, Mermet. 10 fr.

Ranc, Arthur: Sous l'empire, mémoires d'un républicain. Paris, Dreyfous. 4 fr.

Romieu: Poésies de Marie de Romieu p. p. Blanchemain. In 16. Paris, Librairie des Bibliophiles. 8 fr.

Véron, Pierre: En 1900! Paris, C. Lévy. 1 fr. 25.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 7. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 29. Juni 1878. [N° 26.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Dieser Nummer liegt bei: Titel und Inhalt zum Dreiundneunzigsten Band dieser Zeitschrift.

Deutschland und das Ausland.

Hoffmann: Geschichte der Inquisition.*)

Ein halbes Jahrhundert nach ihrer förmlichen und definitiven Beseitigung macht sich ein deutscher Schriftsteller, Fridolin Hoffmann, an die ausführliche Schilderung der Geschichte der Inquisition, nachdem ihm Männer der zunächst betheiligten Nationen, der Holländer Limborch (1692), der Spanier Llorente (im Anfang dieses Jahrhunderts) und einzelne Franzosen darin vorangegangen sind. Es ist Hoffmann gelungen, wenn auch nicht völlig Neues zu bringen, doch das Zerstreute und Entlegene zusammenzufassen und in übersichtlicher Weise dem Leser eine deutliche Vorstellung von dem Nebeneinander der geistlichen und weltlichen Zustände der Völker Europa's zur Zeit der größten Wirksamkeit der Inquisition (dem dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert) zu geben.

Wir erkennen hier, wie sich die Tendenz, die Gewissen zu richten, als eine nothwendige Consequenz des Anspruchs der Kirche auf Katholicität ergab, wie schon bald nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts dieser Anspruch als ein Recht und eine Pflicht erhoben wurde, zu deren Unterstützung die weltliche Macht als selbstverständlich berufen erschien. Schon auf dem Concil von Paris von 1164 formulirte Alexander III., der große Widersacher Barbarossa's, die beiden Forderungen: Unterwerfung der Gewissen unter die Glaubensgerichte und Besserung Verirrter durch Strafen, und zwei Jahrzehnte später stellte die Synode von Verona unter Vorsitz des Papstes Lucius III. und in Anwesenheit Friedrichs I. folgende Sätze auf:

„Alle Katharer, Armen von Lyon und sonstigen Häretiker sind mit dem Bann zu bestrafen, desgleichen alle, welche ohne Erlaubniß predigen und Irrthümer verbreiten. Ein häretischer Geistlicher soll zuerst degradirt und, wenn er nicht widerruft, dem weltlichen Arm überliefert, ein ketzerischer Laie in solchem Fall sofort der weltlichen Macht übergeben werden."

„Jeder Bischof soll jährlich wenigstens ein Mal, sei es in eigener Person, sei es durch seinen Archidiakon oder andere geeignete Stellvertreter diejenigen Theile seiner Diöcese durchforschen, in welchen dem Gerüchte zufolge Ketzer wohnen. Der Bischof oder sein Vertreter soll dann in einer solchen Gegend drei oder vier Männer guten Rufes, oder auch, wenn er das für räthlich erachtet, sämmtliche Bewohner der Nachbarschaft auf den Eid nehmen, daß sie ihm alle Häretiker, alle Personen, welche geheime Zusammenkünfte haben, Jeden, der gegenüber den Gläubigen etwas Absonderliches in seinem Benehmen zeigt, namhaft machen, damit der Bischof oder sein Stellvertreter ihn vorladen und prüfen könne. Wer sich dann von dem Verdacht nicht reinigt, oder wer rückfällig wird, der soll vom Bischof mit den auf die Ketzerei gesetzten Strafen belegt werden."

„Die weltliche Obrigkeit aller Art: Barone, Gubernatoren, Consuln, Magistrate u. s. w. sollen eidlich geloben, die Beschlüsse gegen die Ketzer und die über diese verhängten Strafen vollziehen zu wollen, bei Verlust aller ihrer Aemter und Würden. Alle Beschützer der Ketzer aber sollen gebrandmarkt sein mit Ehrlosigkeit bis ins Grab und derohalben sollen sie unfähig sein, als Anwälte oder Zeugen zu fungiren, unfähig zur Besorgung eines jeden bürgerlichen Amtes."

Der Abfall eines ganzen reichen Volksstammes, der Provençalen und Südfranzosen überhaupt, führte dann, einige Jahrzehnte später, zur Organisation eines besonderen „Prediger"-Ordens durch den heiligen Dominikus (1217). Die Aufgabe des Ordens sollte allein darin bestehen, durch Predigen des wahren Wortes Gottes die Lehre der Kirche über die Welt zu verbreiten, besonders aber die Abgefallenen in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Dominikus, der mit 25 Jahren Domherr an der Kathedrale zu Osma in Spanien aus eigener Anschauung die Ausbreitung der neuen Lehre in Südfrankreich und die Vergeblichkeit ihrer Unterdrückung durch Waffengewalt kennen gelernt, trug sich mit der phantastischen Hoffnung, durch die Predigten der neuen Congregation die Abtrünnigen oder Unwissenden auf den richtigen Weg zu leiten. Doch ebenso sehr von den politischen Motiven der Großen, die hinter ihm standen, vorwärts gedrängt wie seinerseits die kirchliche Entwicklung bestimmend, wich er nach jahrelangen vergeblichen Bemühungen, durch das Wort allein zu wirken, dem von der Kirche aufgestellten System, daß gegen Hartnäckige rechtlich einzuschreiten sei — und überließ damit den von ihm gestifteten Orden der demselben von Andern gesteckten Bestimmung, die Ketzerrichter für alle geistlichen Tribunale der katholischen Menschheit zu liefern.

Bekannt ist, mit welcher Bereitwilligkeit die Dominikaner nach kurzem Schwanken die ihnen zugemuthete Rolle übernahmen, mit welcher Virtuosität sie das Inquisitions-System ausbildeten, daß es fortan weltlichen Despoten als Vorbild für die Erzwingung ihrer Willkürmaßregeln dienen konnte.

Die Macht der Inquisition beruhte auf zwei Dingen, einmal der Loslösung von allen nationalen und socialen Banden, die den Orden der Dominikaner und die ihm Affiliirten allein vom Papste abhängig machte, sodann ihrer Verquickung mit der

*) Fridolin Hoffmann: Geschichte der Inquisition. Erster Band, Bonn, 1878. P. Neusser.

absoluten weltlichen Gewalt, die selbst bestrebt, sich in dem Geruch der Rechtgläubigkeit zu erhalten, und daher auf ein gutes Verhältniß mit den Inquisitoren angewiesen, diese Institution ihrerseits zur Erdrückung jeder Spontaneität in ihren Unterthanen, zur Bezwingung kleiner selbständiger Gewalten und der Erpressung ungeheurer Summen zu benutzen wußte. Dank der vorzüglichen Organisation der Inquisition entging ihren Schergen kein Schuldiger, kein Verdächtiger, — eine Kategorie von Angeklagten, die weiter reichte als zur Zeit der französischen Schreckensherrschaft. — Was lag näher als daß despotische Fürsten mit ihr in den engsten Bund traten, um sich nicht nur ohne Scheu, sondern noch mit dem Segen der Kirche belohnt der ihnen Mißliebigen, Gefährlichen und Widerstrebenden zu entledigen. Den Urtheilen der Inquisition verdankten die französischen Könige die Einigung Frankreichs, die spanischen die Spaniens unter ihrem Scepter. Die Inquisition erhielt die mittel- und süditalienischen Fürstenthümer, nachdem Kraft und Tapferkeit von ihren Thronen längst entschwunden waren. Nur in den germanischen Staaten des mittleren Europa vermochte diese Art der Glaubenswaltung nie einheimisch zu werden. Wenn sie hier einmal dem Beispiel in den romanischen Ländern ungescheut zu folgen suchte, so nahmen ihre Vertreter wohl ein Ende wie jener Fanatiker Conrad von Marburg, der Beichtvater der heiligen Elisabeth, den das Volk um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit Prügeln und Steinen todtschlug.

Den Todesstoß für die Inquisition bildete die Reformation, wenngleich die Institution ihr Dasein noch über fernere drei Jahrhunderte, bis in das dritte Jahrzehnt des unsrigen hinein fristete. Sobald einmal nicht Einzelne, sondern ganze Völker, die größere Hälfte der Bevölkerung Europa's, unter der Billigung und dem Vorantritt ihrer Fürsten, Rom entschieden und ganz den Rücken gewandt, war es vorbei mit der Taktik der Gewaltsamkeit, wie sie sich in der Inquisition der Dominikaner verkörperte. Ein neues System mußte ersonnen werden, das sich so gut für die Defensive eignete, wie jenes frühere für die Offensive. Eine solche That zu vollbringen, eine offene und zugleich geheime Vereinigung zu organisiren, die über die bewohnte Erde ausgedehnt, nur mit der Waffe des Geistes die Menschheit in den Bann Roms zurückführen sollte, das war das Verdienst, das sich der heilige Ignatius von Loyola um die Kirche erwarb. Sein System ist seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis in unsere Tage das herrschende geblieben, und wenn die Kirche des dreizehnten bis sechzehnten Jahrhunderts den Stempel dominikanischer Verfolgungssucht unauslöschlich an sich trägt, so ist der des Jesuitismus derjenige, welcher ihr seitdem ebenso entschieden anhaftet.

J.

England.

Wake: Die Evolution der Moralität.

Die Evolutions- oder Entwickelungslehre stellt sich die Aufgabe die Welt zu begreifen als einen Prozeß, der von bestimmten, nicht weiter erklärbaren Anfängen ausgehend, Schritt vor Schritt mit Nothwendigkeit verläuft; in der Moral hat sie daher nachzuweisen, wie sich gewisse Grundanlagen des Menschen unter socialen Einflüssen zu dem Resultat entfalten, welches Sittlichkeit heißt. Mr. Staniland Wake versucht diese interessante Arbeit in zwei starken Bänden,*) bei denen viel Raum erspart worden wäre, wenn eine geringe Zahl schlagender Beispiele dem Verfasser genügt hätte, die Richtigkeit seiner Gedanken zu erhärten. Statt dessen sind Hunderte von Seiten mit einander zum Theil widersprechenden Reiseberichten gefüllt, deren eigentlicher Nutzen für sein Thema nicht abzusehen ist. Als Einleitung betrachtet er kritisirend die modernen englischen Moraltheorien und wirft einen Blick auf Kant. Während die intuitive Schule behauptet, die Principien der Moral seien selbstverständlich und a priori klar, lehrt die inductive oder utilitarische: Recht und Unrecht sei, wie Wahrheit und Irrthum, ein Resultat der Beobachtung und Erfahrung; Kant dagegen macht die Moral zu einem Erzeugniß der praktischen Vernunft. Über die Erfordernisse moralischer Handlungen urtheilen die Philosophen ziemlich gleich, bei den sehr von einander abweichenden Begründungen der Ethik zeigt sich, daß noch keine vollständig ausreicht. Die Frage: ob der Mensch von seinem Ursprunge an sittliche Verpflichtungen gekannt habe, wird nur von Spencer und Darwin erörtert und gegen die Ausführungen Beider erhebt unser Autor scharfsinnige Einwände. Er selbst unternimmt es „zu zeigen, daß, was Moralität genannt wird, das Product der Entfaltung der göttlichen Idee im Menschen ist unter den ihm durch sein jetziges Leben auferlegten Bedingungen; ein Product, welches sich dann erst vollenden kann, wenn das höhere Wesen des Menschen aus dem Kampfe, den es mit den feindseligen Einflüssen der materiellen Existenz zu bestehen hat, als Sieger hervorgegangen sein wird."

Obgleich Darwin, nach Mr. Wake's Ansicht, der eigentlichen Basis der Moral am nächsten gekommen, so reichen doch die auch bei Thieren mehrfach hervortretenden socialen Instincte, zu welchen Darwin schließlich gelangt, nicht aus, die Entstehung des Rechtssinns zu erklären, der Gedanke des Rechts aber bildet ein so wesentliches Element der Moralität, daß sie ohne ihn gar nicht vorhanden ist. Moralisch wird eine Handlung gerade dadurch, daß der Handelnde sie ausführt, weil er sie als „recht" erkennt, ohne Rücksicht auf andere Motive; dem Ursprung der Rechtsidee widmet daher Mr. Wake vier umfangreiche Kapitel. An der Hand von Gewährsmännern untersucht er die Zustände von einigen vierzig heute noch lebenden wilden Stämmen in Australien, Afrika, Amerika und Asien, um Schlüsse zu ziehen auf Menschen, deren Entwickelung noch tiefer gestanden haben muß, und findet, die socialen Instincte seien erst in zweiter Linie, als Mittel, welche dem Triebe der Selbsterhaltung dienten, wirksam gewesen. Auf den Selbsterhaltungstrieb gründet sich die Idee des Eigenthums, der Rachetrieb erscheint, sobald Eigenthum beschädigt oder fortgenommen wird. Der schlafende Sinn für Recht erwacht durch Verletzung des mit dem Besitz verbundenen Gefühls. — Wie die moralische Idee geboren wird, ist der Gegenstand des fünften und sechsten Kapitels. Eingriffe in fremdes Eigenthum ziehen Wiedervergeltung nach sich; aus der Furcht vor Vergeltung entsteht allmählich der Begriff des Unrechts und mit ihm der des Rechts. Allgemein herrscht bei primitiven Völkern der Glaube an Geister, zu welchem die Vorstellung gehört, daß gewisse, mitunter höchst seltsame Handlungen der Menschen den Geistern genehm, andere zuwider sind. Auf diesem Boden spielt die Angst vor Vergeltung ihre bedeutendste Rolle, es entwickelt sich die Idee des Verbotenen, die Pflicht Verbotenes zu unterlassen und neben der Idee der Pflicht die Idee des Er-

*) The evolution of morality. Being a history of the development of moral culture. By C. Staniland Wake. Two volumes. London, 1878. Trübner & Co.

laubten. Mr. Wake führt das Alles mit zahlreichen Belegen in übermäßiger Breite aus, er zeigt umständlich, wie das jus talionis, ursprünglich von jedem Familienoberhaupt geübt, auf die Stammeshäuptlinge übertragen werden muß, weil die Kraft des Stammes zu großen Schaden leidet, wenn die Blutrache innerhalb desselben Duldung findet, er zieht das Hexen-, Zauberer- und Wahrsagerwesen, die Ordalien, die Reinigungseide in den Kreis der Betrachtung, erschwert aber die Durchsichtigkeit der philosophischen Gedankenreihe durch die Überfülle der Einzelheiten, deren thatsächliche Richtigkeit und richtige Auslegung oft genug recht unsicher bleibt. Für eine gedrängte, logisch geordnete Übersicht der entscheidenden Punkte auf dem Wege vom ersten Aufglimmen des persönlichen Rechtsbewußtseins bis zur ersten Sammlung bestimmter Verbote, würde man dankbarer sein als für die immer erneuten Unterbrechungen durch ermüdende Details und überflüssige Zurechtweisung abweichender Ansichten. Deutlich ausgesprochene Wahrheit vernichtet den Irrthum ohne weiteres.

Auf der untersten Stufe der Gesellschaftsmoral überwiegen die negativen Pflichten in hohem Maße die positiven; im Dekalog stehen acht Verbote zwei Geboten gegenüber; Mr. Wake zählt nur eines, das vierte, ohne zu sagen, weshalb er das dritte nicht mitrechnet, und hält es für wahrscheinlicher, daß nicht bei den Hebräern, sondern „bei der mysteriösen Rasse, die in vorgeschichtlicher Zeit sowohl Semiten wie Arier erzeugte, das Aufglühen des göttlichen Funkens der moralischen Erleuchtung gesucht werden muß." Dann verliert er sich in Hunderte von Citaten über Wehrgeld, Clans- und Gildeeinrichtungen um endlich zu bemerken: „Die bloße Thatsache, daß alle Verbrechen einen Preis hatten, dessen Bezahlung den Thäter schuldfrei machte ohne seine gesellschaftliche Stellung zu beeinträchtigen, verträgt sich nicht mit der Annahme, daß diese Völker eine irgendwie bestimmte Idee von moralischer Schuld besaßen." Erst gegen den Schluß des sechsten Abschnitts kommt es wieder zu einer für das Ethische erfolgreichen Gedankenentwicklung. Ursprünglich gründete sich die Blutsverwandtschaft auf die Mutter. In vorhistorischer Zeit herrschte allgemeine Polyandrie; die Menschen, die einem und demselben Mutterleibe entsprossen waren, standen einander am nächsten. Durch Übergang der Autorität von den Verwandten der Mutter auf den Vater, durch die Erkenntniß der richtigen Stellung des Vaters zu seiner Familie wurde dem Mann eine Art von Offenbarung zu Theil. Würde und Selbstbeherrschung, die wesentlichsten Erforderniße der Mannhaftigkeit, bildeten sich in ihm aus. Den Wilden leitet die subjective Willkür, den Mann der Gedanke an das, was sein persönlicher Rang, was die Schicklichkeit gebieten. Damit mag für die Moral vorläufig nicht viel gewonnen sein, aber eine objective Veränderung ist eingetreten, die Horde ist zum Stamme geworden. „Würde und Selbstbeherrschung (I, 407) bringen nicht nur gelegentlich eine Aufwallung der Großmuth hervor, sie haben naturgemäß die Richtung, den Sinn für persönliche Ehre auszubilden; hier liegt wohl die erste Stufe in der Entwickelung des wahrhaft moralischen Pflichtgefühls vor. Noch ist der Maßstab kein hoher, noch ist er zu subjectiv um viel werth zu sein, aber es ist Etwas, überhaupt einen moralischen Maßstab zu haben, und da er auf „Mannhaftigkeit" beruht, ist er nicht zu verachten. Wenn ein Mann von Thaten absteht, weil sie unmännlich, unehrenhaft sind, so ist er dem Punkte nah, auf welchem er sich ihrer enthält, weil sie „unrecht" sind, und umgekehrt." Mit der Selbstachtung kommt die Achtung vor Anderen, die Idee gemeinsamer Menschlichkeit beginnt aufzudämmern. Noch regeln keine Moralprincipien das Benehmen, aber ein gewisser Adel des Charakters ist von der Mannhaftigkeit, der virtus, untrennbar. Moralische Kraft ist die Vorstufe der moralischen Güte; nur aus der ersteren kann die letztere hervorgehen.

Das werthvollste Capitel des ersten Bandes ist das siebente, „das altruistische Gefühl". Zwar geht es auch in diesem nicht ohne Übermaß von mexicanischem, siamesischem, arabischem, madagassischem u. s. w. Krimskrams ab, aber das fruchtbare Feld drängt die Wüstenei in den Hintergrund. Zwischen Pflicht- und Tugendhandlungen besteht ein wirklich moralischer Unterschied. Bei jenen enthält sich das Individuum der Verletzung Anderer, bei diesen befördert es ihr Wohl. Eine moralische Verbindlichkeit Andere nicht zu schädigen, folgt aus der Rechtsidee, deren Ursprung im, auf Selbsterhaltung gegründeten, Eigenthum ruht. Die Anerkennung der Eigenthumsrechte verwandelte sich allmählich in die Empfindung der Obliegenheit diese Rechte nicht zu stören, und die Empfindung erstarkte zum moralischen Pflichtgefühl. (I. 414). So erhielten die passiven Pflichten die Sanction des Gewissens. Ohne Zweifel wurde diese geistige Entwicklung innerlich durch Furcht vor Vergeltung, äußerlich durch Gesetze und religiöse Vorschriften sehr unterstützt, aber Anfang und Ende des Processes gingen im Bewußtsein vor sich; eine Idee wurde geboren und die begleitenden Gefühlserregungen wirkten nur secundär.*) Woher schreibt sich aber die Verbindlichkeit Handlungen auszuführen, welche das Heil Anderer bezwecken? Ehe sie entstehen kann, muß der Mensch das Bewußtsein gehabt haben, es sei unrecht, solche Handlungen zu unterlassen, und vor diesem Bewußtsein muß die Erwägung stattgefunden haben, es sei unrecht von Anderen gewesen, ihren Beistand zu versagen, als man selbst ihn bedurfte. Solcher Combinationen war der primitive Mensch lange nicht fähig, es muß also eine Zeit gegeben haben, in welcher eine Verpflichtung zu Handlungen des Wohlwollens noch nicht bestand, und erst in späteren Perioden sind sie als obligatorisch anerkannt worden. Wohlwollen, der Zustand des Geistes, welcher zu tugendhaften Handlungen treibt, entstammt dem Gefühl, nicht dem Verstande. Altruistische Regungen entspringen aus Sympathie, der Gedanke der Nützlichkeit liegt ihnen fern, wir stehen also vor der Frage: ob die Sympathie als Urphänomen zu betrachten ist, oder ob sie aus einem noch tiefer liegenden Instinkt sich ableiten läßt, wie der Rechtssinn aus dem Triebe zur Selbsterhaltung. Mr. Wake bejaht die Möglichkeit der Ableitung. Auf den Mutterinstinkt ist die erste Regung des altruistischen Gefühls zurückzuführen. Zwar könnte man, sagt er, noch weiter, auf den Geschlechtsinstinkt, recurriren, der für die Rasse das ist, was der Selbsterhaltungstrieb für das Individuum, allein im Urzustande der Menschheit zeigt der sich so rein physischer Natur, daß es genügt mit dem mütterlichen Instinkt anzufangen, wo seelische Entwickelungen in Rede stehen. Auf den niedrigsten Stufen unterliegt dieser Instinkt häufig noch dem Triebe zur Selbsterhaltung; Kindermord aus rein selbstischen Rücksichten ist da eine sehr gewöhnliche Erscheinung, aber das

*) Mr. Wake citirt Herbert Spencer, bei welchem es heißt: „Die Genesis der Emotionen unterscheidet sich von der Genesis der Ideen darin, daß, während Ideen aus einfachen, in bestimmten Verhältnissen und (bei allgemeinen Ideen) in constant bestimmten Verhältnissen stehenden Elementen zusammengesetzt werden, Emotionen aus gewaltig complicirten Aggregaten von Elementen zusammengesetzt werden, die nie zweimal ganz gleich sind und nie zweimal in ganz gleichen Verhältnissen stehen." Sollte man nicht einfacher sagen dürfen: Ideen bestehen aus Elementen, deren wir uns in jeder Einzelheit klar bewußt werden, Gefühle aus Elementen, die vermöge ihrer complicirten und schwankenden Verbindung nur ein unklares Bewußtsein zulassen?

dem Weibe eingepflanzte altruistische Gefühl äußert sich, wie der Verfasser mit treffenden Beispielen belegt, deutlich erkennbar; der Träger des rechtlichen Elementes der Moralität ist der Mann, das wohlwollende ruht auf dem Weibe. Zur Übertragung der Sympathie auf immer größere Kreise trägt die Reflexion später wesentlich bei, nur kann sie allein den Bereich der Sympathie weder ausdehnen noch ihre Kraft vermehren; der moralische Fortschritt im Wohlwollen geht stets von seinem Quellpunkt, dem Gefühl, aus. Sehr gut bezeichnet Mr. Wake die Stelle, an welcher der Gedanke, die Mitwirkung des Mannes für die weitere Entfaltung des Gefühls von entscheidender Wichtigkeit wird. Das bloße Gefühl bringt es nämlich zu keiner moralischen Verpflichtung, dazu ist eine stärkere Sanction erforderlich und diese (I, 443) „kann keine andere sein als die, welche wir bereits in Thätigkeit sahen, als die Enthaltung von Eingriffen in fremde Rechte moralisches Gebot wurde. Durch einen ähnlichen Vorgang muß die einfache Sympathie, welche den socialen Instinkten zu Grunde liegt, in jenes Wohlwollen umgewandelt werden, das sich in activen Pflichten gegen die Gesellschaft offenbart. Hier ist die religiöse Sanction sogar noch nothwendiger als dort, denn die passiven Pflichten, da sie auf dem Triebe zur Selbsterhaltung beruhen, der schließlich im Rechtssinn seinen Ausdruck findet, enthalten bereits ein Element der Verbindlichkeit" Was unser Autor nun von den Verbrüderungen, der indischen Loge, den geheimen Gesellschaften der amerikanischen Ureinwohner, den Mysterien der Griechen und Römer, der Siamesen, Burmesen u. s. w. mittheilt, können wir hier füglich übergehen. Er schließt den ersten Band mit dem Nachweis, daß der Altruismus des Ostens aus selbstischen Motiven entspringt, um des lieben Ich's willen geboten wird, und daher noch nicht das wahrhaft sittliche, reine Wohlwollen repräsentirt, wie es das Christenthum später fordert.

Mit einer Recapitulation des bisher Gewonnenen beginnt das erste Capitel des zweiten Bandes. Dann folgt eine Vergleichung zwischen der Menschheit und dem Individuum, aus der sich fünf Entwicklungsstufen Beider ergeben sollen, die selbstische, die der Willkür, die der Emotion, die empirische und die vernünftige, — bei solchen Analogien kommt, wie gewöhnlich, nichts Bemerkenswerthes heraus, und daß der peruanische und mexicanische Altruismus geringen Werth hatte, der chinesische und japanische noch heute nicht viel werth ist, ließ sich weit kürzer darlegen. Größeres Interesse darf die Behandlung der sittlichen Zustände bei den Hebräern, Römern, Griechen und Ägyptern in Anspruch nehmen, aber die folgenden Abschnitte, welche die Lehre von den Emanationen, das Hinduthum, den Buddhismus und Mithraismus erläutern sollen und viel Gutes enthalten, leiden wieder durch die häufige Unsicherheit der Ausdeutungen und die Masse gleichgültiger Details. Fast scheint es als ob der Verfasser alle seine Excerpte habe drucken lassen, als ob die Menge seiner Notizen ihm über den Kopf gewachsen und er mit der nothwendigen Sichtung nicht fertig geworden sei. Man muß die Goldkörner, an denen es keineswegs fehlt, allzu mühevoll aufsuchen.

Ähnlich dem alten Hinduthum, der Bramanenlehre, war der Mithraismus, Zoroaster's Doctrin, wesentlich ein System geistiger Reinigung, welche die Verehrer Brama's durch Askese, die Anbeter des Ormuzd durch Reinheit in Gedanken, Worten und Thaten zu erringen suchten. Der Buddhismus strebte weniger nach Reinheit als nach Frieden der Seele und lehrte ihn durch Hingabe des Ich, durch Förderung des Wohles Anderer erreichen. Das System Zoroaster's wie Buddha's (letzteres auch Gautama und Sakjamuni genannt) entsprang aus der Sehnsucht des Menschengeistes nach etwas Höherem und Besserem als dem Priesterwesen, welches zu jenen Zeiten die ganze cultivirte Welt durchdrungen zu haben scheint. Beide Reformatoren wandten sich an das altruistische Gefühl. Buddha legte das Hauptgewicht auf die guten Werke, da sie aber nur im Interesse des Egoismus empfohlen wurden, so artete seine Lehre bald zu einer Religion der Selbstsucht aus. Zoroaster beförderte die guten Werke nur indirect; er drang, wie schon erwähnt, vor allem auf Reinheit der Seele in Gedanken, Worten und Thaten und durch diese höhere Auffassung der Moral verlieh er seiner Doctrin besseren Halt. Trotzdem zählt der Buddhismus heut fast ein Drittel der Menschheit zu seinen Anhängern, und der Mithracultus ist auf die wenigen, sittlich hoch stehenden Feueranbeter beschränkt. Die befremdende Thatsache erklärt sich durch die äußeren Schicksale der beiden Religionen. Aus Indien vertrieben, fand der Buddhismus durch den Eifer seiner Missionäre günstige Aufnahme im dichtbevölkerten Osten Asiens, der Mithradienst, seiner Mysterien halber zur Ausbreitung viel weniger geschickt und von keinem starken Missionstriebe erfüllt, erlag theils nach hartem Kampf dem Christenthum, das, bei gleicher Reinheit der Sittenlehre einen lebendigeren, aus wärmster Nächstenliebe entspringenden Glauben besaß, und von einem in der Geschichte unvergleichlich dastehenden Pflichtgefühl getragen wurde, theils dem Schwert des in jugendlicher Begeisterung glühenden Islam.

In dogmatischer Hinsicht nähert sich das Christenthum der Ormuzdlehre, in moralischer ihr sowohl als dem Buddhismus so außerordentlich, und die enge Verwandtschaft wird von Mr. Wake so klar nachgewiesen, daß er mit Recht sagen darf, es könne kaum als ein neues religiöses oder moralisches System aufgefaßt werden, sondern sei vielmehr die Ergänzung und Vollendung der beiden anderen, eine Religion der Humanität, auf das Gebot allgemeiner Liebe gegründet. An deutlichen Spuren seiner Herkunft fehlt es nicht. „Der Hinweis Jesu auf Orte zukünftiger Strafe und Belohnung, um seine Lehre zu sanctioniren, zeigt, daß er nicht ganz frei war von den alten Vorstellungen, nach welchen ein Leben der Reinheit und Nächstenliebe, anstatt um seiner selbst willen, nur als Mittel persönlicher Rettung geschätzt wurde; erst seinen Nachfolgern jedoch war es vorbehalten die Flucht vor der Hölle zur ersten Erwägung zu machen und so das Christenthum auf das selbstische Niveau früherer Religionen hinunter zu ziehen. Daß die Absicht des Stifters nicht darauf gerichtet war, erhellt aus der Thatsache, daß sein Hauptmotiv für Handlungen des Wohlwollens ganz anders lautete: „Liebet eure Feinde; thut denen wohl, die euch hassen; segnet die, so euch verfluchen; bittet für die, so euch beleidigen..... Und so ihr liebet, die euch lieben, was Dankes habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber." (II, 373). Jesu Antwort an die ihn versuchenden Pharisäer: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüth. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten", — diese Antwort beweist, daß sein Motiv nicht nur des religiösen Lebens, sondern auch des wohlwollenden Handelns auf dem Princip der Liebe ruht, und diese Thatsache ist es, welche das Christenthum von allen älteren Religionen unterscheidet. Es wendet sich an das menschliche Gefühl. Worte, wie: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen", — solche Worte finden bei den

Meisten eine anklingende Saite, und daher eignet sich das Christenthum mehr zur Weltreligion als Buddhismus und Mithraismus. Daß eine noch höhere Staffel erreichbar sei, begründet Mr. Wake indem er ausführt: erstens sei das Christenthum ursprünglich mehr ein moralisches als ein religiöses System gewesen, das durch Eindringen theologischer Dogmen fast vernichtet worden, und zweitens gebe das Gefühlselement eine zu unsichere Grundlage für heiliges Leben. Beiden Mängeln jedoch gewährt eine vernunftgemäße Entwickelung, die innerhalb des Christenthums bleiben kann, Abhülfe. Wir kommen auf diesen Punkt noch zurück.

August Comte's Versuch, eine „religion de l'humanité" zu stiften und im „vivre pour autrui" das höchste Moralprincip zu erreichen, wird von Mr. Wake, mit voller Anerkennung der großen Verdienste und edlen Gedanken des französischen Philosophen, als gänzlich mißlungen zurückgewiesen. Für eine Religion fällt das von Comte erdachte „Grand-Être", für die Moral die Grundlage zu schwach aus. Zwar gehört dieser Abschnitt mit seiner Kritik der Politique positive zu den besten Partieen des Buches, aber wir können uns hier ein näheres Eingehen ersparen, da der Hauptinhalt im Schlußcapitel „Religion und Moralität" wiederholt wird, dem wir uns nun zuwenden.

„Es ist gezeigt worden", sagt hier der Verfasser, (II, 426), „daß ursprünglich das Benehmen des Menschen gegen seine Genossen und sich selbst durch keine festen Moralprincipien geleitet wurde. Seine Handlungen waren rein selbstisch; sie erfolgten unter dem Triebe der Selbsterhaltung und dem, von welchem die Fortpflanzung der Rasse abhängt, und diese beiden bestimmten die von der Entwickelung der Moral einzuschlagenden Richtungen. Anfänglich werden beide Instinkte ohne Controle befriedigt. Wenn es zur Controle kommt, wenn des Menschen Benehmen gegen seines Gleichen wenigstens einigermaßen durch die Lehren der Erfahrung beeinflußt wird, bildet sich die Idee moralischer Verbindlichkeit und es kommt zur Aufstellung der passiven Tugenden. Sie gelangen zuerst zur Anerkennung, da sie nur Verbote des Unrechtthuns enthalten und außer der Selbstbeherrschung kein Element der Activität in Anspruch nehmen. Als der Eltern-Instinkt Kraft gewann und die aus der Blutsverwandtschaft entspringenden Pflichten anerkannt wurden, entfalteten sich die activen Tugenden. Sie zeigten sich früh in dem primitiven System der „Verbrüderung", welche die Idee verkörperte, die allen späteren Phasen des Altruismus zu Grunde liegt. Die Entwickelung der activen und passiven Tugenden ging gleichzeitig vor sich, aber die letzteren, als die fundamentaleren, wurden am allgemeinsten anerkannt und von den Religionssystemen des Alterthums am stärksten betont. Eine Ausnahme jedoch macht der Buddhismus, der, gleich dem auf Kindespflicht gebauten System des Confuzius, mehr auf dem altruistischen Gefühl beruht und sich mehr um die activen als um die passiven Tugenden kümmert. Die christliche Lehre kam der gebührenden Anerkennung der relativen Wichtigkeit der negativen und positiven Moralität am nächsten. Das Gesetz der Liebe, wie es der Stifter aussprach, umfaßte die Pflicht gegen das eigene Ich, wie gegen die Anderen. Dennoch blieb die christliche Lehre unvollkommen; sie zeigte zwar keinen Mangel in den moralischen Ideen, wohl aber im Ziel, (das nicht ganz frei von Egoismus war), und in der Sanktion, durch welche sie sich beglaubigte (den Willen Gottes).

Seit dem Beginn der christlichen Ära ist der Positivismus der einzige ernsthafte Versuch, die Moralität in ein System zu bringen, und sein Altruismus sieht auf den ersten Blick umfassender aus, als der des Christenthums, das sich wenig um die Beziehung des Menschen zum Thierreich zu kümmern scheint. Allein die Lücke ist mehr scheinbar als wirklich, denn die von den Stiftern des Christenthums verkündete Liebe vertrug sich eben so wenig mit Grausamkeit gegen die Thiere, wie mit mehreren unter den Völkern des Alterthums herrschenden Gewohnheiten, die gleichfalls unerwähnt blieben. In seinen Vorschriften über das Verhalten des Menschen gegen die niederen Formen des beseelten Lebens stimmt der Positivismus mehr mit dem Buddhismus überein als mit dem Christenthum. Der Grundfehler des Comte'schen Systems liegt aber darin, daß er nicht nur des Menschen persönliche Instinkte den sozialen unterordnet, sondern das altruistische Gefühl zur Basis der moralischen Verpflichtung macht. Wie edel auch die Gesinnung ist, für Andere zu leben, auf das wirkliche Leben angewandt muß sie ein unbefriedigendes Resultat erzielen, da sie die Ordnung der Dinge umkehrt. Das primäre Princip richtigen Handelns muß die Pflicht gegen das eigene Ich, sofern es „Mensch" ist, sein, nicht die gegen die Nebenmenschen, die entschieden ein sekundäres Motiv ist.... Die Moralität ruht, was die passiven Tugenden betrifft, auf der Pflicht des Menschen gegen sich selbst als Kind Gottes; was die aktiven Tugenden betrifft, auf seiner Pflicht gegen die Anderen als gemeinsame Mitglieder der menschlichen Brüderschaft. Der Unterschied zwischen diesen beiden Klassen von Pflichten ist jedoch rein objektiv. Subjektiv haben sie eine gemeinschaftliche Grundlage in der Natur des Menschen, die von einem göttlichen Urbild stammt, und daher auf das unendliche oder universale Dasein zurückgeführt werden muß, deren Theil die Menschheit bildet." Wozu hier „das unendliche oder universale Dasein?" Mr. Wake begreift es eben so wenig wie irgend ein Anderer. Theil „des unendlichen oder universalen Daseins" ist Alles, auch der Stein; dies Dasein erklärt nicht das Mindeste, und sollte daher bei philosophischen Untersuchungen aus dem Spiel bleiben.

Je fester die Principien einer hohen und reinen Sittlichkeit bei einem Menschen dastehen, je empfindlicher sein Gewissen, je vollkommener die intuitive Action desselben, mit anderen Worten: je mehr entwickelt seine Moral, desto gleichgültiger wird für ihn der dogmatische Theil der Religion und umgekehrt; die dogmengläubigsten, in diesem Sinn religiösesten Menschen sind oft die am wenigsten moralischen. Auf dem Gipfel moralischer Vollkommenheit würden Religion und Moralität die entgegengesetzten Pole derselben Idee, sie würden nur zwei Ausdrücke für die Gesammtheit der Pflichten sein, welche der entwickelte Mensch fühlt, Religion die Richtung nach Gott, Moralität die Richtung nach der Menschheit. Mr. Wake sagt (II, 431), „der einzige praktische Nutzen der dogmatischen Theologie besteht darin, zu einem Leben der Heiligkeit zu führen, und daher muß die Begründung vollkommener Moralität im Menschenleben unvermeidlich die Vernichtung rein dogmatischen Unterrichts nach sich ziehen. Die Erreichung des Zweckes macht das Instrument überflüssig." Wir halten den angegebenen Nutzen für äußerst fraglich, unterschreiben aber von ganzem Herzen den Satz, den Mr. Wake aus „Credibilia" von James Cranbrook citirt: „Religion ist das Gefühl, welches durch den Sinn für eine unbekannte Macht erregt wird, Theologie ist die Erklärung, welche der Geist von dieser Macht zu geben versucht." Wie auch die Erklärungen im Laufe der Zeit wechseln mögen und müssen, das religiöse Gefühl kann fast unverändert bleiben. Die Ehrfurcht des Fetischanbeters, die des gebildeten Christen und die, welche aus Religion keine der bereits einen Namen führenden Religionen bekennt, sind

lange nicht so verschieden als die Vorstellungen, welche die drei sich vom Gegenstande ihrer Ehrfurcht machen. Kann eine christliche Confession auf **jedes** Dogma verzichten?

Mr. Wake erörtert zum Schluß auch die Frage nach der Existenz und der Natur Gottes, er hält es für nicht unwahrscheinlich, daß Gottes Denkorgan in irgend einem Centralpunkt des Universums sich befinde und von unserm Gehirn etwa so weit abweiche „wie der unfühlbare Äther vom menschlichen Körper", — in diese Region folgen wir ihm nicht, weil wir bei solchen Worten nichts zu denken vermögen. Aus demselben Grunde berichten wir einfach, daß unser Autor die Seele für ein „evolutionales Produkt des göttlichen Wesens, nicht aber als nach Gottes Bilde gemacht" ansieht; daß er meint: „das Gewissen lasse sich auffassen als der Ausdruck des göttlichen Bewußtseins in der menschlichen Seele, in welcher es sich als der Instinkt moralischer Schicklichkeit offenbart, je nachdem die Erfahrungen der Seele sich erweitern und die intellektuellen Fähigkeiten in ihrer Wirksamkeit sich vervollkommnen"; daß er ausspricht: „Die Analogie zwischen dem Dasein Gottes, dessen Kleid das Universum ist, und dem des Menschen, dessen gegenwärtiger Zustand einen materiellen Beisatz derberer Art erfordert, als die ätherische Substanz der organischen Natur, dürfte uns zu dem Glauben veranlassen, der Mensch werde im zukünftigen Leben diese als materielle Bedeckung haben"; und daß er annimmt: „nicht sowohl die Rasse als das Individuum sei unzweifelhaft zur Unsterblichkeit geboren."

Die Evolutionslehre soll darthun, daß die beiden Grundtriebe der menschlichen Natur, Egoismus und Sympathie, unter dem Einfluß der den Menschen vom Thier unterscheidenden Vernunft und der durch sie vermittelten Möglichkeit gesammelter Erfahrung, daß diese Elemente ausreichen, das höchste Moralgesetz aufzustellen: die Tugend muß um ihrer selbst willen geliebt, das Gute muß um seiner selbst willen gethan werden. Mr. Wake hat diesen Nachweis noch nicht vollständig geliefert, vielleicht weil er mehr **leisten**, weil er die Entwickelung „einer göttlichen Idee" menschlicher Beobachtung unterziehen wollte, aber er hat viel vortreffliches Material angesammelt, er hat wesentliche Bruchstücke zubereitet und die Wege gezeigt, die eingeschlagen und die, welche vermieden werden müssen.

O. S. S.

Frankreich.

Pariser Brief.

Im Mai.

Mémoires sur l'Emigration. — Nouvelles lettres d'un voyageur, von George Sand. — L'homme de la Croix aux Boeufs, von Léon Cladel. — La maison vide, von Jules Claretie. — Jacques de Trévannes, von Jacques Vincent. — Fouquier-Tinville et le tribunal révolutionnaire, von Domenget. Le Puy-de-Dôme et le proconsulat de Couthon, von Francisque Mège. — L'esprit révolutionnaire avant la Révolution, von Félix Rocquain.

Wir haben erst jüngst unseren Lesern das abenteuerliche Leben eines Edelmannes in der Zeit der französischen Revolution vorgeführt.*) Eine ähnliche Schilderung finden wir in dem neuen von Lescure herausgegebenen Band wieder,*) aber noch lebendiger und dramatischer, indem sie uns nicht von einem einzigen, sondern von fünf Emigrirten vorgetragen wird. Lescure hat so umfangreiche Berichte, wie „Le journal de Suleau", die „Voyages et aventures des émigrés", die von dem Convent publicirte „Correspondance des émigrés" und die „Mémoires de Puysaye" in den engen Rahmen eines einzigen Bandes nicht fassen können; andere sind allzu bekannt, um einer neuen Veröffentlichung zu bedürfen; nur solche Denkwürdigkeiten, welche schwer zu finden sind, hat Lescure drucken lassen. Das Werk wird eröffnet durch eine „Relation d'un voyage à Bruxelles et à Coblenz", die Niemand anders zum Verfasser hat als den König Ludwig XVIII. Der damalige Graf von Provence erzählt seine Flucht und zeigt sich gegen den treuen d'Avaray, der ihm während der gefährlichen Reise die werthvollsten Dienste geleistet hatte, von einer warmen, bei Fürsten seltenen Dankbarkeit erfüllt. Die zweite Stelle nimmt das **Journal** von Olivier d'Argens ein, welches man in der Tasche des im Vendée-Krieg gefallenen Edelmanns gefunden hat: der Ton des Journals ist naiv und vertraulich; alle Vorurtheile, die den Adel beherrschten, alle falschen Hoffnungen, die er nährte, alle leeren Versprechungen, womit ihn die Anführer vertrösteten, Alles erhält in der einfachen ungekünstelten Schrift gewissermaßen neues Leben. D'Argens gehört zu den Edelleuten, welche die Revolution aus dem Grunde des Herzens haßten und für das Königthum mit der schönsten, wir dürfen sagen mit der engherzigsten Aufopferung kämpften, jedem Ehrgeiz, jeder Eitelkeit fremd, nur darauf bedacht, ihre Pflicht zu erfüllen. Er hatte sich mit leichtem Geldbeutel zur „Armée des Princes" begeben; arm lebte er weiter, schwang sich zu keinem Grad empor, und starb den glanzlosen Tod des gemeinen Soldaten. Weniger sympathisch ist der Marquis von Marcillac in seinen Mémoires: des Emigrantenlebens überdrüssig, wird er ein Unterpräfekt des ersten Kaiserreichs. Der Baron von Goguelat, einer von denjenigen, die Ludwig XVI. bis nach Varennes begleiteten, theilt uns interessante Aufschlüsse über das Verhältniß des unglücklichen Königs zur Emigration mit; aber ob er gleich Alles mit eignen Augen gesehen, Alles mit eignen Ohren gehört hat, tragen doch seine Memoiren nicht den Stempel der Wahrheit; er hat beim Schreiben den Groll gegen die Partei des Prinzen von Orleans nicht verwunden, und das erhaltene Bruchstück seiner Denkwürdigkeiten strotzt von verleumderischen Behauptungen. Mit größerer Theilnahme lesen wir die Memoiren des Generals von Dammartin; er lebte während der Emigration in Preußen, redigirte in Berlin die „Gazette française" und das „Journal de littérature", und war der Erzieher des Sohnes der Frau Rietz, Gräfin von Lichtenau, der Geliebten des Königs. Ein tiefer feinfühliger Beobachter, auch ein angenehmer Erzähler, der Allem eine pikante Seite abzugewinnen vermag, giebt er uns, wenn auch öfters in altmodischem Stil, manche Anekdoten über historische Persönlichkeiten zum Besten. Dem Leser empfehlen wir besonders die in kurzen treffenden Zügen entworfene Schilderung des preußischen Hofes zu Berlin oder im Schloß Pyrmont. Viele Emigrirten bewegten sich damals in der Umgebung des Königs, der Abbé Victor de Broglie, der Ritter von Boufflers, der sich eben mit Frau von Sabran verheiratet hatte, Saint-Patern, der eine Zeit lang Friedrich Wilhelm II. durch sein geselliges Talent zu erheitern

*) Magazin 1878, Nr. 19, S. 286. Souvenirs et mélanges du comte d'Haussonville.

*) Bibliothèque des mémoires relatifs à l'histoire de France pendant le 18e siècle. Nouvelle série avec introduction, notices et notes par M. de Lescure. Mémoires sur l'Emigration. Paris, Firmin-Didot. (Vgl. Mag. 1877. S. 466.)

wußte. Aber der berühmteste und geistvollste aller Franzosen, die sich damals in Berlin befanden, war Rivarol, der immer witzsprudelnde Mann, der alle Reize seiner Unterhaltung aufbot, um die Berliner Gesellschaft auf die Seite der Emigrirten zu bringen. Von ihm sagt Dampmartin mit Fug und Recht, seine glänzenden Erfolge in den Salons hätten seinem schriftstellerischen Talent geschadet.

Diese Gabe eines Rivarol, seine Zuhörer durch den lebhaften Schwung seiner Phantasie und den raschen Fluß der Gedanken ebensowohl wie durch sprühenden Witz zu fesseln, war, wie man weiß, der berühmten George Sand nicht zu Theil geworden. Die Verfasserin von Mauprat blieb in den Salons sehr wortkarg; aber zu Hause, am Schreibtisch, wenn sie sich mit sich selbst unterhielt und all ihr Sinnen zu Papier brachte, war sie ebenso voller Humor und Feuer als ein Rivarol, und außerdem tiefer. So bilden die neulich herausgegebenen Lettres d'un voyageur*) wie die schon im Magazin recensirten Dernières Pages**) eine Reihe sehr anmuthiger Plaudereien über verschiedene Gegenstände. Es sind neben einigen Reden, die sie am Grabe verstorbener Freunde hielt, kurze Betrachtungen, flüchtig entworfene Skizzen, Journal-Artikel über literarische Ereignisse und philosophische Fragen, die den Geist George Sand's immer beschäftigten. Ja, man findet in dem Buch sogar einige Gedichte; sie sind aber sehr gering: sie, der größte Prosaiker, den Frankreich im neunzehnten Jahrhundert gehabt hat; sie, deren Stil so harmonisch, so einschmeichelnd, so voll reizenden Wohllauts dahinfließt, sie, die mit solcher Innigkeit und so erhabener Begeisterung die Natur besang, hatte keine Anlage für die gebundene Rede. Reim und Maß hemmten die freie Bewegung ihres Genies. Aber man lese nur den langen Brief an Frau Juliette Lamber (auch eine Schriftstellerin und Verfasserin mehrerer Romane) über Leben und Empfindlichkeit der Pflanzen. Welch unsagbarer Zauber liegt über den Schilderungen des Waldes! Und wie schön faßt sie mit ihrem allbelebenden Stil die Lehren der gelehrtesten Naturforscher zusammen! Was man anderswo dunkel oder schwerfällig und trocken findet, ist unter George Sand's Feder schwungreich und klar geworden und gelangt zu voller Würde und leuchtendem Glanz der Darstellung. Ich führe auch einen Artikel an über die Chansons des Rues et des Bois von Victor Hugo (und nicht, wie sie sagt, die Chansons des Bois et des Rues). Das Genie ihres großen Zeitgenossen weiß George Sand zu würdigen; der Aufsatz, den sie schon vor langer Zeit verfaßte, ist noch heute ebenso frisch wie am Tage, da sie ihn verfaßte: das Kleinste, was George Sand geschrieben, wenn es auch keine Beziehung mehr zur Gegenwart enthält, ist noch immer lesbar; was in ihren kleinen Schriften keine „actualité" mehr ist (man gestatte mir ein aus dem neuesten Wörterbuch der französischen Akademie ausgeschlossenes Wort), hat durch die lebensvolle Kraft und Vollkommenheit der Sprache und die geistreichen Anschauungen einen fortwährenden Reiz.

Am Ende ihres Lebens hatte George Sand mit besonderer Vorliebe die Bauern dargestellt; doch die ländlichen Romane, die sie verfaßte, grenzten an die Idylle. Ein realistischer Schriftsteller, Léon Cladel***) hat uns wirkliche rohe „Paysans" vorgeführt; die Scene des Romans L'homme de la Croix aux boeufs versetzt er in seine Heimat, in das „Eichenland", in jenes Quercy, wo der Mensch in stetem Kampf gegen einen harten steinigen Boden, durch saure Mühe und heißen Schweiß sein Brod verdient und, in solch undankbarer Arbeit aufwachsend, rauh und gefühllos und oft das Opfer gewaltiger Leidenschaften und thörichter Begierden wird, deren Schilderung uns mit Schrecken erfüllt. Zwei Jünglinge sind unzertrennliche Busenfreunde, der eine ist schwach, der andere breitschulterig und riesenstark; lange leben sie in dem herzlichsten Freundschaftsbündniß, bis der eine, der schwächere, sein zwanzigstes Jahr erreicht: da wird er militärpflichtig und geht nach Afrika, während er dem zurückbleibenden starken Anzelayr Mutter und Braut anvertraut. Aber Anzelayr, der „homme de la Croix aux boeufs", der Hercules des Dorfes, hat sich auch in das Mädchen verliebt und läßt nichts unversucht, um es zu besitzen; er fängt alle Briefe des Soldaten auf, und, wenn er einige mittheilt, so erzählt er allerlei Lügen über den Abwesenden, er habe sich spitzbübisch betragen, er sei ins Gefängniß gesperrt, ja vielleicht auf die Galeeren geschickt worden: durch solche falsche Nachrichten treibt er die Mutter des Freundes zur Verzweiflung; die Unglückliche stirbt vom Schmerz gebrochen, und das Mädchen, welches jetzt seinen Liebhaber verachtet, willigt ein, Anzelayr's Frau zu werden. Der Soldat aber kommt zurück; er weiß nichts von dem Geschehenen, da er keine Antwort auf seine Briefe bekommen; überall wird er als ein Pestkranker behandelt: niemand spricht zu ihm, empfängt ihn mit dem liebevollen Gruß, den er erwartet; im eignen Hause findet er die Mutter nicht mehr. Auf einmal fallen ihm die Schuppen von den Augen; sein bester Freund hat ihn um seine Ehre gebracht, hat seine Mutter getödtet, hat ihm die Braut geraubt. Er schwört, sich an dem Verräther, an dem Mörder, an dem Räuber zu rächen. Er muß aber bei der physischen Stärke des Feindes seinen Haß in sich verschließen; muß keinen Verdacht erregen; muß die Wachsamkeit des Gegners einschläfern, ihn ganz sorglos und sicher machen, um ohne Nachtheil für sich seine Rache an ihm zu nehmen. Er wirft sich also dem Treulosen in die Arme, begleitet ihn in die Kneipe, trinkt mit ihm, hört dem prahlerischen Gerede des Eisenfressers ruhig zu, kaltblütig und gefaßt läßt er ihn seine Liebe und seine zukünftige Ehe selbstgefällig erzählen; bei jeder Festlichkeit, bei jedem Schmaus kommt er an Anzelayr's Seite und scheint keinen Groll gegen ihn zu hegen. Desto schrecklicher ist die Rache. Es geht die Nachricht, ein toller Hund laufe in der Gegend herum. Gleich kommt er auf den furchtbaren Gedanken, seinen eignen Hund von dem tollen beißen zu lassen und zum Werkzeug der Rache zu machen. Das arme Thier wird wirklich gebissen, und kehrt zu seinem Herrn zurück, der es in den Stall sperrt. Anzelayr ist indessen lustig und froher Dinge, er wird am folgenden Tag heiraten und sein frecher Übermut kennt keine Grenzen mehr: er leert Glas auf Glas, und zecht so tapfer, daß er sich völlig berauscht, er will beim Freund übernachten und, betrunken wie er ist, fällt er in den Stall hinunter; da aber beißt ihn der Hund in das Bein und Anzelayr stirbt, von der schauderhaften Krankheit befallen. Gewiß zeugt die sorgfältige genaue Zeichnung des rachsüchtigen Charakters von einer großen Energie des Talents; mit ungewöhnlichem Interesse folgt man dem sich geduldenden, zum abgefeimten Heuchler gewordenen Bauer, der nicht gleich und gerades Wegs auf sein Ziel losgeht, sondern Um- und Schleichwege betritt und langsam eilt, des endlichen Sieges gewiß; je mehr die Handlung fortschreitet, desto mehr gewahrt man die wachsende Übermacht des listigen Mannes, der den stärkeren mit unsichtbaren Netzen immer fest und fester umschlingt. Cladel's Stil ist übrigens kraftvoll und derb und dazu geeignet, solch düstere Scenen des Dorflebens zu schildern.

*) Nouvelles lettres d'un voyageur. Paris, Calmann Lévy.
**) Magazin 1878, Nr. 8, S. 121.
***) L'homme de la Croix aux boeufs. Paris, Dentu.

Der rührige Jules Claretie hat neuerlich auch ein Buch geschrieben, welches sich über die Masse der im Überfluß erscheinenden Romane erhebt.*) La Maison Vide ist vielleicht das „Beste was aus seiner unermüdlichen Feder geflossen ist. Der Ehebruch ist das Thema des Buches, aber Claretie hat dabei jede widerliche Schilderung vermieden und außerdem ist der beleidigte Gatte, Jean de Reynière, eine große eigenthümliche Figur, die auf den Leser einen mächtigen Eindrück macht und, wie sein männliches von ungeheurem Schmerz durchfurchtes Gesicht, Achtung und Mitleid einflößt. Admiral Reynière tödtet seine Frau, die er auf der That betreten, und wird von der Jury freigesprochen. Aber sein Haus ist seitdem leer (daher der Titel); wo er seinem Glück die schönste Stätte bereitet und von blühender Zukunft und ewiger Liebe geträumt hatte, findet er nur Verzweiflung; in den glänzenden Gemächern hat er das Blut des geliebten Weibes vergossen. Denn, obgleich von Blanche verrathen, liebt er sie noch und beschwört immerfort die schöne Gestalt herauf. Er hat sich aber gelobt, den Ruchlosen zu finden, der schadenfroh ihm die Schuld der Gattin durch einen Brief ohne Unterschrift enthüllt hat; er findet ihn endlich und tödtet ihn im Zweikampf als Sühnopfer für die unglückliche Jeanne. Um Reynière, den Helden des Romans, hat Claretie andere Personen gruppirt, die keine Schatten sind, sondern lebendige Wesen: Angèle Ferrand, die Schauspielerin, launisch und grillenhaft, des Lebens satt, manchmal aber hochfühlend und vom reinsten Enthusiasmus für Reynière durchdrungen; Montelair, der den unheilvollen Brief geschrieben, ein bekannter Typus der Pariser Welt, ein Raufbold und rasender Spieler, der in Saus und Braus lebt, allerlei Schandthaten begeht und für das Parlament zu candidiren wagt; Professor Thibaudeau, Robert von Salviac u. s. w.

Auch Jacques de Trévannes von Jacques Vincent**) thut sich unter den übrigen Romanen der letzten Monate durch vorzüglich gelungene Charakterzeichnung, durch wahre psychologische Entwickelung, durch meisterhafte Ausführung des kleinsten Details hervor. Eine junge Frau, zur Wittwe geworden, hat dem verstorbenen Gatten eine ewige Treue geschworen. Bei einer Freundin begegnet sie Jacques de Trévannes und sogleich hegt sie gegen den Besucher eine heftige Abneigung. Sie soll aber bald diese Empfindung sich in ihr Gegentheil verkehren sehen; eine hinreißende Leidenschaft für den geistvollen, einsam lebenden Mann bemächtigt sich ihres Herzens; sie ergiebt sich Jacques. Jacques aber ist verheiratet, er hat mit seiner Frau sich nicht vertragen, sie verlassen und sich, um den Schmerz zu vergessen, in abstracte Studien vertieft. Wird er die Wittwe, die er liebt, heiraten? Er ist Schweizer von Geburt, er kann sich also von seiner Frau scheiden lassen. Plötzlich aber vernimmt er, seine Frau sei guter Hoffnung: Freunde kommen zu ihm, bitten ihn, sich des erwarteten Kindes anzunehmen, ermahnen ihn an die Erfüllung der Familienpflichten, dringen in den Zaudernden, daß er sich mit der Gattin versöhne und zu seinem Haus und Herd zurückkehre. Er widersteht nicht, nähert sich seiner Frau wieder und kehrt in das Geleise des häuslichen Lebens zurück; die Wittwe aber, niedergeschmettert, verzweifelnd, verbirgt sich in einem Kloster und stirbt. Der kleine Roman gewährt dem Lesenden spannenden Genuß: nichts auf den Effect Berechnetes, Alles voll Leben und fesselnder Wirklichkeit, eine fein zergliedernde Seelenmalerei, ein schmuckloser Stil, der zu dem Eindruck, als werde da wirklich Geschehenes berichtet, beiträgt.

*) La Maison Vide. Paris, Dentu.

**) Jacques de Trévannes. Paris, Calmann-Lévy.

Man erlaube mir von der Fiction zurückzukehren zur Geschichte. Das Buch, welches Domenget über Fouquier-Tinville et le tribunal révolutionnaire veröffentlicht hat*), verdient freilich nur Erwähnung, keine Beachtung; es ist ein Stoppelwerk und eine Tendenzschrift. Der Verfasser hat Alles, was er sagt, nicht nur die Thatsachen selbst, sondern auch manchmal ganze Sätze den Werken von Campardon und Berriat Saint-Prix entnommen und gar keine Quellen angeführt, vermuthlich weil er keine nachgeschlagen. Übrigens ist das Buch ein Pasquill gegen die französische Revolution: Herr Domenget ist ein tapferer Verfechter des „ordre moral" und wirft sich zum Vertheidiger „der Magistratur, der Religion, der Armee" auf: „das sind, ruft er aus, die drei Lebenskräfte jeder gesitteten Gesellschaft, und als Magistrat habe ich die gefährlichen Tendenzen unserer Zeit gegen diese vitalen Bedingungen des Staates bekämpft." Diese Worte genügen, um den Standpunkt zu kennzeichnen.

Um so verdienstvoller ist das Buch von Francisque Mège: das Puy-de-Dôme im Jahre 1793 und das Proconsulat von Couthon**). Mège gehört zu den bescheidenen, leider allzu seltenen Geschichtsforschern, die in den französischen Departements wie in dem Staatsarchiv zu Paris die Urkunden und Aktenstücke, welche ihre Provinz betreffen, mit bewunderungswürdiger Ausdauer durchforschten. Er hat die Ereignisse, die sich im Jahre 1793 in der Auvergne zutrugen, unparteiisch geschildert. Couthon, den der Convent zum Proconsul ernannt hatte, tritt uns in dem Buch als ein mit den schönsten Gaben ausgestatteter Mann entgegen, und der vielgeschmähte Terrorist erscheint hier als ein großer Patriot, der sich seiner schweren Aufgabe mit großer Selbstverleugnung widmet: er schafft in der Auvergne eine Armee, rüstet sie aus, weckt ihren Muth durch feurige Reden und das Beispiel seiner außerordentlichen Thätigkeit und Vaterlandsliebe; der Advokat, der sich nie mit dem Kriegswesen abgegeben, der außerdem gichtbrüchig und gelähmt sich auf einem Sessel tragen läßt, unterdrückt die gewaltige Empörung von Lyon. Man weiß, daß zur Zeit, wo die Girondisten der Montagne erlagen, Chalier, der Marat des Südens, der die Lyoner Municipalität leitete, von den Sectionen angegriffen und nach einer furchtbaren Schlacht, wobei das Rathhaus in Blut schwamm, hingerichtet worden war. Lyon stand auf gegen Paris, brachte ein Heer von 20,000 Mann, welches Percy und Virieu befehligten, auf die Beine, und schloß ein Bündniß mit dem König von Sardinien. Es wurde aber von Dubois-Crancé belagert, und ergab sich, nachdem Couthon mit seinen Auvergnaten angekommen war und, wie er selbst sagt, auf die rebellische Stadt die Felsen seiner Heimat geworfen hatte. Aus Mège's Darstellung ergiebt sich, daß Couthon, bei Lyon's Einnahme, gemäßigte Gesinnungen hegte; als der Convent gegen Lyon mit aller Schärfe und Strenge verfahren wollte, bat Couthon um seine Abberufung. Collot d'Herbois und Fouché waren es, welche die schönsten Straßen und Gebäude von Lyon oder der Commune-Affranchie, wie man es umgetauft, in die Luft sprengten und die Verurtheilten mit Kartätschen niederschießen ließen. Nicht, daß Couthon ein milder nachsichtiger Mensch gewesen wäre: auch er übte in der Auvergne eine drückende tyrannische Gewalt und unter seiner Herrschaft fielen die Absetzungen, Verhaftungen und Verbannungen dicht wie der Regen. Er war aber kein Unmensch, kein mit

*) Fouquier-Tinville et le tribunal révolutionnaire, par M. Domenget, juge d'instruction. Paris, Paul Dupont.

**) Le Puy-de-Dôme et le proconsulat de Couthon par Francisque Mége. Paris, Aubry.

kalter Grausamkeit handelnder Proconsul, er hatte nichts Tigerartiges an sich, wie z. B. Carrier in Nantes, Maignet in Orange, Lebon in Arras u. s. w. Trotzdem versucht Mège nicht Couthon's Andenken wieder zu Ehren zu bringen; der Makel, den das Gesetz vom 22 Prairial auf Couthon haften läßt, ist nicht zu tilgen; der Mann, der im Convent vorschlug, das revolutionäre Gericht solle gegen die sogenannten Volksfeinde keine andere Strafe verhängen als den Tod und keine Zeugen, keine Advokaten, keine Präliminaruntersuchung zulassen, wird vor der Geschichte keine Gnade finden; ihm haftet ein ewiges Brandmaal an. Mège's Buch gewährt vielfältig auch Belehrung über den Zustand der Geister in Frankreich zur Zeit der Revolution; es zeigt uns, daß die Begeisterung der Freiwilligen im Jahre 1793 nicht so häufig war, wie man glaubt; die Marseillaise übte nicht auf alle Gemüther den unwiderstehlichen Zauber, von dem man gewöhnlich spricht: nur Wenige in der Auvergne erglühten in schwärmerischem Eifer und Bewunderung für die Republik. Wie immer, waren die Bauern für das allgemeine Interesse gleichgültig, sie erhielten von Paris das Losungswort und mit derselben Kälte und Stumpfsinnigkeit werden sie nach dem 10. August Republikaner, nach dem 31. Mai Montagnards, nach dem 9. Thermidor Thermidoriens. Allein, will man sie zu Soldaten machen, so ist es aus mit ihrer Gelassenheit, da speien sie Feuer und Flamme: sie wollen nicht marschiren, nicht den Boden, den sie bebauen, verlassen; was kümmert sie der äußere Feind, der an der Grenze ist, weit von der Auvergne; man muß ihnen drohen, um ihnen einige Tropfen kriegerischen Muths einzugießen.

An der Geschichte der französischen Revolution wird, wie man sieht, in Frankreich rüstig gearbeitet. Auch auf die Genesis der Revolution wird besondere Aufmerksamkeit verwendet, und zu derselben Zeit, wie Taine's Werk über die „Origines de la France contemporaine"*), erscheint das Buch von Felix Rocquain „L'esprit révolutionnaire avant la révolution"**). Zwar verfügt nicht Rocquain über ein so glänzendes Talent wie Taine, er hat nicht dieselbe Macht und blendende Färbung der Sprache, er ist nicht so anregend, wie er, nicht so reich an Geistesblitzen, tiefen Gedanken, grellen Antithesen. Aber seine einfache Erzählung, seine anschauliche Darstellungsweise gewährt ein vortreffliches Bild von dem Fortschreiten der öffentlichen Meinung, die von 1715 bis 1789 die Abstellung aller Mißbräuche und die Ausgleichung alles Unrechts immer gebieterischer verlangt, sich gegen den Druck der Regierung immer unbändiger sträubt und so die bevorstehende, von den besten Geistern prophezeite Revolution einleitet. Während der Regentschaft war die Liebe zum Königthum in den Herzen noch lebendig; noch im Jahre 1719 sagte das Parlament: der König sei der einzige Herrscher in Frankreich und alles, was er wolle, sei Gesetz. Auch war die Opposition noch rein religiös, durchaus nicht politisch, und alle damaligen Streitigkeiten (von 1720 bis 1749) entstehen aus der Bulle Unigenitus, und zwar zwischen den Jesuiten und den Jansenisten. Aber diese Händel, die uns heutzutage so leer und nichtig erscheinen, und welche die Skeptiker und Spötter der Zeit unbarmherzig verlachten, waren bedeutungsvoll und erfolgreich. Es handelte sich in Wahrheit um den Kampf zwischen Papstthum und weltlicher Macht, zwischen der Kirche und der Aufklärung. Die Regierung beschirmte die Ultramontanen; für die Jansenisten erklärte sich das immer gallikanische Parlament. Der König verbannte das Parlament und hielt „Lits de justice"; aber Frankreich ergriff die Partei des Parlaments und ein Schriftsteller sagte: das Parlament sei nach der Verfassung des Reiches der Senat des französischen Volkes: in der Zeit zwischen 1749 und 1754 ungefähr wurde das Zerwürfniß zwischen der Monarchie und der Nation vollkommen. „Der König herrscht über unsere Güter und Personen, sagten die Magistrate, er herrscht nicht über das Gewissen", und die Jansenisten führten Pascal's berühmtes Wort an, man schenke gern Glauben den Leuten, die sich tödten lassen. Überdies war das ganze Gehaben des Klerus geeignet, den Unwillen des Publikums zu nähren: seine Unduldsamkeit, seine Lüderlichkeit und seine verderbliche Einmischung in die Staatsangelegenheiten. 1734 erklärten Erzbischöfe und Bischöfe, der Katholicismus, die einzige Religion, welche im Besitz der göttlichen Wahrheit sei, müsse die Toleranz verabscheuen. Cardinal Dubois war ein Bube; Cardinal von Tencin wurde von d'Argenson als ein Blutschänder und Bösewicht bezeichnet, den Alle verachteten und verhöhnten; der Erzbischof von Paris gab zum großen Ärgerniß der Andächtigen einen Erlaß, worin er, bezüglich der Wunder des Diakonus Paris, die Berichte der Ärzte über gewisse Punkte der weiblichen Physiologie in aller Nacktheit einschaltete; der Bischof von Laon sei, so sagte man, schon als Mousquetaire ein lüderliches Subject gewesen; der Bischof von Soissons verfaßte ein Leben von Marie Alacoque (la mère aux oeufs), welches in Frankreich ein lautes Gelächter erregte; Fleury endlich hatte sich vor ganz Europa blamirt und galt für untüchtig und fanatisch. Daher die These des Abbé de Prades, der in der Sorbonne behauptete, die Wunder Jesu's bewiesen die Wahrheit der Religion ebenso wenig wie die dem Äsculap zugeschriebenen Heilungen. Daher die Erbitterung Aller, ja der Frauen selbst, die gegen die Jesuiten gewaltig eiferten; das Parlament befahl einen Erlaß des Bischofs von Laon von dem ersten besten Schuhputzer, dem man auf der unteren Treppe des Palais begegnen würde, verbrennen zu lassen. Schon hatten sich die Mißvergnügten auf die Namen der Königsmörder, Jacques Clément und Ravaillac, berufen; schon hatte man von der Revolution, von dem nationalen Willen, von den Rechten des Volkes in Schmähschriften, ja im Parlament gesprochen: unsterbliche Worte, die später einen so furchtbaren Wiederhall finden sollten. So war den Philosophen der Weg gebahnt; sie haben nicht, wie Rocquain sagt, durch ihre Schriften und Reden den revolutionären Geist hervorgerufen; sie haben ihm die Bahn gewiesen; erst nachdem sich die öffentliche Meinung laut und unverhüllt ausgesprochen, begann der Angriff: das Haus wankte schon, ehe man anfing es niederzureißen. Um die Mitte des Jahrhunderts traten die Philosophen hervor, mit allen Waffen schneidenden Witzes und schonungsloser Kritik ausgerüstet, und machten den Feinden der Gewissensfreiheit den Garaus. Besonders von 1762—1770 werden die Außenwerke der Religion und des Königthums erobert und niedergerissen. Damals schleudert Voltaire seine Pamphlete, „tausend aus der Hölle entsprungene Teufel", in die Welt hinaus und empfindet, wie Rocquain schreibt, die heilige Wonne des Mannes, der den Andern ein neues Dogma verkündet: „J'ai fait plus dans mon temps que Luther et Calvin" und Jeder kennt die oft citirten Worte „Was für ein Krawall wird es sein! Ach, die jungen Leute sind glücklich, denn sie werden was Schönes mit ansehen." Damals werden die Jesuiten vertrieben und setzen ihre letzte Hoffnung auf die Maitresse des Königs,

*) Das Magazin wird den jetzt erschienenen zweiten Band dieses ausgezeichneten Werkes zum Gegenstand einer besonderen Besprechung machen.

**) L'esprit révolutionnaire avant la révolution par Félix Rocquain. Paris, Plon.

auf die ehrlose Dubarry, „die neue Esther, die das Volk Gottes retten soll." Damals spricht Alles in den Kaffeehäusern und auf den Spaziergängen von der Regierung so wegwerfend und schimpflich, daß die Polizeispione sich damit begnügen, zu horchen, und Niemanden verhaften, denn sie müßten Alle verhaften: jeder politisirt, jeder spricht von der Umgestaltung des Staates; d'Argenson selbst sieht „Volkstribune, Comitien, Gemeinderäthe" voraus und sagt, „Könige und Minister werden ihre maßlose Gewalt einbüßen". Bereits giebt es auch Straßen-Tumulte. 1750, als die Polizei-Officianten die Töchter der Pariser Handwerker wegschleppen wollten, um die Colonien mit Weibern zu versehen, brach eine Art Empörung aus; mehrere Schaarwächter wurden getödtet; die Menge zog nach dem Hotel des Ober-Polizeidirectors; sie wollte ihn ermorden, „ihm das Herz essen"; der Unglückliche, „wie ein Ertrunkener" blaß, entging der Todesgefahr mit genauer Noth und mußte den wüthenden Aufwieglern einen Häscher preisgeben, der sofort in die Gosse geworfen und erschlagen wurde. Einige wollten sogar das Schloß Versailles in Brand stecken, und die Truppen wurden, um den erschreckten Hof zu beschützen, an der Brücke zu Sèvres und der Straße von Meudon aufgestellt. Auch 1754, 1757, 1771 schien eine wahre Revolution zum Ausbruch zu kommen; die Versuche scheiterten jedoch, denn noch war es der Regierung möglich, sich mit der öffentlichen Meinung abzufinden, und die Opposition war nicht mächtig genug oder vielmehr ihrer Macht nicht bewußt und dachte nicht daran, alle ihre zerstreuten Kräfte zu sammeln und gegen die Monarchie zu richten. Das Parlament selbst wußte nicht, trotz seiner Ansprüche, die es nicht verhehlte, die ruhmvolle Rolle einer National-Versammlung zu spielen; es wagte oft dem Königthum Widerstand zu leisten; es bewies einen löblichen Mut, ja manchmal auch einen gewissen Heldenmut und erwarb sich eine Zeit lang die Gunst des Volkes. Allein es hielt an seinen Vorrechten fest, ebenso fest wie die übrigen Privilegirten, und weigerte sich, dem edlen Turgot, dem unternehmenden Necker seinen Schutz angedeihen zu lassen, ja es machte gegen die beiden Minister, die auf Reformen drangen, mit dem Klerus und dem Hof gemeinschaftliche Sache. Es war keine öffentliche Gewalt, und da die Sitze im Parlament verkäuflich waren, hatten die Mitglieder desselben kein Recht, sich Volksrepräsentanten zu nennen. Daher war die Revolution unvermeidlich; Ludwig XVI., bei den besten Absichten, und welchen Weg er auch einschlagen mochte, konnte sie nicht hemmen: „Frankreich war revolutionär nicht blos den Gedanken, sondern auch dem Geist und Gemüt nach." Rocquain hat alle Memoiren der Zeit, die von d'Argenson, Marais, Barbier, Buvat, nebst den ungedruckten Denkwürdigkeiten von Regnault und dem Journal von Hardy nachgeschlagen. Der Anhang ist ein lehrreiches Verzeichniß der Bücher, welche der Staatsrath, das Pariser Parlament, das Chatelet und das Grand-Conseil von 1715—1789 verurtheilt haben. Rocquain's Buch ist schön und nützlich.

A. Chuquet.

Italien.

Campori: Graf Montecuccoli und seine Zeit.*)

Montecuccoli? wer war doch Montecuccoli? fragt vielleicht der eine und andere Leser und sucht im Buche seines Gedächtnisses, wann und in welchem Zusammenhange er diesen Namen schon gehört habe. Da erinnert er sich denn, diesem Namen in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges und der darauffolgenden Jahre begegnet zu sein. Also, denkt er, wird die Weltgeschichte näheren Aufschluß über den Mann geben. In der That fehlt sein Name weder im großen noch im mittleren Weber, weder im Schlosser noch im Wernicke, weder im Becker noch im Menzel, noch in anderen Lehr- und Handbüchern der allgemeinen Geschichte. Der Leser erfährt daraus etwa, daß Raimund Graf von Montecuccoli (der Name wird übrigens meist incorrect Montecucoli oder gar Montecuculi, geschrieben), deutscher Reichsfürst, kaiserlicher General, Herzog von Melfi u. s. w. ein Italiener war und aus dem Modenesischen stammte; daß er 1637 mit 2000 Reitern 10,000 Schweden bei Namslau überfiel und die Stadt entsetzte; daß er hierauf vom schwedischen General Banér geschlagen, gefangen genommen wurde und zwei Jahre Kriegsgefangener blieb; daß er 1646 wieder ein Commando in Schlesien übernahm und in Verbindung mit Johann von Werth die Schweden nach Böhmen trieb; daß er 1657 den König Johann Casimir von Polen gegen Rakoczy und die Schweden unterstützte, die Siebenbürgen schlug, Krakau wieder einnahm und fast alle polnischen Städte von den Schweden zurückeroberte; daß er Kopenhagen entsetzte und die Schweden aus Jütland und Fünen vertrieb; daß er 1661 vom Kaiser in Ungarn gegen die Türken verwendet, durch kluges Zaudern alle Bewegungen des Großveziers vereitelte und ihn am 10. August 1664 bei St. Gotthard besiegte; daß er im holländischen Kriege die kaiserlichen Truppen befehligte, die Stadt Bonn einnahm und sich mit dem Prinzen von Oranien vereinigte; daß er 1674, als der Kurfürst von Brandenburg den Oberbefehl über die verbündete Armee erhielt, das Commando niederlegte, aber schon im darauffolgenden Jahre wieder zu demselben berufen wurde, um Turenne die Spitze zu bieten; daß er nach Turenne's Tode den Franzosen, die sich in's Elsaß zurückgezogen hatten, nachsetzte, Hagenau und Zabern belagerte; daß er von Condé gezwungen wurde, die Belagerung von Hagenau aufzuheben; daß er, nachdem er das Elsaß verlassen, Philippsburg belagerte, mit diesem Feldzug seine Laufbahn beschloß und 1680 in Linz starb, — das ungefähr wird es sein, was der Belehrung suchende Leser aus den gangbaren Darstellungen der allgemeinen Weltgeschichte über Montecuccoli erfahren wird. Von den schriftstellerischen Arbeiten Montecuccoli's wird er schwerlich etwas hören, höchstens von seinen Memoiren, welche zuerst durch Heinrich von Huyssen (Köln 1704) und seitdem öfters herausgegeben worden sind.

Das Interesse ist nun aber erweckt, der Leser setzt als selbstverständlich voraus, daß das Leben des merkwürdigen und bedeutenden Mannes vielfach erzählt worden sei, und fragt nun, welche etwa die beste Biographie Montecuccoli's sein möchte. Die beste? Frage doch zuerst, ob überhaupt eine existirt! Ich kannte nur die, nicht eben bedeutende, welche im Jahre 1818 im neunten Hefte der Oesterreichischen militärischen Zeitschrift erschienen ist; bei näherem Nachsehen fand ich, daß 1668 ein lateinisches Buch von Spenholtz: „Aureum vellus, seu catena virtutum Raimundi comitis Montecuculi" und 1792 ein „Leben

---

*) Raimondo Montecuccoli, la sua famiglia e i suoi tempi. Del marchese Commendatore Cesare Campori. Firenze: 1877. G. Barbèra. Einer gütigen Mittheilung des Herrn Verfassers entnehme ich, daß Herr Oberst von Herbst in Darmstadt mit einer deutschen Übersetzung dieses sehr bedeutenden Werkes eben beschäftigt ist. Hoffentlich wird die Veröffentlichung desselben nicht lange auf sich warten lassen.

Montecuculi's", beide in Wien erschienen sein sollen. Daß andere specielle Arbeiten über das Leben des Grafen in der deutschen Literatur existiren, ist mir wenigstens nicht bekannt.

Indeß wird man, da Montecuccoli seiner Geburt und Nationalität nach Italien angehört, erwarten, in der italienischen Literatur eine Auswahl von Biographien zu finden. Auch dort wüßte ich jedoch keine irgend wie nennenswerthe Arbeit dieser Art namhaft zu machen. Und daß mein Nichtwissen mit Unwissenheit nicht identisch ist, ersehe ich aus Filippo Luigi Polidori's Äußerung im Anhang zum fünften Bande des Archivio Storico italiano, wo geklagt wird, daß „das Leben eines so bedeutenden Mannes, welchem die Kriegswissenschaft einen guten Theil ihrer Fortschritte verdankt, noch von keiner italienischen Feder würdig und ausführlich erzählt worden" sei. „Noch jetzt", fährt Polidori fort, „165 Jahre nach dem Tode des großen Modenesers, müssen wir uns mit der kurzen Lobrede begnügen, welche Paradisi aus Reggio in dem Jahre 1775 veröffentlicht hat."

Seltsam! Das Feld der Biographie wird doch sonst, zumal in Deutschland, sehr emsig bebaut; so emsig, daß man gar oft den Eindruck bekommt, als habe es dem Autor ordentliche Mühe gekostet, einen Helden ausfindig zu machen, dessen Leben er etwa schildern könnte. Daher die Erscheinung, daß nicht allein Persönlichkeiten ersten und zweiten, sondern auch solche dritten, vierten und fünften Ranges einen oder gar mehrere Biographen zu finden pflegen. Woran mag es nun liegen, daß in unserer schreib- und druckseligen Zeit, die bald mehr Schriftsteller als Leser aufzuweisen hat, noch Niemand auf den Gedanken gekommen ist, uns mit einer recht ausführlichen Biographie des Siegers von St. Gotthard zu beschenken? Der Grund mag wohl vorzüglich im Stoffe selbst liegen. Montecuccoli ist im Ganzen noch viel zu wenig bekannt, daher auch viel zu wenig gewürdigt. Vor drei Jahren hat ein Dr. Trentler ein Universal-Register zur zweiten Auflage von Schlosser's Weltgeschichte bearbeitet und herausgegeben. Die Kriegsthaten Montecuccoli's stehen selbstverständlich im „alten Schlosser" zu lesen. Seite 223 des Registerbandes lesen wir aber: „Montecuculi (sic!), 1) kaiserlicher General (1628). — 2) Herzog von Melfi († 1679)." Der Herr Doctor glaubt also, trotzdem daß er Schlosser's Weltgeschichte gelesen, der kaiserliche General Montecuccoli und der Montecuccoli, Herzog von Melfi, seien zwei verschiedene Personen, denn eine Bekanntschaft mit dem Verwandtschaftsverhältniß zwischen Ernst und Raimund Montecuccoli leuchtet hier eben nicht durch. Ferner giebt der Herr Doctor 1679 als Raimund's Todesjahr an; er ist aber am 16. October 1680 gestorben, wie aus Palazzolo's Brief vom 21. gleichen Monats unzweifelhaft hervorgeht. So ungefähr steht es im Allgemeinen mit der Kenntniß dieses Mannes.

Wäre demnach eine so umfassende und nur halb so gründliche Biographie Montecuccoli's in Deutschland erschienen, so würden wir oft genug in Besprechungen und Anzeigen zu lesen bekommen, das Buch sei in erfreulicher Weise geeignet, eine empfindliche Lücke in der historischen Literatur auszufüllen. Wir würden es ohne Zweifel im Buche selbst, „mit ein Bischen andern Worten" zu lesen bekommen. In Italien hat sich aber die beliebte Phrase so wenig einbürgern können, daß es noch nicht einmal festgestellt ist, wie man sie sprachlich ausdrücken soll. Daher hat man sie weder auf das Buch des Marchese Campori angewendet, noch hat er selbst etwas Ähnliches im Vorworte gesagt. Das Werk soll für sich selbst reden, mag er gedacht haben. Und es redet auch wirklich so sehr für sich, daß es durchaus keiner weiteren Empfehlung bedarf. Nur daß es in Deutschland noch unbekannt ist, trotzdem daß es vor bereits anderthalb Jahren erschienen ist, konnte mich bestimmen, mit einigen Worten darauf aufmerksam zu machen. Daß es noch unbekannt ist, darf doch wohl aus dem Umstande geschlossen werden, daß die gesammte Presse Deutschlands noch keine Notiz davon genommen hat. Alfred von Reumont war meines Wissens der einzige, der diesem Werke in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" einige Worte gewidmet hat.

Eine so gründliche und umfassende Biographie setzt gründliche Studien voraus. In der That hat der Verfasser so ziemlich Alles zu Rathe gezogen, was bis dahin über seinen Helden veröffentlicht worden. Auch deutsche Arbeiten sind nicht unberücksichtigt geblieben. Aus dem Umstande, daß einige Titel entstellt sind (z. B. Seite 29: „Archiv für Kund östreichische Geschichte-Quellen"), darf man nicht schließen, daß des Verfassers Kenntniß der deutschen Sprache nur eine mangelhafte sei. Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, schon in den Fall gekommen ist, italienische Drucker zu beschäftigen, weiß, daß es bei aller Sorgfalt nahezu unmöglich ist, Correctheit bei deutschen Büchertiteln und Worten zu erzielen. Hingegen muß constatirt werden, daß der Verfasser die einschlägige deutsche Literatur ebenso gewissenhaft benützt hat wie diejenige seines Vaterlandes. Um so mehr ist es mir aufgefallen in seinem Buche keine Spur einer Bekanntschaft mit Leopold von Ranke's Werken zu finden. Wenigstens dessen „Geschichte Wallensteins" hätte zu Rathe gezogen werden sollen.*)

Freilich waren die gedruckten Materialien noch lange nicht hinreichend, eine vollständige Biographie Montecuccoli's aus denselben zu schöpfen. Die Hauptquelle, aus welcher unser Verfasser geschöpft hat, sind ungedruckte Documente gewesen. An solchen sind die Archive des Hauses Este in Modena, welche dem Marchese Campori mit aller Muße zu erforschen gestattet wurde, ungemein reich, indem es den Herzögen von Modena im siebzehnten Jahrhundert sehr viel daran lag, „über Alles, was sich auf ihren berühmten Unterthanen bezog", genau unterrichtet zu werden. Ihre Gesandten in Wien berichteten ihnen daher regelmäßig über Montecuccoli's Thun und Lassen, und gerade ihre Depeschen sind es, welche dem Verfasser als Hauptquelle gedient haben. Außerdem benützte er eine lange Reihe von Documenten und Briefen, die sich in der Privatbibliothek des Grafen Ferrari-Moreni in Modena, in der Biblioteca Nazionale und im Archivio Mediceo zu Florenz befinden, an letzterem Orte nicht weniger als 218 Briefe. Ferner erwähnt der Verfasser der Beihülfe, welche er dem seither verstorbenen Marchese Gino Capponi verdankt. Nur die Archive der Familie Montecuccoli bedauert er nicht eingesehen zu haben. Was für Umstände ihn daran gehindert haben, wird uns nicht gesagt; es scheint aber zweifelhaft, ob sie eine erkleckliche Ausbeute gewährt haben würden. Immerhin wäre hier für einen künftigen Biographen ein weiteres, noch unbekanntes Material durchzuarbeiten.

Es geht bereits aus diesen Andeutungen hervor, daß es ein wissenschaftlich hervorragendes Werk ist, das uns hier vorliegt. Der Verfasser hat eine Menge von Irrthümern, die allgemein in Umlauf waren, mit Hülfe der von ihm benützten handschriftlichen Quellen berichtigen können. So nahm man, um nur ein Beispiel zu erwähnen, allgemein an, Montecuccoli sei im Jahre 1608 geboren worden. Aus den eigenen Aufzeichnungen seiner

*) Aus S. 92 f. geht hervor, daß Campori dieses Werk nur aus zweiter Hand kennt.

Mutter, der Gräfin Anna, in einem Documente im Besitz des obenerwähnten Grafen Ferrari, ist unwiderleglich nachgewiesen, daß er am 21. Februar 1609 auf dem Schloß Montecuccoli im Modenesischen das Licht der Welt erblickte. Der Irrthum der früheren Biographen scheint daher entstanden zu sein, daß sie Raimund mit seiner Schwester Havaniglia verwechselten, welche am 4. April 1608 geboren wurde, aber schon nach 11 Monaten starb. (Eine zweite Schwester Havaniglia war geboren 1612.)

Campori's Buch zerfällt in zwei Theile: der erste reicht bis zum westfälischen Frieden, der zweite bis zu Montecuccoli's Tode. Im Anhang werden siebzehn Documente mitgetheilt, meistentheils bis dahin ungedruckt, zum Theil von hoher Wichtigkeit nicht allein für die Lebensgeschichte des Reichsfürsten, sondern für die Geschichte überhaupt.

Jeder der zwei Haupttheile zerfällt in sechs Kapitel. Das erste ist betitelt: Primi anni di Raimondo. Von ihm selbst erfahren wir indeß in diesem Kapitel sehr wenig; es handelt meist von den Vorfahren, den Eltern und Geschwistern Raimunds, sowie von den damaligen Ereignissen auf der Weltbühne. Das zweite Kapitel handelt von Raimund's ersten Waffenthaten, vom Jahre 1625 bis zur Schlacht von Nördlingen; das dritte von den Kriegen in Deutschland und von Montecuccoli's Gefangenschaft, das vierte von dem Krieg von Nonantola (1642—43), das fünfte und sechste von den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges. Hin und wieder kann man sich kaum des Eindruckes erwehren, daß der Verfasser etwas zu weit aushole und von seinem eigentlichen Gegenstande abschweife. Zwar wollen wir ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er den Nonantolakrieg, den einzigen in Italien, an welchem Montecuccoli theilgenommen hat, mit so großer Ausführlichkeit (S. 140—200) erzählt, denn er hat hier, da er fast ausschließlich aus ungedruckten Documenten schöpfte, viel Neues an's Licht gefördert. Auch die ausführliche Familiengeschichte ist ganz am Platz und schon durch den Titel gerechtfertigt. Hingegen dürfte in der Erzählung der Weltereignisse, namentlich des dreißigjährigen Krieges, des Guten doch etwas zu viel geschehen sein. In einem biographischen Werke wäre es wohl genügend gewesen, Bekanntes nur kurz anzudeuten, zumal wer sich für Montecuccoli interessirt, die Geschichte des dreißigjährigen Krieges bereits kennen wird. Freilich muß man auch nicht vergessen, daß der Verfasser italienisch und zunächst für Italiener geschrieben hat. In Italien ist die Geschichte des dreißigjährigen Krieges im Allgemeinen noch wenig bekannt, weshalb der Verfasser allerdings ausführlich sein mußte, wenn er nicht unverstanden bleiben wollte.

Die sechs Kapitel des zweiten Haupttheiles handeln, das erste von Montecuccoli's Verhältniß zu Christina von Schweden, das zweite vom Krieg in Polen und Pommern, das dritte vom Türkenkrieg, das vierte vom ersten Feldzug gegen Turenne, das fünfte vom Krieg von 1675, das sechste von Montecuccoli's letzten Lebensjahren und von seinem Tode. In diesem Theile ist mehr Maß gehalten worden, als in dem ersten. Obwohl auch hier die Ereignisse mit ziemlicher Ausführlichkeit erzählt werden, so verlieren wir doch nicht den Haupthelden aus den Augen, wie es zuweilen im ersten Theile geschah. An neuen Resultaten ist auch dieser zweite Theil sehr reich; nur möchte ich freilich nicht sagen, daß diese neuen Resultate auch alle richtig sind. Über gar manchen Punkt ließe sich mit dem gelehrten Herrn Verfasser streiten; weniger über die historischen Data, die durchgängig richtig sind, als über die Beurtheilung von Personen und Thatsachen. Es ist aber nicht dieses Ortes auf Einzelnes einzugehen; das muß den historischen Fachzeitschriften überlassen bleiben. Wenn das Werk bei uns bekannter wird, dürfte es ihm weder an Lob noch auch an scharfer Kritik fehlen. Das Ergebniß möchte zuletzt sein, daß, wenn Montecuccoli, namentlich von deutschen Schriftstellern, vielfach unterschätzt wurde, er in diesem Werke umgekehrt etwas überschätzt worden ist.

Soll ich Campori's Geschichtsschreibung durch einen Vergleich charakterisiren, so möchte ich ihn mit Gregorovius zusammenstellen. Am Auffallendsten ist die Ähnlichkeit darin, daß auch Campori der Vermuthung, der Hypothese viel zu viel einräumt. Das Schweigen der Quellen wird durch die Vermuthung ergänzt. Viel zu oft wird ausgeführt, wie es etwa gewesen sein könnte. Fast auf jeder Seite treffen wir auf Sätze, die mit stimo che fosse, secondo credo u. dgl. eingeleitet werden. Das ist nicht exacte Geschichtsschreibung.

Im Übrigen hat das Buch (welches, nebenbei gesagt, sehr splendid ausgestattet ist) große Vorzüge. Dahin sind zuvörderst die reichhaltigen Mittheilungen aus bisher unbekannten oder wenigstens unbenützten Quellen zu rechnen, ferner die Eleganz und der Ernst, fast möchte ich sagen die Gravität der Diction und die wahrhaft classische Sprache. Für die Kenntniß Montecuccoli's wird dieses Werk fortan jedenfalls die Hauptquelle bilden. Allein es ist noch etwas mehr als eine bloße Biographie, es ist ein wichtiger Beitrag zur deutschen Geschichte. Campori ist meines Wissens der erste unter den lebenden italienischen Gelehrten, der einen hochwichtigen Abschnitt deutscher Geschichte durchaus selbständig bearbeitet hat. Insofern und weil Montecuccoli doch mehr der deutschen als der italienischen Geschichte angehört, dürfte das Werk in Deutschland mindestens so viel Beachtung verdienen und finden als in Italien.

Den neueren historischen Arbeiten von Gino Capponi, Nicomede Bianchi, Pasquale Villari u. A. tritt diejenige Campori's würdig zur Seite und gehört jedenfalls mit zu dem Bedeutendsten, was die jüngste historische Literatur Italiens hervorgebracht hat. Möchte uns der gelehrte Verfasser bald mit seiner in Aussicht gestellten Storia del Frignano e dei Montecuccoli beschenken und möchte seine im Ganzen gewissenhafte und vortreffliche Arbeit die Anerkennung finden, welche sie im vollen Maße verdient!

Dr. Scartazzini.

Kleine Rundschau.

— **Ein deutscher Politiker als Orientreisender.***) Wer sich die schriftstellerische Individualität des Mannes, der uns seit einem guten Jahrzehnt mit so zahlreichen und mannigfaltigen Gaben erfreut hat, näher ansieht, gewahrt einen Bildungsgang, der in Deutschland nicht häufig vorkommt. Abgesehen von früheren Fach-Arbeiten, hat sich Braun verhältnißmäßig spät — erst um die Mitte seiner vierziger Jahre — der Literatur zugewandt. Ausgestattet mit den Erfahrungen eines bewegten politischen und geschäftlichen Lebens, war er nie in Gefahr, sich in Abstractionen zu verirren oder Phrasen für Wirklichkeiten zu nehmen. Was er gab, war unmittelbare Auffassung, concretes Erlebniß. Aber die Leute sind oft am wenigsten dankbar für das, was ihnen am meisten fehlt, weil ihnen eben auch die Empfäng-

*) Karl Braun-Wiesbaden: Eine türkische Reise. 3 Bände. Stuttgart, 1876 und 1877, Auerbach. Reise-Eindrücke aus dem Südosten. 3 Bände. Stuttgart, 1878. Auerbach.

lichkeit dafür abgeht, und wo der Deutsche sich nicht langweilt, glaubt er nichts zu lernen; das kommt von dem ihm anerzogenen Professorencultus. — Karl Braun mit seinem frischen natürlichen Menschenverstand, seiner kurzweiligen und bescheidenen Art, Erlebtes zu erzählen und Erforschtes daran zu knüpfen, imponirt nicht, aber er unterhält und unterrichtet zugleich. Und er hat sein Genre gewaltig zur Geltung gebracht, wie seine Verleger versichern.

Seit jenen Studien über die „Kleinstaaterei", welche in keiner Bibliothek fehlen sollten, hat Braun den Kreis seiner Beobachtungen weit über die Gränze des deutschen Vaterlandes ausgedehnt und ist, nachdem er uns das politische, sociale, wirthschaftliche und daneben auch das weinbauende Transleithanien aufgeschlossen, weiter nach Südosten vorgedrungen, besonders in jene Gegenden, wo „die orientalische Frage" wächst und die blutigen Wirren zeitigt. Die uns heute vorliegenden letzten beiden Werke sind die Frucht mehrerer Reisen. Sie sind nicht in tendenziöser Absicht geschrieben und sind eher geeignet, Illusionen zu zerstören, als Dogmen aufzubauen. Sie fallen in die letzten Jahre vor dem jüngsten russisch-türkischen Kriege und erörtern bereits bewußtermaßen die Elemente, welche in demselben maßgebend sein mußten. Am Schluß dieser sechs zusammengehörigen Bände steht z. B. eine Charakteristik der bulgarischen Nation, welche fast als eine offene Kritik des Friedens von San Stefano erscheint.

Wie immer bei Braun, ist das in diesen Bänden zusammengehäufte Material äußerst mannigfaltig. Mit historischen und ethnographischen Exkursen wechseln heitere Reise-Abenteuer und der unmittelbaren Gegenwart abgelauschte Skizzen ab. Braun verarbeitet seine Eindrücke, aber er giebt die Resultate nicht in dem Ton der Unfehlbarkeit. So steht er, besonders in den ersten Bänden, unter dem Einfluß der ästhetisch und selbst moralisch mehr befriedigenden Erscheinung der — damals noch — herrschenden Rasse, deren grundtiefe Schäden allerdings weniger auffällig und abstoßend wirken, als die theilweise mit Fäulniß gepaarte Unreife jener slavischen und gemischten Völkerstämme, deren niedriges Bildungsniveau durch ihr hoch entwickeltes Verfassungsspielen fortwährend auf die bedenklichste Probe gestellt wird. Aber wenn unser Verfasser von diesen keine großen Dinge erwartet, so glaubt er auch nicht an die von der hohen Pforte in periodischer Wiederkehr verheißenen Reformen; er erkennt deren innere Unmöglichkeit, und wenn er dagegen praktische Vorschläge macht (internationale Gerichte, wie in Aegypten, statt der Kapitulationen, — der Versuch war damals in Aegypten noch nagelneu, — Abschaffung der Zehnten-Einführung, des Grundsteuer-Katasters, Colonisation unter internationalem Rechtsschutz), so spricht er doch auch von deren Ausführbarkeit sehr gemäßigt, und ich glaube nicht, daß er sich heute noch darauf steifen würde.

Seine Schilderungen der politischen und wirthschaftlichen Zustände von Serbien und Rumänien sind äußerst werthvoll. Das Volk in Serbien kommt nicht schlecht dabei weg, wenn er auch, in Recapitulation der serbischen „Befreiungsgeschichte", die von Ranke bei uns über den alten „Helden" Milosch in Schwang gesetzte Legende gründlich widerlegt. In den neueren Bänden sind Montenegro und die Jonischen Inseln liebevoll geschildert; — wie immer wird an die Darstellung der Gegenwart die historische Begründung geknüpft und in dieser das episodische Element besonders gepflegt.

Hervorzuheben sind noch die völkerrechtlichen Studien unseres Verfassers. Die Kritik der praktischen Anwendbarkeit der Genfer Convention (im letzten Bande der zweiten Sammlung) verdient alle Beachtung; sie schließt sich an das bekannte preisgekrönte Sammelwerk des Erlanger Professor Lueder an und steht in einer inneren Übereinstimmung mit der vorzüglichen Arbeit des kürzlich verstorbenen General J. von Hartmann: „Militärische Nothwendigkeit und Humanität." — In dem dritten Bande der „Türkischen Reise" unterzieht Braun die Mängel der Consulargerichtsbarkeit und einiges Andre, was damit zusammenhängt, einer sachkundigen Kritik, welche ich der Beachtung fachmäßiger Politiker empfehlen möchte. H. B. O.

— **Eine epische Dichtung von Vörösmarty.***) Als Separatabdruck aus dem siebenten Bande der Wiener „Dioskuren" liegt uns „Cserhalom", eine epische Dichtung des hervorragenden ungarischen Dichters Michael Vörösmarty, in vortrefflicher Übersetzung von Faust Pachler, vor. Das Gedicht, eines der populärsten Producte der ungarischen Literatur, behandelt eine Episode aus der bewegungsreichen Geschichte des Königs Salomon von Ungarn, eine Schlacht, die bei dem Dorfe Cserhalom in Siebenbürgen im Jahre 1070 zwischen Ungarn und Kumanen geschlagen worden ist. Die Schlacht hatte einen für die Ungarn sehr siegreichen, für ihre Gegner geradezu vernichtenden Ausgang. Das Ereigniß gewinnt jedoch erst durch die romantische Episode, welche sich an das kriegerische Gemälde anschließt, tieferes gemüthliches Interesse. Schon der ungarische Chronist Thuróczy erzählt nämlich, daß nach der Schlacht ein kumanischer Reiter mit einem ungarischen Mädchen entfliehen wollte, daß aber Ladislaus, der Lieblingsheld der älteren ungarischen Sage, der spätere große König, dem Räuber die schöne Beute abgejagt und das Mädchen in die Arme seiner zitternden Eltern und des geliebten Bräutigams zurückgeführt habe. Auch die deutsche Chronik Heinrich Muglens erzählt diese hübsche Episode, jedoch mit der gefälligen Abweichung, daß das Mädchen den Kumanen mit dessen eigenem Beile erschlägt, während derselbe mit dem Ungarherzog kämpft, so daß sie auf diese Weise die Retterin ihres Retters wird. Das Wappen Cserhaloms weist noch heute dies Ereigniß in seinem Schilde auf.

Diesen, in Ungarn überaus populären Stoff hat nun Vörösmarty im Jahre 1825 — ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling — in seinem kleinsten epischen Gedichte in klassischer Form und mit klassischem Geiste bearbeitet. Keines seiner epischen Gedichte ist so beliebt geworden, wie „Cserhalom", das in keiner Chrestomathie, in keinem Lesebuche fehlt. Und doch ist das Gedicht nicht ohne Mängel. Vor Allem fehlt demselben eine streng einheitliche Handlung. Der Dichter hebt an:

> Schweigend in düsterem Ernst umwallt der Geist dich der Vorzeit,
> Cserhalom! und er verlangt nicht eherne Säulen zum Denkmal;
> Du mit Hügel und Fels bist selber ein Denkmal des Sieges!
> Noch aus eigener Kraft gebar die starke Natur dich,
> Daß deine Krone doch nicht, wie der Sterblichen schwache Gebilde,
> Sink' in vergessenen Staub; nein daure, so lange noch Menschen
> Leben, und so den Ruhm der krieg'rischen Ahnen bezeuge.

Und nun folgt die Erzählung, wie Arbocz, der kumanische Held, die schöne Etelka (Adelhaid) geraubt und wie ihn Alle im Lager, selbst der Fürst des Volkes, um die kostbare Beute beneiden. Der Kumane ist glücklich im Besitze des herrlichen Mädchens.

---

*) Cserhalom. Episches Gedicht aus dem Ungarischen des Michael Vörösmarty. Im Versmaße der Urschrift übersetzt von Faust Pachler. Wien, 1878. (Der Name ist Tscherhalom auszusprechen; der Ton liegt, wie z. B. in dem Worte „Wiederhall", auf der ersten Silbe.)

obwohl dieses seine Liebesschwüre und seine Bitten um Gegenliebe zurückweist, da ihr Herz nicht mehr frei ist. — Indeß hat König Salomon sein Heer vereinigt und greift nun die um Cserhalom sorglos lagernden Kumanen an. Nun folgt eine Reihe vorzüglicher, mit Meisterhand gezeichneter Schlachtscenen, — deren Schluß eben, im Sinne der Sage, Arbocz' Flucht mit Etelka und die Rettung der letzteren durch Herzog Ladislaus bildet. Mit stimmungsvollen Worten schließt der Dichter die der Verherrlichung eines längst entschwundenen Glanzes geweihte Dichtung:

> Sie, die so viel Tod nicht erwecken gekonnt und der Kriegssturm
> Nicht überwand, sie sanken hinab in den Abgrund der Zeiten,
> Selbst ihre Asche könnten die Lüfte nimmermehr finden.
> Aber noch steht der Hügel, nach vielen Jahrhunderten herrschet
> Hier, bekränzt mit blutentsprossenem Grase, der Ruhm noch.
> Niemals vergesse der Ahnen, so oft ein Sohn unsrer Heimat
> Hinwallt und uns rufe er nach aus freierer Seele:
> Cserhalom, deine Höh' ist die stolze Höhe des Sieges!

So herrlich die einzelnen Schlachtscenen, so anmuthig die romantische Episode ist, welche sich an das Ereigniß anschließt, — es bleibt ein stets fühlbarer Mangel der Dichtung, daß diese beiden Elemente nicht genügend zu einem einheitlichen Ganzen verknüpft sind. Sie haben beide Werth und Geltung, bedingen aber einander nicht und können eines ohne das andere bestehen.

Das Gedicht ist im Original vor Allem durch die unübertroffene Schönheit und Vollendung der Sprache und die wahrhaft klassische Behandlung des Verses ausgezeichnet, welche letztere im Ungarischen dadurch allerdings wesentlich erleichtert wird, daß der ungarische Vers der Kunstpoesie, ebenso wie der griechische und lateinische, auf dem Gesetze der Quantität, und nicht, wie der deutsche, auf dem Rhythmus des Accentes beruht. Auch inhaltlich steht das Gedicht dem ungarischen Leser sehr nahe; ihn fesseln schon von vorneherein die volksthümliche Sage mit ihren vertrauten Gestalten und der warme patriotische Hauch des über den glänzenden Tagen der Vergangenheit wehmuthsvoll sinnenden edlen Dichters. Der deutsche Leser muß selbstverständlich auf den Genuß jener formellen Vorzüge des Originals verzichten, und auch diese ethische Bedeutung des Stoffes und seiner Bearbeitung findet in ihm einen nur schwachen, reflectirten Wiederhall. Nichtsdestoweniger werden die Vorzüge des an einzelnen Schönheiten reichen Gedichtes auch bei unseren Lesern willige Anerkennung finden, und dies um so mehr, als Pachler's Übersetzung in jeder Hinsicht vortrefflich genannt werden muß. Die Behandlung des Hexameters im Deutschen ist zwar stets mit Schwierigkeiten aller Art verbunden, und so finden sich auch im deutschen „Cserhalom" einzelne Verse, deren rhythmischer Charakter nicht klar genug ist. Im Ganzen sind jedoch Pachler's Hexameter wohlklingend und richtig gebaut, wie denn auch seine (in einer Anmerkung speciell ausgeführte) Theorie über den deutschen Hexameter eine durchaus richtige ist. Der Übersetzer, der es sich zur Pflicht gemacht hat, das Original möglichst getreu wiederzugeben, hat dies auch in jenem höheren Sinne zu leisten verstanden, nach welchem die Treue sich nicht blos auf die Worte, sondern auch auf den Geist der Dichtung, auf die Stimmung und das Colorit derselben zu erstrecken hat.

Wir empfehlen die interessante kleine Dichtung der Aufmerksamkeit unserer Leser und sehen den weiteren Arbeiten des zum Übertragen epischer Dichtungen vorzüglich berufenen Übersetzers mit lebhaftem Interesse entgegen.

— **Allgemeines Organ der Philologie.***) Den von uns in Nr. 26 des vorigen Jahrgangs angezeigten zwei ersten Monatlieferungen dieser Zeitschrift ungarischer Philologen sind im selben Jahre noch Lieferung 3—10 in fünf Heften nachgefolgt und der erste Band ist somit abgeschlossen.**) Die längeren und kürzeren Abhandlungen sind mit sehr wenig Ausnahmen magyarisch, also in derjenigen Sprache geschrieben welche, wie neulich bemerkt worden, dem übrigen Europa nicht zugänglich sein soll. Zugänglich ist nun das Magyarische zwar in guten Sprachlehren und Wörterbüchern ebensowohl wie andere Sprachen unseres Erdtheils, da man aber dessen Erlernung nicht von jedem Philologen verlangen kann: so würde Latein oder Deutsch dem rühmlichen Unternehmen des betreffenden Vereines wohl größere Verbreitungsfähigkeit nach Außen sichern.

Einen Theil des Inhalts vorliegender Lieferungen bilden Fortsetzung und Schluß gediegener, in den ersten Heften angefangener Artikel, namentlich über „George Smith" von Goldzieher, die „Werkstatt des Phidias" von Pasteiner, und Emil Török Ponori's „magyarischer Nominativ", welcher eine Fülle scharfsinnig benutzter Kenntniß des Sprachgebrauchs kundgiebt.

Unter der Überschrift „Plautus und Lessing" zieht Herr Szinnyei Parallelen zwischen Lessing's „Schatz" und dem „Trinummus" des Römers. — Herr A. Bászel sucht zu beweisen daß mehrere Stellen des so vielfach bekrittelten Textes der „Antigone" ärztlicher Hülfe wohl entbehren können. — Herr Hofer widmet, angeregt durch Gaston Paris's grammaire historique de la langue française, dieser Sprache Betrachtungen phonetischer Art. — Herr Eugen Abel bespricht die neuesten Forschungen über Hesiod. — Herr Budenz handelt von altmagyarischen Wörtern, welche an vorchristliche Zustände erinnern, und widerlegt mit tiefen linguistischen Gründen die Ansicht, daß eleve in der alten „Leichenrede" (Halotti beszéd) ein Name Gottes gewesen. — Herr Tamasko liefert eine metrische lateinische Übersetzung von Berzsenyi's, jenes Athleten an Körper und Geist, berühmter Straf-Ode „an die Magyaren." Nach Herrn Emil Török's angehängter Untersuchung muß der Text dieser Ode, so wie man ihn jetzt hat, aus dem Jahre 1810 sein.***) — Zu anderen lateinischen Übertragungen in gebundener Rede hat Theokrit's fünfzehntes Idyll und Schiller's „Lied an die Freude" sich hergeliehen. Der Dolmetsch des Letzteren — ein Herr Fuglistaller — beginnt seine Arbeit so: Gaudium divinum, claris Genitum coelitibus, vermeidet also glücklich den „Götterfunken" und die „Tochter aus Elysium", an welchen Mancher Ärgerniß genommen hat.

Nothwendiger Kürze uns befleißend, nennen wir nur noch: Eugen Abel über Fr. A. Wolf und die klassische Philologie, Heinrich über die neueste Tristan-Literatur; derselbe über die deutschen Bearbeitungen der Nibelungensage (bis in die neueste Zeit äußerst fleißig durchgeführt), u. s. w.

Berichtigung: Északi hazából (S. 296 des diesjährigen M. f. d. Lit. d. A.) heißt nicht „Aus der Heimat des Nords", sondern „Aus nordischer Heimat".

*) Egyetemes philologiai közlöny.

**) Auch von dem zweiten hat Heft 1—3 bereits die Presse verlassen.

***) Berzsenyi starb 1836, trotz seiner Riesenkraft nicht über sechzig Jahre alt.

Mancherlei.

Der erste Band von Professor Moses Coit Tyler's „History of American Literature“ (1607—1765), an welcher dieser tüchtige Gelehrte seit mehreren Jahren arbeitet, ist unter der Presse.

Philip Gilbert Hamerton giebt unter dem Titel „Modern Frenchmen“ eine Reihe biographischer Skizzen von verschiedenen mehr oder weniger bekannten französischen Staatsmännern und Schriftstellern.

„Our Indian Population“ von Lt. Col. E. S. Otis ist eine sorgsam geschriebene Abhandlung über die Anzahl der Indianer an den Gränzen der Vereinigten Staaten und angemessene Behandlung derselben in der Zukunft.

Trübner's Record enthält den Nekrolog von W. F. Mayers, englischem Gesandtschaftssecretär in Peking, der sich durch Arbeiten auf Chinesischem und Japanischem Gebiete ausgezeichnet hat. Er war 1838 in Tasmania geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Nach Europa zurückgekehrt, ward er Consularcaplan in Marseille, und dort ward der Sohn erzogen, der sich besonders durch Kenntniß mehrerer moderner Sprachen auszeichnete. Mit einundzwanzig Jahren ward er als Student interpreter in China, dann als Interpret für die Commission of Claims in Kowloon 1861, und endlich als activer Vice-Consul in Canton angestellt. Vom Mai 1870 bis März 1872 war er activer britischer Consul in Chefoo, und im November 1872 erhielt er die Stelle des Chinesischen Secretärs in Peking. Seine Arbeiten sind: 1. Illustrations of the Lamaist System in Thibet; 2. The Anglo-Chinese Calendar Manual, zur Fixirung chinesischer Daten; 3. The Chinese Reader's Manual; 4. Treaties between the Empire of China with Foreign Powers; 5. Manual of Chinese Official Titles; 6. im Verein mit den Herrn Dennys und King, The Treaty Ports of China and Japan; außerdem noch viele kleinere Arbeiten. Er starb am 24. März d. J. in Shanghai.

Publisher's Weekly erwähnt als neu erschienen: Studies in Spectrum Analysis v. J. Norman Lockyer (letzter Band von The International Scientific Series); Georgie's Wooer von Mrs. Leith-Adams; The School and the Family von John Kennedy (über die Ethik der Schulbeziehungen); History of the American Episcopate von Dr. Batterson; Memoirs of William Francis Bartlett von Gen. Francis W. Palfrey; Gemini; The Life and Writings of Tauler; Canoeing in Kanuckia, by the Commodore and the Cook von C. L. Norton und John Habberton, dem bekannten Humoristen; Maid Ellice von Th. Gift; Harper und Brothers beabsichtigen eine Library of American Novels zu unternehmen, deren erster Band Esther Pennefather sein soll, ein Roman von einer neuen originellen und bedeutenden Schriftstellerin, Alice Perry.

Der Katalog der Collectiv-Ausstellung des amerikanischen Buchhandels in Paris ist ein Octavband von neunzig Seiten, mit einleitenden Artikeln in englischer und in französischer Sprache, welche die Hauptdata in Bezug auf Organisation und Production des amerikanischen Buchhandels enthalten, nebst einer Übersicht über die betreffende Bibliographie, und einer Skizze des amerikanischen Bibliotheksystems. Den Hauptinhalt bilden kurze Artikel, von denen mehrere von großem historischen wie statistischen Werth sind, über die ausstellenden Häuser, nebst einem kurzen Verzeichniß der ausgestellten Bücher. — Die Sammlung enthält Werke wie Webster's und Worcester's Wörterbücher; die American Cyclopedia nebst Annual, Allibone's Dictionary of Authors, Lippincott's Gazetteer und Biographical Dictionary; Übersetzungen des Homer, Virgil, Dante, Goethe und Taine; den Furness Shakespeare; Picturesque America; Bryant's Geschichte; die International Scientific Series, welche amerikanischen Ursprungs ist; die Lehrbücher von Appleton, Harper, Ivison, Scribner, und anderen Häusern; Zeitschriften wie North American und International Review, Harper's Journale, Scribner's Monthly und St. Nicholas, Atlantic und andere; in schöner Literatur die Werke von Irving, Cooper, Bryant, Longfellow, Lowell, Whittier, Holmes, Emerson, Thoreau, Hawthorne, Motley. — Publisher's Weekly, dem wir diese Notizen entnehmen, fügt diesen Mittheilungen die Bemerkung hinzu, daß jedes Land, selbst wenn es mehr als hundert Jahre alt wäre, auf eine solche Sammlung stolz sein dürfte.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Mc. Crindle: Ancient India, as descr. by Megasthenes and Arrian. London, Trübner. 7 s. 6 d.

M'Kerlie: History of the lands and their Owners in Galloway. Illustr. Vol. 3 and 4. Edinburgh, Paterson. 15 s. each.

Marshall: Anatomy for artists. Ill. London, Smith, Elder & Co. 31 s. 6 d.

II. Französisch.

Douglas & Roman: Documents histor. pour servir à l'histoire du Dauphiné. Actes et correspond. du connétable de Lesdiguières. En 4 vols. T. I. Paris, Picard. 20 fr.

Gérard: Vivante et morte. Paris, Plon. 3 fr. 50.

Grimouard de Saint-Laurent: Manuel de l'Art chrétien. Etudes d'esthétique et d'iconographie. Ill. Paris, Oudin. 25 fr.

Hugo, Victor: Le discours pour le centenaire de Voltaire, la lettre à l'évèque d'Orléans. Paris, Calm. Lévy. 50 cts.

Pierling: Rome et Demetrius d'après les documents nouveaux. Paris, E. Leroux. 3 fr. 50.

Pont-Jest: La Batarde. Paris, Plon. 3 fr. 50.

Vrignault: Les embarras d'un légataire. Paris, Plon. 3 fr. 50.

III. Spanisch.

Colmeiro: Elementos del derecho politico-administrativo de España. 5. ed. Madrid, impr. Martinez. 22 rs.

Descartes: Obras filosóficas. Vertidas al castellano. T. II. Objeciones à las Meditaciones metafisicas. Madrid, Murillo. 28 rs.

Documentos: Colleccion de documentos inéditos relativos al descubrimiento, conquista y organiz. de las antiguas posesiones españ. de América y Oceania. T. XXV. Madrid, impr. Hernandez. 64 rs.

Dozy: Historia de los Musulmanes españoles, hasta la conquista de Andalucia por los almoravides (711—1110). Trad. por F. de Castio. T. IV. Madrid, Suarez. 20 rs.

Leibnitz: Obras, puestas en lengua castell. por D. P. de Azcárate. T. I. Principios metafisicos. Madrid, Murillo. 24 rs.

Perez Galdós: Marianela. Madrid, La Guirnalda. 8 rs.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

F. d. Redaction verantwortlich: Jos. Gossmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Begründet

von

Joseph Lehmann.

Vierundneunzigster Band.

Juli bis Dezember 1878.

Berlin,

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Harrwitz und Goßmann.

1878.

Inhalt.

Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Artikel befinden sich in der „Kleinen Rundschau".

Deutschland und das Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Schweiz.

England.

Frankreich.

S. 648. — *Der Ursprung von J. J. Rousseau's politischen Ideen. S. 652. — *Siegfried: La misère. S. 653. — *Der lateinische Orient. S. 655.

November. Französische Volks- und Kinderreime. S. 676. — Zur Geschichte des französischen Theaters: Theaterfreiheit und Theatercensur. S. 692. — *Léon Bénard, l'art de lire et d'écouter. S. 698. — Baudrillart: Geschichte des Luxus. S. 705.

Dezember. Lenormant: Die Chaldäer. S. 733. — Der Lyriker Sully Prudhomme. S. 736. — Von den Pariser Theatern. Poupart-Davil: Monsieur Charlbois. S. 738. — Masson: Memoiren und Briefe des Cardinals Bernis. S. 749. — Zola als Dramatiker. S. 762.

Belgien.

Juli. *Neue Dichtungen von Emanuel Hiel. S. 460.

October. *Van Hasselt und Jéhotte: Charlemagne et le pays de Liège; l'Eburonie avant la conquête des Gaules par Jules César. S. 626.

November. J. Bernard: Histoire militaire. S. 683.

Dezember. *Henaux: Charlemagne d'après les traditions liégeoires. S. 757.

Niederlande.

Dezember. Holländische Briefe. S. 778.

Skandinavische Länder.

November. *Goldschmidt: Liebesgeschichten aus vielen Ländern. S. 727.

Italien.

Juli. Machiavelli als Nachahmer des classischen Alterthums. S. 443.

August. Chiarini's italienischer Atta Troll. S. 506.

September. Zur neuesten Dante-Literatur. I. S. 559; II. S. 576; III. S. 591.

October. Eine neue italienische Zeitschrift für romanische Philologie. S. 602. — Italienische Belletristik. S. 603. — Gair: Beiträge zur romanischen Philologie. S. 624. — Villari's Schriften zur socialen Frage. S. 636. — *Der römische Sonettendichter Belli. S. 651.

November. G. Trezza: Studi critici. S. 667. — Schriften des Marco della Tomba. S. 679. — Machiavellus redivivus. S. 707. — Italienische Novellistik. Carlo Dossi: La Desinenza in A, Ritratti umani. S. 725.

Dezember. Werner: Ueber Giambattista Vico als Geschichtsphilosophen und Begründer der neueren italienischen Philosophie. S. 786.

Spanien.

Juli. Zur Geschichte der spanischen Habsburger. I. S. 410; II. S. 427; III. S. 445.

August. Zwei neue Cervantes-Biographien. S. 478.

Dezember. Eine altcatalanische Dante-Uebersetzung. S. 779.

Rußland.

Juli. Zur neuesten ehstnischen Literatur. S. 432.

August. Brückner: Iwan Possoschkow. S. 491. — Eine verbotene Literatur. S. 514.

October. Eugen Lwow: Nach Sibirien in die Strafarbeit. S. 605. — Lossius: Jürgen und Johann Uexküll. S. 606.

November. Russische Erzählungen. Deutsch von Meyer von Waldeck. S. 680. — Russische Forschungsreisen und geographische Veröffentlichungen. S. 710.

Dezember. *Jahresbericht der Philanthropischen Gesellschaft in St. Petersburg. S. 758.

Polen.

August. Memoiren des Grafen Friedrich Skarbek. S. 475. — Maciejowski: Die Juden in Polen, Ruthenien und Lithauen. S. 516.

September. Sieniawski: Das Bisthum Ermeland, seine Gründung und Entwicklung auf preußischem Gebiete. S. 579.

October. Lisiecki: Alexander Wielopolski 1803–1877. S. 638.

Dezember. Sokolowski: Die Ruinen auf der Insel des Lednicasees. S. 755.

Südslavische Länder.

October. Slavische Bibliographie. S. 726.

Dezember. Die Südslavische Akademie der Wissenschaften und Künste in Agram im ersten Decennium ihrer Thätigkeit. S. 782.

Griechenland.

November. Manaraki: Neu-griechischer Parnaß. S. 726.

Asien.

Juli. Die Philosophen Licius und Micius (China). S. 414. — *Herbert Giles: Chinesische Skizzen. S. 447.

August. *Armenien. S. 532.

November. Ein chinesischer Roman. S. 713.

Dezember. Dr. Bretschneider's Forschungen. S. 768.

Afrika.

November. *Ebeling: Bilder aus Kairo. S. 714.

Nord-Amerika.

Juli. Amerikanische Schulberichte. S. 413.

August. *Washington Irving's Skizzenbuch. S. 533.

September. Nordamerikanische Briefe. Die Literatur der Atchison-, Topeka- und Santa Fé-Eisenbahn. S. 562. — *A modern Mephistopheles. S. 582.

Oktober. William Dean Howells. S. 620.

November. *Amerikanische Freihandels-Literatur. S. 670. — Nordamerikanische Briefe. Absolute money. — Fiat money. S. 681.

Dezember. Amerikanische Prämillennalisten. S. 739. — James, The Europeans. S. 766. — Longfellow's Tales of a Wayside Inn in deutscher Uebersetzung. S. 770.



Druck von Eduard Krause in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 6. Juli 1878. [No. 27.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte Napoleons I.*)

Ein neues Buch über Napoleon Bonaparte mag vielleicht Manchem als ein überflüssiges Unternehmen erscheinen: besitzen wir doch schon eine fast überreiche Literatur über das Leben und die Thaten jenes merkwürdigen Mannes. Und doch will das vorliegende Buch eine Lücke in der Geschichtschreibung dieses Lebens ausfüllen; und es ist wahr: das Vorhandensein einer solchen Lücke läßt sich nicht bestreiten. Wohl hat es nicht an Solchen gefehlt, die von den verschiedensten Standpunkten aus, sei es als blinde Bewunderer, sei es als heftige Gegner des genialen Corsen, seine militärische und politische Thätigkeit auf das eingehendste beleuchtet haben, aber noch lange nicht zur Genüge aufgehellt ist die Zeit seines Lebens, die seinem öffentlichen Wirken vorhergeht, die Zeit seines Werdens, die Jahre seiner Jugend. So bedeutende, fundamentale Werke wir auch von deutschen Historikern über die Revolutionszeit besitzen, von einem Schlosser, Wachsmuth, Häusser, von Sybel, soviel sie auch beigetragen haben zur Klarlegung der Rolle, die Napoleon bei dieser ganzen Bewegung gespielt hat, eingehende Untersuchungen über seine ersten Entwicklungsstufen lagen ihrem Zwecke ferner, und so haben sie denn der Darstellung derselben durchweg nur einen geringen Raum gegönnt. Die eigentlichen Biographen Napoleons haben wir natürlich unter den Franzosen zu suchen, die uns zahlreiche und mitunter auch gute Darstellungen ihres Heldenkaisers geliefert haben: aber auch bei den bedeutendsten unter ihnen, bei einem Thiers und Lanfrey, sehen wir uns vergebens nach einer irgendwie genügenden Schilderung seiner Jugendjahre um: sie eilen mit flüchtigen Strichen darüber hinweg, um ihn gleich da auf der Bühne erscheinen zu lassen, wo er bereits handelnd in die Verhältnisse eingreift. Ausführlicher ist über jene Zeit der jüngste seiner französischen Biographen, J. Michelet; doch ruht sein Urtheil zu häufig auf ungewissen Vermuthungen statt auf gesichertem Material und ist dazu durch die ihm innewohnende Leidenschaftlichkeit gegen Napoleon nicht selten getrübt.

Es ist nicht zufällig, daß grade die französischen Historiker an Bonaparte's Jugend so stillschweigend vorübergehen: kam es ihnen, die ja fast durchweg blinde Verehrer seiner Größe waren, doch vor Allem darauf an, ihren Kaiser als Franzosen zu reclamiren, ihn nicht als den Corsen gelten zu lassen, der jahrelang den glühendsten Haß gegen Frankreich im Herzen nährte und sich erst durch mancherlei Ränke und Intriguen unter diesem Volke emporzuschwingen verstand. Und Napoleon selbst ging seinen Biographen in diesem Punkte voran: auch er wollte die französische Nation seine nicht-französische Herkunft soviel als möglich vergessen machen; „er wollte ausschließlich als Franzose und Verfechter der Revolution gewirkt haben, im Dienste des Gemeinwohls, als ein erhabenes, gewissermaßen legitimes Werkzeug der Vorsehung. Die Geschichtsforschung drohte, ihm diese Maske zu entreißen. Er unternahm es, sie zu entwaffnen, indem er auf St. Helena sein eigener Historiker wurde." Die Denkwürdigkeiten von St. Helena bildeten für Napoleons französische Biographen lange Zeit die Hauptquelle, aus der sie ohne große kritische Bedenken zu schöpfen pflegten; und da sie sich, wie schon gesagt, auch in ihrer Tendenz mit der jener Memoiren meist begegneten, so ist es nicht zu verwundern, daß auch von ihnen die Jugendzeit des Emporkömmlings in einem gewissen Dunkel gehalten wurde. An der Ausfüllung dieser für das Verständniß der Entwicklung Napoleons so empfindlichen Lücke will nun der Verfasser des vorliegenden Buches mitarbeiten, nachdem ihm schon einige andere Forscher, wie Nasica, Coston, Libri in diesem Bestreben vorangegangen sind. Nicht als ob ihm dazu neues archivalisches oder handschriftliches Material von Wichtigkeit zur Verfügung gestanden hätte; es kommt ja, wie Böhtlingk mit Recht bemerkt, „nicht immer darauf an, neues Material zu finden, die Wissenschaft wird häufig noch mehr gefördert durch die Sichtung und Verarbeitung des vorhandenen." Und diese hat der Verfasser nicht ohne Erfolg in seiner Arbeit unternommen; er hat die für seine Absicht wichtigen Quellen redlich benutzt, den vorhandenen Stoff geschickt gruppirt und so ein — soweit dies bei der bisherigen Unzulänglichkeit des Materials überhaupt möglich ist — klares und lichtvolles Bild des jungen Napoleon gezeichnet.

Das Charakteristische des Buches, das sich von Anfang bis zu Ende durch dasselbe hindurchzieht, ist die mit Nachdruck geltend gemachte Auffassung Napoleons als eines ächten Corsen. In ihm hatte sich nach Böhtlingk „das Corsenthum, wie es von den Franzosen in Fesseln geschlagen und beleidigt worden war, gleichsam personificirt"; nicht Liebe und Verehrung, nein glühender Haß gegen die Franzosen beseelte ihn in seiner Jugend, und sein einziges und höchstes Streben ging dahin, sein geliebtes Vaterland, das sie mit List und Gewalt überwältigt und entnervt hatten, dereinst von ihrem Joche wieder zu befreien. Schon im Jahre 1842 hatte Libri — und Böhtlingk erkennt das rühmend an — in einem Aufsatz der Revue des deux Mondes, „Souvenirs de la jeunesse de Napoléon" diese Anschauung geltend zu machen gesucht; die Mehrzahl der übrigen französischen Historiker steht dieser Auffassung feindlich gegenüber, sei es, daß sie die Wahrheit nicht sehen wollten, sei es, daß ihr Auge, von nationaler Voreingenommenheit getrübt, sie nicht zu erkennen im Stande war. Denn die Geschichtschreibung folgt ja, wie Böhtlingk mit Recht hervorhebt, ganz unbewußt zunächst und zumeist einem nationalen Impulse und dient nicht nur der nationalen Sache, sondern leider nur zu oft auch nationalen Vorurtheilen. „Napoleon aber

*) Napoleon Bonaparte. Seine Jugend und sein Emporkommen bis zum dreizehnten Vendémiaire. Von Dr. Arthur Böhtlingk. Jena, 1877. Ed. Frommann.

war von den Franzosen als Nationalheld anerkannt und Corsica sollte für ein legitimes Kind der französischen Völkerfamilie gelten." Über dem Franzosen vergaß man den Corsen, über seinen späteren Erfolgen seine früheren Absichten. Mag eine solche Geschichtsbetrachtung vom national-französischen Standpunkte aus erklärlich sein, richtig ist sie nicht, wie Böhtlingk auf das überzeugendste nachweist. Die ganze Thätigkeit des jungen Napoleon, ja seine ganze Charakter-Entwicklung bleibt bei dieser Anschauung unerklärt: eine ganze Reihe von Thatsachen weist darauf hin, daß Corsica als Ziel seines Wirkens wie seines Ehrgeizes ihm vor Augen stand; „seine ganze Größe und sein Verhängniß beruhen darauf, daß er das Schicksal seines Volkes wie das seinige empfand und in jugendlicher Begeisterung als das seinige auch festhalten wollte". Für die Freiheit seiner Heimat wollte er kämpfen und hier wollte er eine Rolle spielen; im unablässigen Streben nach diesem Ziel erstarkte in ihm jene eiserne Willenskraft, die ihm auch die Bewältigung so unendlich höherer Aufgaben möglich machte, vor welche die Ereignisse ihn später stellten.

Da die Charakter-Entwicklung eines bedeutenden Mannes nur im Zusammenhang mit dem Wesen und Schicksal des Volkes verstanden werden kann, das ihn hervorbrachte, so schickt Böhtlingk der Geschichte Napoleons selbst eine Geschichte und Charakteristik des corsischen Volkes voran. Von Alters her war die Insel Corsica ein Zankapfel der umwohnenden Völkerschaften gewesen, bis sie endlich im Frieden zu Chateau-Cambresis 1559 an die Genuesen fiel. Die Anfangs milde Regierung derselben artete mehr und mehr zu einer grausamen Willkürherrschaft aus, die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine Empörung des corsischen Volkes zur Folge hatte. Es entspann sich nun ein langjähriger, hartnäckiger Freiheitskrieg, der erst im Jahre 1769 dadurch einen vorläufigen Abschluß erhielt, daß die Franzosen sich Souverainetätsrechte über die Insel anmaßten. Die Seele dieser Freiheitskämpfe, in denen die kleine Nation einen fast beispiellosen Heldenmut entfaltete, war lange Jahre hindurch jener edle Corse, der durch seine Tugenden die Bewunderung von ganz Europa auf sich zog, dem sogar Friedrich der Große als Zeichen seiner Anerkennung einen Degen mit der Aufschrift „Libertas Patria" dedicirte, Pasquale Paoli. Selten wohl hat ein Mann so ungetheilt die Liebe und Verehrung seines Volkes besessen, wie dieser General; verdankte es ihm doch auch fast Alles, wodurch es sich damals auszeichnete, seine Gesetze, seine Schulen, seinen Handel, kurz seine ganze Volkswohlfahrt, die den Historiker Boswell zu dem Ausruf begeistern konnte: „die Corsen sind noch glücklicher als es einst die Spartaner waren: sie sind nicht nur Bürger, sondern auch Menschen." Da die Persönlichkeit Paolis mit der nationalen Sache so innig verwachsen war, daß seine Geschichte zugleich die Geschichte des damaligen corsischen Volkes ist, so wird der Darstellung seiner Thaten und seines Geschickes in dem Böhtlingk'schen Buche ein breiter Raum gewidmet. Es erscheint dies besonders auch dadurch gerechtfertigt, daß dieser Held auch auf die Entwicklung des jungen Napoleon einen ganz bedeutenden Einfluß ausübte: Paoli's Thaten waren es hauptsächlich, die dem heranwachsenden Jüngling jene Begeisterung für die Freiheit seines Volkes einflößten, und Paoli war es, den er sich zum Vorbild für seine eigene künftige Wirksamkeit erwählt hatte. Lange Zeit standen beide Männer auch in persönlichen Beziehungen, die je nach den veränderten Umständen bald freundliche, bald feindliche waren. Es würde die Gränzen dieser Anzeige überschreiten, wollten wir auf die Wandlungen dieser Beziehungen und auf die ferneren Schicksale Paoli's näher eingehen; der edle Corse, der so Viel für sein Volk gethan hatte, wie kein Andrer vor ihm, er starb schließlich fern von seiner Heimat in der Verbannung, nicht zur Ehre des inzwischen so mächtig gewordenen Imperators, der ihn dieser Heimat hätte wiedergeben müssen. — Auch die Entwicklung des jungen Napoleon eingehend zu schildern, müssen wir uns hier versagen und in dieser Hinsicht auf das Buch selbst verweisen. Mit lebhaftem Interesse folgen wir Böhtlingk, wenn er uns an die Stätten führt, wo der junge Corse seine Bildung genoß, nach Brienne und Paris, wenn er uns den finstern und verschlossenen Jüngling schildert, dessen Benehmen seinen Lehrern wie seinen Mitschülern in gleicher Weise sonderbar vorkam. Aber Eins trat schon bei dem jungen Kadetten in Brienne klar zu Tage, die begeisterte Anhänglichkeit an seine Heimat und der Haß gegen ihre Unterdrücker, dem er bei jeder Gelegenheit Ausdruck gab; mußte er doch sogar einmal eine Strafe erdulden, weil er beim Anblick von Choiseul's Bildniß, das im Schulgebäude hing, sich einer bittern Äußerung gegen denselben nicht enthalten konnte. Dieselbe Stimmung finden wir bei dem jungen Officier wieder, wie das mitgetheilte Fragment aus seinem Tagebuche vom Jahre 1786 zeigt. „Meine Landsleute", heißt es dort, „in Ketten gelegt, küssen zitternd die Hand, die sie unterjocht. Es sind nicht mehr jene wackern Corsen, die ein Held mit seinen Tugenden beseelte, nicht mehr jene Feinde der Tyrannen, des Aufwandes, der niedrigen Höflinge. Stolz, erfüllt von dem Gefühle seines Werthes, lebte der Corse einst glücklich. Allein mit der Freiheit sind sie wie Träume entschwunden, diese glücklichen Tage. Franzosen, nicht genug, daß Ihr uns dessen beraubtet, was wir am meisten schätzten, mußtet Ihr auch noch unsere Sitten verderben!" Um jene Zeit gab er sich auch mit großem Eifer kriegswissenschaftlichen Studien hin; daß diese sich, wie seine hinterlassenen Papiere bezeugen, hauptsächlich auf die Vertheidigung und Befestigung seiner Heimatinsel beziehen, ist nach Libri's Worten ein neuer Beweis dafür, „daß Napoleon damals ausschließlich an Corsica dachte, und daß er sich darauf vorbereitete, eines Tages daselbst die Rolle Paoli's zu spielen." Auf die herannahende Revolution hatte er seine Hoffnung gesetzt: der allgemeine Umsturz der Dinge in Frankreich, dachte er, würde ihm auch die Verwirklichung seiner Pläne möglich machen. Als nach der Erstürmung der Bastille, dem Sieg der Revolution in der Hauptstadt, auch die Provinzen in Gährung zu gerathen anfingen, war es vor Allen Napoleon, der die Bewegung auch nach Corsica verpflanzte; er nahm einen mehrmonatlichen Urlaub und eilte persönlich hinüber, um seine Landsleute für die Revolution zu begeistern. Doch fand er bei ihnen nicht die gehoffte Unterstützung: die Bewegung wurde in kurzer Zeit vom französischen Commandanten niedergeschlagen, und so blieb den unzufriedenen Corsen vorläufig nichts Andres übrig, als sich mit ihren Klagen an die souveraine Nationalversammlung in Paris zu wenden. Die dort über die Klageschriften am 30. November 1789 stattfindenden Debatten hatten zur Folge, daß trotz des Einspruchs Genua's Corsica nunmehr Frankreich einfach als Provinz einverleibt wurde. Auch jetzt gab Napoleon seine Pläne nicht auf; bei jeder Gelegenheit suchte er sich durch Reden, Briefe, Denkschriften die Gunst seiner Landsleute zu erwerben, ja er schied sogar aus seiner Stellung im französischen Heere aus, um sein Glück auf Corsica zu versuchen. Im Frühjahr 1792 gelang es ihm denn auch, nicht ohne große Anstrengungen, zum zweiten Befehlshaber eines der corsischen Bataillone der Nationalgarde erwählt zu werden; in Folge eines Zwistes aber zwischen seinem Bataillon und der Bürgerschaft von Ajaccio, in dem es zu

blutigen Kämpfen kam, wurde er seiner Stelle bald wieder entsetzt. Nach diesem Mißerfolge verließ er Corsica wieder; an dem verhängnißvollen 10. August, dem Tage der Erstürmung der Tuilerien und der Gefangennahme Ludwigs XVI., finden wir ihn in Paris, wo er am Kampfe selbst zwar nicht theilnahm, ohne Zweifel aber auf andere Weise die Katastrophe befördern half. „Seine Geschicklichkeit bestand darin, daß er sich von den wildesten Wogen der Anarchie tragen ließ, ohne von ihnen verschlungen zu werden." Jedenfalls waren diese Ereignisse für Napoleon von großer Wichtigkeit; seine Verbindungen mit den Machthabern in den Vorstädten von Paris, die ihn wenige Jahre später so plötzlich emporbringen halfen, datiren wahrscheinlich von diesen Aufständen her; außerdem wurde ihm eine unmittelbare Frucht des Sieges dadurch zu Theil, daß er am 30. August in die Armeeliste wieder aufgenommen und sogar zum Capitain befördert wurde. Freilich begab er sich auch jetzt nicht zu seinem Regimente; seinem unruhigen Geiste paßte der regelmäßige Dienst und zumal das Gehorchen nicht: war doch sein Sinnen jetzt mehr als je auf seine Heimat gerichtet, wo es vor Allem die erlittene Niederlage wieder gut zu machen galt. Dort nimmt er denn auch im Winter 1792—1793 wieder seinen Aufenthalt, der nur durch seine Theilnahme an dem erfolglosen Kriegszuge gegen Sardinien auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Seinen ehrgeizigen Plänen stand vor Allem Paoli hindernd im Wege, der als Oberbefehlshaber der corsischen Truppen die Macht in Händen hielt, und dessen Gunst er durch jenen Tumult seines Bataillons gänzlich verscherzt hatte. Gegen ihn fing daher Napoleon im Verein mit seinen Brüdern und einigen andern revolutionären Strebern, denen das Ansehen Paolis unbequem war, auf jede Weise zu intriguiren an, selbst die Verläumdung sparten sie nicht, daß Paoli ein unzuverlässiger Freund der französischen Republik sei und mit dem Plane umgebe, Corsica an die Engländer auszuliefern. Der Convent sandte zur Untersuchung der Verhältnisse eine Commission nach Corsica, an deren Spitze der Paoli feindlich gesinnte Corse Salicetti stand; als dieselbe durch ein Decret des Convents vom 2. April 1793 sogar den Auftrag erhielt, Paoli und seinen Schützling Pozzo, den obersten Verwaltungsbeamten der Insel, nach Paris vor den Convent zu führen, da erhob sich das corsische Volk einmüthig zur Vertheidigung seines geliebten Führers: eine im Mai zusammenberufene National-Consulta erklärte das gegen Paoli und Pozzo erlassene Decret für ein durch Niederträchtigkeit erschlichenes, kündigte der Commission den Gehorsam auf und nahm betreffs der unmittelbaren Urheber der Verläumdungen folgende Resolution an: „Da sich Bartolomeus Arena nebst seinen Brüdern der Verrätherei schuldig gemacht, die Gebrüder Bonaparte aber die Verläumdungen des Arena unterstützt und sich der Commission des Convents angeschlossen haben, welche Corsica an Genua zu überliefern droht, ist es unter der Würde des corsischen Volkes, sich mit den Familien Bonaparte und Arena zu beschäftigen, daher sie ihrer Reue und dem öffentlichen Schimpfe anheim gegeben werden." Der bewaffnete Widerstand, den die Commission mit ihren Anhängern versuchte, war bald niedergeschlagen, und die Familie Bonaparte, deren Güter vom Bergvolke zerstört worden waren, mußte mit Anderen nach Frankreich hinüber flüchten. Damit war das Band zerrissen, das den jungen Napoleon bisher mit seiner Heimat verknüpft hatte, und dahin waren die Pläne seiner Jugend, dahin die Rolle, die er auf Corsica zu spielen gedachte. Er war jetzt gezwungen, sich mit aller Energie an das früher so gehaßte Frankreich anzuschließen; in seinem Dienste, im Dienste der Revolution verfolgte er jetzt jene militärische Laufbahn, die ihn zu so ungeahnten Höhen emporführen sollte. Böhtlingk schildert diese Laufbahn bis zu dem für das Schicksal Napoleons so unendlich wichtigen Tage des Jahres 1795, dem 13. Vendémiaire, an welchem den schlagfertigen militärischen Anordnungen des siebenundzwanzigjährigen Generals der Convent seine Rettung verdankte. Zur Belohnung wurde er sofort zum zweiten Befehlshaber und wenige Tage darauf sogar zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt und damit eine Macht in seine Hand gelegt, die seinen Ehrgeiz nur um so gewaltiger anspornen mußte. „Jetzt, da er in der Hauptstadt gebot, da er die Regierung unmittelbar von sich abhängig wußte, da er in einer gewaltigen Krisis über das Schicksal der Republik entschieden hatte, war ihm der Gedanke, selbst einmal über Frankreich zu herrschen, zu nahe gelegt, als daß er fortan dieses Ziel nicht fest im Auge behalten hätte."

E. G.

Schweiz.

Jules Bonnet: La famille de Curione.*)

„Neben den allgemeinen Begebenheiten der Weltgeschichte, in welchen sich gewissermaßen das Geschick der Individuen und der Völker in großen Zügen wiederholt und welche der Geschichtschreiber in großem und strengem Stil aufzeichnet, giebt es Herzensgeschichten, Kämpfe, Freuden und Schmerzen im Schooß der Familie, deren getreue Aufzeichnung vielleicht die wahrhaftigste Enthüllung der Vergangenheit ist." In diesen gewiß richtigen Anschauungen sucht der Verfasser des Familienbildes der Curione seine Berechtigung. Er hat sich schon vor mehr als zwanzig Jahren mit einer ähnlichen, umfangreicheren Studie vortheilhaft eingeführt — damals (1856) war es die gelehrte Olympia Morata, deren äußere und innere Geschicke pietätsvoll geschildert wurden, heute sind es die ihres gelehrten Freundes, des Herausgebers ihrer Werke, des Caelius Secundus Curio (wie er sich latinisirend nennt), des Celio Secundo Curione (wie er in der That heißt), des bedeutenden Gelehrten, des noch bedeutenderen Christen und unerschütterlichen Glaubenszeugen. Nicht aus der Umgebung seiner Werke tritt er uns in dieser gut und warm (gleichwohl nicht „salbungsvoll") geschriebenen Studie entgegen, — seine Werke finden nicht einmal Erwähnung — sondern im Kreise seiner Familie, als vielgeprüfter Dulder, als liebender, von furchtbaren Schicksalsschlägen getroffener Vater, als Kämpfer für seine Überzeugung — als Mensch. Nach einer bewegten Jugend, nach nothgedrungenem, mit öfteren Lebensgefahren verbundenem Wanderleben, das ihm sogar noch während der ersten Jahre seiner Ehe beschieden war, sehen wir den berühmten Gelehrten endlich am gastfreundlichen Herde Basels, dieses Hortes so vieler Wandermüden, so vieler Flüchtlinge und Verfolgter um des Glaubens willen einkehren und äußerlich Ruhe finden, Ruhe im Leben und auch im Tode, ihn, zusammt seiner Familie. Mit ihm zugleich aßen dort Hotoman und Grataroli, aßen Perna und Betti und so manche Andere, berühmte und unberühmte, das „harte Brot der Verbannung"; sie liegen bei einander gebettet im Kreuzgang der Kathedrale zu Basel. Sechzig Gulden betrug das jährliche Honorar, das Curio als Professor bezog,

*) Bâle, 1878.

gerade genug, um die Kosten für Wohnung und Holz zu bestreiten; sein väterliches Erbe war ihm zu Hause, als einem Abtrünnigen und Ketzer, vorenthalten worden, — es war ein harter Kampf um's Dasein, und doch bestand ihn der edle Curio mit wahrem Mannesmuth und wollte lieber auf sein Einkommen verzichten, als seine schriftlich kundgegebene Überzeugung widerrufen, als der Schreckliche in Genf, Calvin, auch die Basler einzuschüchtern versuchte. Es war das einzige Mal, daß zwischen Curio und den Behörden Basels die Eintracht gestört wurde, aber der düstere Tyrann zu Genf mußte schließlich die drohend erhobene Hand sinken lassen — Curio blieb fest, und die Basler geben ihn nicht preis. Und Curio blieb der Stadt treu, trotz mannigfaltiger und glänzender Verlockungen aus der Fremde. Seine Ehe war mit acht Kindern gesegnet — und was für Kinder! Von allen aber überlebte ihn nur sein Sohn Leone, von seinen fünf Töchtern starb Violanthis als junge Mutter an langem Siechthum; drei andere, die gelehrte und schöne Angela, Caelia und Felice starben jäh nach einander an der furchtbaren Pest, welche 1564 verwüstend durch Europa zog, alle drei in der Blüthe der Jugend. Diese erschütternden Familienscenen sind nach den echtesten Quellen geschildert d. h. nach persönlichen Aufzeichnungen und Briefen des Betroffenen, wie sie der reiche, unvergleichliche Schatz der Basler Bibliothek enthält. Diese Eigenschaft verleiht auch dem anspruchslosen Büchlein viel von seinem Reiz. Von den gleichfalls hoffnungsvollen Söhnen starb Horatio, hoch angesehen am kaiserlichen Hofe zu Wien, ein Vertrauter des Kaisers Maximilian, im angehenden Mannesalter, und des Vaters Herz blutete noch von den Wunden, die der Tod so vieler Lieben in sein Herz gerissen, als der zweite Sohn, der gelehrte Agostino, dessen Ruf als Geschichtsforscher und Archäolog weit über die Grenzen seines zweiten Vaterlandes sich hinaus verbreitet und ihn zu der Würde eines Professors an der Universität zu Basel erhoben hatte, einer tückisch schleichenden Krankheit erlag.... Wer es unternähme, in den Schätzen der Universitätsbibliothek zu Basel weiterzugraben, würde mit leichter Mühe Material gewinnen, reich genug, um statt eines bescheidenen Büchleins einen stattlichen Band zu füllen mit den Schicksalen der Familie Curione — es sind schon sehr viel Schriften veröffentlicht worden, minder berechtigt und weniger werthvoll als ein solches Buch wäre. Einstweilen empfangen wir mit Dank die in ansprechendem Gewande dargereichte Gabe des Verfassers. J. M.

England.

George Eliot: The lifted Veil. Brother Jacob.

Die bekannten Londoner Verleger Blackwood veröffentlichen jetzt eben die gesammelten Werke der größten lebenden Romanschriftstellerin Englands — und, wir dürfen hinzusetzen, der Welt — in einer Gestalt, welche der Dichterin würdig ist und schon darum alle Aufmerksamkeit verdient.*) Aber wir finden in dieser Sammlung nicht nur unsere alten Lieblinge wieder, sondern stoßen auch auf Neues, und Neues aus der Feder George Eliot's darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. „Brother Jacob“ wurde, wenn wir uns recht entsinnen, vor mehreren Jahren im Cornhill-Magazin veröffentlicht, theilte jedoch das Schicksal aller in periodischen Zeitschriften gedruckten Erzählungen: im ersten Monat mit Interesse gelesen, war sie im nächsten bereits vergessen. „The lifted Veil“ ist unseres Wissens bisher überhaupt noch nicht gedruckt worden und besitzt daher all den Reiz der Neuheit. „The lifted Veil“ ist eine sehr merkwürdige Geschichte. Während wir sie lasen, drängte sich uns zu wiederholten Malen die Frage auf: ist dies, kann dies George Eliot sein? so verschieden ist die Erzählung in Ton und Stimmung von Allem, was die Verfasserin je geschrieben. Nicht nur betritt dieselbe hier zum ersten und einzigen Male das Gebiet des Schrecklichen, sondern sie kommt darin den äußersten Grenzen des Übernatürlichen so nahe, daß wir rathlos dastehen und uns fragen, ob die Dichterin wolle, daß man den Maßstab der Wahrscheinlichkeit an diese Schöpfung lege. In ihrem Anfang gleicht die Erzählung so sehr der Turgeniew'schen „Histoire d'un homme de trop“, daß uns unwillkürlich der Gedanke kommt, George Eliot habe die Idee dem russischen Novellisten entlehnt, den sie, wie bekannt, höchlichst bewundert. In beiden Novellen weiß der von den Ärzten aufgegebene Held genau vorher, wie lange ihm noch zu leben beschieden ist; er sagt nicht nur den Tag, sondern auch die Stunde und Art des Todes voraus und beschließt, die Spanne Zeit, die ihm noch gewährt ist, der Aufzeichnung seiner Lebensgeschichte zu widmen.

Der Held, Latimer, hat, wie er sich selbst ausdrückt, zu seinem Fluche ein exceptionelles geistiges Wesen und wahrlich, sobald er uns die Natur dieses seines Wesens auseinandersetzt, können wir nicht anders als seine Selbstverwünschung nur gerechtfertigt finden. Ein scheues, reizbares, nervöses Kind, das früh die Mutter verloren, war er der Obhut eines pünktlichen, aller Phantasie baren Vaters überlassen, der für Gemüthsstimmungen kein Verständniß hatte und Gott dankte, daß es der jüngere und nicht der erbberechtigte erstgeborene Sohn war, der ein solch träumerisches, unbrauchbares Temperament besaß. Der Knabe erhielt den für nöthig erachteten Unterricht, aber der Lehrer war ihm unsympathisch und nicht geeignet, einem krankhaften Gemüt eine gesunde Richtung zu geben. Doch erst nach einer schweren Krankheit steigerte sich, was bis dahin nur eine große Reizbarkeit war, zu abnormen Symptomen. Latimer hatte Visionen von fremden Orten, sah kommende Ereignisse voraus und wurde von einem unseligen Hellsehen in die Gedanken Anderer gemartert, so daß er nicht nur im Voraus wußte, was sie sagen würden, sondern auch unter ihren Worten die kleinlichen und selbstischen Motive gewahrte, aus denen die Handlungen und Reden der Menschen meistens entspringen. Die einzige Person, deren Geist ein verschlossenes Buch für ihn blieb, war die Braut seines Bruders, die deswegen als ein unenthülltes Geheimniß großen Reiz auf ihn ausübte.

Einst hatte er eine Vision, worin sie als seine Gemahlin ihn mit höhnischen Worten anredete. Als er aus dieser Vision erwachte, stand sie neben ihm, sie waren in dem Lichtenberg'schen Park in Wien zusammen spazieren gegangen und seine Geistesabwesenheit hatte nur eine Sekunde gedauert. Was konnte dies zu bedeuten haben? Er schwieg darüber, aber das Mädchen bezauberte ihn mehr denn je; es verlangte ihn nach ihrer Liebe, obgleich er voraussah, daß es traurig enden würde; und zudem war sie ja die Verlobte seines Bruders. Ein Unfall jedoch räumte diesen letzteren aus dem Wege und Bertha nahm vorlieb mit Latimer, der jetzt Erbe des ungeheuren Vermögens war. Sie heuchelte Liebe für ihn, und obgleich er die Bertha seiner Vision vor sich sah, mit trockenen Augen, und dem Herzen voll

*) The Works of George Eliot. Cabinet Edition. Blackwood. 1878.

verzehrendsten Hasses, obwohl dieses starre, selbstsüchtige Herz enthüllt vor ihm lag, nicht länger als bestrickendes Geheimniß, sondern als greifbare Thatsache, so war doch die Macht ihres Reizes stärker als seine eigenen Gedanken. Die Vision ward zum blassen Schatten, der vergebens warnte, so lang die Lebende und Geliebte seine Hand umfaßt hielt. Ein doppeltes Bewußtsein war in ihm thätig, dahinfließend wie zwei parallel laufende Ströme, die nie sich treffen und ihre Gewässer vereinigen.

Latimer und Bertha waren vermählt. Lange Zeit blieb ihr Inneres ihm noch immer verborgen, aber bald wurde er eine wachsende Veränderung in ihrem Benehmen ihm gegenüber gewahr; er fühlte, daß sie ihn verabscheute und verachtete. An dem Tage, da sein Vater starb, zerriß der Schleier, der bis dahin Bertha's Seele ihm verhüllt hatte, der Schleier, der sie allein unter allen Menschen ihm als das gebenedeite Wesen hatte erscheinen lassen, das ein Geheimniß für ihn bleiben konnte. Der schreckliche Augenblick der vollständigen Erleuchtung war gekommen. Er sah in den engen Raum dieser Weiberseele, sah ihre kleinlichen Künste, ihre planende Selbstsucht und ihre heftige Abneigung. Und auch sie fühlte in ihrer Weise die Bitterkeit der Enttäuschung. Sie hatte geglaubt, die wilde Poetenleidenschaft Latimer's müsse ihn zu ihrem willenlosen Sklaven machen, der in allen Stücken blindlings ihre Befehle ausführen würde. Nun waren sie sich vollständig entfremdet. Alle Welt bemitleidete die schöne glänzende Frau, die an einen kränklichen, in sich gekehrten Träumer gefesselt war. Sie suchte die Gesellschaft auf, er vergrub sich in seine Studien; für die Reichen ist es leicht, vermählt und doch gesondert zu leben. Also ging es sieben Jahre weiter, und es schien kein Grund vorhanden, warum es nicht stets so bleiben sollte, wenn nicht der Haß, den Bertha gegen ihren Gemahl fühlte und ihr Wunsch, er möchte seinem Leben ein Ende machen, immer stärker geworden wären.

Diesen Wunsch, der eines Abends, als sie sich zu einem Ball begeben wollte, in ihr aufgestiegen war, hatte Latimer in einer Vision vor ihrer Vermählung erblickt, als sie noch die Braut seines Bruders war, und wie sie ihm damals, mit Gedanken des Hasses in ihrem Geiste, erschienen war, so erblickte er sie nun, da sie festlich geschmückt vor ihm stand, genau so, wie er es geahnt hatte. Eine schreckliche Furcht vor bevorstehendem Übel ergriff ihn, aber sie war nur gekommen, um ihm mitzutheilen, daß sie ein neues Kammermädchen in ihren Dienst genommen, und die Unwichtigkeit dieser Mittheilung bildete einen lächerlichen Gegensatz zu seiner Aufregung. Aber er wich diesem neuen Kammermädchen aus, nicht nur, weil er überhaupt jeder unbekannten Person aus dem Wege ging, deren Geistesleben vielleicht bei dem Einblick, den er wider seinen Willen darein thun würde, ihm mißfallen könnte, sondern auch, weil die Ankunft des Mädchens ihm in einem Augenblicke verkündet worden war, den er als verhängnißvoll betrachten mußte. Er fühlte eine unbestimmte Angst, daß sie in das düstere Drama seines Lebens verwickelt sein würde; und so kam es denn auch. Er entdeckte bald, daß binnen wenigen Monaten dieses Mädchen in seiner Frau ein Gefühl von Furcht und Abhängigkeit erweckt hatte, aber er bekam Bertha so selten zu Gesicht, daß er das Wesen dieses Gefühles nicht zu entziffern vermochte. Um dieselbe Zeit erhielt Latimer den Besuch seines einzigen Schulfreundes, der ein ausgezeichneter Arzt geworden war. Das Schicksal fügte es, daß das Kammermädchen in eine schwere Krankheit verfiel, und natürlicherweise wurde sie von Dr. Mennier behandelt. Er erklärte sofort den Fall für hoffnungslos, und bat Latimer um die Erlaubniß, nach dem Tode an ihr ein Experiment versuchen zu dürfen, das er oft an Thieren gemacht hatte, die derselben Krankheit, Peritonitis, unterlegen waren. So lange das Mädchen noch am Leben war, hatte Bertha sich hartnäckig geweigert, das Krankenzimmer zu verlassen, und selbst da der Arzt den eingetretenen Tod verkündigte, hatte sie sich nur sträubend, als ob sie nicht ganz überzeugt wäre, hinwegbegeben. Als Mennier und Latimer mit der Leiche allein waren, begann ersterer sein Experiment, eine Bluttransfusion, die nach einer Weile ein wundersames langsames Athmen und scheinbares Leben, ja nicht nur Leben, sondern Sprache zurückrief. In diesem Augenblick kehrte Bertha, argwöhnisch geworden durch das Verweilen der Männer bei der Todten, in das Zimmer zurück. Sie sah die Augen, die sie für immer geschlossen gewähnt, weit offen und mit einem Blicke des Hasses auf sich gerichtet. Sie hörte, wie die Lippen in hervorgestoßenen Worten erzählten, daß sie den Gemahl zu vergiften und die Todte als Werkzeug zu gebrauchen beabsichtigt hatte. Alsdann erlosch das Leben wiederum und für immer. Nun trennten sich die Gatten vollständig, sie lebte mit der Hälfte seines Vermögens in der großen Welt, er irrte in fremden Ländern umher. Die Gründe dieser Trennung erfuhr Niemand, denn der geisterhaften Scene im Todeszimmer hatte Niemand, als der Arzt, beigewohnt und dessen Lippen waren versiegelt. Allmählich bildete sich bei Latimer ein Lungenleiden aus und als er die letzten Worte seiner Lebensgeschichte niederschrieb, fühlte er, daß auch sein Ende gekommen sei.

Dies die Erzählung, die, was Grausigkeit betrifft, kaum ihresgleichen hat. Hätte ein Anderer sie geschrieben, der weniger sorgfältig wissenschaftlich zu Werke ginge und mehr auf den Pfaden des Unmöglichen wandelte, so würde die Wirkung, die sie auf den Leser ausübt, vielleicht nicht eine so durchaus schreckliche sein. Aber George Eliot hat die Schranken des Möglichen noch nie überschritten und wir fragen uns: ist so etwas möglich? Von der abnormen Wissensgabe, mit der Latimer die Gedanken Anderer las, finden sich in größerem oder geringerem Grade öfters Beispiele im Leben und vielleicht hat die Verfasserin diese Abnormität um des Zweckes halber übertrieben. Es ist wohl bekannt, daß gewisse Krankheiten die geistigen Kräfte schärfer machen und steigern und Latimer's Constitution war ja von Kindheit eine kränkliche. Novalis z. B. fühlte, daß die fortschreitende Schwindsucht seine dichterische Begeisterung intensiver machte, und derartige Wirkungen finden wir durch viele wirkliche Biographien bestätigt. Aber die Erzählung läßt uns in Zweifel und Dunkel. Der Schluß ist unbefriedigend, weil unmotivirt. Vom künstlerischen Standpunkte aus muß die Novelle verdammt werden, wenn auch gewiß ist, daß, wer sie einmal gelesen, sie sicherlich so bald nicht vergessen wird. „The lifted Veil" ist eine ergreifende Erzählung, mehr in der Manier Currer Bell's als George Eliot's, enthält aber eine Menge der dieser letzteren eigenthümlichen weisen und gewichtigen Aussprüche.

Das Datum 1859 verleiht ihr ein vermehrtes Interesse; denn sie kann in gewisser Weise als die Vorgängerin der unmittelbar darauf folgenden „Mill on the Floss" betrachtet werden, insofern auch in dieser der Conflict zwischen dem poetischen Temperament und der rauhen Prosa des praktischen Lebens gezeichnet wird. Latimer ist vielleicht eine vorbereitende Studie für Philipp. Wie dem auch sein mag, die übernatürliche Novelle verdient es, gelesen zu werden.

Gänzlich verschieden ist „Brother Jacob", für dessen Besprechung uns nicht viel Raum geblieben ist. Hier finden wir die uns bekannte George Eliot wieder, die ihre Stoffe aus der niederen Mittelklasse nimmt. Der Held ist Conditor in einer

leinen Landstadt, deren Hausfrauen er moralisch verdirbt, indem er sie verführt, ihre Kuchen und Gelée's bei ihm zu kaufen, statt sie, mit Rücksicht auf die Taschen der Ehemänner, selbst zu bereiten. Glücklicherweise wird dieser Übergang von primitiver Einfachheit zur Corruption durch die Dazwischenkunft des blödsinnigen Bruders des Conditors gehemmt. „Bruder Jacob" erzählt, daß derselbe früher einmal seiner Mutter Guineen gestohlen und das väterliche Haus heimlich verlassen habe. So haben wir wiederum ein wunderbares Beispiel für die unerwarteten Formen, in welchen die Nemesis erscheinen kann. In dieser Erzählung finden wir alle die uns längst bekannten Vorzüge der Verfasserin wieder: die sprühende Schreibweise, den milden Cynismus, das scharfe Verständniß für Alltagsgeister und die Reihenfolge ihrer Gedanken, die genauen Schilderungen und sorgfältigen Zergliederungen der Charaktere. Kein Knoten wird geschürzt, kein seltsames psychologisches Räthsel uns zum Lösen aufgegeben, es ist nur eine Geschichte aus dem täglichen Leben und zugleich ein Juwel von künstlerischer Vollendung. Z.

Spanien.

Zur Geschichte der spanischen Habsburger.

I.

Zahlreiche und wichtige Werke sind in den letzten Jahren über die spanische Geschichte unter Karl V. und seinem Nachfolger erschienen. Die Spanier sind bemüht, alte Werke und unedirte Dokumente zu veröffentlichen; von den Deutschen haben sich besonders darum verdient gemacht v. Höfler, Böhmer (Spanish reformers of two centuries; Bibliotheca Wiffeniana) und vor allem Baumgarten in Straßburg. Dieser letztere hat kürzlich eine vorzügliche Übersicht und Kritik des neugewonnenen historischen Materials jener interessanten und in manchem Punkte der Aufklärung noch so bedürftigen Epoche gegeben; dieselbe ist dann auch in spanischer Übersetzung in der Revista Contemporánea*) veröffentlicht worden.

Die vorzüglichste Darstellung werden für's Erste immer noch Rankes darauf bezügliche Werke bleiben; ich finde, daß gerade in seinen auf die spanische Geschichte bezüglichen Arbeiten seine Vorzüge besonders glänzend hervortreten, und es ist staunenswerth zu sehen, wie dieser eine Mann sich das ungeheuer umfangreiche Material fast allein gesichtet und angeeignet und daraus seine schlichte und doch so bewunderungswürdig reichhaltige und in Personen und Verhältnisse eindringende Darstellung gewonnen hat.

An die „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514" schließt sich das vorzügliche Werk „die Osmanen und die spanische Monarchie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert" an.**) Der erste Hauptheil desselben ist ohne nennenswerthe Veränderungen geblieben; er ist eine Arbeit des Jahres 1827. Dazu ist jetzt eine reichhaltige zweite Abtheilung „Zur Geschichte der Weltstellung der spanischen Monarchie" getreten. Immer neue Quellen strömen zu, und so würde sich auch schon jetzt manche Ergänzung zu Rankes Darstellung, vielleicht auch manche Berichtigung hinzufügen lassen, natürlich! Im großen Ganzen wird er aber die Grundzüge und den Thatbestand für immer festgesetzt haben. Nach seiner Art stellt auch hier Ranke nur das Staatsleben dar, die Geschichte, soweit sie die Machtverhältnisse innerhalb und außerhalb einer bestimmten Staatengruppe betrifft; darin ist er unübertrefflich und groß. Eine vollständige Geschichte jener Zeit mit Berücksichtigung des reichen neugewonnenen Materials zu schreiben bleibt der Zukunft noch vorbehalten.

Sehr verschieden je nach dem politischen und religiösen Standpunkte der Geschichtsschreiber ist die Beurtheilung der spanischen Habsburger und insbesondere desjenigen unter ihnen, der die Idee des absolutistisch-hierarchischen Staates am starrsten vertrat und darum in dieser Richtung typisch geworden ist, Philipps II. Es ist das keine Frage nach dem Charakter des einzelnen Regenten allein, sondern von ihrer Entscheidung hängt zugleich die andre ab, inwieweit die Verhältnisse, in die die Habsburger in Spanien eintraten, und inwieweit der Volkscharakter der Spanier mit anzuschlagen sind, um die totale Zerrüttung jenes Landes und seine Impotenz auf fast allen Gebieten der höheren Cultur in den letzten Jahrhunderten zu erklären; wer trägt daran die Hauptschuld?

Philipp II., meinen die Einen, war das Muster eines klugen Regenten, daher sein Beiname „el prudente"; ja Cánovas del Castillo möchte ihn zum ersten modernen Staatsmanne, der den folgenden zum Vorbilde gedient habe, machen; mit Karl V. hätten die Herrscher des ritterlichen Mittelalters abgeschlossen. Und Karl V. war nach dem Urtheile desselben Spaniers ein Mann, dessen Gleichen die Geschichte nicht gesehen hat.*) Andere, die liberalen Katholiken, tragen kein Bedenken, die weltliche Macht anzuklagen, wenn nur die Kirche von den Beschuldigungen nicht getroffen wird; aus dieser werden einzelne leuchtende Beispiele herausgegriffen, um die ganze Institution zu retten. Geradeso wie einst die Inquisition Invectiven und Satiren gegen das Königthum und den Adel, ja auch gegen die Mönche und Geistlichen meist passiren ließ, sofern nur nicht an die Lehre der Kirche getastet werde. Die liberalen und republikanischen Spanier endlich erblicken in den Habsburgern nur die Verderber. Über Philipp II. urtheilte einst schon Coloma in seinen flandrischen Kommentaren: „Die ganze Klugheit des Königs bestand darin, daß er den katholischen Glauben erhielt; denn im Übrigen war er nicht so klug, er beging tausend Irrthümer." Und gegen Cánovas bemerkt Revilla**) in einer Kritik des Muro'schen Buches über die Fürstin von Eboli: „Für Philipp II. giebt es keine Rehabilitation; er wird immer die vornehmste Ursache des Unglücks unseres Landes bleiben. Mag man ihn auch von dem und jenem Verbrechen entlasten, so wird doch genug bleiben, damit sein Name mit Abscheu von denen, die ihr Land und die Freiheit lieben, genannt und sein Andenken von der Geschichte verflucht werde." Und ausführlicher sucht dieses Urtheil Pompeyo Gener***) in einem Aufsatze zu erweisen, der abgesehen von einzelnen historischen Angaben gerade darum nicht ohne Interesse ist, weil er aus der Feder eines Spaniers geschrieben, den furchtbaren Spalt zeigt, der dieses Volk in seiner neuen Entwickelung von der Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts trennt; nirgends eine Anknüpfung an das Alte; alles mußte von Neuem begonnen

*) 1878, Nr. 57 und 58; deutsch in Sybels historischer Zeitschrift.

**) Vierte erweiterte Auflage des Werkes: Fürsten und Völker von Süd-Europa. Leipzig, 1878. Duncker und Humblot.

*) Vorrede zur Vida de la Princesa de Eboli von G. Muro.

**) Revista Contemporánea 1877, Nr. 38.

***) Rev. Cont. 1878, Nr. 24.

werden, warum sollte man sich da also über das noch geringe Resultat des Erreichten wundern?

Gegenüber diesen von Sympathie oder Haß erfüllten Beurtheilungen stehen die unbefangeneren ausländischen Geschichtsschreiber, ein Prescott und Ranke. Freilich bei der Darstellung der Zeit Karls V., Philipps II., III., IV., Karls II., ist es selbst einem Ranke, diesem eminent objectiven Geschichtsschreiber, nicht möglich, sein Urtheil nicht gelegentlich einzuflechten; es lautet auf Grund der genauesten Kenntniß wohl in der Form, nicht in der Sache milder als das derer, welche die Geschichte ihres Volkes mit Zorn und Haß geschrieben haben.

Wir Deutschen sind ruhigerer Natur und haben außerdem das Glück, die Regierung der deutschen Habsburger des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts jetzt, wo wir uns wieder mit Erfolg aufgerafft haben, vergessen zu können. Vor Allem haben sie uns wohl materiell, aber nicht geistig zu ruiniren vermocht. Müßten wir sonst nicht ganz ähnlich wie jene Spanier urtheilen, auf denen wie auf uns der Druck derselben Familie und der gleiche Fluch unnatürlicher Staatengebilde geruht hat, deren letzter Rest erst jetzt seiner Auflösung entgegengeht?

Es war das größte Unglück für Spanien, mitten in die großen europäischen Angelegenheiten verwickelt zu werden und für die Weltherrschaft der Habsburger als Basis zu dienen, bevor es noch Zeit gehabt hatte, von den furchtbaren Anstrengungen der siebenhundertjährigen Maurenkriege innerlich zu erstarken. Für Spanien begann die Geschichte ruhiger Entwickelung und Kräftesammlung so viel später als in andern Ländern; der Kampf mit den Mauren nahm bis zum Anfange der neuen Zeit seine besten Kräfte weg, die Cultur des Landes konnte darüber nicht aufblühen. Es war wohl eine Nation, die nun erstarken und eine Macht ersten Ranges werden konnte; es war ein Volk von starken heldenhaften Männern, die in den langen Kämpfen in und außerhalb der Halbinsel sich herangebildet hatte, aber es fehlte der Nationalreichthum, die Bodencultur, eine zahlreiche Bevölkerung, und ohne diese Faktoren kann sich die heldenmüthigste Nation auf die Dauer nicht behaupten. Nun hätte vielleicht trotz der auswärtigen Kriege und beständigen Anstrengungen selbst ein solches Land unter einer weisen Regierung aufblühen können, wie es Preußen unter dem großen Kurfürsten und Friedrich II. gelungen ist. Isabella und Ferdinand thaten viel für ihre Länder, besonders die Königin; mit Karl V. aber geht das Gewonnene wieder verloren; überall sieht man nur falsche widerspruchsvolle Maßregeln und ein System, die Wohlfahrt des Landes der geträumten und doch nie zu erreichenden Weltherrschaft zu opfern. Dabei muß man freilich, um die Schuld der Habsburger nicht ohne Grund zu häufen, festhalten, daß sie nicht ein blühendes, bevölkertes, gewerbthätiges Land antrafen, vielmehr eines, dessen Zustände noch überall zeigten, daß es durch Eroberung gewonnen war und fort und fort gegen den Feind hatte behauptet werden müssen. „Im Jahre 1526 schildert uns die Reisebeschreibung des Venetianers Navagero dasselbe völlig dem Zustande gemäß, in dem wir es späterhin antreffen. Selbst Catalonien von Menschen entblößt und arm an Ackerbau; Aragon, so weit es nicht etwa von Flüssen belebt war, öde und wenig bebaut; auch um bevölkerte Städte her, wie bei Toledo, die alten Wasserleitungen, ohne die sich nicht gut leben ließ, in Verfall; in dem übrigen Castilien mehr als einmal lange Strecken einer Wüste, in der man nichts antraf als zuweilen eine Venta, gewöhnlich unbewohnt und mehr einem Karavanserai als einem Gasthofe ähnlich. Nur zu Valladolid, zu Sevilla, zu Granada blühete einiges Gewerbe. Auch in den Handelsbüchern des Mittelalters sucht man castilianische Plätze fast vergebens; wenn in Dekreten der Könige von Ausfuhr die Rede ist, so sind es nur Stoffe, Korn und Seide, Felle und Wolle, Eisen und Stahl, deren gedacht wird: wenn aber von Einfuhr, so werden fremde Arbeiten erwähnt.“ Es wäre sogar für einen talentvollen Herrscher, wie sie Spanien vordem mehrfach gehabt hatte, eine rühmliche und würdige Aufgabe gewesen, ein solches an und für sich ausgezeichnetes Land zu höherer Cultur zu führen, aus dem vortrefflichen Stoffe, den das Volk bot, einen starken, unüberwindlichen Staatskörper herauszubilden, ein Reich zu gründen, das den westlichen Theil des Mittelmeeres und Nordafrika beherrscht hätte. Statt dessen ward es die Bestimmung des Landes, plötzlich ein Glied in dem Weltreiche Karls V. und seiner Nachfolger zu werden und für deren Ehrgeiz nicht ohne einen gewissen äußeren Glanz aufgeopfert zu werden.

Was stellte denn jene spanische Monarchie Karls V. vor? „Sie war nicht dergestalt durch Eroberung zusammengebracht, daß irgend eine Provinz ihrer einheimischen Rechte verlustig gegangen wäre, daß etwa ein Hauptland gegründeten Anspruch hätte erheben dürfen, die anderen zu beherrschen; sondern sie bestand aus coordinirten Theilen, worin jeder sein eignes Recht hatte.“ Alle jene Landschaften deutscher, französischer, italienischer, castilianischer, catalonischer, baskischer Zunge verband kein gemeinsames Herkommen, keine gemeinsamen Gesetze, kein allen innewohnendes gemeinsames Interesse; Erbe und Heiraten hatten sie vereinigt, und der Fürst hatte zu jedem Land ein anderes Verhältniß: in Flandern war er Graf, in Guipuzcoa Baron und Erbherr des Landes; Amerika war eine Art riesiger Domäne.

Was konnte überhaupt aus einem derartigen zufälligen Conglomerate von einzelnen Herrschaften gemacht werden? war es geschichtlich überhaupt möglich, dasselbe zu einem organischen Staatengebilde zu verschmelzen im Kampfe mit den centrifugalen Tendenzen innerhalb und den feindlichen Mächten von außen her? Ich glaube nicht, oder doch nur ein ungewöhnlich genialer Herrscher hätte es annähernd und zeitweise erreichen können, wie etwas Ähnliches ja Karl dem Großen, freilich unter leichteren Umständen, für seine eigne Person gelungen ist. Aber wem fiel diese Aufgabe damals zu; war abgesehen von den überwältigend schwierigen Verhältnissen in den bloßen Persönlichkeiten auch nur eine geringe Gewähr auf Erfolg gegeben; und welches waren die dieselben bewegenden, treibenden Ideen, konnten diese etwa der Inhalt einer neuen europäischen Cultur werden?

Beschränken wir uns auf Karl V. und Philipp II., denn ihre schwächlichen Nachfolger regierten ja kaum, sondern überließen dies ihren Günstlingen. Die hervorstechende Charaktereigenschaft an jenen beiden scheint mir diejenige Art der Klugheit zu sein, die im Rechnen, Kalkuliren und Probiren besteht, verbunden mit einem starren Festhalten an den einmal aufgestellten leitenden Principien. Kleine Geister, wie sie sind, jeder staatsmännischen Genialität bar, verstehen sie weder die Richtung, welche die Geschichte zu nehmen verspricht, stellen sich vielmehr den Ideen einer neuen Entwickelung fast aller Verhältnisse entgegen und auch dies nur zaudernd und meist erst mit voller Kraft, wenn es zu spät ist; noch wissen sie selbst eine lebensfähige Idee zu produciren, die sich wenigstens auf eine Zeit hin behaupten könnte, man müßte denn die der Uniformität der Regierung der einzelnen Landschaften, den unbedingten passiven Gehorsam und die Erneuerung eines katholischen abendländischen Universalreiches für solche Ideen zu halten geneigt sein.

Karl V. und Philipp II. entfalten ihr Leben hindurch überall

eine ungemeine Thätigkeit; hinge die Größe eines Fürsten von seiner Rührigkeit, seinem Fleiße ab, sie würden obenanstehen; man kann sich ohne Mühe in ihr Handeln, in ihre Gesichtspunkte und Absichten hineindenken, besonders auf Grund ihrer zahlreichen Briefe; es ist durchaus natürlich und begreiflich, daß sie so handelten, wie sie es thaten. Aber deshalb zu behaupten, daß ihr Handeln, weil es ihrer individuellen Anlage entsprechend war und insofern als nothwendig gerechtfertigt ist, auch in höherem Sinne vernünftig heißen kann, die Freiheit und Verantwortlichkeit des Handelns damit zu verdecken, daß man überall rein naturwissenschaftlich Ursache und Wirkung nachweist, sie womöglich als Muster weiser und kluger Regenten hinzustellen — das scheint uns der Gipfel geschichtlichen Unverstandes. Man denke sich einen thätigen in seinem engen Umkreise kompetenten Subalternbeamten unter schwierigen Umständen zur Leitung eines Ministeriums oder sonst einem wichtigen Amte berufen, und die Geschichte hat ja stattliche Reihen solcher Minister mit Subalternenverstand verzeichnet —, man denke sich einen Korporal an die Spitze einer Heeresabtheilung gestellt: denselben Eindruck machen Persönlichkeiten, wie Karl V. und Philipp II. an der Spitze ihrer Reiche; sie stehen ihnen vor wie ein Krämer dem Geschäfte eines Großhändlers. Genialität von einem Herrscher zu fordern, dem sie nicht gegeben war und der doch Klugheit genug zu besitzen glaubte, um der Welt in einer kritischen Lage die Bahn vorzuzeichnen, heißt ja zunächst nichts anderes, als anzuerkennen, daß sein und der Völker Unstern ihn dahin gestellt hatte, wohin er nicht gehörte; auf diese Weise mag man eine geschichtliche Beurtheilung der persönlichen Beschuldigung ganz entkleiden und schlechthin feststellen, daß die Geschichte der menschlichen Cultur dadurch beklagenswerth aufgehalten worden ist, daß an der geeigneten Stelle nicht der geeignete Mann erschien, um sie mit kräftigem Geiste und Arme vorwärts zu bringen. Ein Verdammungsurtheil mag sich also der Philosoph sparen; er sieht, daß der Grund tiefer liegt; in praxi aber muß ein Jeder die Verantwortlichkeit für sein Thun übernehmen. Karl V. ist überall thätig, so sehr, daß er, noch verhältnißmäßig jung, mit seinen Kräften zu Ende ist und freiwillig abtritt, vielleicht auch weil er an einem glücklichen Ausgange ganz verzweifelte, und natürlich! Unentschieden zuschauend gegenüber der Entzweiung seiner Zeit, ohne feste Position in ihr, weder alt noch neu, vermittelnd und dann wieder hart eingreifend, bemüht auf Grund eines durch Erbe zufällig zusammengebrachten Reiches, das jeden Augenblick wieder zu zerfallen drohte, in Verbindung mit der alten Kirche, die sich ihm aber unterordnen sollte, das mittelalterliche Kaiserthum zu erneuern — so hat er sein Leben ohne Ruhe und Rast, ohne Freude und Befriedigung und ohne allen bleibenden Erfolg verbracht, einem Schuldner vergleichbar, dem die Gläubiger beständig mit ihren Ansprüchen drohen und der froh ist diese nur zu prolongiren anstatt sie einzulösen.

Und nun Philipp II., ein Herrscher ohne jede Spur jener Philosophie, die Plato von dem vollkommenen Herrscher verlangte. Fast immer residirt er ohne alle Mannigfaltigkeit des Lebens in Madrid oder im Escorial, buchführend über die Geschichte der Welt, die ihm Gott als seinem Sekretär zur Verwaltung übergeben. Das Cabinet ist sein Heim, die Kriegführung liegt ihm fern; an seinem Tische versammelt er alle Geschäfte seines weitläufigen Reiches. Was hat er da nicht zusammen gelesen, überlegt, geschrieben, angemerkt! Von da aus regierte er seine Länder und einen Theil der anderen dazu, oft in vollkommener Einsamkeit. Unermüdlich in diesen Geschäften und in der Controle aller Berichte über sein Haus und Reich, hielt er dabei all sein Wissen geheim und überraschte dann im geeigneten Momente damit. Alles geschah in unheimlicher Ruhe, nie zeigte er Leidenschaft; sein Mißfallen verstand er so lange zu verbergen, bis er es an der Zeit hielt offen damit hervorzukommen; von seinem Lächeln, wie man sagte, ist nicht weit bis zu seinem Dolche.*) Er hatte von allen Persönlichkeiten umfassende genaue Kunde; in seiner Einsamkeit war er doch mit der übrigen Welt persönlich bekannt, in seiner Ruhe der Urheber der wichtigsten Bewegungen. Alle Achtung vor solchen Eigenschaften, denen nur der Mittelpunkt fehlte, um den sie sich gruppiren konnten, das staatsmännische Talent, das in den Fragen der Zeit die Initiative zu ergreifen und der unruhigen Welt neue Impulse zu geben verstanden hätte. Auch bürdet man ihm manches mit Unrecht auf, wovon die Schuld vielmehr seinen Vater trifft, der den Weg des Verfalls eröffnet hatte und es nun seinem Sohne überließ, die letzten bitteren Consequenzen auf sich zu nehmen: ein ähnliches Verhältniß zwischen Vater und Sohn, wie es im Guten zwischen Philipp und Alexander, zwischen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen bestand. Auch möchte ich nicht Anstand nehmen, wenn man nur auf die Persönlichkeit, so zu sagen ihren Privatcharakter sieht, Philipp seinem Vater voranzustellen. Er war geduldig und mäßig, für die ihm Nahestehenden im Allgemeinen mild und gütig, zur Gerechtigkeit geneigt, so weit nicht Politik und Glaube ins Spiel kam, pflichtgetreu und voll des Eifers, den ein Hausvater für das ihm Obliegende hat. Es war auch kein grausames Ungeheuer, das Qualen und Blut um ihrer selbst willen geliebt hätte; er war in seinen Mitteln nicht schlechter als andere Fürsten, als die ganze Zeit, deren Sohn er war; nicht der einzige Intolerante, denn auch das war die ganze Zeit, er sowohl wie seine Todfeinde die Reformatoren, noch der einzige, der Religionskriege führte. Daß er uns gleichwohl vor Anderen seiner Art ein besonderes Grauen einflößt, ist nur die Folge einer an und für sich lobenswerthen, in diesem Falle aber furchtbaren Eigenschaft, der Consequenz und Überzeugtheit von seiner göttlichen Mission, vermöge der er Mord und Verfolgung ohne Maß und Nachsicht als einfache Pflicht, sein Exekutor- und Henkeramt als ein ihm von Gott zu besonderer Ehre übertragenes ansah. Das ist eine Idiosynkrasie, die ihn persönlich mehr intellectuell als moralisch herabsetzt, freilich zugleich auch das entschieden verdammende Urtheil der Geschichte über ihn bestimmt; es trifft aber in ihm zugleich das ganze Mittelalter, das er an der Schwelle der neuen Zeit noch fortsetzte.

Das Verhältniß zu seinem Sohne Don Carlos ist jetzt aufgeklärt, und keiner kann von daher mehr erhebliche Vorwürfe gegen Philipp herholen. Ein anderer schwerer Vorwurf ist ihm aus der Verfolgung der Fürstin Eboli und des Antonio Perez gemacht worden; indeß auch in dieser Hinsicht ist er jetzt wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch ein gut Theil entlastet worden. D. Gaspar Muro**) hat das Leben der Fürstin Eboli zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung gemacht und auf Grund eines umfangreichen brieflichen Materials ihr Verhältniß zum Könige in ein ganz anderes Licht gestellt, als worin man es bisher erblickte. Mignets u. A. Auffassung war die, daß Philipp eine Liebschaft mit der Eboli gehabt habe; er habe dann erfahren, daß sie seinen Geheimschreiber Perez vorziehe, und beide darum verfolgt. Perez entrann, die Eboli wurde bis zu ihrem

*) Su risa y su cuchillo eran confines.

**) Vida de la Princesa de 'Eboli, por Don Gaspar Muro. (Mit einer Einleitung von Cánovas del Castillo.) Madrid. 1877.

Tode gefangen gehalten. Diese Darstellung war schon von *Ranke* und *Lafuente* in Zweifel gezogen, und für die Falschheit derselben bringt Muro nun den Beweis aus den Dokumenten, besonders Briefen, zusammen mit besonnener Erwägung der Umstände. Danach verhält sich die Sache folgendermaßen, Doña Ana de Mendoza y la Cerda, einzige Tochter des Principe de Mélito, geb. 1540, wurde von Philipp 1559 mit Ruy Gomez de Silva, den er zugleich zum Fürsten von Eboli (italienischer Titel) und schließlich zum Granden von Spanien machte, vermählt und mit einer jährlichen Rente von 6000 Ducaten ausgestattet. Die Ehe war eine glückliche und dauerte bis 1573, wo Gomez starb; von vielen Kindern blieben sieben am Leben. Für diese Zeit ein Verhältniß zwischen Philipp und der Fürstin anzunehmen, liegt absolut kein Grund vor. Sie zog sich darauf eine Zeit lang in ein von ihr in Pastrana gestiftetes Kloster zurück; da sie dort aber zu eigenwillig auftrat und das Klosterleben störte, rief sie Philipp an den Hof zurück, um 1576—77. Von da an beginnt ihr Verhältniß mit Perez, sie war damals sechsunddreißigjährig. Das anstößige Verhältniß der beiden war allgemein bekannt und erregte Mißfallen. Da drohte *Juan de Escobedo*, der Sekretär Juan's von Austria, dem Perez, wenn dieser das Verhältniß nicht löse, werde er dem Könige Anzeige machen. Um sich zu sichern, brachten nun Perez und die Eboli dem Könige die Meinung bei, Escobedo sei im Auftrage seines Herrn nach Madrid gekommen, um zu dessen Gunsten einen Aufstand vorzubereiten; und der König ließ sich bestimmen den Perez zu autorisiren, um der Staatsraison willen den Escobedo heimlich umzubringen. Dies geschah in der That 1578. Von nun an arbeiteten Perez' Feinde an seinem Sturze; *Mateo Vazquez* unterrichtete den König von dem wahren Sachverhalte und unterstützte Escobedo's Verwandte in ihrer Anklage. Der König zauderte natürlich zunächst, und möglicherweise sind bei ihm noch andere Motive hinzugekommen, vielleicht auch, wie Cánovas vermuthet, eine Abweisung, die er damals von der Eboli erfuhr; wer kann bei einem so verschwiegenen Menschen, der oft Jahre lang wartete, bis er mit seiner Meinung herauskam, genau sagen, was alles in ihm vorgegangen und was den Ausschlag gegeben habe? Genug, er ließ endlich dem Rechte seinen Lauf, Perez wurde verhaftet, die Eboli gefangen gesetzt, 1579. Erst 1590 war der Proceß spruchreif, da entkam Perez und erregte den aragonischen Aufstand, nach dessen Mißlingen floh er nach Frankreich und starb dort erst 1611 in armen Verhältnissen. Die Eboli wurde bis zu ihrem Tode 1592 gefangen gehalten. Wenn es so ist, und Muro scheint im großen Ganzen das Richtige gefunden, vielleicht aber nicht erschöpft zu haben, so ist es natürlich Thorheit, in sentimentalem Mitleide in diesem Falle von Opfern des Despotismus zu reden, während jene zwei doch ihre Strafe und mehr als vollauf verdient hatten. Ebenso wenig scheint es zulässig, den Stolz und die Unnachgiebigkeit der Eboli als einen Hauptgrund für Philipps Feindschaft anzunehmen, wie es Muro thut, der meint, Philipp hätte in ihr den unabhängigen Sinn der spanischen Granden demüthigen wollen, und der aus der Prinzessin sogar den letzten Repräsentanten des alten castilianischen Adels machen möchte: also statt einer Entschuldigung gar eine Glorification. Philipp selbst, sieht man, gewinnt bei dieser veränderten Auffassung freilich insofern, als ihm direkt nichts Schweres zur Last gelegt werden kann, ohne daß man sagen kann, daß ihm die ganze Angelegenheit Ehre mache, ihm, dem klugen Könige.

Nord-Amerika.

Amerikanische Schulberichte.

St. Louis, im Mai 1878.

Dieweil ich davon überzeugt bin, daß es der Redaction dieser Blätter in allen ihren Berichten um *vollkommen correcte* Darstellung der in's Bereich ihrer Beurtheilung fallenden Culturzustände zu thun ist, nehme ich mir die Freiheit, eine Angabe in Ihren Auslassungen über den „*Schulbericht aus St. Louis*" in Nr. 17 des Magazins f. d. L. d. A. zu verbessern. Sie sagen dort:

„Ein für uns bemerkenswerther Umstand liegt schon in der Sprache, in welcher dieser Bericht abgefaßt ist. Während frühere Jahrgänge englisch geschrieben waren, ist der gegenwärtige in gutem, verständlichem Deutsch verfaßt, und nur sehr selten verräth hie und da ein eigenmächtig gebildetes Wort, daß dieses Deutsch fern von der Sprachheimat geschrieben worden ist. Der Bericht selbst wird auf diese Weise der beste Beweis dafür, wie eifrig unsere Sprache jenseits des Oceans gepflegt wird."

Dem ist nicht so. Auch der zweiundzwanzigste Jahresbericht über die öffentlichen Schulen zu St. Louis, über welchen Sie Bericht erstatten, ist, wie *alle früheren, englisch* geschrieben, wie dies die Gesetze des Landes vorschreiben, und ich, Ihr ergebener Mitarbeiter C. L. B., habe ihn, wie fast *alle* früheren Schulberichte seit der Einführung des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen, in's Deutsche übersetzt. Ich lege Ihnen das Titelblatt eines früheren Berichtes bei, auf dem sogar mein Name als „officieller Übersetzer" angeführt ist, während diese Angabe rein zufällig auf einigen anderen, und auch auf dem Titelblatt des Berichts vom Jahre 1877 (Zeit des Druckes) vergessen worden ist.*) Ihre Bemerkung über den sprachlichen Werth des Berichtes hat mir die allergrößte Freude gemacht, indem ich darin einen Beweis gesehen habe, daß meine Bemühungen für Reinhaltung der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten nicht von einem zu dieser so schwierigen Arbeit Unbefähigten ausgegangen sind.

Allein dies will nicht sagen, daß meine und mancher anderer tapferen Streiter Bemühungen auch mit großem Erfolge gekrönt worden sind. Im Gegentheil — mit Bekümmerniß sehen wir, wie sich das deutsche Sprachgebiet in den Vereinigten Staaten immer mehr und mehr verengert; wie der Strom der englischen Sprache an den deutschen Sprachinseln fortwährend leckt, bis er sie endlich ganz weggespült haben wird, ja wie es gerade der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen ist, in Folge dessen die Kinder deutscher Zunge immer weniger deutsch und immer mehr englisch sprechen lernen, bis — wenn die deutsche Einwanderung nicht einen neuen Aufschwung nehmen sollte — das Deutsche hier eine fast vergessene Sprache sein wird.

Vor etwa fünfzehn Jahren bestanden neben zahlreichen deutschen Confessionsschulen auch andere Primärschulen, in denen Kinder *aller* Glaubensbekenntnisse hauptsächlich Deutsch und nebenher auch Englisch lernten. Die Eltern der Kinder, welche diese Schulen besuchten, mußten trotzdem Steuern für den Unterhalt der öffentlichen *englischen* Schulen bezahlen. Dieser Umstand und der Drang nach einer gewissen Anerkennung ihrer

*) Auch bin ich es der die hiesigen Schulberichte über ganz Deutschland verbreitet und der dem Rath der öffentlichen Schulen die meisten Adressen in Deutschland angegeben hat.

Nationalität veranlaßte die an Zahl so mächtige deutsche Bevölkerung der westlichen Städte zu der Agitation, in Folge deren die deutsche Sprache auch in den englischen Schulen als ein secundärer Lehrzweig eingeführt wurde. Hier in St. Louis wurde seitdem und bisher an jedem Schultag eine halbe Stunde Deutsch gelehrt und es nahmen im Jahre 1876 — wie Sie dies dem Berichte jenes Jahres selbst entnommen haben — 12,0 2 Kinder deutscher und 6,069 Kinder englisch sprechender Eltern am deutschen Unterricht Theil — also 18,161 aus der Gesammtzahl von 43,663 in allen öffentlichen Schulen aufgenommenen Schülern. Die Anzahl der Deutsch lernenden Kinder hat seitdem noch um etwa 1000 zugenommen.

Nun ist allerdings die deutsche Sprache auch die Unterrichtssprache in den deutschen Classen; aber sie ist es nur eine halbe Stunde an jedem Tag, während die englische Sprache die Unterrichtssprache in allen anderen Fächern und zwar während vier voller Stunden an jedem Tage ist. Die Folge davon ist handgreiflich; die deutschen Kinder lernen — die Sache rein zahlenmäßig genommen — achtmal so viel englisch als deutsch, ja noch viel mehr, — denn Kinder lernen im Umgang mit (Englisch sprechenden) Kindern mehr als mit ihren (meist schlechtes Deutsch sprechenden) Eltern und lernen die leichte englische Sprache auch viel leichter als die viel schwerere deutsche. „Schon nach drei Jahren", so berichtete jüngst der Ihnen nicht unbekannte Superintendent der öffentlichen Schulen, Hr. Wm. T. Harris (der Herausgeber des Journal of speculative philosophy) „waren die deutschen Kinder in Bezug auf die Aussprache des Englischen, auf ihre Kenntnisse, ja sogar auf ihre Anschauungsweise von den Kindern englisch sprechender Eltern nicht mehr zu unterscheiden." Ihre Metamorphose aus deutsch sprechenden in englisch sprechende Kinder ist geradezu erstaunlich. Aufmerksame Lehrerinnen des Deutschen an den öffentlichen Schulen versichern auch, daß nicht fünf unter je hundert ihrer deutschen Schüler die deutschen Worte für yard, pie, stone-pipe, pipe überhaupt, steam, car, carriage, bucket, India-rubber, chance, store, fence, gate, steps, blinds (Fensterläden), stop und zahllose andere englische Worte wüßten, und daß sie dieselben geradeso behandelten, als gehörten sie beiden Sprachen gemeinschaftlich an. Eine ganze Reihe von englischen Zeitwörtern beugen sie sogar deutsch, wie z. B. gedammaged, geposted, gevarnished, gespotted (für beschmutzt) und überall gewännen die englischen Redewendungen und Ausdrücke das Übergewicht über die deutschen; dazu kommt, daß die deutschen Schulkinder das Englische in ihre Familien zurückbringen und daß es ihre Eltern nunmehr von ihnen radebrechen und am Ende sogar oft vollkommen sprechen lernen, wenn dies unter der englischen Sprache günstigen Umständen geschieht, was sehr häufig der Fall ist.

Die Einrichtung also, welche die deutsche Bevölkerung so eifrig, — ja fanatisch — als Anerkennung ihrer Nationalität herbeigewünscht hatte, hat nahezu den entgegengesetzten Erfolg gehabt und es ist jetzt viel zu spät, um ihn abzuwenden. Es ist möglich, wenn auch für die allernächste Zukunft nicht wahrscheinlich, daß theils aus engherzig nativistischen, theils aus ökonomischen Gründen der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen beschränkt oder gar aufgehoben werden wird. Sollte dies geschehen, so sage ich voraus, daß nicht die Hälfte der deutschen Schulkinder die öffentlichen Schulen verlassen wird, und daß man in den neuzugründenden deutschen Schulen ebensoviel englisch als deutsch lehren wird. Die Richtung nach dem Amerikanismus ist da, und sie ist viel zu stark, um jemals wieder erfolgreich verlassen werden zu können.

Was nun die amerikanischen Schulberichte und auch die St. Louiser im Allgemeinen betrifft, so enthalten sie sehr viel Wahres und Gutes, aber so ganz und gar glaubwürdig wie deutsche Berichte, die von controlirenden Behörden ausgehen, sind sie nicht. Denn auch die amerikanischen Schulbehörden werden alljährlich neu gewählt und sitzen daher wie der Vogel auf dem Zweige. Ihre precäre Lage bringt es mit sich, daß sie von ihren Anstalten das Beste sagen, und nur von lebenslänglich angestellten controlirenden Beamten kann man volle, unparteiische Berichte erwarten. Wenigstens ist dies hier so, wo von Amtsehre und Amtswürde kaum die Rede ist, und ein Lehrer oder ein Professor, wenn er an einer Eisenbahn oder in einer Fabrik mehr Geld verdienen kann, alsbald seine Stellung als Lehrer verläßt.

Auch wird hier in Zeiten des Überflusses in die Schulen Alles hineingesteckt, was gut und theuer ist, und steckt es einmal darin, dann wird es auch von den Behörden als dringlich und unentbehrlich vertheidigt. Kommt das Land dann in eine Geldklemme, so wird auch in den Schulen wie überall gespart und beschnitten und für entbehrlich und überflüssig erklärt, was in den Zeiten des Geldüberflusses als zur Volkscultur unentbehrlich geschildert worden war. So ist's mit Allem und Jedem. Auch der deutsche Unterricht wurde zu Zeiten des Überflusses eingeführt und die knappen Zeiten haben nicht wenig mit der Anfeindung dieses Unterrichtszweiges zu thun. Kein Land in der Welt verträgt schlechte Zeiten so wenig als die Vereinigten Staaten. Wir sind übermüthig, wenn's uns gut geht, und kleinmüthig, wenn Schmalhans sich anmeldet. Es ist ein betrübendes Schauspiel, daß sogar der Volksunterricht — unter der Geldklemme leiden muß.

C. L. Bernays.

China.

Die Philosophen Licius und Micius.

Wieder hat der wackere und unermüdliche Missionar Faber zwei Werke herausgegeben, welche zu Aufhellung dunkler Regionen der aus Unwissenheit so lange gering geachteten chinesischen Denkerwelt Manches beitragen. Wir lernen außer dem uns schon ziemlich vertrauten Konfucius und Mencius vorläufig noch die beiden Obgenannten kennen, deren Latinisirung, die sie mit den Anderen theilen müssen, nur Europa zu verantworten hat. Das ci (zi) von cius ist nämlich überall entstanden aus einem chinesischen tsi, welches den einsilbigen Familiennamen Kong, Meng, Mi (oder Me, Mo), und Li (oder Lje) angehängt, den Besitzer zu einer Respektsperson für alle Zeiten erhebt, obgleich es eigentlich nur Kind oder Sohn bedeutet.*) In Zukunft wird man hoffentlich die Latinisirungen mit so manchem anderen europäischen Zopfe begraben.

Die Werke des Philosophen Li (Lje, Licius) sind noch nie übersetzt worden. Der englische Sinolog Legge giebt in den Einleitungen zu Meng eine Auswahl aus dem siebenten Buche, Text und Übersetzung. Die vorliegende Arbeit des Herrn Faber ist erster Versuch einer zusammenhängenden Übersetzung des Li und auszugsweise des bisher fast gänzlich unbekannten Mi,

*) In Konfucius ist dieses ci durch vorangehendes fu, Mann, noch verstärkt: fu-tsi, Mannes-Sohn!

der an vielen Wiederholungen laborirt. Von den Lebensumständen des Ersteren (der wahrscheinlich im fünften Jahrhundert vor u. Z. lebte) weiß man, daß er nie ein Amt bekleidete, mit Vornehmen sich nicht befreundete, aber dem Lehrfach mit großem Erfolge oblag. Was Mi betrifft, so scheint dieser ein jüngerer Zeitgenoß des Kong gewesen zu sein. Als großer, selbstverleugnender Charakter lehrte und übte er die aufopferndste edel-communistische Menschenliebe. Dennoch verabscheuen die Konfucianer sein Andenken, weil seine Lehre, wie Ma-tuan Lin, eines Spruches des Kong sich bedienend, sagt, der Wahrheit gleiche und doch falsch sei; denn halbe Häretiker sind gefährlicher als ganze (wie z. B. Lao und Tschuang).*) So waren die Jansenisten den Jesuiten verhaßter als die Protestanten selber. Auch ein geschickter Mechaniker und genialer Städtevertheidiger scheint Mi gewesen zu sein; denn fast ein Drittheil des seinen Namen tragenden Werkes handelt vom Festungsbau und der besten Art der Vertheidigung, und giebt die in's Einzelnste gehenden Vorschriften darüber.

Der von Herrn Faber zu seinem verdeutschten Licius gewählte Titel lautet: „Der Naturalismus bei den alten Chinesen, sowohl nach der Seite des Pantheismus als des Sensualismus, oder die sämmtlichen Werke u. s. w." Das dünnere Buch aus und über Micius betitelt er: „Die Grundgedanken des alten chinesischen Socialismus oder die Lehre des Philosophen M., zum ersten Male vollständig aus den Quellen dargelegt."

Die Einleitungen des Verfassers zeugen von einer mit philosophischer Bildung verbundenen Freisinnigkeit, die Manchem seiner Collegen zum Muster dienen könnte.

Beurtheilung der Systeme unserer beiden Weltweisen ist Sache des Fachmannes und philosophischen Theologen. Der Sprachkenner hat die Richtigkeit der Übersetzung zu prüfen, was ohne Vergleichung mit den (fehlenden) Texten unmöglich. Großes Vertrauen erregt aber die gründliche Behandlung, und bei allen Besonderheiten des deutschen Ausdrucks sind Herrn Faber's Leistungen jedenfalls von bleibendem Werthe.

Da in Licius viele belehrende Anekdoten sich finden, so erlauben wir uns, hier zwei derselben mitzutheilen:

Ausgleichung des Gegensatzes von Herr und Diener im Traume.

Herr Yin von Tschao besaß große Güter. Seinen Dienstboten gönnte er vom frühen Morgen bis zum späten Abend keine Rast.

Er hatte einen alten Diener, dessen Kräfte verbraucht waren und den er um so mehr sich anstrengen ließ. Am Tage verrichtete dieser keuchend seine Arbeit und entschlief dann in gänzlicher Erschöpfung. Jede Nacht aber träumte er ein regierender Fürst zu sein. Da wandelte er vergnügt in Prachtgemächern und genoß, was er sich nur wünschen mochte.

Wenn ihm Jemand sein Mitgefühl zu erkennen gab, antwortete er: Lebt der Mensch gleich hundert Jahre, so sind diese doch in Tag und Nacht getheilt. Bei Tage bin ich ein geplagter Knecht, in der Nacht ein Fürst in Glückes Schooße. Warum sollte ich unwillig sein?

Herr Yin dachte bei Tage an Genuß und Vermehrung seines Eigenthums. Geist und Körper ermüdeten mit einander. In den Träumen der Nacht aber wurde er seinerseits ein geplagter, mit Schlägen und Scheltworten überhäufter Sklave, und erst das Erwachen erlöste ihn wieder."

*) Vgl. Schott's „Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Literatur", S. 338—39.

Herr und Diener waren somit ausgeglichen, der Eine glückselig bei Nacht, der Andere bei Tage.

Goldgier, die alle Rücksichten vergißt.

Ein habgieriger Mann aus Tschi setzte eines Morgens seine Mütze auf und begab sich auf den Markt. Dort ging er an den Platz der Goldwechsler, packte eine Handvoll des Geldes und wollte weiter gehen. Aber die Polizei bemächtigte sich seiner und fragte: „Wie könnt Ihr vor allen Leuten Gold wegnehmen?" Er entgegnete: „Als ich zugriff, sah ich nicht die Leute, sondern das Gold allein."

Hierzu macht Herr Faber folgende Bemerkung: „Gute Charakteristik der Versuchung. Wer irgend einer solchen nicht in den Anfängen widersteht, sieht zuletzt nichts weiter als den Gegenstand seiner Lust. Gegenwart und Zukunft, Himmel und Hölle schwinden vor seinem Blick. Jede Begierde hat die Tendenz, den ganzen Menschen zu beherrschen, was ihr glücklicher Weise nur in einzelnen Fällen gelingt. Der Mensch bedarf aber der göttlichen Gnade, um ganz Herr seiner Begierden zu werden."

Gewissermaßen eine Enclave im Licius bilden die das siebente Buch ausmachenden Sprüche des völlig sensualistischen Yang. Dieses Buch nennt Faber einleitend das Evangelium der Weltmenschen, und bemerkt, der Verfasser habe seit der Verurtheilung durch Mencius keinen offenen Vertheidiger gefunden. Ein Gelehrter sagte Herrn Faber: „Das brauchen wir Chinesen nicht erst zu lernen, denn wir sind schon so (wie Yang uns machen möchte)."

Kleine Rundschau.

— **Französische Bibliophilie.** Ebensowenig wie in Deutschland lassen sich in Frankreich die Ergebnisse des buchhändlerischen Geschäftes statistisch ermitteln. Wir wissen nur, daß Frankreichs Büchereyport im vorigen Jahre eine kleine Zunahme gegen früher aufzuweisen hatte, wir dürfen aber auch nach verschiedenen Anzeichen annehmen, daß trotz der ungünstigen wirthschaftlichen Lage auch das einheimische Büchergeschäft Frankreichs in mindestens gleicher Progression zugenommen hat. Wenn kein anderes Moment für die fortgesetzte Prosperität des französischen Buchhandels vorläge, so würden wir als solches den an sich vielleicht unscheinbaren, für den Handel aber in's Gewicht fallenden Umstand anführen, daß selbst die französische Bibliophilie, jener Zweig der Literatur, welcher nicht dem Bedürfnisse, sondern ausschließlich dem Luxus dient, in stetem und sichtlichem Aufschwunge begriffen ist. Beweis davon die zahlreichen schönen Verlagsnovitäten auf diesem Gebiete, Beweis auch die zunehmenden, zu immer höheren Preisen sich realisirenden Käufe und Verkäufe von älteren Werken, ein bei uns in Deutschland fast ungekannter Zweig des Buchhandels, welcher mehr kunstindustrieller als literarischer Natur ist; denn anders als so können wir die an sich ganz schätzenswerthen, vom literarischen Gesichtspunkt aber ganz irrelevanten bibliophilen Bestrebungen nicht qualificiren. Setzt auch die Liebhaberei der Bibliophilie oder Bibliomanie eine gewisse Bücher- und Literaturkunde voraus, so hat sie doch, nicht selten als Modesache oder Sport betrieben, im Grunde genommen wenig zu schaffen mit den Bestrebungen und Zielen, denen die Producte der Literatur eigentlich gewidmet sind.

Frankreich ist wohl die Wiege der Bibliophilie. In einer Vorrede zu einem der interessantesten Bibliophilen-Kataloge*) meint der Bibliophile Jacob (Paul Lacroix), daß in Frankreich zuerst die Liebhaberei aufgekommen ist, das Buch vor Allem, ja ausschließlich nach seiner äußeren Beschaffenheit, nach der Seltenheit seiner Ausgabe, nach der Schönheit des Exemplars, Vollkommenheit des Einbandes ꝛc. zu betrachten, daß man zuerst in Frankreich das Buch „um seiner selbst willen", nicht als Mittel zum Studiren, Arbeiten oder Unterhalten, sondern als Gegenstand der Kunst, als eine Reliquie der Vergangenheit, als ein literarisches und historisches Denkmal schätzen und lieben gelernt hat. Auf diesen höheren Standpunkt hat sich im Wesentlichen die französische Bibliophilie heute erhoben und so wollen wir ihr die damit verbundenen Modethorheiten nicht allzusehr vorhalten.

An der Spitze der productiven Bibliophilie steht gegenwärtig in Frankreich die von D. Jouaust geleitete „Librairie des bibliophiles" in Paris, deren Zweck in der Herausgabe von „livres d'amateurs, tirés à petit nombre, imprimés en caractères elzéviriens" besteht; sie hat sich durch die Herausgabe der älteren und neueren französischen Klassiker, Poeten und Prosaisten, in Bänden zum Preise von 15—50 Fr., durch Neudruck seltener älterer Schriften, durch die Veranstaltung illustrirter Ausgaben ꝛc. große Verdienste erworben und anregend auf die gesammte buchhändlerische Production gewirkt. Von ihrer umfassenden und erfolgreichen Thätigkeit legen die Kataloge der „Librairie des bibliophiles" sprechendes Zeugniß ab.

Einen hervorragenden Platz in der Bibliophilie nimmt auch die Firma Paul Daffis (Paris, 7 rue Guénégaud) ein, welche kürzlich einen neuen, zahlreiche interessante Werke umfassenden Verlagskatalog publicirt hat. Zu erwähnen wären daraus neben den bibliographischen Compendien eines Quérard, Lorenz, Hatin u. A. „le Bibliophile français", ein großes encyclopädisches Werk von sieben Bänden (80 Fr.), an welchem alle bedeutenderen Bibliophilen und Bibliographen Frankreichs mitgearbeitet haben, Guigard's „Armorial du Bibliophile", Gay's „Analectes du Bibliophile" u. s. w.

Neuerdings hat auch die Firma A. Claudin (Paris 3 rue Guénégaud) auf bibliophilem Gebiete eine große Productivität bekundet; sie versendet unter dem Titel „Archives du Bibliophile" umfangreiche, mit interessanten Anmerkungen commentirte Vierteljahrskataloge (Nr. 143 vom Juni 1878) und verlegt selbst einschlägige Werke. Ganz allerliebst sind „Les Amoureux du livre" von F. Fertiault, anziehend und anregend für jeden Bücherfreund, dankenswerth auch die schönen Neudrucke vom „Roy des Ribauds", von Gantez „l'Entretien des Musiciens" u. s. w., vielversprechend erscheint Claudin's neueste Ankündigung einer auf zehn Bände berechneten „Bibliothèque des pièces rares", welche Neudrucke seltener Flugschriften ꝛc. aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert bringen will.

Auch die Firma Ed. Rouveyre (Paris, 1 rue des Saint-Pères) wäre hier zu nennen, die kürzlich u. A. ein sehr anmuthiges Werkchen unter dem Titel: „Caprices d'un Bibliophile" par Octave Uzanne (Paris 1878, 147 S.) publicirt hat. Dasselbe enthält eine Reihe lesenswerther Feuilletons mannigfachsten Inhalts, schildert allerlei Episoden, Begebnisse, Typen aus dem Treiben und Thun der Pariser Bücherliebhaber von heute und ehedem, verbreitet sich über die Heranbildung der Luxuseinbände, bringt ein interessantes Gespräch in einem Pariser Buchladen aus dem siebzehnten Jahrhundert (nach einem Dialog von Carpenteriana) und erfreut uns auch durch einige kleine literarische Studien, sämmtlich in jenem Gewande der Causerie, durch welches der feine Sprache beherrschende Franzose uns jeden Stoff so mundgerecht und anziehend zu machen versteht. Wir hoffen, von Herrn Uzanne noch recht viele solcher Skizzen zu erhalten.

Eine ganz eigenthümliche Klasse von Bücherliebhabern, welche in Deutschland so gut wie unbekannt sind, charakterisirt Herr Uzanne unter der Bezeichnung „Les Catalogueurs." Es sind dies Bücherliebhaber aus Eitelkeit, aus Ruhmsucht, Leute, welche lediglich mit dieser ihrer eingebildeten scheinbaren Liebhaberei prunken wollen, ohne Verständniß, ohne Geist, ohne Kenntnisse. Charles Nodier hat einmal den Unterschied zwischen einem Bibliophilen (Bücherfreund) und einem Bibliomanen (Büchernarren) hübsch charakterisirt, indem er schrieb: „Der Bibliophile weiß die Bücher auszuwählen, der Bibliomane häuft sie auf; der Bibliophile fügt Buch zu Buch, nachdem er jedes Einzelne einer genauen Prüfung nach Form und Inhalt unterzogen, der Bibliomane rafft die Bücher zusammen, ohne sie weiter zu betrachten; der Bibliophile sieht das Buch an nach seinem Werthe, der Bibliomane nach seinem Format oder Gewicht; der Bibliophile prüft mit einer Loupe, der Bibliomane mißt mit einem Zollstock...." „Der „Catalogueur", sagt Uzanne, „sammelt Bücher wie Andere seltene Steine oder sonstige Curiositäten; er hat Bücher, wie man Möbel, Tapeten u. dgl. hat; das Äußere, die Einbände, ist ihm Hauptsache." Wollen diese Bibliomanen einmal wirklich etwas lesen, so benutzen sie nicht selten die erste beste Leihbibliothek. Zuweilen bilden sie sich auch zu Bücherspeculanten heran und speculiren auf der Bücherbörse in Hausse und Baisse. So schaden sie dem Büchermarkt und Bücherhandel keineswegs, ziehen aber auch aus ihrer Liebhaberei nicht den entsprechenden Nutzen, natürlich in idealem Sinne gedacht.

Dieselbe Verlagsfirma hat kürzlich auch die zweite Ausgabe eines Werkchens veröffentlicht, dessen Übersetzung in's Deutsche gewiß Vielen erwünscht sein würde; es heißt: „Connaissances nécessaires à un bibliophile" und verbreitet sich in seinen einzelnen Capiteln über die Einrichtung und Aufstellung von Privatbibliotheken, über die Anordnung und Conservirung der Bücher, über Format und Einband derselben, bespricht deren Erscheinungsweise und Datirung, erörtert die Kennzeichen und Merkmale seltener Ausgaben, die Katalogistrungsmethoden und giebt endlich eine Anzahl von Mitteln an, durch welche man Bücher zerlegen, waschen und einleimen, ferner Papier ꝛc. von Wurmstichen, Kniffen und Rissen reinigen kann. Das Schriftchen stützt sich auf die bekannten bibliographischen Werke von Brunet, Edwards, Petzholdt, Jacob (Paul Lacroix), Lalanne, Nodier u. A. und ist dem Andenken des Erstgenannten gewidmet; es wird allen Bücherfreunden schon seiner Handlichkeit halber willkommen sein.

Seit Beginn dieses Jahres erscheint bei Rouveyre auch eine neue Zeitschrift für Bibliophilen in monatlichen Nummern von je einem Bogen; sie führt den Titel: „Miscellanées bibliographiques" und stellt es sich zur Aufgabe, den Bibliophilen eine fortlaufende Encyclopädie zu sein in Bezug auf die Technologie des Buches im weitesten Sinne, sie will insbesondere Fragen behandeln, welche sich auf Bücherkunde und Bücherrestauration beziehen, ohne sonstige einschlägige Erörterungen auszuschließen. Ein angefügter Brief- und Fragekasten soll den speciellen Wünschen der Bibliophilen gerecht zu werden suchen. Die erste Nummer enthält u. A. interessante Mittheilungen über bibliographische Technik (Anagramme, Pseudonyme, Anonyme ꝛc.), über Stereo-

*) Catalogue de livres anciens et modernes rares et curieux de la librairie Auguste Fontaine. XX und 479 S. Gr.-Octav. Paris 1877. (Preis 10 Fr.)

typie, bibliophile Aphorismen u. s. w. Eine andere, größere Zeitschrift dieser Art kündigt die Firma E. Sardon in Brüssel an unter dem Titel: „Le Moniteur du Bibliophile, Gazette anecdotique, littéraire et curieuse“, welche Wiederabdrücke bibliographischer Seltenheiten beizugeben verspricht.

Es läßt sich nicht leugnen, daß bibliophile Bestrebungen nur da Anklang finden können, wo ein wärmeres Interesse an Büchern, entspränge es auch nur dilettantischer, äußerlicher Liebhaberei, vorhanden ist, und daß solche bibliophilen Bestrebungen der Entwickelung des Buchhandels nach mehr als einer Richtung hin zu Gute kommen. So können wir im Interesse unseres nicht allzusehr prosperirenden Buchhandels nur mit dem Wunsche schließen, daß auch sie bei uns mit der Zeit fruchtbaren Boden finden mögen. Paul Dehn.

— **Literarische Berichte aus Ungarn.***) Dies mit großem Beifall aufgenommene Unternehmen hat seinen zweiten Jahrgang angetreten, und zwar mit einem Hefte, welches jedes einzelne Heft des vorigen Jahrganges sowohl an Umfang (12 Bogen), als auch an Reichthum und Vielseitigkeit des Inhaltes bei Weitem überflügelt. Das Heft enthält sieben Abhandlungen: Das ungarische Nationalmuseum von Franz Pulszky. — Preußisch-ungarische Verhältnisse 1789—1790 von Dr. Heinr. Marczali. — Die Errichtung der Székler Militärgränze von Alexius Jakab. — Ungarische Dichtungen in deutscher Gestalt von Dr. Gustav Heinrich. — Der Festus-Codex der Corvina von Emil Thewrewk. — Die Geographie in Ungarn. — Die Bibliothek des Johann Vitéz von Dr. Wilh. Fraknói. — Die „Literatur-Rubrik“, bringt Besprechungen zweier ungarischen Werke: der „Verschwörung Wesselényi's und seiner Genossen“ von Julius Pauler, und der „Geschichte der Buchdruckerkunst in Ungarn, 1472—1877“ von Aladár Ballagi.

Schon diese selbständigen Artikel weisen eine Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes auf, welche höchsten Lobes würdig ist. Pulszky's Artikel wird vielen Lesern willkommen sein, da er ein umfassendes Bild des ungarischen Nationalmuseums und seiner reichen (besonders auch für Alterthumsforscher und Naturhistoriker wichtigen) Schätze giebt, und so auf Manches aufmerksam macht, was vielleicht außerhalb Ungarns noch nicht genügend bekannt oder beachtet ist. Sehr interessant ist ferner Dr. Marczali's Artikel über das Verhältniß Preußens zu den ungarischen Ständen im Todesjahre Kaiser Josef II. und während der Regierungszeit seines Nachfolgers. Die Darstellung Marczali's ruht durchwegs auf sehr werthvollem, bisher in dieser Richtung nicht verwertheten handschriftlichem Material und hat z. B. die interessante Thatsache ans Licht gefördert, daß im Zusammenhange der über die Zukunft Ungarns zwischen den ungarischen Magnaten und der preußischen Regierung gepflogenen Unterhandlungen unter Anderem Herzog Karl August von Weimar zum König von Ungarn ausersehen gewesen ist. Man denke sich doch, der Herzog Goethe's und Schiller's und der anderen deutschen Geistesheroen — als König von Ungarn!

Das meiste Interesse für das größere Publikum dürfte unstreitig Professor Heinrichs Artikel haben. Derselbe bespricht die jüngsten deutschen Übersetzungen ungarischer Dichter: die neueste Petőfi-Übersetzung von Lad. Neugebauer, die Übertragung des Petőfi'schen Märchens „Held János“ von J. Schnitzer, die Übersetzungen der Wiener „Tieskuren“, besonders des Vörösmarty'schen „Eserhalom“ von Faust Pachler und die jüngsten Volkslieder-Übersetzungen des unermüdlichen K. M. Kertbeny, welche derselbe unter dem Pseudonym Karl Borromäus von Benkő veröffentlicht hat. Die allgemeinen Grundsätze wie die einzelnen Urtheile dieser Besprechung können wir als durchaus richtig bezeichnen. Professor Heinrich wendet sich besonders gegen den sclavischen Begriff der „Treue“, wie ihn die Übersetzer aus dem Ungarischen gefaßt haben, welche meinen, die ungarischen Wörter mit den lexicalisch entsprechenden deutschen Wörtern wiedergeben zu müssen, und dringt auf eine Reproduction des Geistes, der Stimmung, der eigenartigen Färbung des Originals, wie dies z. B. Freiligrath, Geibel, Heyse u. a. deutsche Meister der Übersetzungskunst in so meister- und musterhafter Weise erreicht haben. Ebenso entschieden wendet er sich gegen die übertriebenen sprachlichen und formellen Freiheiten, von denen die meisten Übersetzer aus dem Ungarischen Gebrauch machen, — Freiheiten, welche weit über das Maß des Gestatteten und Erträglichen, geschweige des Schönen hinausgehen. „Der Übersetzer — sagt Heinrich, Seite 73, sehr richtig — hat einer doppelten Pflicht zu genügen: die eine bindet ihn dem Original gegenüber, daß er im vollsten und edelsten Sinne treu wiedergeben soll; die Weltanschauung des Dichters, sein Stil, das Colorit seiner Dichtungen, der Charakter seines Wesens — Alles muß der fremde Leser in der Nachdichtung wiederfinden. Die zweite Pflicht des Übersetzers bindet ihn seinem Volke gegenüber: was er schafft, ist ein literarisches Product und muß in Sprache, Stil und Form auf dem Niveau der literarischen Bildung seines Volkes und seiner Zeit stehen. Nicht nur die Meister, auch die Gesellen der deutschen Übersetzungskunst sind sich dieser ihrer zwiefachen Pflicht bewußt und suchen derselben zu entsprechen. Die Übersetzer aus dem Ungarischen haben wiederholt diese ihre Doppelpflicht verletzt. Ein ganz falscher Begriff der „Treue“ hat sie zu sclavischen Übersetzern des fremden Wortes gemacht; ein naiver Anspruch auf sprachliche und formelle Licenzen hat ihren Arbeiten den Charakter literarischer Producte benommen. Die Verdeutschungen Geibels, Freiligraths, P. Heyse's, W. Jordan's und zahlreicher Anderer sind werthvolle Bestandtheile der deutschen Nationalliteratur; die Übersetzungen aus dem Ungarischen gehören zum guten Theile in die Abtheilung der literarischen, theilweise der ethnographischen Curiositäten. . . .“ Die Besprechung der einzelnen Übersetzungen, von denen Schnitzer's und Pachler's Arbeiten reiches und wohlverdientes Lob erhalten, Neugebauers Petőfi-Übertragung dagegen recht schlecht wegkommt, ist um so dankenswerther, da sie überall auf die Dichtungen selbst eingeht, deren Entstehung und Stoff behandelt und auch ästhetisch und kritisch sich ausspricht, — letzteres mit viel Geschmack und anerkennenswerther Unbefangenheit.

Die übrigen Artikel des Heftes wenden sich an ein engeres Publikum. Thewrewk's Studie über den Festus-Codex ist ein Beitrag zur Kenntniß der Corvina-Handschriften und zugleich zur Kritik des Festus selbst. Der Verfasser ist, wie aus einem Nachworte der Abhandlung ersichtlich, mit einer umfassenden Arbeit über Festus beschäftigt, die um so werthvoller zu werden verspricht, da Professor Thewrewk auch den Codex von Troyes (angeblich aus dem neunten Jahrhundert), der bisher beinahe gar nicht beachtet worden, auf das Genaueste collationirt und verwerthet hat. — Alle übrigen Abhandlungen sind historischen Inhalts. Besonderes Interesse dürfte Fraknói's Studie über den Primas Johann Vitéz, den begeisterten und berufenen Apostel der

*) Herausgegeben von Paul Hunfalvy. Zweiter Band, erstes Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Renaissance und des Humanismus in Ungarn, erregen, da aus derselben neuerdings ersichtlich ist, daß die geistige Bewegung des fünfzehnten Jahrhunderts in Ungarn weit tiefere Wurzeln geschlagen hat, als man dies bisher im Allgemeinen annehmen zu dürfen glaubte. Auch Fraknói bereitet ein größeres Werk über Vitéz vor, für welches er reiches, bisher wenig oder gar nicht benutztes handschriftliches Material gewonnen hat.

Die „Sitzungsberichte" selbst erscheinen in wesentlich veränderter, verbesserter Gestalt, welche wir um so mehr willkommen heißen, je mehr wir selbst an dieser Stelle eine Umgestaltung der betreffenden Rubrik in dem nun durchgeführten Sinne empfohlen haben. Während nämlich bisher die einzelnen wissenschaftlichen Institute und innerhalb derselben die einzelnen Vorträge einfach in chronologischer Folge neben einander gestellt waren, wodurch die verschiedenartigsten Stoffe und Fragen bunt und zusammenhanglos aneinander gereiht wurden: ist jetzt das gesammte Material nach folgenden vier Gruppen geordnet: 1. Philologie und Sprachwissenschaft. 2. Geschichte und Geographie. 3. Naturwissenschaften. 4. Kisfaludy-Gesellschaft (schöne Literatur). Innerhalb dieser einzelnen Rubriken ist das in den verschiedenen Vereinen und gelehrten Gesellschaften zur Behandlung oder zum Vortrage gebrachte Material ansprechend und geschmackvoll bearbeitet und zu einem abgerundeten Ganzen vereinigt. Freunde von Petöfi's Leben und Dichten machen wir auf den Bericht über die Kisfaludy-Gesellschaft aufmerksam, in welchem sehr interessante und ganz neue Daten über das Jugendleben des genialen Freiheitsdichters und Freiheitskämpfers mitgetheilt sind.

Kleinere Mittheilungen — hier eine treffliche französische Übersetzung der jüngsten Arany'schen Ballade „Bahrgericht" (von Amad. Saissy), desselben Gedichtes, das auf Seite 174 auch in deutscher Übertragung (von Ad. Dux) mitgetheilt ist, — und die Revue ungarischer Zeitschriften schließen das überaus reiche Heft, mit welchem die „Literarischen Berichte aus Ungarn" ihren zweiten Jahrgang in vortrefflichster Weise eröffnet haben.

Mancherlei.

Das im „Mag." jüngst (Nr. 14) besprochene Buch von Miß Helen Zimmern: Gotthold Ephraim Lessing. His life & his works, wird in autorisirter deutscher Übersetzung in der Literarischen Anstalt in Celle erscheinen.

---

v. Wurzbach's biographisches Lexikon. Der eben ausgegebene sechsunddreißigste Band reicht von Sonnleithner bis Stadelmann. Zwölf genealogische Artikel mit dreizehn Stammtafeln, 310 Einzelbiographien bilden den wieder so reichen Inhalt dieses Bandes, aus dem besonders hervorzuheben sind als wichtig für die österreichische Kunst- und Literatur-Geschichte die Artikel Sonnleithner (Musik), Spaun (mittelhochdeutsche Literatur), Springer (Historik), Stache (Architektur), sowie als wichtig für die Adels- und politische Geschichte die Artikel Spaur, Speckbacher, Spleny, Spork und Springenstein. Die Arbeit über die Spork's, namentlich über den Humoristen Grafen Franz Anton, gehört zu den sorgfältigsten und anziehendsten, die der ebenso geistreiche als gelehrte Verfasser je geliefert.

Eine socialphilosophische Weltgeschichte. Theophilo Braga, ein portugiesischer Gelehrter von Ruf, will demnächst mit einer „Historia univers l esboço de sociologia concreta" hervortreten. Er will in derselben, wie er in seinem Programm sagt, alle Specialarbeiten der Archäologie, Ethnologie, Linguistik, Mythographie, Geschichte und Philosophie, ohne sich auf Polemik einzulassen, resümiren und die positiven Resultate derselben entsprechend gruppiren. Er will in seinem Werke alle solche Ereignisse, welche nicht zu einem wirklichen durch die Humanität vollzogenen Fortschritt geführt haben, unberücksichtigt lassen und so die Weltgeschichte auf das nothwendig Wissenswerthe beschränken. Das Werk soll in drei Bänden behandeln 1) die turanische und semitische Civilisation; 2, die arianische und indoeuropäische Civilisation; 3) die moderne Civilisation.

Wenn Deutschlands Geschichte selbst der deutschen Nation wenig bekannt ist, so kann man sich nicht wundern, wenn Ausländer oft die sonderbarsten Ansichten darüber verlauten lassen. So bespricht die Nummer der „Academy" vom 11. Mai die Schrift des Divisionspfarrers Rocholl „Der große Kurfürst von Brandenburg im Elsaß 1674—75" (Straßburg, Trübner) und redet dabei spöttisch von der „Entdeckung eines deutschen Patriotismus in Straßburg vor zweihundert Jahren", als wenn es damals nicht auch einen, wenn auch durch die österreichischen Intriguen verwirrten deutschen Patriotismus gegeben und Straßburg nicht Alles gethan hätte, um beim Reiche zu bleiben. Weiter tadelt der englische Kritiker, daß Rocholl die Kurfürsten, Bischöfe 2c., welche sich mit Frankreich eingelassen, als Verräther behandele. Warum aber wir heutzutage weitherziger sein sollten als der Reichstag zu Regensburg, ist nicht einzusehen. Ebenso wenig dürfte der Kritiker Recht haben, wenn er den Rheinbund eine „alte deutsche Einrichtung" nennt, da doch die rheinischen Bündnisse erst nach dem dreißigjährigen Kriege hauptsächlich auf Anregung des Mainzer Hofes entstanden. Falsch ist es auch, das Bündniß des großen Kurfürsten mit Frankreich auf eine Linie mit den Praktiken jener Reichsverräther zu stellen, da ihn nur die bitterste Nothwendigkeit dazu gezwungen hatte und er hart genug in seinem Gemüthe daran trug. Endlich irrt sich der Kritiker auch, wenn er die Ansprüche Brandenburgs auf Pommern private nennt. So könnten sie allenfalls heißen, wenn Pommern in deutschen Händen gewesen wäre; aber die Mündungen der Oder waren in schwedischen Händen und der große Kurfürst, der selbst in einem Manifest es ausgesprochen hatte, daß Deutschland so lange zu Boden liegen müsse, wie seine vier großen Ströme fremde Ketten trügen, vertrat mit Selbstbewußtsein ein allgemein deutsches Interesse. Im Übrigen wäre es gut, wenn die Engländer selbst sich ein wenig mit dem großen Kurfürsten beschäftigten, dem sie, bis auf die „glorreiche Revolution", mehr verdanken, als ihre Historiker zu erzählen pflegen.

H. H. . g.

„Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Süd-Afrika". Lady Barker's, der Verfasserin von „Stationsleben in Neuseeland" neuestes Buch ist, vortrefflich übersetzt von Auguste Scheibe, im Verlag von A. Hartleben in Wien vor kurzem erschienen.

O. S. S.

Punch Brothers, Punch! and other Sketches, by Mark Twain, enthält außer der Titelskizze noch eine Anzahl anderer charakteristischer Darstellungen voll von des Verfassers besonderem Humor, wie An Encounter with an Interviewer, The Loves of Alonzo Fitz Clarence, The Canvasser's Tale, Map of Paris, Random Notes of an Idle Excursion u. s. w.

Swinburne's Atalanta in Calydon ist in das Deutsche übersetzt von Graf Albrecht Wickenburg. (Academy.)

Ein neuer Band Gedichte von Longfellow ist erschienen, Keramos and other Poems.

Reclam's Universal-Bibliothek bringt in ihrem eintausendzwölften Bändchen Leigh Hunt's „Story of Rimini" in deutscher Umdichtung von Richard von Meerheimb. Wer die unüberwindlichen Schwierigkeiten kennt, denen der Versuch einer treuen Übersetzung des Originals begegnet, der wird dem deutschen Poeten Dank wissen für die geschickte Art, in welcher er unserem Publikum die echt romantische, farbenprächtige Ausmalung der berühmten Dante'schen Verse (Hölle V, 73—142) zugänglich gemacht hat. D. S. S.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Bates: Central-America, West-Indies and South-America. London, Stanford. 21 s.

Dietz: Triumph of love, a mystical poem in Songs, sonnets and verses. London, Allen. 3 s. 6 d.

Fawcett: Free trade and protection: causes which have retarded the adoption of free trade. London, Macmillan. 7 s. 6 d.

Ouida: Friendship: A story. 3 vol. London, Chatto. 31 s. 6 d.

Hamerton: Modern Frenchmen. 5 Biographies. London, Seeley. 7 s. 6 d.

Sanderson: 13 years among the wild beasts of India: their haunts and habits. 4°. London, Allen. 25 s.

Sketchley: Mrs. Brown at the Paris Exhibition. London, Routledge. 1 s.

Stanley: Through the dark Continent: or; the sources of the Nile around the great lakes of Equatorial Africa, and down the Livingstone river to the Atlantic Ocean. Maps and Illustr. 2 vol. London, Sampson Low. 42 s.

Tacitus and Bracciolani: Or, the Annals forged in the 15th century. London, Diprose. 21 s.

Taylor: Flowers; their origin, shapes, perfumes and colours. Illustr. London, Hardwicke. 7 s. 6 d.

II. Französisch.

Castellane, Madgy: Souvenirs de l'armée anglaise en Crimée. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Coppée: Les récits et les elégies. Paris, Lemerre. 3 fr.

Darc: Revanche posthume. Etude conjugale. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Klinkowström: Le comte Jean Axel de Fersen et la cour de France. 2 vols. Paris, J. Didot. 20 fr.

Frebault: La vie de Paris, Guide pittor. et prat. du visiteur. Paris, Dentu. 3 fr.

Kaulbars: Rapport sur l'armée allemande, adressé au Gr.-Duc Nicolas Trad. du russe p. Le Marchand. Paris, Berger-Levrault. 6 fr.

Laprade: Psyché, Odes, Harmodius. Paris, Lemerre. 6 fr.

Maryan: Primavera. Paris, Bray & R. 2 fr.

Menche de Loisne: Essai sur le droit de chasse, sa législation ancienne et moderne. Paris, Maresq ainé. 9 fr.

Michelet: Les soldats de la Révolution. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Prémaire: Vestiges des principaux dogmes chrétiens. Trad. du latin. Paris, Bureau des Annales de Philosophie chrét. 20 fr.

Revue de Géographie: Dirigée p. Drapeyron. Paris, Ch. Delagrave. 1. année. 28 fr.

Rohrbacher: Histoire universelle de l'eglise catholique. 12 vols. Paris, Palmé. (Preis noch unbekannt.)

Ruelle: Essai d'une bibliographie générale de la Gaule. Paris, Impr. Chamerot. 20 fr.

Selle: Cours de minéralogie et de géologie. T. I. et atlas. Paris, Dejey & Co. 25 fr.

Zaccone: La vie à outrance. Paris, Dentu. 3 fr.

Ergebene Bitte!

Mit den Vorarbeiten zu meinem Buche „George Sand: Ihr Leben und Wirken" beschäftigt, erlaube ich mir, an alle Collegen, die Essais oder größere Artikel oder Broschüren über G. S. geschrieben, an alle Redacteure, die derlei eingerückt und an alle Verleger, die derlei, sowie deutsche Übersetzungen von G. S.'schen Werken veröffentlicht haben, endlich an alle Personen, welche von G. S. Briefe u. dgl. besitzen, die höfliche Bitte zu richten, mir all' diese Dinge auf einige Zeit leihweise zu überlassen. Auch wäre ich Jedermann, der sich der persönlichen Bekanntschaft der berühmten Dame zu erfreuen gehabt hat, ganz besonders verbunden für freundliche Mittheilungen über interessante Züge aus dem Verkehr mit ihr. Auch sonstige Nachrichten, Meinungsäußerungen, Winke, u. s. w. werden mir — von welcher Seite immer sie auch kommen mögen — sehr willkommen sein. Da meine Arbeit das erste größere Werk über G. S. sein wird und da ich es natürlich nicht unterlassen werde, in der Vorrede, im Quellen-Index und im Text meines Buches die mir zutheil gewordene Hilfe gebührend anzuerkennen, hoffe ich, daß meiner ergebenen Bitte in recht ausgedehnter Weise entsprochen werden wird. Ich werde nicht ermangeln die Sendungen nach erfolgter Benutzung gewissenhaft zurückzustellen. Alle Sendungen und Zuschriften sind zu adressiren: „Monsieur Em. Peroner (für mich), 89, Rue Dunkerque, Paris." Herzlichen Dank im vorhinein.

London, Mitte Juni. Leopold Katscher.

„One of the greatest geographical discoveries of the age." — *Spectator.*

NOW READY,

MR. STANLEY'S NEW BOOK,

THROUGH
THE
DARK CONTINENT.

THE SOURCES OF THE NILE.
AROUND THE GREAT LAKES
AND DOWN THE CONGO.

In 2 vols. demy 8vo. cloth extra, with 150 Illustrations, 2 Portraits of the Author, and 10 Maps, price 2£ 2s (= Mk. 42).

Times. — „Stanley has penetrated the very heart of the mystery of African geography... He has opened up a perfectly virgin region."
Athenæum (First Notice). — „This most fascinating and instructive narrative of travel and adventure."
Standard. — Will increase the writer's reputation.... A great and triumphant expedition."
Globe. — „The work affords a splendid insight into a hitherto unknown region, and is full of exciting adventure, curious incidents, and valuable information."
Daily Telegraph. — „This swiftly written record of a marvellous and triumphant exploration — a journey which, as the President of the Geographical Society said last monday, marks out Mr. Stanley as one of the most daring of explorers and most observant of travellers — presents many sides to the reviewer."
Times. — „We need not insist on the vast importance of the magnificent waterway (the Congo) thus thrown open."
The *Liverpool Mercury's* London Correspondent says: „I tell you that no sensational novel ever written is more enthralling than „Through the Dark Continent". It is one of the most wonderful records of travel, that ever I had the fortune to come across, and reads more like a romance of the old adventurous times than the story of a nineteenth century exploration."
Sheffield Independent. — „They stand forth as books of pure travel and adventure; and as such they possess an exciting interest which does not often appertain in these days to the works of explorers."
Liverpool Daily Post. — „It is impossible to recount even the different kind of adventures through which Stanley went in his journey right across Africa. Every day brought its danger from natives or nature... The deeds which his book communicates are such as may make us feel that the adventurous spirit of the English race beans as brightly as ever it did in the Elizabethan age."

ILLUSTRATIONS.

These, about 150 in number, thoroughly illustrate the adventures and incidents of the journey, and the nature of the countries traversed.

The ten Maps will also be found very complete.

London:
SAMPSON LOW, MARSTON, SEARLE & RIVINGTON. (133)

Stanley's Reise durch Afrika.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

DURCH DEN DUNKELN WELTTHEIL

oder

Die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem Atlantischen Ocean

von

HENRY M. STANLEY.

Zwei Bände. Mit Karten und Abbildungen.

Erster Band.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Selten ist ein Werk mit so grosser Spannung erwartet worden wie das von Stanley veröffentlichte über seine weltberühmte Reis durch Afrika. Hat doch dieser kühne, energisch ausdauernde Forscher von dem wichtigsten Mysterium des „dunkeln Welttheils" den Schleier gelüftet und damit, wie Dr. Petermann sagt, tausendjährige Bemühungen zu einem gewissen Abschluss gebracht. Das Werk entspricht in jeder Hinsicht den hochgespannten Erwartungen und ist reich ausgestattet mit orientirenden Karten wie mit höchst originellen und vorzüglich ausgeführten Abbildungen in Holzschnitt. Um das Erscheinen der deutschen autorisirten Ausgabe nicht zu verzögern, legt die Verlagshandlung hier den ersten Band vor, dem der zweite binnen kurzem folgen wird. (134)

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in Leipzig erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (135)

Die Grenzboten.
Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8.
Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 26 enthält folgende Artikel: Darwinismus. Religion, Sittlichkeit. Von Hr. — Die neueste Art, Gedichte zu erklären. Von M. A. — Die Pariser Weltausstellung. Der Trocadero. Von Adolf Rosenberg. — Literatur. Ludw. Bamberger, Socialismus. — Leopold v. Ranke, Die römischen Päpste, 7. Auflage. — Die Volksausgabe von Fr. Reuter's Werken. Oscar Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, neue Folge. — Emil Franzos, Aus Halbasien. Vom Don zur Donau. — K. Baedeker, Paris, 9. Auflage.

Die Nummer 24 vom 16. Juni der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI,** welche in Florenz erscheint, enthält: (136)

La diminuzione del Macinato. — I proposti accordi internazionali contro il Socialismo. — Il voto della Camera francese sul Trattato di commercio con l'Italia. — L'esame di licenza liceale è difficile? — Corrispondenza da Vienna. — Corrispondenza da Venezia. — Il Parlamento. — La Settimana. — Una poesia del secolo X. — Il carteggio dell' abate Galiani. — P. A. Curti: Livia Augusta. — Grano e cereali inferiori, Lettera ai Direttori (*Jac. Moleschott*). — Italiani nelle prigioni turche, Lettera ai Direttori (*X*). — Bibliografia: Letteratura e Storia. *Pietro Vigo*, Le Danze Macabre in Italia. Studi. — Commercio. *Giuseppe Solimbergo*, Della navigazione e del commercio nelle Indie orientali. — Scienze naturali. *A. De Quatrefages*, La specie umana. — Notizie. — Di una supposta inesattezza di Goethe. — Notizie varie. — Articoli che riguardano l'Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri. — Riviste inglesi.

Nr. 25 vom 23. Juni enthält:

I Tutori dei Comuni. — Le Scuole normali superiori per le donne. — La Corte dei Conti. — Le lotte dei lavoratori. — Lettere militari. Le corazzate attuali e le navi dell' avvenire (*M.*). — Corrispondenza da Foggia: La malaria in Capitanata. — Il Parlamento. La Settimana. — H. Taine (*P. Villari*). — F. Verdinois: Racconti di Picche. — Macinato e Pellagra, Lettera ai Direttori (*C. Lombroso*). — I Licei e gl' Istituti Tecnici, Lettera ai Direttori (*A. H.*). — Bibliografia: Libri per fanciulli. *I. Baccini*, Favole e Cose vere dichiarate da una mamma ai suoi figliuoli; I piccoli Viaggiatori: Viaggio nella China. — Letteratura e Storia. Prof. *Licurgo Pieretti*, Scritti filologici e letterari; *W. E. H. Lecky*, A history of England in the eighteenth century (Una Storia dell' Inghilterra nel 18° secolo). — Scienze naturali. *Rinaldo Ferrini*, Elettricità e magnetismo. — Notizie. — Riviste italiane. — Articoli che riguardano l'Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri. — Riviste francesi.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Nachtrag
zur **zweiten** Auflage von: (137)
Akademische Vorlesungen
über
Indische Literaturgeschichte
von
Albrecht Weber.

Gr. 8. geh. Preis 60 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz & Gossmann) in Berlin.

In unserem Verlage wird demnächst erscheinen: (138)

Deutsche Mythologie
von
Jacob Grimm.
Vierte Ausgabe
besorgt
von
Elard Hugo Meyer.
Dritter Band.
(Schluss.)

gr. 8. geh. Preis 12 Mark.

Ferd. Dümmlers Verlags-Buchhandlung
(Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Gossmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Charlottenstr. 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 13. Juli 1878. [Nº 28.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Hillebrand's Profile.

Die neueste Sammlung von Hillebrand's Essays*) ist, so vielfache Beziehungen im Einzelnen auf deutsche Verhältnisse auch darin vorkommen, im Wesentlichen der ausländischen Literatur gewidmet. Es ist ja einer der Hauptvorzüge des Verfassers, daß er in mehreren Culturgebieten gleich sehr zu Hause ist, ein Vorzug, den wie er wohl kein zweiter Schriftsteller unserer international so eng verbundenen Zeit besitzt. Im Vordergrund steht freilich immer Frankreich, wo Hillebrand sein halbes Leben zugebracht hat und an das ihn seine „französische Geschichte“ mit neuen Banden fesselt.

So ist denn auch die Ausbeute der „Profile“ in Bezug auf Alles, was französische Literatur und Geistesleben angeht, am größten. Und zwar wird Rabelais nächst Thiers die eingehendste Charakteristik zu Theil. Es gehört der dem französischen Satyriker gewidmete Essay zu den anregendsten der ganzen Sammlung, obwohl wir uns mit der darin vorherrschenden Auffassung und Schätzung des Schriftstellers nicht einverstanden erklären können. Wir hätten gewünscht, daß Hillebrand, statt so einseitig, wie er es thut, die unleugbare Breite und Langweiligkeit großer Partien in Rabelais' Werken hervorzuheben, darauf aufmerksam gemacht hätte, wie die unerschütterliche Geduld im Verweilen bei Nebenumständen, die Länge der Aufzählungen äußerer Details, welche bisweilen in eine wahre Aufzählungsmanie ausartet, für die mittelalterlichen Romane, namentlich die französischen, bezeichnend ist. Man kann dem gegenüber nur Eins von beiden annehmen: entweder jene Zeiten fanden eine gewisse Befriedigung daran, sich an einer Unzahl von Einzelheiten zu weiden, und sahen Witz in dem was wir für fade halten; oder man fühlte wirklich das Bedürfniß, sich zu langweilen. Dies letztere ist so paradox nicht, als es auf den ersten Blick scheint: ein Theil jener Literatur ist höchst würzig, ja raffinirt, und rief offenbar das Verlangen, sich auszuruhen, hervor. Ja, man kann sich den Grad des Erfolges, den manche neuere französische Romane davongetragen haben, z. B. Volupté von Sainte-Beuve, oder Salammbô von Flaubert, noch jetzt kaum anders erklärlich machen. Denn wenn man auch annehmen will, daß die Verfasser den pädagogischen Nebenzweck verfolgten, ihre Landsleute an Geduld zu gewöhnen, so mußten sie doch immer voraussetzen, daß diesem ein gewisses Bedürfniß ihrer Leser entgegenkam. Jene mittelalterliche Weitschweifigkeit aber blieb allen Literaturen mit alleiniger Ausnahme der italienischen bis zum sechzehnten Jahrhundert eigenthümlich. Außerhalb Italiens, wo man sich von der classischen Einfachheit nie ganz entfernt hat, brach zuerst Cervantes mit der alten Tradition, die sich in Deutschland sogar bis in's achtzehnte Jahrhundert erhalten hat, und von der der englische Roman sich selbst in bedeutenden Erscheinungen der Neuzeit noch nicht frei zu halten weiß. Auch über den zweiten Fehler, welchen Hillebrand dem Pfarrer von Meudon nicht verzeihen kann, möchten wir anders urtheilen. An Schriftstellern, die an Unanständigkeiten Gefallen finden, hat es zu keiner Zeit gefehlt, ebensowenig wie an einem Publikum, welches ihre Produkte sucht. Ob aber die auf Unterhaltung berechnete Unanständigkeit, die Zote mit einem Wort, mehr oder weniger verhüllt vorgetragen wird, macht doch für die Sache wenig Unterschied, zumal Damen, die der Verfasser mit Recht nicht von dieser Lectüre ausgeschlossen wünscht, das Verhüllte gerade sehr gut zu verstehen pflegen. Einiges ferner muß in dieser Beziehung doch auch auf Rechnung der Zeit gesetzt werden, obwohl selbst noch in unserem Jahrhundert Rabelais in nackter Natürlichkeit übertroffen worden ist. Denkt man jedoch an Aristophanes' Lysistrata und die Thesmophoriazusen, an die griechische Anthologie oder gar an Petron und die römische Anthologie, so erscheinen z. B. die bekannten einsilbigen Antworten des Klosterbruders als Zeugnisse jungfräulicher Schamhaftigkeit, keineswegs aber weniger witzig als die classischen Muster dieser Gattung.

Dem literarischen Werth des Essays über Rabelais thut es übrigens keinen Eintrag, daß er nach einer Seite hin zu weit geht. Und wenn wir zum Widerspruch aufgefordert werden, so werden wir doch zugleich angeregt. In der Anregung besteht aber die Hauptaufgabe des Essayisten, der keineswegs den Beruf hat, über seinen Gegenstand allseitig zu belehren, sondern im Gegentheil eine oder einige Seiten an demselben hervorzuheben. Auch soll er nicht ganz objectiv sein, wie Jemand, der eine Abhandlung schreibt, sondern Sympathie oder Antipathie erregen. Verfällt er dabei in eine kleine Übertreibung, so ist das Übel nicht groß; vorausgesetzt daß er nur einseitig bleibt und nicht der Wahrheit entgegentritt. Wer wollte z. B. dem bekannten Essay Macaulay's über Friedrich den Großen, so entschieden er auch übertreibt, seinen Werth absprechen? Haben doch neuere Forschungen einige der am meisten auffälligen und mit der traditionellen Darstellungsweise des großen Königs im direktesten Widerspruch stehenden Behauptungen des englischen Historikers bestätigt.

Das Profil Rabelais' ist übrigens der einzige Essay dieser Sammlung, welcher unserer Meinung nach in eine gewisse Einseitigkeit verfällt, darum aber nicht minder werthvoll ist, weil er uns gerade die eine oder die andere Eigenthümlichkeit des großen Satyrikers genauer in's Auge zu fassen zwingt. Wir möchten unter den übrigen, die sich auf Frankreich beziehen, dem über Thiers die Palme zuerkennen, namentlich was die Form angeht, denn die äußerst günstige Auffassung des französischen Staatsmannes werden nicht Alle theilen. Selbst eine französische Stimme

*) Karl Hillebrand, Zeiten, Völker und Menschen. Vierter Band: Profile. Berlin, 1878. R. Oppenheim.

hat anerkannt, daß Hillebrand's Aufsatz die bedeutendste literarische Production ist, welche der Tod Thiers' hervorgerufen hat. Dies Urtheil hat um so mehr Gewicht, als dem Verfasser gerade in Frankreich nicht leicht freundliche Anerkennung für seine schriftstellerischen Leistungen zu Theil wird.

Die Zeit Louis Philippe's ist überhaupt am reichsten vertreten. Einem speciellen Bedürfniß kommt hier die Biographie Balzac's entgegen, der unter den bedeutenden Schriftstellern des modernen Frankreich von der Literaturgeschichte am stiefmütterlichsten behandelt worden ist. Hillebrand's Lebensbeschreibung ergänzt gewissermaßen die beiden Abhandlungen, welche Henry James in seinen „French Poets and Novelists" fast gleichzeitig dem französischen Dichter gewidmet hat. So fein aber die Beobachtungen des amerikanischen Kritikers in Bezug auf die Art seines künstlerischen Schaffens und den literarischen Werth seiner Werke sind, so ist es ihm doch nicht gelungen, eine lichtvolle Darstellung seines Lebens zu liefern. Der deutsche Essayist dagegen führt uns den Menschen Balzac inmitten der unendlichen Mühen und Schwierigkeiten vor, die ihn doch nicht verhinderten, so zahlreiche Meisterwerke der Romanschreibung zu schaffen. Charakteristisch ist, daß die Biographie des Schriftstellers einen ebenso bedeutenden Beitrag zur Geschichte der socialen Verhältnisse seiner Zeit darbietet, wie seine Werke. Diesen Umstand läßt Hillebrand ebenso geschickt hervortreten wie den merkwürdigen Widerspruch, der zwischen dem scheinbaren Leichtsinn und der wirklichen Tiefe des französischen Wesens besteht und durch den das Individuum Balzac ebensosehr gekennzeichnet wird, wie die Nation im Ganzen. Er knüpft hieran eine feine Betrachtung über die „unbegreifliche und unergründliche Natur" der Franzosen. Balzac selbst hat den Charakter dieser Nation in wenig Sätzen nach einer Seite hin unübertrefflich gezeichnet: „wir sind heiter und witzig, und vollbringen erhabene und tiefe Dinge. Wir hassen die Langeweile, aber wir haben darum nicht weniger Gemüt."

Jedoch es würde uns zu weit führen, wollten wir auch nur in flüchtigen Umrissen den Gewinn hervorheben, welchen die Kenntniß französischer Literatur aus den acht Essays, die ihr gewidmet sind, schöpfen kann. Wir möchten nur noch auf den Aufsatz hinweisen, der eigentlich kein „Profil" ist, sondern in Anknüpfung an Taine die Frage der verschiedenen geschichtlichen Methoden erörtert, eine Frage, die in diesem Augenblick namentlich in Deutschland wieder brennend geworden ist.

Auch die Studien, welche zur italienischen Geschichte von der Renaissance bis auf die Gegenwart in Bezug stehen, bieten des Interessanten und Belehrenden Viel. Merkwürdig ist in dem Charakterbild Gino Capponi's, welches dadurch eine besondere Frische gewonnen hat, daß die persönlichen Eindrücke des Verfassers die Hauptzüge dazu geliehen haben, das Urtheil, welches der greise Florentiner über die mit der Wahl Rom's zur Hauptstadt verbundenen Gefahren gefällt hat. Gino Capponi scheint gefürchtet zu haben, der Vatican könne die geistige Herrschaft über das junge Königreich an sich reißen, wenn es sich direct dem Einfluß der römischen Atmosphäre aussetzte. Die Bedeutung dieses Einflusses faßt jedoch der lebensfähige Theil der italienischen Nation zu scharf in's Auge, als daß daraus eine wirkliche Gefahr entspringen sollte, selbst wenn die Theorien Curci's vom Vatican in Praxis gesetzt würden.

Vergleicht man die Form der Darstellung und Composition in den Profilen mit den früheren von Hillebrand veröffentlichten Sammlungen ähnlicher Art, so läßt sich der Fortschritt im Aufbau des Essays nicht verkennen. Wie schwer diese Kunst ist, geht schon daraus hervor, daß so wenig wirklich gelungene Essay's existiren, so Viele sich auch daran versucht haben. Namentlich Deutschland hat auf diesem Gebiet noch immer nicht viel Bedeutendes aufzuweisen. Man glaubt bei uns noch vielfach, daß eine schwerfällige Abhandlung etwas Schwierigeres, Höheres, Vornehmeres sei als ein graziöser Essay. Gerade das Gegentheil ist die Wahrheit. Die gleiche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Sammlung des Materials vorausgesetzt, giebt der Schreiber von Abhandlungen das Material als solches, während der Essayist jetzt erst an die höhere Arbeit geht, das Material in Form zu verwandeln. Kein zweiter Deutscher hat dem Franzosen Sainte-Beuve, dem Meister auf diesem Gebiet, die kunstvolle Behandlung der Form besser abgelauscht als Hillebrand, namentlich die Leichtigkeit, ja Unvermerktheit des Übergangs vom äußeren Anlaß zu der selbständigen Ausführung einer Seite des Gegenstandes; eine Schwierigkeit, an der die Meisten scheitern.

England.

Grenville-Murray: Die heutigen Russen.*)

Wenn auch der Autor des Buches sich auf dem Titelblatt nicht nennt, so glauben wir doch keine Indiscretion zu begehen, wenn wir seinen Namen verrathen: es ist Herr Grenville Murray, dessen amüsante Skizzen über das gesellschaftliche Leben in Frankreich vor einiger Zeit in den Spalten des „Magazin" besprochen worden sind. In dem vor uns liegenden Bande bezweckt der Verfasser dasselbe für Rußland zu thun, was er für Frankreich gethan hat, aber, wie der Erfolg zeigt, ist ihm dies nicht gelungen. Paris ist wohl Frankreich, aber Odessa kann keineswegs für Rußland genommen werden und nur von Odessa, woselbst er bis vor wenigen Jahren Consul war, und der unmittelbaren Umgebung der Stadt kann er aus eigener Erfahrung sprechen. Sowie er uns weiter nach Norden führt, fühlen wir, daß seine Schilderungen nur auf geringer persönlicher Erfahrung und öfters auf bloßem Hörensagen beruhen. Interessant ist es, sein Buch zu vergleichen mit Mackenzie Wallace's vortrefflicher Monographie über das Czarenreich.**) Während die gemäßigten und unparteiischen Angaben des Letzteren uns Vertrauen einflößen, erregen die Schilderungen Murray's, wie glatt sie ihm auch aus der Feder fließen, unwillkürlich unser Mißtrauen. Wir merken, daß er uns nur Zeitungswaare bietet, die mehr die Belustigung als die Belehrung des Lesers im Auge hat.

Sobald wir uns dies jedoch klar gemacht und wenn wir außerdem nicht vergessen, daß der Verfasser sein Bild des russischen Lebens mit einer in Gift und Galle getauchten Feder gezeichnet hat, werden wir das Werk so unterhaltend und lesbar finden wie Alles, was Herr Murray schreibt, und indem wir seine absichtlichen Übertreibungen als solche erkennen, einen Einblick in das öde Scheinwesen des gesellschaftlichen Lebens Rußlands gewinnen.

Als Motto stellt Herr Murray seinem Buche den Vers des Horaz (Buch 3. Ode 4) „Vis consili expers mole ruit sua" voran und giebt uns hiermit den Schlüssel zu seiner Auffassung über Rußland und dessen Zukunft. Wenn wir aber seine Beschreibung

---

*) The Russians of to-day by the author of the Member for Paris etc. London. 1878. Smith, Elder & Co.

**) Siehe Magazin, 1877. Nr. 17—19.

gelesen haben, wundern wir uns nicht so sehr darüber, daß, ihm zufolge, Rußland unvermeidlich in Stücke gehen muß, sondern vielmehr, daß es bis heute Bestand gehabt, daß es überhaupt jemals zusammengehalten hat: solcher Art ist das Bild von Verwirrung, Corruption und Mißregierung, das sich unseren Augen darstellt. Sowie jedoch der Verfasser es aufgiebt, sogenannte Thatsachen zu constatiren und aus ihnen Folgerungen zu ziehen, wird er entschieden belustigend und lesbar. Sein Buch beginnt mit der Skizze eines gewissen Fürsten Wiskoff, des Typus eines russischen Edelmannes, wie wir ihn in den Romanen Turgeniew's kennen gelernt haben. Nachdem er Jugend und Geld in Paris vergeudet hat, kehrt er auf die ruinirten väterlichen Güter zurück, ohne einen Kopek, ohne Beschäftigung und mit all der nöthigen Zeit, um sich gründlich zu langweilen. Der Fürst ist kein unintelligenter Mann, aber er ist durch Armut und Trägheit stumpf geworden, auch hat die Emancipation der Leibeigenen seine Lebensanschauungen verwirrt. Er und seine Gemahlin verbringen ihre Zeit gähnend in dem verfallenen Schlosse, ihre einzigen Gäste sind der Dorfpope, der die Kinder unterrichtet, und der Landagent, der mit dem Fürsten Wodki trinkt und Ecarté spielt. Der Fürst ist Trinker und Spieler, die Fürstin liegt den ganzen Tag auf dem Sopha und liest französische Romane. Was Wunder daher, daß in einer solchen Aristokratie weder Kraft noch Mark steckt, und leider scheint es, daß wie Fürst Wiskoff so Tausende seiner Standesgenossen ihr Leben verbringen. Das Dorf, dessen unumschränkter Gebieter er einst war, ist ein Haufen elender Hütten, bewohnt von einem schmutzigen Volke, das zur Arbeit zu unwissend oder zu faul ist. Da in der Zeit vor der Emancipation der Leibeigene sein Loos durch anhaltende Arbeit nicht zu bessern pflegte, so hat er gegen jegliche Anstrengung Widerwillen gefaßt und, als er frei wurde, zog er natürlich den Schluß, daß die Zeit des Arbeitens nun vorüber sei; bei diesem Schlusse ist er seitdem hartnäckig stehen geblieben und das Resultat ist unheilvoll für ihn wie für den Staat. Besser sehen die Dinge in den Gemeinde-Dörfern aus, die einem „Mir" zugehören, obwohl dasjenige, welches der Autor uns als Beispiel vorführt, unter bedenklichen Mißbräuchen leidet. Glücklicherweise jedoch erfahren wir durch Herrn Wallace, daß nicht alle diese Dorfgemeinden in die Hände geldgieriger Schulzen gefallen sind.

Von schwer wiegender Bedeutung ist ferner die Mäßigkeitsfrage, denn was Trunkenheit betrifft, scheint Rußland nicht blos mit England zu rivalisiren, sondern dasselbe sogar zu übertreffen. Überdies ist bei unserem Autor zwischen den Zeilen zu lesen, daß die Unmäßigkeit von der Regierung geradezu gefördert wird, indem sie die Mäßigkeitsvereine als geheime Gesellschaften auflöst. Von den daraus entstehenden Unzuträglichkeiten liefert uns ein Gang durch die Straßen Odessa's ein anschauliches Bild, aber Herr Murray geht entschieden zu weit, wenn er behauptet, daß der Russe von Natur ehrlich ist und erst in den Städten durch absichtliche Ermunterung seitens der Polizei und der Gefängnißdirectoren zum Diebe wird.

Demnächst erfahren wir, auf welche Weise die Russen ihre Feldzüge siegreich zu Ende führen, wie der gemeine Soldat Mühseligkeiten und Entbehrungen erdulden muß, während seine Vorgesetzten in Überfluß und Schlemmerei sich wälzen und daß die wirklich schwere Arbeit des Einexercirens ausschließlich durch Deutsche geleistet wird. All dies ist zweifellos ebenso wahr als gewandt erzählt. Die Kasernen der Hauptstadt können wohl Musterung passiren, aber je weiter sie von St. Petersburg entfernt und dem Auge des Czaren entrückt sind, desto mehr starren sie von Schmutz und Elend, da die für ihre Unterhaltung bestimmten Mittel in falsche Kanäle gerathen.

Was den Czar anlangt, so ist das Urtheil Murray's durchweg ein gerechtes und billiges; denn er sieht ein, daß nicht alle Schuld den Kaiser trifft, wenn er nicht im Stande gewesen ist, seine Unterthanen zur Würde von erwachsenen Personen zu erheben, nachdem Nikolaus dieselben so lange Zeit als Schulkinder betrachtet und behandelt hatte. Die Herrscher civilisirterer Völker, als die Russen sind, werden diese Erfahrung ebenfalls noch machen müssen.

Ausgezeichnet sind die Kapitel, die uns die russische Klerisei, ihre Unwissenheit und Corruption und die fanatischen Secten schildern, welche Politik und fromme Visionen unter einander mengen. Wir ersehen daraus, mit welchen hydraköpfigen Ungeheuern Rußland im Innern noch zu kämpfen hat, ehe es berechtigten Anspruch darauf machen kann, als wirkliche europäische Großmacht betrachtet zu werden. In ebenso anziehender Weise beschreibt Herr Murray die Censur, unter welcher die Presse steht, den officiellen Journalismus und die Schliche, zu denen die Buchhändler ihre Zuflucht nehmen, um die Bücher ins Land zu schmuggeln, die auf dem russischen Index stehen, nichts destoweniger aber von jedem gebildeten Russen gelesen werden. Eine höchst amüsante Skizze ist der russischen Diplomatin gewidmet, die an allen Höfen zu finden ist, obwohl der Gesandtschaft nicht attachirt. Sie berückt die Herzen ältlicher Staatsmänner und giebt angenehme Abendgesellschaften, bei denen Jedermann erscheint, der etwas vorstellt. Sie schreibt unendlich lange Briefe an den abwesenden Gemahl in St. Petersburg, den noch Niemand je zu Gesicht bekommen hat und wahrscheinlich auch nie Jemand erblicken wird.

Sobald aber dem Autor die belustigende Ader ausgeht und er versucht, uns politisch zu belehren, wird er nicht nur langweilig, sondern auch ungenau. Wiewohl wir keineswegs die Glaubwürdigkeit der Anekdoten anfechten wollen, für die er persönlich einsteht, so müssen wir es doch ablehnen, sie als allgemein gültige Beweise zu nehmen. Bei Nationen, und namentlich bei großen Nationen, wie die russische, sollte billiger und verständiger Weise der Schluß vom Einzelnen auf das Ganze keine Anwendung finden. Alles in Allem ist das Buch das Durchlesen werth: es wimmelt von epigrammatischen Blitzen und anschaulichen Zügen. 3.

Frankreich.

Lenormant: Das antike Münzwesen.*)

Der berühmte Sohn eines berühmten Vaters hat soeben wieder ein Werk stattlichen Umfangs — einstweilen zwei Bände von 302 und 481 Seiten, aber es sollen noch mindestens zwei folgen — herausgegeben, welches eine fühlbare Lücke in der Numismatik auszufüllen bestimmt ist. Man staunt billig über die Thatkraft und den Riesenfleiß dieses Forschers und Schriftstellers, der Jahr für Jahr die gelehrte Welt mit den verschiedensten Produkten seiner allseitigen Studien überrascht. Die gelehrte Welt überhaupt, sagen wir, nicht bloß seine Fachgenossen,

*) La monnaie dans l'antiquité, par François Lenormant. Paris, 1878 Lévy.

denn bei dieser Versatilität und Allseitigkeit seines Forschertriebes zählt er seine Fachgenossen auf mehr als einem Gebiete des menschlichen Wissens. Er ist eben so sehr zu Hause in den Geheimnissen der chaldäischen Magie als in der Sprache der ältesten, uralten Völker, die zwischen Euphrat und Tigris, noch vor den Chaldäern, wohnten und dem turanischen Stamme angehörten, er untersucht die Ursprünge und Fortschritte unseres (phönizischen) Alphabets mit derselben Ausdauer und Kenntniß, wie die Münzen der alten Lydier, die Keilinschriften finden in ihm einen ihrer berufensten Interpreten, der zum erstenmal ihre Syllabarien methodisch zusammengestellt und erläutert hat; das Assyrische und dessen Entzifferung liegt ihm ebenso sehr am Herzen als die Reste und Spuren altgriechischen Lebens im Boden der Landschaft Troas; er vertieft sich in die Räthsel und Wunder der ältesten Cultur mit dem Eifer nicht des neugierigen Archäologen, sondern des ernsten Gelehrten, dem sie die ersten und untersten Fundamente des stattlichen Baues sind, welcher die Entwicklung der Welt- und Menschengeschichte zusammengefügt hat. Und jetzt vollends das numismatische Werk, welche die Geschichte und das System der finanziellen Faktoren bei sämmtlichen Völkern der alten Welt zu schildern unternimmt und zweiХанpttheile der Aufgabe bereits absolvirt hat, nämlich den Stoff und das Gesetz in der Münze der alten Völker, d. h. die Composition desselben nach ihrem metallischen Werth und die rechtlichen Normen und Competenzen, unter welchen die Prägung stattfand und die Münze angenommen wurde. Der dritte große Haupttheil, die Münzform, bleibt den folgenden Büchern vorbehalten. Dieses Eintheilungsprincip hat der Verfasser dem Isidorus, Bischof von Sevilla (im siebenten nachchristlichen Jahrhundert) entnommen, und es ist allerdings erschöpfend trotz seiner Einfachheit. Seit dem großen Werk Eckhel's (doctrina numorum veterum), das am Ende des vorigen Jahrhunderts erschien, ist kein ähnliches erschienen, das die ganze Numismatik umfaßte. Man kann also dem neuen Versuch Lenormant's seine Berechtigung nicht absprechen. Auf Eckhel's Spuren sind alle namhaften, sowohl deutschen als französischen Numismatiker gewandelt und auch Lenormant stellt ihn als Ideal für die Behandlung seiner Wissenschaft auf. Aber das Princip thut es hier nicht allein: das Material hat sich seit Eckhel in staunenswerther Weise vermehrt, die Mittel der Reproduction sind zu einer ungeahnten Vollkommenheit gediehen, neue Fundgruben (man denke an die Provinzen und Länder Asiens im weitesten Umfang) haben ihre Schätze gespendet, die Kunstgeschichte hat ihre Normen auch auf die Numismatik übergetragen und vollends die Epigraphik der letzteren ihre mächtige Hilfe geliehen (man denke an die Namen Borghesi und Mommsen!); eine Reihe neuer, von Eckhel noch kaum geahnter Gesichtspunkte (so der sociale und staatsökonomische) haben die Wissenschaft zu einer für die Culturgeschichte äußerst fruchtbaren und ergiebigen gemacht. Alle diese Gründe zusammen lassen den neuen Versuch einer Recapitulation aller für die Wissenschaft wichtigen und maßgebenden Grundsätze und Thatsachen als nicht bloß berechtigt, sondern als höchst wünschenswerth, ja als ein wahres Bedürfniß erscheinen. Zur Bildung praktischer Numismatiker genügt, wie sich der Verfasser durchaus nicht verhehlt, auch sein Buch nicht; so wenig als irgend ein anderes: der sichere Blick kann nur durch Übung und fortgesetzte Anschauung systematischer Münzsammlungen oder künstlicher Reproduktionen gewonnen werden. Doch wird den Lesern des Buches (Gelehrten wie Praktikern) eine Palaeographie der Münzen, welche der Verfasser seinem Werke beizugeben gedenkt, willkommen sein. Das Ganze zerfällt (nach deutschem Vorgang, dem Lenormant sich willig anschließt), in einen systematischen und einen historischen Theil: Jener liegt vor uns in den zwei ersten Bänden; für den zweiten sollen die berühmten Werke zweier deutscher Gelehrten, Mommsen und Brandis („römisches Münzwesen" und „das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien bis auf Alexander den Großen") Muster und Wegweiser sein. (Bei diesem Anlaß sei bemerkt, daß sich das vorliegende Werk durch eine löbliche Unparteilichkeit in der Benutzung des gelehrten Materials auszeichnet: die Forschungen französischer Gelehrter sind durchaus nicht bevorzugt, sondern was nur Nennenswerthes auf numismatischem Gebiet von Fachmännern deutscher und anderer Zunge geleistet worden ist, findet sich beigezogen und verwerthet; ganz besonders ehrenvoll ist aber, so zu sagen auf jeder Seite, der bahnbrechenden Leistungen des „savant Prussien", Mommsen's, gedacht. Auch in der Literatur anderer Branchen als der speciell numismatischen zeigt der Verfasser eine ausgebreitete Kenntniß der ausländischen, speciell der deutschen Leistungen bis auf das Allerneueste herunter; daß Graesse's „Handbuch der Numismatik" wenig Berücksichtigung gefunden hat, das Buch, „voll von Versehen und Irrthümern" — wie Böckh es charakterisirt — wird ihm nicht zu verargen sein.) — Mit Recht bemerkt der französische Gelehrte, daß das Studium der Numismatik (im echten Sinn und nicht als bloße dilettantische und antiquarische Curiosität betrieben) auch seine fruchtbaren Lehren und Warnungen für die Praxis der Gegenwart im Gefolge habe: „Denn alle Münzfragen, welche die moderne Gesellschaft bewegen, sind schon im Alterthum aufgeworfen worden, und man gewinnt hier einen Einblick in die verschiedenen Lösungen, welche vorgeschlagen worden sind. Nirgends finden sich die verhängnißvollen Consequenzen gewisser ökonomischer Fehlgriffe in schärferen Zügen gezeichnet, als in der Geschichte der griechischen und, vor allem, der römischen Numismatik." Für die specielle Wissenschaft als solche bleibt einstweilen als dringendstes Desideratum ein Corpus der griechischen und orientalischen Münzen, mit derselben erschöpfenden Gründlichkeiten und Akribie zusammengestellt wie die großen Sammlungen der griechischen und der römischen Inschriften.

Das erste Buch, Prolegomena, behandelt Fragen allgemeiner Natur, begrenzt das Gebiet, scheidet Verwandtes aus und verbreitet sich über die Vorgeschichte der Münzanwendung. Zuerst kommt zur Sprache der Unterschied der wirklichen und der bloß scheinbaren Münzen (Medaillen), die Coincidenz beider (bei den Festmünzen der Schweiz u. s. w.), der Gebrauch der Medaillen im Alterthum (als officielles Geschenk höherer und höchster Magistrate u. s. w. bei den Römern, als agonistische Denkzeichen bei den Griechen) ihre Typen, Gewicht, (letzteres ist ganz enorm, über die Hälfte eines römischen Pfundes!) Composition; hierauf werden die (besonders den Wassergottheiten gewidmeten, darum meist in Flußbetten und Quellen gefundenen) Weihemünzen behandelt; ihnen folgen die zum Schmuck und Zierrath gebrauchten, ferner die als Amulet oder Talisman dienenden (welche schon früh auch bei Christen eine Rolle spielten, später in die sogenannten Andachtsmünzen sich verwandelten; übrigens scheinen doch die zur erstgenannten Classe gehörenden pag. 41 erwähnten von „67—70 Centimètres! de diamètre" an einem „Druckfehler" zu leiden!), die Contorniaten (mit ihren beiderseitigen Kreisen, ihren Bezügen auf die Circusspiele und ihrem talismanischen Charakter), endlich die Schauspielmarken (von oft haarsträubender Obscönität der Typen) und die Gewerbemarken. Ein zweites Capitel handelt von den verschiedenen Namen der Münze oder ihrer Äquivalente im Alterthum (pecunia, nummus,

moneta, metallum, medolus, medallia u. s. w.), das folgende von der Metallcirculation vor der Erfindung der Münze: Gold-, Silber- und Kupferbarren mit bestimmten, oft bezeichneten Gewichten, wie die „Seckel" bei den Semiten, die Uten's bei den Ägyptern, ferner Gold- und Silberringe bei den celtischen und vorderasiatischen Völkern, die der späteren legalen Staatsmünze schon ganz nahe kommen, insofern ihr Gewicht und ihr Werth ganz genau nach einer angenommenen Gewichts- und Wertheinheit normirt ist. Die Entzifferung der Keilinschriften hat uns sogar schon eine Anzahl von assyrischen Schuldbriefen und Wechselformularen aus dem IX.—VII. Jahrhundert vor Christ. geliefert, deren Fassung, wenn schon auf Thontäfelchen eingeritzt und noch nicht auf gemünztem Geld, sondern auf jenen Metallbarren basirend, dennoch in merkwürdiger Weise an unsere modernen Gebräuche erinnert, sogar darin, daß jene „Wechsel" bereits an Andere übertragbar und verkäuflich waren! Wenn dergleichen Verkehrserleichterungen schon bei den Assyrern sich finden, so sind sie, meint der Verfasser, gewiß dem Volke noch weniger abzusprechen, das in Bezug auf die Künste des Handels und des kaufmännischen Verkehrs den ersten Rang unter den Völkern des Orients einnimmt, den Phöniziern. Darin muß man ihm wohl Recht geben, weniger allerdings in der Schätzung der Culturzustände, welche er bei andern Völkern annimmt: „Die Völker, mit welchen sie verkehrten, waren noch vollständig Wilde, ohne irgend welche Industrie, auf derselben Stufe, auf welcher die ersten Schiffahrer Europa's die Einwohner Oceaniens fanden"!! Der folgende Paragraph handelt von den Erfindern der Münze. Hier schwankt bekanntlich die Waage zwischen Griechen und Lydern. Doch ist es Phidon, der König von Argos, dessen Münzen mit dem Bilde der Schildkröte gewichtige Autoritäten den Vorrang zusprechen; hier sollen, nach eben so gewichtigen Stimmen, die Münzen des Gyges diese Ehre beanspruchen dürfen. Für die erstere Annahme, d. h. für die Priorität des äginetischen Geldes (Phidon war im Besitz von Ägina) spricht nicht bloß die jenem Fürsten zugeschriebene, keiner Controverse unterworfene Regelung eines allgemeinen, für den ganzen Peloponnes geltenden Maaß- und Gewichtssystems, sondern auch die Thatsache, daß der äginetische Münzfuß bis auf Solon der herrschende in ganz Griechenland wurde. Zudem ist der Guß jener lydischen Münzen feiner und regelmäßiger als der der äginetischen Silberstateren, und auch der Münzstempel ist dort mit größerer Kunst ausgeführt. Und dennoch neigt sich der Verfasser mehr auf die Seite der Lydier, aus dem Grunde, weil deren Münzen in der äußeren Form, weit mehr als die äginetischen, den Übergang von der gegossenen Metallstange zu der flachen Münze repräsentiren, insofern sie noch keine mit dem Münzstempel geprägte Matrice aufweisen, deren Relief durch die Vertiefung auf dem Revers gebildet wird. Der letzte Paragraph der Prolegomena handelt von der Verbreitung der Münze im Alterthum von jenen beiden Centren, Lydien und Ägina, aus, die sich jedenfalls in diesen Ruhm zu theilen haben.

Im zweiten Buch wird zuerst das Verhältniß des Werthes von Gold, Silber und Kupfer besprochen, wie es in Asien, ferner in Griechenland zu verschiedenen Zeiten bestand. Der Unterschied war je nach Ort und Zeit ein bedeutender und schwankte für die erstgenannten Metalle zwischen 1/13 bis zu 1/10. (Hier, wie überhaupt überall, wo Zahlen in Bruchform erscheinen, wäre größere Deutlichkeit des typischen Verfahrens sehr wünschenswerth, auch sind Druckfehler, wie z. B. p. 152 six statt dix störend.) Noch größer war allerdings die Schwankung des Kupferwerthes im Verhältniß zum Silber (von 1/48 bis zu 1/161, ja 1/250, letzteres in Sicilien und sogar in Rom). — Bei den Griechen galt von Anfang an die Silberwährung als die legale; in Italien (Rom inbegriffen) die Kupferwährung bis um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christi; von hier an dauerte die erstgenannte bis ans Ende der Republik, während der Kaiserherrschaft dagegen herrschte die Goldwährung. Zur Zeit der Republik wurde nach dem Beispiel der in Dingen des Handels und Verkehrs maßgebenden Athener, deren System auch Alexander der Große befolgte, nur ausnahmsweise Gold geprägt, und diese Goldmünzen repräsentirten nicht etwa im Werth eine bestimmte Anzahl von Silber-Denaren oder Sesterzen, sondern einen runden Bruchtheil des Gewichtspfundes (1/30 oder 1/40). Die von Augustus eingeführte Doppelwährung führte zu verhängnißvollen Katastrophen, deren Gründe vom Verfasser, theilweise nach Mommsen, entwickelt werden. Man kann sich denken, welche Folgen eine Goldprägung nach sich zog, wo die Goldmünze, durch Zusatz von Silber und Kupfer, unter den Werth einer Silbermünze gleichen Kalibers herabsank (wie dies z. B. unter Alexander Severus der Fall war). Die Legirung war in der hellenischen Welt eine viel anständigere gewesen. Wenn die Römer (d. h. der Senat) an dem von ihnen gemünzten und in Circulation gesetzten Geld einen Profit machen wollten, so wählte hierfür die Republik noch nicht eine unverhältnißmäßige Legirung mit schlechterem Metall, sondern sie setzte eine Anzahl geradezu falscher, d. h. mit bloßer dünner Silberlage überzogener Münzen in Umlauf, die sich dem Aussehen nach in nichts von den übrigen von gutem Korn unterschieden. Zum ersten Mal geschah dies allerdings in der dringendsten Kriegsnoth (nach der Schlacht am Trasimenus); der Schritt wurde gleichwohl verhängnißvoll für die Zukunft und der Betrug (ein solcher war es doch!) rächte sich. Daß Cäsar, wie Mommsen behauptet, diesen Unfug abschaffte, hat sich durch seitherige Entdeckungen als ein Irrthum herausgestellt. Augustus beschränkte ihn auf die für den Export bestimmten Stücke; in Indien ist eine namhafte Anzahl solcher Denare gefunden worden. Ehrenhafter wird dadurch die Speculation keineswegs. Spätere Kaiser haben jene Beschränkung übrigens wieder aufgehoben. Die ganze Frage dieser staatlichen Falschmünzerei, wenn auch eines der wichtigsten Capitel in der Staatswirthschaft der Alten, leidet noch an vielen Dunkelheiten. Nicht in diese Kategorie gehört das Bleigeld, das wir an Geldesstatt finden, und das etwa unserem heutigen Papiergeld verglichen werden kann, nur daß es locale Bestimmung und Beschränkung hatte — aber eine Zutrauenssache war es auch, wie die modernen Thaler- und andere Noten. Es ist dann auch ziemlich einerlei, ob der Stoff, aus dem das fictive Geld geprägt war, Blei oder Glas hieß — und wirklich finden wir an mehr als einer Stelle und zu verschiedenen Zeiten letzteres als Material zur Geldprägung benutzt. Dagegen gehört das geprägte Eisengeld der Spartaner und das Ledergeld der Carthager ins Reich der Fabel; das Mißverständniß ist leicht erklärlich — Der Frage nach den Fundstätten des Metalls, den Minen, ihrer Einrichtung, Exploitirung u. s. w. ist auch ein Capitel des Werkes gewidmet; und es mußte natürlich auch das handwerksmäßige Verfahren bei der Münzprägung geschildert werden, d. h. das Verfahren bei dem eigentlichen (durch den Hammer und den Stempel bewirkten) Prägen und bei dem Gießen der Münzen. Das erstere (und ursprünglichere) wird besonders deutlich illustrirt durch die große, 20 Stateren wiegende, Goldmünze des baktrischen Königs Eukratides, die sich im Münzkabinet zu Paris befindet und deren außergewöhnliche Dimensionen mehrere Wiederholungen der Prägeoperation nöthig machten. Man kann letztere sehr gut verfolgen. Das Räthsel der weitverbreiteten „Serrati" (d. h.

Münzen mit regelmäßig eingeschnittenem Rand) hat auch Lenormant nicht zu lösen vermocht. Um die technische Vervollkommnung des Prägverfahrens haben sich besonders Alexandria und die übrigen ägyptischen Münzstätten Verdienste erworben. Das Gießen der Münzen war die Ausnahme von der Regel, und durch die Nothwendigkeit (wie z. B. beim aes grave der Römer) bedingt, das heißt da, wo das Gewicht und der Umfang des zu erstellenden Stückes zu groß war. Später allerdings (im dritten nachchristlichen Jahrhundert) griff man auch zum Guß als dem einfacheren weniger Kosten und Sorgfalt erfordernden Verfahren. Im Allgemeinen jedoch müssen unsere modernen Münzen an Schönheit des Gepräges hinter den alten zurückstehen; und zwar ist jene Schönheit nicht bloß bedingt durch die größere Kunstfertigkeit und Sorgfalt der Stempelschneider, sondern auch durch die convexe Form der alten Münzen, welche das Relief der Zeichnung wirksamer hervortreten läßt. Freilich ist diese Form nicht zugleich auch die bequemere (weil sie das Aufschichten der Münze hindert) und für unseren ungleich reicheren Geldverkehr nicht mehr zu gebrauchen.

Der zweite, ausschließlich von dem „Gesetz in Betreff der Münz:" handelnde Band beginnt mit einer Darlegung des Münzrechtes. Hierin deckt sich Alterthum und Neuzeit so ziemlich – die Prägung war ein Act der Souveränität. Aber wer galt, in seiner Sphäre, als Souverän? das ist die Frage. Ist es, beispielsweise, blos der Beherrscher des Landes, der Tyrannos, der Kaiser und König, oder sind es die einzelnen Gemeinden (gegenüber den Individuen) auch? Wenn wir das interessante Beispiel des Themistokles für maßgebend nehmen, von welchem, d. h. mit dessen Namen geprägte Münzen noch vorhanden sind, und zwar aus der ihm vom Großkönig zugewiesenen Stadt Magnesia, so sehen wir, daß ein minimer Duodezfürst, der unter einem höheren Souverän stand, das Recht der Münzprägung hatte, und so ward es auch (mit Ausnahme der dem Monarchen ausschließlich reservirten Goldprägung) im persischen Reich gehalten. Wieder eine andere Frage ist es dann, ob und unter welchen Umständen damit das Recht verbunden war, sein Bild auf die Münze prägen zu lassen. Hier finden wir, daß sogar Könige, um das Freiheitsgefühl ihrer Unterthanen zu schonen, sich dieses Rechts *begeben* haben — also aus *Politik*; so die Könige von Pergamum. — Das zweite Capitel handelt von Münzunionen, Föderal- und Concordatsmünzen bei den Griechen. Der Particularismus des griechischen Volkes zeigte sich auch auf dem Gebiete des Münzwesens. Jede Gemeinde wollte ein besonderes Geld haben; dieser oft krankhafte Ausfluß des Selbstherrlichkeitsgefühls fand aber seine nothwendige Schranke an den Interessen des Handels und den Forderungen eines erleichterungsbedürftigen Verkehrs, und wie diese Factoren auf der einen Seite das Geschäft der Geldwechsler und Banquiers in Flor brachten, riefen sie andererseits die Münzconcordate angrenzender oder durch Handelsverkehr verbundener Gemeinden und Cantone hervor und verschafften einzelnen Münzen (wie den atheniscen Tetradrachmen, den rhodischen Stateren u. s. w.) die Geltung internationaler Münzen. In seltenen Fällen führte dies auch zu einer politischen Einigung, doch findet sich der Fall, daß letztere die Veranlassung zu einer Münzeinheit wurde, so nach der Schlacht bei Cnidus. (Bündniß der Cnidier, Ephesier, Rhodier und Samier), und in Süditalien, zur Zeit des Pyrrhus, bei den Gemeinden der Bruttier, ohne daß man sich deswegen des Rechts und der Ausübung der Sonderprägung begab. Auch analoge Erscheinungen, wie der sogenannte Sonderbund schweizerischer Cantone sie darbietet, finden sich in Griechenland, während allerdings auch politische Conföderationen ohne eine solche Münzeinheit vorkommen — so die *delische*. Hier war es das egoistische Interesse der Athener, welches *seine* Münzen den Bundesgenossen zur Annahme octroyirte; der gleiche Egoismus verbot auch den Colonien, eigenes Geld zu prägen; diese waren gehalten, sich derjenigen Münzen zu bedienen, welche die Metropole Athen zu schlagen für gut fand, und verhalfen dieser zu einem lucrativen Silberexport — auch hier zeigt es sich, daß die Colonisation der Athener nicht blos herrschaftlichen, sondern auch finanziellen Zwecken diente: der Staat war die anonyme Actiengesellschaft, welche die Colonien gründete. — Die Römer befolgten im Münzwesen gegenüber ihren Unterthanen und Affiliirten eine vorsichtige Politik, sie gewährten oder beschnitten das Münzrecht je nach der Lage und Natur ihrer Provinzen. Im Allgemeinen gestatteten sie bekanntlich denselben eine große municipale Autonomie und im Großen und Ganzen befolgten sie in Sachen des Münzrechts ein Doppelsystem: sie waren liberaler gegen den Orient (der seine eigenen Münzen nach Bedarf und Gutdünken prägen durfte), strenger gegen die übrigen Provinzen. Jedoch auch hier finden wir, daß die Regierung die Prägung municipaler Münzen nicht nur zuläßt, sondern sogar begünstigt — so in Spanien, wo die reichen Silberminen große Vortheile gewährten, insofern die Handelsausfuhr nur in der Form des gemünzten Silbers gestattet war, dieses aber durch seinen Mehrwerth gegenüber den Silberbarren ein einträglicher Handelsartikel wurde. Ganz ähnlich war später das Verfahren der spanischen Regierung gegenüber den Goldländern Peru und Mexico. Die *Goldprägung* behielt der römische Staat unter allen Umständen als sein Regal, und gestattete hier keine Concurrenz: er wachte in diesem Artikel so eifersüchtig auf sein Privilegium, daß sogar autonome Fürsten aus Deferenz gegen die mächtige Republik freiwillig auf ihr Recht zur Geldprägung verzichteten.

Die Kaiserherrschaft brachte auch hier Änderungen, aber nur nach der Seite der Beschränkung und Exclusivität hin: das Münzrecht wird immer mehr Monopol der Regierung. Der Raum verbietet uns, diese Entwicklung hier weiter zu verfolgen; wir müssen uns begnügen, die nun folgenden Hauptabschnitte des Buches anzugeben: Das Münzwesen der Provinzen unter der Kaiserherrschaft. — Das Münzwesen der römischen Colonien. — Die Staatsmünze zur Zeit der Republik. — Das dem imperium militare zustehende Münzrecht. — Die römischen Kaisermünzen. — Ein treffliches Sachregister hilft zur Orientirung in dem gelehrten und inhaltreichen Werke. Numismatiker vom Fach werden hie und da, sowohl an den Resultaten als an der Methodik der Untersuchungen etwas auszusetzen haben (von Druckfehlern zu geschweigen, wie p. 202, wo die Jahreszahl 364 statt 264 a. Chr. steht, oder der Eigenthümlichkeit des Verfassers, den *dritten* Philipp von Macedonien consequent Philipp V. zu nennen), sie werden aber, auch die strengsten unter ihnen, dem Ganzen die *übersichtliche* und zugleich *systematische* Anlage, die geschickte Gruppirung des massenhaften Stoffes, die gewissenhafte Verwerthung des gelehrten Materials nicht absprechen wollen. Schon diese Eigenschaften werden genügen, dem Buche nicht blos das Prädicat „brauchbar" sondern „gut" zu geben. Indessen, wenn zu jenen Vorzügen noch ein ganz besonderer numismatischer Tact hinzukommt, der sich nur mit einem lang und scharf geübten Auge und einer reichen Erfahrung in numismatischen Dingen bildet, wenn ferner der practische Blick des Verfassers sein trockenes Material durch höhere Gesichtspunkte staatswissenschaftlicher Natur, durch geschichtliche Analogien, durch Streiflichter aller Art zu beleben und zu vergeistigen versteht, so wird man ein solches Werk als trefflich bezeichnen dürfen. Die Darstellung ist dem Gegenstande völlig an-

gemessen, einfach, ohne alles Phrasenwerk; die französische Grazie wird in dieser Beziehung ebenso wenig vermißt als in der musterhaften äußeren Ausstattung, welche jedem Auge wohl thut.

J. M.

Spanien.

Zur Geschichte der spanischen Habsburger.

II.

Als sich der junge Karl V. im Besitze so verschiedener Länder sah, deren jedes bis dahin seine eigene Geschichte und Verfassung und seine besonderen Interessen gehabt und sich denselben gemäß entwickelt hatte, da entstand in seinem ehrgeizigen Kopfe die Idee, er könne als Herr einer so ausgebreiteten und starken Herrschaft wieder ein abendländisches Kaiserthum aufrichten, von dem die anderen Fürsten wie Vasallen abhingen, dem auch der Papst sich unterzuordnen habe, das dann seine Macht in dem Kriege gegen die Ungläubigen in der alten und neuen Welt entfalten sollte; und so mochte die ausschweifende Phantasie weiter und weiter fliegen. Er wie Philipp kämpfen um dieses Phantom, sie verbrauchen die besten Kräfte dafür, sie betrachten die Aufrichtung eines solchen katholischen Universalreiches sogar als ihre höchste religiöse Aufgabe; denn davon hing nach ihrer Meinung zugleich der Sieg des wahren Glaubens ab, es war nicht nur ein Streit um den weltlichen Besitz, sie waren zugleich Streiter für Gottes Sache. Einer solchen künstlichen Wiederbelebung der alten Kaiseridee unter ganz veränderten Umständen und auf Grund eines durch unglückliche Schickung zusammengeerbten Länderkomplexes mußte alles widerstehen, was in Europa von selbständigen Nationalitäten da war, und alles, was von der Zeit der Renaissance an als Beginn einer neuen besseren Cultur in Europa aufgekommen war; gegen eine solche Tendenz, im Interesse der Familie Habsburg und des katholischen Dogmas zugleich, mußte sich alles, was Freiheit und Fortschritt bedeutete, ebenso erheben, wie die conservativen Elemente der von derselben betroffenen Landschaften; es war ein gewaltiger Streit der vergangenen mit der neuen Zeit und des Familieninteresses mit einer vernünftigen Entwickelung der Völker Europas im Innern und im Verkehre mit einander. Karl V. und Philipp mußten bald das Unerreichbare ihres Unternehmens einsehen; manchmal freilich schienen sie der Verwirklichung nahe zu sein, so Karl nach dem Siege bei Mühlberg über die deutschen Fürsten, Philipp damals als nach der Eroberung Portugals und der Gewinnung der portugiesischen Colonieen sein Reich sich von den sicilianischen Gewässern ununterbrochen, die andere Hemisphäre umfassend, bis nach dem persischen und arabischen Meeresufer erstreckte und er auf beiden Seiten mit den Türken zu kämpfen hatte; und wo der König zugleich, „unterstützt von den katholischen Sympathieen, die Herrschaft von Frankreich und England, die erste indirekt, die zweite ganz unmittelbar in die Hände zu bekommen trachtete.“ Aber gesetzt, sie hätten in der That einmal vollen Erfolg gehabt, auf wie lange hätten sie ihre Universalstellung gegen alle die dagegen strebenden Kräfte behaupten können? So wie es war, führte das starrköpfige Anringen gegen die Unabhängigkeit und freie Entwickelung und Selbstbestimmung ihrer und der anderen europäischen Völker am Ende zu einer totalen Erschöpfung, in erster Linie Spaniens; diese und nicht die bessere Einsicht machte schließlich unter Philipp IV. der Mission ein Ende, welche Spaniens Könige erhalten zu haben glaubten, dieser Welt durch Errichtung eines katholischen Weltreiches Glück und Frieden zu bringen. Sie wollten die Versöhner der zerfallenen Welt, die nach neuer Gestaltung rang, werden und beförderten im Gegentheil ihre Entzweiung.

Karl V. begann in Castilien seine Regierung damit, den Großen, der Geistlichkeit und den Städten ihren Einfluß zu entreißen und alle Gewalt beim Könige zu vereinigen; der alte Staat wurde erschüttert, ein neuer begründet. Es ist das der Übergang von dem mittelalterlichen Staatswesen zu dem modernen Einheitsstaate, ein nothwendiger und heilsamer, wenn der Fürst seine neue Macht zum Besten des Landes zu gebrauchen, zumal die bis dahin niedergehaltenen Kräfte des Volkes für sich zu verwenden verstand. Das geschah dort nicht. Zwar war Karl im Ganzen noch conservativ und suchte die einzelnen Landschaften gleichmäßig zu berücksichtigen und sich nach dem Herkommen zu richten; aber so viel als möglich begann er schon das System, das dann sein Sohn energischer durchführte, die einzelnen Landschaften nicht kraft einer Personalunion ihrem Herkommen und ihren Interessen gemäß zu verwalten, sondern sie seinen universalen Plänen unterzuordnen, ihnen unbedingten Gehorsam aufzuzwingen, alles das aus dem Wege zu räumen, was der absoluten königlichen Gewalt und der reinen Lehre der Kirche entgegen war. Philipp machte Castilien entschieden zum Haupte seines Reiches; nur die Spanier achtete er, „er fand seine Gewalt in seinen übrigen Landen hauptsächlich auf einen starken Zusatz spanischer oder vielmehr castilianischer Kräfte zu der herkömmlichen Staatsverwaltung gegründet. Er hatte daselbst spanische Vicekönige mit eignen, von dem Lande unabhängigen geheimen Räthen; er hatte zur Seite derselben spanische Truppen und spanische Beamte; er hatte da die Inquisition, welche ein Oberhaupt in Castilien anerkannte.“ Inwieweit dabei religiöse Interessen mit dem Streben nach unumschränkter königlicher Gewalt gemischt waren, läßt sich kaum sagen; denn in seinem Kopfe war beides untrennbar verbunden. „Gehorsam und katholische Religion zu Hause; katholische Religion und Unterwerfung in den anderen Ländern, das ist es, was ihm am Herzen liegt, das Ziel aller seiner Arbeit.“ Peinlich und gewissenhaft wie er selbst in der äußeren Observanz der kirchlichen Gebräuche ist, so ist er von seiner Mission, diesen äußeren Dienst, der für ihn Religion war, aufrecht zu halten, erfüllt; „er sei die Säule der Kirche, das sei sein Auftrag von Gott.“ Was läßt sich gegen eine solche Umkehrung aller Begriffe von Recht, Freiheit, Religion und staatlicher Ordnung thun? Gegen eine solche festgewurzelte Theorie, die den ganzen Menschen wie ein böser Dämon beherrscht, kann nur glücklicher Widerstand und trotziger Hohn helfen; so erwehrten sich die Niederländer der ihnen zugedachten Unterdrückung, die in Philipp's Sinne nur ihre Seligkeit bedeutete, geradeso wie wenn Jemand meint, mit den Martern und Entbehrungen dieses Lebens, ja mit dem methodischen Ruine alles Glückes und aller Güter sich um so sicherer die Seligkeit in dem künftigen zu erwerben. Die Fortschritte seiner Macht erschienen Philipp dem Zweiten zugleich als Fortschritt der Religion, der Sache Gottes, die Verletzung der Orthodoxie zugleich als ein Bruch der Treue gegen den König; darum kein Erbarmen, wo nach seiner Ansicht Staat und Kirche in Frage kamen. Man kennt jenen Ausspruch von ihm: Ich will alle meine Staaten und hundert Leben verlieren, wenn ich sie hätte, ehe ich ein Herr von Ketzern zu sein gedenke. Als Alba nach den Niederlanden ging, wurde erwogen, ob das Privilegium der Ritter

vom Goldnen Vließe nur von ihres Gleichen, d. h. von Rittern des Ordens gerichtet zu werden, beobachtet werden solle. „Nach reiflicher Erwägung und Berathung erklärte der König, daß die Privilegien in Sachen der beleidigten göttlichen und menschlichen Majestät keine Rücksicht finden dürften. Und nach der Hinrichtung Egmonts und Hoorns erklärte er aufs Neue, er werde sich in seinen zum Heile der katholischen Kirche gefaßten Entschlüssen nicht irre machen lassen, auch dann nicht, wenn der Himmel über ihm einstürzen sollte.

Die unermeßliche Meinung, die jene Könige von ihrer Stellung hatten, denn sie dünkten sich ja Gottes direkte Stellvertreter auf dieser Welt zu sein, zeigt sich auch in dem wunderlich umständlichen und künstlichen Hofceremoniell, nach dem jedes öffentliche Auftreten des Königs geregelt war. Man höre z. B., wie es gehalten wurde, wenn die Königin öffentlich speiste: „An der Tafel der Königin stehen drei Damen, die Serviette zierlich über die Schulter. Will die Königin nun trinken, so winkt sie der ersten dieser Damen, diese der zweiten, diese der dritten und diese einem Mayordomo. Der Mayordomo winkt einem Pagen, der Page einem Diener im Zimmer; dieser sagt halblaut: „Draußen“, dann gehen sie beide hinaus zu dem Schenken. Einen bedeckten vollen Becher in der Rechten, einen vergoldeten Credenzteller in der Linken kehrt der Page von ihm zurück; bis an die Thür begleitet ihn der Diener, bis an die Stufen der Mayordomo: die Dame endlich bis vor die Königin, wo sie beide niederknien. Die Dame kostet das Getränk, doch nur, indem sie etwas davon in den Deckel schüttet und sich in Acht nimmt, daß sie denselben nicht etwa mit dem Munde berühre; dann trinkt die Königin; dann stehen die Beiden auf; die Dame giebt dem Pagen Credenzteller und Becher zurück, und er trägt sie wieder an ihren Ort.“ Im Kleinen machten es die Granden der Majestät nach, darin suchte man die Hoheit des Herrschers und Großen, nicht in seinen Handlungen. Und wie erinnern jene und andre Ceremonien an den katholischen Kultus, wo die Verehrung des Höchsten in analoger Weise ausgeübt wird!

Die Abschnitte Ranke's über die inneren Zustände Spaniens im sechzehnten Jahrhundert sind von besonderem Interesse, über die Stände, die Finanzen, den Handel und die Industrie; und reichlich fließt auch anderwärtsher das geschichtliche Material dafür zusammen. Spanien war allerdings, wie oben bemerkt, kein blühendes Land, als es die Habsburger übernahmen, aber wie blühend doch immerhin im Vergleiche mit dem Zustande hundert Jahre später. Es waren nicht nur die europäischen Verhältnisse und die fortwährende Anspannung aller Kräfte für die europäischen Kriege, welche das Land ruinirten; dazu kam eine Finanzwirthschaft der leichtsinnigsten Art, immer nur darauf bedacht, wie man Tag für Tag sich weiterhelfen könne, und ein erstaunlicher Mangel an jeglicher nationalökonomischer Einsicht. Es ist das in der Kürze nicht zu skizziren; man lese die sehr interessante Beschreibung davon bei Ranke nach. Philipp fand den Staat schon in der schwierigsten Lage, „alle Hilfsmittel erschöpft, die Quellen der regelmäßigen Einkünfte aufgezehrt, die Lande mit Schulden beladen, die Zinsen drückend, den Credit schwach.“ Durchgreifende Maßregeln wurden nicht gewagt; man ging auf der abschüssigen Bahn weiter und entschloß sich höchstens zu Maßregeln halben Staatsbankrotts und zu harten, unklugen Auskunftsmitteln. „Allmählich fühlten die Castilianer, was die Erfüllung ihrer Bitte, daß der König bei ihnen bleiben möge, ihnen für Früchte trug. Alle Lasten, welche die allgemeine Regierung der Königreiche Philipps, welche neu hervortretende Fälle nöthig machten, alle die Bedürfnisse, denen früher die Niederlande abzuhelfen gepflegt, alle Kosten, die der Krieg mit diesen erforderte, fielen nun auf sie. Sie hatten den Trost, daß sie dafür auch das Haupt seiner Reiche und, wie sie dünkte, aller Königreiche der Welt wären. So lange nur die Last erträglich blieb!“ Aber das blieb sie endlich nicht; am Ende „richtete jedes vorausgehende Jahr das folgende zu Grunde; — der König erschöpft sein Land auf das Äußerste und hat doch immer leere Kasse; alles Gold und Silber, welches die vorhandene Masse in Europa vermehrt, kommt in seine Hände und bleibt doch keinen Augenblick sein Eigenthum, er braucht ungeheure Summen auf und verschwendet doch keinen Real“; alles hauptsächlich eine Folge der von seinem Vater ererbten Geldwirthschaft. Und als sein Leben zu Ende ging, sah er sein Reich an Menschen erschöpft, mit Schulden beladen, seine Feinde und Rebellen mächtig, frisch und zum Angriffe gerüstet. Die Einkünfte aus Amerika, die man sich übrigens nicht so beträchtlich zu denken hat, als die durch die Beschreibung der Goldländer geweckte Phantasie anzunehmen geneigt ist, waren vielfach schon im Voraus verausgabt und gingen außerdem ohne Weiteres für fremden Zinswert oder kriegerische Unternehmungen außer Landes. „So glich Castilien einem See, aus dem man zu mancherlei Werken mehr Wasser emporzog und arbeitete, als die inneren Quellen zu ersetzen vermochten; dann wurde allmählich sein Grund sichtbar; man wollte ihm einen neuen Zufluß zuführen; jedoch ehe derselbe noch angekommen, verbrauchte man auch ihn.“ Und so blieb es unter Philipps II. Nachfolgern, nur daß, was dieser auf den Krieg verwandt hatte, sie am Hofe verschleuderten. Hand in Hand damit gingen Handel und Industrie niederwärts, die unter Karl V. wenigstens noch einigermaßen geblüht hatten; sie kamen zum größten Theile in die Hände der Fremden, besonders der Deutschen und Italiener; diese hatten am Ende auch Großmeisterthümer und Kommenden, sie hatten Bisthümer und Herrschaften der Granden gepachtet; ihre Industrie erstreckte sich auf Getreide und Lebensmittel.“ Man zählte 1610 allein in den Ländern der castilianischen Krone 10,000 Genuesen und überhaupt 160,000 Fremde, die sich des Handels und der kleinen Arbeit bemächtigt hatten.

Die Spanier waren schließlich daran „wie Besitzer eines Gutes, welche die Verwaltung desselben Anderen überlassen, zufrieden eine kleine Rente zu ziehen und ihren übrigen Bestrebungen nachzugehen.“

Und dies hängt nun wieder mit zwei andern großen Übelständen zusammen. Der eine ist die scharfe Scheidung zwischen dem hohen und niederen Adel und dem steuerzahlenden Volke und die Sucht des letzteren, auf irgend eine Weise sich in den bevorrechtigten Stand einzudrängen, und was daraus folgt, die Verachtung der redlichen Arbeit, die aus Flandern und Mailand die blühendsten Provinzen machte. So entstanden jene Bettelhidalgos, wie sie uns Mendoza im Lazarillo de Tormes schildert; man erschlich sich auf irgend welche Weise den Titel Don und verschmähte nun die gewöhnliche Arbeit. Viel dazu trug auch das Glück bei, das mancher spanische Abenteurer in Amerika oder mancher Soldat in Italien hatte; ihnen hofften es die andern nachzuthun. In dieser Beziehung, wie in mancher anderen ist die Entdeckung Amerikas gerade für Spanien vielmehr ein Fluch als ein Segen geworden; was hat das Land jetzt davon als den Ruhm der Entdeckung und kühner Thaten, die die Geschichte verzeichnet hat. Rasch und mühelos reich zu werden schien leicht und gelang manchem; in der Hoffnung darauf verließ so manche tüchtige Kraft die stille, sicheren aber bescheideneren Gewinn bringende Arbeit. So entstand auf der einen Seite ein

überzahlreicher niederer Adel, der dem Staate höchstens in Kriegszeiten Soldaten lieferte, sonst zur Last war, und auf der andern das immer mehr zusammenschmelzende niedere Volk, die pecheros oder Steuerzahler, welche verachtet wurden und um deren Heranbildung niemand sich bekümmerte: wer arbeitet, ist von unedlem Blute, hieß ein Sprichwort jener Zeit (quien trabaja, viene de mala sangre), eine Art Motto des ungeheuren socialen Nothstandes, an dem Spanien krankte. Abgesehen davon erfreuten sich höherer Achtung nur noch die Juristen und Geistlichen, beide meist bürgerlicher Abkunft, aber jene wegen ihres Wissens und ihrer Geschäftskenntniß, diese wegen ihrer Heiligkeit dem Adel gleichgestellt.

Der andere Übelstand ist das Wuchern des geistlichen Elements. Dahinein drängte sich, wer ein ruhiges Leben ohne Sorge suchte und zugleich doch etwas bedeuten wollte. Die Klostergründung wurde besonders seit dem Baue des Escorials eine Art Sache des Anstands; die Granden, die nach dem Vorbilde des Königs einen kleinen Hofstaat um sich hatten, gründeten danach auch ihre Klöster auf ihren Besitzungen. Unter Philipp III. sah man Spanien überfüllt mit Geistlichen; man zählte 988 Nonnenklöster, alle wohlbesetzt; Davila rechnet allein 32,000 Dominikaner und Franziskaner; die Kleriker nur in den beiden Bisthümern Pampelona und Calaborra giebt er zu 20,000 an. Und in einer Denkschrift an die Cortes unter Philipp IV. erklärte man, „daß der Mönche zu viele wären, der Bettler im Übermaß und des Klerus eine zu große Menge, daß es in Spanien 9088 Klöster gebe ohne die der Nonnen, und daß sie mit Schenkungen, Brüderschaften, Kapellanien oder Ankäufen allmählich das ganze Land in ihren Besitz brächten." Im Gefolge dieses alles überwuchernden geistlichen Elements war und ist ein zahlreicher Bettelstand. Die großen Städte waren voll davon; „man sah, hieß es, Vasallen mit Haus und Hof aufbrechen und sich der Bettelei ergeben."

Die Bevölkerung ging bei solchen Zuständen immer mehr rückwärts, ebenso wie die Anzahl der zum Feldbau verwendeten Stücke Vieh. Klagen werden überall laut: Man reise durch fruchtbare Gefilde und sehe sie mit Dornen und Nesseln überdeckt, weil Niemand da sei, der sie bebaue. Die Häuser fallen, trauert der Rath von Castilien, und Niemand baut sie auf, die Einwohner fliehen, die Ortschaften sind öde, die Felder wüst, die Kirchen leer. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts starben die Leute buchstäblich vor Hunger in Madrid und den Provinzen. Die Bauern wollten da das Getreide nicht mehr verkaufen, und die königliche Polizei mußte mit Gewalt in den Dörfern eine Nachsuchung und Requisition von Lebensmitteln vornehmen. Das Land füllte sich in Folge davon mit Bettlern, die vor Hunger starben, ganze Dörfer verödeten, in Andalusien allein zählte man 5000 verlassene Häuser. Ein Sprichwort jener Zeit sagte, eine Lerche müsse, um Castilien zu durchfliegen, Korn im Schnabel mitnehmen.*) Und so ging das Elend durch das ganze Land; voll sind die Beschreibungen der Zeitgenossen und satirischen Dichter davon, eine eigenthümliche Folie für die prächtigen Hoffeste, die man unter Philipp IV. feierte, bei denen Calderons Dramen aufgeführt wurden.

Die spanische Geistlichkeit fand in Europa nicht ihres Gleichen: sie war durch und durch national gesinnt, da hier die katholische Rechtgläubigkeit das erste Ingrediens der Nationalität war. Da sie ganz vom Könige abhängig war, leistete sie ihm unbedingten Gehorsam, immer bereit zu den Staatslasten zu steuern. Im

*) Rev. Contemp. 1878. S. 446 f.

17. Jahrhundert ging bis ein Drittel der geistlichen Einkünfte an den König. Die Inquisition war ein königlicher Gerichtshof, der im Namen des Königs die Rechtgläubigkeit der Unterthanen controlirte, zugleich aber gegen den Freiheitssinn der Großen gerichtet war. Sie maßte sich in Glaubensdingen eine höhere Entscheidung an als Rom und kam als das Organ der extremsten katholischen Reaction in Conflict mit den Päpsten und deren mächtigstem Werkzeuge, dem Jesuitenorden. Der König von Spanien, wie Karl V. als römischer Kaiser, wollte auch in der Kirche wieder die oberste Stellung in seinem Reiche einnehmen, und gerade wegen der Entschiedenheit seines Standpunktes durfte er darauf Anspruch machen; der Papst konnte nur, wenn er sich ihm anschloß, auf seinen Beistand rechnen. Häufig in solchen Conflicten war der Papst Gegenstand satirischer spanischer Dichtungen, so nach der Plünderung Roms durch Bourbons Söldner im Mai 1527, wo es z. B. in einer Copla*) hieß: „Vater, als Papst seid ihr der Gütige (Clemente), ohne daß es euch lieb ist; aber ich fluche dem Vater, der dem Sohne seinen Mantel nimmt", wo mit dem Mantel Mailand und Neapel gemeint ist.

Ja nach dem Friedensschlusse damals tadelten einige Politiker, wie z. B. Diego Hurtado de Mendoza Karl V., weil er dem Papste seine weltliche Macht nicht genommen habe, „den Schlüssel, die Kriege zu öffnen und zu schließen" (Parodie auf St. Peters Schlüssel). Und Spanier, die zu der Zeit in Rom lebten, sehen in der furchtbaren Zerstörung der Stadt nur ein Werk göttlicher Gerechtigkeit, die zwar langsam ist, aber nichts vergißt**). Damals wäre es dem Kaiser leicht gewesen, jedwede Reform der Kirche nach seinem Sinne herbeizuführen, damals am meisten zeigte sich seine Unfähigkeit, seine große Stellung würdig auszufüllen. Einen interessanten Conflict Philipps II. mit den Jesuiten hat kürzlich ein spanischer Geschichtsforscher***) nach den Acten in Simancas veröffentlicht. Philipp glaubte zum Besten der Kirche auf eine Reform des Ordens dringen zu müssen, dessen Macht und Herrschsucht er fürchtete, noch mehr aber weil er in der Tendenz der Jesuiten sich von der Inquisition zu emancipiren eine große Gefahr für den Glauben erblickte, für den Fall, es sollten einmal Anzeichen von Häresie in dem Orden bemerkt werden. Der König setzte bei Sixtus V. (1587) zwar seinen Willen durch, doch wußte der Orden alle Reformpläne schlau zu vereiteln. Ein drittes Beispiel für die Unabhängigkeit der Inquisition von der Curie bietet der bekannte Proceß Carranza's; auch hier mußte der Papst nachgeben.

Ungarn.

Petöfi-Reliquien, 1841—1849.†)

Unter diesem Titel ist so eben eine 128 Seiten starke Sammlung von Briefen, Actenstücken, Zeitungsartikeln, Tage-

*) Padre nuestro, en cuanto Papa
Sois Clemente sin que os quadre,
Mas reniego yo del padre
Que al hijo quita la capa.

**) S. Baumgarten in d. Rev. Contemp. 1878. S. 420 f.

***) Cayetano Manrique in der Revista de España B. 50.

†) Petöfi-Reliquiák, 1841—1849. Gyüjtötte Halasi Aladár (Petöfi-Reliquien, 1841—1849, gesammelt von Aladár Halasi), Budapest, 1878. Franklin-Gesellschaft.

buchblättern u. dgl. erschienen, — Alles aus der Feder des früh-verklärten ungarischen Freiheitssängers, Alles von Interesse für die Kenntniß von Petöfi's Leben, Charakter und Dichtung. Der größere Theil dieser Beiträge war auch bisher schon gedruckt, aber zu so verschiedener Zeit und in so entlegenen, theilweise ganz verschollenen Zeitungen und Zeitschriften, daß man es Al Halaſt, dem jungen strebsamen Schriftsteller, Dank wissen muß, daß er diese Sammlung veranstaltet und die Beiträge derselben in geschmackvoller Gestalt und bequemer Form Jedem zugänglich gemacht hat, der sich für eine der anziehendsten Dichtergestalten der Neuzeit interessirt. **Paul Gyulai**, der Schwager Petöfi's, zugleich gegenwärtig der vorzüglichste ungarische Literarhistoriker und vor Allem der beste Kenner Petöfi's und seiner Dichtung, hat das Bändchen mit einigen einleitenden Bemerkungen versehen, welche den Werth der Sammlung nur zu erhöhen geeignet sind.

Von besonderem Interesse sind zunächst Petöfi's Zeitungsartikel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1848—1849. Dieselben geben ein lebendiges Bild von Petöfi's jugendlicher Begeisterung, von seinem naiven Glauben, von seinem oft betonten revolutionären Instinkte, von seinen politischen Ambitionen, seinem persönlichen Ehrgeize, aber auch von seinem edlen Charakter, von seiner reinen, offenen Begeisterung für die große Sache der Freiheit. Petöfi hat die Revolution bereits vor 1848 geahnt, gefühlt, er hat sie auch prophezeit, ebenso wie Graf Stefan Széchenyi, nur daß bei diesem aus politischer Einsicht entsprang, was bei jenem Ausfluß eines leidenschaftlichen Instinktes war. Es ist nur natürlich, daß Petöfi nun den Ausbruch der Bewegung selbst mit lodernder Begeisterung begrüßte und dem Laufe der Dinge mit der heftigsten, glühendsten Erregung, bald auch mit stets wachsendem und schließlich gewaltig losbrechendem Mißmuthe verfolgte.

Das erste Fragment aus seinem Tagebuche ist vom 15. März 1848, dem Geburtstage der ungarischen Revolution, datirt. Es beginnt mit folgenden Sätzen:

„Die Presse ist frei! . . . . — Wenn ich wüßte, daß das Vaterland meiner nicht mehr benöthigte, würde ich mein Schwert in mein Herz tauchen und so, hinsterbend, mit meinem eigenen Blute diese Worte niederschreiben, damit die rothen Buchstaben daständen wie die Strahlen des Morgenrothes der Freiheit.

„Heute wurde die ungarische Freiheit geboren, denn heute wurde die Presse von ihren Fesseln befreit . . . . Oder giebt es noch einen Einfältigen, der zu glauben vermöchte, daß eine Nation auch ohne die Freiheit der Presse frei sein könnte? Ich grüße dich am Tage deiner Geburt, du ungarische Freiheit! ich begrüße dich zuerst und vor Allen, ich, der ich für dich gebetet und gekämpft habe, — ich begrüße dich mit so hoher Freude, als tief mein Schmerz war zu der Zeit, da wir dich entbehren mußten!

„O unsere Freiheit, du süßes, liebes Wesen, lebe lange auf Erden, lebe so lange, als ein Ungar lebt, — und stirbt der letzte unseres Volkes, wirf dich als Bahrtuch auf den Entschlafenen . . . und ergreift dich der Tod früher, reiß mit dir in dein Grab die ganze Nation, denn ohne dich weiter zu leben, — welche Schande, mit dir unterzugehen — welche Herrlichkeit! . . ."

In dieser Weise, mit Jubel und unter Thränen, begrüßt und feiert er die junge Freiheit. Es ist etwas Herzgewinnendes, Rührendes in dieser begeisterten Liebe, in diesem naiven Glauben, in dieser satten Seligkeit. Nun erzählt er die Vorgänge der Märztage und folgt dem Verlaufe der Ereignisse anfangs mit vollem Vertrauen, bald mit steigender Angst, endlich mit bitterer Enttäuschung. Dem ungarischen Ministerium wolle er nicht sein Vaterland, nicht einmal seinen Hund anvertrauen, erklärt er bald. Der Groll reißt ihn schließlich zu der Unvorsichtigkeit hin, die Fahne der Republik aufzupflanzen und den Königen den Krieg zu erklären. Es ist ein naiver Republikanismus, mit dem es Petöfi natürlich niemals Ernst war; — die Verkündigung desselben blieb aber für ihn nicht ohne trübe und für die Kenntniß der Zeit charakteristische Folgen.

Denn diese Tagebuchblätter — und das erhöht den Werth derselben — erweisen in unzweideutigster Weise, — was oft hartnäckig geleugnet wurde —, daß die ungarische Nation nur sehr schwer, sehr widerwillig den Weg der Revolution betrat. Petöfi, der Dichter der Freiheit und der Revolution, ist sehr unbeliebt, besonders seit seinem Liede gegen die Könige; es gelingt ihm nicht, ein Abgeordneten-Mandat zu erlangen, nicht einmal in seiner eigenen Vaterstadt: ein unbedeutender Mensch wirft ihn bei den Wahlen aus dem Sattel. Petöfi sieht sich genöthigt einzugestehen, daß er unpopulär ist, daß man ihm nicht traut, daß man ihn nicht liebt. Es braucht wohl nicht erst betont zu werden, wie ihn dies schmerzt, wie schwer ihm dies Geständniß fällt. „Es ist eine Thatsache, schreibt er am 27. Mai 1848, daß ich in den Märztagen einer der Lieblinge der Nation war . . . einige Wochen, und nun bin ich einer der gehaßtesten Menschen. Jeder Landsmann, der an mir vorübergeht, hält es für seine Pflicht, mir einen Stein an den Kopf zu werfen."

Er sucht die Schuld auf persönliche Feinde, Brodneider, Intriguanten zu wälzen; — vergebens, der ruhige Beobachter merkt nur zu wohl, daß des Dichters Standpunkt, seine extreme Richtung, sein Ruf zu den Waffen die eigentlichen Gründe seiner Unvolksthümlichkeit sind. Und in der That, — als die Verhältnisse, Fehler von Oben und von Unten, die Nation schließlich doch in die Richtung drängten, welche Petöfi stets gewiesen hatte, steigt er sofort in der Liebe des Volkes und im Herbst des Jahres 1848 ist Petöfi bereits einer der populärsten Männer des Landes.

Die meisten Stücke der Sammlung sind natürlich rein persönlichen Charakters, — sie beziehen sich auf einzelne, theilweise an und für sich unwesentliche Momente im Leben des Dichters, decken jedoch Züge seines Wesens auf, die uns bisher nicht genügend bekannt gewesen, und erlangen hierdurch psychologische Bedeutung. Die mißglückte Candidatur für den Reichstag erfüllt Petöfi mit stets wachsendem Grimm. Erst sucht er den Gegencandidaten unmöglich zu machen, — als dies nicht gelingt, bestrebt er sich, die Annullirung seiner Wahl durchzusetzen, — und als auch dies ohne Erfolg bleibt, fordert er den glücklicheren Mitbewerber! Als dieser die Forderung nicht annimmt, läßt der Dichter eine Aufforderung an die Mitglieder des Reichstages drucken und jedem derselben persönlich zustellen, in welcher er sie warnt, „mit diesem gezeichneten Menschen" ja nicht in einer Bank zu sitzen!

Der werthvollste Bestandtheil der Sammlung sind jedoch die bisher ungedruckten Briefe Petöfi's an **Johann Arany**, den größten lebenden Dichter Ungarns. In diesen Briefen spricht sich die ganze Liebenswürdigkeit und Schönheit von Petöfi's edler, reiner Seele aus. Arany errang sofort mit seinem Erstlingswerke, dem naiven Volksepos „**Toldi**", einen durchschlagenden Erfolg, der ihn über Nacht zum größten, gefährlichsten Rivalen Petöfi's machte. Aber im Herzen des letzteren regt sich kein Fünkchen von Neid oder Furcht; im Gegentheil, begeistert und hingerissen von der herrlichen Leistung seines Landsmanns, schreibt er ihm sofort einen dithyrambischen Brief und besingt ihn zugleich in einem schwungvollen Gedichte.

„Ich grüße Sie!" — so beginnt der erste Brief Petöfi's an Arany, 4. Februar 1847 — „Heute habe ich Ihren „Toldi" gelesen, heute habe ich dieses Gedicht („An den Dichter des Toldi") geschrieben und noch heute übersende ich es Ihnen. Es wird in den „Életképek" (d. h. „Lebensbilder") erscheinen; ich möchte aber die Überraschung, die Freude, das Entzücken, welche durch Ihr Werk in mir erweckt worden, sobald als möglich zu Ihrer Kenntniß bringen. Die Volksdichtung ist und bleibt doch die echte Dichtung; streben wir, sie zur herrschenden zu machen! Wenn das Volk erst in der Dichtung herrscht, nähert es sich auch in der Politik der Herrschaft. — und darin besteht doch die Aufgabe des Jahrhunderts, dies wünscht jedes edle Herz, dem der Anblick zum Ekel geworden ist, wie Millionen sich als Märtyrer hinschleppen, damit einige Tausende herumlungern und prassen können. In den Himmel das Volk, in die Hölle die Aristokratie!... Schreiben Sie mir, wenn Sie es für der Mühe werth halten, schreiben Sie mir über sich selbst, was immer, Alles, wie alt Sie sind, ob ledig oder verheiratet, blond oder braun, groß oder klein .... Alles ist mir interessant. Gott mit Ihnen, Gott mit Ihnen! Ab invisis Ihr aufrichtiger Freund Alex. Petöfi."

„Du nimmst es mir vielleicht nicht übel" — so beginnt schon der zweite Brief, vom 28. Februar — „wenn ich die „Sie"-Titulatur aufgebe. Ich bin nun einmal ein Mensch, der sich gern familiär niederläßt, wenn er in ein Haus tritt ... Da ich bei dir angeklopft und du die Thüre geöffnet hast, so gestattest du wohl, daß ich mir's bequem mache, um so mehr, da wir uns einander bereits „Freund" genannt, — und ich meinerseits dies Wort nie im alltäglichen Sinne zu gebrauchen pflege, sowie ich hoffe, daß auch Du es nicht so auf mich angewendet hast. Allerdings müssen wir den Charakter des Mannes kennen, den wir zu unserem Freunde gewählt; ich denke jedoch, daß du den meinigen bereits zur Genüge aus meinen Werken kennst, gleichwie ich den Deinigen aus deinem „Toldi" erkannt habe. Wer so herrlich die Kindesliebe geschildert hat, der muß ein guter Sohn sein oder gewesen sein, der kann kein schlechter Mensch sein, der ist eine schöne, reine, edle Seele. Für eine solche halte ich Dich und darum nannte ich Dich meinen Freund ...."

Nur noch einige Stellen aus diesen reizenden Briefen.

„Dein Brief gelangte erst heute in meine Hand, — Gott weiß, aus der wie vielten; — und daran bin ich schuld, da ich dir meine Wohnung anzugeben vergaß, so sehr war ich damals vor Entzücken außer mir. Und da werfen mir Viele vor, ich sei gegen Dichter voreingenommen! Das heißt, höflich ausgedrückt, daß ich außer mir Niemand als Dichter anerkennen will, — und das ist doch, bei Gott, die elendeste Verläumdung! Es ist wahr: Leute ohne Talent oder mit mittelmäßiger Begabung, die sich vordrängen, mag ich nicht, die kann ich nicht leiden, ich zertrete sie wenn möglich; — aber vor dem wirklichen Talente sinke ich nieder und bete an ..."

„Dein Brief bereitete mir große, große Freude, und dein Gedicht habe ich schon so oft gelesen, daß ich es auswendig weiß. Ich schreibe es ab und schicke es an Tompa*). Das ist auch ein ganzer Kerl! Überhaupt: Arany, Petöfi, Tompa ... bei meiner Seele! ein schönes Triumvirat, und wenn unser Ruhm auch nicht so groß sein wird, wie der des römischen Triumvirates gewesen ist, so ist doch unser Verdienst, daran zweifle ich nicht, gewiß ebenso groß, wenn nicht größer. Und unser Lohn? Eine Dorfpfarre, eine Dorfnotärstelle und ein großstädtisches ... Dingsda ... Nichts! Thut nichts! ich bin ein anspruchsloser Mensch und begnüge mich auch damit, und wenn ich auch Hungers sterbe, so lebe ich doch bis zu meinem Todestage, darüber hinaus aber pflege ich mich um mein Schicksal nicht zu kümmern. Für die Begräbnißkosten soll ein anderer sorgen ... Wahrlich, ein trauriges Handwerk, diese ungarische Schriftstellerei! Irgend ein Amt bekäme ich wohl auch noch, aber davor schaudert mich entsetzlich, und so bleibt nichts anderes übrig als: Iß, mein Junge, wenn du was hast! ... Ach, es schmerzt mich in der That sehr, wenn ich bedenke, welch' ein Beduine in mir verloren gegangen ist! aber ich glaube in tiefster Seele, daß auch bei uns die Zeit kommt, wo auch die Heiden, welche die Freiheit anbeten, leben können, nicht blos die vor dem „einzig wahren Herren" demüthig gekrümmten Christen. Darum heirate ich auch nicht, denn es könnte geschehen, daß ich eine Wittwe und Waisen hinterließe. Ich heirate nicht, Freund, und doch stelle ich mir das eheliche Leben so schön vor! Wie glücklich magst du in demselben sein!" ...

Der letztere Vorsatz Petöfi's hielt bekanntlich nicht lange an. Unsere Sammlung enthält auch ein Billet an Arany, vom 15. December 1848, welches folgendermaßen lautet: „Lieber Freund, nur einige Worte: Ich bin Vater. Das Übrige lies vom weißen Papier herab; du kannst es so gut herablesen, als ob ich es hingeschrieben hätte. Heute Mittags ward mir ein Sohn geboren, der morgen oder übermorgen getauft wird. Taufpathe und Taufpathin sind ein gewisser Johann Arany und Frau. Der Knabe soll Zoltán heißen ..."

In der That, — es ist Manches, und nicht ohne Grund, gegen den Menschen Petöfi gesagt und geschrieben worden. Aber dies edle, reine Freundschaftsverhältniß des Dichters zu seinem größten Rivalen deckt uns einen so grundlos tiefen Adel von Petöfi's Seele und Charakter auf, daß daneben alle Schwächen und Thorheiten des jungen Brausekopfes als wesenlos in den Schatten treten. Man kann sich auch, wenn man diese Briefe liest, des Gedankens nicht erwehren, daß das Zusammenwirken dieser beiden Männer für die ungarische Literatur von großartigster Wirkung gewesen wäre, — wenn es zu Stande gekommen wäre. Aber bald erdröhnten die Kanonen und forderten ihre Opfer.

Zum Schlusse noch ein Kuriosum — der Steckbrief, den Fürst Windischgrätz gegen Petöfi erlassen hat. Derselbe lautet:

„Personsbeschreibung des Alexander Petöfi:
Alter: 36 Jahre (!).
Geburtsort: Siebenbürgen (!).
Stand: verehlicht.
Religion: reformirt.
Sprache: Deutsch, ungarisch und walachisch.
Beschäftigung und Charakter: früher Dichter (!).
Körperbau: mager.
Gesicht: mager.
Gesichtsfarbe: brunett.
Stirn: hohe.
Haare: schwarz, emporstehend.
Augen: schwarz.
Nase: breit.
Mund: proportionirt.
Zähne: gut.
Kinn: etwas spitz.

*) Michael Tompa, einer der populärsten ungarischen Lyriker und Epiker, besonders in der poetischen Erzählung hervorragend. Ein Anhänger der volksthümlichen Richtung, welche in Petöfi und Arany culminirt. Der letztere war seiner gesellschaftlichen Stellung nach Dorfnotär, Tompa Dorfpfarrer, Petöfi — ohne Amt. Hierauf zielt die interessante Stelle in dem obigen Briefe. Übrigens war Tompa ein weit bescheideneres Talent, als Petöfi und Arany.

Bart: Schnurbart.

Besondere Kennzeichen: pflegt mit entblößtem Hals zu gehen.

Bekleidung: nach der deutschen Mode."

Petöfi hat sich über dieses, an Irrthümern reiche Porträt, das ihn um zehn Jahre älter und zu einem Siebenbürger gemacht hat, oft geärgert; — besonders war er auf den Schlußsatz schlecht zu sprechen, der ihn als nach deutscher Mode gekleidet schildert, während doch Petöfi meist, aber keineswegs immer, ungarische Nationalkleidung trug. Die „Personsbeschreibung" scheint übrigens nach einem schlechten Bilde des Dichters entworfen zu sein; — das „früher Dichter" hat Petöfi ausdrücklich als Lüge und Dummheit bezeichnet.

Am Schlusse der Sammlung giebt der strebsame Herausgeber noch eine „Übersicht der Petöfi-Literatur", welche zwar nicht vollständig ist, aber bisher noch niemals so vollständig zusammengestellt war. Das ganze Büchlein ist ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß eines liebenswürdigen Menschen und großen Dichters, und als solcher wohl geeignet, auch in weitesten Kreisen des Auslandes Interesse zu erregen.

Budapest. Dr. Gustav Heinrich.

Rußland.

Zur neuesten ehstnischen Literatur.

Von den „Besorgungen" (Toimetused) der ehstnischen Literaturgesellschaft*) aus dem Jahre 1877 sind uns folgende zugekommen:

„Naturlehre (Looduse õpetus) für Schulmeister und Schulen", von J. Kunder. Erstes Buch: Thierreich (mit sauberen Holzschnitten). „Jeder Lehrer — sagt der Verf. — weiß, daß es eine schwierige Sache ist, in unserer Sprache eine Naturlehre zu schreiben, was bis jetzt noch nicht geschehen", und hofft Entschuldigung Seitens der Sachkenner, wenn sie Namen und Art manches Thieres nicht richtig angegeben finden." Er bittet alle Freunde und Amtsbrüder, seine Fehler zu verbessern. Bei schicklicher Gelegenheit findet der Leser Vergleichungen (wõrdlemised), die beim Schulunterricht zu gebrauchen sind, und hinzugefügte Fragen oder Aufgaben.

Nicht alle Arten Thiere darf man in diesem Buche suchen, weil es sonst für Schulen zu umfangreich geworden wäre. Den ehstnischen Namen aller aufgenommenen Thiere sind übrigens auch die technischen (lateinischen) beigegeben.

„Naturgeschichten für Kinder (Looduse lood lastele), in Gesprächform gebracht von P. Undritz" Dies vortreffliche Büchlein ist die erste Lieferung einer Kinderbibliothek (Laste kirjakogu). In dem ersten Stück belehrt die Erdscholle ein ihr nichts entgegnendes Kind über ihre mannigfachen Verdienste um alles Gedeihen in der Wesenwelt. Im zweiten Stück erzählt ein hochbejahrter Apfelbaum einer Gesellschaft fröhlicher, vom Spielen ermüdeter Kinder seinen Lebenslauf. Im dritten gewinnt die Rose ein junges Mädchen lieb und belehrt es über ihr Entstehen und ihre Verwendung an Mütze oder Hut, in den Haarflechten, am Busen, in der Mutter Schoße, an den Füßen (als Brautschmuck), endlich auf Gräbern. Dazwischen naive Bemerkungen des Kindes. Die fünfte Nummer ist ein artiges Gespräch zwischen einem jungen Mädchen und einem unscheinbar in einer Felsenhöhle blühenden Blümchen „Gedenkemein" oder „Behalt mich im Sinn" (mind meeles pea), also „Vergißmeinnicht". In Nummer sechs fordert ein Zaunkönig Kinder auf, dem wilden Fliederbaum Reverenz zu beweisen und erklärt ihnen dessen wohlthätige Eigenschaften. Dasselbe kluge Vöglein belehrt dieselben Kinder über Blattläuse und deren ärgsten Feind, den Käfer Erlentriine. Der achte, wahrhaft reizende Dialog (zwischen Mutter und Sohn) findet am Vogelbauer, im Anblick des Brütens und der Nestlinge statt. Endlich im neunten zeigt ein Vater seinem auf die Erscheinung eines öffentlich angekündigten Luftballons begierigen Söhnlein den voll aufsteigenden Mond als viel würdigeren Gegenstand der Betrachtung.

„Lies! Lehrreiche Erzählungen und Märchen" (Loe! õpetlikud loud ja jutud). Verf. K. A. Hermann. Lauter Lesestücke mannigfachen Inhalts, zu Nutz und Zeitverkürzung des Ehstenvolkes. Eine größere Erzählung oder kleine Novelle ist „Die letzte Heimat der Hiidlased." Ehe der Übersetzer oder Bearbeiter dieser schönen altnorwegischen Sage sie zu erzählen beginnt, will er erklären was man unter Hiidel oder Hiidlane versteht. Dieses Wort — sagt er — hat gewiß vorzeiten in unserer Sprache gelebt; denn altehstnische Sagen kennen ein Hiidla-Land, wo lauter sehr hochgewachsene Menschen wohnten, die man das Hiidla-Volk nannte. So bedeutet also Hiidel oder Hiidlane (auch abgekürzt Hiid) einen Menschen, der weit größer und stärker ist als gewöhnliche Sterbliche.*) Eine kürzere Erzählung, vermuthlich nach dem Französischen, kann man als Ehrenrettung der Cagot's qualifiziren, jenes immer noch räthselhaften und wohl mit Unrecht gemiedenen, ja verabscheuten Völkchens in den französischen Pyrenäen, dessen Name, dem Wörterbuch der französischen Akademie zufolge, zur Bezeichnung einer dévotion fausse ou mal entendue sich hergegeben hat!**)

Unter dem Titel „Die Regenmacher des Betschuana-Volkes" (Betschuana rahwa wihma tegijad) wird über das Zauberwesen bei diesem südafrikanischen Volke manches Merkwürdige mitgetheilt.***)

Aus dem übrigen Inhalt erwähnen wir das kürzlich im „Magazin" übersetzt von uns mitgetheilte Märchen „Erbtochter und Waisenmädchen"; ferner „Der größte Strom auf Erden" (Amazonenstrom), „Semiramis", einige Artikel zu Lob und Schutz der ehstnischen Sprache, und einen Aufsatz über das Kopfnicken (pää nikutamisest), worin aber auch von den verschiedenen Arten der Begrüßung bei den verschiedensten Völkern die Rede ist. Der auf S. 181 erwähnte chinesische Ausdruck ist aber nicht tsin, sondern tsing (oder tseng); auch irrt der Verf. wenn er sagt, dies Wort sei an sich ohne Bedeutung (ilma tähenduseta). Es bedeutet höflich bitten, einladen, engagiren, und in der Wiederholung so viel als „Danke schön!"

Herr Grenzstein (ehstnisch Piirikiwi) giebt in sechs Heften, von denen uns bereits drei vorliegen, ein „Gesangbuch für Schüler" (Kooli laulmiso raamat) heraus mit Vorschriften für Lehrer und Schüler. Ein ansehnlicher Theil der ehstnischen

---

*) Vgl. Jahrgang 1877 unseres Magazin, Nr. 13.

*) Die Finnen verstehen unter Hiisi (Stammform Hiite, daher Mehrzahl Hiidet) einen mächtigen bösen Dämon, der in Einöden hauste, und nennen die Insel Dagö Hiiden-Maa d. h. Hiisi's Land.

**) Vergleiche auch die finnische Zeitschrift Kunkauslehti (1877, Seite 189).

***) Die weiland „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" enthalten (1842, Nr. 5) einen Artikel W. Schott's über dieses Volk und seine Sprache.

Liedertexte ist finnischen, russischen, tschechischen, italienischen und deutschen Volksweisen untergelegt.

Das Jahrbuch für 1877 enthält, außer einem historischen Versuch über die Schicksale der lutherischen Kirche und der Brüdergemeinde in den Ostseeprovinzen, mehrere Aufsätze zur Unterrichtsmethode von Undritz und Blomberg, Beurtheilungen einiger Artikel des vorigen Jahrgangs, einen Bericht des Ausschusses zur Verbesserung der ehstnischen Schreibweise, und Berichte über Gesammtsitzungen der Gesellschaft. Sch.

Kleine Rundschau.

— **Dieterici: Der Darwinismus im X. und XIX. Jahrhundert.** Über den „Darwinismus bei den Arabern" hatte Professor Dieterici im wissenschaftlichen Verein zu Berlin eine Vorlesung gehalten und sie war gut abgelaufen; das Glück hatte ihn, wie er sagt, „ein wohlwollendes, nachsichtiges Publikum" finden lassen, aber nun wollte er mehr. „Es hatte ihn", berichtet er, „wie eine böse Liebe, der Gedanke erfaßt, die Anschauungen über die Entstehung, wie sie in dem ersten Stück der Bibel, wie sie beim Aristoteles, bei den Arabern im 10. Jahrhundert und in der neuesten Zeit herrschen, zusammenzustellen, und das Gleichartige wie das Verschiedene hervorzuheben". Der bösen Liebe nachgebend, streifte er mit einem „kühnen Ritt durch fremde Gebiete" und veröffentlichte vier Abhandlungen,*) in denen leider Manches steht, was den kühnen Ritt zwar erklärt, aber nicht entschuldigt. So heißt es (Seite 6): „Sowohl Linné, der Begründer wissenschaftlicher Systematik in der Botanik, als Buffon, der in seiner échelle des êtres alle Stufen der Lebewesen, vom Menschen, der höchsten Creatur, bis zu der niedrigsten, so meisterhaft und geistreich beschrieb, haben von der Encyklopädie Anregung erhalten". Drei Zeilen vorher ist ganz richtig bemerkt, daß die Encyklopädie der Wissenschaften 1751 bis 1772 herausgekommen ist. Linné's systema naturae erschien aber 1735, wie konnte er also von der Encyklopädie Anregung erhalten? Seite 104 lautet es: „auch weiß man von den nicht in gasförmigen Zustand übergehenden, also den nur im festen und flüssigen Zustand vorkommenden Elementen (?) nach dem Gesetz von Dulong und Petit, daß sie durch dieselbe Wärmemenge auf gleiche Temperatur erhöht werden und muß danach auf die gleiche Anzahl der Atome schließen". Das von Dulong und Petit entdeckte Gesetz sagt: man erhält ein ziemlich gleiches Product, wenn man die specifischen Wärmen der einfachen festen oder flüssigen Körper mit ihren Atomgewichten multiplicirt. Erkundigung bei einem Physiker, oder Nachschlagen in einem Lehrbuch der Physik hätten den physikalischen Gallimathias unmöglich gemacht. Sicher bereut der Arabist Seite 108 geschrieben zu haben: „Die Gewinnung der Metalle, die sogenannte Markscheidekunst". Ein Freund hat ihm wohl schon mitgetheilt, daß die geometria subterranea sich nicht mit der Gewinnung der Metalle beschäftigt. Ein Gelehrter, der in fremde Gebiete reitet und seine dortigen Erlebnisse drucken läßt, kann nicht vorsichtig genug sein.

Der erst Abschnitt, die Vorlesung: „Darwinismus bei den Arabern", sagt der Verfasser, „bewährt den alten Spruch: Es giebt nichts Neues unter der Sonne". Der alte Spruch kündet aber nur die Hälfte der Wahrheit und bedarf der Ergänzung durch seinen Gegensatz: Nie sind zwei Erscheinungen unter der Sonne einander ganz gleich. Die Vorlesung macht klar, daß der arabische Darwinismus sich zum heutigen verhält, wie etwa das Kind in der Wiege zum erwachsenen Mann. Nummer zwei, „Antidarwinismus: handelt über die Schwäche der Argumente, welche von den Darwinisten für ihre neue Theorie vorgebracht werden". Hier freuen wir uns Professor Dieterici beistimmen zu können und citiren ihn gern: „Die Philosophie construirt jetzt nicht mehr so viel, doch desto mehr beginnt in der Naturforschung die Zoologie zu construiren, zu speculiren. Darwin ist gewissermaßen der Hegel der Zoologen. Eine Hypothese, die man für vernünftig hält, soll drum auch wirklich sein". Als heuristisches Prinzip leistet der Darwinismus der Wissenschaft außerordentliche Dienste, als Theorie kann er nicht gelten, da ihn die Erfahrung nirgends bestätigt, ja, nicht einmal die Bedingungen einer brauchbaren Hypothese erfüllt er, wie Professor Albert Wigand im zweiten Bande seines gegen die neue Lehre gerichteten Werkes auf das Gründlichste nachgewiesen hat.

Der dritte Abschnitt, „Die Schöpfung; soll darthun, daß die heutige Atomlehre der Chemie, sowie die Theorie von der Wärme in der Physik auch im Reich der Zelle, d. i. der Pflanzen- und Thierwelt, die Mannigfaltigkeit der Arten verlangen". Dieser Abschnitt erfüllt seine Aufgabe und würde sie noch besser erfüllen, wenn der Autor sich hätte überwinden können, den Bienen- und Floh-Excurs, den Versuch eines Anstiegs „auf der Leiter des All", die Episode von Salomo und der Königin von Saba, und ähnliche Verzierungen fortzulassen. Optimistisch die Schöpfung zu betrachten und ihre Harmonie zu bewundern sei Jedem vergönnt, nur sollte ein genauer Berichterstatter, wenn er poetisch wird über „den die Harmonie des geschaffenen Tonstücks beherrschenden Musikdirector", über „die, die Kraft des Werdens in sich hegende Natur", über den Componisten, „der diese Harmonie in ihrem Grundzug erst ersann und dann erschuf", — der genaue Berichterstatter sollte nicht verschwiegen haben, daß sehr erhebliche, nicht aufgelöste Dissonanzen fortwährend mitklingen. Oder hört er sie nicht? Der vierte Abschnitt, „Eine aus dem Arabischen übertragene Naturphilosophie; soll zeigen, daß das Sonst und das Jetzt einander nicht widersprechen." Diese „Übersetzung der fünfzigsten Abhandlung der arabischen Philosophen, die lautern Brüder genannt" zeigt aber nur, daß die Phantasie der lautern Brüder sehr stark entwickelt, daß es jedoch mit ihrem Wissen äußerst schwach bestellt war. Das Ganze illustrirt die Bemerkung im Vorwort: „Populär und anregend zugleich zu schreiben, ist eine schwierige Aufgabe. Nur wenige Gelehrte haben die Frage nach der Form solcher Abhandlungen wohl gelöst."

O. S. Seemann.

— **Runeberg's König Fjalar in deutscher Übersetzung.** Dem König Fjalar, Gauthiod's ruhmbedecktem Fürsten, wird vom Seher Dargar verkündet, daß sein einziger Sohn Hjalmar dereinst die eigene Schwester zur Braut nehmen und sein ruhmreicher Stamm jämmerlich zu Grund gehen werde.

Fjalar's Entschluß ist rasch gefaßt: er winkt Sjolf, den alten Waffenbruder, herbei und übergiebt ihm Gerda, das holdselige Kind. Sjolf eilt mit ihr fort, hinaus in die stürmische Jul-Nacht und von Widars' Fels stürzt er das unschuldige Opfer hinab in die brausenden Fluthen des Meeres.

*) Der Darwinismus im zehnten und neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Fr. Dieterici, Professor der arabischen Literatur. Leipzig, 1878. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Hjalmar, zum Jüngling herangereift, verlangt begierig nach „Thatenruhm in des Fremdlings Land.“ Nicht blos vom Vater sollen die Skalden singen; auch sein Name soll unter denen der Helden genannt werden. Lange weigert sich Fjalar dem Wunsche des Sohnes zu willfahren; endlich läßt er sich erweichen, und fort zieht Hjalmar über's Meer, dürstend nach Waffenruhm und Abenteuern.

In Selma lebt Morannal, Morven's erblindeter König, von dessen Tochter Schönheit und Tugend die Barden weit und breit erzählen. Dorthin lenkt Hjalmar seine Schritte. Aber auch Dihonna, so heißt Morannal's liebreizende Tochter, hat schon von Hjalmar's Waffenthaten vernommen und fühlt sich von dem jugendlichen Helden angezogen. Dieser landet nun mit einer Schaar Getreuer an Morven's felsiger Küste, besiegt Morannal's Heer, tödtet Dihonna's drei Brüder Gale, Rurmar und Clesamor und gewinnt die Schwester als Preis des Sieges.

Dihonna gesteht ihrem Geliebten, daß er der Held ihrer Träume, daß, noch lange bevor sein Blick sie geschaut, sie schon sein gewesen. Sei's aus Liebe, sei's aus Furcht, von ihm verschmäht zu werden, wagt sie nicht, ihm zu entdecken, wozu sie erst als seine Gattin den Muth findet, daß sie nämlich zwar stolz Morannal ihren Vater nannte, in Wirklichkeit aber bloß dessen Ziehtochter sei. In stürmischer Julnacht von Widars' Fels ins Meer gestürzt, habe Darg, der Seeräuber, sie aus den Fluthen gerettet, und als dieser später im Kampfe gegen Morannal unterlag, des Letzteren Gnade und Schutz für das wehrlose verlassene Mädchen angerufen, welches von Morven's mildsinnigem Herrscher bald wie dessen eigenes Kind geliebt wurde. So wuchs sie auf, am Hofe zu Selma, so wurde sie Hjalmar's Braut! „Aber nicht Morannal, nicht ein König mein Vater war — Dieses Blut, das nun mir im Herzen pochet, war vielleicht des niedrigsten Sklaven Blut.“

Wie Schuppen fällt es von Hjalmar's Augen: die er zur Braut erkoren, ist seine eigene Schwester, und blitzesschnell fährt sein tödtlicher Stahl in Dihonna's Busen. Dann eilt er heim zu seinem Vater, die Schaudermähr ihm zu verkünden, und nachdem er seine Erzählung beendet, stößt auch er sich das Schwert in die Brust.

Gramgebeugt steht Fjalar an der Leiche seines Sohnes: der Seher Dargar, der alte Waffenbruder Sjolf, und alle Getreuen umringen ihn tief ergriffen. Da „schneidet er mit dem eigenen Schwerte Todesrunen in die narbige Brust; aus der Tiefe strömen des Herzens Quellen, und warm mit Hjalmar's mischt sich des Vaters Blut.“

Das ist in flüchtigen Umrissen der Inhalt des gewaltigen Epos, welches den vor Jahresfrist heimgegangenen finnisch-schwedischen Dichter Johann Ludwig Runeberg [† 7. Mai 1877] zum Verfasser hat, und wovon uns jetzt, Dank der fleißigen Übersetzerin nordischer Literaturerzeugnisse, Frau Ida Meves, eine gefällige deutsche Übertragung*) in reimlos-metrischer Form vorliegt.

„König Fjalar“ gehört mit „Nadeschda“ und „Fähnrich Stahl“ — beide ebenfalls von Frau Ida Meves in's Deutsche übersetzt — ein und derselben Periode von Runeberg's poetischem Schaffen an. Zeitlich gehen die zwei zuerst genannten lyrisch-epischen Dichtungen voran; künstlerisch dagegen steht die Sage vom Fähnrich Stahl obenan.

*) König Fjalar. Epos aus der nordischen Vorzeit in fünf Gesängen von Johann Ludwig Runeberg. Deutsch von Ida Meves, geb. Lappe. Leipzig, 1877. Ed. Wartig.

Mancherlei.

In Englisch-Indien erschienen Ende 1874 insgesammt 644 politische Zeitungen, wovon 224 in englischer, 336 in indischer, und 84 in beiden Sprachen. Die in indischer Sprache erscheinenden Blätter sind meist nur Wochenschriften, welche zum Theil blos lithographirt werden, mit durchschnittlich sehr kleiner Auflage (insgesammt circa 36,000, also nur 100 im Durchschnitt d. i. etwa ein Zeitungsblatt in indischer Sprache auf 6000 Indier). In Bombay und Bengalen erscheint die Mehrzahl der größeren indischen Zeitschriften. In Folge des unlängst erlassenen drakonischen Preßgesetzes gegen die Blätter in indischer Sprache erscheinen mehrere derselben jetzt mit englischem Text.

The Battle of Mobile Bay and Capture of Forts Powell, Gaines, and Morgan, by the Fleet under Admiral Farragut von Commodore Foxhall A. Parker, eine bedeutende geschichtlich militärische Arbeit, ist unter der Presse. Das Material ist Admiral Farragut's eigenem Notizbuch und den Berichten der Union wie der Conföderirten entlehnt. (P. W.)

Einem kürzlich in Indien publicirten Circular gemäß beabsichtigt Dr. Leitner aus Lahore nach England zurückzukehren, um ein Institut für junge Hindus zu eröffnen, die sich auf die für den indischen Staatsdienst vorgeschriebenen Prüfungen vorbereiten wollen. Es soll Sorge getragen werden, daß der Aufenthalt in dem Institut keinen Verlust der Kaste herbeiführt. Es werden Hinduköche dort sein und sogar Wasser vom Ganges. Ähnliche Einrichtungen sollen für mohammedanische Zöglinge getroffen werden. Das Institut soll anfänglich aus den Beiträgen vornehmer und reicher Inder erhalten werden. (Academy).

Fantasy and Passion, ein Band Gedichte von dem jungen amerikanischen Dichter Edgar Fawcet, wird von Publisher's Weekly sehr gelobt.

Unter den in der letzten Nummer von Publisher's Weekly angeführten neu erschienenen oder sehr bald erscheinenden Büchern sind: A Year Worth Living, von Rev. William R. Baker, ein Band von dem Sammelwerk Witty Sayings of Witty People, wie auch ein Band des Sammelwerks Heart Throbs of Gifted Authors; Russia in Longfellow's Poems of Places; Sir Joshua Reynolds siebenter Band der Artist Biographies von Sweetser; The English in Ireland von J. L. Sibole, eine Antwort auf Freeman's Angriff auf die Türken, welches dieselben Argumente und der irischen Geschichte entlehnte Thatsachen in gleicher Art gegen die Engländer anführt; The Law of Copyright von Hugh M. Spalding; The Rival Belles von J. B. Jones; Art Embroidery von M. S. Lockwood und H. Glaister; West Point Tictacs; South Carolina von Daniel S. Alwood.

Voyage of the Paper Canoe, von Nathaniel H. Bishop. Eine geographische Reise von 2500 Meilen (engl.), von Quebek nach dem Golf von Mexico, während der Jahre 1874—1875. Der Verfasser verließ Quebek in einem kleinen Holzcanoe, mit einem einzigen Begleiter, in der Absicht, die natürlichen und künstlichen

Wasserverbindungen des Continents in der geradesten Linie südwärts zur Golfküste von Florida zu verfolgen, um zu zeigen wie weit die Unterbrechungen eines fortlaufenden Wasserweges für leichte Fahrzeuge wären. In Troy ward er von der Firma E. Waters und Sons, Fabrikanten von Papierböten, überredet den Rest seiner Reise allein in einem ihrer Canoe zu machen. Die bei dieser Gelegenheit der Geschichte von Papierböten gewidmeten Capitel gehören mit zu den interessantesten des Buches. Ein treuer und eingehender Bericht wird von der ganzen Reise gegeben, von den bestandenen Gefahren, und den mannigfachen Thatsachen, welche für Naturforscher, Geographen und Gelehrte von Interesse sind. Zehn vorzüglich schön gestochene Karten, welche den Weg des Papiercanoes veranschaulichen, verschönern das Buch. (P's. W.)

Kapellmeister Delderez in Paris hat jüngst unter dem Titel „L'Art du chef d'orchestre" ein Buch veröffentlicht, worin er seine Erfahrungen als vieljähriger Orchesterdirigent niederlegt und mit Winken und Rathschlägen für die Praxis begleitet.

De Vinne's Erfindung der Buchdruckerkunst*) ist mit besonderer Rücksicht auf die mechanische Beschaffenheit alter Drucke geschrieben. De Vinne nennt sich bescheiden „nur den Zusammensteller beglaubigter Thatsachen." Er sagt ferner: „Ich habe keine Originalentdeckungen mitzutheilen, keine speculativen Theorien darzulegen. Auch werde ich das eigentliche Feld der Bibliothekare und Bibliographen nicht beschreiten. Ich beabsichtige alte Typen, Drucke und Bücher so zu beschreiben, wie sie der Drucker betrachtet, und mit Bezug auf die Bedürfnisse des Druckers und des gebildeten Lesers, und werde, so weit ich kann, alle Controversen über Gegenstände, die nur für Büchersammler Interesse haben, vermeiden. Der geschichtliche Theil der Arbeit wird besonders den Druckwerken der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gewidmet sein. Er wird beginnen mit Beschreibungen der frühesten Formen des Druckens, wie sie sich im Druck von Bildern, Spielkarten und gothischen Lettern zeigen; er wird mit der Einführung der Typographie in Deutschland schließen. Doch wird man finden, daß die materiellen und moralischen Hülfsmittel, welche der Erfindung den Weg bahnten, nicht übersehen sind." Das Buch ist klar und gedrängt geschrieben, und muß Jeden interessiren, der auch nur im geringsten mit dem Gegenstand bekannt ist. Die typographische Schönheit des Bandes kann nicht genug gelobt werden. Es ist passend auf altmodischem dickem Papier, in schöner Nachahmung altmodischer Lettern gedruckt. Es enthält 140 Stiche, von denen die meisten nach Photographien gestochene Facsimiles alter Lettern, Holzschnitte, Statuen, Porträts und Medaillen sind, nach seltenen Büchern oder nach Originalen. (Publisher's Weekly).

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Cautley, G. S.: A Century of Emblems. Illustr. 16mo. pp. 144. London, Macmillan. 10 s. 6 d.

Chiara, D.: Spontaneous Evolution caught in Act through Corpsy Congelation. Post folio. 6 Coloured &c. Plates. With English and Italian Text. London, Kirkland. 30 s.

Conder, C. R.: Tent Work in Palestine: a Record of Discovery and Adventure. Published for the Committee of the Palestine Exploration Fund. With Illustrations by J. W. Whymper. 2 vols. 8vo. London, Bentley. 24 s.

Lucas, T. J.: Camp Life and Sport in South Africa: Experience of Kaffir Warfare with the Cape Mounted Rifles. Illustr. London, Chapman. 12 s.

Mackay, C.: Gaelic Etymology of the Languages of Western Europe, especially of the English and Lowland Scotch, and of their Slang, Cant, and Colloquial Dialects. London, Trübner. 42 s.

Mark Twain's Nightmare: a Story of Hunting Horror. With Tales, Sketches, and Poetry by Mark Twain, T. C. Burnand &c. Ill. 12mo. London, Ward & L. 1 s.

Markham, A. H.: The Great Frozen Sea: a Personal Narrative of the Voyage of the „Alert" during the Arctic Expedition of 1875—76. 8vo. London, Daldy. 18 s.

II. Französisch.

Arion, Constantin: De la puissance paternelle à Rome, en France et en Roumanie. Paris, Larose. 4 fr.

Denis, Ernest: Huss et la guerre des Hussites. Paris, Leroux. 8 fr.

Gastineau: Voltaire en Exil. Sa vie et son oeuvre en France et à l'étranger. Paris, Germer Baillière & Cie. 3 fr.

Pierling, P.: Rome et Démétrius, d'après des documents nouveaux avec pièces justificatives et fac-simile. Paris, Leroux. 7 fr. 50.

Pontmartin, A. de: Nouveaux samedis. Seizième Série. Paris, Calman Lévy. 3 fr. 50.

Prost, Aug.: L'Ordonnance de Maiours. Etudes sur les institutions judicaires à Metz du XIIIe Siècle au XVIIe. Paris, Larose. 3 fr.

Richard, Vicomte: M. Mars et Mme. Vénus. Paris, Calman Lévy. 3 fr. 50.

III. Amerikanisch.

Baker, W. M.: A Year worth Living. 12 mo. Boston. 9 ℳ.

Bits of Travel at Home: Sketches of Travel in California and Colorado, with „bits" of New England. 18mo. Boston. 9 ℳ.

Clarke, E. H.: Visions; a Study of False Light (Pseudopia). With a biographical Sketch by O. W. Holmes. 16mo. Boston. 9 ℳ.

Clarke, J. F.: Memorial and Biographical Sketches. 12mo. Boston. 12 ℳ 60.

Cushman, Charlotte: Her Letters and Memories of her Life. Edited by Emma Stebbing. 8vo. Boston. 15 ℳ.

Hinds, W. A.: American Communities: Brief Sketches of Economy, Zoar, Bethel, Aurora, Amana, Icaria, the Shakers, Oneida, Wallingford, and the Brotherhood of the New-Life. 8vo. New-York. 4 ℳ 80.

Hinton, R. J.: Handbook to Arizona: its Resources, History, Towns, Mines, Ruines, and Scenery. Illust. with a Map. 12mo. San Francisco. 12 ℳ 60.

Houghton, R. C.: Women of the Orient: an Account of the Religious, Intellectual, and Social Condition of Women in Japan, China, India, Egypt, Syria and Turkey. 12mo. Cincinnati. 7 ℳ 80.

Stratton, E. M.: World on Wheels. With its Historical Associations, from B. C. 1571 to A. D. 1878. Illustrated. New-York. 36 ℳ.

Taylor, B. F.: Between the Gates: a Summer Ramble in California. Illustr. Chicago. 9 ℳ.

---

*) The Invention of Printing, by Theo. L. de Vinne.

Literarische Neuigkeiten

bis 6. Juli. (143)

Baerenbach, Vom Baume der Erkenntniß. C. Gerold's Sohn in Wien.
Beke, Sinai in Arabia. Trübner & Co. in London.
Bucher, Geschichte der technischen Künste. 11. Lfg. W. Spemann in Stuttgart.
Dorer, Bunte Blätter. T. O. Weigel in Leipzig.
Fornelli, Storia del medio evo specialmente d'italia. Turin.
Gesellschaft, Die neue. I. 7. Zürich.
Heidenheimer, Machiavelli's erste römische Legation. Simmel & Co. in Leipzig.
Kant, Kritik der Urtheilskraft. Herausgegeben von K. Kehrbach. Ph. Reclam jun. in Leipzig.
Klencke, Lexicon der Verfälschungen. 3. Lfg. J. J. Weber in Leipzig.
Kretschel, Katechismus der Meteorologie. 2. Auflage. J. J. Weber in Leipzig.
Lindenschmidt, Schliemann's Ausgrabungen in Troja und Mykenae. V. v. Zabern in Mainz.
Lucae, Zur Goetheforschung der Gegenwart. N. G. Elwert in Marburg.
Maurer, Alpen-Novellen. I. E. Amthor in Gera.
Monatsblätter, Deutsche. 1. 2. J. Kühtmann in Bremen.
Proelß, Katechismus der Aesthetik. J. J. Weber in Leipzig.
Seydlitz, Schulgeographie. 17. Auflage. F. Hirt in Breslau.
Seydlitz, Kleine Schulgeographie. 17. Auflage. Ebendaselbst.
Seydlitz, Grundzüge der Geographie. 17. Auflage. Ebendaselbst.
Serafini, Nuova interpretazione dei celebre frammento di ulpiano. Bologna.
Strodtmann, Lessing's Leben. A. Hofmann & Co. in Berlin.
della Torre, Orazioni postume. Padua.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 20. Juli 1878. [Nº. 29.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Deutschlands Einfluß auf die englische Literatur.

Im letzten Jahrgang der amerikanischen Monatsschrift „Atlantic Monthly" findet sich ein eingehender Aufsatz, der unter dem Titel „German Influence in English Literature" die Spuren deutschen Geistes in der englischen Literatur aufsucht und namentlich die Thätigkeit derjenigen englischen Schriftsteller beleuchtet, welche dem englischen Volke die erste Kenntniß deutscher Poesie und Philosophie vermittelten. Wir entnehmen dem Aufsatze einige für deutsche Leser interessante Thatsachen und Betrachtungen.

Die englische Literatur, zumal die poetische, hatte längst die tiefgehendsten Wirkungen auf das deutsche Geistesleben geübt, ehe Deutschland seinerseits eine Gegenwirkung auf England übte und so seine alte und große Schuld heimzuzahlen begann. Es geschah dies erst, als Goethe und Kant der Dichtkunst und Philosophie neue Bahnen erschlossen. Vorher ist noch keinerlei Strömung geistiger Ideen von Deutschland nach England bemerkbar. Während noch Richardson und Fielding einen großen Einfluß auf die deutsche Schriftstellerwelt ausübten und vielfach zur Nachahmung anregten, drang Lessings Ruf ungleich später über den Canal. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Lessing Richardson's Clarissa Harlowe kannte; seine Miß Sara Sampson verräth es. Klopstock, welcher mit Richardson persönlich befreundet war, widmete dem Andenken der entschlafenen Clarissa eine Ode und Goethe sprach oft in anerkennenden Ausdrücken von dem englischen Autor; in England dagegen, wo Lessing's Feldzug gegen die Tyrannei der drei Einheiten kein Interesse erregen konnte, da die englische Dramatik von diesen Fesseln nichts wußte, ward der große deutsche Pfadfinder kaum dem Namen nach bekannt. Erst zu der Zeit, wo in Deutschland Männer auftraten, deren Ideen nicht nur den deutschen, sondern universalen Bedürfnissen entsprachen, begann ein Wechselverkehr, ein Hinüber- und Herüberfluthen geistigen Lebens.

Kant rief eine Reaction gegen den öden Materialismus des Jahrhunderts hervor und Goethe's Werther errang in Frankreich und England einen stürmischen Beifall; während Napoleon das Büchlein auf seinem egyptischen Feldzuge stets bei sich trug, erschien jenseits des Canals eine Übersetzung, die trotz ihrer Mangelhaftigkeit freudig begrüßt ward. Im Jahre 1788 hielt Mackenzie, der Verfasser von „The Man of Feeling" eine Vorlesung in der Royal Society, worin er mit Hülfe französischer Übersetzungen den dermaligen Zustand der deutschen Bühne zu charakterisiren suchte. Der Redner war freilich kurzsichtig genug, Goethe mit einem heute durchaus verschollenen englischen Theater-Director, der einige dramatische Versuche gemacht hatte, auf eine Linie zu stellen und beide Männer dem Publikum als hoffnungsvolle Schriftsteller zu empfehlen, doch gebührt ihm das Lob, Schiller's Namen zuerst zur Geltung gebracht und auf sein Drama „Les Voleurs" (so lautete die französische Ausgabe der Räuber) mit warmen Worten hingewiesen und mehrere Stellen daraus in englischer Sprache vorgetragen zu haben. Dieser erste Hinweis auf die deutsche Literatur blieb nicht ohne Folgen. Er regte zumal Scott an, sich mit der neuerstandenen deutschen Literatur zu beschäftigen und mehrere damals eben erschienene Neuigkeiten, worunter sich Werke von Iffland und Meyer befanden, in seine Muttersprache zu übertragen. Diese Erstlingsarbeiten wurden nicht gedruckt, doch erschien im Jahre 1796 eine Übersetzung der beiden Bürger'schen Gedichte „Leonore" und „der wilde Jäger" und drei Jahre später folgte „Götz of Berlichingen" mit dem Zusatz „by the elegant author of Werther." Auch zu seinen ersten selbständigen schriftstellerischen Versuchen ward Scott — seiner eigenen Aussage zufolge — durch die nähere Bekanntschaft mit der deutschen Literatur ermuthigt; ja, er glaubte lediglich ihrem Beispiele zu folgen, wenn er fortan bei der Wahl seiner Stoffe vaterländischen Traditionen den Vorzug gab. Indessen hebt der amerikanische Essayist nicht mit Unrecht hervor, daß wenn Scott dies Verdienst ausschließlich dem Einflusse Goethe's und Bürger's zuschrieb, diese hinwiederum beeinflußt worden waren durch die großen Engländer Shakespeare, Goldsmith u. s. w. Unser Essayist macht hier eine ebenso richtige, als ihrer Form nach echt amerikanische Bemerkung. Er vergleicht die Anregung, welche ein Schriftsteller auf den andern ausübt, jenen Wechselwirkungen, welche im kaufmännischen Verkehr stattfinden, dessen Geschäfte viel weniger durch Versenden von baarem Gelde, als durch ein wenige Worte tragendes Papier vollzogen werden, so daß in Folge eines in der Stadt New-York erfolgten Ankaufes nicht nur die Fabriken von Lowell ihren Betrieb steigern, sondern auch die Baumwollen-Pflanzer im Staate Mississippi einen ansehnlichen Gewinn erzielen und sich hierdurch in den Stand gesetzt sehen, ihre Schuh- und Hutmacher der Nahrungssorgen zu entheben. Die nämliche, weitreichende, verwickelte Verkettung von Ursache und Wirkung zeige sich im literarischen Verkehr. Die englischen Schriftsteller jener Zeit beeinflußten ihre deutschen Zeitgenossen und diese wirkten wiederum, — zum Theil durch die Ideen, welche sie selbst aus Großbritannien bezogen und ihrerseits umgestaltet hatten, zum Theil durch ihr eignes deutsches Wesen, zum Theil durch ihre eigenthümliche Auffassung französischer Werke und namentlich der Schriften Rousseau's auf Scott's Entwickelung und auf die durch ihn gegründete literarische Schule ein.

Auch in Scott's späteren Werken finden sich einige, mehr vereinzelte Spuren deutschen Einflusses. Bekannt ist namentlich, daß er im „Peveril of the Peak" den verunglückten Versuch machte, Goethe's Mignon nachzuahmen, während eine zweite Entlehnung, die Benutzung einer Scene aus dem Egmont, „Leicester's Besuch am Hof der Amy Robsart in Kennilworth" ungleich glücklicher ausgefallen ist. Goethe selbst hat sich über beide Plagiate — über das erstere mißfällig und über das letztere anerkennend —

ausgesprochen. Diese Anleihen verschwinden neben der Anregung, welche Scott früher der deutschen Literatur schuldete, deren Wiederbelebung statt fand, als er noch ein junger Mann war. Andrerseits sind die Gegenleistungen Scotts erheblich genug. Er hat die ihm obliegenden Verpflichtungen gegen Deutschland reichlich abgetragen, — und wollten wir ein Verzeichniß derjenigen Männer aufstellen, welche wir mit Recht als seine Schüler betrachten dürfen, so hätten wir eine lange Liste englischer, deutscher, französischer und italienischer Schriftsteller zu geben, an deren Spitze Namen wie Cooper, Dickens, Manzoni, Wilibald Alexis, Dumas u. s. w. stehen.

Die Beziehungen, welche Coleridge und Wordsworth mit Deutschland verknüpften, und die bei dem ersteren von bedeutsamer Tragweite, bei dem zweiten fast ohne Nachwirkung blieben, begannen in dem Winter 1798—99. Coleridge verbrachte jenes halbe Jahr in Ratzeburg bei Göttingen, während Wordsworth mit seiner Schwester sich in Goslar aufhielt. Wordsworth schrieb im Laufe dieser Zeit mehrere seiner besten Gedichte, z. B. Lucy Gray, Ruth, the Poet's Epitaph, Nutting u. s. w. u. s. w. Doch findet sich in keinem derselben eine Spur deutschen Einflusses. Nur in dem durchaus nicht ansprechenden Gedichte „Written in Germany on one of the coldest days of the century", welches mit der Strophe: „A fig for your language, German and Norse" beginnt, läßt sich ein Anflug lokaler Färbung erkennen. Die häufig ausgesprochene Vermuthung, daß „The Thorn" seine Entstehung dem Bürger'schen Gedichte „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim" schulde, scheint dem amerikanischen Essayisten unbegründet, so wenig er die auffallende Ähnlichkeit zwischen diesen beiden poetischen Erzählungen verkennt. Er nimmt an, daß dies ein Spiel des Zufalls sei.; denn erstens sei „the Thorn" entstanden, ehe Wordsworth nach Deutschland reis'te, undzweitens habe der Verfasser, der die Entstehungsgeschichte aller seiner literarischen Arbeiten auf das gewissenhafteste zu verzeichnen pflegte, in seinem Memorandum des deutschen Gedichtes mit keinem Worte erwähnt. Dagegen finden wir bei „Ellen Irwin" die ausdrückliche Bemerkung, daß dies Lied in dem Versmaße von Bürger's Leonore geschrieben sei. Wie wenig überhaupt dazumal Coleridge und sein Gefährte von deutscher Sprache und deutscher Literatur wußten, erhellt aus einem Berichte, der in der „Biographia Literaria" in „Satyrane's Letters" zu finden ist. Die beiden Reisenden hatten unmittelbar nach ihrer Ankunft in Deutschland ein Gespräch mit Klopstock und sahen bei dieser Gelegenheit ein Porträt von Lessing. Coleridge gestand, daß er diesen Schriftsteller nur dem Namen nach kenne. Wordsworth dagegen bewies eine größere Belesenheit, und als Klopstock Lessing lobend den größten Dramatiker Deutschland's nannte, entgegnete er Nathan sei langweilig. Im Laufe des Gespräches ergab sich ferner, daß Wordsworth eine im Jahre 1798 publicirte Übersetzung von Wieland's Oberon gelesen hatte und auch Schiller's Räuber kannte. Von Goethe und Schiller ward indessen nur oberflächlich gesprochen. Klopstock äußerte sich anerkennend über Goethe; doch behauptete er, es sei ihm nicht möglich, Schiller's Schriften zu lesen, und er glaube fest, daß dieselben gar bald in Vergessenheit gerathen würden. Zu dieser Zeit stand Goethe bereits im fünfzigsten Lebensjahre und hatte nicht nur seine schönsten Balladen, sondern auch Hermann und Dorothea, Egmont, Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meister's Lehrjahre und die italienische Reise geschrieben, — es ist daher ungemein befremdend, daß er keinen tieferen Eindruck auf die beiden englischen Dichter gemacht hatte. Auch in späteren Jahren bekundete Wordsworth eine völlige Unempfänglichkeit für Goethe's Größe. In Lady Richardson's „Erinnerungen" (Wordsworth's Prose Works vol. III pag. 435) finden wir unter dem 26. August 1841 folgende Notiz: „Bei einem Spaziergang auf der Terrasse machte Wordsworth gestern Nachmittag mehrere scharfsinnige Bemerkungen über Goethe. Er war der Ansicht, daß der deutsche Dichter nicht nur in seiner Heimat, sondern auch in England überschätzt werde. Er sagte: „Goethe ist, wie mich dünkt, kein Classiker ersten oder zweiten Ranges. An die Spitze der Dichter ersten Ranges stelle ich Homer und Shakespeare, deren universaler Geist im Stande ist, die mannigfaltigsten Gefühle und Gedanken zum Ausdruck zu bringen, ohne seine eigene Individualität dem Leser aufzudringen, und der jedweden Gegenstand, welchem er sich nähert, mit Athem und Leben beseelt und doch stets objectiv bleibt. An die Spitze der Dichter zweiten Ranges, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß uns ihre Individualität aus jedem Buchstaben entgegentritt, würde ich Spenser und Milton stellen. In jedem Wort, das Spenser geschrieben, erkennt man das sanfte, liebevolle Gemüt dieses Mannes; aus jedem Worte Milton's spricht der begeisterte, vielgeprüfte Dulder. Jedes Wort aber, das Goethe geschrieben, verräth uns, daß dieser Dichter, trotzdem er den offenkundigen Wunsch hegt, der Classe der Weltdichter eingereiht zu werden, selbst dann nicht die Fähigkeit besitzt, seine eigene erkünstelte Persönlichkeit aus dem Spiel zu lassen, wenn es der Fall sein müßte. Deßhalb halte ich ihn für einen Schriftsteller, dessen Genie kein ursprüngliches, sondern ein künstlich erzeugtes ist, und der, obwohl er sich bemüht, ein Universal-Dichter zu sein, doch unausgesetzt seine Individualität herauskehrt, welche noch dazu durch die Beschaffenheit seines Charakters keineswegs den Stempel der Würde trägt. Seine sittlichen Grundsätze sind nicht rein und reichen daher nicht aus, ihn zu dem Niveau eines echten Dichters zu erheben." (!)

In dem nämlichen Bande, Seite 465, finden wir unter den von Christopher Wordsworth, dem jetzigen Bischof von Lincoln mitgetheilten Reminiscenzen folgende Stelle: „Der Dichter sagte: Ich habe den Versuch gemacht, Goethe's Werke zu lesen. Es wollte mir nie gelingen. Herr X. empfahl mir seine Iphigenie; allein ich fand in diesem Drama weder die würdevolle Einfalt, noch die Gesundheit und Kraft, welche den homerischen Helden und Heldinnen eigen ist. Die wenigen Zeilen, in denen Lucretius Iphigenien's Opferung beschreibt, haben mehr Werth als das ganze lange Gedicht von Goethe. Auch tritt in seinen Werken eine Lasterhaftigkeit, eine rohe Sinnlichkeit hervor, welche wahrhaft empörend ist. Ich kenne sie zwar nicht alle genau. Allein ich stütze meine Behauptungen auf den ersten Theil von Wilhelm Meister, und auf diesen Abschnitt mich berufend, klage ich, als ein Staatsanwalt der Menschheit, Goethe an, die menschenwürdigen Triebe absichtlich mit Füßen getreten zu haben. Die Theologen reden von der Verkommenheit der menschlichen Natur und sie haben Recht. Aber trotzdem ist der Mensch im Grunde seines Herzens ein Freund der Moral und empfindet nach etwas Reinem und Geistigem eine ewige, unauslöschliche Sehnsucht, welche sich stets gegen diese poetischen Sinnenmenschen auflehnen wird, so lange der Mensch bleibt, was er ist." — Ähnliche Gedanken hat Wordsworth in seinen Gesprächen mit Emerson geäußert (siehe Emerson's English Traits). Die angeführten Stellen beweisen, daß Wordsworth nicht nur eine sehr oberflächliche Kenntniß von Goethe's Wirksamkeit besaß, sondern auch ein blindes Vorurtheil gegen ihn hatte; und da er überdies ein lebhaftes Interesse für die französische Literatur empfand und der Provinzialismus des deutschen Volkes, welches damals keineswegs eine angesehene Stellung einnahm, ihm widerstrebend war, so dürfen

wir uns nicht wundern, daß sein Aufenthalt in Goslar ohne nachhaltigen Einfluß auf seine literarische Thätigkeit blieb. Denn der unbedeutenden Zahl jener Gedichte, die eine deutsche Einwirkung verrathen, haben wir nur noch die Ballade „The Seven Sisters" anzureihen, deren Grundgedanke den „sieben Hügeln" von Friederike Brun entnommen ist. — Anders verhielt sich die Sache mit Coleridge, obwohl auch dieser, — wenigstens in jüngeren Jahren — Goethe nicht nach Gebühr zu würdigen wußte. In „Satyrane's Letters" spricht er in anerkennender Weise von Opitz, Gellert, Klopstock, den er einen echt-deutschen Milton nennt, Ramler, Herder und Lessing; von Goethe dagegen sagt er keine Silbe. Wir dürfen jedoch annehmen, daß er „Faust" kannte, denn Lamb hatte ihm, einem vom 6. August 1800 datirten Briefe zufolge, unter anderen Dingen auch „einige kleine deutsche Bücher und jenes Drama, in welchem Gott-Vater vorkommt", gesandt. Im Übrigen hatte sich Coleridge ebenso wenig mit dem deutschen Dichterfürsten beschäftigt wie Wordsworth; und das ist um so mehr zu bedauern, als wir annehmen dürfen, daß ihn bei besserem Verständniß die wunderbare Schönheit der Goethe-schen Sprache und die Grazie und Mannigfaltigkeit des Rhythmus entzückt haben würde. War doch auch ihm eine ähnliche Schmiegsamkeit und Anmut des Stiles verliehen! Nur in seinen „Tischgesprächen", die aus einer weit späteren Zeit stammen, hat er ein Wort der Anerkennung für Goethe's Lieder. Er sagt: „Ausgezeichnet sind seine Balladen und seine kleinen lyrischen Gedichte. In dieser Hinsicht kann man ihn nicht hoch genug preisen." Und dann fügt er prophetischen Geistes hinzu: „Goethe wird niemals in dem Maße, wie es Schiller thun wird, das Gemüt des geringen deutschen Mannes beherrschen. Schiller ist tausend Mal inniger als Goethe." Zur nämlichen Zeit erzählt er, daß auch er einen Faust zu schreiben beabsichtigt habe; doch sei ihm Goethe mit seiner Dichtung zuvorgekommen. Er habe Michael Scott zu seinem Helden erwählt und derselbe sei „ein ungleich besserer und ein viel wahrscheinlicherer Sonderling, als Faust." „Mein Teufel", sagte er, „sollte wie der Goethe'sche der Universal-Schalk sein, der dadurch, daß er beständig im Angesichte der Unendlichkeit das Große mit dem Kleinen vergleicht, alle Dinge eitel und nichtig macht." Aber dieser Plan fiel, wie so mancher der von Coleridge entworfenen Pläne, in's Wasser. Die Reise nach Deutschland brachte jedoch eine treffliche Frucht in Gestalt einer mustergültigen Übersetzung von Schiller's Wallenstein, die 1800, also noch im nämlichen Jahre, erschien, in welchem das Original herauskam. Aus der dieser Ausgabe beigegebenen Vorrede ersehen wir, daß zu dieser Zeit bereits Übersetzungen von den Räubern, von Kabale und Liebe und von der Geschichte des dreißigjährigen Krieges existirten. Coleridge war daher keineswegs der Erste, welcher das englische Volk mit dem deutschen Dichter bekannt machte; nichts destoweniger fand in Folge der ungünstigen Zeitverhältnisse sein Bestreben wenig Anklang. Die Verehrung, welche Coleridge für Schiller empfand, war und blieb eine sehr warme. Da das Sonett, das er ihm widmete, nicht in allen Ausgaben seiner Werke zu finden ist, so möge es an dieser Stelle einen Platz erhalten.

„Schiller, that hour I would have wished to die,
If through the shuddering midnight I had sent
From the dark dungeon of the tower time-rent
That fearful voice, a famished father's cry, —
Lest in some after-moment aught more mean
Might stamp me mortal! A triumphant shout
Black Horror screamed, and all her goblin rout
Diminished shrunk from the more withering scene.
Ah! Bard tremendous in sublimity!
Could I behold thee in thy loftier mood
Wandering at eve with finely frenzied eye
Beneath some vast old tempest-swinging wood!
Awhile with mute awe gazing I would brood:
Then weep aloud in a wild ecstasy!"

Zu diesem poetischen Erguß hatten ihn „Die Räuber" begeistert, während Wordsworth dieses Drama „ein allzu bombastisches Geschwätz" nennt.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Taine: La Revolution.*)

Von Henri Taine's großem Werke über die Entwickelung des heutigen Frankreich ist dem vor zwei Jahren erschienenen ersten Theile, welcher Staat und Gesellschaft vor der Revolution schilderte, nun der erste Band des zweiten, die Revolution selbst behandelnden Theiles gefolgt. In jenem ersten Theile war Taine der Spur Tocqueville's nachgegangen und, wenn auch zum Theil auf Grund neuen Materials, zu ganz ähnlichen Resultaten gelangt wie sein großer Vorgänger, sowohl hinsichtlich des Wesens der alten Monarchie als der Ursachen ihres Zusammenbruchs. In der heute vorliegenden Schilderung der ersten Periode der Revolution hat er keinen ihm ebenbürtigen Vorgänger — weder unter den französischen Historikern, welche für einen glänzenden Sonnenaufgang haben erklären wollen, was er als den trüben Morgen eines Tags der Zerstörung darzeigt, noch unter den ausländischen Geschichtschreibern, deren keiner über eine solche Fülle neuen Stoffs, noch über eine solche Fülle neuer Gedanken, noch über ein solches Talent der Darstellung gebot. Die bisher in Frankreich für sacrosanct geltende Tradition hatte die Franzosen von 1789 für ein von den edelsten Gefühlen durchdrungenes Volk ausgegeben und dieses Jahr für eine Epoche echter Großmuth und reiner Begeisterung: man habe sich einander mit tiefer Rührung umarmt und zu der neuen ewigen Seligkeit der Menschheit beglückwünscht; dieselbe gesteigerte Empfindung habe in allen Gemüthern geherrscht, nur habe sie sich nicht wie vorher in der Literatur an Schäfergedichten und poetischen Herzensergießungen geweidet, sondern die Bürger hätten für das Höchste und Herrlichste geschwärmt und die goldene Freiheit mit dem würdigsten Enthusiasmus begrüßt. Man erinnere sich an die Beschreibungen des Wonnetaumels, in welchem die ganze Bevölkerung den bürgerlichen Eid leistete, an die Festlichkeiten in Paris, bei denen sich aller Seelen das Gefühl bemächtigte, daß die Welt nun am Ende alles Elends und aller Unruhe stehe. Man erinnere sich an die Föderation am 14. Juli, wo eine unzählbare jauchzende Menge dem öffentlichen Wohl alle Kräfte zu widmen versprach. Man denke an die berühmte Nacht des 4. August, als die Versammlung in glühender Begeisterung die Reste des Feudalwesens aufhob, als die vornehmsten Herren von Frankreich auf alle ihre Vorrechte verzichteten, als Edelleute und Geistliche an Patriotismus wetteiferten und sich in Hochherzigkeit und Aufopferung überboten. Wohl wußte man, daß mitten in solchen Scenen der Freundschaft

*) Les Origines de la France Contemporaine, par H. Taine. II. La Révolution. Tome I. Paris. Hachette.

und Brüderlichkeit gräßliche Auftritte vorgekommen waren; daß Menschenblut vergossen, und das Gesetz, dem man so tiefe Verehrung zollen wollte, mit Füßen getreten wurde. Aber mußten denn nicht einige Opfer fallen, die Opfer, die das Volk, der strenge Gott, in den Tagen stürmischer Aufregung heischt, wie in der heidnischen Vorzeit die zürnenden Götter das Schlachten einiger Menschen forderten, um dafür die Stadt von dringender Gefahr zu retten? So hat man alle Verbrechen, die der Pöbel beging, gerechtfertigt, die Henker und Blutsäufer geehrt, die viehische Wuth der Canaille als den gerechten gewaltigen Zorn eines empörten Volkes beschrieben und alle Gräuel und Schrecken mit dem Vorwand unvermeidlicher Nothwendigkeit bemäntelt und beschönigt? „War dieses Blut so rein?" Kurz, bis jetzt waren die Anfänge der Revolution wie mit einem strahlenden Nimbus umgeben gewesen, und jene Zeit schien für die Meisten eine wunderbare Zeit, voller erhabener Kämpfe und pathetischer Scenen, auch voll entsetzlicher Vorgänge, die aber als großartig und durch das leidenschaftliche Streben der Nation nach den Idealen der Menschheit geadelt galten.

Der blendenden Schilderung und Verherrlichung dieser Epoche hat Taine die düstere Wirklichkeit entgegengesetzt: von keinem Vorurtheil beherrscht, hat er Alles, was er gelesen, Alles, was er aus dem Pariser Archiv hervorgezogen, alles Bekannte und Unbekannte, was den Stempel der Wahrheit trägt, durchaus aufrichtig und durchaus unbefangen erzählt. Seiner ganz naturwissenschaftlichen Methode ist er treu geblieben, und man findet ihn in seinem neuesten Buch, wie in seinen sonstigen Werken, gewissenhaft, genau, einen Feind aller Lüge und Legende, frei von aller Parteiconvention und allem patriotischen Pathos.

Wie er selbst es sagt, hat er die Geschichte der französischen Revolution geschrieben, so wie er die Umwälzungen von Florenz oder Athen geschrieben haben würde: der Historiker Taine behandelt die Geschichte mit einer Biederkeit, Redlichkeit, Ruhe wie der Philosoph und Kunstkenner Taine Philosophie und Kunst behandelt hat.

Aber in Frankreich, wenn es sich um die Revolution handelt, sind die Leser nicht so kühl und kaltblütig wie der Philosoph, der Kunst- und Naturbetrachter. Die große Mehrheit der gebildeten Franzosen hat sich gegen den Mann erklärt, der in den landesüblichen Schilderungen der Revolution so viel Unwahres und Hohles entdeckt hat und der damaligen Freiheitsbegeisterung so wenig das Wort redet. Es ist ein Verrath, ein Überlaufen zur reactionären Partei genannt worden, daß Taine die Münze umgekehrt und die häßliche Rückseite gezeigt hat. Das objectivste Buch wurde zu einer brennenden Tagesfrage gemacht; die Zeitungen sprachen dawider und auch dafür. Die Einen, die republikanisch-gesinnten, behaupteten, Taine sei Monarchist geworden und habe den Leidenschaften der Antirepublikaner geschmeichelt, die Andern frohlockten darüber, prahlten mit dem Neubekehrten, jubelten, daß die so lang gelobte und gepriesene Revolution endlich ihren strengen unparteiischen Richter gefunden habe. So wurde der Name Taine ein Zankapfel der Zeitungen; es redeten gegen und für ihn viele Schriftsteller, welche die Zeit der Revolution nicht kennen und vermuthlich Taine's Buch kaum durchblättert hatten; und so muß der redliche Gelehrte, der keine Anspielung, keine Anwendung auf die Gegenwart hat machen wollen, der bloß darauf bedacht gewesen ist, sich in die Vergangenheit zu versetzen und das Bild des Frankreich von vor neunzig Jahren so treu als möglich wiederzugeben, der sein Werk den Oberbeamten der Nationalbibliothek und des Staatsarchives gewidmet hat — er muß sich gefallen lassen, daß die politischen Parteien des heutigen Frankreich ihn für sich in Beschlag nehmen oder mit Haß und Hohn verfolgen. Doch er wird sich darüber zu trösten wissen; die Fachgenossen und alle von keinem blinden Parteigeist fortgerissenen Männer, was sie auch an dem Buch rügen mögen, spenden seinen in umfassender Weise angestellten Forschungen und seinem bloß der Wissenschaft huldigenden Geist dankbare Anerkennung.

Jedermann kennt die Antwort, die der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt dem König Ludwig XVI. nach der Erstürmung der Bastille gab. „Es ist also ein Aufruhr?" fragte der König. — „Nein, Sire", erwiderte der Herzog, „es ist eine Revolution." Es war aber mehr als eine Revolution, sagt Taine; die Gewalt war dem König entrissen; sie fiel jedoch nicht der Versammlung in die Hände, sie lag auf der Erde, und das losgelassene Volk, die aufgeregte ungezügelte Menge hob sie auf wie eine auf die Straße geworfene Waffe. Es gab, fügt Taine hinzu, keine Regierung mehr; der künstliche Bau der Gesellschaft stürzte ein, man verfiel zurück in den Naturzustand: es war keine Umwälzung, sondern eine Auflösung. (Ce n'était pas une révolution, mais une dissolution.) Den Beweis dafür giebt Taine im ersten Buch seines Werkes, welches sich betitelt: Die von selbst entstandene Staatlosigkeit (L'anarchie spontanée). Die Theurung war damals groß, ganze Provinzen litten Hunger: vergebens gab die Regierung 40 Millionen aus für Kornvertheilungen: das Brod kostete in Troyes acht Sous per Pfund, und in Paris war es schwarz, erdfahl und so schlecht, daß manche, die davon aßen, eine Kehl- oder Darmentzündung bekamen. Trotzdem aber waren alle Herzen voll Hoffnung. Necker und Brienne hatten durch die Errichtung der Provinzial-, Bezirks- und Gemeindeversammlungen die ganze Verwaltung neu gestaltet: der Bauer kennt jetzt die ungeheuern Steuern, womit ihn die Regierung belegt; er weiß, daß Viele wider Fug und Recht steuerfrei sind; bei der Einberufung der Generalstaaten verfaßt jede Gemeindeversammlung ihre Beschwerdeschrift; was ist begreiflicher, als daß noch vor dem Bastillensturm 300 Tumulte in der Provinz ausbrechen, wobei die Menge die Kornaufkäufer vertreibt, die Speicher plündert und die Behörden zwingt, den Preis der Lebensmittel herabzusetzen? In Paris strömt eine große Zahl unbekannter, von der Noth herbeigetriebener Abenteurer zusammen. Im August 1788 auf der Place Dauphine verbrennt die Menge Brienne und Lamoignon im Bilde, schlägt die Schaarwache in die Flucht und widersteht den Truppen. Sehr richtig bemerkt der Verfasser, daß die neuen Ideen nicht bloß in den Köpfen der Gebildeten, sondern auch in denen der gemeinen Leute herrschten: vor ihren Bedienten hatten die großen Herren die Religion verspottet und die Menschenrechte verkündigt; in den Kaffeehäusern, auf den Spaziergängen hatten die Literaten, die Gerichtspersonen, u. s. w. die neuen Theorien erörtert; Alles das hatte in den untersten Klassen einen mächtigen Wiederhall gehabt. Inzwischen wird der Ton der Presse und der damals dicht wie Hagel regnenden Pasquille immer bitterer und drohender. Das Haus eines ehrlichen Kaufmanns der Vorstadt Saint-Antoine, Réveillon, wird eines Tags geplündert, und die Meuterer kämpfen mit verzweifelter Erbitterung gegen die Soldaten. Im Palais Royal wogt die „wurzellose" Bevölkerung von Paris auf und nieder, da gehen und politisiren und schreien alle „Déclassés", alle Studenten und Ausländer, Journalisten und Bummler, Neuigkeitsliebhaber und Kannengießer und erhitzen einer den andern: keine emsigen Bienen, nur müßige Hornissen; jedes Gehirn leer, oder mit Träumereien und Trugbildern angefüllt und um so leichter erregbar. Schon hat die Menge mehrere, die ihr wider-

sprochen, arg mitgenommen, die Dictatur des Auflaufs (attroupement), die Herrschaft des „peuple-roi" beginnt. Selbst in der Versammlung zu Versailles dringen 600 Zuschauer den Abgeordneten ihren Willen auf; vorlaut, bei jedem Antrag die Hand erhebend, klatschen sie den Einen Beifall und empfangen die Andern mit Spottgeschrei: das „public des galeries", dasselbe wie im Palais Royal, spielt sich als Vertretung der Nation auf. Die Soldaten aber stellen die Ordnung nicht her. Die „Gardes françaises" verlassen trotz der Ordre ihre Kasernen und sind die Duzbrüder des Publikums im Palais-Royal: sie sind da zu Hause als Beschützer und Schmarotzer der feilen Dirnen. Hat man ein paar von ihnen eingesperrt, gleich stürmen sie das Gefängniß mit Gewalt und führen die Befreiten im Triumphe umher. Necker wird entlassen; durch die Straßen zieht der neue Herrscher, das Volk, mit den Waffen in der Hand; einige Läden werden der Plünderung preisgegeben; die Stadtverordneten, die sich im Rathhaus versammelt haben, um die Menge zu leiten, müssen thun was die Menge will: eine zahllose Menge dringt in den Sitzungssaal ein, und sie berathen über die Lage mitten unter dem Singen und Heulen des drängenden Pöbels. Die Bastille wird erstürmt: die Sieger, wild und grimmig, ermorden die Vertheidiger der Veste und tragen den Kopf des Gouverneurs auf Stangen durch die Straßen der Stadt. Flesselles, der Oberbürgermeister, der sich lau erwiesen, Foulon, Berthier werden niedergemacht und so, sagt Taine, erhebt sich über den unthätigen entwaffneten König, über die Nationalversammlung der wahre Monarch, die Menge, der Straßenauflauf, das heißt hundert, tausend, zehntausend Menschen, planlos und von ungefähr zusammengekommen, in einem Nu zu Gesetzgebern, Richtern, Henkern geworden: eine furchtbare unbestimmte Gewalt, eine Alles niederwerfende, Alles zerstörende Gewalt, die mit ihrer Mutter, einem brüllenden Unthier, Freiheit geheißen, auf der Schwelle der Revolution erscheint, wie Milton's Gespenst er an den Thoren der Hölle. Zu gleicher Zeit entsteht in der Provinz eine Jacquerie: die Bauern begnügen sich nicht, keine Steuern mehr zu bezahlen, sondern empören sich (zumal im Osten) gegen die „aristocrates", nehmen blutige Rache an den Edelleuten, zerstören mit roher Wuth Schlösser und Bürgerhäuser.

So das erste Buch. Niemals hat ein Historiker die Rolle des Volkes am Anfang der Revolution so nachdrucksvoll, so eindringend beschrieben. Hier kommt zum ersten Mal jenes damals so oft wiederholte Wort „das Volk" zu seiner wahren Bedeutung; „das Volk" ist nicht die ganze französische Nation, sondern ein Haufe von Schreiern und Wagehälsen, der der Regierung und der Versammlung gegenüber einen herrischen Ton anschlägt, und durch Frechheit der Rede und rohe Gewaltthat Alles, was er will, durchsetzt; jener Haufe, der im Palais Royal seine Sitzungen hält, behauptet die Nation am 14. Juli gerettet zu haben; er ist's, der von den Tischen des Café Foy herab Gesetze vorschreibt;*) er ist es, der in der Versammlung alle Gallerien besetzt, den Abgeordneten droht und schon eine Art Schreckenszeit einleitet; er ist's, der am 5. und 6. October „den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Burschen", d. h. die königliche Familie von Versailles nach Paris zurückschleppt; mittelst starker Lungen, geballter Fäuste und geschwungener Piken schaltet und waltet dieser Haufe, der alle im Koth der Gosse lebenden Männer und Frauen in seine Reihen aufnimmt: aus diesem Gesindel ragen einige Gestalten hervor: unter den Frauen Theroigne von Méricourt, eine Buhldirne; unter den Männern Loustalot, Camille Desmoulins, Danton, Brissot, Marat, lauter Hohlköpfe und Bohémiens, denen ein schwülstiges Pathos Einfluß verschafft hat.

Nur Eines möchte man dem Geschichtsschreiber vorwerfen. Lassen wir die tyrannische Gewalt des Pöbels gelten wie er sie schildert. Wie kommt es aber, daß der König den Auflauf nicht hat zersprengen lassen, daß er keinen Staatsstreich versucht, daß die ihm ergebenen Truppen niemals einschritten, um die Zusammenrottung auseinander zu jagen und damit die Revolution in der Wiege zu unterdrücken? Den Auflauf in den Straßen hat Taine treffend gemalt; er betont aber, scheint uns, die Schwäche und Ohnmacht der Regierung nicht genug. Er zeichnet nicht deutlich genug die Regierungsmänner, die, mitten in der furchtbaren Auflösung, sich nicht zu helfen wußten, alle Besonnenheit verloren, der Strömung, die sie hinriß, muthlos und verzagt folgten. Umständlicher und schlagender mußte Taine die Bestürzung des Königs und seiner Diener, Minister, Gouverneurs, Intendanten darstellen, wie sie nirgends dem Aufruhr die Spitze zu bieten wagten; wie sie fühlten, daß alle Schranken in Stücke gingen; daß das Thier, nachdem man ihm eine gewisse Freiheit gegeben, nun nicht mehr zu zähmen, nicht mehr zu zügeln war.

Das zweite Buch „die constituirende Versammlung und ihr Werk" übertrifft noch das erste an Tiefe und Eigenthümlichkeit der Gedanken. Alles, was einer parlamentarischen Versammlung nothwendig ist, Kaltblütigkeit, gesunder Sinn, ein praktischer auf das Reale gerichteter Geist, eine gewisse Zucht unter der unbestrittenen Leitung angesehener, Achtung gebietender Männer: Alles das vermißt Taine bei der Constituante. Der Abgeordneten sind fast 1200: eine undisciplinirte, immer schwatzende, dabei, wie gesagt, auf den Lärm der Gallerien hinhorchende Menge. Kein Reglement, kein Leader, denn Mirabeau haben seine Laster ebenso wohl wie sein Verhältniß zum Hof in Verruf gebracht; bei Allen, wie es damals Mode war bei den Gebildeten, eine weinerliche Empfindsamkeit und doch auch ein hochtrabender Ton; keine Erfahrung und Kenntniß des politischen Lebens und dabei eine lächerliche Eingenommenheit für sich selbst und die eigenen Fähigkeiten, keine Rücksicht auf die Vergangenheit und der feste Glaube, die revolutionäre Partei sei im Stande, durch einen philosophischen Ausspruch einen Musterstaat zu errichten.

Alles dies ist richtig, alle die Ursachen, welche die Action der Versammlung lähmten, hat Taine scharfsinnig dargelegt. Allein sein Tadel ist zu streng. Alles, was die Constituante gethan, verwirft er und kommt zu dem Endurtheil, sie habe eine gesetzmäßige Anarchie, die vollkommenste seit dem neunten Jahrhundert, erzeugt. Jedoch die Constituante hat auch manches Bedeutende und Löbliche ausgerichtet, was Taine nicht genug berücksichtigt. Er selbst führt, obwohl allzu geringschätzig und kurz, wichtige Leistungen der Versammlung an, z. B. den Civilstand, das Strafgesetzbuch u. s. w.; und indem er sich über deren Mängel mit behaglichem Tadel verbreitet, bekennt er doch, es seien gute Samenkörner ausgestreut worden. Uns will es manchmal bedünken, als habe Taine selbst — gleich der Constituante, die er darum schilt — etwas Abstractes, Systematisches, leite wie sie zuviel aus einer vorgefaßten Theorie her. Er ist nicht wie seine Vorgänger auf dem Gebiet, wie Thiers, Guizot, Louis Blanc, Duvergier de Hauranne, ein Mann, der mitten im Strudel der politischen Begebenheiten gelebt hat; er hat keine Rolle gespielt im activen öffentlichen Leben, sich nie in das Gewoge der Parteien gestürzt, an den Schwankungen und Spaltungen einer parlamentarischen Versammlung nicht Theil genommen. Er ist ein Forscher und Denker, der Alles im Licht der Idee sieht Alles in Kategorien unterbringt, Alles auf einen Grundsatz zu-

*) „C'est sous les batteries de la capitale que se fait la constitution", sagt der naive Camille Desmoulins.

zurückführt, ein „esprit rectiligne", wie About gesagt hat, und er vergißt zu sehr die irrationalen Factoren, die Umtriebe und Ränke, den Parteigeist, die Ehrsucht, die Rivalität, in einem Wort die Leidenschaften, die im politischen Leben von so entscheidendem Gewicht sind. Er vereinfacht Alles, achtet nicht genug auf das verwickelte Spiel der menschlichen Handlungen, läßt von den Persönlichkeiten zu wenig abhängen.

Auch rückt er mit Unrecht der Constituante vor, daß sie die englische Verfassung, die Montesquieu im Esprit des Lois so warm empfohlen hatte, nicht zum Muster genommen habe. Aber er sollte eingedenk sein, nach wievielen Versuchen, Kämpfen, blutigen Revolutionen die englischen Einrichtungen sich festgestellt hatten. Im Jahre 1814, bei der Rückkehr der Bourbonen, war es für die gemäßigten Männer, die die Geschicke des Landes leiteten, ein Leichtes, zur englischen Verfassung zu greifen. Sie selbst hatten viel Herbes gelitten und während der Revolution alle die mühevollen Prüfungen, die den Verstand der englischen Nation zur Reife gebracht hatten, an sich bestanden. Überdies war die englische Verfassung vor 1789 kein gar so lockendes Vorbild: die Franzosen, welche die damaligen Zustände in England beobachteten, fühlten sich nicht versucht, dem Vorbild der Nachbarn zu folgen. Der Krieg gegen die amerikanischen Colonien hatte den Groll des englischen Volkes gegen eine verrottete Wirklichkeit, welche der Glanz der äußeren Macht kaum noch verbarg, zu lautem Ausdruck gebracht. Ein Land, wo gewaltige Empörungen stattfanden, wo im Parlament solche Verderbniß und Bestechlichkeit herrschte, war nicht geeignet, die Sympathie der constituirenden Versammlung für sein Staatswesen zu wecken.

Das dritte und letzte Buch (La constitution appliquée) theilt alle die Vorzüge der beiden ersten. Wie schrecklich ist das Bild, welches Taine von den Departements entworfen! Nach einem Decret der Versammlung haben die Truppen den Municipalitäten zu gehorchen, und die Truppen vollstrecken lieber die Befehle der Municipalitäten als ihrer eigenen Commandanten. Bald ist in Frankreich jede Gemeinde ein kleiner unabhängiger Staat, der sich keiner Aufsicht und Controle fügen will und sich das Recht anmaßt, alle Beschlüsse der Versammlung nach seiner Weise auszuführen. Aber der Gemeinderath selbst beugt sich unter die Herrschaft der Nationalgarde und des Haufens; dieselbe Willkürgewalt, welche die Gemeinde im Staat beansprucht, fordert in der Gemeinde eine Partei, eine Gruppe dreister Menschen: fast allerorten lassen die Behörden, von Schrecken ergriffen, die Menge gewähren, die in ihrer Rohheit und Grausamkeit, die Eingangszölle abschafft, den Preis des Getreides bestimmt, die Beamten, Bäcker, Geistlichen, Edelleute, Officiere ins Gefängniß wirft oder erwürgt.

Nach Taine ist der Adel ein Märtyrer gewesen; er hat, sagt er, drei Jahre hindurch dem Gesetz gehorcht, sich gegen die Versammlung, gegen die „verfolgende Regierung" keineswegs aufgelehnt, alle Beschimpfungen und Beraubungen geduldig ertragen wie der König selbst, sein General, sein Herrscher, der ihm befohlen zu schweigen und sich in die Umstände zu fügen; aber in den Dörfern, in den Städten machte die Jacquerie auf den Edelmann Jagd; die Bauern und die Clubs hetzten ihn zu Tode; es war ihm unmöglich sich in seine Häuser zu verschließen und ein Privatleben zu führen; selbst bis in den stillen Familienkreis verfolgte ihn Mißtrauen und hartnäckiger Groll; die Officiere gar, die edelsten und redlichsten Leute im ganzen Adel, wurden von den Municipalitäten, von den eignen Soldaten verläßtert, verhöhnt, unzähligen Meutereien ausgesetzt; ihre Stellung war nicht mehr haltbar; es blieb ihnen nichts Anderes zu thun, als aus Frankreich zu entfliehen und im Ausland auf bessere Zeiten zu warten. Alles das drückt dem Leser das Herz ab. Wie war es nur möglich, daß solche Scheußlichkeiten vorkamen; daß selbst in dieser Zeit solche Cannibalenthaten keine Bestrafung fanden; daß das Verbrechen so frech, so schändlich, so ungerächt sich über ganz Frankreich verbreitete; daß in einer Nation, die kaum erst Voltaire, Rousseau, Montesquieu und andere große humane Geister verloren, noch vor dem Terrorismus des Jahres 1793 den abscheulichsten Begierden und Leidenschaften mit fast unglaublicher Wildheit fröhnte? Leider sind alle die Ungeheuerlichkeiten, die Taine erzählt, wahr; die Echtheit der von ihm gesammelten Zeugnisse ist unangreifbar; er selbst versteht es meisterhaft, zahlreiche Beispiele mit großer Einfachheit und zugleich mit packender Gewalt vor die Augen des Lesers zu stellen: ein besonders auffallendes, ausführlicher erzählt, schließt gewöhnlich die Reihe und erhöht den Eindruck, dem letzten Stoße gleich, der, nach wiederholten Schlägen, entscheidend wirkt.

Wohl muß sich Taine den Vorwurf gefallen lassen, er schenke nur denen Glauben, die, wie Malouet, wie Mallet du Pan u. s. w., das Thun und Treiben der revolutionären Partei verdammt haben. Er hat die Emigration gewissermaßen gerechtfertigt, die doch ein Verrath an dem Vaterlande war, denn nicht alle Edelleute führten gegen Frankreich die Waffen, sondern Viele, aus Liebe zu den neuen liberalen Grundsätzen, blieben in der Armee und kannten, als Officiere, ja als Generäle, bei ihren Soldaten die Zuchtlosigkeit, den Ungehorsam, den übermüthigen Trotz nicht. Hier hat sich Taine vielleicht nicht unparteiisch genug erwiesen. Wem wäre es aber möglich, und selbst wenn er Ausländer wäre, diesen glühenden Boden sicher und fest, ohne Fehltritt zu beschreiten?

Alles in Allem ist er nicht zu streng gegen die beginnende Revolution; er thut Recht daran, die grauenvollen Thaten, die damals begangen wurden, mit solcher Schärfe zu beurtheilen. Sie verdienen keine Nachsicht, die unwissenden naiven Männer, die auf einmal aus dem Dunkel hervortraten, um der wankenden Gesellschaft eine sichere Grundlage zu geben; was die Constituante Übles gethan, soll endlich einmal laut mißbilligt werden. Taine bricht den Stab auch über das Volk. War aber nicht das Volk von damals, oder, um das Taine'sche Wort zu gebrauchen, der „Haufe" ein Caliban, wie der, den uns Renan neulich gezeichnet, grobsinnlich und thierisch, von den niedersten Leidenschaften beherrscht, im Schlamme der viehischen Begierden sich wälzend? Ist denn nicht auch heute der „Haufe" in den Zeiten der politischen Wirren ein unvernünftiges ungebändigtes Wesen, welches nur Denen folgt, die ihm schmeicheln? In solchen Tagen verbergen sich ach! die Guten und wagen nicht dazwischenzutreten; mehr und mehr wächst die Verwirrung, die Angst. Die, welche Nichts zu verlieren und beim Fischen im Trüben Alles zu gewinnen haben, benutzen die Furcht der anständigen Leute, um die Gewalt an sich zu reißen und alle Begierden zu sättigen.

Wohl hat der größte Theil der französischen Kritik Zeter geschrien über Taine, und um dieses Buches willen hat ihm die Akademie ihre Thüre verschlossen. Warum, sagten seine gemäßigtsten Gegner, hat er nicht wenigstens bemerkt, daß das französische Volk sich noch nicht zum Standpunkt einer gesitteten Nation erhoben hatte? Warum hat er das Elend der Bevölkerung und ihre Ignoranz vergessen, und neben den Verbrechen nicht die mildernden Umstände angeführt? Taine hätte vielleicht die Nation und den damals an die Stelle der Nation getretenen Pöbel deutlicher auseinander halten sollen. Indessen seine Absicht war zu zeigen, daß damals keine Regierung in Frankreich vorhanden war (les insurrections populaires et les lois de l'Assemblée constituante finis-

sent par détruire en France tout gouvernement; c'est le sujet du présent volume) und er hat nichts anders gezeigt. Man hat ihn einen Verleumder und Sophisten genannt. Aber die Actenstücke und Urkunden, die er zu Gesicht bekommen, legt er uns vor; diese Documente, gegen die der extremste Republikanismus nicht aufkommt, beweisen, daß Taine, in seiner Schilderung der französischen Zustände zur Zeit der constituirenden Versammlung, Nichts übertrieben, Nichts zu schwarz gemalt hat. Wir stimmen dem Endurtheil bei, welches er in seiner machtvollen bilderreichen Sprache über das Frankreich von 1792 gefällt hat. Im Frühling dieses Jahres ist Frankreich, welches durch das Fasten unter der Monarchie erschöpft worden, welches dann am Contrat Social und vielen anderen verfälschten und heißen Getränken sich berauscht hat, von einem düsteren Wahnsinn befallen; es wird Alles dulden und Alles wagen, und von ihm muß man unerhörte Heldenthaten und unerhörte Barbareien erwarten.

Italien.

Machiavelli als Nachahmer des classischen Alterthums.

Wer sich näher vertraut gemacht hat mit den lateinischen Dichtern, namentlich denen der Kaiserzeit, wird oft erstaunt gewesen sein über den geringen Rest originaler Ideen, der in ihnen übrig bleibt wenn man alles das abzieht, was sie nachweisbar aus älteren Quellen entlehnt haben. Auch handelt es sich nicht immer bloß um die Ideen, sondern häufig ist die ganze Farbe und Form der Darstellung von den Vorgängern entlehnt. Ja vielleicht würde das Resultat noch viel ungünstiger ausfallen, wenn uns alle griechischen Autoren zu Gebot ständen, aus denen die Römer geschöpft haben.

Weit besser läßt sich controliren, wieviel die italienischen Dichter älteren Vorgängern verdanken. Und in den letzten Jahren ist diese Frage für einige der hervorragendsten unter ihnen mit großem Eifer erörtert worden. Eine bedeutende Arbeit nach dieser Richtung hin ist namentlich die von Pio Rajna über die Quellen des Orlando furioso. Schließlich stellt sich auch in diesem Fall dasselbe Verhältniß heraus, welches wir bei den Dichtern des Alterthums kennen gelernt haben. Nur ist es noch weit interessanter, hier die Arbeitsweise der Autoren im Einzelnen verfolgen zu können. So ist z. B. das von Tasso benutzte Exemplar der Iliade wieder aufgefunden worden, in welches der Dichter an der Stelle, wo der Venusgürtel beschrieben wird, am Rande die Bemerkung eingetragen hat: „Ricordarsene per far il cinto ad Armida“, wie d'Ancona kürzlich in einem schönen Aufsatz über die Quellen der Gerusalemme in der „Rassegna Settimanale“ erzählt hat.

Sollten wir aber um dieser Erkenntniß willen den Werken, welche mit Reminiscenzen an ältere Autoren angefüllt sind, die Originalität absprechen? Wer möchte dazu geneigt sein bei Dichtungen wie Virgil's Äneide, Ariost's Rasendem Roland, Tasso's befreitem Jerusalem, in denen so Vieles auf älteren Quellen beruht, oder selbst Horazen's Oden und Ovid's Metamorphosen, die sich öfter wörtlich an ihre Vorbilder anschließen? Wohl Niemand möchte dies thun, der sich nur einen Augenblick daran erinnert, was z. B. Virgil aus seiner Dido gemacht hat, obwohl fast Zug für Zug der Medea in den Argonautica des Apollonios von Rhodos entlehnt ist. Und was von Einzelheiten gilt, hat noch viel mehr Bedeutung für das Ganze, so daß wir ohne Bedenken Dichtungen wie die vorher genannten, trotz aller Abhängigkeit von ihren Vorläufern, als originale Schöpfungen auffassen müssen, wenn wir sie in ihrer Totalität betrachten.

Ganz anders müßte natürlich unser Urtheil einem Prosaiker gegenüber ausfallen, welcher Stoff, einzelne Gedanken und Form der Darstellung von Anderen entlehnen und nur etwa Zeit, Umstände und Namen verändern würde, um den Schein seiner Selbständigkeit aufrecht zu erhalten. Was sollten wir zu einem Machiavelli sagen, von dem uns nachgewiesen würde, daß er nicht nur bei Aristoteles und Polybios, sondern selbst bei ganz unbedeutenden Scribenten wie Plutarch oder Diodor umhergesucht habe, um sich bei ihnen Anregung Stoff, Ideen und auch noch den Schmuck der Darstellung zu holen? Wenn Jemand versuchen würde, dem Staatsmann und Denker Machiavelli, der als solcher allen Gebildeten für eine der originellsten Figuren des vergangenen Jahrtausends gilt, die Eigenthümlichkeit abzusprechen, so müßte uns dies Unterfangen einfach lächerlich erscheinen. Wenn es aber möglich wäre, nachzuweisen, daß der Schriftsteller Machiavelli in der angedeuteten Weise gearbeitet habe, so würde er als solcher unfehlbar in unserer Achtung tief sinken.

Und doch ist Jemand aufgetreten, der den Muth hat, sich in dieses kühne Unternehmen zu stürzen. Schon 1875 hat Costantino Triantafillis, ein in Venedig lebender gelehrter Neugrieche, zwei Schriften veröffentlicht, in denen er den Nachweis zu führen sucht, daß der florentinische Staatssecretär sich bei Polybios, Isokrates, Diodor und Plutarch Anregung geholt habe für gewisse Partien seiner Discorsi, für die Widmung des Principe, für die Biographie von Castruccio Castracane und für den Dialog „Dell' ira e del modo di curarla.“*) Und wenn alles dies nur Nebenpunkte in der schriftstellerischen Thätigkeit Machiavelli's betrifft, so tritt er dagegen jetzt mit einem Büchlein hervor, welches, abgesehen von manchem anderen, uns die Illusion rauben will, daß das Schlußcapitel des Principe, welches mit Recht als eine der schönsten Perlen in der Ruhmeskrone des Florentiner Historikers angesehen wird, auf selbständiger Erfindung beruhe und aus ureigenem Antrieb hervorgegangen sei.**) Triantafillis bemüht sich vielmehr zu beweisen, daß wir es hier nur mit einem Auszug aus des Isokrates Rede an Philipp von Macedonien zu thun haben, und daß Machiavelli nicht viel Eigenes hinzugefügt hat, es seien denn veränderte Namen, Zeiten und Umstände.

Dieser literarische Nachweis ist freilich keineswegs der ausschließliche oder auch nur der vorzüglichste Zweck der Arbeiten des gelehrten Neugriechen. Es kommt ihm vielmehr in erster Linie darauf an, darzuthun, daß Niccolò hinlängliche Gelehrsamkeit im Griechischen besaß, um die alten Classiker in der Ursprache zu lesen, und er schließt seine „Neuen Studien über den Principe“ mit dem triumphirenden Bewußtsein, den Ruhm des großen Florentiners um einen neuen Titel vermehrt zu haben, nämlich um den eines „Gelehrten“. Einer so rührend innigen Überzeugungsfestigkeit gegenüber, wie sie sich hier offenbart, thut es uns fast leid, gestehen zu müssen, daß es uns von höchst geringer Wichtigkeit scheint, ob Machiavelli viel oder wenig oder gar kein Griechisch wußte; daß es ferner unserer Überzeugung nach Triantafillis keineswegs gelungen ist, zu beweisen, daß Machiavelli wirklich im Griechischen gelehrt war; und daß wir endlich, wenn

---

*) Machiavelli e gli scrittori greci (Venezia 1875) und Sulla Vita di Castruccio Castracani descritta da Machiavelli (ib).

**) Nuovi Studii su Nicolò Machiavelli „Il Principe“. Venezia, tip. del Tempo. 1878.

ihm dies auch gelungen wäre, doch der Meinung blieben, daß das Ansehen des großen Florentiners, welches auf ganz anders gewichtigen Grundlagen beruht als auf der vulgären und jeder Mittelmäßigkeit zugänglichen Waare der Gelehrsamkeit, keinen merklichen Zuwachs erfahren würde, wenn ihn Jemand auch noch mit dem Ruhm eines Casaubonus oder Salmasius beschenken wollte. Wer könnte ohne Lächeln die elegische Klage lesen, die Gervinus bei dieser Gelegenheit anstimmt und die er außerdem noch eine „fruchtbarste Entdeckung“ nennt! Er drückt sich in der Geschichte der florentinischen Historiographie nämlich also aus: „Machiavelli verstand wenig oder kein Griechisch . . . . mit der Entbehrung des Homer, der griechischen Tragiker und Lyriker und mit dem verbitterten Geschmack am Christenthum entging ihm der Sinn für jede höhere Poesie, für Kunst und alle Wissenschaft, die außer dem Kreise des Staats gelegen war.“ Armer Machiavelli! Es gehört die ganze Eingebildetheit und Pedanterie des schulmeisterlichsten unter den deutschen Professoren dazu, um einen Satz fertig zu bringen, der, abgesehen von dem schielenden Deutsch, eine solche Absurdität verbunden mit so vielen thatsächlichen Unrichtigkeiten enthält.

So wenig erheblich aber auch die Frage ist, ob der florentiner Secretär Griechisch verstand oder nicht, so ist sie doch seit länger als dreihundert Jahren und öfter „cum ira et studio“ erörtert worden; und da sie in nahem Zusammenhang mit seiner Nachahmung der Classiker steht, so müssen wir kurz ihren Stand angeben.

Die Zeitgenossen Machiavelli's hatten wenig Respect vor seinem Wissen. Varchi und Paolo Giovio z. B. wollen ihn nicht als einen Gelehrten gelten lassen. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß er Lateinisch las und schrieb. Dagegen ist nicht ausgemacht, wie viel Griechisch er verstand, ob er überhaupt die Anfangsgründe desselben inne hatte. Während er öfter in seinen Briefen davon spricht, daß er lateinische Schriftsteller zum Vergnügen las, (und übrigens seine Schriften voll von Reminiscenzen aus der römischen Literatur sind), so ist in dieser Beziehung vom Griechischen keine Rede. Andererseits wird uns ausdrücklich und mehrfach bezeugt, daß er dem ersten florentiner Secretär Marcello Virgilio die Blüthenlese verdankte, die er seinen Schriften einfügte. Daß sich dies namentlich auf das Griechische bezog, wird in einem Fall besonders hervorgehoben. Giuliano dei Ricci nämlich, der ein Enkel Machiavelli's war und gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine Schrift „Delle Casate et famiglie fiorentine“ verfaßte, (sie existirt handschriftlich auf der Biblioteca nazionale in Florenz, und wird in der Regel unter dem Namen „Priorista“ citirt), Ricci erzählt, er habe unter den nachgelassenen Papieren Niccolò's ein „Ragionamento a foggia di Commedia“ gefunden, betitelt: „le Maschere“, worin die Wolken und andere Komödien des Aristophanes nachgeahmt seien, und zwar auf Veranlassung Marcello Virgilio's. Da nun Ricci hinzufügt, daß er diese Comödie nicht wie so viele andere Schriften seines Großvaters habe copiren wollen, weil sie unter falschen Namen viele der Bürger, welche im Jahr 1504 lebten, allzu unbarmherzig geißelte, so ist es wahrscheinlich, daß sie auch bald nach 1504 geschrieben war. Damals war Machiavelli noch Staatssecretär, d. h. so beschäftigt, daß er gewiß keine Zeit hatte, um Griechisch zu lernen, wenigstens bis zu dem Grade, daß er Aristophanes in der Ursprache hätte verstehen können. Es ist also in diesem Fall unter allen Umständen anzunehmen, daß ihm mündliche oder schriftliche Andeutungen Marcello Virgilio's zu Gebot standen, nach denen er jene Nachahmung ausführte. So hat auch Villari jene Stelle verstanden.

Was aber bei der „Maschere“ möglich war, scheint noch viel leichter bei all den zum Theil unzweifelhaften Anspielungen auf griechische Prosaiker, die sich in den Werken des großen Florentiners finden, und die nachgewiesen zu haben ein Hauptverdienst von Triantafillis bildet. Wenn Machiavelli also auch nach 1512, als er seiner Ämter entsetzt, in die unfreiwillige schmerzliche Muße eintrat, die er so rührend in einem Briefe an Vettori beschreibt, Zeit genug hatte, um Griechisch zu studiren, so sind wir doch durch nichts gezwungen, anzunehmen, daß er es wirklich lernte. Denn es standen ihm lateinische Übersetzungen griechischer Autoren wenn nicht gedruckt, so doch handschriftlich in Fülle zu Gebot, wie dies Piccolomini in dem fünften Document des Anhangs zu Villari's Machiavelli (welches in der sonst so verständigen Mangold'schen Übersetzung ohne genügenden Grund fortgelassen ist) nachgewiesen hat. In Florenz blühten damals die griechischen Studien und wenn Jemand zu literarischen Zwecken mündlichen Raths oder gelegentlicher Belehrung aus griechischen Quellen bedurfte, so kann es dafür an Gelegenheit nicht gefehlt haben. Außerdem hatte Machiavelli jene „Flores“, d. h. die Blüthenlese, von der Giovio spricht, und die derselbe geradezu auf Marcello Virgilio zurückführt, zur Hand: Wenn diese, wie es ja eigentlich selbstverständlich ist und in solchen Fällen fast immer geschieht, nach den von Niccolò bezeichneten Gesichtspunkten angefertigt war, so mußte sie allein für die Zwecke, welche Machiavelli verfolgte, genügen.

Denn auch in der Beurtheilung dessen was wir als die Hauptsache in den Schriften von Triantafillis betrachten, nämlich der unzweifelhaft nachgewiesenen Reminiscenzen aus griechischen Autoren, können wir mit dem gelehrten Neugriechen nicht übereinstimmen. Dieser stellt sich den Prozeß, welchen Machiavelli in solchen Fällen durchmachte, folgendermaßen vor: der florentinische Staatssecretär suchte in den Classikern nach erhabenen Theorien und weisen politischen Lehren, las einen von ihnen, z. B. Isokrates, verliebte sich in seine Ideen, machte sie zu seinen eigenen und setzte sie in einer Schrift auseinander. Unserer Meinung nach dagegen hatte Niccolò zuerst die Ideen, welche er in seinen Werken ausführen wollte, sah sich aber nach classischen Sentenzen um, mit denen er, dem Geschmack seiner Zeit folgend, seine Darstellung auszuschmücken im Sinn hatte.

Einige Beispiele werden, glauben wir, unsere Ansicht bestätigen. Ganz bei Seite lassen wir den Dialog „dell'ira e del modo di curarla“, weil er nichts anderes als eine freie Übersetzung der unter den Moralia Plutarch's befindlichen Schrift „de remediis irae“ ist, übrigens seine Abfassung durch Machiavelli lediglich auf einer Vermuthung beruht. Wir bemerken nur, daß der Autor der italienischen Bearbeitung nicht nöthig hatte, aus dem griechischen Original zu schöpfen, weil eine lateinische Übersetzung desselben schon seit Coluccio's Zeiten existirte, von welcher sich noch jetzt zwei Handschriften auf der Laurenziana in Florenz befinden. War aber Niccolò der Verfasser, was nicht unmöglich wäre, so handelt es sich nur um einen der mehrfachen Fälle, wo er sich in Übersetzungen aus dem Lateinischen übte.

Eine der merkwürdigsten Schriften jedoch, die phantastische Biographie von Castruccio Castracani, hat ihre Erklärung erst durch die Beobachtung von Triantafillis gefunden, daß die wahren Züge aus dem Leben und dem Charakter des Lucchesen mit einigen dem Agathokles von Syrakus entlehnten absichtlich vermischt sind. Machiavelli hat dafür die Darstellung Diodor's benutzt. Aber nichts scheint uns falscher, als mit dem gelehrten Neugriechen anzunehmen, Niccolò habe die Anregung zu jener tendenziösen historischen Novelle von Diodor empfangen. Eine Eigenthüm-

lichkeit des florentiner Staatssecretärs war es vielmehr, Alles auf natürliche und zufällige Ursachen zurückzuführen. So hatte er sich, wie er in der Einleitung zur Lebensbeschreibung Castruccio's sagt, vorgenommen, an einem Beispiel zu zeigen, wie diejenigen, welche in der Welt große Dinge vollführen, von niedrigen und dunklen Anfängen auszugehen pflegen oder vom Schicksal über alle Maßen geprüft werden. Die Ursache davon sah er darin, daß das Glück den Menschen zeigen wolle, es selbst sei es, welches die Menschen groß mache, und nicht die Klugheit; darum fange es an, seine Macht zu einer Zeit zu beweisen, wo die Klugheit noch keinen Einfluß auszuüben vermöge, so daß man gezwungen sei, dem Schicksal Alles zuzuerkennen. Hält man fest, daß dieser Gedanke Machiavelli beschäftigte, und daß er ungeduldig war, ihn darzustellen, so scheint nichts natürlicher, als daß er sich nach historischen Persönlichkeiten umsah, an denen er eine Illustration erfuhr. Eine besonders passende fand er in dem Tyrannen von Syrakus, wählte jedoch diesen nicht zum Gegenstand seiner Schrift, weil er voraussah, daß diese auf seine Zeitgenossen mehr Eindruck machen würde, wenn er eine Persönlichkeit wählte, die ihnen näher lag, deren Erinnerung noch nicht aus ihrem Andenken erloschen war. Seine Wahl fiel vielmehr auf den Herrscher von Lucca, dessen Thaten noch im frischen Gedächtniß der Menschen waren. Nun paßte freilich Manches im Leben und Charakter Castruccio's durchaus nicht zu der Idee, die ihm vorschwebte. Da er aber keine Geschichte, sondern ein literarisches Kunstwerk schreiben wollte, so bediente er sich derjenigen Züge, die für seinen Zweck brauchbar waren. Mit der historischen Wahrheit verfuhr er dabei in souveränster und früher, ehe die Beziehung auf Agathokles erkannt war, geradezu unbegreiflichen Weise. Es ist diese Biographie ein wunderbares Beispiel von der großen rücksichtslosen Kühnheit seines Geistes, welche erbarmungslos jedes Hinderniß beseitigte, welches dem Triumph der Idee im Weg stand, der er zum Sieg verhelfen wollte. Indem er sich nicht scheute, dieselbe Rücksichtslosigkeit auch auf das praktische Leben zu übertragen, beschwor er jenen Conflict mit seinen Zeitgenossen herauf, der ihn von jeder praktischen Thätigkeit ausschloß.

Wie die volle Eigenthümlichkeit des großen Florentiners bei dieser Kunstschöpfung gewahrt bleibt, eben so wird auch das Schlußcapitel des Principe durch die Forschungen von Triantafillis in seiner Originalität nicht im Geringsten beeinträchtigt. Bekanntlich fordert Machiavelli am Ende seiner Schrift Lorenzo dei Medici auf, Italien von den Barbaren zu befreien. Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß ihm bei der Ausführung dieses Vorschlags, der die natürliche praktische Consequenz seines Buches bildet, des Isokrates Rede an Philipp vorschwebte, in welcher der griechische Redner den macedonischen König zu einem Zug gegen die Perser zu bewegen sucht. Die Analogie ist nicht nur im Allgemeinen schlagend, sondern auch zahlreiche Einzelheiten stimmen überein. Und doch kann Niemand im Zweifel sein, wo die größere Originalität, die vollendetere Kunst, namentlich aber die praktischere Opportunität zu suchen ist. Alles dies ist auf des großen Florentiners Seite; während der Hauptwerth der Rede des Isokrates, obwohl sie nicht ganz der in gegebenen Verhältnissen beruhenden Unterlage entbehrt, in ihrer rhetorischen Form besteht. Das Schlußcapitel des Principe ist eines der ältesten Documente, in denen die moderne Nationalitätsidee mit völliger Klarheit ausgesprochen wird. Auch unterläßt Machiavelli nicht, Lorenzo zur Ausführung dieses Zwecks die Begründung eines nationalen Heeres anzuempfehlen, bekanntlich eine seiner Lieblingsideen, die er nicht blos schriftlich, sondern auch praktisch innerhalb seiner staatsmännischen Thätigkeit zu verfechten suchte. Es ist im Grunde derselbe Gedanke, der in unseren Tagen durch Cavour verwirklicht worden ist. Dem Alterthum aber war die Idee der Nationalität im modernen Sinn fremd, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß Niemand näher an dieselbe gestreift hat als Isokrates in jener Rede an Philipp. Man braucht die einfache, natürliche, zweckmäßige Darstellung Machiavelli's nur zu durchfliegen, um sich davon zu überzeugen, daß hier von einer Inspiration durch die schwülstige Rhetorik des Griechen keine Rede sein kann.

Und dennoch, wird vielleicht Jemand fragen, ließ sich der große Florentiner dazu herab, seine Schriften mit den Reminiscenzen eines atheniensischen Schönredners auszuschmücken? Darin folgte er dem Geschmack seiner Zeit, welche in einer für uns schwer begreiflichen und nur durch den Reiz der Neuheit einigermaßen erklärlichen Überschätzung des Alterthums befangen war. Vermuthlich stieg in den eigenen Augen Machiavelli's und in denen seiner Zeitgenossen der Werth derjenigen Schriften, die mit diesem damals noch nicht alltäglichen Luxusartikel ausgestattet waren. Um so näher lag die Gefahr, unter einem Wust von Gelehrsamkeit zu ersticken, wie es so vielen sonst nicht unbedeutenden Männern der Renaissance ergangen ist, und gewiß betrachtet es Villari mit Recht als ein Glück für Machiavelli, daß er nicht allzu gelehrt war, weil er dadurch den unschätzbaren Vorzug hatte, die ursprüngliche Originalität seines Geistes und seines Stils unversehrt zu erhalten.

G. Meyncke.

Spanien.

Zur Geschichte der spanischen Habsburger.

III. (Schluß.)

Ich komme zum Schlusse; ziehen wir das Facit.

Es ist gewiß mißlich und anmaßlich zugleich, über den Nationalcharakter eines großen Volkes der Geschichte ohne die tiefsten Studien und lange, eindringende Beobachtungen abzuurtheilen. Entweder der Chauvinismus oder ein übereilter Inductionsschluß aus unzureichender Erfahrung oder die Sucht die Realität der Geschichte durch eine sogenannte geschichtsphilosophische Construction zu fälschen oder zu entstellen, oder starres Festhalten an einmal von Jugend an gefaßten oder traditionellen Vorurtheilen, oder auch nur die Lust an paradoxen Behauptungen, die doch immer irgend wem imponiren und für geistreich gelten — alle diese Gründe zusammen erzeugen vielfach allgemeine Urtheile über den gegenwärtigen und vergangenen Charakter eines Volkes, welche falsch und ungerecht und auch für die internationalen Beziehungen höchst nachtheilig sind. Da werden eine Reihe von Tugenden, selten Fehler, fast untrennbar mit der Bezeichnung „deutsch" verbunden, wie wenn wir sie gepachtet hätten; ob wir sie überhaupt oder nur in hervorragendem Maße besitzen, das untersuchen die wenigsten; und wenn sie es thun, mögen sie leicht zu anderer Meinung geführt werden und das Gerühmte zum Theil für ein Märchen aus alten Zeiten ansehen. Da wird jedem andern Volke seine Portion an Tugenden, Schwächen und Fehlern zuertheilt; dieses hat diese, jenes jene Rolle oder jenen Beruf oder jene Mission in der Weltgeschichte, und genau jene, die der Professor ausfindig gemacht hat. Daran denkt man nicht, daß der Nationalcharakter eines Volkes etwas so Verborgenes und Geheimnißvolles und zugleich in seinen Manifestationen Wandel-

bares ist, daß es ebenso verwegen erscheint, ihn durch eine einfache Section des Volksleibes an den Tag zu bringen, wie wenn man in dem secirten Leibe die Seele zu finden hoffte. Und wenn man auch einmal ein gültiges Urtheil festgestellt zu haben meint, so werden sofort Thatsachen und Personen genug dagegen auftreten und für ihre Person Verwahrung dagegen einlegen. Also fort mit allem voreiligen Generalisiren, man bleibe zunächst bei dem Thatsächlichen, bei der scharfen, künstlerischen Feststellung und Beschreibung des Geschehenen und Bestehenden.

Wer in Deutschland meint nicht, das spanische Volk sei dazu „bestimmt", „Träger" der Ideen der absoluten Regierungsgewalt und des unnachgiebigen intolerantesten Fanatismus zu sein? Nicht unglückliche geschichtliche Verhältnisse und Combinationen sollen es sein, wodurch diese Ideen grade in Spanien zu besonderer Macht und Dauer gekommen sind, nein das wurzelt im Nationalcharakter; es konnte gar nicht anders sein und muß auch immer so bleiben. Wie falsch solche Vorurtheile sind, geht z. Th. aus dem Gesagten mit hervor; ich füge nur noch Folgendes hinzu. Erstens spricht man da immer von Spanien wie von einem durchaus homogenen Ganzen; man bedenkt gar nicht, daß kein Volk in Europa solche Gegensätze in sich begreift, wie das spanische, die trotz der langen Despotie der Habsburger und Bourbonen so gut wie nicht ausgeglichen sind.*) Die Portugiesen sind mit der Gesammtmonarchie überhaupt nur sechzig Jahre verbunden gewesen und perhorresciren seitdem den Gedanken einer neuen Verbindung. Die andern Stämme aber, Castilianer und Andalusier, Aragonesen, Catalanen und Valencianer, Asturier und Gallicier, um von den Basken ganz zu schweigen, wie verschieden sind sie unter einander, nicht minder als Völker es zu sein pflegen! Das erkennen die Spanier, die ihre Geschichte und ihre Zustände kennen, nicht nur die Anhänger der Föderalrepublik, offen an; im spanischen Senate erklärte Benavides, der Präsident der königlichen Akademie der Geschichte, einst Minister und Gesandter: „Wir haben weder Einheit der Rasse noch des Territoriums noch der Sprache noch der Gesetzgebung." Man sollte also, ehe man von spanisch redet, sich zuvor fragen, ob man darunter mehr als einen Bruchtheil des Volkes verstanden wissen will. Was sodann jenen religiösen Fanatismus betrifft, für den der Spanier besonders prädisponirt sein soll, so erscheint diese Annahme bei näherem Zusehen völlig haltlos; und mit Recht protestirt ein Spanier**) in unseren Tagen dagegen, indem er sagt: „Der so traditionelle katholische und monarchische Geist Spaniens ist nichts als eine in unsern Tagen geschmiedete Theorie." Man lese, um darüber ein Urtheil zu bekommen, Castro's Geschichte der spanischen Protestanten und Böhmer's Bibliotheca Wiffeniana, spanish Reformers of two centuries, (auch Magazin 1877, Nr. 27 und 28.)

Ein deutscher Gelehrter***) hat jüngst in einem Artikel, der sonst mit dem Gesagten mehrfach übereinstimmt, unter anderm die Ansicht geäußert, die Spanier seien, mit Ausnahme vielleicht der Catalanen, ein so zu sagen unproductives Volk, wohl fähig einer lebhaften Steigerung des Gefühls, einer Erregung desselben bis zum Fanatismus, und in solcher Stimmung dann zu großen, glänzenden Thaten und kühnen Wagnissen berufen, aber im Übrigen doch nur oberflächliche Naturen mit ausgeprägtem Sinne für das Äußerliche, nicht geeignet zu mühsamer, selbstverleugnender, erst spät und dann zunächst nur mäßig lohnender Arbeit u. s. w. Es ist das eben auch eins der oben charakterisirten Urtheile, welche Verirrungen einer Epoche sofort dem Nationalcharakter imputiren und welche bei einem umfassenden Studium der Geschichte der früheren Epochen und bei Berücksichtigung der dagegen sprechenden Momente rein problematisch erscheinen. Man könnte beispielsweise von den Deutschen mit ebenso vielem Rechte behaupten, sie seien von Hause aus zur politischen Zersplitterung geneigt, Pedanten und Ideologen u. a. Untugenden werden einem Volke anerzogen und abgewöhnt, sein Charakter liegt tiefer und offenbart sich kaum in Staat und Politik, am meisten in Kunst und Wissenschaft, vor allem in der Musik.

Das freilich leugne ich damit nicht, daß sich der Charakter der Spanier unter dem vereinigten staatlichen und geistigen Drucke vom 16. Jahrhundert an zum Schlechten hingewendet hat, daß sich seine fehlerhaften Anlagen monströs entwickelt haben, giftpflanzenartig wuchernd, seine guten verkümmert sind, und daß wohl erst eine entferntere Zukunft ihn aus dieser Verirrung wieder ganz zurückbringen wird. Von den Königen und dem Theile der Geistlichkeit, dessen Organ die Inquisition war, ging das Verderben aus; es erfaßte zunächst den hohen und niederen Adel, die es dem Könige wie im Ceremoniell, so in der Vertheidigung des Glaubens nachmachten; ihn zu schützen schien ihnen höchste Ehre, bei den Glaubensgerichten zu functioniren besondere Auszeichnung. Dann ergriff die Seuche das ganze Volk; und hier kam nun zu der bloßen Verirrung des Gefühls und Intellekts noch die Lust an Schaustellungen und an blutigen Opfern hinzu; es ist, wie ein Spanier nicht übel bemerkt, als hätte man einen Atavismus des alten Molochdienstes vor sich; die Verbrennung der Ketzer und ihre furchtbaren Qualen waren im Grunde nichts als ein Menschenopfer, sie galten als ein Gott angenehmes Schauspiel, nicht dem Gotte des Christenthums, sondern dem alten asiatischen Baal, der nach Blut und Feuer verlangte. Die Inquisition galt als das werthvollste Geschenk, das Gott seinem auserwählten spanischen Volke gegeben, ihre Autos da Fé wurden Volksfeste, Seitenstücke zu den Stiergefechten; der Sinn auch des besten Volkes läßt sich am Ende bethören und in Wahnsinn umsetzen. In den überschwänglichsten Ausdrücken wird das Heilige Gericht als himmlisches Heilmittel, als Schutzengel des Paradieses gepriesen, bei ihm sei die göttliche Versehung selbst gegenwärtig; es sei die Mauer der Kirche, die Säule der Wahrheit, die Wache des Glaubens, der Schatz der christlichen Religion, die Waffe gegen die Ketzer, das helle Licht gegen die Schliche der Teufel, der Prüfstein für die Erkenntniß der Wahrheit. Bei dem Auto da fé schreit die fanatisirte Volksmasse: Es lebe der Glaube Christi! Tod der Sünde! Auf den Scheiterhaufen mit den Ketzern! In's Feuer mit Gottes Feinden! Und an das Ende einer ausführlichen Beschreibung eines großen Auto da Fé, welches 1680 unter Karl II. in Madrid abgehalten wurde, setzt Josef del Olmo voller Enthusiasmus und heiligen Eifers die Worte: Laus Deo! Man war wenigstens soweit gekommen, daß ein Fortschritt zum Schlechteren kaum möglich war. In der neuen Welt setzten die Conquistadoren ihr vornehmstes Verdienst darein, daß sie den Götzendienst stürzten, die Greuel der Menschenopfer und die Schamlosigkeit unnatürlicher Laster vertilgten; sie wurden sich nicht bewußt Belzebub mit dem Teufel auszutreiben. Und so breitet sich die allgemeine Verirrung der Vernunft, des Gefühls und des Geschmackes immer weiter über dem unglücklichen Lande aus, einer finsteren Wolke vergleichbar oder, wie von Schack sich ausdrückt, einem Netze, aus dem kein

*) Vergl. Magazin 1877. Nr. 46.

**) P. Gener i. d., Rev. Contemp. 1878. Nr. 54.

***) Feuilleton der Nationalzeitung vom 28. April 1878, Artikel von Professor Prutz über Toledo.

Entrinnen mehr statt fand; ein langes schleichendes Elend, das sich in alle Fasern des Daseins einsog. Das Volk bestand aus Bettlern höherer und niederer Art, Mönchen und Geistlichen, Abenteurern und Helden; aber es fehlte der blühende, geachtete Bürger- und Bauerstand. Man bethätigte Muth und Tollkühnheit, Andacht und Schwärmerei, es blühte Lyrik und dramatische Kunst, aber es fehlte die geistige Bildung, die ernste Sitte, Ökonomie in Haus und Staat und alle gewinnbringende Thätigkeit; keine neue Idee, keine Erfindung, keine Wohlthat für die allgemeine menschliche Cultur ist seitdem von Spanien ausgegangen. Hin und wieder hat der grausige Verfall sogar seine komischen Seiten für uns. Als unter Philipp IV. die finanzielle Noth auf das Höchste stieg und alles in Verzweiflung gerieth, ohne daß der Hof seinen Aufwand beschränkte oder von seinen Plänen abließ, da dachten, sagt Céspedes, die Cortes nicht allein an menschliche, sondern an größere und göttliche Mittel. So ernennen sie denn um der besonderen Begünstigungen willen, die sie durch eine solche Fürbitte von Gott zu erlangen hoffen, die glorreiche und erlauchte Jungfrau, Sancta Teresa de Jesus, zur Patronin ihrer Reiche. Das ist aber nicht allen recht, manche fürchten, sie möchten ihrem glorreichsten bisherigen Patrone im Himmel, dem Heiligen Jago, unter dessen Schutze sie die Welt zu ihren Füßen und das Land mit Wissenschaften und Tugenden erleuchtet gesehen, Gelegenheit geben ihrer zu vergessen.

Gar mancher dieser Züge, die hier geschildert wurden, bietet auch das Frankreich von einst und heute; aber in den Franzosen erhielt sich zugleich geistige Beweglichkeit und Empfänglichkeit für neue reinigende Ideen, und es fanden sich Männer, welche den finsteren Mächten die Wage hielten. Hier konnten Voltaire und die Encyclopädisten, die in Spanien schlechthin unmöglich gewesen wären, durchdringen und die Opposition in Bewegung setzen. In Spanien wäre das „écrasez l'infâme" eine reine Phrase gewesen, ein Aufruf ohne Adresse; denn die Infâme, man mag darunter verstehen was man will, hatte ihrerseits alles vernichtet und fühlte sich damit gesichert. Langsam erst raffte sich das ruinirte Land, das geistig entnervte Volk auf, sein geistiges Leben zunächst mit der Nachahmung fremder Vorbilder fristend, ohne eigene Originalität. Doch die Natur ist unerschöpflich, auch hier wird noch einmal neues Leben aus der Fäulniß der Vergangenheit erblühen. Man sei nicht ungeduldig, wenn da, wo solche Zustände geherrscht haben, es auch heute noch öde aussieht; es muß da noch viel Schutt aufgeräumt werden, vor allem der Bann ganz und gar gebrochen werden, den noch immer das katholische Dogma über Erziehung und Wissenschaft ausübt; nach dem Entwurfe des neuen Unterrichtsgesetzes befinden sich die Schulen in Spanien noch immer in Übereinstimmung mit der Lehre der katholischen Kirche, auch in dem rein Wissenschaftlichen*). Aber das ist ja auch noch anderwärts nur allzusehr der Fall. Der Kampf zwischen Dogma und Wissenschaft wird heute überall gekämpft und er wird schließlich in Spanien denselben Ausgang haben wie in der übrigen Welt. P. Förster.

*) Revista de Archivos 77.

Kleine Rundschau.

— **Herbert Giles: Chinesische Skizzen.**)** Der Verfasser dieses Werkchens, englischer Consular-Beamter in China, nennt es das Ergebniß seiner häufigen Streifereien durch die (?) chinesischen Städte. Seine achtjährige Erfahrung hat ihn — so versichert er — darüber belehrt, daß die Chinesen bei allen ihren Fehlern ein arbeitsames,*) nüchternes und glückliches Volk sind und „eine Zwischenstufe zwischen dem Reichthum und der Cultur einerseits, dem Laster und der Armut des Westens andererseits einnehmen." Da uns der englische Text nicht vorliegt, so müssen wir hier wie an anderen Stellen den Ausdruck unverändert lassen. Am Schlusse des Buches liest man in deutlicheren Worten: „Der Ärger über die Verleumder China's und seiner Moral mag allerdings bewirkt haben, daß mein Urtheil hin und wieder etwas zu günstig ausgefallen ist .... Ich will China durchaus nicht auf Kosten der europäischen Civilisation erheben, aber ich kann auch meine Augen vor der Thatsache nicht verschließen, daß seine Laster übertrieben und seine Tugenden übersehen sind. Nur Bigotterie oder Unwissenheit können die Immoralität einer Nation verdammen, deren viele Millionen (beispielsweise) von Lastern wie das der Trunksucht vollständig frei sind, in deren Städten man — was wir mit allem gesetzgeberischen und exekutiven Geschick (!) nicht erreichen können — die Straßen nach 9 oder 10 Uhr Abends ruhig und verlassen findet. Man nehme hinzu Fleiß, Frugalität, (Mäßigung?) Patriotismus, unbegrenzte Achtung vor der Majestät der Pflicht, und man wird anerkennen müssen, daß China (die Chinesen) eine reich beanlagte und in mancher Hinsicht selbst weise Nation ist (sind)."

Der Charakter des Buches ist wohlwollende Oberflächlichkeit, die im Ganzen gut unterhält und ohne eine gewisse Flüchtigkeit der Übersetzung vielleicht noch besser unterhalten würde. Ein gutes Inhaltsverzeichniß verweist auf alle besprochenen Materien. In chinesischer Literatur zeigt der Verfasser sich geradezu unwissend, und hätte er dieses Thema am besten ganz unberührt gelassen. Wo er auf das Opium zu sprechen kommt, eifert er gegen die Übertreibungen der kurzsichtigen Anfeinder dieses Genusses. Er behauptet, während übermäßiges Opiumrauchen Hunderte tödte, zähle unser Branntwein seine Opfer nach Tausenden und die in europäischen Städten so häufigen entsetzlichen Scenen von Trunkenheit seien in China äußerst selten. Beispiele des Säuferwahnsinns (delirium tremens) sollen gar nicht, von Wahnsinn anderer Art sehr selten vorkommen. Wie zu Geisteskrankheiten, so liefern die im Ganzen sehr wohl gewachsenen Chinesen auch zur körperlichen Mißgestaltung ein auffallend geringes Contingent. Die häßlichsten moralischen Flecken des Volkes sind große Unreinlichkeit und angeborner Hang zum Lügen. Man höre, wie der Verfasser diesen Hang entschuldigt. „Das Lügen unter allen Umständen — sagt er — ist in China ein sehr verzeihliches Vergehen, ja man könnte behaupten, es sei eigentlich überhaupt kein Vergehen, denn Jedermann ist darauf gefaßt, von allen Seiten belogen zu werden und nimmt die Lügen als etwas ganz selbstverständliches hin (!)." So weit noch leidlich; was für einen Sinn soll man aber aus dem folgenden Satze herausquälen: „Daraus aber, wie Viele thun, zu schließen, daß dem Chinesen die Moral abgehe, weil er einen anderen Maßstab an Recht und Unrecht anlegt, als wir, ist mutato nomine einer der lächerlichsten Züge in dem Charakter der Chinesen selbst (??!)?"

Die Anwendung der Folter ist unter der heutigen Dynastie verhältnißmäßig selten und verstümmelnde Strafen sind abgeschafft.

**) In's Deutsche übertragen von W. Schlösser. Berlin, 1878. Wohlgemuth's Verlag.

*) Nicht schwer arbeitendes wie der deutsche Übersetzer das wahrscheinlich im Texte stehende hard-labouring wiedergiebt; denn wer schwer arbeitet, dem wird die Arbeit bekanntlich sauer.

Auf Seite 175 wird das heutige Kaiserhaus die „jetzige große Pure-Dynastie" genannt. Was soll ein Leser dabei denken, der nicht weiß, daß pure (rein) die englische Übersetzung des chinesischen Tsing ist, wie die mandschuische Herrscher-Familie in China sich nennt? Übrigens werden die Kaiser von ihren buddhistischen Unterthanen nicht als Incarnationen der Gottheit (S. 6), sondern einer (bestimmten) Gottheit, genauer eines unvollendeten Buddha's angesehen.

Herr Giles setzt in seinem Buche Manches voraus was man deutschen Lesern erklären sollte. „Das Mantschu" z. B., worin die früheren Kaiser der Tsing gute Fortschritte machten (S. 2) ist die Sprache ihrer tungusischen Voreltern gewesen. Der (S. 4) von den Europäern zurückgewiesene Kotau (ko-tao) ist die mit Stirnschlag auf den Boden verbundene Niederwerfung (das tschelobitje russischer Barbarei).

Das Wort Kuli haben die Engländer aus Ostindien nach China verschleppt; Stuhlkuli ist ein barbarisches Compositum. Und wie oft soll man noch wiederholen, daß der allen Purgirmitteln hartnäckig widerstrebende Ausdruck „Himmlisches Reich" nur europäischer Albernheit sein Dasein, wie sein Fortvegetiren, verdankt?

Falsche Schreibung ist Schangai statt Schanghai, denn die Bestandtheile des Namens sind Schang und Hai, das h also auszusprechen.

Mancherlei.

Nach Art des bekannten englischen „Reference Catalogue of current Litterature" erscheint demnächst in Turin ein „Catalogo collettivo della Libreria italiana", welcher die werthvollsten und beliebtesten Werke der italienischen Literatur umfassen wird.

Seit einiger Zeit docirt an der Pariser Universität auch ein kathedersocialistisch gesinnter Professor der Nationalökonomie, Herr Paul Cauwes, der Nachfolger des Herrn Batbie; er hat seine bisher gehaltenen Vorlesungen bereits durch den Druck veröffentlicht. Da er die socialistischen Kreise nicht eigentlich für sich, alle verständigen Leute übrigens aber gegen sich hat, so wird er in den klaren Köpfen der Franzosen nicht viel Verwirrung anrichten.

Einen interessanten Katalog (Nr. 82), 1148 seltene und werthvolle Werke deutscher Literatur bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts umfassend, hat soeben J. Scheible's Antiquariat in Stuttgart versandt. Freunden der älteren deutschen Literatur wird derselbe hochwillkommen sein.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Alcock, R.: Art and artindustries in Japan. Ill. London, Virtue. 15 s.

Barnes, R.: A clinical history of the medical and surg. diseases of women. 2. ed. London, Churchill. 18 s.

Baynes, R. E.: Lessons in Thermodynamics. London, Macmillan. 7 s. 6 d.

Beaconsfield, Earl: Nowels. New ed. 10 vol. London, Longmans. 30 s.

Bennett, W. C.: Sea songs. London, Chapman. 4 s.

(Brock): Life of W. Brock by Ch. M. Birrell. 2. ed. London, Nisbet. 6 s.

Cobden, R.: Political writings, with an introductory essay by Sir L. Mallet. London, Ridgway. 3 s. 6 d.

Cushman, C.: Letters and memoirs of her life, ed. by Stebbins. Portr. London, Trübner. 12 s. 6 d.

Geddes, W. D.: Problem of the Homeric Poems. London, Macmillan. 14 s.

Labilliere, F. P.: Early history of the Colony of Victoria, from its discovery to its establishment as a self-governing province of the Brit. Empire. 2 vol. London, Low. 21 s.

Morley, J.: Diderot and the Encyclopaedists. 2 vol. London, Chapman. 26 s.

Roscoe, H. E. and Waterhouse, A.: Description of the chemical laboratories at Owens College. 4°. Manchester, Cornish. 7 s. 6d.

Simpson-Baikie, E.: Internat. dictionary for Naturalists and Sportsmen. In English, French and German. No. 1. Roy. 8°. London, Trübner. 1 s.

(Smee): Memoir of A. Smee by his daughter. With a selection from his miscell. writings. London, Bell & S. 15 s.

Upton, Major-Gen.: The armies of Europe and Asia; embracing Offic. Reports on the armies of Japan, China, India, Persia, Italy, Russia, Austria, Germany, France and England, accomp. by letters descr. of a journey from Japan to the Caucasus. Portsmouth, L. Griffin. 14 s.

II. Französisch.

Imbert, P. L.: Les Trappeurs Parisiens au XIXe siècle. Paris, Sagnier. 3 fr. 50.

Rochechouart, J. de: Pekin et l'intérieur de la Chine. Paris, Plon. 4 fr.

Sand, George: Questions d'art et de littérature. Ouvrage inédit. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Silvestre, Th.: Les Artistes français. Etudes d'après nature. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Verne, Jules: Un Capitaine de 15 ans. T. I. Paris, Hetzel. 3 fr.

III. Spanisch.

Campomanes, C.: Cartas polit.-economicas. Publ. ahora por primera vez, prec de una introduccion y de la biogr. del autor A. Rodriguez Villa. Madrid, Murillo. Gr. 8°. 286 pag.

Elices Montes, R.: El gobierno y el ejército de los pueblos libres. Esti. dio crit. s. las dist. formas de gobierno, juzgadas ante la razon, ante la hist. y ante el interés general. Madrid, Suarez. 14 rs.

Návarrete, B.: Sueños y realidades, con un Prólogo de C. Coello. Madrid, Murillo. 4°. 448 pag.

Perez Galdós, B.: Un voluntario realista. Madrid, Barco. 335 pag.

Puente y Apezechea, F.: Los libros sapienciales, puestos en verso castellano. Con otras varias poesias del mismo. Madrid, Murillo. 4°. 436 pag.

Zugasti, J.: El bandolerismo. Estudio social y memorias históricas. P. I. Orígenes del bandolerismo. T. III. Madrid, Murillo. 325 pag.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Grosser in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W., Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 27. Juli 1878. [Nº 30.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Holst: Amerikanische Verfassungsgeschichte.*)

Bei einem Newyorker Abschiedsessen, welches zu Anfang April dieses Jahres dem für Berlin ernannten Gesandten Bayard Taylor gegeben wurde, meinte u. A. einer der Redner, der Gast möge, wenn in Deutschland der ungläubige Finger des europäischen Skeptikers auf die amerikanische Republik weisen sollte, diesen bedeuten, daß in den Vereinigten Staaten auch heutzutage so gut wie bisher die Einsicht und das Gewissen des Volkes unbestritten die oberste Herrschaft ausübten, und daß, so sicher als der Mond die Ebbe und die Flut bestimme, die Einsicht und der Patriotismus des freien Bürgers das letzte entscheidende Wort sprächen und sich die Unwissenheit und Leidenschaften unterwürfen. Der Mann, welcher diese Worte gelassen unter dem Beifall seiner Zuhörer äußerte, war kein Demagoge oder Ämterjäger, sondern kein Geringerer als George W. Curtis, einer der bewährtesten Vorkämpfer der freiheitlichen Entwickelung seines Landes, ein mit vollstem Rechte hochgefeierter Schriftsteller, ein unabhängiger politischer Charakter und ein geschworener Feind jeder Art von privatem oder öffentlichem Humbug.

Es ist noch gar nicht lange her, daß eine solche Ruhmredigkeit in Deutschland verfangen und blenden konnte. Die Zeit liegt noch nicht weit hinter uns, wo die Vereinigten Staaten, weil wir von ihrer geschichtlichen Entwickelung so gut wie nichts kannten, als das große Musterland der Freiheit, als das Asyl aller Unterdrückten und als Vorkämpfer alles Fortschritts von unseren Liberalen gefeiert, von den Conservativen aber als Herd der Anarchie, als verderbliches Beispiel politischer Verirrungen verwünscht wurden. Angesichts der neueren Entwickelung der transatlantischen großen Republik fragt sich dagegen jetzt der unbefangene deutsche Beobachter verwundert, wie eine solche Selbsttäuschung bei einem so aufrichtigen Patrioten und hervorragenden Manne nur möglich sei, und hat, wenn er auch Gelegenheit und Zweck der Rede billig berücksichtigt, der harten Wirklichkeit der Thatsachen gegenüber doch kein Verständniß mehr für solchen „Spread Eagle". Wo stecken denn, fragt man sich unwillkürlich, die Einsicht und das Gewissen des Volkes, die Herrschaft der Patrioten und die höhere Macht über den Parteien, — wenn jede Art Unfug und Betrug sich ungescheut breit machen darf? Sind die Unterschlagungen der Kriegs- und Marineminister unter Grant, die Whiskey Ringe und Tammany Hall's, die Wahlfälschungen für Hayes, die Granger Bewegung und Eisenbahnaufstände, die Schuldenrepudiationen von Corporationen und Staaten etwa Beweise für Herrn Curtis und gegen den europäischen Skeptiker? Durchaus nicht! Alle diese traurigen Erscheinungen, denen noch Dutzende an die Seite gestellt werden könnten, bezeugen vielmehr die vor Aller Augen offen liegende Thatsache, daß die amerikanische Politik, geistige Entwickelung und moralische Anschauung sich auf abschüssiger Bahn bewegen und daß Jahrzehnte harter Arbeit und Selbsterkenntniß vergehen müssen, ehe auf einen Umschwung zum Bessern, auf eine Wiederaufnahme der Richtung gehofft werden kann, welche mit dem Emporkommen der Sklaverei verlassen wurde.

Unter den Factoren, welche dieses Abweichen von dem ursprünglichen Geiste des amerikanischen Staatslebens bewirkt haben, steht nämlich die Sklaverei oben an. Sie bildet seit fast zwei Menschenaltern den Angelpunkt der amerikanischen Politik und wenn sie auch bereits vor dreizehn Jahren im Felde überwältigt ward, so ist doch sogar ihr Schatten noch mächtig genug, ist ihr Halt im tiefsten Herzen des Menschen noch so stark, daß selbst die heutigen Parteien noch von ihr beherrscht und bestimmt werden. Wer also die Gegenwart der Vereinigten Staaten verstehen will, muß in erster Linie die Geschichte der Sklaverei studiren, unter deren Schilde die centrifugalen und centripetalen Gegensätze fast von der Gründung des Bundes an ihren erbitterten Kampf führten. Für Deutschland können die sogenannten Achtundvierziger das Verdienst in Anspruch nehmen, die hohe politische Bedeutung dieses Kampfes zuerst erkannt und in zahllosen Zeitungsartikeln sowohl als in selbstständigen Arbeiten auch für die Heimat nachgewiesen zu haben. Schon vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren hat Friedrich Kapp in seiner „Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten", (Göttingen bei Wigand) die erste sachliche Darstellung des „Irrepressible Conflict" veröffentlicht und 1860 diese Broschüre, welche der Nebraska Bill ihren Ursprung verdankte, zu einer ausführlicheren Schrift: „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten" erweitert. Beide Arbeiten verfolgten einen rein praktischen Zweck, indem sie die Stimmen der deutschgeborenen Bürger gegen die Sklavenhalter zu gewinnen suchten; sie enthielten auch keine neuen und selbstständigen Forschungen; allein sie schilderten anschaulich den Geist und die Tragweite der Bewegung, welche sich schon im Jahre 1861 zum gewaltigen Secessionskrieg zuspitzte.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, welcher mehrere Jahre in Amerika gelebt und seine ersten Studien auf diesem Gebiete an Ort und Stelle gemacht hat, ist nicht allein der erste deutsche, sondern überhaupt der erste Gelehrte, welcher den Stoff wissenschaftlich vertieft und erweitert hat. Wenn er sich in den wesentlichen Ergebnissen seiner Forschungen auch nicht von Kapp unterscheidet, so beruhen seine Arbeiten dagegen auf einer breiten wissenschaftlichen Grundlage, die er mit unermüdlichem Fleiß, tiefer Einsicht in die treibenden Kräfte des amerikanischen Lebens und meisterhafter Beherrschung des Stoffs gelegt hat.

Dem hier angezeigten Buche ging bereits 1873 ein erster

*) Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's von Dr. H. v. Holst, Professor an der Universität zu Freiburg i. B. Erster Band: Von der Administration Jackson's bis zur Annexion von Texas. Berlin, 1878. Julius Springer.

Band voraus, welcher unter dem Titel „Verfassung und Demokratie in den Vereinigten Staaten von Amerika, Staatensouveränität und Sklaverei“ die Entwickelung der amerikanischen Verfassung bis auf Jackson schilderte. Dieser erste Band fand in Deutschland und Amerika die beifälligste Aufnahme Seitens competenter Kritiker und dient von Lalor und Mason als „Constitutional and Political History of the United States“ (Chicago, 1876) übersetzt, in verschiedenen amerikanischen Colleges als Leitfaden beim Vortrag der Landesgeschichte. Nachdem er in der Einleitung geschildert hat, wie die Constitution einem widerstrebenden Volke durch die zermalmende Nothwendigkeit abgerungen worden ist, weist der Verfasser in der Verfassungsgeschichte des Landes den Kampf zwischen Norden und Süden als den erst unbewußten, allmälig aber immer bewußter sich offenbarenden Inhalt der politischen Geschichte der Vereinigten Staaten nach. Anfangs nicht so scharf ausgeprägt, treten sich die durch geographische Verschiedenheit bedingten und ökonomisch feindlich gegen einander wirkenden Interessen stufenweise immer schroffer gegenüber. Die Bedeutung, welche mit dem Anfang des Jahrhunderts die Baumwolle für den Weltmarkt gewann, und die Leichtigkeit ihrer Gewinnung im Süden der Union erhob die bisher als Last empfundene Sklaverei zu einem großen materiellen Gewinn. So kannte der Süden bald nur ein Interesse, nur eine Lebensfrage, so konnte sich ganz natürlich die geschlossene Phalanx der südlichen Aristokratie bilden, welche sich mit jedem Tage mehr mit ihrem großen Grundbesitze und dem ihr gesetzlich zustehenden Rechte des Sklavenhaltens zur unbedingten Gebieterin im Bunde aufwarf. Indem sie unbeschränkt und ununterbrochen durch größere politische Einsicht und Erfahrung, Einschüchterung und Parteidressur herrscht, wird die politische Geschichte der Vereinigten Staaten die Geschichte der Sklaverei und letztere wieder die Geschichte des großen südlichen Stapelartikels, der Baumwolle. „Cotton is King“ ist die Devise des Zeitalters. Es handelt sich nicht allein um Befestigung, sondern auch um Ausdehnung des Gebietes des Königs Baumwolle.

Der Leser möge in Holst's „Verfassung und Demokratie“ die ersten vierzig Jahre dieses Entwickelungsganges näher nachlesen, welcher sich durch eine ganz außergewöhnliche Klarheit, Stetigkeit und Folgerichtigkeit charakterisirte. Er wird dann mit um so besserm Verständniß an dem zur Besprechung vorliegenden zweiten Band herantreten, welcher zwar nur einen kurzen Zeitraum von kaum fünfzehn Jahren umfaßt, allein in seinem reichen Inhalt die höchsten Erfolge der Sklavenhalterherrschaft schildert, im Hintergrunde jedoch bereits die Ansätze zum Zersetzungsprocesse zeigt.

Die Hauptfigur, an welche sich der größte Theil der hier geschilderten Begebenheiten anlehnt, ist Präsident Andreas Jackson. Holst hat diesen Politiker, welcher den Sklavenstaaten erst das Bewußtsein ihrer überlegenen Stellung im Bunde verlieh, ganz vortrefflich charakterisirt und die verhängnißvolle Bedeutung seiner gewaltthätigen, rohen und doch zu Zeiten zart fühlenden Natur dem Verständniß des deutschen Lesers näher gerückt. An den Gränzen der Civilisation aufgewachsen und unter Entbehrungen, Noth und Gefahren herangereift, blieb er bis an sein Ende ein ungezähmter Hinterwäldler, ein markiger, schroff ausgeprägter und energischer Charakter, welcher Alles nur sich selbst und wenig oder nichts Anderen verdankte. Als er im Jahre 1824 zuerst als Candidat für die Präsidentschaft auftrat, lachte man im Norden und Osten über diese „unerhörte Frechheit“, denn man kannte den General nur als guten Haudegen, dessen einzige Argumente das Commando und der Säbel, Galgen und Bluthunde gewesen waren. Aber den Spöttern sollte einige Jahre später das Lachen gründlich vergehen. Jackson war wirklich nichts als Soldat vom Kopf bis zu Fuß; er führte die stumme Zucht des Lagers, die stramme Disciplin des Regiments in die amerikanische Politik ein. Denken und Handeln war Eins bei ihm. Er hatte, obgleich er kaum richtig Englisch schreiben konnte, die naturwüchsige Beredsamkeit des alten Blücher, der im rechten Augenblick das rechte, in allen Herzen zündende Wort findet. Seinen Sieg über die Engländer bei Neworleans meldete er mit den beiden Buchstaben „O. K.“ nach Hause. Befragt, was das heißen solle, erwiderte er „all correct“ (Alles in Ordnung). Seitdem ist O. K., vielleicht das kürzeste geflügelte Wort, in den Sprachschatz der Amerikaner übergegangen. Jackson war zum Führer und Feldherrn geboren. Er griff stets kühn an und forderte seinen Feind heraus, ruhte aber nicht eher, als bis er ihn ganz vernichtet hatte; er concentrirte seine ganze Kraft immer nur auf eine Maßregel und fing nichts Neues an, bevor er das Begonnene durchgeführt hatte. So schwankte er dann auch nie und wurde nie von einem Zweifel, einem Bedenken gequält: Instinkt, Wollen und Vollbringen gingen bei ihm stets auf den zunächst liegenden Fall. Kein Mann war mehr der Ausdruck seines Volkes und seiner Zeit, keiner verstand besser als Jackson den Geist und die innerste Natur seiner Nation. Roh und hingebend, grausam und weich, ein „gesunder“ Hasser und treuer Freund, unversöhnlicher Gegner und nie kleinlicher Charakter prägte Jackson in seinem Wesen all die Widersprüche aus, welche dem südlichen Wesen eigen sind. Die Massen erkannten sich in ihm wieder, darum riß er sie so unwiderstehlich mit sich fort. Wie entzückte er in seinem Kampf gegen die Vereinigten-Staaten-Bank das Ohr des Volkes mit seinen Anklagen gegen die Geldaristokraten und privilegirten Corporationen, mit seinen Flüchen gegen die Halsabschneider von Bankiers und kaufmännischen Lumpenbarone! Eine bloße Anschuldigung dieser Art aus solchem Munde ist den Massen gleichbedeutend mit Beweis, denn sie halten für bewiesen, was sie gern glauben. Daher auch Jackson's Erfolg. Ohne jeden selbstsüchtigen oder persönlichen Hintergedanken, war er der erfolgreichste Politiker, der nur für seine Partei lebte und ihr seinen eisernen Willen einhauchte. Er kommandirte sie wie ein Regiment Soldaten und wurde bald ihr unfehlbarer Papst, so oft er selbst auch seine Maßregeln und Ansichten änderte, und so sehr diese auch unter dem Einfluß seiner vielfach weiter blickenden Rathgeber standen. Er wußte aber meisterhaft diesen fremden Ansichten den Stempel seiner Individualität aufzudrücken und sich zum Ausgangs- und Mittelpunkt aller politischen Aktion zu machen. Jackson herrschte wie ein Despot, seine achtjährige Regierung war so absolut, wenn auch weniger segensreich als Cromwell's Dictatur. Mit ihm wurde der persönliche Einfluß Alles in der amerikanischen Politik und das Princip Nebensache. Jackson war die demokratische Partei und die demokratische Partei war Jackson. Er führte zuerst die Lehre von der Beute — to the victor belong the spoils — in die Politik des Landes ein und wandte sich an die niedrigsten, aber auch zugleich energischsten Leidenschaften des Menschen, an seine Geldgier, Gewinnsucht und Eitelkeit. Dadurch erhielt er eine wirksame Parteimaschine, dadurch interessirte er Tausende für seinen persönlichen Erfolg, dadurch sicherte er sich ein stets bereites Heer von Freunden und den Nachwuchs für ebenso eifrige Rekruten. „Er sei ein zu alter Soldat, pflegte er zu sagen, als daß er eine Festung mit seinen Feinden besetze.“ Die Erfindung und Ausbildung dieses Systems, welches bekanntlich leider noch heutzutage in den Vereinigten

Staaten herrscht, ist eines Loyola würdig. Perinde ac cadaver! Der ganze Schmutz des amerikanischen Parteilebens, der „trade in politics", der mit jedem Jahre ekelerregender geworden ist und noch heute als wohlerworbenes Recht, als legitime Appanage der leitenden Politiker gilt, leitet also auch seine Entstehung auf Jackson zurück.

Um den Massen zu gefallen und sich den Sieg über seine Gegner zu sichern, legte Jackson, dem klaren Willen der geschriebenen Verfassung gegenüber, das Gewicht auf das abstracte demokratische Princip, welches durch ihn, unter ihm und nach ihm das Feldgeschrei der Massen überall da wurde, wo diese ihre augenblicklichen Wünsche und Launen zu befriedigen suchten. So ließ er sich 1828 direct vom Volke (d. h. den handwerksmäßigen Politikern) statt vom Congreß zum Candidaten nominiren und stieß rücksichtsloser als seine Vorgänger die aus Mißtrauen in die politische Einsicht des Volkes hervorgegangene Bestimmung der Verfassung um, wonach die Wahl des Präsidenten mittels der Electoren eine indirecte sein sollte. Die letzteren waren fortan unwiderruflich zu Registratoren der Befehle der einflußreichsten Politiker oder, wie es euphemistisch hieß, des Volkswillens degradirt. Die ohne jede gesetzliche Controle gewählten Parteidelegirten dictiren aber fortan die Candidaten für die Präsidentschaft.

Bis dahin hatten die Aristokraten — Sklavenhalter und Großgrundbesitzer — des Südens und, um einen freilich modernen, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, die Bourgeoisie des Nordens und des Ostens den Kampf um die politische Herrschaft geführt. Der politisch berechtigte Plebs, die Massen, hatten diese, wenn sie auch thatsächlich die Macht besaßen, nie für sich ausgeübt, sondern nur im Interesse der genannten beiden Klassen deren politische Schlachten geschlagen. Die Thätigkeit der Massen beschränkt sich bis dahin einfach darauf, bei den Wahlen der von den Herren aufgestellten Candidaten Ja oder Nein zu sagen. Erst Jackson's Candidatur gab ihnen 1828 eine wenigstens scheinbare politische Initiative, sein Erfolg galt ihnen als ihr eigentliches Werk und Verdienst, und natürlich setzten der alte schlaue Soldat und seine geriebenen Freunde alle Agitationsmittel in Bewegung, um das Volk, das „leidende, unterdrückte, edle und nie irrende Volk" in diesem Glauben zu bestärken. In Wahrheit war es das Bündniß der südlichen Aristokraten mit dem Pöbel des Nordens, welches die Politik des Bundes beherrschte. Die Barone erhielten natürlich die fetten Bissen, während die plebejischen Bundesgenossen die vom Tisch fallenden Brodkrumen auflesen durften.

Jackson und seine demokratischen Nachfolger münzten, allmählich und bewußt vorschreitend, die demokratische Repräsentativ-Verfassung zu einer absoluten Volksherrschaft um, sie beugten das constitutionelle Gesetz des Landes unter den jeweilig herrschenden Volkswillen. Vor Jackson hatten verschiedene Erfordernisse, wie geringere oder höhere Eigenthumsqualificationen, die politische Vollberechtigung bedingt; mit und nach Jackson reichte die bloße Eigenschaft als Bürger zur unbedingten Ausübung aller politischen Rechte aus. Die Folge dieser, ihrer Zeit wenig bemerkten, oder wenigstens in ihrer Gefahr nicht gehörig gewürdigten inneren Umwälzung war die Bildung einer Zunft gewerbsmäßiger Politiker. Ihre Zahl wuchs mit dem wirthschaftlichen Emporblühen des Landes, und je mehr sie anschwoll, desto frecher fordernd traten diese Politiker auf und verlangten zur Belohnung für ihre Dienste die Überlassung sämmtlicher Bundesämter.

Wie in dieser Frage, so ist der corrumpirende Einfluß, ja der Fluch der persönlichen Jackson'schen Verwaltung auch für die ganze politische Entwickelung des Landes nur zu deutlich zu erkennen. Die gewaltsame rechthaberische Natur des leidenschaftlichen Mannes stellte überall sich als einzig maßgebend in den Vordergrund und spiegelte bei jeder Gelegenheit seinen unbeugsamen und tyrannischen Charakter wieder. So erklärte er die Bank der Vereinigten Staaten für verfassungswidrig und für ein Ungeheuer, welches die Republik zu vernichten drohe, für ein Monopol, welches die Reichen reicher, die Armen noch elender mache, und bestritt die Competenz der Gerichte zur maßgebenden Interpretation eines Gesetzes, wie desjenigen, welches die Bank creirt hatte. Noch schlimmer und gefährlicher aber war es, daß der Präsident die Minister, welche ihm nicht zu Willen waren, versetzte oder absetzte, daß er im Widerspruch mit dem Congresse sich die Controle über die amtlichen Handlungen der Departementschefs anmaßte, daß er der Bank die in ihr vom Bunde deponirten Gelder eigenmächtig entzog, weil er, der Präsident, die Moralität des Volkes, die Freiheit der Presse und die Reinheit der Wahlfreiheit schützen müsse. Er faßte mit einem Worte das Verhältniß der Exekutiven zur Legislativen in einer Weise auf, wie es kein Präsident vor ihm gethan, wie es weder durch den Buchstaben noch den Geist der Verfassung gerechtfertigt war. Und das Volk, welches in den Worten und Thaten des Präsidenten seine eignen innersten Wünsche und Bestrebungen erkannte, gab ihm begeistert Recht und wählte ihn unter der Losung „Jackson oder die Bank" 1832 mit einer colossalen Mehrheit zum zweiten Mal zum Präsidenten. Der Fluch auch der zweiten Jackson'schen Administration läßt sich aber in das eine Wort zusammenfassen, daß sie systematisch das öffentliche Rechtsbewußtsein untergraben und die Achtung des Volkes vor der Regierung verringert hat. Diese ihre verderblichen Wirkungen äußern sich noch scharf in der Gegenwart, und diese verflachende, materialistrende und entsittlichende Umgestaltung der amerikanischen Demokratie, der durch Jackson breite Bahn gebrochen worden ist, hat zunächst die verderblichsten Folgen in den Händen der Südstaaten als Hebel zur Förderung des Sklaveninteresses gehabt. In dieser hochwichtigen Frage kommt die negative Seite im Wesen des sonst so gewaltthätigen Präsidenten zur schärfsten Erscheinung. So aggressiv er sonst auch verfuhr, so wenig Rücksichten er sonst auch kannte, mit den mächtigen Baronen des Südens wagte er nicht zu brechen. Ihnen gegenüber schrumpfte sein Radicalismus zu einigen tapferen Redensarten zusammen, und wenn er auch mit Haman's Galgen drohte, so verhalf er doch Calham und seinen Anhängern in jenem verhängnißvollen Compromiß zwischen der Unionsregierung und Süd-Carolina indirect zum Siege und damit dem Süden zur Hegemonie im Bunde.

Schon unter Jackson schimmerte Texas in der Ferne. Die länger als ein Jahrzehnt dauernden Vorbereitungen, Intriguen, versteckten und dann offnen Angriffe, welche endlich zur Annexion dieses Staates führten, sind einer der Typen der damaligen äußern Entwickelung der Union. Sie zielten, wie Calham bezeichnend aussprach, darauf hin, die Interessen der Sklaverei zu befestigen, deren Einfluß auszudehnen und ihr ewige Dauer zu sichern. In Folge dieser Annexion entbrannte der mexikanische Krieg; aus ihm aber folgten das Compromiß von 1850, die Nebraska Bill, die Wirren in Kansas und schließlich der Bürgerkrieg von 1861—1865, dessen Gewinn der Norden bis heute noch nicht hat verdauen können.

Wenn Holst auch im vorliegenden Bande selbstredend noch nicht zur Peripetie des großen Drama's gelangt, so zeigt er uns doch auf fast jeder Seite, wie der tragische Knoten sich schürzt

und wie die Entwickelung zur endlichen Katastrophe führen muß. Es kann nicht genug Nachdruck darauf gelegt werden, daß der Boden dafür nach den, vom Verfasser reichlich beigebrachten quellenmäßigen Beweisen vorzugsweise durch die Radicalisirung der ursprünglich gemäßigten amerikanischen Demokratie bereitet wird. Zwar dauert in dieser ganzen Zeit das nationale Ineinanderwachsen der einzelnen Unionsstaaten ununterbrochen fort, allein es gewinnt keinen drastischen Eindruck an hervorstechenden Ereignissen. Das wirthschaftliche und gesellschaftliche Leben des Volkes hebt sich von dem politischen in immer schrofferem Gegensatze ab, aber gerade dieser Gegensatz ist es, der den Demagogen und Politikern das erwünschte günstige Fahrwasser für ihre Ausbeutungspläne, für die Erweiterung des Sklavereigebietes lieferte. Der Leser möge die einzelnen Etappen auf dem Wege zu diesem Ziele in dem Holst'schen Werke selbst aufsuchen.

Der Zweck der vorliegenden Anzeige bestand lediglich darin, auf den reichen Inhalt dieser vortrefflichen und wie wenige belehrenden Arbeit aufmerksam zu machen. Möge sie namentlich von den deutschen Politikern in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt werden, denn sie ist nicht nur ein geschichtliches Quellenwerk ersten Ranges, sondern ein politischer Leitfaden und Wegweiser voll beherzigenswerther Winke und Ausführungen. Weist sie doch an einem klassischen Typus die bundesstaatliche Entwickelung nach, wohin der selbst von starken gesetzlichen Garantien gestützte Bundesstaat gelangen muß, wenn seine von einem Willen, einem Interesse beseelten Gegner unter den äußeren Formen des Rechts auf die Zerstörung seines Geistes und seiner Form Jahrzehnte lang ungestraft hinarbeiten dürfen!

Hamburg, Juni 1878. **Fritz Müller.**

Deutschlands Einfluß auf die englische Literatur.

(Schluß.)

Außer Schiller waren es hauptsächlich Lessing, Matthisson Stolberg und Friederike Brun, die einen Einfluß auf Coleridge ausübten. Die in Hexametern geschriebene und mit der Strophe „Earth! thou mother of numberles children, the nurse and the mother!“ beginnende Hymne „to the Earth“ ist ein Auszug aus Stolberg's „Hymne an die Erde“. Die letzten fünf Zeilen von „Fancy in Nubibus“,

„Or listening to the tide, with closed sight,
Be that blind bard, who on the Chian strand
By those deep sounds possessed with inward light
Beheld the Iliad and the Odyssee
Rise to the swelling of the voiceful sea,“

gehören ebenfalls Stolberg an und sind der „Hymne an das Meer“ entnommen und das Gedicht „Something Childish but very Natural“ ist eine Paraphrase von: „Wenn ich ein Vöglein wär“. Lessing's Namen finden wir unter einem Lied, das mit der Strophe endet:

„Call me Sappho, call me Chloris
„Call me Lalage or Doris
„Only, only call me thine.“

Die „Catullian Hendecasyllables“:

„Hear, my beloved, an old Milesian story!
High, and embosomed in congregated laurels,
Glimmered a temple upon a breezy headland;
In the dim distance amid the skyey billows
Rose a fair island,“ etc.,

sind eine Übersetzung von Mathisson's „Milesischem Märchen“, welches folgendermaßen beginnt:

„Ein milesisches Märchen, Adonide!
Unter heiligen Lorbeerwipfeln glänzte
Hoch auf rauschendem Vorgebirg ein Tempel.
Aus den Fluthen erhub, von Pan gesegnet,
Im Gedüfte der Ferne sich ein Eiland.“

Daß Coleridge seine „Hymn before Sunrise in the Vale of Chamouni“ der deutschen Dichterin Friederike Brun verdankt und daß er selbst den Mont Blanc nie gesehen hat, ist bekannt. Doch muß erwähnt werden, daß seine Übertragung keineswegs eine nüchterne Reproduction, sondern eine lebensvolle Nachdichtung ist, welche noch obendrein einen Gedanken enthält, den das Original nicht besitzt.

Die Zeilen „On a cataract“, welche mit den Worten anfangen:

Unperishing youth!
Thou leapest from forth
The cell of thy hidden nativity,

stammen aus dem Gedicht des Grafen Stolberg:

„Unsterblicher Jüngling!
Du strömest hervor
Aus der Felskluft u. s. w.“

Außer diesen und einigen anderen von Schiller entlehnten Gedichten, denen allen er jedoch zugleich den Stempel seines eigenen Geistes aufprägte, soll Coleridge noch das Versmaß von „Christabel“ der deutschen Dichtkunst des Mittelalters entnommen haben; doch ist diese Behauptung nur eine Hypothese.

Nach Wordsworth's Meinung war Coleridge durch seinen Aufenthalt in Goslar zum Dichter verdorben worden. „Er besaß“, sagt er, „von jeher einen Hang zur Metaphysik und dieser erhielt in Deutschland neue Nahrung.“ Und in der That zeigte sich nach dieser Richtung hin die Beeinflussung, welche Coleridge empfangen hatte, am wirksamsten. Es verflossen freilich noch mehrere Jahre, ehe er der deutschen Philosophie seine volle Aufmerksamkeit zuwandte. Sobald er sich jedoch diesem Studium ergab und Kants, Fichte's und Schelling's Lehren in sich aufnahm, ward er ein eifriger Vertreter ihrer Ideen. Auch begnügte er sich keineswegs, seinen Landsleuten einen Begriff von der reichen Ernte zu verschaffen, die in Deutschland auf diesem Felde erwachsen war, sondern er war auch unablässig bemüht, diejenigen dieser Pflanzen in seiner Heimat anzubauen, die daselbst Wurzel zu fassen und zu gedeihen vermochten. — Man hat Coleridge häufig des geistigen Diebstahls beschuldigt, indem man auf die Gleichartigkeit zwischen seiner und Schelling's Philosophie hinwies, doch ist diese Anklage durch Julius Hare hinlänglich widerlegt worden. Aber selbst wenn diese Behauptung begründet wäre, bleibt ihm doch immerhin das hohe Verdienst, der Erste gewesen zu sein, durch den die Engländer einen richtigen Begriff von dem Wesen der deutschen Philosophie erhielten. Er bildete, bis Carlyle auftrat, das Haupt-Bindeglied zwischen hüben und drüben. Und es war wahrlich keine kleine Aufgabe, die thörichten Vorurtheile der Engländer zu bekämpfen und die Bewunderung seiner Landsleute von den Schwächen der deutschen Literatur abzulenken und auf die richtige Fährte zu leiten.

Wie schwierig diese Arbeit war, erkennen wir, wenn wir die öffentliche Meinung prüfen, wie sie uns aus den Zeitschriften jener Epoche entgegentritt. So finden wir z. B. in der wegen ihrer gewissenhaften, unparteiischen Recensionen bekannten Monthly Review vol. VXIII. pag. 579 im Jahre 1798 die Besprechung einer Übertragung von Goethe's Stella, der folgende Heiterkeit erweckende Notiz beigefügt ist: „Der nämliche Schriftsteller hat

auch einen komischen Roman, mit Namen „The Apprenticeship of a Master“ geschrieben, der die Lebensgeschichte eines jungen Dichters enthält, welcher sich zu einer Schauspielertruppe gesellt und der sich, indem er den Eindruck beobachtet, den sein Spiel auf das Publikum macht, und die menschlichen Geberden studirt hat, zu einem dramatischen Künstler ersten Ranges heranbildet.“ Es heißt dann ferner, „den höchsten Anspruch auf Berühmtheit erhebt Goethe durch seine Bühnen-Werke. Man kann sein gothisches Drama „Godfred of Berlichingen“ infolge seiner erstaunlichen Menge an trefflich gezeichneten Charakteren und seinen Egmont infolge des heldenmüthigen Freiheitsgeistes und des herzbewegenden Pathos seiner zärtlichen Scenen den besten Stücken Shakespeare's und Otway's an die Seite setzen. Sein griechisches Drama „Iphigenia in Tauris“ sowie sein „Tasso“ dürften vielleicht im Laufe der Zeit über die analogen Erzeugnisse von Racine und Corneille gestellt werden. Und in seinem „Faustus“ hat er sich nicht gescheut, die Vorhallen der unsichtbaren Welt zu betreten.“ Der nächste Band der Monthly Review enthält abermals eine Notiz über Wilhelm Meister's Lehrjahre. Der scharfsinnige Recensent sagt: „Wir bemerken hier ein nur sehr schwaches Pulsiren der Gefühle und kaum eine einzige Aufwallung der Leidenschaft. Alles ist leicht, munter und komisch, doch nicht burlesk.“ Dieser Mitarbeiter der Monthly Review kannte offenbar das von ihm besprochene Werk nicht. Im Übrigen ist anzuerkennen, daß diese Monatsschrift ein lebhaftes Interesse für die ausländische Geistesbewegung bekundete und deren Errungenschaften rühmend hervorhob. Sie begrüßte die Novitäten der deutschen Literatur mit unverhohlener Freude und spendete denselben gutgemeinte, wenn auch oft sehr triviale und verfehlte Lobeserhebungen. Daß sie hierdurch in einen schroffen Widerspruch mit der herrschenden Meinung trat, ist leicht nachzuweisen. Der von ihr vielfach wegen seiner großen Schwächen getadelte Dichter Kotzebue errang auf der englischen Bühne einen dauernden Erfolg; wogegen Lessing's Emilia Galotti, welche am 28. October 1794 zum ersten Mal dargestellt wurde, nach dreimaliger Aufführung zurückgezogen werden mußte, da das Stück keinen Anklang fand. Schiller's Räubern erging es nicht viel besser, trotzdem sie viel gelesen wurden und bereits vor dem Jahre 1800 drei Auflagen erlebten. Mit scharfer Waffe zog die Anti-Jacobin Review gegen die Monthly Review, die Vorkämpferin der deutschen Poesie, zu Felde und rügte „ihre boshafte Absicht, den Geschmack des Publikums durch die Einfuhr jenes ausländischen Giftes zu verderben, welches den giftbrauenden Retorten der literarischen und politischen Alchymisten der neuesten Schule entnommen sei.“ Auch gegen Fichte, — wie sie Fichte nannte, — richtete diese Zeitschrift ihr Geschoß und schmähte ihn als „preëminent in infamy“. Von Goethe, „the author of the Sorrows of Werter“, heißt es: „Er wohnt in Weimar und beweist durch seine Lebensweise, daß er in Wahrheit den Grundsätzen huldigt, die er zu verbreiten sucht. In der nämlichen Stadt lebt Werter, ein bereits hochbetagter Mann, welcher noch lasterhafter ist als Goethe. Die dreihundert jungen Leute, welche in Jena studiren, sind fast alle ohne Ausnahme Republikaner und wandern in einer republikanischen Uniform umher.“

Ungleich unterhaltender als diese böswilligen Albernheiten ist eine vorzügliche Parodie von Goethe's „Stella“, die ebenfalls in der Anti-Jacobin Review erschien und den Titel „The Rovers or the Double Arangement“ trug. Manche der witzigsten Stellen entsprechen dem Wortlaut des Originals.

Diese wenigen Andeutungen zeigen genugsam, daß in England ein heftiger Meinungsstreit über die Schädlichkeit oder Nützlichkeit der deutschen Literaturerzeugnisse entbrannt war. Was die eine Partei als heilsame und gesunde Nahrung pries, erklärte die andere für gefährliches Gift. Beide Theile überboten sich in den heftigsten Äußerungen; die Folge des erbitterten Kampfes war, daß das Interesse des Publikums an der deutschen Dichtkunst allmählich erlahmte und nach Verlauf einiger Zeit ein bemerkenswerther Stillstand in dem Studium der theils falsch bewunderten, theils unbillig geschmähten Literatur eintrat. Kotzebue's Stücke allein behielten noch eine Weile ihre alte Anziehungskraft, im Übrigen aber stockte der literarische Verkehr. Nur hier und da tauchten vereinzelte Zeichen einer Fortwirkung des deutschen Einflusses auf. So hat man namentlich in Byron's Schriften vielfach mit Recht, vielfach mit Unrecht die Einwirkung des Goethe'schen Geistes nachgewiesen.

Bis zum Jahre 1825 dauerte die Zeit der Ebbe: wenn hin und wieder auch ein englischer Schriftsteller sich dem Studium der deutschen Literatur zuwandte, so folgte er einer persönlichen Neigung und nicht der Zeitströmung und wich gleichsam von der normalen Bahn ab. Eine Kenntniß der deutschen Literatur zu besitzen, war dazumal durchaus kein Erforderniß der allgemeinen Bildung. Da trat endlich jener Mann auf, der, die langgesperrten Schleußen öffnend, dem Englischen Volke den Weg zu den Schätzen der deutschen Literatur auf's Neue erschloß. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man noch Carlyle's Thätigkeit eingehend beleuchten. Er war, wie allbekannt, seiner Mission vollkommen gewachsen, und verdient allen Übersetzern zum Muster zu dienen. Er war der umsichtigste, uneigennützigste „Dolmetscher auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waaren anbieten.“ Im Jahre 1824 legte er dem Publikum eine Übersetzung von Wilhelm Meister's Lehrjahren vor, die bis auf den heutigen Tag durch keine andere verdrängt ist. Die englische Ausgabe giebt das Original in würdigster Form wieder; sie hat mit philologischer Treue nicht nur den Wortlaut, sondern auch die geistige Eigenart der Goethe'schen Dichtung darzustellen gewußt. Im Jahre 1827 folgte die Übertragung von Wilhelm Meisters Wanderjahren und bald darauf erschienen die „Translations of German Romance“, welche bekanntlich eine Auswahl aus Goethe, Tieck, Jean Paul, Fouqué, Musaeus, Hoffmann u. s. w. enthielten. Sodann schrieb er als beredter, scharfsinniger Anwalt der deutschen Literatur eine Menge kritischer Abhandlungen über die hohe Bedeutung bisher unbeachteter Dichtwerke. Von seinen vielen Essays erwähnen wir nur den Artikel „State of German Literatur“, „Life and Writings of Werner“, „Goethe's Helena“ u. s. w. Diese Schriften wurden sämmtlich vor dem Jahre 1828 veröffentlicht und auch die von Goethe mit der lebhaftesten Theilnahme begrüßte Biographie „Schiller's Life“ erschien in jener Zeit.

Dem Strom der deutschen Literatur war jetzt auf englischem Boden ein neues Bett gegraben, das sich seitdem stetig erweitert hat, — wir erinnern nur an Lewes' Leben von Goethe, — und das voraussichtlich nicht wieder versanden wird. Es ist somit abermals ein wichtiger Schritt zur Begründung jener Weltliteratur gethan, welche Goethe's prophetischem Geiste als ein hohes, aber durchaus nicht unerreichbares Ideal vorschwebte. Ist doch nunmehr die Bekanntschaft mit den hervorragendsten Trägern der deutschen Literatur ein Gemeingut der englischen Nation geworden, so daß einem Engländer, der auf Bildung Anspruch macht, die bedeutendsten deutschen Dichterwerke nicht mehr unbekannt sein dürfen.

A. Passow.

Frankreich.

Rameau: Acadien.*)

Es liegt uns ob, über ein Erzeugniß der französischen Literatur zu berichten, welches in gleicher Weise als geschichtliche Studie wie als anregendes Lesebuch warm empfohlen zu werden verdient. Der Verfasser, Herr M. Rameau, vertritt mit regem Eifer das seit einigen Jahrzehnten in Amerika waltende Bestreben, den Ursprung der nach der Neuen Welt verpflanzten europäischen Bevölkerung historisch zu erforschen. Auch er hat sich entschlossen, seinen Beitrag zu jenen Arbeiten zu liefern, in der Erkenntniß, daß, so mannigfach die Ergebnisse derselben auch schon seien, sich doch noch immer wichtige Gesichtspunkte finden, welche in dem Entwicklungsbilde der amerikanischen Colonisation bisher noch keine Berücksichtigung erlangt haben. Wir werden sogleich sehen, wie begründet diese Auffassung ist. Durch seine glückliche Befähigung, diesseits wie jenseits des Oceans in archivalischen und sonstigen Quellen vortreffliches Material zu sammeln, durch die an Ort und Stelle von ihm gemachten Studien, endlich durch die gewandte Anwendung einer literarischen Form, in welcher bei einer Fülle eingeflochtener sachlicher und persönlicher Einzelheiten der große geschichtliche Standpunkt doch immer lichtvoll hervortritt, ist es dem Verfasser gelungen, völlig an sein Ziel zu gelangen, an das Ziel nämlich, den Leser von dem Gebiete einer kleinen französischen Colonie aus zu der Höhe weit umfassender Anschauung hinaufzuleiten: er hat in dem unscheinbaren Gewande einer bloßen Monographie ein Buch von wirklicher historischer Bedeutung geschaffen.

Die Colonie, um welche es sich handelt, ist nicht nur die erste französische, sondern überhaupt die *erste europäische feste Niederlassung in Nord-Amerika*. Es ist die Colonie „L'Acadie“, gegründet im Jahre 1604 auf der jetzt „Neu-Schottland“ genannten Halbinsel, welche, durch einen schmalen Landstreifen mit Neu-Braunschweig, dem Gebiete des St. Lorenzstromes und Canada zusammenhängend, Europa gegenüber keck in den atlantischen Ocean hinausragt. Hier, an dem Ufer der nachmaligen Fundy-Bay, ungefähr an der Stelle, auf welcher heute der Ort Annapolis steht, wurde durch französischen Unternehmungsgeist Nord-Amerika zuerst dauernd für Europa in Besitz genommen.

Unter den vielen Fragen, welche sich an die Thatsache dieser ersten Ansiedelung knüpfen, steht für den Historiker die Frage, in welcher Absicht und unter welcher Form sie sich vollzogen hat, oben an. Herr Rameau hält die Frage für so wichtig, daß er dem Ergebniß seiner Untersuchung einen Platz im Titel des Buches gewährt hat. Die Niederlassung wurde im *feudalen* Sinne, zu *feudalen Zwecken* gegründet. Wir sehen in Frankreich einen Edelmann der Champagne, *Jean de Biencourt*, Mitglied einer schon aus den Kreuzzügen bekannten Familie der Picardie, Anhänger Heinrichs IV., obwohl Katholik, sich mit dem Gedanken einer überseeischen Unternehmung beschäftigen. In der tapferen Theilnahme an allen Kriegen hatte sein Charakter sich gestählt, aber seine Vermögensverhältnisse hatten sich verschlechtert, und trotz aller edelmännischen Haltung, trotz des vornehmen stolzen Tones, der in der Familie herrschte, wollte sich der alte Glanz des Hauses nicht mehr völlig aufrecht erhalten lassen; die Baronie Saint-Just, mit welcher Biencourt beliehen war, krankte unter der Last verschiedener Anleihen, und die Herrschaft Poutrincourt, die Residenz der Familie, sah mit Trauer die Zurückhaltung, die der ordnungsliebende sparsame Besitzer sich auferlegen mußte. Biencourt theilte das Schicksal vieler Standesgenossen in damaliger Zeit. Allgemein wurde im ansässigen französischen Adel das Bedürfniß einer durchgreifenden Änderung gefühlt. Mehrere Edelmänner kamen auf die gesunde Idee, in Nord-Amerika eine zur Erweiterung des Mutterlandes dienende Colonie anzulegen. Man wollte im Namen Frankreichs von weiten Gebieten des jenseitigen Continents Besitz nehmen und dort drüben große Herrschaften gründen, die unter den Formen der vaterländischen Verfassung, durch königliche Beleihung, den Unternehmern die Aussicht gewährten, nicht nur einen im Laufe der Zeit im Werthe steigenden mächtigen Grundbesitz zu erwerben, sondern auch, wenn das Unternehmen glückte, weit auf der Staffel aristokratischer Würden hinaufzurücken. Dem einfachen französischen Edelmann winkte drüben der Glanz fürstlichen Standes; jedenfalls beruhte die Idee auf der Vorstellung, daß sich in den anzulegenden Colonien die *feudalen* Einrichtungen des Mutterlandes einführen und zu Gunsten der aristokratischen Unternehmer entwickeln lassen würden. In diesem Sinne wurde Biencourt, den man zur Durchführung des Planes für geeignet erachtete, durch Vermittelung des Waffengenossen *de Monts* gewonnen, und er trat unter höchst vortheilhaften Umständen an den Gegenstand heran. Der König begünstigte den Plan, er ließ es an Verleihungen und weitgehenden Privilegien für die zu erwerbenden Gebiete nicht fehlen, und die Handelswelt von Paris und Dieppe erklärte sich bereit, beträchtliche Fonds zu liefern, wobei umfassende Handelsspeculationen mit dem Projecte verknüpft wurden. Man war in Allem einig: die in Besitz genommenen Ländereien sollten unter die aristokratischen Unternehmer als Kronlehne vertheilt, und es sollten europäische Bauern als Zinsleute und Vasallen mit hinübergenommen werden, deren Ansiedelungen sich in behaglicher Weise um die zu erbauenden herrschaftlichen Häuser gruppiren würden. Der Plan war verlockend. Biencourt schlug ein, und im Herbste 1604 landeten beide, er und de Monts, an der Insel Sainte-Croix in der Bai Passa ma lady, um im nächsten Frühjahr einen vortheilhafteren Platz auf dem Festlande einzunehmen, den man denn auf dem Port-Royal getauften Punkte, dem heutigen Annapolis, fand.

Wir lassen die Details der Ansiedelung auf sich beruhen. Man überzeugte sich bald, daß die Verhältnisse an Ort und Stelle wenig auf die Vorstellungen paßten, die man sich zu Hause gemacht hatte. Wohl versuchte man, den Plan jenes großen feudalen Systems zu verwirklichen, allein das Ergebniß blieb weit hinter der Idee zurück. In den Verträgen der französischen Gesellschaft sprach man hohen Tones von unbegrenzter Einrichtung französisch-fürstlicher Herrschaften, in Wirklichkeit erlebte man eine Jahrhunderte lang sich fortspinnende Robinsonade en gros. Hindernisse der verschiedensten Art traten ein, unter ihnen namentlich die in einer Reihe von Kriegen ausbrechende Rivalität Englands, deren Folgen durch eine verkehrte Colonien-Politik Frankreichs nicht allein nicht ausgeglichen, sondern noch verschärft wurden. Aber die französischen Ansiedler verloren den Muth nicht. Immer fand sich unter ihnen eine tüchtige Persönlichkeit, welche die Leitung der Ansiedelung, die Sorge um ihre Entwickelung, die Unterhaltung der Beziehungen zum Mutterlande und die Mühen der Vertheidigung übernahm.

Eine nächste Eigenthümlichkeit des Planes bestand in der Verknüpfung mit *kirchlichen* Bestrebungen. Wenn die Unternehmer auch nicht von vornherein den religiösen Gesichtspunkt mit ins Auge faßten, so wurde er ihnen doch bald genug von

*) Une colonie féodale en Amérique. — L'Acadie, 1604—1710. Par M. Rameau. Paris, Librairie académique. Didier & Comp. 1877.

anderer Seite in ihr Project hineingeschoben. Die kirchlichen Kreise glaubten die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen zu dürfen, das Christenthum auf die Eingeborenen, mit denen man es in den Colonien zu thun haben würde, zu übertragen. Man fragte freilich nicht darnach, ob die Wilden am Lorenzstrom befähigt wären, die Religion der Liebe in sich aufzunehmen. Es kam nur darauf an, sie äußerlich zu Christen zu machen. Hierauf richtete man die übereilten Maßregeln. Aus ihnen ging aber alsbald der Keim jener Verlegenheiten hervor, mit welchen die Colonie schon in den ersten Jahren zu kämpfen hatte. Die Kaufleute von Dieppe, deren Gelder in dem Unternehmen arbeiteten, begünstigten die reformatorische Richtung, wogegen eine alte Dame in Paris, die sich ohne pekuniäres Interesse zur Unterstützung des Planes herbeiließ, die Zulassung von Jesuiten zur Bedingung stellte und ihren Eifer gar sehr erkalten ließ, als den von ihr empfohlenen Missionären in der Colonie der erwartete entscheidende Einfluß verweigert wurde. Es entstanden zwischen der Colonie, wo Biencourt sein Ansehen als Gouverneur zu wahren suchte, und der Heimat, Paris und Dieppe, so scharfe Reibungen, daß die Colonie in wahre Noth gerieth, sich theilte und schwächte, und die Feinde Frankreichs leichte Gelegenheit fanden, ihre Entwicklung zu stören. Unser Verfasser belastet Biencourt mit der Verantwortlichkeit für diese Folgen; er habe, von der fanatischen Bigotterie jener Dieppe Hugenotten beeinflußt, in der Colonie Alles nur der eigenen Willkür unterwerfen wollen, während doch die Jesuiten-Patres mit Recht die Ansprüche geltend gemacht hätten, die aus den Subventionen der Dame Guercheville gefolgert wurden. Wir wollen mit dem Verfasser hierüber nicht streiten. Der Fehler lag darin, daß die Colonie überhaupt zu früh in die Missionszwecke hineingezogen wurde; hätte man, anstatt von Anfang an die Bekehrung der heidnischen Wilden zu einem Hauptgesichtspunkte des Unternehmens zu stempeln, die Colonie zunächst in ihren politischen und commerciellen Zielen erstarken lassen, so würden die Erfolge sich entschieden günstiger gestaltet haben. Bei dieser Sachlage wird aber der Verfasser gestatten müssen, daß wir seinen Vergleich zwischen den spanischen, englischen und französischen Colonisationsbestrebungen nur mit Einschränkungen gelten lassen, den Vergleich nämlich, zwischen den französischen Colonisatoren, welche bloß von ritterlichen, selbstlos patriotischen und humanitären Ideen erfüllt gewesen seien, und den Spaniern, welche im Goldfieber die Neue Welt stürmten, und den Engländern, die sich dort aus religiösem Fanatismus und unter dem Druck der Verfolgung niederließen. Erst später kommt Herr Rameau auf einen uns angenehmeren Standpunkt. Den Jesuiten folgten nämlich Franziskaner in die Colonie; sie betrieben ihre Aufgabe in großem Styl, bauten ein Seminar und verbreiteten sich von hier aus lehrend und bekehrend in die benachbarten Wälder. Wie viele Eingeborene von ihnen getauft wurden, ist hier von untergeordneter Bedeutung. Wichtiger ist, daß sie, in Acadien ein System von Parochien bildend, den Europäern selbst als geistige Stütze dienten, die sich vorzugsweise dann bewährte, als schlimme Zeiten über die Colonie hereinbrachen, die Verbindung mit dem Mutterlande abgeschnitten war und die Colonisten sich auf rauhe Arbeiten, auf den Kampf mit elementaren und menschlichen Feinden und auf Entbehrungen aller Art zurückgedrängt sahen. Die Dienste, welche die geistlichen Sendlinge während solcher Zeiten leisteten, verdienen in der That mit der Wärme anerkannt zu werden, die ihnen Herr Rameau in einer der schönsten Stellen seines Buches widmet.

Die socialen Beziehungen der Ansiedler unter sich und zu den Eingeborenen bilden in dem Buche einen Hauptgegenstand des Interesses. Die Wilden kamen den europäischen Fremden mit Freundlichkeit und Vertrauen entgegen, und die Franzosen waren einsichtig genug, dieses Verhältniß mit aller Rücksicht zu pflegen. An ihrer Haltung hat es nicht gelegen, wenn die Wilden gleichwohl sittlich so wenig von der herüberdringenden europäischen Civilisation profitirten. Freilich waren hier, auf dem vereinsamten Posten der Cultur, die Franzosen sehr stark auf die Freundschaft der Eingeborenen angewiesen, nicht allein um sich in den Wildnissen der neuen Heimath von ihnen zurechtweisen zu lassen und ihre Hülfe bei der Vertheidigung der Colonie zu erlangen, sondern auch um geselligen Bedürfnissen zu entsprechen. Der Zugang an europäischen Frauen nach der Colonie blieb trotz aller Anstrengungen der Führer lange Zeit unzureichend. Es war natürlich, daß solche Ansiedler, welche von der Gründung einer europäisch gestalteten Häuslichkeit absehen mußten, die Verbindung mit dem weiblichen Theile der Indianer suchten. Sie trugen dann dazu bei, die Mischrasse der Mestizen zu entwickeln. Nicht selten wurden wirkliche Ehen zwischen europäischen Männern und eingeborenen Frauen mit kirchlichem Segen geschlossen. Öfter aber mögen irreguläre Verhältnisse vorgekommen sein, zumal da mit der Zeit sich bei den Europäern die Lust einstellte, das harte gebundene Dasein in der Colonie mit dem freien Leben in den jagdbarbietenden Wäldern zu vertauschen. Dort liegt die dunkle Seite der französischen Ansiedelungen. Wer, sich von der Colonie lossagend, in das Innere ging, war der Verwilderung preisgegeben. Das Waldläuferthum trug stark zur Demoralisation des europäischen Elements bei, der Branntwein spielte die bekannte furchtbare Rolle als Vermittler mit den Wilden, und die Schäden, welche daraus erwuchsen, wurden bei weitem nicht aufgewogen durch die Dienste, welche den Franzosen in ihren Kriegen mit den Engländern durch die furchtbaren „Capitains de sauvages“ geleistet wurden.

Bei diesen Kriegen kommen wir auf die traurigsten Hemmnisse der französischen Colonisation. Die Kämpfe der beiden europäischen Mächte ziehen sich, mit einigen Unterbrechungen, zwei Jahrhunderte lang durch die Geschichte Acadiens. Sie sind das betrübendste Schauspiel, das die Europäer in der Neuen Welt aufführen konnten. Hier, in Nord-Amerika, in den Hudsonländern, trieb die rivalisirende Politik von Frankreich und England schwer dahinrollende Wellen, die manchen guten Keim der Civilisation verschlangen und zerstörten. Hier wurden die Kämpfe mit geringen Mitteln zwar, aber mit desto größerer Erbitterung geführt, denn hier entfalteten sich in der Ungebundenheit der Verhältnisse die Leidenschaften weit mehr als daheim, wo sie durch Sitten und Gesetze gebändigt wurden. Herr Rameau weist nach, daß die größere Rücksichtslosigkeit auf Seiten der Engländer war. Canada, das ein geordnetes Vertheidigungssystem einführen konnte, vermochte sich ihrer noch allenfalls zu erwehren, aber die armen weit vorgeschobenen Ansiedelungen in Acadien hatten ungeschützt alle zerstörenden Launen englischer Heerführer zu ertragen. Die dort ihre Nationalität hütenden Franzosen hielten sich wacker. Nicht selten triumphirten sie in ihrer geringen Stärke, mit ihren jämmerlichen Vertheidigungsmitteln über die raffinirten Kraftstöße der Engländer und gaben sich dann wieder ihren friedlichen Arbeiten mit einem Eifer hin, als gälte es hier das Heil des Vaterlandes durch Spatenstiche zu retten. Daß unter so erschwerenden Umständen die Colonisation in Acadien nicht erhebliche Fortschritte machte, ist begreiflich. Immerhin hatte man im Laufe der Jahrzehnte eine Anzahl neuer Herrschaften ge-

gründet. Herr Rameau führt deren etwa ein Dutzend auf, die bis zum Jahre 1701 sich aufgerichtet hatten und damals eine europäische Bevölkerung von 1450 Seelen in sich faßten. Aber trotz aller Tapferkeit der französischen Colonisten mußten sie endlich unterliegen. Durch den Vertrag von Utrecht kam England im Jahre 1713 in den Besitz von Acadien. Dennoch erhielt sich die Colonie, ja in den folgenden Friedensjahren entwickelte sie sich kräftig, die Bevölkerung stieg und breitete sich aus; sie konnte sich sogar eine Art unabhängiger Stellung erringen, die sie sich als **neutrales Volk Amerikas** eifersüchtig zu bewahren trachtete. Hierüber beunruhigt, griffen die Engländer von neuem zu Gewaltmaßregeln, die mit der Deportation der Acadier endeten. Dies geschah im Jahre 1765. Die beschlossene Execution wurde in unbarmherziger Weise vollstreckt; man ließ eines Sonntags die zum Gottesdienst versammelte Bevölkerung in den Kirchen einsperren, erklärte auf königlichen Befehl ihre Güter für confiscirt und kündigte ihnen den Transport nach den andern englischen Colonien an. Mit furchtbarer Strenge erfolgte die Ausführung; die Bevölkerung von ganz Acadien betrug damals etwa 16,000 Seelen; von ihnen wurden am folgenden Tage Tausende in langen Reihen auf die Schiffe geführt, die zu ihrer Überführung nach Massachussets und Pensylvanien angekommen waren — Männer, Frauen, Kinder in ungeordnetem Gemenge durcheinander geworfen. Es war ein furchtbares Schauspiel, und die Erinnerung daran hat sich mit solcher Lebhaftigkeit erhalten, daß der Dichter **Longfellow**, als er es in seiner Dichtung „Evangeline" mit ergreifender Phantasie schilderte, damit die gewaltigsten Wirkungen erzielen konnte. Im folgenden Jahre kehrten eine Anzahl der Deportirten nach der Heimat zurück, zum Theil die Wildniß unter Bedrängnissen und Beschwerden aller Art muthig durchziehend. Sie begannen in Acadien das Werk von neuem, das ihnen von jetzt ab besser gelang. Im Jahre 1871 belief sich die Zahl der acadischen Bevölkerung auf fast 86,000 Seelen. Herr Rameau erhebt sich in dem Kapitel „Französische und englische Colonien" zu einem interessanten Vergleich der beiderseitigen Bestrebungen. Auf fein gegliederte statistische Erhebungen gestützt, kommt er zu dem immerhin überraschenden Schlusse, daß die französischen Ansiedelungen, vermöge der vorzüglicheren Charaktereigenschaften der dortigen Emigranten, eine größere Lebensfähigkeit und Gewähr ihrer Entwicklung in sich getragen haben, als die englischen. Die Untersuchung, warum trotzdem Frankreich mit seinen Versuchen gescheitert sei, führt ihn zu einer herben Kritik der französischen Colonialpolitik. Er behauptet, daß keine einzige der französischen Regierungen die Ansiedlungsfrage mit dem erforderlichen weiten Blicke betrachtet und behandelt habe; engherzig habe man sich auf die Bewahrung der europäischen Stellung beschränkt und weder Einfluß, noch Geld, noch militärische Mittel genug aufgewendet, um den wichtigen Interessen Frankreichs in Amerika gerecht zu werden. Der schwerste Vorwurf trifft den König Ludwig XIV., dessen Lässigkeit, bedingt durch sein eitles, nur auf Blendung Europas gerichtetes Wesen, für die Zukunft der französischen Neuen Welt verhängnißvoll geworden sei. Hätten die französischen Machthaber die amerikanische Politik nach Maßgabe der erreichbaren Ziele eingerichtet, so hätte Nord-Amerika heute ein durchaus verwandeltes Aussehen; New-York wäre jetzt eine französische Stadt, die Bevölkerung des ungeheuren Continents bestände aus einer ganz anderen Mischung, und, das ist der Sinn, es wäre zu bezweifeln, ob die Republik der Vereinigten Staaten dann in unsern Tagen dazu gekommen wäre, ihr hundertjähriges Jubiläum zu feiern!

England.

James Hinton's Leben und Briefe.*)

Wer war James Hinton und was hat er gethan, daß seine Lebensgeschichte veröffentlicht wird? Diese Frage wird sicherlich in Deutschland gestellt werden, da sie selbst in England gestellt wurde. Und doch ist es nicht leicht, eine völlig befriedigende Antwort darauf zu geben; genug, daß wir nach Durchlesung des Buches nicht umhin können, zu erklären, daß wir es sehr bedauert hätten, wenn diese Lebensgeschichte nicht geschrieben worden wäre.

Hinton war einer jener Menschen, deren Einfluß im Stillen wirkt, eines jener magnetischen Wesen, die, obgleich selbst nicht ursprünglich und schöpferisch, doch den ursprünglichen und schöpferischen Gedanken Anderer Verbreitung zu geben wissen, und die durch ihre sympathischen Eigenschaften im Stillen oft mehr erreichen als die wirklich Großen, welche weniger Geduld haben mit den Schwächen der Sterblichen.

Obwohl er unfähig oder unwillens war, auch nur einen einzigen kategorischen Satz zu formuliren, so ist das Studium seiner Gedanken doch der Mühe werth, weil sie anregen. Er gehörte zu den Menschen, auf die der tiefe Ausspruch Joubert's paßt: „Il y en a (des hommes) qui ont, en quelque sorte, plus de pensées que d'esprit." Seine merkwürdigste Eigenthümlichkeit, sagt uns die Herausgeberin, war, daß bei ihm Verstand und Gefühl so eng zusammenhingen. „Ihm war die Natur keine kalte Abstraction, keine aus Kraft und Stoff klug zusammengesetzte Maschine, sondern ein mächtiges spirituelles Sein, ein lebendes Wesen, das er innig und leidenschaftlich liebte. Die Gesetze der Natur waren für ihn die Gewohnheiten eines theuren vertrauten Freundes. Er empfand nicht das Entzücken eines Künstlers, noch selbst das eines Dichters an der Natur; es war eine in ihrer Art einzige Verbindung zugleich der Gefühle des Dichters und des Mannes der Wissenschaft." In diesem letzten Satze liegt der Aufschluß zu dem Interesse, das wir für den Mann hegen. Wir schätzen und feiern ihn, weil er eine gefährliche Tendenz des modernen Gedankens zu bekämpfen sucht, nämlich die, uns auf die Sinne und den aus ihnen unmittelbar sich ergebenden Verallgemeinerungen zu beschränken. Er erkannte den heutigen Irrthum, den Kopf vom Herzen zu scheiden. Nicht daß er ein Leben indolenter Beschaulichkeit zu führen wünschte, sondern er bemühte sich, die Widersprüche, die zwischen unserer Poesie und unserer Wirklichkeit, unserem Glauben und unserer Handlungsweise zu bestehen scheinen, nicht nur zu beschwichtigen, sondern auszugleichen. Sein Streben war es, Wissenschaft, Philosophie und Religion zu einer vollkommenen Harmonie zu verbinden, daher war für ihn die Wissenschaft nur die Dienerin, nicht die Herrin der Philosophie. Wenn er auch nicht stark genug war, seine Ansichten durchzuführen, wenn er auch in seinem späteren Leben allzusehr dem Transcendentalismus zuneigte und sich selbst und die Klarheit des Denkens in den nebligen Gefilden des Übersinnlichen verlor, wenn er auch, wie er kurz vor seinem Tode gestand, zuviel unternahm und daher wenig erreichte, so scheint er doch in vorzüglichem Grade die Gabe besessen zu haben, Schüler an sich zu ziehen und Andere zu überzeugen — und darum hat er nicht vergebens gelebt. Denn wie er selbst voll Trauer in einem seiner letzten

*) Life and Lettres of James Hinton by Ellice Hopkins. London, Kegan, Paul & Co., 1878.

Briefe schreibt: „Ich habe viel erstrebt und wenig erreicht; aber vielleicht gewährt mir Gott in diesem Nichterreichen mehr, als ich erstrebt habe. Er hat meine Augen ein wenig geöffnet, wiewohl ich, ohne Zweifel, noch immer blind und thöricht bin. Ein Unrecht, ein schweres Unrecht waltet in unserer Gesellschaft, in unserem ganzen Leben: ich bin dagegen Sturm gelaufen; aber die Kraft eines einzelnen Mannes genügt nicht, um es zu beseitigen. Für meinen Verstand war es zu viel, aber das Fehlschlagen der Einen bahnt dem Gelingen Anderer den Weg und vielleicht wird meine eigene Thorheit Anderen zum Erfolg verhelfen, zu einem besseren als je meine Gewandtheit oder Weisheit hätten erringen können."

Hinton war einer der Pioniere der Menschheit durch das wirre Dickicht der Sinneswahrnehmung zu den lichten Regionen der Wahrheit.

Und die Menschheit scheint, um nur einen kleinen Schritt vorwärts zu thun, gar vieler solcher Pioniere und Märtyrer zu bedürfen. Wahrlich, man muß einen felsenfesten Glauben haben, um überhaupt an ihrem Fortschreiten nicht zu verzweifeln, aber wie das seltsame portugiesische Sprüchwort sagt: „Gott schreibt gerade in krummen Linien".

Sowohl durch das, was er nicht erreicht, als durch das, was er erreicht hat, erscheint Hinton's Gestalt uns sympathisch und lesen wir mit Vergnügen und Nutzen die Schilderung Dessen,

„was er irrte, was er strebte,
was er litt und was er lebte."

Sein Leben war weniger reich an Erlebnissen, als an Gedanken, und Reminiscenzen dieses Gedankenlebens sind daher überall in seinen Schriften zu finden. Thatsächlich war sein Lebensgang kurz der folgende: Er wurde 1822 als Sohn eines Baptistenpredigers in Reading geboren. 1838 zogen die Eltern nach London, und da die Familie groß, ihre Mittel aber nur geringe waren, wurde James, der zu den älteren Kindern gehörte, aus der Schule genommen und in einem Laden in Whitechapel als Kassirer untergebracht. Hier, in einem der verrufensten Theile Londons, sah er viel von den schlimmsten socialen Übeln, von Trunkenheit und Unzucht; der Eindruck, den sie auf ihn machten, verließ ihn nie. Sie erweckten in ihm die schlummernden Gefühle des Mitleids und der Liebe für die Schwachen und Drangsale der Menschen und jene alldurchdringende Selbstlosigkeit, die ein so hervortretendes Charakteristicum seines Denkens ist. Während der Zeit, die er in jenem Viertel lebte, verbrachte er die freien Abende mit angestrengtem Studium, denn er hatte einen verzehrenden Wissensdurst. In der That studirte er sich krank, so daß der verständige Hausarzt eine andere Beschäftigung für ihn empfahl; denn für den jungen Mann, sagte er, ist eine mehr geistige Beschäftigung von Nöthen, da sein Geist sich sonst selbst verzehrt. Er widmete sich daher dem ihm zusagenden Beruf eines Arztes. Sein Fleiß und seine bemerkenswerthen Fähigkeiten setzten ihn in den Stand, in kurzer Zeit alle Examina zu absolviren. Er unternahm dann als Schiffsarzt eine Reise nach China und brachte demnächst zwei Jahre auf Jamaica zu als Emigrantenarzt. Hier, auf dieser Insel, wo er mit einer Gesellschaft in Berührung kam, die eben erst begann, sich der Verderbniß zu entwinden, welche die Sklaverei stets mit sich bringt, hier dachte er zuerst über die socialen Probleme nach und erhielt den Anstoß zu seiner späteren Überzeugung, daß als das Resultat der Cultur und Jahrhunderte langer Anstrengungen, das Gute im Menschen genügend stark sei, um die Gesellschaft zu regeneriren; daß aber die Gesellschaft, in ihrer gegenwärtigen Gestaltung, auf dem falschen Schwerpunkt des Selbstinteresses und der Selbstveredlung beruhe statt auf einer altruistischen Basis, und darum kein wohlgeordnetes organisirtes Ganze bilden könne; ebenso wie, um ein beliebtes Bild zu brauchen, die Astronomie zwar in den meisten ihrer einzelnen Berechnungen richtig, aber als System durchaus falsch war, solange als die Erde für den unbeweglichen Mittelpunkt des Universums galt. Nach einiger Zeit ward er indessen des Lebens in Jamaica satt und kehrte nach London zurück, um mit einem seiner Collegen gemeinschaftlich die ärztliche Praxis zu betreiben, und sich bald darauf mit einer jungen Dame zu verloben, welche seine Neigung vor bereits zehn Jahren gewonnen hatte. Nun wurde er mit dem hervorragenden Ohrenarzte Toynbee bekannt und wandte seine Aufmerksamkeit auf dieses Specialfach der Medicin, worin er später solche Bedeutung erlangte, daß sein Werk über „das Ohr" heute ein anerkanntes Lehrbuch ist. Nicht ohne Kampf gab er seine philosophischen Speculationen und die übrigen außerhalb seines Berufes liegenden Studien auf, um sich demselben gänzlich zu widmen und sich seinen eignen Herd zu gründen. Aber der grübelnde Geist war allzu mächtig in ihm, als daß er ihn gänzlich unterdrücken konnte: die Briefe an seine Braut lassen uns seine intellectuelle Entwicklung erkennen. Wie die meisten großen Denker der heutigen Zeit war auch er eine Zeit lang im Materialismus befangen; aber er überwand ihn wie wenige und es wurde für ihn Lebenszweck zu zeigen, daß es jenseits der greifbaren und sichtbaren Welt noch eine anders geartete Existenz gäbe. Gegen den Irrthum, die menschliche Erkenntniß auf die exacte Wissenschaft beschränken zu wollen, kämpfte er mit aller Macht an. Er erklärte es für eine mangelhafte Auffassung, die materielle Welt, die wir sehen und fühlen, deswegen als Wirklichkeit zu betrachten, während sie in der That nur die Erscheinung einer wahren, oder wie er es nannte, actuellen jenseitigen Welt darstelle. Sein Blick blieb nicht bei dem Wissenschaftlichen und Phänomenalen stehen, er war der festen Überzeugung, daß die Wahrheit erreichbar sei für den Menschen. Als ein Freund ihm Goethe's Worte entgegenhielt:

„O, glücklich wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen,"

beharrte er darauf, daß wir absichtlich das Bereich unserer Anschauung durch die blos wissenschaftliche Betrachtung der Thatsachen einschränkten, die einer wirklich philosophischen Erklärung derselben diametral entgegengesetzt sei. Vor allem hielt er Bescheidenheit bei Schlußfolgerungen für nothwendig, da „wir kaum den ersten Schritt zum Verständniß der Gesetze der Materie gethan und das Alphabet der Welt, in der wir leben, noch nicht gelernt haben. Wie könnten wir uns daher vermessen, die Welt des Geistes zu kennen?"

1852 vermählte sich Hinton mit der Dame, die er solang geliebt, und die Ehe fiel ungemein glücklich aus. Seine Gattin ward die Theilnehmerin eines jeden seiner Gedanken, seine treuernste Gehülfin. Äußerlich war das Leben der Beiden ereignißlos, innerlich aber um so reger. Während die Sorge für den Unterhalt der Familie Hinton zwang der ärztlichen Praxis nachzugehen, war es seinem rastlosen Geiste Bedürfniß, über die größten und drängendsten Interessen der Menschheit nachzudenken. Beides ließ sich nicht vereinigen. Er begann, seine Gedanken zu veröffentlichen und eines seiner ersten Werke „Man and his Dwelling-place", worin er den ersten zusammenhängenden Versuch machte, das Publikum mit seiner Philosophie bekannt zu machen, wurde günstig aufgenommen. Dieser Erfolg ermuthigte ihn, seine Praxis aufzugeben und sich gänzlich der Schriftstellerei zu widmen. Er hatte nicht nur einen Widerwillen gegen die Empirie der aus-

übenden Medicin, die Voltaire so grob definirt hat als „das Eingießen von Arzneien, von denen wir wenig wissen, in einen Körper, von dem wir nichts wissen“, er fühlte auch, daß das Denken seinen Geist zu sehr in Anspruch nahm, als daß er zur Erfüllung der verantwortlichen Pflichten eines Arztes geeignet war. Er beschloß daher, seine Ausgaben auf ein Minimum zu reduciren, und bemühte sich, seine Familie mit der Feder zu erhalten. Seine Frau ging vertrauensvoll auf diesen Entschluß ein. Sie siedelten in ein kleines Häuschen in einer der nördlichen Vorstädte Londons über und ohne Murren übernahm Frau Hinton alle ihr jetzt zufallenden häuslichen Arbeiten. Aber keiner seiner Gedanken erschien ihm vollkommen, ehe er nicht ihre intelligente Beistimmung erhalten hatte; oft stürzte er ihr in die Küche nach und fachte ein solches Feuer an von Metaphysik und Physik, Epicyklen und Parabolen, Noumena und Phänomena, daß der leichte Pudding, den sie zum Mittagsmahl bereitete, zu einem der schwersten Probleme selbst dieser „unverständigen Welt“ wurde und den unaufgeklärten Verdauungsorganen einen keineswegs angenehmen Beweis von der Realität der Materie gab, indem seine Ingredientien in solch transcendentale Verwirrung gerathen waren.

Anfangs schien das Experiment zu glücken. Hinton erwarb mit seiner Feder mehr als die 200 Pfund, auf welche seine Frau die jährlichen Haushaltungskosten herabgesetzt hatte. Thackeray, der damals Redacteur des „Cornhill Magazine“ war, nahm die „Physiologischen Räthsel“ auf, in denen Hinton die Einheit der organischen und unorganischen Welt wissenschaftlich zu beweisen versucht. Auch schrieb er „The Mystery of Pain“, sein populärstes Buch, das mancher bedrängten Seele Trost und Erleichterung gewährt hat. Doch gar bald schlug dieser neue Lebensplan fehl. Die unaufhörliche Thätigkeit seines Verstandes schien ihm keine Muße zum Schreiben zu lassen. Der Gelderwerb wurde geringer und die Sorgen vermehrten sich. Er sah ein, daß er der Philosophie den Rücken drehen und wieder zur Medicin greifen müßte. Er nahm die zufällig vacant werdende Stelle eines Ohrenarztes an und bald darauf fiel ihm die ausgedehnte Praxis Toynbee's zu. Nun mußte er, dessen war er sich bewußt, die Philosophie erbarmungslos bei Seite lassen, bis er sich ein Vermögen erworben, das ihn in den Stand setzte, zu seiner alten Liebe zurückzukehren, und dies gelang ihm denn auch in einigen Jahren. Musik war während dieser Zeit der angestrengtesten Arbeit die einzige Erholung, die er sich gönnte. Wenn er Concerten beiwohnte, pflegte er zu sagen: Ich komme hieher, um zu sehen, wie die Welt beschaffen ist. In einem seiner Notizbücher findet sich folgende Bemerkung darüber:

„Ich begreife, wie sehr die Musik das Weltall darstellt. Sie ist ein ideales Ding und doch die rechte Repräsentantin des Weltalls, weil zu ihrem Inhalt Dissonanzen gehören, also Dinge, die an sich ein Übel, nichtsdestoweniger für die Vollkommenheit des Ganzen wesentlich sind. Von der Musik können wir am besten lernen, wie die Natur so viel Übel enthalten und doch ein wahres Ideal sein kann.“

Ein vertrauter Freund, der ihn nach langer Trennung um diese Zeit wiedersah, war durch die Gleichgiltigkeit frappirt, die er scheinbar seiner alten Lieblingsthätigkeit entgegenbrachte. Er wurde jedoch bald eines Besseren belehrt. Diese Gleichgiltigkeit war nur eine Larve. Hinton that seinen Winterschlaf, indem er seinem Berufe nachging, und hoffte auf Frühling und Erlösung, sobald er Geld genug erworben hätte, um sich zurückzuziehen. Wäre er nur bei seinem Entschlusse geblieben! Aber 1869 stellte ein Freund im zufälligen Verlauf der Unterhaltung ihm vor, daß er nun, wo er den höchsten Gipfel ärztlichen Ruhmes erklommen, wohl berechtigt wäre, der Neigung seines Inneren zu folgen und sich des Abends, nach der Arbeit des Tages, der Philosophie wieder zuzuwenden. Und so nahm er denn seine Manuscripte, die sechs Jahre in verschlossenem Kasten geruht, heraus und widmete die freien Abende dem Niederschreiben seiner Gedanken. Aber das Denken war in ihm eine allzustarke Leidenschaft, als daß er ihr, neben der ungeheuern Anstrengung, die das Prakticiren in London mit sich bringt, ohne Schaden für seine Gesundheit hätte fröhnen können. Von dieser Zeit an war sein Gehirn in einem Zustande fortwährender Überreizung, deren schädliche Folgen nicht lange auf sich warten ließen. Seine Gedanken büßten ihre Klarheit ein, er verfiel in Mysticismus und Transcendentalismus, und seine Behauptungen wurden immer willkürlicher. Er hatte eben die Kerze an beiden Enden angezündet, ein Experiment, das Niemand ungestraft macht. Seine Frau, durch die nervöse Überreizung und geistige Aufregung, die bei ihm zu Tage traten, besorgt gemacht, drängte ihn, die Praxis aufzugeben, aber seiner Familie wegen wollte er das Opfer nicht bringen, wiewohl sein Sinnen so sehr von den socialen Fragen eingenommen war, daß er öfters lächerliche Irrthümer beging, die glücklicherweise nicht von Bedeutung waren. So verschrieb er einst einem Patienten eine Salbe mit der Anweisung: „Morgens und Abends rings um die Welt herum einzureiben.“ Diesen lapsus calami legten Manche, die sein enthusiastisches Wesen aus Erfahrung kannten, sich so aus, daß er des Glaubens gewesen sei, es könne der Welt eine starke moralische Heilsalbe eingerieben werden, die ohne Fehl alle Übel heilen würde, denen wir Sterblichen unterthan sind. 1874 kam endlich der langersehnte Tag der Erlösung heran. Hinton zog sich mit einem Vermögen von der Praxis zurück und beschloß von nun an seine ganze Energie den großen Zielen der menschlichen Wohlfahrt zu weihen. Aber er hatte während der letzten Jahre allzu rastlos gearbeitet und sein Gehirn geschädigt; eine Zeit lang zwar blieb die Krankheit latent und die Schlaflosigkeit und Niedergeschlagenheit, unter denen er litt, wurden als die bloßen Folgen der Überarbeitung angesehen. Er unternahm eine Reise nach den Azoren, wo er sich angekauft und wohin er seine Frau bereits früher gesandt hatte; aber kaum war er angelangt, als eine acute Gehirnentzündung ihn befiel, die nach wenigen Tagen intensiven Leidens seinem Leben ein Ende machte.

Wenn wir nun gefragt werden, ob Hinton etwas gethan oder geschaffen hat, was sein Andenken auf die Nachwelt bringen wird, so sind wir gezwungen, mit Nein zu antworten (abgesehen natürlich von den sehr werthvollen Leistungen in seinem Berufe) und doch fühlen wir, daß er Steine auf einander gefügt hat, welche für Andere als Stufen dienen werden. Seine Schriften erwecken in uns eine echte, wenn auch undefinirbare Sympathie für ihren Verfasser. War er auch mit keiner besonderen Mission für seine Zeit betraut, so sah und erkannte er doch ihre Mängel und Bedürfnisse. Er wollte weder das Reale noch das Ideale aufgeben. Und insofern Überzeugungen, wenn an sich wahr, weiter wirken und hohe Ziele fernhin sichtbar sind, kann man sicherlich sagen, daß Hinton nicht vergebens gelebt hat. Jedoch ist es fraglich, ob er die Welt hinreichend gekannt, ob er seiner eigenen kräftigen Individualität sich soweit entziehen konnte, um zu begreifen, daß nicht alle Menschen so reinen und selbstlosen Herzens sind wie er, und ob daher bei all seinem scharfen Verständniß für die Principien der Ethik seine praktischen Folgerungen nicht manchmal visionär und irrig waren. Indessen nicht Allen ist es gegeben, zu ernten, einige müssen säen und unter diesen Säern

wird Hinton stets einen geachteten Platz einnehmen, und einen um so geachteteren und für uns werthvolleren, da seine Schlüsse keineswegs blos aus der Metaphysik, sondern auch aus der modernen Wissenschaft hergenommen sind. Er wollte die Fundamentalprincipien der Wissenschaft, genaue Betrachtung und sorgfältige Prüfung einer jeden Folgerung, auch auf die Moral angewandt wissen. Gegenwärtig, meinte er, seien die moralischen Kräfte im Menschen weit zurückgeblieben hinter den geistigen und befänden sich noch in jenem früheren deductiven Stadium, wo der Geist sich mit abstracten Ideen befaßte oder den gebieterischen Aussprüchen der Religion sich blindlings unterwarf.

„Etwas, was immer recht oder unrecht ist, will sagen, daß es nicht mit den Umständen wechselt. Nur dadurch ist unser moralisches Leben in solche Verwirrung gerathen, daß unsere ganze Moral darin bestand, unsere Augen gegen die Umstände zu schließen und denselben keinen Einfluß zu gestatten."

„Das altruistische Leben bedarf eines Führers und die Volkswirthschaftslehre giebt ihn uns. Ihr großes Verdienst ist es, uns das Verhältniß unserer Handlungen zu den Bedürfnissen der Anderen gelehrt zu haben."

„Ich wage zu glauben, daß, sobald Gott wieder zu den Menschen spricht, er ihnen den Sinn all der großen und ernsten Arbeit offenbaren wird, die die letzten Jahrhunderte, namentlich in der Wissenschaft, gefördert haben."

„Ich möchte wohl wissen, wer das Wort: „Gesegnet sind, die da nicht wissen", ausgesprochen. Wer er auch gewesen sein mag, er war ein Genius und hat sich um die Menschheit wohlverdient gemacht. Wir wissen viel. Unsere unehrerbietige Vertrautheit mit den Dingen verblendet uns, so daß wir nicht sehen können, daß wir mitten unter Wundern leben, mit jedem Athemzuge Mysterien in uns aufnehmen und die erhabensten Principien der Philosophie mit Füßen treten."

„Auf diesem Felsen stehe ich fest: Alles, was die Thätigkeit des Gehirns lenkt, ist Geist. Wenn ich entdecken kann, daß Thiere ihre Gedanken lenken, dann will ich zugeben, daß auch sie Geist besitzen; aber bisher habe ich es nicht entdeckt. Ich sehe keinen Beweis dafür, daß Thiere je ihre Gedanken von einem Gegenstande abwenden und spontan auf einen anderen übertragen."

„Die Theologen sagen, der Geist sei es, welcher denkt und will; die Männer der Wissenschaft erwidern: das Gehirn denkt und will. O, über den nimmer beizulegenden Streit. Was nun, wenn das Gehirn dächte und der Geist wollte?"

„Was ist die Welt, welche die Wissenschaft uns als die Realität der sichtbaren Welt enthüllt? Eine Welt dunkel wie das Grab, schweigsam wie ein Stein und schwankend wie Gallert. Und dies sollte die eigentliche Wirklichkeit unserer herrlichen Welt sein? Mit demselben Rechte könnte man behaupten, daß die eigentliche Wirklichkeit eines Beethoven'schen Violinquartetts das Kratzen von Pferdeschwänzen auf Katzeneingeweiden sei."

„Sage mir ein einziges Ding, das du aus Böhme gelernt hast. Wohlgemerkt, ich spreche nicht als Skeptiker. Ich glaube gern, daß er wunderbare Dinge gesehen hat; aber ich halte nicht viel von seinem Sehen, weil er so wenige Andere sehen gelehrt hat."

Dies sind einige der Gedanken Hinton's, die wir hier citiren, weil sie das Wesen des Mannes besser erklären, als es Worte unsererseits vermöchten. Wir bedauern, nicht mehr davon anführen zu können, um denjenigen, die das Buch nicht zu Gesicht bekommen, wenigstens eine Vorstellung von dem zarten Reiz desselben zu geben. Jede Zeile, die Hinton geschrieben, zeugt von dem Arbeiten seines intensiv energischen Geistes. Überzeugt, daß das einzige Todte in der Natur, das einzige verneinende Princip, die Selbstsucht des Menschen sei, war es das Streben seines ganzen Lebens und Denkens, eine Reaction dagegen hervorzurufen. Er fühlte, daß er ein Dolmetscher der Natur war, nicht im Sinne Baco's, als Sammler und Ordner von Thatsachen, ursächlichen Folgen und Wirkungen, sondern, wie der jüdische Seher des Alterthums, indem er durch die Erscheinung bis zu ihrer ursprünglichen Ursache vordrang.

Fast hätten wir über den Inhalt des Buches seine Verfasserin, oder, wie sie bescheiden sich nennt, Herausgeberin vergessen. Doch hoffen wir, daß sie hierin gerade das höchste Lob erblicken wird.

„Wenn wir ihn über dem Gemälde vernachlässigen, findet sich der Künstler am feinsten gelobt."

Fräulein Hopkins hat ihre Aufgabe mit Geschmack, Discretion und Gefühl ausgeführt und es ist leicht ersichtlich, daß sie sie mit Lust und Liebe unternommen hat. Z.

Kleine Rundschau.

— **Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener.***) Diese Sammlung des um die Kenntniß italienischer Geschichte in Deutschland hochverdienten Verfassers wird manchem deutschen Leser eine sehr willkommene Gabe sein. Denn man wird nicht nöthig haben, sie in der Weise zu betrachten, in welcher der fromme Herausgeber sie am liebsten aufgefaßt zu sehen wünscht: als ein modernes Andachtsbuch, das heilige Empfindungen zusammenstellt, die in das Herz des Lesers eindringen sollen, sondern man wird sich an ihr erfreuen wie an einer Gallerie, welche die Bilder würdiger Männer und Frauen meist aus früheren Jahrhunderten uns wiederum vorführt. Bei dieser Betrachtungsweise müßte der gelehrte Herausgeber unserer Sammlung sich die Rolle eines kundigen Führers gefallen gelassen, der durch seine Erläuterungen — eine große allgemeine Einleitung und Vor- und Nachbemerkungen zu den einzelnen Briefen — Alles, was in seinen Kräften stand, gethan hat, um das Verständniß des Buches zu erleichtern.

Von neunzehn verschiedenen Persönlichkeiten werden uns Briefe mitgetheilt: sie beginnen mit Pier Damiani, dem gewaltigen kirchlichen Streiter des 11. Jahrhunderts und schließen mit Alessandro Manzoni, der 1873 gestorben ist. Man kann nicht erwarten, daß die drei Briefe des Letzteren, welche hier mitgetheilt werden, im Stande sind, ein volles Bild der Persönlichkeit des großen italienischen Dichters zu entwerfen, doch aber sind die drei, der zärtliche Brief an die Tochter, die klare Auseinandersetzung an einen verständnißvollen Freund über eines seiner Werke, das demüthige reuevolle Schreiben an den Leiter der Erziehungsanstalt, gegen welche er als Jüngling ein paar übermüthige Verse veröffentlicht hatte, dazu geeignet, uns den Dichter menschlich näher zu bringen und liefern wenigstens Beiträge zur Erkenntniß seines Wesens.

Das 11. und 19. Jahrhundert — Anfang und Schlußstein unseres Buches — ist übrigens durch die beiden Genannten als die fast einzigen Repräsentanten vertreten; alle anderen Briefe

*) Gesammelt und erläutert von Alfred von Reumont. Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1877. XXXIII und 303 S. Preis: 4 Mark.

stammen aus der Zeit der Renaissance und der Reformation. Sie werden eingeleitet durch zehn Briefe der Caterina von Siena (1347—1380) und bieten manche erlauchte Namen aus der Kunst- und Gelehrtengeschichte, politische Führer und heilige Frauen. Man wird Jedem gern lauschen, dem der Herausgeber das Wort gönnt, denn jeder bietet, wenn er auch nicht immer allgemeine Anerkennung für seine Ansichten finden wird, einen Beleg zur Erkenntniß seines Wesens und seiner Zeit und man wird sich eher über die Auslassung Mancher, denen man gern begegnen möchte, z. B. Boccaccio und Petrarca und der großen Dichter des 16. Jahrhunderts beklagen, als über die Aufnahme der hier Vertretenen. Denn gottesfürchtig waren die Genannten gewiß, wenn sie auch freilich weder für heilig erklärt wurden, noch eine Heiligsprechung verdienten. Indeß mögen wir uns mit dem Gebotenen begnügen und die Gründe ehren, welche den gelehrten Herausgeber bestimmt haben, seine Sammlung grade so, wie er es gethan, zu gestalten.

Unter den Persönlichkeiten, deren Briefe von Reumont mitgetheilt werden, ist Caterina von Siena vielleicht die interessanteste. Wer einmal ihre Briefe im Original gelesen hat (sie sind von Niccolo Tommaseo gesammelt, vier Bände, Florenz 1860), der wird von dem Zauber ihrer Persönlichkeit gefesselt bleiben. Gleichviel, ob sie wirklich die Visionen gehabt, von denen sie erzählt, die Wunder verrichtet hat, welche man ihr zuschreibt, jedenfalls war sie eine Frau von seltener Kühnheit, unzerstörbarer Hoffnungsfreudigkeit, und ungebrochener Thatkraft. Ohne Scheu stand sie vor Königen und Fürsten, sagte Päpsten und Bischöfen offen die Wahrheit, erhob in verwickelten, politischen und religiösen Fragen ihre Stimme, nur nach ihrer redlichen, natürlichen Auffassung der Dinge urtheilend, unbekümmert um die verschlungenen Wege unehrlicher oder geheimnißvoller Politik, um die großen Worte und die kleinen Thaten zaghafter Priester. Für diese ihre Wirksamkeit finden sich freilich in dem ausgedehnten Briefwechsel Caterina's noch deutlichere, überzeugendere Proben als in den von Reumont übersetzten Briefen an den Papst Gregor; um davon eine Vorstellung zu erhalten, mag man ihre Schreiben an den fürchterlichen und gefürchteten Bernabo Viskonti von Mailand, an die leichtsinnige und das üppige Leben ihres Hofes begünstigende Königin Johanna von Neapel lesen. Das sind Zeugnisse einer Unerschrockenheit, wie sie nicht blos bei Frauen, sondern auch bei Männern sehr vereinzelt dasteht, und man muß nur bedauern, daß ihre Anstrengungen bei diesen Fürsten fast ebenso erfolglos blieben wie bei den übrigen. Indeß, der Reichthum ihrer Briefe wird nicht erschöpft durch Sendschreiben an gekrönte Häupter, der eigentliche Werth derselben besteht vielmehr in den persönlichen Briefen, in denen sie von sich und ihren eigenen Angelegenheiten mit ihren Angehörigen, ihrer Mutter, ihren Freundinnen, ihrem Beichtvater spricht. Denn sie, die überaus muthige und redegewandte Frau konnte schüchtern und zaghaft werden im Ausdruck, sobald sie Menschen gegenübertrat, vor denen sie sich verehrungsvoll beugte, sie, die in ihren Strafbriefen als eine in sich geschlossene, gefestete Natur erscheint, zeigt sich schwach, von Zweifeln gequält, von inneren Kämpfen durchwühlt, sobald sie ihrem Beichtvater ihr Inneres erschließt. Auch von diesen Briefen hat Reumont zwar wenige, aber genügende Proben gegeben.

Von der epistolographischen Literatur Italiens werden in der vorliegenden Sammlung nur wenige Bruchstücke mitgetheilt, nur aus gedruckten älteren und neueren Werken, deren einige freilich in Deutschland nicht allzuleicht zugänglich sind. Diese Bruchstücke können selbstverständlich den Reichthum jener Literatur nur andeuten, nicht erschöpfen. Reumont sagt sehr richtig, daß die Kunst des Briefschreibens in Italien alt sei, und daß die epistolographische Literatur „namentlich seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in erster Reihe für die Geschichte der Literatur, besonders der classischen und der eigentlichen Erudition, wie der Bildung im Allgemeinen, später auch für die politische Geschichte viel dargeboten hat. Mehr als Chroniken und Geschichtsbücher halten manche Briefe einen Spiegel der Zeit unseren Augen vor, mögen immerhin die Gelehrtenbriefe, denen die Unbefangenheit der familiären Mittheilung fehlt, häufig weit entfernt sein, das Bild ungeschminkt zu geben." Der Reichthum dieser Literatur legt den Gedanken nahe, in umfassenderer Weise, als Reumont gethan, für ihr Bekanntwerden in Deutschland zu sorgen. Sie hat in jüngster Zeit zwei besonders werthvolle Bereicherungen erfahren: Briefe Boccaccio's aus dem vierzehnten und Briefe der Alessandra Strozzi aus dem 15. Jahrhundert; vielleicht ist es möglich, von den beiden letzteren an dieser Stelle bald ausführlichere Kunde zu geben. L. G.

— **Neue Dichtungen von Emanuel Hiel.***) Die niederdeutschen, vlamischen und holländischen Dichter sind für den Hochdeutschen keine Fremden, ihre Lyrik berührt uns fast, wie ein Klang aus der eigenen Brust; wir fühlen in jeder Strophe die nahe Verwandtschaft. Dieses Gefühl beschleicht uns doppelt traulich, wenn Lieder an unser Ohr tönen, die ein mit deutschem Wesen innig vertrauter Sänger verfaßt hat, wie die Blümlein (Bloemeken) des wackeren Vlamingen Emanuel Hiel. Sein jüngster Liederkranz, aus drei kleineren „Kränzchen" geflochten, ist dem alten und ewig jungen Thema der Liebe gewidmet. Das Dichterherz, welchem gelungene Liebeslieder entströmen sollen, braucht nicht ein ganz junges Herz zu sein, aber es muß die Wärme, die Unbefangenheit, die muntere, muthige Kraft der Jugend bewahrt haben. Solche Kraft wohnt in den naiven Klängen, den schlichten, an das ächte Volkslied gemahnenden Weisen von Emanuel Hiel. Dieser den Volkston so wohl treffende Dichter ist aber dabei ein wirklicher Künstler, der in der Kunst und mit der Kunst lebt und nie verfehlt, einem Maler (Kunstschilder) seiner Freundschaft jede einzelne poetische Spende zu widmen, jedes Bändchen einem Anderen, so daß die Zahl der Glieder dieses künstlerischen Freundeskreises sehr groß sein muß. Emanuel Hiel hat Recht darin, daß er auf das brüderliche Zusammengehen von Poesie und Malerei einen so hohen Werth legt. Der Dichter gewinnt an Lebendigkeit der Naturauffassung, an Farbenreichthum und Klarheit des Tones, an Unmittelbarkeit des Gefühlsausdruckes, wenn er den Streifzügen des Malers, der fröhlichen Jagd nach landschaftlichen Motiven, sich anschließt. Das fördert so lange, als er in der freien Natur die Natur selbst und nicht etwa, gleichwie der Maler, Gegenden sucht. Emanuel Hiel ist bei seinen Künstlerbegleitfahrten auf Natur ausgegangen, nicht auf Landschaftsmalerei, was den Fehler so mancher modernen Kunstdichter ausmacht. Durch die Naturempfindung allein malt er die Örtlichkeiten, denen sein Lied uns nahebringt, und diese Örtlichkeiten werden uns nicht um ihrer selbst willen beschrieben, sondern bloß um die helleren Strahlen der Liebesdichtung aufzunehmen und mit verdoppeltem Glanz wiederzuspiegeln.

---

*) Bloemeken. Een liederkrans door Emanuel Hiel. Utrecht, W. F. Dannenfelser, Leipzig, F. A. Brockhaus, Brussel, C. Muquardt. 83 Bladz. kl. 8°. — Bloemardinne. Lyrisch dramatisch Gedicht door Emanuel Hiel. Gent, 1877. Ad. Hoste. 16. Bladz. gr. 8°.

Emanuel Hiel ist Vlaming mit Kopf und Herz, die Scenerie seiner Muse ist ganz Flandern von der Schelde zum Meer, aber der Mittelpunkt seiner Wanderungen ist das „Aardig Dendersteedje", welches an der Mündung der Dender in die Schelde liegt und deshalb Dendermonde genannt wird, ein Name, den die Franzosen bekanntlich in „Termonde" verwälscht haben.

Aan de Schelde en Dender
Rijst de kleine stad,
Waar ik eens gevonden
Heb den reinsten schat,

singt er im Vorgefühl, einen neuen Schatz daselbst wiederzufinden. In dem warmen, thauigen Regenduft des artigen Denderstädtchens hat auch wirklich das Dichterglück ihm den neuen Schatz leibhaftig vor Augen geführt, dem er dann die innigsten Strophen widmet. Er schreibt nun eine Apologie der unschuldsvollen Liebe, nicht einer gewaltigen Leidenschaft, aber seine Liebe gemahnt uns doch daran, daß die sanftesten Wellen der ruhigsten Flut, selbst an flandrischem Ufer, einmal wild daherstürmen können und die schirmenden Deiche zu durchbrechen drohen.

Das Schönste und Beste an dieser Liebesapologie ist aber die mannhafte Zuversicht des Dichters, über die süßen Schmerzen der Sehnsucht nicht den Drang nach den edelsten Gütern und heiligsten Pflichten des Daseins dahinschwinden zu lassen. Sein Lied „O heilig streven, schoone zending" ist ein Aufruf an die Dichterbrust, eingedenk zu bleiben in allen Stürmen der Leidenschaft der großen Aufgaben, deren Erfüllung Vaterland und Menschheit von ihm erwarten.

O heilig' Streben, schöne Sendung,
Durch die der Mann allein sich ehrt,
Das Volk zu läutern, das elendig
In düst'rem Druck sich selbst verzehrt u. s. w.

Ich glaube, mit diesem Gedichte hat Emanuel Hiel seine Liebesseufzer übertönt. Möchte er der vaterländischen Leier, auf der ihm die kräftigsten Klänge zu Gebote stehen, fortan mehr seiner Freuden und Schmerzen anvertrauen und er das schöne ernste Lied von Vlamingen's geistiger Auferstehung erfolgreich weiterspielen!

In seiner „Bloemardinne", einem lyrisch-dramatischen Gedicht zu Ehren der Brabantischen Sappho des vierzehnten Jahrhunderts, hat er der Erotik schon einen historisch-vaterländischen Hintergrund verliehen. Bloemardinne ist eine Heldin der Geistesfreiheit, eine Verkünderin der geistig verklärten Liebe, ihr Kampf mit den Anfeindungen des jungen zelotischen Priesters Jean van Ruysbroeck (Ruusbroec) ist ein volksthümlicher gewesen und der silberne Thron, den ihre Schüler dieser Weltlich-Heiligen verehrt, ist nach ihrem Tode der Herzogin von Brabant geschenkt worden als ein patriotisches Symbol für den Schutz, den Brabant's Herrscherpaar dem Walten der Dichterin großmüthig spendete. Trauttwein von Belle.

— **Die Revue historique** fährt in trefflicher Weise fort, ihre hervorragende Stellung unter den historischen Zeitschriften zu behaupten. Das zweite Heft des fünften Bandes und die beiden Hefte, welche den sechsten Band bilden, sind dafür vollgültiger Beweis. Die Zeitschrift strebt danach wirklich universell zu werden, den Leser von den geschichtlichen Arbeiten aller Länder zu unterrichten, ungedrucktes Material zu veröffentlichen und durch größere Abhandlungen den verschiedenen Gebieten der Geschichte möglichst gerecht zu werden. Dabei versteht es sich doch von selbst, daß die Landesgeschichte, die französische, eine besondere Berücksichtigung erfährt. Ihr sind die ausführlichsten Abhandlungen gewidmet: eine durch alle drei Hefte durchgehende, trotzdem noch nicht vollendete, von A. Sorel, einem scharfen Kritiker und gewissenhaften Forscher aus der jüngeren französischen Schule: über den Frieden von Basel 1795, die, gestützt auf eine große Anzahl französischer Archivalien, einen von deutschen Geschichtschreibern sehr verschiedenartig besprochenen Stoff einer sehr gründlichen, für eine Zeitschrift nur zu ausführlichen Beachtung unterzieht, und sobald sie vollendet ist, eine Beleuchtung an dieser Stelle erhalten soll; eine andere von F. Rocquain „Le refus des sacrements 1752—1754" behandelt Streitigkeiten zwischen Hof, Parlament und Geistlichkeit, welche durch die von der letzteren gemachten Versuche, Sterbenden die Sakramente zu verweigern erregt, und außer in Streitschriften der genannten Parteien auch in satirischen Broschüren ungenannter Schriftsteller geführt wurden, aber infolge gewaltsamer Unterdrückung zu keinem nachhaltigen Einfluß auf die religiöse Entwickelung Frankreichs gelangten; eine dritte im Verhältniß zu der Bedeutung des Stoffs zu ausführliche, sehr gründliche Arbeit D. Neuville's über das königliche Parlament von Poitiers 1418 bis 1436, welche in sehr eingehender Weise die Verhandlungen dieser Versammlung beschreibt, in welcher damals das letzte schwache Zeichen der königlichen Macht in Frankreich hervortrat, und in welcher der Vater des bekannten Chronisten Jean Jouvenel des Ursins eine bedeutsame Rolle spielte.

So verdienstlich diese Abhandlungen sind, an die sich noch eine andere der alten Geschichte entnommene über den Demagogen Kleon anreiht, so sind einige derselben für eine Zeitschrift, wie die Revue historique, zu speciellen Inhalts, zu gelehrt gehalten und zu lang; Eigenschaften, die zwar geeignet sind, den Werth der Zeitschrift für Gelehrte zu erhöhen, nicht aber dieselbe den Gebildeten angenehm zu machen. Jedes Heft dieser Zeitschrift, das schon dem Umfange nach eine gewöhnliche Zeitschriftnummer überragt, müßte ein abgeschlossenes Ganze bilden; historische Darstellungen dürften niemals durch verschiedene Hefte oder gar durch verschiedene Bände sich hindurchziehen. Durch solches Abbrechen und Wiederanknüpfen wird das Interesse des Lesers auf eine zu harte Probe gestellt: man muthet entweder seinem Gedächtnisse zu, zwei Monate lang das Gelesene genau zu behalten, oder seiner Geduld, den endlichen Abschluß einer angefangenen Abhandlung zu erwarten.

Die kleineren wissenschaftlichen Untersuchungen und Mittheilungen, welche unter dem Titel: Mélanges et documents in jedem Hefte wiedererscheinen, bringen und verarbeiten sehr werthvolles Material, das sich theils auf die französische Geschichte des sechzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts bezieht und u. A. die ebenso lehrreichen wie anziehenden Briefe Sismondi's an seine Mutter während der hundert Tage zum Abschluß bringt, Briefe, bei denen nur zu wünschen wäre, daß der Herausgeber, der dazu im höchsten Grade geeignet war, P. Villari, etwas weniger sparsam mit Anmerkungen gewesen wäre, theils in entlegene Länder und vergangene Zeiten führt. J. Havet handelt über Landtheilung bei Burgundern und Westgothen zwischen Römern und Barbaren (die Barbaren sind hier die erobernden germanischen Völker; unter Theilung wird hier die des Bodens, nicht die des Ertrages verstanden, eine Interpretation, die, wenn ich nicht irre, bei den deutschen Forschern ziemlich allgemein ist); Th. Uspenski deutet, unter lebhaften Vorwürfen gegen die rumänischen Historiker, einige unbekannte Thatsachen aus der älteren rumänischen Geschichte an, die er in russischer Sprache weiter auszuführen gedenkt.

Die Abtheilung Recensionen ist ziemlich ausführlich; wir begegnen unter den Besprechenden und Besprochenen manchen von früher her bekannten Namen kundiger und bewährter Mitarbeiter. Doch kann ich auch bei dieser Abtheilung einen Wunsch nicht unterdrücken, nämlich den, daß der Grundsatz, deutsche Werke vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich durch Deutsche beurtheilen zu lassen, aufgegeben werde. Ein solches Verfahren scheint mir ungeeignet und gerade dem universellen Charakter, den die Zeitschrift anstrebt, nicht entsprechend. Dieser wird weit eher dadurch gewahrt, daß die eine Nation zum Urtheilen über eine andere als zum Rechtsprechen über sich selbst aufgerufen wird.

Auf die genannten Abtheilungen folgen in jedem einzelnen der vorliegenden Hefte zwei andere, in welchen am meisten die Eigenart der französischen Zeitschrift hervortritt: die zusammenfassenden Berichte über die historischen Leistungen der verschiedenen Länder (bei denen, im Gegensatz zu den Einzelrecensionen, der Landesgenosse selbstverständlich der berufenste Sprecher sein wird, weil nur er die Vollständigkeit und das umfassende Wissen haben kann, das zu einer solchen Übersicht erforderlich ist), die Mittheilungen aus Zeitschriften, über Universitäten, gelehrte Gesellschaften und Personen. Diese Mittheilungen sind so vollständig gesammelt und so verständig geordnet, daß sie bereits jetzt, nach so kurzem Bestehen der Zeitschrift, dem Historiker ein fast unentbehrliches Mittel zur Orientirung geworden sind, jene Berichte sind überaus belehrend und unterrichten den Leser in bequemer Weise über die durch ihre Fruchtbarkeit staunenerregende historische Thätigkeit in den verschiedenen Ländern. Unter einander sind diese Übersichten sehr verschieden. Während Rawson Gardiner, der überaus fleißige Erforscher und Darsteller englischer Geschichte, besonders des siebzehnten Jahrhunderts, seine Bemerkungen mit vielen Auszügen aus den Werken, welche er nennt, vermehrt, giebt P. Vaucher, in einem Briefe an die Redaction, mehr eine retrospective Übersicht der geschichtlichen Leistungen der Schweiz als eine Aufzählung der neuesten Leistungen, und stellt W. Schum in seinem Berichte über die deutschen, das Mittelalter betreffenden Arbeiten so viele, zum Theil ungehörige Arbeiten zusammen, daß er durch diese Fülle meist bibliographischer Mittheilungen, denen spärliche und nicht immer zutreffende Urtheile beigefügt sind, dem Leser den Weg eher versperrt als öffnet.*) Dagegen sind die zwei Berichte des Hauptherausgebers der Zeitschrift, G. Monod, ebenso vorzüglich wie seine bereits früher erwähnten und könnten allen derartigen Berichten zum Muster dienen. Sein erster Bericht beginnt mit einer unparteiischen Würdigung Thiers', in welcher trotz der bewundernden Verehrung für den Staatsmann der unheilvolle Einfluß seiner politischen Bestrebungen auf seine historischen Leistungen dargethan wird**) und schließt mit einigen würdigen Worten über Victor Hugo's Geschichte des zweiten December; der zweite beschäftigt sich nach einer ziemlich scharfen Kritik des jüngst verstorbenen französischen Historikers Boutaric, und nach einer sehr verständigen Bekämpfung des von anderer Seite aufgestellten Planes, die Akademien und gelehrten Gesellschaften der Provinz dem Institut zu unterstellen, mit einer großen Anzahl kleinerer wissenschaftlicher Arbeiten. Klarheit der Auffassung und Darstellung, Unbefangenheit und Kühnheit des Urtheils, und eine im besten Sinne des Wortes jugendliche Begeisterung zeichnen auch diese kleinen Arbeiten des Herausgebers aus; er läßt sich nicht an einzelnen Notizen genügen, sondern sucht nach allgemeinen Gesichtspunkten; auch in ihm sind, wie er bei der Würdigung von Thiers schön ausgeführt hat, der Patriot und der Historiker vereint, aber Beider Ziel ist nur eines: die Wahrheit.

Zum Schlusse sei bemerkt, daß unter den deutschen Zeitschriften, deren historische Aufsätze registrirt werden, auch das „Magazin" sich befindet, und daß an einer Stelle (VI, S. 225) demselben einige freundliche Worte gespendet werden. L. G.

*) Nur mit einem Worte sollen die sehr reichhaltigen Mittheilungen von J. Goll über Böhmen und C. Paoli über Italien erwähnt werden.

**) An einer anderen Stelle VI, S. 497 ein Verzeichniß von Thiers' literarischem Nachlasse.

Das zweite Quartal der diesjährigen **Revue philosophique** bringt eine Abhandlung von dem Mitgliede des Instituts Ch. Lévêque über „den griechischen Atomismus und die Metaphysik", welche zeigt, daß Demokrit's Lehre ein metaphysischer Aufbau ist, in welchem das a priori und die Deduction die Hauptja fast die einzige Rolle spielen, und die Materie beinahe immateriell wird; James Sully behandelt das Verhältniß des Pessimismus zur Poesie; L. Carrau beendet seine Arbeit über H. Sigdwick's werthvolles Buch „die Methoden der Moral"; das „Leben und die Schriften J. Locke's", nach neuen Dokumenten herausgegeben von Fox Bourne, bespricht H. Marion und gelangt zu dem Ergebniß, daß Locke als speculativer Philosoph ein nothwendiges Glied der historischen Entwickelung und insofern nennenswerth ist ohne gerade bedeutend zu sein, daß er aber durch seine praktische Philosophie zu den Denkern ersten Ranges und wichtigsten Förderern des modernen Geistes gehört; H. Spencer setzt seine höchst interessanten „Sociologischen Studien" fort und untersucht dieses Mal die Bedeutung der „Geschenke," der „Begrüßungen" und der „Anredeformen"; P. Regnaud beendet seine Darstellung des indischen „Vedanta-Systems" und der in ihm vertretenen Seelenwanderungslehre; A. Burdeau macht sich an „Das Tragische als Weltgesetz, und der Humor als ästhetische Gestalt des Metaphysischen", von Julius Bahnsen, klagt über das schwierige, bisweilen abschreckende Deutsch des Autors, gesteht aber zu, daß Bahnsen nicht affectire, sondern in seiner Art wirklich original sei, und daß, was anfangs abstoßend wirke, das Werthvolle, um nicht zu sagen Anziehende des Buches ausmache; zwei Werke von Tissot und Vignoli führen A. Espinas auf das Gebiet der vergleichenden Psychologie. — Analysen und Inhaltsberichte werden gegeben von H. Spencer's „Prinzipien der Biologie"; F. Magy's „Vernunft und Seele"; L. Arréat's „Eine intellectuelle Erziehung"; S. Smiles' „Der Charakter"; Ludwig Noiré's „Ursprung der Sprache", ein Buch, über welches der Berichterstatter sowohl als auch Max Müller, (dessen längerer Artikel aus der Contemporary review vom Februar 1878 im wesentlichen Auszuge mitgetheilt wird,) sich sehr günstig aussprechen; Beneke's „Lehrbuch der Psychologie"; Lazarus' „Leben der Seele"; Max Perty's „Seelenleben der Thiere"; Caroli's „Piccola psicologia"; E. Dühring's „Cursus der Philosophie"; [ein Artikel, der mit den Worten schließt: „Wir haben geglaubt während des ganzen Ganges dieser Auseinandersetzung Dühring ausschließlich das Wort lassen zu sollen. Wir nahmen uns nur vor durch die Genauigkeit und Länge unserer Analyse jeden Leser zu befähigen die neue Philosophie der Wirklichkeit zu taxiren. Nachdenkenden Geistern werden sich die Einwendungen, die sie hervorruft, von selbst darbieten, außerdem werden auch wir nächstens Gelegenheit haben uns mit ihr zu beschäftigen. Das französische Publikum ist jetzt im Stande sich über die leidenschaftliche Polemik, welche

neuerdings an den Namen Dühring's sich geknüpft hat, eine Meinung zu bilden und das Decret zu beurtheilen, das ihn summarisch von der Berliner Universität ausgeschlossen hat."] W. Preyer's „Elemente der reinen Empfindungslehre", denen J. Delboeuf vorläufig nicht zustimmen kann; L. Viardot's „Freie Prüfung"; und E. de Cyon's „Der Raumsinn", (den er in den drei halbzirkelförmigen Kanälen des inneren Ohres entdeckt zu haben meint). Die Revue der ausländischen Zeitschriften berücksichtigt in diesen drei Heften die italienischen und die englische Vierteljahresschrift „Mind". Man ersieht aus dem Schatze sorgfältig gewählter Aufsätze, wie trefflich Th. Ribot, der Redacteur der Revue philosophique, sein Amt verwaltet, und von wie ausgezeichneten Mitarbeitern er unterstützt wird. O. S. S.

Mancherlei.

Internationale Zeitschriften. In neuerer Zeit ist eine Reihe von Zeitschriften und Revuen entstanden, welche man in mehr als einem Sinne des Worts als „internationale" bezeichnen kann. Erwähnt seien als hierher gehörig die „Revue de Droit international et de Législation comparée" und die „Annales de Démographie", welche, beide in Paris erscheinend, ständige und hervorragende Mitarbeiter — Juristen und Statistiker — in allen Ländern haben, für alle Länder von Interesse sind, alle Länder berücksichtigen. International in etwas anderem Sinne sind einige belgische, französische und schweizerische socialistische Blätter, so die Pariser „Egalité", die schweizerisch-belgische „Revue progressive", welche ebenfalls in allen Ländern, Deutschland nicht ausgenommen, ständige Mitarbeiter besitzen. Eine neue, der letzteren Art verwandte internationale Zeitschrift ist kürzlich in Paris gegründet worden; sie trägt den Titel: „La science politique", hat zum Motto: „Emancipation par la Science, Justice et Liberté pour Tous", wird von dem französischen Rechtslicentiaten Martins und Emil Acollas, ehemaligem Professor zu Bern, redigirt und erscheint monatlich in einem Heft von fünf Bogen zum Preise von 20 Francs jährlich. Diese Revue will nicht eigentlich eine französische, auch nicht eine europäische, sondern eine universelle sein, wenigstens was die von ihr behandelten Gebiete: Moral, Recht, Volkswirthschaft und Geschichte anbelangt. Ihre Tendenz ist eine radikale; ihr erstes Heft hat einen ernsten wissenschaftlichen Charakter und bringt ganz interessante Aufsätze, u. A. Studien über die hauptsächlichsten Theoretiker der Volkswirthschaft von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage von Professor Acollas selbst. Unter ihren Mitarbeitern führt sie auf: Karl Blind, Louis Büchner, Fernando Garrido (Spanien), Kemal-Bey, Sekretär von Midhat-Pascha, Liebknecht, Pi y Margall, Rosetti (Präsident der rumänischen Abgeordnetenkammer), Professor Schoebel, Professor Emil Vogt (Bern) und zahlreiche französische Publicisten. D.

Eine neue volkswirthschaftliche Wochenschrift erscheint seit Kurzem unter dem Titel „Le Devoir" in Paris; sie wird von Herrn Godin, einem früheren Mitgliede der Nationalversammlung, redigirt und zwar mit gemäßigt socialistischer und radikal freihändlerischer Tendenz. Neugegründet wurden ferner socialdemokratische Zeitungen in Brüssel unter dem Titel „La Voix de l'Ouvrier", in Modena unter dem Titel „l'Avvenire", beide mit internationalen Tendenzen.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Alexander, J. H.: Lights on the Way: some Tales within a Tale. London, Chatto. 6 s.

Astronomical Observations made at the University Observatory, Oxford, under the directions of C. Pritchard. No. 1. London, Macmillan. 3 s. 6 d.

Bonwick, J.: Egyptian Belief and Modern Thought. London, Kegan, Paul & Co. 10 s. 6 d.

Davis, C. M.: Fun; Ancient and Modern. 2 vols. London, Tinsley 21 s.

Fletcher, J.: Statistics of the Farm School System of the Continent, and its Application to the Preventive and Reformatory Education of Pauper and Criminal Children. London, Stanford. 1 s.

Hake, A. E.: Paris Originals. With 20 Etchings. London, Kegan, 14 s.

Hatton, J.: Cruel London: a Novel. 3 vols. 8°. London, Chapman. 31 s. 6 d.

Lennox, W. P.: Fashion, Then and Now. Illustrated by Anecdotes, Social, Political, Military, Dramatic and Sporting. 2 vols. London, Chapman. 28 s.

Rayleigh: Theory of Sound. Vol. II. London, Macmillan. 12 s. 6d.

Skertchly, S. B. J.: The Physical System of the Universe: an Outline of Physiography. London, Daldy & Isb. 7 s. 6 d.

Williams, F. S.: Nottingham: Past & Present. Ill. Nottingham, Allen. 42 s.

II. Französisch.

Carte de l'île de Chypre, dressée pour servir à l'histoire des Princes de la Maison de Lusignan. gr.-fol. Maasstab 1 : 20000. Paris, Didot & Cie. 7 fr.

Détré, Ernest: Nina la Blonde. Histoire realiste d'une courtisane. Paris, E. Dentu. 3 fr.

Girard, M.: Lis Aupiho. Poésies et légendes provençales, texte et traduction française en regard. in 12°. Paris, Maisonneuve. 5 fr.

Gréville, Henry: Marier sa fille. Paris, Plon & Cie. 3 fr. 50.

Jacolliot, Louis: Voyage au Pays des Brahmes. Édit. ill. 1 vol. gr. in-18 jésus. Paris, Dentu. 4 fr.

Loudun, Eugène: Les Ignorances de la Science moderne. 12°. Paris, Palmé. 3 fr.

Lovenjoul: Charles de: Alfred de Musset et ses prétendues attaques contre Victor Hugo.

Meignan: Prophéties messianiques. Les prophéties contenues dans les deux premiers livres des rois. Paris, Palmé. 6 fr.

Meylan, A.: Jean-Jacques Rousseau, sa vie et ses oeuvres. 12° avec portrait de Rousseau. Paris, Sandoz & Fischbacher. 2 fr.

Molènes, Mme. Paul de: L'Orpheline. 18°. Paris, Plon & Cie. 3 fr. 50.

Percheron, Gaston: Le Perroquet, histoire naturelle, hygiène, maladies. 16° avec 20 planches color. Paris, Asselin. 6 fr.

Pertuiset, E.: Les Aventures d'un chasseur de lions. Paris, Dreyfous. 3 fr. 50.

Richebourg, Emile: Andréa la Charmeuse. 2 vol. gr. in-18 jésus. Paris, Dentu. 6 fr.

Seilhac, V. de: Scènes et portraits de la révolution. 8°. Paris, Librairie générale. 7 fr. 50.

CHEAP EDITIONS OF CHEAP BOOKS.

THE ROSE LIBRARY.

Popular Literaure of all countries. Each vol. 1 shilling (= 1 Mark); cloth, 2½ Mark. Many of the volumes are illustrated.

1. **Sea-Gull Rock.** By JULES SANDEAU. Illustrated.
2. **Little Women.** By LOUISA M. ALCOTT.
3. **Little Women Wedded.** a Sequel to 'Little Women'.
4. **The House on Wheels.** Illustrated.
5. **Little Men.** By LOUISA M. ALCOTT.
6. **The Old-Fashioned Girl.** By LOUISA M. ALCOTT. Double Volume 2 Mark, cloth 3½ Mark.
7. **The Mistress of the Manse.** By J. G. HOLLAND.
8. **Timothy Titcomb's Letters to Young People, Single** and Married.
9. **Undine.** By FOUQUÉ. Illustrated.
10. **Draxy Miller's Dowry, and The Elder's Wife.** By SAXE HOLME.
11. **The Four Gold Pieces.** Illustrated.
12. **Work.** First Part. By LOUISA M. ALCOTT.
13. **Beginning Again.** Being the Second Part of 'Work.' By LOUISA M. ALCOTT.
14. **Picciola.** By X. B. SAINTINE. Illustrated.
15. **Robert's Holidays.** Translated by N. D'ANVERS. Illustrated.
16. **The Two Children of St. Domingo.** Illustrated.
17. **Aunt Jo's Scrap-Bag.** By Miss ALCOTT.
18. **Stowe (Mrs. H. B.) The Pearl of Orr's Island.**
19. — — **The Minister's Wooing.**
20. — — **Betty's Bright Idea.**
21. — — **The Ghost in the Mill.**
22. — — **Captain Kidd's Money.**
23. — — **We and our Neighbours.** Double volume 2 Mark.
24. — — **My Wife and I.** Double volume 2 Mark.
25. **Hans Brinker;** or, the Silver Skates.
26. **Lowell's My Study Window.**
27. **Holme's (O. W.) The Guardian Angel.**
28. **Warner (C. D.) My Summer in a Garden.**
29. **Hitherto.** By the Author of 'The Gayworthys' Two vols. 1 Mark each.
30. **Helen's Babies.** By their Latest Victim.
31. **The Barton Experiment.** By the Author of 'Helen's Babies.'
32. **Dred.** By Mrs. Stowe. Double volume.

SAMPSON LOW, MARSTON, SEARLE & RIVINGTON,
Crown Buildings, 188, Fleet-street, E. C.
LONDON. (146)

Die Nummer 1 vom 7. Juli der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI,** welche in Florenz erscheint, enthält: (147)

Guido Padelletti. — Le regioni nel Parlamento. — Le Banche mutue popolari italiane e le classi operaie. — I Codici dell' Archivio Comunale di Perugia. — La Situazione Parlamentare, Lettera da Roma. — Corrispondenza da Berlino. — Corrispondenza da Napoli, Il Bilancio Comunale. — Il Parlamento. — La Settimana. — Il sentimento della natura nel Petrarca (*Tiresias*). — Corrispondenza artistica da Parigi (C.). — F. De Renzis: Ananke. — Sul Maiz in rapporto alla salute in Italia, Lettera ai Direttori (*C. Lombroso*). — Bibliografia: Letteratura. *Raisini*, La Donna, Canti lirici. — Storia. *N. Fornelli*, Storia del medio-evo, specialmente d'Italia. — Statistica. *Prof. Ferdinando Del Prato*, Guida allo studio della statistica. — Diario mensile. — Riassunto di Leggi e Decreti: Leggi. — Decreti Reali. — Trattati — Notizie. — Riviste italiane. — Articoli che riguardano l' Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri. — Riviste inglesi.

Die Nummer 2 vom 14. Juli enthält:

Il Congresso, il trattato Anglo-Turco e l'Italia. — La vita industriale italiana e lo spirito d' associazione in questi ultimi tempi. — Una nuova Scuola magistrale rurale. — Corrispondenza da Venezia. — Il Parlamento. — La Settimana. — Papa Alessandro VI in una Novella del secolo XVI (*A. D'Ancona*). — Corrispondenza letteraria da Dresda. — Economia pubblica. — Bibliografia: Letteratura e Storia. *G. Arcoleo*, Canti del Popolo in Sicilia; *Giovanni Bon*, Delle origini della poesia popolesca in Italia; *Henry James*, French Poets and Novelists (Poeti e Novellieri francesi). — Scienze giuridiche. *Luigi Gallavresi*, La condizione risolutiva, sottintesa nei contratti bilaterali. — Scienze matematiche. *D. Rassano*, Corso d' Aritmetica pratica ad uso delle scuole elementari e per l' ammissione alle scuole ginnasiali, tecniche ec. — Notizie. — Riviste italiane. — Notizie varie. — Riviste Francesi. — Articoli che riguardano l' Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri.

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in Leipzig erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (148)

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8. Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 29 u. 30 enthalten folgende Artikel: Die Entwickelung des altrömischen Kriegswesens. I. Von den Anfängen bis zum Beiischen Kriege Max Jähns. — Stanley's Entdeckungsreise durch Afrika. — Vorbereitungen. — Abreise. — Vorgefundene Probleme. — Die Pariser Weltausstellung. — Die englische Ausstellung. — Charakter der englischen Malerei. — Die englische Plastik. Von Adolf Rosenberg. — Die Botschaft des schweizerischen Bundesraths über die Gotthardbahn. — Literatur. Dr. jur. A. Emminghaus, Ernst Wilhelm Arnoldi. — Friedr. von Weech, Aus alter und neuer Zeit.

Die Entwickelung des altrömischen Kriegswesens. II. Von der Einführung des Staatssoldes bis zum Pyrrhischen Kriege. Max Jähns. — Die Rechtsfrage beim Uebergange in den sozialistischen Staat. — Die Pariser Weltausstellung. — Die Kunst in Frankreich. — Die französische Historienmalerei. Von Adolf Rosenberg. — Joachim Murat's letzte Schicksale. Von W. Lenßler.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Ein Protest (149)

gegen

das allgemeine Stimmrecht.

gr. 8. geh. Preis 1 Mark.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin.

Soeben erschien:

Petrarca's Leben und Werke

von

Prof. Dr. **Gustav Körting.**

A. u. d. T.: Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaissance. I. Band.

46 Bogen. gr. 8°. Preis: M. 14.

Leipzig. (150)

Fues's Verlag (R. Reisland).

In unserem Verlage sind ferner erschienen

Lehrbücher der französischen und englischen Sprache

von

Dr. **Bernhard Schmitz,**

Professor der neueren Sprachen an der Universität zu Greifswald.

Französisches Elementarbuch, nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache.

Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Sechste, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1874. gr. 8. 1 Mark 20 Pf.

Zweiter Theil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klassen. Vierte, neubearbeitete Auflage. 1874. gr. 8. 1 Mk. 80 Pf.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch selbstständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Siebente Auflage. 1877. gr. 8. 1 Mark 20 Pf.

Englische Grammatik, nebst einer litterarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Fünfte Auflage. Neue Bearbeitung. 1874. gr. 8. 3 Mark.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung nach Sheridan, Walker Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht. 1 Mark 60 Pf.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern, von Shakespeare bis Macaulay, mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache, nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1876. gr. 8. 2 Mark 60 Pf.

Fr. Gedike's Französisches Lesebuch für mittlere Classen, herausgegeben v. Bernhard Schmitz. Zwanzigste verbesserte Auflage. 1864. 15 Bogen. 8. 1 Mark 20 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung: (Harrwitz & Goßmann)
Berlin. (151)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Anzeigen werden die 3spalt. Zeile mit 25 Pf. berechnet.

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Begründet von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 3. August 1878. [№ 31.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Jean Jacques Rousseau.

Aus Anlaß seines hundertjährigen Todestags.

I.

Am 2. Juli 1778 starb zu Ermenonville, einem kleinen Dorfe bei Senlis, Jean Jacques Rousseau und mit ihm einer der außerordentlichsten Männer aller Zeiten, einer der widerspruchvollsten und räthselhaftesten unter den vielen widerspruchsvollen und räthselhaften Charakteren des „philosophischen" Jahrhunderts — ein Mann, dessen Einfluß auf die Gemüther vielleicht noch gewaltiger und tiefgreifender gewesen ist, als der des nur wenige Tage vor ihm heimgegangenen Voltaire, der mit ihm rang um die Palme des höchsten literarischen Ruhmes.

Ist es uns jüngst gestattet gewesen, dem einen der beiden großen Männer, welche vor nunmehr gerade hundert Jahren starben, dem französischsten aller Franzosen, Voltaire, im „Magazin" ein Blatt der Erinnerung zu widmen,*) so dürfen wir heute auch für einige Worte zum Andenken an den andern, den von den Franzosen so gern zum Franzosen gemachten „Bürger von Genf" geneigte Aufnahme erbitten!

Jean Jacques Rousseau wurde am 28. Juni 1712 zu Genf als Sohn des dortigen Uhrmachers Isaak Rousseau geboren; seine Geburt kostete der Mutter das Leben; sie starb den 7. Juli am Kindbettfieber.

Der Verlust seiner Mutter dürfte für Rousseau außerordentlich folgenreich gewesen sein — wahrscheinlich ist dadurch der Grund zu der überspannten Reizbarkeit und dem ruhelosen und düster-melancholischen Wesen gelegt worden, die Rousseau's Leben so vielfach verbittert haben!

Was hätte eine Mutter gerade diesem Kinde sein können? Vielleicht liegen keine weiteren eingehenden Nachrichten über Rousseau's Mutter vor, als die Mittheilungen, welche Jean Jacques, der sie nie gekannt hat, macht. Mögen diese nun auch nicht in jeder Beziehung zutreffend sein, so viel darf man jedenfalls danach annehmen, daß sie, die Tochter des Pastors Bernard zu Genf, eine wackere und treue Gattin, eine Frau von guter Erziehung und mannigfachen Anlagen gewesen ist; „sie zeichnete, sie sang, sie spielte die Theorbe, sie war gut belesen und machte leidliche Verse." Rousseau schreibt ihr Schönheit und zu glänzende Talente für ihren Stand zu und betont, daß sie wohlhabender gewesen sei, als sein Vater, der, als eins von fünfzehn Geschwistern, von seiner Profession leben mußte.

Der arme Uhrmacher Isaak Rousseau stieß bei seiner Bewerbung um die Tochter des Pastors Bernard auf Schwierigkeiten, obgleich sich beide schon in frühester Jugend herzlich zugethan waren — „leurs amours avaient commencé presque avec leur vie; dès l'age de huit à neuf ans ils se promenaient ensemble tous les soirs sur la Treille; à dix ans ils ne pouvaient plus se quitter."

Hiermit bildet es einen gewissen Gegensatz, daß Isaak Rousseau seine damals etwa zweiunddreißigjährige Frau nach der Geburt seines ersten Sohnes — Jean Jacques wurde sieben Jahre später geboren — verließ, um „Uhrmacher des Serail" zu werden und von Constantinopel nur auf besondern Wunsch seiner Frau zurückkehrte, da sie sich zudringlichen Huldigungen verschiedener Anbeter ausgesetzt sah! Zu derselben Zeit diente der Bruder von Jean Jacques' Mutter, der eine Schwester von Isaak Rousseau geheiratet hatte, als Ingenieur unter Prinz Eugen und zeichnete sich bei der Belagerung von Belgrad aus. Auch dessen Frau lebte in Genf. Frau Rousseau machte über diese Verhältnisse auf eine Anfrage, die ihr beim Spazierengehen mit ihrer Schwägerin und den beiderseitigen Kindern gestellt wurde, folgende Stegreifverse:

> „Ces deux Messieurs, qui sont absents,
> Nous sont chers de bien des manières;
> Ce sont nos amis, nos amants,
> Ce sont nos maris et nos frères
> Et les pères de ces enfans."

Diese langen Reisen des Vaters und des Onkels von Jean Jacques waren in der Landessitte begründet; die Schweizer pflegten ja von jeher im Auslande ihr Glück oder doch ihren Lebensunterhalt zu suchen; jedenfalls wird diese nationale und Familientradition nicht aus den Augen zu lassen sein, wenn man sich genaue Rechenschaft über den unsteten Orts- und Berufswechsel, wie überhaupt den Lebensgang Jean Jacques' zu geben versucht!

Das Gedächtniß der verstorbenen Gattin wurde von dem trauernden Isaak Rousseau auf das Innigste gepflegt; aber besser hätte er seinen Schmerz in sich verschlossen, als sich demselben in einer so unbedachtsamen Weise gewiß zum großen Nachtheil wohl seiner beiden Knaben hingegeben, wie dies nach Jean Jacques' Zeugniß geschah:

Il croyait la revoir en moi, sans pouvoir oublier, que je la lui avais ôtée; jamais il ne m'embrassa, que je ne sentisse à ses soupirs, à ses convulsives étreintes, qu'un regret amer se mêlait à ses caresses; elles n'en étaient que plus tendres. Quand il me disait: Jean Jacques, parlons de ta mère, je lui disais: „hé bien, mon père, nous allons donc pleurer"; et ce mot seul lui tirait déjà des larmes. „Ah!" disait-il en gémissant „rends-la moi, console-moi d'elle, remplis le vide qu'elle a laissé dans mon ame. T'aimerais-je ainsi, si tu n'étais que mon fils?"

Wohl wird Niemand diese Worte in den „Confessions" ohne Rührung lesen; aber ebenso gewiß war Dies nicht der Weg, um das kränkliche und reizbare Kind, das der unschuldige Anlaß zu seiner Mutter Tode gewesen war, zu einem munteren Knaben, zu einem lebensfrohen Jüngling zu machen!

---

*) S. Mag. Nr. 21—23 „Voltaire und seine Beziehungen zu Deutschland."

Aber auch sonst erscheint die Erziehung, die Isaak Rousseau seinen beiden Söhnen angedeihen ließ, in vieler Beziehung fehlsam und bedenklich gewesen zu sein; Jean Jacques' älterer Bruder, der das Gewerbe des Vaters erlernen: Uhrmacher werden sollte, wurde frühzeitig ein Taugenichts, der sich weder der Zucht und Hausordnung seines Vaters, noch der eines anderen Lehrmeisters fügen wollte; das väterliche Haus scheint er, seitdem er anderswo in die Lehre gegeben war, nur noch selten betreten zu haben; Jean Jacques hatte einen Bruder, „den er kaum kannte, aber doch zärtlich liebte und der ihn wieder liebte „autant qu'un polisson peut aimer quelque chose."

Endlich verschwand der Bruder, der sich schon verschiedene „Escapaden" hatte zu Schulden kommen lassen, ganz, woran Vater Rousseau's Vorliebe für den jüngeren Sohn nicht schuldlos gewesen sein dürfte. Kurze Zeit nach seinem Entweichen erfuhr man, daß er sich nach Deutschland gewandt habe; ohne je geschrieben zu haben, ist er dann spurlos verschollen. Jean Jacques, um diese Zeit acht bis neun Jahre alt, war nun der einzige Sohn, das einzige Kind seines eigenthümlich beanlagten und in seinem Gemüthsleben durch den Tod seiner Gattin und des älteren Sohnes Untergang wiederholt hart getroffenen Vaters — jetzt war Jean Jacques sein „Alles"!

„Für Königskinder", sagt Rousseau, „kann nicht mit größerem Eifer gesorgt werden, als für mich in meinen Kinderjahren; von meiner ganzen Umgebung wurde ich vergöttert" et toujours, ce qui est bien plus rare, traité en enfant chéri, jamais en enfant gâté.

Rousseau's Wahrheitsliebe soll nicht angezweifelt werden, aber das betheiligte Kind ist gewiß nicht befähigt, die undeutliche Gränzlinie zwischen der Behandlung als „vergöttertes enfant chéri" und als „enfant gâté" wahrzunehmen; Rousseau ist ohne Zweifel als Kind und Knabe übermäßig verzogen und verzärtelt worden — sein Vater, seines Vaters damals unverheiratete Schwester, die „gute Tante Suson" und seine wackere Bonne Jacqueline haben augenscheinlich Jeder und Jede nach Kräften dazu beigetragen!

„Si j'avais le malheur d'être né prince", beginnt ein Brief Rousseau's vom 10. November 1763 an den Prinzen Ludwig von Württemberg in richtiger Erkenntniß der Gefahren, von welchen die Erziehung der Fürstenkinder bedroht ist; aber man kann auch als eine Art Fürstenkind erzogen werden, wenn man Sohn eines Uhrmachers ist.

Der Vater las mit ihm, dem 6—7jährigen, Romane, die sich in der Nachlassenschaft der Mutter gefunden hatten; kaum sollte man glauben, was Rousseau berichtet: „nous lisions tour-à-tour sans relâche et passions les nuits à cette occupation. Nous ne pouvions jamais quitter qu'à la fin du volume. Quelquefois mon père, entendant le matin les hirondelles, disait tout honteux: allons nous coucher, je suis plus enfant que toi."

Unwillkürlich denken wir an die Schilderung im ersten Capitel des Don Quijote, wo Cervantes die Wirkungen der Ritterromane auf seinen Helden schildert: se daba á leer libros de caballerias con tanta aficion y gusto, que olvidó casi de todo punto el ejercicio de la caza y aun la administracion de su hacienda."

Auf diese gefährliche Weise erwarb Rousseau nicht allein eine große Fertigkeit im Lesen und Verstehen, sondern auch einen unerhört frühzeitigen Einblick in das Getriebe menschlicher Leidenschaften. „Ich hatte noch keinen Begriff von den Dingen, als mir schon sämmtliche Gefühle bekannt waren; ich hatte noch Nichts verstanden und schon Alles empfunden. Die wirren Gefühlsbewegungen, die sich Schlag auf Schlag bei mir folgten, konnten meine Vernunft nicht alteriren, da ich noch keine besaß, aber sie bildeten bei mir eine eigenartige Vernunft (une raison d'une autre trempe) und gaben mir bizarre und romanhafte Begriffe vom menschlichen Leben, von denen mich Erfahrung und Nachdenken nie recht haben heilen können."

Wie groß oder klein die mütterliche Romanbibliothek gewesen sein mag, sie mag genügt haben, Rousseau in die Stimmung zu versetzen, auch seinerseits „als irrender Ritter die Welt zu durchziehen, Gefahren und Abenteuer zu bestehen und sich unsterblichen Namen und Ruhm zu erwerben."

Wer ermißt die weitreichenden Wirkungen der ersten tiefen Eindrücke, zumal wenn Nichts oder wenig geschieht, sie zu verwischen?

„Mit den Romanen", erzählt Rousseau weiter, „waren wir im Jahre 1719 fertig geworden" (Jean Jacques war damals sieben Jahre alt); wir machten uns nun an den uns zugefallenen Theil der Bibliothek des Vaters meiner Mutter. Glücklicherweise fanden sich darin gute Bücher, was ja auch nicht anders sein konnte, da diese Bibliothek durch einen Mann gesammelt war, der allerdings Pastor und nach der damaligen Mode noch obendrein gelehrt, aber auch ein Mann von Geist und Geschmack war." Die „Geschichte der Kirche und des Reichs" von Le Sueur; Bossuet's „Discours sur l'Histoire Universelle", die Geschichte Venedigs von Nani; die Metamorphosen Ovids; La Bruyère; die „Welten" und die „Todtengespräche" Fontenelle's und einige Bände von Molière wurden in dem Arbeitszimmer des Vaters aufgestellt, wo Jean Jacques sie ihm bei der Arbeit vorlas. Das Lieblingsbuch aber war Plutarch, der immer und immer wieder gelesen wurde, so daß er die Romane in den Hintergrund drängte und Agesilaus, Brutus und Aristides bald mehr galten, als Orondate, Artamene und Juba. „Durch diese anziehende Lectüre und die Unterhaltungen, welche sie zwischen meinem Vater und mir veranlaßte, bildete sich der freie und unabhängige Geist, der unbändige und stolze Charakter, der kein Joch und keine Knechtschaft ertragen kann und mich Zeit meines Lebens geplagt hat in Lagen, die am Wenigsten danach angethan waren, ihm freie Bahn zu verschaffen. Stets mit Rom und Athen beschäftigt, gewisser Maßen mit ihren größten Männern lebend, geboren als Bürger einer Republik, und Sohn eines Vaters, dessen stärkste Leidenschaft die Liebe zum Vaterlande war, entflammte mich sein Beispiel; ich hielt mich für einen Griechen oder einen Römer; ich identificirte mich mit der Person, deren Leben ich las, erzählte ich Züge von Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, die mir besonders aufgefallen waren, so funkelten meine Augen, so hob sich meine Stimme; als ich eines Tages bei Tische die Geschichte von Scävola erzählte, erschrak man, wie ich aufsprang und die Hand an ein Kohlenbecken hielt um seine That zu veranschaulichen.*)"

Mit diesem Phantasie-Leben in der Gesellschaft der that-

*) Interessant ist es, mit dieser Schilderung der Wirkung des Plutarch auf Rousseau gewisse Äußerungen Karl's von Moor in den „Räubern" zu vergleichen: „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen.... feuchtohrige Buben fischen Phrases aus der Schlacht bei Cannä und greinen über die Siege des Scipio, weil sie sie exponiren müssen. Schöner Preis für euren Schweiß in der Feldschlacht, daß ihr jetzt in Gymnasien lebet und eure Unsterblichkeit in einem Bücherriemen mühsam fortgeschleppt wird.... Pfui! pfui! über das schlappe Castraten-Jahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen und die Helden des Alterthums mit Commentationen zu schinden und zu verhunzen mit Trauerspielen...." Das ist der Geist Rousseau's, der hier, wie oft, aus Schiller redet!

kräftigsten und lebensvollsten Männer aller Zeiten stand das wirkliche Leben des jungen Rousseau in geradem Gegensatz; bis zu seinem Ausscheiden aus dem Vaterhause durfte er niemals allein mit anderen Knaben auf der Straße umherlaufen; „brachte er seine Zeit nicht mit Lesen oder Schreiben bei seinem Vater oder mit Spaziergehen unter Aufsicht seiner „Mie" Jacqueline zu, so war er immer bei seiner Tante, sah zu, wie sie stickte, hörte zu, wie sie sang, saß oder stand neben ihr und war zufrieden und vergnügt!"

Wer ihn in solchen Verhältnissen beobachtete, konnte nun und nimmer ahnen, daß sich aus diesem verhätschelten und stillen Knaben ein Mann entwickeln würde, dessen feurige und unerschrockene Beredsamkeit wie eine eherne Sturmglocke die Völker an ihre Rechte, die Fürsten an ihre Pflichten erinnerte; der es wagen würde, sich allen Gewalten: auch der öffentlichen Meinung, zu widersetzen; dessen Lebensgang auf Schritt und Tritt den Spruch bestätigen sollte: „Leben heißt ein Kämpfer sein."

Rousseau selbst schließt die Darstellung seiner Kinderjahre, wie folgt: „ainsi commençait à se former ou à se montrer en moi ce coeur à la fois si fier et si tendre, ce caractère efféminé, mais pourtant indomptable, qui flottant toujours entre la faiblesse et le courage, entre la mollesse et la vertu, m'a jusqu'au bout mis en contradiction avec moi-même et a fait que l'abstinence et la jouissance, le plaisir et la sagesse m'ont également échappé."

Der junge Rousseau war kaum zehn Jahre alt geworden, als ein Kaufhandel seines Vaters mit einem als Officier in französischen Diensten stehenden Genfer, Gautier, wobei der Rath die Partei des Letzteren nahm, Isaak Rousseau veranlaßte, Genf auf immer zu verlassen und sich nach Nyon zu begeben; merkwürdiger Weise nahm er Jean Jacques nicht mit; vielmehr wurde dieser mit seinem Vetter Bernard zu dem Pastor Lambercier im Dorfe Bossey in Pension gegeben, „pour y apprendre avec le latin tout le menu fatras dont on l'accompagne sous le nom d'éducation" und der planmäßige Unterricht, das Landleben, der Aufenthalt im Lambercier'schen wohlgeordneten Hause, der tägliche Umgang mit dem Vetter Bernard, der eine ungleich prosaischere Natur, als der junge Rousseau war, brachten diesen zu einem, seinem Knabenalter angemessenen Treiben zurück; hier wurde der Keim zu seiner Vorliebe für das Landleben gelegt, die ihn nie wieder verlassen hat! Leider sollte der Aufenthalt zu Bossey kein ungetrübt freudiges Andenken zurücklassen; die beiden Vettern wurden einst von ihrem Erzieher übertrieben geschlagen, wegen geringer Vergehen, die sie leugneten und deren sie sich, nach Rousseau's Darstellung der Sache, nicht schuldig gemacht hatten.

Den Eindruck dieser unschuldig erlittenen Züchtigung: des ersten erduldeten Unrechts schildert Rousseau auf das Lebhafteste; mit stärkeren Farben ist gewiß noch nie die schwere Verantwortlichkeit geschildert, die sich Eltern und Erzieher bei übereiltem und unbedachtsamem Vollzuge von Strafen aussetzen:

„Là fut le terme de la sérénité de ma vie enfantine. Dès ce moment je cessai de jouir d'un bonheur pur et je sens aujourd'hui même que le souvenir des charmes de mon enfance s'arrête là. Nous restâmes encore à Bossey quelques mois. Nous y fûmes, comme on nous représente le premier homme encore dans le paradis terrestre, mais ayant cessé d'en jouir. C'était en apparence la même situation et en effet une toute autre manière d'être. L'attachement, le respect, l'intimité, la confiance ne liaient plus les élèves à leurs guides; nous ne les regardions plus comme des Dieux qui lisaient dans nos coeurs; nous étions moins honteux de mal faire et plus craintifs d'être accusés: nous commencions à nous cacher, à nous mutiner, à mentir. Tous les vices de notre âge corrompaient notre innocence et enlaidissaient nos jeux. La campagne même perdit à nos yeux cet attrait de douceur et de simplicité qui va au coeur. Elle nous semblait déserte et sombre; elle s'était comme couverte d'un voile, qui nous en cachait les beautés."

Einige Monate nach diesem traurigen Vorgange verließen die beiden Vettern das Haus Lambercier's, um nach Genf in das Haus des Oheims zurückzukehren; Jean Jacques blieb hier noch zwei bis drei Jahre. Der Vetter war zum Geniewesen bestimmt und sein Vater ertheilte ihm Unterricht im Zeichnen und in den Anfangsgründen der Mathematik; Jean Jacques nahm Theil daran.

Im Übrigen scheint man sich im Bernard'schen Hause wenig um die beiden Knaben bekümmert zu haben; der Onkel ging seinen Vergnügungen nach und die Tante sang lieber Psalmen, als daß sie die Erziehung der Jungen überwacht hätte. Übrigens machten dieselben durchaus keinen schlechten Gebrauch von ihrer Freiheit; sie fertigten Käfige, Flöten, Drachen, Trommeln, Häuser, equiffles, Armbrüste u. s. w. an, zeichneten und malten, machten Marionetten und Komödien für die Marionetten, die sie vor den alten Bernards aufführten; als der Onkel aber einst eine schöne von ihm selbst verfaßte Predigt in der Familie vorgelesen hatte, wurden die Komödien aufgegeben und die Predigten cultivirt.

Rousseau findet diese Einzelheiten seiner Jugendgeschichte wenig interessant; uns scheinen dieselben jedoch durchaus nicht ohne Bedeutung, da sie das kindliche Gemüth Jean Jacques' und den eng-häuslichen, aber doch mannigfach anregenden Kreis kennzeichnen, in dem er seine Knabenjahre zubrachte, während der junge Voltaire in den schöngeistigen Kreisen der Pariser vornehmen Welt als Wunderkind paradirte und auf dem Jesuitencolleg Louis le Grand mit den Söhnen des Adels und der hohen Finanz erzogen wurde! Wie würden sich die Charaktere, die Geister und die Verhältnisse Beider gestaltet haben, wenn sie in ihrer Jugend in gerade umgekehrten Medien gelebt hätten?!

„Knospen-Zeichnungen künftiger Genies", sagt Jean Paul, „haben wir fast nicht, außer erst von diesen selber, wenn sie schon Blüthen und Früchte getragen, allein ein fremdes frühes Beobachten derselben würde reicher und reiner darreichen, als ihr eignes, spätes Erinnern." Solche Knospen-Zeichnungen sind aber von höchstem Interesse und aus diesem Grunde haben wir so lange bei Rousseau's frühester Jugend verweilt, um jetzt rascher zu jener Zeit zu gelangen, wo er die Grundlage zu seinem hohen Ruhme legte. Auf eine umständliche Lebensbeschreibung ist es hier ja nicht abgesehen! Als Jean Jacques zu einem Berufe bestimmt werden mußte, schickte man ihn zuerst zu dem „Greffier" der Stadt", „pour apprendre sous lui, comme disait M. Bernard, l'utile métier de Grapignan". Das Schreiberleben gefiel aber Rousseau durchaus nicht; ebenso wenig war der Herr „Greffier" mit ihm zufrieden und Rousseau wurde nun, mit Rücksicht auf seine Neigung zum Zeichnen, in die Lehre zu einem Graveur gegeben, was seinen Stolz um so mehr verletzte, als das Fach seines Lehrmeisters, der „graveur pour l'horlogerie" war, nur ein beschränktes und wahrscheinlich kein besonders geachtetes war. Zum Handwerks-Lehrling war Jean Jacques entschieden nicht geboren, obgleich er sich die Sache auf's Schönste ausmalt, wenn er zu einem bessern Meister gekommen wäre, der ihm gutes Essen gegeben, ihn nicht geprügelt und ihm in allen Dingen seinen freien Willen gelassen hätte! Übrigens sind die Leiden eines Lehrlings gewiß niemals lebhafter empfunden und geschildert worden, als von ihm!

Schon zwei Male hatte er seine sonntäglichen Spaziergänge soweit ausgedehnt, daß er bei seiner abendlichen Rückkehr die Stadtthore verschlossen fand; zum dritten Male hatte ihm der gestrenge Meister einen solchen „Willkommen“ versprochen, daß Rousseau sich davor wohl zu hüten vorgenommen hatte! Leider hatte an dem betreffenden Sonntage ein „verfluchter“ Hauptmann Minutoli die Wache an einem der Thore und diese pflegte das Thor immer eine halbe Stunde früher zu schließen, als die übrigen geschlossen wurden. Gerade an diesem Thor suchte Jean Jacques vergeblich Eingang in die Stadt! — kurz entschlossen und leichten Herzens ging er in die weite Welt! Bald stieß er auf den Proselytenjäger de Pontverre, einen katholischen Priester, der ihn zu der für die katholische Kirche neugewonnenen Madame de Warens schickte — einer jungen Wittwe (oder Strohwittwe), deren Charakter und Treiben trotz der pietätvollen Schönfärberei Rousseau's in hohem Grade fragwürdig erscheint. („Son éducation avait été fort mêlée. Elle avait ainsi que moi perdu sa mère dès sa naissance et recevant indifféremment des instructions, comme elles s'étaient présentées; elle avait appris un peu de sa gouvernante, un peu de son père, un peu de ses maîtres et beaucoup de ses amants.“) Als sie ihren Gemahl verlassen hatte, begab sie sich unter den Schutz des Königs Victor Amadeus, der der liebenswürdigen Convertitin 2000 Francs Pension gab —! Das zwischen der achtundzwanzigjährigen kinderlosen Frau und dem sechszehnjährigen Jünglinge angeknüpfte Verhältniß machte während der dreizehn Jahre, die Rousseau sich mit wenigen Unterbrechungen in ihrem Hause zu Annecy und später in der historisch gewordenen Klause von Charmettes*) vor Chambery aufhielt, alle Wandlungen durch, die sich denken lassen. „Mutter“ Warens machte ihn: „le Petit“, wie sie ihn bis zuletzt nannte, zu ihrem Sohn, ihrem Vertrauten, ihrem Geliebten — und Verwalter, zu welch letzterem Amte sich Rousseau sehr wenig eignete; endlich fand er nach einer längeren Abwesenheit seinen Platz definitiv anderweit besetzt, während mindestens ein interimistischer Verweser seiner wichtigsten Functionen schon neben ihm thätig gewesen war.

Köstlich ist seine Schilderung des Burschen, der ihn bei seiner „Mama“ überflüssig machte:

Ce jeune homme était du Pays-de-Vaud; son père, appellé Vintzenried, était concierge ou soi-disant capitaine du château de Chillon. Le fils de Monsieur le capitaine était garçon perruquier et courait le monde en cette qualité, quand il vint se présenter à Madame de Warens, qui le reçut bien, comme elle faisait tous les passans et surtout ceux de son pays. C'était un grand fade blondin, assez bien fait, le visage plat, l'esprit de même, parlant comme le beau Liandre; mêlant tous les tons, tous les goûts de son état avec la longue histoire de ses bonnes fortunes; ne nommant que la moitié des Marquises, avec lesquelles il avait couché et prétendant n'avoir point coiffé de jolies femmes, dont il n'eût aussi coiffé les maris. Vain, sot, ignorant, insolent; au demeurant le meilleur fils du monde!

Diesen „Associé“, der jedenfalls Gaben besaß, die Madame von Warens besser zu würdigen wußte, als Rousseau*), wollte sich dieser nicht gefallen lassen — man entfremdete sich einander, Rousseau verließ Savoyen und ging nach Paris (1741).

Ob der Aufenthalt bei und das Leben mit der Frau von Warens Rousseau geschadet oder genützt hat, ist schwer zu entscheiden; die Stellung, die er zu ihr einnahm, ist doch, wenigstens zuletzt, eine sehr unwürdige gewesen, was Rousseau gewiß selber empfunden hat, da er es sich während der Zeit von 1728—1741 verschiedentlich angelegen sein ließ, seinen Lebensunterhalt fern von ihr zu finden. So suchte er sich durch Ertheilung von Musikunterricht in Neuenburg; durch Annahme einer Stelle als Secretär und Dolmetscher bei einem griechischen Prälaten (einem Schwindler?), der Europa bereiste, um Beiträge zur Wiederherstellung des heiligen Grabes zu sammeln; durch Annahme einer anderen Secretärstelle, die ihn auf einige Zeit und zwar zum ersten Male nach Paris führte; durch Beschäftigung bei Kataster-Arbeiten in Turin u. s. w. sein Brot und die vielleicht schmerzlich vermißte Unabhängigkeit von der Frau zu verschaffen, bei der er eine so abenteuerliche Stellung einnahm.

Alle seine Versuche waren jedoch erfolglos — er kehrte immer wieder zur „Mama“ zurück, deren Haupt er mit einem seltsamen Glorienschein geschmückt hat. Wir denken bei seiner Schilderung der Madame de Warens an das gewiß selbst empfundene Wort Goethe's: „Man widme einer Person mehr Liebe, mehr Achtung, als sie verdient, sogleich muß man falsch gegen sich und andere werden; man ist genöthigt, auffallende Mängel als Vorzüge zu betrachten und sie bei sich, wie bei anderen, dafür geltend zu machen“!

Andererseits darf man nicht vergessen, in welcher gefährlichen Lage sich der junge Unbedachtsame befand, als er Lehre, Vaterstadt und Verwandtschaft verließ, denn die letztere hat sich, scheint es, so gut wie nicht um ihn bekümmert; selbst der einst so empfindsame Vater, der vielleicht schon um diese Zeit, jedenfalls aber etwas später wieder verheirathet war, scheint den Sohn erster Ehe nicht vermißt zu haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre Jean Jacques gestorben oder verdorben, wie sein älterer Bruder, wenn er nicht das Unterkommen bei Frau von Warens gefunden hätte, das er freilich auch mit dem Wechsel seiner Confession bezahlte: kurze Zeit nach seiner Aufnahme bei ihr wurde er katholisch, um ein Vierteljahrhundert später wieder zur reformirten Kirche zurückzutreten.

Die Muße, die ihm der Aufenthalt bei der „Mama“ gestattete, verschaffte ihm die eifrigst und erfolgreichst benutzte Gelegenheit, sich mit allen möglichen Wissenschaften zu beschäftigen: Musik, römische Klassiker, Geschichte, Naturwissenschaften, insbesondere Botanik, Chemie, Anatomie u. A. wurde mit verzehrendem Eifer tractirt; dazwischen trieb er Landwirthschaft, Bienenzucht u. dgl., sammelte Heilkräuter und half der Mama Arzneien anfertigen.

Die so erlangten vielfachen und gründlichen Kenntnisse verschafften ihm die Bekanntschaft zahlreicher Gelehrten, die er bei seinen Excursionen von Chambéry nach dem südlichen Frankreich

*) Noch heute liest man über den Charmettes die folgende Inschrift:

„Réduit par Jean Jacques habité,
Tu me rappelles son génie,
Sa solitude, sa fierté
Et ses malheurs et sa folie.
A la gloire; à la vérité
Il osa consacrer sa vie
Et fut toujours persécuté
Ou par lui-même ou par l'envie“.

Diese Inschrift ließ Herault de Séchelles im Jahre 1792 anbringen.

*) „Der Bauersknecht schielt nach dem Unterrock und sucht den Himmel dort, den du in den Augen suchst. Wer hat Recht? Ich wäge keine Gründe in dieser Frage und noch viel weniger entscheide ich sie, aber rathen will ich es aus treuem Herzen allen empfindsamen Kandidaten, daß sie sich mit dem Bauern setzen, es könnte sonst auf verdrießliche Weitläuftigkeiten hinauslaufen“ (Lichtenberg).

und der Schweiz aufsuchte — ein Umstand, der ihn seine Kräfte kennen lehrte und den eintönigen Aufenthalt bei Mama gleichfalls verleiden mochte, der Adler fing an, seine Schwingen zu fühlen; er wagte den kühnen Flug in die stürmisch bewegte Welt!

England.

Englische Briefe.*)

London, im Juni.

(Burton: Gold Mines of Midian. — Wallace: Tropical Nature. — Crosse: Roundabout the Carparthians. — Roche: On Trek in the Transvaal. — Robinson: In my Indian Garden. — Jones: Sir Martin Frobisher. — Thompson: Handbook.)

In Zeiten, wie die heutige, wo der Preis des Goldes ein so hoher ist, wirkt es doppelt aufregend, von einem Lande zu hören, das uns Gold und Juwelen im Überfluß zu liefern verspricht. Der wohlbekannte Reisende, Capitän Burton, behauptet, das Land Midian entdeckt zu haben, aus welchem, wie die Bibel uns erzählt, Salomo seine Reichthümer zog und wohin Moses aus dem Antlitz Pharao's floh. Erweist sich diese Entdeckung als wirklich, dann darf man sich allerdings der Hoffnung hingeben, daß der Khedive nicht nur wieder zu Ehren kommt, sondern sogar noch reicher wird, als er je zuvor gewesen; was Wunder daher, wenn Egypter und egyptische Staatsgläubiger die Ohren spitzen, seitdem sie den fast fabelhaft klingenden Bericht über die von Capitän Burton wiederentdeckten Schätze lesen. Das vor uns liegende Buch schildert uns die vorläufige Recognoscirung der Küsten Midian's, die das rothe Meer umsäumen. Die Expedition, die Burton 1876 unternommen hat, in der Hoffnung, dem Khedive in seinen financiellen Verlegenheiten Trost zu bringen, währte nur einen Monat. Aber das Ergebniß ließ selbst die kühnsten Erwartungen des sanguinischen Reisenden weit hinter sich. Denn er fand nicht nur Gold, sondern auch Eisen, Zink, Silber, Blei und Schwefel und zwar in hinreichenden Mengen, um den bergmännischen Abbau lohnend zu machen. Seitdem hat Burton eine zweite Forschungsreise dahin unternommen, die drei Monate in Anspruch nahm und den günstigen Eindruck nicht nur bestätigte, sondern ihn auch die Ruinen von 30 Städten entdecken ließ, von denen er mehrere für identisch hält mit einigen, deren Strabo und Ptolemäus in ihren Schriften Erwähnung thun. Auch fand er Inschriften, Münzen und viele andere Alterthümer. Ein amüsantes Beispiel von Schicksalstücke aber ist der Umstand, daß Nachrichten über die Ergebnisse dieser zweiten bedeutenderen Expedition nach Europa just in dem Augenblicke kamen, als die Schilderung der ersten an die Buchhändler versandt wurde. Man kann also mit aller Wahrheit behaupten, daß der Autor selbst die Schuld trug, wenn sein eigenes Werk veraltete, ehe es neu war. Immerhin bietet uns, bis die Resultate der zweiten Reise im Drucke vor uns liegen, die Schilderung der ersten genug des Interessanten und Belehrenden.

Capitän Burton wurde zuerst auf das Land aufmerksam gemacht durch einen gewissen Haji Wali, der ihm einen Pack voll goldhaltigen Sandes zeigte, den er aus dem Golf von Akabah mitgebracht hatte. Jedoch Niemand wollte den Folgerungen und Vorschlägen Burton's Gehör leihen. Erst nach fünfundzwanzig Jahren gelang es ihm, vom Khedive die Erlaubniß zu erwirken, nach dem Goldlande eine Expedition auszurüsten. Mit Haji Wali, einem Bergingenieur, drei Officieren und einer Anzahl Leute brach er nach der Ostküste des Rothen Meeres auf. Er fand das Land verödet und von einer nomadisirenden Mischbevölkerung bewohnt, die dem Reisenden zwar in den meisten Dingen zu willen war, aber keine Auskunft geben konnte über die Schätze, die ihre Heimat barg. Die rasche, wie bereits erwähnt, nur einen Monat dauernde Durchforschung überzeugte ihn, daß er ein egyptisches Californien entdeckt, wo nichts als Capital, bergmännische Tüchtigkeit und Energie fehlen, um das Wort Midian wiederum gleichbedeutend zu machen mit Reichthum. Aus verschiedenen Anzeichen schließt er außerdem, daß vor der Eroberung durch die Horden des Islam an diesen Küsten Städte geblüht haben müssen, deren Bewohner Bergbau trieben und sich mit der Bearbeitung von Metallen befaßten. Die Ruinen von Städten, Schmelzöfen und Wasserleitungen, sowie Schlacken und Überreste von Töpferwaaren scheinen seine Annahme zu unterstützen und beweisen jedenfalls, daß seine Voraussetzungen der Grundlage nicht ermangeln. Auf die ausführlichere Schilderung der zweiten Expedition, mit der uns der Autor wohl demnächst beschenken wird, harren Archäologen, Geographen, Mineralogen und — egyptische Staatsgläubiger mit großer Ungeduld. Wie wir vernehmen, befindet sich Capitän Burton augenblicklich in England, um eine Gesellschaft für die Bearbeitung der von ihm entdeckten Minen zusammenzubringen. Da der Frieden gesichert erscheint, so steht zu hoffen, daß Unternehmungen, welche menschlicher Wohlfahrt, nicht menschlichem Elend gewidmet sind, wieder größere Gunst bei dem Publikum finden werden.

Herr Wallace, der hervorragende Naturforscher, hat einen Band gesammelter Essays*) veröffentlicht, die verschiedentlich in Zeitschriften erschienen waren und alle, mehr oder weniger, die Tropen zum Vorwurf haben. Er bemüht sich, den weitverbreiteten Irrthum zu widerlegen, daß die Tropenscenerie sich durch prächtige Farben und endlose Abwechslung auszeichne. Dies ist so wenig der Fall, daß der Autor im Gegentheil Einförmigkeit und Einfarbigkeit als die Hauptmerkmale der Tropenlandschaft aufstellen möchte. Die Mannigfaltigkeit zwar ist eine außerordentliche, aber die verschiedenen Species werden nicht nebeneinander gefunden; wo eine derselben vorhanden ist, pflegt sie in Fülle zu wachsen; sowie jedoch der Naturforscher über ihren natürlichen Wohnort hinausgedrungen ist, kann er meilenweit wandern, ehe er denselben Baum oder denselben Käfer oder dieselbe Blume wieder antrifft, die er früher in solcher Menge erblickt hatte. Herr Wallace schreibt diese Eigenthümlichkeit der Gleichmäßigkeit des Klimas zu. Eine Species hat sich an einem Orte entwickelt, das Klima begünstigt diese Entwicklung und sie fährt fort zu wachsen und sich zu vermehren, bis sie oft alle anderen Species verdrängt hat. Die gigantischen Wälder, die also aus Exemplaren einer und derselben Art bestehen, sind mehr einförmig und feierlich wirkend als schön. Ihrer Dichtigkeit wegen dringen die Strahlen der Sonne fast niemals in sie ein, daher sind Blumen in ihnen unbemerkbar und fehlen in Urwäldern oft gänzlich. Man erblickt sie zwar in den Lichtungen, die des Menschen Hand geschlagen, aber nicht in der unberührten Landschaft. — Dies muthet uns in der That seltsam an, da wir ge-

*) The Gold Mines of Midian and the ruined Midianite Cities, by Richard F. Burton. London, 1878. Kegan, Paul & Co.

*) Tropical Nature, and other Essays, by Alfred R. Wallace. London. 1878. Macmillan and Co.

wohnt sind, unter Tropenvegetation eine Art natürlichen Treibhauses zu verstehen; aber die sorgfältige Beobachtung und wissenschaftliche Begeisterung unseres Gelehrten bürgen für seine Glaubwürdigkeit; auch dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß er von jungfräulichen Tropen spricht, die noch keines Menschen Hand verändert hat. Ein Gleiches, wie für die Flora, gilt auch für ihre Fauna; auch hier wird Mannigfaltigkeit erst nach langem Suchen entdeckt und Herr Wallace macht Reisende darauf aufmerksam, daß es großer Geduld und vieler Zeit und Mühe bedarf, um von der Naturforschung in den Tropen nicht stark enttäuscht zu werden. Eine ganz außerordentlich klar geschriebene Abhandlung bespricht die distributive Geographie der Thierwelt. Über Alles erhalten wir eine zufriedenstellende Aufklärung, mit Ausnahme der Eidechse, die, wie der Verfasser gesteht, ihm räthselhaft geblieben ist; denn er fand dieses Thier in den abgelegensten Inseln und wie es je dahin kam, vermag er selbst nicht zu ahnen. Aber ein so positiver Mann der Wissenschaft, wie Herr Wallace es ist, giebt sich mit Vermuthungen nicht ab. Mit derselben Vorsicht geht er zu Werk, wo er seine Ansichten über das Alter der Menschheit kundgiebt, namentlich wenn er berechtigt zu sein glaubt, von Darwin abzuweichen. Ihm zufolge ist die Entwicklung des Menschen eine ganz andere gewesen als die der Thiere im Allgemeinen. Aber er macht dabei die sehr richtige Bemerkung, daß „wie groß auch die intellectuellen Triumphe des neunzehnten Jahrhunderts gewesen sein mögen, wir doch kaum seine Errungenschaften so hoch stellen dürfen, um uns einzubilden, daß wir innerhalb weniger denn zwanzig Jahre aus absoluter Unwissenheit zur fast vollkommenen Erkenntniß übergegangen seien in zwei solch ungeheuren und verwickelten Problemen, wie der Ursprung der Arten und das Alter des Menschen es sind.“ In ausgesprochenster Weise jedoch tritt Wallace der Darwinschen Theorie der Zuchtwahl aus Gründen der Schönheit entgegen; er betrachtet Farbe als ein bloßes Zeichen von Kraft und nur dadurch, daß die Weibchen stets die kräftigsten Vögel zur Begattung erwählen, seien ihre schwächeren Rivalen dazu erwählt, nicht weiter zu existiren. Diesem Farbenthema ist ein ausgezeichneter Essay gewidmet, der geschrieben ist mit all dem leider so seltenen Talente Wallace's, eine specielle Wissenschaft dem Durchschnittsleser anziehend und mundgerecht zu machen. Er ist nicht der Meinung, daß Thiere über Farbe Freude zu empfinden vermögen; sie ist ihnen von Nutzen, insofern sie das Verbergen erleichtert oder zur Warnung oder Erkennung dient. Ebenso bekämpft er Gladstone's Behauptung, daß der Urmensch nur den positiven Unterschied zwischen Hell und Dunkel erkannte. Er stellt sich im Gegentheil mehr auf Max Müller's Seite, daß es die Nomenclatur und nicht die Perception der Farben war, die unseren ersten Ahnen mangelte, wenn er auch zugeben will, daß die scharfe Farbentrennung ein Product der Civilisation sei. Noch niemals haben wir ein Werk gelesen, das uns eine deutlichere Beschreibung der Naturgeschichte der Tropen und ihrer Erscheinungen gegeben hat als diese vortrefflichen Essays.

Von einer so sorgfältigen und tüchtigen Arbeit zu einer ganz gewöhnlichen Reisebeschreibung*) überzugehen, ist in der That ein etwas starker Sprung. Das lebendig geschriebene Buch, das einen Herrn Crosse zum Autor hat, besteht aus nichts anderem als den Skizzen eines Feiertagstouristen über Leben, Landschaft, Sitten und dem unvermeidlichen Sport in den Karpathen. Das Buch ist willkommen in Ermangelung eines besseren, da in England eine krasse Unwissenheit über die weite ungarische Ebene und ihre gemischten Nationalitäten herrscht; bleibenden Werth kann es jedoch durchaus nicht beanspruchen.

Ein weniger pretentiöses, aber bei weitem lesbareres Buch ist die im Plauderton gehaltene Schilderung einer Reise von Natal über das Drakensberggebirge nach der Transvaalrepublik. „Trekking“**) ist die einheimische, etymologisch vielleicht mit dem holländischen Wort „Trekschuyt“ zusammenhängende Benennung der hier üblichen Art über Land zu reisen, nämlich in Wagen, die von achtzehn und mehr Ochsen gezogen werden. Frau Roche, die Verfasserin, begleitete ihren Gemahl, den ein Regierungsauftrag in diese entlegenen Gegenden führte, und da sie glaubte, daß die Erzählung ihrer Reise und Haushaltungsweise nicht nur den Freunden daheim von Interesse, sondern auch andern Leuten von Nutzen sein könnte, die sich etwa als Colonisten in der Transvaalrepublik niederlassen wollten, so veröffentlichte sie ihr geschickt abgefaßtes Tagebuch. Das Buch ist durchaus anspruchslos und will in demselben Geiste aufgefaßt sein; die Erfahrungen und Vorschläge der Verfasserin sind sicherlich von Werth und die Schilderungen des häuslichen Lebens und der Schwierigkeiten des Haushalts sind lebendig und zum Theil sehr amüsant geschrieben. Schwer war es, Lebensmittel zu erlangen, noch schwerer, die einmal erlangten vor den Alles zerstörenden Ameisen zu bewahren. Eine weitere Noth stellten die einheimischen Dienstboten dar, denen die ersten Gebote der Reinlichkeit nur mit vieler Mühe beigebracht werden konnten. Schlimm erging es unserer Engländerin, als sie eines Tages durch eine Thürspalte in die Küche schaute, um sich zu überzeugen, ob der Küchenjunge die Kochgefäße gehörig säubere. Sie hörte ihn mit der Zunge schnalzen (dies ist ein Zeichen der Freude bei den Südafrikanern), als er in der Bratpfanne noch einige Überreste von Fett entdeckte. „Diese Fettüberreste, fährt die Verfasserin fort, wischte er so oft mit den Fingern aus, um diese dann abzulecken, bis die Pfanne leer war. Aber die noch vorhandenen Spuren von Fett, dachte der Bursche bei sich, sollen meinem Wollkopf zu gute kommen. Kaum gedacht, gethan. Die Pfanne hutweise auf den Kopf gestülpt, drehte er sich so lange mit ihr umher, bis ich meinte, er müsse vor Schwindel schier zu Boden sinken. Obwohl nun der Reinlichkeit eigentlich Genüge gethan war, setzte er der ganzen Procedur noch die Krone auf, indem er mit dem unteren Theil seines Hemdes die Pfanne glänzend zu reiben versuchte. Mit einem Seufzer des Bedauerns hing er alsdann das unglückselige Geräth an dem dazu bestimmten Nagel auf.“

Sei es, daß, wie das englische Sprichwort besagt, „familiarity breeds contempt“, oder daß diejenigen, die von Amtswegen nach Indien gesandt werden, keine Beobachtungsgabe besitzen, die Thatsache steht fest, daß wir, obwohl über Anglo-Indische Gesellschaft, Politik und Vergnügungen der Bücher viele geschrieben worden sind, doch über die alltäglichen Vorgänge selten oder nie etwas erfahren. Und doch giebt es in Indien nichts, was nicht des Studiums und der Schilderung werth wäre; — denn die große Vergangenheit hat dem ganzen Lande ihren Stempel aufgedrückt und bis zu den Hunden der Parias hinab, ist Alles klassisch für denjenigen, der die indischen Mythen kennt und zu würdigen versteht. In einer Reihe meisterhaft gezeichneter Skizzen beweist Herr Robinson**), daß er zu der glücklichen

*) Roundabout the Carparthians, by Andrew Crosse. London, 1878. William Blackwood & Sons.

*) On Trek in the Transvaal, or over Berg & Veldt in South Africa, by H. A. Roche. London, 1878. Sampson Low & Co.

**) In my Indian Garden, by Phil. Robinson. London, 1878. Sampson Low & Co.

Minderheit derer gehört, in denen die Vertrautheit mit indischen Dingen keine Gleichgiltigkeit hervorgerufen hat. Die kleinen Bilder, die er uns vorführt, sind abwechselnd heiter und ergreifend, tieferust und muthwillig, anregend und malerisch. Durch sie gewinnen wir einen richtigen Eindruck von der Welt, welche in Indien sich der alltäglichen Beobachtung darbietet. Sie zeigen uns in wirklich bewundernswerth leichten und phantasievollen Zeichnungen, welche Fülle des Stoffs für Kunst, Literatur und malerische Schilderung aus den alltäglichen Erfahrungen eines Europäers in Indien geschöpft werden kann. Der Verfasser schreibt über Käfer, Vögel, Frösche, Bäume und Vierfüßler mit scharfem Blicke für die Lebendigkeit und Energie indischer Scenerien und Creaturen und mit großer Sympathie für das asiatische Kaiserreich, in welchem Angehörige so vieler englischer Familien den größten Theil ihres Daseins zubringen. Aber das einzige, was diese Leute nach ihrer Rückkehr uns zu erzählen pflegen, ist, daß Indien heiß, staubig und entlegen sei und ihre Leber ruinirt habe, und alle Einzelheiten ihres Berichtes scheinen durch die Einwirkung des beschädigten Organs ihre fahle Farbe bekommen zu haben. Unzweifelhaft hat Herr Robinson seine Leber völlig intact erhalten; wie könnte er sonst in so heiterer und angenehmer Weise uns das vielfältige und wechselnde Leben vorführen, das er bei seinen täglichen Spaziergängen in seinem Garten beobachtete. Seine prächtigen Skizzirungen erinnern lebhaft an das classische Werk „White's Natural History of Selborne", das ebenso viele Naturforscher gemacht haben soll, wie Robinson Crusoe Seeleute auf dem Gewissen hat. In unserem Buche findet sich dieselbe Geduld der Beobachtung, dieselbe Aufmerksamkeit auf jeden, auch den geringfügigsten Umstand und überdies der Reiz eines hochgebildeten Geistes, der sein Werk mit passenden Citaten aus den Literaturen aller Zeiten und Länder zu beleben weiß, vom Talmud und Luther's Teufelgesprächen hinab zu den Dichtern der jüngsten Zeit oder hinauf zu den Classikern Hellas' und zum liederreichen Hafis. Wo Alles so gut ist, wird es zu einem heiklen Unternehmen, etwas zu bevorzugen, aber der ätzende Humor, der den Aufsatz über die Mosquitos durchdringt, rührt vielleicht daher, daß der Verfasser, als er ihn schrieb, gerade unter ihren schmerzhaften Stichen sich krümmte, nachdem das Gesumme dieser langsamen Folterknechte ihn bereits in dumpfe Wuth versetzt hatte, denn scheinheilig summen sie ein langes Tischgebet, ehe sie auf dem Körper zu Gaste gehen.

Das Zeitalter der Königin Elisabeth hat, außer literarischen Größen, auch viele Männer hervorgebracht, die unerschrockenen Muthes ihr Leben an die Erforschung unbekannter Meere wagten. Unter diesen nimmt Sir Martin Frobisher*) verdienterweise einen hohen Rang ein, wiewohl sein Ruhm neben dem seiner Zeitgenossen Drake und Hawkins ein wenig erblichen ist. Herr Jones hat wohl daran gethan, das Andenken dieses edlen Mannes wieder aufzufrischen und die großen Dienste, die er im Kampfe gegen die spanische Armada leistete, sowie seine Wagnisse in die eisumgürteten Regionen des Poles uns wieder ins Gedächtniß zu rufen. Die Monographie liest sich angenehm und legt von Neuem Zeugniß ab für die praktische Klugheit, die zu allen Zeiten den Engländer ausgezeichnet hat.

Die Tochter des berühmten englischen Chirurgen, Sir Henry Thompson, hat dem reisenden Publikum einen wirklichen Dienst geleistet durch ihr „Handbuch zu den öffentlichen Gemäldegalerien Europa's."*) Da die Kataloge für jede der Galerien am Orte selbst zusammengetragen und nachgesehen wurden, so sind sie bis zum Tage der Herausgabe correct, wiewohl dies von untergeordneter Bedeutung ist, da in allen öffentlichen Galerien fortwährend Veränderungen vorgenommen werden. Fräulein Thompson's Buch besitzt andere und größere Vorzüge, als ein bloßer Sammelkatalog aller europäischen Galerien zu sein. Der Hauptzweck desselben ist, dem nicht gereisten Touristen ein Hülfsmittel zu bieten und ihn auf die vorzüglichsten und interessantesten Gemälde einer jeden Galerie aufmerksam zu machen, wobei Nummer und Name des Bildes aus dem Localkatalog nur angegeben ist, um das Auffinden zu erleichtern. Das Buch enthält außerdem ein Verzeichniß aller Bilder, nach dem Namen der Maler geordnet. In einem Anhange finden sich kurze, aber sorgfältige Skizzirungen aller europäischen Kunstschulen und einige biographische Notizen über die größten Meister, unter Bezugnahme auf ihre hervorragendsten und typischsten Werke, sowohl derer, die sich in Galerien befinden, als auch derer, die in Kirchen aufbewahrt oder das Eigenthum Privater sind. Was die angeführten Thatsachen und Daten betrifft, so sind sie den besten und bekanntesten Büchern über Kunst entnommen, namentlich aber stützt sich die Verfasserin auf das berühmte Werk der Herren Crowe & Cavalcaselle. Das Handbuch wird sicherlich viel beitragen zu einem verständigen Genuß der Kunstschätze und überdies das Gepäck des Reisenden nicht arg beschweren, da der vielseitige Inhalt in einen Band, nach Stärke und Format der „Tauchnitz-Edition" ähnlich, zusammengedrängt ist.

Frankreich.

Bréal: Zur Mythologie und Linguistik.*)

Untersuchungen, welche sich an Entstehung und Verbreitung von Mythen und Sagen knüpfen, und in Verfolgung streng wissenschaftlicher Zwecke die bedeutendsten Fragen der geistigen Entwickelung der Menschheit berühren, sind wohl selten in so allgemein verständlicher und anziehender Form dargeboten worden wie in vorliegender Arbeit. Es ist ein beneidenswerther Vorzug der besten französischen Gelehrten, daß sie es verstehen ihre wissenschaftlichen Forschungen in eine Form einzukleiden, die auch dem Laien deren Verständniß gestattet und sein Interesse anzuregen und zu fesseln vermag.

Die Darstellung des geistvollen Autors zeichnet sich ganz besonders durch Klarheit und Anschaulichkeit aus. Vollkommen Herr seines reichen Materials weiß er die Thatsachen überzeugend zusammenzustellen, und alle Momente so zu gruppiren, daß der Hauptgedanke sich klar und folgerichtig daraus entwickelt. Dabei macht der Reiz der Form, die geschmackvolle Anordnung, das Buch ebenso anziehend wie lehrreich.

Die Ergebnisse, welche Herr Bréal uns vorlegt, sind im Einzelnen nicht wesentlich neu — er selbst führt die betreffenden Arbeiten der Gelehrten an, welche auf diesen oder jenen Punkt schon vor ihm aufmerksam gemacht haben. Sein Verdienst ist die umfassende Anordnung dieser mancherlei zerstreuten Einzel-

*) The Life of Sir Martin Frobisher, containing or Narrative of the Spanish Armada, by the Revd. F. Jones. London, 1878. Longmans.

*) A Handbook to the Public Picture Galleries of Europe, by Kate Thompson. London, 1878. Macmillan & Co.

*) Mélanges de mythologie et de linguistique par Michel Bréal. Paris, 1877. Hachette et Cie.

beiten zu einem großen, in seiner Tragweite bedeutenden Ganzen. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung die erste längere Arbeit der Sammlung, die Behandlung des Mythus von Hercules und Cacus. Diese Abhandlung ist ein kleines Meisterwerk und kann sich dem besten, was auf diesem Gebiet geleistet ist, an die Seite stellen. Herr Bréal hat aus dem reichen Schatz der Mythen einen der bedeutendsten, vielleicht den allerbedeutendsten herausgegriffen, um an der Hand der wegekundigen Führerin, der Philologie, welche die Namen erläutert und in ihren verschiedenen Umgestaltungen wiedererkennt, nachzuweisen, wie sich in diesem, bei allen Stämmen der indoeuropäischen Rasse in einer oder der andern Form vorkommenden Mythus, ein Erbtheil aus dem uralten Gemeinbesitz dieser Völkerfamilie erhalten hat; eine Erinnerung an die erste religiöse Naturanschauung aus der Kindheit des Menschengeschlechts. Er zeigt, wie dieser Mythus, der bei den Römern sogar scheinbar am Boden haftet, doch in Wahrheit ein uralter, auf langer, weiter Wanderschaft mitgeführter Besitz ist. Denn „der Mensch empfindet das Bedürfniß, die Sagen, welche er von seinen Vätern überkommen, sich selbst näher zu bringen, und er verpflanzt auf den Boden, auf dem er weilt, die Legenden, welche er mitgebracht hat. Die sagenhaften Erzählungen, deren Schauplatz in die Ferne verlegt ist, sind gewöhnlich von verhältnißmäßig späteren Ereignissen hergenommen: während im Gegentheil diejenigen, die im Boden zu wurzeln scheinen, sich auf allen Stationen wiederfinden, welche die Rasse zurückgelegt hat, und eben so viele verschiedene Niederlassungen aufweisen, als die Rasse von dem Ausgangspunkte an Haltplätze (Etappen) gemacht hat. Es ist bewiesen, daß die Völker ihre Geographie mit sich führen, und daß dieselben Fluß- und Bergnamen in beträchtlichen Entfernungen wiederkehren; gerade so ist es mit den sogenannten örtlichen Sagen."

Die Römer bewahrten, trotz des griechischen Einflusses, der sich vom vierten Jahrhundert an auf ihr gesammtes geistiges Leben geltend machte, unter den hellenisirten Namen die Grundzüge ihrer Sage, während dieselbe bei den beweglicheren Griechen in die mannigfachsten Formen gekleidet, und von den Göttern, welche deren ursprüngliche Träger gewesen, auf die Heroen übertragen, und damit, wie bei den Römern, vom Himmel auf die Erde verlegt ward.

Von Griechenland wendet sich Herr Bréal nach Indien, wo derselbe Mythus in weit älterer Fassung im Veda auftritt. Hier, wo die Sprache, dieser bei aller Mythenbildung so überaus wichtige Factor, noch durchsichtig ist, und in dem Namen noch die ursprüngliche Bedeutung der Sache erkennen läßt, stehen wir nicht länger „vor einem fabelhaften Abenteuer, sondern vor einem Naturereigniß; statt eines ein Mal stattgehabten Vorfalls sehen wir ein periodisches Phänomen. Es ist nicht mehr die Rede von einem Kampf zwischen Phantasiehelden; es ist Dyaus, d. h. der Himmel, und nach ihm Indra, welcher Vritra, d. h. die Wolke, zerreißt; indem er sie mit seinem Donnerkeil trifft, läßt er Flammen aus ihr hervorsprühen, und befreit die Wasser, welche das Ungethüm verschlossen hielt. Statt des Vritra, finden wir auch den Namen Ahi, d. h. die Schlange, als Bezeichnung der Wolke . . . Die von dem Dämon gestohlenen Kühe sind eine Schöpfung des ursprünglichen Idioms, das, da es jeden Gegenstand nach seiner augenfälligsten Eigenschaft bezeichnete, die Idee der Bewegung gewählt hatte, um einerseits den Stier, andererseits die am Himmel dahinziehende Wolke danach zu benennen. So verschwindet der Mythus in dem Augenblick, wo man ihn erklärt."

In der persischen Tradition wird der vom Himmelsgott bekämpfte Dämon zur Verkörperung des bösen Princips, das im ewigen Gegensatz zu dem guten begriffen ist, und so auch zu dem Symbol des moralischen Kampfes, den der Mensch in seiner Doppelnatur zu bestehen hat. — „Von Persien aus fand der Mythus auch Eingang in Judäa: die versuchende Schlange im dritten Capitel der Genesis erinnert zu direct an Ahriman, um nicht iranischer Herkunft zu sein. Dieselbe Anschauung zeigt sich noch entschiedener in der Apokalypse und fand von da aus Eingang in die christliche Welt: die localen Sagen der von Helden besiegten Ungeheuer konnten fortbestehen, wenn sie sich auf die heilige Erzählung beriefen, und an die Stelle der ehemaligen Sieger Heilige der christlichen Religion setzten . . . In Deutschland beziehen sich noch viele Ausdrücke, Namen und Bräuche auf den Vritramythus. Auch die alte deutsche Literatur ist noch erfüllt von der Erinnerung an diesen Mythus. Das Nibelungenlied feiert den Sieg Siegfrieds über den Drachen, welcher die Schätze des Königs Nifling (König der Wolken) hütete. Die skandinavischen Sänger schreiben dem Gott Donar dieselbe Heldenthat zu."

So erhält sich der Grundzug des Mythus trotz aller Wandlungen, die er erleidet, durch das Nichtverständniß oder Mißverständniß der Sprache wie des Inhalts, durch die Veränderung der religiösen Anschauung, welche ihn trägt, durch willkürliche wie unwillkürliche Um- und Mißdeutung, eigenmächtige Gestaltung und Umformung seines Stoffes Seitens der Dichter. In allem Wechsel der Behandlung bleibt der Grundzug, und „ebenso wunderbar wie seine Dauer, welche beinah der Unsterblichkeit gleicht, ist auch in unseren Augen die so verschiedenartige Anwendung, welche die verschiedenen Fractionen der indoeuropäischen Rasse von demselben Mythus gemacht haben. Bei den Griechen bleibt er der Poesie angehörig; bei den Römern ist er eine Nationalsage und dringt ein in das religiöse und politische Leben des Volkes; die Hindus, welche ihrer Mythologie entfremdet worden, machen ihn zum Text der gezwungensten Auslegungen, und suchen in ihm die Bestätigung ihrer philosophischen Speculationen. Die Iranier, welche ihm eine metaphysische Wendung geben, finden darin Stoff zu einer Religion . . . Vielleicht müssen wir in dieser Idee, welche eine so hohe Stelle in den Religionen und in den Bräuchen der indoeuropäischen Rasse einnimmt, die erste Äußerung ihres intellectuellen Lebens erblicken. Auch die Dichtung beschäftigt sich stets mit diesem Stoffe, besonders gern das Heldengedicht, und vielleicht beruhen Râmâyana und Ilias auf einer und derselben Basis, wie Odyssee, Aeneide, Nibelungen und Schâh-nameh entschieden Episoden enthalten, welche daran mahnen." So bewahrt die Menschheit die Erinnerungen aus ihrer Kindheit ebenso treu, zähe und wohl auch unbewußt wie der einzelne Mensch die seinen wahrt und während seines ganzen Lebens unter dem Einflusse dieser mächtigsten, nachhaltigsten Eindrücke der ersten Jugend steht.

Wir haben versucht in großen Umrissen das Resultat dieser so interessanten Arbeit zu geben. Natürlich ist hier nicht der Ort, die einzelnen Bindeglieder auch nur anzudeuten, welche in streng geschlossener Kette zu diesem wichtigen Ergebniß führen.

Die übrigen Aufsätze des Buches sind meist Wiederabdrücke. Im Anschluß an die erste Arbeit folgt eine Besprechung der Ödipussage, in welcher auch eine der vielfachen Formen des großen Solarmythus erkannt wird.

Als besonders interessant möchte ich außerdem unter den übrigen Aufsätzen noch die Antrittsrede des Verfassers am Collège de France erwähnen, „De la méthode comparative appliquée à l'étude des langues, welche im Jahre 1864 gehalten, eine gedrängte Über-

sicht über den damaligen Stand der betreffenden Studien, speciell in Frankreich giebt; „De la forme et de la fonction des mots.“ „Les progrès de la grammaire comparée.“ „Les idées latentes du langage“, welche ihren Gegenstand ebenso übersichtlich wie klar behandeln und voll feiner treffender Betrachtungen sind über das Wesen der Sprache, wie z. B. die folgenden, welche ich zum Schluß noch anführen möchte: „Es liegt in dem Wesen der Sprache, daß sie unsere Ideen nur in sehr unvollkommener Weise ausdrückt, und daß es ihr nicht gelingen würde, den einfachsten und elementarsten Gedanken darzustellen, wenn unsere Intelligenz dem Wort nicht beständig zu Hülfe käme, und durch die Erkenntniß, welche sie aus sich selbst schöpft, nicht die Unzulänglichkeit ihres Dolmetschers ergänzte. Wir haben so sehr die Gewohnheit, die Lücken der Sprache auszufüllen und ihren Doppelsinn zu deuten, daß wir ihre Unvollkommenheiten kaum empfinden. Aber wenn wir für einen Augenblick das vergessen, was wir unserer Bildung danken, und dann die Bedeutungselemente, aus denen unsere Idiome bestehen, eins nach dem andern prüfen, so werden wir sehen, daß wir der Sprache eine Anzahl von Begriffen und Ideen zuschreiben, die sie stillschweigend übergeht, und daß wir es sind, welche in der That die Glieder ergänzen, die sie unserer Ansicht nach ausdrückt. Ich füge hinzu, daß die Sprache, weil sie dem stillschweigend Vorausgesetzten (sous-entendu) solch enormen Antheil läßt, fähig ist, sich dem Fortschritt des menschlichen Gedankens anzupassen. Eine Sprache, welche genau Alles das darstellte, was in einem gegebenen Augenblick in unserem Verstand vorhanden ist, und welche alle Regungen unserer Intelligenz mit einem Ausdruck begleitete, würde, weit entfernt uns zu dienen, uns Zwang anthun, denn es müßte sich entweder die Sprache bei jeder neuen Idee modificiren, oder das Verfahren unseres Geistes müßte sich stets gleich bleiben, um den Mechanismus der Sprache nicht zu zerstören.“

Es ist ein Genuß, eine Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände zu lesen, welche, ohne jede Verflachung, so im besten Sinne populär, nämlich allgemein verständlich ist. M. B.

Spanien.

Zwei neue Cervantes-Biographien.

Wer ließe nicht gern einmal wieder das Leben jenes liebenswürdigsten und sympathischsten aller spanischer Dichter an sich vorüberziehen, wenn eine kundige Hand es aufrollt, jenes Dichters, dessen Leben halb abenteuerlich und romanhaft, halb tragisch, durch und durch aber vom edelsten Humor erfüllt ist? Ganz richtig urtheilt Baumstark, daß Cervantes, wie er durch seine schriftstellerischen Leistungen als ein Fürst im Reiche des Geistes dasteht, so durch seine persönlichen Erlebnisse und Prüfungen als ein Held im Reiche des sittlichen Lebens erscheint.

Ich kann das von Baumstark*) entworfene nicht umfangreiche Lebensbild allen Verehrern dieses wahren Helden unbedingt empfehlen; die Darstellung ist gut gelungen, die Angaben richtig, der Standpunkt des Verfassers wenn auch der katholische so doch nicht der extrem-ultramontane; zudem stört derselbe nur hie und da die sonst ansprechende Beschreibung, und es fehlen unmotivirte Digressionen in majorem dei gloriam, wie sie sonst wohl beliebt sind. Das Urtheil des Verfassers ist im Gegentheile freimüthig, besonders in allem, was die staatlichen Verhältnisse betrifft; daß er unbedingt für seinen Helden einsteht, ist nicht zu verwundern; denn an dessen lichter Persönlichkeit haftet kaum ein Schatten, wenn man das abzieht, wovon er als Spanier des 16. Jahrhunderts nicht frei bleiben konnte. Einen vornehmeren, edleren Geist hat es unter den Schriftstellern wohl kaum jemals gegeben als Cervantes; freilich ein nobler Charakter war Don Quijote auch, und Cervantes war nicht ganz frei von Don-Quijoterie, dies Wort im besten Sinne verstanden.

Cervantes war ein treuer Sohn seiner Kirche, indeß kein sklavischer Geist, kein Frömmler; Reformatorisches fehlte ihm durchaus, denn ihm fehlte die dafür nothwendige Unzufriedenheit. Daher geht Baumstark zu weit, wenn er sich nicht allein gegen diejenigen erklärt, welche den Cervantes unter die Zahl der Aufgeklärten, d. h. der Kirchenfeinde einzureihen bestrebt sind, was freilich absurd genug ist, sondern auch ganz besonders seine Kirchlichkeit hervorhebt, so daß aus Cervantes fast ein Heiliger wird, wie die Legende einen solchen aus dem Cid gemacht hat, der von solchem Verdienste weit entfernt war. Statt Kirchlichkeit Christlichkeit gesetzt — einverstanden! Cervantes vermeidet es auf Religiöses mehr als nöthig zu sprechen zu kommen, schon aus Furcht, eine bezügliche Äußerung könne ihm falsch gedeutet werden und ihm eine Anklage beim heiligen Gerichte einbringen, wie dasselbe ja auch in der That wenigstens eine Stelle im Don Quijote verdammt hat. Daher seine wiederholte Betheuerung seiner Orthodoxie, seiner Überzeugung vom freien Willen des Menschen (libero albedrio) und ähnliches. Daß er sich in einen geistlichen Orden und nicht lange vor seinem Tode noch in einen zweiten aufnehmen ließ, beweist wohl seine fromme Gesinnung, vielleicht auch eine gewisse Vorsicht, nicht mehr. Er war allerdings ein aufgeklärter Christ, an dessen Parteinahme für die damals von der Inquisition beherrschte und von Haß und Kampf gegen jede freie religiöse und wissenschaftliche Überzeugung erfüllte Kirche zu zweifeln wir mehr als genügenden Grund haben, grade weil wir ihn über seine Zeit hochstellen. Sein tiefes Gemüth und sein liebenswürdiger edler Geist bedurften wohl der Segnungen der Religion, nicht aber des starren unbeugsamen Dogmas, das die schöne Entwickelung manches edlen Volkes zurückgehalten, seine Cultur gewissermaßen petrificirt hat. Man suche und wird finden, daß kaum jemals ein Schriftsteller in allen Lebenslagen eine größere Noblesse bewiesen, einen unerschöpflicheren Humor bewahrt, eine so staunenswerthe Anspruchslosigkeit und Aufopferung aller persönlichen Vortheile für andere, für das Vaterland und seinen Glauben bethätigt hat, wie wir alles dies von Cervantes rückhaltlos rühmen können; er war ein Christ im höchsten Sinne, lassen wir ihn drum aus dem Spiele, wo es sich um confessionelle Differenzen handelt; solche Männer sind nicht katholisch, nicht protestantisch; sie gehören einer idealen Religion an, die zu allen Zeiten nur wenig Anhänger gezählt hat.

In dieser Hinsicht ist besonders merkwürdig die gerade von Baumstark hervorgehobene Unparteilichkeit und Großmut, mit welcher der Dichter in der Novelle „die Spanierin in England“ die englische Königin Elisabeth darstellt; nur ein unbefangener Spanier, der über dem Glauben der Menge stand, konnte so weit gehen. Anderseits fehlte ihm zum Reformator, ich meine dazu für eine Reformation der Kirche überhaupt Sinn zu haben, diejenige Unzufriedenheit, welche den Geist aufregen und zum Bruche mit dem Alten treiben muß. Trotz seiner Armut und Noth, trotz

---

*) Cervantes, ein spanisches Lebensbild, von Reinhold Baumstark. Freiburg i. Br., 1875. Herdersche Verlagsbuchhandlung.

seiner Enttäuschungen und Nöthe blieb er immer in seiner heiteren, harmonischen Stimmung, die von der ihn umgebenden Welt nicht getrübt wurde. Man lese die wundervolle Vorrede zu seinem Pérsiles und die Widmung an den Grafen von Lemos, beides von dem bejahrten, armen und zum Tode kranken Dichter geschrieben und grade darum das herrlichste Zeugniß seines Geistes, das Schönste mit, was er geschrieben.

Außerdem überwog in Cervantes unzweifelhaft das nationale Gefühl das religiöse um ein gut Theil, und es ist einseitig, seinen leuchtenden Charakter vorzüglich aus dem Grunde eines ebenso gläubigen wie praktischen Christenthums ableiten zu wollen; wozu denn für große, edle Charaktere Gründe dafür, daß sie so und so sind, außerhalb ihrer selber suchen?

Der Analyse der Werke des Cervantes, welche Baumstark unternimmt, kann ich fast durchweg zustimmen; sie beschränkt sich auf kurze, aber meist glückliche Charakteristik und Nachweis des bleibenden Gehaltes der einzelnen Werke, ohne in Weitschweifigkeit und Pedanterie oder übertriebene Anerkennung von allem ohne Ausnahme zu verfallen.

Schließlich eine Berichtigung. Die bekannte Äußerung des Cervantes, in der Vorrede zum Don Quijote, daß dieser in einem Gefängnisse erzeugt worden sei (se engendró en una cárcel), wird auch von Baumstark wörtlich genommen; und doch ist eine solche Auslegung höchst unwahrscheinlich, wie Herr Nicolás Diaz de Benjumea in einem Aufsatze der Revista Contemporánea (1877, Nr. 44), wie ich glaube, mit Glück nachgewiesen hat. Nach ihm verstand Cervantes unter Gefängniß die Hauptstadt Madrid, ein Bild, das so häufig bei den spanischen Schriftstellern ist, sei es von einem bestimmten Orte oder von der ganzen Erde, ein Bild, das auch im Hamlet in dem Gespräche zwischen Hamlet und Rosenkranz und Güldenstern vorkommt. Liest man dann den Anfang jenes Prologs noch einmal aufmerksam durch und beachtet besonders den Gegensatz zwischen dem Gefängnisse und der Freiheit und Lieblichkeit des Landlebens, der Anmut der Flüsse, dem Murmeln der Quellen, und dazu andere Umstände, auf die Benjumea hinweist, so kommt man zu der Überzeugung, daß jene Gefangenschaft in Argamasilla ein Mythus ist, entstanden aus der falschen Auslegung eben der genannten Stelle. Und ist dem so, dann erscheint freilich jener Einfall des Herrn Hartzenbusch und Rosell, in dem vermeintlichen Gefängnisse des Cervantes, der casa de Medrano in jenem Argamasilla, eine äußerst splendide und kostspielige, im Übrigen unkritische und werthlose Ausgabe des Don Quijote zu drucken (Madrid 1863—65), auf dem Gipfelpunkte der Lächerlichkeit. (S. darüber auch Delius' Kritik im Jahrbuch für Rom. Spr. B. X, S. 219.)

Ein anderes weniger umfangreiches, doch nicht minder gelungenes Lebensbild von Cervantes ist jüngst aus dem Nachlaß Prosper Merimée's, als Einleitung zur Übersetzung des Don Quijote ins Französische von M. Lucien Biart, veröffentlicht worden.*) Es fußt auf Navarrates Biographie (1819) und auf der von Jerónimo Moran, welcher zu jener die Resultate der neueren Forschungen über Cervantes hinzugefügt hat; diese letztere steht vor der Ausgabe des Don Quijote durch die spanische Akademie (1862). Man erfährt daher nichts Neues aus Merimées Darstellung; sie empfiehlt sich aber durch die geschickte Zusammenstellung der Hauptdaten aus Cervantes Leben, sowie durch das besonnene und feine Urtheil im Einzelnen.

Von den neueren Entdeckungen über das Leben des Cervantes sind zwei von höherem Interesse. Für die Jahre 1568—1570 wußte man von dem Dichter nichts, im Jahre 1570 befand er sich in Diensten beim Cardinal Aquaviva in Rom. Aus welchem Grunde hatte er nun Spanien verlassen und sich jenem Prälaten angeschlossen? Ein Document, welches Moran aus dem Archive von Simancas veröffentlicht, scheint uns darüber aufzuklären; mehr als ein „scheint" läßt sich freilich nicht sagen. Das besagte Document ist ein Verhaftbefehl auf Grund eines gerichtlichen Urtheils gegen einen Miguel de Zerbantes, vom 15. September 1569. Die Orthographie Zerbantes ist ohne jegliche Bedeutung; der Dichter zeichnete selbst Cerbantes; b und v, c und z*) waren dem Klange nach kaum verschieden. Das Urtheil lautet auf zehn Jahre Verbannung und auf Handabhauen wegen einer Verwundung eines gewissen Antonio de Segura, welcher „andante en esa corte" genannt wird. Dieses bedeutet vermuthlich nichts anderes als Polizeibeamter im Dienste des Königs. Nach den Gesetzen der Zeit standen zehn Jahre Verbannung auf die Verwundung eines Alguacil oder Polizisten bei der Ausführung seines Dienstes, und die Verstümmelung der Hand darauf, wenn einer an dem Orte, wo der König residirte, das Schwert zog. Ist also jener verurtheilte Zerbantes unser Dichter, so begreift man, warum er Spanien verließ, ohne Schwierigkeit. Der Cardinal verließ Spanien im Dezember 1568 und ging über Valencia nach Rom zurück, eine Route die Cervantes im Pérsiles genau beschreibt. Erst im September 1569 erfolgte dann das Urtheil in contumaciam.

Das Zweite ist ein Brief in Versen, welchen Cervantes von Algier aus 1579 an Mateo Vazquez, den bekannten Geheimschreiber Philipp's II. und Feind des Antonio Perez, richtete, entdeckt in dem Archive des Grafen von Altamira und veröffentlicht 1862 in der Ausgabe des Don Quijote durch die Akademie. Cervantes erzählt darin einfach und kurz seine Erlebnisse seit seinem Eintritte in den königlichen Dienst bis zu seiner Gefangennehmung. Er beschwört den König das Piratennest zu zerstören; „die Unternehmung ist leicht; es handelt sich darum, einen elenden Platz (una bicoca) zu zerstören, welcher mit Waffen und Vertheidigern schlecht versorgt ist. Jeden Tag blickt eine Menge von Unglücklichen nach dem Horizonte und hofft dort eine Flotte zu erspähen; König, du hast den Schlüssel des traurigen Gefängnisses, wo 20,000 Christen sterben." Leider fand der Dichter kein Gehör.

Schließlich noch eine Bemerkung. Mérimée ebensowohl wie andere, z. B. Morel-Fatio in seiner schönen Ausgabe des Mágico prodigioso**), berufen sich in ihrer ungünstigen Beurtheilung des nationalen spanischen Lustspiels, insbesondere der Degen- und Mantelstücke, auf die Urtheile der spanischen Dichter jener Zeit, die von ihren Schauspielen meist geringschätzig, von ihren Nachahmungen der alten oder italienischen Klassiker dagegen mit höherem Stolze sprechen. Mit anderen Worten, von dem Klassicitätsdogma befangen fühlen sie nicht, daß sie Vertreter einer neuen, der höchsten Vollendung fähigen, allerdings barbarischen oder, was dasselbe ist, nationalspanischen Form des Schauspiels sind; sie verkennen ihre Bedeutung und Stellung in der Entwickelung der heimischen Dichtkunst; und das ist ganz natürlich. Sie waren originell und schufen Neues ohne klassische Vorbilder und einengende Regeln von den drei Einheiten u. a. dgl.

*) La vie et l'oeuvre de Cervantes, besonderer Abdruck in der Revue de deux mondes, T. XXIV. 1877.

*) Vgl. Joret, du c dans les langues romanes; man setzte ursprünglich c, den tonlosen interdentalen Spiranten im Anlaute, z, den tönenden, im Auslaute.

**) Heilbronn, Gebr. Henninger. 1877.

Und eben darin liegt ihr Verdienst und Werth; so wurden ihre Stücke die treuesten Spiegelbilder des realen Lebens ihrer Zeit, zum Theil erhoben sie sich aber auch zu idealen Vorbildern, ohne darum den kräftigen Boden lebendigen Volksthums zu verlassen. Was aber, frage ich, haben jene Urtheile der spanischen Dichter für uns für eine Bedeutung? Wenn Lope de Vega in seiner „arte nuevo de hacer comedias en este tiempo" urtheilt, die „Comedia" sei ein barbarisches Product und allen Regeln der Kunst zuwider; wenn er von sich sagt, er lasse sich von Plautus und Terenz beim Dichten nicht dreinreden, obwohl er sie „die Wahrheit" nennt; wenn er erklärt, er schreibe nach der Kunst, welche diejenigen, die nach dem Beifalle der Menge trachteten, erfunden haben, denn wer bezahle, nach dessen Geschmack müsse man sich richten; diejenigen aber, welche noch mit Kunst, d. i. klassisch dichteten, stürben ohne Ruhm und Lohn: so ist das historisch sehr interessant, ohne doch unser ästhetisches Urtheil irgendwie beeinflussen zu können. Im Übrigen indeß auf diese Frage einzugehen, ist hier nicht am Orte; eine Art Antwort darauf ist das ganze schöne Werk v. Schacks über das spanische Drama.

Die Novellen, nächst dem Don Quijote das Bedeutendste was Cervantes geschrieben, sind bei Mérimée so gut wie vergessen; die bekannte Angabe, Cervantes und Shakespeare seien am nämlichen Tage, 19. April 1618, gestorben, stimmt nicht, wenn man die verschiedene Kalenderrechnung in Betracht zieht.

P. Förster.

Polen.

Memoiren des Grafen Friedrich Skarbek.*)

Nicht zum ersten Male erwähnen wir hier den Namen des Grafen Friedrich Skarbek: wir haben in diesen Blättern bereits sein aus vier Theilen bestehendes Geschichtswerk eingehend besprochen.**) Heute wollen wir über sein letztes Werk, seine Memoiren, berichten, deren Schluß übrigens nicht er, sondern der Herausgeber geschrieben hat.

Warum wohl Graf Skarbek dieser Arbeit den Titel „Memoiren" (Pamiętniki) gab? Wir würden sie lieber „Autobiographie" genannt haben, denn wenn wir auch aus dem über zwanzig Bogen umfassenden Werke viele historische Personen genauer kennen lernen, als es bisher der Fall gewesen, und dies unser Urtheil über sie theilweise ändert, so enthält es doch zumal eine Schilderung des Lebensganges des Verfassers selbst. Allerdings fällt dieses Leben in eine an hochwichtigen Ereignissen überreiche Zeit. (Skarbek ist gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1792) geboren und am 25. October 1866 gestorben.)

Skarbek hat, wie er selbst sagt, seine Memoiren in dem Alter zu schreiben begonnen, in welchem die Erinnerung an die Vergangenheit dem Menschen die größte Freude bereitet, weil er dann schon lieber von dem spricht, was er selbst erlebt hat, als von der Zukunft träumt. Geistig rüstig und trotz der vielen Leiden, welche er während seines thatenreichen Lebens überstanden hatte, ungebeugt, fühlte er noch im späten Alter das Bedürfniß geistig zu arbeiten, um zu vergessen, was ihn quälte. Da Skarbek in dieser Arbeit kein gelehrtes, systematisch bearbeitetes und auf Quellen gestütztes oder gar aus ihnen geschöpftes Werk bieten wollte, sondern aus seiner Erinnerung schrieb, so weht uns aus diesen Memoiren eine so menschliche Wärme entgegen, daß, obwohl wir wissen das historisch treu geschilderte Leben des Verfassers vor uns zu haben, wir diese Blätter mit einer Spannung lesen, wie sie sonst wohl ein Roman hervorruft.

Wie in allen seinen uns bekannten Arbeiten ist Graf Skarbek auch in der uns vorliegenden seinem Charakter treu, — im strengsten Sinne des Wortes ein glaubwürdiger historischer Zeuge zur Beurtheilung von Thaten, die er während seines langen Lebens beobachtet, von Personen, mit denen er in Berührung gekommen ist, und der künftige Geschichtsforscher wird Skarbek vernehmen müssen, wenn er ohne Vorurtheil über die Geschichte des östlichen Europas während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu einem Urtheil kommen will.

Ich kann hier nicht auch nur annähernd den Inhalt des ganzen Werkes angeben, ich beschränke mich darauf hervorzuheben, daß Skarbek auf jeder Seite seines Werkes den echten polnischen Patrioten verräth, welcher es einst gewagt hatte dem Kaiser Nicolaus I., als dieser ihn (im December 1830) zum Mitgliede der „einstweiligen Regierung Polens" ernannte, zu sagen: „Sire, je consacrerai tous mes moyens au service de mon pays." Nirgends läßt er sich hinreißen, seinen nationalen oder persönlichen Gegnern gegenüber ungerecht, oder auch nur hart zu sein; ja häufig wagt er es, Vorurtheile seiner Landsleute zu widerlegen. Als Beispiel für das Letztere sei Folgendes angeführt.

Nach der Occupation Warschau's durch Preußen gründete die Regierung bekanntlich in dieser Stadt ein Lyceum, in welchem die polnische Jugend sich für deutsche Universitäten vorbereiten sollte. Rector dieser Anstalt war Samuel Linde, ein Deutscher aus Thorn, der das Polnische nicht sprach. Trotzdem verfaßte er ein polnisches Wörterbuch, das eine wahre Zierde der polnischen Literatur und ein ewiges Denkmal für den eisernen Fleiß und die Gelehrsamkeit seines Verfassers bleiben wird. Als ich vor jenen zwanzig Jahren nach Warschau kam, sagten mir dortige Bekannte, Männer, die durchaus nicht die Absicht hatten aus Patriotismus Unwahrheiten zu verbreiten, daß nicht Linde der wirkliche Verfasser des berühmten Wörterbuches sei; er habe das Manuscript fertig unter den Papieren eines Polen (der Name dieses angeblichen Verfassers ist mir entfallen) gefunden und unter seinem eigenen Namen herausgegeben. Diese Ansicht ist landläufig, und deutet zum mindesten darauf hin, daß man das monumentale Werk einem Nationalpolen vindiciren wollte. Skarbek hat in seinen Memoiren diesem Bestreben ein für alle Mal ein Ende gemacht. Auch ihm ist das hier mitgetheilte Gerücht nicht unbekannt gewesen und deßhalb sagt er ausdrücklich, „Zur Widerlegung dieser Verläumdung kann ich anführen, daß als ich im Hause Linde's lebte, ich gesehen habe, wie er jeden Tag an diesem ausgezeichneten Werke gearbeitet hat. Er hatte ein Zimmer, welches ganz mit Schubladen, die wie Setzerkasten in Druckereien aussahen, angefüllt gewesen ist. In den einzelnen Fächern dieser Setzerkasten lagen alphabetarisch geordnet Zettelchen mit den Namen verschiedener Autoren, oder mit Definitionen von Wörtern, welche ins Wörterbuch aufgenommen werden sollten. Ich habe eigenhändig die Zettelchen in die verschiedenen Fächer hineingelegt und geordnet, welche Linde jeden Tag in sein Manuscript eingetragen hat."

Diese Stelle aus Skarbek's „Memoiren" wird wohl ein für alle Mal das Märchen über das Finden des fertigen Manuscriptes zum Wörterbuche Linde's aus dem Sagenkreise des polnischen Volkes streichen.

---

*) Pamiętniki Fryderyka hrabiego Skarbka. Posen, 1878. J. K. Zupański.

**) Magazin 1877. Nr. 44 und 52.

Auch über das Leben des Fürsten Paszkiewicz cursirten und cursiren wohl noch heute in Warschau verschiedene ihn erniedrigende Gerüchte. Das Zeugniß Skarbek's, der nicht ein großer Freund des Fürsten gewesen, weil er von ihm zurückgesetzt worden ist, muß auch diesen verleumderischen Gerüchten den Boden entziehen. Paszkiewicz erscheint nach Skarbek's Darstellung als Mensch, der im Privatleben viele liebenswürdige Eigenschaften besessen hat, trotzdem er als Statthalter im unterjochten Polen mit despotischer Strenge herrschte und die Corruption in allen Richtungen begünstigte.

Wir möchten fast zweifeln, ob bereits die jetzige Generation dem Grafen Skarbek gerecht werden, ihm für seine Arbeit die gebührende Anerkennung zollen wird. Noch leben zu viele derer, die an den verschiedenen Aufständen in Polen Theil genommen, theilweise sie sogar angefacht haben, und Skarbek verdammt alle diese Aufstände, weil sie sein von ihm wahrhaft geliebtes Vaterland von der Bahn der culturellen Entwickelung entfernt haben, die allein zur Erhaltung der Nationalität führen kann. Skarbek selbst scheint dies gefühlt zu haben, denn er sagt am Schlusse der Vorrede, daß er eine Rechtfertigung seines Verfahrens nicht versuchen will, daß er jedoch sein Ziel erreicht habe, wenn spätere Geschlechter zugestehen werden, daß er während seines ganzen Lebens bemüht gewesen sei, sich einen guten Namen zu schaffen und diesen seinen Nachkommen zu hinterlassen.

Zum Schlusse bemerken wir, daß Graf Skarbek nicht blos Geschichtsschreiber gewesen ist; er hat sich auch auf dramatischem und staatspolitischem Gebiete vielfach versucht. Über seine Komödien wollen wir uns kein Urtheil erlauben; über einige seiner größeren staatspolitischen Arbeiten hat die französische und deutsche Presse seiner Zeit sich nur günstig ausgesprochen. Über sein Werk: „Essai de morale civique" (Brüssel, 1861) äußerte sich **Robert Mohl** in einem an den Verfasser gerichteten Schreiben folgendermaßen:

„Der Empfang Ihrer interessanten Arbeit hat mir eine sehr angenehme Überraschung bereitet. Unter den neueren wissenschaftlichen Arbeiten giebt es wenig Gegenstände, welche interessanter wären als die Begründung der Grundsätze der politischen Moral. Diese bis jetzt so sehr vernachlässigten Forschungen bedürfen in diesem Augenblicke vielleicht mehr als je einer gewissenhaften Bearbeitung, und man hatte keine große Hoffnung, daß sich irgend jemand mit diesem Gegenstand befassen werde. Die Philosophen und Theologen wissen nicht viel von dem, um was es sich hier handelt; die Publicisten aber glauben Alles gethan zu haben, wenn sie sich nur mit den Gesetzen befassen. Meine Stimme kann wohl keinen Einfluß auf Ihre künftige literarische Arbeiten ausüben, aber erlauben Sie, daß ich Sie mit vielen Andern dazu ermuntere, diese erste Skizze Ihrer wichtigen Ansichten in ein umfangreiches Werk umzuwandeln. Wer, wie Sie, gleichzeitig ein gelehrter Staatsmann und Mitglied der höheren Gesellschaft ist, ist allein im Stande eine so schöne Aufgabe zu lösen.

„Sie erlauben, daß ich Ihnen meine Ansicht über ihre Arbeit kund gebe; ich gestehe also offen, daß ich sie mit dem größten Interesse gelesen habe, und vollkommen die in ihr ausgesprochenen Grundsätze und Ansichten theile. Der zweite, dritte und vierte Abschnitt (in welchen Skarbek die Traditionen, falschen Urtheile und politischen Träumereien bespricht, welche die Begründung der öffentlichen Moral verhindern) haben meine Bewunderung erregt und mich erfreut, denn ich mußte zugestehen, daß in ihnen Gegenstände behandelt werden, welche sichtlich hierher gehören, bis jetzt aber gänzlich meiner Aufmerksamkeit entgangen sind. Der Kreis der politischen Moral wird hierdurch erweitert, das System der Wissenschaft vervollständigt. Ich mache nur zwei Bemerkungen und zwar erstens, daß ich wünsche in Ihrer Arbeit, so viel dies möglich, eine Abhandlung über die moralischen Pflichten der Monarchen zu finden, aber ich glaube, daß Verhältnisse und Umstände der Ausfüllung dieser Lücke im Wege stehen mögen. Zweitens aber wünsche ich, daß Sie reiflich erwägen, ob das Gefühl der Billigkeit (l'equité), wie Sie behaupten, als Hauptbasis der politischen Moral dienen kann, und ob es nicht nothwendig sei, eine wichtigere, bestimmtere Basis für diese Wissenschaft in den Pflichten und im moralischen Gefühle des Menschen zu suchen. Wenn ich nicht irre, so gestehen Sie wiederholt in Ihrer Arbeit ja auch selbst zu, daß die Billigkeit als Basis der politischen Moral nicht vollkommen ausreichend sei, was am besten der schöne Schluß Ihrer Arbeit darthut."

Eine Folge dieser Ermunterung Robert Mohl's war, daß Graf Skarbek ein umfangreiches Werk unter dem Titel „Traité de moral publique" verfaßte, welches in Paris erschien.

Albin Kohn.

Kleine Rundschau.

— **Die Katharsis des Aristoteles.** Als der selige Stagirite die unschuldig klingenden Worte schrieb: „Es ist die Tragödie die Nachahmung einer Handlung, welche durch Mitleid und Furcht die Reinigung von derartigen Affekten vollbringt", da ahnte er nicht, wie entsetzlich undeutlich er sich ausdrückte, und welche Streitigkeiten er ein paar Jahrtausende später unter den Philologen anzetteln würde. „Reinigung" — welche Sorte, ästhetische, moralische oder medicinische? Wer oder was soll gereinigt werden, die Leidenschaften der tragischen Personen, oder die der Zuschauer, oder die Leidenschaften selbst? „Derartiger Affecte" oder „von derartigen Affecten", — ist das ein subjectiver oder ein objectiver Genitiv? Sind „derartige Affekte" nur Mitleid und Furcht, oder alle mit ihnen verwandte, also z. B. auch ihre Gegensätze, Gefühllosigkeit und Übermut? Damit sind die aufgeworfenen Fragen noch lange nicht erschöpft; die Wißbegier, der Scharfsinn und die Zanksucht der Fachgelehrten hat der Katharsis-Literatur einen enormen Umfang gegeben, nun fügt ihr Herr Anton Bullinger einen einzigen, gut geschriebenen Bogen hinzu,*) der, wie er meint, die Sache zum endgiltigen Abschluß bringen soll, und dessen Inhalt sich auf Schillers Worte reduciren läßt, der Gegenstand der Tragödie ist:

das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Möge es dem Autor gelungen sein, wenigstens in diesem Punkte den ewigen Frieden herzustellen; wir wünschen es, glauben es aber nicht. O. S. S.

— Die „**philosophische Bibliothek**" oder „Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit", welche unter Mitwirkung namhafter Gelehrten von J. H. v. Kirchmann herausgegeben wird, (Leipzig. Erich Koschny) brachte im 233. Heft eine sehr interessante Abhandlung des Professor Ludwig Noack „Über

*) Der endlich entdeckte Schlüssel zum Verständniß der Aristotelischen Lehre von der tragischen Katharsis. Von Anton Bullinger, K. Studienlehrer in Dillingen. München, 1878. Theodor Ackermann.

Leben und Schriften des Johannes Scotus Erigena, die Wissenschaft und Bildung seiner Zeit, die Voraussetzungen seines Denkens und Wissens und den Gehalt seiner Weltanschauung." Die Abhandlung dient zur Erläuterung der Übersetzung der fünf Bücher Erigena's „Über die Eintheilung der Natur," und giebt dankenswerthe Aufschlüsse über den merkwürdigen Mann, „der sich an dem nur spärlich von Sternen erhellten Nachthimmel barbarischer Jahrhunderte wie ein glänzendes Meteor abhebt." Neben Rhabanus Maurus zierte er den Hof Karl's des Kahlen, ging nach dessen Tode auf Alfred's des Großen Ruf nach England, und wurde um das Jahr 889, als Abt von Malmesbury, von seinen Mönchen und Schülern ermordet. „Auf eine in der Geschichte des menschlichen Geistes sonst nicht wieder vorkommende Weise sehen wir bei Erigena Theologie und Philosophie, Theismus und Pantheismus, realistische und idealistische, empirische und spekulative Weltbetrachtung, dialektisches und mystisches Erkennen mit einander im Streit liegen." — Die Hefte 249—253 enthalten Kant's Physische Geographie; die drei folgenden, Erläuterungen zu Kant's Schriften zur Naturphilosophie; und 257 und 258, Aristoteles' Zweite Analytiken, die Regeln und Gesetze, auf welchen die materiale Wahrheit und die Erkenntniß in den Wissenschaften beruht. Herr von Kirchmann stellt sie, wohl mit Recht, ihrem Werthe nach unter die Ersten Analytiken, welche die Regeln und Gesetze des Denkens an sich, mag sein Inhalt sein, welcher er wolle, und insbesondere die innerhalb des Schließens gültigen, ermitteln und feststellen. Sein Grund ist schlagend. Während die aristotelische Logik, so weit sie den Inhalt der ersten Analytiken bildet, ziemlich unverändert noch heute unerschütterlich dasteht, ist von der in den Zweiten enthaltenen gegenwärtig nur Weniges, und selbst das nur in veränderter Gestalt zu brauchen.

O. S. S.

— **Die „Jagdbilder aus Siebenbürgen" von Sylvan***) reihen sich als gefällige Neuigkeit in die Jagdliteratur ein. Der Verfasser, in welchem wir einen österreichischen Militär von sehr behaglichem Charakter vermuthen, ist wohlgeübt im Waidwerk und suchte sich die noch sehr naturwüchsigen Reviere des alten Sachsenlandes an den südöstlichen Marken der österreichisch-ungarischen Monarchie längere Zeit zum Tummelplatze seiner Jagdleidenschaft aus. Da schildert er nun, wie er sich in Gesellschaft sächsischer, rumänischer und slavischer Jünger des Nimrod an den Jagdausflügen auf Hühner und Schnepfen, auf Gemsen, ja auf Bären und Wölfe betheiligte. Die Schilderungen sind sehr ansprechend, aber sie führen zu dem Schluß, daß der Verfasser mehr Landschafts- als Thiermaler ist, d. h. daß er seine Beobachtungen mehr auf die Eigenthümlichkeiten der Landschaften, die er durchzogen, als auf die Eigenthümlichkeiten der von ihm verfolgten Thiere gerichtet hat. Er giebt uns landschaftliche Bilder, in denen die Schönheiten der jungfräulichen Wälder und die wilden Gebirge des dortigen Landes unter dem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten mit frischen Farben dargestellt werden, und in welchen die Jäger, Hunde und gejagten Thiere eigentlich nur die nothwendige Staffage bilden. So wird die Erwartung, der Verfasser werde neue interessante Einzelheiten aus dem in Siebenbürgen noch ziemlich ungestörten Thierleben zu Tage fördern, nur in geringem Maße erfüllt. Diesen Mangel gleicht sein Buch indeß durch andere Vorzüge aus. Vor Allem ist es der Gegensatz zu der unter Münchhausens Schutze gern auftretenden Art der Jagdgeschichten, der sich wohlthuend geltend macht; die Persönlichkeit des Verfassers liebt es im schattigen Hintergrunde zu bleiben. Seine beinahe andächtige Verehrung des duftigen Waldes wirkt erfrischend, und manche von ihm hervorgehobene Eigenart siebenbürgischer Jagdbeflissenheit wird auf die Genossen in Diana guten Eindruck machen.

*) Minden, 1878. W. Köhler.

— **Die klerikale Presse im Jahre 1878.** Die Übersicht der katholischen bezw. klerikalen Presse, welche der Buchhändler Leo Wörl in Würzburg unlängst zum dritten Male hat erscheinen lassen*), ist ein mit Umsicht und Geschick, sowie mit großer Lokal- und Personenkenntniß zusammengestelltes Handbuch, welchem wir nur für die liberale, conservative, socialdemokratische und sonstige Partei-Presse ebenbürtige und gleichwerthige Pendants erstehen zu sehen wünschen.

Eine katholische oder richtiger, insoweit politische Blätter in Betracht kommen, eine klerikale Presse hat es auch bei uns in Deutschland schon vor dem Ausbruch des Kulturkampfes gegeben, wie z. B. die „Köln. Volksztg.", die „Augsb. Postztg." u. A., welche Organe sich allerdings früher zunächst als christlich-conservative gerirten. Mit dem Beginn des Kulturkampfes in Preußen trat diese Presse aus ihrer Defensive heraus, verwandelte sich in eine klerikale oder ultramontane und nahm in wenigen Jahren einen Aufschwung, wie er gleichzeitig nur noch bei der socialdemokratischen Journalistik wahrzunehmen gewesen. Am Rhein, in Schlesien, in Alt-Bayern entstanden neue klerikale Zeitungen, die bestehenden erweiterten sich, in Berlin selbst wurde ein klerikales Central-Organ gegründet. Höher als die anderen Parteien schätzte die klerikale die Presse; ihr widmete sie alsbald vorzugsweise ihre Kräfte. Und so sehen wir sie heute im Besitze einer Parteipresse, welche zwar quantitativ wie qualitativ noch Mancherlei zu wünschen übrig läßt, welche zwar der politischen bezw. parlamentarischen Bedeutung der Partei keineswegs entspricht, die aber im Hinblick auf ihre Jugend die Partei zu großen Erwartungen berechtigt.

Herr Wörl hat diesmal seiner „Weltrundschau" eine „statistische Übersicht der katholischen Zeitungen und Zeitschriften der gesammten Erdoberfläche" beigefügt. Eine Addition dieser Statistik, welche ich vorgenommen, verglichen mit der Gesammtzahl aller auf der Erde erscheinenden periodischen Schriften überhaupt liefert nun folgendes Ergebniß:

Es erschienen 1877/78 an Zeitungen, Zeitschriften und periodischen Schriften

in	insgesammt	davon katholischer Tendenz
A. Europa.		
1) Deutschland	3800	266
2) Österreich-Ungarn	1250	91
3) Der Schweiz	480	50
4) Großbritannien	2500	42
5) Frankreich	2000	42
6) Italien	1150	154
7) Rußland	500	—
8) Schweden	300	—
9) Norwegen	180	—
10) Dänemark	250	1
11) Spanien	400	50
12) Portugal	250	24
13) Holland	250	62
14) Belgien	250	154
15) Türkei-Griechenland . . .	200	1

*) Welt-Rundschau über die katholische Presse zu Neujahr 1878. Würzburg, 1878. Leo Wörl'sche Buch- und kirchliche Kunstverlagshandlung.

in	insgesammt	davon katholischer Tendenz
B. Amerika.		
1) Nord-Amerika	8500	113
2) Süd-Amerika	1000	11
C. Asien	375	1
D. Afrika	50	—
E. Australien	100	—

Somit erscheinen auf dem Erdball gegenwärtig 1 62 Journale, welche mehr oder minder ausschließlich der katholischen bezw. klerikalen Sache dienen.

Ein Blick auf diese Zahl und auf das Verhältniß derselben zu der Gesammtzahl aller Blätter belehrt zum Mindesten, daß die katholische Presse noch weiterer Entwickelung fähig ist. Herr Wörl, welcher in seiner „Weltrundschau" von der Presse jedes einzelnen Landes, ja von jedem einzelnen Blatte eine kurze Charakteristik und Kritik giebt, kommt ebenfalls zu dieser Erkenntniß und rückhaltslos spricht er sein mißfälliges oder abfälliges Urtheil, seine Unzufriedenheit und seinen Tadel aus, wo ihm die katholische Presse unzulänglich erscheint. Bitter beklagt er die bayerischen Verhältnisse, behufs deren Verbesserung er die Gründung neuer klerikaler Blätter, insbesondere eines bayerischen Central-Organs, in Vorschlag bringt, mit Unmut weist er auf die österreichische, französische und italienische katholische Presse hin, die im Grunde genommen wenig einflußreich sei, weil sie in die eigentlichen Volkskreise gar nicht dringe. Freimüthig constatirt er u. A., daß von den 1,400,000 täglich in Paris gedruckten Zeitungsexemplaren ca. 1 Million „abscheuliche", 344,000 „mittelmäßige" und nur 56,000 „gute" Zeitungen sind, daß sämmtliche katholischen Blätter von Paris daselbst im Ganzen nur 6000 Abonnenten haben &c. Wie in diesen Ländern, soviel gesteht auch Herr Wörl zu, die klerikale d. h. katholisch-politische Presse ein kümmerliches Dasein fristet, so vegetirt sie auch in Nord-Amerika, in England-Irland, in Portugal, selbst in der Schweiz. Nur in Belgien, Dank der dortigen Preßfreiheit, und in Spanien, Dank der dortigen Preßunfreiheit, scheint es mit den klerikalen Blättern besser zu stehen.

In der That, wohin wir auch blicken, nirgend hat es die katholisch-politische Presse bisher zu rechtem Einfluß bringen können, ihre tonangebenden Blätter selbst haben doch eine verhältnißmäßig sehr kleine Auflage; die „Germania" mit 7025, die „Köln. Volksztg." mit 8600 in Deutschland, das „Vaterland" mit 4000 in Österreich-Ungarn, der „Monde", das „Univers" mit je ca. 7000 in Frankreich, die Central-Organe in Rom mit noch weit weniger Abonnenten — welch' kleinen Einfluß nur vermögen sie auszuüben gegenüber den neben ihnen stehenden, ungleich massenhafter verbreiteten, längst eingebürgerten nicht-klerikalen Zeitungen! Daß dagegen in Deutschland wie auch anderwärts die katholisch-unpolitische, meist Erbauungszwecken dienende Presse über Organe verfügt, welche nach Zehntausenden Absatz finden, wie z. B. das „Augsb. Wochenbl.", die Donauwörther „Monika" mit je 40,000 Abonnenten, soll nicht unerwähnt bleiben.

Sachkenntniß und Freimut zieren die Wörl'sche Rundschau und werden ihr Anerkennung verschaffen auch in Kreisen, welche den klerikalen Bestrebungen sonst ferne stehen. Was Herr Wörl im Vorwort seiner Partei anempfiehlt: „Entschiedenes, mannhaftes Eintreten für Wahrheit, Freiheit und Recht, furchtlose Bekämpfung aller falschen Principien — verbunden mit einer edlen, der katholischen Sache würdigen Schreib- und Kampfesweise" — wer möchte es — mutatis mutandis — nicht allen Parteien zur Darnachachtung an's Herz legen! Paul Dehn.

Mancherlei.

In „La Ligue à Pontoise et dans le Vexin français" (Pontoise, Seyès), erzählt Henri Le Charpentier sehr ausführlich die Geschichte einer französischen Stadt während jener unruhigen Zeit, wo Heinrich IV., le „Béarnais", sein Reich mit dem Degen in der Hand eroberte und sich gegen die Liguisten und Spanier wie ein gewöhnlicher Ritter schlug, manchmal besiegt, öfter siegend, immer tapfer und verschmitzt. In dieser Epoche wurde die Stadt Pontoise, die sich der liguistischen Partei angeschlossen, zweimal belagert. Das erste Mal erlitt der Herzog von Epernon, der den Angriff leitete, eine gründliche Niederlage. Das zweite Mal erschien der „Béarnais" selbst vor der Festung, die sich so glänzend wehrte; aber, nach manchen blutigen Kämpfen, des langen Widerstands müde, erkaufte er den Gouverneur, d'Alincourt; Pontoise kostete ihn 18 Millionen. Ach, sagte Heinrich IV., „on ne m'a pas rendu mon royaume, on me l'a vendu, et bien vendu." D'Alincourt wurde dann zum Gouverneur der Stadt Lyon ernannt; er war ein Mann, der die Leute gern aufzog. Einmal, als ein Courier durch Lyon kam, sagte d'Alincourt ohne zu grüßen: „Mon ami, que disait-on à Paris lorsque vous êtes parti? — Les vêpres, Monsieur. — Je vous demande ce qu'il y avait de nouveau? — Des pois verts, Monsieur. — D'Alincourt verstand, daß er auf einen Schlaukopf getroffen war; er nahm den Hut ab: „Monsieur, comment vous nommez-vous?" — „Ce n'est pas réglé", antwortete der Courier, „tantôt mon ami, tantôt Monsieur", und er ging fort.

Publisher's Weekly erwähnt unter den neuesten amerikanischen Publicationen Memorial and Bibliographical Sketches von James Freeman Clarke in Boston, die unter anderm Aufsätze enthalten über Governor Andrew, James Freeman, Charles Sumner, Theodor Parker, Dr. Samuel G. Howe, William Ellery Channing, Dr. Gannett, Samuel B. May, Dr. Susan Dimmock, George D. Prentice, George Keats, u. s. w., u. s. w.

Hand-Book of Patriotism (bei Burnton & Lorey) enthält die Unabhängigkeitserklärung, die Artikel der Conföderation, Constitution der Vereinigten Staaten nebst Amendements, Washington's Abschiedsrede, Lincoln's Emancipationsproclamation, zweite Eröffnungsrede und Rede in Gettysburg. (P's. W.)

Memoir of William Francis Bartlott, by Francis Winthrop Palfrey.*) Der Held dieser Memoiren, einer der ausgezeichnetsten Söhne Massachusett's, trat bei Beginn des letzten amerikanischen Krieges als Gemeiner in die Armee, und verließ sie, nachdem er bis zum Schluß des Krieges gedient hatte, mit dem Rang eines Brevet-Generalmajors. Er diente nicht allein mit Ehren, sondern erwarb sich auch den Ruf eines tapferen, edlen, ritterlichen Kriegers. Er ward mehrere Male verwundet, ward gefangen genommen und erlitt die schlimmsten Qualen einer Gefangenschaft im Süden; er starb im Dezember 1876, da seine Constitution durch die Anstrengungen und Entbehrungen, welche er ausgehalten, vollständig untergraben war. Auf den Bericht über sein Leben, sowohl als Soldat wie als Bürger, können Alle, die ihn

*) Houghton, Osgood & Co.

liebten, stolz sein — dem größeren Publikum bietet er einige graphische Bilder von den berühmtesten Schlachtfeldern des Krieges, und die rührende Schilderung eines außergewöhnlich reinen und edlen Charakters. (P. W.)

Dr. E. Nestle hat im British Museum entdeckt: Conr. Pellicani „De modo legendi Hebraeum", die erste hebräische Grammatik, welche von einem Christen verfaßt ist, und zugleich das erste Buch, das in Deutschland mit hebräischen Lettern gedruckt worden. Es ist in Tübingen photolithographirt. (Librarian Journal.)

Das Januar-Februarheft des Library Journal enthält die officiellen, eingehenden Berichte über die Verhandlungen der englischen Bibliothekarconferenz, in deren letzter Sitzung (5. October 1877) die Library Association of the United Kingdom gegründet ward. Die Gegenstände dieser Verhandlungen beziehen sich vorwiegend auf Specialitäten wie Katalogisiren, Indexe, Einrichtung der Bibliotheken, Aufstellung, Ausgabe der Bücher u. s. w. Nur die Verhandlungen über die Bedeutung der Bibliotheken als Bildungsmittel für das Volk, und die hierauf bezüglichen Fragen — z. B. über Ankauf und Ausgabe von Romanen — sind von allgemeinerem Interesse. — Auch die übrigen Artikel dieses umfangreichen Heftes (etwa achtzig Seiten Quart enggedruckt) behandeln meist Punkte, welche mehr Interesse für Fachgenossen haben als für das große Publikum. Amüsant liest sich die Notiz über die Art, wie man in Paris und London 1862 Bücher von der Bibliothek erhielt. So liberal die englische Art im Vergleich mit der französischen hier erscheint, so wird doch mit Bezug auf die Verhandlungen der Conferenz den englischen Bibliothekaren mancher Vorwurf gemacht den amerikanischen gegenüber. Der englische Bibliothekar pflegt zu denken, daß die Bibliothek für die Bücher da ist, während der Amerikaner meint, Bücher wie Bibliotheken seien für das Publikum da.

Ein neues Kunstjournal erscheint in London seit Mai d. J., The Magazine of Art (Cassel, Petter & Galpin), das viel zu leisten verspricht.

Prof. Hiram Corson, von Cornell, welchem die Aufgabe anvertraut ist, die unter Leitung der Chaucer Society von London vorbereitete Glossarial Concordance to Chaucer's Works zu ediren, sammelt Material zu einer Geschichte der englischen Literatur des vierzehnten Jahrhunderts. Die Werke von Langland, Wyclif, Chaucer und Glover werden den Kern der Arbeit bilden, die auch eine Übersicht der älteren Literatur aus der angelsächsischen Zeit geben wird. (P's. W.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Andrew, W. P.: India and her Neighbours. London, W. H. Allen. 15 s.

Brown, M. E.: Tales from the Old Dramatists. London, Remington. 7 s. 6 d.

Denison, G. A.: Notes of my Life. Oxford, Parker. 12 s.

Grant, J.: The Lord Hermitage. 3 vols. London, Chatto & W. 31 s. 6 d.

Hill, G. B.: Dr. Johnson — His Friends and his Critics. London, Smith & E. 8 s.

Smart, Hawley: Sunshine and Snow: a Novel. 3 vols. London, Chapman. 31 s. 6 d.

Swinburne, A. C.: Poems & Ballads. 2nd Series. London, Chatto & W. 8 s.

Work about Five Dials. London, Macmillan. 6 s.

II. Französisch.

Bentzon, Th.: Un Remords. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Cazotte le Diable amoureux. Variantes, Fac-simile, Bibliographie. Paris, A. Quantin. 10 fr.

Costa de Beauregard et M. A. Perrin: Catalogue de l'Exposition archéologique du Département de la Savoie. In 4° de 70 pages avec 21 photographies. Paris, Reinwald & Cie. 25 fr.

Hardy, E.: Etudes militaires historiques d'après les Archives du Dépôt de la Guerre. — Le Siége de Maëstricht. — L'armée de Sambre-et-Meuse pendant la campagne d'automne de 1794. In-8 avec 7 plans. Paris, J. Dumaine. 2 fr.

Jacolliot, Louis: Le Crime de Pitcairn Taiti, Souvenirs de Voyage en Océanie. (Paraitra 5 au 10 août.) Paris, Dreyfous. 2 fr.

Martin, H.: Histoire de France depuis 1789 jusqu'a nos jours. vol. I. Paris, Furne, Jouvet & Cie. (Complet in 7 Bänden.) 7 fr.

Mazaroz, J. P.: Histoire des Corporations françaises d'Arts & Métiers Paris, Germer Baillière. 8 fr.

Polo, Marco: Récits sur l'histoire, les moeurs et les coutumes des Mongols, sur l'empire chinois et ses merveilles sur Gengis-Khan etc. — Texte original français du XIIIe siècle, rajeuni et annoté par H. Bellenger. 1 vol. in 18 petit-jésus. Paris, Dreyfous. 2 fr.

Rousseau, Rodolphe: Des Sociétés commerciales françaises et étrangères résumé de Doctrine et de Jurisprudence. 2 vols. Paris, Marescq ainé. 18 fr.

Spinoza: Dieu, l'homme et la béatitude. Traduit par Janet. 1 vol. in-18. Paris, Germer Baillière. 2 fr. 50.

III. Amerikanisch.

Alden, W. L.: Shooting-Stars as observed from the „Sixth Column" of the Times. New-York. 6 ℳ.

Ayres, G. B.: How to Paint Photographs in Water-Colours and in Oil. How to work in Crayon, make the Chromo-Photograph retouch Negatives, and Instructions in Ceramic Painting. New-York. 12 ℳ 60.

Clark, F. B. Jr.: Manual of the Law of Crimes and Criminal Practice in Alabama. In 4 parts. Montgomery. 30 ℳ.

Centennial Exhibition. Official Reports of the International Board, of Judges, Centennial Exhibition, 1876. Edited by Walker. 32 vols. Philadelphia. 126 ℳ.

Johnson, E. A.: Winter Greeneries at Home. New-York. 6 ℳ.

Nicholls, W. J.: American Railway Builder: a Handbook for Estimating the Probable Cost of American Railway Construction and Equipment. Philadelphia. 12 ℳ 60.

Prescott, G. B.: Speaking Telephone, Talking Phonograph, and other Novelties. Illustr. New-York. 18 ℳ.

Spencer, J. A. & Lossing, Benson J.: A Complete History of the United States, from the Earliest Period to the Present Administration. Illustr. 2 vols. Philadelphia. 84 ℳ.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Anzeigen werden die 3spalt. Zeile mit 25 Pf. berechnet.

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Begründet von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den . August 1878. [Nº 32.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Jean Jacques Rousseau.

Aus Anlaß seines hundertjährigen Todestags.

II.

Rousseau kam im Jahre 1741 mit der Hoffnung nach Paris, dort eine Erfindung zu verwerthen, welche die Erlernung des Lesens der Musiknoten und die Entzifferung ihrer Bedeutung erleichtern sollte; er verlas am 22. August 1742 eine Denkschrift über diese Erfindung in der Akademie der Wissenschaften, konnte damit jedoch trotz des ihm vielfach gespendeten Lobes nicht durchdringen; namentlich scheint Rameau begründete Einwürfe gemacht zu haben gegen dieses System, das jede denkbare Musik mit ihren Schlüsseln, Pausen, Octaven, Takten, Tempi, Notenwerthen ꝛc. durch einfache Zahlen ausdrücken wollte.

Näheres über Rousseau's Methode findet sich in der „Dissertation sur la Musique moderne“, worin der Inhalt der Denkschrift eingehender und ausführlicher dargestellt ist.

Der schneidige Ton der Vorrede war sicher nicht geeignet, die Gegner seines Systems zu gewinnen. So sagt er u. A.:

„Je sais que les musiciens ne sont pas traitables sur ce chapitre. La musique pour eux n'est pas la science des sons; c'est celle des noires, des blanches, des double-croches et dès que ces figures cesseraient d'affecter leurs yeux, ils ne croiraient jamais voir réellement de la musique. La crainte de redevenir écoliers et surtout le train de cette habitude qu'ils prennent pour la science même, leur feront toujours regarder avec mépris ou avec effroi tout ce qu'on leur proposerait en ce genre.“ Und: „Imaginer d'autres signes que ceux dont s'est servi le divin Lulli, est non seulement la plus haute extravagance dont l'esprit humain soit capable, mais c'est encore une espèce de sacrilège. Lulli est un dieu dont le doigt est venu fixer à jamais l'état de ces sacrés caractères, il faut qu'ils soient éternisés par ses ouvrages; il n'est plus permis d'y toucher sans se rendre criminel et il faudra au pied de la lettre, que tous les jeunes gens qui apprendront désormais la musique, paient un tribut de deux ou trois ans au mérite de Lulli. Si ce ne sont pas là les propres termes, c'est du moins le sens des objections, que j'ai oui faire cent fois contre tout projet qui tendrait à réformer cette partie de la musique.“

Übrigens brachten ihn die Verhandlung des Gegenstandes vor der Akademie und die sich daran knüpfenden Erörterungen vielfach in nähere Beziehungen zu hervorragenden Männern (u. A. Diderot, Grimm) und Frauen von Paris; der Jesuit Castel rieth ihm, die Damen zu besuchen, „parce qu'on ne fait rien à Paris que par elles“ und führte ihn bei Madame de Besenval, Madame Dupin, Madame d'Epinay, Madame d'Houdetot, Herrn de Francueil u. A. ein. Durch Vermittlung dieser und anderer Freunde wurde er Secretär des französischen Gesandten zu Venedig, de Montaigu; im April oder Mai 1743 reiste er nach Venedig ab, hielt es jedoch nur anderthalb Jahre im Dienste des Gesandten aus, der ihm noch obendrein seinen Gehalt ganz oder doch theilweise schuldig blieb. Von verschiedenen Seiten hat man versucht, die Stellung Rousseau's zu dem Gesandten als eine sehr untergeordnete (als die eines Lakaien oder dergleichen) darzustellen; u. A. hat Voltaire sich in dieser Richtung bemüht, als er in späteren Jahren mit Rousseau zerfallen war; Rousseau erklärte dagegen: „Si M. de Voltaire a dit qu'au lieu d'avoir été secrétaire de l'ambassadeur de France à Venise j'ai été son valet, M. de Voltaire en a menti comme un impudent. Si dans les années 1743 et 1744 je n'ai pas été premier secrétaire de l'ambassadeur de France, si je n'ai pas fait les fonctions de secrétaire d'ambassade, si je n'ai pas eu les honneurs au sénat de Venise, j'en aurais menti moi-même.“

Jedenfalls hat Rousseau die Zeit, welche er im Dienste der Diplomatie zubrachte, besser benutzt, als dies meist von den jungen Herren dieses Berufes zu geschehen pflegt; nach Paris zurückgekehrt, versuchte er, durch Beschwerde bei der Behörde vergeblich seine Gehaltsrückstände von dem Gesandten zu erhalten, was ihn zu bittern Gedanken und Äußerungen über die Unterdrückung der Schwachen und die Ungerechtigkeiten der Mächtigen veranlaßte.

Seinen Unterhalt suchte er sich als Musiker, insbesondere als Componist, und als Literat zu verschaffen, was jedenfalls mit Schwierigkeiten für ihn verbunden gewesen sein muß, da er im Jahre 1747 den Posten eines Secretärs bei Madame Dupin mit 900 Franken jährlichen Gehalts annahm.

Im Jahre 1745 knüpften sich die ersten Beziehungen zwischen Voltaire und Rousseau an, die sich später so oft als Feinde gegenüberstehen sollten; in eine noch folgenreichere unheilvolle Verbindung aber trat der arme Rousseau in demselben Jahre zu Therese Le Vasseur!

Ob es eine Monographie über sein Verhältniß zu dieser Frau und die Folgen, welche dasselbe für sein Leben hatte, giebt? jedenfalls müßte eine solche Arbeit, von einem zuständigen Kenner menschlicher Verhältnisse der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend bearbeitet, von höchstem Interesse sein!

Man hat die Geschichte der Favoritinnen, berühmter Liebespaare, berühmter und geistreicher Frauen geschrieben — schwerer, aber vielleicht ungleich lehrreicher wären Darstellungen jener Frauen, deren unseliger Einfluß, wie ein Bleigewicht, die Männer, welche mit ihnen in nahe Beziehungen traten, zu Boden gezogen hat!

Der Mann, der mit begeisterten Worten die Mütter zu ihren Pflichten zurückrief und, wie Keiner vor ihm und nach ihm, die geheiligten Rechte und Pflichten der Natur vertreten hat, dieser Mann ließ seine eigenen Kinder — im Jahre 1748 machte ihn Therese zum ersten Mal zum Vater — in das Findelhaus bringen. Bei anderen Männern und unter anderen Verhältnissen würde ein derartiges Verfahren gegen uneheliche Kinder begreiflich sein; bei Rousseau und seinem Verhältniß zu Theresen, für dessen

Aufrechthaltung er schon damals große Opfer brachte, erscheint es nahezu unerklärlich.*)

Nach Rousseau's eigenen Äußerungen ist wohl selten Jemand so „kinderlieb" gewesen, wie er!

„Je ne crois pas" sagt er in den „Rêveries du promeneur solitaire" (IX. promenade, die im März 1778 kurze Zeit vor seinem Tode geschrieben ist), „que jamais homme ait plus aimé que moi à voir de petits bambins folâtrer et jouer ensemble . . . . . Je jouais dans ma jeunesse avec les enfants si gaîment et de si bon coeur, que je ne songeais guères à les étudier."

An derselben Stelle legt er die Gründe dar, die ihn zu dem räthselhaften Schritte veranlaßt haben:

„Je comprends que le reproche d'avoir mis mes enfants aux enfants-trouvés a facilement dégénéré avec un peu de tournure en celui d'être un père dénaturé et de haïr les enfants. Cependant il est sûr, que c'est la crainte d'une destinée pour eux mille fois pire et presque inévitable par toute autre voie, qui m'a le plus déterminé dans cette démarche. Plus indifférent sur ce qu'ils deviendraient et hors d'état de les élever moi-même, il aurait fallu, dans ma situation, les laisser élever par leur mère, qui les aurait gâtés et par sa famille, qui en aurait fait des monstres! Je frémis encore d'y penser. Ce que Mahomet fit de Séide, n'est rien auprès de ce qu'on aurait fait d'eux à mon égard et les pièges qu'on m'a tendus là-dessus dans la suite me confirment assez, que le projet en avait été formé. A la vérité j'étais bien éloigné de prévoir alors ces trames atroces; mais je savais, que l'éducation pour eux la moins périlleuse était celle des enfants-trouvés et je les y mis. Je le ferais encore, avec bien moins de doute aussi, si la chose était à faire et je sais bien que nul père n'est plus tendre que je l'aurais été pour eux, pour peu que l'habitude eût aidé la nature."

Rousseau's Handlungsweise wird durch diese Ausführungen gewiß nicht gerechtfertigt, wie ein Keulenschlag treffen die harten Worte Lamartine's sein Andenken: „Zu derselben Zeit, wo Rousseau diese, man möchte beinahe sagen, kindesmörderischen Executionen vornahm, schrieb er mit affectirter, eines Tartüffe der Humanität würdigen, Empfindsamkeit heuchlerische Verwünschungen gegen das widernatürliche Verbrechen der Mütter, ihre Kinder nicht selbst zu stillen. Die Spitalmilch und das Vagantenthum des Kindes schienen ihm also gesunder und reiner zu sein als Theresens Mutterbrust."**)

Die eigentlichen Gründe, weshalb Rousseau seine Kinder aussetzte, werden schwerlich jemals aufzuklären sein. A. Meylan (in „Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke" 1878) sagt: „Dem übelberathenen Jean Jacques gelang es insbesondere auch durch den Hinweis auf seine Armut, alle Gewissensscrupel der Mutter zu überwinden und das Kind in das Findelhaus zu bringen." Dagegen Frau von Staël — die übrigens im Jahre 1788, wo sie, zweiundzwanzig Jahre alt, zuerst ihre Lettres „Sur les écrits et le caractère de Jean Jacques Rousseau" herausgab, kaum befähigt gewesen sein dürfte, Herz und Nieren der Menschen zu prüfen — legt das Aussetzen der Kinder der Levasseur zur Last. „Un Génévois, qui a vécu avec Rousseau pendant les vingt dernières années de sa vie dans la plus grande intimité, m'a peint souvent l'abominable caractère de sa femme, les sollicitations atroces que cette mère dénaturée lui fit pour mettre ses enfans à l'hôpital, ne cessant de lui répéter, que tous ceux qu'il croyait ses amis s'efforceraient d'inspirer à ses enfants une haine mortelle contre lui, tâchant enfin de le remplir par ses calomnies et ses teintes frayeurs de douleur et de défiance. C'est une grande folie sans doute d'écouter et d'aimer une telle femme, mais cette folie supposée, toutes les autres sont vraisemblables."

Auch die Staël hat hier die Chronologie nicht gehörig im Kopfe; Rousseau starb im Jahre 1778; ihr Gewährsmann (wer?) soll seit 1758 mit ihm in intimer Bekanntschaft gestanden haben: 1748 wurde das erste Rousseau'sche Kind, ein paar Jahre später das letzte in das Findelhaus gebracht. Eigene Wahrnehmungen konnte mithin der „Genfer" nicht über die Vorgänge im Rousseau'schen Familienleben machen und Rousseau wird ihm gewiß nicht das mitgetheilt haben, was die Staël von ihrem Gewährsmann gehört haben will! Wo und wer waren im Jahre 1748 die Feinde Rousseau's, die Therese Levasseur ihm als so schrecklich hätte schildern können, um ihn dadurch zur Aussetzung seines ersten Kindes zu veranlassen?

Man wird leider diesen dunkeln Punkt in Rousseau's Geschichte nicht verstehen können, wenn man ihn in apologetischer Weise auffaßt; entweder fielen Rousseau die unehelichen Kinder ganz einfach zur Last oder ein fehlsames Raisonnement unterdrückte in seiner Seele die Stimme der Natur, deren Stärke bei ihm jedenfalls nicht im Verhältniß zu der Kraft und dem Feuer stand, womit er den guten Regungen, die unmittelbar aus dem menschlichen Herzen kommen, so meisterhaft das Wort zu reden wußte!

Während Rousseau in den Jahren 1747—1749 nur einige weniger bedeutende Sachen, kleinere Theaterstücke, z. B. L'engagement téméraire, einige Artikel für die Encyklopädie u. s. w. schrieb, wodurch er sich nur in engeren Freundeskreisen bekannt machte und der ihm so verhaßten Protection empfahl, trat er im Jahre 1750 mit einer Arbeit auf, die ihn mit einem Schlage in den Mittelpunkt der öffentlichen Discussion stellte als einen der berühmtesten Männer von Paris.

Die Akademie zu Dijon hatte die Preisfrage gestellt: „Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs"? Rousseau beantwortete sie in seinem berühmten Discours, dem er die bezeichnende Devise: „Decipimur specie recti" gab, nicht allein mit einem „Nein", sondern legte den Wissenschaften und Künsten, wie sie gewöhnlich getrieben werden, die Entnervung der Leiber und der Seelen, den Ruin der menschlichen und bürgerlichen Tugenden und in Folge davon der Staaten zur Last. Der weite und tiefe Einblick in den Zusammenhang der Dinge, die Beredsamkeit, das Feuer, die ätzende und schneidende Satire, mit der er seine paradoxe Ansicht begründete und vorgreifend vertheidigte, in dieser Gesammtheit einzig in ihrer Art, bekundeten einen Geist und Schriftsteller allerersten Ranges. — Rousseau erhielt den Preis! Die Zahl der Widerlegungen war Legion; auch der Exkönig von Polen, Stanislaus Leszcynski, Herzog von Lothringen und Bar, betheiligte sich an dem Kampfe,*) der sich weit über Frankreich hinaus, u. A. auch nach Deutschland er-

*) Einige nehmen an, daß die Kinder Theresens nicht die Kinder Rousseau's gewesen seien, was er gewußt oder doch vermuthet habe. Dann ist Rousseau's Verhältniß zu Therese unerklärlich! und was Rousseau entschuldigen soll, belastet ihn mit einem anderen schweren Vorwurf!

**) Die Bemerkung Lamartine's trifft hinsichtlich der Thatsachen nicht zu. Rousseau brachte das letzte Kind mehrere Jahre vor der Inangriffnahme des Emile ins Findelhaus!

*) Der König zog dabei den Kürzeren; Palissot durfte wohl deshalb in seinem ergötzlichen Schubladenstück „le Cercle", das bei der Einweihung der Denksäule Ludwig XV. zu Nancy (1755) aufgeführt wurde, Rousseau unbarmherzig verspotten, was ihn freilich nachher in böse Händel verwickelte.

strebte; interessant ist der Anfang einer deutschen Abhandlung, die Rousseau dahin wiedergiebt: „Mes Frères, si Socrate revenait parmi nous, et qu'il vit l'état florissant où les sciences sont en Europe; que dis-je en Europe? en Allemagne; que dis-je en Allemagne? en Saxe; que dis-je en Saxe? a Leipsic; que dis-je, a Leipsic? dans cette université; alors, saisi d'étonnement et pénétré de respect, Socrate s'assierait modestement parmi nos écoliers et, recevant nos leçons avec humilité, il perdrait bientôt avec nous cette ignorance dont il se plaignait si justement."*)

Der Streit über Rousseau's Ansichten verbreitete sich übrigens nicht nur über die ganze gelehrte Welt: die Pariser „Cercles", in denen Schöngeister und Damen sich meist mit weniger wichtigen Dingen zu unterhalten pflegten; die Hofkreise; die Theater — Alles wurde in Mitleidenschaft gezogen und der „Uhrmachers-Sohn", wie Rousseau wohl oft von seinen Gegnern geringschätzig genannt wurde, war mit einem Schlage eine Pariser, eine französische, ja eine Weltberühmtheit geworden!

Dieser außerordentliche Erfolg wurde jedoch mit manchem schweren Verlust erkauft — die meisten seiner bisherigen Gönner und Freunde aus dem einflußreichen Kreise der Philosophen, die er durch seine scharfen Ausfälle gegen die „Philosophie" verletzt und — durch seinen beispiellosen Erfolg verstimmt und neidisch gemacht hatte, wurden zu seinen ausgesprochenen oder stillen Gegnern; so der Baron von Holbach, Diderot, Saint-Lambert, Marmontel und Grimm; Duclos und Condillac blieben auch dem berühmten und den „Philosophen" abtrünnig gewordenen Rousseau geneigt; Voltaire, der im Mondain und in der Défense du Mondain ou l'Apologie du luxe (1736) ganz entgegengesetzte Ansichten über den Luxus vorgetragen hatte, als Rousseau in seiner Preisschrift, wurde durch manche Äußerungen und Seitenhiebe desselben gleichfalls schwer verletzt; der neuaufsteigende Stern am literarischen Himmel fiel ihm lästig; freilich sollte sich diese abgeneigte Gesinnung in ihrer ganzen Schärfe erst später geltend machen!

Rousseau selbst nennt den großen Erfolg seiner Preisschrift die Ursache seines Unglücks, „weil er dadurch in die Literatur geworfen worden sei."

Zunächst vertheidigte er sich gegen die Widerlegungsschriften und verfocht seine Ansichten gegen zahlreiche und keineswegs verächtliche Gegner so glänzend, daß sein Ruhm, freilich aber auch die Zahl seiner Gegner, dadurch noch vermehrt wurde. Im Jahre 1752 finden wir ihn auf einem ganz anderen Gebiete; er schrieb (oder publicirte nur?) den „Devin du Village", ein kleines Pastorale, wozu er die Musik selbst componirte, ein Werk, das nach der an Duclos gerichteten Widmung „der ersten und einzigen, die ich schreiben werde", ohne diesen nicht veröffentlicht sein würde. Jedenfalls erwarb sich Duclos so ein großes Verdienst um Rousseau, denn der „Devin" hatte gleichfalls einen außerordentlichen Erfolg; die meisten Arien des in ländlicher Unschuld und Einfachheit gehaltenen Stücks gingen vom Theater in die Salons, von den Salons in den Volksmund über. Zum Unglück für Rousseau rief auch dieses Werk einen Krieg und zwar zwischen den Anhängern der italienischen und den Freunden der französischen Musik hervor, an dem er sich durch die Lettre sur la musique française (Motto: Sunt verba et voces, praetereaque nihil) betheiligte.

*) Aus der Préface zu „Narcisse ou l'Amant de lui-même", einer Komödie, die Rousseau als achtzehnjähriger Jüngling geschrieben hat und die von den comédiens ordinaires du roi am 18. December 1752 zuerst aufgeführt wurde. Diese Vorrede enthält kurz zusammengedrängt die Hauptgrundsätze und eine Vertheidigung der berühmten Preisschrift.

Man kann sich denken, welches Wespennest Rousseau mit einer Schrift aufstörte, die im Wesentlichen darauf hinauskommt, daß die Franzosen keine nationale Musik haben und haben können; der Schluß faßt das Ergebniß dahin zusammen: „Je crois avoir fait voir, qu'il n'y a ni mesure ni mélodie dans la musique française, parceque la langue n'en est pas susceptible; que le chant Français n'est qu'un aboiement continuel, insupportable à toute oreille non prévenue; que l'harmonie en est brute, sans expression et sentant uniquement son remplissage d'écolier; que les airs Français ne sont point des airs; que le récitatif Français n'est point du récitatif. D'où je conclus que les Français n'ont point de musique et n'en peuvent avoir; ou que si jamais ils en ont une, ce sera tant pis pour eux."

Daß man ihm derartige Behauptungen um so mehr höchlich verübelte, als es der „Lettre sur la musique française" auch nicht an Persönlichkeiten fehlte, kann nicht befremden; Rousseau wich den Unannehmlichkeiten durch eine Reise nach Genf (1754) aus, wo er — abermals zur Beantwortung einer Preisfrage der Akademie zu Dijon — den „Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes" herausgab — mit dem Motto: „Non in depravatis sed in his quae bene secundum naturam se habent, considerandum est quid sit naturale" (nach Aristoteles). Diese Schrift wurde, beiläufig bemerkt, nicht gekrönt; man hatte in Dijon gewiß genug an den Unannehmlichkeiten, die der Akademie durch die Krönung des Discours über den Einfluß der Wissenschaften nach Außen und Innen erwachsen waren. Das Widmungsschreiben an die Republik Genf, datirt Chambéry, 12. Juni 1754, ist ein Meisterstück der Beredsamkeit; Genf wird darin als die beste und glücklichste der Republiken dargestellt. Als Beispiel eines einfachen Genfer Bürgers schildert Rousseau seinen Vater, „der von seiner Hände Arbeit lebte und seinen Geist mit den erhabensten Wahrheiten nährte; der neben seinen Arbeitsgeräthen Tacitus, Plutarch und Grotius vor sich liegen hatte und an dessen Seite sich sein geliebter Sohn befand, an dem leider die zärtliche Erziehung des besten der Väter nur zu wenig Früchte zeitigen sollte .... das sind die Bürger, ja die einfachen Einwohner Genfs; das sind die unterrichteten und verständigen Männer, von denen man bei den anderen Nationen so niedrige und so falsche Begriffe hat."

Die Republik Genf oder vielmehr deren Magnifiques très honorés et souverains Seigneurs müssen sich in einiger Verlegenheit befunden haben gegenüber den gewiß nur zum Theil verdienten Lobsprüchen in der Widmung, wie den selbst für die Republik Genf bedenklichen Paradoxen ihres so lange abwesenden Bürgers; jedenfalls erkannte man laut Rathsbeschluß vom 18. Juni 1755 in Rousseau „mit Wohlgefallen einen Bürger, welcher durch Werke, aus denen Geist und ausgezeichnete Fähigkeiten sprechen, sich unsterblich macht." Übrigens trat Rousseau jetzt in Genf wieder feierlich zur reformirten Kirche zurück, wodurch er den Genuß des Genfer Bürgerrechts zurückerhielt, das er durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche verloren hatte. Von jetzt an nannte er sich auf dem Titel seiner Werke „Citoyen de Genève"; zehn Jahre später gab er jedoch bei den „souverainen Herren" von Genf die Erklärung ab, daß er auf sein Bürgerrecht verzichte.

Wahrscheinlich wird Rousseau die Absicht gehabt haben, sich zu Genf niederzulassen, aber er glaubte bei genauerer Bekanntschaft doch wohl, daß Paris, dem er so viel Böses nachsagte, für ihn ein angenehmerer Aufenthalt sei, als die beste der Republiken und ging nach Paris zurück, wo Frau von Epinay ihm die „Eremitage", eine reizende Klause unweit Montmorency anbot,

und dahin siedelte er am 9. April 1756 über. Neben einigen philosophischen Arbeiten (Institutions politiques u. s. w.) schrieb er hier 1758 seinen Brief an d'Alembert über dessen Artikel Genève in der Encyklopädie und namentlich über den Vorschlag, ein Theater in Genf zu errichten, wo ein solches damals nicht geduldet wurde. Während d'Alembert sich von der Durchführung dieser Idee die vortheilhaftesten Folgen für Genf, ja für die Welt verspricht, da der Stand der Schauspieler nach Lage der Sache in Genf besonders angesehen werden würde, was günstig auf seine Stellung überhaupt zurückwirken müsse, tritt Rousseau dem Vorschlage unter dem Motto:

„Dii meliora piis, erroremque hostibus illum!"

entgegen und legt von seinem Standpunkte aus die Gefahren des Theaters im Allgemeinen und insbesondere für Genf näher dar.

Daß es ihm weder vortheilhaft noch angenehm sein konnte, bei dieser Gelegenheit d'Alembert anzugreifen, sagt Rousseau selbst; er thut es „im Interesse seines Vaterlandes".

D'Alembert und Voltaire, der in der Wirksamkeit für das Theater seine höchste Aufgabe und Freude fand, hätten ihm diese patriotischen Bestrebungen immer sehr übel genommen. Voltaire hatte aber noch besonderen Grund, Rousseau zu grollen. Nach seiner Entfernung von Berlin hatte er sich auf den Délices (Genfer Gebiet) angesiedelt und ein Privattheater eingerichtet, dessen Aufführungen auch mancher Genfer gern ansah.

Voltaire schreibt darüber: „Nous avons fait pleurer presque tout le conseil de Genève. Jamais les Calvinistes n'ont été si tendres . . . Dieu soit loué! tout va bien; j'ai corrompu le conseil et la république."

Dieses sein Theater sollte legalisirt werden und d'Alembert's Artikel wohl dazu helfen! Rousseau's Brief fiel wie eine Bombe in die Pläne der beiden Freunde. Voltaire mußte sein Theater auf Genfer Gebiet aufgeben, was ihn zur beschleunigten Übersiedlung nach Ferney veranlaßt haben mag; ohne Theater konnte er nicht leben!

Rousseau schließt die Vorrede zu dem Briefe an d'Alembert, „Un instant de fermentation passagère produisit en moi quelque lueur de talent; il s'est montré tard; il s'est éteint de bonne heure. En reprenant mon état naturel, je suis rentré dans le néant. Je n'eus qu'un moment, il est passé; j'ai la honte de me survivre. Lecteur, si vous recevez ce dernier ouvrage avec indulgence, vous accueillerez mon ombre; car pour moi je ne suis plus;" in den nächsten Jahren aber folgten Schlag auf Schlag seine größten und bedeutendsten Werke: „La Nouvelle Héloïse" (Februar 1761), „Le Contrat Social" (März 1762), „Emile" (Mai 1762), die freilich von langer Zeit her vorbereitet waren.

Diese Werke erhöhten zwar seinen Ruhm noch außerordentlich, aber sie machten ihm den Aufenthalt in Frankreich vor der Hand wenigstens unmöglich.

Die geistlichen und die weltlichen Gewalten wurden durch seine kühnen und herben Angriffe auf das Bestehende schwer verletzt und auf das Ernstlichste bedroht; gegen Rousseau, „der aus Christen Menschen warb" und rücksichtslos Lehren verkündete, vor denen, wenn überhaupt ein moderner Staat, jedenfalls die französische Monarchie und Gesellschaft der damaligen Zeit nicht bestehen konnte, wurde schon am 9. Juni 1762 ein Parlamentsbefehl erlassen; Rousseau entfloh und dachte sich nach Genf zu wenden; aber am 18. Juni wurde dort gleichfalls seine Verhaftung und obendrein die Verbrennung seiner Bücher durch Henkers Hand verfügt; er ging nach Yverdon auf Berner Gebiet, aber auch hier wurde ihm auf Gutachten der Herren Censores librorum, welche seinen „Emile" examinirt und gefunden hatten, daß er „höchst irrige Lehren wider das Christenthum, wie auch aller obrigkeitlichen Gewalt sehr nachtheilige Grundsätze enthalte", das „Consilium abeundi" ertheilt.

Dem so Verfolgten lag es nahe, sich auf das Neuenburger Gebiet zurückzuziehen, das bis zum Jahre 1848 unter preußischem Scepter regiert wurde; Rousseau hatte jedoch einige Bedenken dagegen, weil er Friedrich den Großen beleidigt zu haben glaubte: ihm überhaupt wohl nicht ohne Weiteres traute. So hatte er einige Jahre früher gewissen Personen vom Hofe Friedrich's ein Portrait dieses Fürsten mit der Aufschrift gezeigt:

„Il pense en philosophe et se conduit en roi";

und dieser Aufschrift hinzugefügt:

„La gloire, l'interêt, voilà son dieu, sa loi."

Rousseau konnte mithin besorgen, daß ihm Friedrich zürne, aber dieser war zum Glück für ihn mehr König als „Philosoph" — die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts waren ein äußerst irritabile genus, das sehr leicht übel nahm und sehr schwer vergaß — und gestattete ihm den Aufenthalt in seinen Staaten, insbesondere in Neuenburg, wo damals George Keith Gouverneur war. So wenig sich Rousseau mit Schriftstellern, Philosophen, Priestern und Pastoren vertragen konnte, so gut stellte sich sein Verhältniß zu dem durch das Leben gebildeten adligen und legitimistischen Schotten*), wohl deshalb, weil sie gar wenig mit einander gemein hatten!

Dagegen wollten die Streitigkeiten mit dem Genfer Rath, den Philosophen, den Priestern und den Pastoren kein Ende nehmen.

Zumal der Krieg gegen Voltaire wurde mit Erbitterung geführt; wie die beiden großen Schriftsteller mit einander umgingen, mögen nur die beiden nachstehenden Proben belegen.

In „Les deux siècles" schreibt Voltaire, nachdem er vorher verschiedene andere seiner Gegner, u. A. auch den armen Maupertuis, verarbeitet hat, von Rousseau:

Un autre fou paraît suivi de sa sorcière;
Il veut réduire au gland l'academie entière.
Renoncez aux cités, venez au fond des bois;
Mortels, vivez contens sans secours et sans lois,
Ou si vous persistez dans l'abus effroyable
De goûter les plaisirs d'un être sociable,
A mes soins vigilans osez vous confier.
Je fais d'un gentilhomme un garçon menuisier.
Ma Julie, avec moi perdant son pucelage,
Accouche d'un foetus et n'en est que plus sage.
Rien n'est mal; rien n'est bien; je mets tout de niveau;
Je marie au dauphin la fille du bourreau.
Les petites-maisons, où toujours j'étudie,
Valent bien la Sorbonne et sa théologie.
Ainsi sur le Pont-neuf, parmi les charlatans,
L'échappé de Genève ameute les passans,
Grimpé sur les tréteaux, qui jadis dans Athène
Avaient servi de loge au chien de Diogène.

---

*) George Keith, geboren 1685 zu Kincardine, widmete sich frühzeitig dem Kriegerstande, betheiligte sich nach dem Tode der Königin Anna an den Jakobitischen Unruhen, wurde geächtet und zum Tode verurtheilt. Nach vielen Irrfahrten kam er im Jahre 1747 nach Berlin, wo sich zu gleicher Zeit sein Bruder James, früher in russischen Diensten, der Gunst Friedrich's erfreute. Der König ernannte George Keith 1751 zum Gesandten in Paris, 1754 zum Gouverneur von Neufchâtel. George Keith starb am 25. Mai 1778 auf seinem Landhause bei Potsdam. Das Haupt der Familie Keith war erblicher „Marschall von Schottland"; deshalb wird George Keith „Mylord Maréchal" genannt!

Rousseau kämpfte in feinerer Weise. In einem seiner Briefe aus Motiers, die von Hand zu Hand gingen und durch Abschriften die weiteste Verbreitung fanden, theilt er eine Unterhaltung Voltaire's mit einem von dessen Arbeitern mit, der aus der Gegend von Motiers war, wie Herr de Montmollin sie ihm nach einer Monate zurückliegenden Aussage des Arbeiters berichtet hat. „Ainsi le tout peut n'être pas absolument exact; mais les traits principaux sont fidèles." Nachdem Voltaire von dem Arbeiter erfahren, daß dieser Rousseau kennt und ihn mit Herrn von Montmollin in dessen Wagen gesehen hat, sagt er dem Arbeiter, daß Rousseau abscheuliche Bücher geschrieben habe, daß man ihn in Paris habe hängen wollen, daß er ein Atheist, ein Heuchler sei, was den Arbeiter sehr befremdet da alle Leute, auch der Mylord, Rousseau gern leiden möchten. Dann wird der Dialog fortgesetzt, wie folgt:

Voltaire.

C'est que Mylord ne le connait pas, ni vous non plus. Attendez seulement deux ou trois mois et vous connaîtrez l'homme . . . . C'est un homme sans foi, sans honneur, sans religion.

L'Ouvrier.

Sans religion! Monsieur, mais on dit que vous n'en avez pas beaucoup vous-même.

Voltaire.

Qui? moi, grand Dieu. Et qui est-ce qui dit cela?

L'Ouvrier.

Tout le monde, monsieur.

Voltaire.

Ah! quelle horrible calomnie! moi qui ai etudié chez les Jésuites, moi qui ai parlé de Dieu mieux que tous les Théologiens!

L'Ouvrier.

Mais, Monsieur, on dit que vous avez fait bien des mauvais livres

Voltaire.

On ment. Qu'on me montre un seul qui porte mon nom, comme ceux de ce croquant portent le sien etc.

Wie Rousseau und Voltaire, „le chef de ses persécuteurs", um diese Zeit mit einander standen, wie die „Cabale von Ferney" bei dem Genfer Sturme gegen Rousseau eine Rolle gespielt hat; — darüber wie über manches Andere, was Rousseau angeht, enthalten die Briefe Julien's von Bondeli aus den Jahren 1762 bis 1765 sehr viel Interessantes.*)

In einem Briefe an den Gouverneur erzählt Rousseau, daß Voltaire sich mit ihm aussöhnen wolle; bei einer desfallsigen Unterredung mit einer dritten nicht genannten Person „il a supérieurement joué son rôle; il n'y en a point d'étranger au talent de ce grand comédien: „dolis instructus et arte pelasgâ" . . .

Les persécutions qu'il ma fait essayer à Genève lui en ont peu fait à Paris; elles y ont excité un cri universel d'indignation. J'y jouis malgré mes malheurs d'un honneur qu'il n'aura jamais nulle part; c'est d'avoir laissé ma mémoire en estime dans le pays ou j'ai vécu."

So schreibt sie an Zimmermann, den Verfasser der „Einsamkeit" (gestorben zu Hannover am 7. October 1795 als königlicher Leibarzt), daß Rousseau sich mit großer Mäßigung über Voltaire geäußert habe:

„C'est un homme né bon, il a foncièrement le caractère le plus aimable, mais les gens avec lesquels il a vécu l'ont rendu méchant.

Voltaire écrit et fait écrire force lettres anonymes très-impertinentes à Rousseau et Rousseau s'en moque . . . .

Über Diderot, Fontenelle, den Abbé de St. Pierre äußerte Rousseau:

Un homme né encore meilleur que Voltaire et devenu plus méchant que lui c'est Diderot . . . .

Quand j'étais jeune, j'allai chez le vieux bonhomme de Fontenelle: „Ne faites jamais de livres" me dit-il, „on en retire toujours plus de desagrémens que d'agrémens." „„Mais, Monsieur, quand on croit avoir trouvé la vérité, on doit la communiquer aux hommes."" „Erreur! jeune homme! erreur! Si j'avais la vérité dans le creux de main, je la fermerais pour qu'on ne la vit pas."*)

„O bon homme de Fontenelle", setzte Rousseau hinzu! „que je me suis repenti de n'avoir pas suivi vos avis."

„L'abbé de St. Pierre", erzählte er weiter, „était le plus honnête homme de son temps; il allait parler de Dieu à la cour et on le huait. „„N'importe, disait-il, allons toujours, ce sont de grands enfans, il faut toujours revenir à la charge . . . .

(Schluß folgt.)

Oesterreich.

Der Ackermann aus Böhmen.**)

Dieses Buch bildet den II. Band der „Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen", die von Professor Ernst Martin mit Unterstützung des „Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen" herausgegeben wird,***) und enthält erstlich die kritische Ausgabe des mittelhochdeutschen, nach der Forschung Knieschek's in dem Jahre 1399 abgefaßten Prosawerkes „der Ackermann aus Böhmen", das Gervinus das vollkommenste Stück Prosa in unserer älteren Literatur und Wackernagel eine der schönsten altdeutschen Prosaschriften nennt, — zweitens sehr tüchtige Abhandlungen des Herausgebers über die Überlieferung des Werkes in Manuscripten und Drucken, den Werth der einzelnen Quellen, die Sprache der Handschriften, den muthmaß-

---

*) „Die Briefe einer Julie Bondeli wurden sehr hochgeachtet; sie war als Frauenzimmer von Sinn und Verdienst und als Rousseau's Freundin berühmt. Wer mit diesem außerordentlichen Manne nur irgend im Verhältniß gestanden hatte, genoß Theil an der Glorie, die von ihm ausging und in seinem Namen war eine stille Gemeinde weit und breit ausgesäet." (Goethe in Wahrheit und Dichtung; dritter Theil).

Das Werk „Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis" von Eduard Bodemann 1874 enthält zahlreiche bisher ungedruckte Briefe der Bondeli an Zimmermann und Usteri, auf die namentlich auch wegen der zahlreichen Mittheilungen über Rousseau hier aufmerksam gemacht werden darf.

*) Dem Rousseau in so mancher Beziehung gleichgestimmten Bernardin de St. Pierre gegenüber sprach sich Fontenelle ähnlich aus:

„Quand Fontenelle vit mes essais, il me dit: je vois, où vous irez, mais souvenez-vous de ces paroles. Je suis un des hommes, qui ont le plus joui de leur réputation. La mienne m'a valu des pensions, des honneurs et de la considération. Avec tout cela jamais aucun de mes ouvrages ne m'a procuré autant de plaisir, qu'il ma occasionné de chagrin. Dès que vous aurez pris la plume, vous perdrez le repos et le bonheur. Il avait bien raison. Je ne les ai retrouvés, que depuis que je l'ai quittée.

**) Herausgegeben und mit dem tschechischen Gegenstücke „Tkadleček" verglichen von Johann Knieschek. Prag, 1877. Verlag des „Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen", in Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

***) S. „Magazin" 1877, Nr. 17 und „Magazin" 1878, Nr. 9.

lichen Verfasser, die Abfassungszeit, den Inhalt, den Stil, die Sprache des Werkes und schließlich zwei längere Aufsätze über das Verhältniß des „Ackermanns" zum tschechischen Gegenstücke „Tkadleček" und die Kritik des letzteren. Es wird hier überzeugend nachgewiesen, daß der deutsche „Ackermann" keine Übersetzung oder Auszug des tschechischen „Tkadleček" sei, wie bisher die böhmischen Gelehrten fest zu behaupten nicht Anstand nahmen, obwohl sie die Sache niemals ganz gründlich untersucht hatten oder vielmehr hatten untersuchen wollen. Sie überließen es dem jungen deutschen Forscher, den bisher von ihnen und allen Nationalen gerne gehegten Irrthum aufzuklären, wissen es ihm aber jetzt keineswegs Dank, daß er so unvermuthet und scharf mit der Wahrheit an das Tageslicht kommt.

Die Prosadichtung besteht in einem Streitgespräche zwischen dem Tode, der personificirt auftritt, und einem Ackermann, dem die Gattin gestorben ist, und der deswegen den Tod anklagt und verwünscht. In der Überschrift des ersten Capitels des Buches ist ganz kurz der Inhalt der Dichtung angezeigt: „In dem buchlein ist beschriben ein krieg, wie einer, dem sein weip gestorben ist, schiltet den tot: so verantwort sich der tot. Also setzt der clager ie ein capitel und der tot das ander bis an das ende. Der capitel sint vierunddreissig, darinn man hubsches sinnes getichtes behendigkeit wol findet, und beginnet also der ackermann mit seiner clage anzuvahen. Das erste capitel." So wechseln dann die einzelnen Capitel „Des todes widerrede" und „Des ackermannes widerrede." Den Einen „zwinget leit zu clagen", den Anderen „die anfertigung des clagers, die weisheit zu sagen." Dies setzt sich in solcher Weise fort bis zum dreiunddreißigsten Capitel, das die Überschrift trägt: „Hie spricht gott ausz das urteil des kriegs zwischen dem tot und dem clager." Das letzte Capitel: „Hie bitt der ackermann fur seiner frauwen sele . . . ." enthält das Gebet des Ackermannes für seine verstorbene Gattin, das ganz besonders von der bedeutenden poetischen Begabung des Verfassers zeigt. Über den Inhalt und die Idee der Dichtung äußert sich der Herausgeber kurz folgendermaßen: „In rührender Weise klagt der Beschädigte über den Verlust, den er durch den Tod seiner lieben Gattin erlitten, er sieht nur die schönen lichten Seiten des Ehestandes; während der Tod in den dunkelsten Farben die Mängel und Gebrechen nicht blos der Frauen, sondern der Menschheit überhaupt schildert. Keiner will dem Andern weichen, bis sie sich endlich entschließen, Gott die Entscheidung zu übergeben. Der Kläger muß seine Klage zurückziehen; aber auch der Tod wird daran erinnert, daß die Macht, deren er sich rühmt, ihm nur übertragen sei. Der Wittwer, dem Urtheile sich fügend, richtet nun, im Bewußtsein, nur auf diese Weise seiner verstorbenen Gattin noch Gutes erweisen zu können, ein inniges Gebet an Gott, worin er für deren Seelenheil fleht." Eine nähere Betrachtung des — einfach und klar fließenden — Stils und der Sprache, welche die Mitte zwischen der bairisch-österreichischen und der mitteldeutschen Mundart hält, gehört nicht hieher. Ebensowenig gehen wir ein auf die Manuscripte und Drucke, worin das Werk auf uns gekommen ist.

Die Persönlichkeit des Verfassers des „Ackermannes" läßt sich nicht feststellen. Mit Sicherheit kann über ihn eben nur das angegeben werden, was er in seinem Werke selbst mittheilt. So giebt er seinen Vornamen Johannes im letzten Capitel in akrostichischer Form an, und nennt sich im dritten Capitel einen Ackermann, der in Böhmen wohnt. Im vierten Capitel ergiebt sich aus den Angaben mit Bestimmtheit als sein Aufenthaltsort die Stadt Saaz. Sein Weib, deren Tod ihn zur Abfassung seines Werkes veranlaßt, hieß Margaretha. Die Angabe, er sei ein Ackermann, ist wohl nur im symbolischen Sinne zu nehmen, da er bestimmt dem gelehrten Stande angehörte, wie denn sein Werk seine Kenntniß der Bibel, des klassischen Alterthums und auch der deutschen Literatur und Sage offenbart. Der Herausgeber hat die Urkunden der Stadt Saaz eingesehen und fand um die Zeit der Abfassung des „Ackermannes" zwei Johannes vor, der eine ist „Johannes Tepla, rector scolarum et civitatis notarius", der andere „Johannes de Sytbor", der demselben Stande angehörte. Da ein Schulmeister sich füglich einen Ackermann oder Sämann nennen könnte, so mag vielleicht die Conjectur gestattet sein, einer dieser beiden sei der Verfasser des Werkes gewesen.

Als das Abfassungsjahr des „Ackermannes" hat Knieschek mit Bestimmtheit das Jahr 1399 herausgefunden, wodurch also von der Hagen, der in seiner Ausgabe des „Ackermann"*) das Jahr 1429 annimmt, berichtigt wird.

Von der größten Wichtigkeit wird diese kritische Ausgabe des „Ackermann" durch die damit in Verbindung gebrachten haarscharfen Darlegungen Knieschek's über das Verhältniß dieses deutschen Prosawerkes zu dem tschechischen Gegenstücke „Tkadleček". Es werden mit einem Male die Behauptungen der tschechischen Literaturhistoriker, daß der „Ackermann" eine, nicht einmal gelungene, Übersetzung und ein Auszug des „Tkadleček" sei, über den Haufen geworfen, und es wird vielmehr gezeigt, daß das umgekehrte Verhältniß das richtige ist. Um einigermaßen zu zeigen, mit welcher Kühnheit die böhmischen Gelehrten bisher zu Werke gegangen waren, lassen wir einige Äußerungen derselben über diese Sache nachfolgen. Der „Tkadleček" ist wie der „Ackermann" ein Prosastück und wurde von Wenzel Hanka herausgegeben unter dem Titel: „Starobylá Skládanie. Památka XIV. wěku. Tkadleček. W. Praze 1824", d. h. Alte Schriftwerke. Ein Denkmal des XIV. Jahrhunderts. Tkadleček. Prag, 1824. Über den Verfasser und den Inhalt des Werkes sagt Hanka in Kurzem: „Unser Schriftsteller Ludwig Tkadleček, sowie seine Geliebte Adelheid, lebten in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts als Hofleute in Gräz an der Elbe bei der verwitweten Königin Elisabeth. Es war Adelheid eine Schönheit ihrer Zeit, eine Zierde des königlichen Hofes, um die Tkadleček, als sie sich mit einem anderen vermählte, nicht zu stillende Klage erhob, und so verewigte er seine Geliebte, deren Schönheit und Tugend mit seiner Feder, die er nach seinem Namen Weberschiffchen (Tkadleček) nannte. Der Kläger und das Unglück sind die Hauptpersonen dieser Schrift." Kurz vorher sagt Hanka in der Vorrede zu seiner Ausgabe: „— Da ich mit herzlicher Freude sehe, wie die Poesie so gedeihlich sich erholt, so kann ich es nicht länger herausschieben, mit der alten Prosa hervorzutreten. Ich nehme zuerst den „Tkadleček" nicht deshalb, als hätten wir keine älteren Handschriften, sondern weil er originell und weltlichen Inhaltes ist, und er eine große Belesenheit in griechischen und römischen Philosophen und Dichtern verräth. Lange schon hätte er wegen der Frische und großen Gewandtheit seiner Sprache verdient gedruckt zu werden, was ihm auch, zwar nicht bei seinen Landsleuten im Originale, wohl aber in deutscher Übersetzung unter den ersten deutschen Drucken zu Theil wurde..." Josef Dobrowsky sagt in seiner „Geschichte der böhmischen Sprache und älteren Literatur. Prag, 1818" über den „Tkadleček" u. a.: „Vor vielen andern albernen Faseleien hätte diese Schrift, der

*) „Der Ackermann aus Böheim. Gespräch zwischen einem Wittwer und dem Tode. Erneuet durch Friedr. Heinr. von der Hagen. Frankfurt a. M., 1824." (Herausgegeben nach der Gottsched'schen Abschrift.)

guten originellen Ausdrücke wegen, wol verdient, gedruckt zu werden. Dies geschah in Böhmen nicht, wol aber außerhalb. Mein sel. Freund Durich entdeckte einen alten Druck einer freyen deutschen Übersetzung in der k. Hofbibliothek zu Wien. Das Werk ist.... mit einem Holzstiche geziert, der einen Bauer vorstellt mit der Überschrift: „Hie nach volgend etliche trumale kluger und subtiler rede wissen .... der capitel seind XXXII und vahet der akermann an also zu klagen: Grimmer tilger aller leute Sebedlicher achter aller Werlte. Dieser Anfang nun lautet im Böhmischen: Ach ach nastojte, Ach ach bieda, ach nasyle, Ach na tie ukrutny a wrucy shladiteli vssech zemi, sskodlivy vssebo swieta smiely morderzi vssech dobrych lidij (d. h. Ach ach hört, ach ach Weh, ach Gewalt, ach über dich, du schrecklicher und grimmiger Vertilger aller Erde, schädlicher Schädiger aller Welt, unverschämter Mörder aller guten Leute). Das Original ist also viel wortreicher. Wie und warum man in die deutsche Bearbeitung für den Weber einen Ackermann als Kläger aufnahm, kann ich nicht errathen." Karl Sabina nennt den „Tkadleček" in „Dějepis literatury československé staré a stredni doby v Praze 1866" den ersten böhmischen Originalroman und sagt in seiner Besprechung desselben u. a.: „Wenn aber auch der „Tkadleček" den Liebhabern der Literatur, den Kultur- und Sprachforschern ein sehr interessantes und wichtiges Buch ist, so ist es doch nichts weniger durch übermäßige Weitschweifigkeit, durch Wiederholung ein und desselben Gedankens und weite Auseinandersetzung, so zu sagen, Verwässerung des Planes und die schon lange todten und begrabenen Ansichten für einen gewöhnlichen Leser, der zwar eine belehrende, zugleich aber auch frische Unterhaltung sucht, ein nicht eben verdauliches Buch. Damit es ein solches werde, müßte man die Pedanterie beseitigen und einen kurzen Auszug aus dem allzulangen Ganzen machen, wie dies einige französische Schriftsteller, z. B. J. Janin und andere, mit den alten weitschweifigen englischen Romanen gethan haben, indem sie interessante und pikante Novellen schufen. Allerdings müßte dieser Auszug geistreicher ausgeführt sein, als die deutsche Übersetzung des „Tkadleček" und der Auszug aus demselben, der gleich unter den ersten deutschen Drucken erschien und erneuert von Hagen herausgegeben wurde. Die Ansicht, daß der „Tkadleček" das Original und der „Ackermann" die Übersetzung ist, vertreten noch Josef Jungmann in seiner „Historie literatury ceské. W Praze 1849", Adalbert Šembera in „Dejiny reči a literatury české.. ve Vidni 1869", Dr. Gebauer in einer Abhandlung „Ludwig Tkadleček" und Joseph Jireček in „Rukovět k dejinám Literatury české do konce XVIII. věku. v Praze 1876."

In der geharnischten Abhandlung „Kritik des Tkadleček", die Knieschek seiner Ausgabe des „Ackermann" beigefügt hat, wird nun der klare und vollgiltige Beweis geführt, daß das Verhältniß der beiden Gegenstücke zu einander nicht so sei, wie die böhmischen Sprach- und Literaturforscher es bisher darzustellen gewohnt waren, sondern daß lediglich eine Beeinflussung des tschechischen Werkes durch das deutsche stattgefunden habe. Wir können hier auf die scharfsinnig durchgeführten, immer schlagenden, sowohl äußeren als inneren Gründe Knieschek's, die den wahren Kern von der falschen Bemäntelung der nationalen tschechischen Überhebung frei machen, nicht näher eingehen.

Es sei nur erwähnt, daß Knieschek's Gründe im Stande waren, den tschechischen Gelehrten ein wenig zu imponiren, ein Zeichen, welche Beweiskraft dieselben in sich schließen. In den „listy filologické a paedagogické", 1877, Heft III IV (erschienen im Februar 1878) bespricht der Slavist J. Gebauer Knieschek's „Ackermann" und hebt von den Gründen zwei von „besonderer Wichtigkeit" hervor: 1) die Zeitbestimmung der Abfassung beider Werke; 2) das Vorhandensein einzelner Gedanken, die im Deutschen einen ganz guten Sinn geben, im Tschechischen aber ganz unpassend sind. Trotz des „großen Gewichtes", das er den Beweisgründen Knieschek's beilegt, sucht Gebauer einen Ausweg. Er sagt: „Im Ganzen ergiebt sich aus der Arbeit Knieschek's für den böhmischen „Tkadleček" Folgendes: Der deutsche „Ackermann" ist keine Übersetzung, noch eine Nachbildung des böhmischen „Tkadleček"; eher könnte der böhmische Verfasser das deutsche Werk gekannt und sich darnach gerichtet, ja mitunter sogar daraus Stellen übersetzt haben. Doch ist auch die Möglichkeit vorhanden, daß der böhmische Verfasser das deutsche Werk nicht benutzt habe, und daß die Ähnlichkeit hier wie dort daraus entstanden ist, daß beide Verfasser sich nach einer gemeinsamen Vorlage, die bis jetzt allerdings unbekannt ist, gerichtet haben." — Stellen wir nun diese Äußerung den früheren Ansichten der tschechischen Literaturhistoriker über das Verhältniß der beiden Schriften gegenüber, so läßt sich leicht eine Meinung bilden über die Gewissenhaftigkeit, Scrupulosität und den Ernst der tschechischen Sprach- und Literaturforscher.*) Gebauer bringt in seiner Recension dann drei recht seichte Gründe vor, die die Ansicht Knieschek's, daß das deutsche Werk das Original sei, umstoßen sollen. In dem laufenden Jahrgange der „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen", Heft IV, das vor Kurzem erschien, ließ nun Knieschek einen Aufsatz „das Verhältniß des Ackermann zum Tkadleček und die Hypothese einer gemeinsamen Vorlage" erscheinen, in dem einmal die mit Mühe zusammen combinirten Scheingründe Gebauer's in ihr Nichts zerfallen und anderseits in weiterer, nachdrücklicher Weise dargelegt wird, daß der „Tkadleček" nur eine Parodie auf das deutsche Originalwerk ist, der nicht einmal ein so großer Werth zukommt,

---

*) Zu diesem Capitel der tschechischen Wahrheitsliebe und Redlichkeit in der Wissenschaft kann ich eine Notiz aus dem „Prager Abendblatte" vom 21. Februar l. J., das mir gerade zur Hand ist, anfügen. Dort heißt es unter den Schlagworten: „Die Fälschungen in der böhmischen Literatur": „Im Feuilleton der „Prager Zeitung" erscheint gegenwärtig ein ausführlicher Artikel von Josef Svatek über „die Fälschungen in der böhmischen Literatur und Kunst", der auf Grundlage von Forschungen böhmischer Gelehrten und Kunsthistoriker (viele der jüngeren tschechischen Forscher haben also in rühmlicher Weise das traditionelle Metier ihrer Vorgänger aufgelassen!) sämmtliche bisher bekannte Fälschungen in zahlreichen Manuscripten und Codices des böhmischen Museums anführt, bei welchen Fälschungen der Name des verstorbenen Bibliothekars Hanka (der oben erwähnte Herausgeber des Tkadleček), wie wir schon einmal bemerkten, eine traurige Rolle spielt. Das „Wyschehradlied", das „König Wenzellied", der „Maitraum" des Prinzen Heinrich von Poděbrad, die meisten böhmischen Glossen der „Mater verborum", sowie die Namen der böhmischen Illuminatoren in mehreren Handschriften des Museums werden als gefälscht nachgewiesen und das unverantwortliche Gebahren eines ganzen geheimen Fälscherbundes, der in den Jahren 1816—1823 in Prag Falsifikate auf Falsifikate häufte, dargelegt. Gestern erhielt der Verfasser jener Feuilletons vom Herrn Prof. Šembera in Wien die ersten Aushängebogen der vierten Auflage von dessen „Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur", in welchen der gelehrte Forscher neben den oben erwähnten Fälschungen noch mehrere andere nachweist, die von ungleich höherer, wenn auch traurigerer Bedeutung für die böhmische Literatur sind. Šembera gelangte nämlich auf Grund neuerer und eindringlicherer Forschungen zu dem Resultate, daß auch die „Grünberger Handschrift" (Libušin soud) und das Bruchstück des „Johannes-Evangeliums", diese beiden angeblich ältesten Überbleibsel der böhmischen Literatur aus dem neunten und zehnten Jahrhunderte, nichts anderes als Falsifikate sind."

als die meisten tschechischen Literaturhistoriker für sie beanspruchen wollen. Zum Schlusse sagt da Knieschek: „Was widerspricht denn in meiner früheren Ausführung der von mir vorausgesetzten Entstehungsart des „Tkadleček“? Fällt es vielleicht auf, daß eine so ernste Todtenklage parodirt werden könnte? Wenn wir die damals so rohen und dabei leidenschaftlich erregten Zeiten bedenken, wo die Gemüther durch des Magister Hus nationale Predigten gegen alles Deutsche fanatisch aufgeregt wurden, wo jeder wahre Tscheche darauf hinarbeitete, das deutsche Element herabzudrücken; so kann es gewiß nicht auffallen, daß ein so weit verbreitetes, vielgelesenes Büchlein (es wurde ja binnen hundert Jahren zwölfmal gedruckt) eines Deutschböhmen, wie der „Ackermann“ war, den sogar Geiler von Kaisersberg einer Predigt zu Grunde legte, zur Parodirung herausfordern mußte. Und will man nun wieder zur eingebildeten gemeinsamen Quelle greifen, so ist, mit dieser verglichen, das tschechische Werk eben auch nur eine Verzerrung; denn jene enthält ja ebenfalls, wie wir gesehen haben, ein Streitgespräch zwischen dem Tode und einem Witwer. — Man lasse demnach jene dritte gemeinsame Vorlage bei Seite, von der man nie etwas gehört noch gesehen hat, deren Annahme höchstens Scheingründe veranlassen können. Zwar finde ich begreiflich, daß man von gegnerischer Seite alles Andere lieber als ein deutsches Original annehmen möchte; doch es brächte dem tschechischen Werke wahrhaftig keine größere Ehre, wenn es aus einer nicht deutschen Vorlage geschöpft hätte, da es nichts weniger als ein Meisterwerk genannt werden darf. Es hat, wie Dobrovsky mit Recht sagt, nur der alten Sprache wegen ein Verdienst, im Übrigen ist es ein langweiliges Buch.“

Johann Neubauer.

England.

Zur Kenntniß Ostindiens.

Von den in den letzten Jahren zahlreich, zum Theil im Auftrag der englischen Regierung erschienenen Werken über die Geschichte, Ethnographie u. s. w. des britisch-indischen Reiches ist keines prachtvoller und wichtiger als der bei Trübner & Co. in London*) herausgekommene, siebenbändige, ungemein kostspielige „Statistical Account of Bengal“ von Dr. W. Hunter, dem Generaldirector des britisch-indischen statistischen Amtes.

Wir entnehmen daraus einige für die Kenntniß der bengalischen Zustände besonders wichtige Einzelheiten.

Nachdem der „statistische Bericht über Bengalen“ das Ackerbausystem eines jeden einzelnen Districts beschrieben hat, wendet er sich der Lage der Landbevölkerung zu. Dr. Hunter weist nach, daß eine jede Bauernfamilie in Wirklichkeit eine kleine Vereinigung von Capital und Production bildet. Das Capital ist klein und variirt nur wenig in den verschiedenen Districten. Die Ackergeräthschaften, das Vieh und die Wohnstätte eines bengalischen Bauern scheinen im Durchschnitt den Werth von fünfzehn bis zwanzig Pfund Sterling selten zu überschreiten. Die Geräthschaften, die man für eine Hufe Landes von fünf Acres bedarf, kann man für einige Pfund kaufen; ein Paar Ochsen kostet drei bis sechs Pfund St. und die Hütte sammt dem Speicher und Stall baut sich der Landmann für ungefähr zehn bis zwölf Pfund St., wobei allerdings seine Familie einen großen Theil der Arbeit selbst verrichtet. Bengalen ist wesentlich eine Provinz von kleinen Landgütern und Dr. Hunter's Bericht enthüllt uns zum ersten Male die thatsächlichen Verhältnisse eines allgemeinen Systems des Kleinbaues. Die ganze Bevölkerung, mit Ausnahme gewisser „unbegüterter“ Klassen — denen Dr. Hunter ein besonderes Capitel widmet — ist mehr oder minder am Ackerbau betheiligt. Selbst die Landstädte sind in der Regel nichts anderes als bloße Gruppen von Dörfern, die sehr nahe bei einander liegen, und die „Municipien“ der modernen englischen Verwaltung sind oft nichts weiter als ländliche Vereine, die mit Rücksicht auf die locale Selbstregierung und die locale Besteuerung auf der Karte abgegränzt werden. Eine bengalische „Municipalität“ sieht häufig einer Landpfarre ähnlicher, als einem Gemeinwesen von Bürgern, wie man es in England unter jenem Worte versteht. Zehn Acres scheinen in der Regel einen genügenden und behaglichen Besitz zu bilden; wie wir indessen aus Dr. Hunter's Mittheilungen entnehmen können, kommen fünf Acres oder eine „Hufe Landes“ in großen Theilen von Bengalen der durchschnittlichen Ausdehnung eines Landgutes näher. Ja in vielen Gegenden ist der mittlere Besitz noch geringer. So sind in dem weiten District von Tirhut mehr als vier und ein Drittel Millionen Menschen in Wohnstätten eingepferch, von denen auf eine englische Quadratmeile 691 kommen; das heißt so viel als: in einem rein ländlichen Districte, der eine Bevölkerung enthält, die um die Hälfte größer ist, als diejenige von Schottland, kommt auf die einzelne Person bedeutend weniger als ein Acre Landes. Unter solchen Umständen reicht die Ernte eines ziemlich guten Jahres eben aus, die Menschen am Leben zu erhalten, und wir ersehen daraus, woher es kömmt, daß ein Mißwachs in einigen weniger übervölkerten Districten verhältnißmäßig leicht ertragen wird, während er in anderen, stark übervölkerten Gegenden Entbehrung und Hungersnoth zur unmittelbaren Folge hat. Der indische Landmann ist seinem Wesen nach ein Arbeiter und verdient etwas weniger als der Handwerker im Dorfe oder die besser bezahlten Klassen der häuslichen Dienerschaft. Der kleine Ackersmann scheint im Stande zu sein, mit einem durchschnittlichen Einkommen von nicht mehr als zehn Rupien per Monat ohne besondere Schwierigkeiten eine Familie erhalten zu können.

Ein sehr interessantes Licht wirft der „Bericht“ auf die Geschichte der Preise und Löhne und ihre rapide Steigerung in den letzten Jahren. Die Löhne scheinen im Ganzen noch rascher als die Preise gestiegen zu sein und die ganze ländliche Bevölkerung hat hieraus Nutzen gezogen. In früheren Zeiten, wo es keine Communicationsmittel gab, ruinirte eine reiche Ernte oft den Bauer, indem sie die localen Preise für das Korn herabdrückte, so daß dieses zuweilen um keinen Preis an Mann zu bringen war, und dies zu einer Zeit, wo der Landmann nothwendig Geld brauchte, um seine Pacht zu bezahlen. Es ist nicht zu viel behauptet, daß die Eisenbahnen die Landbevölkerung ganzer Districte von Schulden und Wucherhänden befreit haben. Sie haben die abgeschlossensten Gegenden den großen, wenn auch entfernten Märkten nahe gerückt. Die Bedeutung dieser Veränderung wird aus der sorgfältigen Zusammenstellung Dr. Hunter's über den Zinsfuß in den einzelnen Districten klar; wir entnehmen daraus, daß 37½ Procent ein „gewöhnlicher“ Zinsfuß für kleine Anlehen an den Ackersmann ist.

Die „natürlichen Unfälle“, denen Bengalen unterworfen ist, nehmen in den Berichten über jeden District viele Seiten ein. Der Mehlthau sammt seinen Ursachen und mannigfaltigen Erscheinungen wird ausführlich besprochen. Überschwemmungen und

*) 1877—1878.

Dürre, sowie die localen Vorkehrungen, die erforderlich sind, diesen Unfällen vorzubeugen und die Hilfsmaßregeln, die man anwenden muß, um, wenn jene vorüber sind, das Geschehene möglichst unschädlich zu machen, bilden eine allgemeine Einleitung zu der Geschichte der Hungersnoth des einzelnen Districts. Es ist so viel in der letzten Zeit über die Hungersnoth in Indien geschrieben worden, daß wir es wohl unterlassen dürfen, aus dem hier angesammelten umfangreichen Material Auszüge zu machen.

Der alte Vorwurf bezüglich des Mangels an Straßen, den einige aufeinander folgende Parlamentsausschüsse gegen die Verwaltung der ostindischen Compagnie erhoben haben, scheint von Dr. Hunter beherzigt worden zu sein. Mit einer Genauigkeit, die vielleicht für die Districtverwaltung nützlich sein mag, die den gewöhnlichen Leser aber ermüdet, gibt er für jeden District nicht blos die Meilenzahl der Straßen, sondern führt jede einzelne Straße mit ihrer Länge in Meilen und einer Bemerkung über ihre Beschaffenheit genau an, und in vielen Fällen giebt er sogar Details über die Kosten der Erbauung und der jährlichen Reparaturen. Wir zweifeln sehr, daß irgend ein europäischer Staat, mit Ausnahme von Frankreich und Preußen, eine solche stattliche Reihe von Thatsachen aufführen könnte. Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß die europäischen Staaten kein vollkommeneres Straßensystem haben als selbst die vorgeschrittensten Districte von Bengalen. Allein die systematische Methode, in der hier der innere Verkehr geregelt wird, und die ökonomische Vorsicht, mit der die Straßen und Bahnen so gebaut werden, daß sie mit dem System der natürlichen Wasserstraßen im genauen Einklange stehen, scheint uns zu Gunsten der Centralverwaltung zu sprechen, deren Beispiel beherzigenswerth ist.

Wir müssen über die folgenden Capitel, die sich mit dem Handel und Gewerbe beschäftigen, hinwegeilen. Dr. Hunter hat in den Abtheilungen über Ackerbau ausgeführt, welche Bedeutung dem Kleinbau (der „petite culture") für die ganze Bevölkerung zukömmt. Er zeigt jetzt, wie der Binnenhandel in einem solchen Lande den einfachen Bedürfnissen des Volkes angepaßt wird. Der allgemeine Eindruck, den dieser Theil des Werkes auf uns macht, läuft darauf hinaus, daß fast jeder District, einige einzelne Ausnahmen abgerechnet, einen enormen Export betreibt. Man hat offenbar zu sehr verschiedenen Mitteln gegriffen, um den umfangreichen Ausfuhrhandel der ländlichen Erzeugnisse berechnen zu können. Listen des Eisenbahnverkehrs, Register der statistischen Bureaux an den Flüssen und Überschläge aller Art werden zusammengezogen, geprüft und sehr oft (wie wir zu Ehren Dr. Hunter's hinzufügen) mit Ausdrücken des Mißtrauens und des Zweifels verworfen oder gewürdigt. Es ist leicht glaublich, daß die kritischen Bemerkungen und die Zweifel Dr. Hunter's wohl begründet sind, denn die Idee, den Binnenhandel von Bengalen zu bemessen, datirt erst aus den letzten Jahren, aus der Zeit, wo Dr. Hunter zum Generaldirector des britisch-indischen statistischen Amtes ernannt wurde. Doch haben wir bereits eine Fülle von Belegen für die Thatsache, daß die Vorstellung, als wären die Hindus ein Stamm, der den Stagnationspunkt der Civilisation erreicht hat, nicht länger auf Richtigkeit Anspruch machen kann. Dieses Werk zeigt uns eine zahlreiche und dichte Bevölkerung von kleinen ländlichen Capitalisten und Erzeugern ländlicher Producte mit einem verwickelten, unaufhörlich wechselnden Binnenhandelnetz, das sich gierig und rasch dem Wachsthum neuer Stapelplätze und der Eröffnung frischer Canäle des Verkehrs anpaßt. Die Abschnitte, die sich mit der Function beschäftigen, welche dem importirten oder europäischen Capital in den verschiedenen Districten zukömmt, sind ganz neu in ihrer Art. „Das Gleiche gilt von den genauen statistischen Daten über die ausländischen und außer Landes wohnenden Besitzer" in jedem einzelnen District und der Angabe der Grundsteuer, die sie bezahlen und aus welcher ihre Bedeutung und der Umfang ihrer Besitzungen deutlich erhellt.

Sehr interessante Capitel sind auch diejenigen, die sich auf die Verwaltung beziehen. Sie beginnen mit einer kurzen Skizze der Verwaltungsgeschichte des einzelnen Districts, geben die localen Einnahmen und Ausgaben in verschiedenen Perioden an und weisen auf die Hauptquellen hin, aus denen die Einnahmen herkommen, wie auch anderntheils auf die wichtigsten Objecte, für welche die Ausgaben verwendet werden. Dr. Hunter behandelt den Gegenstand vielleicht zu sehr vom Standpunkte der kalten Statistik aus und es drängt sich uns zuweilen ein kritisches Gefühl und ein Mißtrauen gegen das allzu große Vertrauen in die Zahlen auf, die er aus den Berichten zusammengestellt hat. Doch die Details, die er so ruhig in geschäftsmäßiger Weise aufzählt, erscheinen uns als eines der glänzendsten Zeugnisse für die britische Regierung in Indien. Die Monotonie seiner „Districtsbilanzen" erhöht sogar das Interesse an denselben. Sie erzählen uns immer dieselbe einförmige Geschichte von der bedeutenden Zunahme der Einkünfte aus den einzelnen Districten und von dem noch viel rapideren Aufschwung in dem Mechanismus der Districtsverwaltung. Nehmen wir ein einzelnes Beispiel aus dieser Geschichte heraus, die sich fast in jedem der achtundvierzig Districte von Bengalen wiederholt. „Das Reineinkommen", sagt Dr. Hunter von den vierundzwanzig Pargana's mit ihrer Bevölkerung von zwei und ein Viertel Millionen Seelen mit Ausschluß der Hauptstadt, „betrug im Jahre 1790 91,123 Pfund. Im Jahre 1850 hatte es sich mehr als verdoppelt. Im Jahre 1870 betrug es 321,483 Pfund, sohin fast vier Mal so viel, als der ursprüngliche Betrag und mehr als eineinhalb Mal so viel, als im Jahre 1850." Inzwischen haben sich die Gerichtshöfe, die Polizei, die Schulen, der Schutz der persönlichen Freiheit und des Eigenthums, und Alles, was die locale Verwaltung wirksamer zu machen vermag, in einem noch größeren Maßstabe vermehrt. So z. B. gab es im Jahre 1850 in den vierundzwanzig Pargana's fünf Magisterial- und dreizehn Civil- und Steuergerichte, im Jahre 1862 gab es daselbst dreizehn Magisterial- und einundzwanzig Civil- und Steuergerichte und 1870 betrug die Anzahl der Magisterialgerichte neunzehn und die Anzahl der Civil- und Steuergerichte dreiunddreißig. Die Wirksamkeit der Polizei hat in einem noch weiteren Maße zugenommen. Schulen, Spitäler, Postämter und viele andere Departements sind in den achtzig Jahren, welche hier von finanziellem Gesichtspunkte aus Revue passirt werden, geradezu neugeschaffen worden. Dr. Hunter resumirt die Ergebnisse in folgender Weise. „Im Jahre 1790 scheinen nach den officiellen Berichten bloß 6991 Pfund auf die Verwaltung des Districts ausgegeben worden zu sein; 1850 haben sich die Ausgaben nahezu vervierfacht und sind auf 25,524 Pfund gestiegen. Im Jahre 1870 haben sie fast den zwölffachen Betrag dessen erreicht, was sie 1790 ausmachten, und betrugen 79,958 Pfund. Im Jahre 1790 belief sich die Summe, die dem District als Kosten seiner localen Verwaltung zurückerstattet wurde, auf ein Dreizehntel des Einkommens. Im Jahre 1870 waren die Reinausgaben für die Localverwaltung, trotzdem das Reineinkommen nur etwas mehr als das Dreifache betrug, auf das Zwölffache gestiegen, so daß die Gesammtauslagen für die Verwaltung des Districts auf genau ein Viertel des Einkommens gestiegen waren."

Es wird hieraus ersichtlich, daß die Engländer in Bengalen als weitsichtige, haushälterische Wirthe eines umfangreichen Besitzthums vorgegangen sind. Sie haben ihr Eigenthum durch Straßen, Eisenbahnen und alle jene Hilfsmittel verbessert, welche die Production vermehren und die Vertheilung der Producte erleichtern. Zu gleicher Zeit haben sie von Jahr zu Jahr mehr darauf verwendet, den Schutz der persönlichen Freiheit und des Eigenthums zu vervollkommnen, und Schulen, Gerichte, Postämter und Märkte Jedermann näher zu rücken. Sie haben ihre Gaben mit voller Hand ausgeschüttet und die Folge davon war, daß selbst in der einzigen Provinz von Indien, in welcher die Grundsteuer zu Beginn der hier in Rede stehenden Periode bleibend festgestellt worden ist, das Wachsthum der Einnahmen mit dem wachsenden Wohlstande des Landes gleichen Schritt gehalten hat und zur Bestreitung aller Ausgaben mehr als ausreichend war.

Dr. Hunter giebt sich selten mit Beschreibungen ab, und wir entnehmen aus der Vorrede, daß die historischen Abtheilungen des Werkes von der bengalischen Regierung ausgemerzt wurden, indem dieselben für ein unter officieller Ägide herausgegebenes Werk der reinen Verwaltungsstatistik als unpassend erschienen. Das strenge Festhalten an dem wünschenswerthen Inhalte eines derartigen Werkes scheint indessen in Bezug auf die eingeborenen Rassen und die entlegeneren Provinzen etwas gelockert worden zu sein; die bengalische Regierung hat sogar, obwohl sie constatirt, „sie habe den Druck einer Revision unterzogen und denselben dadurch sanctionirt", viele rein beschreibende Stellen stehen gelassen, die sich mit den religiösen Secten und socialen Institutionen selbst der fortgeschrittensten Districte beschäftigen. Viele dieser Abtheilungen sind von höchstem Interesse und bezeugen die genaue Localkenntniß eines Mannes, der selbst jedes einzelne Stadium der Laufbahn eines indischen Civilbeamten durchgemacht hat. Dr. Hunter zeigt von jedem Districte, welches seine finanzielle Lage war, als sich England seiner bemächtigte, was England daraus gemacht hat und wie die Verhältnisse derzeit stehen. Bei den zurückgebliebeneren Districten, welche es noch nicht so weit gebracht haben, „brennende Fragen" aufweisen zu können, zeigt er auch, wie ihre sociale Lage zu jener Zeit beschaffen war, da sie unter britische Herrschaft kamen. Wir schließen diesen nothwendiger Weise nur oberflächlichen Bericht über dieses colossale Werk mit der Schilderung der Provinz Orissa*) unter der Mahratten-Regierung, welche dem Übergang an England im Jahre 1803 voranging.

„Der folgende Auszug aus dem mit einem greisen Hindu Namens Râm Dâs aufgenommenen Protokolle läßt uns in die traurige Lage des Landes einen tiefen Einblick thun. Râm Dâs ist ein Büßer, der am Thore des Puritempels weilt und schon seit den letzten Jahren der Regierung der Mahratten in der Provinz wohnt. Ein Steuereinnehmer von Puri hat die Geschichte im Jahre 1867 von den Lippen des alten Mannes in Form von Frage und Antwort aufgenommen und mir wurde es gestattet, von dem Protokolle eine Abschrift zu nehmen: Mein Name ist Râm Dâs. Ich bin in Gojrât geboren und kam nach Puri vier oder fünf Jahre, ehe die Mahratten es verließen. Der Name des Mahrattenstatthalters war Râghuji, ich habe ihn gesehen. Er hatte seinen eigentlichen Aufenthalt in Cuttack, doch pflegte er gelegentlich nach Puri zu kommen, wenn er Geld brauchte. Er zog gewöhnlich an der Spitze seiner Truppen ein, etwa 1500 Krieger außer dem Troß, und hatte ein langes Gefolge von Elephanten, Pferden, Palankins und Wagen. Wenn er nach Puri kam, wohnte er in dem alten Palaste der Râjâ's und trieb die Râjâ hinaus. Der Hauptzweck seines Kommens war die Beschaffung von Geld. Zu diesem Ende hielt er Durbâr's ab, an denen alle bedeutenden Männer von Puri Theil nehmen mußten. Es ist mir nicht bekannt, daß er bei diesen Durbâr's etwas anderes gethan hätte, als daß er die angesehenen Männer zwang, ihm Geld zu bezahlen. Ich habe ihn niemals Recht sprechen gesehen; doch habe ich gehört, daß er Processe der Reichen unter einander zu Gunsten desjenigen entschieden habe, der ihm das meiste Geld gab. Ich habe nie gehört, daß er Streitigkeiten unter den Armen entschieden habe. Ein armer Mann würde ebensowenig daran gedacht haben, den Ocean auszuschöpfen, als es ihm eingefallen wäre, zu Râghuji zu gehen, um seine Streitigkeiten abzumachen. Ich weiß von einem Falle, in welchem ein Mann Jemanden erschlug und die Verwandten des Gemordeten den Mörder erwischten und ihn vor Râghuji brachten, damit er ihn bestrafe. Râghuji erwiderte ihnen: „Wozu stört ihr mich? Wenn der Mann einen von euch gemordet hat, so könnt ihr ihm ja selbst das Leben nehmen, ohne mich deswegen zu belästigen." Es gab im Lande weder Gerichte, noch Kerker. Dagegen wimmelte es von Dieben und Räubern und selbst das Gefolge Râghuji's lebte vom Raube. Sie bekamen keine Bezahlung; Missethäter pflegten sich jedoch um die Ehre zu streiten, in das Gefolge Râghuji's aufgenommen zu werden. Zu seinen regulären Seroys zu gehören, hieß soviel als König sein. Wenn ein Uriyâ des Nachts einen Dieb in seinem Hause erwischte, pflegte er ihn zu brandmarken und ihn dann freizulassen. Zuweilen erhoben sich wohl auch die Dorfbewohner und erschlugen den Dieb geradezu. Bürgerliche Streitigkeiten wurden unter dem Volke selbst durch Panchâyats*) entschieden. Die Mahratten erhoben die Grundsteuer in folgender Weise. Ein untergeordneter Beamter des Statthalters kam in ein Dorf, rief die Bewohner desselben zusammen, und befahl dem einen so viel, dem andern so viel pans oder kahans von Kauris zu entrichten. Wenn die Leute nicht sofort zahlten, so wurden sie zuerst mit Stöcken geschlagen und dann, wenn dies nichts nützte, gefoltert. Ein besonders beliebtes Torturmittel bestand darin, einen Messingnagel zwischen die Nägel und das Fleisch einzuschlagen. Ein anderes Mittel war das chappuni. Dieses bestand darin, daß man den Mann auf die Erde warf, zwei gekreuzte Bambusrohre auf seine Brust legte und sie immer stärker auf ihn drückte, bis der Mann endlich einwilligte das zu zahlen, was man von ihm verlangte. Weigerte er sich aber noch immer zu zahlen, so wurde die Operation an seinem Magen, Rücken, an den Füßen und Armen ꝛc. wiederholt. Wenn die Mahratten sahen, daß Jemand fett war, so sagten sie, er habe viel ghi gegessen und müsse wohlhabend sein; daher trachteten Alle, sich mager zu erhalten. Wenn sie einen Mann sahen, der reine Kleider trug, so erklärten sie, er sei in der Lage, zu zahlen; so gingen denn Alle in schmutzigen Kleidern herum. Wenn sie sahen, daß Jemand eine Thüre an seinem Hause habe, so sagten sie, es sei klar, daß er etwas besitze; so hatten denn die Leute entweder gar keine Thüren oder sie versteckten sie, wenn die Amlâ kamen. Vor allem war Jedermann, der in einem gemauerten (pakkâ) Hause lebte, sicher, gerupft zu werden. Die Mahratten hielten dafür, daß derjenige, der sich ein pakkâ-Haus bauen könne, jederzeit im Stande sei ihnen hundert Rupien zu zahlen. Sie hatten auch noch einen anderen Prüfstein, um herauszubringen, ob Jemand Geld habe. Sie schleppten die Blätter zusammen, welche als Teller dienen

*) Vergl. „Magazin" Nr. 27. 1876.

*) Vergl. „Magazin" Nr. 27. 1876.

auf denen die Familienmahlzeit aufgetragen wird und gossen Wasser darauf. Wenn dieses nicht alle Theile der Blätter bedeckte, so erklärten sie, die Blätter seien fett und die Familie bestehe aus lauter Ghi-Essern und müsse im Besitze von Geld sein. Sie pflegten in die Häuser einzudringen, selbst in die Zimmer der Frauen, die Fußböden aufzugraben, die Mauern zu untersuchen und sie manchesmal auch ganz zusammenzureißen — Alles, um Geld aufzufinden."

Solcher Art sind die interessanten Gemälde, der weite Spielraum und der umfassende Stoff von Dr. Hunter's Werk, so daß der Engländer, wenn er auch nur, wie wir es gethan, die Oberfläche dieses tiefen Bornes abschöpft, von einem neuen und edleren Stolze für das Reich erfaßt wird, welches sein Volk im Osten sich zu eigen gemacht hat und behauptet. Nicht der kriegerische Ruhm, noch die imposante Majestät, der Reichthum, die nationale Macht, die die Herrschaft Indiens gewährt, machen auf ihn den stärksten Eindruck; es ist vielmehr das Gefühl der ernsten und würdigen Pflicht, die das Schicksal seinem Lande auferlegt hat, Indien von der Anarchie und der Mißwirthschaft zu befreien; es zum England Asiens zu machen und zum Mittelpunkte einer neuen Civilisation für jenen Continent, von dem der erste Strom der Cultur ausging, um die Erdkugel zu befruchten.

London. Leopold Katscher.

Rußland.

Brückner: Iwan Possoschkow.*)

Nirgends liegen die Anfänge einer Volksgeschichte noch so im Argen wie in Rußland. Hier war der Staat der Gesellschaft vorausgeeilt, jener galt Alles, diese Nichts, und so gelangte das Volk später zu dem Bewußtsein einer moralischen und politischen Persönlichkeit als in den übrigen Culturstaaten Europas. Peter der Große, der geniale Schöpfer des modernen Rußland, der, nach einem Worte Puschkins, „ein Fenster nach Europa durchgebrochen hatte", weckte zuerst die Selbsterkenntniß des Volkes. So gefügig dieses auch auf den ersten Blick in den Händen der Staatsgewalt erscheint, der gewaltige Proceß seiner Europäisirung konnte sich ohne seine Selbstthätigkeit nicht vollziehen. Vor die Alternative von Asien und Europa gestellt, konnte es jedenfalls nicht indifferent bleiben. Das Nationalgefühl wollte mit aller Zähigkeit am Hergebrachten festhalten, und doch zeigt die große Zahl westeuropäischer Fremdwörter, welche damals in die nationale Sprache eindrangen, wie wenig man sich den Reformen Peters entziehen konnte. Wohl erkannte nur eine verschwindend kleine Minorität im Volke den Segen des großen Reformwerkes, die Masse schwankte anfänglich rathlos hin und her. Bald sah sie in Peters Reformen einen Verrath an der Nation, bald gab sie willig und gefügig dem Druck von Oben nach. In dieser Periode des Übergangs vom Orient zum Occident wurden die ersten Keime einer Publicistik geweckt. Peter freilich hat den Druck der öffentlichen Meinung wohl schwerlich empfunden. Es gährte zwar so Manches in den Köpfen des Volkes, es gab eine Art Kritik der öffentlichen Zustände von Seiten der Gesellschaft, aber die Klagen und Wünsche, die Hoffnungen und Ideale drangen schwerlich bis zu der einsamen Höhe des aufgeklärten Despoten. Indessen diese Wünsche, diese Klagen und Hoffnungen waren vorhanden und rangen nach publicistischem Ausdruck, um sich Gehör zu schaffen. Durch die Publikation A. Brückners ist uns jetzt eine unschätzbare Quelle für die Kenntniß jener Zeit erschlossen. Aus dem Leben und den Schriften Possoschkows gewinnen wir ein lebendiges Bild der russischen Gesellschaft zur Zeit Peters des Großen und ein Zeugniß für den niemals ganz zu unterbindenden Ideenkreislauf und Wechselwirkung zwischen Regierenden und Regierten.

Das Leben Possoschkows ist in wenigen Strichen umschrieben. Er wurde in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts — nach Brückner etwa 1665 — in dem, unmittelbar bei Moskau an dem Flüßchen Jausa gelegenen Kirchdorfe Pokrowskoje geboren. Das Dorf liegt seit lange bereits im Weichbilde Moskaus. Possoschkow erzählt in seinem Hauptwerke „über Armut und Reichthum," daß er keine Schulbildung genossen habe. Seine Jugend fiel in die Blüthezeit des russischen Sectenwesens, das gerade in den niederen Schichten des Volkes zahllose Anhänger zählte. Er aber wurde zur rechtgläubigen Kirche bekehrt durch zwei Männer, einen Bürger aus Wologda und einen Mönch aus Nowgorod, welche ihn davon überzeugten, daß man beim Schlagen des Kreuzes nicht zwei Finger, wie die Sectirer, sondern drei, wie die Anhänger der Staatskirche brauchen müsse. Possoschkow scheint, obwohl Sohn eines Bauern, sich mit dem Ackerbau wenig beschäftigt zu haben. Mit Vorliebe widmet er sich technischen und mechanischen Arbeiten; er grübelt und sinnt über neuen Maschinen, wird einmal mit der Anfertigung eines neuen Prägstockes, ein anderes Mal mit der Construction neuer Schießwaffen betraut. Ob diese Arbeiten des autodidaktischen Mechanikers Erfolg gehabt haben, ist unbekannt. Jedenfalls hatte er stets für alle technischen Fragen ein besonderes Interesse und seine Erörterungen solcher zeugen von nicht gewöhnlichem Nachdenken und praktischer Erfahrung.

Seinen Hauptberuf scheinen indessen industrielle Unternehmungen gebildet zu haben. Im Jahre 1704 erbot er sich, für die Concession der Anlegung einer Kartenfabrik jährlich 2000 Rubel zu zahlen. Ob das Unternehmen zu Stande kam, ist nicht mehr zu constatiren. Später finden wir ihn als Finanzbeamten bei der Getränkesteuer in Moskau thätig. Sein Gesuch vom 21. März 1706, die Leitung der Schenkhäuser in St. Petersburg übernehmen zu dürfen, wurde jedoch abschlägig beschieden, weil er, wie es in dem Bescheide hieß, bei den Steuerangelegenheiten sich habe Unehrlichkeiten zu Schulden kommen lassen. Diese Verschuldung oder dieser Verdacht stellte aber seinen ferneren Unternehmungen kein unübersteigbares Hinderniß in den Weg. Im Gegentheil: sein Wohlstand wuchs. Er erwarb in Petersburg und in Nowgorod Grundstücke; er besaß drei Dörfer und erwähnt auch einmal „seiner Fabrik", worunter vermuthlich eine Brennerei zu verstehen ist. Im Jahre 1718, in welchem die Verordnung betreffs Prägung der Kupferkopeken erlassen wurde, scheint er auch beim Münzwesen verwendet worden zu sein.

Allein diese dürftigen biographischen Nachrichten sind nur der Rahmen für die eigentliche, dem Historiker jedenfalls wichtigere Thätigkeit des Mannes, seine Schriftstellerei. Possoschkow, halb Landmann, halb Techniker und Kaufmann, ein Autodidakt ohne Schulbildung, tritt uns aus seinen schriftstellerischen Arbeiten als ein so denkwürdiger, eigenartiger literarischer Charakter entgegen, seine Schriften geben ein so scharfes, lebenswarmes Bild jener Epoche, daß dieser Mann aus dem Volke als eine eminent historische Persönlichkeit und seine Aufzeichnungen als eine der

---

*) Iwan Possoschkow, Ideen und Zustände in Rußland zur Zeit Peters des Großen. Von A. Brückner. Leipzig, 1878. Duncker und Humblot.

wichtigsten Quellen für die Geschichte jener Zeit und ihrer Ideen erscheinen. Das Zeitbild ist um so ausdrucksvoller, je völliger Possoschkow ein Kind seiner Zeit war. Er war ein tüchtiger und fähiger Kopf, den das praktische Leben erzogen hatte, voll glühender Vaterlandsliebe, die ihn oft ungerecht gegen das Ausland machte; den Mangel an Genialität und ausgebreiteteren, tieferen Kenntnissen ersetzte er durch gereiftes Nachdenken und sittliche Thatkraft. Diese Eigenschaften machten ihn zu einer Art Volkstribun, welcher das dunkele Empfinden der Massen, die dem Volksgeiste vorschwebenden Reformentwürfe zu formuliren wagte, welcher den Mut hatte, seine Hoffnungen und Wünsche, seine Klagen und seinen — oft herben und schneidigen — Tadel auszusprechen, ja, seine Rede direkt an den Zaren selbst zu richten. Ob sie diesem je zu Ohren gekommen, ist freilich zweifelhaft.

Ein echtes Kind seiner Zeit, eilt Possoschkow bald den Reformentwürfen Peters kühn voran, bald stemmt er sich mit aller Kraft gegen ihren Druck; bald ist er liberal, bald intolerant und rigeros, erscheint bald als Anwalt des strengsten Bevormundungssystems, bald als verfrühter Vorkämpfer unseres Parlamentarismus. Seine wechselvolle praktische Thätigkeit hatte seinen Blick geschärft; mit allen Ständen und Lebenskreisen hatte ihn sein Beruf zusammengeführt, er kannte alle Schliche und Wege der unredlichen Beamten — seine eigene Erfahrung wies eine ganze Reihe von ihnen erlittener Unbilden auf — das Alles befähigte ihn mehr als Einen die Fehler der Regierungsmaschine darzulegen. Und endlich noch Eins, was seine Erscheinung zu einer seltenen und denkwürdigen macht. Er gehört durch seine Intelligenz, durch die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnung, endlich durch seine materielle und gesellschaftliche Stellung gewissermaßen zu dem Stande, welcher damals in Rußland so gut wie fehlte: dem Mittelstande. Dieser ist selbst heute noch kaum über die Anfänge hinausgekommen. Allein in Rußland wie in den anderen modernen Ländern kann nur ein starker Mittelstand der Träger einer sich ruhig entwickelnden Cultur sein.

Possoschkow hat nicht ungestraft die Rolle eines Volkstribunen gespielt. Auch er steht auf der Liste der Märtyrer, die in Rußland ihrer Überzeugung zum Opfer fielen. Es ist eine charakteristische Erscheinung, daß die ersten und die letzten authentischen Nachrichten über Possoschkow's Leben uns aus Proceß-Acten überliefert sind. Der erste Proceß ist ein denkwürdiger Beitrag zur Geschichte jener Tage. Etwa im Jahre 1697 verkehrte Possoschkow bei dem Mönche Awraamij des Andrejew'schen Klosters zu Moskau. Dieser hatte bezüglich des Modelles zu einem Prägestock Possoschkow's Rat eingeholt. Possoschkow traf bei dem Mönch hin und wieder mit einigen anderen Leuten zusammen, mit zwei Schreibern und einem Beamten des Troizke'schen Klosters; man unterhielt sich über Tagesneuigkeiten und besprach und beurtheilte die Regierungsmaßnahmen Peters. Awraamij schrieb diese Äußerungen und Gespräche nieder und sandte das Manuskript, trotz Abrathens seiner Freunde, dem Zaren ein. Die Folge war seine Verhaftung. Man folterte ihn und erfuhr so die Namen der Theilnehmer an jenen Gesprächen. Die kritisirenden Politiker, unter ihnen auch Possoschkow, wurden gefänglich eingezogen. Alle bestätigten und wiederholten vor Gericht den Inhalt jenes Memoirs, das im Wesentlichen Klagen über den jungen Zar enthielt; nur Possoschkow sagte aus, er habe lediglich über den Prägestock mit dem Mönche verhandelt, sich aber an den politischen Gesprächen nicht betheiligt. Er allein ging frei aus. Der kecke Mönch wurde in ein Kloster eingesperrt, die übrigen Angeklagten nach erlittener körperlicher Züchtigung als Schreiber nach Asow verbannt.

Die letzte Nachricht über Possoschkow ist, wie bemerkt, wieder ein gerichtliches Protokoll. Dieses Mal sollte er den Kerker nicht mehr verlassen. Im Juni 1725 kam er mit seiner Familie aus Nowgorod in St. Petersburg an. Am 26. August ward er plötzlich verhaftet. Seine, an den Kaiser gerichtete Schrift „über Armut und Reichthum", das Hauptwerk seines Lebens, war unter den Papieren eines Staatsverbrechers, des Erzbischofs von Nowgorod, Theodosius, gefunden worden. Der Freimut des Buches wurde das Verhängniß des Autors. Fünf Monate saß er im Kerker, da erlöste ihn am 1. Februar 1726 der Tod.

Wenn wir in der Überschrift zu diesen Zeilen Possoschkow als Publicisten bezeichneten, so ist das allerdings mit Einschränkungen zu verstehen. Er selbst hat keine seiner Schriften gedruckt gesehen. Erst 67 Jahre nach seinem Tode, 1793, wurde zum ersten Male eine seiner Schriften veröffentlicht, und zwar ein Schreiben an den Bojaren Golowin vom Jahre 1701, eine Denkschrift „über Kriegsangelegenheiten", welche herben Tadel über das russische Heerwesen und eine Reihe von Vorschlägen zu seiner Hebung enthält. Die früheste der drei bedeutendsten Schriften Possoschkow's, der „Spiegel", dessen Entstehungszeit etwa in die Jahre 1706 oder 1708 fällt, wurde von M. Pogodin, welcher die Hauptarbeit seines Lebens an die Publication der Possoschkow'schen Schriften gesetzt hatte, im Jahre 1863 herausgegeben. Der „Spiegel" ist eine theologische Streitschrift gegen das Sectenwesen, die ihren Verfasser völlig als Kind seiner Zeit zeigt. Religiöse Unduldsamkeit und Vorliebe für mittelalterliche Askese stehen grell beleuchtet im Vordergrunde. Aber die, oft nicht gerade schmeichelhaften Schilderungen des Lebens und Bildungsgrades der Geistlichen, die scharf beobachtet und ungeschminkt und furchtlos aufgezeichnet sind, machen das Buch zu einer ergiebigen sittengeschichtlichen Quelle. In ähnlichen Gedankenkreisen wie der „Spiegel" bewegt sich die zweite der größeren Schriften „das väterliche Testament", das etwa zwischen 1715 und 1719 entstanden sein muß. Es wurde von A. Popow im Jahre 1873 publicirt. Das Hauptwerk endlich, das Buch „über Armut und Reichthum", die Frucht dreijähriger Arbeit (1721—1724) gab Pogodin 1842 mit einer biographischen Skizze Possoschkow's heraus.

A. Brückner hatte bereits früher in der „Baltischen Monatsschrift" einige Abhandlungen über Possoschkow veröffentlicht, die dem deutschen Leser die Bekanntschaft dieses seltenen Mannes vermitteln sollten. Nun giebt er uns in dem vorliegenden Werke eine zusammenhängende Darstellung aller, die literarische Production Possoschkows beherrschenden Ideen und wir gewinnen damit einen so lehrreichen Einblick in die Geschichte der Zustände und Ideen Rußlands zur Zeit Peters des Großen, wie ihn die russische offizielle Geschichtsschreibung bis jetzt nicht zu geben vermochte. Die letztere ist bei den bloßen politischen Ereignissen stehen geblieben. Aber gerade der Eindruck der großen Reformen Peters auf die Zeitgenossen ist ein lehrreicher Maßstab für ihre Bedeutung. In unserem Buch erfahren wir von den Wirkungen, welche sie auf nicht unmittelbar Betheiligte ausübten. Wir vernehmen in der Stimme Possoschkow's die Stimme vieler Tausende, die Stimme des erwachenden Volksbewußtseins. Man hat wohl gesagt, unsere historische Erkenntniß nehme nach Osten zu ab, und in der That hat bisher das westliche Europa seine Kenntniß Rußlands hauptsächlich aus den Schilderungen ethnographischer Novellisten geschöpft. Aber Possoschkow braucht den Vergleich mit den russischen Romandichtern unsrer Zeit nicht zu scheuen. Seine Schilderungen, die alle den Reiz des Selbstgesehenen und des Selbsterlebten haben, die den Stempel einer gesunden,

durch und durch tüchtigen Persönlichkeit an sich tragen, sind eine reichlich strömende Quelle für die Kunde des russischen Volkslebens. Mehr noch. Der schlichte Mann aus dem Volke konnte, wie später Gogol in seiner Autorbeichte, sagen: „der Autor, indem er seine Pflicht erfüllt, dient zu gleicher Zeit seinem Staate ebenso, wie wenn er wirklich im Staatsdienst stände.“ Possoschkow wurde, wie wir sahen, ein Opfer dieses Dienstes.

Das vorliegende Buch ist eine der werthvollsten Publicationen zur neueren Geschichte Rußlands. Es wird kaum ein Leser sein, dem sich nicht etwas von Brückners Autorfreude über die Rettung des Andenkens eines von der Mitwelt nicht erkannten, wackeren Mannes mittheilte. Ich will, an der Hand der Brückner'schen Darstellung, versuchen, in leichten Umrissen einige Züge aus dem Bilde jener denkwürdigen Epoche anzudeuten.

II.

Noch ehe Friedrich der Große durch sein bekanntes Wort, „in seinem Lande könne Jeder nach seiner Façon selig werden“, die religiöse Toleranz proclamirte, hatte Peter der Große, gelegentlich einer Aufforderung an die Ausländer, in den russischen Dienst zu treten, ihnen ausdrücklich freie Religionsübung und öffentlichen Gottesdienst garantirt. Er sagte damals: „solchergestalt, daß wir bei der uns von dem Allerhöchsten verliehenen Gewalt uns keines Zwanges über die Gewissen der Menschen anmaßen und gern zulassen, daß ein jeder Christ auf seine eigene Verantwortung sich die Sorge seiner Seligkeit lasse angelegen sein.“ Seine kirchlichen Anschauungen stimmten im Wesentlichen mit denen des bedeutendsten russischen Kirchenfürsten, des Erzbischofs Feofan Prokopowitsch überein. Toleranz in allen confessionellen Fragen, aber daneben die Forderung unbedingter Unterordnung unter die weltliche Macht. Auf diesem Boden standen Peters Reformen. Zunächst richteten sie sich auf eine Ordnung des Verhältnisses von Kirche und Staat. Er schaffte die Patriarchenwürde ab, um der Concurrenz zwischen weltlicher und geistlicher Macht ein Ende zu machen und überwies die Entscheidung der kirchlichen Angelegenheiten im Wesentlichen den Organen des Staates. Er war den Mönchen und Priestern, die ihm die „Wurzel vieler Übel“ schienen, nicht gerade gnädig gesinnt. Für ihn war der Byzantinismus ein überwundener Standpunkt. Die immer zunehmende Verknöcherung des russischen Christenthums in äußeres Formenwesen, den selbstgefälligen Pharisäismus, die kalt berechnende Werkheiligkeit, dazu den Deutschenhaß und die fanatische Intoleranz der orthodoxen Kirche sah er so gut, daß wir seine Begünstigung der Sectirer und Protestanten als eine bewußte Opposition gegen diese „rechtgläubige“ Kirche auffassen können. Allerdings provocirte der Fanatismus der Sectirer wiederholt ein strenges Einschreiten der Staatsgewalt; aber im Princip vertrat Peter — im Gegensatz zur Majorität der Geistlichen und der Masse des Volkes — die unbedingte Duldsamkeit. Die Lutheraner hatten bereits im 16. Jahrhundert Kirchen und das Recht freier Religionsübung, den Katholiken wurde beides erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts bewilligt. Peter besuchte gerne die deutsche Vorstadt in Moskau, und wohnte dort öfters den kirchlichen Handlungen der Protestanten bei.

Seine Vorliebe für die Deutschen war wohl keine zufällige individuelle Neigung. Er erkannte, daß er des Deutschthums zur Mitwirkung bei dem großen Werke der Staatsbildung nicht entrathen könne. Das Deutschthum hat an der Aufrichtung des russischen Staatsgebäudes mitgearbeitet, und hat an der raschen Entwickelung desselben zu einem Glied des europäischen Staatensystems und der europäischen Civilisation einen wesentlichen Antheil. Es waren vorwiegend deutsche Kräfte, welche das Reich organisiren sollten. Deutsche Officiere, deutsche Künstler und Handwerker standen in Peters Diensten. Mit Leibnitz trat der Zar wegen einer geplanten Gesetzes-Codification in Beziehung. Der zum russischen Geheimen Justizrath ernannte Philosoph schrieb einmal scherzend an die Kurfürstin Sophie: „er solle, obgleich aus großer Entfernung, der Solon Rußlands werden.“ Auch eine Schauspielertruppe ließ Peter in Deutschland werben, welche im Jahre 1702 ihre Vorstellungen eröffnete unter Direction eines David Kunst, der u. A. auch ein großes Schauspiel „Peters Sieg bei Pultawa“ verfaßt hat.

Es liegt auf der Hand, daß gerade seine kirchlichen Anschauungen Peter in einen scharfen Gegensatz zu seinem Volke bringen mußten. In den Augen der Massen, die mehr oder minder unter dem Einfluß der Geistlichen standen, galt er für einen Ketzer; es wurde eine stehende Phrase, in ihm sei der Antichrist zur Herrschaft gelangt. Ähnlich erging es dem Erzbischof Prokopowitsch. Man beschuldigte ihn des Krypto-Protestantismus und die griechischen Theologen protestirten gegen seine Lehren als gegen ketzerische und unlautere. So stießen gerade auf kirchlichem Gebiete Peters Reformen auf den zähesten und hartnäckigsten Widerstand, namentlich waren alle Concessionen an die „Ketzer“ der Geistlichkeit und dem Volke ein Gräuel. Die deutsche Vorstadt in Moskau war den Massen ganz besonders ein Dorn im Auge. Es wurde mehrmals beschlossen, sie — zur größeren Ehre der Rechtgläubigkeit — niederzubrennen und die „Ketzer“ niederzumetzeln.

Possoschkow, obwohl im Allgemeinen auf kirchlichem Gebiete in mittelalterlich-mönchischer Beschränktheit befangen, ist doch für die schreienden Schäden der Kirche nicht blind. In seinem Schreiben an Stephan Jaworskij, den Metropoliten von Rjasan (1708), schildert er die Unwissenheit und Rohheit der Geistlichen in den lebhaftesten Farben. Die geistlichen Oberen müßten die Priester streng überwachen, damit sie ihre Pflicht thäten, die allgemeine Unwissenheit und die leeren Kirchen heischten dringend ernste Maßregeln. Man müsse den Geistlichen genau ihre Lebensweise vorschreiben, müsse sie über die Unterschiede in den Confessionen unterweisen, denn es sei in dem Volke auf dem platten Lande kaum Einer unter Zehntausend zu finden, dem die Grundzüge der Religion auch nur äußerlich bekannt seien. Darum dringt er auch auf Vermehrung der Schulen und auf die Verbreitung guter Bücher. Er klagt, daß die Geistlichen sich mehr mit Landwirthschaft und Handel als mit geistlichen Angelegenheiten beschäftigten. Allerdings macht er dafür im Wesentlichen ihre dürftige materielle Lage verantwortlich. Es gäbe Kirchen, in denen nicht zwanzig Mal im Jahre Gottesdienst stattfinde, weil die Geistlichen, wenn sie nicht verhungern wollten, wie die Landleute ackern müßten.

Andererseits aber wirft sich Possoschkow mit aller Energie zum Anwalt des gefährdeten Ansehens der Geistlichen auf. Er tadelt es, daß reiche Leute den Geistlichen bei Tische einen weniger ehrenvollen Platz zu geben pflegen, als sie selbst einnehmen; auch der geringste Dorfpope sei als ein Apostel Christi, als ein Vater zu ehren. Das gelte auch von betrunkenen Geistlichen. Die Gabe des heiligen Geistes habe keinen Theil am Rausche. Es entspringt das Alles der Anschauung, daß den Geistlichen die Schlüssel des Heils verliehen sind, entspringt einer Religiosität, die alles Thun und Lassen nach den Gesichtspunkten des Lohnes und der Strafe abwägt. In den religiösen Anschauungen Rußlands hat sich — in den Massen wenigstens — eine wesentliche

Veränderung bis heute nicht vollzogen. Mit der immer subtileren Ausbildung der äußeren Formen, man kann sagen, der technischen Seite der Religion, geht immer mehr ihr inneres Wesen verloren. Eine unerquickliche Mischung von Glauben und Aberglauben, von Mysticismus und Materialismus sind die Früchte dieses mittelalterlichen Byzantinismus. Man lese die Kapitel über die Heiligenbilder-Verehrung, zu denen Jeder, der einmal Rußland bereist hat, die Illustrationen besitzt, — wahrlich, Lermontoff hat Recht, „es wär' zum Lachen, wär' es nicht so traurig." Die Anfertigung von Heiligenbildern ist noch heute ein schwunghaft betriebener Industriezweig.

Possoschkow steht, wie wir sehen, gewissermaßen zwischen dem Zaren und dem Volke; denn während er einerseits seine „Rechtgläubigkeit" auf das schärfste betont, so liegt doch andererseits in seinen Aeußerungen über die kirchlichen Verhältnisse ein so scharfer Blick für ihre Krebsschäden und ein so tiefer sittlicher Ernst, daß er sich hoch über die Masse des Volkes heraushebt. Sei es möglich — so sagt er — die Bildung und die Sittlichkeit der Geistlichen zu heben, „dann würde Rußland wie aus einem Schlafe erwachen!"

Aehnlich wie mit der Kirche war es auch mit der Rechtspflege und Verwaltung bestellt. Dort gewissenlose Geistliche, hier gewissenlose Beamte. Mit aller Kraft bemühte sich Peter, ein ehrliches, nach festen, allgemeinen Grundsätzen, statt nach individueller Willkür handelndes Beamtenthum zu erziehen; aber dieser Riesenaufgabe war seine Kraft nicht gewachsen.

Possoschkow hatte einmal klagend ausgerufen, der Monarch ziehe mit etwa zehn Menschen den Berg hinan, den Berg hinab aber zögen Millionen, wie könnte da seine Sache gedeihen? Peter beabsichtigte unter Anderem ein Gesetz zu erlassen, nach welchem jeder Diebstahl, und wenn auch der gestohlene Werth dem eines Strickes gleichkäme, mit dem Galgen bestraft werden sollte. Doch der General-Prokurator Jagushinskij entgegnete dem Zaren: „Wollen denn Ew. Majestät im ganzen Lande allein bleiben, ohne Beamte und ohne Unterthanen? Wir stehlen Alle, die Einen mehr und offenkundiger, die Anderen weniger und vorsichtiger." So war der Klagen über Gewissenlosigkeit, Bestechlichkeit und Untreue der Beamten kein Ende. Eingaben und Beschwerden seitens der Bevölkerung über Ungerechtigkeiten und Bedrückungen häuften sich in erschreckender Weise. Der Zar suchte dadurch Abhülfe zu schaffen, daß er Aemter auf Aemter, Controlle auf Controlle häufte, aber das machte das Uebel eher ärger als besser.

Possoschkow, der aus Autopsie diese Uebelstände zur Genüge kannte, kleidet seinen Tadel in die schneidigste Form. Alle Strafen, auch die furchtbarsten, hülfen Nichts; jeder hingerichtete Beamte fände gleich hundert von ebenso schlechten Nachfolgern. Staat und Gesellschaft würden ganz anders gedeihen, wenn nur die alte Leidenschaft zur Lüge bei den Richtern und Beamten ausgerottet werden könnte.

Die Klagen über die Bestechlichkeit der Beamten sind noch heute nicht völlig verstummt. Ich erinnere an eine drastische Episode in Gogols „todten Seelen." Da wird eine Commission für den Bau eines großen Krongebäudes gebildet. Sechs Jahre arbeitet man unaufhörlich, aber merkwürdigerweise kommt das Krongebäude nie über den Grund hinaus. Lag es am Klima oder am Material? Inzwischen hatte sich freilich an den anderen Enden der Stadt jedes Commissionsmitglied ein hübsches, solides Häuschen erbaut. Vielleicht war der Boden dort besser. Da kommt mit Einem Male ein neuer Gouverneur, ein alter Militär. Er fordert Rechnungsablegung; er sieht, daß überall Summen fehlen. Er entläßt die Commissionsmitglieder und confiscirt ihre hübschen soliden Häuschen. Aber im Handumdrehen befindet sich unser rechtlicher Gouverneur in den Händen von noch größeren Schurken, die er alle für ehrliche Leute nimmt. Diese neuen Beamten erfassen seinen Geist und Charakter besser. Sie werden fürchterliche Verfolger des Unrechts, sie verfolgen es mit solchem Erfolge, daß sich Jeder auf dieser Jagd nach dem Unrecht ein hübsches Capitälchen erjagt. In der That: der General-Procureur fragte den Zaren mit Recht: „wollen Ew. Majestät allein im Staate zurückbleiben?"

Neben den Klagen über die Käuflichkeit und Bestechlichkeit der Richter, kehren die Klagen über den schleppenden Gang der russischen Justiz immer wieder. Possoschkow tadelt es auf's bitterste, daß die Richter die Menschen nicht schonten, so daß viele unnöthigerweise verarmten. Man verhafte arbeitskräftige, große Werthe producirende Menschen unschuldig und willkürlich, halte sie lange Zeit hindurch im Gefängniß und hindere sie dadurch an der Arbeit. Der Proceß gegen solche Unglückliche begann oft erst nach vielen Jahren. Seine Vorschläge, diesen Übelständen abzuhelfen, sind praktisch und verständig und zeugen von einem starken Rechtsgefühl. Aber es war die Stimme eines Predigers in der Wüste. Selbst die Energie eines Peter konnte diese verrotteten Zustände nicht mit Einem Schlage bessern. Er hatte in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts das Cabinet eingerichtet, in welchem sich die Staatsthätigkeit concentrirte; er schuf im Jahre 1711 in dem Senat eine Art oberster Justizinstanz und errichtete 1722 das Amt eines General-Procureurs, „als den vom Kaiser und vom Staate bestellten Sachwalter." Freilich, Possoschkow's Forderung unabhängiger, selbständiger Richter war damit noch nicht erfüllt. Er fordert gleiches Recht für Alle und zu dem Zwecke die Herstellung eines vollständigen, allgemein gültigen Gesetzbuches. Diese Codificationsbestrebungen haben die Regierung während des ganzen 18. Jahrhunderts beschäftigt. Brückner berichtet, es seien im Laufe des Jahrhunderts für diese Arbeiten Millionen von Rubeln verausgabt worden. Bekanntlich ist das Werk erst im 19. Jahrhundert durch Speranskij zur Ausführung gekommen. Possoschkow verlangte bei der Zusammenstellung eines Criminalcodex die Mitwirkung des ganzen Volkes. Er ahnt in diesem Vorschlage den modernen Parlamentarismus. Er verlangt Urversammlungen mit dem Vetorecht des Zaren, verlangt allgemeines Stimmrecht und Volkssouveränität. Derselbe Mann, der in allen kirchlichen Fragen noch völlig auf dem Boden des mittelalterlichen Byzantinismus stand, erscheint hier als ein völlig moderner Mensch. Die Kühnheit der Ideen, die ideale Auffassung des Rechtes, unbestechliches Pflichtgefühl machen ihn zu einer der denkwürdigsten Erscheinungen des voralexandrinischen Rußland.

Ich konnte an dieser Stelle, wo Kürze Pflicht ist, die geistige Atmosphäre jener Epoche und die Bedingungen, unter welchen Peters Reformwerk begann, nur in den allgemeinsten Umrissen skizziren. Possoschkow's Vorschläge zu einer Reorganisation des russischen Heerwesens, seine bis ins Einzelne gehenden nationalökonomischen Ausführungen seien hier nur erwähnt. Letztere bilden den Hauptinhalt seines Buches „über Armut und Reichthum." Mit dem Eintritt Rußlands in die europäischen Culturstaaten, mit der Steigerung seines Budgets, dem vermehrten auswärtigen Handel begannen auch hier allmälig die Anfänge einer Wirthschaftslehre sich zu entwickeln. Freilich waren die Bedingungen des wirthschaftlichen Lebens die denkbar ungünstigsten. Die Masse des Volkes befand sich in der Sclaverei der Leibeigenschaft, der russische Markt im Wesentlichen in den Händen

ausländischer Kaufleute und Techniker. Die Verwaltungsbehörden hatten weder Interesse noch Verständniß für das Volkswohl. Die Geld- und Creditwirthschaft war noch ganz unausgebildet. Dazu kam der Mangel an Rechtsschutz und die damit bedingte öffentliche Unsicherheit. So war auch auf wirthschaftlichem Gebiete ein reiches Arbeitsfeld für Peters Reformen. In wie weit diese mit Possoschkow's Vorschlägen und Hoffnungen in Einklang waren, darüber verweise ich auf das Brücknersche Werk selbst. Dasselbe ist für den Historiker eine Quelle ersten Ranges zur Geschichte jener denkwürdigen Epoche. Aber es sei auch Allen, die sich für die Volksgeschichte unseres östlichen Nachbarreiches interessiren, auf das Wärmste empfohlen.

Waldemar Kawerau.

Mancherlei.

The Library Journal. — Das starke Aprilheft enthält wieder manch interessanten Artikel, doch weniger von allgemeinem Interesse, sondern mehr für speciell Betheiligte berechnet. Ein kurzer Bericht über Gründung und Zwecke der Library Association fordert zum Beitritt auf, unter Hinweisung auf die wichtigen Ziele, welche sie verfolgt, die in der Heranbildung des Volkes gipfeln, denn, „wo allgemeines Stimmrecht ist, darf Unwissenheit nicht allgemein sein." Der erste Artikel On Library Lectures, von C. A. Aren, beantragt Vorträge, deren specieller Zweck es sein soll, Bücher über irgend einen bestimmten Gegenstand oder über eine bestimmte Klasse der Literatur anzuführen, und so dem Belehrung Suchenden die nützlichsten Bücher wie die nützlichste Art ihrer Verwendung anzugeben. The Chief Need in Libraries, von E. Vinton, bespricht den Mangel an guten Bibliothekskatalogen: „Unsere großen Bibliotheken, und in noch weit höherem Grade die der Alten Welt sind Begräbnißplätze der Wissenschaft, Stätten begrabener Kenntnisse." The Selection of Books for Popular Libraries, von H. A. Homes, spricht über die Schwierigkeit, wirklich gute, für den Ankauf geeignete Bücher, besonders im Gebiete der leichten Literatur, schnell herauszufinden. The Standard of Library Service, von J. D. Mullins, klagt über die häufige Untauglichkeit so vieler Bibliothekare, und macht den Vorschlag: Jeder, der sich um eine Anstellung als Bibliothekar bewirbt, solle ein Examen machen. Book Auction Catalogues and their Perils, von A. R. Spofford, klagt über die vielen fehlerhaften und schlechten derartigen Kataloge.

Unter den kleineren Mittheilungen ist erwähnenswerth die von Dr. H. O. Coxe, dem Bibliothekar der Bodleiana, in der er berichtet über ein Manuscript der Dialogen (24) des Plato, und eines des Euklid, welche, ersteres in Patras von Mönchen dem englischen Reisenden Dr. Clarke geschenkt, das zweite in einer Sammlung griechischer Manuscripte von Ph. James D'Orville angekauft, vor alter Zeit demselben Eigenthümer gehörten, wie eine Inschrift auf beiden zeigt, dem Arethas, Diakon von Patras, und sich nun wieder zu einander gefunden haben in den Bücherschätzen einer der reichsten Bibliotheken der Erde.

Economic Monographs. No. V. Our Revenue System and the Civil Service, Shall They be Reformed? by Abraham L. Earle, with preface by Professor William G. Summer. No. VII. Suffrage in Cities, by Simon Sterne. No. IX. France and the United States, comprising papers by M. Ménier, Léon Chatteau, Parke Godwin, and J. S. Moore. Die Verleger dieser Aufsätze, (G. P. Putnam's Sons) thun ein gutes Werk, indem sie dem Publikum diese Essays über Handel, Finanzen, Staatsökonomie und verwandte Gegenstände aus der Feder hervorragender Verfasser zur Belehrung vorlegen. Praktische und lesbare Belehrung über Dinge, welche das öffentliche Interesse beschäftigen, wird so in weiten Kreisen verbreitet, und damit eine der wichtigsten und nachhaltigsten Methoden zur Belehrung unserer Wähler und Gesetzgeber in Anwendung gebracht.

(P's. W.)

Eine französische Gesellschaft unter dem Namen „Colons-Explorateurs", welche sich die Förderung des Studiums und der Nutzbarmachung der Colonien in wissenschaftlicher, landwirthschaftlicher, industrieller und handelspolitischer Beziehung zur Aufgabe gesetzt hat, hat soeben eine Art von Rechenschaftsbericht ihrer praktischen Thätigkeit in Sumatra unter dem Titel „Exploration et colonisation" veröffentlicht, welcher zahlreiche wissenswerthe Mittheilungen und Erfahrungen enthält.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Clarke, (Mrs. Cowden): Complete Concordance to Shakespeare. London, Bickers. 25 s.

Davenport, Emma: Vain Ambition, or Only a Girl. London, Nimmo. 2 s.

Davis, W. & Lees, F. A.: West Yorkshire Geology, Physical Geography, Climatology, Botany etc. Illustr. London, Reeve. 21 s.

Mallock, W. H.: New Paul & Virginia: Positivism on an Island. London, Chatto & W. 3 s. 6 d.

People of Turkey: Twenty Years' Residence among Bulgarians, Greeks, Albanians, Turks and Armenians. By a Consul's Daughter and Wife. Edited by Stanley Lane Pool. 2 vols. London, Murray, 21 s.

Playfair, W. L.: Science and Practice of Midwifery. 2 vols. London, Smith & E. 28 s.

Ram, J.: The Philosophy of War. London, Kegan, Paul & Co. 3 s. 6 d.

Tegg, W.: Posts and Telegraphs. — Past and Present. With an Account of the Telephone and Phonograph. 16°. London, Tegg. 4 s.

II. Französisch.

Bédarride, J.: Des Achats et Ventes. Paris, Larose. 9 fr.

Candolle, A. & C. de: Monographiae phanerogamarum prodromi. Tome I. gr. 8° mit 9 Tafeln. Paris, Masson. 30 fr.

Drival, E. van: Les Tapisseries d'Arras. Paris, E. Rouveyre. 6 fr.

Drival, E. van: Necrologe de l'abbaye de Saint-Vaast d'Arras. Paris, Rouveyre. 10 fr.

Filleul, M. E.: Isabelle angélique de Mont-Morency, Duchesse de Chatillon.

Mahalin, Paul: Les jolies actrices de Paris. Paris, Tresse. 3 fr. 50.

Tissandier, Gaston: Le grand ballon captif a Vapeur de M. Henri Giffard. Paris, Masson. 1 fr. 25.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Begründet von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 17. August 1878. [№ 33.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Jean Jacques Rousseau.

Aus Anlaß seines hundertjährigen Todestags.

III. Schluß.

Trotz der Protection Friedrich's und des Statthalters, der Rousseau die Aufnahme als Landesangehöriger verschafft hatte, wollten die Verfolgungen und Unannehmlichkeiten, denen Rousseau bei der Nähe von Genf (und von Fernen!) ausgesetzt war, kein Ende nehmen. Selbstverständlich betheiligte sich auch das schöne Geschlecht auf das Lebhafteste bei dem Treiben für und wider Jean Jacques; einer seiner Gegner hatte, wie Rousseau in seinem Briefe an Herrn d'Ivernois, d. d. Motiers, 8. April 1765, erzählt, ausgesprengt, Rousseau habe in seinem letzten Werke die Behauptung aufgestellt, daß die Frauen keine Seele haben; „ce qui les met dans une telle fureur par tout le Val-de-Travers, que pour être honoré du sort d'Orphée je n'ai qu'à sortir de chez moi. C'est tout le contraire à Neuf-châtel, où toutes les dames sont déclarées en ma faveur. Le sexe dévot y traine les ministres dans les boues."

Diese Widerwärtigkeiten, vielleicht aber auch die Rastlosigkeit und Unruhe seines Wesens, ließen Rousseau abermals an einen Ortswechsel denken. Bald faßte er Italien, bald England, bald **Berlin** als künftigen Aufenthaltsort ins Auge. In Bezug auf Berlin sagt er in seinen Briefen u. A.: „Des motifs très-doux, très-pressants, très-honorables m'y attireraient sans doute. Mais le climat me fait peur:" ferner „le climat de Berlin est trop rude pour moi."

Zuletzt entschloß er sich auf David Hume's Zureden zur Reise nach England. Rousseau konnte jedoch die Engländer, die Engländer konnten ihn nicht verstehen und die Freundschaft mit Hume verwandelte sich in die allerbitterste Feindschaft.

Zurückgekehrt aus dem freien England nach dem despotischen Frankreich, wanderte er einige Jahre von Ort zu Ort, ohne eine bleibende Stätte, die ihm zusagte, zu finden. Es scheint, daß Rousseau, der die begeistertsten Schilderungen des Landlebens entworfen hat, doch am Liebsten in Paris lebte, denn dahin kehrte er im Juli 1770, unbekümmert um den noch bestehenden (?) Verhaftsbefehl, zurück, um daselbst einen ununterbrochenen fast fünfjährigen Aufenthalt zu nehmen. Hier schrieb er im Jahre 1772 auf den Wunsch des polnischen Grafen Wielhorski seine „Considérations sur le gouvernement de Pologne", worin den Polen viele gute Rathschläge ertheilt wurden, die jedoch wohl auch dann nicht befolgt worden wären, wenn die Mächte nicht eben damals die erste Theilung Polens vorgenommen hätten.

Übrigens zeigte der sechzigjährige Rousseau durch diese Arbeit, daß er durchaus nicht jener an Körper und Geist gebrochene Mann war, als den er sich seit einem Jahrzehnt zu schildern liebte, ähnlich wie Voltaire, der, freilich fast ein halbes Jahrhundert hindurch, über seine durchaus ruinirte Gesundheit klagte!

Viele Gedanken Rousseau's in den eben erwähnten „Considérations" haben auch für die heutige Zeit unmittelbares Interesse; einige derselben wird man hier nicht ungern als Proben seiner Behandlungsweise und seines Stils zusammengestellt finden:

„La liberté est un aliment de bon suc, mais de forte digestion; il faut des estomacs bien sains pour le supporter. Je ris de ces peuples avilis qui se laissant ameuter par des ligueurs osent parler de liberté sans même en avoir l'idée et, le coeur plein de tous les vices des esclaves, s'imaginent que pour être libres il suffit d'être des mutins. Fière et sainte liberté! si ces pauvres gens pouvaient te connaitre, s'ils savaient à quel prix on t'acquiert et te conserve, s'ils sentaient combien tes lois sont plus austères que n'est dur le joug des tyrans; leurs faibles ames, esclaves de passions qu'il faudrait étouffer, te craindraient plus cent fois que la servitude; ils te fuiraient avec effroi, comme un fardeau prêt à les écraser . . . . .

Grandeur des nations! Etendue des Etats! première et principale source des malheurs du genre humain et surtout des calamités sans nombre, qui minent et détruisent les peuples policés. Presque tous les petits états, républiques et monarchies indifféremment, prospèrent par cela seul qu'ils sont petits, que tous les citoyens s'y connaissent mutuellement et s'entre-gardent, que les chefs peuvent voir par eux-mêmes le mal qui se fait, le bien qu'ils ont à faire et que leurs ordres s'exécutent sous leurs yeux. Tous les grands peuples écrasés par leurs propres masses gémissent ou comme vous dans l'anarchie ou sous les oppresseurs subalternes qu'une gradation nécessaire force les rois de leur donner. Il n'y a que Dieu qui puisse gouverner le monde et il faudrait des facultés plus qu'humaines pour gouverner des grandes nations . . . . Commencez par resserrer vos limites si vous voulez réformer votre gouvernement. Peut-être vos voisins songent-ils a vous rendre ce service*) . . .

Appliquez-vous à étendre et perfectionner le système des gouvernements fédératifs, le seul qui réunisse les avantages des grands et des petits états et par-là le seul qui vous puisse convenir. Si vous négligez ce conseil, je doute, que jamais vous puissiez faire un bon ouvrage . . . .

Les troupes réglées, peste et dépopulation de l'Europe, ne sont

---

*) Dies vorherzusehen, war im Jahre 1772 wohl keine besondere Kunst. Überraschender ist folgende Prophezeihung Rousseau's:

„Il est encore en Europe un pays capable de législation; c'est l'ile de Corse. La valeur et la constance avec laquelle ce brave peuple a su recouvrer et défendre sa liberté mériterait bien que quelque homme sage lui apprit à la conserver. J'ai quelque pressentiment qu'un jour cette petite ile étonnera l'Europe." (Contrat social L. II. ch. 10). Allerdings hat ein Corse Europa in Erstaunen versetzt und die Corsen überhaupt haben eine große Rolle gespielt! Frankreich annectirte Corsica, Corsen beherrschten Frankreich! Beiläufig bemerkt, veranlaßten diese schmeichelhaften Äußerungen Rousseau's über Corsica, daß hervorragende Corsen ihn im Jahre 1764 einluden, ihnen „den Plan des politischen Systems, das Corsica annehmen müsse, zu entwerfen".

bonnes qu'à deux fins: ou pour attaquer et conquérir les voisins ou pour enchaîner et asservir les citoyens. Ces deux fins vous sont également étrangères; renoncez donc au moyen par lequel on y parvient. L'état ne doit pas rester sans défenseur, je le sais; mais ses vrais défenseurs sont ses membres. **Tout citoyen doit être soldat par devoir, nul ne doit l'être par métier.** . . .

Les âmes patriotiques voudraient allier la paix du despotisme aux douceurs de la liberté. J'ai peur qu'elles ne veuillent des choses contradictoires. Le repos et la liberté me paraissent incompatibles; il faut opter. . . .

La Pologne était dans les fers du Russe, mais les Polonais sont restés libres. Grand exemple qui vous montre comment vous pouvez braver la puissance et l'ambition de vos voisins. Vous ne sauriez empêcher qu'ils ne vous engloutissent; faites au moins qu'ils ne puissent vous digérer."

Außer den „Considérations sur le gouvernement de Pologne" schrieb Rousseau in dieser Zeit (1775) noch den „Pygmalion", ein Melodrama, auf das schon um deswillen besonders aufmerksam gemacht werden soll, weil Goethe in „Wahrheit und Dichtung" seiner als eines „kleinen, aber merkwürdig Epoche machenden Werks gedenkt; viel könnte man darüber sagen, denn diese wunderliche Production schwankt zwischen Natur und Kunst, mit dem falschen Bestreben, diese in jene aufzulösen. Wir sehen einen Künstler, der das Vollkommenste geleistet hat und doch nicht Befriedigung darin findet, seine Idee außer sich kunstgemäß dargestellt und ihr ein höheres Leben verliehen zu haben; nein, sie soll auch in das irdische Leben zu ihm herabgezogen werden. Er will das Höchste, was Geist und That hervorgebracht, durch den gemeinsten Akt der Sinnlichkeit zerstören."

Am 24. October 1776 wurde das verhältnißmäßig behagliche Stillleben, das Rousseau in Paris führte, durch einen unglücklichen Sturz gestört; eine schwere dänische Dogge, die vor einem Wagen herlief, rannte Rousseau um, der dabei nicht unerheblich verletzt wurde. Rousseau erzählt diesen Vorgang in den „Rêveries du promeneur solitaire; II. Promenade" und fügt hinzu, daß sich daran sofort eine Menge Entstellungen geknüpft hätten, die ihn sehr beunruhigten. Zu den Anekdoten, die bei dieser Gelegenheit erzählt wurden, gehört es vielleicht auch, wenn Mercier „Tableau de Paris; chapitre Gare!" erzählt, daß der Eigenthümer des Wagens auf seine durch einen Diener gestellte Anfrage, was er für den Verletzten thun könne, die Antwort erhalten habe: „Tenir désormais son chien à l'attache!" In Rousseau's Lapidar-Stil freilich ist diese — wohlverdiente — Antwort gehalten!

In der letzten Zeit seines Lebens siedelte Rousseau nach Ermenonville, einem Landgute des Marquis de Girardin über, der ihm dort ein Asyl anbot, Rousseau nahm dies unter der Bedingung an, daß er der Tochter des Marquis Musikunterricht ertheilen dürfe.

In Ermenonville sollte Rousseau die letzte und vielleicht die traurigste böse Erfahrung seines so viel getrübten Lebens machen; wie verschiedene Quellen mittheilen, gab ihm Therese Levasseur gegründeten Anlaß zu dem Verdachte, daß sie, der er so Vieles geopfert hatte, ein unerlaubtes Verhältniß mit einem Reitknechte Girardin's unterhalte; daran knüpft sich denn die Behauptung, daß Rousseau, nun vollends eines Lebens müde, das ihm so viel schmerzliche Enttäuschungen bereitet hatte, sich selbst den Tod gegeben — vergiftet oder erschossen oder vergiftet und erschossen habe. Das von zwei Chirurgen unterzeichnete Befundprotokoll bescheinigt dagegen, daß er am Schlagfluß gestorben sei (2. Juli 1778); Therese Le Vasseur's Darstellung von den Vorgängen bei Rousseau's Tode bestätigt diese Angabe; danach ist Rousseau, der sich am Morgen seines Todestages (nach der Le Vasseur der **dritte** Juli) unwohl fühlte, zwei Mal gefallen, bei dem zweiten Male verletzte er sich schwer die Stirn: „Il est mort en me tenant les mains serrées dans les siennes sans prononcer une seule parole." Von anderer Seite wird dagegen erzählt, Rousseau's Worte im Tode seien gewesen: „Gott! Wesen aller Wesen — mein armes Weib, umarme mich!"

Man sieht, wie sich die Legendenbildung, die Rousseau zeitlebens begleitet hatte, auch bei seinem Tode einstellt; seinen Gegnern konnte es erwünscht sein, ihn durch Selbstmord enden zu lassen!

Am 4. Juli 1778 wurde Rousseau auf der Pappelinsel zu Ermenonville begraben, wo ihm Herr Girardin ein Denkmal setzte; am 11. October 1794 wurden seine sterblichen Überreste im Pantheon beigesetzt, sie theilten später die Schicksale der Gebeine Voltaire's. (Vergl. „Voltaire und seine Beziehungen" im Magazin vom 8. Juni.)

Rousseau's Vaterstadt Genf errichtete ihrem großen Sohne im Jahre 1793 eine Denksäule; im Jahre 1835 eine Bronze-Statue, von Pradier, auf der Ile de Rousseau (früher Ile de Bargues)

Äußerst charakteristisch ist ein Vorgang, der sich bei der Sammlung von Subscriptionen für dieses Denkmal ereignete.

Zu dem im Jahre 1829 zusammengetretenen Comité gehörte auch der Pastor Chenevière; dieser schickte an den Genfer Pfarrer Vuarin eine Subscriptionseinladung und erhielt darauf folgende Antwort:

„Ich beeile mich, mein Herr! Ihnen meinen Beitrag zu übermitteln. Im Anbuge finden Sie den Entwurf zu der Inschrift, welche am Fuße des Monuments anzubringen wäre. Dies ist die einzige Gabe, mit der ich mich als Mann von Ehre und als Christ an einem Unternehmen betheiligen zu können glaube, welches mir nicht geeignet zu sein scheint, daß Sie als Pastor und Professor der Theologie das Patronat darüber übernehmen dürften."

Der angebogene Entwurf der Inschrift lautete:

„A celui, qui brisant le premier anneau de nos chaînes, délia la jeunesse audacieuse de la crainte avilissante d'un Dieu;
Qui méprisant les traditions vulgaires, reconnût dans le sauvage abruti le noble type du roi de la création;
Qui rétablissant les peuples dans leurs droits, apprit aux hommes que tous doivent commander et que nul ne doit obéir;
Qui donna un juste blâme aux romans et qui en écrivit un pour détruire dans le coeur de nos compagnes et de nos filles ce qui avant lui on appellait vertu;
Qui réduisant les choses à leur juste valeur, rejeta le nom de père et exposa les fruits de son glorieux hyménée pour se délivrer du lourd fardeau de la reconnaissance;
A l'apologiste du suicide;
A celui qui par ses exemples et ses écrits introduisit l'heureuse licence de tout dire et de tout faire,
A J. J. Rousseau (puisqu'il faut l'appeller par son nom),
A sa mémoire jadis outragée par une ingrate patrie,
La patrie aujourd'hui émule des vertus de son noble citoyen
Dressa ce monument."

Wer kann läugnen, daß dieses Schreiben manche bittere Wahrheit enthält? Rousseau's Leben ist und bleibt voller Räthsel und Widersprüche; einer seiner Biographen, Musset Pathay macht sich die Sache bequem, er unterscheidet in Rousseau's Leben zwei durchaus verschiedene Epochen und in Rousseau selbst zwei verschiedene Menschen: die erste Epoche umfaßt nach ihm die Zeit,

während der Rousseau in der Gesellschaft (dans le monde) lebte, 1712—1757; die zweite beginnt bei seinem Rückzuge von der Welt — 1757 — und endet mit seinem Tode, 1778. Diese beiden verschiedenen Menschen darf man, sagt er, nicht miteinander vergleichen, um Widersprüche in Rousseau zu finden. Von den zwei Seelen, die in jedes Menschen Brust wohnen, scheint diese Erklärung nicht viel zu wissen! Rousseau selber hat sich besser gekannt — er hielt sich für, und war, ein wunderbares Gemisch der verschiedenartigsten Eigenschaften; selbst unter günstigeren Verhältnissen, als die seinigen von Kindheit auf waren, würde sein Leben sich nicht harmonisch gestaltet haben.

Seine überaus großen Eigenschaften wie seine Fehler werden Niemandem verborgen bleiben, der sein Leben und seine Schriften unbefangen betrachtet. Es mag nicht hübsch erscheinen, ist aber nicht überflüssig, bei der Würdigung des Charakters hervorragender Schriftsteller, denen gegenüber auf Kosten treuer und wahrhaftiger Schilderung der Individualität nur zu oft ausschließlich der Ton der Apotheose angeschlagen wird, der Worte Rousseau's eingedenk zu bleiben:

„Toutes les fois que je songe à mon ancienne simplicité, je ne puis m'empêcher d'en rire. Je ne lisais pas un livre de morale ou de philosophie, que je ne crusse y voir l'ame et les principes de l'auteur. Je regardais tous ces graves écrivains comme des hommes modestes, sages, vertueux, irréprochables. Je me formais de leur commerce des idées angéliques et je n'aurais approché de la maison de l'un d'eux que comme d'un sanctuaire. Enfin je les ai vus; ce préjugé puérile s'est dissipé et c'est la seule erreur dont ils m'aient guéris." (Vorrede zu „Narcisse".)

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über Rousseau's äußere Persönlichkeit. In den „Confessions" schildert er sich einmal als Jüngling: „J'étais au milieu de ma seizième année. Sans être ce qu'on appelle un beau garçon, j'étais bien pris dans ma petite taille; j'avais un joli pied, la jambe fine, l'air dégagé, la physionomie animée, la bouche mignonne, les sourcils et les cheveux noirs, les yeux petits et même enfoncés, mais qui lançaient avec force le feu dont mon sang était embrasé."

Später (Livre V) theilt er noch mit: „J'ai une assez bonne quarrure, la poitrine large, mes poumons doivent y jouer à l'aise" und fragt, wie man bei solcher Constitution krank werden könne, ohne etwas zur Schädigung seiner Gesundheit gethan zu haben. Ein Theil seiner Antwort ist zu interessant, als daß wir uns versagen könnten, sie wiederzugeben: „L'épée use le fourreau, dit-on quelquefois. Voilà mon histoire. Mes passions m'ont fait vivre et mes passions m'ont tué. Quelles passions dira-t-on? Des riens: les choses du monde les plus puériles . . . . D'abord les femmes. Quand j'en eus une, mes sens furent tranquilles, mais mon coeur ne le fut jamais. Les besoins de l'amour me dévoraient au sein de la jouissance.*)

Als eine zweite Leidenschaft, die ihn verzehrt habe, schildert er die Musik, der er gar zu viele Nächte widmete.

Aus seinen späteren Jahren liegen zahlreiche Beschreibungen seiner Persönlichkeit vor.

Eine Freundin von Julie Bondeli hatte ihn bei ihrer ersten Zusammenkunft mit ihm „von ganz gewöhnlicher Figur, von trivialer Physiognomie, aber mit einer schönen Gesichtsfarbe und sehr schwarzen, fast durchbohrenden Augen gefunden; bei einer zweiten Zusammenkunft fand sie, daß die armenische Tracht, die Rousseau wegen eines Leidens angelegt hatte, seiner Figur, der Turban seiner Physiognomie Grazie verlieh; seine Augen übten doppelte Wirkung". Julie Bondeli, die ein getreues Portrait von ihm in Aussicht stellte, wenn sie ihn sehen würde, bekam im Jahre 1765 zwei Besuche von ihm in Neufchâtel; leider scheint das „Portrait" nicht entworfen worden zu sein; sie erzählte jedoch dem Prinzen von Württemberg von dem Eindruck, den „le joli minois" von Rousseau auf sie gemacht habe; die Bondeli hat sich augenscheinlich bei dem äußeren Eindruck enttäuscht gefunden.

Im Juli 1772 besuchte Bernardin de St. Pierre Rousseau in Paris: „Rousseau war mager und von mittlerer Größe. Eine seiner Schultern schien etwas höher zu sein, als die andere, sei es in Folge der Stellung, welche er bei der Arbeit einnahm, oder in Folge des Alters, welches ihn gebeugt hatte, denn er zählte damals bereits 60 Jahre; übrigens war er sehr ebenmäßig gebaut. Seine Hautfarbe war braun, an den Wangen leicht geröthet; er hatte einen schönen Mund, eine sehr wohl gebaute Nase, eine hohe gewölbte Stirne und Augen voll Feuer. Die schiefen Züge in der Richtung von den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln, charakteristisch für die Physiognomie, deuten bei ihm auf große Empfindlichkeit (une grande sensibilité) und sogar etwas Schmerzliches.*) Auch im übrigen Gesichte bemerkte man drei bis vier deutliche Kennzeichen (caractères) der Melancholie, in den eingesunkenen Augen und in den herabhängenden Augenbraunen; tiefe Traurigkeit in den Stirnfalten; eine sehr lebendige, ja eine etwas kaustische Heiterkeit (gaité) in den tausend kleinen Falten in den äußeren Augenwinkeln; wenn er lachte, verschwanden die Augenhöhlen (les orbites). Alle Leidenschaften spiegelten sich nach einander auf diesem Gesichte ab, je nachdem der Gegenstand des Gesprächs seine Seele anregte; in der Ruhe behielt sein Antlitz einen Eindruck all dieser Affectionen und hatte zugleich etwas eigenthümlich Liebenswürdiges, Feines, Rührendes, was Mitleid und Achtung verdiente."

Von Therese Le Vasseur, die Rousseau vierzig Jahre hindurch in Freude und Leid zur Seite stand, weiß kaum Jemand Gutes zu berichten. Rousseau selbst sagt von ihr in dem Schreiben an Butta-Foco d. d. Motiers, 24. März 1765: „J'ai ma gouvernante qui depuis vingt ans me soigne dans mes infirmités continuelles; c'est une fille de quarante-cinq ans, Française, catholique, honnête et sage et qui se résoud de venir s'il le faut au bout de l'univers partager mes misères et me fermer les yeux."

Schon im Jahre 1769 wäre es aber fast zu einem Bruche zwischen Rousseau und Therese gekommen; in einem Briefe aus dieser Zeit muß Therese bittere Vorwürfe hinnehmen: daß sie sein Wohlwollen nicht erwidere, daß sie ihn nicht liebe. „Je n'aurais jamais songé à m'éloigner de vous si vous n'aviez été la première à m'en faire la proposition; vous êtes revenue très-souvent à cette idée . . . . Tu voulais me quitter et t'éclipser sans que je susse même où tu voulais aller."

Die Sache richtete sich jedoch wieder ein; kurz vorher, Ende 1768, hatte Rousseau Therese „geheiratet", wie er es nannte, d. h. sie vor zwei achtbaren Zeugen als seine Frau erklärt; was natürlich keine gesetzliche Eheschließung war; Therese wird dies wohl nicht verstanden haben. Die Rousseau befreundeten Damen nahmen seine Heirat sehr übel — Fräulein von Bondeli äußert sich u. A. recht ungehalten über Rousseau; sie würde seinen Schritt billigen, wenn er dadurch Kinder legitimirte. „Mais s'il na pas cette raison, c'est pure faiblesse, assujettissement, dépendance des soins de cette

*) „Und im Genuß verschmacht' ich nach Begier!" (Faust.)

*) Die Gestaltung dieser Züge hängt sehr davon ab, ob und wie die Zähne erhalten sind; Rousseau soll „garstige" Zähne gehabt haben! bei der ausführlichen Schilderung seines Äußern in den „Confessions" redet er von ihnen nicht!

personne qu'il craignait de perdre; dans ce cas-là je ne sais ce qu'il peut s'en promettre quand il aura satisfait son ambition. Peut-être aussi que c'est un principe d'honnêteté et de reconnaissance que la le Vasseur lui aura fait valoir, son temps, ses soins, sa réputation altérée et son sort, s'il venait à mourir sans lui laisser son nom."

Fräulein von Bondeli scheint in ihrer „vieille fillerie" fleißig hinter Rousseau spionirt zu haben; einige Zeit später berichtet sie aus einem Briefe Rousseau's dessen Äußerungen über seine intimsten Beziehungen zu Therese. „Je ne vivrai avec elle qu'en frère, comme nous avons vécu dans les dernières treize années depuis vingt ans qu'elle vit avec moi"; eine delicate Mittheilung, für die Mademoiselle Bondeli ja nicht als Quelle genannt sein will.

Therese wird so wenig, wie einst Frau von Warens, Rousseau's Tugend gewürdigt haben; sie verheiratete (?) sich nach seinem Tode noch einmal in hoch vorgerücktem Alter. „Mon mari mort oubliant tout ce qu'il m'avait dit, je me suis jetée dans les bras de l'homme qui s'était prosterné devant moi".

Im Jahre 1790 wurde ihr auf Mirabeau's Antrag von der Nationalversammlung eine Pension von 1200 Franken bewilligt, die später auf 1500 Franken erhöht wurde.

Ferdinand Jugler.

Frankreich.

Pariser Brief.

Le comte de Fersen et la cour de France; la Du Barry von E. und J. Goncourt; la jeunesse d'Elisabeth d'Angleterre von Wiesener; Revanche posthume von Daniel Darc; la vie de province en Grèce von D'Estournelles de Constant.

Paris, im Juli.

Die handschriftlichen Schätze, die unsere Kenntniß der französischen Revolution zu bereichern vermögen, werden immer mehr dem Publikum erschlossen und zugänglich gemacht. Eben jetzt hat Oberst von Klinckowström*) die werthvollen Papiere des Grafen von Fersen herausgegeben: eine der hervorragendsten Quellenpublicationen auf dem Gebiet der neueren Geschichte, ein unentbehrliches Rüstzeug für jeden künftigen Historiker der Revolution. Axel von Fersen, Sohn einer schwedischen Familie, geboren am 4. September 1755, ging als fünfzehnjähriger Jüngling ins Ausland, um seine Bildung zu vollenden. Vier Jahre hindurch bereiste er Deutschland, Italien und Frankreich. In Ferney besuchte er Voltaire. Er sagt darüber in seinem Tagebuch (I, 12); „Herr von Voltaire empfing uns heute nicht, denn er hatte, so sagte man, ein Abführmittel genommen; es ist der Vorwand, dessen er sich bedient, wenn er zudringlichen Besuchern seine Thüre verschließen will. Aber den Tag darauf empfing er uns und wir sprachen zwei Stunden mit ihm. Er trug eine scharlachrothe Weste mit alten gestickten Knopflöchern, die seinem Vater, ja vielleicht seinem Großvater gehört hatte. Eine nicht frisirte Perrücke, altmodische Schuhe, wollene über die Hosen gezogene Strümpfe, ein alter Schlafrock, das war die Kleidung des Mannes, die zu dem ganz runzeligen Antlitz durchaus paßte. Aber die Schönheit der Augen, die Lebendigkeit des Blicks fiel uns auf: dem ganzen Gesicht ist Spott und Hohn aufgeprägt." In Paris wurde dem jungen Reisenden hohe Ehre erwiesen; er war wohlgebaut, von schlanker Gestalt und sehr schöner Gesichtsbildung; wie hübsch ist sein Miniaturbild, welches Klinckowström dem Buch beigegeben hat! es liegt in den Zügen etwas Träumerisches und Sanftes, das eine starke Anziehung übt. Daher wohl sein Verhältniß mit Marie Antoinette. Am 30. Januar 1774, auf einem Ball, spricht sie lange Zeit mit ihm, maskirt, und ohne sich zu nennen. (I, 16). Im Jahr 1778, nachdem er mehrmals in England und Schweden gewesen, sieht er Marie Antoinette als Königin von Frankreich wieder, und er schreibt an den Vater „Die Königin, die reizend ist, sagte, als sie mich sah: ach! das ist eine alte Bekanntschaft." (I, 32) Nach mehreren Tagen schreibt er in einem anderen Brief: „Die Königin, welche die schönste und liebenswürdigste Person ist, die ich kenne, hat öfters die Güte gehabt, sich nach mir zu erkundigen; sie fragte Creuz (den schwedischen Botschafter), weßhalb ich nicht jeden Sonntag komme, um mitzuspielen, und da sie vernahm, ich wäre einmal gekommen, als es kein Spiel gab, hat sie mich um Entschuldigung gebeten." (I, 32) Und einige Zeit darauf: „Die Königin behandelt mich immer sehr gut; oft mache ich ihr beim Spiel meine Aufwartung, und jedesmal richtet sie ein wohlwollendes Wort an mich. Man hat ihr von meiner schwedischen Uniform gesprochen, und sie hat viel Lust mich in diesem Anzug zu sehen; ich gehe also nächsten Dienstag in der Militärtracht nicht an den Hof, sondern zu der Königin selbst; es ist die liebenswürdigste Person, die ich kenne." M. Geffroy in seinem vortrefflichen Buch „Gustave III. et la cour de France" (S. 359—362) spricht auch von der Gunst, die der junge Graf am französischen Hof gefunden. Fersen wohnte allen Festen bei, die Frau von Lamballe und Frau von Polignac in ihrer Wohnung veranstalteten, und die bösen Zungen sprachen damals von Zusammenkünften und langen Unterhaltungen zwischen Fersen und der Königin auf den Bällen in der Oper, von verstohlenen Blicken im Abendkränzchen zu Trianon: einmal habe die Königin, die am Clavier saß und die glühenden Verse der Dido sang:

> Ah! que je fus bien inspirée
> Quand je vous reçus dans ma cour,

sich nach Fersen umgesehen und ihre Aufregung nicht zu verhehlen gewußt. Graf von Creuz schrieb an Gustav III.: „Ich muß es E. M. vertrauen, daß der junge Fersen der Königin nicht abhold gewesen ist, und ich glaube, sie hat eine gewisse Neigung für ihn empfunden; was ich sah, gestattet mir darüber keinen Zweifel. Aber der junge Graf hat sich dabei durch Bescheidenheit und Vorsicht auf bewunderungswürdige Weise benommen. Er hat sich entschlossen nach Amerika zu reisen; dadurch entzieht er sich jeder Gefahr: es gehört aber eine seltene Festigkeit dazu, und sehr schwer ist es, eine solche Versuchung zu überwinden. In den letzten Tagen hat die Königin ihn nicht aus den Augen verloren und ihr Blick war voller Thränen. Ich bitte E. M. ebensowohl wie Senator Fersen (den Vater des Grafen) um Verschwiegenheit." (I, 35) Fersen's Abreise machte der Klatscherei ein Ende. Er nahm an Rochambeau's Feldzug gegen Cornwallis einen bedeutenden Theil; er war Adjutant des französischen Generals und leitete die Unterhandlungen mit den amerikanischen Führern und dem englischen General-Quartier, denn er beherrschte die englische Sprache vollkommen. Er sagt von Washington (I, 43): „Er sieht wie ein Held aus, er ist sehr kalt und wortkarg, aber höflich und voll Anstand; eine ge-

*) Le comte de Fersen et la cour de France. Extraits des papiers du grand maréchal de Suède, comte Jean Axel de Fersen, publiés par son petit-neveu, le baron R. M. de Klinckowström, Colonel suédois. 2 vols. Paris, Firmin-Didot.

wisse Wehmut, die ihm nicht übel steht, ist in seinen Zügen ausgeprägt." Er findet (I, 51) „die Amerikaner haben keinen anderen Gott als das Geld; sie haben die Franzosen unbarmherzig geschunden und Alles übermäßig theuer verkauft; sie besitzen gar keine Vaterlandsliebe u. s. w." Die Franzosen schätzt er auch wenig. „Sie wissen sich nicht zu unterhalten und haben die schlechte Gewohnheit, immer zu sagen: „je m'ennuie", was ihnen alle Freude vergällt. (I, 18) Anderswo sagt er, Frankreich habe keinen Stabsofficier, auf den es rechnen könne; alle erwiesen sich (im Lager in der Normandie) unwissend, und es dauerte lange ehe die Ingenieurs das Lager aufgeschlagen und die Linie gezogen hatten. (I. 27.) Nach dem amerikanischen Krieg lebte er eine zeitlang in Paris als Oberst des Regiments Royal-Suédois und wollte Necker's Tochter heiraten: aber sein Landsmann, Staël von Holstein, der schwedische Botschafter, machte schon lange dem Mädchen den Hof. Beim Anfang der Revolution verfaßte Fersen ein interessantes, leider verschwundenes Tagebuch (von 1780 bis Juni 1791). Aber in den Briefen an seinen Vater schildert er die allgemeine Gährung: „Jedermann ist „Administrateur" und spricht von nichts als von Fortschritt, in den Vorzimmern lesen die Lakaien alle erscheinenden Broschüren, denn jeden Tag werden zehn, zwölf, fünfzehn Flugschriften herausgegeben, und ich begreife nicht, wie die Druckereien dazu ausreichen: es ist jetzt die Mode. (S. 44.) Er beklagt sich über die Zuchtlosigkeit der Soldaten, man zähle nur auf die fremden Regimenter (S. 47) das sei die Folge der herrschenden Anglomanie und Philosophie (S. 49); die Gewalt des Königs sei null, die constituirende Versammlung selbst zittere vor Paris und Paris vor vierzig oder fünfzig heimatlosen Menschen, die sich im Palais Royal versammeln und nicht aufhören, Anträge zu stellen u. s. w.*) Er erhielt damals von Gustav III. den Befehl, bei Ludwig XVI. zu bleiben und die Verbindung zwischen den beiden Herrschern nach Kräften zu erleichtern. Er leistete dem König und der Königin von Frankreich die größten Dienste: er chiffrirte und sendete ihre Briefe ab; er erhielt und entzifferte die ihrer Anhänger. In der Flucht nach Varennes spielte er die Hauptrolle: er war es, der dem Baron von Breteuil und dem Marquis von Bouillé die nöthigen Befehle gab, und er selbst führte die königliche Familie von Paris hinaus bis nach Bondy. Nachdem die Flucht gescheitert war, gab er die Sache des unglücklichen Ludwig XVI. und seiner Gattin nicht auf, sondern blieb der Vermittler derselben mit den Höfen, entwarf unermüdlich Pläne zu ihrer Entweichung und kam sogar einmal, obwohl geächtet, nach Paris, um mit dem königlichen Paar über die leider unmöglich gewordene Befreiung zu berathen. Aber Gustav III. starb; Karl von Södermanland, der Regent, berief den Grafen zurück. Unter Gustav Adolf wurde Fersen zu der glänzendsten Stellung erhoben; er war damals Großmarschall des schwedischen Reiches. 1810 wurde er ermordet, auch ein Opfer der blinden Wut des Volkes, wie es Ludwig XVI. und Marie Antoinette gewesen waren, denen er mit so treuer Anhänglichkeit und edler Aufopferung gedient. Die Briefe und Actenstücke, die Fersen hinterlassen, ermöglichen uns in die Geschichte der Revolution und besonders in die damaligen Bestrebungen der europäischen Mächte ein tieferes Eindringen. Sie enthalten eine Fülle wichtiger Documente über die Berathungen und Verhandlungen an den Höfen, über die Rüstungen, die man freilich in geringem Umfange vornahm, um dem französischen Sturm entgegenzugehen, über die Revolutionskriege, über die Stimmungen und jämmerlichen Parteiungen der Emigrirten. Auch sind Fersen's Mittheilungen mit pikanten Bemerkungen und treffenden Schilderungen durchwebt. Er hat z. B. mit Kaunitz verkehrt und stellt ihn als einen eigenthümlichen Menschen dar (II, 11, 12). „Jeden Tag von 4 bis 6 Uhr geht er in die Reitschule; deßhalb ist er immer gestiefelt. Er kann die Luft nicht ertragen; geht er über den Hof, so hält er sein Taschentuch vor den Mund, und in dem Zimmer, wo er ist, müssen selbst bei der größten Hitze alle Fenster zugemacht werden. Er ist sehr eitel; der Maler Casanova, sein Vertrauter muß jeder Mahlzeit beiwohnen, sonst ist Kaunitz übler Laune, denn Casanova streut ihm Weihrauch, woran er sein größtes Vergnügen findet. Er spricht sehr klar, aber langsam und selbstgefällig." Die Briefe des Grafen an seinen Freund, den Freiherrn von Taube, gehören vielleicht zu den interessantesten. Er berichtet z. B. über die Federation also, (S. 78): „Alles ist besser abgelaufen als man glaubte; es gab nur Rausch und Lärm; die Feierlichkeit war lächerlich, unschicklich, durchaus nicht imposant: ehe sie anfing, ergötzten sich die Nationalgarden daran, einen Priester und noch zwei Geistliche vom Altar zu entreißen und im Amphitheater herumzuführen, eine Grenadiermütze auf dem Kopf und ein Gewehr über der Schulter. Es scheint, Niemand will oder kann sie befehligen." Anderswo sagt er, Necker sei ein Mann, der sich aus allen Tugenden ein Gurgelwasser mache, aber keinen Tropfen hinunterschlucke (S. 81). Calonne (I. 23, II. 14) ist ein Geck, ein Leichtfuß, im Lager der Emigrirten ebenso vermessen und eingebildet wie im Ministerrat; er schüttelt die Vorschläge dreist aus dem Ärmel, und wenn man ihm widerspricht, ruft er gleich, „ah! il me vient une idée sublime!" d. h. eine neue Tollheit." Dumouriez, den Fersen sah, als er zum Feind überging, ist ein echter Franzose, eitel, dünkelhaft und leichtsinnig, mit viel Witz, aber wenig Verstand. Der Plan, den er gefaßt, ist mißlungen, weil er zuviel Selbstvertrauen hatte und einen Einfluß auf die Armee auszuüben glaubte, den er nicht besaß (II, 70). Bedauerlich ist es, daß Klinckowström die Benutzung der von ihm herausgegebenen Documente nicht durch einen Index erleichtert hat.

In dieselbe Zeit versetzt uns das Buch von Edmond und Jules de Goncourt über die Du Barry*). Diese ging, wie Jedermann weiß, aus den untersten Ständen der Gesellschaft hervor; ihr echter, bis jetzt fast unbekannt gebliebener Geburtschein lautet (S. 6):

Jeanne, fille naturelle d'Anne Béqus dite Quantiny, est née le dix-neuvième août de l'an mil sept cent quarante trois, et a été baptisée le même jour; elle a eu pour parrain Joseph Demange et pour marraine Jeanne Birabin, qui ont signé avec moi.

L. Galon,
vicaire de Vaucouleurs.

Jeanne Birabin. Joseph Demange.

Fünfzehn Jahre alt, war sie schon auf dem Pariser Pflaster eine bekannte Erscheinung und bot den Vorbeigehenden Stecknadeln, Tabaksdosen, ja ihre eigne Person an: Graf von Genlis erzählt, wie erstaunt er war, als er in Versailles das Mädchen wiedersah, welches ihm einmal sein Bedienter auf der Straße aufgetrieben hatte. Dann wurde sie, unter dem Namen Lançon,

*) Vgl. S. 86, Brief von Fersen an den König von Schweden: „Niemand will gehorchen, Jeder will befehlen u. s. w." Vgl. Magazin 1878, Nr. 29. Taine drückt sich ganz ebenso aus wie Fersen, dessen Briefe er nicht gekannt hat.

*) Edmond et Jules de Goncourt: La Du Barry. Nouvelle édition, revue et augmentée de lettres et documents inédits, tirés de la bibliothèque nationale, de la bibliothèque de Versailles, des archives nationales et des collections particulières. Paris, Charpentier.

Putzmacherin, nicht aber, wie man so oft gesagt hat, Freudenmädchen. In einem Spielhaus lernte sie den Grafen Jean du Barry kennen. Dieser Mann, einer von den schamlosesten in jener schamlosen Zeit — er hatte den Beinamen „Roué" — machte sich ein Gewerbe daraus, junge schöne Grisetten zu glätten und, nachdem er ihnen Weltanstand und feines Wesen gegeben, den vornehmsten Herren abzutreten; er ist ein Kenner, so lesen wir in dem Journal de la police, und setzt immer seine Waare ab. Schon lange hegte er den Vorsatz, dem König eine Maitresse zu liefern. Die Lange (der Name, den die Du Barry annahm) wurde von ihm dem Herzog von Richelieu vorgestellt, dann bei Lebel, dem Kammerdiener und Kuppler des Königs, zum Abendessen eingeladen. Aus einer verborgenen Lichtspalte sah Ludwig XV. die Lange, die, vom Champagner erhitzt, sich der tollsten Freude hingab. An demselben Abend bestellte sie der König zu sich. Die Du Barry spielte nicht die Spröde, sah nicht beschämt und bestürzt aus; keine Heuchelei, keine Fratze! Ludwig aber war entzückt, befahl die Lange gleich zu verheiraten, und nach der Heirat in Versailles unterzubringen. Auf der Stelle ließ Graf Du Barry seinen Bruder aus Toulouse nach Paris kommen; der Ehecontract wurde zwischen Guillaume Du Barry und Jeanne Bécu geschlossen: man erfand der Maitresse des Königs einen Vater, einen gewissen längst verstorbenen Gomard de Vaubernier und setzte einen falschen Geburtsschein auf (S. 25):

Jeanne, fille de Jean-Jacques Gomard de Vaubernier et d'Anne Bécu dite Quantigny, est née le dix-neuf août mil sept cent quarante six, a été baptisée le même jour, a eu pour parrain Joseph de Mange et pour marraine Jeanne de Birabin qui ont signé avec moi.

L. Galon,
vicaire de Vaucouleurs.

Joseph de Mange. Jeanne de Birabin.

Guillaume Du Barry, reich belohnt, kehrte nach Toulouse zurück, und die Du Barry wohnte im Königlichen Palast zu Versailles. Choiseul war damals Minister; man nannte ihn le roi Choiseul und hielt ihn für unentbehrlich. Er selbst glaubte sich in seiner Stellung unerschütterlich und wagte auf der Haupttreppe vor der Menge der Höflinge Frau von Esparbès, die mit Ludwig XV. liebäugelte, unter das Kinn zu fassen und mit spöttischem Ton zu sagen: „Petite, comment vont vos affaires?" Er verachtete die Du Barry und verbarg seine Verachtung nicht. Der Krieg begann zwischen dem Minister und der Favoritin: Choiseul's Schwester, die Herzogin von Grammont, welche die Geliebte des Königs werden wollte, um den Staat zu regieren, ließ eine Menge Lieder und Gassenhauer verfassen, die das Publikum an die schändliche Vergangenheit der Du Barry erinnerten. (Die Bourbonnaise z. B. und das Gedicht von Voltaire, le Roi Pétaut.) Aber die Du Barry gewann die Oberhand: der Roué hatte sie zu ihrer Rolle vollkommen dressirt; Richelieu, auf Choiseul eifersüchtig, hörte nicht auf, das Ansehen des Herzogs durch Verleumdungen und hämische Witze zu untergraben; d'Aiguillon, ein Erzfeind von Choiseul, spann allerlei Ränke, um den Einfluß der Du Barry auf's höchste zu steigern; Maupeou, der Kanzler, nannte sie „ma Cousine". Choiseul besaß zwar entschiedene Anhänger im Parlament; die Philosophen, die Jansenisten, die Männer der Aufklärung stellten sich auf seine Seite. Aber für die Maitresse des Königs erklärten sich die Verfechter der absoluten Monarchie und der Religion, die Beschützer des Jesuitismus: „eine zweite Esther sollte Haman stürzen und das Volk vom Druck befreien"*); die Du Barry, im bloßen Hemd und mit offener Brust, empfing Morgens beim Aufstehen den päpstlichen Nuntius, und der Vertreter des Kirchenoberhaupts reichte ihr die Pantoffel dar. Zuerst war die Du Barry bei Hofe vorgestellt worden; dann wohnte sie allen Feierlichkeiten bei, hatte ihren eigenen Hof, ihre Augendiener, ihre Poeten, die ihr schmeichlerische Gedichte zueigneten, hielt im Lager zu Compiègne eine Revue ab über die Truppen, wurde von einem Condé in Chantilly mit aller Pracht empfangen, ließ im Salon ihr Bildniß ausstellen. Choiseul dachte, es wäre besser zu biegen als zu brechen; „la coquine", wie er sagte, „lui donnait bien de l'embarras": er versuchte eine Annäherung. Es war zu spät. D'Aiguillon, sein hartnäckiger erbitterter Gegner, schwang sich zu den höchsten Würden empor; er war der Liebhaber der Du Barry geworden: vormals hatte ihm der König die Herzogin von Chateauroux weggeschnappt, er bezahlte den König in gleicher Münze. Schon sagte die Favoritin, während sie auf Ludwig's Knieen saß, „Saute, Choiseul!" und schnellte mit den Händen Pomeranzen in die Höhe; sie gab ihrem Koch den Abschied und sagte: „Sire, j'ai renvoyé mon Choiseul". Endlich, wurde der Minister entlassen. — Es blieb aber im Palast ein Feind, gegen welchen die Du Barry nichts zu thun vermochte: die Dauphine Marie Antoinette, „la petite rousse", — diesen Beinamen hatte sie der Prinzessin gegeben. Die Dauphine sprach nie mit ihr, und vergebens bestürmte die auf das Empfindlichste verletzte Du Barry den König mit Klagen und Thränen, und ersuchte ihren Liebhaber inständigst, den Stolz der Schwiegertochter zu brechen; vergebens bat Ludwig XV. den österreichischen Botschafter, Mercy-Argenteau, sich ins Mittel zu legen; ja Graf von Noailles bot der Dauphine im Namen der Favoritin schöne Edelsteine im Werth von 400,000 Livres an: die Prinzessin wollte nicht nachgeben und blieb der Du Barry gegenüber hochmüthig und verachtungsvoll. Der Schwager der Du Barry, Graf Jean der „Roué", der ihr zu ihrer Stellung beim König verholfen, verursachte ihr ebenfalls unsäglichen Verdruß: er posaunte seine Schande und die des Königs aus, nannte Ludwig XV. sehr vertraulich „le frérot", trieb einen großen Staat, vergeudete fünf Millionen, und beschimpfte die Schwägerin aufs Ärgste. Die Du Barry tröstete sich darüber in ihrem splendiden Haus zu Luciennes: dort bemühte sie sich dem König allerlei Zerstreuungen zu bieten, die erschlafften Sinne des Übersättigten aufzuregen und bei dem blasirtesten Herrscher, der je gelebt, die erlöschende Lebensflamme wieder anzufachen. Der Ton der feinen Welt war verbannt, verbannt das schöne Sprühen des Witzes, die satirische Laune, der heitere anständige Humor; schlüpfrige Anekdoten, obscöne Lieder, zotenhafte Lustspiele, die Ausdrücke des gemeinsten Pöbels führte die Du Barry bei Hofe ein; sie selbst nahm die Maske ab, zeigte sich in ihrer wahren Gestalt als lose Dirne; es ist nicht mehr die elegante vornehme Buhlerin, es ist wieder die Lange: sie sagt zum König: „La France, ton Café f . . . le camp", und ein ander Mal, da sie den von ihr gebrauchten Löffel in die Schüssel legte und der König sagte, daß nun alle ihren Speichel trinken müßten, „eh bien, antwortet sie, je veux que tout le monde boive mon crachat!" Sehr treffend bemerken die Verfasser, ein solches Verhältniß habe alle Ehrfurcht vernichtet, die man bis jetzt der Monarchie gezollt hatte. Die Du Barry hat wirklich die Monarchie in Verruf gebracht; sie hat dieselbe mit eben dem verächtlichen Spott behandelt, wie die Männer, welche sie vormals besessen, hatten sie behandelten; solche Frauen finden immer ihre Freude daran, Unheil zu stiften; sie rächen sich dadurch an den erlittenen Kränkungen und Demüthigungen; sie sind mit wahrer Herzenslust „enfants terribles", und zerbrechen Alles, womit sie

*) Vergl. Magazin, 1878. Nr. 26, S. 398.

spielen. So hat die Du Barry das französische Königthum erniedrigt. Was ist nun die Krone, sagte ein Engländer, wenn nicht die Nachtmütze zweier Liebender? — Nach Ludwig's Tod zog sich die Du Barry nach Luciennes zurück. Sie war noch immer schön, obgleich vierzig Jahre alt, und drei Männer, die sie nicht verschmähte, verliebten sich in sie einer nach dem andern: (ils ne mouraient pas tous, mais tous étaient frappés): der englische Botschafter Seymour, der Herzog von Cossé-Brissac, der Fürst von Rohan-Rochefort. Sie lebte damals einsam, spendete den Bedürftigen milde Gaben; nichts an ihr, außer dem ungeheuren Vermögen, erinnerte an die Maitresse des Königs; das Pöbelhafte und Unzüchtige, das Ludwig XV. ungemein gefiel, war verschwunden. Im Grunde war sie, scheint es, was man „une bonne fille“ nennt; die Briefe, die sie damals an ihre Geliebten schrieb, sind voll Empfindung und durch den naiven Ton und die echte unumwundene Zärtlichkeit höchst merkwürdig. Man lese z. B. den Brief an Lord Seymour (S. 20): „Les assurances de votre tendresse, mon tendre ami, fon le bonheur de ma vie, croyez que mon coeur trouve ces deux jours bien long, et que s'il étoit en son pouvoir de les abréger, il naures plus de peine; je vous attands samedi avec toute l'impatiance d'une ame entièrement a vous et jespere que vous ne désirerais rien. Adieu, je suis à vous.“ Und dieses Billet: „Mon coeur est à vous sans partage, et si j'ai manqué à ma promesse, mes doits, sont seule coupable. J'ai été très incomodée depuis que vous m'avés quitté, et je vous assure que je n'avés de force que pour penser à vous. Adieu, mon tendres amis, je vous aime, je vous le répéte, et je crois être heureuse, je vous embrace mille foit et suis à vous. Venés de bon heur.“

Wer hätte von der Du Barry solche Herzensergüsse erwartet? — Indessen war die Revolution ausgebrochen; die Du Barry wäre vielleicht dem Schaffot entgangen. Aber man stahl ihre Diamanten: da ließ sie an die Mauern den Zettel anschlagen: „2000 Louis als Belohnung für den, der die verlorenen Diamanten wiederfindet“, nebst einem umständlichen Verzeichniß aller Edelsteine und Perlen. Die Diebe wurden zwar in London verhaftet, aber geldgierige Menschen ließen die Du Barry gefänglich einziehen, und da sie viermal nach England gereist war, klagten sie sie des Verraths und des Einverständnisses mit den Emigrirten an. Die „Aspasie des französischen Sardanapal“, „la courtisane du ci-devant-tyran“, wie sie der Anklageact nannte, wurde hingerichtet. Zu einer Zeit, da Alle, die auf dem Blutgerüst starben, die größte Seelenstärke bewiesen, war die Du Barry feigherzig und memmenhaft: sie weinte und schluchzte und schrie wie wahnsinnig: „Sauvez moi, sauvez moi, la vie, qu'on me laisse la vie!“ auf der Treppe des Schaffots sträubte sie sich gegen den Henkersknecht und bat um Gnade: „Encore une minute, monsieur le bourreau!“ Ihr Neger, Zamore, hatte sie verlassen und verrathen; dieser Zamore, den die Dichter besungen und die Maler portraitirt, den Ludwig XV. zum Gouverneur von Luciennes ernannt, den der Prinz von Conti und die Du Barry über die Taufe gehalten hatten, war Republikaner, ja Beamter im Versailler Wohlfahrtsausschuß geworden; er bekannte sich zu Rousseau's Grundsätzen und sprach vor Gericht gegen seine vorige Herrin, die ihn „zum Sclaven gemacht hatte, anstatt ihm einen mütterlichen Schutz angedeihen zu lassen!“

Will man der kleinmüthigen zaghaften Du Barry eine großherzige standhafte Person entgegenstellen, die einen männlichen Muth bewies, so lese man das Buch, worin Wiesener*) die Geschichte Elisabeth's von England bis zu ihrem Regierungsantritt geschrieben hat. Der erste Band „eines königlichen Lebens“, wie Frau von Sévigné sagt, gewährt uns gewöhnlich geringes Interesse: wenige, wie z. B. Friedrich der Große und Katharina von Rußland, ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, ehe sie zum Thron gelangen. Elisabeth aber bereitete sich zu dem „métier de roi“, wie Ludwig XIV. gesagt hat, durch harte Prüfungen vor; die Widerwärtigkeiten, die sie mitten in den Revolutionen und manchen fürchterlichen Gefahren erlitt, stählten ihren Muth, und die Festigkeit, die sie, als Königin, in allen Umständen zeigte, schuf sie sich selbst in ihrer bewegten Jugend. Nach der Mutter (Anna Boleyn) Hinrichtung, lebte sie im Schloß zu Hunsdon und dann bei Katherine Parr, der sechsten Frau des grausamen heiratslustigen Heinrich VIII., die allein und einzig unter dessen Gemahlinnen so verschmitzt war, ihn an sich zu fesseln und sein wildes Gemüth zu bezähmen, ja ihn zu überleben. Nach Heinrich's Tod, schon im fünfunddreißigsten Jahre eine dreimalige Wittwe (sie hatte Lord Borough, Lord Latimer und den englischen König nacheinander zu Grabe getragen), nahm sie den hochstrebenden Lord-Admiral Thomas Seymour von Sudeley zum vierten Mann. Seymour aber verliebte sich in Elisabeth. Die Prinzessin, damals in ihrem fünfzehnten Jahre, war kokett und, wie alle ihre Zeitgenossinnen, nicht mit allzuviel weiblicher Züchtigkeit ausgestattet: Morgens, ehe sie aufstand, trat Seymour in ihre Kammer ein, plauderte mit ihr, streichelte ihr den Rücken, stellte sich an als ob er sich neben sie ins Bett legen wollte. Katherine Parr starb und der schöne Thomas Seymour hielt um die Hand Elisabeth's an. Allein sein Bruder, Eduard Seymour, Herzog von Somerset und Protector des Reichs, durchschaute den Plan des ehrgeizigen Admirals, der durch seine Heirat noch mehr emporkommen und ihn selbst stürzen wollte. Er ließ ihn verhaften, und in Folge eines „bill of attainder“ starb Thomas auf dem Schaffot. Das jugendlich leichtfertige Mädchen hatte ihn geliebt; sein Tod traf sie im Innersten; ein Jahr lang siechte sie am Kummer dahin. Sie tröstete sich über den herben Verlust, indem sie sich mit gewaltigem Eifer den schönen Wissenschaften ergab. Zwei Jahre hindurch lernte sie Griechisch und Latein und ihr Lehrer, Ascham, preist in einem bekannten Brief an Johannes Sturm den wißbegierigen, in aller Literatur bewanderten Geist seiner Schülerin mit überschwenglichem Lob. Indessen hatte ihre Schwester, Marie Tudor, den Thron erlangt. Auf ihren Befehl mußte Elisabeth zur katholischen Kirche übergehen. Sie bekehrte sich, jedoch mit offenem Widerwillen: dadurch brachte sie die Protestanten auf ihre Seite und als Wyatt's Empörung ausbrach, wollten die Aufrührer sie mit dem jungen Courtenay verheiraten und zur Königin ausrufen. Der Aufstand wurde unterdrückt, und die Prinzessin, die sich nach Ashridge, in die Grafschaft Buckingham, geflüchtet hatte, um die Ereignisse abzuwarten, der Mitwissenschaft angeklagt und im Tower eingeschlossen. Der spanische Gesandte, Simon Renard, forderte ihren Tod. Man hatte aber keinen Beweis, daß sie an der Verschwörung Theil genommen; keinen Brief hatte man aufgefangen, keine Zusammenkunft mit den Rebellen entdeckt:

much suspected by me,
nothing proved can be,
quoth Elizabeth prisoner,

schrieb sie damals auf eine Fensterscheibe. Bald verließ sie den Tower und wurde in Hamptoncourt wieder von der Schwester zu Gnade angenommen. Es war, sagt Renard, „un esprit plain d'incantation.“ Marie, mit Philipp von Spanien vermählt, war kinderlos geblieben, und da Elisabeth, die Ketzerin, ihre Nach-

*) La jeunesse d'Elisabeth d'Angleterre (1533—1558), par Louis Wiesener. Paris, Hachette.

folgerin sein sollte, beschloß sie die Schwester mit einem katholischen Prinzen zu verheiraten, bald mit Emmanuel Philibert von Savoyen, bald mit Philipp's Sohn, Don Carlos. Elisabeth sträubte sich dagegen: sie wußte wohl, daß Marie die Neigung der Engländer eingebüßt hatte, weil sie die Frau eines Ausländers geworden war. Zu dieser Zeit geschah die Erstürmung von Calais (1558); Marie starb vom Schmerz gebrochen und Elisabeth bestieg den englischen Thron. Wiesener hat über die Jugend der Prinzessin die erschöpfendsten Nachrichten gebracht; er hat Alles, was er mittheilt, aus einem reichen bisher fast gänzlich unbekannten Material hervorgezogen und dadurch manche falsche Auffassung berichtigt, manchen neuen Gesichtspunkt gewonnen. Er beweist z. B., daß Marie Tudor nie in Courtenay verliebt war, daß Philipp von Spanien nie zu seiner Schwägerin in heftiger Leidenschaft entbrannte. Der Briefwechsel der Brüder von Noailles, die geistvolle Correspondenz von Simon Renard, die gediegenen Berichte der venetianischen Gesandten, sind die Papiere, worauf er sein Werk aufgebaut hat. Das Buch von Agnes Strickland „Life of the queens of England" hat er einer strengen Prüfung unterworfen; auch verwerthet er die Resultate der Froude'schen Arbeiten, aber mit großer Umsicht und Behutsamkeit, denn dem vom protestantischen und nationalen Geist durchdrungenen Mann darf man nicht vollen Glauben schenken.

Zu den besten Romanen, die in den letzten Tagen erschienen sind, gehört die „Revanche posthume" von Daniel Darc.*) Izèle de Barthelin ist eine selbstsüchtige Frau, ganz frivol, doch manchmal der Energie, ja der Aufopferung fähig, aber eher von romanhafter Schwärmerei als von echter Leidenschaft hingerissen, jedem ernsthaften Streben, jedem dauernden Gefühl fremd. Des einförmigen Lebens überdrüssig, wirft sie sich einem jungen Arzt, Adrien Valmier, in die Arme. Ihr Mann aber, obwohl krank, hat Alles errathen; er sinnt auf Rache. Achtzehn Monate hindurch lieben sich Izèle und Adrien ungehindert. Schon aber sehnt sich Izèle nach neuem Liebesgenuß, da stirbt Barthelin. Er selbst hat sich den Tod gegeben, um die Liebenden desto furchtbarer zu bestrafen; denn sie gelten als seine Mörder und werden verurtheilt. Sehr schön und mit psychologischer Meisterschaft hat Darc den Charakter des hinterlistigen Gatten geschildert, der, um sichere Rache an den Liebenden zu nehmen, geduldig und langmüthig wartet, bis er ihnen die Netze gestellt hat, worin sie sich verstricken.

Wie ein Roman liest sich auch das Buch, worin D'Estournelles de Constant**) ein Scherflein zur Kenntniß des neugriechischen Volkes beiträgt. Es sind Aufsätze der „Revue des deux Mondes", die er zusammengestellt und zu einem abgerundeten Werke vereinigt hat. Er versetzt uns nicht in die bekannten Städte, wie Athen, Patras, Corfu, Korinth, sondern in eine entlegene Provinz, nach Achaja, in das Städtchen Aigion und seine Umgegend. Von da aus hat er interessante Abstecher gemacht: er ging z. B. über den Styx, den man heute „das schwarze Wasser" nennt, der Steine wegen, die im tiefen Bett des Flusses liegen: er bestieg den fast unersteiglichen Berg Chelmos und die malerischen Felsen, von denen der Styx hinabstürzt; einige Tage verlebte er auf der Insel Trisonia, Aigion gegenüber, und in der Ozolischen Lokris, in dem Dörfchen Maradja, wo er weder Klephten, noch böse Genien, wie man ihm sagte, sondern ein unglückliches, rohes, unwissendes, der heutigen Bildung ganz verschlossenes Volk gefunden hat. Allem, was er sah und erlebte, hat d'Estournelles de Constant eine frische Schilderung gewidmet: die Bilder, die er gesammelt, entrollen sich vor dem Leser lebendig und naturwahr. Eine gewisse Melancholie durchweht das ganze Buch und verleiht ihm einen eigenthümlichen Reiz. Unter armen in harter Arbeit aufgewachsenen Leuten hat der Verfasser eine von den Reisenden vernachlässigte Seite des modernen Griechenthums kennen gelernt. Das Naive, das Gemüthliche, das ungemein Trauliche des Bauernlebens hat er lange und liebevoll beobachtet und wie in den Sitten und Gewohnheiten keine Veränderung eingetreten ist, wie das Volk der Vergangenheit treu bleibt und im tiefsten Herzen die schönen rührenden Erinnerungen der Vorzeit bewahrt, das führt er uns in warmer einfacher Sprache vor die Augen.

A. Chuquet.

*) Revanche posthume, étude conjugale, par Daniel Darc. Paris, Charpentier.

**) La vie de province en Grèce, par le baron d'Estournelles de Constant. Paris, Hachette.

England.

Englische Novellistik. Blackmore: Erema.*)

Der neueste Roman von Blackmore „Erema, or my father's sin" bekundet abermals das liebenswürdige Erzählertalent des Verfassers, das ihm unter den modernen englischen Novellisten einen hervorragenden Platz sichert.

Die vielerlei Abenteuer und seltsamen Erlebnisse, welche er die junge Heldin in verhältnißmäßig kurzer Zeit theils in Amerika, theils in England durchmachen läßt, machen das Buch doch keineswegs zu einem Sensationsroman, dessen Werth auf der durch Häufung außergewöhnlicher Ereignisse bis zum letzten Kapitel künstlich, nicht kunstvoll gesteigerten Spannung beruhte. Reich an Erfindung spannender Verwicklungen und überraschender Lösungen, fesselt Blackmore doch noch mehr durch die gemüthvolle Art seiner Darstellung, die lebendige Zeichnung seiner Personen und den frischen Humor, der dem Ganzen eine überwiegend helle Färbung verleiht trotz einer düstern Eröffnungsscene und der schweren Unthat, die den Untergrund der Geschichte bildet.

Die Bösewichter sind bei Blackmore von geringem Interesse. Er verweilt bei den sogenannten Nachtseiten der menschlichen Natur nicht länger als nöthig ist, um seiner figurenreichen Geschichte etliche kräftige Schlagschatten zu verschaffen, und wie ein gewandter Maler durch kunstvolle Behandlung der Mitteltöne, so erzielt er durch die geschickte Nebeneinanderstellung der kleinen Vorzüge und kleinen Schwächen der meisten Menschen seine besten Wirkungen.

Er versucht keine tiefen psychologischen Probleme zu lösen, aber er versteht es, Gestalten zu zeichnen und selbst den Nebenfiguren durch einige scharfe Striche ein charakteristisches Gepräge zu geben. So z. B. dem murrköpfigen Aufseher der Sägemühle, der seit sieben Jahren jede Woche den Dienst — an dem seine Existenz hängt — zu kündigen droht, um „sich zu verbessern", und den der großmüthige alte Sägemüller, Mr. Gundry, so nachsichtig gewähren läßt. Eine prächtige Figur — dieser alte Mr. Sampson Gundry in seinem schlichten geraden Wesen und seiner hochherzigen Gesinnung; von rauher Entschlossenheit, wo es gilt, seine einsame kleine Ansiedlung an der Westseite der Sierra Nevada vor räuberischem Gesindel zu schützen, von rührender

*) Hamburg, 1878. Karl Grädener. (Asher's Collection of English Authors.) 3 Bände.

Zartheit im Verhalten gegen die hülflose junge Waise, die das Schicksal in sein Haus geführt hat. Sie, die verwaiste Tochter eines vornehmen englischen Offiziers, hat das Wort in der Erzählung und stellt sich selbst darin dar als ein bei all ihren jugendlichen Vorurtheilen überaus liebenswerthes Geschöpf, ausgezeichnet durch Gemüthstiefe neben anmuthiger Schalkhaftigkeit, durch Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, verbunden mit ächter Weiblichkeit. Stolz auf ihre englische Herkunft, gewinnt sie doch ein warmes Heimatsgefühl in der californischen Ansiedlung am Blue River, wo sie ein ereignißreiches Jahr zubringt.

An dem alten Mr. Gundry, ihrem lieben Onkel Sam, wie sie ihn nennt, hängt das junge Mädchen mit kindlicher Zärtlichkeit, ist auch keineswegs gleichgültig gegen die Huldigungen seines stattlichen und treuherzigen jungen Enkelsohnes trotz der Rückhaltung, die sie ihm gegenüber beobachtet. Mit drollig naivem Ernst sagt sie:

„Ich konnte von Rechtswegen Ephraim Gundry nicht böse sein dafür, daß er mich sehr oft ansah, aber ich hütete mich wohl, ihn wieder anzusehen, wenn er nicht gerade etwas sagte, was mich lachen machte, denn dann konnte ich es kaum lassen. Er war schlau genug, das sehr bald zu merken, und darauf that er nun etwas, was höchst unrecht war und was ich erst lange Zeit nachher entdeckt habe. Er kaufte ein amerikanisches Witzbuch, voll von Einfällen, die mir gänzlich neu waren; die lernte er auswendig und brachte sie als seine eigenen Erfindungen zum Vorschein. Wenn ich es nur gewußt hätte, so würde es mir gewiß um seinetwillen außerordentlich leid gethan haben. Aber Onkel Sam pflegte zu lachen und sich die Hände zu reiben, vielleicht weil er alte Bekannte merkte; und wenn Onkel Sam lachte, konnte Niemand, der dabei war, umhin mitzulachen. So kam es, daß ich Firm für den witzigsten und unterhaltendsten aller Menschen hielt, obgleich ich mir Mühe gab wegzusehen."

Sie weist aber seine Bewerbung zurück, denn ihre Gedanken sind vor Allem darauf gerichtet, die Geschichte ihrer Familie zu erforschen, das Geheimniß ihres unglücklichen Vaters zu ergründen und wo möglich die Ehre seines Namens in der öffentlichen Meinung seiner englischen Heimat wieder herzustellen. Sie ist die einzig Überlebende einer zahlreichen Familie; daher ihr ungewöhnlicher Name. Erema, d. h. die Einsame, Verlassene, hat ihr Vater sie genannt, denn um die Zeit ihrer Geburt brach das finstere Verhängniß über ihn herein. Sechs Kinder und die Gattin starben ihm binnen wenigen Wochen, während er unter der Anklage stand, seinen Vater, den geizigen alten Lord Castlewood erschossen zu haben. Daß er sich der Untersuchung durch die Flucht entzog, galt schließlich als die am meisten belastende Thatsache. Sein jüngstes Kind, das allein ihm geblieben, nahm er in's Ausland mit. Erema erfährt den äußeren Zusammenhang jener Katastrophe erst, als sie durch Onkel Sam's Fürsorge unter dem Schutze eines trefflichen alten Ehepaars nach England gekommen ist.

Sehr ergötzlich geschildert ist die eine Hälfte dieses Paares, der kleine hitzige Major Hockin, „der Scenen verabscheut, wenn er sie nicht selbst macht", und Redseligkeit haßt, da er selbst gern viel spricht, — der gern allen Menschen rathen und helfen möchte und wo er ein Unrecht zu sehen glaubt, mit Feuereifer dagegen auftritt, aber selten das Rechte trifft, da er in seiner Hast versäumt, sich eine klare Anschauung über die Lage der Dinge zu verschaffen. Wie manche Zeitung hat er in Ungelegenheit gebracht mit seinen Beschwerde-Artikeln, wenn es ihm gelang, denselben Aufnahme zu verschaffen. Jedesmal hatte er den Redacteur bestürmt: „Ventiliren Sie die Sache, Verehrtester, ventiliren Sie sie; legen Sie sie dem öffentlichen Urtheil vor." Und seine getreue Gattin behauptet ihr Lebelang, ihrem Gemahl allein gebühre das Verdienst, diese geistreiche Anwendung des schönen Wortes „ventiliren" in den Sprachgebrauch eingeführt zu haben. Die unbefriedigte Leidenschaft des Majors für großartige Unternehmungen findet erst Nahrung, nachdem ihm, dem unbemittelten Offizier auf Halbsold, ein kleiner Grundbesitz an der Küste von Kent durch Erbschaft zugefallen ist. Unerschöpflich zeigt er sich nun im Ersinnen und Fördern neuer Pläne für Bauten und Anlagen aller Art; vor keiner technischen Unmöglichkeit der Ausführung schreckt er zurück, und sieht er sich plötzlich in all seinen Voraussetzungen getäuscht, so fängt er unbeirrt in anderer Richtung von Neuem an zu projectiren. Indessen ist er für Erema bei Verfolgung ihres Zweckes nur von indirectem Nutzen. Sie sieht sich hauptsächlich auf ihre eigene Energie und Ausdauer angewiesen und erlahmt darin nicht trotz aller sich ihr entgegenstellenden Hindernisse, unter denen eins der fatalsten der plötzliche Tod eines kaum entdeckten väterlichen Freundes scheint, von dem sie sich die wirksamste Hilfe versprechen durfte. Durch ihn aufmerksam geworden auf ihren entfernten Verwandten, den Erben des Titels, sucht sie den Lord Castlewood auf und findet in ihm einen einsamen, von hartem Schicksal und schwerem körperlichem Leiden heimgesuchten Mann, der mit Hiobsgeduld seine Qualen erträgt. Wohlwollend empfängt er die junge Verwandte und läßt es an Beweisen warmer Theilnahme nicht fehlen. Er rechtfertigt ihr rückhaltloses Vertrauen, indem er Sorge trägt, sie vor den Gefahren zu schützen, welche ihr amerikanisches Unabhängigkeitsgefühl und das jugendliche Ungestüm, mit dem sie oft ihr Ziel verfolgt, ihr zu bereiten drohen. Mit des Vetters Bewilligung nimmt sie ihren Aufenthalt in dem Dorfe Sherford, wo ihre Mutter und Geschwister begraben liegen, in dessen Umgebung vor achtzehn Jahren der unaufgeklärte Mord geschah, und wo es ihr wirklich gelingt, eine Spur des wahren Thäters zu finden. In großer Erregung kehrt sie zu dem Verwandten zurück, von ihm weiteren Aufschluß über ihre Entdeckungen hoffend. Er will ihn geben unter einer Bedingung: sie soll fortan die Sache auf sich beruhen lassen und geloben, für immer Schweigen darüber zu bewahren. Er weiß nicht, aber er ahnt den Zusammenhang, glaubt das Motiv der Handlungsweise von Erema's Vater zu errathen, meint in dessen Sinn zu verfahren, wenn er höher als die Gerechtigkeit die Familienehre stellt und nicht durch schlimme Enthüllungen den auf ihr lastenden Makel vergrößert. Erema's amerikanisch geschulter Sinn empört sich gegen eine solche von aristokratischem Vorurtheil eingegebene Auffassung. Rücksichtslos verlangt sie Gerechtigkeit für ihren falsch beschuldigten Vater und weist heftig jene Bedingung, die sie von ihrem Ziele ablenken würde, zurück, um auf anderem Wege den Schlüssel des Räthsels zu suchen. Lord Castlewood schweigt nun zwar seinen Grundsätzen gemäß über seine Vermuthungen, erkennt aber auch Erema's Gefühl für berechtigt an, und fern davon, sie in ihrem Vorgehen hindern zu wollen, läßt er vielmehr nicht ab in seiner gütigen Sorge für ihre Sicherheit.

Erema erlangt allmählich genaue Kunde über das Aussehen des muthmaßlichen Verbrechers — sie erkennt seine Person sogleich, als sie ihn aus zufälligem Versteck erblickt und beobachtet, wie er auf einer einsamen Wiese, dem Schauplatz der Mordthat, vergeblich nach einem Gegenstande sucht und gräbt — umsonst aber bemüht sie sich, das Wer, Woher, Wohin jenes Mannes zu erfahren. Es gelingt ihr, dann zu finden, was Jener suchte, ein kostbares Kleinod, das neue Räthsel enthält und ihr quälende Zweifel an der reinen Gesinnung ihres Vaters erregt. Endlich

nach dem Tode Lord Castlewood's, der Erema zur Erbin eingesetzt hat, erfolgt die Lösung. Der unheimliche Fremde tritt unvermuthet Erema entgegen und giebt ihr aus eigenem Antrieb Aufklärung über die schlimme Verkettung von Umständen, welche ihn, den ältesten, aber illegitimen Sohn von Erema's Großvater zu dessen Mörder machte und ohne seine Absicht den Verdacht auf seinen eigenen Bruder lenkte. Der Ermordete büßte durch seinen Tod ein heilloses Bubenstück. Bevor er eine standesgemäße Ehe eingegangen war, hatte er eine schöne Försterstochter durch eine fingirte Trauungsceremonie berückt und sie, die sich seine Gattin glaubte, nach etlichen Monaten verstoßen und dem Elend überlassen. Als über dreißig Jahre später der Sohn der Unglücklichen von dem herzlosen Lord, seinem Vater, wiederholt die schnödeste Behandlung erfährt, läßt er sich von dem wilden Verlangen, die seiner Mutter angethane Schmach zu rächen, zu der blutigen That hinreißen. Seitdem führt er mit der Mutter, um die allein er sorgt, ein unstetes Leben. Voll Mitleid und Grauen zugleich hört Erema ihn an. Wenige Tage später ist sie Zeugin des tragischen Endes von Mutter und Sohn. Beide kommen um in der Sturmflut, die zerstörend über die Küstenbauten des Majors Hockin hereinbricht.

Erema ist am Ziel. Nichts steht mehr im Wege, dem Andenken ihres Vaters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dies erreicht, wendet sich ihr volles Interesse ihren Freunden in Amerika zu. Immer seltener und immer beunruhigender wurden die Nachrichten von dort. Der Bürgerkrieg ist entbrannt. Firm Gundry ist gegen den Willen seines Großvaters fortgezogen und in die Armee der Südstaaten getreten. Onkel Sam hat sich tief bekümmert aufgemacht, den Enkel zu suchen und mit ihm oder nie nach Californien zurückzukehren.

Die letzten Kapitel erzählen von Erema's Rückkehr nach Amerika, von ihren Erlebnissen in der Nähe des Kriegsschauplatzes, wo sie der Zufall mit dem schmerzlich gesuchten Onkel Sam und dem schwer verwundeten Firm Gundry zusammenführt, und der freundliche Schluß läßt hoffen, daß das drohende Bibelwort, welches dem ersten Kapitel vorangesetzt ist: „Die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied" in Erema's Fall fortan seine Geltung verloren habe.

Italien.

Chiarini's italienischer Atta Troll.*)

In keinem Culturlande genießt Heine eine so warme Verehrung wie in Italien. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß seine Popularität auch in Frankreich tiefe Wurzeln geschlagen hat; und der Mensch mit allen seinen Vorzügen und Schwächen, seine Lebensanschauung, seine Melancholie wie seine übermüthige Satire werden wohl nirgends besser verstanden als in seiner zweiten Heimat. Aber den feineren Duft seiner Lyrik vermag die französische Sprache nicht auszudrücken und damit geht ein für die Würdigung des Dichters unentbehrliches Element verloren. Dagegen erlaubt den Italienern die größere Schmiegsamkeit, der Reichthum und die Anschaulichkeit ihrer Sprache, fast jede Nuance seiner Poesie wiederzugeben. Carducci, Chiarini, Zendrini und andere italienische Dichter wetteifern in Übertragung seiner Lieder. Durch ihr Verdienst und durch Anselmo Guerrieri-Gonzaga's meisterhafte Goetheübersetzungen sind einige der werthvollsten Schätze der deutschen Poesie in Italien wie eingebürgert.

Einer Aufgabe, so schwierig, daß man deren befriedigende Ausführung kaum für möglich hätte halten mögen, hat sich kürzlich Giuseppe Chiarini unterzogen. Wer hätte geglaubt, daß die durchaus individuelle Färbung, der charakteristische Tonfall, die aristophanische Kühnheit der Wortbildungen des „Atta Troll" in einer anderen Sprache zum Ausdruck gelangen könnten? Und doch ist der Wurf in überraschender Weise gelungen.

Die Hauptschwierigkeit lag offenbar darin, den Eindruck wiederzugeben, den Rhythmus und Tonfall des Originals erzeugen. Dazu bedurfte es der ganzen Feinheit des Gehörs und Gefühls, die Chiarini für diese Seite seiner Kunst mitbringt, wie er sie schon früher praktisch, und in seinen Studien über Carducci's Odi bàrbare auch theoretisch bewährt hat. Daß öfter ein sehr origineller Ausdruck oder eine Wendung Heine's durch analoge ersetzt sind, darin wird Niemand einen Vorwurf erblicken, der wie wir, bei Übersetzung einer Dichtung nicht die wörtliche Wiedergabe des Originals, sondern die Übertragung von Geist und Ton in eine andere Sprache als das Wesentliche betrachtet. Es läßt sich vielmehr ohne Übertreibung behaupten, daß Atta Troll durch Chiarini zu einem eigensten Besitzthum der italienischen Literatur geworden ist; und daß die deutsche Dichtung in ihrem neuen Gewande so gut wie keine Einbuße erlitten hat.

Ganz selbständig hat sich der Übersetzer seinen Weg gewählt. Ohne sich durch naheliegende ältere Vorbilder seines heimischen Parnasses wie Casti's Animali parlanti oder Leopardi's Paralipomeni alla Batracomiamachia beirren zu lassen, die hergebrachten Sestinen und Octaven verschmähend, schließt er sich auch in Versbau und Strophe eng an sein Original. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Strophe von vier vierfüßigen Trochäen (in der sich bei Chiarini der zweite und vierte Vers reimen) von einer gewissen Eintönigkeit ist, aber sie erweist sich nicht nur als höchst geeignet für die thörichte Zuversicht, die pedantische Überzeugungstreue und die geschmacklose Tugendrednerei Atta Troll's, sondern, richtig gehandhabt, erinnert sie auch an den schaukelnden Gang und die hin und her wiegende Bewegung, mit der in unserer Vorstellung der Bär den Vortrag seiner abgeschmackten Lehren begleitet. Wie vollkommen es dem italienischen Dichter gelungen ist, diesen Eindruck hervorzubringen, bezeugen z. B. die Strophen, in denen Atta Troll seine religiöse und moralische Weltanschauung vorträgt:

Figlio, figlio, o tu del padre
Giovinetta ultima prole,
Qua t'appressa e porgi ascolto
A le mie gravi parole.

I Tedeshi anch' essi, nostri
Antichissimi parenti,
Sono pur degenerati
Essi un tempo sì innocenti.

Or professan l'ateismo,
Non han fede, non han Dio. —
Tu da Feuerbach e Bauer
Tu ti guarda, o figliol mio.

Non ti fare un ateo, un orso
Senza tema del Signore. —
Oh! sì, sì, questo universo
Ebbe certo un creatore.

---

*) Enrico Heine. L'Atta Troll tradotto da Giuseppe Chiarini. Con Prefazione di Giosuè Carducci e Note di K. Hillebrand. In Bologna presso Nicola Zanichelli 1878.

Son la luna, il sol, le stelle
Colla coda, ed anche senza,
L'alma luce ove si specchia
La divina onnipotenza.

E la terra anch' essa e il mare
Della sua gloria ragiona:
A lei rende onore e lode
Ogni bestia, ogni persona.

Fin l'insetto, che nel mondo
Pellegrino erra fra i peli
Del canuto pellegrino,
Loda ei pure il re de' Cieli.

Die Gedrungenheit des Ausdrucks steht hier durchaus mit dem pedantischen didaktischen Inhalt im Einklang. Wo es aber gilt, einen leichteren Ton anzustimmen, versteht Chiarini, demselben Metrum einen geflügelten Gang zu verleihen. Für unnachahmlich möchte man den Duft halten, der über dem vierzehnten Gesang ausgegossen ist, wo Heine der Dorfjugend, die er oben auf einem Pyrenäengipfel antrifft, seine Lebensgeschichte erzählt. Und doch erreicht der italienische Vers nirgends eine vollendetere Grazie. Nicht bloß in der Erzählung des Dichters:

La Germania, o cari, io dissi,
È la terra, dove nacqui:
Ci son molti orsi; ed agli orsi
Di cacciar sempre mi piacqui.

Finalmente un dì fastidio
Invincibile mi prese
Di pugnar sempre con quelli
Stupidi orsi del paese:

E men venni qua, sperando
Miglior caccia ritrovare,
Vo' col nobile Atta Troll
Le mie forze misurare.

Questi è un nobile avversario,
Contro il qual vincere è gloria.
In Germania dovei spesso
Arross r della vittoria.

Wir möchten vielmehr den Vorzug den darauf folgenden Strophen geben, in denen man den Tritt der Elfen zu vernehmen glaubt und der Wohllaut der italienischen Sprache mehr als anderswo den Zauber erhöht:

Allor ch'io mi congedai
Fèro un cerchio intorno a me,
E cantaro i bimbi in coro:
„Giroffiino, giroffiè."

Poi la bimba più piccina
Vispa e franca s'avanzò,
Mi fè quattro riverenze,
E guardandomi cantò: e. c.

Obschon wir fürchten, im Citiren das Maß zu überschreiten, können wir doch nicht widerstehen, noch der Inschrift zu Ehren Atta Troll's zu gedenken. König Ludwig hätte nicht umhin gekonnt, sein eigenes Werk in dieser italienischen Drapirung anzuerkennen; an den glücklich nachgeahmten Participien allein würde er sich wiedergefunden haben:

Atta Troll, Orso-tendenza:
Pio, morale: ardente sposo:
Per lo spirito dei tempi
Sanculotto furioso:

Mal danzante: irsuto pett
Convinzioni in se chiudente:
Non talento, ma carattere:
Qualche volta un po' fetente.

Genug, uns scheint Chiarini zu bescheiden, wenn er seiner Übersetzung das Motto von Lewes voraufschickt: „A translation cannot be an adequate reproduction of the original". Er hat eine Nachdichtung Atta Troll's geliefert, die zugleich den Werth einer selbständigen Kunstschöpfung in Anspruch nehmen und als eine treue Wiedergabe des geistigen Gehalts der Heine'schen Dichtung gelten darf.

Die reizende Bologneser Ausgabe, welche durch Druck und Ausstattung ein Juwel der Typographie ist, enthält aber außer dem Poem noch andere nicht zu verachtende Schätze. Eine ausführliche Einleitung von Giosuè Carducci macht den italienischen Leser mit der typischen Bedeutung Atta Troll's bekannt und setzt Heine's Verhältniß zur romantischen Poesie auseinander. Wenn dieser Aufsatz dem Italiener unentbehrlich ist, so bietet er doch auch dem Deutschen des Interessanten viel. Es ergeht freilich der deutschen Romantik wie manchen großen Collectiverscheinungen der Literatur und Kunst; sie läßt sich schwer definiren und noch schwerer erklären. Das Problem wird noch verwickelter, sobald man Heine's Stellung zu ihr in's Auge faßt, und sich mit der Frage auseinandersetzen will, warum er, der sie so bitter bekämpfte, doch der größte der Romantiker war und blieb. Carducci kann nicht widerstehen, die phantastische Schilderung aus Schuré's „Histoire du Lied allemand", die er mit Recht ein wahres Gedicht nennt, ganz seinem Aufsatz einzuverleiben. Aber auch sie symbolisirt mehr als sie erklärt.

So angenehm die Lectüre von Carducci's Einleitung ist, so nützlich sind die Anmerkungen, Sacherklärungen im Einzelnen, welche Karl Hillebrand hinzugefügt hat. Wenige kennen Heine besser als der deutsche Essayist und Historiker, der ihm auch persönlich nahe stand und ihn im Ganzen nüchterner beurtheilt als die Italiener. Für diese sind natürlich seine Anmerkungen zunächst bestimmt; da aber die Zeit, in der Atta Troll entstanden ist, mit ihren Schlagworten und leitenden Persönlichkeiten immer mehr zurücktritt, so möchte eine derartige Erleichterung des Verständnisses auch für Deutschland zum Bedürfniß werden. Als ominös ist uns in diesem Commentar eine Bemerkung Hillebrands über Maßmann aufgefallen. Er sagt von ihm „Credo ch' egli viva ancora". Wir möchten doch glauben, er sei schon gestorben; können es aber nicht verschwören. Über allen Zweifel erhaben scheint uns nur die Thatsache, daß die Maßmänner in Deutschland nicht aussterben, sondern daß sie die Tradition Atta Troll's noch immer lebendig erhalten.

Alles in Allem kann Italien stolz darauf sein, von der kühnsten Schöpfung aristophanischen Witzes, welche die Neuzeit hervorgebracht hat, eine so treffliche Übersetzung und dazu den ersten und so werthvollen Commentar zu besitzen. Daß Deutschland in letzterer Beziehung zurückstehen muß, ist nicht nur wenig ehrenvoll, während es sich doch um eine der anmuthigsten Zierden seines Parnasses handelt; sondern es scheint uns auch darum bedauernswerth, weil Atta Troll ebenso sehr für das Jahr 1878 wie für das Jahr 1846, in welchem er erschien, geschrieben ist. Einen größeren Triumph konnte die Dichtung nicht feiern als den, mit dem Fortschritt der Zeiten ihre actuelle Bedeutung immer steigen zu sehen. Die Deutschthümler und Franzosenfresser von damals, die schwäbische Schule (mit Ausnahme von Uhland, gegen den sich Heine's Angriffe niemals richten), die frömmelnden und moralisirenden Tugendredner alle, die es Heine unmöglich machten, deutsche Luft einzuathmen, sind längst vergessen, aber dieselben Geister gehen in anderen Gestalten um und eignen sich so gut als je, von der Peitsche des Dichters gegeißelt zu werden. Noch immer giebt es der Atta Troll eine

ganze Menge, welche gestern den überwundenen Gegner unritterlich verunglimpften und mit Pathos ihre eigne sittliche Größe verkündeten und die dann heute Angesichts der ersten Gefahr, winselnd verzagen und in Sack und Asche gehen.

Heute müßte man vielleicht die Inschrift im Stil König Ludwigs so abändern: „Kein Talent und kaum Charakter". Wenn Heine um der Kunst willen von allen übrigen Gütern des Lebens vielleicht zuviel geopfert hat, so wirkt die Gerechtigkeit des Schicksals nur um so versöhnender, welches will, daß seine kühnste Schöpfung hoch über dem niedrigen Gewimmel der kleinen Geister, gleich den Wolken und Vögeln des Aristophanes ihren luftigen Triumphzug fortsetzt. M.

Mancherlei.

Neue französische Katalogliteratur. Zu Brunet's bekanntem „Manuel de libraire et du l'amateur des livres" erscheint jetzt bei Firmin-Didot & Co., herausgegeben von den Herren P. Deschamps und G. Brunet, ein zweibändiges Supplement, welches in seinem ersten Theile den Brunet'schen Katalog vervollständigen, in seinem zweiten Theile aber eine Zusammenstellung von etwa 10,000 commentirenden Artikeln und Notizen dazu enthalten wird. Der Preis des Bandes beträgt 20 Francs. In seiner Vorrede constatirt der Herausgeber den Aufschwung namentlich der französischen Bibliophilie nach dem letzten Kriege. Wie es scheint, liegt es im Wunsch und Streben mancher Bibliophilen Frankreichs, den Preis gewisser bibliographischer Seltenheiten, wie etwa die ersten Ausgaben Molière's zu der Höhe hinaufzutreiben, welche England in Bezug auf den Preis gewisser Shakespeare-Ausgaben erreicht hat. Dahin ist man vielfach schon gekommen. So wurde z. B. die 1762er Ausgabe der Lafontaine'schen Fabeln, welche Brunet selbst 1837 mit 625 Francs bezahlt hatte, 1868 für 7200 Francs und 1875 gar für 13,000 Francs versteigert! Es braucht nicht gesagt zu werden, daß in diesem Falle die Bibliophilie bereits zur Bibliomanie ausgeartet ist.

Professor A. Chodzko vom Collège de France in Paris hat bei seiner letzten Anwesenheit in Teheran ein persisches Manuscript erworben, welches dreiunddreißig ältere, theils religiöse, theils mystische Dramen enthält, und dasselbe der Pariser Nationalbibliothek überwiesen. Um das Werk nun weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat er jetzt u. d. T. „Théatre persan, choix de téaziés ou drames" (Paris, 1878, E. Leroux) fünf jener Dramen in französischer Sprache veröffentlicht, welche für die Kunde der religiösen und poetischen Entwickelung des persischen Volkes von hohem Interesse sind.

Ein „Atlas littéraire de la France" ist unlängst von A. Diancourt bei Delagrave in Paris erschienen. Derselbe bringt eine Chronologie der französischen Sprache wie der französischen Schriftsteller, speciell u. A. eine glossologische Karte Europa's, eine Dialectkarte Frankreichs, eine synoptische Übersicht der hervorragenderen Autoren dieses Landes mit biographischen und bibliographischen Notizen, eine synchronistische Skizze der wichtigsten literargeschichtlichen Daten, ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher französischen Schriftsteller &c. &c. Das interessante inhaltvolle Werk bildet einen stattlichen Quartband und kostet 50 Franken.

Bibliographie amerikanischer Geschichte. — Herr Frederick Bender Perkins giebt eine Arbeit heraus, welche für Gelehrte, die sich mit amerikanischer Geschichte beschäftigen, von großem Nutzen sein wird. „A Check-list of American Local History." Sie ist während der Jahre 1876, 1877 und 1878 in den vierteljährlichen Bulletins der „Boston Public Library" veröffentlicht worden, und Herr Perkins hat jetzt die Absicht sie vermehrt und verbessert herauszugeben. Die Zahl der erwähnten Titel wird etwa 7000 betragen; die Ausgabe soll nur in 150 Exemplaren erscheinen. (Record.)

Die Firma John Brothers in Indianopolis hat einen werthvollen Katalog herausgegeben von Büchern, welche sich auf Geschichte und Geographie von Indiana beziehen, und solchen, welche von Schriftstellern dieses Staates verfaßt worden. — Das Haus soll beabsichtigen, in kurzen Zwischenräumen Kataloge von auf Amerika bezüglichen Büchern zu publiciren. (P's. W.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Aaron, C. H.: Practical Treatise on Testing and Working Silver Ores. London, Trübner. 12 s.

Appleton's European Guide Book for 1878. 2 Parts. London, Longmans. 10 s. each.

Barlow, G.: Trough Death to Life. London, Tinsby. 4 s. 6 d.

Beaconsfield: a Mock Heroic Poem and Political Satire. London, Heywood. 6 d.

Capper, J.: Old Ceylon. Illustr. London, Whittingham. 7 s. 6 d.

Catalogus Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Bodleianae. Vol. 5, Part 2. London, Macmillan. 30 sh.

Hardman, W.: The Wine Grower's and Wine Coopers' Manual. With Plans and Alcoholic Tables. London, Tegg. 5 s.

Harris, L.: Mamma's Fairy Tales. London, Remington. 2 s. 6 d.

Lessing's Lakoon. Edited, with English Notes &c., by A. Hamann. London, Macmillan. 4 s. 6 d.

Mc. Carthy, J.: A Fair Saxon: a Novel. London, Chatto & Windus. 6 s.

Rose and Josephine: a Story. London, Tinsley. 7 s. 6 d.

Sawyer, J.: Automatic Arithmetic; a New System. London, Bell & Sons. 10 s. 6 d.

II. Französisch.

Aimard, Gustave: Les Vaudriens du Pont-Neuf, le Capitaine d'Aventures. Paris, Dentu. 3 fr.

Daudet, Ernest: La petite Soeur. Paris, Dentu. 3 fr.

Feuillet, Octave: Journal d'une Femme. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50 c.

Le Blant, Edmond: Etude sur les Sarcophages chrétiens antiques de la Ville d'Arles. 37 Dessins de Pierre Fritel. Paris, Didot. 20 fr.

Protocoles du Congrès de Berlin suivi du Traité de Berlin (1878). Paris, Contet. (5 à 6 fr.)

Rémusat, Charles de: La Saint Barthélemy. Dramé inédit. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50 c.

Richebourg, Emile: Andréa la Charmeuse. 2 vol. Paris, E. Dentu. 6 fr.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Goßmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W. Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 24. August 1878. [No. 34.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Kleinschmidt über die Familie Bonaparte.

Die Acten zur Geschichte Napoleons I. beginnen sich zu schließen. Nachdem fünfzig Jahre der Mythus geherrscht, die Legende, wie sie der große Corse von St. Helena aus durch seine Memoiren zu verbreiten wußte, haben die letzten fünfzehn Jahre das Licht historischer Wahrheit auch in die verborgensten Schlupfwinkel seiner Verlogenheit hineinleuchten lassen. Einen nicht unwillkommenen Beitrag zu dieser Geschichte bietet uns Herr Kleinschmidt in einer Reihe von Aufsätzen, die er in einem Bande gesammelt unter dem Titel „Die Eltern und Geschwister Napoleons I." hat erscheinen lassen.*) Ihren besondern Werth erhalten diese biographischen Skizzen durch die umfangreiche Benutzung des großen Sammelwerks der Correspondance de Napoléon I, die uns in das Innere der Familie einführt. Doch auch die sonstige einschlägige Literatur ist von dem Verf. fleißig benutzt worden, so daß wir das Leben jeder einzelnen hier geschilderten Persönlichkeit von der Wiege bis zur Bahre verfolgen können. Ja ihre Descendenten werden bis auf die Gegenwart hin verfolgt; kaum dürfte dem eifrigen Sammler hier ein Datum entgangen sein.

Ehe wir dem Inhalt selbst uns zuwenden, sei eine Bemerkung gestattet über den Geist, in dem dieses Buch geschrieben ist. Wie viele vor ihm, so scheint uns auch Herr Kleinschmidt ein wenig von dem s. g. morbus biographicus angesteckt, jener Krankheit, einen mit Liebe behandelten Gegenstand gar zu günstig darzustellen, die Schattenseiten nicht gleich den Lichtseiten mit völliger Unbefangenheit und Entschiedenheit hervortreten zu lassen. Die ganze Reihe der hier geschilderten Gestalten, der Eltern, der vier Brüder, Joseph, Ludwig, Lucian, Jerome, und der drei Schwestern, Elisa, Pauline, Caroline, wie des Stiefonkels, Cardinal Fesch, enthält höchstens zwei bis drei Gestalten, die ohne die zufällige Verwandtschaft mit Napoleon eines Biographen würdig gewesen wären; es sind Napoleon's Mutter, Lätitia, „madame-mère", Lucian Bonaparte und der Cardinal Fesch, letztere beiden ihrer hervorragenden charakteristischen Selbstwilligkeit wegen. Sonst zeigt kaum eines unter den Geschwistern so hervorragende Geistes- oder Charaktereigenschaften, daß der Blick des Nachlebenden mit besonderem Interesse darauf verweilte.

Fragen wir danach, weshalb wir dennoch das Buch mit lebhaftestem Interesse von Anfang bis zu Ende durchlesen, worin der Zauber besteht, der unsern Blick wieder und wieder darauf hinlenkt, so liegt die Antwort zum Theil schon in dem, was oben über die Quelle bemerkt wurde, aus der die Darstellung vornehmlich geschöpft hat. Es ist die Correspondenz der Geschwister mit Napoleon und unter einander während der Zeit ihres Herrscherlebens, die uns einen tiefen psychologischen Blick eröffnet nicht nur in ihre kleineren Seelen, sondern auch in die ihres großen Bruders, dessen phänomenale Gestalt die Aufmerksamkeit mehr auf sich fesselt, als dies vielleicht je bei einem andern Sterblichen der Fall war.

Doch noch ein zweites Moment tritt hinzu. Bei der Betrachtung dieser Familien-Galerie können wir nicht umhin, neben der äußeren körperlichen auch eine geistige Ähnlichkeit wahrzunehmen, die die größere Hälfte der Geschwister, Lucian, Jerome, Elisa, Caroline, mit Napoleon verband. Sie alle besaßen Mut und geistige Ruhe, gepaart mit maßlosem Ehrgeiz, unerschöpflicher Genußsucht und jenem von der Mutter stammenden mystischen Fatalismus, der unerschütterlich an die eigne Größe glaubt.

Aus diesem Grunde ist das Gemälde der Mutter, Madame Lätitia, die bei dem frühen Tode des Vaters (1785) allein bestimmend auf die Entwicklung ihrer Kinder eingewirkt hat, entschieden das interessanteste von allen, und gern hätten wir gesehen, wenn gerade dieses auf Kosten manches der folgenden, breiter angelegten noch mehr ins Detail ausgearbeitet worden wäre. Diese Frau, stolz auf ihr altes, edles Geschlecht, mit großen Vorzügen des Körpers und Geistes ausgestattet, in den schwierigsten Verhältnissen ihrer Heimat Corsika groß werdend, in den Freiheitskämpfen an der Seite ihres Gatten, erfüllt von inbrünstiger Frömmigkeit und eben so großem Ehrgeiz, schien dazu bestimmt, die Mutter eines großen Mannes, eines Fürsten unter den Fürsten zu werden. Madame Lätitia, schildert sie Michelet in der von Kleinschmidt (S. 4) wiedergegebenen Beschreibung, ist eine grandiose Schönheit. Sie ist von geheimnißvoller, unbeschreiblicher Tragik. Man kann die Augen nicht von ihr abwenden. Der Mund hat etwas Verachtendes, Gehässiges; er ist voll des bittern Honigs, wie man ihn nur in Corsika findet. Die schwarzen und starren, weit offenen Augen sind nicht weniger unergründlich. Wenn sie blicken, so ist es innerlich, ihr Traum oder ihre Leidenschaft. Dies giebt ihr den bizarren Anstrich einer Wahrsagerin oder maurischen Sibylle, einer Abkömmlingin der Carthager oder Saracenen, deren Gräber sich bei Ajaccio finden. Sie hat das düstere Aussehen einer Unglücksprophetin oder einer jener vocératrices, welche den Begräbnissen, nicht aber unter Thränen, sondern unter Anwandlungen der Rache folgen. Und in Napoleons Sprache übersetzt lautet das Urtheil über diese Frau: madamemère besaß einen großen Charakter, Seelenstärke, viel Erhabenheit und Stolz. Sie wachte mit unvergleichlicher Sorgfalt über die ersten Eindrücke. Die niedrigen Gefühle wurden beseitigt, verpönt. Sie ließ ihren Kindern nur zugänglich werden, was groß und erhaben war. Sie hatte Abscheu vor der Lüge, wie vor Allem, was den Schein einer niedrigen Neigung trug. Sie wußte zu strafen und zu belohnen; sie beobachtete Alles bei ihren Kindern.

---

*) A. Kleinschmidt: Die Eltern und Geschwister Napoleons I. Berlin, 1878. L. Schleiermacher.

Doch nicht allein bei ihren Kindern. Ihr Blick erweiterte sich mit der steigenden Macht des Hauses und nie, selbst auf der Höhe des Glückes, vergaß sie dessen Wandelbarkeit. Wie sie einst, nach dem frühen Tode des Gatten, eine Witwe von vierunddreißig Jahren mit dreizehn Kindern und ohne Vermögen, in einem Augenblick, wo sie ohne die Theilnahme von Verwandten und eine Pension dem Elend erlegen wäre, die ganze Bitterkeit des Geschickes durchgekostet, wie sie Throne fallen und neue erstehen, alle Verhältnisse unaufhörlich schwanken und sich ändern sah, so wurde ihre innerste Seele schon frühzeitig von der Ahnung erfaßt, daß auch das Glück ihres Hauses nur für eine kurze Spanne Zeit gebaut sei. Aus diesem Grunde begann die praktische Frau, schon als Mutter des ersten Consuls, Schätze zu sammeln, die, Zeit ihres Lebens unantastbar, der Familie im Fall des Bedürfnisses in einer fernen Zukunft zu Gute kommen sollten. Dem nach St. Helena verbannten Sohn trat sie dann mit dem Angebot dessen entgegen, was sie Dank ihm in zwei Jahrzehnten hatte zusammenbringen können. Seine großherzige Weigerung von diesem Angebot Gebrauch zu machen kam der Familie bis auf den heutigen Tag zu Gute. Der Hauptstock des Napoleonischen Vermögens dürfte aus der Erbschaft von Madame Lätitia hergerührt haben, bis das Kaiserthum ihres Enkels, Napoleon III., von Neuem Gelegenheit bot, Vorsorge für die Zukunft und diesmal in noch großartigerem Maßstabe zu treffen.

Im Unglück bewährte sich die Größe ihrer Seele. Zwanzig Jahre, bis zu ihrem Anfangs 1836 erfolgten Tode, lebte sie zu Rom als Verbannte, oder wie sie sich selbst bezeichnet, als Staatsgefangene, in grandioser Einfachheit, nur im Verkehr mit ihrem Stiefbruder, Cardinal Fesch, ihrer Familie und der Wohlthätigkeit lebend. Dennoch gab sie bis in ihre letzten Tage keinen einzigen der Ansprüche ihres Hauses auf den „durch Ruhm“ erworbenen Thron Frankreichs auf, und als ihr, kurz vor ihrem Tode, von einem Antrag in der französischen Deputirtenkammer berichtet wurde, ihr und einigen anderen Mitgliedern der Familie die Rückkehr nach Frankreich zu gestatten, erklärte sie sofort: nur die französische Nation könne sie zurückrufen, ein königliches Geschenk anzunehmen werde sie sich nie erniedrigen.

Der eigenthümlichste unter den Brüdern Napoleons ist Lucian, der einzige, der seiner republikanischen Überzeugung treu keine Krone aus der Hand des Bruders annahm, ebensowenig wie eine Gemahlin. Im Jahre 1775 geboren, hatte ihn sein heißes Blut mit siebenzehn Jahren zum Volksführer in Corsika, mit achtzehn zum republikanischen Tribunen in St. Maximin bei Marseille gemacht. Ein Jahr darauf heirathete er ein Mädchen aus dem Volk, das von Napoleon nie als seine Gemahlin anerkannt wurde, und wenig später wurde er auf kurze Zeit gefangen gesetzt, bis ihn das Fürwort seines Bruders befreite. Von Napoleon als Kriegscommissar in die militärische Carrière gezogen, behagte es dem exaltirten Republikaner doch mehr, darin zu politisiren, als den Geschäften seines Berufs nachzugehen, was wiederholt zu Zerwürfnissen mit seinem Bruder Anlaß gab. Im August 1796 ersucht dieser den Director und Militärchef Carnot, Lucian, der sich eigenwillig nach Paris begeben, auf seinen Posten als Kriegscommissar nach Marseille zurückzusenden, und charakterisirt ihn mit den Worten: dieser junge Mensch verbindet mit einigem Geist einen sehr schlechten Kopf; er hatte lebenslang die Wut, sich in Politik zu mischen.

Drei Jahre später, nach den Ereignissen des 18. Brumaire 1799, welche Napoleon dank der Entschlossenheit des vierundzwanzigjährigen Lucian, damals Präsidenten des Raths der 500, an die Spitze der Republik an Stelle des gestürzten Directoriums brachten, wird das Urtheil Napoleons über diese „Wut, sich in die Politik zu mischen“, wohl etwas anders gelautet haben. Lucian bewies bei dem Staatsstreich ebensoviel Mut und Entschlossenheit wie politische Kurzsichtigkeit, wenn er annahm, daß Napoleon sich mit der Stellung eines Präsidenten der freiheitlich constituirten Republik Frankreich, wie er sie sich dachte, begnügen würde. Auch blieb das Verhältniß der beiden Brüder nur so lange ein gutes, bis Napoleon sich anschickte, die Militärmonarchie auch dem Namen nach herzustellen. Mit einem innern Protest fügte sich Lucian, doch war hiermit der Bruch zwischen beiden Brüdern auf ein Jahrzehnt, bis zum Sturz Napoleons, entschieden. Erst das Unglück des gefallenen Kaisers bestimmte Lucian, ihm theilnehmend entgegenzukommen, wie die Trübsal der Tage von St. Helena auch Napoleon den oft zu hart verurtheilten Bruder milder beurtheilen ließ. Die Zierde einer jeden politischen Gesellschaft nannte er ihn dort geradezu und gab damit ein treffendes Urtheil über die politische Integrität Lucian's ab, wenngleich dessen politischer Blick eine solche Auszeichnung sicher nicht verdient.

Lucian's Persönlichkeit erscheint, trotz seiner stets bürgerlichen Stellung, deshalb am interessantesten unter allen Brüdern nach Napoleon, weil er, neben den Eigenschaften seines Charakters, einen feinen Sinn für die Antike, für menschliche Cultur im Allgemeinen besaß und ausbildete. Wenn seine Poesieen und Prosaschriften auch nur wenig Anspruch auf Lob erheben können, so erbte sich doch sein strebsamer, wissenschaftlicher Sinn auf seine Kinder zweiter Ehe fort, und das älteste derselben, Carl Lucian, der Schwiegersohn König Josephs, ist einer der hervorragendsten Ornithologen seiner Zeit (auch Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften) gewesen.

Diese zweite Ehe war Lucian mit Alexandrine Jouberthon de Vambertie, der Witwe eines Pariser Börsenagenten und Maitresse eines seiner Freunde, gegen den ausgesprochenen Willen Napoleons, eben nach der Geburt jenes Carl Lucian, im December 1803 eingegangen. Diese merkwürdige, bis zu ihrer Ehe mit Lucian sittenlose, seitdem musterhafte und mit hohen geistigen Gaben ausgestattete Frau, wußte nicht nur läuternd auf die heißen Triebe ihres Gatten einzuwirken, sondern ihm auch ein solches Glück zu bereiten, eine solche Achtung einzuflößen, daß er die Freundschaft seines Bruders und eine Fürstenkrone um den Preis ihrer Verstoßung unbedenklich von der Hand wies. „Lucian beharrt bei den Versicherungen“, schrieb Joseph, der von Napoleon den Auftrag zu Verhandlungen hierüber Ende 1807 erhalten hatte, „die er mir schon bei meiner Reise nach Rom gegeben hatte, daß er, mit seinem Loose zufrieden, nur wünschen möchte, es zu ändern, wenn dies Eure Majestät Ihrer Dynastie wegen nützlich erschiene und mit der Pflicht vereinbar wäre, die er sich auferlegt hat, eine Frau, die ihm vier Kinder geschenkt hat, und die er, seit er mit ihr lebt, nur unbegrenzt loben mußte, nicht zu verlassen. Welche Bemerkungen immer ich ihm auch gemacht habe, wie mächtig mir auch die Gründe schienen, die ich ihm angab, so konnte ich doch aus ihm nichts Anderes herausbringen, als daß er seine Ehre daran gesetzt habe, weder seine Frau noch seine Kinder zu verleugnen, d. h. daß es ihm unmöglich sei, sich, und wäre es auch nur in seinen eigenen Augen, zu entehren.“

Fast die merkwürdigste Persönlichkeit dieser ganzen Galerie ist die des gewissermaßen anhangsweise mit dargestellten Cardinal Fesch, Stiefonkels von Napoleon. Kaum kann man sich zwei größere Gegensätze denken als die dieses klugen Abkömmlings einer Basler Patricierfamilie und des eisernen Corsen. Durch die Bande der Verwandtschaft zusammengeführt, wurden sie auch

nur durch sie zusammengehalten. Wo es aber zu einer Spontaneität des Handelns kam, da schlug Fesch sicherlich stets einen Napoleon entgegengesetzten Weg ein. Sohn des Schweizer-Oberlieutenants Franz Fesch zu Ajaccio, der aus Liebe zur schönen Angela Maria Ramolini, Lätitia's Mutter, seinen Glauben abgeschworen, war Joseph Fesch zu sechs Jahren, 1769, verwaist, und von seiner Stiefschwester Lätitia erzogen worden. Trotz seiner Geburtsstätte und Erziehung verleugneten sich Charakter und Neigung seines Stammlandes und Hauses nie in ihm. Der Sohn des Basler Patricierhauses blieb trotz der Soutane sein Lebenlang ein feiner Geschäftsmann, der als Militärlieferant der Napoleonischen Heere früh ein sehr bedeutendes Vermögen zusammenbrachte, ein enthusiastischer Kunstfreund und ein Mann, der die von ihm ergriffene Meinung, besonders in religiösen Dingen, mit derselben eisernen Energie verfocht, wie seine reformirten Vorfahren drei Jahrhunderte zuvor es mit der Lehre des Zwingli gethan haben mochten. Dieser Sprößling eines deutschen Patricierhauses war es, der für den Ultramontanismus und gegen die gallikanische Freiheit seine ganze Stellung einsetzte, der mit Rücksicht auf seine anti-constitutionellen kirchlichen Ansichten das Erzbisthum Paris ausschlug und als Erzbischof von Lyon den verjagten Jesuiten unter falschem Namen den Wiedereintritt in Frankreich ermöglichte. Ein Fanatiker in der Religion, ein Fanatiker in der Schätzung der Malerei — er erwarb sich den Ruf des größten Kunstkenners unter den Laien seiner Zeit — war er zugleich ein berechnender Geschäftsmann und knausernder Kirchenfürst. Genützt hat er in seiner ihm von Napoleon erwirkten Stellung dem Kaiser meist nur indirect — indem er als dessen Oheim sich in den Geruch großer Heiligkeit, eines besonders guten Vernehmens zur Curie zu setzen, seinen Einfluß auf die Päpste Pius VI. und VII. lange zu wahren wußte.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Gestalten dieses inhaltreichen Buches auch nur in der bisherigen, flüchtigen Weise zu skizziren. Nur sei es gestattet, noch auf einige der Persönlichkeiten zweiten Ranges, deren Leben und Charakter durch das hier Mitgetheilte illustrirt wird, hinzudeuten. Da heben sich von den übrigen drei anmuthige Frauengestalten ab, die, alle drei aus bürgerlichem Hause auf Königsthrone erhoben, nach schwankendem Geschick dennoch ein verhältnißmäßig glückliches Ende nahmen: die beiden Töchter des Marseiller Seidenhändlers Clary, Julia und Desideria, Gemahlinnen Joseph Napoleons und Bernadotte's, und Hortensie Beauharnais, Gemahlin Ludwigs von Holland und Mutter des verstorbenen Napoleon III.

Julie Clary, eine ebenso anmuthige wie gütige Dame, verstand es, nicht nur als Königin zu repräsentiren, sondern ihrem Gemahl auch nach den Schicksalswechseln von 1813 und 1815 treu zur Seite stehend das Leben zu verschönern. Nur ihre Kränklichkeit trieb sie von Amerika, wohin sie Joseph gefolgt war, nach Italien zurück, wo sie die Erziehung ihrer Kinder leitete. Die drei letzten Jahre ihres Gatten pflegte sie ihn zu Rom, um ein Jahr nach seinem Tode, 1845, selbst die Augen zu schließen, um ihrer Mildthätigkeit willen weit und breit gerühmt

Desideria Clary war vielleicht die Glücklichste des ganzen Kreises. Ihr war es beschieden, als Gattin eines hervorragend begabten, stets glücklichen Generals auf den Thron eines kräftigen Volks berufen und dort die Stammmutter einer Dynastie zu werden, die schon in ihrer zweiten Generation völlig mit ihrem Volke verwuchs. Bekanntlich starb Desideria in hohem Alter erst in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts zu Stockholm als Gattin und Mutter eines Königs, dessen Erbe jetzt rühmlich über sein Volk herrscht.

Vielleicht die Begabteste dieses Kreises ist dagegen Hortensie, „la reine Hortense", an deren Namen sich hohes Lob und herber Tadel geknüpft hat, und die, wenngleich nicht frei von weiblicher Schwäche, doch durch die Umstände sehr entschuldigt wird. Gegen kein Mitglied seiner Familie hat Napoleon trotz seiner Vorliebe für sie vielleicht eine härtere, abscheulichere Despotie ausgeübt als gerade gegen Hortensie. Nicht nur zwang er sie gegen ihre ausgesprochene Neigung zur Ehe mit seinem Bruder Ludwig, der dieser Ehe merkwürdigerweise ebenso abgeneigt war wie sie; sondern, was schwerer wiegt, er hinderte die darin allein übereinstimmenden Eheleute durch eine formelle Scheidung die frühere Freiheit zurückzuerlangen, und trieb die heißblütige Frau dadurch zu offenem Ehebruch. Nur durch die absolute Unempfindlichkeit Napoleons für die Gebote der bürgerlichen Moral wird sein Verfahren erklärlich, wie denn seine Auffassung, in seiner Familie wie der ganzen Menschheit nur die Werkzeuge seiner eignen Größe zu sehen, nirgends cynischer zum Ausdruck gelangt als in den Worten, mit denen er in seinen Memoiren von St. Helena aus über die von ihm einst so hochgeschätzte Frau den Stab bricht: „Wie bizarr, sagt er, wie unerträglich auch Ludwig war, er liebte sie und in solchem Falle, bei so großen Interessen, muß jede Frau sich immer überwinden können und die Geschicklichkeit haben, ihrerseits zu lieben. Hätte sie sich zu bezwingen gewußt, so würde sie sich den Kummer ihrer letzten Streitigkeiten erspart haben; sie hätte ein glücklicheres Leben geführt; sie wäre ihrem Manne nach Holland gefolgt. Ludwig wäre nicht von Amsterdam geflohen; ich hätte mich nicht gezwungen gesehen, sein Königreich zu réuniren, was dazu beigetragen hat, mich in Europa zu verderben, und Vieles wäre anders gekommen."

Wir haben in dieser Anzeige öfters die im Buche auftretenden Personen selbst sprechen lassen, einmal um die Methode des Verfassers zu kennzeichnen, dann aber um zu zeigen, wie reiche Beiträge derselbe aus der unerschöpflichen Correspondenz Napoleons bringt, und wie viel wenn nicht neues, doch erst wenig verbreitetes Licht daraus auf die ganze Napoleonische Epoche entfällt.

J.

England.

Stanley's Entdeckungsreise.*)

Die beiden Bände mit ihrem etwas schwerfälligen Titel enthalten den Bericht über eine der großartigsten geographischen Entdeckungen unserer Zeit. Schon die Schnelligkeit, mit der sie niedergeschrieben wurde — vier Monate haben genügt, um diese tausend Seiten abzufassen — ist eine fast ebenso wundervolle That als die Reise selbst, die sie uns schildert. Die Thatkraft Stanley's ist ungebrochen, und wiederum hat er bewiesen, daß er nicht nur der kühnste Erforscher, sondern auch der federschnellste Schriftsteller ist. In einem unglaublich kurzen Zeitraume hat er die Ergebnisse seiner dreijährigen Anstrengungen vor die Öffentlichkeit gebracht und der Durchschnittsleser wird ohne Zweifel durchaus befriedigt werden. Aber wir hoffen nicht zur Classe der

*) Through the Dark Continent; the Sources of the Nile; around the great lakes and down the Congo, by Henry M. Stanley, 2 vols. London, 1878. Sampson Low. (Die deutsche Ausgabe hiervon erschien gleichzeitig mit dem englischen Originale bei F. A. Brockhaus, Leipzig.)

undankbaren Krittler gerechnet zu werden, wenn wir gestehen, daß es uns lieber gewesen wäre, statt einer bloßen laufenden Chronik dieser ereignißreichen Reise ein Buch von größerem wissenschaftlichen und geographischen Werthe, die Frucht einer intensiveren geistigen Arbeit erhalten zu haben, ein gedankenvolles Werk, wie z. B. das von Schweinfurth ist, der sich nicht so geflügelten Fußes in den Druck stürzte. Zwar wollen wir nicht kleinlich sein; wir wissen sehr wohl, daß Stanley eine große That vollbracht und wacker vollbracht hat, mit all der Kühnheit, Kraft und Schnelligkeit, welche die angelsächsische Rasse auszeichnen. Nur däucht uns, daß eine so werthvolle That in einer ihrer Größe würdigen Weise verewigt zu werden verdient hätte; und wiewohl die wenigen Stimmen, die in der englischen Presse bisher laut geworden, von dem Buche in überschwänglichen Ausdrücken sprechen, wie „spannender als ein Sensationsroman" und dergleichen mehr, so wird doch jeder unparteiische Beurtheiler ein Gefühl des Bedauerns, ja der Enttäuschung darüber nicht unterdrücken können, daß Stanley's Werk so rein populär ist. Die Herausgeber hängen dem Buche eine Notiz an, worin sie uns benachrichtigen, daß sie, in Folge der Ausdehnung, zu der die Bände angewachsen sind, gezwungen wurden, eine große Menge werthvollen Materials, das bereits im Drucke war, wegzulassen. „Dieses weggelassene Material", theilen sie uns mit, „besteht aus Kapiteln über die Hydrographie, Ethnographie und Naturgeschichte Central-Afrika's, Betrachtungen über die Seen, Länder und Völker der Äquatorialgegenden, sowie aus Kapiteln über die Hydrographie und physische Geographie der westlichen Hälfte des Erdtheils mit besonderer Bezugnahme auf das Stromgebiet des Livingstone-Flusses und die vulkanische Formation des Engpasses, durch welchen dieser Fluß in den atlantischen Ocean fließt, ferner aus Volumen- und Schnelligkeitsberechnungen von fünfzehn der größeren Nebenflüsse des Livingstone." Wahrlich, schlimmer könnte es kein Schauspieldirector machen, der uns Hamlet ohne den Prinzen von Dänemark vorführte. Wir möchten Herrn Stanley nicht gern der Buchmacherei anklagen, und ohne Zweifel sind es die Herrn Herausgeber, die dem Publikum zweimal statt einmal das Geld aus der Tasche locken wollen; aber unabweisbar drängen sich uns Gedanken auf, die nichts weniger als freundlich für Verfasser und Herausgeber sind, wenn uns einfach gesagt wird, daß all dies Material, das ja gerade das Wesentlichste eines geographischen Werkes ist, zu einem Supplementband vereinigt, im Herbst veröffentlicht werden wird.

Doch genug hiervon! Wenden wir uns nun zu dem, was das Buch wirklich enthält.

Die Expedition wurde möglich gemacht durch die Freigebigkeit der Besitzer des Londoner „Daily Telegraph" und des „New-York Herald". Als Stanley aus dem Ashanti-Kriege, an dem er als Correspondent theilgenommen hatte, heimkehrte, war die erste Nachricht, die an sein Ohr schlug, der Tod Livingstone's. Derselbe war gestorben an den Ufern des Bemba-See's, an der Schwelle der räthselhaften Regionen, die er zu erforschen gewünscht hatte. Die traurige Nachricht rief in Stanley den Entschluß hervor, das Werk des todten Forschers wo möglich zu Ende zu führen. Während einer Unterredung, die er in der Redaction des „Daily Telegraph" mit dem Herausgeber dieser Zeitung über Livingstone und dessen unvollendetes Unternehmen hatte, fragte ihn derselbe: „Können und wollen Sie die Aufgabe vollenden? Glauben Sie, sie durchführen zu können, wenn wir Sie damit beauftragen?" Auf eine bejahende Antwort seinerseits ward der „Newyork Herald" telegraphisch befragt, ob er sich dem „Daily Telegraph" anschließen wolle, zu dem Zwecke, Stanley nach Afrika zu senden. Binnen vierundzwanzig Stunden blitzte der Kabel ein lakonisches „Ja" zurück. In vierzehn Tagen waren alle Vorbereitungen getroffen: am 15. August 1874 ging die Expedition, die aus drei europäischen Dienern, verschiedenen Böten, von denen eines in fünf Theile zerlegbar war, und vier Hunden bestand, von England ab und landete in Zanzibar im September. Nun organisirte Stanley die Expedition, die das große Problem lösen sollte, wohin sich die ungeheuren Wassermassen jenes stetig nordwärts fließenden Stromes ergössen, den Livingstone 1867 entdeckt hatte. War es der Nil? Das Geheimniß dieses Räthsels aufzuklären oder bei dem Versuche zu erliegen, war Stanley's Entschluß, und er theilte dies den Eingeborenen mit, die er in Zanzibar anwarb. Da er als freigebig und gütig bekannt war, so fanden sich viele bereit, ihn zu begleiten, und mit 356 Mann nebst 18,000 Pfund Gepäck an Glasperlen, Messingdraht, Munition, Tüchern, Medicin, Instrumenten, photographischen Apparaten &c. schiffte er sich nach Bagamoyo, einem Dorfe des ostafrikanischen Binnenlandes, ein.

Am Morgen des 17. November 1874 wurde der erste kühne Schritt in das Innere gethan. Anfangs ging die Reise parallel mit Routen, die wir bereits aus den Schriften anderer Reisenden kennen, durch großartige Berglandschaften, Dschungeln, Wälder, und wogende Ebenen; durch Flüsse und durch Wüsten, welche von der Äquatorsonne erbarmungslos versengt werden. Zeitweise konnten Lebensmittel in Überfluß aufgetrieben werden, öfters jedoch waren sie knapp; und ehe zwei Monate vergingen, bildeten Hungersnoth und Krankheit die Regel. Am Weihnachtsabend gestand Stanley in einem Privatbriefe an einen Freund, daß er entmuthigt und hungrig sei. Desertionen und Verschwörungen kamen im Lager vor, wurden aber durch die mit Milde gepaarte Entschlossenheit des Führers unterdrückt. Mitten in diesen Drangsalen wurde die halbverhungerte Expedition angegriffen von einem Stamme Eingeborener, wie denn die Bevölkerung so ziemlich in der ganzen Breite des Continents die Ankunft der Fremdlinge als das Signal zu Feindseligkeiten betrachtet zu haben scheint. Die geschwächte Schaar mußte ein dreitägiges Gefecht bestehen, wiewohl Stanley zu diesem verzweifelten Mittel erst griff, als alle Hoffnungen auf friedliche Verständigung geschwunden waren. Er war ein warmer Anhänger der Livingstone'schen Doctrin der Nachgiebigkeit, so lange es sich nicht um das Sein oder Nichtsein der Expedition handelte. Dessenungeachtet sah er sich auf seiner ganzen Reise immer und immer wieder genöthigt, zu äußersten Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen und ist deßwegen seit seiner Rückkehr in keineswegs sanfter Weise getadelt worden. Sentimentalisten, die daheim in Sicherheit und Bequemlichkeit sich ihres Daseins freuen, haben sich nicht entblödet zu behaupten, daß die Kämpfe mit den Eingeborenen provocirt waren und daß die Art und Weise, wie Stanley auf die mörderischen Angriffe mit Pulver und Blei antwortete, weder geeignet sei, die Principien des Christenthums ins Licht zu stellen, noch den Fortschritt späterer Erforscher zu erleichtern. Den ersten, falschen und widersinnigen Vorwurf weist unser Reisender mit gebührender Verachtung zurück. Auf den zweiten erwidert er treffend: „Die Eingeborenen scheinen in uns nur Zielscheiben für ihre Geschosse oder Fleischnahrung erblickt zu haben, und daß wir uns darum hätten niederschießen lassen sollen, kann nur der Logik eines Pietisten einleuchten." Diese Beschuldigungen sind um so unverzeihlicher, als Stanley während der ganzen Fahrt im Lichte eines echten Christen erscheint. Wohlwollen, Liebe und Rücksicht für das Wohlergehen seiner Leute, die ihm alle durchaus ergeben waren, sind im Verlaufe der Expedition überall ersichtlich.

Nach diesem ersten Kampf zeigte sich der Weg zum großen Victoria-Nyanza-See von Wilden gesäubert, wahrscheinlich weil der Ruf der Feuerrohre Stanley's sich schnell verbreitet hatte. Ein Marsch von 103 Tagen führte zu den Gewässern des Sees, dessen Umschiffung das erste Ziel der Reise war. Hier, in einem Lande des Überflusses, unter friedfertigen Bewohnern wurde das Lager aufgeschlagen und Halt gemacht. Dieser erste Marsch hatte den Forscher eine große Anzahl seiner eingeborenen und zwei seiner europäischen Leute gekostet. In Kagehyi, so hieß die Landschaft, wollten die übrigen ausruhen und sich von den Strapazen erholen, während er mit einer geringen Mannschaft von 10 Mann die Ufer des Sees befahren wollte. Vergebens riethen die Eingeborenen ihm von dem ungeheuren Unternehmen ab, das 8 Jahre in Anspruch nehmen würde. Sie erzählten, daß die Ufer des Sees von Cannibalen, wilden geschwänzten Völkerschaften bewohnt wären und dergl. Nach siebentägiger Rast wagte Stanley sich in seinem englischen Boot auf das unbekannte Wasser. Zeitweise war es glatt und sanft, dann wieder wild und stürmisch und die Küstenbewohner mehr oder weniger feindselig, so daß das Landen in allen Fällen von Gefahr begleitet war und der Revolver oft zu Hilfe genommen werden mußte. Bald war die Mannschaft so gewöhnt an diesen ungastlichen Empfang, daß sie kaum ihren Ohren traute, als Mtesa, der mächtigste Herrscher des äquatorialen Afrika, sie einlud, ihn zu besuchen, mit der Versicherung, daß sie unter seinem Schutze ruhig schlafen könnten.

Dieser afrikanische Potentat, der bereits Speke und Grant bekannt war, nahm Stanley während dessen kurzen Besuchs als geehrten Gast auf. Letzterer schildert ihn uns als einen offenherzigen intelligenten Mann, der Interesse zeigte für europäische Gebräuche und zum Islam übergetreten war (von welchem Glauben der Reisende ihn mit unseres Erachtens fraglichem Takte zum Christenthum zu bekehren versuchte). Die Hauptstadt Mtesa's bestand aus einer Reihe sauberer Hütten, zu denen gute breite Straßen führten. Hier traf unser Forscher zufällig mit Linant de Bellefonds, einem Mitgliede der Gordon-Pasha-Expedition zusammen, der seitdem brutal ermordet worden ist. Auch dieser Europäer hatte sich eines ausgezeichneten Empfanges zu erfreuen und beide wurden wiederholt gebeten, ihren Aufenthalt am Mtesa-Hofe zu verlängern; aber Stanley wollte sich sobald als nur irgend thunlich, wieder mit seinen Leuten vereinigen und nachdem der König ihm thatkräftige Hilfe zugesagt, setzte das englische Boot die Umschiffung des Sees fort. Wiederholt wurden sie von Wilden angegriffen; zu Zeiten diente Mtesa's Name ihnen als Geleitpaß, dann wieder mußten sie um ihr Leben kämpfen oder fliehen; an einem Orte wurden ihnen sogar die Ruder gestohlen, so daß sie nur durch List und Schießen entkommen konnten und ihre Fahrt mittelst improvisirter Nothruder und eines Segels so gut es ging fortsetzen mußten, sollte sich nicht der Fluch der Wilden: Geh und stirb im Nyanza! an ihnen bewahrheiten. Endlich nach siebenundfünfzigtägiger Abwesenheit erreichten sie ihren Ausgangspunkt Kagehyi wieder, nachdem sie den ganzen, ungeheuren Kreis von mehr denn 1000 englischen Meilen umrudert und umsegelt hatten. Der Eindruck, den das Land im Allgemeinen auf Stanley machte, ist, daß es der höchsten Bodenkultur fähig und daß mit einem solchen Wasserwege, wie der See ihn darbietet, und guten Straßen zur Küste, ein Handelshafenplatz sich errichten ließe, wo Kaffee, Ziegen, Schafe, Cassiarinde, Felle, Häute, Reis rc. gegen die Erzeugnisse Europa's ausgetauscht werden könnten. Kapital und Energie würden das Land der Wildniß entreißen, die Thätigkeit der Eingeborenen würde angestachelt werden, ihre Seeräuberei und Wildheit humanen Sitten Platz machen und der Fluch des Sklavenhandels aufhören. Wahrlich, dies sind Dinge, die es wohl verdienten, von Philanthropen in Erwägung gezogen zu werden.

Als Stanley in sein Lager zurückkehrte, fand er, daß Fieber und Empörung unter seinen Leuten stark aufgeräumt hatten. Die meisten von ihnen glaubten, er wäre auf dem See untergegangen. Auch er erkrankte, aber sobald er wieder auf seinen Füßen stehen konnte, schiffte er sich mit seiner ganzen Mannschaft auf einer Flotille von Kanoes wieder ein. Sein Ziel war Uganda, das Königreich Mtesa's, mit dessen Beistand er den See Muta Nyanza zu erreichen gedachte. Wiederum war seine Fahrt von Krieg und Menschenverlust begleitet. Milde und Unentschlossenheit schienen stets üblere Folgen nach sich zu ziehen, als sofortiges thatkräftiges Handeln. In Uganda angelangt, fanden sie den König in Krieg mit einem benachbarten Stamme und taub gegen alle ihre Bitten um Hilfe, ehe er nicht seine Feinde unterjocht hätte. Er ersuchte Stanley, mittlerweile sein Gast zu sein, und dieser sah ein, daß ihm nichts anderes zu thun übrig blieb, wollte er nicht alle Hoffnung aufgeben, die jenseits des Sees gelegenen Gegenden zu erreichen. Der nothgedrungene Aufenthalt dauerte vier Monate, während welcher Zeit Stanley reichliche Gelegenheit hatte, die Hilfsquellen dieses größten Reiches des äquatorialen Afrika zu erforschen. Mtesa's Herrschaft erstreckt sich über einen Flächenraum von 70,000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 2,775,000 Menschen und einem Boden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Von dem Leben und den Sitten in Uganda giebt uns der Reisende eine farbenreiche Skizze, das einzige Stück in dem ganzen Buche, das sich nicht auf die persönlichen Erlebnisse des Autors bezieht.

Endlich war der Krieg zu Ende und von mehreren tausend Kriegern Mtesa's begleitet, brach die Expedition nach dem Muta Nyanza auf. Mit diesem großen Truppenkörper hoffte Stanley die feindseligen Stämme zu bezwingen, aber die Mannen Mtesa's erwiesen sich als Feiglinge und eine Panik ergriff seine eigenen Leute, so daß er nach langen, mühseligen Märschen und vielen Kämpfen mit den Eingeborenen die Umschiffung des Muta Nyanza aufgeben mußte, grade als die Wasserfläche des See's sich zum ersten Male vor seinen Augen ausbreitete. Nur ungern drehte er den Gegenden, aus denen der Nil seinen Wasserreichthum schöpft, den Rücken und wandte sich zum Tanganyika-See. Und hiermit schließt, so zu sagen, die erste Hälfte der Expedition; die zweite, und wie wir ersehen werden, wichtigere, sollte noch folgen. Immerhin hatte Stanley erfolgreich die südlichsten Quellen des Nil erforscht und den Ursprung des Flusses von den sumpfigen Niederungen und cultivirten Hochebenen bis zu dem mächtigen Reservoir des Nyanza verfolgt. Von diesem selbst hat er endgültig bewiesen, daß es nur ein See ist, und nicht fünf, wie Burton, Livingstone u. A. berichtet hatten.

Ein mühseliger Marsch von fünf Monaten brachte die Expedition, die durch Krankheit, Krieg und Desertion stark decimirt worden war, nach Ujiji am Tanganyika-See, demselben Orte, wo bekanntlich Stanley mit Livingstone zusammengetroffen war. Hier wurde das wackere englische Boot wieder einmal ins Wasser geschoben und mit einer auserlesenen Mannschaft unternahm unser Reisender die Fahrt, um zu erforschen, ob der Tanganyika für seine überschüssigen Gewässer einen Ausfluß habe. Als er diesen Ausfluß entdeckt zu haben glaubte, kehrte Stanley zum Lager zurück und folgte nun geduldig dem Wasserlauf, bis er zu dem Punkte kam, wo derselbe sich mit dem Fluß vereinigt, der von ihm „Livingstone" benannt wurde, besser aber als Congo bekannt ist. Diesen Fluß bis zum Ocean hinab zu verfolgen,

war nun seine Aufgabe. Die Eingeborenen sagten ihm, daß der Strom stets nordwärts flösse, aber er war entschlossen, sich mit eigenen Augen von seiner Richtung zu überzeugen. Nachdem er seine Mannschaft durch Werbung vermehrt und eine Anzahl Kanoes gekauft hatte, schiffte sich die ganze Expedition auf dem Congo ein. Zahllos waren die Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellten. Ueberall waren die Eingeborenen Wilde, oft fiel während der Nacht ein Regen von Pfeilen in ihre Halteplätze; immer wieder wurden sie von feindseligen Kanoes verfolgt und mußten sich mit ihren Schießwaffen derselben erwehren. Mehr als einmal blickt der Hungertod ihnen ins Auge, denn die Uferbewohner ließen sie weder landen, um Nahrung zu suchen, noch verkauften sie ihnen solche. Ruhr und andere Krankheiten brachen unter ihnen aus. Dann mußten Wasserfälle umgangen und Stromschnellen durchfahren werden. Einmal hatten sie vor einem Katarakt die Wahl zwischen Ertrinken und Abschlachtungstod durch die Messer der Cannibalen. Fast jeder Tag war durch einen Kampf bezeichnet und erst, als die Eingeborenen sich überzeugten, daß die Expedition ihnen an Macht überlegen war, ließen sie sich durch die Lockmittel, die ihnen in Gestalt von Tüchern, Glasperlen und Kupferdraht geboten wurden, verführen, dafür Nahrungsmittel herzugeben. Inmitten des betäubenden Geräusches der Wasserfälle und des fast unaufhörlichen Trommelgerassels, das die Eingeborenen als Schlachtsignal von den Ufern erschallen ließen, empfand selbst Stanley's unverzagtes Herz bisweilen Anwandlungen von Bangniß, und wenn er seine Leute schwach und niedergeschlagen in täglich größerer Zahl dahinsterben sah, fragte er sich oft, ob er nicht eine unmögliche Aufgabe unternommen, die schließlich doch mit der Ermordung der ganzen Expedition enden würde. Nach dem achtundzwanzigsten verzweifelten Kampf gegen die wahnsinnige Wut der Cannibalen gesteht er, daß jeder Gegenstand, der nur entfernt an ein menschliches Wesen erinnerte, sie mit Argwohn und Furcht erfüllte. Sie hatten eine Unzahl feindlicher Flotillen zerstreut, hartnäckige Angriffe bei Tag und Nacht ertragen und sich aller möglichen und unmöglichen Vertheidigungsmittel bedient, und doch schlug bei jeder Krümmung des edlen Stromes das scheußliche Kriegsgeheul der Wilden aufs Neue an ihr Ohr und wie Schlangen schossen die Kanoes zum Angriffe auf sie zu.

„Wir wurden allmälig erschöpft und doch waren wir erst in der Mitte des Continents. Ein täglicher Verlust von einem oder zwei oder drei Leuten decimirte uns. Nicht Dreißig befanden sich in der gesammten Expedition, die nicht bereits eine Wunde erhalten hatten. Dies schreckliche Leben fortzusetzen, war nicht möglich. Eines Tages, fürchtete ich, würden wir uns alle niederlegen und wie Lämmer unsere Hälse den Messern der Cannibalen darbieten."

Das waren die Gedanken Stanley's im Februar 1877 und dabei war das Schlimmste noch keineswegs überstanden. Sie sollten noch Verrätherei Seitens eines scheinbar freundlichen Stammes erleiden und hatten noch zweiunddreißig Katarakte zu passiren. Ein weiterer ernstlicher Verlust war der Tod des letzten europäischen Begleiters, der Stanley noch geblieben war. Je mehr sie sich indessen der Küste näherten, desto weniger wild zeigten sich die Eingeborenen, der Handel hatte sie gezähmt, aber der Kampf mit dem Strome nahm zu. Hunger und Ermattung verursachten eine Meuterei im Lager und der Eifer und die Frische, die der Reisende bisher sich immer noch bewahrt hatte, waren durch Fieber und Besorgniß bedenklich gemindert. Endlich, endlich erfuhr er, daß Embomma nur noch fünf Tagereisen entfernt sei, und er beschloß daher, den Fluß zu verlassen und über Land zu marschiren. Der Zweck seiner Reise war nun erreicht. Er hatte den Congo von seinem Ursprung bis fast zur Mündung erforscht. Zwar waren noch vier Wasserfälle zu umgehen, aber er wollte die geringen Kräfte seiner Mannschaft schonen. Das gute englische Boot, das fast 7000 Meilen im Herzen Afrika's gemacht hatte, wurde preisgegeben. Ermattet, schwach und leidend schleppte sich der Rest der Expedition über die Ebene und erreichte endlich eine europäische Niederlassung am 9. August 1877, 999 Tage nachdem sie von Zanzibar aufgebrochen war. Herzlich bewillkommt, gönnte sie sich einige Zeit der Erholung und dann brachte ein Dampfer sie über die Kapstadt und Natal nach Zanzibar zurück. Stanley wollte seine treuen Begleiter nicht früher verlassen, als bis er sie in ihre Heimat zurück befördert hatte trotz des bedeutenden Zeitverlustes, der ihm daraus erwuchs. Welchen Zweifel man auch hinsichtlich seines Verfahrens gegen die Völkerschaften, die sich ihm entgegenstellten, hegen mag, so wird doch Niemand in Abrede stellen können, daß er sich die Zuneigung und Anhänglichkeit seiner Leute zu erwerben verstanden hat. Nach einem rührenden Abschied löste die Expedition sich auf.

Hiermit endet die Schilderung einer Forscherreise, deren schließliche Bedeutung von den Handelsvölkern Europa's abhängt. Ein ungeheures fruchtbares Land bietet sich dem Unternehmungsgeist europäischer Kapitalisten dar; ein großer Strom kann dem Handel nutzbar gemacht und ein dicht bevölkertes Land civilisirt werden. Stanley hat seinen Theil der Aufgabe erfüllt. Wer wird ihm folgen, um diese fruchtbaren und volkreichen Gegenden, die so groß sind, wie Deutschland, Österreich, Frankreich, Belgien und England zusammen genommen, bewohnbar und friedlich zu machen? Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß den beiden Bänden eine Anzahl ausgezeichneter Bilder nach den Skizzen und Photographien des Autors, sowie zwei große und mehrere kleine Karten beigegeben sind. Ist auch das Werk nicht so wissenschaftlich gehalten, als wir es gewünscht hätten, so bildet es doch eine Lectüre einzig in ihrer Art. Z.

Rußland.

Eine verbotene Literatur.

Die Gegner eines deutschen Einheitsstaates pflegen meistens zu behaupten, daß das Stammesbewußtsein denselben nun und nimmer zulassen werde. Indessen vielleicht bei keiner Nation ist das Stammesbewußtsein so wenig entwickelt wie in Deutschland. Nur kurze Zeit hindurch bestanden die Stammesherzogthümer; alle übrigen deutschen Staatenbildungen sind den Stammesgränzen gegenüber durchaus als Producte der Willkür und des Zufalls zu bezeichnen. Nicht innere Ursachen haben den Einheitsstaat verhindert, sondern äußere.*) Wir waren vielleicht zu biegsam und

*) Hoffen wir, daß es so sei! Hoffen wir, daß heute, da keinerlei äußere Ursachen den deutschen Einheitsstaat verhindern, er nicht an inneren scheitere! Uralte Erscheinungen, die in erschreckender Beharrlichkeit zugleich allerjüngste Erscheinungen sind, machen es leider für uns sehr zweifelhaft, ob dem deutschen Einheitsstaat nicht deutsche Charakterfehler entgegenstehen, die zwar nicht als übermäßiges Stammesbewußtsein hervortreten, aber doch als der eigensinnigste, eigensüchtigste Sondergeist, der je eine große Nation zerfleischt hat.

(Anm. der Red.)

geschmeidig, und so fehlte das Motiv, mit Gewalt vorzugehen. Denn nur die Gewalt war es, welche die andern Einheitsstaaten zusammengefügt hat und sie zusammenhält. Erst kürzlich wieder hat ein Mitarbeiter dieser Blätter hervorgehoben, welche fundamentale Unterschiede die einzelnen spanischen Provinzen trennen, und wie es selbst dem habsburgischen Despotismus nicht gelungen ist, dieselben zu beseitigen. In Südfrankreich regten sich 1871 wie 1814 Trennungsgelüste und rechtfertigte sich so jene Politik, die Alles gethan, um die provenzalischen Besonderheiten, vor Allem die Sprache, vergessen zu machen. Ebenso wenig wie man die Förderung der plattdeutschen Dichtung durch Reuter in Deutschland politisch aufgenommen hat, ebenso wenig würde je ein deutscher Einheitsstaat in der Lage sein, sich vor einer schwäbischen oder bairischen Literatur zu fürchten. Als die am meisten zur Einheit befähigten Völker gelten zumeist die Slawen und das Gespenst des Panslawismus erscheint vor Allem deßhalb Vielen so drohend, weil nach ihrer Meinung diese Völker eine wahre Manie haben, sich in einer Heerde zusammen zu finden und dann, etwa nach Art der Mongolen, einem welterobernden Dschingiskan oder Timur zu folgen. Die Polen lassen nun zwar wenig von diesem Hange spüren, allein dies Beispiel soll nun einmal nicht gelten und so steht es denn vielen Journalisten unabänderlich fest, daß die Südslawen nichts sehnlicher wünschen, als Russen zu werden. Leider waren auch Staatsmänner von dieser thörichten Argumentation befangen und es wäre ein großer, für die Entwicklung der Menschheit segensreicher Erfolg des Congresses, wenn Österreich endlich diese Furcht ablegte und die Habsburger einsähen, daß ihnen nach Süden und Osten zu bei den Südslawen denn doch noch eine größere Zukunft blüht, als die, welche ihnen die mongolischen Engländer der Pußten bieten können. In der That ist an eine staatliche Einigung aller slawischen Völker nie zu denken, wenn sie nicht, wie in Deutschland das Umgekehrte, von außen herbeigeführt wird, wenn nicht, was hier eine kluge Politik bewirkte, dort eine dumme zu Wege bringt. Ist doch selbst Rußland durchaus nicht im Innern so Eins, wie man glaubt, muß doch auch hier die Gewalt das Band der Einheit schmieden, fürchtet man sich doch hier sogar vor den Volksdialekten!

Über diese Thatsachen verlautete schon Mancherlei; jetzt auf dem literarischen Congresse zu Paris hat ein Kleinrusse, Herr Michael Dragomanow einen ausführlichen Bericht*) über dieselben erstattet, der allerdings ein interessantes Licht auf die russischen Zustände wirft. Es sind nämlich die Kleinrussen, die Bewohner der ehemaligen Ukräne, welche man mit aller Gewalt des Nationalitätsprincipes halber entnationalisiren will. So sehr man nun von menschlichem Standpunkte ein solches Unternehmen verdammen mag, so muß man doch zugestehen, daß die russische Regierung, falls die gesammte kleinrussische Literatur denselben Geist athmet wie Herrn Dragomanow's Bericht, sich in der Defensive befindet. Wir kennen diese Melodien auch in Deutschland, wenn die süddeutschen Demokraten von der reinen deutschen Rasse, von den barbarischen, halbslawischen Borussen und ihren Eroberungen anfangen. Bei Herrn Dragomanow spielen die halbmongolischen Moskowiter dieselbe Rolle und er wendet Namen mit einer eines Polen oder Türken würdigen Consequenz an. Die Skizze, welche er von der Geschichte der Ukräne entwirft, ist ja der Wahrheit entsprechend. Die südlichen Partien eines Volkes pflegen eben fast immer regsamer und ihren nördlichen Brüdern in der Cultur voraus zu sein. So war es in Frankreich, so in Deutschland und so auch in Rußland. Die politische Kraft dagegen ist fast immer vom Norden ausgegangen. Die Thatsache, daß die Südrussen nicht dazu kamen, ein lebensfähiges Staatengebilde zu schaffen, kann auch Herr Dragomanow nicht aus der Welt bringen. Die geschmähten Moskowiter aber sind dazu gelangt, und das ist ihr Anspruch und Recht auf die Führung und Herrschaft der Nation.

Damit soll nun keineswegs behauptet werden, daß alle Maßregeln der russischen Regierung zu billigen seien. Im Gegentheil. Die Härte derselben verdient um so nachdrücklicher hervorgehoben zu werden, als daran die übrigen slawischen Nationalitäten ermessen können, welches Loos ihnen der Panslawismus nach Art des Herrn Aksakow bereiten würde. Wir setzen daher den Ukas, welcher die kleinrussische Literatur proscribirt, vollständig her:

„Seine Kaiserliche Majestät hat unter dem 18/30. Mai 1876 Allerhöchst zu befehlen geruht:

1) Die Einfuhr irgend welcher Bücher und Hefte, die im Auslande in kleinrussischer Sprache veröffentlicht sind, in das Gebiet des Kaiserreichs ist nur gegen eine besondere Erlaubniß der obersten Preßbehörde zu Petersburg gestattet.

2) Im ganzen Reiche ist der Druck von Werken in kleinrussischer Sprache, seien es selbständige oder übersetzte, verboten. Ausgenommen sind a) geschichtliche Documente, b) schönwissenschaftliche Werke, aber unter der Bedingung 1) daß die Orthographie der geschichtlichen Documente unverändert bleibt, 2) daß nicht die geringste Abänderung an der allgemein angenommenen Orthographie geduldet wird, 3) daß alle Manuscripte vorher der Censur der obersten Preßbehörde unterworfen werden.

3) Ebenso verboten sind alle theatralischen Vorstellungen, alle Declamationen in kleinrussischer Sprache, wie der Druck von Texten zu musikalischen Compositionen in kleinrussischer Sprache."

Diesem Ukas kann man wohl nichts als ein großes Ausrufungszeichen beisetzen! Man denke sich nur: nicht einmal ein kleinrussischer Text soll geduldet werden, ja bis auf die Orthographie erstreckt sich die väterliche Fürsorge der Regierung; sie verlangt, daß das Kleinrussische in großrussischer Orthographie gedruckt werden soll, ein Verlangen, welches Herr Dragomanow dahin charakterisirt, es sei, als wenn man Provenzalisch mit französischer Orthographie schreiben wolle.

Über die Wirkung jener Maßregel schreibt der Verfasser: „Diese Ordonnanz wurde sofort ausgeführt. Im Monat August 1876 belegte die christliche Regierung des heiligen Rußland die kleinrussische, zu Wien gedruckte, Übersetzung der vier Evangelisten mit dem Interdicte. Was die in Rußland zu druckenden kleinrussischen Werke betrifft, so könnten wir eine Liste der von der Petersburger Censur abgewiesenen Manuscripte aufstellen; u. A. hat sie eine Anthologie ukränischer Gedichte verboten, die schon lange vor dem Ukas erschienen war, und Übersetzungen großrussischer Dichter, wie Lermontow's, Nekrasow's und Anderer. Nach dem Zeugnisse des „Kjmeljanin", der officiellen Zeitung zu Kiew, hatte sich die Zahl der kleinrussischen Bücher, welche man dort vor dem Ukas veröffentlichte, auf dreiundzwanzig Procent aller Preßerzeugnisse gehoben. Nach der Ordonnanz sind nur noch zwei unbedeutende Broschüren erschienen. Und wie unschuldig waren die letzten Veröffentlichungen, welche die Censur traf, z. B. „Lieder und Erzählungen für Kinder", „Vom Himmel und der Erde", „Das Leben der Erde", „Die Cholera", „Kosaken und Türken." Die ukränischen Veröffentlichungen konnten um so weniger gefährlich sein, als die russische Censur auch auf die herrschende Literatur schwer drückte. Sie verbrannte Bücher, wie Häckel's natürliche Schöpfungsgeschichte, Hobbes' Leviathan, sie

*) La littérature oukrainienne proscrite par le gouvernement russe. Genève, 1878. Georg.

proscribirte Voltaire (seinen Versuch über die Sitten), Draper, Lecky. Und in der Provinz ward sie noch weit strenger gehandhabt als in der Hauptstadt. Es ist schwer zu sagen, was den Zaren zu seinem Ukas veranlaßt hat. Man erwähnt ukränische Bücher, die für den Socialismus Propaganda machten. Aber geschieht dies nicht in allen Sprachen? Außerdem werden die socialistischen ukränischen Bücher nicht in Rußland, sondern in Österreich und der Schweiz gedruckt, und nach dem Ukas vermehrt sich ihre Anzahl täglich. Der Ukas hat die Veröffentlichung durchaus ungefährlicher Bücher verboten; deßhalb ist er thöricht und zeigt wohin der Despotismus geräth, wenn ihn der nationale Centralismus vorwärts treibt. Vielleicht ist er aber auch nur die Frucht von Intriguen einzelner Denuncianten und verstimmter Beamten. Diese Annahme scheint uns deßhalb begründet, weil der Ukas auf dem Bericht einer Commission beruht, die während des Aufenthaltes des Zaren zu Kiew, Herbst 1875, eingesetzt wurde, im selben Augenblicke als ein Universitätsprofessor abgesetzt wurde, der sich hauptsächlich mit ethnographischen Studien beschäftigte und daneben einige kritische Bemerkungen über die Thätigkeit des Unterrichtsministers, Grafen Tolstoi, veröffentlicht hat. Letzterer, in seiner Eigenliebe verletzt, hat sich an dem Professor gerächt und wurde, nachdem er ihn dem Zaren denuncirt hatte, zum Mitgliede der Commission ernannt. Die kaiserliche Commission, zusammengesetzt aus dem Chef der Gendarmerie und Leiter der geheimen Polizei, General Potapow, dem Minister des Innern, ehemaligem Chef der Gendarmerie, General Timaschew, dem Unterrichtsminister Grafen Tolstoi und dem Geheimen Rathe Jusefowitsch, schlug dem Zaren vor, die Kiewer geographische Section aufzulösen und zwei Mitglieder derselben, Dragomanow und Tschubinsky, aus der Ukräne zu verbannen mit dem Verbote, die Hauptstädte zu bewohnen. Sie redigirte auch den in Rede stehenden Ukas."

Wie man sieht, ist Herr Dragomanow mit in die ganze Angelegenheit verwickelt und man darf daher wohl annehmen, daß seine Darstellung einseitig ist. Geht die Regierung auch zu weit, so hat sie doch offenbar nicht nur socialistische, sondern auch separatistische Tendenzen zu bekämpfen. Einer bloßen Rancüne gegen einzelne Persönlichkeiten können solche durchgreifende Maßregeln unmöglich entspringen.

H. Herrig.

Polen.

Maciejowski: Die Juden in Polen, Ruthenien und Lithauen.*)

Der unermüdliche Verfasser der „Slavischen Rechtsgeschichte"**) und vieler anderer in polnischer, lateinischer, französischer und russischer Sprache veröffentlichten (und theilweise ins Deutsche übersetzten) Werke über altslavisches Recht und altslavische Verfassung, Wacław Alexander Maciejowski, hat neuerdings unter obigem Titel ein Werk veröffentlicht, welches er „den vierten Anhang zur Geschichte des slavischen Rechtes" nennt. Diese neueste Arbeit des greisen Verfassers vervollständigt nicht allein den Abschnitt über die Verhältnisse der Juden, welche in der „Geschichte des slavischen Rechtes" kaum berührt sind, sondern ergänzt auch die Geschichte der Bauern, der Handwerker und Handwerke und bahnt den Weg zur „Geschichte des Bürgerstandes", seiner politischen, socialen, ökonomischen Verhältnisse in der Industrie und im Handel von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts in den verschiedenen Staaten, welche derzeit zum russischen Reiche gehören."

In der Einleitung schildert der Verfasser in einigen scharfen Zügen die Geschichte der Juden, um auf die Ursachen zu kommen, welche sie veranlaßt haben, sich in Polen anzusiedeln. In ihrem Vaterlande haben sie sich mit Viehzucht, Acker- und Gartenbau beschäftigt, zur Zeit Davids und Salomons aber auch einige Neigung zum Handel bewiesen. Nach der Zerstreuung der Juden durch die Römer blieb ihnen kein anderer Erwerbszweig als der „Menschenhandel": da im westlichen Europa Landwirthschaft und Gewerbe sich damals in der traurigsten Lage befanden, Handel und Industrie aber ausschließlich von den Eingeborenen betrieben wurden, war den Ankömmlingen kein Spielraum zu einem andern ehrlichen Erwerbe gelassen; sie waren so zu sagen durch die Noth gezwungen, sich dem Sklavenhandel zu widmen. Um mit Kriegsgefangenen handeln zu können, folgten die Juden den römischen Heeren als Kaufleute, Roßkämme, Marketender u. s. w. Es ist sogar, meint Herr Maciejowski, möglich, daß sie sich schon in den ersten Anfängen der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt unter den Kaufleuten befunden haben, welche das römische Heer antraf in dem von ihm erstürmten, befestigten Schlosse des Königs der Sueven, das entweder im heutigen Mähren oder in Oberschlesien lag; daß sich dies aber später oft ereignet hat, wird, — wie Herr Maciejowski sagt, — kein Kenner der Geschichte bestreiten.

Tacitus, welchen das Geschick der Juden sehr interessirte, griff bis auf Moses zurück, und fand, als er den Ursachen des Hasses der Römer gegen die Juden nachforschte, daß eine der Hauptursachen desselben der beleidigte Stolz des weltbeherrschenden Roms gewesen sei. (Augebat iras quod soli Judaei non cessissent. Hist. V. 9.)

„Als die Völker der alten Welt dem Schwerte der Römer unterlegen, die Menschheit vom Aufgange bis zum Niedergange ihrem Winke gehorsam war, und nur die Germanen oder Slaven (Sueven) in Verbindung mit den Teutonen im Norden ihnen Widerstand entgegensetzten, erhoben sich auch die Juden gegen das Wolfsgeschlecht des Romulus und kämpften im südwestlichen Theile des heutigen Asiens gegen dasselbe" — sagt Maciejowski.

Die Masse des römischen Volkes, fährt der Verfasser fort, unterschied nicht zwischen Juden und Christen und so kam es, daß später im Mittelalter gegen die Juden dieselben Vorwürfe und Anklagen im Schwange blieben, welche die Römer gegen sie wie die Christen erhoben hatten.

Die römischen Juristen wußten sehr wohl, daß sich die Christen von den Juden unterschieden; sie verargten ihnen auch nicht ihre Anhänglichkeit an die Gesetze Moses, aber die Lage der Juden war nun einmal durch die nationale und religiöse Antipathie geschädigt und dies übte namentlich einen traurigen Einfluß auf das Loos derer aus, welche sich in Deutschland angesiedelt hatten.

Dies aber wurde die Veranlassung, daß sie nach Polen eilten, was wahrscheinlich schon im achten und neunten, gewiß aber im Anfange des zehnten Jahrhunderts (927) erfolgte, als dort Ziemomysł, der Vater des ersten christlichen Fürsten, Mieczislaus, regierte.

Die Lage der Juden in Polen war nicht nur eine gute, sondern bis zum 14. Jahrhundert eine glückliche. Erst von da ab bis zum 18. Jahrhundert wurden sie bedrückt, jedoch, nach ihrer

*) Żydzi w Polsce, na Rusi i Litwie. Ogłosił Wacław Aleksander Maciejowski. Warschau, gedruckt bei K. Kowalewski 1878.

**) Übersetzt von J. J. von Buß und Nawrocki. Stuttgart, 1835 bis 1839.

eigenen Behauptung, lange nicht in der Weise wie in andern Ländern, sie hatten in Polen ein zweites Palästina gefunden, und lebten lange in Überfluß und Behagen; erst später geriethen sie ins Elend.

Das jüdische Thema wurde bis zum 18. Jahrhundert von den polnischen Schriftstellern mit leidenschaftlichem Eifer behandelt, weil die Juden den Polen, Ruthenen und Litthauern viel Leid zugefügt haben. Später jedoch erörterten Männer welche zugleich ihr Vaterland und die Menschheit wahrhaft liebten, die jüdische Frage in besonnener Weise, und zu diesen gehört in erster Reihe der Verfasser des vorliegenden Buches. Dasselbe wird der auf Befehl des Kaisers eingesetzten Rabbinercommission, die einen Gesetzentwurf betreffend die Juden im Kaiserreiche ausarbeiten soll, gute Dienste thun. Das Werk ist quellenmäßig bearbeitet, frei von aller Leidenschaftlichkeit, und sein Verfasser hat deutsche mittelalterliche Quellen ebenso gern benutzt, wie er polnische Chronisten und Historiker zu Rathe gezogen hat.

Manchen deutschen Märchenschreibern, wie Kraushaar und Goldbaum, an die übrigens der letzte Abschnitt des Werkes namentlich adressirt ist, dürfte die Arbeit Maciejowski's nicht passen, denn sie stößt ihren Samuel Wahl, den angeblichen Eintagskönig von Polen, unbarmherzig vom Throne, auf den ihn die beiden genannten Schriftsteller gesetzt haben, doch werden ernste Forscher deshalb um so lieber nach Maciejowski greifen. Merkwürdig ist, daß die Juden in Polen, Ruthenien und Litthauen bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts eine wirklich civilisatorische Rolle gespielt, sich mit Handel (im edleren Sinne des Wortes), Handwerken und Ackerbau beschäftigt haben. Erst gegen 1540 wurden sie, theilweise durch eigene Schuld, in diesen Beschäftigungen beschränkt und jetzt wurden sie zu einer wahren Landesplage, da sie sich seitdem hauptsächlich mit dem Schankgewerbe und Wucher beschäftigt haben. Albin Kohn.

Ungarn.

Eine neue Übersetzung Petöfi'scher Gedichte.*)

In geschmackvoller, eleganter Ausstattung liegt uns die neueste Übertragung von einhundert und fünfzehn Petöfi'schen Gedichten, Friedrich Bodenstedt gewidmet und von Friedrich Bodenstedt**) und Maurus Jókai eingeleitet, vor. Die Auswahl ist inhaltlich recht wohl geeignet, von der Eigenthümlichkeit des genialen ungarischen Lyrikers ein Bild zu geben, denn sie erstreckt sich auf alle Gruppen seiner Liederdichtung, ohne allzuviel des minder Bedeutenden aufgenommen zu haben. Der Übersetzer, Ladislaus Neugebauer, ist der sechste, der eine Sammlung Petöfi'scher Gedichte in deutscher Gestalt veröffentlicht hat. Seine Vorgänger: Adolf Dux (1846), K. M. Kertbeny (1849), Friedr. Szarvady und Mor. Hartmann (1851), Theodor Opitz (1864) und Hugo von Meltzl (1867), haben das Ihrige gethan, um Petöfi's Namen und Dichtungen dem deutschen und überhaupt dem ausländischen Publikum bekannt zu machen; ihnen gebührt auch das Verdienst, die ersten Schwierigkeiten einer Verdeutschung Petöfi'scher Lieder beseitigt zu haben. Es ist diesen Übersetzern manches Lied vortrefflich gelungen, und hat auch Keiner unter ihnen dem Auslande den ganzen Petöfi, mit seiner reizenden Anmut und Liebenswürdigkeit, mit seiner ergreifenden Schwermut und seinem weltverachtenden Humor, in all seiner Schönheit gegeben, so trafen sie doch wiederholt ins Schwarze und haben Einzelnes in einer Form nachgebildet, die des Originals würdig ist. Es fragt sich, wie verhält sich Neugebauer zu seinen Vorgängern? und inwiefern bezeichnet seine Sammlung einen Fortschritt auf dem — auch von anderen Übersetzern in Anthologien und Zeitschriften — überaus emsig und fleißig bebauten Felde?

Bodenstedt stellt unserem Übersetzer in der Einleitung das beste Zeugniß aus. Diese Einleitung selbst ist übrigens einer der werthvollsten Bestandtheile des Heftes und verdient, in ihren wesentlichsten Theilen, auch dem weitesten Leserkreise zugänglich gemacht zu werden. Was der Dichter der Mirza-Schaffy-Lieder hier von Petöfi sagt, ist ebenso fein empfunden als schön ausgesprochen.

„Unter allen fremden Dichtern (so erklärt Bodenstedt), welche ich erst in reiferen Jahren kennen lernte, ist mir keiner so schnell ins Herz gesprungen wie Petöfi, obgleich diese Bekanntschaft nur durch Übersetzungen vermittelt wurde, welche das Fremdartige der Erscheinung noch steigerten, und zwar nicht selten in etwas herb anmuthender Weise.

„Doch wie man eine edle Gestalt an Gang und Haltung leicht erkennt trotz nicht ganz anschmiegsamer Gewandung, und wie ein schönes Auge auch durch einen dunklen Schleier strahlt, so erging es mir ähnlich mit der Petöfi'schen Muse in der Hülle, in welcher sie mir zuerst entgegentrat. Sie fesselte mich von vornherein durch die völlig sorglose Natürlichkeit ihrer Bewegungen, durch ihr ganz und gar eigenartiges Gesicht, in seinem wechselnden Ausdruck voll harmloser Schelmerei, tiefen Gefühls, sprudelnden Übermuts, flammender Leidenschaft.

„Oder, um meine ersten Eindrücke durch ein anderes Bild zu veranschaulichen: die Gedichte kommen mir in der Übersetzung vor wie eine fremdartig schöne Landschaft in der Morgendämmerung, welche Einzelnes schon deutlich und in günstiger Beleuchtung hervortreten läßt, während Nebelschleier noch ringsumher hängen. Vor meinem inneren Auge fielen die Nebel bald, oder zeigten sich so durchsichtig, daß sie mich nicht hinderten, schnell in Petöfi's poetischer Welt heimisch zu werden.

„Man pflegt zu sagen: die Welt sieht uns an, wie wir sie ansehen, und in der Regel mag das zutreffen; allein ein echter Dichter zwingt uns durch Zaubergewalt, die Welt so anzusehen, wie sie sich in seinen Augen und Werken abspiegelt, wo wir dann eine ganz neue Welt zu sehen glauben, weil uns Altbekanntes in überraschend neuer Beleuchtung erscheint. Und Alexander Petöfi war ein echter Dichter, der Allem, was er berührte höhere Bedeutung zu geben wußte. Sein ganzes, leider so kurzes Leben war ein poetisches Ein- und Ausathmen, und er führt uns auf seinem abenteuerlichen Entwickelungsgange oft in Regionen, welche die Muse sonst zu betreten scheut: aber in seiner Gesellschaft darf sie Alles wagen, mit ihm bis an die äußersten Grenzen des poetisch Erlaubten gehen. Ein Sohn des Volkes, mit Vorliebe in dessen buntesten Kreisen sich bewegend und des Volkes beredtester poetischer Dolmetsch, war er doch mehr als ein bloßer Volksdichter, denn er hat Lieder geschaffen, die denen der größten Lyriker aller Völker ebenbürtig sind und ihm deshalb neben diesen einen Ehrenplatz in der Weltliteratur sichern . . . .“

Nach diesen treffenden Bemerkungen kommt Bodenstedt zum Schlusse auch auf die Übersetzung zu sprechen, welche er bevorwortet.

„Ungarn ist reich an poetischen und musikalischen Talenten (sagt er). Diese brechen sich leichter Bahn als jene, denn die Musik ist all-

*) Gedichte von Alexander Petöfi. Aus dem Ungarischen von Ladislaus Neugebauer. Leipzig, O. Wigand, 1878. XVI und 270 S.

**) Bodenstedt hat auch die im Jahre 1857 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene Kertbeny'sche Übersetzung von Alexander Petöfi's „Dichtungen“ mit einigen einleitenden Worten versehen.

gemein verständlich, die Dichtung zunächst und ganz nur dem Volke, welches des Dichters Sprache redet. Übersetzungen sind immer nur ein Nothbehelf, und besonders geht dadurch bei lyrischen Gedichten viel von der melodischen Eigenart, vom Duft und Schmelz des Originals verloren. Doch hat Petöfi das Glück gehabt, immer liebevoll für ihn begeisterte Übersetzer unter seinen deutschredenden Landsleuten zu finden. Diese neueste Übersetzung scheint mir wesentliche Vorzüge vor den früheren zu haben; sie enthält viele Lieder, welche so voll und rein ausklingen, als ob Petöfi sie selbst in deutscher Sprache gedichtet hätte."

Dies reiche Lob bedarf einer wesentlichen Einschränkung. Daß Neugebauers Übersetzung gegenüber den Arbeiten seiner Vorgänger wesentliche Vorzüge aufweise, daß er den echten und ganzen Petöfi echt und ganz wiedergegeben, — das kann leider nicht zugestanden werden, so sehr das letztere seine Pflicht gewesen wäre, und das erstere eigentlich selbstverständlich ist. Mit seiner letzteren Behauptung ging übrigens Bodenstedt schon deshalb zu weit, weil er, als des Ungarischen unkundig, überhaupt nicht in der Lage ist, über das Verhältniß der Übersetzung zum Original ein abschließendes Urtheil zu fällen.

Neugebauer geht über seine Vorgänger nicht hinaus, seine Übersetzung bedeutet keinen Fortschritt auf dem Gebiete der Petöfi-Literatur, ja, er hat vielfach seine Vorgänger Dux, Kertbeny und Meltzl nicht einmal erreicht, geschweige überflügelt.*) Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß ihm Einzelnes nicht gelungen wäre, daß er bald hier bald dort den Ton oder die Wendung oder den Reim nicht besser getroffen hätte, als seine Vorgänger. Aber dies geschieht nur stellenweise, und anderwärts erscheint er wieder im Nachtheile gegen jene. Daß er der ungarischen Sprache nicht vollständig mächtig ist, hat ihn nur hier und da das Original mißverstehen lassen; daß er aber die deutsche Sprache nicht vollständig beherrscht und des deutschen Verses nicht besser Herr ist, ließ ihn beinahe in jedem Liede mehr oder minder, zuweilen in geradezu verletzender Weise, straucheln.

Auch Neugebauers, wie aller Petöfi-Übersetzer, Hauptfehler sind: einmal der falsch verstandene Begriff der Treue der Übertragung, — dann die Unfähigkeit, Inhalt und Form stets in vollen Einklang zu setzen, — endlich die überaus mangelhafte, theilweise geradezu unerträgliche Behandlung der Sprache und der Form. Einige Beispiele werden wohl genügen, das Gesagte zu erläutern. In einem herzigen Liede Petöfi's heißt es, er sei in die Küche gegangen, um seine Pfeife anzustecken, welche doch brannte, — in Wahrheit, weil ihn die Köchin in die Küche lockte; — das Lied schließt mit dem treffenden Gegensatze, daß seine brennende Pfeife verlöscht, sein Herz dagegen erglüht sei, — bei Neugebauer:

> Pfeifenglut ist schlafen gangen,
> Schlafend Herz hat Glut gefangen.

Das ist ungarisch gesprochen, mit deutschen Worten, — denn der Gegensatz vom „Schlafen gehen" und „Glut fangen" existirt im Deutschen nicht. Und wie unerträglich ist der Mangel des Artikels in beiden Versen, ebenso kurz vorher: „Mädchen hat mich angesehen." Das wiederholte „Pfeifchen", und anderwärts „Mündchen, Küßchen, Liebchen" und weitere Diminutive sind ebenfalls unpetöfisch, nicht minder die wiederholte Nachstellung des besitzanzeigenden Fürworts (Liebchen mein), die Verstümmlung des unbestimmten Artikels ('ner, 'ne, 'nes) und des Pronomens der dritten Person ('s), endlich die Apokope aller möglichen und unmöglichen Vocale und Endungen. Eine gewisse Freiheit im Gebrauche aller dieser Formen wird man dem Dichter und noch mehr dem Übersetzer nicht ganz entziehen können; aber in dem Übermaße gebraucht, wie wir dies bei Neugebauer finden, verleihen diese theilweise recht geschmacklosen Lizenzen den übersetzten Dichtungen einen ganz falschen Charakter. Es kann hier nicht mehr die Rede davon sein, daß der eigenartige Charakter, der Ton und die Stimmung, der Geist und die Färbung des Originals wiedergegeben sei, da das unstreitig geniale und liebenswürdige Original bei einer solchen Behandlung theilweise geradezu ungenießbar wird. Nehmen wir zu diesen übertrieben verwendeten Lizenzen das Bestreben, nicht die Worte, sondern die Wörter des Originals wiederzugeben, so verstehen wir jene Fülle unschöner, unverständlicher Stellen, an denen die Übertragung so reich ist. Hier nur einige Beispiele aus den verschiedensten Theilen der Sammlung:

> Durch das Dorf entlang —
> Spielt was Trauriges, ihr Leute —
> Und jetzt lebt sie mit wem Andern — (S. 10.)
> Da hockten sie sich nieder — (S. 9.)
> Auf dem Esel trabt der Hirt,
> Füße bis zur Erde,
> Groß der Bursche, größer doch
> Seine Herzbeschwerde (— ohne Prädikat).

Der Hirt eilt zur sterbenden Liebsten und findet sie schon todt. Da fragt der Dichter:

> Was in seiner Bitterniß,
> Blieb dem armen Thoren? (S. 7.)

Das soll heißen, nach dem Original: was blieb ihm zu thun übrig? was sollte oder wollte er thun?

> Dort das Seil die Fähre hütet,
> Starres Dunkel in ihr brütet —
> Schrill der Bursche Jauchzer schwirren,
> Daß die Fenster nur so klirren — (S. 5.)
> Liebe, Liebe, ach, die Liebe
> Ist 'ne Grube, tief und trübe;
> (!) Fiel hinein und bin gefangen,
> Hör'n und Seh'n ist mir vergangen.
> Vaters Schafe mir zur Seite, (ohne Prädikat)
> Hör' ich doch nicht ihr Geläute —
> Voll gab meine gute Mutter
> Mir den Sack mit Brod und Butter;
> Richtig ließ ich's in den Garben — (was?)
> Theure Eltern, laßt Euch sagen,
> Mir jetzt gar nichts aufzutragen —

welche entsetzliche Satzbildung! Ohne das Original ist die Stelle gar nicht zu verstehen! Und diese Beispiele stammen wieder alle aus einem kleinen Liede von vier Strophen, S. 35.

Nun noch eine Reihe von Beispielen, ohne ausführlicheren Commentar:

> S. 46. Schmuck ist er, den ich erkoren,
> Auf dem Sattel wie geboren —(welche Wortstellung!)
> Oft kommt er zu mir herüber,
> Jetzt auch sprengt daher mein Lieber — wie prosaisch!
> S. 68. Doch gleichet mir die Himmelswolke
> In andern Dingen auch, zumal:
> Auch ihr wie meinem Aug' zu eigen,
> Die Thräne und der Blitze Strahl — und das Prädikat?
> S. 135. Klag' hab' ich gen Euch zu führen —
> S. 145. Allein, was thut's! setz' vor mir (!!) nur dein Brod —
> S. 152. Zwanzig Jahr . . . wie fliehn der Stunden Reih'n —
> S. 164. Ich sehne mich zu lieben schon aufs Neu —

*) Zu derselben Ansicht gelangt auch Professor Dr. G. Heinrich in seiner eingehenden Besprechung des Neugebauer'schen Petöfi im ersten Hefte des II. Bandes der „Literarischen Berichte aus Ungarn."

S. 168. Doch nur dann, wenns Liebchen ein
Goldenfischlein wäre,
Munter plätschern wollt' in meiner
Silberfluten Kläre (! = Klarheit!).
S. 172. Kahles Feld ist's, wo mein Pfad sich zieht,
Daß man nirgends rings ein Blümchen sieht —
S. 180. Einsam meines Wegs ich gehe,
Dich mein Lieb nicht in der Nähe — (ohne Prädikat)
Trag mich fort, drück' an dein Herz mich an! . . .
Sage mir's doch zu Gefallen,
Liebchen, was bist du von Allen? —
S. 186. Nicht die Welt ist eine Woch',
Die zerstück' ich stückweis noch. — U. s. w. u. s. w.

Genug der Belege! Hier ist ja ein Beispiel ebenso klar wie hunderte. Und wie leicht ließe sich die Zahl dieser Beispiele auf hunderte vermehren!

Also Neugebauer's Petöfi-Übertragung weist keinen Fortschritt auf; sie bewegt sich ganz innerhalb der Grenzen und Schranken der bisherigen Versuche und wird dem Dichter zu den bisherigen kaum neue Freunde gewinnen. Auch ist Neugebauer nicht nur Petöfi's Genius nicht wahlverwandt, er scheint überhaupt über eine nur geringe poetische Begabung zu verfügen Wie wäre es sonst denkbar, daß er die Stimmung des Originals nur selten trifft? daß oft das im Original echtpoetisch wirkende Lied in der deutschen Gestalt leeres Reimgeklingel scheint, — dasselbe Lied, das bei Kertbeny oder Meltzl seine Wirkung nicht verfehlt? daß der Übersetzer Wendungen und Wortstellungen gebraucht, denen der Charakter ordinärster Prosa dergestalt anklebt, daß selbst der Schimmer einer dichterischen Wirkung nicht aufkommen kann? So z. B., außer den obigen Belegen: Petöfi schildert die Mädchen, deren Macht wir nicht zu entrinnen vermögen. Der Schluß ist ein Ausruf vollster Rathlosigkeit. Neugebauer übersetzt:

Was ist man zu thun im Stande? (S. 44).

Da läßt sich allerdings nichts thun! Oder: Eines der schönsten Gedichte Petöfi's, „Die Theiß", schließt pathetisch und hinreißend mit einem gewaltigen Bilde, daß sich bei unserem Übersetzer folgendermaßen ausnimmt:

Gleich 'nen (!) Irren, der die Kette sprenget,
Sah die Theiß ich in die Fluren dringen,
Brüllend, tosend ihren Damm durchreißen,
Als ob wollte sie die Welt verschlingen! (S. 75).

Mit einer solchen Pointe wird auch das herrlichste Gedicht lächerlich. — Oder man beachte folgendes Bild (von dem natürlich Petöfi nichts weiß):

Jedes neue Glas, deß Gluthen
Ueber meine Kehle fluthen — (S. 92). U. s. w. u. s. w.

Der echte und rechte Übersetzer Petöfi's muß erst geboren werden, — möge er zum Ruhme des großen ungarischen Lyrikers zum Ruhme deutscher Übersetzerkunst nicht allzulange auf sich warten lassen!

Mancherlei.

Theodor Benfey. Wir entnehmen Trübner's Record folgende Mittheilung über einen deutschen Gelehrten: „In unserer Zeit, wo Schriften, welche auf Sensation und Popularität berechnet sind, für wahre Wissenschaft gelten, und wo die Förderung von Literatur und Wissenschaft so häufig einem Jagen nach persönlichem Einfluß und weltlichem Gewinn zum Deckmantel dient, wirkt es erquicklich die literarische Thätigkeit eines Gelehrten zu überschauen, der in einem Leben gründlicher und uneigennütziger Arbeit mehr als einem Zweige orientalischer Forschung seinen Stempel aufgedrückt hat, und von allen Seiten als derjenige anerkannt wird, welcher die erste Stelle einnimmt als Kenner der Veden- und Sanskritgrammatiker. Professor Benfey, welcher den Doctorgrad in Göttingen in einem Alter erhielt, in dem junge Leute gewöhnlich von der Schule zur Universität abgehen, zeigte bald eine entschiedenere Vorliebe für linguistische Studien als für das Studium der klassischen Literatur, worin er schon angefangen hatte sich auszuzeichnen. Er selbst wäre wohl der Letzte, für einige seiner früheren Werke (Über die Monatsnamen einiger alten Völker, 1836. — Griechische Grammatik. — Über das Verhältniß der egyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm, 1844. — Die persischen Keilinschriften mit Übersetzung und Glossen, 1847.) jetzt noch dieselbe Autorität zu beanspruchen, welche sie vor vierzig Jahren in hervorragendem Grade besaßen, während sein lichtvolles und umfassendes Werk über Indien dem Hauptinhalt nach noch nicht in Schatten gestellt ist. Durch seine Forschungen über die alte Sagenliteratur Indiens und anderer Länder des Orients und Occidents (Pantschatantra, Vol. I., 1859), welche als ein Nationalmonument füglich nur mit der „deutschen Mythologie" der Brüder Grimm verglichen werden können, legte er die feste Grundlage für eine Wissenschaft, welche jetzt viele Jünger zählt, und für deren Pflege vor kurzem eine besondere Gesellschaft in London gegründet ward.

Viele andere Arbeiten seiner Feder, die meist in den Abhandlungen gelehrter Gesellschaften oder in wenig zugänglichen Zeitschriften versteckt sind, bezeugen einen Umfang der Forschung, wie er selten von anderen Forschern auf diesem Gebiet bewältigt worden ist. Von demselben gehaltreichen Werth sind seine zahlreichen Essays über Gegenstände, die mit vergleichender Grammatik und Mythologie zusammenhängen, ja mit beinah jedem Zweig der Sanskritliteratur. Doch sein Name wird am längsten im Gedächtniß bleiben durch seine Werke über die Veden und über Sanskritgrammatik. Seine Edition des Samaveda (mit Einleitung, Übersetzung, Glossen und kritischem Apparat) erschien 1848. Wir mögen hier auch sein Sanskrit-Englisches Wörterbuch (1866) erwähnen, welches Hunderten von Sanskrit Lernenden hier in England wie im Ausland Hülfe und Gefährte war. Eine Grammatik der Vedischen Sprachen endlich, mit der er seit mehreren Jahren beschäftigt ist, wird wahrscheinlich das Werk sein, das seine literarische Laufbahn krönen wird (the crowning work of his literary career). Professor Benfey hat mit der Selbstlosigkeit eines wahrhaften Gelehrten der Pflege orientalischer Philologie und Literatur die harte Arbeit eines Lebens gewidmet, zufrieden mit der dankbaren Anerkennung seiner Verdienste von Seiten seiner Mitarbeiter und der literarischen Welt." Nun folgt das Verzeichniß der Hauptwerke, das wir hier übergehen. — Veranlassung zu diesem Artikel gab das in den October dieses Jahres fallende Doctorjubiläum des betreffenden Gelehrten.

Publisher's Weekly erwähnt unter den neu in Amerika erschienenen Büchern: Memorial and Biographical Sketches von James Freeman Clarke; Watch and Ward von Henry James jr., The Native Flowers and Ferns of the United States (die beiden ersten Theile) mit erklärendem Text zu den Chromolithographien, von Prof. Thomas Meehan; Visions: a Study of False Sights, hinterlassenes Manuskript von Dr. E. H. Clarke; bei Harper (New-York) erscheint eine Library of American Fiction, per Band zu 50 bis 75 Cents; House Drainage and Water Service in Cities,

Villages, and Rural Neighbourhoods von James E. Bayles, von dem competenten Verfasser für das große Publikum bestimmt; der neueste Band der Sammlung Choice Autobiographies, Memoirs of Jean François Marmontel mit Einleitung herausgegeben von W. D. Howells; Modern Dwellings in Town and Country von H. Hudson Holly; Landlords and Tenants von Charles W. Sloane, beschäftigt sich vorwiegend mit Pachtverhältnissen und -Rechten; The Art of Sketching from Nature von Thomas Rowbotham; The Cincinnati Organ, von George Ward Nichols, dem Präsidenten der Gesellschaft, welche diese große Orgel baute, herausgegeben.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Italienisch.

Azeglio, Massimo: Lettere a Carlo di Persano nel decorso di diciannove anni. 16°. Turin. l. 4.

Bencivenni, Ildebr.: Rita, memorie di una donna. 16°. Turin. l. 4.

Bersezio, Vittorio: Corruttela. 16°. Mailand. l. 3. 50.

Bettoli, Parmenio: Terremoto, storia del secolo XVI. 16°. Mailand. l. 4.

Bocci, Donato: Moralità e ricreazione, ossia novelle, cronache, leggende, tradizioni e commediole spigolate nei campi della letteratura straniera. 8°. Turin. l. 4.

Boissonnas, B.: Una famiglia durante la guerra 1870—71, illustrata con 26 incisioni. Mailand. l. 2. 80.

Bosio, Ferdinando: Ricordi personali. Mailand. l. 3.

Caruso, G. B.: Storia di Sicilia, pubblicata con la continuazione fino al presente secolo per cura di Gioacchino Di Marzo, vol. 4. Palermo. l. 55.

Casali, Oswaldo: Corso di fisica medica, pubblicate 3 dispense, con 33 tavole. Turin. l. 12.

Chiminelli, Luigi: Annuario-manuale delle acque minerali, dei bagni ed ospizi marini, dell' idroterapia e della climatologia in Italia, anno I, 1876—1878, legato alla bodon. Verona. l. 4.

Cittadella, Giovanni: L'Italia nelle sue discordie, vol. 2. Verona. l. 8.

Corbelli, Paolo: Dizionario di floricoltura ossia catalogo alfabetico, descrittivo, illustrato, della magior parte delle piante di giardinaggio, non che degli arbusti ed alberi ornamentali per parchi e pubbliche passeggiate. vol. 2. Reggio-Emilia. l. 45.

Fanfani, Pietro: Prima centuria di proverbi e motti italiani d'origine greca e latina. Florenz. l. 1.

Fato, Antonio: Manuale del chimico, clinico, illustrato. Verona. l. 9.

Fausto: Il Re Vittorio Emanuele nella sua vita intima. Rom. l. 2.

Folchetto: Guida pratica di Parigi, con la pianta del palazzo del esposizione del 1878. Mailand. l. 3.

Graf, Arturo: Studii drammatici. Turin. l. 4.

Guerzoni, Giuseppe: Il primo rinascimento. Padua. l. 3.

Lampertico, Fedele: Il commercio. Mailand. l. 3.

Loria, Leonardo: Lezioni sulle strade ferrate, date nel R. Istituto tecnico di Milano, testo ed atlanto. Mailand. l. 30.

Massari, Giuseppe: La vita ed il regno di Vittorio Emanuele II di Savoia, primo re d' Italia, vol. 2. Mailand. l. 7. 50.

Monselise, G.: La chimica moderna, sue dottrine ed ipotes., vol. primo. Verona. l. 5.

Passano Giambattista: I novellieri italiani in prosa, 2a edizione migliorata e notevolmente accrescinta. vol. 2. Turin. l. 24.

Pompei, Antonio: Studi intorno all anfiteatro di Verona, proceduti da un saggio sugli spettacoli degli antichi. 4°. Verona. l. 12.

Sacchi, Archimede: Architettura pratica, l'economia del fabbricare, stime di previsioni e di confronto, analisi di prezzi di produzione, appalti, condotta e direzione dei lavori, con oltre 400 figure intercalate nel testo, vol 2. Mailand. l. 25.

Saldini, Cesare: Manuale per la costruzione dei molini da grano. Mailand. l. 16.

Savarese, Giacomo: Le dottrine politiche del secolo XIX e l'ordine naturale delle società civili. Neapel. l. 4.

Silvestrini, Giuseppe: Diagnosi delle malattie cerebrali, studio semiologico chimico, legato alla bodoniana. vol. 2. Verona. l. 6.

Varvaro, Pojero F.: Una corsa nel nuovo mondo. vol. 2. Mailand. l. 6.

Vitale, F. G. Jacopo: Primavera, versi. Turin. l. 2. 50.

Zanella, Giac.: Nuove poesie. Venedig. l. 3.

II. Französisch.

Bancel, F. D.: Histoire des Révolutions de l'esprit français de la langue et de la littérature française au Moyen-âge (Ouvrage posthume). Paris, Claudin. 9 fr.

Desjardins, Traité de Droit commercial maritime. T. I. Paris, Durand & Pedone-Lauriel. 7 fr.

Fleuriot, Zénaide: Aventures d'un Rural. 2 vols. Paris, Lecoffre, Fils & Cie. 4 fr.

Gauthier, Théophile: Fortunio. Paris, Charpentier. 4 fr.

Haller, Gustave: Le Clou au couvent — Aimez vous. — Paris, Calman Lévy. 6 fr.

Journal d'un Bourgeois de Gisors (1588—1617) publié par Le Charpentier et Fitan. Paris, Ducher & Cie. fr. 8.

Lacretelle, Henri de: Lamartine et ses amis (souvenirs intimes). Paris. M. Dreyfous. 3 fr.

Lavoix Fils, H.: Histoire de l'Instrumentation depuis le seizième siècle jusqu'à nos jours. 8 fr.

Meray, Antony La Vie au temps des libres prêcheurs ou les devanciers de Luther et de Rabelais. Croyances, usages et moeurs intimes de XIVe, XVe et XVIe Siècles. Seconde édition entièrement refondue et considérablement augmentée. 2 vols. Paris, Claudin. 16 fr.

Thoinan, Ern.: Un Bisaïeul de Molière. Recherches sur les mazuel musiciens des XVIe et XVIIe siècles, alliés de la famille poquelin. Paris, Claudin. 4 fr.

Ulbach, Louis: Monsieur Paupe. Paris, Calman Lévy. 3 fr. 50.

III. Englisch.

Adams, W. H. D.: English Party Leaders and English Parties, from Walpole to Peel. 2 vols. London, Tinsley. 30 s.

De Vere, A.: Proteus and Amadeus; a Correspondence. London, Kegan. 5 s.

Kurz, S.: Forest Flora of British Burma. 2 vols. London, W. H. Allen. 30 s.

Moffatt, R. S.: Principles of a Time Policy, being an Exposition of a Method of Settling Disputes between Employers and Labourers in regard to Time and Wages by a Simple Process of Mercantile Barter, without recourse to Strikes or Lock-Outs; reprinted from „the Economy of Consumption". London, Kegan. 3 s. 6 d.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Hofmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gosmann) in Berlin SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W. Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 31. August 1878. [№ 35.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Ratzel: Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Schon seit Jahren machte sich der Mangel eines den Forderungen der Zeit entsprechenden, umfassenden Werkes über die nordamerikanische Union recht fühlbar. So werthvoll auch Wappäus' „Handbuch über Geographie und Statistik von Nordamerika", sowie Karl Andree's gediegenes, aber minder eingehendes „Nordamerika" waren, so sind sie beide doch schon bedenklich veraltet. Mit um so größerem Interesse lasen wir in den Jahren 1873 bis 1875 die lebensvollen Berichte, welche Dr. Friedrich Ratzel über einzelne Theile Nordamerika's für die „Kölnische Zeitung" schrieb; sie riefen die Hoffnung in uns wach, der mit einer vorzüglichen Feder ausgestattete Gelehrte möchte das von ihm bereiste Feld in ausgedehntestem Maße studiren und uns mit einem die Ansprüche der Gegenwart befriedigenden Werke über die betreffenden Länder beschenken.

Und da liegt nun in der That ein starker Band, von 650 Seiten mit zwölf Holzschnitten, fünf Karten und drei Tabellen in glänzendster Ausstattung vor uns: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika" von Dr. Friedr. Ratzel, Prof. der Erdkunde an der technischen Hochschule zu München; I. Band: „Physikalische Geographie und Naturcharakter".*) Die Vereinigten Staaten mit ihren nahezu zehn Millionen Qu.-Kilometern, ihren fünfund vierzig Millionen Einwohnern, ihrem Handelsverkehr von vier Milliarden, ihren Eisenbahnen von 120,000 Kilometern, ihrem Telegraphen- und Dampferliniennetz, ihren Häfen und Großstädten; ihrem Rassen- und Völkergemisch, welches Staats- und Gesellschaftsformen erzeugt, die wir in der Alten Welt nicht kennen, ihrer Verpflanzung altweltlicher Culturproducte in den jungen Boden, der bald zur Versuchsstation aller hohen und niederen Erfindungen des Menschengeistes geworden scheint; mit ihrem gährenden, nervösen Volk, welches dem Ethnographen das niegesehene Schauspiel eines aus bekannten Elementen zu einem vorher unbekannten Typus erwachsenden Volkes bietet; die Vereinigten Staaten, der größte Freistaat der Neuzeit, der binnen einem Jahrhundert zu einer achtunggebietenden Weltmacht angewachsen ist — das ist das großartige Thema, welches zu bearbeiten Professor Ratzel sich vorgenommen hat und welches in der Hälfte seiner Ausführung nun dem Publikum vorliegt.

*) München, 1878. R. Oldenbourg.

Der erste Band „Physikalische Geographie und Naturcharakter" zerfällt in zwei Theile, den allgemeinen und den schildernden. Diese Scheidung des Stoffes scheint uns eine überaus glückliche Wahl in der Form der Behandlung eines überreichen Materials welches hier zu einem klaren, übersichtlichen Bau gefügt wurde, und wir können diese Verschmelzung des wissenschaftlichen Handbuches mit der Schilderung von Land und Leuten zu einer hochinteressanten Lectüre und zu einem für Jedermann werthvollen Nachschlagebuch — ein ausgezeichnet sorgfältiges Register befindet sich am Schluß des Bandes — nur als eine sehr gelungene bezeichnen. Der allgemeine Theil, welchen wissenschaftliche Tiefe und große Verständlichkeit über die weitaus meisten derartigen Literaturproducte erhebt, geht von der Grundlage der natürlichen Umrisse, der Ausdehnung und der politischen Begrenzung der Vereinigten Staaten aus, um im zweiten und dritten Abschnitt den geologischen Aufbau und die Orographie — Urgesteine, Paläozoische, Mesozoische, Tertiäre Formationen, Alluvialbildungen, Vulkanische Gesteine, die geologische Entwickelung des Continents, die Alleghanies, die Cordilleren, die Ebenen und Hügelländer des Inneren — zu besprechen. Das vierte Capitel macht uns mit den Strömen, Flüssen und Seen, das fünfte mit den klimatischen Verhältnissen, atmosphärischen Erscheinungen, Gezeiten und Strömungen vertraut und das sechste und siebente verschafft uns einen allgemeinen Überblick der Pflanzen- und Thierwelt. — In größeren Lettern gedruckt gehen in allen diesen Abschnitten den feiner gedruckten, ausführlichen Detailschilderungen allgemeinere Auseinandersetzungen voraus, eine Form der Darstellung, welche die Übersichtlichkeit des Ganzen ungemein befördert.

Der zweite Haupttheil, welchen wir, zu obiger kürzeren Erwähnung des ersten durch Raumbeschränkung gezwungen, eingehendere Beachtung — und bei dem Reichthum des Materials auch nur in einzelnen Capiteln — schenken wollen, stellt uns die charakteristischen Landschaftsformen der Vereinigten Staaten vor, theils von fremden Autoren entnommen, zum weitaus größten Theil aus eigener Beobachtung geschöpft und aus den Jahrgängen 1873 bis 1875 der „Kölnischen Zeitung", in deren Auftrag der Verfasser die Vereinigten Staaten bereiste, abgedruckt. Hier hat der gelehrte Autor einen selten klaren Blick für das Allgemeine und die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Landschaft bewiesen, wie er eben nur einer umfassenden naturwissenschaftlichen und kosmischen Kenntniß entspringen kann. In edel-einfacher Sprache werden uns hier dreißig Bilder aus der Natur der großen, amerikanischen Staatenunion entrollt, welche zu dem Schönsten und Vollkommensten zu zählen sind, was unsere Literatur auf dem Gebiete des Naturgemäldes aufzuweisen hat.

Der erste Abschnitt, nach Fenimore Coopers „American and European Scenerie compared (The Home Book of the Picturesque 1852)" vergleicht die amerikanische Landschaft in großen Zügen mit der europäischen, und wahrlich kaum zum Nachtheil der Ersteren. „Wir gestehen, sagt Cooper, einer der feinsten Beobachter und Naturmaler, Europa die größte landschaftliche Schönheit in seinen Alpen, Apenninen und Pyrenäen, in seinen Werken von Menschenhand, in allen jenen Wirkungen zu, die von Zeit und Arbeit

abhängen, in dem Hauch von Reife, der über alle seine Scenerien gebreitet ist, aber für Amerika wahren wir die Frische einer viel versprechenden Jugend, und einer Art gesunder, natürlicher Heiterkeit." Und in ähnlichem Sinne citirt der Verfasser den vielgereisten und vielbekannten Bayard Taylor, welcher in „At Home and Abroad" von den neuengländischen Bergen sagt: „Worin steht diese Scenerie hinter dem Schottischen Hochland, dem Jura oder den Voralpen zurück? In nichts; sie ist eher noch schöner. Es ist wahr, daß sie des magischen Reizes der alten Gedanken-Associationen ermangelt, aber dieser Mangel, wenn es einer ist, vergißt sich bald. Der Hauptunterschied ist einer, der in allen amerikanischen Scenerien wiederkehrt. Eine jungfräuliche Natur hat einen Reiz, der nur ihr gehört, und ebenso hat auch wieder die unterworfene, civilisirte, polirte Natur, die ganz Wohnstätte des Menschen geworden ist, ihre eigene Schönheit, wogegen sie allerdings in jenem Übergangszustand, in welchem sie das eine nicht mehr und das andere noch nicht ist, einen sehr unbefriedigenden Eindruck hinterläßt."

Auch aus dem zweiten Abschnitt über den Wald und Urwald in den nordöstlichen Staaten können wir uns nicht versagen einen Theil aus der Feder Ratzels wiederzugeben. „Natürlich ist nicht aller Wald hier unberührter, jungfräulicher Urwald; aber auch da, wo der Wald sich in seiner ursprünglichen Natur erhalten hat, ist er der ächte Urwald, kein undurchdringliches Dickicht, wie es der tropische, an hohen Kräutern und Schlingpflanzen reiche ist. Er ist kaum dichter, als unsere Gebirgswälder, aber er ist eine ungestörte, nach eigenen Gesetzen entwickelte, nach eigenen sich erhaltende Erscheinung. Darin wurzelt sein Eigenthümliches, daß Menschenhände nur tastend und mit verschwindender Wirkung in ihn eingreifen. Er gestaltet sich, wie er muß. Was Großes im Wachsthum eines Waldes entstehen kann, wird da hervorgebracht. Man sieht sehr oft, ja fast jeden Schritt junge Bäume, die aus dem Moder erstorbener, umgestürzter Bäume, meist ihrer Artgenossen, emporwachsen, wohl gar aus einer Spalte in der vor Fäulniß mehr als das Holz bewahrten Rinde, oder man sieht hart neben einander stehend große, mittlere und kleine, erst keimende Bäume einer Art und rings um sie liegen gestürzte Stämme in allen Stadien der Verwesung — das sind die ächten Urwaldscenen. In unseren regelrechten Wäldern stehen meist Bäume Eines Alters beisammen, hier reicht Anfang und Ende sich die Hand und lückenlos fügen sich die Erscheinungen vom Keimen bis zum Erdewerden in Ein Bild. Und nicht bloß alte Stämme liegen am Boden, sondern vielmehr mittlere und sehr junge, und wenn tausend Keime, die da zum Lichte streben, einen unbeschränkten Reichthum, eine unerschöpfliche Möglichkeit des Werdens aussprechen, sagen diese vom harten Kampfe, den Alles, was werden will, bestehen muß, vom Kampfe, der sichtlich unendlich mehr vor der Zeit zum Falle bringt, als er siegen läßt. Was erst werden will und was schon gewesen ist, nimmt den größten Raum ein, denn der Ruhepunkt der Vollendung ist nur ein kleines Stückchen im Scheitel der langen Wellen, die zwischen Entstehen und Vergehen auf- und abwogen".

In wunderbarer Zartheit und Tiefe der Farbentöne tritt uns im dritten Abschnitt „die Herbstfärbung nordamerikanischer Wälder" entgegen. Nicht wie jene des europäischen Waldes schwankt sie nur zwischen gelben und braunen Nüancen, sondern das Herbstkleid des amerikanischen Waldes erscheint in allen Abstufungen von Gelb, von der Citronenfarbe bis zum tiefsten Gold- und Rothgelb, in mannigfaltigem Roth, Violett, Purpur und herrlichem, sattem Braun mit purpurnem, tiefem Schimmer, und diese Pracht dauert vom Spätsommer bis in die letzte Hälfte des Octobers, bis alle Farben sich entfaltet haben. — Nicht minder anziehend und in plastischen Zügen entwirft der Verfasser im fünften Capitel ein Gemälde der „Gebirgsnatur in den Nord-Alleghanies" und zwar in Form einer Reiseschilderung durch diesen wunderbar schönen Theil des Landes mit seinen waldumgürteten Seen, um im nächsten Abschnitt an der Hand Bayard Taylors, W. Flaggs und D. Thereau's ein Panorama Neu-Englands zwischen dem vorerwähnten Gebirge und dem Meere von Maine bis Rhode Island, jenes flachhügeligen Granitgebietes, welches in polirten Felsen, in Triftschutt und eingestauten Tümpeln und Seen Spuren alter Eiswirkung in großer Fülle zeigt, zu entrollen.

Bald darauf treten wir an die Schwelle der Tropennatur in einem Bilde des allgemeinen Naturcharakters des sumpfreichen, üppigen Südens und finden Ähnliches, „Tropische Anklänge" im zwölften Abschnitt, wo uns einzelne Pflanzenformen der Vereinigten Staaten, die Palmenarten, Juccen, bambusartige Riesengräser, die oft die Bäume wie in einem Schleier verhüllende Tillandsia und die Lianen in treffenden Zügen gezeichnet werden. — Im vierzehnten Capitel betrachten wir Flußscenerien von einem der großartigsten, aber auch großartigst einförmigen Ströme, dem Mississippi, dem Alabama und Ohio und im nächsten die fünf großen Seen, deren Natur uns der erste Entdecker derselben, P. Hennepin in seiner Nouv. decouverte d'un très grand pays (1697) durch die einfachen Worte: „Dieser See gleicht dem Meere, man sieht weder seinen Boden, noch seine Ufer" prosaisch genug, aber wahr geschildert.

Den Inhalt des folgenden Abschnittes bildet der Niagara, der wohl Bewunderung verdient, aber doch wenig den durch übertreibende, an Lüge gränzende Beschreibungen hervorgerufenen Ideen von Großartigkeit entspricht, welche wir mit dem wasserreichsten Katarakt der Erde verbinden. Fenimore Cooper sagt von dem weltberühmten Naturschauspiel: „Dieser Wasserfall hat einen entschiedenen Zug von Weichheit, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, der seine Großartigkeit in ganz eigenthümlicher Weise sänftigt. Wir entdecken, seitdem wir in die Geheimnisse dieses Schauspiels eindringen, einen anderen Charakter, als der ist, der sich zuerst an unsere Sinne drängte (in „Home Book of the Picturesque"). — Im zweiundzwanzigsten Capitel begleiten wir den Verfasser auf einer Reise durch das Felsengebirge, welches an Schönheit der Landschaft zwar schon wegen der vorwaltenden Dürre hinter den Alpen zurücksteht und dessen wilde, groteske Felsformen nur kaum mit großartigen Scenen aus unseren Hochgebirgen verglichen werden können. Doch ist nicht zu vergessen, daß der von der Pacificbahn durchschnittene Theil das Gebirge in seiner ärmsten, ja abschreckenden Ausbildung vor Augen führt. Da die Mehrzahl der Reisenden ohne Seitenausflüge durch's Land fährt, wird dieser Eindruck leicht verallgemeinert und man hört deshalb viel schiefe, oft unglaublich unterschätzende Urtheile.

Als eine der Perlen des Buches möchten wir den siebenundzwanzigsten Abschnitt bezeichnen: „Mt. Dana und Fernblick von der Sierra", in welchem des Verfassers Talent der Schilderung in ganz idealer Weise Ausdruck findet und uns die Natur des Schneegebirges in wunderbarer Vergeistigung vor das staunende Auge führt. —

Nur Weniges haben wir aus dem in dem Buche aufgehäuften, kolossalen Material hervorgehoben und auch das konnten wir nur zu kurz und flüchtig berühren; wir hoffen jedoch, genug gesagt zu haben, um jeden Freund einer feinen, wissenschaftlich

gründlichen Schilderung eines schönen Landes in dem Gewande einer formvollendet-künstlerischen, aber einfachen Sprache zur Lectüre dieser kostbaren Bereicherung unserer Literatur zu veranlassen. Selbstverständlich regt sich da in uns auch der Wunsch, daß der zweite Band dieses Werkes nicht zu lange auf sich warten lassen möge, welcher in ähnlichem Umfange, wie der vorliegende, und reich mit Karten und Tabellen ausgestattet, die natürlichen Culturbedingungen im Gebiet der Union, die einstige und jetzige Bevölkerung derselben nach ihrer ethnographischen und politischen Stellung, das Leben des Volkskörpers, die Entwickelung und die Einrichtung der wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse, das geistige Leben behandeln und mit einer auf die neuesten Quellen gestützten, eingehenden Beschreibung der einzelnen Staaten und Territorien, der Grafschaften und Städte schließen wird. Herman Soyaux.

Frankreich.

Costa de Beauregard: Ein Mann der Vorzeit.*)

Verwegener Weise, so meint der allzu bescheidene Verfasser, habe dieses Buch die Grenzen eines Kreises von Freunden überschritten. Mit nichten! es hat wohl daran gethan, und der beste Beweis dafür ist, daß es schon seine dritte Auflage erreicht hat. Kein Leser, der sich für die französische Revolution interessirt und Sinn hat für die Männer der Vergangenheit, für die „hommes d'autrefois" und ihre edle Biederkeit und Treue, kann dem Helden des Buches die ernstlichste Theilnahme versagen. Das Leben des Marquis Henry Costa de Beauregard, welches uns sein Urenkel mit frommer Ehrfurcht und rührender Liebe erzählt, ist ein im schönsten Sinne vornehmes, an hohen Beispielen reiches Leben, und wohl dazu geeignet, das heutige Geschlecht zu belehren und zu erheben.

Der Sohn eines savoyischen Edelmanns, ging der fünfzehnjährige Henry Costa de Beauregard nach Paris, um seine Studien zu vollenden. Er ärgerte sich, als er die Statue Ludwigs XIV. auf der „Place des Victoires" sah: der übermüthige Sieger, schrieb er an den Vater, tritt alle Nationen Europa's mit Füßen, und unser armes Savoyen putzt ihm beinahe die Stiefel. Er sah die berühmte Madame Geoffrin, „eine gute dicke Frau, die lebhaft spricht und, obwohl die Tochter eines Kammerdieners der Dauphine, sich mitten unter Seigneurs und Schöngeistern sehr behaglich fühlt." Nach Savoyen zurückgekehrt, nahm er seine Base zur Frau und wohnte auf Schloß Beauregard am Genfer See. Die Revolution brach aus. Der Marquis erschrak nicht über die fieberhafte Erregung der Geister: ja, er wollte zuerst an der Verwirklichung der Menschheitsideale nach Kräften mitarbeiten, lobte die Bestrebungen des dritten Standes und zollte dem Herrn von Clermont-Tonnerre, der gegen die Beschlüsse des Adels protestirt und sich zu den Abgeordneten des Bürgerthums gesellt hatte, den wärmsten Beifall. Allein nach und nach erkaltete sein Enthusiasmus: er erkannte in dem Minister Necker, dem früheren Abgott der Nation, einen ängstlichen Mann, welcher die Popularität suchte, aber nicht die Energie besaß, welche die Umstände erheischten: nach und nach pflichtete er allen Anschauungen seines schwarzsichtigen Freundes, Joseph de Maistre, bei. Der Verfasser theilt uns manchen ungedruckten Brief von Maistre mit: in jeder Zeile glüht bereits der leidenschaftliche Haß gegen die Revolution, den der Autor der „Considérations sur la Révolution" mit so wilder Beredsamkeit gepredigt hat. De Maistre ist voll Entrüstung über das Eindringen des Volkes in das Versailler Schloß, „le joli peuple!"; er schimpft über die Constituante: „Mit Recht bricht Burke den Stab über „ce grand tripot" und die Deputirten, „ces législateurs bébés"; eine solche Versammlung kann man nicht genug verabscheuen. Sehen Sie nur wie dreißig und vierzig Schlingel Alles vollführen, was die Liga hat nicht vollführen können! Metzelei, Plünderung, Brandstiftung, das ist nichts; bloß ein paar Jahre und Alles dies ist wieder gut gemacht; aber die öffentliche Meinung ist vergiftet, und ganz Frankreich innerlich verfault: das haben die Herren gethan. Und auch unser unglückliches Chambéry ist bereits angesteckt!" Er war aber der einzige in Savoyen, der über die drohenden Übel offen und laut seine Stimme zu erheben wagte. Schon hatten sich die neuen Ideen im Volk verbreitet und ganz Savoyen war davon ergriffen: der Intendant von Carouge entfloh, der Gouverneur von Chambéry beugte sich unter die Herrschaft des Gemeinderaths, viele Savoyer nahmen in Lyon und den benachbarten Städten an den Bürgerfesten Theil; die Schuldner wollten die Gläubiger nicht befriedigen; es erschien eine Broschüre „Savoyen's erster Ruf nach Freiheit".*) „Quos Jupiter vult perdere dementat", schrieb Joseph de Maistre an den Marquis; man hat uns mit einem Zauber bestrickt, und wir rennen ins Nivelliren und Gleichmachen hinein, d. h. ins Chaos. Bald entbrannte der Krieg. Der Marquis, welcher Kammerjunker am Turiner Hofe war, reichte seine Entlassung ein: er wurde zum Hauptmann in der „Légion des Campements" ernannt, wo sein ältester Sohn, der vierzehnjährige Eugen, als Unterlieutenant diente. Aber, sagte Joseph de Maistre, so halten wir uns nicht den Teufel vom Leib; wir haben viele Kanonen und keine Festung. Die Franzosen fielen in Savoyen ein und bemächtigten sich der Hauptstadt Chambéry. „Wer erinnert sich ohne Schaudern, schreibt Joseph de Maistre, an die damalige furchtbare Auflösung aller Gewalten, an die Freude der Feiglinge und Verräther, an den unaussprechlichen Schmerz der Guten, an die Treuen, die sich traurig jenseits der Alpen zurückzogen?" Alsbald forderte die republikanische Regierung Frankreichs alle savoyischen Officiere auf, zu desertiren, wenn sie nicht derselben Strafe verfallen wollten wie die Emigrirten. Der Marquis befahl seiner Frau, sich nach Lausanne zurückzuziehen: „Pflegen Sie die Schwachen in der Familie, ich führe die Starken: spoliatis arma supersunt. Es gehört zur Moral aller Zeiten und Völker, in der Zeit des Kriegs nicht die Fahne zu verlassen, der man im Frieden gefolgt war."

Die Marquise gehorchte dem Gemahl und flüchtete sich mit den Kindern nach Lausanne. Dort wohnte sie vier Jahre lang und verkehrte mit vielen Emigrirten, die, wie sie selbst, auf fremdem Boden das Ende des „Gußregens" (giboulée) erwarteten. Aber wie eitel, wie klatschhaft, wie unwissend war jene aristokratische Welt, die von Lausanne aus die Geschicke Frankreich's und der Coalition zu leiten behauptete! „Mißtrauen Sie, schrieb Henry an seine Frau, solchen Leuten, die beim Thee so ruhig und gelassen Europa umgestalten. Frankreich wird uns den Frieden auferlegen, und notre misérable breloque de Savoie, von Allen verschmäht und verlassen, wird den bösen Geistern preisgegeben

*) Un homme d'autrefois, souvenirs recueillis par son arrière-petit-fils, le marquis Costa de Beauregard. Troisième édition. Paris, 1878. E. Plon et Cie. 475 pages.

*) Man sehe, was Taine darüber gesagt hat (Magazin Nr. 29): in Savoyen wie in Frankreich geht ganz derselbe geschichtliche Prozeß vor.

werden, wie eine Hütte, wo die Gespenster einziehen .... Die hohen Herren sehen und begreifen nicht das Mindeste, sie kommen aus der Fassung, sie gleichen dem verblüfften Ritter, dessen Pferd durchgeht .... Die Herren merken wohl, wie der Strom mehr und mehr wächst: sie wissen aber nicht, was sie ihm entgegensetzen sollen." Inzwischen hat man in Lausanne die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. vernommen; Niemand glaubt daran. „Wie ist es möglich, schreibt die Marquise, daß der Teufel die Könige in seiner Gewalt hat, daß er sie verblendet und ihnen kein Mittel giebt, einen von ihnen den Klauen und Krallen der Canaille zu entreißen? Nein, Ludwig XVI. ist nicht todt; er ist entflohen, er ist entführt worden, was weiß ich? Aber dessen bin ich gewiß, wie alle Männer von Verstand, die hier sind: er wird bald an der Spitze der königlichen Heere Republikaner und Republik in die Pfanne hauen." — „Ihre Freunde sind toll, antwortete Henry, Sie sollten nicht ihre Träumereien für Wirklichkeiten halten; dadurch verdoppeln Sie das Übel. Ludwig XVI. ist todt, er wird nicht auferstehen; die andern Könige sind verrückt, ich schwöre es Ihnen, und denken nicht daran, eine politische Komödie zu spielen: es bereitet sich ein entsetzlicher Krieg vor, und der Erfolg ist leider nicht sicher."

Wirklich schickte man sich überall zu einem Riesenkampf an. Der König von Sardinien, der, bei der schrecklichen Nachricht, in Ohnmacht gefallen war und acht Tage hindurch das Bett gehütet hatte, entschloß sich in Frankreich einzufallen und dem empörten Lyon Hülfe zu leisten. Aber der Oberbefehlshaber des piemontesischen Heeres war Herr von Vins, ein Österreicher, der nur darauf bedacht war, Zeit zu gewinnen und den Krieg in die Länge zu ziehen. Und überall, am Rhein und an Frankreichs Grenzen, herrschte bei den Alliirten derselbe Mangel an Energie, dasselbe Zaudern und Zögern. „Wie! schrieb Joseph de Maistre am 28. April 1793, der Ball ist verschoben worden, und alle Geigen waren bereit, alle Bögen schon in Bewegung! Wird unsere Liga den übrigen gleichen?" Und ebenso schrieb der Marquis an seine Frau: „Schon glauben unsere Vidames und Stiftsdamen, Alles sei aus; Versailles aber ist noch einige Meilen weit: ehe man Halali bläst und die Fackeln anzündet, sollte man wenigstens warten, daß wir den Hirsch niedergeschossen haben. Diese Tollheit, die am Ufer des Rheins grassirt und die Schweiz überschwemmt, ist eine große Gefahr."

In einem Scharmützel wurde sein Sohn Eugen verwundet. Der Vater stand neben ihm, mußte aber gegen den Feind: Nachts, nachdem er die Franzosen dreimal angegriffen, kehrte er ins Lager zurück: während er sich schlug, ging Alles um ihn vor wie in einem Traum; nun aber, da er wieder zu sich kam, sah er die grausame Wahrheit. Das heißgeliebte Kind lag in einer Hütte und rang mit dem Tode: den Tag darauf mußte es nach Turin fortgeschafft werden, während der unglückliche Marquis weiterkämpfte gegen den siegreich vorrückenden Feind und mitten in der Verwirrung seine Soldaten sammelte. Eugen starb; der Vater wagte nicht an die Marquise zu schreiben; endlich schrieb er: „Waffnen Sie sich mit Muth, meine liebe Frau; ich nehme meine Kräfte zusammen, um Ihnen zu sagen, daß unser Kind im Himmel ist. ... Ich bin niedergeschmettert, bin fast wahnsinnig vor Schmerz; ach! Sie allein fesseln mich an das traurige Leben .... Schreiben Sie mir, mein einziges Gut, meine einzige Liebe. Fürchten Sie nicht meine Wunde zu verschlimmern, sie blutet fort und wird nicht bald vernarben."*)

Doch stemmte er sich gegen den Schmerz und rief den zweiten Sohn, Victor, herbei, damit er an des verstorbenen Bruders Stelle für König und Vaterland kämpfe. „Ich will, sagte er, auf der Lava, die mein Liebstes verschlungen hat, wieder bauen; nach dem Schiffbruch will ich wieder hinaus aufs Meer und das Segel, welches der Blitzstrahl zerschmettert hat, wieder aufziehen." Doch seine Tapferkeit, seine Seelengröße, die trefflichen Dienste, die er geleistet, hatten die Aufmerksamkeit des Königs auf ihn gelenkt: Victor wurde zum Unterlieutenant, und Henry Costa zum „Quartier-maître général" ernannt. „Man wird sagen, schrieb der Marquis, ich habe aus dem Blut meines Sohnes Gewinn gezogen; allein ich habe Nichts verlangt. Colli (der piemontesische General) hat Alles gethan. Ein solches Amt, so mühselig und schwierig, wird mich daran hindern, vor Wehmuth zu sterben, und eine Labung soll es mir gewähren, daß ich mein Brod esse im Schweiße meines Angesichts."

Es war jedoch zu spät, um die Oberhand wieder zu gewinnen. Bonaparte stand an der Spitze der französischen Armee. „Ein junger General, sagte der Marquis, voll Genie und hochfliegender Pläne; was werden wir thun?" Und er beklagte sich über den ungemessenen Dünkel und die unbehülfliche Langsamkeit der Österreicher. „Bonaparte aber erinnert mich an die Helden, welche mit einem Schlag die Berge zerspalteten, den Lauf der Flüsse veränderten und auf den Wolken ritten, um schneller zu gehen." Bald wurde das piemontesische Heer bei Montenotte aufs Haupt geschlagen, und der Marquis mußte seinem König ein neues Opfer bringen, indem er bei Cherasco den Waffenstillstand mit den Franzosen schloß. „Ich habe eine schreckliche Nacht zugebracht, schrieb er an seine Frau; auf des Königs Befehl, habe ich unter den demüthigendsten und gefährlichsten Bedingungen einen Waffenstillstand mit Bonaparte geschlossen: man mußte dem Stärkeren weichen. Ich aber möchte vor Zorn und Scham sterben; hätte ich doch etwas Anderes zu thun gehabt! Hier aber war es den Herren so angst und bange, daß sie ob des Friedens frohlockten: suchen Sie mir, meine Liebste, ein anderes Handwerk: das meinige ist allzu entsetzlich, wenn man es so schlecht treibt."

Bonaparte, den er zum ersten und letzten Mal sah, machte auf den Marquis einen gewaltigen Eindruck. Ernst, kalt, lakonisch, dabei immer höflich, beharrte der französische General unerschütterlich fest auf allen von ihm gestellten Bedingungen, und da der Marquis sich dagegen sträubte und die Härte des Siegers zu mildern versuchte, sagte er: „Vielleicht werde ich Schlachten verlieren, nie aber Minuten aus Vertrauen und Trägheit." Nachdem Henry Costa seinen Namen unterschrieben, wurde Bonaparte mittheilsam. Er besprach die Kriegsereignisse und verweilte dabei, wie vortheilhaft es sei, einem langsamen unentschlossenen Feind auf den Leib zu rücken und Hieb auf Hieb zu versetzen. Er mochte nichts wissen von Kriegsräthen: solche finden nur statt, sagte er, wenn es sich darum handelt, einen feigen Entschluß zu fassen; man glaubt dadurch den Schimpf zu vermindern, weil er auf mehrere, und nicht auf Einen, fällt. Er setzte sein ganzes Vertrauen in sein eigenes Genie und versprach sich, dem Krieg ein baldiges Ende machen zu können. Er zählte auf die inneren Unruhen, auf die Gährung der Geister in Italien, denn das Kriegsrecht schreibe Jedem vor, kein Mittel unversucht zu lassen, um den Feind niederzuschlagen. Er sprach auch von sich selbst; er

*) Joseph de Maistre versuchte in jenem furchtbaren Augenblick die Frau seines Freundes zu trösten: einen Tag lang wagte er nicht die Treppe des Hauses in Lausanne hinaufzusteigen. Zu dieser Zeit verfaßte er den herrlichen Brief, der sich betitelt: „Discours à la marquise de Costa sur la mort de son fils."

sei noch nicht siebenundzwanzig Jahre alt und doch nicht der jüngste der republikanischen Oberbefehlshaber; jung müsse man sein, um ein Heer zu befehligen; da so viel Glück, so viel Kühnheit, so viel Heldenmuth dazu gehöre! Er war in seiner Redeweise bündig und kraftvoll, aber ohne Grazie: es blickte aus allen Worten, die er sprach, ein bitterer Stolz, ein gewisses widerwärtiges Selbstgefühl hervor. „General", sagte der Marquis beim Abschied zu dem „hartherzigen und ruhmvollen Eroberer", „General, warum darf man Sie nicht lieben, wie man Sie bewundern und schätzen muß!"

Henry Costa war über den Vertrag untröstlich. „Ich habe", schrieb er an seine Frau, „dem König die schrecklichen Folgen nicht verhehlt; ich habe ihn inständigst gebeten, mich zu verläugnen, und die Bedingungen, die ich angenommen, nicht genehmigen zu wollen: man hat mich nicht gehört." Er sah voraus, daß Savoyen den Franzosen abgetreten werden müsse. „In weniger als zwei Monaten, sagte er, nachdem ich Alles aufgeboten, um es nicht zu werden, bin ich dennoch ein französischer Bürger, und Sie, meine Frau, eine Bürgerin der großen Republik." Und nach dem Pariser Vertrag: „Der König tritt Savoyen und Nizza ab; . . . was aus uns werden soll, weiß ich nicht; gestattet man mir, mich in Savoyen niederzulassen, so miethe ich ein Häuschen in Chamounix und werde Arzt." Aber alle Offiziere aus Savoyen und Nizza wurden des Landes verwiesen. „Haben wir es verdient, rief der Marquis aus, von dem Unglück so entsetzlich gepeitscht zu werden. Ach, mein guter Sohn Eugen, du bist besser im Himmel als in dem Land, dem du dich aufgeopfert hast: solche Dinge siehst du nicht! . . . aber, fügte er hinzu, finden wir uns in das Schicksal; gehen wir dahin, wo es Gott gefällt; kämen wir nach Haus zurück, so sähen wir unser Schloß niedergerissen, unsere Anlagen vernichtet, und keine Freunde mehr; wir müßten die neuen Ideen annehmen, auf alle Stellung, alles Ansehen verzichten und leben wie Juden in katholischem Lande." Noch aber hatte er sein Werk nicht ganz gethan, der König gab ihm den Auftrag, die Geschichte des Kriegs zu schreiben. „Wohl denn, sagte der Marquis, jetzt ist es noch nicht möglich, meine Dienste zu entbehren; nachher aber wird man mich an den Nagel hängen, wie den Mantel nach dem Regen." Endlich, nachdem er mit der Arbeit fertig war, verließ er Turin und ging nach Lausanne; an den Thoren der Stadt erwartete ihn seine Frau nebst dem vertrauten Freund der Familie, Joseph de Maistre; seit vier Jahren hatten sich die Gatten nicht gesehen.

Noch einmal sollte der Marquis in den Strudel der Politik hineingezogen werden. Victor Amadeus war todt. Karl Emmanuel, sein Nachfolger, berief den Marquis zurück und bat ihn, das piemontesische Heer neu zu organisiren: Henry Costa war wieder „quartier-maître général" und Director der „Topographie." Aber, wie er sagte, die unglückliche Monarchie stand da, mitten in den Republiken, wie eine Gewürznelke in einer Pastete; „die republikanische Rotte unterminirt uns, bald werden wir eine jakobinische Nuß zu knacken haben." Vergebens schloß der König ein Bündniß mit Frankreich: ganz Piemont war von revolutionären Pasquillen überschwemmt, zahlreiche Empörungen kamen zum Ausbruch, und der unglückliche König mußte dem General Brune die Festung Turin übergeben. „Der Zweck, den die Franzosen verfolgten, schrieb der Marquis, ist endlich erreicht; gleich nach der Besitznahme der Festung, hat der französische Gesandte den elenden Regierungen (die dem Aufruhr Vorschub geleistet, wie z. B. Genua) vorgeschrieben, sie sollten zur Entwaffnung schreiten und den König nicht mehr bekämpfen, dem Willen der großen Nation gemäß. Es ist als habe er ihnen auf die Wange geklopft und zugeraunt: Jungens, Frankreich hat euch gedrängt, den König von Sardinien anzufallen; jetzt hat es sein Profitchen gemacht; es ist mit eurer Folgsamkeit und Willigkeit zufrieden und befiehlt euch ruhig zu bleiben. Ach, der arme König läßt sich von den Ohrenbläsern, die ihn umgeben, täuschen: umsonst schmücken sich die Franzosen mit Gerechtigkeit und Loyalität; es sind für mich echte Fastnachtsfiguren, denen ich schon längst zugerufen habe: Maske, ich kenne dich."

Das Folgende ist einem geheimen, bis jetzt unbekannten Bericht des Generals Grouchy entnommen: es sei uns gestattet, es kurz zusammenzufassen. Joubert schickte Grouchy nach Turin als Commandanten der Festung; er sollte Alles in Vertheidigungsstand setzen, mit den Hofleuten und Bürgern heimliches Verständniß pflegen, ja den Beichtvater des Königs gewinnen und denselben dazu verwenden, Karl Emmanuel's Thronentsagung zu erlangen. Gesagt, gethan: Grouchy kommt in Turin an, versieht die Festung mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen, jagt den Bewohnern der Stadt einen panischen Schrecken ein, ja macht Miene, Turin mit Bomben zu beschießen: auch hatte er durch Geld viele Personen für sich gewonnen, und die sogenannten „Patrioten" versprachen ihm ihre Beihülfe. Karl Emmanuel dankte ab, und befahl seinen eignen Soldaten die Kokarde anzulegen und der Republik den Eid der Treue zu leisten. „Die Jakobiner, schrieb Henry Costa, erheben ein Freudengeschrei, und ihre großsprecherischen Freunde wollen, wie sie sagen, unseren wilden barbarischen Boden bebauen und befruchten: sie posaunen die Aufhebung der Inquisition aus, die doch sich damit begnügt hat, die Buchhändler zu überwachen." Zuletzt wurde Piemont dem französischen Gebiet einverleibt. Der Marquis aber lebte seitdem bei einem Verwandten, im Schloß Marlieux, im Dauphiné; 1815 kam er nach Beauregard zurück und starb daselbst.

Das Buch ist, wie man sieht, sehr reich an neuen interessanten Mittheilungen über die französische Revolution; über gewisse Punkte bereichert es unsere Kenntnisse. In strahlendem Lichte tritt aus dem Buch die Gestalt des Marquis Henry Costa de Beauregard hervor. Er war ein Mann vom echten Schrot und Korn, ohne Furcht und ohne Tadel, mit Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, bereit für seine Sache Alles zu opfern, jeder Achtung und Bewunderung würdig. Er hat zwar nur eine untergeordnete Rolle gespielt, er hat keine große That gethan, welche in der Geschichte fortleuchtet. Sein Charakter aber war groß und herrlich, von jener heroischen Art, die das Gemüth des Lesenden am tiefsten ergreift; solcher Adel der Gesinnung, solche Hoheit und Reinheit der Natur übt auf uns eine unwiderstehliche Gewalt: wer das Buch durchliest, wer diesen Mann in seinen Briefen portraitirt sieht, und dadurch gewissermaßen ein persönliches Verhältniß zu ihm bekommt, der kann nicht umhin, vor dem Marquis de Beauregard alle Ehrfurcht zu hegen. In allen seinen Schicksalen hat er sich über das Treiben seiner niederträchtigen Umgebung hinweggesetzt; er hat immer alles Gemeine verschmäht und mit jugendlicher Glut nach dem Wahren und Großen gestrebt: die Ideale, welche ihn in den ersten Lebensjahren bewegten, erwärmten und erhoben sein Herz auch im höheren Alter. Er ist, im besten Sinne des Wortes, ein Mann von alter Art, besser noch gesagt, er erscheint uns als ein echter ritterlicher Held der Vorzeit, der in das moderne Leben versetzt ist. Durch die Wirren der Revolution schritt er hindurch, mit stoischem Muth gerüstet, stolz auf die Erfüllung seiner Pflicht, der Ehre unerschütterlich treu. Je préfère la vérité au mensonge et l'honneur au reste, das ist sein Wahlspruch. Er war außerdem ein Mann von sehr umfassender Bildung, und in literarischer

Beziehung ein guter Schriftsteller. Seinen Gedanken giebt er stets eine eigenthümliche Wendung, und seine Sprache, ebenso rein und gediegen, wie er selbst, ist höchst lebendig, männlich, reich an Bildern und kernigen Ausdrücken, voll der Wärme einer Seele, welche von den schönsten und edelsten Gefühlen durchdrungen ist. A. Chuquet.

England.

Grant Allen's physiologische Theorie der ästhetischen Empfindungen*).

Es ist ein allgemeiner Gebrauch, in Lehrbüchern der Ästhetik nicht nur die Form eines Kunstwerks und die durch sie hervorgerufenen ästhetischen Empfindungen abzuhandeln, sondern auch das Grundwesen des Inhalts und sein Verhältniß zur Form, das, was Schopenhauer „die platonische Idee als Object der Kunst" nennt. Auch Grant Allen kann sich diesem Gebrauche nicht entziehen, nur versucht er seiner Lehre statt sprachlicher und philosophischer Betrachtungen physiologische Gesetze zur Grundlage zu geben. Wer aber, durch Titel und Inhaltsangabe gelockt, in dem vorliegenden Werke einen befriedigenden Aufschluß über das innerste Wesen künstlerischer Thätigkeit, die Grundbedingungen eines vollkommenen Kunstwerks und seine eigenartige starke Wirkung auf das menschliche Gemüth suchen wollte, der würde, von Kapitel zu Kapitel sich vertröstend, es am Ende bitter enttäuscht aus der Hand legen. Wie der Verfasser schon in der Vorrede erklärt, daß er „keineswegs ein schwärmender Anbeter der schönen Künste irgendwelcher Gattung sei", so entläßt er uns am Schluß auf die von ihm selbst aufgeworfene Frage: „Wo ist in einem solchen System noch Platz für Genie? Wenn Dichtung nur aus genau bestimmten Combinationen genau bestimmter Elemente besteht, warum sollte nicht Jedermann hinsitzen und ein bedeutendes Gedicht schreiben können?" mit der Antwort: „Dichterisches Genie ist eben die Fähigkeit, jene Elemente so zu combiniren und anzuordnen." Was aber diese Fähigkeit der Combination und Anordnung selbst ist, welche das künstlerische Genie ausmachen soll, darüber erfahren wir ebensowenig, wie über diejenige Fähigkeit des menschlichen Geistes, welche in der einheitlichen Auffassung eines künstlerisch combinirten und angeordneten Ganzen besteht und Kunstgefühl heißt.

Indessen verwahrt sich der Verfasser von vornherein gegen diejenige Auffassung der Kunst, welche geeignet ist, „zur Betrachtung ihrer einfachsten Elemente diejenigen enthusiastischen Gefühle mitzubringen, welche erst durch ihre höchsten Entfaltungen hervorgerufen werden." Er hat sich im Gegentheil bemüht, „zuerst nach einer Erklärung solchen einfachen Vergnügens an lichter Farbe, süßem Klang oder roher bildlicher Nachahmung zu suchen, wie es das Kind ergötzt; aufsteigend von diesen elementaren Grundlagen zu den immer complicirteren Befriedigungen, welche Naturscenerie, Musik, Malerei und Dichtung gewähren."

Hiergegen würde nun durchaus nichts einzuwenden sein, wenn es dem Verfasser wirklich gelänge, nachzuweisen, daß jene „enthusiastischen Gefühle, welche die höchsten Entfaltungen der Kunst hervorrufen" nichts sind, als eine Steigerung und mannigfaltige Verbindung der einfachsten Elemente ästhetischen Vergnügens, oder wenn er das Gebiet seiner Forschung genau bestimmend an jener Grenze Halt machte, welche das ästhetische Vergnügen von dem eigentlichen Kunstgenuß trennt. Das Erste mußte ihm mißglücken, weil die künstlerische Form, obschon als adäquater Ausdruck der Idee nothwendig zu einem vollkommenen Kunstwerk gehörig, dennoch für sich allein nicht das ganze Wesen desselben ausmacht; das Zweite konnte er auch nicht einmal versuchen, da er in der That der Ueberzeugung ist, daß künstlerische Anschauung nichts weiter ist als eine Erhöhung des ästhetischen Wohlgefallens, und künstlerische Thätigkeit demnach sich in der Combinirung und Anordnung solcher Elemente erschöpft, welche an sich geeignet sind, eine wohlgefällige ästhetische Empfindung hervorzurufen. Der Grundmangel des Buches liegt also in der Unkenntniß derjenigen schöpferischen Kraft, welche die Seele jedes Kunstwerks ist, in der Verwechselung der künstlerischen Idee mit den Mitteln zu ihrer Darstellung, in der Überschätzung der ästhetischen Empfindung einzelner Elemente und ihrer symmetrischen Anordnung, mit Übergehung der sie durchdringenden einheitlichen Auffassung, kurz: in der mechanischen Anschauung eines organischen Processes.

Dieser Mangel, am deutlichsten erkennbar in demjenigen Theile des Buches, welches sich mit dem eigentlichen Objecte der Kunst beschäftigt, ist doch schon in der Betrachtung der Elemente enthalten, in welche jenes zerlegt erscheint, und wird sich in seinem Wachsthum nachweisen lassen, wenn wir dem Gange der Untersuchung von ihren Grundlagen bis zu ihrem letzten Ergebniß Schritt vor Schritt folgen.

Wie jede frühere Ästhetik, so geht auch diese von den Begriffen „schön" und „häßlich" aus. Allein anstatt eine erschöpfende Definition dieser Begriffe zu versuchen und auf Grund derselben sich „in transscendentaler Rhetorik und poetischer Declamation zu ergehen", wie nach Grant Allen's Meinung alle Ästhetiker bisher gethan, geht er zuvörderst einen Schritt zurück und sucht den Ursprung jener Begriffe von gewissen Erregungen und Zuständen unseres Nervensystems herzuleiten, welche mit den allgemeinen Bedürfnissen des Lebens in genauester Verbindung stehen. Wenn Darwin sagt: „ohne Zweifel seien die empfänglichen Kräfte des Menschen und der niederen Thiere so beschaffen, daß ebensowohl glänzende Farben und gewisse Formen, als harmonische und rhythmische Klänge Vergnügen hervorrufen und schön genannt werden: warum dies aber so sei, wüßten wir eben so wenig, als warum gewisse körperliche Empfindungen angenehm und andere unangenehm seien", so ist es grade die Schwierigkeit einer solchen Erkenntniß, welche Grant Allen nach Darwin's eigenen Grundsätzen zu lösen unternimmt. Er will zuerst die „allgemeine Beziehung von Schmerz und Lust auf unsern Organismus und seine Zustände aufzeigen und sodann nachweisen, daß unser jetzt vorhandenes Behagen und Mißbehagen an ästhetischen Gegenständen das nothwendige Ergebniß natürlicher Zuchtwahl sei."

Zur vorläufigen Verständigung über die Begriffe „schön" und „häßlich", „welche selber nur Symbole ästhetischer Empfindungen sind", werden als einfache Beispiele des Schönen in der Natur erwähnt: „Edelsteine, Blumen, Vögel, Schmetterlinge und menschliche Wesen oder solche Aggregate wie Gebirge, Wälder, Ströme und Thäler, aus denen sich Naturscenerie zusammensetzt." Hieran reihen sich in der Kunst die Werke der Architectur, Malerei, Sculptur und Musik, „welche mit den Gegenständen der Natur insofern übereinstimmen, als sie alle das Schöne in der Wirklichkeit vertreten, während Dichtung und Literatur uns dasselbe in der Vorstellung darbieten": eine Auf-

---

*) Physiological Aesthetics by Grant Allen, B. A. London, 1878. Henry S. King & Co.

zählung, welche ihrem Zwecke darum nicht genügt, weil in ihr die jenen Gegenständen entgegengesetzten Beispiele des „häßlichen" vollständig fehlen. Und doch würde grade aus solchen Beispielen, wie Kröten, Spinnen, Fledermäuse und dergl., die Verwandtschaft der Begriffe „schön" und „häßlich" in ihrer gewöhnlichen Bedeutung mit den Empfindungen des Angenehmen und Unangenehmen, ihr Hervorgehen aus Lust und Unlust, sowie ihre Auffassung als Bezeichnung gewisser Nervenstimmungen unseres Organismus, um deren Nachweisung es dem Verfasser zu thun ist, sich von vornherein ergeben, da die Wirkung des Häßlichen eine viel deutlichere Empfindung ihrer selbst in uns hervorruft als die des Schönen.

Obgleich Grant Allen so das Häßliche von der ästhetischen Betrachtung auszuschließen scheint, indem er erklärt, „der Hauptgegenstand seiner Forschung seien die im Menschen durch das Schöne in Natur und Kunst hervorgerufenen Empfindungen", sieht dennoch auch er sich genöthigt, seiner Definition von „Vergnügen und Schmerz", auf welcher das ganze System seiner Lehre beruht, nicht die Untersuchung des Vergnügens, sondern die des Schmerzes zu Grunde zu legen und jenes aus diesem erst durch Entgegensetzung zu folgern, weil „die Äußerungen des Schmerzes offenbarer und deutlicher sind, als diejenigen der entgegengesetzten Empfindung". Unwillkürlich bestätigt er dadurch den Grundsatz Schopenhauers, daß Schmerz die positive, Vergnügen die negative Empfindung sei, wie denn im Verlaufe der Untersuchung noch mehrfach Anklänge an Lehren Schopenhauers vorkommen, auf dessen Schultern, ohne es zu wissen oder gar einzugestehen, unsere ganze physiologische Betrachtung der Geistesthätigkeiten steht.

Körperlicher Schmerz ist nach Allen der subjective Begleiter eines objectiven Vorganges in unserm Organismus, welcher in der Zerreißung oder Trennung irgend eines seiner Gewebe besteht, sei es durch mechanische Gewalt, Verbrennen, Erfrieren oder Einwirkung chemischer Substanzen. Natürlich kann diese subjective Empfindung nur dann eintreten, wenn von dem zerreißenden Gewebe nach der empfindenden Centralstelle eine ununterbrochene Leitung in Gestalt zuführender Nerven besteht. Aus dieser unzweifelhaft richtigen Thatsache wird ohne Weiteres die Umkehrung gefolgert, daß jede Schmerzempfindung von Zerstörung des Gewebes begleitet und bedingt sei. Da nun aber offenbar eine Reihe nicht unbedeutender körperlicher Schmerzen vorhanden ist, als deren Ursache oder objective Begleiter sich durchaus keine Zerreißung eines Gewebes, nicht einmal in seinen kleinsten Theilen, nachweisen läßt, so wird die Definition, um auch diese Erscheinungen zu umfassen, sogleich durch eine Erweiterung abgeschwächt und lautet nun: „Die meisten (!) acuten Schmerzen sind die subjectiven Begleiter einer wirklichen Zerreißung oder zerreißerischen Tendenz in irgend einem körperlichen Gewebe." War jene Definition in ihrer subjectiven Gestalt richtig, in ihrer objectiven Umkehrung aber zu eng, so kann diese dagegen in ihrer objectiven Form für richtig gelten, während ihre subjective Umkehrung diesmal zu weit gefaßt erscheint. Denn wenn wir auch zugeben können, daß bei den meisten acuten körperlichen Schmerzen in irgend einem Gewebe Zerreißung oder wenigstens Tendenz zur Zerreißung vorhanden ist, da bei längerer Dauer des schmerzhaften Zustandes offenbar eine wirkliche Zerreißung von Gewebstheilen stattfinden würde, so ist doch umgekehrt die bloße Tendenz zur Zerreißung von Geweben in ihren geringeren Graden keineswegs mit einer schmerzlichen Empfindung verbunden, stellt vielmehr nur einen Reiz dar, der sogar mitunter in die Empfindung der Lust oder des Vergnügens übergehen kann und unter dem Namen „Kitzel" bekannt ist.

Noch mehr: In jedem Theile unseres Organismus ist eine ununterbrochene Tendenz zur Zerstörung von Geweben vorhanden, da der ganze Lebensproceß auf unaufhörlicher Erneuerung der Gewebe in ihren kleinsten Theilen beruht und keine Erneuerung ohne vorhergegangene Zerstörung möglich ist. Es ist der rastlose Wechsel von Verbrauch und Ersatz, als welcher jedes Leben sich objectiv darstellt. Es müßte demnach bei dem unaufhörlichen Verbrauch von Kräften, welche unter Trennung und Zerstörung der kleinsten Gewebstheile vor sich geht, unser ganzes Leben von einer ununterbrochenen, wenn auch noch so leisen Schmerzempfindung durchzogen sein, eine Folgerung, welche bekanntlich durchaus nicht mit der Erfahrung im Einklang steht. Diesen Widerspruch scheint auch der Verfasser, obgleich er ihn mit keinem Worte andeutet, gefühlt zu haben; denn er nimmt, um ihm zu entgehen, seine Zuflucht zu einer zweiten Klasse von Schmerz, welchen er, im Gegensatz zu jenem acuten, von der Zerreißung der Gewebe durch äußere, dem Lebensproceß fremde Eingriffe herrührenden, den Massenschmerz (massive pains) nennt, und definirt diesen als den subjectiven Begleiter, nicht des Verbrauchs von Kräften überhaupt, sondern nur des abnormen Verbrauchs. Massenschmerz oder Mißbehagen tritt ihm demnach überall dann auf, „wenn im ganzen Organismus, oder in einem Theile desselben der Verbrauch des Gewebes den Ersatz bei Weitem übersteigt" und im Gegensatz hierzu ist ihm Vergnügen dann vorhanden, wenn der Vorrath oder Ersatz ernergischer Kräfte ihren Verbrauch deckt oder übersteigt.

Diese Definition leidet wieder an handgreiflichen Ungenauigkeiten. Daß die Grenze, an welcher das Übermaß des Verbrauchs abnorm wird und Schmerz verursacht, sich auf keine andere Weise bestimmen lasse als eben durch diese Empfindung des Schmerzes, gesteht der Verfasser selbst zu, ohne deshalb seiner Definition geringere Giltigkeit beizumessen. Was er aber nicht sieht, ist, daß die geringeren Grade des übermäßigen Verbrauchs, welche keineswegs Schmerz verursachen, ohne doch deshalb der Empfindung zu entschlüpfen, dabei gänzlich außer Acht gelassen sind. Und hier liegt der Grundmangel der ganzen Betrachtung. Denn diese geringeren Grade des übermäßigen Verbrauchs nicht nur, sondern auch des übermäßigen Ersatzes sind von deutlichen Empfindungen begleitet, welche weder Schmerz, noch Vergnügen heißen können, sondern eine eigene Klasse bilden, welche unter dem Namen des Reizes bekannt ist. Der Reiz hat demnach eine zwiefache Tendenz und stellt die doppelgestaltige Grundempfindung dar, aus welcher nach beiden Richtungen hin sowohl Schmerz als Vergnügen hervorgehen kann. Es sei mir erlaubt, diese meine Ansicht ein wenig deutlicher darzulegen.

Das Leben des menschlichen sowohl wie jedes andern Organismus beruht im Ganzen wie im Einzelnen auf einer fortwährenden Abwechslung zweier entgegengesetzter Thätigkeiten, welche man in ihrem Verhältniß zu einander als positive und negative unterscheiden könnte: des Verbrauchs und des Ersatzes. Der Augenblick, in welchem ein vollkommenes Gleichgewicht dieser beiden Thätigkeiten eintreten würde, dadurch daß Verbrauch und Ersatz genau gegen einander aufgingen, würde mit einem Stillstand aller Thätigkeit, mit dem Aufhören des Lebens selbst gleichbedeutend sein. Nun ist aber dafür gesorgt, daß Verbrauch und Ersatz einander niemals genau decken, und der Überschuß des einen über den andern bildet jedesmal einen Anstoß zur entgegengesetzten Thätigkeit, welcher im Bewußtsein als Reiz auftritt. Es geschieht dies nach demselben Gesetze, nach welchem auf den Ausschlag eines Pendels nach einer Seite hin nicht ein einfaches Zurückkehren in den Ruhepunkt erfolgt, sondern ein neuer

Ausschlag nach der entgegengesetzten Seite, welcher eben so groß wie der erste sein und so in unausgesetzter Folge entgegengesetzter Schwingungen ein perpetuum mobile herstellen müßte, wenn nicht Reibung, Widerstand der Luft und Anziehungskraft der Erde Hemmungen bildeten, welche die Weite eines jeden folgenden Ausschlags um ein Weniges verringern, so daß, wenn kein neuer Anstoß von außen hinzutritt, der Pendel allmählich zur Ruhe zurückkehrt. Grade so nun, wie die Ausschlagsrichtung des Pendels, ist auch der Reiz doppelter Art, je nachdem er von einem Überschuß des Verbrauchs oder des Ersatzes ausgeht, stellt jedoch für sich selbst in keinem dieser beiden Fälle weder die Empfindung des Schmerzes, noch des Vergnügens dar, sondern nur die Empfindung eines Bedürfnisses. Auf jeden Reiz folgt in kürzerer oder längerer Zeit die ihm entsprechende Thätigkeit, welche unter den mannigfachsten Hemmnissen und Förderungen eine unvollständige oder eine übermäßige Befriedigung des Bedürfnisses mit sich bringt. Ist die Befriedigung unvollständig, so wirkt derselbe Reiz in geringerem Grade fort und fordert eine erneute Befriedigung derselben Art. Ist die Befriedigung übermäßig, so schlägt sie sofort in die entgegengesetzte Art des Reizes um, welcher die Befriedigung des entgegengesetzten Bedürfnisses fordert. Die Befriedigung selbst aber des jedesmaligen Bedürfnisses, der durch den Reiz bewirkte Übergang der einen Thätigkeit in die andere ist bis zur Grenze des Gleichgewichts von der Empfindung des Vergnügens begleitet, welches demnach wiederum doppelter Art ist, je nachdem der Übergang von Verbrauch zu Ersatz oder von Ersatz zu Verbrauch stattfindet.

Diese Erscheinung ist in den einfachsten wie in den complicirtesten Verhältnissen dieselbe. Jedermann weiß aus eigener Erfahrung, daß nicht blos die Aufnahme von Nahrung, — immer das Bedürfniß danach vorausgesetzt, — sondern auch die Ausscheidung verbrauchten Stoffes von Vergnügen begleitet ist, daß Schlaf nach ermüdendem Wachen ebenso erquicklich ist wie Wachen nach ausruhendem Schlaf, und immer ist die intensivste Empfindung des Vergnügens beim Beginn des Überganges von der einen Thätigkeit zur andern vorhanden, um sie in immer abnehmender Stärke bis an die Grenze der Befriedigung zu begleiten und sofort in das entgegengesetzte Bedürfniß umzuschlagen, sobald diese Grenze soweit überschritten ist, daß der neue Reiz in's Bewußtsein fällt.

Daß nun auch die Empfindung des Schmerzes, welcher ebenso wie das Vergnügen aus dem Reiz hervorgeht, gerade wie jenes eine doppelte Gestalt zeigen muß, ist hiernach leicht einzusehen. Bedeutet das Vergnügen die Befriedigung eines Bedürfnisses, so ist dagegen der Schmerz die Empfindung eines längere Zeit hindurch gesteigerten Bedürfnisses, dem die Befriedigung versagt ist. Zeigt das Vergnügen seinem Wesen nach, welches im Übergange aus einer Art des Zustandes in den entgegengesetzten besteht, den Charakter des Momentanen, Plötzlichen, dessen Eintritt im Bewußtsein durch eine deutliche Grenze vom Reiz geschieden wird, so kennzeichnet sich dagegen der Schmerz durch sein Beharren in demselben Zustande und geht aus dem Reize allmählich hervor, ohne daß die Grenze zwischen beiden Empfindungen deutlich zum Bewußtsein gebracht werden könnte. Ist demnach das Vergnügen in seinem Beginn am intensivsten und schwächt sich an Fortschritten der Befriedigung allmählich ab, um ebenso allmählich in einen neuen Reiz überzugehen, so zeigt dagegen der Schmerz (heftige Verletzungen ausgenommen) im Beginn nur geringe Intensität, steigert sich allmählich und kann, wenn kein Umschlag eintritt, bis zu solcher Heftigkeit anwachsen, daß durch denselben in der Ohnmacht das Bewußtsein völlig vernichtet wird. Wenn scheinbar auch durch den plötzlichen Umschlag heftigen Schmerzes in Vergnügen Ohnmacht eintreten kann, so ist es doch nicht die Befriedigung des Bedürfnisses, in welcher allein, wie wir gesehen haben, das Vergnügen besteht, was diese Wirkung hervorbringt, sondern das sofortige heftige Überschlagen des Vergnügens in den entgegengesetzten Reiz, welcher, dem ersten entsprechend, so stark wird, daß er sogleich einen neuen heftigen Schmerz darstellt, gerade wie ein bis zu seiner höchsten Höhe emporgehobenes Pendel, wenn es herabfällt, sogleich über den Ruhepunkt hinaus nach der andern Seite so weit emporschnellt, daß es über sich selbst einen Kreis beschreibt. Einen solchen raschen Wechsel starker entgegengesetzter Reize, zwischen denen das Vergnügen der Befriedigung kaum noch Zeit behält zum Bewußtsein zu kommen, drückt Faust in den Worten aus:

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Wie nun das Vergnügen ebensowohl aus dem Umschlagen des Ersatzes in Verbrauch, wie aus dem Umschlagen des Verbrauchs in Ersatz entspringt, so geht der Schmerz ebenso wohl aus der einseitigen Steigerung des Ersatzes ohne Verbrauch, wie aus der einseitigen Steigerung des Verbrauchs ohne Ersatz hervor. Der Reiz zum Ersatz, hervorgerufen durch den Überschuß des Verbrauchs, durchläuft in seiner Steigerung die Stufen: Reiz, Lust, Verlangen, Begierde, Schmerz. Der Reiz zum Verbrauch, hervorgerufen durch den Überschuß des Ersatzes, steigert sich entsprechender Weise in den Stufen: Reiz, Unlust, Überdruß, Abscheu, Schmerz. — Lust und Unlust, Verlangen und Überdruß, Begierde und Abscheu sind gleichwerthige Empfindungen und unterscheiden sich nur durch ihre entgegengesetzten Richtungen. In der That können die entsprechenden Bezeichnungen beliebig für einander gesetzt werden, je nachdem man die eine oder die andere Art der Thätigkeit im Auge hat. Lust zum Ersatz ist Unlust gegen Verbrauch und umgekehrt, und so durch alle Stufen der Reizempfindungen hindurch, die in ihren schwächsten Anfängen wie in ihren höchsten Steigerungen nicht einmal durch verschiedene Namen bezeichnet werden. Natürlich kann auf jeder Stufe der Reize der Umschlag in Befriedigung und somit die Empfindung des Vergnügens eintreten. Diese wird um so stärker sein, je stärker das vorangegangene Bedürfniß gewesen ist, und nach demselben Maße wird dann auch die Stärke des nach der Befriedigung eintretenden entgegengesetzten Bedürfnisses dem jedesmaligen Vergnügen und dem ihm vorangegangenen Reize entsprechen, vorausgesetzt, daß der Verlauf der ganzen Bewegung nicht durch gleichzeitige andere Reize, sie mögen nun gleichnamig oder entgegengesetzt sein, gekreuzt und gestört wird. Am reinsten kommt das Gesetz zur Geltung, wenn auf den mittleren Stufen des Reizes, ohne Dazwischenkunft des Schmerzes, die Befriedigung eintritt. Dann wird durch wechselnde Befriedigung mäßiger entgegengesetzter Bedürfnisse, welche durch den Übergang des Vergnügens in neuen Reiz sich selbst regulirt, jenes anhaltende Vergnügen oder vielmehr jene enge Kette von Reiz und Vergnügen erzeugt, welche die ideale Empfindung eines durchaus normalen Lebens bilden würde, deren Abglanz die Kunst nach demselben Gesetze in uns hervorzurufen bemüht ist. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Kunst selbst in ihren Werken das Abbild eines solchen schmerzlosen Lebens zu geben hat, vielmehr besteht ihre Aufgabe nur darin, die Wirkung ihrer Erzeugnisse dergestalt einzurichten, daß bei ihrer Aufnahme ins Bewußtsein vom ersten Anstoß bis zur letzten Beruhigung die Kette der in uns erregten Empfindungen eine unausgesetzt sich selbst regulirende Abwechselung von Reiz

und Vergnügen bildet. Daher ist die Darstellung des Schmerzes aus der Kunst in keiner Weise ausgeschlossen, vielmehr beruhen gerade in ihr die tiefsten und nachhaltigsten Wirkungen, ohne daß deshalb die Geltung jenes Satzes irgendwie Abbruch erleidet. Denn der durch die Kunst dargestellte Schmerz geht nicht als solcher in unsere Empfindung über, sondern tritt eben dadurch, daß er kein wirklicher ist, in unserm Bewußtsein nur als Reiz auf, der, wenn in der künstlerischen Darstellung der Schmerz gestillt wird, dadurch seine entsprechende Befriedigung erhält und so dem natürlichen Gesetze gemäß zum Vergnügen führt.

Diese doppelseitige Richtung nun von Reiz und Befriedigung, aus welcher die zwiefache Art des Vergnügens und Schmerzes folgt, hat Grant Allen gänzlich übersehen, indem er jeden Schmerz als Überschuß des Verbrauchs über den Ersatz und jedes Vergnügen als Überschuß des Ersatzes über den Verbrauch erklärt.

Es würde gar zu weit führen, wollten wir all den mangelhaften Folgerungen nachgehen, welche sich aus diesem Mißverständniß der Grundempfindung in seiner Anwendung auf die Gesetze des ästhetischen Wohlgefallens bei Grant Allen ergeben. Wir müssen uns darauf beschränken, die Ergebnisse seiner Untersuchung aus dem vorliegenden Werke mit wenigen Worten auszuziehen und nur an den wichtigsten Punkten unsere abweichenden Ansichten hinzuzufügen.

Vergnügen und Schmerz, sagt Grant Allen, seien in ihrer Allgemeinheit mit nothwendigen Lebensthätigkeiten verbunden, welche die Erhaltung und Fortpflanzung des Organismus zum Zweck haben. Je näher die Thätigkeit diesem Zweck entspreche, desto größer werde das Vergnügen sein, je mehr sie denselben störe, desto größer der Schmerz.*) Demnach werden als stärkste Empfindungen körperlichen Vergnügens diejenigen angeführt, welche die Aufnahme von Speise und Trank und die Ausübung des Geschlechtstriebes begleiten, wobei aber übersehen wird, daß dies zwei entgegengesetzte Thätigkeiten sind, indem jene den Ersatz verbrauchten Stoffes, diese dagegen den Verbrauch aufgesammelten Stoffes darstellt.

Jede Thätigkeit des Individuums, welche unmittelbar oder mittelbar auf den Zweck der Selbsterhaltung im weitesten Sinne gerichtet sei, heiße Arbeit, jede Thätigkeit, welche fortdauere, nachdem jener Zweck vorläufig erfüllt sei, sodaß sie nun als zwecklos erscheine, heiße Spiel.

Das Spiel entstehe dann, wenn durch fortdauernden Ersatz ohne neuen Verbrauch im Nervensystem sich überschüssige Kraft angesammelt habe, welche nun durch die „willkürliche Vorstellung des Vergnügens", das mit jeder normalen Function verbunden sei, in Thätigkeit gerathe. Das Spiel sei also eine Thätigkeit, welche statt der Selbsterhaltung das Vergnügen zum Zweck habe. Dieses Spiel zerfalle in zwei Klassen, entsprechend der motorischen und sensiblen Seite unseres Wesens. Die nur das Vergnügen bezweckende Thätigkeit der motorischen Organe, der Muskeln, sei reactiv und heiße eigentliches Spiel. Die entsprechende Thätigkeit der sensibeln oder Sinnesorgane sei passiv und stelle die ästhetische Empfindung dar.**)

*) Hieraus ergiebt sich aber schon ein Widerspruch gegen seine frühere Definition. Denn hiernach müßte auch der steigende Überschuß des Ersatzes über den Verbrauch, da er die Erneuerung der Gewebe hindert, welche doch die Grundlage der Selbsterhaltung ist, Schmerz verursachen, während er doch jener Definition zufolge Vergnügen hervorrufen sollte.

**) Hiernach sollte man meinen, daß Spiel und ästhetische Empfindung nur dann eintreten könnten, wenn im ganzen Organismus oder wenigstens im gesammten Nervensystem überschüssige Kräfte vorhanden sind, die nicht zum Besten der Selbsterhaltung verbraucht werden können. Dies ist aber durchaus nicht immer der Fall, vielmehr beruhen Spieltrieb und ästhetische Empfindung nur auf dem erregbaren Zustand der Sinnesorgane mit ihren Centralstellen im Gehirn und machen sich oft genug auf Kosten der Ernährung des ganzen übrigen Organismus geltend. In diesen Fällen sind die Sinnesorgane und der Intellect, welche ursprünglich nur vorhanden sind, um im Dienste der Selbsterhaltung die Mittel zur Befriedigung der Allgemeinbedürfnisse aufzusuchen, nicht nach Erfüllung ihrer Pflicht auf ein paar Freistunden aus dem Dienst entlassen, sondern haben sich eigenmächtig dieses Dienstes entledigt, um selbständig ihren eigenen Zwecken nachzugehen und die Befriedigung der Allgemeinbedürfnisse nur nebenher zu besorgen.

Diese Thätigkeit der Sinnesorgane werde durch die Gegenstände der Außenwelt angeregt, welche als Reizmittel (stimulus) auf sie wirken und schön oder häßlich heißen, je nachdem die durch sie angeregte Thätigkeit von einer angenehmen oder unangenehmen Empfindung begleitet sei. „Das „ästhetisch Schöne" sei das, was das Maximum von Anregung (stimulation) mit dem Minimum von Ermüdung oder Kraftverbrauch (waste) gewähre in Vorgängen, welche nicht direct mit den Lebensfunctionen verknüpft seien." „Das „ästhetische Häßliche" sei das, was wenig Anregung gebe oder übermäßige und vielverbrauchende (wasteful) Anforderungen an gewisse Theile der Organe mache."

Diese Bestimmung des Häßlichen steht zum Theil in offenbarem Widerspruch zu der früher gegebenen Definition des Vergnügens. Denn wenn das Vergnügen nur im Überschuß der Kräfte über ihren Verbrauch besteht, so ist nicht einzusehen, warum eine geringe Anregung ohne übermäßigen Verbrauch unangenehm sein soll, da in diesem Fall immer noch ein Überschuß von Kräften bestehen bliebe. Die Gegenstände, welche in dieser Weise auf unsere Sinne wirken, müssen dann immer noch ein gewisses Vergnügen gewähren und dürften demnach nicht für häßlich, sondern nur für weniger schön gelten.

In der That ist aber gerade diese Erweiterung der Definition, welche ohne jede Begründung auftritt, ein Zeichen ihrer Mangelhaftigkeit und weist auf die nöthige Ergänzung hin.

Es ist vollkommen richtig, daß das Häßliche ebensowohl durch zu geringe Anregung, wie durch übermäßigen Verbrauch sich kundgiebt; zu geringe Anregung ist aber nichts Anderes, als die dem übermäßigen Verbrauch entgegengesetzte ebenso einseitige Thätigkeit des übermäßigen Ersatzes.

Nach unserer Anschauung nämlich ist schön Dasjenige, was in den Sinnesorganen und deren nervösen Centralstellen eine regelmäßige Abwechslung der entgegengesetzten Thätigkeiten des Verbrauchs und Ersatzes mit einem jedesmaligen kleinen Überschuß der einen über die andere, also ein dauerndes Hin- und Herschwingen der Empfindung von einem Reiz durch das Vergnügen zum andern Reiz hervorruft, ohne daß bei dieser Thätigkeit ein allgemeines Lebensbedürfniß zum Bewußtsein kommt; häßlich dasjenige, was in jenen Organen eine der beiden Thätigkeiten, sei es Verbrauch oder Ersatz, einseitig steigert und somit dem verstärkten Reize seine Befriedigung, das Vergnügen, vorenthält. In keinem dieser Fälle kommt der Schmerz in Frage; denn wenn die einseitige Thätigkeit sich so hoch steigert, daß sie von der Empfindung des Schmerzes begleitet wird, so tritt sie aus dem Gebiete der Sinnesorgane und ihrer specifischen Nervenapparate auf das des allgemeinen Organismus über; die Empfindung hört auf, ästhetisch zu sein und gehört nur noch dem allgemeinen Lebensbedürfniß an. Die Ausschließung des eigentlichen Schmerzes aus dem Gebiete der Sinnesempfindungen stellt sich objectiv darin dar, daß die Sinnesnerven ihre besonderen Endorgane im

Gehirn haben und mit denen, welche dem Ernährungsbedürfniß dienen, in keiner directen Verbindung stehen, sondern nur auf einem weiten Umwege communiciren. Ihre Thätigkeit ist eben nur darauf eingerichtet, gewisse rasche Bewegungen des umgebenden Mediums in's Gehirn fortzuleiten und bringt durch sich selbst auch in ihrer höchsten Steigerung, ja selbst bei gewaltsamer Verletzung und Zerstörung der Sinnesnerven immer nur eine specifische Sinnesempfindung, nie aber einen eigentlichen Schmerz hervor.

Diese Abwesenheit des Schmerzes nun, welche auf der Entfernung der Sinnesorgane vom Allgemeinbedürfniß und seiner Empfindung beruht, ist es, was den Sinnesempfindungen an sich schon einen vergnüglichen Untergrund giebt und sie zu ästhetischen Empfindungen erhöht, sobald auch die mittelbare Verbindung ihrer Thätigkeit mit dem Allgemeinbedürfniß aus dem Bewußtsein schwindet und die Vorgänge in den Sinnesorganen als etwas Selbständiges empfunden werden. So lange jene Verbindung mit dem Organismus, die Beziehung auf das Allgemeinbedürfniß sich noch geltend macht, wird die Einwirkung der Außenwelt auf die Sinnesorgane nur als sinnlich angenehm oder unangenehm empfunden; erst wenn jene Beziehung vollkommen aufhört, treten die Gegenstände der Außenwelt selbst als schön oder häßlich in unser Bewußtsein. Es erfolgt dann ein völliges Selbstvergessen, ein Sichhingeben an die Thätigkeit der Sinnesorgane oder, was dasselbe ist, an die Gegenstände der Außenwelt, von denen jene hervorgerufen ist. Zugleich liegt in dieser Freiheit von Schmerz und Bedürfniß der Adel der ästhetischen Empfindungen und ihre Verwandtschaft mit den ethischen, welche in einer activen Verleugnung des Egoismus bestehen, wie diese in der passiven.

Ästhetische Empfindung (Empfindung von schön und häßlich) ist also die reine Empfindung der selbständigen Thätigkeit der Sinnesorgane mit ihren Centralnerven ohne Beziehung auf irgend ein Allgemeinbedürfniß des Organismus, gleichgiltig, ob diese Thätigkeit durch die Wirklichkeit oder durch die Vorstellung hervorgerufen wird. Dabei wird die Bezeichnung „ästhetisch" oft und ganz mit Recht von der Empfindung auf die sie hervorrufenden Objecte übertragen, und man spricht demnach von ästhetischen und unästhetischen Gegenständen und Vorstellungen. Ein nachlässiger Sprachgebrauch begeht freilich oft den Fehler, daß er unter ästhetischen Gegenständen schöne und unter unästhetischen häßliche versteht. Das ist aber durchaus falsch. Vielmehr sind ästhetische Gegenstände solche, welche leicht ästhetische Empfindungen hervorrufen dadurch daß sie unsere Sinnesorgane reizen, ohne eine merkliche Beziehung auf unser Bedürfniß zu haben, also alle Kunstobjecte und alle Gegenstände der Natur, sie mögen nun schön oder häßlich sein, so lange nur ihre Verbindung mit unserem Nutzen oder Schaden nicht hervortritt; unästhetisch dagegen sind alle diejenigen Gegenstände, welche eine ästhetische Empfindung hervorzurufen nicht geeignet sind, weil ihre Beziehung auf unser Bedürfniß in unserem Bewußtsein sich nicht auslöschen läßt, also alle ungeformten Nährstoffe, wie gestoßener Zucker, gekochtes Fleisch und dergleichen. Natürlich kann auch ein und derselbe Gegenstand, je nach der Art der Empfindung, die er gerade hervorruft, als ästhetisch oder unästhetisch gelten. — Ebenso falsch, weil eine Tautologie, ist es aber, wenn man, um jenes Mißverständniß zu vermeiden, von „ästhetisch-schönen" und „ästhetisch-häßlichen" Dingen spricht, da eben nur das Ästhetische schön oder häßlich sein kann. In diesen Fehler verfällt, wie wir oben gesehen haben, auch Grant Allen bei seiner Definition. Dagegen erkennt auch er als ein charakteristisches Kennzeichen der ästhetischen Empfindung ihr Entferntsein vom allgemeinen Bedürfniß an; allein, während wir gesehen haben, daß sich darin der ganze Unterschied der ästhetischen Empfindung von der Sinnesempfindung überhaupt erschöpft, hält er es nur für ein Merkmal unter vielen, welche „weder alle zusammen, noch jedes für sich" geeignet seien, das Wesen einer ästhetischen Empfindung zu bestimmen, weshalb er sich auch einer genauen Definition derselben enthält.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Rundschau.

— **Ein italienischer „Toussaint-Langenscheidt."** Es liegt uns vor: der erste Cursus der „italienischen Unterrichtsbriefe für das Selbststudium bearbeitet von Professor Giambatista Buonaventura aus Toskana und von Dr. phil. Albert Schmidt."*) Die Verfasser wollen die in Bezug auf die französische und englische Sprache so erfolgreiche Methode der Toussaint-Langenscheidt'schen Briefe auf das Italienische anwenden und verzichten damit von vorne herein auf den Anspruch, etwas Originelles zu schaffen. Doch gerade die sklavische Nachahmung der Toussaint-Langenscheidt'schen Methode, welche bis in das kleinste Detail durchgeführt ist, erscheint uns nicht bloß als das Hauptverdienst der Verfasser, sondern als ihr einziges Verdienst. Nach einer Richtung wird diese Tugend auch zum Fehler, denn sie hat zur Folge, daß der Stoff — die Aussprache und die Formenlehre, — der bei Toussaint-Langenscheidt in achtzehn Briefen seine vollkommen erschöpfende Behandlung gefunden hat, hier auf zwanzig Briefe ausgedehnt worden ist, während doch nicht bezweifelt werden kann, daß die Aussprache und die Formenlehre der französischen sowohl als der englischen Sprache dem Anfänger unverhältnißmäßig größere Schwierigkeiten bereiten, als dies bei der italienischen Sprache der Fall ist. Der Roman, der dem ganzen Unterrichte zu Grunde gelegt ist, die „promessi sposi" von Alessandro Manzoni, füllt zum mindesten den dritten Theil des Werkes aus. Eine bessere Wahl als die dieses zugleich so populären und so künstlerischen Meisterwerkes hätte sich nicht treffen lassen; die Sprache Manzoni's ist so edel als einfach, und seine Schilderungen führen zugleich in das italienische Leben wie in die italienische Vergangenheit ein.

Was uns an den vorliegenden Briefen mißfällt, ist vor Allem das stellenweise sehr schlechte Deutsch, in welchem sie geschrieben sind. So heißt es z. B. auf Seite 47: „Im Deutschen kann ich die Worte stellen, wie ich will, niemals im Italienischen". Der Satz beweist, daß, wer im Deutschen die Worte stellt wie er will, sie recht schlecht stellt. Weiter unten lesen wir: „Wie es also im Deutschen sein mag, im Italienischen muß der Nominativ vorausgesetzt (?) werden, da nur die Stellung ihn vom Accusativ unterscheiden kann"; auf Seite 207: „Der Schüler hat im Bisherigen sehr häufig schon ci, vi, ne gelesen, ohne Erklärung dieser Adverbien gefunden zu haben, da sie an diese Stelle gespart werden mußte." Auf Seite 208 empfehlen die Verfasser dem Schüler, daß er „besonders die grammatischen Mittheilungen dieses dreizehnten Briefes recht wohl studire" und auf Seite 217 lehren sie von den Verbi impersonali: „Sie sind nur in der dritten Person des Singulars vorhanden." Wir könnten diese Beispiele häufen, doch dürften die bisherigen genügen. Ein Buch, welches bestimmt ist, dem Deutschen die

*) Leipzig, 1877—1878. Karl Hildebrandt & Co.

Kenntniß einer fremden Sprache zu vermitteln, sollte selbst in einem anständigen Deutsch geschrieben sein.

Wir haben noch andere, gewichtigere Ausstellungen zu machen. Die Aussprachebezeichnung, die bei Toussaint-Langenscheidt in vollendeter Weise durchgeführt ist und deren Briefen den eigentlichen Werth verleiht, ist nichts weniger als sorgfältig behandelt. So betonen die Verfasser, daß die italienische Sprache keinen Laut besitze, welcher nicht durch deutsche Buchstaben darstellbar wäre und erklären, daß das g vor e und i wie dsch in Dschingiskhan laute. Dies ist einfach falsch. Allein es ist hier nicht der Ort, des Näheren auf diese und eine Reihe anderer, die Aussprache betreffender Punkte einzugehen.

Wir müssen es auch tadeln, daß die Verfasser zu den Sprachübungen mitunter Anekdoten und größere Bruchstücke aus italienischen Prosaikern gewählt haben, die keineswegs dazu geeignet sind, die Erlernung der Formenlehre zu fördern.

Wir können nach dem Gesagten die „Unterrichtsbriefe" der Verfasser nicht besonders empfehlen. Heinrich Katscher.

— **Goethe's Lyrik.** Von allen unsern Dichtern hat wohl keiner das Ausland so sehr beschäftigt als Goethe. Es ist dies begreiflich, denn Niemand ist so universalistisch, wie er, und wenn sich bornirte Geister darüber geärgert haben, daß Werther sogar ins Chinesische übersetzt sei, so zeigt das nur, daß sie den Blick für die höchsten Vorzüge eines Dichters verloren hatten. Auch die Franzosen haben sich mit Eifer am Goethe-Cultus betheiligt und wenn sie kurz nach dem Kriege im Übermaße der Erregung auch in Goethe eine Spur des ihnen so verhaßten Preußen entdeckten und deßhalb jene literarische Religion aus Frankreich verbannen wollten, so sie doch bald genug einsahen, daß sie mit solchem Gebahren nur ihrer eigenen Civilisation ein Armuthszeugniß ausstellen würden. So haben sie denn ihre Studien auch Goethe wiederum zugewandt; mit welchem Ernste, davon legt ein uns vorliegender dicker Band „Etude sur les poésies lyriques de Goethe" par Ernest Lichtenberger*) vollgültig Zeugniß ab. Diese Studien sind ebenso gründlich wie anmuthig und der Verfasser braucht nicht zu fürchten, daß man auf ihn das von ihm citirte Wort Goethe's anwende, er habe vom Schmetterlingsflügel den glänzenden Farbenstaub abgewischt. Als sein Ziel bezeichnet er, Goethe's Dichtungen aus seinem Leben und dies Leben wieder aus den Dichtungen zu erklären. Während die meisten unserer Commentatoren sich bei ihren Erläuterungen genau an die von Goethe selbst seinen Gedichten gegebene Reihenfolge halten, sucht Lichtenberger nach einem Eintheilungsprincipe. Er meint, es böten sich zwei dar, das ästhetische und das biographische, die indessen beide einander widersprächen, denn einerseits kommt der Dichter nach Unterbrechungen wieder auf dieselbe Form und dieselben Gedanken zurück, andererseits entspringe aus dieser trotz der dazwischen liegenden Zeit doch eine Zusammengehörigkeit, die nicht bei Seite gelassen werden könne. Mit Recht hebt er jedoch hervor, daß diese Schwierigkeit gerade bei Goethe auf ein Minimum reducirt würde. „Ein Dichter, der, wie Goethe, aus dem Dichten kein Geschäft macht, sondern den Augenblick der Begeisterung abwartet, bringt seine Gefühle in die Form, welche für sie paßt; sind sie stürmisch, so stürzen sie in Oden und Dithyramben, beruhigen sie sich, so strömen sie langsam in Elegien dahin. So entsprechen denn den auf einander folgenden Perioden im Leben des Dichters verschiedene Genres der Dichtung. Er hat in seiner Jugend keine Elegien geschrieben; er hat nach seinem vierzigsten Jahre keine Ode verfaßt. Andere Gruppen, die mehr Raum einnehmen, wie die Ballade, das Epigramm, haben einen Augenblick des Glanzes und der angestrengten Pflege: diesen wählen wir, sie zu studiren. — Ein einziges Genre breitet sich über das ganze Leben des Dichters aus: das Lied. Dies Genre ist dem Goethe'schen Genius am natürlichsten und ihm hat er sein Siegel am unauslöschlichsten aufgedrückt." Diese Bemerkungen sind ebenso fein wie richtig. Es ist die Identität zwischen Form und Inhalt, welche den Dichter zwang, mit seinen wechselnden Lebenstagen von Form zu Form zu eilen. Selbst die einzelnen Liebschaften — und sie sind ja so zu sagen die historischen Ereignisse im Leben unseres Dichters — machen sich in den Formen bemerklich. Wie erklärlich ist es, daß ihn Friederike zu seinen schönsten Liedern und das excentrische Kind Bettina zu jenen vielberufenen Sonetten begeisterte! So wird denn Lichtenbergers Commentar nebenbei auch zu einer biographischen Charakteristik des Dichters. Wir können unmöglich sein Buch bis ins Einzelne verfolgen und wollen nur noch sagen, daß dasselbe im Ganzen den eigentlich lyrischen Producten des Dichters gegenüber sich vollkommener erweist als bei den mehr philosophischen Gedichten. Es gilt dies z. B. vom westöstlichen Divan, wo Lichtenberger manches Hochbedeutsame übergeht. Indessen sind dies den vielen Vorzügen des Buches gegenüber doch nur kleine Ausstellungen. H. Herrig.

*) Paris, 1877. Hachette.

— Vor einiger Zeit fiel mir das Februar- und März-heft der **„Psychischen Studien"***) in die Hände. Die Zeitschrift ist „vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet", wird herausgegeben und redigirt vom Wirklichen Staatsrath Alexander Aksakow in St. Petersburg, deutsche und ausländische Gelehrte sind Mitarbeiter, und diese beiden Hefte enthalten unter Anderem Bruchstücke der Abhandlung des Professor Zöllner in Leipzig über „Thomson's Dämonen und die Schatten Plato's", sowie über „Slade's Mediumschaft", und eine „Kritik der Vorlesungen des Dr. Carpenter über Mesmerismus, Spiritualismus und verwandte Gegenstände" von A. R. Wallace. Spiritistischen Kundgebungen und mediumistischen Leistungen habe ich nie beigewohnt, was ich in den beiden Heften las, schien mir zum Theil recht verständig, zum Theil recht abgeschmackt, ich bat daher einen Freund, der persönliche Erfahrungen auf diesem Gebiet, besonders in Amerika, gemacht hat, und zu dessen Wahrheitsliebe, Beobachtungsschärfe und geistiger Gesundheit ich großes Vertrauen hege, die Bogen sich anzusehen und mir mitzutheilen, was er von dem Inhalte derselben denke. Er erfüllte meinen Wunsch und äußerte etwa Folgendes:

„Fragt man wissenschaftlich gebildete Leute, ob sie die in der Natur wirksamen Kräfte für bereits vollständig erkannt halten, so antworten sie sicherlich verneinend, hören sie aber von Vorfällen, die ihren Alltagserfahrungen zuwider laufen, so sind neun Zehntel schnell damit fertig nichts als Schwindel anzunehmen. Selbst Beobachtern und Forschern mangelt leider zu häufig die nöthige Unbefangenheit, sie gehen mit Vorurtheilen, mit Wünschen und Hoffnungen an jede Untersuchung, ihre Urtheilskraft steht unter der Herrschaft ihres Willens, und was sie gern wahrnehmen möchten, das hören, sehen, fühlen, riechen und schmecken sie; was nicht, das nicht. Bei gläubigen Spiritisten versteht sich das

*) Leipzig. Oswald Mutze.

ganz von selbst, Wunder sind ja die leicht erzeugten Kinder des Glaubens, aber die Ungläubigen machen es nicht eben besser, was in die geltenden Theorien nicht passen will, leugnen sie ab. Als Caspar Friedrich Wolf in seiner Theoria generationis 1759 den allmählichen Zellenaufbau der Organismen verkündigte, sprach Haller kurzweg sein „nulla est epigenesis", und erst ein halbes Jahrhundert später verhalf Goethe in seiner Morphologie dem fast Verschollenen zu seinem Recht. Es gehört viel moralischer Muth dazu für den Kern einer durch Phantasmen und Betrügereien entstellten Wahrheit öffentlich aufzutreten und Professor Zöllner hat diesen Muth bewiesen, als er den üblen Ruf Mr. Slade's nicht scheute, sondern sich darauf einließ mit ihm zu experimentiren. Selbst wenn für die Wissenschaft nichts herauskäme, selbst wenn er sich hätte täuschen lassen, war es besser dem Gespötte der Mitwelt zu trotzen als mit vornehm thuendem Ignoriren den Kopf in den Sand zu stecken.

„Mir sind die von Zöllner berichteten Thatsachen aus eigener Anschauung bekannt, ausgenommen das mysteriöse Schreiben auf der Schiefertafel, von dem ich nur Ähnliches mittelst des spiritistischen Schreibtelegraphen gesehen habe. Taschenspielerei findet dabei häufig genug statt, aber sie erklärt lange nicht Alles. An dienstbare Geister glaube ich natürlich nicht; was durch sie offenbart sein sollte, war stets triviales Zeug, aber mit Zöllner's vierdimensionalem Raum, in welchem vier Linien auf einem Punkt senkrecht stehen müßten, kann ich gleichfalls nichts anfangen, er ist ein widerspruchsvoller Begriff. Die meisten der vorgeführten Erscheinungen, die wandelnden Hände, die Kerzen, die Menschengestalten halte ich für rein subjectiv, erzeugt durch die persönliche Einwirkung des sogenannten Mediums auf die sinnliche Wahrnehmsfähigkeit der Anwesenden, denn nie war die Beschreibung des Gesehenen eine einheitliche. Den physischen Einfluß eines solchen Mediums habe ich empfunden; ohne daß er mich berührte, versetzte er mich in einen Zustand, der dem eines leichten Rausches ähnlich war. Mir scheint es in hohem Grade wahrscheinlich, daß jene Medien unbewußt über eine zur Zeit noch unbekannte Naturkraft verfügen, welche mechanische Bewegungen hervorbringt. Solch eine Naturkraft a priori abzuleugnen, paßt sich nicht für Männer, welche die Geschichte der Elektricität und des Magnetismus kennen, und eben so wenig für Physiologen, die den Mechanismus nicht erklären können, durch welchen der immaterielle Wille den Arm hebt und ein Gewicht noch dazu. Was wir „unseren eigenen Körper" nennen, besteht aus discontinuirlichen Molekulgruppen; mit welchem Recht darf man a priori behaupten, daß über die Grenze des „eigenen Körpers" hinaus der „Wille" nicht zu wirken vermöge? Ich sehe in den mediumistischen Leistungen Zustände und Producte der Psyche, die eines eingehenden Studiums wohl werth sind. Es ist zu bedauern, daß falsche Scham die meisten Fachgelehrten abhält, diese immerhin seltenen Phänomene zu studiren. Hat sich aber die wissenschaftliche Orthodoxie herbeigelassen, den Wahnsinn, den Blödsinn und Ähnliches in den Kreis ihrer Beobachtung zu ziehen, hat sie begonnen im Schlaf und im Traum Material für exacte Forschung zu ahnen, so darf man hoffen, eine künftige Generation werde verstehen auch aus dem Spiritismus Gewinn für die Wissenschaft zu erheben." O. S. S.

— **„Armenien"**. Ein Bild seiner Natur und seiner Bewohner von Amand Frhr. v. Schweiger-Lerchenfeld.*) — Armenien diente in dem jüngsten russisch-türkischen Kriege als Schauplatz wichtiger militärischer Operationen, es spielte in den Friedens-Verhandlungen seine Rolle und gab dem Berliner Congreß mehrere schwierige Fragen auf, deren Lösung der Friedensvertrag vom 13. Juli 1878 herbeizuführen versucht hat, und an Armenien ist vorzugsweise gedacht worden, als England mit der Türkei den Vertrag vom 4. Juni 1878 schloß, welcher England einen entscheidenden Einfluß auf die asiatische Türkei zu sichern bestimmt ist. Diese Vorgänge entsprechen der geographischen Bedeutung des Landes, welche hinfort mehr und mehr hervortreten muß, da sie veranlassen wird, daß in Armenien die wetteifernden Bestrebungen Rußlands und Englands, in Asien das Uebergewicht zu gewinnen, sich besonders scharf kreuzen werden. Demgegenüber dürfte der politischen Welt das sich auf Armenien beziehende neueste Werk des Frhrn. von Schweiger-Lerchenfeld seiner orientirenden Eigenschaften wegen gerade in diesem Augenblicke sehr willkommen sein. Der Verfasser, durch seine früheren Arbeiten „Unter dem Halbmond", „die Gebiete des Euphrat und Tigris" &c. vortheilhaft bekannt, erschließt darin von neuem seine Sammlungen von Ergebnissen eingehender Forschungen, die er auf längeren Wanderungen im Orient veranstaltet hat. In Armenien ist ihm so zu sagen kein Winkel verborgen geblieben, und da dort mit jedem Stein sich Erinnerungen aus der Geschichte alter und neuer Zeit verknüpfen, so fand er einen eigenen Reiz darin, das gegenwärtig unter türkischer Mißwirthschaft stark verödete Land in seinem Geiste mit den Gebilden und Gestalten einer vieltausendjährigen Vergangenheit von neuem zu füllen. Indem er nun die zum Theil glanzvollen Bewegungen der Jahrhunderte mit dem dermaligen wüsten Zustande des Landes in Vergleich setzte, und die Völker der Vorzeiten mit dem jetzigen Gemisch der Bewohner in fortwährende Berührung brachte, entstanden unter seiner Feder Darstellungen von wirkungsvoller Gegensätzlichkeit, welche nur an dem Uebelstande leidet, daß ihre öftere Wiederkehr dem ganzen Werke einen etwas unsteten Charakter verleiht und dem Leser die Auffindung des Zusammenhanges erschwert. Diese Darstellungen sind mit landschaftlich-geographischen Bildern verflochten, die, auf eigener Augenschau beruhend, den Eindruck der Treue und wissenschaftlichen Zuverlässigkeit machen. So schrieb der Verfasser, im Anschluß an seine Wanderungen, die vier Abschnitte: „Im Ararat-Gebiet", „Hoch-Armenien", „das poetisch-armenische Gestadeland", „Van und die Kurden", und faßte dann in dem Kapitel „Ueberblick über Gesammt-Armenien" seine Erfahrungen in einer Schlußdarstellung zusammen, in welcher auch, nach geographischer Schätzung, die culturhistorische Stellung Armeniens zu Asien in Betracht gezogen wird. Der Verfasser weist darauf hin, daß die Masse des armenischen Volkes, aller osmanischen Bedrückungen ungeachtet, der Religion erhalten worden ist, der die abendländischen Völker ihre jetzige hohe Gesittung und Cultur zu verdanken haben. Dieser Umstand scheint ihm für die Zukunft des Landes von Bedeutung. „Als christliche Etappe zwischen Orient und Occident wird Armenien zunächst demjenigen Eroberer zugute kommen, an den es durch die Bande des gleichen Glaubensbekenntnisses naturgemäß gebunden ist, das ist: Rußland". Die Ereignisse der neusten Zeit bestätigen diese Auffassung. Der Standpunkt, von welchem dieselbe ausgesprochen wurde, ist indeß keineswegs russenfreundlich; der Verfasser sieht das Vordringen Rußlands als etwas Unvermeidliches an, während er die Anstrengungen Englands, in diesem Theile des Mittelmeer-Gebietes Einfluß auf die Bevölkerung zu gewinnen, als ganz vergeblich bezeichnet; er kann der englischen Politik dort überhaupt keine

*) Jena 1878. Hermann Costenoble. (Im Anhange: Anatolische Fragmente.) Mit einem Vorwort von Fr. von Hellwald.

Aussicht eröffnen und hält alle bisherigen Pläne derselben, namentlich auch den einer Euphratbahn, für illusorisch, wenigstens auf lange Zeit für unausführbar. Die Zukunft wird bald lehren, in wie fern auf Grund des englisch-türkischen Vertrages vom 4. Juni, welcher der englischen Politik im Orient unberechenbare neue Mittel zuführen kann, in diesen Verhältnissen eine Änderung eintreten wird.

— **Ein neuer Roman von Hans Hopfen.** Als wir vor längerer Zeit an dieser Stelle mehrere Hopfen'sche Romane besprachen, mußten wir einer baierischen Dorfgeschichte den Preis zuerkennen. Auch in seinem neuesten Werke dem „alten Praktikanten"*), hat sich der Verfasser wiederum auf seinen heimatlichen Boden begeben und von Neuem bewiesen, daß er denselben als Poet sein Eigenthum nennen darf. Der alte Praktikant ist im Grunde gar nicht so alt; es ist ein Assessor, der in einem am Abhange der baierischen Gebirge belegenen Dorfe als Vertreter eines Notars fungirt und hier bei einem guten Glase Bier sein Fortkommen und die ganze übrige Welt vergessen hat, trotzdem er mit seinen Blicken von der Warte des Wirthsgartens herab sogar die ferne Landeshauptstadt erreichen kann. Da steigt das Leben gleichsam aus dieser zum Gebirge empor, eine Eisenbahn wird gebaut, über deren Schienen wir im ersten Kapitel zum ersten Male den schnaubenden Dampfwagen rollen sehen. Höchst ergötzlich ist das verschiedene Verhalten der Bauern zu dieser Neuerung geschildert. Den meisten Vortheil hat von der neuen Eisenbahn die „Doctorbäuerin", welche eine große, nunmehr vielbesuchte Kuranstalt gründet. Diese Doctorbäuerin ist eine der Wirklichkeit entlehnte Figur, deren Urbild erst vor Kurzem gestorben ist. Unter ihren Gästen befindet sich auch eine kranke Staatsräthin mit zwei Zwillingstöchtern, die einander so ähnlich sehen, daß der unglückliche Praktikant nur mit der größten Mühe dahinter kommt, in welche er sich eigentlich verliebt hat, und selbst im kritischsten Momente noch eine Verwechselung begeht, die beinah böse Folgen gehabt hätte. Das ist Alles höchst ergötzlich geschildert, ebenso die Doctorbäuerin und ihre Patientin, die große Procession und das dabei vermeintlich sich begebende Wunder. Die hübsch gedachte Episode vom Unglück des jungen Böswirthes, dem ein mit den allerneuesten Liedern der Residenz ausgerüstetes Schenkmädchen seines Concurrenten alle Gäste entführt, hätte vielleicht noch satyrischer und lustiger wirken können. Doch ist Hopfen wohl von zu liebenswürdigem Naturell, um seinen Humor mit allzuscharfen Strichen arbeiten zu lassen. H. H—g.

— **Washington Irvings Skizzenbuch.***) Der junge plattdeutsche Dichter Karl Theodor Gaedertz aus Lübeck, Verfasser der unter dem Titel „Julklapp" erschienenen „Leeder un Läuschen", der Übersetzer des Corneille'schen „Horatius", der Tragödien „Esther" und „Britannicus" des „Racine" hat sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, das vortreffliche, noch unerreicht gebliebene Skizzenbuch des Amerikaners Irving in das beste akademische Deutsch zu übertragen. Da es in die bekannte Reclam'sche Universal-Bibliothek aufgenommen worden ist, braucht man dem liebenswürdigen Buche die weiteste Verbreitung nicht noch erst anzuempfehlen. Eine nochmalige gründliche und dem Original wirklich gleichbedeutende Übersetzung war gewissermaßen zum Bedürfniß geworden, wenn wir in Betracht ziehen, daß die Übersetzer vor ihm mit ihrer Arbeit es sich sehr leicht machten, die als Motto über jedes Kapitel gestellten, schwer verständlichen und schwer übersetzbaren Gedichte theils stümperhaft und unrichtig wiedergaben, theils dieselben ganz und gar fortließen und die schönsten und schwungvollsten Satzperioden in die denkbar holperigste Prosa umwandelten. Um Irving zu verstehen und zu übersetzen, muß man in erster Linie Dichter sein oder dichterische Empfindung besitzen. Diese Eigenschaften besitzt Gaedertz in hohem Maße. Die Biographie Washington Irvings ist eine werthvolle Zugabe; aus jeder Zeile merkt man den philologischen Kritiker heraus und staunt über die Belesenheit des jungen Autors bei Prüfung der außerdem noch am Schlusse des Werkes angefügten Anmerkungen, die auf vierunddreißig enggedruckten Seiten das Verständniß mancher dunklen Stellen und Anspielungen im Texte fördern helfen. Entzückend schön, wovon sich jeder Kenner der englischen Sprache und Literatur überzeugen kann, sind die eingestreuten poetischen Blumen wiedergegeben. Es sei dieses Buch auf das Angelegentlichste empfohlen. Wilhelm Röseler.

— Um nachzuweisen, daß die **Ethik Schiller's** nach seiner Beschäftigung mit Kant in ihrem Wesen dieselbe geblieben, welche sie vorher war, hat Dr. Franz Schnedermann, Oberlehrer am Gymnasium zu Chemnitz, eine kleine Broschüre veröffentlicht,*) die von großem Fleiße beredtes Zeugniß ablegt und besonders denen willkommen sein wird, die nicht ohne weiteres davon überzeugt sind, daß ein künstlerisches Genie ersten Ranges allemal selbständig bleibt. Sie werden es „nicht von vornherein als unfruchtbar" bezeichnen, wenn der Verfasser unternimmt „Schiller einmal weder mit den Einen aus Goethe, noch mit den Anderen aus Kant, sondern den gewordenen Schiller aus dem werdenden Schiller zu erklären", sie werden sich freuen, wenn sie erfahren: „— es bleibt bei allen diesen Erwägungen ein Etwas in Schiller übrig, das sich nicht erklären läßt; gerade der moralische Rigorismus, diese elastische Feder, deren Kraft ihn befähigte, überall den höchsten Flug zu nehmen, wird stehen bleiben müssen als das Geheimniß seiner Persönlichkeit." Dr. Schnedermann, der Schiller sehr gründlich studirt und die in sein Thema schlagende, ziemlich umfängliche Literatur eingehend berücksichtigt hat, weist nach, „das moralische System des zur Selbstgewißheit gereiften Schiller . . . . ist von dem Kantischen System unmittelbar beeinflußt und mit demselben auf's engste verwandt, aber es fällt nicht mit ihm zusammen." Wo die Darstellung nicht zu voller Klarheit durchdringt, (z. B. Seite 15 bei dem Verhältniß des göttlichen Willens zum menschlichen,) da liegt es an dem theologischen Standpunkte des Darstellenden. Denkenden Nicht-Theologen fällt es unmöglich, „die Mitgabe der Freiheit" als „Erklärung des Räthsels", weßhalb der Mensch so häufig das moralisch Unrichtige wählt, anzuerkennen. Die Freiheit ist das Ergebniß eines Kampfes, sie ist der Sieg der höheren Anlagen des Individuums über seine niederen Triebe, wie kann sie „mitgegeben" sein? Alle Welt hat den Wunsch „auf das friedevolle Ufer des apostolischen ἔργηκα hinüberzutreten" — wenn sie nur könnte! Die „mitgegebene" Sinnlichkeit schleudert die „mit-

---

*) Der alte Praktikant. Eine baierische Dorfgeschichte. Stuttgart, 1878. Hallberger.

*) Übersetzt, mit Biographie und Anmerkungen herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Leipzig, 1878. Philipp Reclam jun.

*) Über die beiden Hauptperioden in Schiller's Ethik mit Rücksicht auf das Verhältniß des Dichters zu Kant. Leipzig, 1878. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

gegebene" Vernunft immer wieder in das stürmische Meer der Leidenschaften zurück und auf das friedevolle, apostolische Ufer gelangen nur wenige Auserwählte! O. S. S.

— **Gladstone: Der Farbensinn.** Zu den interessantesten Fragen der historischen Naturforschung gehört offenbar die Frage, ob unsere Vorfahren in demselben Grade wie wir befähigt waren, die äußeren Erscheinungen sich zum Bewußtsein zu bringen, d. h. ob ihre Sinne in gleicher Weise ausgebildet waren, wie dies jetzt bei den Menschen der Fall ist, oder ob auch hier eine allmähliche Entwickelung, eine feinere Ausbildung der Fähigkeit der Sinneswahrnehmung nachgewiesen werden kann. Es ist natürlich nicht leicht, hierüber Sicheres zu erforschen, da wir nur aus Äußerungen alter Schriftsteller über uns jetzt noch zur Beobachtung zugängliche Gegenstände Rückschlüsse machen können, und daß es auf diesem Gebiete an Controversen nicht fehlt, ist bekannt. Trotz aller Schwierigkeiten ist man aber jetzt so weit, daß in Bezug auf den Farbensinn die allmähliche Entwickelung des Menschengeschlechtes mit großer Sicherheit nachgewiesen ist; Professor Hugo Magnus hat in seinem Werke „Die geschichtliche Entwicklung des Farbensinns" diesen Beweis geführt. Eine recht erfreuliche Unterstützung findet er jetzt durch eine kleine Schrift des englischen Staatsmannes W. E. Gladstone,*) welcher sich schon lange auf dem Gebiete der Homer-Literatur einen Namen gemacht hat, und welcher jetzt aus der Anwendung der verschiedenen Ausdrücke in Homer nachweist, daß dieser nur die Farben Roth und Orange kannte, und für alle anderen Farben-Eindrücke unempfindlich war, so daß er nur den größeren oder geringeren Lichteffect bemerkte und für ihn nur der Unterschied zwischen Hell und Dunkel in den verschiedensten Abstufungen vorhanden war. Es war dies aber keine persönliche Eigenschaft des Homer, wie jetzt etwa einzelne Leute an Farbenblindheit leiden, sondern eine Eigenschaft des damaligen Menschengeschlechtes, welches die Eindrücke der übrigen Farben noch nicht zu unterscheiden vermochte. Dieses Unterscheidungsvermögen hat sich seitdem allmählich bis zu der jetzigen Höhe gesteigert; daß es aber noch nicht an der Grenze angekommen ist, zeigt die von manchen Malern beobachtete individuelle Erziehung des Auges für eine größere Empfänglichkeit in Bezug auf Farben, und wir dürfen wohl hoffen, daß diese jetzt noch vereinzelte höhere Empfänglichkeit später Allgemeingut werden wird.

Mancherlei

William Cullen Bryant, Dichter und Journalist, am 3. November 1794 in Cummington, Mass., geboren, starb am 12. Juni 1878 in Roslyn bei Newyork im Alter von vierundachtzig Jahren. Er war einer der bekanntesten amerikanischen Dichter, ein Patriarch der amerikanischen Literatur; schon in seinem zehnten Jahre veröffentlichte er Gedichte in der „County Gazette". In seinem vierzehnten Jahre gab er den „Embargo" heraus, eine politische Satyre, und „The Spanish Revolution"; und 1809 als er achtzehn Jahre alt war, schrieb er „Thanatopsis", welches zuerst 1817 in der „North American Review" erschien. Er studirte zwei Jahre in Williams College, dann ward er Jurist. Obgleich er sich auch als solcher auszeichnete, waren doch seine Neigungen literarisch, und ein in Cambridge erschienener Band Gedichte bewies, daß er ein echter Dichter sei. 1825 ging er nach Newyork, wo er die „New York Review" edirte, die sich später mit der „U. S. Review" amalgamirte. 1826 trat er in Verbindung mit der „Evening Post", und als er allein über dieses Blatt verfügen konnte, verwandelte er es aus einem föderalistischen und schutzzöllnerischen Blatt in ein demokratisches, das den Freihandel begünstigte. — Folgendes ist das Verzeichniß seiner noch im Buchhandel vorhandenen Werke: „Letters of a Traveller", „Orations and Adresses", „Among the Trees", „Poetical Works", Letters from Spain", „Song of the Sower", „Story of the Fountain", „Little People of the Snow", „Letters from the East", „Translation of the Iliad of Homer", „Translation of the Odyssey of Homer", „Voices of Nature". (Record.)

Professor Joseph Henry, Secretär und Director der Smithsonian Institution, starb den 13. Mai 1878 in Washington. Er war am 17. December 1797 in Albany im Staate Newyork geboren, ward 1826 Professor der Mathematik in der Albany Akademie, 1832 Professor der Natural Philosophy am College von New Jersey und Princeton; 1846 wurde er zum ersten Secretär und Director der Smithsonian Institution erwählt. Er erhielt 1829 den Honorargrad eines Doctors der Rechte von Union College, und 1851 auch von Harvard University. 1849 war er Präsident der amerikanischen Association für Fortschritt der Wissenschaft; 1868 ward er zum Präsidenten der United States National Academy of Sciences gewählt, 1871 zum Präsidenten der philosophischen Gesellschaft von Washington; in demselben Jahre auch zum Chairman of the Light-House Board der Vereinigten Staaten; die drei letzten Ämter behielt er bis zu seinem Tode. Professor Henry bereicherte die Wissenschaft durch Untersuchungen im Gebiete der Physik und Meteorologie und in anderen Zweigen der Naturwissenschaften; er gab werthvolle Arbeiten heraus in den Abhandlungen verschiedener gelehrter Gesellschaften, deren Mitglied er war, und widmete zweiunddreißig Jahre seines Lebens der Aufgabe, die Smithsonian Institution zu dem zu machen, was ihr Gründer bezweckt hatte. (Record.)

Seitens der Pariser Akademie (Abtheilung für die sciences morales et politiques) sind kürzlich zwei Werke mit einem Preise von je 1000 Frcs. bedacht worden, welche im gegenwärtigen Augenblicke in Deutschland auf besonderes Interesse Anspruch machen dürfen. Das Eine, mehr novellistischer Natur, mag hier nur mit dem Titel angeführt werden: „Pauvres et mendiants, roman des questions sociales" von G. de la Landelle. Das Zweite, ernstere, verdient jedenfalls die volle Beachtung aller Derjenigen, welche den socialen Wirren unserer Zeit näher getreten sind; es ist verfaßt von einem jener humanen, um das geistige und materielle Wohl der Arbeiter besorgten und verdienten Großindustriellen, wie man sie in Frankreich so häufig, in Deutschland aber, gestehen wir es nur ohne Umschweife, so selten antrifft, von Herrn Jules Siegfried aus dem Ober-Elsaß, z. Z. in Havre, und führt den Titel: „La misère, son histoire, ses causes et ses remèdes" (Paris, 1877). Herr Siegfried entwirft darin eine Geschichte des Elends und der Noth, erörtert die Ursachen (Alter, Krankheit, Unfälle, Tod, Arbeitsmangel als materielle, unverschuldete — Unwissenheit,

*) Der Farbensinn. Mit besonderer Berücksichtigung der Farbenkenntniß des Homer. Von W. E. Gladstone, M. P. ehemaliger Premier-Minister von Großbritannien, Lordrector der Universität Glasgow. Autorisirte deutsche Übersetzung. Breslau, 1878. J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

Trunksucht, Liederlichkeit, Faulheit als moralische, verschuldete) sowie die das physische und moralische Herunterkommen des Individuums bedingenden Folgen von Noth und Elend und bespricht alsdann aufs ausführlichste an der Hand von den in Frankreich so zahlreich vorhandenen Wohlthätigkeits-Institutionen und mit Hinweis auf wünschenswerthe Erweiterung derselben die Mittel zur Abhülfe und Bekämpfung jener Ursachen und Folgen. Herr Siegfried unterscheidet dabei und classificirt darnach: 1) Öffentliche oder staatliche Beihülfe, 2) Private oder individuelle Beihülfe, 3) Öffentliche oder staatliche Präventivhülfe, 4) Private oder individuelle Präventivhülfe. Eine nähere Besprechung des Werkes liegt außerhalb dieser Blätter und so seien die Interessenten nur gebeten, es selbst und sicher mit Vortheil zur Hand zu nehmen. Schon vor Jahresfrist machte ich durch eine eingehendere Besprechung in einer volkswirthschaftlichen Wochenschrift auf dieses Buch aufmerksam. Als ich Herrn Siegfried meinen Artikel sandte, sagte er mir sehr erfreut seinen Dank und schrieb mir u. A.: „Es interessirt diese Frage die ganze Menschheit . . . . und gewiß werden Sie mit mir bedauern, daß nicht zur Berathung all' der einschlägigen, vom socialen wie moralischen Standpunkt aus so wichtigen Angelegenheiten eine aus Deutschen, Franzosen, Engländern, Russen und anderen Völkern bestehende Commission eingesetzt werden kann, um ein gemeinsames Vorgehen darin zu ermöglichen." Beiläufig hat unlängst Freiherr von Stauffenberg in seiner Candidatenrede vor seinen Münchener Wählern einen ganz ähnlichen Gedanken in dieser Angelegenheit ausgesprochen und es kommt vielleicht einmal eine Zeit, welche verwirklicht, was wir für unausführbar halten zu müssen glauben.

Paul Dehn.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Diplomatic Sketches: By an Outsider. Forms Vol. 1 of a Series of Sketches of Foreign Representatives at the English Court, and contains a Sketch of the Austrian Ambassador, Count Beust. London, Bentley. 6 s.

Draper, J. W.: Scientific Memoirs; Experimental Contributions to a knowledge of Radiant Energy. London, S. Low. 14 s.

Fox, C. B.: Sanitary Examinations of Water, Air, and Food; a Handbook for the Medical Officer of Health. With Illustrations. London, Churchill. 12 s. 6 d.

Francis, F. & Cooper, A. W.: Sporting Sketches with Pen and Pencil. London, Field Office. 21 s.

Hall, H. Byng: Lucullus; or, Palatable Essays, in which are merged „the Oyster", „the Lobster" and „Sport and its Pleasures". By the Author of „the Queen's Messenger", „the Bric-a-Brac Hunter" etc. 2 vols. London, Remington. 15 s.

Hamilton, Dr. A. Mc. Lane: Nervous Diseases, their Description and Treatment. London, Churchill. 14 s.

Sergeant, Lewis: New Greece. An Account, of the Political, Social, and Domestic Life of the Inhabitants of Greece at the Present Day, and of the Recent History of the Country. With 2 Maps, demy 8vo., cloth. London, Cassel. 21 s.

Stokes, Margaret: Early Christian Architecture in Ireland. Illustrated with Woodcuts. London, Bell. 21 s.

Wonderful London: Its Lights and Shadows of Humour and Sadness. Illustr. London, Tinsley Bros. 12 s.

II. Französisch.

Carette, E.: Etudes sur les Temps antéhistoriques. Première Edition: Le Langage. Paris, Germer Baillière & Cie. 8 fr.

Donnat, M. Léon: L'État de Californie. Recueil des Faits observés en 1877—78 sur l'Education publique, la Presse, le Mouvement intellectuel, les Lois, les Moeurs, le Gouvernement, le Climat et les Ressources. in-12°. Paris, Delagrave. 3 fr. 50.

Guyau, M.: La Morale d'Epicure et ses Rapports avec les Doctrines contemporaines. Paris, Germer Baillière. 6 fr. 50.

Loret, J.: La Muze historique ou Recueil des Lettres en Vers, contenant les Nouvelles du Temps. Avec Notes, Glossaire etc. par Ch. L. Livet T. IV, première partie (1663—1665) grand in-8, papier vergé. Paris, Daffis. 7 fr. 50.

Razona, Eugène: Les grands Jours de la République. Fort volume in-18 jésus. Paris, Cinqualbra. 3 fr.

Vuillaume et Gotendorf: Atlas du Cours de la Seine de Paris à Rouen au 1 : 12,500. 25 feuilles jésus, reliées. Paris, Challamel ainé. 50 fr.

III. Amerikanisch.

Brewster, C. W.: Rambles about Portsmouth, New Hampshire: Sketches of Persons, Localities, and Incidents of two Centuries. Portsmouth. 30 M.

Browne, J.: Short Studies of Great Lawyers, English and American. Albany. 12 M. 60.

Drinker, H. S.: Tunneling, Explosive Compounds, and Rock Drills. Giving the Details of Practical Tunnel Work etc. Illustr. half-morocco. New-York. 151 M. 20.

Findley, S.: Rambles among the Insects. Philadelphia. 7 M. 80.

Howe, J. B.: Political Economy of Great Britain, the United States and France in the use of Money; a New Science of Production and Exchange. Boston. 21 M. 60.

Howe, J. B.: Monetary and Industrial Fallacies; a Dialogue. Boston. 9 M.

Lemoine, J. M.: Quebec, Past and Present. Illustrated. Toronto. 12 M. 60.

Parker, F. A.: Battle of Mobile Bay, and the Capture of Forts Powell, Gaines, and Morgan, by the combined Sea and Land Forces of the United States, under the command of Rear-Admiral David Glasgow Farragut, and Major-General Gordon Granger, August 1864. Boston. 18 M.

Severance, M. S.: Hammersmith; his Harvard Days. Boston. 12 M. 60.

Storrs, R. S.: Early American Spirit, and the Genesis of it; the Declaration of Independence and the Effects of it. New-York. 15 M.

Thompson, M.: Witchery of Archery. Comprising a Complete School for Archery, for the Lawn and Hunting etc. Illustr. New-York. 9 M.

Woodward, J. D.: Scenery of the Pacific Railways and Colorado. With Map and Illustrations. New-York. 7 M. 80.

Zell: Imperial Library Atlas of the World. By John Bartholomew and William Hughes. Containing 123 Coloured Maps. Imperial folio, half-morocco. Philadelphia. 180 M.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Hofmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Begründet von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 7. September 1878. [№ 36.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Gizycki: Hume's Ethik.

Gewiß ist das moralische Verhalten eines Menschen von hervorragendster Wichtigkeit für ihn selber sowohl als für Alle, mit denen er in Verkehr tritt, man kann sehr wohl „die Moral die eigentliche Wissenschaft und Sache der Menschheit im Allgemeinen" nennen, sie bezeichnen als „dasjenige, was Jedermann nothwendig interessirt", und braucht dennoch nicht einzustimmen in die Klage, welche Herr von Gizycki*) erhebt, daß Büchern über Ethik keine Aufmerksamkeit geschenkt wird, denn gewöhnlich sind sie äußerst langweilig, erzählen breit und ermüdend, was Jeder schon längst wußte, und verdienen daher nur in seltenen Fällen Beachtung. Mit dieser Bemerkung soll dem Verdienst seines neuesten Werkes kein Abbruch geschehen; er hat früher werthvolle Darstellungen der Lehren Spinoza's und Shaftesbury's veröffentlicht und gern wird man den geist- und lichtvollen Gedanken David Hume's folgen, welche, so weit sie ethische Fragen erörtern, diesesmal behandelt werden, man wird der Kritik des Verfassers beipflichten, seine Skizze der englischen Moralisten vor und nach Hume dankbar anerkennen, sich mit seiner Schlußabhandlung: „Über die universelle Glückseligkeit als oberstes Moralprinzip" im Ganzen einverstanden erklären können, und doch sagen müssen, daß auf ethischem Gebiet oft viel Lärm um Nichts geschlagen wird. „Nur dann", so heißt es gegen den Schluß, „wenn die Willens- und Gemüthsverfassung des Menschen eine solche ist, daß die uneigennützigen Triebfedern seiner Natur die selbstischen zu überwinden im Stande sind, nur dann, wenn Pflichtgefühl und Menschenliebe die regierenden Prinzipien sind, und wenn in kritischen Momenten der Egoist im Menschen wider sie nicht aufzukommen vermag: nur dann ist der Mensch ein Segensquell, nur dann ist ein Handeln möglich, das dem summum bonum gemäß ist." Sehr wahr und richtig, aber bedarf es denn einer längeren Abhandlung, um uns das zu beweisen? Wem war es unbekannt, daß das Wesen der Moral darin besteht, gerecht zu handeln und Selbstverläugnung auszuüben im rechten Maß und am rechten Ort? Zwei Verse Schiller's haben genügt, Kant's allzustrenge Pflichtenmoral in die nöthigen Schranken zu bannen; es steht heute fest, daß der ganze Mensch, nicht blos sein Vergeltungstrieb, sein Gerechtigkeitssinn, oder seine Aufopferungsfähigkeit und seine Sympathie einseitig genommen, daß der ganze Mensch mit seinen höheren Anlagen erforderlich ist zur Grundlegung der Moral, daß der klare Kopf, das edle Herz und der gute Wille vereinigt sein müssen, um ein moralisch tüchtiges Subject herzustellen; lohnt es nun der Mühe darüber zu streiten, ob man von dem „Grundprinzip der universellen Glückseligkeit" ausgehen und „durch Erfüllung der bekannten Moralgesetze" bei der individuellen Charaktertüchtigkeit als Ziel anlangen soll, oder ob man den umgekehrten Weg einschlagen, als „Grundprinzip die Vervollkommnung des Individuums" aufstellen und durch „Erfüllung der bekannten Moralgesetze" bei der universellen Glückseligkeit ankommen muß? Der Gang von Korinth nach Sparta und der Gang von Sparta nach Korinth ist doch dem Wesen der Sache nach ein und derselbe. Auch sagt der Verfasser selbst: „In Beziehung auf den Inhalt ist bei weitem kein so großer Unterschied unter den Moralsystemen, wie man vielleicht glauben könnte, wenn man blos auf die verschiedenen Ausdrucksweisen sieht, deren dieselben sich bedienen. Und dies ist auch kein Wunder: sind ja doch die Elemente dieser verschiedenen Systeme stets aus der wirklichen Moral der Menschheit abstrahirt, welche im Wesentlichen und in den Grundzügen nur eine ist." Damit gesteht er ein, daß der Hader fast immer ein Hader um Worte sein muß und rechtfertigt die Gleichgültigkeit des Publikums. Hat er doch selber nicht vermocht die eigene Aufmerksamkeit festzuhalten; er verspricht (S. 104) im Namen Hume's „die vier folgenden Reflexionen", fängt dann an mit: „Erstens finde ich nicht, daß" u. s. w. und vergißt die drei übrigen. Da es sich an der Stelle um den Unterschied von defects und vices, Fehlern und Lastern, handelt, so illustrirt der Autor durch sein eigenes Beispiel. Lasterhaft ist sein Verfahren hier eben so wenig wie auf S. 336, wo er behauptet: „Du sollst nicht lügen!" lautet das siebente Gebot — und an dem Wortlaut dieses Gesetzes ist nichts zu ändern", aber mit etwas mehr Sorgfalt ließen sich beide Fehler vermeiden und ebenso der alte Irrthum (S. 284), den ehrlichen Bernhard Manderville als Apologeten des Lasters zu verketzern!*) — Herr von Gizycki huldigt einer teleologischen Weltanschauung. „Der Baum des Lebens mit den Blüthen des Bewußtseins erscheint somit als der wahre, letzte Zweck der Natur", sagt er; d. h. der Zweck der unbewußten Natur ist: Bewußtsein zu erlangen. Auf die in dem Satze versteckten Widersprüche läßt er sich nicht ein; daß der Zweckbegriff ein Bewußtsein, und zwar ein unbefriedigtes, Mangel empfindendes voraussetzt, erwähnt er nicht. Allen Menschen ist unbekannt, was die stete Bewegung der Natur bedeutet, was sie sagen will mit dem vielfach in ihr beobachteten Kreislauf, mit dem ewigen Aufbauen und Einreißen, mit dem rücksichtlosen, unveränderlich starren Gesetzen folgenden Gebahren, mit unserem Schmerz und unserer Lust, also —? Nun, wir gehören nicht zu den Philosophen, die sich berechtigt glauben aus einer, nur einer Prämisse einen Schluß zu ziehen. Um seine Berechtigung zu erweisen, sagt der Autor: „Alle Naturforscher, auch diejenigen, welche die Zweckbetrachtung principiell geächtet haben, brauchen häufig Worte wie

---

*) Die Ethik David Hume's in ihrer geschichtlichen Stellung. Nebst einem Anhang: Über die universelle Glückseligkeit als oberstes Moralprinzip. Von Dr. Georg von Gizycki. Breslau, 1878. Verlag von Louis Köhler.

*) Siehe Magazin Nr. 17 von 1877 S. 257 Spalte 2.

nieder oder höher, vollkommen oder unvollkommen, Fortschritt, Function, Verrichtung, Leistung u. s. w., welche sämmtlich diese Zweckbetrachtung voraussetzen: ein Zeichen, wie unabweisbar dem natürlichen Denken diese Kategorie der Auffassung ist." Ohne Zweifel; nur soll man nicht übersehen, daß diese Kategorie nur von uns für uns gemacht ist, nicht für die Natur. Die Natur bildet, und ihre Gebilde dünken uns niedriger oder höher, aber wir haben kein Recht von ihr auszusagen, sie bilde Dieses vollkommen, Jenes unvollkommen, sie mache im Nilthale einen bedeutenden Fortschritt gegen die Sahara, und zeige bereits in den Oasen, wo sie eigentlich hinauswolle. Der Mensch, der immer bedürfende, hat Zwecke, und Moralität ist eines der wichtigsten Mittel, seinen Hauptzweck, die Glückseligkeit, wo möglich die universelle, zu erreichen. Worin die Moralität besteht, weiß Jeder. Moralisten, die heutzutage ein großes Publikum finden, nicht blos ihren Fachgenossen bekannt werden wollen, müssen etwas Besonderes leisten. Es genügt nicht, daß sie Moral predigen, auch nicht, daß sie Moral begründen, auch nicht, daß sie über Moral debattiren, sie müßten die Kunst verstehen, unmoralische Leser moralisch zu machen und die, welche bereits moralisch sind, zu unterhalten. O. S. S.

England.

Grant Allen's physiologische Theorie der ästhetischen Empfindungen.

(Fortsetzung.)

Es ist klar, daß die Begriffe „schön" und „häßlich" insofern relativ sind, als sie von der größeren oder geringeren Reizbarkeit der Sinnesnerven und ihrer Centralstellen abhängen. Derselbe Gegenstand, welcher die Thätigkeit eines empfindlichen Organs überreizt und deshalb als häßlich empfunden wird, ruft in einem stumpferen Organ erst eine mäßige Thätigkeit hervor und gilt ihm noch für schön. Ebenso wird ein stumpfes Organ auf gewisse Reizmittel noch gar nicht reagiren, welche in dem feineren Organ bereits die normal wechselnde Thätigkeit und die Empfindung des Schönen hervorrufen; dagegen wird niemals der grobe Sinn leise Nuancen, welche den feinen Geschmack als schön ansprechen, seinerseits häßlich finden; vielmehr entgehen sie demselben ganz und machen auf ihn gar keinen Eindruck. Auf diesen Umständen beruht die allbekannte Verschiedenheit des ästhetischen Geschmacks, dessen Abweichungen jedoch in bestimmten von der Intensität des Reizes abhängenden Grenzen eingeschlossen sind, über welche hinaus die Begriffe „schön" und „häßlich" einen absoluten Werth erhalten. Natürlich kann der Geschmack eines jeden Menschen innerhalb derjenigen Grenzen verfeinert und ausgebildet werden, welche ihm durch die angeborene Empfindungsfähigkeit seiner Organe gesetzt sind.

Da nun solchergestalt das Gebiet der Ästhetik durch die Thätigkeit der Sinnesorgane bestimmt ist, so untersucht nun Grant Allen den ästhetischen Werth der einzelnen Sinnesempfindungen. Derselbe sei um so geringer, je näher die Thätigkeit der einzelnen Sinnesorgane mit den allgemeinen Lebensbedürfnissen des Organismus verknüpft ist: am geringsten demnach im Geschmack und Geruch, etwas höher im Getast, am höchsten im Gesicht und Gehör. Zugleich wird nachgewiesen, daß auch diejenigen Sinnesempfindungen, welche jetzt als selbständig ästhetische auftreten, ursprünglich zum Dienste jener Bedürfnisse bestimmt waren. Für Geschmack und Geruch ist dies leicht einzusehen. Gegenstände von süßem Geschmack und angenehmem Geruch sollen der Ernährung des Organismus förderlich sein, Gegenstände von bitterm Geschmack und unangenehmem Geruch auf die Ernährung des Organismus hinderlich oder auf seinen Bestand zerstörend einwirken. Die Berührung rauher oder kalter Gegenstände soll eine schädliche, glatter oder warmer eine förderliche Tendenz auf das Allgemeinbefinden haben. Diejenigen Fälle, welche eine Ausnahme zu machen scheinen, werden dadurch erklärt, daß das Nervensystem nicht prophetisch sei, sondern jedesmal nur die gegenwärtige Wirkung empfinde. Nicht anders verhalte es sich mit Gehör und Gesicht. Wohlklingende Laute und lebhafte reizende Farben sollen ursprünglich dem Organismus förderliche, mißtönende Geräusche und trübe, schmutzige Farben zerstörende Kräfte ankündigen. Die allgemeine Übereinstimmung der Natur bringe es dabei mit sich, daß die lebhafte, die Sinne der Thiere anlockende Farbe gewisser Blumen und Früchte auch dem Gedeihen dieser selbst zu Gute komme. Die angelockten Insecten müssen durch Forttragen des Blüthenstaubes zur Befruchtung der Pflanzen behilflich sein; die Thiere, welche lebhaft gefärbte Früchte aufsuchen und verzehren, bereiten durch ihre Verdauung den Samen zu leichterem Keimen vor. Jedoch wird nach Darwin's und Wallace's Vorgang kurz danach wieder behauptet, daß „die lebhafte Farbe gelegentlich auch dazu dient, eher abzuschrecken als anzulocken — gleich unseren eigenen rothen Gefahrsignalen — wie es der Fall ist bei vielen Insecten, deren Farben auffallend lebhaft sind, während sie einen unangenehmen Geschmack haben." In diesem Satze liegt ein Widerspruch, den Grant Allen ungelöst läßt. Niemals kann die Natur so wenig mit sich in Übereinstimmung sein, daß dieselbe lebhafte Farbe auf gleichmäßig empfindende Organe unter denselben Umständen das einemal anlockend, das anderemal abschreckend wirkt. Wenn die Thatsache wirklich richtig ist, so kann sie nur dadurch erklärt werden, daß die veränderte Wirkung aus einer Veränderung ihres subjectiven oder objectiven Factors hervorgeht. Entweder stimmten Farbe und Geschmack des Insectes in ihrer Wirkung auf andere Thiere ursprünglich gar nicht überein, vielmehr wirkte die Farbe wie in den übrigen Fällen anlockend, und ihre jetzige abschreckende Wirkung ist nur die Folge vererbter Erfahrung, welche durch den unangenehmen Geschmack eingeleitet wurde; oder die lebhafte Farbe hat an sich noch nicht die vergnügliche anlockende Wirkung, sondern ruft nur einen starken Reiz hervor, der durch Steigerung seiner Intensität eben so gut zu Mißvergnügen und Widerwillen führen kann.

Dies also der Ursprung der ästhetischen Empfindungen und der Zusammenhang des Wohlgefallens und Mißfallens gewisser Gegenstände mit den Bedürfnissen des Organismus und ihrer Befriedigung.

Nun aber tritt bei der Untersuchung der physiologischen Vorgänge im Gehörs- und Gesichtssinn, auf denen die ästhetischen Empfindungen beruhen, ein Element auf, welches die Form ihrer Thätigkeit ausdrückt und ihren ästhetischen Werth objectiv bestimmt. Es ist dies die Regelmäßigkeit der Wirkung, ihre Wiederholung in gleichgemessenen Zeiten oder Räumen die, je nach dem Gebiete, in welchem sie hervortritt, Periodicität, Rhythmus, Symmetrie, Consonanz oder Farbenharmonie heißt.

Alle diese Namen sind nur verschiedene Bezeichnungen für ein und dasselbe Gesetz, von verschiedenen Sinnen aufgefaßt. Für uns ist dasselbe gleichbedeutend mit dem oben aufgestellten Grundgesetz alles Lebens, der nothwendigen Abwechslung entgegengesetzter Thätigkeiten, dessen Form es objectiv hörbar oder sichtbar darstellt.

Wie alle Thätigkeit des Organismus und seine sichtbare Form: Schlafen und Wachen, Aufnahme und Ausscheidung von Nahrungsstoff, Einathmen und Ausathmen, Systole und Diastole des Herzens, sowie der bis in seine kleinsten Theile hinein symmetrische Bau unseres Körpers nichts ist als der objective Ausdruck dieses Schwingungsgesetzes in Zeit und Raum, so fordert unser ästhetisches Gefühl von allen Gegenständen, welche auf dasselbe einwirken, eine Übereinstimmung mit diesem Gesetze, oder, was dasselbe ist, eine Übereinstimmung mit der Thätigkeitsform unseres eigenen Organismus. In der That beruht auch unser ganzes Wohlgefallen und Mißfallen an ästhetischen Gegenständen und jegliche Kunstform, in ihrer einfachsten wie in ihrer complicirtesten Gestalt, auf dieser Forderung, so daß die Kunstform jeder Art sich als ein Abbild organischer Lebensthätigkeit erweist.

Reiz und Befriedigung mit Gegenreiz ist die Formel, aus der sich alles ästhetische Vergnügen herleiten läßt, und als deren einfachstes sichtbares Symbol die Schwingung eines frei aufgehängten Pendels erscheint.

Symmetrische Theilung der Linien und Flächen, doppelseitige und perspectivische Gliederung der Massen, Zusammenstellung der einander fordernden Complementärfarben und harmonische Gruppirung der Gegenstände, Rhythmus, Harmonie und Melodie, Versmaß, Tonfall und Reim,*) Spannung und Befriedigung der Neugier, ja Erregung von Furcht und Mitleid, alles dieses ist nichts als die sinnlich dargestellte Form organischer Lebensthätigkeit, welche überall als eine doppelseitige erscheint. Von der Form in der plastischen Kunst versteht sich dies ohnehin, da ihr hauptsächlicher und fast einziger Gegenstand das Abbild der menschlichen Gestalt ist. Ja, selbst der ästhetische Werth des einfachen musikalischen Tones und der reinen Farbe beruht nur auf der regelmäßig abgemessenen Wiederkehr von Wirkung und Gegenwirkung, Reiz und Gegenreiz, Verbrauch und Ersatz. Die regelmäßige Abwechslung der Bewegung, der ununterbrochene Rhythmus ist es, was diesen Thätigkeiten und ihrer Empfindung den wohlgefälligen Charakter giebt, die Unterbrechung und Verwirrung des Rhythmus ist es, was sie mißfällig macht, während unperiodische Bewegungen an sich gar keinen ästhetischen Werth haben. Die Unterbrechung des Rhythmus entsteht aber allemal dann, wenn eine periodische Bewegung gekreuzt wird von einer unperiodischen oder von einer andern periodischen, deren Exponent zu dem der ersteren in keinem einfachen rationellen Verhältniß steht, so daß sie sich nicht leicht zu einer neuen zusammengesetzten Periode vereinigen können. Auch hierbei handelt es sich also nur um eine Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung gleichartiger Thätigkeiten, deren jede für sich in der regelmäßigen Abwechslung entgegengesetzter Schwingungen besteht.

Von dieser, wie mir scheint, einfachen und einheitlichen Anschauung ist Grant Allen weit entfernt. Getreu seiner einseitigen Auffassung der ästhetischen Empfindungen, nach welcher das Vergnügen jedesmal durch einen Überschuß des Ersatzes über den Verbrauch und der Schmerz nur durch einen Überschuß des Verbrauches über den Ersatz bedingt wird, wägt er, gestützt auf Helmholtz' Untersuchungen in seiner Lehre von den Tonempfindungen und seiner „Physiologischen Optik", die ästhetische Wohlgefälligkeit oder Mißfälligkeit von Tönen und Farben nach den Anforderungen ab, welche sie an den Verbrauch energischer Kräfte im nervösen Apparat des Gehör- und Gesichtsorgans machen und erlangt dadurch im Ganzen richtige, aber unvollständige Ergebnisse. Danach beruht ihm die unangenehme Empfindung, welche durch schrille Töne und Dissonanzen sowie durch disharmonische Farben hervorgerufen wird, immer darauf, daß die erregten feinen Nervenfasern der Sinnesorgane nicht Zeit genug behalten, ihren Verbrauch wieder zu ersetzen, sondern mitten im Ausruhen von Neuem in Thätigkeit versetzt und dadurch zu einem übermäßigen Verbrauch ihrer Kraft genöthigt werden, während die angenehme Empfindung, welche musikalische Klänge, Consonanzen und harmonische Farben begleitet, nur durch die Möglichkeit eines vollkommenen Ausruhens bedingt wird. Ebenso führt er das Wohlgefallen an dem eigentlich sogenannten Rhythmus auf sein Schema vom Maximum des Reizes und Minimum des Verbrauchs zurück und findet das Mißvergnügen an der Unterbrechung des Rhythmus durch einen übermäßigen Verbrauch von Kräften begründet.

„Wenn wir die Straße entlang gehen", heißt es (S. 114) unter der Überschrift Rhythm, „vergnügen wir uns zuweilen damit, jeden Pfosten zu berühren, auf jede zweite Steinplatte zu treten, oder mit unserem Stock gegen jeden Laternenpfahl zu stoßen. Wenn wir aus irgend einem Grunde genöthigt sind, einen in der Reihe auszulassen, oder aus Mangel an jenen Gegenständen ganz aufzuhören, so empfinden wir eine leichte Leere, welche ein sehr leises Mißvergnügen hervorruft. Das Nervensystem hat sich selbst in einen Zustand der Erwartung versetzt und ist auf die entsprechende Entladung im richtigen Zeitpunkt vorbereitet. Wenn der Anlaß zur Entladung ausbleibt, so muß die angesammelte Energie sich durch andere Kanäle zerstreuen, was ein gewisses Maß von Kampf und Kraftverschwendung (waste) einschließt. Unter den oben genannten Umständen würden wir unserer Empfindung wahrscheinlich dadurch Luft machen, daß wir mit den Fingern schnippen, auf einen Stein schlagen oder unsern Stock herumwirbeln."

Die Thatsache ist richtig, aber die Erklärung mangelhaft. Denn wodurch dieser „Zustand der Erwartung, in welchen das Nervensystem sich selbst versetzt hat", hervorgebracht sei, wird nicht gesagt, und wie grade der Mangel an Entladung bei aufgehäufter energischer Kraft eine Verschwendung eben derselben Kraft bewirken soll, ist durchaus nicht einzusehen, während nach unserer Anschauung „der Zustand der Erwartung" aus dem Erforderniß der regelmäßigen Abwechslung entgegengesetzter Thätigkeiten hervorgeht und „das Mißvergnügen bei mangelnder Entladung" in dem übermäßig gesteigerten einseitigen Reiz zum Verbrauch besteht, dem seine Befriedigung versagt ist. Ein gleiches, aber entgegengesetztes Mißvergnügen würde eintreten, wenn statt des Ausfallens eines Gegenstandes in der Reihe plötzlich dicht neben einander und vor dem erwarteten Zeitpunkt sich zwei solche Gegenstände zeigten, eine Unterbrechung der Regelmäßigkeit, deren Grant Allen, obgleich sie seiner Erklärungsweise günstiger sein würde, gar nicht erwähnt, weil er immer nur eine Seite der Thätigkeit und zwar, wie sich hier zeigt, nicht einmal immer dieselbe im Auge hat.

Derselbe Fehler kehrt wieder, wo er das ästhetische Wohlgefallen an den einfachsten Erscheinungen der Form zu deuten versucht. Das ästhetische Wohlgefallen an der geraden Linie, „welches Niemand bezweifeln kann, ausgenommen jene Klasse mystischer Denker, welche nur die complicirtesten Entfaltungen der Kunst betrachten, anstatt mit den einfachsten Elementen zu

---

*) Um nur ein Beispiel anzuführen, so beruht die eigenthümliche Schönheit der Terzinenform darauf, daß schon mit der Befriedigung, welche rasch auf den Reiz folgt, zugleich ein neuer Gegenreiz hervortritt, so daß diese Reimform ganz vorzüglich das Bild einer zusammenhängenden Kette von Reiz und Vergnügen darbietet.

beginnen", erklärt er durch „jene Liebe zu Ordnung und Symmetrie, welche in civilisirten Menschen so tief begründet ist." Die gerade Linie, welche in der Natur nirgends vorkomme, werde dagegen, „sobald die menschliche Rasse ihre Hände zu constructiven Zwecken zu gebrauchen beginnt, als die passendste Begrenzung für viele Gegenstände erkannt", und das Gefallen an symmetrischen Formen rühre dann nur von dem Wiedererkennen des bereits Bekannten her; denn „kurz, überall ist das, was die Vorstellung von Bekanntsein und Verständlichkeit mit sich führt, angenehm; das, was die Energie der höheren nervösen Organe in nutzlosen Vermuthungen aufbraucht, unangenehm." Auf diese Weise wird mittelst eines circulus vitiosus das Wohlgefallen am Verfinden der geraden Linie nur durch das Wohlgefallen am Benutzen der geraden Linie erklärt, der eigentliche Grund aber dieses Wohlgefallens, wo es sich vorfindet, gar nicht erkannt.

In der That ist nämlich die (für unser Auge) unbegränzte gerade Linie ästhetisch durchaus nicht wohlgefällig, sondern höchstens indifferent; ihre ästhetische Würdigung tritt erst mit ihrer Begrenzung ein. Nun könnte man meinen, die begrenzte gerade Linie sei deshalb wohlgefällig, weil sie die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten darstelle; allein diese Meinung wird durch die Thatsache widerlegt, daß als Verbindung zwischen zwei Punkten gewisse krumme Linien, ja sogar zusammengesetzte, viel wohlgefälliger wirken als die einfache gerade. Der Grund liegt darin, daß das ästhetische Wohlgefallen an geraden oder krummen Linien zwar erst durch die Begrenzung möglich, aber keineswegs schon durch sie allein hervorgerufen wird. Vielmehr tritt das Wohlgefallen erst mit der wirklichen oder vorgestellten symmetrischen Theilung derselben ein, das heißt mit ihrem Auseinandergehen von einem Punkte aus nach zwei entgegengesetzten Richtungen; es ist also wiederum die regelmäßige Abwechselung zweier entgegengesetzter Thätigkeiten in unserm Auge, was die Empfindung des Schönen hervorruft. Die Unmöglichkeit einer solchen Theilung schließt auch das ästhetische Wohlgefallen aus. Deshalb würde eine verticale gerade Linie für sich allein durchaus nicht wohlgefällig wirken, wohl aber in Verbindung mit einer horizontalen oder mit zwei von einem ihrer Endpunkte aus nach beiden Seiten hin gleich geneigten Geraden. Dagegen ist die krumme Linie an sich wohlgefällig, weil sie eine solche symmetrische Theilung schon von vornherein anzeigt, und zwar um so wohlgefälliger, je deutlicher ein solches Auseinandergehen nach entgegengesetzten Richtungen sich von selbst ergibt und je leichter dabei der Übergang von der einen Seite zur andern stattfindet, also die elliptische Linie wohlgefälliger als einerseits der vollkommene ungetheilte Kreis, andererseits die horizontale Gerade.

Daß aber auch die Natur selbst in ihren Gebilden wie in ihren Bewegungen überall die vollkommenste Symmetrie entweder wirklich aufweist oder doch allen Hindernissen zum Trotz immer wieder zu erreichen strebt, ist eben die Folge jener überall wirkenden Abwechselung entgegengesetzter Thätigkeiten, welche das Grundgesetz aller Lebensform darstellt und deshalb auch zum Grundgesetz aller künstlerischen Form sich erhebt, weil ja die Kunst in ihren einfachsten wie in ihren complicirtesten Gestaltungen immer nur das Abbild des Lebens enthält.

Diesem Satze scheint Grant Allen ausdrücklich zu widersprechen, wenn er bei Aufzählung einer langen Reihe von Gegenständen in der Natur, welche durch Form, Farbe, Symmetrie und Mannigfaltigkeit unser Auge ergötzen, hinzusetzt (S. 183): „Bloße Symmetrie verwerfen wir, weil wir gewohnt sind, dieselbe mit den dürftigen Werken der Menschen zu vergesellen, oder, wenn wir sie in der Außenwelt finden, sie nur im Einzelnen zu erwarten. Unsere Begriffe von Erhabenheit erfordern, daß die Natur in ihren höchsten Schöpfungen sich nicht an Lineal und Winkelmaß binden lasse." Allein hier ist der Begriff der Symmetrie nur in seinem engsten und abstractesten Sinn gefaßt, als bloße und reine, genau gleichmäßige Theilung und Verbindung von Linien, welche, da die Natur überall körperliche Gegenstände aufweist, die ohne Form, Farbe und Mannigfaltigkeit gar nicht gedacht werden können, in ihr als solche isolirt gar nicht vorkommen kann. Und dennoch gibt es auch in der Natur selbst gewisse Gegenstände, welche fast nur durch symmetrisch getheilte und verbundene Linien unser ästhetisches Wohlgefallen erregen. Es sind dies einerseits Krystalle von indifferenter Farbe, andererseits Erzeugnisse des Kunsttriebes der Thiere, wie das Gewebe der Radspinne oder der Zellenbau der Bienen. Grant Allen selbst erwähnt in einem späteren Capitel das Wohlgefallen an solchen Gegenständen, leitet es aber von der „Dazwischenkunft des Intellects" ab, welcher das Wohlgefallen an Handfertigkeit (skill in handicraft) auf die Erzeugnisse der Natur übertrage,*) während er noch später dieses Wohlgefallen an der Handfertigkeit wieder durch das Wohlgefallen an der Nachahmung der Natur begründet, so daß wir von einer Instanz zur andern hin und her geschickt werden, ohne der eigentlichen Quelle dieses Wohlgefallens näher zu kommen. Uns aber, die wir auch die Wirkungen von Form, Farbe, Mannigfaltigkeit und Ton als regelmäßig abwechselnde Sinnesthätigkeiten auffassen, tritt die Symmetrie an allen Erscheinungen der Natur im Ganzen wie im Einzelnen entgegen und ist sie es allein in den Wirkungen derselben, was die Empfindung des Schönen in uns hervorruft.

Es ist dann auch nicht zu verwundern, wenn Grant Allen die Erzeugnisse menschlicher Kunstfertigkeit, in denen die Symmetrie absichtlich und bewußt mit größerer Deutlichkeit auftritt, bloß um dieser ihrer Eigenschaft willen in vollkommenen Gegensatz zur Natur stellt, während sie in Wirklichkeit doch als Fortsetzung und Erhöhung natürlicher Lebensthätigkeit durch den menschlichen Geist gelten müssen, eine Erkenntniß, welche, freilich nur in Beziehung auf eine Art von Zwitterkunst, Shakespeare in The Winters Tale A. IV. Sc. 3. folgendermaßen ausspricht:

> Nature is made better by no mean,
> But nature makes that mean: so, o'er that art,
> Which, you say, adds to nature, is an art,
> That nature makes. You see, sweet maid, we marry
> A gentler scion to the wildest stock
> And make conceive a bark of baser kind
> By bud of nobler race: this is an art,
> Which does mend nature, — change it rather: but
> The art itself is nature.

Bisher haben wir bei Grant Allen es nur mit denjenigen ästhetischen Empfindungen zu thun gehabt, welche nach ihm das reine Ergebniß der Thätigkeit der Sinnesorgane sein sollen. In Wirklichkeit freilich ist das niemals der Fall. Die Thätigkeiten des Sehens und Hörens sind, wie schon Kant und nach ihm Schopenhauer auf das Überzeugendste nachgewiesen haben, wesentlich intellectuell und ohne das sie aufnehmende oder vielmehr sie erst erzeugende Bewußtsein gar nicht vorhanden. Grant Allen aber hält es für nöthig, den Übergang von Spiel und ästhetischer Empfindung zur Kunst durch die „Dazwischenkunft des Intellects"

*) (S. 191) We even transfer the feeling to natural objects, which we figure to ourselves as the result of intelligent design, and compare with mere human standards, so infinitely inferior, admiring the exquisite finish of leaves and flowers, of daintily fluted shells and embossed sea-urchins, of many-sided crystals and convoluted coral.

zu vermitteln und führt als Beispiele ästhetischer Empfindungen des Intellectes im Gegensatz zu denen der Sinne eben jenes Wohlgefallen an Symmetrie und Handfertigkeit an; doch hält er dieselben für untergeordnet und die elementaren Sinnesempfindungen für die Hauptsache.*) Er betrachtet „die Obliegenheit des Intellects wesentlich als eine Dazwischenkunft; das heißt als ergänzend, nicht als fundamental. Derselbe combinirt sinnlich schöne Bestandtheile, so daß sie ein synthetisches Ganzes hervorbringen, welches schöner ist als alle seine einzelnen Theile. Doch ohne die ursprünglich ästhetischen Bestandtheile kann seine Thätigkeit kein ästhetisches Resultat ergeben."

Es ist nicht ganz klar, was Grant Allen hier unter „Intellect" versteht. Am nächsten kommt seine Andeutung dem, was Kant als „synthetische Einheit der Apperception" begreift, das heißt, derjenigen geistigen Thätigkeit, welche die von den verschiedenen Sinnen getrennt aufgefaßten Eigenschaften eines und desselben Gegenstandes ebenso auf einen gemeinschaftlichen innern Grund zurückbezieht, wie sich unsere durch die Sinnesorgane vermittelten Empfindungen derselben in dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte des Ich's vereinigen; es ist die Uebertragung des individuellen einheitlichen Bewußtseins in die Außenwelt.

Nun ist es unzweifelhaft richtig, daß ein Gegenstand ohne ästhetische Eigenschaften niemals einen ästhetischen Eindruck machen kann, aber ebenso unbezweifelt ist es auch, daß ohne jene vereinigende geistige Thätigkeit von der Auffassung irgend eines Gegenstandes als eines Ganzen überhaupt gar nicht die Rede sein könnte. Wenn man auch demnach abstracterweise ästhetische Eigenschaften betrachten kann, ohne des Gegenstandes zu gedenken, dem sie angehören, ebenso wie man einzelne Sinnesempfindungen haben kann, ohne sich grade des empfindenden Ich's deutlich bewußt zu sein, so ist doch die Auffassung eines ästhetischen Ganzen, oder eines Kunstwerks ohne Beziehung jener Eigenschaften auf einen gemeinschaftlichen Grund, von dem sie ausgehen, ebenso unmöglich, wie die Zusammenfassung und Vereinigung verschiedener Sinnesempfindungen ohne Zugrundelegung des empfindenden Ich's. Diese Beziehung und Zusammenfassung besteht aber keineswegs in einem bloßen Combiniren und Ordnen von Bestandtheilen; denn jeder Bestandtheil setzt selbst schon wieder eine solche einheitliche Auffassung seiner Eigenschaften voraus. Eigenschaften hinwiederum sind keine Bestandtheile, und nie kann durch Combiniren oder Ordnen von Eigenschaften irgend ein einheitliches Ganzes hervorgebracht werden. Vielmehr muß der Begriff der Einheit als des gemeinschaftlichen Grundes verschiedener Eigenschaften ihrer Zusammenfassung zu einem Ganzen erst vorausgehen, wie das Bewußtsein des einheitlichen Ich's eine Vereinigung der Empfindungen erst möglich macht.

Man denke sich einmal, wenn das möglich wäre, unabhängig von einander durch verschiedene Gegenstände hervorgebracht: die Empfindung der weißen Farbe (ohne jegliche Form, Größe u. s. w.); dann der länglich runden Form (ohne Größe, Farbe u. s. w.); dann einer gewissen Temperatur; dann eines gewissen Drucks (ohne daß die Form des drückenden Gegenstandes kenntlich wird); endlich einer bestimmten Schwere, und so hintereinander alle die verschiedenen Sinnesempfindungen, welche die verschiedenen Eigenschaften eines Eies hervorbringen können, eine jede isolirt, so wird doch nie aus der Combinirung und Ordnung dieser Eigenschaften die einheitliche Vorstellung eines Eies entspringen, selbst dann nicht, wenn es möglich wäre, alle diese Eigenschaften gleichzeitig, aber von einander isolirt auf unsere Sinnesorgane wirken zu lassen; vielmehr ist, damit diese Vorstellung entstehe, die intellectuale Voraussetzung einer gemeinschaftlichen Beziehung aller jener Eigenschaften auf einen und denselben Grund nöthig, ohne den sie gar nicht vorhanden sein könnten. Hieraus ergibt sich, daß die „Thätigkeit des Intellects", welche Grant Allen hier im Auge zu haben scheint, keineswegs bloß accidentiell und untergeordnet, sondern vielmehr fundamental und wesentlich ist, sobald es sich darum handelt, daß das symmetrische Spiel der Kräfte sich zu einem Kunstwerk zusammenschließe und die durch dasselbe hervorgerufenen ästhetischen Empfindungen sich in jener einheitlichen Stimmung zusammenfinden, welche das Kunstgefühl ist.

Das Spiel wie die ästhetische Empfindung ist eine regelmäßige Abwechselung entgegengesetzter Lebensthätigkeiten ohne deren Zweck: Selbsterhaltung und Fortpflanzung, also Nachahmung des Lebens ohne seinen Inhalt, bloße sinnliche Lebensform. Durch jene Beziehung aber gewinnt das Spiel wie die ästhetische Empfindung einen selbständigen Zweck, der nicht außerhalb ihres Gebietes in den allgemeinen Lebensbedürfnissen liegt, sondern in ihnen selbst als Grund und Ziel ihrer Thätigkeit enthalten ist. Die bloße Form erhält dadurch Inhalt und Bedeutung, und das Spiel wird zur Kunst. Dieser Inhalt ist für das Spiel dasselbe, was für die eigentliche Lebensthätigkeit der sie bestimmende individuelle Grundtrieb ist, den wir immer noch am besten mit dem althergebrachten Worte „Seele" bezeichnen könnten. Wenn das Spiel bloße Nachahmung der Lebensform war, so wird die Kunst durch diese Begründung des Spiels zur Darstellung des Lebens selbst. Ist das Spiel der organischen Lebensthätigkeit analog, so wird das Kunstwerk zum vollständigen reinen Abbild eines lebendigen Organismus, das so in ein selbstständiges Dasein tritt.

(Schluß folgt.)

*) I feel convinced, that every Aesthetic Feeling, though it may incidentally contain intellectual and complex emotional factors, has necessarity for its ultimal and principal component pleasures of sense, ideal or actual, either as tastes, smells, touches, sounds, forms or colour.

Hare: „Walks in London."*)

Herr Hare, der bereits als Verfasser zweier werthvoller und origineller Reisebücher für Italien vortheilhaft bekannt ist, hat in dem vorliegenden Werke seine angenehme und ersprießliche Methode auf das umfangreiche Thema der englischen Metropole zur Anwendung gebracht. Seinem Systeme liegt die Idee zu Grunde, Ausflüge in die verschiedenen Stadttheile zu machen, und deren Merkwürdigkeiten, in der Reihenfolge, in der sie sich so bieten, zu beschreiben. Daher wird trotz der unendlichen Menge von Büchern, die über London bereits geschrieben worden sind, das Hare'sche wahrscheinlich bei Einheimischen sowohl als bei Fremden das beliebteste Handbuch werden wegen dieser höchst logischen und angenehmen Anordnung, die nicht hoch genug geschätzt werden kann, wenn es sich um eine Stadt, wie London, mit ihren großen Entfernungen handelt. Jedoch darf das Hare'sche Buch nicht mit den eigentlichen oder gewöhnlichen Reiseführern verwechselt werden, denn es enthält keine solchen praktischen Winke, wie Baedeker und Meyer sie geben; dessenungeachtet sollte kein Reisender, dem es darum zu thun ist, London in verständiger

*) „Walks in London" by Augustus J. C. Hare. 2 vols. Daldy, Isbister & Co., 1878.

Weise kennen zu lernen, es unterlassen, sich mit dem Hare'schen Buche, als einer Ergänzung zu jenen, zu versehen.

Zum Ausgangs- und Mittelpunkte aller seiner Ausflüge durch London nimmt der Verfasser Charing Croß und schildert nun alle interessanten Dinge, wie er sie von dort aus der Reihe nach besucht.

Der erste Band beschäftigt sich hauptsächlich mit der City, während der zweite dem Westend und Westminster gewidmet ist. Dem in seinen Werken über Italien befolgten Plane bleibt er hierbei auch insofern treu, als er in seine eigenen Schilderungen auch Auszüge aus anderen Autoren einflicht, aus Dichtern, Archäologen, Architekten, je nach Gegenstand und Veranlassung.

„Sir", sagte Dr. Johnson, jener unwandelbare Verehrer Londons, „Sir, das Glück Londons kann nur von Denen begriffen werden, die dort gelebt haben. Ich möchte behaupten, daß in einem zehnmeiligen Umkreise des Hauses, in welchem wir jetzt sitzen, mehr Gelehrsamkeit und Wissenschaft zu finden ist, als in dem ganzen übrigen Königreiche zusammengenommen." Unser Autor ist fast ebenso enthusiastisch in seiner Bewunderung unserer allzu beleibt gewordenen Metropole, wie der derbe alte Johnson; und wiewohl nicht alle Londoner sich zu dieser Begeisterung hinaufschwingen werden, so muß doch immerhin zugegeben werden, daß, was intellectuelle Thätigkeit und Triebkraft betrifft, London von keiner europäischen Hauptstadt übertroffen wird. Allein Herr Hare geht noch weiter: versteigt er sich doch zu dem Ausspruche, daß London die malerischste Stadt der Welt sei; dies wird Ausländern, die fast durchweg in dem Wahne befangen sind, daß wir in dem ewigen Düster gelber Nebel leben, ungeheuerlich erscheinen, aber dessen ungeachtet enthält der Ausspruch ein Körnchen Wahrheit. An sonnigen Tagen sind die atmosphärischen Wirkungen in London von seltenem Reiz und der Ruß, der alle Steine in Trauer kleidet, gibt der ganzen Stadt ein alterthümliches Aussehen.

Überdies ist kein Ort in Europa so wohl ausgestattet mit Baum und Buschwerk, wie gerade London, wo selbst die engste und belebteste Straße der Altstadt ein wenig Grün aufzuweisen hat. Ja, es ist behauptet worden, und mit vollem Recht, daß es keinen Punkt in London gibt, von wo man nicht einen Baum erblickt. Heine muß bei seinem Besuche Londons entweder bei sehr schlechter Laune oder in den Händen eines miserablen Cicerone gewesen sein, da er darüber klagt, daß es im Weichbilde der Stadt nichts gebe, was einen Dichter anzuziehen vermöchte. Wahrscheinlich beschränkten sich seine Besichtigungen auf die modernen Gebäude und fashionablen Gesellschaften des Westend. Gerade über der City, dem ältesten Theil der Stadt, liegt Londons eigenthümlicher Zauber. Freilich, wer an Wochentagen durch ihre Straßen geht, wird von dem Strudel des brausenden Geschäftslebens betäubt, aber wenn man dem Rathe unseres Verfassers folgt und des Sonntags die verödeten Straßen durchwandert, so fällt das Auge des Beschauers auf viele köstliche Denkmale alter Zeiten, auf Häuser, die von dem großen Brande verschont geblieben sind, auf Gebäude aus der Zeit Karls des Zweiten, Thorwege mit prächtigen Skulpturen, verschollene Kirchen und mit allen diesen Dingen steigen historische Erinnerungen auf. Selbst Leute, die ihr Leben lang in der Hauptstadt gewohnt haben, werden unter der Leitung Hare's eine Menge interessanter Thatsachen erfahren, von denen sie bisher nur dürftige oder schattenhafte Vorstellungen hatten.

Von Charing Croß aufbrechend, spazieren wir an der Seite des Verfassers die große Straße hinab, die, einst der Strand der Themse, heute von den Palästen des Adels eingefaßt ist, deren Gärten bis zum Flusse hinunterreichen. Von diesen Palästen und ihren Eigenthümern haben die Nebenstraßen des Strand ihre Namen erthalten, welche alle, wie Essex Street, Norfolk Street, uns die edelsten Geschlechter Englands ins Gedächtniß rufen. Historische Erinnerungen drängen sich uns im Übermaße auf, hier wie nicht minder in den „Inns of Court", den ehemaligen Gerichtshöfen, die, jetzt den Advocaten überlassen, einst die Residenz der Tempelritter waren und deren prächtige, aber selten besuchte Kirche eine der schönsten ist, deren London sich rühmen kann. Der nächste Ausflug richtet sich nach Fleetstreet, mit Erinnerungen an Milton, an das Fleetschuldgefängniß und die Fleet-Heiraten, von denen die älteren Romanschreiber uns so oft erzählen. Demnächst kommt die St. Pauls-Kirche mit ihrer wechselvollen alten Geschichte und ihren allerneuesten Restaurirungen. Den meisten Lesern wird es wohl neu sein, daß die Gesammtkosten der von Wren erbauten Kathedrale durch eine Steuer auf jede in den Londoner Hafen gebrachte Tonne Kohlen aufgebracht wurde, weswegen man mit Recht sagt, daß die Kirche eine ganz besondere Berechtigung zu ihrem rußigen Aussehen habe.

Nun dringen wir in das Herz der City und besuchen den Tower, die Docks, die großen, aber leerstehenden Kirchen, die verschiedenen Stiftungen, wie die Christ-Churchschule, die prächtigen Bankethallen der Stadtgilden mit ihren ungeheuren Reichthümern an Gold- und Silbergeschirr; die düster aussehende Gegend des Newgate-Gefängnisses, die Fleischhallen von Smithfield mit ihren Heerden geschlachteter Kälber, Schweine, Ochsen und Hammel, die, neben einander gelegt, eine Fleischfläche von 75 Morgen darstellen würden. Wohin wir blicken, staunen wir ob der ungeheuren Masse menschlichen Lebens und Treibens, das diese Stadt mit ihrem Verbrauch und ihren Hilfsquellen umspannt. Einige der Waarenhäuser der City sind kleine Städte für sich und die Frage, wie all diese Waaren verbraucht werden können, wäre wohl am Platze, wenn wir uns nicht erinnerten, daß London mehr Einwohner zählt als ganz Dänemark oder die ganze Schweiz.

Der zweite Band bringt uns nach Charing Croß zurück, von wo aus wir die Nationalgallerie besuchen. Für sie sowohl, als für das British Museum und andere Sehenswürdigkeiten gibt dieser Band einen ausreichenden Katalog. Dann schauen wir uns in Pall-Mall die Clubs an, echt englische Institutionen, von denen Taine mit Bewunderung gesagt hat: „comme ils savent organiser le bien-être." Auch statten wir den Parks einen Besuch ab, sowie den palast-ähnlichen Stadthäusern des Adels mit ihren Kunstschätzen, dann wandern wir durch Regent- und Oxfordstreet, Whitehall, betrachten die Westminsterabtei und die beiden Häuser des Parlaments, Lambeth, Chelsea, Kensington mit seinem Museum und seinen modernen Wohnhäusern; und überall finden wir den Verfasser wohl bewandert. Niemand wird erwarten, daß ein Buch, welches eine solche Menge verschiedenartiger Gegenstände behandelt, durchaus fehlerfrei sei; in der That haben sich einige Irrthümer eingeschlichen, die aber von keinem Belang sind; und jede folgende Auflage wird das Buch vollkommener machen. Es gibt uns eine unendliche Fülle von Belehrung und besitzt außerdem noch den Vortheil, handlich zu sein, so daß jeder Reisende es ohne Beschwerde bei sich führen kann, während die künstlerisch ausgeführten Bildchen von abgelegenen Winkeln und verschollenen Kunstschätzen dem Buche noch einen besonderen Werth verleihen. Sogar solche Leute, die sich den Genuß einer Reise nach London nicht gestatten können, werden in den beiden Bänden einen gewissen Ersatz finden.

Von Lord Macaulay wird erzählt, daß er jede Straße Londons durchschritten habe. Wenn wir den stets wachsenden

Umfang der Stadt bedenken, so scheint es kaum glaublich, daß er je einen Nachfolger finden werde. Daher behauptet auch der Verfasser nicht, uns in jede Straße dieser endlosen Welt von Ziegeln und Cement geführt zu haben, wohl aber hat er uns jeden Punkt von Interesse gezeigt; und wer immer seinen Fußstapfen folgt, wird ihm sicherlich öfters Dank sagen für die angenehme und gehaltvolle Plauderei, womit er ihm den Weg verkürzt. 3.

Frankreich.

Pariser Brief.

Aubé, Histoire des persécutions de l'Eglise, la polémique païenne à la fin du IIe siècle, Fronton, Lucien, Celse, Philostrate; Amédée Thierry, Nestorius et Eutychès, les grandes hérésies du Ve siècle; Ritter, Jean Jacques et le pays romand, La famille de Jean Jacques; Adolphe Jullien, La Cour et l'Opéra sous Louis XVI; Hector Malot, Cara; Adolphe Belot, La Femme de Glace; Glatron, Philippe Faucart.

Zu den Gelehrten, welche sich in Frankreich mit dem wärmsten Eifer der Kirchengeschichte gewidmet haben, gehört Herr Aubé; er hat sich zuerst bekannt gemacht durch eine Geschichte der Kirchenverfolgungen bis zum Ende der Antonine*). Dieses schon vor mehreren Jahren erschienene Buch ist der erste Band einer Reihe umfassender Studien über die Anfänge des Christenthums; wie uns der Verfasser mitgetheilt, sollen fünf Bände den ganzen Gegenstand erschöpfen. Jüngst ist der zweite Band erschienen: nachdem Aubé uns vorher erzählt hatte, welch schwere, blutige Verfolgungen die Kaiser über die Bekenner des gekreuzigten Christus verhängten, schildert er uns nun die Polemik, die am Ende des zweiten Jahrhunderts zwischen Christen und Heiden ausbrach**). Gewiß ein denkwürdiger Kampf! Denn zu dieser Zeit wüthen die Heiden nicht mehr gegen die neue emporstrebende Religion mit Mord und Leibesstrafen, sie werfen ihre Gegner nicht mehr den wilden Thieren vor, sie suchen nicht mehr dem Heidenthum durch Strenge und Gewaltthaten die Herrschaft in der Welt zu erhalten: sie bekämpfen die Christen mit den Waffen des Witzes und Verstandes, sie führen gegen sie einen Federkrieg: kein Richtbeil mehr und keine Henker, nur Schriften sollen dem Gegner den Garaus machen, und die Angreifer sind geistreiche hochbegabte Männer, die in spöttischer Beredsamkeit und tiefer Kritik wetteifern und danach trachten, in den Herzen der Zeitgenossen die Ehrfurcht und Achtung vor der Religion ihrer Widersacher durch die Macht der Rede zu zerstören. Fronto, der Lehrer des Marcus Aurelius, der spitzfindige Rhetor, der sich für die ältesten Schriftsteller Roms begeisterte und Ennius und Cato mehr als Vergil und Horaz verehrte, war einer der Verfechter der Heidenthums; er verfaßte gegen die Christen eine Rede, welche Minucius Felix erwähnt hat. Lucian, der Voltaire des zweiten Jahrhunderts, der alles Bestehende verspottete, hat die Christen in dem schönen Brief über Peregrinus' Tod angegriffen; das Autodafé des Peregrinus, jenes herumziehenden Bischofes, ist ohne Zweifel eine satirische Schilderung, ja Caricatur des Märtyrertodes. Aber Lucian verschont auch die Heiden nicht mit dem giftigen Stachel, den er in alle verwundbaren Stellen jedes Standes und jeder Religion einbohrt: er ist ein Ungläubiger, ein eingefleischter Skeptiker, der in allem Gottesdienst das Lügenhafte und Marktschreierische enthüllt und mit unbarmherzigem Hohne geißelt. Ein Freund von ihm, Celsus, schrieb ein langathmiges Werk, um das Christenthum förmlich und nach allen Regeln zu widerlegen. Celsus ist kein engherziger Mann, kein blinder Fanatiker; er schwingt sich sogar zur höchsten patriotischen Beredsamkeit empor, wenn er die Stürme, die bald über das Reich hereinbrechen sollten, bange voraussieht und alle seine Mitbürger, Heiden und Christen, ermahnt, sich in der allgemeinen Gefahr nicht zu entzweien und gegen den drohenden Feind alle Kräfte der römischen Welt zu sammeln. Er zeichnet sich in seiner Bestreitung des Christenthums besonders durch Ironie aus, und manche Einwendung, die er erhoben, ist von der modernen Kritik wiederholt worden. Celsus' Schrift besitzen wir nicht ganz; die Hauptstellen derselben hat Origenes in seinem Werk contra Celsum angeführt. Aubé aber ist es gelungen, alle die Bruchstücke, die der christliche Widerleger citirt, in ein Ganzes zu verschmelzen und Celsus' Buch gewissermaßen wiederherzustellen: das alte Gebäude, welches man für zerstört hielt, steht vor uns fast in seiner früheren Gestalt wieder aufgeführt. Diese Wiederherstellung und Ergänzung der „Wahren Rede" ist, unserer Ansicht nach, der wichtigste Theil des Buches; ja sie bildet den Kern desselben, und darauf hat Aubé, nicht ohne Grund, allen Nachdruck gelegt. Er bespricht dann Philostrates' Werk, „das Leben des Apollonios von Tyane". Er meint, wie Baur, es sei kein Spiel des Witzes, kein leichtfertiger leerer Roman, sondern ein ernstes Buch, dazu geeignet, religiöse Lehren zu verbreiten und Proselyten zu machen, eine Art Kriegswerkzeug, welches die bedrängten Heiden erfanden, um das erfolgreiche Vorschreiten des Christenthums zu hemmen. Wie Baur schreibt Aubé dem Einfluß der Syrierin Julia Domna die Entstehung des Buches zu; er vermuthet, daß der gelehrte Kreis von Männern und Frauen, welcher die Frau des Septimius Severus umgab, dem erstarrten Heidenthum neues Leben einhauchen wollte. Der Sophist Philostrates, ein Schöngeist dieser Zeit, erhielt den Auftrag dem halb erstorbenen Körper neues Blut in die Adern zu gießen. Die Schrift, die er verfaßte, war also ein Erbauungsbuch, eine Art Evangelium, und gewissermaßen eine Läuterung, Verjüngung und Verklärung des Heidenthums: die hehre Gestalt des Apollonios, die lang im Hintergrund und im Dunkel gestanden, trat auf einmal strahlend an das Licht der Sonne; er auch war ein Prophet und ein Gott, er auch war, wie Jesus, einer göttlichen Verkündigung gemäß zur Welt gekommen; er besaß die Gabe der Sprachen; er gebrauchte gern Parabeln und kurze Sprüche; er war ein Wunderthäter; auch hatte er fast dasselbe Schicksal wie Jesus, lebte unter unausgesetzten Anfeindungen und Verfolgungen, wurde von seinen Freunden verläumdet und verrathen, ins Gefängniß geworfen, und blieb trotzdem, mitten in den herbsten Prüfungen, unerschütterlich; ja, sein irdisches Leben endete gleichfalls mit einer Himmelfahrt: gewiß hat Jesu Vorbild auf den Helden des Philostrates mächtig und überwältigend gewirkt.

Sorgsame Beachtung verdient ein zu gleicher Zeit bei demselben Verleger erschienenes Buch über Kirchengeschichte: es ist das letzte Werk von Amédée Thierry „Nestorius und Eutyches."*)

---

*) Aubé, Histoire des persécutions de l'Eglise jusqu'à la fin des Antonins. Paris, Didier.

**) Aubé, Histoire des persécutions de l'Eglise, la polémique païenne à la fin du IIe siècle, Fronton, Lucien, Celse, Philostrate. Paris, Didier.

*) Nestorius et Eutychès, les grandes hérésies du Ve siècle, par Amédée Thierry. Paris, Didier.

Hier erzählt der unermüdlich fleißige Forscher die Streitigkeiten, welche zwei berühmte Ketzer des fünften Jahrhunderts, Nestorius und Eutyches, über ein Grunddogma der christlichen Religion, die Menschwerdung, hervorgerufen haben. Der Kaiser schreibt drei Kirchenversammlungen eine nach der andern aus, um die gereizten Gemüther zu besänftigen und den Sturm, der die ganze Geistlichkeit bewegt, zu beschwören. Aber in den drei Concilien kommt es zu einem furchtbaren Aufruhr aller menschlichen Leidenschaften. Sind es Prälaten, die wir hier vernehmen? Diese Geweihten des Herrn, diese mit heiligen Titeln und Ämtern bekleideten Männer, die den Frieden und die Versöhnung verkünden sollen, lassen sich zu den scandalösesten Ausschreitungen hinreißen und zerreißen leidenschaftlich wild alle Bande der Mäßigung und Würde. Der Patriarch von Alexandrien, heiße er Cyrillus oder Dioscorus, trotzt übermüthig und frech seinem Erbfeind, dem Patriarchen von Constantinopel, und geht unbestraft durch die Straßen der Stadt, von seinen Bedienten und „Parabolanen" begleitet, um den Bischöfen Angst und Furcht einzujagen. Er ist ein mächtiger Monarch, dem sein ganzer Klerus blind und servil huldigt, ein echter Tyrann, an willkürliches gewaltthätiges Verfahren gewöhnt, an, wie man sagte, ein „pharaonisches" Regierungssystem. Im zweiten Concil zu Ephesus z. B. übt Dioscorus eine bedeutende Macht aus, aber seinen Einfluß verdankt er einer wahren Schreckensherrschaft. Sein Hauptscherge ist der syrische Mönch Barsumas, ein roher jähzorniger Mann, der kein griechisch versteht; auf einen Wink des Patriarchen, läßt Barsumas seine mit Keulen bewaffneten Klosterbrüder gegen die opponirenden Prälaten los; Dioscorus selbst geht von Bank zu Bank mit gebieterischer Miene und drohenden Geberden und zwingt die Bischöfe die Absetzung des Patriarchen von Constantinopel zu unterzeichnen. Aber auch Dioscorus soll seines Amts entsetzt werden: im dritten Concil zu Chalcedon richtet sich der gesunkene Muth der Bischöfe, die so harte Demüthigungen erlitten haben, wieder auf; sie fassen sich ein Herz und erkühnen sich den Ägyptier, wie man in Constantinopel den alexandrinischen Patriarchen nannte, der Ketzerei anzuklagen; sie rufen der Versammlung seine Ausschweifungen und Erpressungen ins Gedächtniß und verbannen den „neuen Kain", nachdem sie ihn mit den gröbsten Schmähungen überschüttet: der von Stolz aufgeblähte Prälat erduldet dieselbe Strafe, mit der er seinen Rivalen so grausam und schonungslos belegt hatte. Amédée Thierry, der die sprödesten Stoffe dramatisch zu beleben wußte, hat mit großer Kunst jene Zänkereien und endlosen Wortkämpfe über die schwierigsten Fragen der Exegese und die bestrittenen Formeln der Kirchensatzungen erzählt. Mit frischen glänzenden Farben malt er jene ergreifenden Vorgänge und stürmischen Sitzungen aus, die uns zuweilen an den gewaltigen Lärm, an die wilde schreckliche Unordnung revolutionärer Clubs erinnern. Eine einzige Person erregt seine Sympathie und die des Lesers: Marcian, der tapfere, rechtschaffene Soldat, den Pulcheria, die „jungfräuliche Königin", zum Kaiser und Gemahl gewählt hat. Während die vornehmsten Geister des Reichs sich daran ergötzen, mit Worten zu spielen, und in der Glut des religiösen Eifers, in der Hitze des Streits, sich all der tobenden Wut der Parteisucht überlassen, kämpft Marcian an der Grenze, welche die Barbaren unaufhörlich bestürmen. Ja, Marcian ist es, der, nachdem er die Feinde überwunden, von dem Concil eine bestimmte endgiltige Erklärung des Geheimnisses der Menschwerdung erlangt, und, leider bloß auf kurze Zeit, das Gewitter, welches die Kirche so lange heimgesucht, zum Schweigen bringt, und unter den Prälaten den Frieden herstellt.

Man erlaube mir einen Sprung aus dem fünften ins achtzehnte Jahrhundert. Unter den Werken, die aus Anlaß der Säcularfeier Jean Jacques Rousseau's entstanden sind, hebe ich zwei Publicationen des bekannten Genfer Forschers und Professors, Eugen Ritter, hervor. In dem Buch „Jean Jacques et le pays romand"*) hat Ritter, im Auftrag des Genfer Instituts, alles Bemerkenswerthe zusammengestellt, was Rousseau über die französische Schweiz geschrieben. Hier findet man alle die Stellen, wo der Philosoph sich mit Bewunderung und überschwenglichem Entzücken in die Natur versenkt, und mit künstlerischem Farbenreichthum, mit zartem Gefühl und schöner Begeisterung, mit warmer aus dem Herzen fließender Sprache die Landschaften und Sitten seiner Heimat geschildert hat. Es sind namentlich die den Bekenntnissen entnommenen Souvenirs d'enfance, manche Bruchstücke des Briefes an d'Alembert und der Nouvelle Héloise, die rührenden Seiten, die er von Motiers an den Marschall von Luxembourg schrieb, und die Schilderung der Insel Saint-Pierre. Das Werk schließt mit der Notiz, die Bernardin de Saint Pierre über die letzten Jahre Rousseau's verfaßt hat. Die Einleitung, Rousseau's Leben, ist sehr lobenswerth: in einer Zeit, wo die Namen der Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts lärmende Parteideclamationen hervorrufen, ist es erfreulich einen Mann zu finden, der mit seinem Lob und Tadel keinen Mißbrauch treibt und das Leben seines Helden durchaus unbefangen erzählt. Diese Einleitung besteht fast ganz aus geschickt ausgewählten und in schöner zusammenhängender Darstellung verbundenen Rousseau'schen Citaten; Ritter tritt bescheiden und tactvoll zurück, um zumeist Rousseau selbst zu uns sprechen zu lassen.

Das andere Buch von Ritter (eher eine Broschüre, denn es enthält bloß 31 Seiten), ist reich an neuen wichtigen Mittheilungen über Rousseau's Familie.**) Es gestattet uns in die Verhältnisse, in denen sich der berühmte Schriftsteller entwickelte, einen tiefen und merkwürdigen Einblick; man wird die schlechten Beispiele und verderblichen Einflüsse gewahr, die auf das jugendliche allen Eindrücken zugängliche Herz gewirkt haben: es ist ein großer Vortheil, sagte Sainte-Beuve, von „den Guten" entsprossen zu sein; und Rousseau stammte nicht von den Guten ab. Die Abenteuerlichkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Gemüthsart entspringt der Luft, in der seine Kindheit athmete: aus seiner Verwandtschaft und ersten Umgebung erklärt sich großentheils, weshalb er in seinem sittlichen Wesen so wenig achtbar gewesen und in krankhafte Phantastereien verfallen ist. Die Actenstücke, die Ritter herausgibt, hat er aus dem Archiv des Consistoriums und des Raths hervorgezogen. Wir wissen nun, daß Rousseau's Tante (die Schwester des Vaters), als sie heiratete, schon sieben Monate schwanger war. Rousseau's Vater, Isaak Rousseau, wurde ins Gefängniß geworfen und bezahlte fünfundzwanzig Gulden Geldstrafe, weil er Nachts Spektakel gemacht und sich mit jungen Engländern gerauft hatte. Auch wurde drei Tanten von Jean Jacques eine scharfe Rüge zu Theil, weil sie eines Sonntags, im Flur des Hauses, nahe der Thür Karten gespielt hatten: freilich, eine leichte Sünde, Genf aber verstand keinen Spaß und die Stadt Calvin's forderte von ihren Bewohnern und Bewohnerinnen den Schein der strengsten Tugendübung. Endlich wurde Isaak Rousseau zu drei Monaten Gefängniß und fünfzig Gulden Geldstrafe verurtheilt, weil er, ungeduldig und hitzig wie er war, den Degen gezogen und einen Mann ins

*) Jean Jacques et le pays romand. Genève, Georg.

**) La Famille de Jean Jacques, documents inédits publiés par Eugène Ritter. Genève, Ziegler.

Gesicht gehauen hatte. Außer den neuen Details, die er uns mittheilt, hat Ritter manche auf Rousseau's Erzählung beruhende Irrthümer aufgeklärt. J. B. Rousseau erzählt, „die Liebe habe alles geschlichtet", l'amour arrangea tout, und sein Vater habe seine Mutter, sein Onkel seine Tante an demselben Tage geheiratet: Ritter beweist dagegen, daß Gabriel Bernard und Theodore Rousseau, der Onkel und die Tante von Jean Jacques, sich im Jahre 1699 vermählt haben, und zwar, wie oben gesagt, etwas spät, da Theodore Rousseau schon vor der Ehe guter Hoffnung war: Isaak Rousseau aber verheiratete sich am 2. Juni 1704. — Rousseau sagt auch, der Pastor Bernard sei sein Großvater; nach Ritter's Entdeckung war er sein Großonkel — Endlich, Rousseau war nicht acht, sondern zehn Jahre alt, als er zu Fräulein Lambercier in die Pension gegeben wurde; bei seinem Onkel Bernard verlebte er, nicht zwei oder drei Jahre, sondern einige Monate im Winter 1724—25; er begleitete den griechischen Archimandriten nicht im Jahr 1732, sondern im Frühling des Jahres 1731. Ritter's Buch ist, wie man sieht, ein werthvoller und lehrreicher Beitrag zur Kenntniß des Rousseau'schen Lebens.*)

Zwei Italiener, Zeitgenossen Rousseau's, die, wie er, nach Paris kamen, um ihr Glück zu versuchen, die, wie er, Componisten waren, sich aber in der Musik einen größeren Ruf erworben haben, Sacchini und Salieri, sind Gegenstand eingehender Darstellung in Jullien's Buch über den Hof und die Oper unter Ludwig XVI.**) Das Aufsehen, welches der Streit zwischen den Gluckisten und den Piccinisten im XVIII. Jahrhundert erregte, hat den Namen Sacchini und Salieri geschadet; gewöhnlich schenkt ihnen die Musikgeschichte nur geringe Aufmerksamkeit. Doch erfreute sich Sacchini der Gunst des Publikums, und der warme Beifall, der ihm in Deutschland und in England zu Theil wurde, zeugt von der hohen Bedeutung seines Talents. In Frankreich aber stand er in stetem Kampf mit der Kabale, und als sein Ödipus auf Kolonos eine begeisterte Theilnahme fand, war der unglückliche Componist gestorben; der Schmerz hatte ihn gebrochen. Sein Landsmann, Salieri, errang in den Danaiden und in Tarare den schönsten Erfolg. Das Libretto von Tarare hatte Beaumarchais verfaßt, der kühne, unternehmende, allseitige Witzling, der, zu gleicher Zeit Schriftsteller und erfahrener Geschäftsmann, den amerikanischen Colonien Kanonen lieferte, vom französischen Ministerium mit geheimen Sendungen betraut wurde und, als er nach Paris kam, um sich von seinen Kreuz- und Querzügen zu erholen, seinen Figaro verfaßte, und damit die Grundfesten des Staates erschütterte. Zum Zeitvertreib arbeitete er an einer Oper; er gab Salieri in seinem eigenen Haus Herberge und Unterhalt, um ihn immer bei der Hand zu haben, und behandelte ihn als ein Glied seiner Familie: die zwei waren übrigens wahlverwandte Charaktere, beide waren gleich schlau und verschmitzt, und wendeten alle Mittel an, um sich trotz aller Hemmnisse den glänzendsten Erfolg zu sichern. Beaumarchais besonders, der sich meisterhaft darauf verstand, Kabalen zu stiften und Ränke zu schmieden, war in heftiger Aufregung; immer dreist, vorlaut, scandalsüchtig, entwickelte er eine fieberhafte Thätigkeit: bei den Proben geberdete er sich wie wahnsinnig, er schrie, er lief auf der Bühne herum, ja er übte auf die Besucher durch sein seltsames Wesen eine größere Anziehungskraft als das Stück selbst. Bei einer Probe erblickt er plötzlich den Sohn eines Gegners; gleich stürzt er auf ihn los, packt ihn beim Kragen und will ihn aus dem Saal vertreiben. Der fünfte Akt wird ausgepfiffen: Beaumarchais aber verliert die Fassung nicht, er erscheint in einer Loge und von da aus, herausfordernd und Achtung gebietend, ruft er: „Meine Herren, Sie haben Recht das Stück auszuzischen, mit der Aufführung aber werden Sie zufrieden sein". Man fragt nicht mehr „Wo ist Salieri?", sondern „wo ist Beaumarchais?", und später, nachdem er die Schlacht geliefert und gewonnen, er allein, nicht aber Salieri, an den Niemand denkt, wird er von dem neugierigen, den rauschendsten Beifall klatschenden Publikum gerufen. Tarare war übrigens eine Neuerung; die Musik war eher Beaumarchais' als Salieri's Musik; der Italiener, daran gewöhnt sich nach der Decke zu strecken, hatte allen Forderungen des Franzosen fügsam und gefällig nachgegeben und sich dem tyrannischen Genie seines Wirthes widerstandslos unterworfen. „Ich bin eine Art Musiker", sagte Beaumarchais in jener Vorrede von Tarare, worin er sein ganzes Wesen vollständig ausgeprägt hat, „und Herr Salieri hat von Natur die Anlagen eines Dichters; nie wird es Einem gelingen ohne das Zusammentreffen aller dieser Dinge". Zweifellos ist Beaumarchais Wagner's Vorgänger: was Wagner „das musikalische Drama" genannt hat, nennt Beaumarchais „Melodrama", und in dem Grundbegriff, den der Librettist von „Tarare" erörtert hat, wurzelt Wagner's Theorie. Dem Titel gemäß, gibt uns Jullien's Buch ein anschauliches Bild von der französischen Oper am Ende des XVIII. Jahrhunderts. Auch erhöht das Vorkommen der vornehmsten Personen, der Königin z. B. und des Ministers des königlichen Hauses, das Interesse des Buches: dem ängstlichen unter Zurücksetzungen und Kränkungen lebenden Sacchini läßt Marie Antoinette ihren allmächtigen Schutz angedeihen, und ihr Rathgeber, der österreichische Botschafter Mercy-Argenteau, der Gönner der ersten Schauspielerin der Oper, der Rosalie Levasseur, die man die Botschafterin nannte, ist in die Intriguen der Oper tief verflochten.

Neue Romane gibt es wie immer in reicher Fülle. Zu den lesbarsten gehört „Cara" von Hector Malot*): Cara ist eine mit allen körperlichen Reizen ausgestattete Frau: sie sucht naive, eben von den Schulbänken gekommene Jünglinge in ihren Netzen zu fangen. Sie begegnet dem jungen Haupois-Daguillon, einem Gecken, der im Grunde doch ein ehrlicher Tropf ist, der sich aber in eine närrische Leidenschaft für die unwürdige Frau so sehr verstrickt und vertieft, daß er sie heiratet. Allein die verhängnißvolle Ehe fand in Amerika statt; in Frankreich ist sie ungültig und kann aufgelöst werden. Die Mutter, eine kluge Frau, sucht den ungerathenen Sohn und führt ihn nach Haus zurück. Der junge Mann ist reuig und zerknirscht; die tückische Cara, die sich ihm ergeben, als ob sie eine unwiderstehliche Neigung zu ihm gefaßt hätte, hat ihn um sein Geld, ja um seine Ehre gebracht. Zum Glück hat Haupois-Daguillon eine, in dürftigen Verhältnissen lebende, von der Familie verachtete Cousine; dieselbe ist aber reich geworden und gibt dem Vetter ihre Hand. Dieser Schluß befriedigt nicht; wir stimmen freilich nicht der Ansicht der Menge

*) Wir wollen das nicht in Zweifel ziehen, aber auch einen Zweifel nicht unterdrücken. Wir verstehen vollkommen das Entzücken des historischen Kleinforschers, der glücklich dahinterkommt, daß Rousseau's Tante ein bedenkliches Hysteron Proteron und Rousseau's Vater eine nächtliche Ruhestörung begangen haben, aber auf derartige Thatsächelchen die Erklärung der so komplicirten Psyche eines Jean Jacques aufbauen zu wollen, dünkt uns ein bißchen verwogen. Der glückliche Forscher sollte sich damit begnügen, daß seine Entdeckungen Entdeckungen sind, und nicht auch noch eine andere Bedeutung für dieselbe beanspruchen. (Anm. d. Red.)

**) La cour et l'opéra sous Louis XVI., Marie Antoinette et Sachini, Salieri, Favart et Gluck, par Adolphe Jullien. Paris, Didier.

*) Cara, par Hector Malot. Paris, Dentu.

bei, die am Ende des Stücks die Bestrafung des Lasters und die Belohnung der Tugend verlangt. Ein Mann aber, der, wie Haupois-Daguillon, im Taumel der Schwelgereien sorglos gelebt und einer Courtisane sein Bestes geopfert hat, verdient doch nicht eine Frau, wie seine Cousine, die er zwar eine Zeitlang geliebt, die er aber vergessen und verschmäht hatte Auch tritt diese wohlthuende Gestalt zu sehr in den Hintergrund. Pikant ist die Schilderung des Pariser Lebens, und Cara, obwohl die Frauen der Halbwelt in den heutigen Romanen allzu oft die Hauptrolle spielen, ist ein mit scharfen Zügen gezeichneter Typus.

Fast alle bekannten Romanschreiber sind neuerdings auf der literarischen Mensur erschienen: Adolf Belot z. B. hat die „Femme de glace" veröffentlicht.*) Der ungeheure Erfolg seiner „Femme de feu" hinderte ihn zu schlafen. Vandelle ist ein Schlemmer, der sich in Paris niedergelassen hat; er verführt eine schöne Ausländerin, verspricht aber sie zu heiraten. Auf einmal vernimmt er, das Vermögen seines Vaters, der im Süden wohnt, sei verloren, dessen Credit vernichtet, er selbst zum armen Mann gemacht: ein einziges Mittel hat er um seine Lage zu verbessern und den großen Aufwand, den er zu machen gewohnt ist, fortzusetzen: eine Vermählung mit der Tochter des Gläubigers. Sofort verläßt er Paris und seine Geliebte, stellt sich dem reichen Gläubiger vor, macht dem jungen Mädchen den Hof, und führt es heim. Die Ausländerin aber hat geschworen, den Verrat nicht ungerächt zu lassen. Sie kommt in Vandelle's Haus als Vorleserin seiner Frau. Unser Mann, der schon mit dem Familienleben in Zwietracht gerathen ist und seine Langweile durch Jagd- und Tafelfreuden zu betäuben sucht, vernarrt sich in seine Maitresse wieder; er verfolgt sie, legt ihr Schlingen, will sogar, von roher Begierde hingerissen, Gewalt brauchen. Sie aber bleibt kalt und fühllos: die leidenschaftliche glühende Frau, die er vormals besessen, ist zu einer Statue geworden. Umsonst schließt er sie in die Arme, er drückt einen Eisblock an seine Brust. Ja, sie ist grausam genug, ihn zu reizen, ihn durch kokette Geberden und buhlerische Kunstgriffe zu verlocken: alles an ihr, selbst an ihren Stellungen, ist ein Köder für den lüsternen Vandelle; wagt er aber nahe zu kommen, so ist sie von Marmor, und, selbst überrascht, empfindet sie sogar zu ihrer eignen Überraschung keine Schwäche, kein Zucken. Dabei ist Vandelle ein eifersüchtiger Gatte; solche Wüstlinge fordern ja immer von den Andern die höchste Sittenstrenge. Eines Abends, von Wein berauscht, von dem Widerstand der „Eisfrau" immer mehr erbittert, greift er plötzlich zu einer Flinte, stürzt in den Garten hinaus, macht gewaltsam die Thüre eines Pavillons auf: seine Frau ist da, er hat sie vom Fenster aus gesehen, wie sie durch den Garten ging; sie hatte ein Stelldichein und wirklich findet er bei ihr einen jungen Ingenieur, seinen vertrauten Freund: er schießt auf sie und verwundet sie im Rücken. Diese Frau aber ist die „Eisfrau", die den Mantel der Madame Vandelle aus Versehen umgehängt hatte. Der Mörder, über seine That erschrocken, ertränkt sich.

Ebenso tragisch ist der Ausgang eines Romans von Georg Glatron „Philippe Faucart."**) Faucart, ein reicher Mann aus einem Dorf in der Normandie, mit der schönen Jeanne verheiratet, ist einer Buhldirne begegnet, die ihm den Kopf verdreht durch ihre Eleganz, ihre feine Kleidung, ihr stolzes Wesen; er verläßt Haus und Herd und lebt in Paris mit einer Maitresse; was liegt ihm an seiner Frau! Die unglückliche Jeanne aber, nachdem sie geweint und gejammert, hat einen Freund gefunden, der sie zu trösten sucht: Pierre, mit dem sie in ihrer Kindheit gespielt hat, Pierre, der zum berühmten Maler geworden, um die Hand der heißgeliebten Jeanne zu spät angehalten hatte. Die beiden führen trauliche Gespräche und bald schleicht sich eine reine unschuldige Liebe in die beiden Herzen ein. Da kehrt Philippe Faucart, nach bitteren Enttäuschungen, in das verlassene Haus zurück; er fordert den Maler heraus, den die Lästerzungen des Ortes für den Liebhaber seiner Frau ausgeben, und tödtet ihn in einem nächtlichen Zweikampf. Bei der Nachricht stirbt Jeanne. Glatron hat die Charaktere vorzüglich gezeichnet. Auch sind die tiefempfundenen landschaftlichen Schilderungen hohen Lobes würdig; sehr schön beschreibt er die frische, gesunde, üppige Natur der Normandie; mit echt dichterischer Kraft weiß er Alles vor Augen zu stellen: die Flur, das Land wo die goldene Ernte wogt, wie die felsige Küste, woran sich der schäumende Ocean bricht.

A. Chuquet.

*) La femme de glace, par Adolphe Belot. Paris, Dentu.

**) Philippe Faucart, par Georges Glatron. Paris, Ollendorff.

Moussinot: Voltaire und die Kirche.

Der Abbé Moussinot findet, daß über Voltaire bereits Alles geschrieben ist. Dennoch hat er es gleich vielen Anderen nicht für überflüssig gehalten, aus Anlaß der Voltairefeier noch einige Beiträge zur Erinnerung an die merkwürdige Persönlichkeit des Gefeierten zu liefern, indem er, wie er sagt, manche der hervorstechendsten Züge von Voltaire's beweglicher Physiognomie mit allerdings nur anekdotenhaftem Material neu zu gruppiren sucht. Diesem Zwecke soll eine Reihe von Monographien dienen, deren erste, „Voltaire et l'Eglise",*) gleich jenes Verhältniß berührt, in welchem Voltaire sich durch sein widerspruchsvolles Verhalten der verschiedensten Beurtheilung ausgesetzt hat.

Nicht als Abhandlung über dieses weitschichtige Verhältniß kündigt sich das Büchlein an, sondern als bloße Erzählung gewisser Thatsachen, die sich während Voltaires Aufenthalt auf seinem Schlosse zu Ferney im Lande Gex zugetragen haben. Der Verfasser, ohne Zweifel ein aufrichtiger Verehrer Voltaires, erzählt in der knappsten Form, enthält sich jeder Erörterung und überläßt dem Leser, die Betrachtungen über die Thatsachen anzustellen. Dabei beobachtet er indeß die Praxis, seine Mittheilungen durch briefliche Äußerungen zu belegen, in welchen Voltaire selbst sich über die erzählten Thatsachen ausgesprochen hat. Dies dient mehr zur Charakteristik des berühmten Mannes, als lange Betrachtungen es zu thun vermöchten.

Die Conflicte, die Voltaire in Ferney mit der Geistlichkeit durchzukämpfen hatte, begannen alsbald nach seiner Niederlassung in diesem Winkel Frankreichs. Ihr Ursprung ist in der Beharrlichkeit zu suchen, mit welcher er, der so eben Friedrich des Großen Gerechtigkeitssinn in der Nähe kennen gelernt hatte, als Volksanwalt gegen die Übergriffe geistlicher Personen auftrat. Damals hatten in jener Gegend die Dorfgeistlichen eine Art polizeilicher Befugniß. In Ausübung derselben war es — man schrieb 1760 — dem Pfarrer Ancian in Moëns eingefallen, die harmlose Absicht dreier junger Landleute, bei einer ehrbaren Bürgersfrau, einer Wittwe Bourdet, zu soupiren, dadurch zu stören, daß er nächtlicherweile mit drei starken, stark bewaffneten Bauern in die Wohnung der Frau eindrang und die Schmausenden mit Schlägen überschüttete. Der priesterliche Überfall hatte üble Folgen: einer jener drei jungen Leute, Decroze, blieb in Blut gebadet auf der Stelle. Voltaire, auf dessen Schloß

*) Paris, 1878. Sandoz & Fischbacher.

man den Verwundeten trug. Voltaire, die „Vorsehung der Armen im ganzen Lande", beschloß, dem unglücklichen Opfer des Priesters Gerechtigkeit zu verschaffen; er verfaßte für den Vater des Verwundeten eine Eingabe an den Chef der Criminalpolizei und die Richter des Landes, in welcher nach dem energischen Eingange: „Ich fordere Rache für das Blut meines Sohnes .... die ganze Provinz schreit um Gerechtigkeit!" der Vorgang drastisch geschildert wurde. Die Behörden verfügten nicht ganz im Sinne der Eingabe, schonten, ungeachtet einer nochmaligen Eingabe Voltaires, den Geistlichen und verurtheilten ihn schließlich nur zu einer Entschädigung von 1500 L. Dies bewog Voltaire, sich, nunmehr im eigenen Namen, brieflich an Personen der höheren Instanz zu wenden; aber trotz des warmen Interesses, mit welchem er Decroze's Sache vertrat, scheint er keinen weiteren Erfolg erzielt zu haben. Wohl aber hatte er sich den Pfarrer in Moëns für immer zum Feinde gemacht. Für diesen kam im folgenden Jahre der Tag der Rache.

Voltaire war mit dem Bischof des Sprengels übereingekommen, daß die unschöne, das Schloß maskirende Kirche in Ferney auf einem andere Platze neu aufgebaut werden sollte. Voltaire trug die Kosten, und alle Förmlichkeiten waren erfüllt. Auch ein großes hölzernes Kreuz an der Kirchhofsmauer sollte den Platz wechseln; da behauptete plötzlich der Pfarrer in Moëns, Voltaire habe die Kirche geschändet, indem er in Gegenwart einer sehr gläubigen Dorfbewohnerin ausgerufen habe: „Qu'on m'ôte cette potence!" Der Pfarrer legte dem vieldeutigen Worte potence die schlimmste Auffassung unter, dachte an „Galgen" und denuncirte Voltaire als gottlos und kirchenschänderisch. Die ganze weltliche und geistliche Gerichtsbarkeit stieg auf Ferney herab, ein strenger Criminalprozeß begann und die Anstifter desselben mochten hoffen, Voltaire werde zur Erbauung der Gläubigen und zum Ruhm der Kirche verbrannt, mindestens aber gehenkt werden. Wie suchte Voltaire sich gegen das Unheil zu schützen? Er wandte sich geradewegs an den Papst, wozu ein gefälliger Cardinal und der Herzog Choiseul die Vermittelung gewährten. Unter Einsendung der Pläne von der alten und der neuen Kirche erbat er von Sr. Heiligkeit Reliquien für den neuen Tempel. Wirklich sandte ihm der Papst ein Stück von dem Büßerhemd des heiligen Franziskus. Damit war Voltaires Gefahr auf kirchlicher Seite, zum großen Verdruß der guten Katholiken, beseitigt. Dagegen drohte von weltlicher Seite noch der Fortgang des Prozesses; indessen wußten Voltaires gute Freunde in den hohen Kreisen des Gerichtswesens dahin zu wirken, daß die Sache begraben wurde.

Nun einige Äußerungen Voltaires über die Sache. An Argental schrieb er im Juni 1761 einen Bericht, in welchem die Worte: „Es ist meine Bestimmung, Rom zu schmähen und es meinen kleinen Begierden dienstbar zu machen", den leitenden Gesichtspunkt für sein Verfahren, insbesondere auch für seine „schöne Eingabe an den heiligen Vater" gewähren. Dem Advokaten Arnauld in Dijon gegenüber, der als Dekan der Universität auf die weltlichen Instanzen einwirken konnte, entschuldigte er den Ausdruck potence mit der Wendung: „Man nennt potence in der Kunstsprache jeden hervorragenden Sparren; wenn ich die Figur des Kreuzes potence genannt habe, so habe ich nur als guter Architekt gesprochen." An den Grafen d'Argence aber erging im October 1761 folgende Mittheilung: „Ich habe eine Kirche und ein Theater gebaut; aber während ich meine Mysterien auf dem Theater veranstaltet habe, bin ich noch nicht dazu gelangt, die Messe in meiner Kirche zu hören. Auch habe ich am gleichen Tage Reliquien vom Papste und das Portrait der Frau von Pompadour empfangen; die Reliquien bestehen aus dem Büßerhemde des heiligen Franziscus. Wenn der heilige Vater mir den Strick (cordon) statt des Hemdes geschickt hätte, würde er mich sehr verpflichtet haben."

Daß Voltaire nach der Auflösung des Jesuitenordens in seinem Schlosse einige Mitglieder dieser Gesellschaft aufnahm, ist eine bekannte Thatsache. Wie Wagnière, der Secretär Voltaires, in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, kamen einst drei Jesuiten nach Ferney, von Voltaire ein Asyl für sich zu erbitten. Lachend erklärte er dem Ansuchen willfahren zu wollen, wenn die Jesuiten als Lakaien bei ihm eintreten und seine Livree annehmen würden. Einer derselben, ein Spanier, fand sich in der That hierzu bereit, worauf Voltaire indeß alle drei mit einiger Reiseunterstützung entließ. Dauernden Aufenthalt in Ferney hatte dagegen ein andrer Jesuit mit Namen Pater Adam. Voltaire nahm ihn bei sich auf, um mit ihm Schach zu spielen und sich im übrigen mit ihm zu amusiren. Er pflegte von ihm zu sagen: „P. Adam n'était pas le premier homme du monde", woraus zu schließen ist, daß er sich willig als Spielzeug des Philosophen gebrauchen ließ. Zehn Jahre blieb P. Adam auf Schloß Ferney, und man scheint sich gut vertragen zu haben. Voltaire muß sogar für diese Persönlichkeit sehr eingenommen gewesen sein; er hat sich z. B. lange und mit ausführlichen Briefen bemüht, dem Pater die bischöfliche Erlaubniß zur Anlegung einer — Perrücke zu verschaffen. Allein der vielmächtige Voltaire vermochte diese Kleinigkeit nicht durchzusetzen; der Scheitel des rheumatischen Paters blieb ungeschützt, denn der Bischof von Annecy, ein Fanatiker, fand Gefallen daran, grundsätzlich die Wünsche Voltaires zu hintertreiben. Inzwischen hatte des Paters Anwesenheit im Schlosse doch allerhand Unzuträglichkeiten mit sich gebracht. Dem Pater war dort zu wohl geworden, er hatte sich zu mancherlei Stänkereien zumal mit dem weiblichen Personal des Schlosses verleiten lassen, und Voltaire machte dem Verhältniß plötzlich ein Ende, indem er den Pater mit einer Spende von zehn Louisd'ors entließ.

Während aber Voltaire mit diesem Exjesuiten auf dem besten Fuße lebte, hatte er die aufregendsten Zwistigkeiten mit dem Bischof des Sprengels. Moussinot bezeichnet den letzteren als den bittersten Feind des Patriarchen von Ferney. Indessen wird man vielleicht angesichts der wiederholten und in ihrer wunderlichen Art kaum erklärlichen Angriffe, die Voltaire sich auf die geistliche Würde auszuüben erlaubte, mit dem Bischof nicht allzusehr über diese Feindseligkeit rechten dürfen. Er verlor zuweilen das ruhige Gleichgewicht, das einem kirchlichen Würdenträger so wohl ansteht; aber wer hätte sich auch die Fassung einem Manne gegenüber bewahren können, der wie Voltaire zu den aufregendsten Mitteln seine Zuflucht nahm, um seine „kleinen Liebhabereien" durchzusetzen! Gerade das, was Abbé Moussinot unter dem Titel: „Les communions de Voltaire et ses démêlés avec l'évêque d'Annecy 1768—1769" mittheilt, ist Beweises genug, wie weit Voltaire sich in der Wahl seiner Mittel versteigen konnte.

Es ist bekannt, welches Aufsehen das plötzlich sich in Paris verbreitende Gerücht erregte, Voltaire habe in Ferney nicht allein die Messe gehört, sondern auch gebeichtet und das Abendmahl genommen. Moussinot entnimmt die Thatsache aus den Memoiren Wagnières, der sie unter Widerlegung aller Schwätzereien über komödienartige Zuthaten, die dabei vorgefallen sein sollten, auf Folgendes zurückführt: Im März 1768 sei für Voltaire eine Zeit gekommen, wo er der Ruhe und Einsamkeit bedürftig gewesen sei; er habe Madame Denis fortgeschickt, alle übrigen Gäste seien ihr nach und nach gefolgt. In diesen Tagen der Einkehr in sich selbst sei an einem Sonntage, während der Messe, in einem

Privathause ein Diebstahl begangen worden, wodurch Voltaire tief berührt gewesen sei. In der Osterwoche habe ein Mönch bei Voltaire dinirt, zu dem Voltaire geäußert habe: „Um des guten Beispiels wegen habe ich Lust, Sonntag meine Ostern zu begeben, ich denke, Sie werden mir dazu die Absolution ertheilen.“ „Sehr gern“, habe der Mönch geantwortet, „ich gebe sie Ihnen.“ Alles sei abgemacht worden, der Priester habe getrunken, gegessen und sei dann seiner Wege gegangen. Am Ostertage habe Voltaire ihm, Wagnière, in der That die Absicht kundgegeben, „in seiner Eigenschaft als Ortsherr“ in der Kirche zu communiciren; ob Wagnière ihn begleiten wolle? „Ich habe auch Lust, diesen ewig stehlenden Schurken etwas vorzupredigen.“ Trotz Wagnières Bedenklichkeiten sei die Sache zur Ausführung gekommen; in der Kirche habe Voltaire nach Austheilung des von ihm gelieferten geweihten Brodes und nach Empfang des Abendmahles zu den Parochianen über jenen Diebstahl zu sprechen angefangen; er habe ihnen lebhafte Vorstellungen gemacht, um sie zur Tugend zu ermahnen; der Geistliche sei hiervon frappirt gewesen und habe sich, mit vielem Humor, zum Altar gewendet, um das Amt fortzusetzen, worauf der Redner den Zuhörern noch einige schmeichelhafte Worte über den Geistlichen gesagt und dann geschwiegen habe.

Auf die sensationelle Nachricht von diesem Vorgange hin erließ der Bischof an Voltaire ein Schreiben, worin er ihm, freilich ohne sein Mißtrauen zu verhehlen, die bischöfliche Anerkennung über seine Rückkehr zur Kirche in der Hoffnung auf dauernde Besserung aussprach, ihn aber wegen des Predigens tadelte. Voltaire antwortete ablehnend; nicht um der Kirche willen habe er sich zu der Communion entschlossen, sondern aus Pflichtgefühl, aus Nächstenliebe. „Die Liebe zum Nächsten, die Gerechtigkeit, das Wohlthun sind die einzigen Dinge, die in unsrer Schwäche uns vor dem Schöpfer der Zeiten und aller Wesen bleiben. Ohne diese Tugend ist der Mensch der Feind des Menschen, der Sklave seiner Eigenliebe und aller Leidenschaften. Aber wenn er das Gute aus Liebe zum Guten thut, wenn diese Pflicht sein Herz beherrscht, kann er hoffen, daß Gott die Empfindungen nicht verwerfen wird, deren ewige Quelle Er ist. Ich demüthige mich mit Ihnen vor Ihm, und unvergessen der bei den Menschen eingeführten Formen, habe ich die Ehre, mit Hochachtung zu sein &c.“ Es folgte indeß noch eine Nachschrift, in welcher Voltaire seinem Gegner mit einem Hauptstoß in die Parade zu fallen glaubte. Sie lautete: „Sie sind zu wohl unterrichtet, um nicht zu wissen, daß in Frankreich der Patron einer Parochie, wenn er geweihtes Brod gibt, seine Eingesessenen von einem zu selbiger Zeit mit Einbruch verübten Diebstahle in Kenntniß setzen und ebenso alsbald für Wasser sorgen muß, wie wenn in einem Hause des Dorfes Feuer ausgebrochen wäre. Es sind dies Sachen der Polizei, die zu seinem Ressort gehören.“

Über diese Antwort entrüstet, ging der Bischof an den König, um eine lettre de cachet gegen Voltaire auszuwirken. In Versailles lachte man über diesen Schritt, und der Herzog von Brillière zögerte nicht, Voltaire von der Aufnahme des bischöflichen Antrages zu unterrichten. Außer sich über seinen Mißerfolg, ließ der Bischof jedem Pfarrer, Priester, Mönch &c. in seiner Diöcese bei Strafe der Amtsentsetzung verbieten, dem Herrn von Ferney die Beichte abzunehmen, Ablaß zu ertheilen und das Abendmahl zu geben. Dies Verbot reizte wiederum Voltaire zu seltsamen Schritten. Als 1769 Ostern herankam, beschloß der Patriarch von Ferney, trotz des Bischofs, zu communiciren. „Ich mag, sagte er vom Bette aus zu seinem Secretär, gar nicht einmal in die Kirche gehen; es soll Alles in meinem Zimmer geschehen, ja in meinem Bett. Das wird nett werden, und wir werden sehen, wer obsiegen wird, der Bischof oder ich!“ Es wurde ein Kapuziner, den man im Schloßgarten gesehen hatte, herbeigerufen; Voltaire, indem er ein Sechsfrankenstück in seine Hand gletten ließ, setzte ihn von seiner Absicht in Kenntniß, seine Pflicht als Franzose, Offizier des Königs und Patron der Parochie zu erfüllen, und bat ihn, da er krank sei (er lag allerdings noch immer im Bette), seine Beichte hier zu hören. Der Kapuziner tief erschreckt von dem Anerbieten, entzog sich ihm unter irgend einem Vorwande und ging zitternd von dannen; in drei Tagen werde er wiederkommen. Voltaire blieb die drei Tage im Bette, aber der Kapuziner erschien nicht. Nun wurde ein Chirurg gerufen, um Voltaire den Puls zu fühlen. Er fand ihn ausgezeichnet. Da fuhr Voltaire mit Donnerstimme auf ihn los: „Was, Unwissender, Sie finden meinen Puls gut?“ — „Gestatten Sie, mein Herr, daß ich ihn noch einmal befühle... Sie haben starkes Fieber,“ stotterte der arme Bursche von Chirurg. „Bei Gott, ich wußte es wohl; seit drei Tagen befinde ich mich in diesem grausamen Zustande. Man gehe zum Pfarrer, er muß wissen, was bei einem Kranken zu thun ist, der seit drei Tagen so heftig fiebert und in Todesgefahr schwebt.“ Aber vergeblich wartete man auf den Kapuziner, auf den Pfarrer, obwohl der letztere täglich von der kritischen Lage des sogenannten Kranken benachrichtigt wurde. Da endlich ließ Voltaire in einer schönen Nacht um ein Uhr alle Diener wecken und schickte sie sämmtlich zum Pfarrer, damit sie, ausgerüstet mit einer Bescheinigung des Chirurgen, ihn von der Gefahr ihres Herrn unterrichteten, der nicht ohne die übliche geistliche Hülfe sterben wolle.

Bei dem Bestreben krank zu scheinen, wäre Voltaire wirklich beinahe krank geworden. Aber alle seine Schritte und Aufforderungen versagten bei dem Pfarrer. Endlich nach Einsendung einer vom Notar aufgenommenen Erklärung, daß er allen seinen Verleumdern verzeihe, ja, daß er im Gehorsam gegen die Staatsgesetze und in der katholischen Religion sterben wolle, erhielt er die Genugthuung, daß der Kapuziner, mit bischöflichen Instructionen wohl versehen, aber halbtodt vor Furcht, im Schlosse erschien. In der lächerlichsten Weise verwickelte Voltaire den Priester in eine Repetition des Pater, Credo, Confiteor und verschiedener Symbole, um ihn am Ende unter einigen Redensarten über seine eigene Art der Gottesverehrung um Absolution zu bitten. Der Priester aber, nach einigen furchtsamen Aeußerungen über Voltaire's kirchenfeindliche Schriften, zog ein kleines Papier hervor, das ein einfaches Glaubensbekenntniß enthielt: er bat Voltaire, es zu unterschreiben. Es entspann sich nun Rede und Gegenrede, die auf beiden Seiten immer dringender wurde, und bei welcher der Kapuziner dem Philosophen immer wieder das Papier vor die Augen rückte. Voltaire endigte den Kampf zuletzt ungeduldig mit den barschen Worten: „Ertheilen Sie mir auf der Stelle die Absolution!“ Der Kapuziner gehorchte und steckte das Papier wieder in den Ärmel seiner Kutte. Nun, nach diesem ersten Siege, verlangte Voltaire vom Pfarrer, daß auch er erscheine und ihm die Communion bringe. In dem Glauben, Voltaire habe das Papier gezeichnet, leistete der Pfarrer Folge. Die Scene wurde durch Voltaire's Erklärung geschlossen, daß er, seinen Gott im Munde, Allen verzeihe, die ihn beim Könige verleumdet, und daß der anwesende Notar Act davon nehmen möge, was auch geschah.

Damit war aber die Sache noch nicht zu Ende. Der Pfarrer überzeugte sich, heimgekehrt, zu seinem Schrecken, daß der Kapuziner das Papier ohne Unterschrift zurückgebracht hatte. Wie sollte er sich vor dem strengen Bischof verantworten! Die beiden Priester beschlossen, sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen,

daß sie dem Bischof eine notarielle Verhandlung vorlegten, worin sie auf ihren Eid bekundeten, Voltaire habe vor der Communion ein langes, sehr orthodoxes Bekenntniß gesprochen, das sie in Abschrift beifügten, und derselbe Notar, welcher Voltaire's Erklärung aufgenommen hatte, lieh in der That seinen Namen auch dem Wunsche der Priester!

Der Bischof ermangelte nicht, diese Beweisstücke an die Öffentlichkeit zu bringen. Voltaire nahm das mit Milde auf; er verzichtete darauf, Thäter und Zeugen hängen zu lassen, aber er beklagte die dreiste Fälschung mit den Worten: „Wenn die Priester in diesem Jahrhundert einer solchen Infamie fähig sind, möge man ermessen, was sie in den Zeiten der Unwissenheit und der Barbarei haben anstellen können.“ Hatte er das Recht, sich in so starken Ausdrücken zu beschweren, nachdem er selbst die Priester durch eine Täuschung hinter das Licht geführt hatte? Er gebrauchte nicht einmal die Vorsicht, seine eigene Täuschung zu verhüllen: denn kaum hatten nach der Communion Priester und Notar und Zeugen dem Schloß den Rücken gekehrt, so verließ er sein Lager und forderte seinen Secretär auf, mit ihm einen Gang durch den Garten zu machen, indem er ihm sagte, wie sehr es ihn amüsirt habe, nun wirklich in seinem Bette, trotz des Bischofs, absolvirt worden zu sein.

Wir theilen kurz noch einige Äußerungen Voltaire's mit, durch welche er seinen Freunden gegenüber die Aufsehen erregende Thatsache seiner Communion zu erläutern suchte.

An La Harpe schrieb er in scheinbarem Ernste, er habe Fieberanfall gehabt, sei dem Tode nahe gewesen und habe durch die üblichen Ceremonien gehen müssen. „Sie wissen, daß ich sie nicht fürchte, wenn ich sie auch nicht liebe; aber man muß seine Pflicht erfüllen.“

Der Marquise du Deffant setzte er die Sache in einem geistreichen, feuilletonartigen Briefe auseinander, der in der Wendung gipfelt, er habe dejeunirt nach der Sitte des Landes.

In einem Briefe an Graf Argental entwickelte er das Gleichniß mit dem Dejeuner weiter — und fügt hinzu: „Man kann kein stärkeres Zeichen der Verachtung für diese Possen — die Ceremonien — geben, als wenn man sie selbst spielt; wer sich ihnen entzieht, kommt in den Schein, sie zu fürchten.“

Für d'Alembert hatte er wieder eine andere Darstellung: er sei von der Geistlichkeit unablässig verfolgt worden, es habe ihm eine lettre de cachet und die Excommunication gedroht, seine völlige Vernichtung sei im Werke gewesen; dagegen habe er sich schützen müssen; kurz, um nicht verbrannt zu werden, habe er von dem geweihten Brode Gebrauch gemacht.

Welches dieser Motive ist nun das wahre und glaubhafte? Keines. Auch die Darstellung Wagnière's, wonach Voltaire in seiner Einsamkeit einen Anfall von Sehnsucht nach Versöhnung gehabt habe, erregt Mißtrauen. Wie bei den früheren Händeln, so herrschte wohl auch bei seinem Entschlusse, zu beichten und zu communiciren, im Grunde seiner Seele das Motiv vor, seine Launen durchzusetzen. Nachdem er in seinen Schriften den Krieg gegen die Kirche im Großen geführt, gefiel er sich in dem Gedanken, den Kampf auch in den kleinen persönlichen Beziehungen durchzufechten, wobei ihm jede List erlaubt schien. Wie Reineke Fuchs legte er je nach Bedürfniß die geeignete Verkleidung an, und kaum waren ihm die besten Freunde gut genug, sich ihnen in wahrer Gestalt zu enthüllen; ihnen allen warf er Sand, wenn nicht Schlimmeres, in die Augen. Während aber Voltaire's großer philosophischer Krieg gegen die damals in klägliche Zustände versunkene Kirche in mancher Hinsicht unsre Sympathie verdient, läßt der Philosoph in seinen persönlichen Händeln einen bedauerlichen Mangel an Charaktergröße erkennen. Seine Eitelkeit riß ihn hin, burleske Komödien aufzuführen, in denen er selbst manche unwürdige Rolle nicht verschmähte. Indem er 1776 sich in die Genossenschaft der Kapuziner in Gex als „weltlicher Pater“ aufnehmen ließ, legte er seine letzte Verkleidung an in diesem Possenspiel mit der Kirche.

Kleine Rundschau.

— **Literarische Berichte aus Ungarn.***) Das diesjährige zweite Quartalsheft enthält vier selbständige Abhandlungen: 1. Die Kirchenkunstdenkmale Neusohls und deren Restauration durch den Bischof Arnold Ipolyi, von Dr. Adolf Dux. — 2. Österreich und Elisabeth von England 1563—1568, von Ed. Wertheimer. — 3. Das Montanwesen in Ungarn von Anton von Kerpely. — 4. Die klassische Philologie in Ungarn von Dr. Eugen Abel.

Von diesen Essays haben für das größere Publikum besonders der erste und der letzte größeres Interesse. Jener ist zugleich ein fesselnder Beitrag zur Geschichte der bildende Künste in Ungarn und enthält reiches Material über den Einfluß deutscher Kunstschulen jenseits der Karpathen. Das Buch, auf welchem die Dux'sche Studie beruht, ist in glänzender Ausstattung, mit zahlreichen Illustrationen, auch in deutscher Sprache erschienen**) und wird nicht verfehlen, in den Kreisen unserer Kunsthistoriker Aufmerksamkeit zu erregen. Der Verfasser des Werkes, Bischof Arnold Ipolyi, ist einer der vielseitigst gebildeten Historiker und Kunstschriftsteller Ungarns, dessen Forschungen die größte Beachtung verdienen. Daß die Restauration der Kunstdenkmäler in Neusohl, dem Bischofsitze Ipolyi's, beinahe ausschließlich sein Werk ist, erhöht natürlich noch das Interesse an der schriftstellerischen Leistung des für die Reste der alten Kunst begeisterten Mannes.

Abels Abhandlung ist besonders insofern recht anziehend, als der Verfasser die Zeit der ungarischen Renaissance sehr eingehend behandelt und nachzuweisen sucht, daß die Blüthe der klassischen Studien am Hofe des genialen Königs Matthias durchaus nicht so ephemeren Charakters war, als dies Manche auch heute noch meinen. In der neueren Zeit weist die klassische Philologie in Ungarn allerdings wenig bedeutende, originelle Schöpfungen auf, welche die Entwickelung der philologischen Wissenschaft beeinflußt hätten; doch ist aus Dr. Abels fleißiger Zusammenstellung ersichtlich, daß Viel gearbeitet wurde und daß besonders die Leistungen deutscher Gelehrten in Ungarn lebhafte Theilnahme fanden, — was um so natürlicher ist, da bekanntlich die ungarischen Philologen, vor Allem die Generation seit 1848, beinahe ohne Ausnahme auf deutschen Universitäten studirt hat.

In der Literatur-Rubrik des Heftes werden Mich. Horváths

*) Herausgegeben von Paul Hunfalvy. Leipzig, 1878. F. A. Brockhaus. II. Band, 2. Heft. — Jährlich 4 Hefte zum Preise von 8 Mark, ein einzelnes Heft 2 Mark.

**) Geschichte und Restauration der kirchlichen Kunstdenkmale in Neusohl, von Arnold Ipolyi, Bischof von Neusohl. Entworfen, gezeichnet und ausgeführt von Franz Storno. Aus dem Ungarischen übersetzt von Dr. Adolf Dux. Mit sieben Farben- und Steindrucktafeln und vierundfünfzig Holzschnitten. Leipzig, F. A. Brockhaus. Preis 16 Mark. Das glänzend ausgestattete Prachtwerk ist übrigens in deutscher Sprache nur in wenigen Exemplaren in den Handel gelangt.

Buch über das erste Jahrhundert des Christenthums in Ungarn*) und der sechste Bericht des ungarischen Unterrichtsministers an den Reichstag (über den Stand des Unterrichtswesens in den Jahren 1875 und 1876) besprochen. Über das erstere Werk wird auch das „Magazin" demnächst eine Anzeige bringen; — der Bericht des Unterrichtsministers enthält in einem gewaltigen Quartbande (VIII und 852 S.) eine Fülle von interessanten statistischen Daten, aus denen hervorgeht, daß sich das ungarische Unterrichtswesen im Allgemeinen in aufsteigender Entwickelung bewegt.

Die Sitzungsberichte umfassen die Vorträge und Arbeiten auf dem Felde der Mathematik und der Naturwissenschaften, und den Bericht über die Sitzungen der Kisfaludy-Gesellschaft. In dem letzteren Referate findet der Leser sehr interessante und ganz neue Mittheilungen über Petöfi's Leben und Dichten, besonders über die in mannigfacher Hinsicht romantische Studentenzeit des großen Dichters, dessen Persönlichkeit und Charakter durch die fleißig fortgesetzten Forschungen der letzten Jahre stets bestimmter und plastischer hervortritt.

Der interessanteste Beitrag der Sitzungsberichte und wohl, besonders für das Ausland, der interessanteste Beitrag des ganzen Heftes ist die in vollständiger Übersetzung mitgetheilte Rede, mit welcher Anton Csengery, der zweite Präsident der ungarischen Akademie der Wissenschaften, die letzte (diesjährige) feierliche Jahresversammlung dieser gelehrten Körperschaft eröffnet hat. Die Rede ist vor Allem deßhalb sehr lesenswerth, weil der überaus belesene und vielseitigst gebildete Verfasser das Wesen und die Bedeutung der ungarischen Akademie der Wissenschaften behandelt, das Verhältniß dieser ungarischen Anstalt zu den ähnlichen Instituten des Auslandes untersucht und sowohl die ungarische, als überhaupt alle Akademien gegen gewisse landläufige Vorwürfe ferner oder doch außerhalb stehender Beobachter vertheidigt. Csengery ist durchaus nicht blind gegen die Mängel der Akademien und giebt zu, daß Manches, was die öffentliche Meinung diesen Instituten zum Vorwurfe macht, begründet ist; nichtsdestoweniger tritt er als entschiedener Vertheidiger dieser gelehrten Corporationen — welche er den in deutschem Geiste organisirten Universitäten zur Seite und gegenüberstellt — auf und weist einerseits das Wichtige und Günstige ihrer Wirksamkeit nach, wie er anderseits in manchen sogenannten Mängeln derselben sogar Vorzüge aufzudecken sucht. Hinweise auf die wissenschaftliche Bewegung der Gegenwart, besonders in Deutschland, auf die Ideen Du-Bois-Reymonds über die Berliner Akademie und eine Akademie der deutschen Sprache, auf die jüngste Polemik zwischen Helmholtz, Virchow, Häckel u. A., überhaupt die allseitige Berücksichtigung der Strömung der Ideen in ganz Europa erheben diese auch stilistisch vollendete Rede weit über das Niveau einer gelegentlichen Ansprache.

Die üblichen Rubriken (Kleinere Mittheilungen, Revue ungarischer Zeitschriften, Ungarische Bibliographie) schließen das gehaltvolle Heft. Von den kleineren Mittheilungen wollen wir noch der Notiz über den ungarischen Schriftsteller-Unterstützungs-Verein Erwähnung thun. Nach dieser Notiz wurde die Idee eines solchen Vereines zuerst im Jahre 1854 angeregt, konnte aber damals nicht realisirt werden, da die Regierung dem Projecte, welchem sie mit Recht große nationale Bedeutung beimaß, feindlich gesinnt war. Erst im Jahre 1861, als das nationale Leben freier zu pulsiren begann, trat der Verein thatsächlich ins Leben und wirkt seitdem mit dem besten Erfolg in stets wachsender Bedeutung. Im Jahre 1861 betrug das Stammcapital des Vereins 11,400 fl., am Schlusse des Jahres 1876 war dasselbe bereits auf 169,845 fl. gestiegen; — in jenem Jahre konnte auf Unterstützungen blos die überaus bescheidene Summe von 200 fl. verwendet werden, heute kann der Verein jährlich bereits über 10,000 fl. an kranke oder bedürftige Schriftsteller und an deren Witwen und Waisen vertheilen. Das Publikum ist dem überaus wohlthätig wirkenden Vereine sehr freundlich gesinnt und unterstützt alle Unternehmungen (Publikationen, Bälle, Sammlungen u. s. w.), welche zur Vermehrung seines Stammcapitals bestimmt sind. Die Nation weiß recht wohl, daß eine mächtige Stütze ihrer Existenz in der Blüthe der nationalen Literatur wurzelt.

*) Seit obige Anzeige geschrieben wurde, ist Bischof Michael Horváth, der ausgezeichnete Geschichtsschreiber, am 19. August, neunundsechezig Jahre alt, in Karlsbad gestorben. D. Red.

Mancherlei

(Frau Pape-Charpentier †.) Frankreich hat eine in ihrer Art einzige Frau verloren, welche die Lehren Pestalozzis und Fröbels auf französischem Boden verbreitete, den Jugendunterricht durch die Einführung des Anschauungsunterrichtes (leçons de choses) reformirte und sich infolge ihrer großen Herzensgüte, ihrer Liebe zu den Kindern und zum Volke der allgemeinen Verehrung erfreute. Schon mit 16 Jahren begründete sie in ihrer Vaterstadt La Flèche ein Kinderasyl; ihr ganzes Leben widmete sie der Erziehung der Jugend. Im Jahre 1848 gründete sie auf Wunsch der Regierung eine Kindergärtnerinnen-Bildungsanstalt, welche sie fünfundzwanzig Jahre hindurch leitete und welche ähnlichen Anstalten in Belgien, England und Schweden zum Muster diente. Ihre Schriften Histoires et leçons de choses, Lectures et travail, Zoologie des écoles u. s. w.) werden auch bei uns mit Vortheil benutzt. Über den Kindergarten hinaus sollte die von ihr vertretene Bewegung sich bald auch der Primärschule bemächtigen. 1867 hielt Frau Charpentier auf die Einladung Duruys in der Sorbonne während der Ausstellung einen Cyklus von Vorträgen, infolge deren die Naturgeschichte und die Elemente der Physik und Chemie Eingang in die französische Volksschule fanden. 1874 wurde sie plötzlich durch den damaligen Minister de Cumont ihrer Stelle entsetzt, bald darauf zwar von demselben zur Generalinspektorin befördert, jedoch scheint sie sich außerhalb der ihr durch Jahrzehnte liebgewordenen Umgebung und Thätigkeit nie recht wohl gefühlt zu haben. Sie starb Ende Juli dieses Jahres mit literarischen Arbeiten und der Leitung einer Abtheilung der Weltausstellung beschäftigt. B.

Publisher's Weekly nennt unter den neuesten Erzeugnissen des amerikanischen Büchermarktes Speeches and Lectures von Wendell Phillips; Recollections of' Ye Olden Time' mit biographischen Skizzen hervorragender Geistlicher, Staatsmänner, Kaufleute, Ärzte, Juristen, u. s. w. in Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, New Hampshire und Pennsylvanien; das Leben von „Alexander H. Stephens" von R. M. Johnson und William Hand Browne; Peter Cruet von dem Verfasser des vielgelesenen That Husband of Mine: A Cluster of Poems for the Home and the Heart, von Rev. A. Means; What is Demonetization? von M. N. Pillon; The Pacific Tourist; Scientific Memoirs von Dr. John W. Drager; Bits of Travel at Home, von H. H., Reise-

skizzen aus Californien, Colorado und Neu England; The History of Commerce, von John Yeats, in folgenden Bänden: The Natural History of the Raw Materials of Commerce, The Technical History of Commerce or Skilled Labor applied to Production, The Growth and Vicissitudes of Commerce, from B. C. 1500 to A. D. 1789, ein historischer Bericht über die Industrie und den Verkehr der Culturvölker, und A Manual of Recent and Existing Commerce, from the year 1789 to 1872; Wings von Julie K. Wetherell; The Clifton Picture von J. G. H. Goulton; Memoirs of François Marmontel mit einem Essay von Howells ist der neueste Band der Choice Autobiographies; Poganuc People von Mrs. Stowe; The Fall of Damascus, historischer Roman von Ch. W. Russell; The Matchmaker, von Beatrice Reynolds; Etiquette of the Best Society, von Mrs. Heward; From Different Standpoints in abwechselnden Briefen von Jane Huntington und Pansy; Justine's Lover; The Queer House in Rugby Court, von Annette Lucille Noble; The Young Pastor and his People, praktische Rathschläge für junge Geistliche von berühmten Predigern; Questions of Belief, edirt von E. L. Burlingame; A Year Worth Living, von W. M. Baker; Vasco da Gama, von George M. Towle, erster Band einer neuen Sammlung für die Jugend: Young Folk's Heroes of History, der zweite Band wird Pizarro enthalten; Outside the Gate; The Coquette; or, Life and Letters of Eliza Wharton, von Mrs. Hannah Foster; His Inheritance, von Miß Trafton; Nobody's Husband; A Paper City; Miss Crespigny, von Mrs. Frances Hodgson Burnett.

Die Juni-Nummer von Publisher's Weekly enthält eine lange Liste neu erschienener Bücher, die zur Unterhaltung während der Sommerreisen und Ferien dienen sollen. Wie schon im vorigen Jahre werden charakteristische Auszüge aus verschiedenen Werken mitgetheilt, die meist recht praktische Rathschläge enthalten in Bezug auf Einrichtung der Reise, Equipirung dazu, Anweisung zu Spielen und Zeitvertreib u. s. w., Alles in unterhaltender Form. — Besonders interessirt eine Mittheilung, die dem Märzhefte von Harper's Magazine entnommen ist, über Sommerschulen, welche zur Weiterbildung in den Naturwissenschaften für Lehrer und Lehrerinnen errichtet worden sind. Die erste eigentliche derartige Sommerschule, Penikese School, ward 1871 eröffnet, doch hatte man schon vorher vereinzelte derartige Versuche gemacht. Bezüglich der von Professor Agassiz eröffneten Schule waren die finanziellen Schwierigkeiten durch Herrn John Anderson in New-York gehoben worden, der zumal die kleine Insel Penikese, nicht weit von Newport Rhode Island, seinen bisherigen Sommeraufenthalt, Professor Agassiz zu diesem Zweck einräumte. Einen sehr wohlthätigen Einfluß übte das Zusammenarbeiten von Männern und Frauen auf den Fortschritt der Studien aus. Die Frauen spornten die Männer zu umfassenderen Untersuchungen an, die Männer veranlaßten die Frauen zu größerer Gründlichkeit in ihren Analysen. Leider dauerten diese Studien nur zwei Jahre, da die Anstalt kurz vor Eröffnung der dritten Session geschlossen ward, wegen Uneinigkeit in Bezug auf ihre Leitung zwischen Professor Agassiz und Herrn Anderson. Doch wurden nun mehrere andere Schulen mit gleichem Zweck gegründet, wie die Kirkland School in Cleveland unter Leitung von Professor Comstock von Cornell University 1875; eine Sommerschule für Biologie, Zoologie und Botanik von der Peabody-Akademie in Salem, Massachusetts 1876. Im Sommer 1874 eröffnete auch Harvard University, Cambridge einen Cursus in Chemie und Botanik für Lehrer und sonst Qualificirte; im folgenden Sommer kam ein geologischer Cursus hinzu.

Die englische Bibelgesellschaft, deren letzte Jahreseinnahmen durchschnittlich 4½ Millionen Mark betrugen, hat im vorigen Jahre im Ganzen nach ihrem neuesten Jahresbericht nicht weniger denn 2,943,597 Bibeln und seit ihrer Gründung überhaupt 82,047,062 Bibeln verbreitet, selbstverständlich nach den verschiedensten Ländern und in den verschiedensten Sprachen der Erde.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Bucknill, J. C.: Habitual Drunkenness and Insane Drunkards. London, Macmillan. 2 s. 6 d.

Bunce, J. T.: History of the Corporation of Birmingham. With a Sketch of the Carlier Government of the Town. Vol. 1. Birmingham, Cornish Bros. 10 s.

Burritt, E.: Chips from many Blocks. London, Low. 6 s.

Chalmers, T.: Memoirs. By William Hanna. 2 vols. Edinburgh, Douglas. 12 s.

Cust, R. N.: Sketch of the Modern Languages of the East Indies. With Two Language Maps. London, Trübner. 12 s.

Rathbone Low, Charles: The Life of Sir Garnet Wolseley. 2 vols. London, Bentley & Sons. 21 s.

II. Französisch.

Aimard, Gustave: La Vie d'Estoc et de Taille. (2e volume des Vauriens du Pont-Neuf.) Paris, Dentu. 3 fr.

Antonini, P.: Le Serment. Paris, Dauvin frères. 6 fr.

Bonet-Maury, G.: Gérard de Groote, un Précurseur de la Réforme au XIVe Siècle. D'Après des Documents inédits. Paris, Fischbacher. 2 fr. 50.

Crespin, J.: Les Cinq Escoliers sortis de Lausanne, Bruslez à Lyon. Extrait de l'Histoire des Martyrs persécutez pour la Vérité de l'Evangile, depuis le Temps des Apotres jusqu'à Présent 1610. Suivi des Lettres et Actes déposés à la Bibliothèque vadiane de la Ville de Saint-Gall, revus par J. Dierauer. Vol. gr. in-4. Paris, Fischbacher. 20 fr.

Devillebichot, A.: La Vérité sur la Rage Préservatif et Médication. Découverte chimico-médicale. Brochure in-16. Paris, Office Pharmaceutique et Médical de France. 30 c.

Faure, Dr. L.: Matérialisme devant la Science et la Logique. Paris, Olmer. 1 fr. 50.

Maynz, Charles: Cours de Droit Romain; Précédé d'une Introduction contenant l'histoire de la Législation et des Institutions politiques de Rome. 3 vols. Bruxelles, Bruylant-Christophe & Cie. 35 fr.

Menier, M.: Atlas de la Production de la Richesse. Vol. in-4°, enrichi de 20 cartes color. Paris, Plon. 8 fr.

Michel, Louis: Plus de Mystère! Initation de l'Homme aux Merveilleux secrets de la Science vivante-universelle. 3 fr. 50.

Quinezu, Emanuel: Question Bessarabienne. Lettre d'un Paysan du Danube à un Russe. 3 fr.

Strauss, P.: Le Suffrage universel. Bruxelles, Kistemaeckers. 1 fr.

Thiériot, Albert: Voltaire en Prusse. Paris, Fischbacher. 3 fr.

Ulbach, Louis: Guide Sentimentale de l'Etranger dans Paris. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Valmont, Victor: La Jeunesse de Lord Beaconsfield. Brochure in-12. Paris, Olmer. 75 c.

In unserem Verlage sind erschienen:

Lehrbücher
der
französischen und englischen Sprache
von
Dr. **Bernhard Schmitz,**
Professor der neueren Sprachen an der Universität zu Greifswald.

Französisches Elementarbuch, nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache.
Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Sechste, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1874. gr. 8. 1 Mark 20 Pf.
Zweiter Theil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klassen. Vierte, neu bearbeitete Auflage. 1874. gr. 8. 1 Mk. 80 Pf.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch selbständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Siebente Auflage. 1877. gr. 8. 1 Mark 20 Pf.

Englische Grammatik, nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Fünfte Auflage. Neue Bearbeitung. 1874. gr. 8. 3 Mark.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht. 1 Mark 50 Pf.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern, von Shakespeare bis Macaulay, mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache, nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1876. gr. 8. 2 Mark 60 Pf.

Fr. Gedike's Französisches Lesebuch für mittlere Classen, herausgegeben v. Bernhard Schmitz. Zwanzigste verbesserte Auflage. 1864. 15 Bogen. 8. 1 Mark 20 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung: (Harrwitz & Goßmann)
Berlin. (173)

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen

Worte des Herzens

von [174]

J. C. Lavater

für

Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von

C. W. Hufeland.

XXV. Auflage. Miniatur-Ausgabe, höchst eleg. ausgestattet, mit Lavater's Portrait in Stahlstich, in Leinwand gebunden Preis 1 Mk. 50 Pf.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in **Berlin.**

Bei uns ist erschienen: (175)

Der Islam

von **Emanuel Deutsch,**

gewesenem Bibliothekar am britischen Museum in London, Mitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der K. Asiatischen Gesellschaft ꝛc.

Aus dem Englischen übertragen.
Autorisirte Ausgabe.
gr. 8°. geh. Preis 1 Mk. 20 Pf.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz & Goßmann) in Berlin.

Musikalisches Vielliebchen u. Festgeschenk!

Verlag von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt.**

Miniatur-Tanz-Album

(12 vollständige Tänze auf 67 Seiten)
von
Edmund Bartholomäus.

Miniatur-Notendruck mit violetter Einfassung von C. G. RÖDER in Leipzig.
Umschlag in brillantem Oelfarbendruck nach einem Aquarell von
E. Freiesleben, Maler in Weimar.
Preis cart. (mit Goldschnitt) 3 Mk. 50 Pf.
Einband mit Goldschnitt und gepresstem Mosaik von J. R. HERZOG in Leipzig.
Preis 4 Mark 50 Pfg.

☞ Dieses in jeder Hinsicht brillant ausgestattete Album mit den beliebtesten Tanzcompositionen von **Edmund Bartholomäus** dürfte als willkommene Gabe zu Geburtstagen und als Vielliebchen zu empfehlen sein. (176)

Die Nummer 7 Bd. II. vom 18. August der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI,** welche in Florenz erscheint, enthält: (177)

I Depositi alla Cassa di Risparmio di Firenze. — Disciplina Militare. — Le condizioni della Istruzione popolare in Italia. — Corrispondenza da Parigi. — Corrispondenza da Washington. — La Settimana. — Un recentissimo libro tedesco sul Petrarca (*Adolfo Bartoli*). — Economia pubblica. — Bibliografia: Letteratura e Storia. *G. L. Patuzzi*, Bolle di sapone; *Luigi Manzoni*, Bibliografia statutaria e storica italiana. — Educazione. *Luigi Ferrario*, La Scola e la Costumatezza. — Scienza matematiche. *E. J. Marey*, La méthode graphique dans les sciences expérimentales. (Il metodo grafico nelle scienze sperimentali). — Notizie. — Riviste italiane. — Articoli che riguardano l' Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri. — Riviste Tedesche.

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in Leipzig erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (178)

Die Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8. Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 34 und 35 enthalten folgende Artikel: Luther's Bibeldrucker. G. Wustmann. — Die Entwickelung des altrömischen Kriegswesens. VI. — Die Zeit des Hannibalischen Krieges. Max Jähns. — Schweizer Reiseglossen. H. B.
Die Entwickelung des altrömischen Kriegswesens VII. Die Folgen der punischen Kriege. — Legion und Phalanx. Max Jähns. — Ein Vorläufer Winckelmann's. —rt. — Die Pariser Weltausstellung. 8. Französische Portrait- und Genremaler. — Der Orient und die Landschaft. — Die Kunstindustrie. — Englisches Porzellan und Faience. — Französisches Porzellan. Adolf Rosenberg. — Die Reichstagswahlen in Bayern.

Lazarus (Prof. **M.**), **Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.** Vortrag. Zweiter Abdruck. 1873. gr. 8. geh. 75 Pf. (179)
Berlin. **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhdlg.** Harrwitz & Gossmann.

H. R. (nicht E.) **Mecklenburg**
in Berlin C., Klosterstrasse 38,

bietet an gegen Einsendung des Betrages: **Mag. f. d. Literatur d. Ausl.** 1832, 33, 36, 39, 40, 42, 43, 44, 46, 49, 50, 52 (fehlt Nr. 51), 55, 56, einz. à Mk. 2, zus. Mk. 20. — **Auerbach, Waldfried,** 3 Bde. Hfz. st. 15 nur Mk. 8. — **Deutschordenschronik** d. Nik. v. Jeroschin 1851. St. 10 nur Mk. 6. — **Genre-Bilder aus d. Oriente.** Gesammelt auf der Reise des Herz. M. v. Bayern und gez. v. H. v. Mayr, mit Text v. Seb. Fischer. 48 litbogr. Taf. Fol. 1846/50. St. 80 nur Mk. 25. — **Brehm** u. **R., Die Thiere d. Waldes,** 1867, 2 Lwdbde. mit 23 Kupfern u. 114 Holzschn., st. 42 nur Mk. 22. — **Caspar Hauser,** Thronerbe Badens. (Von J. Seb. Seiler) 3. Aufl. 1847 (sehr berühmt u. selt. B.) 3 Mk. — **v. Crusenstolpe, Der russ. Hof** v. Peter I. b. a. Nicolaus I. 9 Bde. 1859. St. 33,75 nur Mk. 8. — **v. Harnier's Reise am oberen Nil.** M. 27 Farbdr.-Zeichng. Eleg. Lwdbd., st. 48 nur Mk. 24 — **Centralbl. f. d. ges. Forstw.** 1875—77 I. Sem., 78 I. Qu., st. 66 nur Mk. 15. — **Hesekiel, Siebenkönigsbuch.** Prachtausgabe in Prbd., st. 22,50 nur Mk. 13. — **Deutsche Kunst in Bild und Lied.** 1871, 73, 74. Prbd., st. 16,50 nur Mk. 8. — **Luther's Werke** in einer d. Bedürfn. d. Zeit berücks. Ausw. 3. A. Eleg. geb., st. 20 nur Mk. 10. — **Meyer's gr. Conv.-Lex.** (fehlt Supplbd. III./IV., Südslaven—Schl.). M. zahlr. Abb., Karten etc., 50 Bde., st. 1150 nur Mk. 110. — **Ortlohf, Gesch. d. Grumbachischen Händel.** 4 Bde. 1868/70, st. 36 nur Mk. 18. — **Peusens, ill. Gesch. d. röm. Kaiser** v. Caesar bis a. d. Neuzt. 2 Bde. 1871/2, st. 27 nur Mk. 14. — **Prutz, dramatische Werke,** 4 Bde., st. 16 n. Mk. 4. — **Sammlungen von Initialen** a. d. 12.—16. Jahrh., 30 Bl. 4° in feinstem Gold- u. Farbendr. 1872, st. 30 nur Mk. 12. — **Storm, Hausb. a. dtsch. Dichtern** seit Claudius. Gr. ill. Prachtausg. in Prachtbd. st. Mk. 30 nur Mk. 12. — **Swift's** ausgew. Humor. Werke. 2 Bde., Mk. 2,25. — **Thiers hist. d. consulat et de l'empire.** Edit. autor. 20 Bde. Statt 75 nur Mk. 25. — **Zimmermann, Inseln d. indischen u. stillen Meeres,** 3 Bde. 1860/5, statt 27,75 nur Mk. 10. Ferner **tadellos frisch** und **neu: Die preuss. Expedit. n. Ost-Asien. Ansichten aus Japan, China u. Siam.** 60 Illustr. (40 in Schwarz-, 20 in Farbendruck) m. Text in dtsch., frz. und engl. Spr. Imp. Fol. statt 300 nur Mk. 75. — **Cervantes, Don Quixote.** Mit 376 Ill. v. Doré, 2 Orig.-Prbde., st. 60 nur Mk. 42 — ebenso die 1875 compl. gewordene 2. neueste Aufl. d. Prachtausg. — **Schleiden, Das Meer.** Mit 28 Stahlst. in Farbendr., 4 Tafeln in Tondr., 279 Holzschn. und 1 Karte. In Prbd., st. 45 nur M. 20. **Köhler,** Entwicklung der Tracht in Deutschland während d. Mittelalt. u. d. Neuzt. (Handb. f. Histor., Künstler, Gewerbtreibende etc.) Mit 550 autogr. Abb. No. 1877, statt 15 nur Mk. 9. (180)

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jos. Lehmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Anzeigen werden die Spalt. Zeile mit 25 Pf. berechnet.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlungen zu richten.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 14. September 1878. [№ 37.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Lorinser's Calderon-Uebersetzung.*)

Übertragungen fremder Schriftsteller und Dichter lassen sich von einem doppelten Gesichtspunkte aus betrachten, dem theoretischen der wissenschaftlichen Neugier und dem mehr praktischen der populären Wirksamkeit. Wenn man in Bezug auf Calderon von dem letzteren ausgeht, so drängt sich die Frage auf: Was ist dem deutschen Volke mit der Verdeutschung des Calderon gedient? Darf dieser Dichter darauf rechnen, in gegenwärtiger Zeit bei uns einen weiteren Leser- oder Hörerkreis zu finden, der ihn mit gewissem Enthusiasmus zu genießen gestimmt wäre? Die Antwort kann im Großen und Ganzen nur Nein lauten, mag der Kenner ihm als dramatischem Dichter mit gutem Grunde auch das höchste Lob zollen. Allerdings „Das Leben ein Traum" macht bei Aufführungen, selbst in mißlungenen „Bearbeitungen", noch einen mächtigen Eindruck, auch auf das sogenannte Volk im engeren Sinne, wenn einmal ein Sigismund mit Leidenschaft und zugleich einer für Speculation über das Transcendente geeigneten mystischen Innerlichkeit sich findet, nicht ein rhetorisirender, in die Heldenrolle gesteckter Jüngling. Noch ein paar andere Stücke, wie „der Richter von Zalamea", sind ohne Weiteres auch auf unserer Bühne möglich und wirkungsvoll; denn sie sind dem realen Leben entnommen, wie es mit unwesentlichen Veränderungen überall und immer beschaffen ist. Allein die weitaus größte Zahl der Calderon'schen Stücke gehört nur noch der Literaturgeschichte an, sei es weil sie eine durchaus vergangene Epoche der spanischen Cultur spiegeln, in die sogar die Spanier unserer Zeit sich nicht mehr hineindenken und hineinfühlen können, sei es wegen ihres religiösen Inhalts. Und der Übersetzer sollte sich darum nicht wundern, daß uns Shakespeare so viel vertrauter als Calderon ist; das wird immer so bleiben und hat mit dem Verfalle unserer Bühne nichts zu thun. Der höher Gebildete mag sich auf den ästhetischen oder wissenschaftlichen Standpunkt stellen und sich jede literarische Erscheinung pragmatisch, ich meine im Zusammenhange der Literaturgeschichte, verständlich und genießbar machen; aber das Volk, das doch immer nur naiv und recht eigentlich ungeschichtlich genießen (und im Grunde auch handeln) kann und soll, wird an dem Versuche, einen Dichter wie Calderon populär zu machen, theilnahmlos vorübergehen. Ich bin überzeugt, schon die Deutschen des siebzehnten Jahrhunderts würden sich Calderon nicht haben geistig aneignen können, wie viel weniger wir, die wir von der spanischen Gesellschaft des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts und ihrer das ganze Leben beherrschenden extrem-katholischen Bildung durch einen tieferen Abgrund getrennt sind als von dem klassischen Alterthum. Aber, wird der Übersetzer sagen, nicht für den nüchternen protestantischen Deutschen, sondern für den der religiösen Phantasie noch zugänglichen Katholiken sind die übersetzten Dramen religiösen Inhalts bestimmt; Lorinser rechnet auf Privatbühnen in katholischen Casinos und anderen Vereinen; dafür sei, meint er, kein Dichter geeigneter als Calderon. Grade hiergegen muß ich aufs Bestimmteste protestiren. Es wäre ein Unglück, wenn Calderon bei uns in diesem Sinne populär würde; indessen die darauf gerichteten Bestrebungen werden keinen Erfolg haben. Ich bin wahrhaftig voll von Bewunderung des außerordentlichen, für sein Land typischen Dichters; aber ihn zu einem Element unserer Cultur machen zu wollen, die sich in Bahnen bewegt, die von jener katholischen Weltanschauung Calderon's weit abliegen, die im besten Sinne vernünftig und radical sind, das ist eine Tendenz, die ich hier der Wichtigkeit der Sache entsprechend noch ausführlicher bekämpfen würde, wäre ich überzeugt, daß sie überhaupt gelingen könnte; denn selbst unseren deutschen Katholicismus halte ich trotz alles dessen, was in der letzten Zeit auf kirchlichem Gebiete versucht und zu Wege gebracht worden ist, für zu grundverschieden von jenem spanischen Katholicismus, als daß ich glauben könnte, die Zumuthung, sich diesem anzunähern, werde jemals ernstlich befolgt werden. Wäre das denkbar, so würden wir allerdings auf dem besten Wege jener Rückkehr zur schroffsten Glaubensspaltung sein, welche auch durch andere ultramontane Unternehmungen angestrebt wird. Man studire die Calderon'schen Stücke im Zusammenhange der spanischen Cultur- und Literaturgeschichte und lerne sie auf diese Weise würdigen und genießen; dem Gebildeten sind sie auf solchem Wege erreichbar, nicht aber der großen Menge. Selbst ein solcher Gebildeter wird sie aber nur in der Ursprache recht verstehen können.

Was die vorliegende Übersetzung angeht, so besteht Lorinser's Verdienst, seinen Vorgängern gegenüber, mehr in der Menge der übersetzten Dramen — fünf hat er ganz neu übersetzt, nämlich „das Fegefeuer des H. Patricius", „die Ketten des Teufels", „den weiblichen Joseph", „den großen Prinzen von Fez" und „das Schisma von England" — als in der höheren Vorzüglichkeit der Übersetzung. Er hat sich eine möglichste Treue vorgesetzt, was Versmaße und Assonanzen betrifft. Es ist sehr die Frage, ob wir solche Assonanzen durch unser Ohr überhaupt immer gewahr werden; das Spanische ist viel vocalreicher als das Deutsche, auch in dem Sinne, daß die Vocale sich quantitativ dem Gehöre mehr aufdrängen. Lorinser führt aber sogar dieselben assonirenden Vokale, die das spanische Original hat, auch im Deutschen durch (mit einziger Ausnahme der zweivocaligen Assonanz, wo er sich im Deutschen auf den Tonvocal beschränkt); denn, meint er, die einzelnen Vokale seien charakteristisch für die Rede. Ist dies vielleicht auch richtig, so ist doch die Durchführung einer

*) Calderon's größte Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nöthigsten Einleitungen versehen von Dr. F. Lorinser. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung, 1876.

solchen Regel für unser solchen Feinheiten gegenüber ganz barbarisches Ohr gewiß verlorene Übersetzermühe. Daß er sich im Übrigen gegen ein sogenanntes „wörtliches" Übersetzen und für Beibehaltung der drei Acte und der spanischen Versmaße erklärt, ist zu billigen, wiewohl der letzte Punkt auch seine Bedenken haben mag; denn wie sich die Worte verschiedener Sprachen als Ausdruck von Begriffssphären nicht decken, so decken sich auch nicht die gleichen Versmaße zum Zwecke des Ausdrucks des gleichen Gefühles. Daß wörtliches Übersetzen gradezu Unsinn ist, darauf ist schon öfter hingewiesen worden; es erinnert einigermaßen an die absurde Vorschrift, man solle sich gewöhnen so auszusprechen wie geschrieben steht. Wie hier der Laut isolirt und nicht im Zusammenhange der Lautgruppe seinen Werth erhalten soll, so wird dort vorgeschrieben, ein Wort ohne einheitliche Erfassung des ganzen Gedankens durch ein gleichwerthiges der andern Sprache wiederzugeben.

Die Übersetzung von Lorinser liest sich nicht eben leicht, die Wortstellung ist vielfach überaus verschränkt, der Ausdruck nicht immer klar und faßlich; hier und dort habe ich auch meine Bedenken in Bezug auf die Genauigkeit der Übersetzung.

Förster.

England.

Grant Allen's physiologische Theorie der ästhetischen Empfindungen.

(Schluß.)

Dieser einheitliche Grund nun, die Seele des Kunstwerkes, entzieht sich der bloß ästhetischen Würdigung; sie ist nicht die Folge irgend welcher Anordnung ästhetischer Bestandtheile, wohl aber der Zweck ihrer Vereinigung und bestimmt zugleich die Art der Bestandtheile, ihre Anordnung unter einander und ihr Verhältniß zum Ganzen. Sie ist es, die das Spiel zur Kunst, die bloß ästhetische Empfindung zum Kunstgefühl erhöht und unter dem Namen der „Idee" einem jeden Kunstwerk seine individuelle Bedeutung verleiht, ohne welche es höchstens ein symmetrisch angeordnetes Aggregat wohlgefälliger Bestandtheile aufweisen könnte, deren Zusammenschluß zu einem organischen Ganzen weder nöthig, noch möglich sein würde.

Und wirklich ist das Kunstwerk, zu welchem Grant Allen im Fortgang seiner Betrachtung gelangt, nur ein solches geordnetes Aggregat ästhetisch wirkender Bestandtheile, wie die Empfindung, welche es hervorruft, sich nur als eine Summe vieler verschiedenen ästhetischen Empfindungen ausweist.

Diese Summe setzt sich nach Grant Allen zusammen aus:

den sinnlich ästhetischen Empfindungen, seien diese nun in der Wirklichkeit oder in der Vorstellung vorhanden, welche letztere dadurch entstehen, daß das Vergnügen oder Mißvergnügen, welches die wirklichen Erregungen der Sinnesorgane begleitet, durch die Vorstellung als Hoffnung oder Furcht anticipirt wird;

den ideell-emotionalen Empfindungen, welche von einer eben solchen Anticipation eines glücklichen oder unglücklichen Allgemeinbefindens herrühren;

den ideell-ästhetischen Empfindungen, welche dann eintreten, wenn die Phantasie im wachen Traum sich Situationen oder Vorgänge ausmalt, welche in der Wirklichkeit geeignet wären Vergnügen oder Mißvergnügen hervorzurufen, jedoch mit dem Bewußtsein, daß das wirkliche Eintreten derselben unmöglich sei, so daß also dadurch das persönliche Interesse an denselben ausgeschlossen erscheint. An dessen Stelle tritt dann das unpersönliche Interesse an der Entwicklung und Verknüpfung der erträumten Vorgänge selbst, welches Grant Allen plot-interest nennt und, obgleich er selbst es für „unentwirrbar verbunden" mit jenen ideell-ästhetischen Empfindungen erklärt, dennoch als „rein intellectuell" zu den untergeordneten Bestandtheilen zählt, während es nach unserer Anschauung den Kern bildet, welcher der leeren Träumerei erst Sinn und Bedeutung gibt. Diejenigen Kunstgattungen, in welchen dieses Inhalts-Interesse von großer Wichtigkeit ist, wie „Roman und Historienmalerei" ist Grant Allen consequenterweise geneigt, von der eigentlichen reinen Kunst auszuschließen. Das Drama faßt er nur als eine Abart des Romans auf und geht mit dieser Bemerkung über dasselbe hinweg. Dagegen sollen diejenigen Kunstgattungen die meiste Befriedigung gewähren, deren überwiegende Bestandtheile ideell-sinnliches oder emotionales Vergnügen ausmachen. Aus dem Vorwiegen der ideell-sinnlichen Bestandtheile wird unter anderen die Wohlgefälligkeit der Feenmärchen abgeleitet.*) — Leider müssen wir, auf die Gefahr hin zu jenen „mystischen Denkern" gezählt zu werden, „welche nur die höchsten Entfaltungen der Kunst" im Sinn haben, bekennen, daß wir diese Art Dichtungen nicht nur für eine sehr untergeordnete Kunstgattung halten, sondern auch überzeugt sind, daß das Vergnügen, welches sie den Kindern gewährt, nur zum geringsten Theile von jenen wohlgefälligen ideell-sinnlichen Bestandtheilen, dagegen hauptsächlich von ihrer mehr oder weniger sinnreichen Verknüpfung herrührt, was schon daraus hervorgeht, daß nicht wenige sehr beliebte Kindermärchen an sinnlich wohlgefälligen Bestandtheilen arm sind und dafür eine gute Anzahl sinnlich mißfälliger aufweisen, als: alte Hexen, Menschenfresser, wilde Thiere und dergleichen, wie denn auch schauerliche Gespenstergeschichten bei Kindern in nicht geringer Gunst stehen.

Zu jenen bereits genannten Empfindungen, aus denen das Vergnügen an Kunstwerken sich zusammensetzen soll, treten endlich bei Grant Allen noch hinzu:

die ideell-complex-emotionalen Empfindungen. Als solche werden aufgeführt: Mutterliebe, Heimathsgefühl, Freundschaft, Geschlechtsliebe, Vaterlandsliebe und das Gefühl religiöser Verehrung, „deren normale Ausübung an ihren eigentlichen Gegenständen die regelmäßige Befriedigung mit sich führt, welche jede Function in reichlich genährten Structuren gewährt." Ihre Natur und Entstehung wird von Grant Allen nicht weiter erörtert. Alles, was er hier zu thun habe, sei, „zu zeigen, daß, außer dem unmittelbaren und wirklichen Vergnügen thatsächlicher Ausübung, diese Fähigkeiten auch geeignet sind, durch ihre Anwendung auf imaginäre Gegenstände ideelles Vergnügen zu gewähren."

*) The fairy-tales in which children delight combine a certain element of plot-interest with a much larger proportion of ideal sensuous gratification. The persons with whom the story deals are every one of them kings and queens, princes and princesses. They are all young, beautiful, rich, strong, and happy. Feasting, dancing, and love-making fill up the whole of their existence. There are no lessons, no rainy days, and no whippings in fairy-land; everything is as bright and glorious as it can be. The magical power of the fairies smooths every difficulty and gets rid of every annoyance. Pumpkins turn into gilt carriages and mice into prancing steeds at a single wave of the silver wand. Life moves on through a circle of delights; no serious cares disturb the harmony of existence: and if some great misfortune threatens for a moment, it is at once dispelled by the timely assistance of the supernatural godmother. In the end, the hero and heroine invariably marry and live happily ever afterwards.

Daran ist denn auch kein Zweifel; nur darf man nicht vergessen, daß diese Empfindungen an sich noch kein Vergnügen, sondern erst einen Reiz ausmachen, der je nach seiner Stillung oder Steigerung zu Vergnügen oder Mißvergnügen führen kann. — Ästhetischen Werth aber haben diese Empfindungen nur dann, wenn ihr Reiz vorhanden ist, ohne daß das ihnen ursprünglich zu Grunde liegende Bedürfniß in's Bewußtsein tritt, wie bei der platonischen Liebe, bei der Neigung junger Mädchen zu kleinen Kindern und Puppen oder bei einem Scheingefecht, in welchem das Vergnügen sogar aus einem ideellen Mißvergnügen, dem vorgestellten Haß entspringt.

Nach dem Schema dieser Zusammensetzung wird nun das Wesen einer jeden Kunst analysirt und der Eindruck, welchen dieselbe hervorbringt, als aus jenen Theilempfindungen bestehend gedacht.

Die Baukunst ist, als nur das intellectuelle Vergnügen symmetrischer Form gewährend, schon vorher abgethan. Allein abgesehen davon, daß selbst das künstlerische Gefallen an der reinen Form nicht von der bloßen symmetrischen Anordnung der Linien und einzelnen Theile abhängt, sondern erst von ihrer Beziehung auf die sie vereinigende Gestalt und von ihrem Zusammenschluß zum Bild eines Ganzen, ist auch als Grund dieser Gestalt noch ein tieferer Factor des Vergnügens wirksam, nämlich das Gleichgewicht der Massen, oder das richtige Verhältniß von Stütze und Last. — Ein vollkommenes Bauwerk, wie die Peterskirche in Rom, dessen Anblick uns, so wie es ist, mit höchstem Vergnügen erfüllt, würde uns plötzlich mißfällig sein, wenn wir sinnlich durch den Augenschein gewahrten, daß seine Kuppel, statt aus dem mit seiner Schwere in einander ruhenden Material, aus bloßem gewalzten Eisenblech bestünde. Dieses Mißvergnügen würde dasselbe bleiben, wenn wir auch wüßten, daß das Eisenblech ebenso fest und dauerhaft sei, wie das jetzige Material; denn es entspringt nicht aus der Vorstellung der Unzweckmäßigkeit für das Bedürfniß, sondern aus dem Gefühl des abnormen Überschusses der Stütze über die Last, welches der zum Vergnügen erforderten Vorstellung des Gleichgewichts der Massen widerspricht. Nun ist dieses Gleichgewicht der Massen ebenfalls nur Symmetrie, wie das Ebenmaß der Formen, aber es ist die ursprünglichere innere Symmetrie der Kräfte, als deren sichtbarer und nothwendiger Ausdruck erst die äußere Symmetrie der Formen erscheinen muß. Das künstlerische Bauwerk ist also keine „symmetrisch angeordnete Zusammensetzung ästhetisch schöner Bestandtheile", sondern die sinnliche Darstellung des Gleichgewichts entgegengesetzter Kräfte, welche wieder auf einen innern gemeinschaftlichen Grund bezogen und durch diese Beziehung zu einem Ganzen zusammengeschlossen sein muß. Dieser noch innerlichere Grund, der die Vertheilung der Massen bedingt, ist der herzustellende begrenzte Raum, welcher endlich selbst wiederum einem bestimmten letzten Zweck entsprechen muß, sei dieser nun eine gottesdienstliche Handlung der andächtigen Gemeinde, oder eine Berathung des Volkes über öffentliche Angelegenheiten, oder eine Versammlung der Menge zur bequemen Betrachtung eines Schauspiels. Diese Zwecke sind freilich dem Bedürfniß noch verwandt, jedoch bereits so weit von demselben entfernt, daß sie wohl als selbständige Kunstzwecke aufgefaßt werden können; denn sie dienen nicht der individuellen Selbsterhaltung und Fortpflanzung, sondern sind das, was Goethe in der „italienischen Reise" die „bürgerlichen Zwecke" nennt, zu denen die Baukunst „wie eine zweite Natur handelt". Erst dadurch, daß in dem Bauwerk sein Zweck sich durchgehends von innen heraus bis in seine äußere Form darstellt, wird dasselbe nothwendig und organisch, das Abbild eines Lebendigen, das Gegenspiel der Natur.

Auch die Musik hat Grant Allen schon bei Gelegenheit des Gehörssinns (S. 129) abgehandelt. Wie die Schönheit einfacher musikalischer Töne darauf beruhe, daß sie „das Maximum des Reizes mit dem Minimum der Ermüdung oder des Kraftverbrauchs" hervorbringe, „so wird auch bei der Combination dieser Elemente dasselbe Ziel beständig im Auge behalten. Ein Accord besteht aus einer Combination von Tönen, deren keiner mit dem andern, sei es im Grundton oder in den Obertönen eine Dissonanz hervorruft. Solche Accorde werden dann in jener systematischen Ordnung zusammengestellt, welche eine musikalische Phrase ergibt, das ist, einen bewußt empfundenen, harmonisch vergnüglichen Reiz, sowohl im compleren Ganzen, wie in den einzelnen Elementen. Und in einer vollständigen Composition wird eine solche rationale und intelligible Folge von Phrasen erstrebt, welche dem Ganzen eine begrenzte Vollständigkeit als einem einzelnen Werk und nicht als einer bloßen Sammlung von Accorden geben kann." Man sieht, für Dissonanzen ist in dieser Auffassung nirgends Raum, und welches Prinzip die Anordnung der Accorde zu einem Ganzen bewirken soll, darüber erfahren wir hier ebensowenig wie bei den anderen Künsten.

Die emotionalen Empfindungen der Freude, Trauer, Zärtlichkeit, Wuth u. s. w., welche durch solche Verbindungen von Accorden hervorgerufen werden, sollen, aus Naturschreien entspringend, sich durch vererbte Association erklären und auf die ursprüngliche Verbindung gewisser Töne und Tonfolgen mit gewissen betrübenden oder erfreulichen Empfindungen und Handlungen zurückführen. „So sind wir allmählich dazu gelangt, gewisse Combinationen des Zeitmaßes und des Tones als besonders angemessen für heilige, processionelle, kriegerische, zärtliche oder fröhliche Gegenstände anzuerkennen." Allein durch diese Ableitung wird noch immer nicht erklärt, warum ursprünglich gewisse Tonfolgen sich mit gewissen Empfindungszuständen verbunden haben, wenn man nicht annehmen will, wie es Grant Allen zu thun scheint, dies sei ganz zufällig geschehen; eine Ansicht, welche wir, obgleich ihr durchaus widerstrebend, doch an dieser Stelle auf sich beruhen lassen müssen.

Eingehender werden nun die nachahmenden Künste, Malerei und Sculptur, betrachtet. Die Nachahmung selbst entspringe aus dem Spiel, indem der Spieltrieb, der bei den höher entwickelten Thieren in zweckloser Thätigkeit erschöpft wird, beim Menschen sich auf einen Gegenstand der Außenwelt zu beziehen beginne. Wieder, wie bei der Musik, ist der Übergang des Zwecklosen in's Zweckmäßige, des Bedeutungslosen in's Bedeutende, hier also des Spiels in die Nachahmung, dem Zufall überlassen. (S. 220) „Gebt einem Kinde eine Schiefertafel und einen Stift und laßt es ganz allein ruhig hinsitzen, ohne ihm irgendwie an die Hand zu geben, was es damit beginnen soll. Anfangs wird es sich damit begnügen, Striche und Kleckse zu machen; doch nach einer Weile wird es anfangen auf der Schiefertafel eine Reihe von Linien zu ziehen, welche halb durch Zufall eine entfernte Ähnlichkeit mit einem ihm vertrauten Gebilde zeigen, sei es ein Tisch, ein rechtwinkliges Haus oder ein menschliches Profil. Der Intellect verfällt plötzlich auf die Ähnlichkeit und dadurch entsteht ein vergnüglicher Eindruck (thrill) des Wiedererkennens, zugleich mit einer emotionalen Krafterhöhung. Das Kind wird zu einem neuen Versuch gereizt, und diesmal gelingt es ihm etwas besser. Aus einigen Versuchen ergibt sich die Vollendung einer formalen oder conventionellen Darstellung des nachgeahmten Gegenstandes, welche eine geraume Zeit hindurch die unvollkommene Einsicht des Kindes befriedigt."

Zugegeben, daß das Kind ohne jegliche Anleitung und ohne

je von Anderen die Anwendung des Stiftes auf der Schiefertafel gesehen zu haben — denn das würde schon eine Anleitung sein — sogleich Striche zu machen beginnt, so ist doch entschieden zu leugnen, daß es ohne Anleitung und ohne es je gesehen zu haben, von diesem zwecklosen Spiel zur Nachahmung eines Gegenstandes übergehen werde. Es kann in seinen Linien gar keine entfernte Ähnlichkeit mit irgend einem Gegenstande entdecken, wenn es nicht vorher einmal die Abbildung eines Gegenstandes kennen gelernt hat und auf die Möglichkeit der Nachahmung aufmerksam gemacht worden ist. Ist dies aber einmal geschehen, so geht seinem eigenen Versuche der Nachahmung das in seinem Bewußtsein vorgestellte Bild des nachzuahmenden Gegenstandes und die Absicht, ihn darzustellen, voraus. In den Linien, welche uns das Kind mit dem Rufe „Ein Haus!" entgegenhält, wird in den meisten Fällen Niemand auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit irgend einem Gegenstande zu erkennen vermögen. Es kann also auch bei dem Kinde von einem „plötzlichen und zufälligen Verfallen des Intellects auf die entfernte Ähnlichkeit" und von einem „Wiedererkennen eines ihm vertrauten Gegenstandes" nicht die Rede sein. Wenn das Kind aber eine Ähnlichkeit dennoch behauptet und sich daran erfreut, so beweist das nur, daß das Bild jenes Gegenstandes und der Wunsch, ihn darzustellen, es beim Ziehen jener Linien bereits geleitet hat, wobei es die Möglichkeit einer solchen Darstellung schon vorher durch den Augenschein bemerkt haben muß. Der Trieb zur Darstellung aber entspringt aus dem Vergnügen, welches der Anblick des Gegenstandes selber ihm früher einmal bereitet hat. Der Reiz, diesen Gegenstand wieder zu sehen, taucht in seinem Bewußtsein auf, verlangt seine Befriedigung und treibt das Kind, sich den Gegenstand, der selber nicht gegenwärtig ist, in einem Abbild sinnlich vor die Augen zu stellen. Daher kommt es auch, daß das Kind bei seinen Versuchen niemals damit beginnt, ein wirklich gegenwärtiges Ding unmittelbar nachzuahmen, sondern immer, ein abwesendes sich zu vergegenwärtigen. Die Nachahmung entspringt also zwar aus dem Spiel, jedoch nicht aus dem eigentlich so genannten allein, sondern aus activem und passivem zugleich, aus thätigem Spiel und ästhetischer Empfindung, also aus der Abwechslung entgegengesetzter Thätigkeiten, bezogen auf einen sie bestimmenden gemeinschaftlichen Zweck: die Darstellung. Diese ist der Zweck aller Kunst, Nachahmung nur das Mittel zum Zweck. Die Quelle des Triebes zur Darstellung aber ist die Erinnerung, ein Satz, der vielleicht ebenso alt ist wie die Kunst selbst, und den schon Aeschylus ausspricht mit den Worten: „Die Mutter der Musen ist die Erinnerung."

Nun ist die Erinnerung naturgemäß so geartet, daß sie nur das Wesentliche eines Gegenstandes in ihren Bildern aufbewahrt, das Unwesentliche und Zufällige dagegen, als mit dem erhaltenen Eindruck nicht nothwendig zusammenhängend, alsbald fallen läßt. Hieraus folgt denn, daß die Kunst in ihren Anfängen immer idealistisch ist und auf die Darstellung allgemeiner Typen ausgeht. Erst wenn sie ihren Zweck und die Mittel zur Erreichung desselben mit deutlichem Bewußtsein erkennt, geht sie aus dem Allgemeinen in's Einzelne, sucht statt des in der Vorstellung vorhandenen Bildes den Gegenstand selbst zur Beobachtung auf, ahmt auch seine minder wesentlichen Züge nach und gibt so eine individuellere Darstellung desselben. Das ist dann die realistische Kunst, die in ihrer Übertreibung, wenn sie den eigentlichen Zweck, die einheitliche Darstellung, aus den Augen verliert, zur bloßen äußerlichen Nachahmung einer Menge einzelner Züge ohne einen sie nothwendig bedingenden inneren Grund herabsinkt. Denn immer bleibt Nachahmung nur das Mittel, Darstellung der Zweck der Kunst und Erinnerung ihre tiefste Quelle.

Das Vergnügen, welches der Anblick von Werken der bildenden*) Künste gewährt, beruht in der That auf einem Erkennen des dargestellten Gegenstandes, jedoch nicht wie derselbe objectiv draußen in der Natur vorhanden ist, sondern wie er sich in der Seele des Künstlers als seine Idee, als das von ihm geschaute reine und harmonische Bild desselben gestaltet hat. Das ist kein „Wiedererkennen eines vertrauten Gegenstandes"; denn man braucht den dargestellten Gegenstand in der Wirklichkeit niemals gesehen zu haben: vielmehr ist es ein ursprüngliches Erkennen der Idee des Künstlers, ein Schauen des Bildes, das er selber geschaut hat. Dieses Bild objectiv hervorzubringen und in die Seele des Beschauers zu übertragen, dienen Farben- und Formenzusammenstellungen, welche größtentheils schon an sich ästhetisches Vergnügen gewähren, in einem Kunstwerk aber niemals überwiegende selbständige Geltung gewinnen dürfen, wenn sie nicht die einheitliche Empfindung des Ganzen, den eigentlichen Kunstgenuß, zerstören sollen.

Statt dieser einheitlichen Empfindung, welche ein künstlerisches Bildwerk hervorruft, sucht Grant Allen den Eindruck desselben aus seiner oben angedeuteten Empfindungsreihe zusammenzusetzen. (S. 222) „Vier verschiedene Arten von Vergnügen sind es, welche die Malerei hervorzurufen sucht, erstens das wirklich sinnliche Vergnügen der Form und Farbe; zweitens das ideell sinnliche Vergnügen vorgestellter Sanftheit, Glätte, musikalischen Tones, der Kühle, Wärme, Süßigkeit, oder allgemeinen Behaglichkeit; drittens das ideell emotionale Vergnügen der verschiedenen besonderen Gemüthsempfindungen; viertens das intellectuelle Vergnügen geschickter Nachahmung. Zu diesem Allem tritt manchmal die andere Art des intellectuellen Vergnügens, welche als Inhalts-Interesse (plot-interest) bekannt ist."

Ebenso wird von der Sculptur nachgewiesen, daß dieselbe „von wirklich sinnlichem Vergnügen nur das der Form anspricht, das der Farbe dagegen streng ausschließt." „Das ideell sinnliche Vergnügen vorgestellter Empfindungen fehlt vollständig." „Ideell emotionales Vergnügen ist ebenfalls von geringer Geltung in der plastischen Kunst." „Das intellectuelle Vergnügen geschickter Nachahmung ist in der Sculptur wie in der Malerei vorhanden." „Endlich das intellectuelle Vergnügen des Inhalts-Interesses fehlt im Allgemeinen."

Wir müssen es uns versagen, die Richtigkeit dieser aus der Naturwissenschaft in die Kunst übertragenen atomistisch-mechanischen Auffassung auch noch im Einzelnen zu prüfen. Nur der Betrachtung der Dichtkunst, welche den Schluß und die Spitze des ganzen Werkes bildet, wollen wir noch einige Worte widmen.

Wieder ist die Analyse mit scharfsinniger Unterscheidung gemacht; die ästhetischen Elemente, welche zu dem aus der Dichtung entspringenden Vergnügen beitragen, werden auf das strengste von einander gesondert. Diese Elemente zerfallen nach Grant Allen in die beiden Hauptklassen der präsentativen und der repräsentativen. Die präsentativen Elemente umfassen alle Arten des Rhythmus, er sei nun durch Länge und Kürze der Sylben, durch ihre Betonung oder nur durch ihre Anzahl geregelt, den vollkommenen

*) Sie heißen richtiger „bildende Künste", weil sie zum Unterschied von den anderen nichts als ein eigentliches sinnliches Bild geben; nicht „nachahmende", weil auch die anderen Künste zum Zweck der Darstellung sich gelegentlich der Nachahmung bedienen, wie denn das Drama durchaus die Darstellung einer Handlung mittelst der Nachahmung ist.

Reim, die Assonanz, die Alliteration, den Klang der einzelnen Worte und den angenehmen, sanften Fluß ihrer Reihen; sie entsprechen demnach denjenigen Empfindungen, welche bei den bildenden Künsten als wirklich sinnliches Vergnügen aufgeführt wurden. „Diese mannigfachen präsentativen Elemente ... werden gewöhnlich als Form der Dichtung zusammengefaßt, während die bei Weitem wichtigeren repräsentativen Elemente ... zum Unterschied von jenen als ihr Stoff (matter) bezeichnet werden."

Die repräsentativen Elemente heißen nach den verschiedenen Arten des Vergnügens, das sie hervorrufen sollen: die ideell sinnlichen, die ideell emotionalen und die intellectuellen. „In allen leidenschaftlichen (impassioned) Schriften werden solche ideell sinnliche oder emotionale Empfindungen in größeren Massen hervorgerufen. Die Dichtung aber sucht mit Überlegung das ästhetische Gefühl dadurch zu befriedigen, daß sie bewußter Weise Vorstellungen aneinanderreiht, welche das Gefühl der Schönheit hervorbringen. Sie erhebt uns in eine phantastische Atmosphäre sinnlichen und emotionalen Ergetzens, in ein Land vollkommener Glückseligkeit, ein eingebildetes Reich, in welchem nichts Gemeines, Niedriges oder Hassenswürdiges je zu sehen ist. Ihr Zweck läßt sich umschreiben als der Versuch, in dem Hörer die möglichst große Summe vergnüglicher ideell-ästhetischer Massenempfindung hervorzurufen." Diese Massenempfindung muß natürlich um so größer sein, je mehr vergnügliche Elemente aneinandergereiht werden; eine mögliche Übersättigung aber an solchen Elementen und ein daraus hervorgehendes Mißvergnügen kann Grant Allen bei seiner einseitigen Grundauffassung des Vergnügens als „Überschuß des Ersatzes über den Verbrauch" nicht in den Sinn kommen, vielmehr gilt ihm als Muster einer vollkommenen Dichtung die Combination und symmetrische Anordnung von lauter vergnüglichen Elementen. Von diesen finden sich die ideell sinnlichen als solche fertig im Sprachschatz vor und zerfallen ihm in einfache oder abstracte und complexe oder concrete. Jene sind Eigenschaftswörter und bezeichnen, den verschiedenen Sinnesorganen gemäß, angenehme Formen, Farben, Linien und Glanz; angenehme Töne, angenehme Tast-, Geruchs-, Geschmacks- und Temperaturempfindungen. Diese sind Dingwörter und bezeichnen solche Gegenstände, an denen jene Eigenschaften haften, und zwar sollen jene Wörter um so eher geeignet sein, in die Dichtung aufgenommen zu werden, je mehr solcher angenehmer Eigenschaften der Gegenstand, den sie bezeichnen, in sich vereinigt. „Jedes Wort ist Symbol des von ihm bezeichneten Gegenstandes" und „wenn auch jedes Wort nicht in bestimmter Weise alle die ästhetischen Gesichtspunkte in's Bewußtsein bringt, welche der symbolisirte Gegenstand darbietet, so thut es dies doch in unbestimmter Weise; ... es erweckt ein vages Bewußtsein von diesem Gegenstande mit einem entsprechend vagen emotionalen Eindruck (thrill); diesen Eindruck hervorzurufen, zu unterhalten und aufzusparen (economize), ist die Aufgabe des Dichters ... Von der ununterbrochenen Folge schöner Vorstellungen und Bilder hängt die Dichtung in ihrer Wirkung ab."

Die ideell emotionalen Elemente, „welche nur gelegentliche Bestandtheile des von Malerei und Sculptur dargebotenen Vergnügens bilden, treten in das eigentliche Wesen der Dichtung ein." Vor Allem sind es Worte, welche die Empfindung des Erhabenen bezeichnen, eine Empfindung, „welche ihren Ursprung hat in der Bewunderung eigentlicher körperlicher Größe und sich in ihren frühesten Entwicklungen als Bewunderung der Größe der stärksten Menschen zeigt. Sie ist auf diese Weise eng verwandt mit dem sympathetischen Vergnügen an Handfertigkeit."

Diese Ableitung des Wohlgefallens am Erhabenen beruht wieder auf der einseitigen Auffassung des Vergnügens als „Überschuß des Ersatzes über den Verbrauch", und deckt deshalb durchaus nicht den Begriff des Erhabenen. Vielmehr scheint uns derselbe daraus hervorzugehen, daß eine große vernichtende Kraft durch eine entgegengesetzte Kraft in wirksamem Gleichgewicht erhalten wird. Eine große vernichtende Kraft allein bringt nicht die Empfindung des Erhabenen, sondern des Fürchterlichen hervor; erst wenn diese fürchterliche Kraft durch die Gegenwirkung einer anderen in wirksamem Gleichgewicht gehalten wird, so daß sie als gegenwärtig unschädlich erscheint, tritt die Empfindung des Erhabenen ein. Ihr Widerspiel ist das Lächerliche, in welches das Erhabene sogleich umschlägt, wenn sich zeigt, daß die scheinbar große und zerstörerische Kraft in Wirklichkeit klein und unschädlich war, so daß sie zur Erhaltung des Gleichgewichts der großen aufgewandten Gegenwirkung gar nicht bedurfte. — Deshalb enthält die Vorstellung ungeheurer Weltkörper an sich noch nichts Erhabenes, wohl aber in Verbindung mit der Vorstellung ihrer durch die Schwerkraft im Gleichgewicht zu einander gehaltenen Massen und Bewegungen. Ebenso ist ein erobernder und zerstörender Tyrann nichts Erhabenes, wohl aber ein gewaltiger Herrscher, der seine gränzenlose Macht durch das eigene Gefühl des Rechts in Schranken hält; und der Riese Goliath, weit entfernt, erhaben zu sein, wird in seiner Vernichtung durch den von dem kleinen David geschleuderten Kieselstein sogleich lächerlich, grade wie ein schreckenerregendes Gespenst, wenn es sich hinterher als einen Strohmann ausweist.

Aus der von der Vorstellung ungewöhnlicher Größe und Kraft herrührenden Empfindung des Erhabenen soll das „Vergnügen an Heldenthaten hervorgehen, welches allmählich übertragen wird auf die Thaten mythischer Ahnen, auf imaginäre Wesen, Götter und Dämonen; und wieder auf unbeseelte Gegenstände, auf Gebirge, Felsen, den Wasserfall, den Ocean, dessen gränzenlose Ausdehnung und ungeheure Kraft im Gegensatz steht zu den winzigen Muskeln und Gliedmaßen des Menschen. Dann wird es ausgedehnt auf entfernte Zeit, dunkle Vergangenheit, lange Dauer; auf entfernten Raum, das gränzenlose Universum, weite Ausdehnung; auf Gedanken, Genius, Größe des Intellectes; zuletzt auf moralische Hoheit, Heroismus, die Größe ethischen Duldens."

Alle Eigenschafts- oder Dingwörter nun, welche diese oder dergleichen mit der Empfindung des Erhabenen zusammenhängende Vorstellungen bezeichnen, werden als besonders geeignet zur Dichtung erklärt, während das Lächerliche, obgleich es eine angenehme Erregung hervorrufe, aufs Strengste ausgeschlossen erscheint. Dagegen wird ein großer ästhetisch vergnüglicher Werth allen Wörtern zugeschrieben, welche die sympathetischen Erregungen des Mitleids, der Heimathsgefühle und der Liebesleidenschaft ausdrücken. Religiosität und ethische Empfindungen schließen sich an und werden als wesentlich gleichartig aufgefaßt.

Als letztes in der Reihe der ideell emotionalen Elemente erscheint das „Pathos". In diesem trifft Grant Allen auf eine Schwierigkeit, an welcher sich die Mangelhaftigkeit seiner Grunddefinition aufs Deutlichste offenbart. Lassen wir ihn selbst reden. (S. 276) „Schließlich haben wir ein sehr befremdliches und abnormes Phänomen der Dichtung sowohl als aller anderen Künste zu prüfen: die gelegentliche Anwendung schmerzlich sympathetischer Empfindungen als eines ästhetischen Reizmittels, welches das Wesen dessen ist, was wir Pathos nennen. Die hier aufgeworfene Frage ist eine sehr schwierige und kann nur in einer ausgedehnten Abhandlung angemessen beantwortet werden. Wenige Bemerkungen jedoch mögen hier kürzlich angeführt werden. Zu-

vörderst ist Selbstlosigkeit eine mit unseren höchsten Auffassungen ästhetischen Vergnügens eng verbundene Vorstellung, und von Selbstlosigkeit zum Mitleid,*) von Mitleid zum Pathos ist nur ein sehr kleiner Schritt. Ferner ergreifen uns bildliche oder dichterische pathetische Scenen mehr durch intellectuelle Bewunderung der Geschicklichkeit des Künstlers (?) als mit unmittelbarem emotionalem Vergnügen: zu weit getrieben, wird das Gefühl gradezu peinlich.**) Aber, über Alles fühlen wir, daß Pathos ein Erforderniß der Kunst ist, weil sie uns sonst zu kindisch und unwirklich vorkommen würde. Tiefe, Ernst, Zärtlichkeit, all unsere höheren Empfindungen müssen durch die Kunst befriedigt werden, wenn sie nicht auf das Niveau der morgenländischen Erzählungen oder der Kindergeschichten herabsinken will."

Die Oberflächlichkeit, Schiefheit und Hinfälligkeit dieser Erklärung liegt auf der Hand; denn es ist in der That bei Grant Allen's einseitiger Auffassung der von einer Dichtung hervorgerufenen Empfindung, als eines aus lauter vergnüglichen Bestandtheilen zusammengesetzten Massenvergnügens, gar nicht abzusehen, wie aus dargestelltem Schmerz Vergnügen entspringen soll. Geht man dagegen von unserer Anschauung aus, welche den Schmerz nur als gesteigerten Reiz auffaßt, der auf jeder Stufe durch seine Befriedigung in Vergnügen umschlagen kann, welches um so größer ist, je größer der Reiz gewesen, und hält sich außerdem vor, daß der dargestellte Schmerz nicht als solcher, sondern nur als ein ästhetischer Reiz in unser Bewußtsein übergeht, so begreift sich leicht, wie selbst der stärkste durch die Kunst dargestellte Schmerz, das Leiden in der Tragödie, durch die Widerstandskraft des Helden im Gleichgewicht gehalten, so daß es in regelmäßiger Abwechslung bald erregt, bald gestillt wird, eine Kette starker Vergnügungen in uns hervorrufen kann, wie sie keine andere Kunstgattung zu gewähren vermag.

Es bleibt nur noch übrig, die intellectuellen Elemente zu betrachten, welche die Einheit des Gedichtes herstellen sollen, indem sie gewissermaßen den Faden bilden, auf welchem die übrigen Elemente sich aufreihen. Es sind, wie wir schon wissen, das Inhalts-Interesse und das Vergnügen an der geschickten Nachahmung, zu denen gelegentlich noch das Wohlgefallen an geistreichen Gedanken, an Gelehrsamkeit und philosophischen Anschauungen hinzutritt. „Ohne diese intellectuellen Elemente", sagt Grant Allen, „stehen die mannigfachen (sinnlichen, ideell sinnlichen und emotionalen) Factoren der Dichtung zum vollendeten Gedicht in demselben Verhältniß, wie die Leinwand und der Farbenkasten des Malers zu seinem vollendeten Gemälde." Wie aber durch den Hinzutritt der intellectuellen Elemente aus der „Combinirung und symmetrischen Anordnung aller die einheitliche Empfindung des Kunstwerks hervorgehen soll, darüber erhalten wir keinen Aufschluß, wenn man als solchen nicht etwa die Schlußworte des Buches nehmen will, durch welche die Entstehung eines Gedichtes in der Seele des Dichters folgendermaßen beschrieben wird: „Zuerst steigt dämmerhaft (vaguely) in seinem Geiste die Conception irgend einer rührenden Geschichte oder eines ergreifenden Liedes (lyric) auf. Dann kommt die willkürliche Wahl eines Versmaßes, welches mit seinem Gegenstande übereinstimmt. Nach und nach gestaltet er seine Idee und verkörpert sie (fleshes it out) mit Begebenheit oder Gefühl. Zuletzt wählt er für jede Strophe und jede Zeile die lieblichsten und auserlesensten Worte oder Bilder, die er dem unerschöpflichen Vorrath seines Gedächtnisses und seiner Einbildungskraft entnimmt, wo er, wie in einer Schatzkammer, Alles aufgespeichert hat, was strahlend und schön ist draußen und drinnen, im schrankenlosen Weltall oder in der Seele des Menschen. Das so erhaltene Totalergebniß ist jenes harmonische und edle Kunstwerk: Gedicht."

Allein dieser Bericht ist keine Erklärung, sondern nur eine Aufzählung einzelner Verrichtungen, deren jede für sich schon mehr enthält als genau bestimmte Combinirung genau bestimmter Elemente; und noch dazu ist diese systematische Reihenfolge der verschiedenen Verrichtungen, wie jede andere auch, durchaus willkürlich. Wer nur einmal in seinem Leben eine poetische Stimmung gehabt und den Versuch gemacht hat, sich derselben in Worten zu entäußern, weiß aus eigener Erfahrung, daß, wenn schon die gewöhnliche „Gedankenfabrik" nicht so grade nach der Schnur arbeitet, die Entstehung eines Gedichtes noch viel verwickeltere und geheimnißvollere Wege geht, als daß ihre vor- und zurück-, über- und durcheinander laufenden Verschlingungen sich durch irgend eine Schablone könnten nachzeichnen lassen.

In der That ist der erste Keim eines Gedichtes ein ganz bestimmtes, eigenartiges Gefühl, das weder sinnlich noch ideell sinnlich, noch emotional, noch intellectuell ist, sondern Alles dieses miteinander und zugleich. Es ist wie das Samenkorn einer Pflanze, das scheinbar unbestimmt, dennoch schon Wesen und Gestalt des ganzen künftigen Organismus in sich vorgebildet enthält. Es ist das Urelement, das durch Wiederholung, Wachsthum und Entwicklung nach allen Seiten hin sich immer deutlicher und deutlicher herausbildet, so daß es in jedem einzelnen Theile als bestimmende Grundlage wiederkehrt und in dem vollendeten Ganzen als Einheit in der Mannigfaltigkeit erscheint. Das Gesetz aber, nach welchem die Anordnung der Elemente, das Erscheinen der Form, die Thätigkeit des Lebens, die Empfindung der Seele und der Ausdruck der Idee sich vollzieht, ist das Gesetz der Wirkung alles Daseienden, welches immer und überall sich darstellt als die mehr oder minder regelmäßige Abwechslung entgegengesetzter Bewegungen, bezogen auf einen gemeinschaftlichen Grund.

Moriz Ehrlich.

*) Es ist doch nöthig, hier anzumerken, daß Grant Allen vorher das Vergnügen am Mitleid nicht aus der Selbstlosigkeit, sondern aus dem Gefühl eigener Überlegenheit dem Kleineren und Schwächeren gegenüber hergeleitet hat.

**) Dies gehört zur Frage vom Unterschied zwischen Illusion und Täuschung, welche Grant Allen auch nicht einmal aufwirft. Durch die Täuschung tritt der nachgeahmte Gegenstand aus dem Gebiete der Kunst in das Gebiet der Wirklichkeit, und der durch ihn hervorgerufene Reiz, er mag in Schmerz oder in Vergnügen übergehen, führt das Bewußtsein eines Bedürfnisses mit sich.

Hüffer: Die Troubadours*).

Mit Fug und Recht macht Dr. Hüffer auf die eigenthümliche Vernachlässigung aufmerksam, welche der provençalischen Literatur in England widerfahren ist und über die man sich um so mehr verwundern darf, wenn man den Umstand in Betracht zieht, daß mehrere der Gegenden, in denen die Troubadours blühten, zu jener Zeit der englischen Krone unterworfen waren. Er weist ferner darauf hin, ein wie reiches, auf die englische Geschichte bezügliches Material aus den Biographien und Werken der Troubadours zu gewinnen wäre. Indessen die Thatsache steht fest und die Folge ist, daß es in englischer Sprache keine genügende Schilderung jener literarischen Epoche gibt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir eine mögliche Erklärung dieses Mangels in

*) The Troubadours: a history of Provençal life and literature in the Middle Ages, by F. Hueffer.

nationalen Eigenthümlichkeiten suchen. Genug daß Dr. Hüffer es unternommen hat, die Lücke auszufüllen. Er beabsichtigt nicht, mit seiner Arbeit eine wissenschaftlich erschöpfende Behandlung des Themas zu geben, denn dafür glaubt er die Zeit in England noch nicht gekommen. Sein Bestreben ist gewesen — so sagt er in seiner Vorrede — „ein lesbares Buch zu schreiben, und einer allgemeinen Anschauung zufolge konnte dies auf wissenschaftlicher Grundlage nicht geschehen." Gegen diesen letzteren Ausspruch müssen wir uns ganz entschieden auflehnen. Wir räumen ein, daß es nicht einem Jeden gegeben ist, ein lesbares und zugleich gründliches Buch zu schreiben, dazu gehört Phantasie, Theilnahme und Verständniß für die Bedürfnisse und Wünsche des größeren Publikums, und diese Eigenschaften lassen Fachgelehrte nur allzu oft vermissen. Das Publikum, wie gedankenlos es auch oft sein mag, besitzt doch im allgemeinen eine tüchtige Dosis gesunden Menschenverstandes, und wenn es ein gutes Werk ungelesen läßt, so ist die Schuld hierfür ebenso oft dem Gelehrten beizumessen, der das Publikum mit anmaßender Geringschätzung behandelt, als seinem eignen Mangel an Verständniß. Dr. Hüffer ist nun in den Irrthum der Gelehrten verfallen; mit einer augenscheinlich sehr geringen Meinung vom Publikum, hat er die Vorkenntnisse desselben theils überschätzt, theils zu niedrig angeschlagen und überdies solchen Gegenständen allgemeinen Interesses, wie Geschichte und Geographie sind, weniger Raum gewidmet als rein technischen Dingen, die den Durchschnittsleser allerdings höchst gleichgiltig lassen. Dieser Umstand ist zu bedauern, insofern er der Verbreitung und Popularität des Hüffer'schen Buches Abbruch thun kann; aber natürlich werden dadurch die wissenschaftlichen Verdienste des Autors nicht gemindert. Selbstverständlich beruht das Werk auf den Arbeiten von Mahn, Diez, Bartsch u. and., aber in seiner Ausführung und Anordnung unterscheidet es sich wesentlich von den Schriften der modernen Romanisten.

Dr. Hüffer theilt sein Werk in drei Abschnitte ein, einen allgemeinen, einen biographischen und einen technischen. Nach einem kurzen Abriß über die nicht-lyrische Literatur in provençalischer Sprache weist er darauf hin, wie einseitig und unrichtig die allgemein verbreitete Vorstellung von den Troubadours als Liebesängern ist, und daß die Sirventes des 13. und 14. Jahrhunderts in ganz zutreffender Weise mit unserer modernen Zeitungspresse verglichen worden sind. Die Sirventes behandelten jedwedes Thema von politischem, socialem und literarischem Interesse, waren mit schneidendem Sarcasmus abgefaßt, und scheuten sich keineswegs, vulgäre Mittel des persönlichen Angriffs zu gebrauchen. Was Wunder daher, wenn die Troubadours sowohl gefürchtet als gehätschelt wurden.

Die Schilderung ihrer gesellschaftlichen Stellung bildet eines der anziehendsten Kapitel des Stückes. Nachdem uns der Verfasser also von den intellectuellen und moralischen Zuständen, wie sie sich in den Poesieen der Troubadours verkörpern, ein Bild entworfen, geht er zu kurzen Lebensbeschreibungen einiger der hervorragendsten Sänger über. Zu diesem Ende hat er diejenigen gewählt, die er für die hauptsächlichsten Vertreter der verschiedenen Dichtungsformen hält. Guillem de Cabestanh vertritt das Liebeslied, und indem er ihn bespricht, macht er eine gehaltvolle Bemerkung, die es wohl verdient, von Völkerpsychologen geprüft zu werden. Er weist nämlich auf die auffällige Verwandtschaft hin, die zwischen dem modernen französischen Roman und den von den Troubadours erzählten Liebesgeschichten besteht. Der Gegenstand der Leidenschaft ist stets eine verheiratete Frau, immer wird der Ehemann als betrogener Gimpel dargestellt, und Treue und Gerechtigkeit gegen ihn ist etwas, wovon der Sittencoder der provençalischen Galanterie sich nichts träumen läßt. In Peire Vidal, einer „problematischen Natur" und einem der vielgewandtesten Troubadours, wird uns die Vereinigung satirischer und lyrischer Begabung dargezeigt. Bertran de Born singt die Apotheose des Krieges, während der Mönch von Montandon mit seinem Cynismus und seinen Satyren auf die Weiber, sowie Peire Cardinal als der Todfeind der Priesterherrschaft gleichfalls Typen vorwaltender Gedankenrichtungen darstellen. Die große Mehrzahl der Troubadours war anti-päpstlich gesinnt, und die natürliche Folge war, daß der Kreuzzug gegen die Albigenser auch der provençalischen Literatur verderblich wurde. Dieselbe ist hier von ihrem Ursprung bis zu ihrem Verfall in kurzen Zügen geschildert, vermittelst dieser biographischen Skizzen, die eine Fülle interessanter historischer und literarischer Angaben enthalten und uns in eine Welt versetzen, welche unserem modernen Gefühl sehr fremdartig, gekünstelt und unwirklich erscheint und dabei doch ihrer eigenen Zeit höchst merkwürdig vorausgeeilt war. Ganz entschieden müssen wir diesen biographischen Abschnitt für den anziehendsten Theil des ganzen Werkes erklären.

Der technische Theil beschäftigt sich mit der Geschichte des Reimes und den von den Troubadours angewandten Dichtungsformen. Es wird uns der klare Beweis geliefert, daß in keiner anderen Sprache des westlichen Europa die künstlerische Entwickelung der poetischen Form je einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat wie in der Sprache der Troubadours; aber es ist zu bezweifeln, ob das größere Publikum, für welches das Buch bestimmt ist, die Lust hat, dem Verfasser in all den technischen Kleinkram zu folgen, womit er seine Beweisführung erläutert.

Italien.

Zur neuesten Dante-Literatur.

I.

Die Bibliographie in dem unlängst erschienenen vierten Bande des Jahrbuchs der deutschen Dante-Gesellschaft hat nicht weniger als fünfhundert und fünfzig näher oder ferner Dante betreffende Veröffentlichungen verzeichnet, welche sämmtlich in dem Zeitraume von nicht ganz sieben Jahren (Juli 1870 bis Juni 1877) irgendwo erschienen sind! Zu beachten ist aber dabei, daß der Bearbeiter jener Bibliographie weit davon entfernt ist, auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, indem er sehr wohl weiß, daß ihm gar Manches entgangen sein kann und auch wirklich entgangen ist. Nehmen wir an, die Zahl der größeren oder kleineren Arbeiten über Dante, welche alljährlich in Italien, Deutschland, Frankreich und England erscheinen, belaufe sich auf hundert, so möchte diese Zahl gewiß nicht zu hoch gegriffen sein. In der That, wollte ich in nachfolgenden Zeilen Alles verzeichnen, was mir seit meiner letzten Übersicht dieses Zweiges der Literatur (in den Nrn. 7—9 des vorjährigen Jahrganges des Magazin) an Novitäten zugegangen oder bekannt worden ist, so müßte ich genau gezählt 157 Schriften verzeichnen (längere Aufsätze in Zeitschriften miteinbegriffen). Daß dies nun an diesem Orte

*) Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Dr. J. A. Scartazzini. Vierter Band. gr. 8. XII und 676 Seiten. Leipzig, 1877. Brockhaus.

weder geschehen kann noch darf, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Was sollten die Leser des Magazin mit einer endlosen Reihe von Titeln beginnen? Eine kleine, verständige Auswahl des in irgend einer Richtung Bemerkenswerthen muß genügen. Um uns dabei nicht zu verirren, wird es räthlich sein, die Schriften, welche erwähnt werden sollen, nach bestimmten Rubriken zu ordnen, wobei ich das von Petzholdt aufgestellte System, dem ich mich in meinen bibliographischen Arbeiten angeschlossen habe, auch hier wieder befolgen zu müssen glaube.

Zuerst kämen demnach die Collectanea, oder Sammelwerke an die Reihe. Es wird wohl keine Unbescheidenheit sein, wenn wir im eigenen Hause beginnen, also mit dem vierten Bande des Dante-Jahrbuchs, der, nach einer Pause, die über sechs Jahre gedauert hat, dem dritten gefolgt ist.*) Leider hat in dieser Zwischenzeit ein Redactionswechsel stattgefunden, indem der allverehrte Meister der Dante-Forschung, Geheimerath Karl Witte von der Redaction zurückgetreten ist und dieselbe in andere Hände gelegt hat. Über die Motive, welche ihn dazu bestimmten, giebt das Vorwort zum vorliegenden Bande kurzen Bescheid, auch hat er selbst erst neulich sich darüber geäußert. An äußerem Umfang übertrifft der neue Band seine Vorgänger um ein Bedeutendes, ob aber auch an innerem Gehalte, das ist freilich eine andere Frage, die ich nicht zu bejahen wage.

Es enthält dieser Band fünfzehn Artikel, welche von zehn Schriftstellern herrühren. Professor Nicolaus Delius in Bonn sucht in dem Aufsatze: „Dante's Commedia und Brunetto Latini's Tesoretto" (S. 1—24) wahrscheinlich zu machen, daß der Dichter in den Worten, die er seinem Lehrer in den Mund legt (Hölle XV, 119, 120): „Mein Tesoro sei Dir empfohlen, in welchem ich fortlebe und mehr verlange ich nicht", nicht das größere, französisch geschriebene Werk (Trésor), sondern das kleinere italienische Lehrgedicht (Tesoretto) des Brunetto Latini gemeint habe. Delius' Gründe sind in hohem Grade beachtenswerth; daß sie zugleich überzeugend wären, könnte ich an meinem Theile nicht sagen. In dem Aufsatze: „Dante und seine Meister" (S. 25—62) bricht der theosophische Philosoph H. K. Hugo Delff abermals eine Lanze für seine Lieblingsthese, daß Dante den Mystikern, und nicht etwa, wie gewöhnliche Menschenkinder zu thun pflegen, den Scholastikern beizuzählen sei. Als das Hauptverdienst des Verfassers erscheint der Nachweis der Verwandtschaft Dante's mit Bonaventura und den älteren Mystikern, welche jedoch zu den Folgerungen kaum berechtigt, die Delff daraus zieht. Viel zu spät kommt die Arbeit des Abgeordneten Dr. Theodor Paur in Görlitz: „Über die Ächtheit der Chronik des Dino Compagni" (S. 63—104). Bereits vor dem Erscheinen der hierher gehörenden Schriften von Scheffer-Boichorst, Fanfani, Hegel u. A. geschrieben, wendet sich der Aufsatz nur gegen Grion's längst antiquirten Angriff auf die Authenticität der berüchtigten Chronik. Zwar wird in der vom 30. December 1875 datirten längeren Vorrede auf die neuere Literatur Bezug genommen, jedoch ist dieselbe seither in fast erschreckender Weise angewachsen, auch kannte der Verfasser nur einen Bruchtheil des damals Vorliegenden. Auch Dr. Paur kommt übrigens zu dem Resultat, daß sich die Chronik nicht mehr retten lasse.*) Unter dem Titel: „Die Gesammtidee der Göttlichen Komödie" (S. 105—142) giebt uns Dr. Rudolf Pfleiderer eine Studie über die Einheit der Conception und die Mehrheit der Momente in Dante's Gedicht, auf Grund der zwei ersten Gesänge. Die umfassende Abhandlung des Herausgebers: „Zu Dante's Seelengeschichte; auf Grund seiner eigenen Geständnisse auf der Höhe des Reinigungsberges" (S. 143—238) erhebt den Anspruch, die trilogische Entwicklung des Dichters endgültig festgestellt und eine ganze Reihe von Vorurtheilen und falschen Ansichten auf immer beseitigt zu haben. In italienischer Sprache giebt Giambattista Giuliani unter der Überschrift: „Dante spiegato con Dante" (S. 239—272) einen Commentar zur berühmten Episode des Grafen Ugolino (Hölle XXXII, 124—XXXIII, 90). Die Vorzüge und Mängel der Giuliani'schen Commentare dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Die Abhandlung des Herausgebers: „Über die Congruenz der Sünden und Strafen in Dante's Hölle" (S. 273—354) geht dem Dichter Schritt für Schritt nach und zeigt in jedem einzelnen Falle, wie genau das Wesen und die schon zeitlichen Erfolge der einzelnen Sünde den Strafen in Dante's Hölle entsprechen. Wenn man gegen Einzelnes Einwendungen machen zu müssen geglaubt hat, so war bereits in der Abhandlung selbst auf die Berechtigung solcher hingewiesen worden. Übrigens sind die bis dahin gemachten gar zu unschuldiger Natur als daß sie eine Berücksichtigung, geschweige denn eine Widerlegung verdienten. Die „Miscellen" von Hugo Delff (S. 355—362) bieten uns einzelne Gedanken und Einfälle über etwa ein Dutzend Stellen der Divina Commedia nebst einer neuen aber nicht sehr glücklichen Übersetzung der Inschrift des Höllenthors. Der seither verstorbene Professor Giovanni Della Valle in Faenza giebt uns (S. 363—372) eine neue, beachtenswerthe aber schwerlich annehmbare Erklärung der Stelle Paradies XI, 51, in der gesagt wird, die Sonne gehe manchmal aus dem Ganges auf. Nach Della Valle hätte tal volta die Bedeutung von per taluni. Weit bedeutender ist die Abhandlung von Karl Witte: „Dante's Sündensystem in Hölle und Fegefeuer" (S. 373—404), worin der rühmlichst bekannte Dante-Forscher nachweist, daß die Sünden und sündlichen Neigungen, die in der Hölle äußerlich bestraft und im Büßerlande innerlich überwunden werden sollen, vom Dichter auf verschiedene Weise gegliedert worden sind. Im Anschluß an den Brief eines französischen Benedictiners Paquelin (S. 405—410) untersucht der Aufsatz des Herausgebers: „Zur Matelda-Frage" (S. 411—480), wen der Dichter damit gemeint und welche symbolische Bedeutung er seiner Matelda beigelegt habe. Das Resultat ist, daß das leibliche Urbild der Matelda im Kreise der vom Dichter in der Vita Nuova, erwähnten Freundinnen Beatrice's, und zwar in derjenigen, welche Dante als Donna dello schermo bezeichnet, zu suchen sei und allegorisch den Priester bedeute. Diese Ansicht ist insofern neu, als der Verfasser der Erste gewesen ist, der sie aufgestellt und mit aller Energie, man hat auch gesagt mit vielem Scharfsinn (Witte in seiner Dante-Übersetzung, 3. Auflage II, 224), verfochten hat.

Es sei gestattet, hier im Vorbeigehen eines Schriftchens zu gedenken, das im Grunde kaum eine Erwähnung verdient. Antonio Lubin hatte 1860 die abenteuerliche Meinung ausgesprochen, Dante's Matelda sei „die Nonne von Helpede bei Eisleben", eine Ansicht, die an Böhmer und Preger Anhänger gefunden hat. In der so eben erwähnten Abhandlung ist die Absurdität derselben, wie mich dünkt, schlagend nachgewiesen worden. Herr Lubin hat sie nun abermals in einem eigenen Schriftchen*) zu vertheidigen versucht. Die Vertheidigung ist so

*) Über die Geschichte des Streites und den gegenwärtigen Stand der Frage gedenke ich nächstens in diesen Blättern zu referiren. Vorläufig nur die Notiz, daß die Ächtheit der Chronik in der Wissenschaft aufgegeben ist und einzig und allein noch von den Mitgliedern der Akademie der Crusca festgehalten wird.

*) Osservazioni di Antonio Lubin sulla Matelda svelata del. Dr. J. A. Scartazzini. 8°. 55 Seiten. Graz 1878.

kläglich ausgefallen, daß sie eher zur Widerlegung geworden ist. Vorerst fällt die unglaubliche Ignoranz des Verfassers auf, der über Dinge raisonnirt, die er einfach nicht kennt und worin er im besten Falle noch Schüler ist. Von allem was in den letzten Jahren darüber erschienen ist, weiß der Mann rein nichts; er kennt nur seine eigene Arbeit und die erwähnte Abhandlung. Daher beruft er sich in ergötzlicher Naivetät auf Witte, welcher wiederholt und bestimmt erklärt hat, daß er in der Hauptsache mit mir einig gehe. Um dann meine Ansicht zu bestreiten weiß Lubin nichts Besseres, als die Donna dello schermo, in directem, grellem Widerspruche mit Dante, der sie als eine züchtige, reine, edle Dame schildert, zu einer schamlosen Kupplerin zu stempeln. Um mir beizukommen muß er ferner meine Worte fälschen. Den Ausdruck Vermittlerin, dessen ich mich wiederholt bediente um das Verhältniß auszudrücken, übersetzt er nicht etwa mit mediatrice, sondern durchweg mit mezzana, was niemals Vermittlerin, sondern nur Kupplerin heißt. Seite 463 f. habe ich eine Meinung Lombardi's angeführt und deren Falschheit nachgewiesen. Herr Lubin beschuldigt mich dafür (pag. 28) — ich hätte mich auf Lombardi's Autorität gestützt! Man traut warhaftig seinen Augen nicht. S. 44 verdächtigt er mich, ich hätte meine „brillantissima erudizione" (danke bestens für die Ehre!) aus Ferrazzi geschöpft. Ein Blick auf meine Arbeiten zeigt sofort, daß auch nicht ein einziges meiner Citate von Ferrazzi herrührt. So ist die Art dieses neuen Don Quijote! Übrigens ist Lubin's Schriftchen so langweilig und geistlos, daß sich schwerlich Jemand finden wird, der die Geduld hat es bis zu Ende zu lesen. Daß ich mich weiter um sein Gerede bekümmere, wird hoffentlich Herr Lubin selbst nicht erwarten.

Kehren wir zum Jahrbuch zurück. Auf den umfassenden Aufsatz von Dr. Rudolf Pfleiderer: „Ist Dante heterodox? Beiträge über seine Stellung zur Kirchenlehre in der Göttlichen Komödie" (S. 481—588) näher einzugehen, würde einen Raum erfordern, den wir uns hier, in einer allgemeinen Übersicht, schlechterdings nicht gestatten dürfen. Derselbe sei daher nur dem Studium empfohlen, mit dem Bemerken, daß wir mit dem Verfasser in vielen Einzelheiten nicht einig zu gehen vermögen. Übrigens ist die Arbeit noch unvollendet; der dritte, dogmatische Theil steht noch aus. Die „Dante-Bibliographie" (S. 589—656) des Herausgebers enthält möglichst genaue Angaben über 550 Dante betreffende Veröffentlichungen, die in den Jahren 1870 bis 1877 erschienen sind. Meistens sind auch die Preise, hin und wieder kurze, aber wohl nicht undeutliche, Urtheile beigefügt. Für den genannten Zeitraum ist diese Bibliographie weitaus die vollständigste, welche bis jetzt überhaupt vorliegt. In dem „Dritten Bericht über die Dante-Bibliothek" (S. 657—666) gibt Hofrath Dr. Julius Petzholdt in Dresden ein Verzeichniß des Zuwachses der Dante-Bibliothek in Dresden. Die letzten zehn Seiten des Bandes enthalten Nachträge, Rechnung und Namensverzeichniß der Mitglieder. Die sonst üblichen Nekrologe sind diesmal weggeblieben.

Als Herausgeber glaube ich mich eines Urtheils über den wissenschaftlichen Werth dieses Bandes enthalten zu müssen. Eine sehr ausführliche Besprechung desselben hat jüngst Karl Witte veröffentlicht.*) Auffallenderweise sind über zwei Drittel der eingehenden Recension meinen eignen Beiträgen gewidmet, während hingegen über die meisten Andern sehr kurz hinweggegangen ist. Auf das Einzelne einzugehen, und namentlich mehrere Gegenbemerkungen zu widerlegen, ist nicht dieses Ortes. Ich bemerke nur, daß die bis dahin von Witte und Anderen vorgebrachten Argumente mich um so weniger veranlassen können auch nur eine einzige Ansicht irgendwie zu modificiren, als sie absolut nichts enthalten, das mir nicht längst sehr wohl bekannt gewesen wäre.

Ein in seiner Art werthvoller Beitrag zur Dante-Literatur, den wir gleichfalls zu den Collectanea rechnen können, ist der fünfte Band von Ferrazzi's Manuale Dantesco.*) Mit diesem Bande will das 1865 begonnene Werk abgeschlossen sein; ich will aber nicht verschweigen, daß der Verfasser bereits an einem sechsten, d. h. an einem ersten Ergänzungsbande, dem weiß Gott wie viele folgen werden, arbeitet. Von vorne herein hat dieses Werk an dem Übelstande gelitten, daß es ihm an Einheit und an einem festen, abgeschlossenen Plane gänzlich fehlte. Zuerst sollte es mit den drei ersten, 1865 erschienenen, Bänden zum Abschluß gekommen sein. Dann aber folgte 1871 ein vierter Band, der dem Vorbericht zufolge, ein Supplementband hätte sein sollen. Jetzt erhalten wir noch einen fünften Band, der sich als den letzten zwar bezeichnet, dies in der That aber so wenig ist als seine Vorgänger. Kein Wunder daher, wenn wir unzähligen, zuweilen recht bedenklichen, Wiederholungen in diesem Werke begegnen. Ich will indeß nicht ermangeln auch hier das Verdienst und namentlich den Bienenfleiß des Verfassers offen anzuerkennen. Es wird uns hier eine solche Fülle bibliographischen, historischen, kritischen und exegetischen Stoffes geboten, wie man ihn sonst nirgends beisammen findet. Reichhaltige Mittheilungen aus dem Inhalte von hunderten schwer zugänglichen Broschüren, Zeitungsartikel, Abhandlungen u. dergl. erhöhen wesentlich den Werth namentlich der zwei letzten Bände. Als Materialiensammlung ist Ferrazzi's Werk geradezu unentbehrlich zu nennen. Nur ist leider das erstaunlich reichhaltige Material blos gesammelt, nicht aber verarbeitet, ja, selbst die Anordnung läßt sehr viel zu wünschen. Der Verfasser hat eben gar keine Ahnung davon, daß ein organisches Werk nicht durch bloße Aneinanderreihung von Excerpten entsteht. So ist seine Arbeit wesentlich eine Excerpten-Sammlung. Der letzterschienene Band, der uns hier allein beschäftigt, ist bibliographischen Inhalts. So werthvoll und dankenswerth die Excerpte und Mittheilungen über den Inhalt unzähliger Arbeiten sind, ebenso werthlos sind, wegen ihrer unglaublichen Ungenauigkeit, die bibliographischen Angaben. Um es kurz zu sagen, für den eigentlichen Dante-Forscher ist Ferrazzi's Arbeit in höchstem Grade dankenswerth, ja schlechterdings unentbehrlich, was aber ein gewöhnlicher Leser damit anfangen soll, vermag ich wenigstens nicht einzusehen.

In der Rubrik: Historisches, ist wenig und kaum Bemerkenswerthes zu registriren. Am bedeutendsten für die Kenntniß der Gesammtcultur jener Epoche italienischen Lebens, welcher Dante den Stempel aufgedrückt hat, ist jedenfalls Burckhardt's „Cultur der Renaissance in Italien", wovon die dritte, von Ludwig Geiger besorgte Auflage bereits in diesen Blättern besprochen wurde. Aus der „Culturgeschichte des Mittelalters" von Otto Henne-Am-Rhyn, welche im vorigen Jahre als dritter Band einer „Allgemeinen Culturgeschichte" erschien, ist hingegen für die Kenntniß des Dichters und seiner Werke rein nichts zu

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung. 1878. Nr. 136 bis 138. (Beilage.)

*) Manuale Dantesco. Vol. V. Auch u. d. T.: Enciclopedia Dantesca del prof. Giuseppe Jacopo Ferrazzi. Bibliografia, Parte II. Aggiuntavi la Bibliografia Petrarchesca. Bassano, Sante Pozzato 1877, in 12° und in 8° (letztere Ausgabe nur in 20 Exemplaren). XXIV und 902 Seiten.

gewinnen. Der Verfasser zeigt sich so unwissend, daß man sich nur über seine Naivetät wundern kann. So läßt er (S. 384) Dante erst im Jahre 1304 verbannt werden, die Schwarzen sind ihm „die früheren Welfen", der prosaische Theil der Vita Nuova ist nach ihm „völlig überflüssig" (S. 385) und was dergleichen Unsinn mehr ist, welches zu widerlegen Zeitverschwendung wäre. Von dem Buche des Luigi Capranica*) genügt einfach zu sagen, daß es „Wahrheit und Dichtung" enthält, nur ist leider die Wahrheit nicht historisch, die Dichtung nicht poetisch. Etwas besser ist das Buch, womit Mrs. Oliphant eine Serie von Volksschriften eröffnet, die zum Zwecke haben englische Leser mit dem Leben und den Werken klassischer Dichter und Schriftsteller bekannt zu machen**). Jedoch bleibt auch diese Arbeit unter der Mittelmäßigkeit. Den weitaus größten Theil des Bandes nehmen die Auszüge und Übersetzungsproben aus der Divina Commedia ein; dem Leben des Dichters sind hingegen nicht mehr als zehn Klein-octav-seiten gewidmet. Die Zeitgeschichte ist kaum oberflächlich gestreift. Die Schrift gehört, das Gelindeste gesagt, zu den unnützen Büchern.

Man kann es nicht genug bedauern, daß so manche Kräfte, die wahrlich etwas Besseres leisten könnten, sich verleiten lassen Paradoxien aufzustellen und zu vertheidigen. So hat ein Herr Francesco Labruzzi di Nexima einen langen Aufsatz zusammengeschwitzt, um — das Geburtsjahr Dante's zweifelhaft zu machen***). Nicht, wie man seit Boccaccio allgemein geglaubt hat, im Jahre 1265: Dante soll entweder vor dem September 1260, oder nach dem Januar 1267 geboren worden sein. Das Hauptargument des Verfassers ist, daß Dante's Eltern im Jahre 1265 aus Florenz verbannt waren, während es doch unzweifelhaft feststehe, daß er zu Florenz geboren wurde. Neu ist nun der Einwand keineswegs. Schon in meinem Erstlingswerk (Dante's Leben, 1869 S. 104 f.) habe ich die Schwierigkeit auf eine Weise gelöst, welche befriedigend befunden wurde. Hiervon weiß unser Verfasser freilich nichts. Er meint etwas Nagelneues vorzubringen. Aber auch vieles Andere weiß er nicht. Er weiß nicht daß Villani sagt, (lib. IX, c. 136), Dante sei im Alter von 56 Jahren gestorben, was auf 1265 als sein Geburtsjahr zurückführt. Er weiß nicht, daß jenes Datum das bestimmte Zeugniß Leonardo Bruni's für sich hat. Er weiß nicht, daß die Frage wiederholt und sehr eingehend geprüft und erörtert wurde. Wenn er das Alles und noch Anderes gewußt hätte, würde er sich wohl die Mühe erspart haben sein Elaborat zu fabriciren und drucken zu lassen.

Noch ärger springt aber Herr Vittorio Imbriani mit der Geschichte um. Vor zwei Jahren hatte unser Witte für gut gefunden, die von Boccaccio ersonnene Fabel über Dante's Gemahlin und Eheleben wieder aufzufrischen. Seine Argumente habe ich, wie ich glaube endgültig, widerlegt. Die Controverse ist in italienischer Sprache und in einer hervorragenden, zu Florenz erscheinenden, Zeitschrift geführt worden. Imbriani hat davon keine Notiz genommen und beginnt daher, wie billig, von vorne. Er fragt: „Ist Gemma Donati eine gute Ehefrau gewesen?"†) Die Antwort, welche er darauf gibt, ist abenteuerlich genug. Dante's Gemahlin war nicht allein eine arge Xantippe, sondern eine Ehebrecherin, eine gemeine H . . . ! Aber auch der Dichter selbst war ein Ehebrecher! Denn (S. 71) „Beatrice war Dante's, aber gewiß nicht Gemma's Tochter. Sie muß ihm unehelich in der Verbannung geboren worden sein". Daß Imbriani die ganze Geschichte auf den Kopf stellt, kann uns nach dieser Probe nicht mehr Wunder nehmen. So hören wir denn aus seinem Munde, daß Dante's eheliche Kinder sich auf zwei reduciren; daß Dante niemals als Gesandter in Rom gewesen; daß, wenn er nach Florenz hätte zurückkehren können, er sehr wahrscheinlich seine Frau ermordet haben würde und dergl. m. Selbst Imbriani wird nicht erwarten, daß sich Jemand herbeilasse derartige Verrücktheiten zu widerlegen. Sie verdienen keine Widerlegung. Das Gute haben sie indeß, daß sie an plastischen Beispielen zeigen, zu welchen Consequenzen ein falsches Princip führt. Wenn sich Witte durch meine Polemik nicht bekehren ließ, so läßt er sich hoffentlich abschrecken und bekehren durch die unqualificirbare Manier seines unerbetenen Bundesgenossen.

Für gewisse Leute muß doch ein eigener Reiz im Aufstellen von Paradoxien liegen. Kaum war obiger Aufsatz gedruckt und flugs fabricirte Imbriani einen anderen: „Brunetto Latini ist nicht Dante's Lehrer gewesen". Von dieser Arbeit kenne ich nur den Titel, muß aber aufrichtig gestehen, daß mir derselbe vollkommen genügt und ich gar kein Verlangen trage, den Aufsatz näher kennen zu lernen.

Das Capitel, welches Cesare Fenini in seinem sogenannten Compendium der italienischen Literaturgeschichte*) unserem Dichter gewidmet hat, enthält, von einigen geistreich sein sollenden Bemerkungen abgesehen, nichts das irgend der Erwähnung werth wäre. Wie es scheint, steht Fenini mit der Geschichte auf etwas gespanntem Fuße und meint, den Mangel an positiven Kenntnissen durch hochtrabende aber nichtssagende Phrasen ersetzen zu können. Ergötzlich ist es, zu sehen, daß ein Geschichtschreiber der italienischen Literatur von den Verhandlungen über die Echtheit der Geschichte der Malespini nicht entfernt eine Ahnung hat und davon redet, als wäre gegen die Echtheit jenes Machwerkes niemals auch nur der leiseste Zweifel geäußert worden. Da ist es wohl überflüssig, zur Charakteristik dieses Elaborats ein weiteres Wort beizufügen.

Gerne würde ich über hervorragendere historische Arbeiten berichten, wären nur solche in der jüngsten Zeit veröffentlicht worden. Da dies aber nicht der Fall ist und da ich nicht noch mehr Überflüssiges und Unnützes anführen will, so werde ich mich in einem zweiten Artikel zu den Ausgaben und Übersetzungen von Dante's Werken wenden. Über die zuletzt erwähnten historischen Arbeiten kann ich kein anderes Urtheil fällen, als daß sie füglich hätten ungedruckt bleiben können.

Dr. Scartazzini.

*) Capranica: Racconti. L'amore di Dante ecc. Milano, Treves. 1877. 16.° 266 S.

**) Oliphant: Dante. London, Edinburgh: Blackwood. 1877. U. 8. 280 S.

***) Labruzzi di Nexima: Quando nacque Dante Alighieri? Bologna, Romagnoli. 1877. gr. 8. 16 S.

†) Imbriani: Fu buona moglie la Gemma Donati? Enthalten in der Rivista Europea, 1878. Vol. I. pag. 70—82.

Nord-Amerika.

Nordamerikanische Briefe.

Die Literatur der Atchison-, Topeka- und Santa Fe-Eisenbahn.

Es ist jetzt gerade einen Monat her, daß ich mit der Atchison-, Topeka- und Santa Fe-Eisenbahn eine Fahrt durch den Süden von Kansas nach Colorado und den Felsengebirgen gemacht habe.

*) Fenini: Letteratura italiana. Milano, Hoepli. 1878. 16. 200 S.

Ich ward zu dieser Fahrt durch den merkwürdigen Umstand veranlaßt, daß bei fast gänzlicher Stockung der Einwanderung aus Europa, der Staat Kansas — gerade der Staat, der als Typus politischer Verwahrlosung galt und der in Folge von Trockenheit und Heuschrecken vor einigen Jahren sich nur durch Bettel an den Thüren der älteren Staaten erhalten konnte — sich mit Einwanderern füllte und daß er im letzten Frühling den Anspruch erhob, in der diesjährigen Ernte als der dritte, wenn nicht als der zweite Weizenstaat in der Union aufzutreten. Auch fand ich auf dieser Reise den Schlüssel zu dieser auf den ersten Anblick räthselhaften Erscheinung. Es hatten nämlich die großen allgemeinen Gründe, welche die Einwanderung von Millionen von Europäern nach den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren unterbrochen haben, nicht auch die besonderen Gründe gewisser Klassen mitverschlungen. So fand ich denn das reiche Arkansas-Thal, durch welches die genannte Bahn in einer Länge von etwa fünfhundert engl. Meilen fast immer dicht an dem seichten Flusse herläuft, von einer Klasse von deutschen, französischen, schottischen, savoyischen und amerikanischen Bauern (aus den älteren Staaten) besiedelt, die sich nicht nur ohne jede überspannte Idee und Erwartung hier niederließen, sondern die überhaupt ohne alle politische Ansprüche nur der Bedrängniß ihrer ökonomischen Verhältnisse entgehen wollten und einen ihrer beharrlichen und harten Arbeit entsprechenden Lohn suchten; Leute, deren Gemüther durch strengen Sectenglauben disciplinirt waren; gewöhnt schlimme Zeiten in Geduld zu ertragen und in guten nicht übermüthig zu werden; Leute, die an einer etwa großen Zukunft des Landes oder des Staats, in dem sie sich niedergelassen hatten, nicht einmal Antheil zu nehmen hoffen, sondern die sich mit der Befriedigung höchst bescheidener Ansprüche ein für allemal ausgesöhnt haben; die in guten Zeiten für die schlechten sparen, in schlechten dagegen nicht ganz und gar verkommen wollen; die die große, allgemeine Freiheit in diesem Lande nur darum beanspruchen, um sich ihr kleines, bescheidenes Stück herausschneiden und es mit Sicherheit für alle Zukunft behaupten zu können; deutsch-russische Mennoniten — über 10,000 in den Ansiedlungen längs der genannten Bahn — methodistische, lutherisch-schottische, altlutheranisch-sächsische, aber auch starr katholische Ansiedler, — die hier Alle ihr Leben unvergleichlich ruhiger, unbelästigter und wohlhäbiger, wenn auch fast ohne jeden Zug zur Betheiligung an den Geschicken des Landes, zubringen, als in ihren früheren Heimaten, wo sie das Eine zwar auch nicht gewollt hatten, aber auch das Andere nicht erreichen konnten.

Diese schreckten die Nachrichten von der politischen Verwahrlosung in Kansas nicht; was geht sie die Politik an; aber es schreckte sie auch die außerordentliche Trockenheit des Landes und die periodische Verheerung durch die Heuschrecken nicht. Ähnliches hatten sie anderswo — z. B. am Azow'schen Meer — auch zu leiden; aber in Kansas, das wußten sie, wird sie eine einzige reiche Ernte, ja eine Mittelernte, über viele Jahre hinaus erhalten, denn um einen Spottpreis konnten sie große, ebene, reiche Landstrecken erwerben, deren lockeren Humus sie mit den amerikanischen Ackerbaumaschinen mit leichtester Mühe umdrehen und bebauen würden. Das vollkommen flache, baumlose Land macht es zur Großcultur mit Maschinen geeignet; was eine Familie nicht kann, können drei, vier und fünf vereinigt; große, weitaussehende, ihrem Berufe fernliegende Gedanken halten sie nicht von der Arbeit ab, verleiden ihnen ihre Arbeit nicht; die Eisenbahnen schaffen ihnen Märkte, unterstützen sie in ihrem eigenen Interesse, in ihren bescheidenen Plänen — und so ist Kansas besiedelt worden, in Mitten allgemeiner Stockung der Einwanderung. Es versteht sich von selbst, daß das große Kapital alsbald diese Vortheile auch ausnutzt; daß die kleinen Bauern von der raubbauartigen Bestellung und Ausbeutung des Bodens durch das große Kapital zu leiden haben; daß sie ihre Eigenartigkeit nicht auf die Dauer in voller Reinheit beibehalten können werden — aber die Sectendisciplin ist mächtig und zäh, und diese Kleinbauern von Kansas mit ihren harten Schädeln und kühlen Herzen werden starke conservative Säulen, ein festes Knochengerüst für die übrige viel zu lose und frivole Bevölkerung im fernen Westen werden.

Durch dieses Arkansasthal also zieht die Atchison-, Topeka- und Santa Fe-Eisenbahn bis sie in Pueblo, in Colorado die Denver- und Rio-Grande-Eisenbahn schneidet. Als sie in Angriff genommen wurde, war das ganze von ihr zu durchlaufende Gebiet eine menschenleere Wüste. Sie konnte daher nur mit Unterstützung der Bundesregierung gebaut werden, und nur in der Hoffnung, daß die Bahn selbst die Ansiedler herbeiziehen und den Verkehr schaffen werde, durch den sie einst die Zinsen ihrer ungeheuren Schuld zahlen und für die Actionäre einen Unternehmergewinn erzielen könnte. Die Bundesregierung schenkte ihr daher jede ungerade Section Land, von 640 Acker, der Bahnlänge nach und auf zwanzig Meilen in der Breite auf beiden Seiten der Bahn; die geraden Sectionen für das Heimstätterecht der Soldaten und das Vorkaufsrecht der Bürger für sich selbst (die Bundesregierung) vorbehaltend. Die genannte Bahn erhielt auf diese Weise ein Geschenk von drei Millionen Ackern nacktes Land. Die Bundesregierung hatte das ihrige gethan. Was that die Bahngesellschaft um dieses Land zu besiedeln und sich also durch Verkehr eine Einnahme zu schaffen?

Ich übergehe als außer meinem besonderen Zwecke liegend alle ihre praktischen Einrichtungen — ihre Baumpflanzschulen; ihre Beschaffung von Unterwasser durch Windmühlen; ihre den Ansiedlern erwiesenen Dienstleistungen durch wohlfeilen und oft unentgeltlichen Transport; ihre Herstellung von provisorischen Sammelhäusern für vielzählige Einwanderer-Gesellschaften, die jetzt theils als Kirchen, theils als Scheunen benutzt werden; die Reisen, welche ihre Agenten nach Rußland zu den auswanderungslustigen deutschen Mennoniten an der Wolga machten und komme zu ihrer literarischen Thätigkeit, dem echten, wahrhaftigen literarischen Kinde des amerikanischen Industrialismus, das ich für ursprünglicher amerikanisch als jedes andere einheimische Literaturerzeugniß halte. Ich beschränke mich, der Bestimmtheit und Lebendigkeit des Eindrucks wegen, auf die Literatur dieser einzelnen Bahn, die ich gründlich kenne, obgleich auch die anderen pacifischen Bahnen Ähnliches, vielleicht in noch größerem Maaßstabe gethan haben. Ich lasse dabei unberücksichtigt — so ungeheuer auch die Ausgaben dafür gewesen sind — die durch die Tagespresse veröffentlichten Mittheilungen dieser Gesellschaft sowie ihre sämmtlichen, den jämmerlichen Finanzzustand derselben betreffenden Berichte und halte mich nur an diejenigen Drucksachen, die im Interesse des zu schaffenden Verkehrs und der ihre Ländereien zu besiedelnden Bevölkerungen veröffentlicht worden sind, und damit Sie und die bei solchen Kulturarbeiten Interessirten sich eine concrete Anschauung davon bilden können, schicke ich zu gleicher Zeit mit diesem Aufsatz ein ganzes Convolut der hauptsächlichen Druckschriften dieser Eisenbahngesellschaft per Post an Sie ab.

Ich bin in Bezug auf Alles, was amerikanische Sittlichkeit, Handelsehre, Vaterlandsliebe und staatsmännische Tugend und Befähigung betrifft, so vollkommen und gründlich abgekühlt, daß ich in allen diesen Hinsichten weder einen Positiv noch einen Superlativ gebrauche. Groß und erstaunlich entwickeln sich da-

gegen einige Seiten des amerikanischen Industrialismus und daß von diesen aus die Wiedergeburt der Republik möglich sei, darauf beruht die Hoffnung manches redlichen Patrioten, der an der Zukunft seines Vaterlandes nicht verzweifeln möchte. Ob es so kommen wird, weiß ich nicht; aber das amerikanische Eisenbahnwesen, obschon es in finanzieller Beziehung in Schande erzeugt und von Betrug und Habsucht geboren ist — und davon nehme ich auch die A. T. und S. F. Bahn nicht aus — hat so erstaunliche, großartige, ursprünglich neue Seiten, daß man sehr leicht geneigt wird, in dieser Richtung die einstige Größe und Blüthe des Landes liegen zu sehen. Es ist nicht denkbar, daß die Presse, im weitesten Sinn des Worts, umfassender, demokratischer, zweckmäßiger, und auch Alles im Großen betrachtet ehrlicher zu einem bestimmten, und zwar riesigen Kulturzweck benutzt werden könnte, als dieses die pacifischen Bahnen und unter ihnen die jüngste, die Atchison-Topeka- und Santa-Fe-Bahn, thun. Hat man nicht, wo irgend etwas in so allumfassendem Maaße recht und zweckmäßig gethan wird, Grund und berechtigte Hoffnung, daß auch auf Anderes diese Methode angewendet werden dürfte? Und woran es hier fehlt, ist ja sicherlich nicht die Erkenntniß, sondern nur die Methode. Die pacifischen Bahnen haben also die Aufgabe, den „fernen Westen" zu besiedeln und ihm die östliche Kultur zu bringen. Sie müssen ihre Zwecke vor jede Thür, sie müssen jeden Vortheil, den sie den neuen Ansiedlern bieten können, zur Kenntniß des ganzen Landes bringen. Sie thun es mit einer Umsicht, Vollständigkeit und Liberalität, die in keinem anderen Lande der Welt ihres Gleichen hat. Sie beschreiben in ihren Druckschriften nicht nur das ihnen gehörige Land, das an den beiden Seiten ihrer Bahn liegt, sondern auch das Land, das die Bundesregierung für Heimstätten und andere Ansiedler zum Verkauf vorbehalten hat, und nicht nur dieses, sondern auch die Gegenden, zu denen vom Ende ihrer Bahn andere Bahnen führen. Sie beschreiben es nicht nur in ackerbaulicher, sondern auch in geologischer und mineralogischer, ja sogar in ästhetisch landschaftlicher Beziehung. Sie veröffentlichen alle den Landverkauf betreffenden Bundesgesetze; statistische Angaben, über die Erträgnisse und Marktpreise in einer Reihe von Jahren; die Ergebnisse der mannigfaltigsten Kulturversuche im Obstbau und in allen Arten von Feldfrüchten und Gemüsen; Listen über die Bonification des Landes; die Gesetze über die Waldkultur; die Ergebnisse der von der Bundesregierung veröffentlichten meteorologischen und klimatischen Beobachtungen; die Beschaffenheit des Bodens; die Preise der Ländereien; die übrigen Kaufbedingungen; ganz vortreffliche Karten und Pläne ihrer Bahnen und der von ihnen feilgebotnen und bereits verkauften Ländereien; unter anderen eine sechs Fuß lange und vier Fuß breite Karte eines Theils der Bahnlänge der A. T. und S. F. Bahn mit den im Markt befindlichen Ländereien, die alle drei Monate mit den hinzugekommenen Veränderungen durch Verkäufe an Ansiedler neu aufgelegt wird und die an Correctheit und Eleganz der Ausführung geradezu ein Meisterwerk ist. Einen Führer durch das Arkansas-Thal und das berühmte San Juan-Gebiet hat die Bahngesellschaft von einem tüchtigen, begabten amerikanischen Reisenden abfassen und mit einer Menge guter Holzschnitte versehen lassen. Er enthält Alles, was der gewöhnliche Reisende denkbarer Weise nur immer wissen wollen kann, von der Geschichte der Gegenden und ihrer Besiedlung bis zur Beschreibung der schönsten Jagdgründe und Fischfangplätze. Ich habe ihn auf meiner vierwöchentlichen Tour durch das Arkansas-Thal und durch die Felsengebirge Colorados als einen geradezu unfehlbaren Wegweiser kennen gelernt.

Die Bahn veröffentlicht ferner auf ihre Kosten zahllose Mittheilungen von Ansiedlern und zwar in deren Muttersprache, und Sie werden unter den Ihnen zugeschickten Schriften einen „Führer durch die deutschen Ansiedlungen in Süd-West-Kansas" finden, in dessen Verfasser — einem Bischof der Mennoniten — ich einen klaren Kopf, einen durchaus wahrheitsliebenden und mit den Verhältnissen der Ansiedlungen am Arkansas-Fluß gründlich vertrauten Mann habe kennen lernen. Das Schriftchen ist mit liebenswürdiger Einfachheit und doch größter Bestimmtheit und mit nicht weniger sichtlichem Eifer für die Zunahme der Bevölkerung dieser unermeßlichen Prärien abgefaßt. Eine ähnliche, ebenso getreue, doch nicht so unmittelbare und ursprüngliche Schrift ist in französischer Sprache geschrieben.

Alle diese Druckschriften vertheilt und verschickt die Bahngesellschaft in Millionen — geradezu zahllosen Exemplaren. Eine Postkarte für einen Cent genügt, um alle Druckschriften der Bahn mit allen Karten, die einzige erwähnte große Karte ausgenommen, portofrei zugesendet zu erhalten, und ein Brief, in welchem man einen besonderen geschäftlichen Grund angibt, aus welchem der Besitz auch dieser Karte wünschenswerth erscheint, bringt dem darum Fragenden auch sie.

Nun hat man leicht sagen, daß dies Alles im Interesse der Bahn und ihrer Ländereien geschieht. Aber es geschieht auch ebenso unzweifelhaft im besten Interesse der Einwanderer, Ansiedler und Landkäufer, denn die Belehrung, die diese Leute daraus ziehen können, ist geradezu allumfassend und wahrheitsgetreu. Wo sie es nicht ist, da ist dieses, wie ich mich überzeugt habe, unabsichtlich von Seiten der Bahn-Gesellschaft, durch mangelhafte Übersetzungen und manchmal auch durch die den amerikanischen Literaten anhaftende Überschwänglichkeit im Ausdruck veranlaßt. Eine einzige Unwahrheit würde den Beamten viel mehr Schreibereien und Unannehmlichkeiten verschaffen, als ihnen irgend welche Lüge, — die in Folge der Concurrenz der anderen pacifischen Bahnen alsbald entschleiert würde — Nutzen bringen könnte. Man bedenke, daß diese erstaunliche Literatur den Nutzen zum Gegenstand hat, den eine Bevölkerung von vielen Millionen aus einem vor Kurzem noch unbekannten, ungeheueren Landstrich, und den eine industrielle Gesellschaft aus zweiter Hand aus diesem ursprünglichen Nutzen ziehen können und sollen und man erkennt die Größe und Bedeutung einer solchen Literatur; daß sie primitiv, im höchsten Grade einfach, nicht auf hohe, wohl aber auf zahllose und gesunde unmystifizirte Intelligenzen berechnet ist, ändert an ihrem Werthe nichts. Er ist vorderhand rein exoterisch. Aber in Folge dieser Literatur wird sich hier eine Bevölkerung zusammenfinden, in welcher dieselben gesellschaftlichen Motive wie überall in Kulturländern dasselbe oder ein ähnliches inneres Eigenleben erzeugen. Nennt meinetwegen diese ganze Literatur einen permanenten, riesigen, geschickt und systematisch abgefaßten „Puff." Ich gebe es zu. Aber es ist dieser „Puff" der Sauerteig dieses Landes; er ist der Ruf, der ungeheure Bevölkerungen aus ihrer Noth in den Wohlstand, aus Bedrückung in eine frische, der eigenen Thätigkeit günstige Atmosphäre und Ellnbogenfreiheit bringt; er ist die demokratische Beredsamkeit, die eben ganz allein auf die Millionen wirkt; das laute, schallende Angebot für eine ferne, riesige Nachfrage; der Schall der Posaunen, von dem keine Mauern fallen, sondern vor dem sich Landgüter, Dörfer, Städte, ganze Staaten — Kansas, Nebraska, Neumexico und demnächst Idaho und Arizona — erhoben.

Allerdings gibt es in der ethischen, politischen und poetischen Literatur Sätze von zwei Zeilen, ja von zwei Worten, wie Mirabeaus: „Levez vous!" die an begeisternder Kraft, an Tiefe

der Empfindung, an humanisirendem Werth ganze Schiffsladungen von Druckschriften, wie die der Atchison, Topeka und Santa Fe-Bahn aufwiegen. Wenn aber Vauvenargues recht hat, daß man vor Hunger, aber nicht vor Schande sterbe, so möchte ich sehen, wer, der einen Fuß in die Kornkammer gesetzt hat, welche diese Schriften hervorgezaubert haben, dieser Eisenbahnliteratur ihren Werth bestreiten möchte.

Es gehört aber zur Abfassung und Verbreitung dieser Druckschriften eine Umsicht und eine Liberalität, eine „Offhandedness", die dem amerikanischen Volke eigenthümlich ist und vor der wir Deutsche selbst nach langer Bekanntschaft manchmal in Schrecken gerathen, immer aber aufs Neue verwundert dastehen.

Das Ergebniß beweist die erstaunenswerthe Größe und Wirkung der Methode. Ich habe in Kansas tausende von herrlich cultivirten Landgütern, mit den schönsten Weinbergen, Obstbaumpflanzungen, Wohn- und Ökonomiegebäuden, und reiche Dörfer und Städte mit prächtigen Kirchen, Schulen, Gasthöfen und Verwaltungsgebäuden der Bahngesellschaft und der Staats-Regierung gesehen, wo noch vor einigen zehn Jahren auf hunderte von Meilen in der Runde kein weißer Mann gelebt hat und wo mich hunderte von intelligenten deutschen Ansiedlern versicherten, daß dieses zum größten Theil die Druckschriften der A. T. und S. Fe-Bahn gethan hätten. C. L. Bernays.

Kleine Rundschau.

— **Bouvier: Soldat Hippmann.** Ehe ich Sie mit dem preußischen Soldaten Hippmann bekannt mache, möchte ich Ihnen gern Herrn Alexis Bouvier vorstellen, allein da Vapereau's „Dictionnaire des Contemporains" über ihn schweigt und ich selbst von ihm noch niemals Etwas gehört habe, so muß ich mich auf die Mittheilung beschränken, daß besagter Herr Alexis Bouvier unlängst einen Band Novelletten unter dem Titel „Amour, Misère et Compagnie"*) veröffentlicht hat, welches ich irgendwo angekündigt fand und des verlockenden Titels halber bestellte.

Herr Alexis Bouvier ist kein Zeus und seinem Kopfe entsprang keine Pallas Athene, aber aus Herrn Bouviers Kopfe ging doch Etwas hervor, ein Phantasiegebilde, ein Gespenst, eine Caricatur — wie soll ich nur Das nennen, was er uns oder vielmehr seinen Lesern als den preußischen Soldaten Hippmann vorführt.

„Der Soldat Carl Hippmann ist ein tapferer Soldat, dessen ruhmvolles Verhalten wir der deutschen Armee bekannt machen." Das ist der Refrain der Geschichte Bouvier's und Carl Hippmann ist ihr Held.

Carl Hippmann zählte zwei und zwanzig Jahre, er war groß, wohlgebaut, nicht häßlich, tête carrée — „mais bast! c'est un signe de race". Manche hielten ihn für dumm, Manche für gut, Herr Bouvier selbst schließt sich der Ansicht des Armeebefehls an, welcher dem vierten Corps dreimal vorgelesen wurde und, wie bemerkt, dahin lautete: „Carl Hippmann ist ein tapferer Soldat, dessen ruhmvolles Verhalten wir der deutschen Armee bekannt machen."

Was hat nun Carl Hippmann für Heldenthaten vollführt? Herr Bouvier erzählt es haarklein.

Als die deutschen Truppen Bazeilles erstürmten, als die Bewohner dieser Ortschaft sich an dem Kampf betheiligten, als der preußische General befahl, Jedermann zu tödten, da zielte und schoß auch Carl Hippmann und seine Kugeln trafen. Carl Hippmann zählte seine Opfer. Einmal sagte er: „Vierzehn." Gerührt klopfte ihm sein Major auf die Schultern und recitirte ihm, was der Armeebefehl morgen über diese Thaten enthalten würde. Carl Hippmann wurde dadurch zu neuen Thaten angeregt; er eilte in eines der halbbrennenden Häuser, erblickte dort einen hülflosen Verwundeten, tödtete ihn und schrie „Fünfzehn", dann eine alte Frau, stieß ihr das Bajonnett in die Brust und rief „Sechzehn", endlich ein kleines Kind, machte ihm ebenfalls den Garaus und triumphirte „Siebzehn", nahm schließlich aus dem Glasschrank, den er zerhieb, ein Paar kleiner silberbordürter Stiefelchen zu sich mit den Worten: „Pour mon petit Wilhem", ließ bei dem Commandanten seine Heldenthaten anpreisen, daß er allein „siebenzehn" in Bazeilles getödtet habe, wurde entsprechend belohnt und: „La paix fut signée. Hélas! ô ma France!"

Hiermit endet der erste Theil der Geschichte des preußischen Soldaten Carl Hippmann. Der zweite und letzte Theil zeigt nun der Nemesis furchtbares Walten.

Carl Hippmann nimmt Urlaub, er reist zu seinem angebeteten „Gretchen" und seinem kleinen „Wilhem." Als er in die Nähe seiner Heimath gelangt, beeilt sich Herr Bouvier, sie phantastisch zu schildern, läßt seinem Carl Hippmann das Herz klopfen und ihn mit Bezug auf die Stiefel sagen: „Ich will sie sogleich meinem kleinen „Wilhem" anziehen." Endlich tritt er ein „dans le pays" d. h. in seinen geographisch nicht näher bezeichneten Heimathsort, bemerkt aber verwundert, wie beklommen die Männer und Frauen ihn willkommen heißen, ohne zu hören, daß Letztere sich zuflüstern: „Ach, der Mann von „Gretchen", da wird es Skandal geben!" Ein alter Freund sagt ihm denn auch auf Verlangen, was ihn erwartet: Der kleine „Wilhem" ist todt, „Gretchen" aber weilt in der Wirthschaft „du Grand-Roi", dem Sammelplatz der Offiziere, wo die Freudenmädchen Abends zu verkehren pflegen. Soldat Carl Hippmann's Entsetzen darüber ist so grausig, wie es Herr Bouvier nur zu schildern vermag, doch die Erinnerung an seine Thaten von Bazeilles richtet Carl Hippmann wieder auf; er stürzt in die Wirthschaft „du Grand-Roi", erblickt dort seine Frau an der Seite eines Offiziers und — gibt dem Letzteren ein Paar Ohrfeigen. Der Offizier erschießt den Helden der Geschichte mit Entrüstung mit einem in der Nähe befindlichen Revolver und ein anderer Offizier, der Alles mitangesehen, tritt heran und sagt: „Er hat Sie insultirt, Sie hatten Recht. Aber es ist Schade um ihn, er war ein tapferer Soldat und sein ruhmvolles Verhalten bei Bazeilles ist der deutschen Armee bekannt gemacht worden."

Das ist des Herrn Alexis Bouvier's Biographie des preußischen Soldaten Carl Hippmann. Verwundern kann es nur, daß Herr Alexis Bouvier seiner wundersamen Geschichte nicht ausdrücklich hinzugefügt hat, sie sei symbolisch aufzufassen; in Wirklichkeit habe die ganze deutsche Armee im letzten Kriege aus lauter Carl Hippmännern bestanden. Wir aber können Herrn Bouvier versichern, daß wir ihn selbst nicht symbolisch auffassen, sondern der Meinung sind, er vertrete nur sich selbst und man habe von seinem Machwerk nicht auf den Geist und Sinn der übrigen Franzosen zu schließen. Paul Dehn.

— **Le Phonographe expliqué à tout le monde***). Denjenigen Personen, welche den dreiviertelstündigen Productionen des Edison'schen Phonographen in der Salle des Conférences

*) Paris, Dreyfous.

*) Par Pierre Giffard. Deuxième édition. Paris, M. Dreyfous (1878).

am Boulevard des Capucines in Paris eine gewiß ungetheilte Aufmerksamkeit geschenkt haben, wird beim Herausgehen das obige kleine Büchlein zum Preise von 1 Fr. angeboten. Es enthält auf 128 Seiten kleinsten Formates einen in populärer Darstellung geschriebenen Abriß der wichtigsten Nachrichten über den Phonographen mit Abbildungen, über seinen Erfinder Thomas Alva Edison (nebst Portrait und facsimilirter Handschrift), und die kurze Erwähnung aller andern Erfindungen dieses seltenen, halbtauben Erfinder-Genies, das mit einunddreißig Jahren fast dahin gekommen ist, die Steine oder wenigstens das Metall zum Sprechen zu zwingen, und uns durch das Mikrophon das Problem zu lösen verspricht, daß wir das Gras wachsen hören sollen. Wer das kleine Buch durchliest und zur Vervollständigung einen Artikel von Antoine Breguet „La Transmission de la Parole" (Le Phonograph, le Microphone, l'Aérophone) in dem ersten diesjährigen Augustheft der Revue des deux Mondes hinzufügt, wird über diese neuesten wunderbaren Erfindungen soweit unterrichtet sein, als die phonographische Literatur mit ihrer Erörterung der Theorie bis jetzt der Praxis zu folgen vermocht hat.

Über Edison selbst finden wir hier einige interessante Notizen, welche u. a. beweisen, wie jenseits des Oceans Gelehrte und Erfinder zu einer Person verschmelzen und auch Theoretiker praktisch sein können.

Edison, von bescheidener Herkunft, hat, nach absolvirter Schulzeit, und nachdem er eine Zeitlang als Zeitungsjunge selbst eine Eisenbahnzeitung auf einer Handpresse gedruckt, die Telegraphistenlaufbahn eingeschlagen — und seinen neuen Beruf alsbald mit folgenschweren Erfindungen bereichert; die Zahl seiner Neuerungen und Erfindungen im engeren Sinne soll bereits über hundert betragen. Unter solchen Umständen begreift man, daß die bedeutendste Telegraphen-Gesellschaft der Vereinigten Staaten „Western Union Telegraph Company" ihm ein vortreffliches Laboratorium gebaut hat und außerdem Geldmittel zur Verfügung stellt, die geradezu unbeschränkt sind. Er wohnt in einem hübschen Landhause, fünfundzwanzig Meilen von New-York, das außen und innen wahre Spinnennetze von Telegraphendrähten enthält, und so den Besitzer trotz seines Landaufenthalts in Verbindung mit der Stadt erhält. Seine Einkünfte sollen sich auf 500,000 Fr. jährlich belaufen. Eine besondere Gesellschaft in New-York beutet nach Vereinbarung seine Erfindungen aus.

Edison gilt für einen Freidenker, ist aber ein trefflicher Gatte und Vater: seine beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen hat er Dot und Dash genannt. Dot ist die englische Bezeichnung für den Punkt, Dash für den Strich auf dem Papierstreifen des Morse'schen Schreibtelegraphen!

Edison's Phantasie sieht schon die seltsamsten Wirkungen des vervollkommneten Phonographen für das praktische Leben voraus: der Phonograph wird den Stenographen, den Vorleser, den Sänger, das Piano und den Sprachlehrer ersetzen; er wird Stifter einer neuen Art von Büchern werden, welche aus dünnen, galvanoplastisch vervielfältigten Metallplatten bestehen. Diese Platten enthalten mit ihren fast unsichtbaren punktirten Vertiefungen den Text eines vor dem Phonographen gelesenen, gesungenen oder gespielten Werks. Fünfzigtausend Worte, die Durchschnittszahl der Worte einer Novelle nach Edison's Rechnung, lassen sich auf einem Raume von etwa fünfzehn Quadratzollen wiedergeben, und der Erfinder soll den Versuch bereits gemacht haben. W. K.

— **Eine Werbung.***) Ein englischer Roman mit allen Vorzügen der Criminal- und Sensationsromane der Braddon, Wilkie Collins u. A., aber mit größeren Schwächen. Der feinen und interessanten Exposition, der geschickten Verschlingung der Fäden entspricht nicht die Entwirrung, die Lösung; alles muß gut endigen, so endige es gut, trotz zahlreicher Unwahrscheinlichkeiten; — das scheint der Verfasser selbst zu fühlen, denn er überhastet den Schluß. Auch fehlt der Darstellung fast überall das prächtige Detail der Schilderung, wie es die Meister und Meisterinnen auf diesem Gebiet bieten, oder vielmehr auch hier ermüdet der Schriftsteller und erspart zum Schaden des Romans, von dem wir doch etwas episch-behagliche Breite verlangen und erwarten, seinem Werke dies Detail gerade von dem Augenblick an, wo er selbst mit sich scheinbar zu Rathe geht, wie es nun enden soll, zum Guten oder zum Bösen. Dieser Eindruck drängt sich bei der Lectüre zwingend auf und beeinträchtigt den reinen Genuß. — Neben diesem Tadel bleibt auch recht viel zu loben, und gar Mancher, den die gerügten Mängel nicht stören, mag gut Freund mit der unglücklichen, unschuldigen Zuchthäuslerin Martha Ridgway werden und seine reine Freude darüber haben, daß sie schließlich die „Werbung" des Polizeiinspectors Harker erhört. Fr. Fr.

— **Deutsche Balladen mit ungarischem Commentar.** Das elegant ausgestattete Bändchen**) enthält den ersten Versuch, deutsche Dichtungen mit ungarischem Commentar zu versehen. Der Verfasser hatte zunächst pädagogische Zwecke vor Augen: es lag ihm daran, ein Handbuch zu schreiben, welches als Grundlage des deutschen Unterrichts dienen und diesen letzteren, der allgemein in ganz Ungarn ziemlich schwach bestellt ist, fördern könnte. Bei der Ausarbeitung ging aber Prof. Heinrich über diesen nächsten Kreis wiederholt hinaus und dachte sich auch gebildete Leser, welche für die Meisterwerke der deutschen Dichtung Interesse haben, als sein Publikum. Das Bändchen, welches uns vorliegt, ist der erste Theil einer auf zwei oder drei Bändchen berechneten Sammlung. Derselbe enthält eine, auf selbstständigen Studien beruhende Einleitung über die Entwicklung der Ballade und Romanze in Deutschland. Der Verfasser verfolgt die Geschichte dieser Dichtungsarten von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart, selbstverständlich nur in den Hauptzügen, und stellt auf diese Weise auch das Material zur Lösung der vielverhandelten Streitfrage über das Verhältniß von Ballade und Romanze und über die Grenzen beider zusammen. Hierauf folgt eine Charakteristik G. A. Bürgers und die Erläuterung dreier Bürger'schen Gedichte (Lenore, der wilde Jäger, das Lied vom braven Manne) und eine Charakteristik Goethes als Balladendichters und die Erklärung von dreizehn Goethe'schen Gedichten (der Fischer, Erlkönig, Mignon, der Sänger, der Schatzgräber, der Zauberlehrling, Legende vom Hufeisen, Hochzeitlied, Johanna Sebus, der getreue Eckart, die wandelnde Glocke, der Todtentanz, Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen).

*) Roman von E. C. Grenville Murray; aus dem Englischen von Helene Lobedan. Leipzig. Bernhard Schlicke, 1878.

**) Német balladák és romànczok, magyarázta Dr. Heinrich Gusztáv. (Deutsche Balladen und Romanzen, erklärt von Professor Dr. Gustav Heinrich). Erster Theil: Einleitung. Bürger. Goethe. Budapest, 1879. Verlag der Franklin-Gesellschaft. 8. 144 SS. Preis 70 Kr.

Außer diesen sechzehn Gedichten, die den eigentlichen Gegenstand des Buches bilden, sind noch zahlreiche, stofflich verwandte Dichtungen und Erzählungen zur Vergleichung herbeigezogen. Die Erläuterung erstreckt sich auf den Inhalt und die Form der behandelten Gedichte; der Ursprung des Stoffes und die Verbreitung desselben, die Art und Weise der Bearbeitung, die Eigenthümlichkeiten der Form, die den Dichtungen zu Grunde liegende Idee, Vorzüge und Mängel der einzelnen Stücke — Alles berührt der Verfasser, ohne seine Ansichten oder Urtheile dem Leser aufzudrängen, mehr hinweisend auf die wesentlichen Merkmale der besprochenen Stücke, als abgeschlossene Urtheile fertig mittheilend. Prof. Heinrich kennt das Material, welches die deutsche Literatur auf diesem Felde produzirt hat: die Texte sind den neuesten und besten Ausgaben entnommen, die Resultate der jüngsten Forschungen gewissenhaft benutzt. Das Büchlein wird beim Unterrichte gewiß gute Dienste leisten und auch außerhalb desselben die Zahl der Freunde deutscher Dichtung in Ungarn vermehren.

Mancherlei.

Aus den Publikationen der Schule der orientalischen Sprachen in Paris kündigt die Firma Ernest Leroux daselbst folgende Novitäten an: „Bagh-O-Bahar, le jardin et le printemps", hindostanisches Gedicht ins Französische übertragen von Garcin de Tassy (12 Fr.); ferner „Chronique de Moldavie" von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis 1594, nach Grégoire Urechi rumänisch und französisch von Emile Picot (2 Bände, 20 Frcs.); endlich „Vie ou Légende de Gaudama" nach P. Bigandet französisch von Victor Gauvain (10 Frcs.).

Unter dem Titel „Heimathskunde, Schilderungen aus Elsaß über Land und Leute", hat Charles Grad, der bekannte Reichstagsabgeordnete für Colmar und Mitglied des elsaß-lothringischen Landesausschusses, unlängst (Colmar 1878) ein interessantes demographisches Werk über sein schönes Heimathland veröffentlicht, welches, weil es auf genauer Kunde des Landes beruht, den Freunden des Elsasses in Alt-Deutschland warm empfohlen sein mag. Namentlich diejenigen Theile des Werkes, welche die paläontologischen, geologischen und klimatischen Verhältnisse, sowie diejenigen, welche Landbau, Industrie und Handel des Elsasses betreffen, sind mit seltener Sachkenntniß geschrieben und legen ein schönes Zeugniß ab von den vielseitigen Studien des Verfassers. Ohne Zweifel wird sein neuestes Werk den verdienten Beifall und demgemäß die verheißene Fortsetzung in einem zweiten Theile finden.

Ein erwünschter Wegweiser für die neuere schwedische Literatur ist der unlängst bei Samson & Wallin in Stockholm erschienene „Svens Bok-Katalog", welcher, nach Art der großen deutschen Bücherverzeichnisse der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig, die in Schweden während der Jahre 1866 bis 1875 herausgekommenen literarischen Neuigkeiten einmal nach Autoren alphabetisch und sodann nach den einzelnen Wissenschaften geordnet umfaßt. Daß in Schweden neben französischen und englischen auch zahlreiche deutsche Autoren übersetzt, gelesen und anerkannt werden, läßt sich aus dem Kataloge zwar mit Befriedigung constatiren, wobei indessen nicht zu vergessen ist, daß unsere Autoren ebenso wenig wie die französischen und englischen Autoren von Schweden in ihrem literarischen Eigenthumsrecht geschützt werden, da ein entsprechender Schutzvertrag Seitens der schwedischen Regierung noch nicht abgeschlossen werden wollte. Auch Rußland, Holland, Dänemark, Spanien, die Vereinigten Staaten von Nordamerika u. A. m. weigern sich noch immer das Eigenthumsrecht fremder Autoren zu schützen, was zum Mindesten lebhaft bedauert werden muß.

Ein praktisches Handbuch des französischen Umgangsstyls hat Professor Charles Marelle von der Akademie der modernen Philologie in Berlin vor nicht langer Zeit u. d. T. „Manuel de la composition et de la correspondance française" (Wiesbaden, 1877, Ad. Gestewitz) veröffentlicht, welches sich namentlich auch deshalb auszeichnet, weil es gutgewählte klassische Briefe und Stücke als Beispiele vorführt, ohne darüber seine praktischen Zwecke zu vernachlässigen.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Chatterton, Lady G.: Memoirs. By E. H. Dering. London, Hurst. 18 s.

Lockwood, E.: Natural History, Sport, and Travel. London, W. H. Allen. 9 s.

Nichols, G. W.: Pottery: How it is made, its Shape, and Decoration. Practical Instructions for Painting on Porcelain etc., with 42 Illustrations. London, Low. 6 s.

Stedman, A. M. M.: Oxford: Its Social and Intellectual Life; with Remarks and Hints on Expenses, the Examinations, Selection of books etc. London, Trübner. 7 s. 6 d.

II. Französisch.

Boissieu, J. J. de: Catalogue raisonné de son Oeuvre, orné d'un Portrait du Maître par lui-même. Paris, Rapilly. 20 fr.

Clair, Ch.: De Pierre Olivaint, Prêtre de la Compagnie de Jésus. Paris, V. Palmé. 3 fr. 50.

Comolli, L. A.: Les Ponts de l'Amérique du Nord. Etude, Calcul, Description de ces Ponts, Comparaison des Systèmes Américain et Européen. 1 beau vol. in-4. avec 213 fig. intercalées et un atlas in-folio de 54 planches dont plusieurs doubles. Paris, Lefèvre. 45 fr.

Crisenoy, M. de: La Situation financière des Communes en 1878 Paris, Berger-Levrault & Cie. 5 fr.

Harry, Gérard: Le Prêtre, Ennemi de Dieu. Brochure in-8. Paris, Sagnier. 50 c.

III. Italienisch.

Marselli, N.: Raccogliamoci! Rom, Manzoni. 80 c.

Perolari-Malmignati, Pietro: Su e Giu par la Siria. Mailand, Fratelli Treves. 2 l. 50.

Vitale, Emanuele. Mailand, Fratelli Treves. 1 l. 50.

Berlin, September 1878.

Binnen Kurzem erscheint:

W. Hagelberg's

zoologischer Hand-Atlas.

Naturgetreue Darstellung des Thierreichs in seinen Hauptformen.

A. Säugethiere (Mammalia).

228 Abbildungen auf Tafeln nebst Text.

gr. 8° in farbigem Umschlag cartonnirt. Preis 5 Mark.

Durch dieses Buch wird den betreffenden Kreisen zum ersten Male eine dem **Anschauungsunterrichte** wirklich entsprechende, körperlich hervortretende, **naturgetreue Darstellung des Thierreiches** geboten. (181)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann).

Soeben erschien: (182)

Abhandlungen
zu
SHAKSPERE
von
Nic. Delius.

25 Bg. gr. 8°. Preis 8 Mark.

Elberfeld. **R. L. Friderichs.**

Im Verlage von **Friedrich Wreden** in **Braunschweig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sprachliche

Sünden der Gegenwart.

Von

Dr. August Lehmann,

Gymnasial-Director a. D., Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Zweite verb. und verm. Auflage.

Groß 8. Geheftet. Preis: Mark 2,80.

Die Nothwendigkeit, schon nach Jahresfrist eine zweite Auflage von diesem Buche zu veranstalten, ist ein Beweis seiner Brauchbarkeit. Dasselbe ist in der That unentbehrlich für alle, deren Beruf eine Beschäftigung mit selbstständiger fehlerfreier Schriftarbeit erfordert. (183)

Soeben erschien:

Ueber die Entstehungszeit
des
herodotischen Geschichtswerkes.

Zwei akademische Abhandlungen

von

A. Kirchhoff.

Zweite Auflage.

(**Mit einem Anhange: Ueber die Zeit von Herodot's Aufenthalt in Sparta.**)

gr. 8°. geh. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Berlin. (184)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann).

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Ueber

die Abfassungszeit
der Schrift
vom Staate der Athener
von

A. Kirchhoff.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1878.

gr. 4. geh. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in **Berlin.** (185)

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in Leipzig erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (186)

Die Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8. Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 36 enthält folgende Artikel:

Die Pariser Weltausstellung. 9. Italienische Plastik und Malerei. — Das Kunstgewerbe in Italien. — Die Spitzenindustrie. — Japan. — Dänemark. Adolf Rosenberg. — Altenglische Volkslieder am Klavier. — Die Reichstagswahlen in Baden. II. — Literatur. S. Kalischer, Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft und seine Bedeutung in derselben. W. D.

Musikalisches Vielliebchen u. Festgeschenk!

Verlag von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt.**

Miniatur-Tanz-Album

(12 vollständige Tänze auf 67 Seiten)

von

Edmund Bartholomäus.

Miniatur-Notendruck mit violetter Einfassung von C. G. RÖDER in Leipzig.

Umschlag in brillantem Oelfarbendruck nach einem Aquarell von

E. Freiesleben, Maler in Weimar.

Preis cart. (mit Goldschnitt) 3 Mk. 50 Pf.

Einband mit Goldschnitt und gepresstem Mosaik von J. R. HERZOG in Leipzig.

Preis 4 Mark 50 Pfg.

☛ Dieses in jeder Hinsicht brillant ausgestattete Album mit den beliebtesten Tanzcompositionen von **Edmund Bartholomäus** dürfte als willkommene Gabe zu Geburtstagen und als Vielliebchen zu empfehlen sein. (187)

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen

Worte des Herzens

von [188]

J. C. Lavater

für

Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von

C. W. Hufeland.

XXV. Auflage. Miniatur-Ausgabe, höchst eleg. ausgestattet, mit Lavater's Portrait in Stahlstich, in Leinwand gebunden Preis 1 Mk. 50 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in **Berlin.**

In unserem Verlage sind erschienen:

Lehrbücher
der
französischen und englischen Sprache
von

Dr. **Bernhard Schmitz,**

Professor der neueren Sprachen an der Universität zu Greifswald.

Französisches Elementarbuch, nebst Vorbemerkungen über Methode und Aussprache.

Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Sechste, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1874. gr. 8. 1 Mark 20 Pf.

Zweiter Theil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klassen. Vierte, neu bearbeitete Auflage. 1874. gr. 8. 1 Mk. 80 Pf.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch selbständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Siebente Auflage. 1877. gr. 8. 1 Mark 20 Pf.

Englische Grammatik, nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Fünfte Auflage. Neue Bearbeitung. 1874. gr. 8. 3 Mark.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht. 1 Mark 50 Pf.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern, von Shakespeare bis Macaulay, mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache, nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1876. gr. 8. 2 Mark 60 Pf.

Fr. Gedike's Französisches Lesebuch für mittlere Classen, herausgegeben v. Bernhard Schmitz. Zwanzigste verbesserte Auflage. 1864. 15 Bogen. 8. 1 Mark 20 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann)

Berlin. (189)

Die Nummer 9 Bd. II. v. 1. September der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI,** welche in Florenz erscheint, enthält: (190)

Sempre il Decreto sui tabacchi. — Una proposta utile. — Corrispondenza da Berlino. — Corrispondenza da Napoli. — La Settimana. — Il "Tancredi" del Disraeli (*R. Bonghi*). — Salvatore Farina: Frutti proibiti. — La evoluzione dei colori (*Franz Boll*). — Bibliografia: Letteratura e Storia. *Giacinto Fontana.* L'Epopea e la Filosofia della Storia; *Diego Cumbo Calcagno,* La Regione degli Akkâ. — Filosofia. *Alessandro Paoli,* Lo Schopenhauer e il Rosmini. — Scienze naturali. Rassegna Semestrale delle Scienze fisico-naturali in Italia; *A. Livini,* Elementi d' Algebra in dodici lezioni. — Diario mensile. — Riassunto di Leggi e Decreti. — Leggi. — Decreti Reali. — Trattati. — Circolari. — Notizie. — Riviste Italiane. — Riviste Inglesi. — Articoli che riguardano l'Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri. — Riviste Francesi.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

F. d. Redaction verantwortlich: Jos. Lehmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Franzöf. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 21. September 1878. [Nᵒ· 38.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

A. von der Haide: Pannoniens Dichterheim.

Unter diesem etwas sonderbaren Titel ist soeben eine Anthologie aus ungarischen Dichtern, übersetzt von Adolf von der Haide, erschienen.*) Dieselbe umfaßt etwa zweihundert Gedichte, welche den Werken der bedeutendsten ungarischen Dichter des letzten Jahrhunderts entnommen sind. Der Übersetzer hat die Sammlung in folgende sechs Abschnitte getheilt: 1. Im Zaubergarten der Natur. 2. In der Liebe Höll' und Paradiese. 3. Im heiligen Hause der Nation. 4. Im Babel des Lebens. 5. Im immergrünen Hain der Sage. 6. Am ewig rauschenden Strom der Geschichte. Die ersten drei Gruppen sind also rein lyrischen, die letzten beiden epischen und lyrisch-epischen Inhalts.

Gegen die Auswahl selbst ließe sich Manches einwenden. Vor Allem wäre etwas größere Beschränkung und strengere Sichtung des Materials am Platze gewesen. Dichter von der untergeordneten Stellung eines Emerich Szabó, Andreas Papp, Friedr. Kerényi, Franz Mentovich, Karl Sükei, Paul Jámbor Karl Berecz u. a., die selbst mit national-ungarischem Maßstabe gemessen nur mittelmäßige Talente sind, hätten recht wohl übergangen werden können und auch aus den Gedichten der hervorragenden Poeten wäre manches Gelungenere der Übertragung würdiger gewesen. Doch mag in dieser Beziehung die Differenz des individuellen Geschmacks als einziger Richter gelten; — die Erfahrung zeigt in der That, daß Anthologien selten allgemein befriedigen.

Bedenklicher ist die Gruppirung. Der Übersetzer hat die Dichtungen nicht nach ihren Verfassern, sondern, wie aus den oben mitgetheilten Überschriften zu ersehen, nach ihrem Inhalte zusammengestellt. Diese Gruppirung mag mancherlei Vortheile haben, — ein Nachtheil haftet ihr jedenfalls an: der Leser vermag sich von keinem einzigen Dichter ein individuelles Bild zu gestalten; ja, er kommt in die Lage, ganz falsch zu urtheilen, da Dichter aus verschiedenen Perioden bunt durch einander gewürfelt sind. So ist z. B. Csokonai im Jahre 1805 gestorben, Petöfi dagegen erst 1823 geboren worden, und doch stehen ihre Gedichte hier unmittelbar nebeneinander! Dasselbe gilt von Franz Kölcsey, gestorben 1838, und Karl Szäß, geboren 1825, u. v. A. Da nun der Übersetzer keinerlei biographische Daten mittheilt, so legt der Leser selbstverständlich denselben Maßstab an alle Gedichte der Sammlung, was vielfach zu schiefer Anschauung führt.

Die Übersetzungen selbst tragen den Stempel langjähriger, unausgesetzter Arbeit an sich. Das „nonum prematur in annum" des Horaz, welches die Sammlung als Motto schmückt, darf diesmal, wie es scheint, ernst genommen werden. Der Übersetzer — hinter dessen Pseudonym Adolf von der Haide, wenn wir nicht irren, ein geborner Deutscher, der seit Jahren in einer oberungarischen Stadt ansäßig ist, sich verbirgt, — hat die ungarische Sprache erst in reiferen Jahren erlernt und bei diesem Studium sein deutsches Sprachgefühl nicht verloren. Trotzdem, und das ist für alle Übersetzungen aus dem Ungarischen, in geringerem oder größerem Maße, charakteristisch, — trotzdem ist der Übersetzer von seiner Pflicht, das Original voll und ganz wiedergeben zu sollen, dergestalt durchdrungen, daß er derselben wiederholt die Schönheit, zuweilen sogar die Correktheit der deutschen Sprache und des deutschen Verses zum Opfer bringt. Als ob er nicht für Deutsche, welche, des Originals unkundig, einen Ersatz für dieses verlangen, — sondern für Magyaren übersetzte, welche jedes Wörtchen des Originals kennen und verstehen und bei der Durchsicht einer Übertragung vor Allem darauf bedacht sind, in der letzteren jedes Stäubchen und Fältchen des ungarischen Gedichtes wiederzufinden! Allerdings soll der Übersetzer das Original treu wiedergeben; es ist ein geradezu unmoralisches Verbrechen gegen zwei Völker, wenn man einen fremden Dichter falsch übersetzt, denn man verzerrt das Bild des Mannes, dessen Werk man überträgt, und belügt sein eigenes Volk, dem man ein mißglücktes Zerrbild als lebenstreues Portrait eines Unbekannten vorstellt. Da aber eben der fremde Dichter mit seiner ganzen geistigen Eigenthümlichkeit einem anderen Volke vertraut gemacht werden soll, so handelt es sich selbstverständlich um den Geist und nicht um die Worte der Dichtung, welche übertragen wird. Wie glänzend haben die großen Meister der deutschen Übersetzungskunst, ein P. Heyse, ein Ferd. Freiligrath, ein Em. Geibel, ein Friedr. Bodenstedt, um nur einige der jüngsten zu nennen, diesen Grundsatz zur Geltung gebracht und welche Erfolge sind ihnen auf diese Weise gelungen! Nur die Übersetzer aus dem Ungarischen huldigen noch der alten Praxis der längst verschollenen Übersetzer aus dem Griechischen und Lateinischen, deren deutscher Aeschylus oder Horaz ohne das Original nicht zu verstehen war, — von poetischer Wirkung ganz zu geschweigen!

Doch zurück zu unserer Sammlung, welche weit besser ist, als die obigen Stoßseufzer schließen lassen. Adolf von der Haide ist ein begabter, berufener Übersetzer; er versteht das Original

*) Pannoniens Dichterheim. Eine Auswahl der schönsten magyarischen Gedichte in deutscher Übersetzung von Adolf von der Haide. Mit einer Titelillustration von Carl Fröschl. Stuttgart. 1879. Verlag von Richter und Kappler. 8. 347 S. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll.

vollkommen und beherrscht die deutsche Sprache und den deutschen Vers mit viel Geschick und meist mit Geschmack. Lust und Liebe führte ihm die Feder, und so macht die Sammlung einen anmuthigen Eindruck. Daß er zuweilen undeutsch ist oder unpoetisch wird, unklare Wortstellungen, falsche oder unschöne Reime anwendet, zu Zusammenziehungen oder Verschleifungen von wenig liebenswürdigem Charakter seine Zuflucht nimmt — das hat Alles in dem oben charakterisirten Streben nach — unzweifelhaft nie erreichbarer, vollständiger — wie man zu sagen pflegt: wörtlicher Treue seinen Grund. Doch sind dergleichen Mängel in der Sammlung nicht allzu häufig, und manches schöne Gedicht ist von jedem schlimmen Stäubchen frei. Der ungarischen Dichtung wird das hübsche Buch in deutschen Landen unstreitig neue Freunde zuführen, — und das ist ja wohl der schönste Lohn, den der Verfasser erwarten darf und den er für seine fleißige Arbeit gar wohl verdient.

England.

Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield, als Romandichter*).

Es giebt Werke, die man vollständig von ihren Urhebern trennen kann; und es giebt andere, die so sehr der Ausfluß einer stark ausgeprägten Persönlichkeit sind, daß es unmöglich ist, den Schriftsteller und seine Schriften auseinander zu halten. Dies ist ganz besonders der Fall bei Disraeli. Vor langen Jahren bewarb sich der gegenwärtige Premierminister Englands um einen Parlamentssitz, als Gegencandidat des Ehrenwerthen Charles Grey, eines Sohnes des damaligen Premiers, Earl Grey. „Wer ist er?" fragte dieser in seiner Verwunderung über den kühnen Menschen, der sich seinem Sohne entgegenstellte. Diese Frage beantwortete Disraeli in nicht weniger kühner Weise durch ein jetzt äußerst selten gewordenes Pamphlet, das den Titel trug: Wer ist er? „Who is he?" Wiewohl darin die Frage scheinbar zufriedenstellend beantwortet wurde, so ist doch ganz England noch heute mit der Frage beschäftigt, was und wer dieser Mann sei. Ist er ein großer Staatsmann oder ein großer Charlatan, ein Prahlhans oder ein Genie, oder vereinigt er all das in seiner Person? Disraeli ist eine Sphinx; ob die Sphinx der armen Menschheit zulächelt oder sie auslacht, ist ein ungelöstes und vielleicht von ihr selbst nicht zu lösendes Räthsel. Da nun aber mit wenigen unwichtigen Ausnahmen alle Romane und Erzählungen Disraeli's darauf ausgehen, eine bestimmte religiöse oder politische Anschauung vorzutragen, so darf man billigerweise in ihnen einen Schlüssel zu der eigenthümlichen Geistesart ihres Verfassers ersehen.

Ob Disraeli's Romane, als solche, den Anspruch erheben dürfen, für Schöpfungen höherer Gattung zu gelten, ist mehr als fraglich. Wenn der beste Roman derjenige ist, der uns das getreueste Abbild der Gesellschaft giebt, so zählen sie ganz gewiß nicht zu den besten, denn selbst den gelungensten unter ihnen haftet etwas Unwirkliches und Künstliches an, das sie als kaum mehr denn Abstractionen und Träumereien erscheinen läßt. Andererseits kann man jedoch ebensowenig in Abrede stellen, daß sie von glänzender literarischer Begabung zeugen. In scharfer Satire, epigrammatischen Treffern und geschicktester Mischung von Ironie und Gefühl hat Disraeli vermuthlich keinen Rivalen in englischer Sprache, welche sich zu einer derartigen Behandlung weniger eignet wie das Französische. Seine Schreibweise kann als poetische Prosa bezeichnet werden, wiewohl sie bisweilen, namentlich in seinen späteren Werken, sich der sogenannten „Auctionatorberedsamkeit" allzu sehr nähert. Sie hat einen gewissen Metallglanz, sie klingt, als trüge sie jene Fühlhörner Goldes in sich, die er über seine Helden ausgießt. Es ist ein glänzender Stil, er strahlt Witz und Phantasie aus, auch fehlt es ihm nicht an Kraft der Wirkung; was ihm abgeht, ist der zarte Schmelz der Empfindung, niemals spiegelt er das dichterische Gemüth, und da er nicht von Herzen kommt, geht er auch nicht zu Herzen. Wer daher Befreiung von Kummer oder Erhebung der Seele und des Herzens sucht, darf sich nicht an Disraeli wenden. Er ist amüsant und schillernd, nichts weiter; wir fühlen uns nach dem Lesen seiner Werke weder gebessert noch erhoben. Vielmehr lassen sie allzuoft ein widriges Gefühl der Übersättigung in uns zurück. Wenn wir diese prächtigen Tausend-und-eine-Nacht-Feste verlassen, wo uns Huris aufwarteten und die Reichthümer Indien's und Golconda's in nachlässiger Verschwendung vor uns aufgehäuft lagen, so ist es uns zu Muthe, als kämen wir aus einem Treibhaus, dessen künstlich erwärmte Luft uns beklemmte, wo der überstarke Duft der tropischen Blumen uns Kopfweh verursachte. Eine wahre ungeheuchelte Freude an bloßer Pracht, eine maßlose Bewunderung der Intelligenz als solcher und ein unbeschränkter Glaube — dessen eifervolles Bekennen ihm übrigens Ehre macht — an die wunderbare Begabung seiner Rasse, das sind die Axen, um die alle Romane Disraeli's sich drehen.

Es war im Jahre 1826, da wurde eines schönen Tages die Londoner Gesellschaft verblüfft durch das Erscheinen eines anonymen Romans, „Vivian Grey", in welchem die politischen, socialen und literarischen Berühmtheiten des Augenblicks mit bemerkenswerthem Talente skizzirt und zum Theile auch bespöttelt waren. Der Versuch war zu jener Zeit neu, und diese Neuheit, die Kraft der Darstellung und der Malice machten Vivian Grey und natürlicherweise die Frage nach dem Urheber des Buchs zum fast ausschließlichen Tagesgespräch. Lange konnte das Geheimniß nicht bewahrt werden und der damals erst zwanzigjährige Disraeli ward eine gesellschaftliche und literarische Notabilität. In der That hat Vivian Grey bei seinem Erscheinen eine Sensation erregt, wie nur sehr selten die Erstlingswerke eines jungen Dichters sie hervorrufen. Der größere Theil des Buches wurde geschrieben, als sein Verfasser erst achtzehn Jahre zählte, und seine Feinde mögen nicht ganz Unrecht haben, wenn sie behaupten, daß der Held uns des Autors eigenen Charakter enthüllte und das Buch selbst als eine Voraussagung seiner Lebenslaufbahn erscheine. Als Erzählung kann Vivian Grey keiner Klasse von Lesern großes oder bleibendes Interesse einflößen. Sie ist das Werk eines Knaben, keck und glänzend, aber im Widerspruch mit allen Regeln der Kunst sowohl als allen Begriffen von Wahrscheinlichkeit. Der Held ist ein lebensmuthiges, frühreifes Bürschlein, das sich selbst als einen „Anbeter des Reiches des Verstandes" schildert und dessen einziger Grundsatz der Glaube ist, daß die Welt von Rechtswegen dem Klügsten gehöre. In der That trägt das Titelblatt als ominöses Motto die bekannten Worte Falstaff's:

„Why then the world's mine oyster
Which I with sword will open."

Der Vater dieses begabten, aber kaum liebenswürdigen Jünglings ist allzusehr in literarische Unternehmungen vertieft, als

---

*) Lord Beaconsfield's Collected Novels. London, Longmans. 10 vols.

daß er sich um seinen Sohn kümmern kann, der andererseits von einer nachsichtigen Mutter verzogen wird. Nur mit Mühe gelingt es, den jungen Helden zum Besuche einer Schule zu bestimmen. Einmal dort, verübt er dumme Streiche, wie geweckte und muthwillige Knaben stets thun, und wird endlich relegirt, weil er sich an die Spitze einer Rebellion gegen einen der Unterlehrer gestellt hat. Da er nun bereits siebzehn Jahre alt ist, beschließt er, seine Studien zu Haus fortzusetzen, und während er sich in mystische Philosophen vertieft, wird sein frühreifer Verstand von ehrgeizigen Plänen gemartert, wie sie zwar oft in jugendlichen Köpfen spuken, die aber nur wenige kühn genug sind, zur Ausführung zu bringen. Eine Frage ist's, die ihn fortwährend quält, nämlich: wie Jemand, der weder Rang noch Einfluß besitzt, sein Ziel erreichen soll? Natürlicherweise dadurch, daß er sich der Stellung und des Ranges Anderer bedient. Ohne Bedenken, weil ohne Gewissen, verbindet sich Vivian mit einem ehrlosen Edelmann, organisirt eine politische Partei, deren Führer sein Gönner sein soll, und durch ein schamloses Ränkespiel gelingt es ihm beinahe, seine Wünsche zu verwirklichen. Während dieses verschmitzten Emporkommens ist ihm jedoch von anderen, die ebenso gut als er und erfolgreicher intriguirt haben, der Boden unter den Füßen fortgezogen worden. Das Lügengewebe zerreißt, Vivian Grey ist entehrt, muß mit einem der von ihm Düpirten ein Duell ausfechten und wird zum Mörder eines Ehrenmannes. Diese Reihenfolge von Verbrechen und Unglücksfällen ist die Ursache eines Nervenfiebers, von welchem Vivian Grey nur langsam genest. Dies ist so zu sagen das Ende des ersten Theiles des Romans, und der sicherlich anziehendste Abschnitt desselben. Der Held verläßt nun England und begibt sich in ein deutsches Bad, wo er mit der Art von Leuten verkehrt, die Krankheit oder Vergnügungssucht an solche Plätze führt. Vivian ist jetzt nicht länger der projectemachende politische Abenteurer, sondern ein gescheidter, aber gelangweilter Jüngling, der mit Staatsmännern Gespräche führt, mit Damen plaudert, einen betrunkenen Schwindler zum Diener nimmt, am Spieltische Geld gewinnt, falsche Spieler entlarvt und schließlich sich in ein junges Mädchen verliebt, das just in dem Augenblicke in seinen Armen stirbt, als sie sich gegenseitig ihre Liebe gestehen. Wiederum ergreift Vivian den Wanderstab. Ein Unfall läßt ihn Unterkunft suchen in dem Landschloß eines Großherzogs, der eben mit seinen Freunden eine wilde Orgie feiert. Mit Mühe gelingt es ihm, sich los zu machen, aber auf dem Wege tödtet er einen wilden Eber, der bereits einen Großherzog verwundet hat und im Begriff ist, sich auf einen zweiten zu stürzen; — dieser wilde Eber theilt augenscheinlich die Disraeli'sche Vorliebe für die Aristokratie, indem er sich nicht herabläßt, gemeinen Sterblichen den Garaus zu machen. Das Abenteuer bringt Vivian mit deutschen Politikern in Berührung und veranlaßt ihn, eine Weile an einem Hofe dritten Ranges seßhaft zu werden, wo er an allen Belustigungen und Zerstreuungen des deutschen „high life" theilnimmt. Nun verliebt er sich in eine, seine Liebe erwidernde österreichische Erzherzogin, die mit dem Kronprinzen von Riesenberg verlobt ist. In Folge dessen muß Vivian das Land verlassen; er bricht auf nach Wien, erreicht aber seinen Bestimmungsort nicht. Als Letztes hören wir von ihm, daß er während eines Gewittersturmes in Böhmen beinahe ertrunken ist. Also unvollendet bricht die Erzählung ab, und über die späteren Schicksale seines Helden läßt uns der Verfasser im Dunkeln. Was auch immer daher der Plan Disraeli's gewesen sein mag, er ist unausgeführt geblieben, und es ist nicht leicht, seine ursprüngliche Absicht zu errathen. Er wirft ein wunderbares, frühreifes Genie in die Welt der politischen Parteien, ohne Herz unter die Herzlosen, läßt ihn Intriganten düpiren, Schurken betrügen, Heuchler täuschen und durch eigene Erfahrung jenes ungeheuere System von Lüge, Gehaltlosigkeit und Dummheit erproben, das man Diplomatie nennt, und schließlich wirft er ihn beiseite wie eine ausgesaugte Apfelsine.

Zu Ehren Disraeli's muß gesagt werden, daß er mit nichts weniger als Befriedigung auf sein Erstlingswerk zurückschaut. In der Vorrede zu der neuen Ausgabe seiner Werke sagt er: Vivian Grey ist wesentlich eine knabenhafte Arbeit, aber sie hat die Bemühungen ihres Urhebers, sie zu unterdrücken, vereitelt. Ihr Schicksal ist ein seltsames gewesen und nicht am wenigsten bemerkenswerth ist, daß ich vierundvierzig Jahre nach ihrem Erscheinen, um die Nachsicht des Lesers bitten muß für ihren fortgesetzten und unvermeidlichen Wiederabdruck.

„Vivian Grey" zeigt alle die Mängel und, mit Ausnahme einer strotzenden Lebenskraft, nur wenig von den Vorzügen eines Erstlingswerkes. Man stutzt, wenn man in dem Buche eines Jünglings einen so schamlosen Mangel jeglichen Grundsatzes, jedweder Wahrhaftigkeit und edeln Empfindens gewahrt. Es ist der Ausdruck selbstsüchtiger und cynischer Frühreife, die uns ganz mephistophelisch anmuthet, aber der Cynismus ist nicht der von der Jugend so oft zur Verhüllung der Unwissenheit affectirte, sondern der des Alters und der Erfahrung. „Dem Freunde ein Lächeln und Hohn für die Welt, also regiert man die Menschheit." Dies ist das oberste Princip, das ein achtzehnjähriger Jüngling aufstellt. Von einem Manne, der ein solches Buch schrieb, ließ sich nicht wohl erwarten, daß er, mit der politischen Welt in Berührung gelangt, gerade Wege gehen würde. Aber trotz all seiner moralischen Gebrechen war „Vivian Grey" ein großer Erfolg, wurde viel gekauft und viel gelesen.

In der Folge erschien „the Young Duke", eine packende Geschichte voll von Liebe und Katholikenemancipation. Die katholische Kirche hat stets einen besonderen Zauber auf Disraeli geübt, weil er vorzugsweise jene nichtwissenschaftliche Art der Intelligenz schätzt, welche sie oft so wundervoll verkörpert. In demselben Jahre, da „the Young Duke" veröffentlicht wurde, 1829, verließ Disraeli England, um eine ausgedehnte Reise durch Egypten, Syrien und Kleinasien zu unternehmen. Während dieser Reise schrieb er „Contarini Fleming", welches den Enthusiasmus Heine's erregte, und in Jerusalem entwarf er den Plan und schrieb den Anfang von „the Wondrous Tale of Alroy". Beide Romane wurden in den Jahren 1831—32 veröffentlicht. „Alroy" ist ein frischer, aber mißglückter Versuch eines historischen Romanes, worin Disraeli uns das Leben David El-roy's schildern will, jenes jüdischen Abenteurers, der sich zum „Fürsten der Gefangenschaft" aufschwang. Die Erzählung ist wild und romantisch, aber da Disraeli übernatürliche Maschinerien anwendet und eine souveräne Verachtung für historische Genauigkeit zeigt, so kann sie nur eben als eine phantastische Geschichte betrachtet werden. Der Geist fanatischer Unduldsamkeit ist in „Alroy" trefflich dargestellt. Der Stil ist originell, aber zu bombastisch und glitzernd. Allzudeutlich tritt das Bemühen hervor, das einfache Englisch in orientalischem Feuer erglühen zu lassen, aber es giebt sich zu solchem Blendwerke nicht gern her. Die Geschichte spielt in Hamadan, zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, als die Juden, wiewohl den Türken unterthan, noch viele Überbleibsel ihrer ehemaligen Unabhängigkeit bewahrt hatten. Der stolze Geist Alroy's kann es nicht ertragen, daß sein Volk Tribut zahle, er erschlägt einen türkischen Fürsten und muß, um seinen Verfolgern zu entgehen, in die Wüste fliehen. Er ver-

birgt sich in einer Höhle. Hier kommt ihm eine göttliche Eingebung. „Die Tochter der Stimme" fordert ihn auf, den Tempel wiederaufzubauen. Gehorsam verläßt er die Höhle und geht allein hinaus, um das Scepter Salomonis zu suchen, damit er das Königreich Israel wiederaufrichte. Natürlich hat er viele Fährlichkeiten zu bestehen, wird von Räubern gefangen, entkommt und erreicht endlich, als seine Kräfte fast versagen, Jerusalem. Hier sucht er den Großrabbiner auf, der ihm jedoch nur geringe Hilfe gewähren kann. Er begibt sich in den Garten von Gethsemane, um nachzusinnen. Bei den Königsgräbern behorcht er Geister, die von dem Scepter Salomonis sprechen und er vernimmt, wo der kostbare und mächtige Zauberstab zu finden ist. Nun dringt er immer tiefer in die Grabeshöhle ein, bis er einen See erreicht, über den ein gespenstiger Fährmann ihn rudert, und erhält endlich in der Königshalle der Herrscher Israel's das Scepter. Wieder zur Oberwelt gelangt, schließt er sich einer Bande räuberischer Krieger an, wirft sich zu ihrem Führer auf und greift Hamadan an, das er natürlich mit Hilfe des Zauberscepters erobert. Er wird zum König von Judäa ausgerufen, heiratet eine wunderschöne Prinzessin, und ist so glücklich, daß er seines Versprechens, den Tempel wiederaufzubauen, vergißt. Damit ruft er die Rache Gottes auf sein Haupt hernieder. Seine Feinde, die ihn in Vergnügungen versunken sehen, fassen frischen Muth, selbst die Juden empören sich, bis schließlich, nach einer Reihenfolge von Niederlagen und Unglücksfällen, der Tod seine kurze aber wunderbare und glänzende Laufbahn endet.

„Contarini Fleming" ist, nach des Autor's eigenem Ausspruch ein psychologischer Roman, der uns eine Poetennatur schildern soll. Wir haben hier keinen Raum, um zu untersuchen, ob Fleming wirklich ein Dichter war, oder ob nicht Disraeli Poesie mit Rhetorik verwechselt hat. Jedenfalls hält er seinen Helden für eine Verkörperung des dichterischen Charakters. Contarini ist der Sohn eines sächsischen Edelmannes, Baron Fleming, der, von den Franzosen verfolgt, sein Vaterland verlassen muß und sich in Italien niederläßt. Hier vermählt er sich mit einer großen Schönheit, die der Familie Contarini entstammt, einem der ersten Geschlechter Venedigs. Die Geburt unseres Helden kostet der Mutter das Leben. Nach diesem traurigen Ereigniß kehrt der betrübte Wittwer in seine Heimat zurück und geht eine zweite Ehe ein. Der junge Contarini wird von seiner Stiefmutter erzogen, aber es herrscht zwischen Beiden nur geringe Zuneigung. Er ist ein schwermüthiger, träumerischer, excentrischer Knabe, der sich nach Liebe sehnt und in einer erträumten Welt lebt. Seine Liebe wird endlich durch ein liebliches, lebhaftes kleines Mädchen wachgerufen, das in sein väterliches Haus zu Besuch kommt, und sein Ehrgeiz wird erregt durch seine Schulkameraden. Es verlangt ihn, die Menschen zu lenken und zu regieren; gleich Vivian Grey kennt er kein anderes Lebensziel, als gekannt und mächtig zu sein. Zweimal entflieht er dem väterlichen Hause, kehrt aber ebenso oft zurück und wird dann der Gehilfe seines Vaters, der ein hohes Amt bekleidet. Er findet ein weites Feld zur Entfaltung seiner großen Talente in seiner Thatkraft, in der Erfüllung seiner Amtspflichten und der Verhöhnung seiner Feinde. Letzteres thut er, indem er sich eine Woche lang einschließt und in dieser Spanne Zeit einen Roman schreibt. Der Roman, wiewohl unvollkommen, macht doch wegen seiner Persönlichkeiten große Sensation; der ganze Hof kommt darin vor, was selbstverständlich großen Anstoß erregt. Man hält es für gut, den jungen Mann auf Reisen zu schicken. So geht er denn nach Italien und besucht Venedig, dessen bloßer Name seine jugendliche Phantasie stets entflammt hat. Er entbrennt in Liebe für eine schöne Base, heiratet sie und zieht sich mit ihr auf die Insel Candia zurück, wo sie innerhalb eines Jahres stirbt und ihn trostlos und elend zurückläßt. Nach langer Betrübniß ermannt er sich und besucht den Osten. Bei seiner Heimreise trifft ihn die Nachricht von seines Vaters Ableben, das ihn in den Besitz unermeßlicher Reichthümer setzt — Disraeli's Helden müssen entweder von Hause aus reich sein, oder es schließlich doch werden, das ist eine Bedingung sine qua non — und er unternimmt nun, sich einen Palast zu bauen, der an Pracht die Villa Hadrian's überbieten soll. Hier nehmen wir Abschied von ihm, seine poetische Erziehung scheint vollendet, und wir erfahren nur noch, daß er nun zum Handeln bereit sei. Was er aber thun wird, erzählt uns das Buch nicht. Disraeli liebt es, seine Romane also unfertig abzubrechen. Unzweifelhaft befriedigt dies seine angeborene Vorliebe für das Geheimnißvolle und Doppeldeutige. So hören wir denn nie, ob Contarini sein Ziel, der größte der Menschen zu werden, erreicht, ein Ziel, ohne welches, wie er uns sagt, das Leben ihm unerträglich wäre. Politischer Ehrgeiz ist für ihn, wie für Vivian Grey, der Gipfel allen Strebens, nur sind die Hemmnisse, die sich ihnen entgegenstellen, verschiedener Art. Vivian ist ein armer Plebejer inmitten einer plutokratischen Aristokratie, Contarini ein ausländischer Abenteurer unter einer fremden Nation von anders gestimmtem Temperamente. Unmöglich ist es, aus diesen beiden Romanen nicht viele autobiographische Züge herauszulesen; denn Disraeli betrachtet sich mehr als einen Venetianer denn einen Engländer und zumal als einen Juden. Gleich seinem Helden ist Disraeli bereit zu erklären, daß geistig und körperlich „zwischen seiner Natur und dem rauhen Klima, in welchem er zu leben bestimmt ist, keine Sympathie bestehe."

(Schluß folgt.)

Sanderson's indische Jagdabenteuer.*)

Das vorliegende prächtig ausgestattete Werk schildert sehr interessante Dinge in sehr anziehender Weise. Abenteuer folgt auf Abenteuer; scenische Beschreibungen wechseln ab mit Nachrichten über die Sitten der Eingeborenen und mit Aufschlüssen über die besten Methoden, die verschiedenen Arten des Wildes zu verfolgen und zu schießen. Wenige Waidmänner sind öfter und auf merkwürdigere Weise und mit genauerer Noth dem Tode entronnen als Sanderson, und Niemand vor ihm hat seine Sport-Erlebnisse so geschickt zu Papier gebracht wie er. Des Autors Stellung — er ist Leiter der Regierungsanstalt für Elephantenfängerei in Mysore — bot ihm außergewöhnlich viel Gelegenheit, seinen sportsmännischen Neigungen nachzuhängen, und das Dorf Morlay, wo er sein Hauptquartier aufschlug, scheint — nach der Mannigfaltigkeit des Wildes, das sich daselbst vorfindet, zu urtheilen — für Sportliebhaber ein wahres Paradies zu sein. Die menschliche Bevölkerung heißt „Oopligas" (d. i. „Salzmacher") und ist mindestens ebenso merkwürdig als die thierische. Die Schilderung ihrer Lebensgewohnheiten, ihrer ehelichen Verhältnisse u. s. w. gehört zu den unterhaltendsten Theilen des schönen Quartbandes. Die Idee, die Männer zu bestrafen, wenn ihre Frauen die Ehe brechen, ist wirklich originell.**) Sanderson ist

*) G. P. Sanderson: Thirteen years among the wild beasts of India. (With 3 maps and 22 phototint illustrations.) London, 1878, W. H. Allen & Co. 4°.

**) Ist es im Grunde anderswo viel anders?

voll Lobes für die Eingeborenen wegen ihrer Geschicklichkeit und Tapferkeit als Aufstöberer und Auftreiber gefährlichen Wildes.

Die werthvollsten Parthien des Buches sind die Kapitel, welche von des Verfassers elephantischen Erfahrungen handeln. Sanderson zeigt hier viel selbständige Beobachtung der Gewohnheiten und Eigenschaften des Elephanten — des wilden wie des gezähmten. — Die Schwimmfähigkeit des ungeheuren, plumpen und gewichtigen Thieres setzt uns in Erstaunen. Wir erfahren, daß ein im Jahre 1875 von Dakka nach Barrackpur (bei Calcutta) expedirtes, aus neunundsiebzig Stück bestehendes Rudel den Ganges und mehrere seiner breiten Arme durchschwamm. Die wackeren Thiere schwammen sechs volle Stunden, ohne den Boden zu berühren und vollendeten ihre Wasserreise, nach einer Ruhepause auf einer Sandbank, in weiteren drei Stunden. Die herrschenden Begriffe von der Höhe indischer Elephanten sind offenbar übertrieben. Trotz seiner umfassenden Erfahrungen war unser Mann außer Stande, jemals einen Elephanten zu Gesicht zu bekommen, der volle zehn Fuß gemessen hätte (vertical an der Schulter); seiner Ansicht nach können für Männchen neun Fuß zehn Zoll, für Weibchen acht Fuß fünf Zoll als die äußerste Höhe angenommen werden. Eher ist er geneigt, an ein merkwürdig hohes Lebensalter der Thiere zu glauben: sie sollen einhundertundfünfzig Jahre lang leben können. Dagegen wird es für ein Märchen erklärt, daß die Elephanten, wenn sie ihren Tod nahe fühlen, sich in ein entlegenes Thal zurückzögen. Besonders malerisch und spannend ist die Schilderung eines nächtlichen Fanges einer Heerde Elephanten. Durch diese Expedition wurden der Regierung von Mysore dreiundfünfzig Stück verschafft, aber freilich auch große Auslagen verursacht. Der dem Elephantenfang in der hügeligen Gegend von Chittagong gewidmete Abschnitt ist reich an Schilderungen außergewöhnlicher Zwischenfälle; besondere Erwähnung verdient die neuartige Fischerei-Methode, die Sanderson im Chengri-Thale zur Anwendung brachte. Als er nämlich wahrnahm, daß eine seichte Stelle des Flusses sehr fischreich sei, fiel es ihm ein, sich zum Fischfang der Elephanten zu bedienen. Die fünfundzwanzig Colosse mußten im Wasser herumwaten, den auf dem Grunde angesammelten dicken Morast aufstöbern und dadurch die Fische zwingen an die Oberfläche zu kommen, wo sie ihre Köpfe ängstlich über Wasser hielten; dann machten die von den Mahuts angespornten Elephanten Jagd auf sie. Nach der trefflichen Darstellung des Verfassers wie nach der ebenso trefflichen Illustration zu schließen, muß diese Scene einen außerordentlichen Anblick geboten haben. Sanderson, der eine ganze Menge des verschiedenartigsten Wildes gejagt und erlegt hat und der in Dingen des Jagd- und Sportwesens für sehr competent gelten darf, erklärt den Elephanten als den wirklichen König der indischen Forste und als das edelste allen Wildes, — eine Ansicht, zu der sich ja auch Sir Samuel Baker, der berühmte Reisende, bekennt, der überdies die Elephantenjagd für den denkbar gefährlichsten Sport hält. Auch über die wunderbare Lebenszähigkeit vieler Elephanten sind Baker und Sanderson einig; letzterer führt einige wahrhaft staunenswerthe Beispiele davon an, welche Quantitäten von Pulver und Blei solch ein „indischer Waldkönig" vertragen kann, ohne seine Gemüthsruhe zu verlieren.

Auch der Gaur (Bison) ist ein gewaltiges Thier; er mißt (vertical an der Schulter) sechs Fuß oder achtzehn Faust und die Spitzen seiner Hörner sind ebenfalls sechs Fuß von einander entfernt. Allein sein Mut und seine Thatenlust sind nur selten groß genug, ihn zu einem gefährlichen Gegner des Jägers zu machen. Neben graphischen Schilderungen der Bisonjagd finden wir solche der tropisch-prächtigen Landschaften, welche die Jäger durchstreiften: Bambusbüsche, saftig-grüne Grasplateaus, Thekawälder, öde Sümpfe mit Bäumen, die infolge der Anreibungen vieler Elephantenrudel mit schwarzem Koth überzogen sind, — Landschaften, deren Stille nur von der „Mahá-Táyi" (= „große Mutter"; so nennen die eingeborenen Treiber die Flinte von vierfachem Caliber) unterbrochen wird.

Von den Tigerjagden hegt unser Nimrod keine hohe Meinung; sie sind, sagt er, „kein Maßstab für die Beurtheilung sportsmännischer Befähigung; so Mancher hat seine fünfzig Tiger erlegt und war doch nie im Stande, einen alten Sambur aufzustöbern." Seine eigenen Tiger-Erfahrungen sind indessen interessant, doch ist der Gegenstand bekanntlich keineswegs neu. Am Anfange des betreffenden Abschnittes bricht der Autor eine Lanze für den Tiger. Er, ein Sportsmann vom Scheitel bis zur Zehe, verabscheut den Gedanken an eine Ausrottung der Tiger, denn was begänne der Waidmann ohne Tiger? Es ist ergötzlich, diese naiven Ergüsse zu Gunsten des blutdürstigen Thieres zu lesen, das hier förmlich ein nützliches Mitglied der Gesellschaft wird. Unser Waidmann erklärt es für grausam und thöricht, die Tiger zu vergiften oder ihnen Fallen zu stellen oder eingeborenen Tigertödtern hohe Belohnungen anzubieten; derlei müsse „zu für die Ryots bedauerlichen Zuständen führen." Wie kann man aber auch das edle Thier ausrotten wollen, das ein übermäßiges Anwachsen der Bevölkerung verhindert und dem Sahib, sofern er jagdlustig ist, zur Befriedigung seiner sportsmännischen Neigungen dient?! Die wichtigsten Argumente sind, daß „die Tigerjagd manchem angestrengt arbeitenden Beamten Erholung und Anregung gewährt" — und daß es „jammerschade ist, den Tiger geächtet und auf jede mögliche unsportsmännische Weise zu Tode gehetzt zu sehen." Gelungene Schilderungen sind die des „Man-eater" (menschenfressender Tiger) von Ivenpur, des viehtödtenden Tigers „Don" und des traurigen Endes des letzteren.

Auch über den Panther und das Chita erfahren wir manches. Das Bärenschießen scheint in Mysore sehr beliebt zu sein und Sanderson erzielte darin bedeutende Erfolge. Ganz originell und abenteuerlich war die Idee, Bären, Panther und Leoparden mit Bulldoggen zu jagen und das Wild blos mit dem Messer zu tödten. Die Bärenjagd mit sechs Hunden war ebenso erfolgreich, wie die Bisonjagd mit denselben Thieren; einmal gelang es den Hunden sogar, einen zweijährigen, fünf Fuß hohen Elephanten zu fangen.

Sanderson's wahrheitsgetreue Darstellungen sind von spannenderem Interesse als viele Romane. Ungemein erhöht wird der Werth des auf schönem Papier schön gedruckten und schön gebundenen Werkes durch die zahlreichen Illustrationen (phototints).

Leopold Katscher.

Frankreich.

Claude Bernard: La science expérimentale.

Bald nach dem am 11. Februar d. J. erfolgten Tode des berühmten Physiologen und genialen Experimentators Claude Bernard sind unter obigem Titel mehrere seiner Abhandlungen*) erschienen, welchen die von Herrn Dumas, dem Vicepräsidenten

*) La science expérimentale par Claude Bernard. Avec figures intercalées dans le texte. Paris, 1878. Librairie J. B. Baillière & fils.

des Conseil supérieur de l'instruction publique, dem Verstorbenen gehaltene Leichenrede, und ein von seinem Schüler Paul Bert verfaßter Lebensabriß hinzugefügt wurden. In der ersteren glitzert mitunter auch das Rauschgold akademischer Phrasen, den letzteren durchweht nur herzliche Liebe, warme Verehrung und aus ihm leuchtet ein schönes Bild sowohl von dem liebenswürdigen Wesen des Menschen als von dem hohen Verdienst des Gelehrten und Forschers, der die Methode des Experiments, welche vor ihm nur über todte Stoffe sichere Auskunft geliefert hatte, zu gleicher Gewißheit über die Beschaffenheit lebendiger Geschöpfe erhob. „Claude Bernard schien, wie einer seiner Zuhörer sich ausdrückte, rings um den Kopf Augen zu haben, und mit Erstaunen sah man ihn im Verlauf eines Experimentes Phänomene deutlich aufweisen, die doch Niemand außer ihm beachtet hatte. Er entdeckte, wie Andere athmeten". Bona fides war eine seiner Haupttugenden; er suchte die Wahrheit und nichts als die Wahrheit; für ihn gab es keine Sache, die er vertheidigen, keine Doktrin, die er verfechten wollte. Er verhielt sich beim Beobachten rein passiv und berichtete nur, was er sah und die Andern sehen machte. „Daher kommt es", sagt Paul Bert, „daß seine Schriften der Reihe nach den Vertretern aller Dogmen dienen konnten und noch dienen. Zeigt er den Determinismus im Gehirn bei Vorgängen des Intellekts, so werden ihn die Materialisten zu den Ihrigen zählen; erklärt er, das Verhältniß zwischen Gedanke und Hirn sei dasselbe, wie zwischen Stunde und Uhr, so werden ihn die Spiritualisten in ihre Reihen ziehen. In Wirklichkeit ist er Physiologe, der durch neue Thatsachen dem ewigen Streit der Spekulatoren frische Nahrung verschafft. — Seine bewunderungswürdige Ehrlichkeit giebt auch Aufschluß über den scheinbaren Widerspruch zwischen seinem wissenschaftlichen Glauben und seinem praktischen Unglauben auf dem beschränkten Gebiet der Physiologie und Medicin. Ihn durchdrang stets im höchsten Grade das doppelte Gefühl, daß die Physiologie dereinst die nothwendige Basis einer ihrer selbst gewissen Heilkunde sein werde, und daß sie vorläufig weit davon entfernt sei, irgend welche praktische Sicherheit zu gewähren. Er war sich der ganzen Wichtigkeit seiner eigenen Entdeckungen als Grundlage des Gebäudes der Heilkunde vollkommen bewußt, aber er theilte die Illusionen derer nicht, die mit einem von ihm oft belächelten Eifer schon jetzt diese Entdeckungen in das Gebiet klinischer und therapeutischer Anwendung hineintrugen. Die Empfindung des Fernseins vom Ziel, die einen weniger Tapferen entmuthigt hätte, bewegte ihn nicht im Geringsten, er brauchte keinen Rausch der Illusion, um ausdauernd und kraftvoll zu bleiben; er, der die Lehre vortrug, die Medicin sei eine Wissenschaft oder solle dereinst eine werden, zeigte sich den Ärzten gegenüber sehr skeptisch, und wenn er von ihnen sprach, sah es immer so aus, als gleite der Schatten Sganarelle's an ihm vorüber". Eine Nierenentzündung machte seinem Leben ein Ende; mit ruhigem Blick sah er die Katastrophe herannahen und hatte für die wohlgemeinten Lügen seiner wissenschaftlichen Freunde nur ein stilles Lächeln. „Er gehörte zu denen, welche die Aussicht auf das Unbekannte nicht schreckt." 1813 geboren, war er 1854 in die Académie des sciences getreten, 1855 ersetzte er Magendie, seinen früheren Lehrer, als Professor der Medicin am Collège de France, 1868 nahm er die Stelle von Flourens in der Académie française ein, 1869 berief ihn ein Decret in den Senat. Er war fast das einzige Mitglied dieser Versammlung, dem Niemand aus seiner Ernennung einen Vorwurf machte; ihn selbst überraschte sie höchlich. Die republikanische Regierung verlangte von den Kammern die Erlaubniß, ihn feierlich, auf Staatskosten beerdigen zu dürfen; Gambetta sprach im Namen der Budget-Commission, einstimmig wurde das Gesuch bewilligt und Claude Bernard war der erste Gelehrte, dem diese bisher nur ausgezeichneten Staatsmännern und Kriegern erwiesene Ehre zu Theil wurde.

Alle mitgetheilten Abhandlungen — es sind ihrer neun — zeichnen sich durch jene Klarheit aus, welche nur dem Meister zu Gebot steht, und durch eine Kunst den Leser zu fesseln, auch wo es sich um reine Fachgegenstände handelt, wie z. B. bei der „Physiologie des Herzens", den „Functionen des Gehirns", der „Sensibilität im Thier- und Pflanzenreich" u. s. w. Claude Bernard vertritt auf das nachdrücklichste die Lehre, daß die Erscheinungen, welche wir bei den Lebewesen beobachten, einem ganz ebenso vollständigen und nothwendigen Determinismus unterliegen, wie die, welche die sogenannt todten Stoffe darbieten, und versteht unter „Determinismus eines Phänomens nichts anderes als seine bestimmende oder nächste Ursache, d. h. den Umstand, welcher die Erscheinung des Phänomens bestimmt und seine Existenzbedingungen oder eine derselben feststellt." „Anfänglich treibt uns die Natur unseres Geistes der ersten Ursache nachzuspüren, d. h. dem Wesen der Dinge, oder ihrem Warum. Damit schießen wir über das uns gesteckte Ziel hinaus, denn die Erfahrung lehrt uns bald, daß wir über das Wie nicht fort können, d. h. nicht über die von der nächsten Ursache oder Existenzbedingung der Phänomene gegebene Bestimmtheit." Die Antwort, die Molière auf die Frage: warum Opium einschläfere, seinem Doctorcandidaten in den Mund legt: „Quia est in eo virtus dormitiva, cujus est natura sensus assoupire scheint drollig oder absurd, sie ist indessen die einzige, die sich geben läßt." „Ebenso wäre man genöthigt, wenn man die Frage beantworten wollte: warum entsteht Wasser, sobald sich Wasserstoff mit Sauerstoff verbindet? zu sagen: weil im Wasserstoff eine Eigenschaft liegt, die Wasser bilden kann." Wir vermögen zu wissen, wie und unter welchen Bedingungen Opium Schlaf bringt, wie und in welchen Maßen sich Hydrogen und Oxygen zu Wasser verbinden, nur das Warum bleibt uns ewig verschlossen. Irrig wäre es aber zu meinen, die Qualitäten der organisirten Materie ließen sich auf andere Weise erforschen als die der unorganischen. „Der lebende Körper besitzt ohne Zweifel Eigenschaften und Fähigkeiten, die seiner Natur eigenthümlich sind, z. B. organische Plasticität, Contractilität, Sensibilität, Intelligenz, allein alle diese Eigenschaften und Fähigkeiten finden ohne Ausnahme, und gleichviel welcher Gattung sie angehören, ihre Bestimmtheit, d. h. ihre Mittel sich zu manifestiren und zu wirken in den physisch-chemischen Bedingungen der äußeren und inneren Medien des Organismus. Freilich, über die Natur der Lebenserscheinungen klären uns ihre Existenzbedingungen eben so wenig auf, als das bei den mineralischen Phänomenen der Fall ist. Wenn wir wissen, daß die äußere Erregung gewisser Nerven, der physische und chemische Contact des Blutes bei bestimmter Temperatur, und die Elemente der Gehirnnerven erforderlich sind, um den Gedanken, so wie die nervösen und intellectuellen Phänomene hervorzubringen, so giebt uns das den Determinismus und die Existenzbedingungen dieser Erscheinungen an, könnte uns aber nichts über die eigentliche Natur der Intelligenz lehren. Desgleichen, wenn wir wissen, daß Reibung und chemische Vorgänge Electricität entwickeln, so zeigt uns das den Determinismus oder die Bedingungen des Phänomens an, lehrt uns aber nichts vom eigentlichen Wesen der Electricität." Uebrigens steht nicht zu befürchten, das Wissen der Beschränktheit unserer Erkenntniß werde jemals den Forschertrieb ersticken. Instinctiv benimmt sich der Mensch als ob er zur absoluten Wahrheit gelangen könne. „Diese immer getäuschte,

immer sich wiederbelebende Hoffnung ist es, welche die Geschlechter der Menschen in ihrer leidenschaftlichen Gluth die Erscheinungen der Natur zu studiren festhält und festhalten wird." Der Experimentator kann mehr als er weiß; seine Methode verfolgt das Ziel, Schritt für Schritt die nächste Ursache der Naturerscheinungen aufzusuchen; das Princip, auf welchem die Methode ruht, ist die Gewißheit, daß ein Determinismus existirt; der philosophische Zweifel verläßt den Forscher nie, die Erfahrung ist sein Kriterium, er glaubt unbedingt an das Vorhandensein nächster Ursachen, ist aber nie sicher, sie alle entdeckt zu haben. Das möge für den Inhalt des ersten Aufsatzes „Über den Fortschritt in den physiologischen Wissenschaften" genügen; der zweite, „Die Probleme der allgemeinen Physiologie", bezeichnet die Aufgabe dieser wesentlich experimentirenden (nicht beschreibenden) Naturwissenschaft mit den Worten: „Sie geht darauf aus, die Manifestationen der Lebenserscheinungen zu beherrschen"; und an einer anderen Stelle heißt es: „Das Problem des Physiologen besteht darin, zu wissen, welche besondere physisch-chemische Veränderungen die Eigenschaften der verschiedenen Gewebe-Elemente fördern, beeinträchtigen oder zerstören; aber außer dem unmittelbaren, durch kraftvolle Mittel, wie Gifte und Medicamente, erzeugten Eingreifen kann der Physiologe eine tiefe und dauernde Wirkung auf die lebenden Organismen hervorbringen, indem er die histologischen Elemente durch die Ernährung modificirt."

In der „Definition des Lebens; alte Theorien und moderne Wissenschaft" handelt es sich um den bekannten Streit: ob das Leben einer besonderen Kraft, einem höheren Princip entstamme, oder ob es nur eine Modalität der allgemeinen Naturkräfte sei, ob in den Lebewesen eine von den physischen, chemischen und mechanischen Kräften unterschiedene Kraft wirke. „Stets haben sich die Vitalisten hinter der Unmöglichkeit verschanzt, physisch oder mechanisch alle Erscheinungen des Lebens zu erklären; immer haben ihre Gegner damit geantwortet, eine größere Anzahl vitaler Äußerungen auf wohl erwiesene physisch-chemische Erklärungen zurückzuführen. Man muß gestehen, daß die Letzteren beständig Terrain gewonnen haben und besonders in unserer Epoche täglich mehr gewinnen. Werden sie endlich Alles ihren Theorien unterwerfen, oder wird schließlich ein quid proprium des Lebens ihren Anstrengungen Trotz bieten und unüberwindlich bleiben?" Claude Bernard gelangt durch eine höchst interessante Untersuchung zu dem Resultat, daß in den Lebewesen die mechanischen, physischen und chemischen Kräfte der Natur von einer leitenden Idee beherrscht werden. Diese im Ovulum vorhandene Macht umfaßt die Phänomene der Ernährung und Zeugung und „diese entwickelnde Macht oder Eigenschaft würde einzig und allein das quid proprium des Lebens ausmachen, denn es ist klar, daß die evolutive Eigenschaft des Eies, welche ein Säugethier, einen Vogel oder einen Fisch hervorbringen wird, weder zur Physik noch zur Chemie gehört. Die evolutive Kraft des Eies und der Zellen ist also der letzte Wall des Vitalisten, aber wenn er hinter ihn flieht, so merkt man leicht, daß der Vitalismus sich in einen metaphysischen Gedanken verwandelt und das letzte Band zerreißt, das ihn an die physische Welt, an die physiologische Wissenschaft knüpft. — Sagt man: das Leben eines Wesens ist die leitende Idee, die evolutive Kraft desselben, so drückt man einfach die Idee einer Einheit aus, welche man der Aufeinanderfolge der morphologischen und chemischen Veränderungen des Keimes, von seinem Entstehen bis zu seinem Lebensende, beilegt. Unser Geist faßt diese Einheit als einen sich ihm aufdrängenden Begriff, und erklärt ihn durch eine „Kraft", aber der Irrthum bestände nun darin zu glauben, daß diese metaphysische Kraft wie eine physische wirkt. Der Begriff verläßt das intellectuelle Gebiet nicht, er reagirt nicht auf die Phänomene, zu deren Erklärung der Geist ihn geschaffen hat; obgleich er der physischen Welt seinen Ursprung verdankt, übt er auf sie keine Rückwirkung aus." „Kurz gesagt: wenn wir das Leben mit Hülfe eines besonderen metaphysischen Begriffs erklären können, so bleibt es nichts desto weniger wahr, daß die mechanischen, physischen und chemischen Kräfte allein die wirksamen Agenten des lebenden Organismus sind, und daß der Physiologe nur von ihrer Wirkung Rechenschaft zu geben hat. Wir sagen mit Descartes: man denkt metaphysisch, aber man lebt und handelt physisch."

In der „Sensibilität im Thier- und Pflanzenreich" wird bewiesen, „daß die Pflanzen, fast in dem Grade und in der Form wie die Thiere, Sensibilität, das wesentliche Attribut des Lebens besitzen." Die vor zwei Jahren gehaltene Vorlesung zeigt, daß Claude Bernard damals noch an den Bathybius Haeckelii glaubte.—

Vielleicht die wichtigste Studie der Sammlung ist die über das amerikanische Pfeilgift „Curare." Hier feiert der Experimentator einen glänzenden Triumph, indem er schließlich das furchtbare, die Bewegungsnerven lähmende, längstens in Zeit von einer Viertelstunde tödtliche Gift, mittelst geeigneter Vorkehrungen im Verlauf von vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden durch den Organismus hindurch leitet und es von diesem ausscheiden läßt, ohne daß es dauernde Nachtheile verursacht. Die experimentelle Untersuchung ergiebt, daß die sensibeln, die motorischen Nerven und die Muskeln, trotz ihrer innigen Verbindung auch ein von einander unabhängiges Leben führen. „Das sensitive Element lebt und stirbt auf seine Art, es hat seine besonderen Gifte. Das motorische Element kann für sich leben und sterben, es hat gleichfalls seine speciellen Gifte. Endlich hat das Muskelelement ebenso seine Lebens- und Todesbedingungen, die nur ihm eigenthümlich sind." „Unser ganzer Körper oder unser Organismus ist nichts als ein Aggregat organischer Elemente, oder besser, unzähliger elementarer Organismen, wahrhafter Infusorien, die leben, sterben und sich erneuern, jedes auf seine Weise. Dieser Vergleich entspricht meinem Gedanken ganz genau, denn diese unglaubliche Menge associirter elementarer Organismen, welche unseren Gesammtorganismus zusammensetzen, lebt, wie Infusorien, in einem flüssigen Medium, das warm sein und Wasser, Luft und Nahrungsstoffe enthalten muß. Die freien, auf der Erdoberfläche zerstreuten Infusorien finden diese Bedingungen in den Gewässern, in welchen sie hausen. Die zarteren, zu Geweben und Organen gruppirten Infusorien unseres Körpers finden diese Bedingungen, von besonderen Schutzmitteln umgeben, in unserer Blutflüssigkeit, ihrem wahrhaften Nahrungsliquidum. In diesem Liquidum, das sie nicht einsaugt, sondern sie badet, vollziehen sich alle Stoffwechsel, welche ihr Leben braucht, die festen, flüssigen und gasigen; daher schöpfen sie ihre Nahrung, dahin werfen sie ihre Excremente, genau so, wie die Wasserthiere. Überhaupt vollzieht sich das Leben immer nur in einem flüssigen Medium. Nur durch Kunstwerke der Construction können die Organismen des Menschen, wie die anderer Thiere in der Luft leben, aber alle thätigen Elemente ihrer Functionen leben ausnahmslos, nach Art der Infusorien, in einem inneren, flüssigen Medium. Deshalb habe ich das Blut und alle blastematischen Flüssigkeiten, die sich von ihm herleiten, das innere organische Medium genannt." „Die Lebenswissenschaft existirt, ihre Schwierigkeiten beruhen nur auf ihrer Complicirtheit, und wenn, was keinem Zweifel unterliegt, einst der Tag kommt, an welchem durch Arbeit und Geduld die Physiologie endgültig als Wissenschaft begründet dasteht, dann werden wir im Stande sein, durch Veränderungen des Blut-

mediums, unsere Herrschaft über die gesammte Welt elementarer Organismen, die unser Wesen ausmachen, zu üben. Kennen wir die Gesetze, welche ihre Beziehungen zu einander regeln, dann vermögen wir nach unseren Wünschen die Lebensäußerungen zu lenken und abzuändern." Metaphorisch nennen wir uns die Herren der Natur, in Wirklichkeit beruht unsere Herrschaft auf verständnißvollem Gehorsam. Dieselben Ideen hat Virchow in seiner Abhandlung „Atome und Individuen" meisterhaft ausgeführt.

Mit der Studie über „die Physiologie des Herzens" soll speziell die Frage erörtert werden, „wie das Herz, dieser einfache Motor des Blutumlaufs, durch seine Reaction unter dem Einfluß des Nervensystems, bei dem feinen Mechanismus unserer Gefühle mitwirkt." Bernard hält auch hier, was er verspricht und weist nach, in welchen physiologischen Vorgängen Ausdrücke wie: „das Herz ist vor Schmerz gebrochen", „das Herz ist schwer", „die Liebe macht das Herz erzittern", „man liebt von Herzen", „zwei vereinte Herzen", „man kann sein Herz bezwingen und seinen Leidenschaften Schweigen gebieten", „das Herz des Weibes ist zärtlicher als das des Mannes", ihre wissenschaftliche Rechtfertigung finden.

Wir schließen mit einigen Citaten aus dem Aufsatze: „Ueber die Functionen des Gehirns", in welchem es sich fragt, ob das Hirn das Organ der Intelligenz ist, oder das Substrat, auf welchem „der Geist" als selbständiges Wesen sich äußert. Claude Bernard sagt: „Ich glaube, alle Welt wird mit mir darüber einig sein, daß uns der Mechanismus des Gedankens unbekannt ist. Haben wir diese Unwissenheit als eine relative anzusehen, die mit dem Fortschritt der Wissenschaft schwinden wird, oder stehen wir vor einer absoluten Unwissenheit in dem Sinne, daß es sich um ein Lebensproblem handelt, welches ein für allemal außerhalb des Gebietes der Physiologie sich befindet? Was mich anlangt, so weise ich die letztere Ansicht zurück, weil ich nicht zugebe, daß die wissenschaftliche Wahrheit sich in Brüche theilen läßt. Wie soll man es denn fassen, daß der Physiologe die Phänomene aller Organe des Körpers erklären könne, nur einen Theil derjenigen nicht, die im Gehirn verlaufen? Dergleichen Unterschiede können in den Lebenserscheinungen nicht Platz greifen. Ohne Zweifel bieten diese Phänomene sehr verschiedene Grade der Complicirtheit dar, unserer Forschung aber sind sie insgesammt mit gleichem Rechtstitel zugänglich oder unzugänglich, und das Gehirn darf keine Ausnahme von den übrigen Organen des Körpers beanspruchen, wie wunderbar uns auch die metaphysischen Manifestationen erscheinen mögen, deren Sitz es ist." „Das Gehirn ist dem gewöhnlichen Gesetz unterworfen, welches den Blutumlauf in allen Organen regelt, ... es steht heute fest, daß während des Schlafes keine Congestion, sondern im Gegentheil Anämie im Gehirn stattfindet." „Der Physiologe kann, indem er einfach das Gleichgewicht der Gehirnthätigkeiten aufhebt, die Freiheit der willkürlichen Bewegungen unterdrücken." „Die Physiologie zeigt uns, daß, abgesehen von dem Unterschiede der größeren Complicirtheit der Phänomene, das Gehirn mit demselben Recht das Organ der Intelligenz, wie das Herz das Organ des Blutumlaufs, die Kehle das Organ der Stimme ist. Wir entdecken überall eine nothwendige Verbindung zwischen den Organen und ihren Leistungen, das ist ein allgemeines Princip, dem sich kein Organ des Körpers entziehen dürfte." „Die Einen wollen nicht zugestehen, daß das Gehirn das Organ der Intelligenz ist, weil sie fürchten durch dieses Geständniß für Materialisten zu gelten, die Anderen beeilen sich willkürlich die Intelligenz in eine runde oder spindelförmige Nervenzelle zu verlegen, um nicht für Spiritualisten gehalten zu werden." „Die Physiologie hat sich der philosophischen Schlingen zu entledigen, sie hat mit Ruhe und Vertrauen die Wahrheit zu suchen und sie in unanfechtbarer Weise festzustellen ohne je die Form zu scheuen, unter welcher sie ihr erscheint." O. S. S.

Italien.

Zur neuesten Dante-Literatur.

II.

Für die Textkritik der Divina Commedia ist schon seit längerer Zeit rein nichts geleistet worden, das von irgend welchem Belang wäre. Die zwei eifrigen Dilettanten auf diesem Gebiete, welche nie müde wurden größere und kleinere Schriften von meist sehr bedenklichem Charakter auf den Markt zu bringen, der Engländer Barlow und der Italiener Scarabelli, sind seither zu den Todten gegangen. Von ihren Leistungen wissen die Annalen der Wissenschaft schon heute nichts mehr zu berichten. Hingegen ist jüngst ein Werk wieder aufgelegt worden, welches seiner Zeit bahnbrechend war und auch heute noch keineswegs veraltet ist, nämlich Ugo Foscolo's berühmter Discorso*). Von diesem Werke, dessen Mängel und Vorzüge als bekannt vorausgesetzt werden dürfen, waren bis jetzt vier Auflagen erschienen (London 1825 und 1842, Lugano 1827, Turin 1852) und es ist diese somit die fünfte. Dieselbe gehört zu der von Sonzogno in Mailand veranstalteten Biblioteca classica economica, welche den Vorzug hat nahezu umsonst verkauft zu werden (jeder Band 1 Lira = 80 Pfennig), aber dem Auge etwas starke Zumuthungen macht. Eine neue Ausgabe dieses Werkes war nicht eben Bedürfniß. Zwar sind die zwei Londoner nicht sehr leicht zu finden; hingegen die beiden Nachdrücke von Lugano und Turin kommen so häufig vor und werden so billig verkauft, daß Jeder mit der leichtesten Mühe die eine oder die andere sich anschaffen kann. Dazu kommt, daß der Werth dieses Buches nur noch wesentlich ein literarhistorischer ist. Ob es angezeigt war, gerade von diesem Buche eine Volksausgabe zu veranstalten, mag billig bezweifelt werden. Für den wissenschaftlichen Gebrauch kann nach wie vor nur die von Mazzini besorgte Londoner Ausgabe vom Jahre 1842 in Betracht kommen.

Eine neue, mit Einleitungen und Commentar versehene Ausgabe der Divina Commedia hat Federigo Alizeri herauszugeben begonnen**). Es soll eine Volksausgabe werden, namentlich für die Studirenden bestimmt. Der Verleger versprach, monatlich eine Lieferung zu veröffentlichen. Wie es scheint, ist jedoch das Unternehmen ins Stocken gerathen. Wenigstens habe ich seit einem halben Jahre keine neue Lieferung mehr erhalten. Doch würde ich es kaum bedauern, wenn ich auch keine mehr erhielte. Allerdings verspricht der Verfasser sehr vieles, wie es bei den Italienern überhaupt Mode ist. Von einer Erfüllung jener Versprechungen ist aber vorläufig noch wenig zu bemerken. Die erschienenen Hefte enthalten nur ganz Bekanntes, von der Oberfläche geschöpft und in gespreizter Sprache vorgetragen. Für den

*) Foscolo: Discorso sul testo della Commedia di Dante, con prefazione di Francesco Costéro. Milano, Sonzogno. 1877. kl. 8. 388 Seiten.

**) La Commedia di Dante Alighieri con chiose e ragionamenti di Federigo Alizeri. Genova, Sambolino. 1877. u. flg. kl. 8. Erscheint in etwa 35 Heften von 64 Seiten à L 1.

gewöhnlichen Gebrauch sind noch immer die Ausgaben von Fraticelli, Brunone Bianchi, Camerini und besonders Andreoli weit mehr zu empfehlen als dieses neueste Opus.

Zu meinem lebhaften Bedauern begegnen wir diesmal wieder einem Manne, dem ich nie mehr zu begegnen hoffte, nämlich dem Herrn Antonio Gualberto De Marzo mit der Fortsetzung seines bereits vor vierzehn Jahren begonnenen Elaborates*). Ueber den ersten Band desselben habe ich 1873 in diesen Blättern berichtet und das ganze Unternehmen einer sehr scharfen Kritik unterzogen (vrgl. Magazin, 1873. Nr. 34. S. 498 u. flg.) Jene Nummer des Magazin fand den Weg nach Italien, wo der allerdings ungewöhnlich schneidende Artikel etwas Staub aufwarf. Einen Vertheidiger fand De Marzo nicht. Er selbst hütete sich wohl irgendwie mit mir anzubinden. Sein Drucker und Verleger wollte wie es scheint auch nicht mehr mit dem Ding zu thun haben. Kurz, die Wirkung jenes Artikels war, daß über vier Jahre lang keine weitere Lieferung mehr erschien. Dann aber glaubte wohl Herr De Marzo, die Sache sei vergessen. Im Herbst vorigen Jahres erschien bei einem neuen Verleger, Cennini in Florenz, das erste Heft des zweiten Bandes und seither habe ich nach und nach wieder acht Hefte erhalten, womit dieser sogenannte Commentar bis zum neunten Gesang des Purgatoriums fortgeführt ist. Leider werde ich das nicht beneidenswerthe Glück haben, noch mehr Hefte zu erhalten und die Kleinigkeit von im Ganzen über 200 Mark auszugeben für — einige Pfund Maculatur.

Ja, Maculatur! Denn auch heute noch und auch über den zweiten Band vermag ich unbedingt nicht günstiger zu urtheilen, als ich vor vier Jahren über den ersten Band gethan. Es ist ein arger Schwindel, den Herr De Marzo mit diesem Werke treibt; eine Geldspeculation der verwerflichsten Sorte. Man muß geradezu über die Frechheit erstaunen, womit dieser Herr, der sich seiner unglaublichen Ignoranz doch gewiß selbst bewußt ist, vor das Publikum zu treten wagt. Und in den vier bis fünf Jahren, seitdem der erste Band erschien, hat er rein nichts gelernt und nichts vergessen. Der zweite Band, soweit er bis jetzt vorliegt, ist noch kläglicher ausgefallen als der erste. Unter den Tausenden von Beispielen crassester Ignoranz und ärgster Leichtfertigkeit, die ich anführen könnte, will ich nur ein einziges auswählen. Sehr viel ist in der neueren Zeit über die schwierige Stelle Purg. IX, 1 ffg. verhandelt worden. Daß er das kenne, was im Auslande, namentlich von Witte und von mir darüber geschrieben worden, kann freilich von einem De Marzo nicht erwartet werden. Aber auch in seinem Vaterlande ist viel, sehr viel darüber geschrieben worden. Ich erinnere nur an die sehr bedeutende Abhandlung von Antonelli (1871), an die Arbeit von Mossotti (1865) und an Ferrazzi's früher erwähntes Werk, in dessen viertem und fünftem Bande sich sehr ausführliche Referate darüber finden. Doch für einen De Marzo existirt diese ganze Literatur nicht. Er schreibt einfach Einiges aus den 1846 erschienenen Studi inediti ab und damit Punktum. Daß sein ganzes Opus eine bloße, kopflose Compilation ist, könnte noch hingehen. Würde er aber wenigstens das Beste abschreiben! Er schreibt aber einfach die Paduaner Ausgabe und ein Paar andere landläufige und veraltete Bücher ab, und damit füllt er seine Bogen, damit verdient er sein Geld.

Doch hiervon genug! Hier will ich nur noch vor diesem erbärmlichen Machwerke ernstlich warnen. Dem Herrn De Marzo gedenke ich in Bälde das Handwerk gründlich zu legen. Das kann aber nicht in einer deutschen, in einer Berliner, es muß in einer italienischen, in einer florentinischen Zeitschrift geschehen.

Eine neue Ausgabe der Divina Commedia mit unendlich weitschweifigem Commentar ist dem Vernehmen nach nahe bevorstehend. Giambattista Giuliani's Dante spiegato con Dante soll nächstens, wenn ich recht berichtet bin, bei Le Monnier in Florenz erscheinen. Von dieser Arbeit liegen so viele Proben gedruckt vor, daß es unschwer ist, sich schon jetzt ein richtiges Urtheil darüber zu bilden. Ich kann nun nicht bergen, daß ich in das Lob, welches derselben hin und wieder gespendet worden ist, nicht einzustimmen vermag. Vor Allem leidet die Arbeit an einer Weitschweifigkeit, die gar keine Grenzen mehr kennt. Die im Jahrbuch abgedruckten Gesänge XIII und XXXIII der Hölle füllen jener 43, dieser 40 Großoctavseiten. Der im Propugnatore abgedruckte XXIX. Gesang des Purgatoriums füllt deren 44. Der Commentar zu den hundert Gesängen der Divina Commedia wird demnach vier Tausend und einige Hundert Seiten in Octav in Anspruch nehmen. Und wird der innere Werth zu diesem unverhältnißmäßigen Raume in Verhältniß stehn? Gewiß nicht. Denn erstens ist Giuliani allerdings ein nüchterner Forscher, daneben aber absolut geistlos und herzlich langweilig; zweitens wiederholt er sich bis zur Unerträglichkeit; drittens ist der Boden worauf er steht und von welchem aus er arbeitet ein schiefer, sein Princip — eine Phrase. Dante soll mit Dante erklärt werden: — Heißt das soviel als: Man solle bei der Erklärung der Divina Commedia auf die übrigen Schriften des Dichters Rücksicht nehmen, nun, dann ist Giuliani wahrlich nicht der Erste der diesen Grundsatz aufgestellt und befolgt hat. Heißt das aber so viel als: Man solle bei der Erklärung des Gedichtes einfach zu anderen Stellen desselben oder der übrigen Schriften des Dichters greifen — und so versteht in der That Giuliani den Grundsatz, — dann wird in neunzig von hundert Fällen Dunkles mit Dunklem erklärt, — oder sagen wir es nur ohne Umschweife, dann wird raisonnirt, aber nichts erklärt. In der That besteht Giuliani's Commentar, so weit er bis jetzt gedruckt vorliegt, wesentlich aus Raisonnements, aus welchen für die eigentliche Auslegung und das Verständniß des Gedichtes blutwenig zu gewinnen ist. Herr Giuliani ist gleich jenen Exegeten, welche die Bibel ganz einfach durch Bibelsprüche erklären. In der deutschen wissenschaftlichen Theologie ist dieser naive Standpunkt längst überwunden und ich sollte meinen, er wäre es auch in der Danteforschung. Trotz Allem aber wird es dem Giuliani'schen Commentar nicht an enthusiastischen Lobrednern fehlen. Das Loben ist diesmal um so gefahrloser, als wegen der erwähnten unglaublichen Langweiligkeit des Commentars, er ganz gewiß keine Leser finden wird. Doch, was thut's? Wenn er nur Käufer findet!

Ausgaben der kleineren Werke Dante's kommen nicht häufig vor. Es heißt, Giuliani werde nächstens uns mit einer solchen der lateinischen Schriften beschenken. Bon appétit! Bei Guigoni in Mailand ist eine neue, billigste Ausgabe der Vita Nuova erschienen*). Dieselbe ist kritik- und werthlos und verdankt einer bloßen Buchhändlerspeculation ihren Ursprung. Auch den von Ernesto Monaci in der zu Bologna erscheinenden Zeitschrift Il Propugnatore veröffentlichten Gedichten Dante's aus einer Chigianer Handschrift**) kann ich keine wissenschaftliche Bedeutung

*) Commento su la Divina Commedia di Dante Alighieri. Del professore Antonio Gualberto de Marzo. Vol. II. Firenze, Cennini & Co. 1877—78. gr. 4 in Lieferungen von 32 Seiten à L. 1, 80.

*) La Vita Nuova di Dante Alighieri. Milano, Guigoni. 1877. 16°. 64 Seiten.

**) Monaci: Il Canzoniere Chigiano L. VIII. 305. Enthalten im Propugnatore, 1877, I., p. 124—163; 289—342; II., 334—413; 1878, I. 199—264; 303—332.

zuschreiben, indem die Textkritik kaum einen Nutzen daraus ziehen wird. Je geringer der Werth ist, den die bezüglichen aus Italien uns zukommenden Veröffentlichungen in Anspruch nehmen können, um so mehr ist zu bedauern, daß die Ausgabe von Dante's Opere minori, welche uns Witte versprochen hat, so lange auf sich warten läßt. Schon vor elf Jahren wurde sie als demnächst erscheinend angekündigt; es ist aber seither nur die Vita Nuova erschienen.

Beinahe hat es den Anschein, als wollten es die Deutschen im Eifer für das Studium unseres Dichters den Italienern zuvorthun. Kein Jahr vergeht, in welchem nicht neue Übersetzungen oder neue Ausgaben von älteren erscheinen. Zu den vielen vorhandenen hat der als Germanist und Romanist zugleich rühmlich bekannte Prof. Karl Bartsch in Heidelberg eine neue Übersetzung der Göttlichen Komödie hinzugefügt*). Über diese Arbeit kann ich auch jetzt nur wiederholen, was ich anderwärts ausgesprochen. Unter den deutschen Übersetzungen der Divina Commedia, welche den kunstreichen Reimbau der Terzine des Originals beibehalten, nimmt diejenige von Bartsch eine hervorragende Stelle ein. Sie ist im Allgemeinen treu ohne sklavisch zu sein, edel, verständlich und zeichnet sich außerdem durch wahre Meisterschaft in der Behandlung der deutschen Sprache vor mancher andern vortheilhaft aus. Ungeachtet jedoch all ihrer Vorzüge, die ich sehr gerne anerkenne, hat mich auch diese Übersetzung in meiner Ansicht, daß es unmöglich sei die Divina Commedia in eine so grundverschiedene Sprache wie die deutsche zu übersetzen, ohne entweder die Treue des Inhalts der Form, oder diese jener aufzuopfern, nur bestärken können. Denn weit entfernt in diesem Abbilde alle Züge des Urbildes wiederzufinden, stoßen wir hier auf Fremdartiges, vermissen dort einen nicht unwichtigen Zug, hier begegnet uns ein falsches Verständniß, dort eine durch den Zwang des Reimes mehr oder minder wesentliche Abweichung vom Original. Da hier der Raum mangelt um Beispiele anzuführen, die sich mit sehr leichter Mühe anhäufen ließen, sei es gestattet auf die wohlwollende aber treffende und eingehende Besprechung von Witte zu verweisen**).

Einen entgegengesetzten Weg hat ein anderer Übersetzer eingeschlagen, dem es vergönnt gewesen ist, die Arbeit seiner Jugend im hohen Alter umzuarbeiten und neu herauszugeben. Vor beinahe einem halben Jahrhundert (1830 ff.) erschien in Innsbruck eine von J. B. Hörwarter und K. von Enk besorgte prosaische Übersetzung der Göttlichen Komödie, über welche der treffliche Blanc kurz und bündig urtheilte: „Hätte füglich ungedruckt bleiben können". Der eine Übersetzer, Dr. Hörwarter, ist nicht lange darauf (1836) gestorben. Sein Mitarbeiter, K. von Enk, hat uns hingegen erst kürzlich mit einer zweiten verbesserten Auflage jener Arbeit überrascht***). Ich wenigstens war wirklich davon überrascht, denn ich glaubte, wir wären in Deutschland längst über den Standpunkt der Prosa-Übersetzungen hinaus. Allein Herr von Enk ist auch jetzt noch der Überzeugung, „daß zum vollen Verständniß des italienischen Textes dem deutschen Leser nur eine prosaische Uebersetzung genügen könne." Es mag vielleicht Geschmacksache sein, ich meine aber, Übersetzungen, wie die von Philalethes und Witte erleichtern das Verständniß denn doch ganz anders als diese in Prosa. Dieselbe ist in höchstem Grade geschmacklos. Treu ist sie natürlich, sofern nämlich der Übersetzer nicht einer falschen Lesart oder Auffassung gefolgt ist. Doch mußte sie wissenschaftlich werthlos werden, da der Übersetzer mit der betreffenden Literatur gar nicht vertraut ist. Freilich rühmt er sich, die Resultate der neueren Forschungen nicht unbenützt gelassen zu haben. Es ist aber schwer zu errathen, was er denn eigentlich unter „Resultate der neueren Forschungen" versteht. Denn von Allem, was seit 1830 auf diesem Gebiete erschienen und geleistet worden, kennt er nicht den hundertsten Theil. So kann man denn nicht umhin, auch über diese zweite Auflage das nämliche Urtheil zu fällen, das einst Blanc über die erste gefällt hat. Die Anmerkungen sind dürftig, geben nur das Allergewöhnlichste und selbstverständlich nicht immer das Richtige. Im Ganzen mag die Arbeit demjenigen vielleicht gute Dienste leisten, der, ohne mit der Sprache genügend vertraut zu sein, Dante's Gedicht im Original zu lesen und eine wörtliche Übersetzung daneben zu halten wünscht. Ein anderes Verdienst kann derselben unbedingt nicht nachgerühmt werden.

Fast zur gleichen Zeit ist bei dem nämlichen Verleger eine sogenannte neue Ausgabe der Dante-Übersetzung der Josephine von Hoffinger erschienen*). Dieselbe ist aber einfach eine Titel-Ausgabe, d. h. es sind die nicht abgesetzten Exemplare der Ausgabe von 1865 von dem Verleger mit einem neuen Titelblatt versehen worden, um sie womöglich an den Mann zu bringen. Wir haben daher an diesem Orte weiter nichts darüber zu sagen. Nur die Bemerkung sei gestattet, daß man den buchhändlerischen Unfug der sogenannten Titel-Ausgaben geradezu gesetzlich verbieten sollte.

Weit das Beste, was die jüngste Übersetzungsliteratur zu verzeichnen hat, ist die vom Hofrath Dr. Julius Petzholdt in Dresden besorgte neue Auflage des rühmlichst bekannten Dantewerkes des unvergeßlichen Philalethes**). Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß von dieser unübertrefflichen Arbeit immer wieder neue Auflagen nöthig werden. Das Werk, Übersetzung sowohl als Commentar, ist längst bekannt und es hieße Wasser ins Meer tragen, wollte ich noch einmal die Vorzüge desselben hervorheben. Ich beschränke mich also darauf, zu bemerken, wodurch sich diese Auflage von den vorigen unterscheidet. Sie nennt sich einen unveränderten Abdruck. In der That ist der Text der Übersetzung sowie der Commentar unverändert geblieben. Auch die artistischen Beilagen sind die nämlichen wie früher. Eine erfreuliche Bereicherung hat hingegen der erste Band erfahren. Der Herausgeber Petzholdt hat demselben ein sehr interessantes und anziehendes historisches Vorwort beigefügt, in welchem wir eine vollständige Geschichte der Philalethes'schen Dante-Studien und -Übersetzung finden. Er hat ferner die sämmtlichen Vorreden des hohen Übersetzers zu den einzelnen Theilen der ersten Auflage, welche in den späteren zum Theil weggeblieben waren

---

*) Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Übersetzt und erläutert von Karl Bartsch. Leipzig, Vogel 1877. 3 Bände gr. 8 XXXIV — 207, X 212, VIII 215 Seiten.

**) Karl Witte: Dante's Göttliche Komödie in deutschen Terzinen. Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1877 Nr. 7 und 8.

***) Dante Alighieri's Göttliche Komödie. In deutsche Prosa übertragen, mit Inhaltsangabe und Erläuterungen versehen von K. von Enk. Zweite verbesserte Auflage. Wien, Braumüller. 1877. 16°. VII.—265, 269, 275 S.

*) Dante's Göttliche Komödie. Zur Jubelfeier des Dichters metrisch übersetzt von Jos. v. Hoffinger. Neue Ausgabe. Wien, Braumüller, 1877. 8°. 3 Bde. VII, 247, 239 und 245 S.

**) Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Dritter unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865—1866. Besorgt von J. Petzholdt. Leipzig, B. G. Teubner. 1877. 3 Bde. 8. XX—300, VIII—344, X—447 S. mit Portrait, 3 Karten und 5 Grundrissen.

wieder abdrucken lassen. So ist diese neue Auflage als die vollständigste zu betrachten.

Aus Frankreich ist uns eine neue Ausgabe der bekannten Übersetzung von Pier Angelo Fiorentino zugegangen*), welche durchaus unverändert ist und daher zu besonderen Bemerkungen keine Veranlassung bietet. Was sonst an Übersetzungen erschienen ist, findet sich in der Dante-Bibliographie im vierten Bande des Jahrbuchs verzeichnet und sehe ich mich nicht veranlaßt mich weiter dabei aufzuhalten.

Hingegen darf eine nahe bevorstehende, höchst interessante Publication nicht unerwähnt bleiben. Unter den alt-catalanischen Übersetzungen der Divina Commedia war seiner Zeit die des Andreas Febrer vielbewundert. Dieselbe gehört der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an. Man begreift kaum, daß sie bis jetzt ungedruckt geblieben ist. Das Dante-Jahrbuch brachte davon in seinem ersten Bande den dritten Gesang der Hölle, andere Bruchstücke sind in der Revista de España veröffentlicht worden. Schon vor zwanzig Jahren hatte Professor Cayetano Vidal y Valenciano in Barcelona eine vollständige und genaue Abschrift davon genommen, mit der Absicht dieselbe zum Druck zu befördern. Gründe, die er bis jetzt nicht erörtert hat, haben ihn daran verhindert. Nun endlich soll aber das Werk doch erscheinen. Im vorigen Jahre sind die Prospecte ausgegeben worden und, wie mir der Herausgeber mittheilte, soll das Buch bereits gedruckt sein und nächstens der Öffentlichkeit übergeben werden**). Wir dürfen demselben guten Erfolg voraussagen. Nach den mir vorliegenden Druckproben läßt die Ausgabe kaum etwas zu wünschen, sowohl in Bezug auf Genauigkeit und Correctheit, als in Bezug auf Würde und Eleganz der Ausstattung. Ein Urtheil läßt sich freilich erst fällen, wenn das Ganze vorliegen wird.

Noch mehr als in Italien sind die kleineren Werke Dante's im Auslande im Ganzen vernachlässigt. Wie viele mögen bei uns in Deutschland wohl sein, welche dessen „Gastmahl" gelesen? Unsere Literatur besitzt erst eine einzige Übersetzung davon, nämlich die von Kannegießer (1845), welche selbst sehr geringe Beachtung gefunden hat. Weit größerer Beachtung haben sich die lyrischen Gedichte, die Schrift über die Monarchie, namentlich aber, wegen näherer Beziehung auf das Leben und auf das Hauptwerk des Dichters, die Vita Nuova erfreut. Von letzterer Schrift besaßen wir bereits zwei Übersetzungen, die ältere von Oeynhausen, die jüngere von Karl Förster. Zu diesen beiden hat jüngst eine Dame, B. Jacobson, die dritte hinzugefügt***). Diese Übersetzung hat zunächst vor ihren Vorgängerinnen den Vorzug, daß ihr ein correcterer Text zu Grunde liegt, indem sie sich an Witte's kritische Textausgabe eng anschließt, ja, es ist wesentlich eine Übersetzung der Witte'schen Ausgabe mit ihren das Verständniß fördernden Anmerkungen und der Einleitung, die uns hier vorliegt. Die Übersetzung selbst ist hin und wieder etwas stark modernisirt, im Ganzen aber sinngetreu und wunderhübsch. Als Probe theile ich das fünfzehnte Sonett mit:

Von solcher edlen Reinheit scheint umwoben
Die holde Frau im sittigen Verneigen,
Daß jede Lippe zittern muß und schweigen
Und sich kein Auge kühn zu ihr erhoben.

Sie wandelt still, wo sie die Andern loben,
Ehrbar im Demuthkleide, das ihr eigen,
Es scheint, der Himmel will ein Wunder zeigen,
Und sandte sie zur Erde her von oben.

Und wer in ihre Huld die Blicke tauchet,
Dem strömt vom Aug' zum Herzen eine Labe,
Die nur, wer sie empfunden hat, verstehet;

Von ihrem Angesicht hernieder wehet
Ein milder Geist voll reicher Liebesgabe,
Der „Seufze!" — leise in die Seele hauchet. —

Durch den inneren Gehalt sowohl, als auch durch die niedliche äußere Ausstattung (nur das Papier sollte besser sein) empfiehlt sich das Büchlein jedem, der die liebliche und tiefempfundene Erstlingsschrift des Dichters in einer eleganten deutschen Übersetzung lesen will. In der Einleitung sind mir gute alte Bekannte begegnet. Die von mir zuerst aufgestellte Grundauffassung ist, mit einer geringen Modification, in Witte's Prolegomeni und von dort in die Einleitung zu dieser Übersetzung übergegangen. Freilich ist der Urheber weder an dem einen noch an dem andern Ort genannt. Nun, wenn eine Waare als gut und brauchbar befunden und in Umlauf gesetzt wird, so kann das ja den Erfinder nur freuen. Aber allerdings macht es einen etwas sonderbaren Eindruck, wenn man eben diese Waare unter einer fremden Firma circuliren sieht.

Hier machen wir wieder Halt. Für den kurzen Zeitraum von wenig mehr als einem Jahre scheint die Ernte reich genug. Noch reicher ist sie auf dem Gebiete der Auslegung der Divina Commedia. Die Erläuterungsschriften Revue zu passiren wird die Aufgabe des dritten und letzten Artikels sein.

Dr. Scartazzini.

*) La Divine Comédie ecc. Paris, Hachette 1877. in-18 Jésus CVII—474 S.

**) La Comedia de Dant Allighier de Florenza. Traslatada de Rims vulgars toscans en Rims vulgars Cathalans per N'Andreu Febrer. Dala á luz, precedida de un estudio biográfico-bibliográfico, D. Cayetano Vidal y Valenciano. Barcelona, Verdaguer. 1878. 8. ca. 600 S.

***) Das neue Leben von Dante Alighieri. Übersetzt von B. Jacobson. Mit Dante's Portrait nach Giotto. Halle, Pfeffer. 1877. 16. 98 S. u. 1 Taf.

Polen.

Sieniawski: Das Bisthum Ermeland, seine Gründung und Entwickelung auf preussischem Gebiete.*)

Dr. Sieniawski hat unter obigem Titel ein Werk veröffentlicht, das gewiß bald die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich lenken wird, zumal der zweite Theil lediglich Documente und zwar größtentheils in lateinischer, den Gelehrten aller Länder und Nationen zugänglicher Sprache enthält. Im ersten Abschnitte des ersten Theils behandelt der Verfasser in einer Skizze die Geschichte Ermelands in historischer Zeit, d. h. von da ab, wo Papst Gregor IX. das Preußenland für ein Eigenthum des apostolischen Stuhles erklärt und es dem deutschen Orden der heil. Maria in Jerusalem als Lehn übergeben hat. In diesen ersten Abschnitt gehört die Geschichte der Gründung des dem Orden coordinirten Bisthums Ermeland, dessen erster Bischof Anselm, ein ehemaliger Ordensbruder, es verstand, dem

*) Im Jahre 1876 von der Akademie der Wissenschaften in Krakau preisgekrönt. Biskupstwo warmińskie, jego założenie i rozwój na ziemi pruskiej, z uwzgl Ednieniem dziejow, ludności i stósunków geograficznych ziem dawniej krzyżackich. Posen, bei Johann Konstantin Żupański. 1878. Zwei Theile in einem Bande.

Bisthume eine Verfassung zu geben, welche dem Orden den ganzen Einfluß raubte und Jahrhunderte überdauerte, da sie erst nach der Occupation Ermelands durch Preußen einer neuen Ordnung der Dinge wich. Die Regierungsform des kleinen geistlichen Staates, dessen Herrscher seit dem 14. Jahrhundert den Titel „Fürst" (princeps) neben dem des Bischofs führte, ist eingehend beschrieben und zeugt für die tiefe politische Einsicht ihres Schöpfers, des Bischofs Anselm. Das Bisthum Ermeland hatte nicht den Umfang des ehemaligen heidnischen Ermelands, sondern umfaßte nur dessen nördlichen Theil und einige Stückchen angrenzender Kreise. Zweifelhaft erscheint es, ob Preußen und Ermeland je ein politisches Ganzes gebildet haben; gewiß aber war dies schon zur Zeit der Ankunft der deutschen Ordensritter nicht der Fall. Als der Orden in das Gebiet der alten Preußen eindrang, um es zu erobern, befand sich das Land in völliger politischer Auflösung und man bemerkt auch nicht eine Spur eines hierarchischen Bandes zwischen den einzelnen Stämmen und Gauen. Der von Johannes Vogt als allmächtig geschilderte Kriwe von Romowe ist in der ganzen Periode des Unterjochungskrieges unsichtbar und gab selbst dann kein Lebenszeichen von sich, als die verwegene Hand der Christen das allgemeine Landesheiligthum zerstörte; er hat also wohl nie existirt. Trotzdem widerstanden die Bewohner lange den Bekehrungsversuchen des Ordens.

Von dem Mangel jeglicher politischen Verbindung schließt Dr. Sieniawski darauf, daß die Bewohner des ganzen Preußenlandes mit Einschluß von Ermeland nicht einer und derselben Nationalität angehört haben, ein Schluß, den übrigens archäologische Forschungen zu bestätigen scheinen; einen gemeinsamen Namen haben die Stämme sicherlich nicht geführt.

Merkwürdig ist die Übereinstimmung der Resultate der historischen Forschungen Dr. Sieniawski's und der archäologischen Forschungen Dr. Lissauer's*), denn der erstere sagt fast wörtlich dasselbe, was der letztere behauptet, daß nämlich einer der vielen in Preußen angesiedelten Stämme und zwar der westliche, von den benachbarten Slaven der „Preußische" genannte, der herrschende gewesen sei, weil er die andern besiegt habe, dieser Name sei dann später, nach der Ermordung des heil. Adalbert, von den Christen allen Bewohnern des Landes beigelegt worden. Auch das heutige Ermeland wurde während einer langen Periode nicht mit diesem Namen bezeichnet, denn seine Fürsten (die Bischöfe) nannten sich bald nach diesem, bald nach jenem Landestheile.

Die endgültige Unterwerfung des Landes erfolgte, wie in den folgenden Kapiteln bewiesen wird, im Jahre 1249 und von da ab datirt auch die Colonisation des Landes durch Deutsche. Der Bischof Heinrich I. brachte Colonisten aus seiner Heimath Norddeutschland herbei, welche die Städte Braunsberg und Frauenburg gründeten und das Lübecker Recht bei sich einführten, während der Bischof Eberhard von Neisse, der Nachfolger des vorigen, Schlesier herbeizog. Auch die nachfolgenden Bischöfe fuhren im Colonisiren fort und germanisirten so den größten Theil des Landes. Bei Gründung neuer deutscher Dörfer vergingen sich diese Fürsten dadurch, daß die Eingeborenen aus den von ihnen bebauten Ansiedelungen in andere Gegenden verpflanzt und ihr Boden den deutschen Colonisten verliehen wurde. Auch gewährte man den Ankömmlingen das Culmer Recht, während man die Autochthonen nach dem härtern preußischen richtete. Trotzdem, sagt Dr. Sieniawski, war die Lage der hörigen Bewohner Ermelands gewiß keine schlimmere, als die der Hörigen in andern Ländern; ja ihre Lage scheint sogar eine weit bessere gewesen zu sein, da sie zu einem so hohen Wohlstande gelangten, daß derselbe den Neid der Ordensritter erregte.

Ermeland hatte nach der von Anselm ihm ertheilten Constitution streng genommen zwei Herren, denn dieser Bischof gab den dritten Theil des Landes dem Domkapitel mit fast souveränen Rechten, während er die andern beiden Drittel für den Bischof reservirte. Diese Theilung hatte einen bedeutenden und dauernden Einfluß auf das Land, indem, während die Bischöfe in ihrem Gebiete immer mehr Städte gründeten, das Kapitel hauptsächlich Dörfer gründete, um so seine Einkünfte zu vermehren.

Die Verbreitung des deutschen Elementes in der Richtung von Nord nach Süd wird durch die Gründung der Städte veranschaulicht. Die Städte im Norden des Landes und in der Mitte, am linken Ufer der Aller, entstanden in der ersten und zweiten Colonisationsperiode, zur Zeit der Regierung des Bischofs Heinrich I. und Eberhards von Neiße; die Städte am rechten Ufer der Aller entstehen in der dritten Colonisationsperiode, aber immer noch vor dem Schlusse des XIV. Jahrhunderts. In den Städten aus den beiden ersten Perioden entstanden und erhielten sich sprachliche und gewohnheitliche Eigenthümlichkeiten, die man in den Städten der dritten Periode nicht mehr findet, da sie nicht mehr durch Colonen von Außerhalb, sondern von Nachkommen früher herbeigekommener Colonisten bevölkert worden sind, die sich bereits theilweise mit den Eingeborenen vermischt hatten, und dadurch mehr oder minder polonisirt worden waren. Von den zwölf ermeländischen Städten haben nur zwei (Braunsberg und Frauenburg) das lübeckische Recht erhalten. Die größten Privilegien erhielt unstreitig Braunsberg, denn seine Bürger durften ihre städtischen Behörden selbst wählen. Frauenburg, wohin Heinrich I. seine Residenz verlegte, vermochte nicht emporzukommen; es lag dem handeltreibenden Elbing zu nahe. Möglich daß dies die spätern Bischöfe veranlaßte, ihre Residenz nach dem schöner und günstiger gelegenen Heilsberg zu verlegen.

Die Hauptbeschäftigung der Bewohner aller Städte war der Ackerbau; die damals üblichen Handwerke wurden nebenbei betrieben. Die Städte des Landes, namentlich aber die im Nord und im Innern gelegenen, haben eine hervorragende Rolle in der Germanisirung des Landes gespielt. Die dienende Klasse der Bevölkerung strömte nämlich mit Vorliebe in die Städte, wo sie einen freien Arbeiterstand bildete, was ihr besser behagte, als die Hörigkeit. Auch die regelmäßig abgehaltenen Wochenmärkte und die in den Städten residirenden Gerichte haben, im Vereine mit der höheren Bildung der Stadtbewohner, viel zur Germanisirung des ganzen Landes beigetragen.

In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts hörte der Zuzug von ausländischen Colonisten auf; die Bischöfe waren von nun ab größtentheils Eingeborene, welche sich damit begnügten, neue Ansiedelungen in unbebauten Gegenden zu gründen, sie aber nur mit Übersiedlern aus schon bevölkerten Gegenden des Landes zu besetzen. Hierdurch entstanden die Städte Allenstein, Seeburg, Rethel, Wartenburg, Bischofsburg und Bischofstein.

Industrie und Handel haben sich nie in Ermeland zu größerer Bedeutung emporgeschwungen; nur in Braunsberg erlangten sie einige Bedeutung. Neben den Ackerbauern finden wir in den Documenten aufgeführt: die Zunft der Bäcker, Fleischer, Schuhmacher, Schneider, Kürschner, Tuchmacher, Kaufleute und Händler (Calcestores und penesticos), Eigenthümer von Dampfbädern (Stuba balnearis); jedoch unterliegt es keinem Zweifel, daß

*) Man sehe den Artikel: Crania prussica von Dr. Lissauer in der Zeitschrift f. Ethnologie, Heft II, Jahrg. 1878. S. 128 und ff.

in den Städten auch wohl Maurer, Zimmerleute, Schmiede u. dergl. gewohnt haben, welche noch keine Zünfte und Innungen bildeten.

Die Bewohner des Landes waren zur Zeit der Ankunft des Ordens Geto-Lithauer, doch haben auch Ansiedler anderer Abstammung unter ihnen gelebt. Es kann somit von einem einheitlichen geto-lithauischen Volksstamme in Ermeland nicht die Rede sein. Dr. Sieniawski läßt zwei Hypothesen zu, und zwar, daß entweder die Geto-Lithauer von Westen und Süden her durch die Slaven gegen die Küste gedrängt worden, oder daß sie selbst von Norden und Osten her ins Land einbrachen und die dort hausenden Slaven unterjochten. Historische Thatsachen sprechen für die zweite Hypothese*).

Am Schlusse des ersten Theils, der zugleich den historischen Theil des Werkes bildet, finden wir interessante Einzelheiten über die heutigen Verhältnisse Ermelands. Durch die Bulle „De salute Animarum" (16. Juli 1821) wurden die Grenzen des Bisthums bedeutend erweitert, doch wurden auch durch dieselbe Bulle die Rechte des Bischofs, namentlich aber des Kapitels andere, als die von Anselm dem letztern ertheilten. Dr. Sieniawski hat aber nicht allein diese Rechtsverhältnisse und die Geschichte des Landes, sondern auch seine natürlichen Verhältnisse, die Gestaltung der Oberfläche, die Flüsse und Seen u. s. w. berücksichtigt, und alle zugänglichen Quellen benutzt, um ein einheitliches, gründliches Werk zu schaffen, das bleibenden Werth haben wird. Albin Kohn.

Kleine Rundschau.

— **Prölß: Shakespeare-Erläuterungen.** Wir Deutschen sind nun einmal das Volk der Commentatoren und können uns die Literatur, wie einst die Juristen des Corpus Juris, nur cum glossa denken. Besonders Goethe und Shakespeare sind diesem Triebe anheimgefallen, und es kann nicht weiter verwundern, daß unter dieser Flut von Commentaren und Erklärungen das Meiste von vornherein überflüssig, Vieles sogar absurd genannt werden muß. Um so mehr verdient es hervorgehoben zu werden, wenn einmal eine Ausnahme gemacht und etwas wirklich Vorzügliches geleistet wird. Dies nun gilt in hervorragendem Maße von den „Shakespeare-Erläuterungen" von Robert Prölß**), die bis jetzt „Romeo und Julia", „Viel Lärmen um Nichts", „Julius Cäsar", „Kaufmann von Venedig", „Richard II." und „Hamlet" umfassen. Die Unbegreiflichkeit Shakespeares liegt nicht nur in der Tiefe seines dichterischen Genius; es kommt Anderes hinzu. Einmal steht er den Meisten durchaus isolirt, von seinen Zeitgenossen losgerissen vor Augen. Zweitens faßt man ihn zu wenig als einen Schaffenden auf. Wie aber kann ein dichterisches Werk besser verstanden werden, als wenn man es gleichsam bei seinem Werdeproceß belauscht und sich klar zu machen sucht, auf welche Weise sich der Stoff in des Dichters Seele entwickelt hat? Dies gethan zu haben, ist der Vorzug der Prölß'schen Arbeiten. Er geht vor Allem auf die Quellen zurück und indem er nachweist, wie der Dichter das gegebene Material gestaltet, erklärt er zugleich, was derselbe bezweckte. Sein Verfahren rechtfertigt sich vornehmlich Hamlet gegenüber, jener räthselvollen Tragödie, in welche man ebenso viel hineingeheimnißt, wie man aus ihr herausgeheimnißt hat. Prölß vergleicht nicht nur die Novelle Charles von Belleforests, sondern auch die Quartausgabe von 1603 mit der fast aufs Doppelte vermehrten von 1604. So gelangt er zu einer durchaus ungezwungenen Deutung, die nebenbei das für sich hat, daß sie organisch sich an jene so natürliche und einfache anschließt wie sie Goethe im „Wilhelm Meister" gegeben hat. Ebenso macht es der Verfasser mit „Romeo und Julia", er weist nach, daß die Abweichungen der Ausgabe von 1599 von der von 1597, so weit sie nicht rein redactioneller Natur sind, darauf abzielen, „ein bestimmtes sinnliches Element, eine gewisse auf Befriedigung der Neigungen und Leidenschaften und auf Lebensgenuß dringende, und doch wieder das Leben geringschätzende, mit dem Tode spielende und ihn herausfordernde Vermessenheit, eine gewisse verblendete Hast und rücksichtslose Ausschließlichkeit der Leidenschaft zu betonen und in schärferer Beleuchtung zu zeigen." Aus all diesem geht bereits zur Genüge hervor, wie reich die vorliegenden Erläuterungen an Fülle des an sich interessanten Stoffes sind; da sie ferner auch im Einzelnen die Wißbegierde des Lesers nicht im Stiche lassen, so können sie Allen, die eine intimere Bekanntschaft mit dem großen Britten suchen, durchaus empfohlen werden. H. H—g.

— **Dugat: Histoire des Philosophes et Théologiens musulmans.***) Preisarbeiten, die nicht gekrönt werden, sind Schmerzenskinder, denen der Autor eine doppelte Liebe zuzuwenden pflegt. Man weiß wie Schopenhauer ergrimmte, als die dänische Akademie ihn zurückwies. Eine solche nicht-gekrönte Preisarbeit ist auch des Herrn Gustav Dugat „Geschichte der muselmännischen Philosophen und Theologen (632—1258)". Der Verfasser giebt in einer Vorrede die Geschichte seiner Arbeit. Herr Dugat ist ohne Zweifel ein sehr gelehrter Orientalist, allein seine Gesinnungen scheinen im Übrigen so sehr französisch zu sein, daß er die europäischen Literaturen, vornehmlich die deutsche, gar nicht kennt. So behauptet er, daß sein Thema noch niemals als Ganzes behandelt sei. Danach scheint er die Schriften Alfred von Kremers nie gelesen zu haben. Aus dieser Unwissenheit erklären sich denn auch die mehr als sonderbaren geschichtsphilosophischen Anschauungen, welche Herr Dugat in dieser seiner Vorrede auskramt. Schon der Vergleich der Motazeiliten mit den **Katholiken**, der Charadschiten mit den **Protestanten** ist mehr als gewagt. Dann aber geht es folgendermaßen weiter: „Abgesehen von ihren vortrefflichen persönlichen Eigenschaften und familiären Tugenden findet man bei den Protestanten in Bezug auf die Lehre keine Fruchtbarkeit. Was hat Luthers Reform zuwege gebracht? Er hat gut kritisirt, und schlecht „doctrinirt", wie St. Simon sagte: ... was sind jene protestantischen Reiche, von denen man nach unserm Unglück von 1870 soviel Lärm machte? Protestantische Reiche! die zwei Worte passen nicht zusammen — der Fehlschlag der Luther'schen Insurrection brachte Frankreich dahin, die Reform in die Hand zu nehmen und die französische Revolution setzte Christi Werk fort. Was hat Deutschland groß in der Philosophie für die Verbesserung der Menschheit gethan? — Indessen darf man die sozialistische Bewegung nicht außer Acht lassen, welche unsere achtundvierziger Ideen erzeugt haben, und die, friedlich und verständig geleitet, nicht, wie D. Strauß fürchtet, vandalische Zerstörungen, sondern eine allmähliche Befreiung herbei-

*) Diese wird auch durch die oben angeführten Forschungen des Dr. Lissauer unterstützt.

**) Leipzig, E. Wartig.

*) Paris, Maisonneuve & Cie.

führen würde, die durchaus im Interesse der deutschen Bürger liegt. Wie viel klüger ist das französische Bürgerthum: es gründet die Republik und nimmt die Interessen der Massen in die Hand. Unsere Ideen haben das sozialistische Gift in Deutschlands Körper verpflanzt: ich glaube, unsere Revanche wird darin bestehen, in Deutschland die Ideen einer sozialen Erneuerung eingeführt zu haben —." Weiter scheint es, als wenn Herr Dugat die Ethnologie auch zu den Unfruchtbarkeiten der deutschen Philosophie rechnete. Wie klar werden uns die geistigen Kämpfe des Islams, wenn wir z. B. Dozy's meisterhafte Geschichte der Araber in Spanien lesen. Hier sehen wir deutlich, daß alle diese Spaltungen ursprünglich theils auf Stammes-, theils auf National-Unterschieden beruhten. Und so ist es auch heute mit wenigen Ausnahmen (z. B. der Afghanen) noch. Von alle dem ist in dem vorliegenden Buche nichts zu finden. Es wird zuerst von den Spaltungen, die sich während Mohammeds Krankheit und nach dem Tode des Propheten erhoben, dann die Entstehung der einzelnen Secten unter den Omayyaden geschildert, wobei die Schiiten z. B. auf eine Stufe mit den Motazeiliten gestellt werden, während doch hier von einer Anschauung innerhalb des orthodoxen Islams (wie weit dieselbe nun auch in ihrer Negation gehen mochte), dort von einer ganz andern religiösen Auffassung die Rede ist. Die weitere Geschichte ist kapitelweise unter die verschiedenen Kalifen aus der Familie der Abassiden vertheilt. Es folgen dann noch Notizen, eine kurze über die Philosophie, die einige Bemerkungen über Avicenna enthält, und Excurse über die verschiedenen theologischen Schulen, deren Methode, den Einfluß des Sufismus und die Ursachen des Niederganges der moslimischen Civilisation. Die Grazie der Darstellung, welche sonst die Franzosen in so hohem Grade auszeichnet, läßt Herr Dugat durchaus vermissen, und so gelingt es ihm denn auch selten, wirklich anschauliche Bilder zu zeichnen. Er kann sich, abgesehen von seinem Wissen, für sein Werk hauptsächlich nur darauf berufen, daß seines Fleißes sich Jeder rühmen darf.

H. H—g.

— **Helen Mathers: „Cherry Ripe!"***) bekundet einen bedauerlichen Rückschritt im Vergleich zu dem ersten Werke der Verfasserin. Das Recht der Dichter benutzend, scheint Fräulein Mathers, seitdem sie den anziehenden Roman „Comin' thro' the Rye" geschrieben, in anderen Welten, — auf dem Monde oder dem neuentdeckten Vulkan — gelebt zu haben. Auf der Erde hat sie jedenfalls nicht ihre letzten Beobachtungen über das Innen- und Außenleben der Menschen gemacht. Sonst würde diese neueste ihrer Schöpfungen nicht so fremdartig gestaltet, so ungesund sein. — Die Hauptfigur von „Cherry Ripe" ist ein weiblicher Blondel. Den berühmten Sänger des löwenherzigen Richard thörichter Weise nachahmend, irrt Fräulein Mignon, — ein Backfischchen, das sich unter den eigenthümlichsten Verhältnissen mit einem Manne verheiratet, dessen Familienname ihr völlig fremd ist, — in der weiten Welt umher, um eine verschollene, auf Abwege gerathene Schwester zu suchen. Vor jeder Dame, die mit der Vermißten Ähnlichkeit hat, bleibt sie stehen und singt, — sei es auf offener Straße, sei es in einem öffentlichen Vergnügungslocal, — in der Hoffnung eine Wiedererkennungsscene herbeizuführen, — die ersten Strophen des alten Liedes „Cherry ripe, ripe, ripe J cry!" Dieses eigenthümliche Benehmen bringt sie in allerlei Ungemach und Lebensgefahren, macht sie elend und heimatlos und setzt sie Versuchungen aus, die nicht immer mit dem wünschenswerthen Zartgefühl dargestellt sind. Zuletzt wird sie von ihrem Gatten, der sie fälschlich für untreu hielt, halb verhungert auf der Straße gefunden und wieder an sein Herz genommen. Für welchen Theil der Lesewelt Fräulein Mathers ihr Buch geschrieben hat, wissen wir nicht; wir sollten denken, der Kreis des Publikums, der an solchen Widersinnigkeiten Gefallen findet, müßte sehr klein sein.

*) Tauchnitz Edition. 1878. vol. 1707.

— **„A Modern Mephistopheles."***) Das vorliegende Buch ist eines der interessantesten Stücke der stetig anwachsenden No Name Series. Der Kenner der neueren amerikanischen Belletristik möchte vermuthen, daß es von Julian Hawthorne, dem Sohne des berühmten Nathanael Hawthorne, geschrieben sei. Stil, Composition, und vor allen Dingen die eigenthümlich nebelartige Atmosphäre, die wie ein durchsichtiger Schleier auf diesem Phantasie-Gebilde ruht, gemahnen an jenen Dichter. Man könnte das Werk einem künstlerisch vollendeten Schattenbilde vergleichen, welches in feinen Umrissen das wirkliche Leben wiedergiebt und doch einen weit ätherischeren, wesenloseren Eindruck macht als eine Zeichnung oder ein Gemälde. Sollte „A Modern Mephistopheles" in der That von J. Hawthorne sein, — so ist es die beste seiner Schöpfungen. Seine beiden Romane Bressant und Garth haben weit weniger dramatisches Leben und ergreifen nicht so sehr als diese kleine, anscheinend so einfache und doch so bedeutsame Geschichte. — Ihr Inhalt läßt sich in wenige Worte zusammendrängen. Felix Canaris, ein junger Dichter, ist der Verzweiflung nahe. Sein poetischer Erstling, das geliebte Kind seines Herzens und seines Geistes, ist zurückgewiesen worden, dahin sind seine Aussichten auf Ruhm und Ehre, seine hochfliegenden Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft. Arm, elend, hülflos will er Hand an sich selbst legen, — als sich die Thür seines Dachstübchens öffnet und — der moderne Mephistopheles, Jasper Helwyze, hereintritt. Der reiche, kränkliche, nach einem unterhaltenden Zeitvertreib suchende Mann nimmt den unglücklichen Jüngling in sein Haus oder vielmehr sein Schloß auf, — behandelt ihn wie ein Fürst einen von seiner Gnade abhängigen Günstling und verhilft seinen Schriften in die Öffentlichkeit. Aus dem bleichen, abgezehrten Dichter wird ein schöner blühender junger Mann. In einem kleinen Gemach, dicht neben Jaspers Zimmer arbeitend, sendet Canaris von Zeit zu Zeit Werke seiner Feder in die Welt hinaus. Seine Gedichte, seine dramatischen Schöpfungen erregen Staunen und Bewunderung; sein Name fliegt von Mund zu Mund. Aber er freut sich dieses Beifalls nicht; die Lorbeern, mit welchen man seine junge Stirn bekränzt, scheinen ihn niederzudrücken, anstatt ihn zu heben. Warum? Weil er gefesselt ist und zwar von seinem scheinbaren Wohlthäter, der ihm das Leben nur geschenkt hat, um es ihm erst recht zu rauben, und mit ihm zu spielen, wie die Katze mit der Maus. Scheinbar giebt Helwyze seinem jungen Hausgenossen die Freiheit, nach eigenem Belieben zu kommen oder zu gehen, zu handeln oder zu unterlassen; in Wahrheit aber hält er ihn an einer unsichtbaren Kette gefangen und beherrscht jede seiner Bewegungen. Sogar auf seine Heirat übt er einen bestimmenden Einfluß; er zwingt Canaris, sich mit einem Mädchen zu vermählen, das er ihm auswählt, um an ihr ein zweites Spielzeug zu haben. Die Seele der jungen Frau ist ein reines, unbeschriebenes Blatt, und

*) Boston, Robert's Brothers.

er brennt vor Begierde, sie mit seinen Schriftzügen anzufüllen. Gladys aber ist trotz ihrer Weiblichkeit und Hingabe stärker, spröder, widerstandsfähiger, als er gedacht. Das Herz ihres Gatten hat eine schwache Stelle, in die der Versucher Eingang gefunden hat; das ihrige ist besser verschanzt und es prallen daran alle seine Versuche, sie zu seinem geistigen Eigenthum zu machen, machtlos ab. Die unerklärliche Abhängigkeit ihres Mannes quält und peinigt sie; rastlos sucht sie die geheimnißvolle Kette, die ihn an den unheimlichen Menschen bindet, zu entdecken, um sie zu zerreißen. Vergebens! — Eines Nachts wird Helwyze schwer krank; Canaris wacht in einem Nebenzimmer. Da erwacht in der Brust des jungen Mannes der Gedanke, sich seines Peinigers zu entledigen. Eine Phiole mit Chloral steht auf dem Tisch; er braucht nur die dem Patienten verordnete Dosis des betäubenden Medicamentes zu verdoppeln — und er ist frei! Er erhebt die Hand, um die verhängnißvollen Tropfen in das Wasser zu gießen; plötzlich steht Gladys vor ihm und hindert ihn an der entsetzlichen That. Von der Macht des Augenblicks überwältigt, giebt er sich ihrem erlösenden Einfluß unbedingt hin; er legt ihr eine vollständige Beichte ab. Eines seiner Werke ergreifend, schlägt er das Titelblatt auf, streicht seinen Namen durch und ersetzt ihn durch Jaspers Namen. Gladys versteht ihn sofort, — „er ist eine lebende Lüge; sein Ruhm, seine Dichterkrone sind erborgter Schmuck; er ist eine Null, ein Nichts, ein Bettler, geistig und körperlich!“ — Diese Entdeckung ist ihrer wahren, schlichten Natur die schwerste Prüfung, die sie treffen konnte. Doch faßt sie sich und zeigt dem Unglücklichen den einzigen Weg zur Freiheit und Unabhängigkeit. Noch in der nämlichen Nacht stirbt sie bei der Geburt eines Kindes, das nur wenige Augenblicke athmet. Canaris aber streift die lügnerische Hülle von sich, indem er seinem Verleger den Thatbestand mittheilt. Arm, elend, heimatslos, wie er gekommen, verläßt er das Haus seines bösen Geistes, und der Gedanke an seine Erretterin giebt ihm Kraft und Mannesmuth, sein Leben neu zu beginnen.

A. P.

Mancherlei.

Es ist auffallend, daß die so reiche Literatur des Elsasses so arm ist an Dialektdichtungen und doch erscheint Nichts dankbarer, als Scenen aus dem anmuthigen elsässischen Leben in dem urwüchsigen alemannischen Dialekt vorzuführen. Arnold's prächtiger „Pfingstmontag“, durch Goethe's Empfehlung auch in Deutschland bekannt geworden, hat manche Nachfolge gefunden, allein populär sind die Versuche der Stöber, Mangold, Verdellé u. A., insoweit sie dramatischer Art waren, niemals geworden. Dieses Schicksal wird wohl auch das neueste Lustspiel im elsässisch-alemannischen Dialekt, „D' Maiselocker“ von Ch. F. Kettner (Straßburg 1877, J. Noiriel) theilen, obschon es mit Glück und nicht ohne Geschick gewisse Tendenzen, wie sie gegenwärtig in Straßburg auf- und abfluthen, charakterisirt und nebenbei Sitten und Gewohnheiten des älteren und neueren Straßburg schildert. Dramatische Spannung wohnt dem anspruchslosen Lustspiel nicht inne, allein wer Straßburgs Verhältnisse und Dialekt kennt, wird es mit Vergnügen lesen. Der Verfasser ist beiläufig kein Anhänger der autonomistischen Partei, verspottet dieselbe vielmehr in der Person des Bankier Fischer und moquirt sich über die Versatilität der Autonomisten, von denen einige eine sehr mannigfaltige politische Vergangenheit haben. Dem Bankier Fischer wird im „Maiselocker“ von einem der alten Altstraßburger vorgehalten:

„Sinn Sie nit tur à tur Legitimist gewese,
Derno for d'Orléans, un später kann merr lese,
Wie Sie am Freiheitsbaum e Bracht's-Redd deklamiert,
Daß alles so het gflennt . . . .
Bim Badinguè sinn Sie der best Bonapartist
Gewese, endli bit sin Sie Autonomist“.

D.

Les Entr'actes von A. Dumas (Michel Lévy) bringen in einem Bande gesammelt eine Reihe polemischer Zeitungsartikel meist älteren Datums. Die erste Hälfte derselben besteht aus geharnischten gegen die Revolution von 1848 gerichteten Pamphleten, die heute, wo jene Zeit und ihre Vertreter längst verschwunden sind, wohl gegenstandslos sein dürften. Aber auch der zweite, dramaturgische Theil bietet kein dauerndes Interesse. Sie erinnern im Guten wie im Bösen an jene berühmten Vorreden, die in seinem Théâtre complet zuerst gesammelt erschienen; sie enthalten viel Geist; die Prinzipien liegen aber in einer solch chaotischen Verwirrung, daß der Leser oft genug zweifeln wird, ob der berühmte Dramatiker auch im Ernst redet. Die Widersprüche sind häufig genug, und wenn man zu ihrer Erklärung auch anführen kann, daß jene Artikel aus ganz verschiedenen Epochen stammen und somit verschiedene Entwickelungsstadien des Autors darstellen, so hätte dies eben Grund genug sein können, ihre Sammlung zu unterlassen.

B.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

De Soyres, J.: Montanisme and the Primitive Church; a Study in the Ecclesiastical History of the Second Century; the Hulsan Prize Essay, 1877. London, Bell. 6 s.

Disraeli, B.: Earl of Beaconsfield — More than 100 Cartoons from Punch. With Footnotes. London, Bradbury. 4 s.

Stowe, H. B.: Poganuc People: their Loves and Lives. London, Low. 10 s. 6 d.

Taylor, W.: National Taxes. London, Stanford. 2 s. 6 d.

Warner, Mrs.: Pine Needles, and Old Yarns. London, Simpkin. 2 s.

II. Französisch.

Block, Maurice: Annuaire de l'économie politique et de la statistique. 1878. 35e Année. Paris, Guillaumin. 7 fr. 50.

Cordier, Henri: Bibliotheca sinica; Dictionnaire bibliographique des ouvrages relatifs à l'Empire chinois. Tome I, Fasc. 1. Prix de l'ouvrage entier. Paris, Leroux. 50 fr.

Esmein, A.: Du Délit d'Adultère à Rome. Paris, Larose. 2 fr. 50.

III. Spanisch.

Benech, M.: Estudios sobre los clásicos latinos aplicados al derecho civil romano. — Primera série. Los satiricos: Horacio, Persio, Marcial, Juvenal. Madrid, Murillo. 14 rs.

Giner, F., Soler, E. y Calderon, A.: Lecciones sumarias de psycologia. Segundo edicion. Madrid, V. Suarez. 18 rs.

Gonzales de Tejada, J.: Romances. Madrid, Murillo. 15 rs.

Refranero general español; parte recopilado y parte compuesto por D. José Maria Sbarbi. Tomo X. Madrid, Fuentenebro. 24 rs.

Valera, Juan: Pasarse de listo; novela original. El pájaro verde y Parsondes. Madrid, Murillo. 16 rs.

Valera, Juan: Disertaciones y juicios literarios. Madrid, Murillo. 28 rs.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien: (191)

Die Sterne.

Grundzüge der Astronomie der Fixsterne

von

P. Angelo Secchi.

Mit 78 Abbildungen in Holzschnitt und 9 Tafeln in Farbendruck, Lithographie u. Stahlstich.

8. Geh. 8 Mk. Geb. 9 Mk.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 34. Band.)

Der kürzlich verstorbene berühmte italienische Astronom Pater Secchi hat in diesem Werke die Ergebnisse seiner Wissenschaft in solcher Weise zusammengestellt, dass der Leser eine Vorstellung von der Unermesslichkeit und Mannichfaltigkeit des Weltalls zu gewinnen vermag. Namentlich wurde auch den wichtigen Fragen und Untersuchungen der letzten Zeit eingehende Erörterung zu Theil. Das sehr empfehlenswerthe Werk ist mit vorzüglichen instructiven Abbildungen aufs reichlichste ausgestattet.

Berlin, September 1878.

Binnen Kurzem erscheint folgende neue Jugendschrift:

W. Hagelbergs

Zoologischer Hand-Atlas.

Naturgetreue Darstellung des Thierreichs in seinen Hauptformen.

A. Säugethiere (Mammalia).

228 Abbildungen auf 20 Tafeln nebst Text.

gr. 8° in farbigem Umschlag cartonnirt. Preis 5 Mark.

Durch dieses Buch wird den betreffenden Kreisen zum ersten Male eine dem **Anschauungsunterrichte** wirklich entsprechende, körperlich hervortretende, **naturgetreue Darstellung des Thierreiches** geboten. (192)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann).

Soeben erschien: (193)

Zwei Giebelgruppen aus Tanagra

von

Ernst Curtius.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1878.

Mit 5 Tafeln.

gr. 4°. cart. Preis: Mk. 4,50.

Berlin. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhdlg. (Harrwitz & Goßmann).

Soeben erschien:

Petrarca's Leben und Werke

von

Prof. Dr. **Gustav Körting.**

A. u. d. T.: Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaissance. I. Band.

46 Bogen. gr. 8°. Preis: M. 14.

Leipzig. (194)

Fues's Verlag (R. Reisland).

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Ueber

die Abfassungszeit der Schrift vom Staate der Athener

von

A. Kirchhoff.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1878.

gr. 4. geh. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in **Berlin.** [195]

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in Leipzig erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (196)

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8. Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 37 enthält folgende Artikel:

Goethe's Vota gegen landsmannschaftliche Verbindungen in Jena. Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt. — Vorahnungen moderner Naturerkenntniß bei Lucrez. A. Brieger. — Neuere theologische Literatur. H. Jacoby. — Der zweite Band von Oetker's Memoiren. K. Wippermann. — Sozialistische Chronik. F. Mehring. — Literatur. Cornelius Gurlitt, Das königliche Schloß in Dresden und seine Erbauer. — Max Schasler, Ueber moderne Denkmalswuth.

Die Nummer 10 Bd. II. v. 8. September der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI**, welche in Florenz erscheint, enthält: (197)

Il Licenziamento degli Scolopi. — La Questione Monetaria. — Corrispondenza da Vienna. — La Settimana. — Una nuova disputa sul Machiavelli (*P. Villari*). — Corrispondenza artistica da Parigi (*C*). — Gli esami Liceali, Lettera ai Direttori (*J.*). — Bibliografia: Letteratura e Storia. *G. A. Cesareo*, Canti di Primavera; *Luciano Banchi*, Statuti Senesi scritti in volgare nei secoli XIII e XIV e pubblicati secondo i testi del R. Archivio di Siena. — Viaggi. *Max Nordau*, Il vero paese dei Miliardi. — Economia pubblica. Dottor *Luigi Cossa*, Saggi di economia politica. — Notizie. — Riviste Italiane. — Riviste Francesi. — Notizie varie. — Articoli che riguardano l'Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri. — Riviste Tedesche.

Soeben erschien:

Ueber die Entstehungszeit des herodotischen Geschichtswerkes.

Zwei akademische Abhandlungen

von

A. Kirchhoff.

Zweite Auflage.

(Mit einem Anhange: **Ueber die Zeit von Herodot's Aufenthalt in Sparta.**)

gr. 8°. geh. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Berlin. (198)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann).

Literarische Neuigkeiten

bis 14. September 1878. (199)

Braun, Ein Traum. Schauspiel in 5 Aufzügen. Th. Hoßstein in Cassel.

Döring, Ueber den Begriff der Philosophie. Koeppen'sche Buchh., Dortmund.

Doornkaat Koolmann Wörterbuch der Ostfriesischen Sprache. Heft 5. H. Braams in Norden.

Eckenbrecher, Die schöne Magelone. H. Schultze in Leipzig.

Friedlander, Patristische und Talmudische Studien. A. Hoelder in Wien.

Grenville-Murray, die Russen der Gegenwart. Deutsch von H. von Wobeser. Quandt & Händel in Leipzig.

Heimerdinger, Ein lebendes Bild. Lustspiel in 2 Akten. Hamburg.

Helmerdinger, Seelenverwandtschaft, Bürgerliches Schauspiel in 4 Akten. Hamburg.

Herbert, Die böhmischen Bäder. Mit 17 Initialen, 17 Abbildungen und 1 Karte. A. Hartleben in Wien.

Kopp, Römische Alterthümer für höhere Lehranstalten und für den Selbstunterricht bearbeitet. Mit 32 Holzschnitten. 3. Auflage. J. Springer in Berlin.

Lazarus, Ideale Fragen in Reden und Vorträgen, geb. A. Hofmann & Co. in Berlin.

Lobe, Katechismus der Musik. 19. Auflage. J. J. Weber in Leipzig.

Oswald, Rita Gerrits, Eine ostfriesische Geschichte. Nordwestdeutscher Volksschriften-Verlag in Bremen.

Plattner, Der Wucher in der Bukowina. G. Fischer in Jena.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow & Holtzendorff. Heft 298 bis 304. C. Habel in Berlin.

Sanders, Katechismus der Orthographie. 4. Auflage. J. J. Weber in Leipzig.

Smith, Natur und Ursachen des Volkswohlstandes. Neu übersetzt von Löwenthal. E. Staude in Berlin.

Sieber, Katechismus der Gesangskunst. 3. Auflage. J. J. Weber in Leipzig.

Söderström, Ueber den Begriff Kunst. Eine Abhandlung für die Volksanschauung. 2. Auflage. Fr. Weiß's Nachfolger in Grünberg.

Waldeck, Russische Erzählungen. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlg. in Leipzig.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von Holtzendorff. Heft 103 bis 106. C. Habel in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes

F. d. Redaction verantwortlich Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin. [illegible] Druck von Eduard Krause in Berlin. [illegible]

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 28. September 1878. [№ 39.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Friedrich Diez.

Kein Gelehrter hat auch nur annähernd soviel zur geistigen Verbindung Deutschlands und der romanischen Länder beigetragen wie Friedrich Diez; und kein anderer hat das Glück gehabt, seine wissenschaftlichen Leistungen unter Nationen verschiedenster Sprache und Abstammung so neidlos und ohne Rückhalt anerkannt zu sehen. Franzosen und Italiener beweisen ihm eine Anhänglichkeit, die nicht größer sein könnte, wenn er einer der ihrigen wäre; ja sie haben, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbot, den Anspruch erhoben, daß er ihnen ebenso gut wie den Deutschen angehöre.

Diese Erscheinung findet freilich in erster Linie ihre einfache Erklärung darin, daß Diez eben der Begründer der romanischen Sprachwissenschaft ist, die in den neulateinischen Ländern mehr als irgend eine andere Wissenschaft aufblühte und viele und bedeutende Kräfte an sich fesselt. Man darf jedoch daneben nicht vergessen, welche Wirkung die Persönlichkeit des Bonner Professors ausüben mußte, dessen Einfachheit und Anspruchslosigkeit die allseitige Anerkennung so sehr erleichterte. Unter den Vertretern jenes Typus von Gelehrten, deren ganzes Leben in ihren Büchern aufgeht, ist Diez wohl nicht bloß einer der bedeutendsten, sondern auch einer der letzten gewesen; da in unserer Zeit bei dem engen Ineinanderwirken aller Richtungen eine so ausschließliche Beschränkung auf die wissenschaftliche Production immer schwieriger wird. Je seltener aber eine so bescheidene und selbstlose Hingabe an die Wissenschaft in unseren Tagen ist, um so leichter erklärt sich die schnelle Sympathie, durch die er Alle, die ihm persönlich näher traten, gewann.

Bei Diez tritt aber der Mensch so vollständig hinter dem Gelehrten zurück, daß sein Biograph in Verlegenheit geräth, was er außer seinen wissenschaftlichen Bestrebungen über sein Leben berichten soll. Eine eigentliche Biographie von ihm, an der es noch fehlt, würde in der That nicht viel mehr als eine Entstehungsgeschichte seiner Schriften enthalten können. Kleine Anläufe dazu sind öfter gemacht worden. Zuerst von Gaston Paris vor der französischen Übersetzung der Einleitung in die romanische Grammatik. Dann von U. A. Canello in einer in Florenz 1871 erschienenen Schrift: „Federico Diez e la filologia romanza", die er seinem Lehrer zu dessen fünfzigjährigem Doctorjubiläum als Huldigung darbrachte; und in einem vor den Studenten in Padua gehaltenen Vortrag, welcher sich unter seinen „Saggi di critica letteraria" (Bologna 1877) befindet. Eine andere Arbeit dieser Art verdanken wir Hermann Breymann*), die gleichfalls aus einem öffentlichen Vortrag hervorgegangen ist. Diese Schrift und die zuletzt erwähnte von Canello ergänzen sich gegenseitig. Breymann verweilt etwas länger bei der literar-historischen Wirksamkeit von Diez, während der Italiener näher auf seine Stellung innerhalb der Geschichte der etymologischen Forschung eingeht und sein Verhältniß zu der letzten Stufe einer namentlich durch Ascoli's Verdienst vervollkommneten Methode dieser Wissenschaft näher ins Auge faßt. Die verschiedene Behandlung desselben Themas erklärt sich aus der Zusammensetzung des Publikums, vor welchem die bezüglichen Vorträge gehalten sind. Was vor den Paduaner Studenten zu behandeln nahe lag, mochte in derselben Ausführlichkeit für einen gemischten Zuhörerkreis in München nicht geeignet scheinen. So dient Breymann's Schrift denn auch vorzugsweise dazu, um weitere Kreise in die wissenschaftliche Bedeutung Diezens einzuführen. Sie giebt dem Laien einen möglichst klaren Begriff von der Rolle die dem Begründer der romanischen Sprachforschung in der Geschichte der modernen Sprachwissenschaft zufällt. Auch Diezens Verhältniß zu seinen Vorgängern, namentlich zu Raynouard, ist gut hervorgehoben. Wenn wir aber an dem Bilde, welches hier von seiner wissenschaftlichen Bedeutung entworfen wird, Etwas vermissen, so ist es die Hervorhebung des Einflusses, den Jacob Grimm's Methode und Arbeiten auf Diez ausgeübt haben, ein Punkt, der in der jüngsten Schrift Canello's mit Recht entschiedener betont wird. G. M.

England.

Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield, als Romandichter.

(Schluß).

Allein es ist vor allem eine Trilogie von Romanen, die in den Jahren 1844—47 veröffentlicht wurde, in denen Disraeli seiner eigenen Aussage zufolge, seine Ansichten über politische, sociale und religiöse Probleme niedergelegt hat. Bevor wir dieselben jedoch besprechen, müssen wir auf ein anderes seiner Werke zurückgehen, das, 1827 geschrieben, als Ankündigung des werdenden Politikers viel bedeutsamer ist als „Vivian Grey". „The Voyage of Captain Popanilla" ist eine satirisch-politische Burlesque in der Art des Swift'schen „Gullivers Travels". Wenn sie auch dieser unvergleichlichen Schöpfung nicht an die Seite gestellt werden kann, so ist sie doch als das Werk eines sehr jungen Menschen vielverheißend genug. Popanilla ist auf einer von Missionären und Seefahrern noch nicht ent-

*) Herrmann Breymann: Friedrich Diez, sein Leben, seine Werke und deren Bedeutung für die Wissenschaft. Vortrag, gehalten zum Besten der Diez-Stiftung. München, Ackermann, 1878.

deckten Insel des indischen Oceans geboren. Am Tage schläft hier die Natur, aber Nachts ist sie wach und erfreut die schönen Inselbewohner mit allem, was das Leben genußreich macht, selbst mit den Gesängen von Wassernixen, die zu Tausenden die Insel umkreisen. Dies ist die Insel Phantasia. Popanilla, der eine Haarlocke seiner Geliebten verloren hat und sie längs des Strandes sucht, findet eine Matrosenkiste, die von einem Wrack ans Ufer gespült worden ist. Er öffnet sie und entdeckt unter anderen Dingen ein Buch betitelt „The Universal Linguist" by W. Hamilton*) „or the Art of dreaming in Languages". (Der Universalsprachmeister oder die Kunst in unbekannten Sprachen zu träumen.) Durch das Studium dieses Buches wird Popanilla nicht nur ein hochmüthiger Gelehrter, sondern er langweilt auch alle seine alten Gefährten und wird daher von ihnen gemieden. Dessenungeachtet beginnt er junge Leute in die Geheimnisse der Gelehrsamkeit einzuweihen, und veranlaßt sie dadurch das Tanzen zu vernachlässigen, den jungen Damen unangenehme Dinge zu sagen, kurz, sich höchst unleidlich zu machen. Um diesem Zustand abzuhelfen, läßt der König der Insel endlich den Anstifter all der Unzufriedenheit vor sich rufen, macht ihn zum Oberbefehlshaber der Meere und läßt ihn auf ein Canoe bringen, das in die offene See gestoßen wird. Nach mehrtägigem Treiben auf dem Ocean kommt Popanilla zu der Insel Vraibleusia und wird als hervorragender Ausländer nach Hubbabub, der Hauptstadt des Reiches, geführt. Hier studirt er die socialen Erscheinungen Englands und Irlands, wie Benjamin Disraeli im Jahre 1827 sie auffaßte. Popanilla wird zuerst sehr verwöhnt und gefeiert und schließlich des Hochverraths angeklagt. Die ganze trefflich angelegte und durchgeführte Schrift ist eine ausgezeichnete Satire, voll Erfindung, voll treffender Anspielungen und scharfen, beißenden Sarkasmus und jenes derben Humors, der einige der besten Parlamentsreden Disraeli's characterisirt. Sie enthält eine merkwürdige Vorahnung der Annexion der Insel Cypern und zeugt von der geringen Achtung, die Disraeli für eben jene Gutsbesitzer hegte, denen es später beschieden war, ihm zur Macht zu verhelfen. Überhaupt tritt darin eine ausgesprochene Verachtung vieler Dinge hervor, die 1827 für Parteiweisheit galten.

Im Jahre 1837 ward dem Ehrgeiz Disraeli's die Befriedigung zu Theil, daß er ins Parlament gewählt wurde. Niemand ahnte in dem häßlichen Entlein den künftigen Schwan. Als er das erste Mal sprach, schenkte das Haus ihm kein Gehör. Er setzte sich mit den Worten: „Ich bin durchaus nicht erstaunt über den Empfang, der mir zu Theil geworden. Ich habe viele Dinge mehrere Male beginnen müssen, ehe ich Erfolg hatte. Jetzt setze ich mich, aber die Zeit wird kommen, da Sie mich anhören werden." Gegen das Ende des Jahres 1843 wurden die jüngeren Mitglieder der Torypartei unzufrieden mit Sir Robert Peel's Politik. Die neue Generation bedurfte eines Manifestes und Disraeli unternahm es das wichtige Schriftstück abzufassen. In dieser Kundgebung der Principien und Ziele Jung-England's verletzte Disraeli seine Feinde in einer Weise, die sie ihm nie vergeben haben. Er schrieb kein langweilig trübseliges Buch oder Pamphlet, sondern er äußerte seine Gedanken unter der Maske der Fiction. „Coningsby or the New Generation" hieß die Schrift. Als Erzählung betrachtet, entbehrt das Werk so gut wie jeder Erfindung. Der Verfasser hält es nicht für nöthig, den künstlerischen Erfordernissen eines Romans gerecht zu werden, er verläßt sich einzig auf die Macht seines Genius, um seinen Gestalten Leben einzuhauchen und das Interesse an seiner Darstellung aufrecht zu erhalten. Das Ganze begibt sich ausschließlich in den Kreisen großer, vornehmer und reicher Leute, die, mit wenigen Ausnahmen, Conservative sind. Das Buch ist nicht mit der Absicht geschrieben, die politischen Widersacher lächerlich zu machen, sondern es will die Parteigenossen zu einer ernsten und wichtigen That rufen: sie sollen das kleinliche politische Gezerre bei Seite lassen und die Leiter eines großen Volkes werden. Der Held ist der verwaiste Enkelsohn Lord Monmouth's, eines kalt berechnenden herzlosen Mannes, der Coningsby adoptirt oder vielmehr vorgiebt, dies zu thun. Er läßt ihn lange Zeit auf der Schule, schickt ihn dann nach Eton, wo er sich die allgemeine Gunst erwirbt, und schließlich nach Oxford, wo er zu großen Ehren gelangt. Während der Ferien besucht Coningsby nicht nur das Schloß seines Großvaters, sondern auch andere Adelssitze und macht sich überall als ein begabter, edler und hochherziger Jüngling beliebt. Es ist bemerkenswerth, daß in allen Romanen Disraeli's, von „Vivian Grey" bis „Lothair", die Hauptfigur ein junger Mann ist, der die Welt in Erstaunen setzt, bevor er noch großjährig geworden. Disraeli selbst kann nicht beschuldigt werden, jemals zu wenig Dreistigkeit besessen zu haben, und er scheint eine besondere Vorliebe zu hegen für die rücksichtslose Verwegenheit der Jugend, die mehr ihren Eingebungen als Berechnungen folgt. So begnügt sich auch Coningsby, kurze Zeit nachdem er die Universität verlassen, nicht länger mit seinen bisherigen conservativen Anschauungen und begibt sich nach Manchester, um die wirkliche Lage der Fabrikdistricte kennen zu lernen. Hier trifft er mit Sidonia, einem hervorragenden Juden, zusammen, der, im Alter von dreißig Jahren, bereits alle Quellen menschlichen Wissens erschöpft hat. Von ihm nimmt unser Held neue und aufgeklärte Vorstellungen an und erfährt zumal, daß die heidnische Welt eine Posse, eine Emporkömmlings-Civilisation, daß die echten Bewahrer ewiger Principien nur in der semitischen Rasse zu finden seien. Während Coningsby zu Füßen dieses Gamaliel sitzt, verliebt er sich sterblich in ein Fräulein Millbank, die Tochter des erbittertsten Feindes seines Großvaters. Die Folge ist, daß Lord Monmouth ihn mit 10,000 Pfund abspeist und seine Güter einer jungen Dame, Flora, vermacht. Da aber, wie wir bereits früher bemerkt haben, die Helden Disraeli's nicht arm sein dürfen, so entbrennt die Erbin in heißer Liebe zu Coningsby und besteht darauf, zu sterben und ihm ihr ganzes Vermögen zu hinterlassen. So kommt alles wieder ins rechte Geleise und unser Held geht nach Westminster, um da die Ansichten der neuen Generation, wie er sie von Sidonia und Manchester eingesogen hat, auseinanderzusetzen. Er will zeigen, daß die Whigs seit 1688 in England eine hocharistokratische Republik nach Muster der venetianischen eingeführt haben und daß diese venetianische Regierungsform wirklich in England bis 1832 existirte, wo die Reformbill sie zerstörte, der Nation venetianische Principien, aber ohne venetianische Constitution belassend.

Auf diesen aus Farce, Tragödie und Mysterium zusammengesetzten Roman folgte 1845 „Sybil or the two Nations", das, wiewohl von jenem gänzlich abweichend, doch ebenfalls als politisches Manifest Jung-Englands betrachtet werden muß. In „Coningsby„ waren alle handelnden Personen reiche, zur conservativen Partei gehörende Mitglieder der Aristokratie. In „Sybil" werden uns fortwährend zwei Gruppen von Figuren vorgeführt, Reich und Arm. Aus vergoldeten Sälen, über welche Kunst und Reichthum

*) Hamilton war ein talentvoller Schwärmer, welcher Theorien aufstellte über die Geschwindigkeit, mit der fremde Sprachen ohne Kenntniß der Grammatik gelernt werden könnten — Theorien, die zu der Zeit, als Popanilla geschrieben wurde, sehr im Schwange waren.

ihre Pracht ausgegossen, werden wir plötzlich in elende Hütten und Keller versetzt, in denen Verzweiflung, Armuth und Entbehrung hausen. Zugleich soll uns gezeigt werden, wie Gut und Böse sich in so gänzlich verschieden gestellten Menschen entwickeln. In dieser Weise erblicken wir beständig die „beiden Nationen" und die mit Kraft und Lebendigkeit geschilderten Übel, die aus unserer unchristlichen Abschließung hervorgehen. „Sybil" beginnt in einem Westendklub am Vorabend des Derbyrennens von 1837 und führt uns sogleich in die Gesellschaft der blasirten aristokratischen Jugend ein. Von da gelangen wir nach Epsom Downs, vertiefen uns in Politik und theilen die Aufregung der Torypartei beim Tode Wilhelms IV. und der Thronbesteigung der Königin Victoria. Egremont, der jugendliche und enthusiastische Held, stattet seinem Bruder, dem Lord Marney auf Marney Abbey einen Besuch ab und trifft daselbst mit einer Anzahl von Gentlemen zusammen, die fast alle kalte intrigante Politiker sind, nur ihre persönlichen Ziele vor Augen haben und die Armen bekämpfen und hassen. Wie nicht anders zu erwarten, zieht diese sociale Tyrannei schlimme Folgen nach sich. Die Leute auf dem Marney-Gute sind tückisch und unzufrieden und befriedigen ihren Haß, indem sie das Getreide und die Heuschober anzünden. Mittlerweile macht der ins Parlament gewählte Egremont die Bekanntschaft zweier Männer aus den Fabrikdistricten: Morley ist der socialistische Redacteur einer Provinzialzeitung und Gerard ein helldenkender, entschlossener Radikaler von tiefen und ernsten Überzeugungen und großer Begabung, ein Typus, der in den Manufactur-Centren dutzendweise vertreten ist. In einer nur wenige Minuten währenden Unterhaltung setzen die beiden Männer Egremont in Erstaunen durch die Kühnheit und Originalität ihrer Ansichten. Seine Bekehrung ist fast vollständig, da werden sie in ihrem Gespräch unterbrochen durch eine Stimme, die in Tönen voll des erhabensten Pathos die Hymne der Gottesmutter singt und die natürlich einer der lieblichsten Erdentöchter angehört (wie könnte dieselbe sonst Disraeli's Heldin sein!) Selbstverständlich flößt sie Egremont sofort die heftigste Liebe ein, doch klingt die Unterredung mit den beiden Männern stark genug in ihm nach, um ihn zu veranlassen, sich die Fabrikstadt Mowbray zu besehen und die Lage der Fabrikarbeiter aus eigener Anschauung kennen zu lernen, ebenso wie er es früher betreffs der Landarbeiter gethan hatte. Wir werden nun in Dachstuben geführt, wo Weber vor ihren Handwebstühlen verhungern, in Keller, wo Schmutz, Gift und Trunkenheit ihr tödtliches Werk verrichten. Egremont sieht geschickte Arbeiter, die in einem Zustande von Barbarei leben, welchem das Leben wilder Völkerschaften nicht an die Seite zu stellen ist, und der glücklicherweise jetzt der Vergangenheit angehört. Auch in die Mysterien der Gewerkvereine wird Egremont eingeweiht, er wohnt der großen Chartistenbewegung bei und ist Zeuge bei der Verhaftung und Verurtheilung der Führer und der Niederschlagung des ganzen Unternehmens. Außerdem enthält der Roman eine lebendige Schilderung der Aufstände des Jahres 1842, indem die Kohlenbergleute und Weber eine Zeitlang den District von Mowbray in ihrer unbeschränkten Gewalt haben. All dies soll, nach des Verfassers Absicht, „ein wahres und keineswegs übertriebenes Gemälde einer bemerkenswerthen Periode unserer socialen Geschichte sein."

Die Erzählung, in welche diese aufregenden Thatsachen verwoben sind, ist eine höchst einfache. Sybil ist natürlich eine große Erbin; Lord Marney kommt in den Aufständen um, sein Bruder erbt Rang und Besitz, und, wie in allen richtigen Erzählungen, läuft das schöne und interessante Paar, nach Überwindung vieler Hindernisse, in den Hafen der Ehe ein und lebt, Gott weiß, wie lange und wie glücklich. Wir haben noch nicht genügend hervorgehoben, daß das Jungengland Disraeli's, was bei einem Conservativen nicht zu verwundern, in der Kirche eine thätige Helferin zum Zweck der Wiedergeburt der Gesellschaft erblickt. Auf diese geistige Frage geht namentlich das dritte Stück der Trilogie ein, „Tancred or the new Crusade" (1845). In diesem Werk entwickelt der Verfasser seine Ansichten über das große Haus Israel und über den Einfluß, den die ursprünglich aus Asien stammenden Dogmata auf die westliche Civilisation gehabt haben. „Tancred" ist eine romantische und gut durchgeführte Dichtung, doch als Manifest der Principien und Ziele der neuen Schule englischer Politiker hat das Werk nicht die Bedeutung seiner Vorgänger. Die neue Generation verstand es, politisch zu wirken, sich der Sache der Armen und Unterdrückten anzunehmen, aber das „große asiatische Geheimniß" zu lösen, war selbst für die Bewunderer des Disraeli'schen Stiles ein wenig zu transcendental. Der Inhalt des Romanes ist kurz folgender: Tancred, dem einzigen Sohne des Herzogs von Bellamont, wird, bei seiner Großjährigkeit, von dem Vater ein Parlamentssitz und von der Mutter eine liebliche Braut angeboten. Er schlägt beides aus und äußert zur Verwunderung und Bestürzung seiner Freunde, die für seinen Verstand zu fürchten beginnen, den Wunsch, Jerusalem zu besuchen, denn er glaubt, daß die Inspiration nicht nur ein göttliches, sondern auch ein örtliches Ding ist und daß Gott nur auf dem Boden Palästina's zu Menschen sprechen kann. Die Vorstellungen der Eltern, des Lehrers und des Bischofs sind vergeblich, Tancred reist nach dem heiligen Lande, wohl versehen mit Creditbriefen und Empfehlungen von Sidonia. Er verbringt seine Zeit in frommen Gebeten in der Heiligen-Grabkirche und lernt heiliges Wissen von einem spanischen Priester jüdischer Abkunft, der, als Prälat der von einem Hebräer gegründeten katholischen Kirche, noch einen Theil jener magnetischen Kraft besitzt, deren der Protestantismus verlustig gegangen ist. Als eines Tages Tancred in Bethanien sich der Beschaulichkeit hingiebt, trifft er zusammen mit Eva, der schönen Tochter des reichsten jüdischen Bankiers in Syrien. Sie beginnt ein religiöses Gespräch mit ihm und stellt einige heilige Fragen an ihn, wie z. B.: „Was würde aus dem Sühnopfer geworden sein, wenn die Juden die Römer nicht überredet hätten Jesus zu kreuzigen?" Alsdann besucht Tancred den Berg Sinai, Libanon und Damascus; wohnt einem jüdischen Feste bei; verfällt in eine Krankheit; wird von einer eigenthümlichen Völkerschaft gefangen genommen, die ihn in die Geheimnisse ihres Gottesdienstes, welcher der der alten Griechen ist, einweiht, und endlich, nach vielen Fährlichkeiten, kehrt Tancred schließlich nach Jerusalem zurück und findet dort Vater und Mutter, die ihren verirrten Sohn suchen. Und hier endet urplötzlich die Erzählung, ohne daß wir erfahren, ob Tancred die liebliche Ewa geheiratet hat, die seinen Glauben befestigt und seine heroischen Empfindungen erhöht hatte. Wiewohl in dem Buche die schwüle Luft des Mysteriums weht, welche Disraeli besonders gern athmet, so enthält es doch schöne und erhabene Gedanken. Seinen politischen Zweck hat man darin gefunden, daß es zeigen soll, auf welche Weise England die alleinherrschende, allerdings anglomahomedanische Macht Asiens werden und mit unverantwortlichem Haupte, ohne Controle des Parlaments regieren kann. Seiner theologischen Seite nach will es den Einfluß der Rasse auf das menschliche Handeln zum Schlüssel der Geschichte machen und beweisen, daß Redlichkeit und religiöse Ehrfurcht die eigentlichen Pfeiler der menschlichen Gesellschaft sind.

Nach Veröffentlichung dieser Trilogie war Disraeli zu einer

politischen Macht geworden und er legte daher die Romanschriftstellerei bei Seite, bis er im Jahre 1870 „Lothair" schrieb, ein Buch, bezüglich dessen wir es dahinstehen lassen, ob es ein „practical joke" im großem Maßstabe oder eine ausführliche Persiflage seiner eigenen Jugendwerke ist. Die Sprache, in der es geschrieben, ist als „verrückt gewordenes penny-a-lining" definirt worden, sie ist geschraubt, falsch und nachlässig; dabei aber finden sich gute Einfälle und epigrammatische Aussprüche auf jeder Seite des Buches. Den Inhalt kurz anzugeben ist ein Ding der Unmöglichkeit. Bret Harte hat es in einer trefflichen Satire als „die Abenteuer eines jungen Mannes, der eine Religion sucht" parodirt und hat hiermit den Hauptpunkt glücklich getroffen. Wie in den Zeiten der Patriarchen alle Menschen Riesen waren, so sind in „Lothair" alle Personen Herzöge und Fürsten. Was den Reichthum betrifft, so war mit ihnen verglichen, Monte-Christo ein armer Schlucker. Unmöglich kann man glauben, daß ein so großer Schriftsteller wie Disraeli all dies als Ernst aufgefaßt haben will. Wir müssen daher annehmen, daß er im Grunde das Publikum auslacht und daß „Lothair" nur eine Satire auf die obere Gesellschaft ist. Vielleicht ist es als Ausdruck des eigenthümlich demokratischen Torismus Disraeli's anzusehen. Jedenfalls verräth die Zeichnung Theodora's, einer der meisterhaftesten weiblichen Charaktere, die er je geschildert, daß er im Innersten des Herzens ein Stück von einem Revolutionär ist, während Lothair, wie alle seine Helden, einen gehörigen Haß hegt gegen Philister und Faselhänse und Nationalökonomie insbesondere und gründliche Kenntnisse im Allgemeinen verachtet.

Wir haben den uns zugemessenen Raum schon allzusehr in Anspruch genommen, als daß wir der vor jener Trilogie erschienenen Novellen mehr als flüchtige Erwähnung thun könnten. Da sie weder einen politischen Zweck noch eine didaktische Tendenz verfolgen, so hinterlassen sie einen mehr harmonischen Eindruck. Die eine ist eine Liebesgeschichte „pur et simple" von der Art, wie sie Sancho Pansa zusagen. „Henrietta Temple" kann für eine Diagnosis der Liebe à la Disraeli gelten. Alle darin auftretenden Personen lieben. Alle Liebhaber ächzen gleich Dampfmaschinen, ihre Herzen stöhnen, reißen, zucken in höllischen Qualen, aber zuletzt werden sie für die ausgestandene Marter durch Gegenliebe, verbunden mit Reichthum, belohnt. „Venetia" erzählt uns die Geschichte der beiden Dichter Byron und Shelley in Form eines Romanes und den Erfordernissen eines solchen angepaßt. Da zur Zeit, als Venetia geschrieben wurde, Byron und Shelley wegen ihrer Meinungen in England allgemein verabscheut wurden, so ist der Roman eine Art großmüthigen Tributs, den ein Schriftsteller seinen zurückgesetzten Collegen zollt.

In zwei kurzen Erzählungen hat Disraeli den Propheten und Historiker ganz ausgezogen, um einzig in den Höhen der Phantasie zu schweben. Diese beiden, seine am wenigsten gekannten Schöpfungen, sind, unserer Meinung nach, seine besten. „The Infernal Marriage", und „Ixion in Heaven" erinnern stark an Voltaire, und stehen, was beißenden Sarkasmus, lebendigen Witz und kühne Phantasie betrifft, den Werken des Franzosen in keiner Weise nach. Nach der ersten dieser beiden Novellen wäre man versucht, Disraeli für einen Freigeist zu halten, hätte er uns nicht selbst erst jüngstens gesagt, daß der gesammte moderne Kriticismus nichts sei als eine intellectuelle Auflehnung der teutonischen Rasse gegen die semitische Offenbarung und daß, sobald die Unruhe sich gelegt habe, wir wieder werden gewahr werden, daß Abraham und Moses mehr vom Weltall wußten als Hegel oder Comte. Doch, wie wir zu Anfang gesagt haben, Disraeli ist eine Sphinx: wer wird ihn wahrhaft ergründen? 3.

„Grünes" in Paris und London.*)

Dieses Buch ist ein wahrer Triumph für die „Verlagskunst", wenn dieses Wort gestattet ist; Papier und Druck sind prachtvoll, noch prächtiger die Illustrationen, deren sich nicht weniger als 400 vorfinden. Das Werk ist nicht nur für Landwirthe und Gärtner von Interesse, sondern für alle, die in der Luft großer Städte athmen und deren Augen nach etwas Grünem begehren. Als der Verfasser, eine hervorragende Autorität auf den von ihm behandelten Gebieten, vor Jahren sich zu längerem Aufenthalte nach Paris begab, lud ihn die Redaction der „Times" ein, über die französische Garten- und Obstcultur zu schreiben. Später dachte er daran, seine Berichte in Buchform zu bringen; dabei fand er, daß, während die „Times"-Artikel von rein technisch-horticulturellem Interesse waren, das öffentliche Boulevard- und Gartenwesen von Neu-Paris in dem Buche ebenfalls einen Platz finden könnte, und so entschloß er sich denn, dieses Thema in steter Vergleichung mit den Londoner Zuständen zu behandeln. Besonders wer London und Paris kennt und ersteres vorzieht — wie wir —, wird sich von den zahllosen guten Lehren, die der Verfasser seinen Landsleuten unter Hinblick auf die vielfache Überlegenheit der Pariser ertheilt, angezogen fühlen.

Eine sauber und nett aussehende Stadt ist natürlich einer häßlichen und schmutzigen vorzuziehen. Nun ist London bekanntlich im Vergleich zu Paris häßlich und schmutzig; wollte man aber von den ungeheuren Erleichterungen und Hülfsmitteln, die hier einer gründlichen Verbesserung gleichsam von selbst zu Gebote stehen, den gebührenden Nutzen ziehen, so könnte die britische Riesenstadt ihrer Collegin an der Seine weit überlegen sein. London bietet dem Fremden eigentlich mehr Bemerkenswerthes, Sehenswürdiges und Anziehendes dar, als irgend eine andere Stadt der Welt, allein die in der zersplitterten, decentralisirten, geradezu lächerlichen Verwaltung dieses Häusermeeres herrschende Planlosigkeit wirkt im Verein mit der Jämmerlichkeit ganzer großer Stadttheile dahin, daß die Fremden, die in Paris so gerne lange verweilen, von London so rasch als möglich davonzukommen trachten. Während in Paris prachtvolle Avenuen oft ins Leere führen, sind hier viele wichtige Örtlichkeiten infolge des gerade in den unangenehmsten Stadttheilen sehr ungeregelten Communicationswesens fast unzugänglich. Und doch ließen sich, wie Robinson nachweist, durch jene Viertel des Elends leicht und verhältnißmäßig billig die schönsten Straßen brechen. Die neuesten, sehr bedeutenden Verbesserungen in Paris — wie z. B. die Eröffnung des stattlichen Boulevard Saint Germain oder die der herrlichen Avenue de l'Opéra (zwischen Rue de Rivoli und Place de l'Opéra) — haben der Stadt nicht nur keine Last aufgebürdet, sondern (trotz der Demolirungskosten) infolge des Steigens des Bodenwerthes noch directen Gewinn gebracht, abgesehen von den großen mittelbaren Vortheilen der Sache für den Verkehr und die Gesundheit der Bewohner. In London dagegen, wo es ebenso gute und bessere Gelegenheiten giebt, Avenuen nach Art der Champs-Elysées — der schönsten in Europa — herzustellen, und zwar ohne daß erst kostspielige Expropriationen erforderlich wären, vernachlässigt man dergleichen gänzlich. Die Londoner Systemlosigkeit fördert nicht nur die Sterblichkeit, macht nicht nur viel Schönes unzugänglich, sondern hat auch den weiteren Nachtheil, daß viele der hübschesten Vorstädte materiell nicht emporkommen,

*) The Parks and Gardens of Paris, considered in relation to the wants of other cities and of public and private gardens. By W. Robinson, F. L. S. Illustrated. London, 1878. Macmillan & Co.

weil sie von einem Netz gemeiner, abstoßender, enger, stickluft-erfüllter Gäßchen und „lanes“ umgeben sind. Robinson macht nun zur Abhilfe eine Reihe horticultureller Vorschläge. Er meint, man bedürfe zur Durchführung derselben weder eines Napoleon noch eines Haußmann, wie denn auch die französische Republik ebensoviel zur Verschönerung des Victor Hugo'schen „Herzens der Welt“ thut, wie einst das Kaiserreich, nur mit dem Unterschied, daß jetzt weniger gestohlen, also billiger „gehaußmannt“ wird als früher. Selbstverständlich gehen die meisten Verbesserungsvorschläge darauf aus, in Nachahmung der Pariser Manier breite Boulevards zu bauen und mit geeignetem Grün zu bepflanzen.

Allerdings hat London eine viel größere Menge Squares als Paris, welches die Idee derselben ja erst von jenseits des Kanals einführen mußte; aber um wie viel vernünftiger ist das Pariser Square-System! Die Bornirtheit der Engländer in diesem Punkte muß jeden noch so laienhaften Ausländer verblüffen. So sehr die Engländer den Franzosen in der Agri- und Horticultur als Kunst überlegen sind, in manchen Beziehungen — besonders dort, wo ein Sinn für Zweckmäßigkeit, ein Verständniß für planmäßige Anordnung erforderlich ist — haben sie von den Franzosen gar viel zu lernen. Ebenso arge und noch ärgere Stadttheile, wie sie London noch immer so zahlreich aufweisen kann, besaß auch Paris, aber die „grünen“ Verschönerungen in Verbindung mit der Erweiterung der Straßen haben dieselben rasch ausgerottet. Die Kinder der Armen konnten früher keine frische Luft schöpfen, weil sie in enge, beklemmende Stadtviertel eingeschlossen waren, und da sie wegen des Mangels an Grün selten ausgingen, hielt man es auch nicht der Mühe werth, sie sauber zu halten. Nunmehr giebt es überall Baumreihen und Squares und die letzteren stehen für Jedermann offen. Die Armen und ihre Kinder können ebenso wie die Reichen im Freien athmen und spielen und in Folge dessen ist nicht nur die Gesundheit, sondern auch die Reinlichkeit der Pariser im Aufschwung begriffen. In London aber finden sich die zahllosen Squares nur in den besseren Stadttheilen, während ganze, umfangreiche Viertel — jene, die ausschließlich von Armen und Elenden bewohnt werden — deren gänzlich entbehren; und doch bedürfen gerade diese Viertel am dringendsten freien Raumes und frischer Luft! Nicht das Wohl der Bevölkerung ist in Betracht gezogen worden, sondern das der Bäume. Dazu kommt, daß die Squares nur den Anwohnern zugänglich sind; Bewohner anderer Straßen und müde Vorübergehende dürfen nicht hinein, es sei denn, daß sie in den Häusern des Square zufällig einen Freund haben, der sie als Gäste mit hineinnimmt. Jedes am Square stehende Haus besitzt nämlich einen denselben öffnenden Schlüssel, für dessen Besitz es jährlich eine bestimmte Summe zu entrichten hat und der nur den Insassen des Hauses zugänglich ist. Diese beiden Thatsachen — die schlechte Vertheilung der Squares und ihre Unzugänglichkeit für das Publikum —, sowie die Geschmacklosigkeit der Anpflanzungen auf ihnen genügen, den Pariser Squares den Vorrang zu sichern. Das Robinson'sche Buch wird auch von den Stadtvorständen deutscher Großstädte mit Nutzen gelesen werden. Auf seine werthvollen Kapitel über die Londoner und Pariser Gemüse- und Obstmärkte, über die Avenuen und Boulevards, die unterirdische Pariser Schwämme-Zucht u. s. w. beschränken wir uns aufmerksam zu machen.

Leop. Katscher.

Frankreich.

Sainte Beuve's Correspondenz.*)

Mit hoher Freude begrüßen wir die Herausgabe der Correspondenz Sainte Beuve's. Sainte Beuve ist nicht nur als Kritiker von unvergleichlichem Feinsinn, sondern auch als Mensch einer der besten und edelsten Repräsentanten des Frankreich des 19. Jahrhunderts, — dabei ein solcher Meister des Briefstyls, daß seine Correspondenz — auch der Theil derselben, welcher in Minuten der Hast oder Abspannung entstanden ist — nie verfehlt, durch Inhalt wie Form einen gleich angenehmen Eindruck zu machen. Sainte Beuve gehört zu den seltenen Schriftstellern, die sich nur dann an den Schreibtisch setzen, wenn sie wirklich etwas zu sagen haben, und es immer so deutlich, so gründlich und so knapp ausdrücken, daß der Leser es unmöglich besser wünschen oder denken könnte. Man darf behaupten, daß er nie eine Phrase gemacht hat, und darum haben, wie seine kritischen und wissenschaftlichen Werke, so auch seine Briefe einen bleibenden Werth; man mag sie aufschlagen wo man wolle, sie regen stets an, und der Eindruck, den sie hinterlassen, wird auch bei Dissentirenden ein erhebender sein.

Wenn uns in Sainte Beuve's Werken der ebenso gelehrte als feingebildete, ebenso gewissenhafte wie phantasiereiche, ebenso vielseitige wie gründliche Schriftsteller mit Bewunderung erfüllt, so lernen wir in diesen Briefen einen Charakter vornehmster Art schätzen und lieben, einen Mann, der es verdient, daß die Nachwelt sich mit ihm persönlich beschäftige, weil das Studium seiner geistigen und sittlichen Individualität ebenso befreiend und läuternd auf uns wirkt, wie es uns in den Stand setzt, seine literarische und politische Carrière — auch zu einer solchen war er berufen — zu verstehen.

Mit Phantasie, Geist, Scharfsinn, Fleiß, warmer, doch stets durch die Vernunft geregelter Empfindung verband Sainte Beuve die Schwermut und Schüchternheit feinbesaiteter Naturen, jenen Idealismus, der sich durch die Vorgänge des täglichen praktischen und politischen Lebens beengt, gefesselt, niedergedrückt, ja geradezu angeekelt fühlt. Sich selber treu und um sich selber stets treu bleiben zu können, hat er, mit Ausnahme weniger kurzer Epochen, sein Leben in der nicht unabhängigen, aber innerlich freien Stellung eines Journalisten verbracht. Als Jüngling von zweiundzwanzig Jahren schon hatte er ein klares Bewußtsein von seiner Naturanlage. „Ich besitze nicht“, schildert er sich in einem Brief an einen Jugendfreund aus dieser Zeit (1826), „ich besitze nicht Heiterkeit genug um in der Gegenwart zu leben und da ich zudem keine sehr starke Dosis von Hoffnungsseligkeit habe, um mich in die Zukunft zu versetzen, so ziehe ich mich am liebsten in die Vergangenheit zurück. Es beweist das, ich gestehe es, eine gewisse vorzeitige Greisenhaftigkeit, aber was läßt sich dazu thun? Wir, die wir mehr Gedanken als sonst Tröstliches auf dieser Welt besitzen, altern früh; das Bedauern um Vergangenes kommt uns mit der Klage, daß es vergangen, und eben die Vergangenheit ist es immer, in der wir das Glück sehen.“ Und ähnlich aus Anlaß eines ihm sieben Jahre später gemachten Anerbietens zur Theilnahme an einer öffentlichen literarischen Bewerbung: „Mit einem Wort, draußen zu sein und zu bleiben, das glaube ich, ist mein Wunsch und meine Bestimmung. Von Zeit zu Zeit, in einem kritischen

*) C. A. Sainte-Beuve. Correspondance de 1822—69. II vol. Paris 1877. Calmann Lévy.

Augenblick, werde ich Ihnen beispringen und dann wieder in meine einsamen Pfade einlenken. Wenn ich darunter leiden werde, nichts zu sein, — und man leidet stets darunter auf Augenblicke — so wird es mein schönster Trost sein, mir zu sagen, daß Männer wie Sie mich für würdig achteten, in ihren Reihen zu marschiren." Erkennt man hierin, wie sehr der Mann die Pein der Weltscheu, der Ausgeschlossenheit, des „Draußenseins" zu empfinden vermochte, so wird man es um so höher anzuschlagen wissen, daß er, nachdem er dennoch mit dem zunehmenden Glanze seines Namens als erster Kritiker Frankreichs, als hervorragender Geschichtschreiber — er veröffentlichte um 1840 die zwei ersten Bände seiner Geschichte von Port Royal — in namhafte Stellungen, man möchte sagen hineingedrängt worden war, keinen Augenblick Bedenken trug, seine Unabhängigkeit Zumuthungen gegenüber, die für jeden Andern keine solchen gewesen wären, durch die Einreichung seiner Demission zu wahren — in Augenblicken, wo seine ganze Existenz eben von seiner Stellung abhing. So wurde ihm im Frühling 1844, gelegentlich seines Eintritts in die Akademie, durch Villemain eine Ordens-Decoration zum zweiten Mal angeboten, nachdem er drei Jahre vorher eine solche abgelehnt hatte. Er beantwortete diese Zumuthung, „sich selbst ein öffentliches Dementi zu geben und zwar deßhalb, weil man dazu gezwungen wird", mit der Bitte, dem Minister seinen Antrag auf Enthebung von seiner Stellung als Bibliothekar an der Bibliothèque Mazarine zu Paris einzureichen. Damals, durch die Zurückziehung des Ordens-Anerbietens in seiner Stellung erhalten, gab er dieselbe vier Jahre später, nach der Februar-Revolution, wirklich auf, weil angebliche Civil-Listen Ludwig Philipps, die nach des Königs Flucht von gewissen Journalen veröffentlicht wurden, seinen Namen mit einer Summe von 100 Frs. enthielten — die Kosten für eine geringe Reparatur in der Bibliothek, wie sich später herausstellte. Glücklicherweise fand er ein glänzendes Asyl an der Universität Lüttich, wo er, wie zwölf Jahre früher zu Lausanne über Port-Royal, so hier über Chateaubriand und seine Schule einen Cursus hielt, der, ähnlich wie die Vorlesungen über Port-Royal, die Grundlage für ein großes literar-historisches Werk über den Gegenstand geworden ist.

Noch einmal kam er in die Lage, seine Demission aus einer glänzenden Stellung zu erzwingen. Durch Fortoul, Napoleons III. Unterrichtsminister, auf des Kaisers besonderen Wunsch als Professor der lateinischen Literatur an das Collège de France berufen, wurde er, der scharfe Kritiker und zugleich aufrichtige Anhänger des Empire, beim Antritt seines Amtes Gegenstand tumultuarischer Scenen, die ihn bestimmten, allen Drängens ungeachtet nach der zweiten Vorlesung das Katheder nicht mehr zu besteigen. Für seine Stellung, die er, wenn auch ohne eigne Schuld, nur dem Namen nach ausfüllte, durfte er nach seinen Begriffen kein Honorar annehmen. Doch auch das genügte ihm nicht. Wiederholt und energisch drang er auf seine förmliche Enthebung von der Professur, um jeden falschen Schein zu meiden und einem würdigen und erfolgreichen Nachfolger nicht den Platz zu rauben. Erst 1857 wurde seiner Bitte Gehör geschenkt. Einen erfreulichen Ersatz bot es ihm, vier Jahre lang (1857—61) mit großem Erfolg und ohne Störung Curse an der Ecole Normale, der Sehnsucht seiner Jugend, zu halten, und diese Jahre bildeten die glücklichsten seines Lebens. Derselbe Mannesmut, der ohne Furcht und Tadel stets und überall die letzten Consequenzen zu ziehen bereit war, dieselbe rücksichtslose Wahrhaftigkeit, die ihm als sittliches Postulat erschien und jedes unwahre oder auch nur illoyale Verfahren Anderer zu geißeln gebot, bewies er den Vielen gegenüber, die ihn nicht mit der Rücksicht behandelten, die er Allen zu erweisen gewohnt war. Ein hervorragendes Beispiel dafür ist sein Verhältniß zu Victor Cousin, durch den er 1840 die Stellung als Bibliothekar erlangt hatte. Als Cousin wiederholentlich Documente veröffentlichte, von denen er nur durch Sainte Beuve Kenntniß erhalten und wissen mußte, daß dieser sie im Laufe seiner damaligen Studien gleichfalls zu verwerthen Gelegenheit nehmen mußte, hielt Sainte Beuve ihm sein Verfahren in ebenso entschiedener wie ihrer bisherigen Beziehungen würdiger Weise vor. Wenn er, sagte er, eingewilligt habe, bei einer wichtigen, in ihren wohlthätigen Folgen noch andauernden Gelegenheit von ihm verpflichtet zu werden, so sei darum durchaus nicht gesagt, daß er von ihm eben einen Mangel an Rücksicht ruhig dulden sollte. Er müsse ihm dies sagen, um ihm zu zeigen, daß er es als ein Unrecht bitter empfinde. Im Übrigen wahre er ihm die ihm schuldigen Gefühle der Ehrerbietung, Bewunderung und Dankbarkeit.

Mit diesen Tugenden des Charakters verband Sainte Beuve, obgleich er, wie wir sahen, nur sechs Jahre seines Lebens regelmäßige Curse hielt, einen Fleiß und eine Arbeitsamkeit, die ihres Gleichen suchen. Bei den bescheidensten äußern Ansprüchen — bis zum vierzigsten Lebensjahr, seinem Eintritt in die Academie Française, begnügte er sich mit einer Studentenwohnung, einer kleinen Mansarde, die er mit acht Thalern monatlich bezahlte, — hat er doch, da er nur von seiner Feder lebte, auf diese täglich angewiesen war und unter dem Druck dieses Bewußtseins schrieb, schwerer gearbeitet und gekämpft als vielleicht irgend einer seiner Berufsgenossen. Nicht nur der äußern Unsicherheit wegen. Mehr trug hierzu die Art seines Arbeitens bei. Er behandelte in seiner Kritik — die ihn vom Globe zu den Débats, der Revue des deux Mondes, dann zum Constitutionnel [1849—65] (der Geburtsstätte der Causeries du Lundi und eines Theils der Portraits littéraires), später zum Moniteur und endlich zum oppositionellen Temps führte — nur Gegenstände, die sein Interesse erregten. War dieses aber geweckt, so kannte er in der Gewissenhaftigkeit seines Studiums keine Grenzen mehr. Auf die Quellen nicht blos, sondern auf die Quellen der Quellen suchte er zurückzugehen, jeder Wink, jede Andeutung wurde ausgenutzt, jede Arbeit aber erst dann vom Studirtisch in die Öffentlichkeit entlassen, wenn das durch lange Praxis geübte kritische Auge keinen Makel, keinen Fleck an ihr entdecken konnte, wenn sie zum Kunstwerk geworden war. Dabei erstreckte sich das Interesse Sainte Beuves sehr weit, weiter als das der meisten seiner Landsleute. Dem Studium der alten Klassiker — er selbst schrieb ein Buch über Virgil — folgte er mit innigster Theilnahme, wie er denn bis zum Schluß seines Lebens ihr treuer Verehrer blieb. In der Literatur seines Volkes war ihm kein Winkel verborgen; mehrere bedeutsame Epochen, die Renaissance des 16., die jansenistische Literatur des 17. Jahrhunderts, verdankten seinem historischen Sinn in erster Reihe ihre Auferstehung. Doch auch für die Literatur der Nachbarvölker, vor Allem der Engländer, der Deutschen, der Italiener, ja der Skandinavier zeigte er ein feines Verständniß, eine richtige Würdigung. Man kann Heine nicht treffender beurtheilen, als er es in den kurzen Worten thut: Heine war ein bezaubernder, bisweilen göttlicher, oft diabolischer Geist. Eine hohe Achtung bezeugt er für Uhland, „diesen braven und edlen Dichter", wenn er von einem Gedicht eines seiner Landsleute, dessen hohe Vorzüge er preist, sein Urtheil zusammenfassend sagt: es sei werth, von Uhland selbst geschrieben zu sein. Und Goethe zollte er die tiefste und aufrichtigste Bewunderung, die Wirkung und Folge eines eben so tiefen Studiums. Einem Schriftsteller, der ihn in einem Glückwunsch zur Ernennung zum Senator (1865) mit Goethe, dem Minister, vergleicht,

ruft er zu: „Sie sprechen von dem großen Goethe: er besaß die Ruhe, sein Wohnsitz waren die Höhen, ich bin ein Mann der Thäler und fühle mich daher über eine solche Auszeichnung betroffen."

Bei Sainte Beuve's scharfem Verstand, kritischem Sinn und muthiger Offenheit kann es nicht befremden, daß er ein Gegner des Klerikalismus war und sich unter Carl X. und später dem Kaiserreich als solchen stolz bekannte. Sein ganzes Leben hindurch kämpfte er für die Sache des freien Gedankens und der religiösen Toleranz. Sein großes Werk über Port-Royal entspringt diesem Zuge, es ist gewissermaßen sein Glaubensbekenntniß. Der Freimuth seiner Sprache über diese Dinge berührte manche schwachen, lavirenden Naturen peinlich. Doch ließ er sich nie durch Rücksichten auf solche im Geringsten beeinflussen und wurde so einer der kräftigsten Förderer der Aufklärung in den Kreisen, die überhaupt eine selbständige Haltung, Interesse und Verständniß für diese Fragen und die zeitgenössische Literatur mitbrachten.

Es ehrt das Kaiserthum Napoleons III. einen solchen Mann, der mit der politischen Überzeugung von der Nothwendigkeit eines persönlichen Regiments für Frankreich, Freisinn und Charakterfestigkeit verband, in den Senat berufen zu haben, in einem Augenblick, wo Kränklichkeit und das nahende Alter seine Seele mit Sorgen für die Zukunft zu erfüllen begannen. Und hinwiederum den Mann ehrt es, seine Würde als Senator des Kaiserreichs nicht als eine bloße Sinecure, sondern als ein Amt aufgefaßt zu haben, das ihm die Pflicht auferlegte, in allen Fragen seiner speciellen Competenz mit der ganzen Wucht seiner Überzeugung und seines Worts aufzutreten. Seine beiden großen Reden im Sommer des Jahres 1867, über die Volksbibliotheken und das sogen. Gesetz bezüglich der Unterrichtsfreiheit, das den Klerikalen neben der Beherrschung des elementaren, jetzt auch die des Universitätsunterrichts zu übertragen bestimmt war, — diese Reden hallten in ganz Frankreich wieder und gaben den Gesinnungsgenossen im gesetzgebenden Körper Unterstützung und Rückhalt. Die Politik der späteren Jahre des Kaiserreichs nahm Sainte Beuve keinen Anstand, in seiner vertraulichen Correspondenz auf das schärfste zu tadeln. Vor Allem wies er auf die Gefahren hin, welche die immer engere Verkettung mit dem Klerikalismus unausweichlich herbeiführen müsse. Es war ihm vergönnt, vor der Katastrophe von der Bühne abzutreten, das Eintreffen aller seiner Prophezeihungen nicht mehr zu erleben.

Rührend ist es zu sehen, wie dieser bedeutende Mann mit dem zart organisirten Gemüthe sein ganzes Leben hindurch bemüht ist, nicht nur das gegen ihn selbst, sondern auch das gegen Andre verübte Unrecht zurückzuweisen, und unverdientes Unglück mit der ganzen Kraft seines Willens zu verhindern und zu lindern. Bedürftige Männer von Verdienst zu versorgen, begabten jüngern Berufsgenossen zu einer für die Entwicklung ihrer Fähigkeiten geeigneten Stellung zu verhelfen, mißkannte Talente vor unverdienter Zurücksetzung zu beschirmen, erschien ihm als eine heilige Pflicht, der er sich Niemandem gegenüber entziehen dürfe. Als über eine Pariser Lehranstalt während der Abwesenheit des Unterrichtsministers Duruy eine Untersuchung eingeleitet wurde, weil eine Anzahl Zöglinge Sainte Beuve eine Einladung zur Theilnahme an einer Wohlthätigkeitslotterie der Anstalt zusandten, worin ein paar Anspielungen auf sein öffentliches Auftreten im Senat enthalten waren, benutzte er den Augenblick der Rückkehr des Ministers, seines Freundes, um sich sofort und entschieden für die von der Untersuchung betroffenen Schüler, besonders für den Leiter dieser Sache, dessen Verbleib in der Anstalt in Frage gestellt wurde, zu verwenden. „Dieser junge Schüler, schreibt er, in dem ich getroffen werden soll, und der doch nicht schuldiger als seine Kameraden ist, verdient Ihre Nachsicht und nicht die voreilige Strafe seiner Directoren. Er ist mein natürlicher Client geworden. Sie haben, Herr Minister, bisher viele Senatoren anzuhören gehabt; geruhen sie einen anzuhören, der es nach der geringen Achtung, die man ihm zollt, kaum zu sein scheint, der aber dahin streben wird, es durch That und Wort zu sein und mindestens das Verdienst hat, zu Ihren Freunden zu gehören."

So gewährt die Lectüre dieser Briefe durchweg neben dem geistigen und ästhetischen Genuß eine wahre Befriedigung des Herzens: es freut uns, in dem feinsinnigen Kritiker einen so hochgesinnten Menschen zu gewahren, und es will uns wohl bedünken, daß er jenes nicht hätte werden können, wenn er dieses nicht gewesen wäre.

J.

Italien.

Zur neuesten Dante-Literatur.

III. (Schluß.)

Es sind nun zehn Jahre verflossen, seitdem ich die Worte drucken ließ: „Über Dante ist im Laufe von bald sechs Jahrhunderten so unendlich Vieles geschrieben und gedruckt worden, daß es nachgerade Sache der Unmöglichkeit geworden ist, etwas Neues, sei es Sinn oder Unsinn, darüber zu sagen." Ich muß mich damals wohl geirrt haben. Denn was ist seither nicht Alles über Dante gesagt, geschrieben und gedruckt worden! Sind doch etwa tausend und vielleicht mehr Schriften, zum Theil umfassende Werke, erschienen, seitdem ich jene Worte niederschrieb! Und wer möchte sagen, daß alle jene ungezählten Schriften nichts Neues enthalten? Ob darin der Sinn oder der Unsinn überwiegt, das ist freilich noch die Frage.

Am reichsten ist, wie billig, die Auslegungsliteratur vertreten. Man muß gestehen, es giebt manche Tiefen in der Divina Commedia, die noch nicht erforscht, Schätze, die noch nicht gehoben sind. Nur ist lange nicht alles Gold, was je und je zu Tage gefördert wird. Auch diesmal liegt für unsere Umschau eine ganz hübsche Anzahl neuer Schriften vor. Jedoch müssen wir von vorne herein das Urtheil aussprechen: Wenig Gold, viel Spreu!

Wenig haben verhältnißmäßig die Ausländer, um so mehr aber die Italiener geleistet. Was auf deutschem Boden erwachsen ist, findet man meist gesammelt in dem früher besprochenen vierten Bande des Dante-Jahrbuchs. Daneben soll die kurze aber inhaltvolle Abhandlung eines deutschen Forschers um so weniger unerwähnt bleiben, als sie kaum ein Dante-Freund dort suchen wird, wo sie gewissermaßen versteckt liegt. Viel Kopfzerbrechen haben die Verse Dante's (Purg. I, 22 f.) den Auslegern verursacht, worin er von den vier Sternen am andern Pole spricht: „die Niemand sah als nur die ersten Menschen." Sind diese vier Sterne ihrer allegorischen Bedeutung wegen von Dante blos erdichtet worden? Oder hat er vielleicht das südliche Kreuz gemeint? Aber woher konnte der große Florentiner von der südlichen Himmelshälfte Kenntniß besitzen? Das sind die Fragen, welche Oscar Peschel eingehend und mit gewohnter Gründlichkeit wieder untersucht hat.*) Das Resultat, zu welchem Peschel gelangt,

*) Peschel, das südliche Kreuz. In dessen: Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde. Herausgegeben von Löwenberg. Leipzig, 1877 bis 1878. Duncker und Humblot. I. S. 57—70.

ist, daß Dante nicht blos das Kreuz des südlichen Himmels, sondern auch jene drei, vom Glanz der Milchstraße hinweg in die sternenarme Hälfte des südlichen Himmels hineinragenden Sterne des höchsten Lichtwerthes: Canopus, Achernar und Fomahaut (cfr. Purg. VIII, 89 ff.) gekannt und trefflich beschrieben hat.

Eine andere schwierige Stelle der Divina Commedia hat Professor Bergmann in Straßburg zu erläutern versucht.*) In der Vorhölle trifft Dante die Feiglinge. Unter ihnen, sagt er, habe er den Schatten des Mannes gesehen und erkannt, der aus Feigheit den großen Verzicht leistete. Daraus, fügt er bei, habe er sofort erkannt, das sei „die Schaar der schwerbeladnen Seelen, die Gott und seinen Feinden gleich mißliebig." Wer ist nun der Mann, der aus Feigheit den großen Verzicht leistete? Schon die alten Ausleger sind darüber uneinig. Die meisten sehen jedoch in ihm den Papst Coelestin V., Bergmann will hingegen, daß hier Kaiser Julian der Abtrünnige gemeint sei. Diese Ansicht ist unbedingt zu verwerfen. Denn es ist zu klar, daß der Dichter von Jemandem spricht, den er vom irdischen Leben her kannte. Nie, in seinem Gedichte, kommt sonst der Fall vor, daß er auf seiner mystischen Reise Personen kennt, die er nicht schon auf Erden gekannt. Immer erkundigt er sich erst nach dem Namen. Und wie in aller Welt wäre Dante dazu gekommen, einen Kaiser Julian zu den Feiglingen zu rechnen? Kein Zweifel, wollte er ihn erwähnen, so würde er ihn zu den titanenhaften Himmelsstürmern gezählt haben.

So unbedeutend Bergmann's Schriftchen auch ist, so ist ihm doch die Ehre einer doppelt so ausführlichen Widerlegung geworden. Ein mir sonst unbekannter Herr Giuseppe Coco gab sich die überflüssige Mühe, den Straßburger Professor zu bekämpfen.**) Coco's Schrift ist eine Vorlesung, die er am 11. Juni 1877 in der Sitzung der Akademie der Zelanti zu Acireale gehalten hat. Die Gründe, welche er gegen Bergmann's Ansicht geltend macht, sind die zwei vorhin angedeuteten, die übrigens schon in meinem Commentar und anderswo zu lesen waren. Die Widerlegung ist vollständig gelungen, was nicht eben schwer war. Mir scheint aber, als habe Coco zu viel Worte verschwendet um eine Meinung zu bekämpfen, welche durch das einfache Wort conobbi, das der Dichter braucht, bereits gerichtet ist. Sodann wirkt Coco's kriechende Sprache geradezu abstoßend. Wenn es ihm mit der „blinden Verehrung" (cieca venerazione) für Herrn Bergmann wirklich Ernst war, so hätte er sich ja nicht erdreisten sollen, dessen Ansicht zu bekämpfen.

Mit Coco's Schrift sind wir nun bereits zu den Italienern gelangt. Aus der Fülle der hieher gehörigen, in der jüngsten Zeit in Italien veröffentlichten Arbeiten, wähle ich noch ein Dutzend aus, welche in der einen oder anderen Hinsicht wenigstens einer Erwähnung werth scheinen. Über die übrigen ist es wohl am besten einfach zu schweigen.

Einen nicht umfangreichen, aber sehr beachtenswerthen Beitrag zur Erklärung der Divina Commedia hat neulich Raffaello Caverni geliefert.***) Der Gedanke, die Redensarten in Dante's Gedicht, welche noch heutzutage in der toscanischen Volkssprache gebräuchlich sind, zu sammeln, alphabetisch zu ordnen und zu erläutern, ist gewiß ein glücklicher zu nennen. Schon im Jahre 1876 veröffentlichte Caverni, der, nebenbei gesagt, ein sehr eifriger und fleißiger Dante-Forscher ist, in der Florentiner Zeitschrift Il Giusti, den Anfang seiner Arbeit. Der Beifall, den dieselbe fand, ermuthigte ihn, sie fortzusetzen und zu einem kleinen Wörterbuch zu gestalten. Dieses kleine Wörterbuch ist ein sehr willkommener Anhang zu dem trefflichen, auch in Italien eingebürgerten Vocabolario Dantesco des verewigten Blanc. Caverni's Büchlein ist aber nicht allein für die Dante-Forschung im engeren Sinne, sondern auch philologisch von einiger Bedeutung. Vieles zwar hat der Verfasser aus den Wörterbüchern von Fanfani und Tommaseo geschöpft, daneben aber auch sehr viel Eigenes, und — wenigstens für den Nicht-Toscaner — Neues hinzugefügt, so daß auf gar manche Stelle der Divina Commedia ein neues Licht fällt. Das bescheidene und anspruchslose Büchlein gehört zu den Schriften — es sind ihrer leider nicht viele — welche unbedingt empfohlen werden können.

Zu den überflüssigen und völlig werthlosen Schriften gehört hingegen das Bändchen Studien, womit ein Herr Cuttica uns beschenkt hat.*) Wahrscheinlich ist der Verfasser noch jung und beginnt erst sich mit Dante zu beschäftigen. Daß er die Divina Commedia studirt, ist sehr löblich; daß er seine Gedanken und Einfälle niederschreibt, kann und soll ihm nicht verwehrt werden; daß er Anderer Schriften excerpirt, ist auch gut. Nur sollte er nicht gleich Alles zum Druck befördern. Bei uns würde jeder Quintaner wohl Besseres leisten als Herr Cuttica geleistet hat. Denn, um es gerade und ohne Umschweife herauszusagen, jene 48 Seiten enthalten nichts als ein oberflächliches Gerede, aber auch nicht einen einzigen Gedanken, der neu oder von etwelchem Belang wäre.

Ein sehr rühriger Mitarbeiter auf diesem Gebiete, zugleich aber auch ein tüchtiger und besonnener Forscher, ist der Canonico Carmine Galanti in Ripatransone. Seit 1873 hat er bereits neun Schriften über Dante veröffentlicht, worin in geistvoller Weise schwierige Fragen, die bei der Erläuterung der Divina Commedia sich ergeben, erörtert werden. Alle diese Schriften sind in Briefform abgefaßt. Galanti hat bereits die Kleinigkeit von hundert Briefen in Bereitschaft, die er nach und nach zu veröffentlichen gedenkt und welche einen umfassenden Commentar zur Divina Commedia bilden werden. In dem, 1875 erschienenen, sechsten Briefe suchte Galanti nachzuweisen, daß die Beatrice in Dante's Gedicht das Symbol der göttlichen Offenbarung sei. Gegen ihn richtete Domenico de Guidobaldi eine kleine Schrift,**) in welcher er mit dem Aufwand von großem Scharfsinn und noch mehr theologischer Gelehrsamkeit für die alte Auffassung in die Schranken trat, nach welcher Dante seine Beatrice zum Symbol der Theologie gemacht haben soll. Man muß gestehen, was sich irgend zu Gunsten jener Ansicht sagen läßt, das ist von Guidobaldi mit großem Geschick gesagt worden. Jedoch ist Galanti kein Gegner, der sich leicht besiegt erklärte. In seinem neunten Briefe***) hat er die Gründe seines Gegners entkräftet und siegreich widerlegt, zugleich neue Argumente für seine Ansicht vorbringend. Der

*) Bergmann: Solution de l'enigme cinq fois séculaire concernant l'ombre de celui „Che fece per viltate il gran rifiuto." Noto, tip. Zammit, 1877. kl. 8. 13 S.

**) Coco, Intorno la soluzione apportata dal signor G. F. Bergmann al supposto enigma concernente l'ombra di colui „Che fece per viltate il gran rifiuto." Acireale, tipogr. Michale, 1877. 8. 20 S.

***) Caverni, Voci e modi nella Divina Commedia dell' uso popolare toscano. Firenze, tip. Giusti, 1878. 12°. VIII und 145 S.

*) Cuttica, F. S. B. Saggio di studi su Dante. Torino, tipogr. di S. Giuseppe, 1877. 8°. 48 S.

**) Guidobaldi, La Beatrice di Dante è la Rivelazione ovvero la Teologia? Napoli, tipogr. Manfredi, 1877, gr. 8. 39 S.

***) Galanti, Lettera IX su Dante Alighieri. Altre osservazioni sul II Canto dell' Inferno. Con una breve risposta a Domenico de Guidobaldi sulla simbolica Beatrice. Ripatransone, tipogr. Jaffei, 1877, gr. 8. 56 S.

Brief, dem also noch einundneunzig nachfolgen sollen, enthält außerdem noch erläuternde Anmerkungen zum zweiten Gesang der Hölle. Geistvoll, wie überhaupt Alles, was Galanti schreibt. Auch wo man ihm nicht beizupflichten vermag, folgt man ihm gerne und liest ihn, nicht ohne angeregt zu werden. Was speciell den eben erwähnten Beatrice-Streit anlangt, so möchte mein Urtheil höchst wahrscheinlich als ein blos subjectives gelten. Wer aber die beiderseitigen Schriften aufmerksam liest, wird — ich zweifle nicht daran — mir beipflichten, wenn ich bemerke, daß ein größeres Quantum von Recht auf Galanti's Seite zu finden ist. Meinerseits halte ich zwar noch immer an meiner alten Ansicht unbedingt fest, wonach Beatrice in der Göttlichen Komödie das Symbol des kirchlichen Regimentes ist, der obersten kirchlichen Autorität, welcher nach Dante's System die Aufgabe obliegt, den Menschen gemäß der göttlichen Offenbarung zur Seligkeit des jenseitigen oder sagen wir lieber des höheren, geistigen Lebens zu leiten. Diese Ansicht, welche ich wiederholt ausgesprochen, aber noch nicht eingehend zu begründen Veranlassung fand, ist das Ergebniß eines gewissenhaften Studiums des Gesammtsystems unseres Dichters und hat sich, obschon erst zehn Jahre alt, bereits Anhänger zu erwerben begonnen. Ich kann demnach weder Guidobaldi noch auch Galanti beistimmen. Da aber Beatrice, als Symbol des kirchlichen Oberamtes, zugleich die Inhaberin der Offenbarung ist, so ist der Schritt von Galanti's Ansicht zu der meinigen kein großer mehr und wage ich zu hoffen, daß dieser tüchtige Forscher denn doch zuletzt auf ganz selbständigem Wege (meine Arbeiten scheint er nicht zu kennen) zu derselben Ansicht gelangen werde, zu welcher ich selbst erst nach und nach gelangt bin. Seinen weiteren Briefen sehe ich mit lebhaftem Interesse entgegen.

Über Dante's Beatrice hat auch der als Dichter genugsam bekannte Mario Rapisardi eine beachtenswerthe Abhandlung geschrieben, welche zuerst im zweiten Augustheft des vorjährigen Jahrganges der Rivista Europea und dann als Separatabdruck veröffentlicht wurde.*) Die Aufgabe, welche sich Rapisardi gestellt, ist nicht die symbolische Bedeutung der Beatrice zu bestimmen. Vielmehr will er zeigen, wie die einstige Geliebte des Dichters, die auch für Rapisardi ein Weib von Fleisch und Blut ist, sich in Dante's Geiste nach und nach verklärte und zum Symbol, zur Allegorie ward. Die Quellen, aus welchen der Verfasser schöpft, sind ausschließlich Dante's eigene Schriften, vorzüglich also die Vita Nuova und die Divina Commedia. Daß die Abhandlung geistsprudelnd ist, läßt sich von Rapisardi zum Voraus erwarten. Daß er sich auf keine Polemik eingelassen hat, kann man nur gut heißen. Zu bedauern ist es hingegen, daß er neuere fremde Arbeiten gar nicht berücksichtigt, wahrscheinlich nicht gekannt hat. Hätte er sich vorher in der betreffenden Literatur etwas umgesehen, so würde seine schöne Arbeit minder lückenhaft ausgefallen sein. Von einem so geistreichen Manne hätte man beispielsweise sehr gerne etwas über die Untreue, der sich der Dichter seiner Beatrice gegenüber selbst anklagt, sowie über das Verhältniß zwischen Beatrice und der Donna gentile vernommen.

Wie nachtheilig es ist, wenn ein Schriftsteller in der einschlägigen Literatur entweder gar nicht oder nur halb zu Hause ist, sieht man recht deutlich an der sonst fleißigen Arbeit eines jungen Gelehrten, Gherardo Gherardini, welcher Dante's Vision im irdischen Paradiese einer abermaligen Untersuchung unterworfen hat.**) Der 1869 erschienene zweite Band des Dante-Jahrbuchs brachte eine umfassende Abhandlung über diesen Gegenstand, eine der ersten Arbeiten über Dante, die ich veröffentlicht habe. Wie es scheint, hat jene Abhandlung den jungen Verfasser zu seiner Arbeit angeregt, er nimmt darauf nicht blos auf Schritt und Tritt Rücksicht, sondern hat ihr auch einen langen Paragraphen speciell gewidmet. Nun ist aber seither, von Anderem zu schweigen, mein Commentar erschienen, worin die dabei in Betracht kommenden Fragen weit eingehender und gründlicher untersucht und die in jener Erstlingsarbeit vorgetragenen Ansichten theils näher begründet, theils modificirt, theils zurückgenommen wurden. Während Gherardini die deutsche Abhandlung sehr gut kennt, weiß er von der Existenz des umfassenden italienischen Commentars gar nichts. Daher belehrt er mich über Dinge, die er viel besser in meinem Commentar erörtert fand, führt wieder Argumente an, die dort endgültig widerlegt sind, und hat uns eine Arbeit geliefert, welche vor ihrem Erscheinen bereits vollständig antiquirt war. Bei allem darauf verwendeten Fleiß könnte übrigens die Arbeit so wie so auf wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch machen und es ist bezeichnend, daß in Italien eine solche Arbeit genügt, um die Doctorwürde zu erlangen.

Mit seiner Schrift: „Gott in Dante's Gedicht" eröffnet der Professor Pier Giacinto Giozza eine Reihe von „Studien" über die Göttliche Komödie.*) Wenn man den Tag nach dem Morgen beurtheilen darf, so ist zu wünschen, daß diese erste Studie zugleich die letzte sein möchte. Denn die ganze Arbeit, sowohl die lange Einleitung in die Divina Commedia als auch seine eigentliche sogenannte Studie ist weiter nichts als ein geist- und werthloses Geschwätz. Dabei trägt der Verfasser ganz bekannte und gewöhnliche Dinge mit einer solchen Anmaßung vor, daß die Lectüre seines Elaborats geradezu widerlich ist. Der Verfasser nennt seine Arbeit auf dem Titelblatt curiose indagini. Höchst treffend! In der That, diese sogenannten indagini sind curiose im höchsten Grade, möge man den Ausdruck curiose mit „vorwitzig", oder mit „sonderbar", oder mit „spaßhaft" übersetzen. Alle drei Bedeutungen liegen im Ausdruck und alle drei passen auf diese Arbeit.

Es ist im ersten Artikel der umfassenden Abhandlung Erwähnung geschehen, in welcher der Versuch gemacht worden ist, das Sichentsprechen der Sünden und Strafen in Dante's Hölle in allen einzelnen Fällen nachzuweisen. Den nämlichen Versuch hat zur gleichen Zeit Federico de Gravisi in einer sehr beachtenswerthen Schrift gemacht.**) Die Wege, auf welchen die beiden Forscher gehen, sind verschieden, verschieden ihre Methode, verschieden oft auch die Resultate. Da mir der Raum nicht gestattet, hier auf Einzelnes einzugehen, empfehle ich die sauber und sorgfältig ausgearbeitete Schrift allen denen, welche etwa meine erwähnte Abhandlung im Dante-Jahrbuch gelesen haben und sich für den Gegenstand interessiren sollten. Die Vergleichung ist um so lehrreicher, als wir beide durchaus unabhängig von einander gearbeitet haben. Der Abfassungszeit nach ist meine Arbeit die ältere.

*) Rapisardi, La Beatrice di Dante. Firenze, tipogr. della Gazzetta d'Italia, 1878. Lex. 8. 40 S.

**) Gherardini, Della visione di Dante nel Paradiso terrestre. Tesi di laurea. Bologna, tipogr. Fava e Garagnani, 1878, gr. 8. 91 S. (Zuerst erschienen im Propugnatore, 1877. II. pag. 193—227 und 1878. I. pag. 27—76.)

*) Giozza, Iddio nel Paradiso Dantesco. Studio primo. Con un proemio sulla Divina Commedia. Milano, N. Battezzati, 1878, Lex. 8. XXVI und 88 S.

**) Gravisi, Dei cerchi infernali di Dante. Studio filosofico e critico sulla graduazione dei peccati e delle pene, come sulla corrispondenza di questi a quelli nell' Inferno dantesco. Napoli, tipogr. Fibreno, 1876, Lex. 8. 142 S.

Mit einem neuen „Versuch einer Erklärung der Divina Commedia" hat uns Ettore Penco,*) mit einer „neuen Erklärung" des Dante'schen Gedichtes der Professor Angelo Ronzi beschenkt.**) An derartigen Producten ist die Dante-Literatur so reich, daß man nachgerade ihren Werth zum Voraus schon kennt. Obwohl ich nun die beiden Elaborate nicht allein besitze, sondern auch gelesen habe, halte ich es doch für Papier- und Dinteverschwendung, ein Wort darüber zu verlieren. Über Ronzi's Arbeit habe ich im Dante-Jahrbuch einfach geurtheilt: „Mit widerlicher Anmaßung vorgetragener Unsinn." Auch jetzt weiß ich nichts Besseres darüber zu sagen. Penco's Arbeit ist erst später erschienen. Sonst würde auch über dieselbe ein ganz ähnliches Urtheil im Jahrbuch zu lesen stehen.

Soll aber der Unsinn recht brillant werden, so müssen sich mehrere Kräfte vereinigen, denselben zu produciren. Diese Aufgabe haben Gian Giacopo Vaccheri und Cosimo Bertacchi übernommen. Ihre kleine Schrift hat es mit dem Greisen von Kreta (Hölle XIV. 94—120) zu thun.***) Wie billig beginnen die zwei Herren mit Absingen des bekannten Liedes: „Alle, die vor uns gekommen sind, die sind Diebe und Mörder gewesen." Nämlich, wir müssen wieder einmal die alte Litanei hören, daß Dante noch von Niemandem verstanden worden sei, von Niemandem, ausgenommen natürlich die Herren Vaccheri und Bertacchi. Von diesem Unverstand Anderer, von der eignen Gescheidtheit geben sie zuerst einige Müsterchen zum Besten. So soll beispielsweise die, Paradies IX, 127 ff. erwähnte Stadt nicht Florenz, sondern die Welt sein und drgl. m. Dann kommt die nagelneue, allein richtige Auslegung der Stelle vom Greise von Kreta. Nun? Ja, die Auslegung ist wirklich tiefsinnig! Nimm Deinen Dante, lieber Leser, und lies die vorhin citirten Verse im XIV. Gesang der Hölle nach. Jetzt höre erst die richtige Auslegung aus dem Munde unserer Autoren. Kreta ist — die Vernunft; der Greis von Kreta ist — die Menschheit; Damiette bedeutet — die Auflösung des Vergangenen; Rom bedeutet — das Ewige; die verschiedenen Metalle, aus welchen die Statue des Greises zusammengesetzt ist, sind die Gaben des Menschen und zwar das feine Gold die Wissenschaft; das reine Silber das Wollen und Können; das Kupfer sind „gli affetti caratteristicamente dominati da una razionale convenienza"; das Eisen ist — das Gefühl (!!); der rechte Fuß ist — l'ordine religioso; der gebrannte Thon — l'artifizio. Genug dieses Unsinns!

All's well that ends well. Zum Schluß habe ich die Freude noch zwei recht tüchtige und dankenswerthe Publicationen zu erwähnen. Die eine ist die letzte Arbeit des am 16. April vorigen Jahres verstorbenen Professors Giovanni Della Valle zu Faenza†). Schon vor neun Jahren veröffentlichte Della Valle einen Commentar zu den geographisch-astronomischen Stellen der Divina Commedia, unzweifelhaft das Beste, was über den Gegenstand bis dahin geschrieben wurde. 1870 folgte ein Supplement-Bändchen, worin neue Erklärungen gegeben und schon gegebene theils neu begründet, theils modificirt wurden. Vorliegendes Bändchen ist nun wesentlich ein zweites Supplement zu dem erwähnten Werke. Dasselbe besteht aus drei Theilen und einem Anhang. Im ersten Theile werden mehrere geographisch-astronomische Stellen der Göttlichen Komödie durch Vergleichung theils untereinander, theils mit ähnlichen Stellen bei Petrarca erklärt. Der zweite Theil ist polemischer Natur. Es werden in demselben astronomische Erklärungen alter und neuer Ausleger kritisch geprüft und bekämpft. Im dritten Theile wird der Versuch gemacht, mehrere in der Göttlichen Komödie vorliegende Probleme zu lösen. Im Anhang werden achtzehn Stellen in Dante's Gedicht theils neu erklärt, theils nochmals untersucht. Das Werkchen legt ein glänzendes Zeugniß ab für die umfassende Gelehrsamkeit sowohl, als auch für den Scharfsinn, die Gewissenhaftigkeit und Akribie des Verfassers. Mit den beiden früheren bildet es ein geradezu unentbehrliches Hülfsmittel für das Verständniß der zahlreichen astronomischen Stellen in Dante's Gedicht. Della Valle hat auch meinen Commentar fleißig zu Rathe gezogen, meistens die von mir gegebenen Erklärungen bekämpfend. Muß ich nun auch gestehen, daß er mich nicht immer überzeugt hat, so will ich doch gerne anerkennen, daß seine Polemik durchweg edel ist, sowie auch daß in manchen Fällen das Recht auf seiner Seite sein möchte. Die Bezeichnung „Für die Schulen" ist zu bescheiden. Auch wer im Dante-Studium ergraut ist, kann aus dem trefflichen Werkchen noch sehr Vieles lernen.

Die andere Publication ist die Übersetzung einer deutschen Arbeit. Zu den hervorragendsten Arbeiten des seligen Blanc gehört sein, leider unvollendet gebliebener „Versuch einer bloß philologischen Erklärung mehrerer dunklen und streitigen Stellen der Göttlichen Komödie" (Halle 1861—1865). Der erste Theil dieses Werkes ist bereits 1865 von Onorato Occioni in Triest meisterhaft übersetzt worden. Nun hat Professor Carlo Vassallo die Übersetzung des zweiten Theiles hinzugefügt.*) Auch diese Übersetzung ist elegant und wirklich meisterhaft zu nennen, ja, sie scheint mir noch weit besser gelungen als die von Occioni. Nirgends bin ich in derselben einem Mißverständniß begegnet und kann ich es nur bedauern, daß ich von ihr bei der Ausarbeitung meines Commentars zum Purgatorium noch keinen Gebrauch machen konnte. Der Übersetzer hat am Schlusse seiner Arbeit 23 Seiten „Bemerkungen und Zusätze" beigefügt. Dieser Anhang besteht, wie Vassallo selbst im Vorwort bemerkt, wesentlich darin, daß die abweichenden Erklärungen und die Berichtigungen Blanc'scher Angaben, welche sich in meinem Commentar befinden, mitgetheilt werden. Vielleicht wäre es besser gewesen, diese Bemerkungen und Zusätze an den betreffenden Stellen in der Gestalt von Noten unter dem Text anzubringen. Bedauern muß man es sodann, daß ein so fleißiger und tüchtiger Forscher, wie Professor Vassallo, mit eigenen Bemerkungen nicht freigebiger gewesen. Immerhin aber ist diese Arbeit eine recht verdienstvolle; sie gehört zu den besten Früchten, welche auf dem Gebiete der italienischen Dante-Literatur in der jüngsten Zeit gereift sind. Mit ihr findet unsere diesmalige Umschau einen würdigen Abschluß.

Dr. Scartazzini.

*) Penco, Saggio d'interpretazione della Divina Commedia. Mantova, tip. Balbiani, 1877. gr. 8. 66 S.

**) Ronzi, Nuova esposizione della Divina Commedia. Venezia, tipog. della società di M. S. Fra, 1877. gr. 8. 59 S.

***) Il gran Veglio del monte Ida tradotto nel senso morale della Divina Commedia (Dante Inferno Canto XIV) da G. G. Vaccheri e C. Bertacchi. Torino, 1877. G. Candeletti. kl. 8. 39 S.

†) Della Valle, Nuove illustrazioni sulla Divina Commedia ad uso delle scuole. Faenza, tipogr. Novelli, 1877, gr. 8. 152 S. mit 1 Taf.

*) Interpretazione filologica di molti passi oscuri e controversi della Divina Commedia. Saggio di G. L. Dott. Blanc, tradotto dal prof. Carlo Vassallo. Con aggiunta d'alcune osservazioni. Il Purgatorio. Bologna, tipogr. Fava e Garagnani, 1877, gr. 8. 155 S. (Zuerst erschienen im Propugnatore, 1877. I, pag. 47—79, 436—467; II, pag. 54—89, 281—333.)

Mancherlei.

Die Augustnummer von „The Nineteenth Century“ bringt einen sehr ansprechenden Artikel von Grant Duff über Senior's „Conservations“. Für diejenigen, welche das Buch nicht kennen, sei bemerkt, daß der verstorbene Mr. Senior ein Tagebuch führte, in welches er seine Gespräche mit bedeutenden Persönlichkeiten, deren er während seines Aufenthalts im Auslande, besonders in Paris, viele kennen lernte, unmittelbar darauf niederschrieb. Er verfuhr bei diesen Aufzeichnungen sehr correct und vermied gewissenhaft jeden Zusatz, jede Ausschmückung; der Zweck des Berichterstatters war mehr ein politischer als literarischer, und sein Buch muß als ein Beitrag zur politischen Geschichte der Gegenwart angesehen werden. Besonders interessant sind die von ihm mitgetheilten Äußerungen Thiers', welche von Grant Duff klar und geschickt beleuchtet werden. — Ein kurzes Gespräch über Kunst ist zu ergötzlich, als daß ich mir die Anführung desselben versagen könnte.

Senior: Stellen Sie Frankreich in der Kunst eben so hoch als in den Wissenschaften und der Taktik?

Thiers: Ganz gewiß, die Malerei ausgenommen, in der wir nichts leisten. Wo ist die gothische Architektur, die unsern Kathedralen gleich käme? Welches classische Gebäude erreicht die Façade des Louvre?

Senior: Was halten Sie von der Façade des großen Tempels zu Pästum?

Thiers: Ein herrliches Denkmal der Baukunst, aber nicht dem Louvre gleich. Wenn wir die Künste betrachten, deren Medium die Sprache ist, wo finden wir eine Beredsamkeit wie die Bossuet's? Wo eine Tiefe der Intelligenz wie bei Molière? Wo Poesie gleich der Racine's? Die Chöre in der Esther und Athalie verhalten sich zu allen andern Dichtungen wie eine Madonna von Raffael zu einer von Guercino oder Guido.

Senior: Stellen Sie Racine über Shakespeare?

Thiers: Ich kann ihn nicht mit Shakespeare vergleichen, den ich nur in der Übersetzung gelesen habe, aber ich stelle ihn über Homer, ich stelle ihn über Virgil, mit dem er die meiste Ähnlichkeit hat, kurz über Alles was ich kenne.

Man kann hieraus abnehmen, ob die Welt viel dadurch verloren hat, daß der große Staatsmann nicht mehr von seiner Zeit der Kunst widmen konnte! — Diese und einige andere von Grant Duff angeführte Stellen „werfen, wie er sagt, Licht auf die Schattenseite eines Mannes, den vor kurzem ganz Frankreich beflissen war zu ehren; es ehrte dadurch vieles Schlechte in seiner eignen Vergangenheit, aber auch die Kühnheit, Vielseitigkeit, Gewandtheit und Lebendigkeit, die zu seinen vielen Vorzügen gehören.“

Nächst den Bemerkungen über Thiers sind die über Cousin, der mehr oder minder ein geistreicher Charlatan war, so wie Duff's Würdigung Villemain's interessant.

In derselben Nummer derselben Zeitschrift giebt F. W. Rowsell (late Special Commissioner) eine klar und kurz gefaßte Geschichte der Insel Malta. Er sagt anläßlich der Belagerung von 1565: Gut wäre es, wenn die, welche glauben, daß der Leopard seine Haut wechseln, daß der Tiger in ein zahmes Hausthier verwandelt werden oder daß die Natur des Türken sich verändern könne, die Einzelheiten dieser denkwürdigen Belagerung studiren wollten! Sie würden einsehen, daß die Türken, trotz der Berührung mit höherer Civilisation, trotz des Beistandes, den sie eifrig von den Nationen borgten, welche sie gern vernichtet hätten, trotz der mildernden Einflüsse der Erfahrung, trotz aller ihnen günstigen Ereignisse, in ihrem Wesen immer dieselben bleiben und sich nicht ändern. Wie wir lesen, daß sie die Cultur, Kunst, Gelehrsamkeit ihrer saracenischen Gebieter zerstörten, wie wir sehen, daß sie den Quell und Mittelpunkt der Civilisation zu Constantinopel zermalmen und zerbrechen, daß sie Indien durchziehen wie Würgengel, und diejenigen, welche ihnen in allem Übrigen, nur nicht an Körperkraft überlegen waren, morden und vertilgen, so finden wir sie auch in St. Elmoh, in Plewna, Schipka, Philippopolis und Adrianopel.... Bei jeder Gelegenheit und zu jeder Zeit hat sich der Türke als Zerstörer ausgezeichnet. — Mit dem Schwert hat er genommen und durch das Schwert wird er umkommen.

Der Bericht enthält einige statistische Tabellen, die eine Übersicht über den Zustand der Finanzen und der Verwaltung zur Zeit der Herrschaft des Johanniterordens geben. Der Census ergab 1632 für Malta und Gozzo eine Einwohnerzahl von 51,750; 1798 114,000; 1876 149,270, d. i. 1376 Einwohner auf die Quadratmeile in Malta, 930 in Gozzo. — Malta ist nicht im Stande sich aus eignen Kräften zu erhalten; sich selbst überlassen müßte es zu Grunde gehen. Durch zweckmäßigere Einrichtungen, namentlich durch Anbau von Obst zur Ausfuhr, statt des minder lohnenden und für die Bedürfnisse ungenügenden Getreidebaues, durch regelmäßige Communication mit Sicilien, könnte sein Wohlstand beträchtlich gehoben werden. Auch von einer Verbindung mit Cypern hofft Rowsell Vortheile für die kleine Insel.

In England und besonders in Frankreich beschäftigt man sich neuerdings aufs Lebhafteste mit der Erörterung wichtiger Fragen aus dem Bereiche des großen socialen Problems, welche in gegenwärtiger Zeit auch für Deutschland von hohem Interesse sind. Es handelt sich zunächst um die Frage: Soll in den Schulen volkswirthschaftlicher und gewerblicher Unterricht ertheilt werden und in welchem Umfange? Bekanntlich bestehen in Deutschland wie in England und Frankreich einzelne Fachschulen, wie Handels-, Baugewerks-, Gewerbe-, Uhrmacher-, Kunst- &c. Schulen, welche entweder volkswirthschaftlichen oder gewerblichen Unterricht ertheilen. Kann das genügen in einer Zeit, welche so schwer unter volkswirthschaftlicher und gewerblicher Unkenntniß zu leiden hat? Man ist in Frankreich und England, von den Zeitverhältnissen gedrängt, zur Verneinung dieser Frage geneigt und gegenwärtig bemüht, praktische und durchführbare Vorschläge behufs Einführung volkswirthschaftlichen und gewerblichen Unterrichts in den Schulen zu formuliren. So hat der Generalrath des Seine-et-Oise-Departements vor einiger Zeit einen Preis von 1000 Fr. für die Bearbeitung eines brauchbaren Leitfadens der Volkswirthschaftslehre für Volksschulen ausgesetzt und es sind bereits zehn Arbeiten eingegangen, welche gegenwärtig geprüft werden. Ferner haben die beiden trefflichen Zeitschriften: „L'Economiste français“ (Chefredacteur Paul Leroy-Beaulieu) und des „Journal des Economistes“ im laufenden Jahrgange mehrere interessante Programme (u. A. eines von Frédéric Passy) für volkswirthschaftliche Schulcourse veröffentlicht. Zu Gunsten gewerblichen Schulunterrichts erheben sich ebenfalls mehrere Stimmen, u. A. Hrn. G. Salicis in seiner kleinen bemerkenswerthen Schrift: „Enseignement primaire et apprentissage“ (Paris, Sandoz & Fischbacher), welche bereits in zweiter Auflage vorliegt und auch in Deutschland beifällig aufgenommen wurde. Wahrscheinlich wird dieselbe auf Wunsch der Handelskammer in Crefeld in's Deutsche übertragen werden. Ähnliche Bestrebungen machen sich zwar

auch in Deutschland geltend, scheinen aber leider, insbesondere wegen der sehr großen aber sehr ungerechtfertigten Indifferenz des Publikums, vorerst im Sande verlaufen zu sollen. D.

Nach einer von Emile de Laveleye in dem zweiten diesjährigen Augusthefte der Revue des deux Mondes aufgestellten Berechnung betrug der Gesammtwerth edler Metalle, also Gold und Silber, in der ganzen bekannten Welt zur Zeit der Entdeckung Amerikas eine Milliarde Franken, wovon 700 Millionen Silber und 300 Millionen Gold waren. Von 1500 bis 1848 soll die Production auf ungefähr 44 Milliarden Fr. sich belaufen haben, und zwar 30 Milliarden Fr. Silber und 14 Milliarden Gold. Aber während bis dahin die Silberproduction zweimal so groß war, als die des Goldes, hat seit der Entdeckung der Goldadern in Sibirien, Californien und Australien sich Alles geändert, indem die Production des Goldes sich außerordentlich gehoben hat. Bis 1846 betrug sie nur 150 Millionen; 1852 steigt sie auf eine Milliarde. Wenn die seitdem verflossenen Jahre entsprechend abgeschätzt werden, so würde die Gesammtproduction von Silber und Gold vom Ende des Mittelalters an bis heute 70 Milliarden darstellen, von denen aber 1868 nur etwa 20 Milliarden im Verkehr gewesen sein sollen.

Von den vorhandenen edlen Metallen verbrauchte, nach M. Chevalier's Aufstellung im Jahre 1855, abgesehen von der Verwendung als Münze, Frankreich 60 Millionen Francs (heute 70 Millionen), England ebensoviel (Birmingham allein für 30 Millionen Francs), wobei die Beobachtung auffällt, daß in England der Verbrauch des Goldes für Schmucksachen im Vergleich zum Silber bedeutend gestiegen ist, sich seit zehn Jahren fast verdoppelt hat. Die reichen Nationen, zu denen die Vereinigten Staaten, Holland, Belgien, Canada und Australien gerechnet werden, gebrauchen ebenfalls 70 Millionen, so daß durch Hinzurechnung einer gleichen Summe für die übrigen minder begünstigten Länder alles in allem 280 Millionen den Künsten und der Industrie zufallen, während 250 Millionen für die Münzausprägung erforderlich sind. Da die Production der edlen Metalle nicht in dem Verhältnisse des zunehmenden Welthandels und des wachsenden Wohlstandes, also des Mehrverbrauchs von Geld steigt, ganz abgesehen von der Zunahme der Bevölkerung, die für die westliche Halbkugel auf 5 Millionen Menschen jährlich angenommen wird, so scheint der Verfasser des genannten Artikels einen Mangel edler Metalle vorauszusehen, der ein Sinken aller Preise im Gefolge hätte.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Collins, Mortimer and Frances: You play me false. 3 vols. London, Bentley & Sons. 31 s. 6 d.

Eggleston, Edward: Roxy. 2 vols. London, Chatto & Windus. 16 s.

Gay, J. Drew: Reminiscenses of the War in Turkey. Plevna, the Sultan, and the Porte. London, Chatto & Windus. 6 s.

Morley, John: Diderot and the Encyclopaedists. 2 vols. London, Chapman & Hall. 26 s.

II. Französisch.

Aimard, Gustave: Vauriens du Pont-Neuf. 3 vol. Paris, Dentu. 9 fr.

Bernard, H.: Traité de tactique. Tactique expérimentale. Tome Ier. Paris, Dumaine. 7 fr. 50.

Chabat, Pierre: La Brique et la Terre Cuite. Etude historique de l'emploi de ces matériaux fabrication et usages motifs de construction et de décoration choisis dans l'architecture des différents peubles. Paris, Morel & Cie. 100 fr.

Chasles, Philarète: Voyages d'un critique, a travers la vie et les livres. — L'Angleterre politique. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Delpit, Albert: La Famille Cavalié. 2 vol. Paris, Dentu. 6 fr.

Dumas, Alexander (Fils): Entr'Actes. Deuxième Série. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Guerre en Orient 1875—78 par un Officier supérieur. Paris, J. Dumaine. 7 fr. 50.

Heuzey, Léon: Figurines Antiques de Terre Cuite du Musée du Louvre. Gravées par Achille Jacquet. Paris, Morel. 4 Livr. à 15 fr.

III. Amerikanisch.

Amos, D. T.: Compendium of Practical and Ornamental Penmanship. In 48 Plates, Alphabets, Testimonials, Title-pages etc. 4°. New-York. 30 ℳ.

Baird, Spencer F.: Annual Record of Science and Industry for 1877. Boston. 12 ℳ.

Bayles, James C.: House Drainage and Water Service in Cities Villages and Rural Neighbourhoods. With Incidental Consideration of Causes affecting the Healthfulness of Dwellings. New-York. 18 ℳ.

Cushman, Charlotte: Her Letters and Memories of her Life. Edited by Emma Stebbins. Boston. 15 ℳ.

Emerton, J. H.: The Structure and Habits of Spiders. Illustr. Salem. 9 ℳ.

Nicholls, C. E.: The Railway Builder. A Handbook for Estimating the Probable Cost of American Railway Construction and Equipment. Illustr. Philadelphia. 12 ℳ.

Shields, C. W.: The Final Philosophy; or, System of Perfectible Knowledge issuing from the Harmony of Science and Religion. New-York. 21 ℳ. 60.

Snively, J. H.: A Treatise on the Manufacture of Perfumes and kindred Toilet Articles. Nashville. 18 ℳ.

Timayenis, T. T.: The Language of the Greeks. The Modern Greek: its Pronunciation and Relations to Ancient Greek. With an Appendix on the Rules of Accentuation etc. New-York. 9 ℳ.

Washburne, E. B.: Franco-German. War and the Insurrection of the Commune. Washington. 6 ℳ.

Woodward, J. D.: Scenery of the Pacific Railway, and Colorado. With Map, and Seventyone Illustrations. New-York. 4 ℳ. 80.

Woolwett, W.: Old Homes Made New. A Collection of Plans, Exterior and Interior Views, illustrating the Alteration and Remodelling of several Suburban Residences, with Explanatory Text. Oblong folio. New-York. 9 ℳ.

IV. Spanisch.

Arrate, J., Valdés, A. y Urrutia, J.: Los tres primeros historiadores de la isla de Cuba. Tomo III. Historia de la Isla de Cuba y en especial de la Habana, por D. José Antonio Valdés cplt. 3 tomos. Habana, Andrés Pego. 516 rs.

Burgos, J.: El censo de poblacion; sainete en un acto y en verso. Madrid, Rodriguez. 5 rs.

Campo-Arana, J. y Fuentes, J.: Las penas del purgatorio, comedia en tres actos y en prosa. Madrid, Condo 9 rs.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Grosser in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W. Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Begründet von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] ——— Berlin, den 5. October 1878. ——— [№ 40.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

F. W. Bergmann's Studien über den Thör-Cyclus der Edda.*)

In den altnordischen Urwald der Edda-Dichtung helle Klarheit zu bringen, ist dem unermüdlichen Forscher Friedrich Wilhelm Bergmann in Straßburg eine Lebensaufgabe, der er sich ohne Rücksicht auf Alter und Krankheitsfälle mit jugendlicher Rüstigkeit hingiebt. Einer achthundertjährigen Textverderbniß muß auf dem Gebiete der altnordischen Poesie kritisch ein Ende gemacht werden und diese Herkulesarbeit gegenüber einem so großartigen Stoff erheischt nach jeder Richtung hin frische Kraft, unbefangenen Muth und einen starken Geduldsfaden, der niemals abreißt. Der alsatische Erklärer hat von vornherein das Bewußtsein gehabt, daß nur durch die Bewältigung des ganzen Sageninhalts der Edda eine befriedigende Lösung aller Schwierigkeiten herbeigeführt werden könne und er hat deshalb keine Mühe gescheut, die Sache umfassend und erschöpfend anzugreifen und indem er sie Schritt für Schritt förderte, die Einheit und die Ganzheit des nationalen Mythus der Germanen und Scandinavier stets im Auge behalten. Aus diesem Grunde kam es ihm vor Allem auf eine genaue Scheidung der einzelnen Sagenkreise an, um für die gewaltige Stoffmasse zunächst Übersichtlichkeit zu gewinnen. Beruht doch ein großer Theil der den Eddaliedern zugeschriebenen Dunkelheit auf dem Mangel an Sichtung des Stoffes. Bei Bergmann tritt uns demgemäß eine ganz neue Gruppirung der Eddalieder entgegen, der Erklärer fragt: was ist der Kern des einzelnen Mythus? Ist derselbe eine epische Erzählung, so fragte er weiter: welches ist die Hauptthat, die verrichtet wird, und wer ist der Gott oder Held, der sie vollbracht hat? Dergestalt weist er dem Cyclus von Thör's Thaten folgende vier Lieder zu: Alvissmâl (Allweise's Sprüche), Thrymskvida (Thryms-Sagelied), Hymiskvida (Hymis-Sagelied) und Lokasenna (Loki's Wortstreit), welches letztere Gedicht, in späteren Handschriften auch Loka Glepsa (das Sichherumbeißen des Loki) genannt, sonst immer dem Cyclus von Baldur's Todverkündigung beigesellt wird, weil man Loki's Strafe, den unächten hinten angehängten prosaischen Zusatz, für ein Werk des ursprünglichen Eddadichters gehalten hat.

Das Lied von den Sprüchen des Bergriesen Allweise, der in Zwergengestalt nach Ansgart kommt, die ihm versprochene Braut abzuholen, hat einen umfassenderen epischen Mythus zur Unterlage, nämlich die Sage von dem Wiederaufbau der die Götterwohnung Ansgarts umschließenden Ringmauer, die in dem Kriege, zwischen den Ansen und Vanen von diesen niedergeworfen war. Eine Riesenarbeit konnte nur von einem Riesen ausgeführt werden, weshalb der Unterhändler der Götter, der boshafte Loki, an einen Bergriesen sich wandte, an einen den Ansen feindlichen Jotnen, der als Zwerg verkappt die Arbeit auch wirklich übernahm und sie schließlich vollendete, allen Hinterlisten der Götter zum Trotz, aber den ausbedungenen Lohn, die Hand der Thrudur, einer unehelichen Tochter der Sif und des Loki und durch Erstere einer Stieftochter Thör's, nun um so eher erwartete. Allein Thör, welcher in der Zeit des Wiederaufbaus der Mauer von Ansgart abwesend und zwar gerade im Kriege mit den Jotnen in Jotnenheim sich herumgeschlagen, war nicht geneigt, die Zusage der übrigen Ansen zu erfüllen, sondern beschloß, den Baumeister, wenn er als Brautwerber käme, ums Leben zu bringen. Der Sonnenstrahl wirkt auf die Helden aus dem Jotnengeschlechte tödtlich, darum muß der Bergriese des Nachts in Ansgart erscheinen und es besteht Thör's That in dem Gedichte Alvissmâl darin, den angeblichen Zwerg durch Fragenspiel hinzuhalten, bis der Tag anbricht und der erste Lichtstrahl der Sonne den Brautwerber in Stein verwandelt. Der „Allweise“ sich nennende Zwerg sagt seine Sprüche (Worterklärungen von Na[illegible]gegenständen), weil Thör von seinen Antworten die Auslieferung der Stieftochter abhängig macht, und indem er so mit seiner Weisheit der Hinterlist seines göttlichen Widerparts dient, fällt er dem Tode zum Opfer.

Das zweite Gedicht des Thör-Cyclus, das Bergmann uns vorführt, hat den Namen Thrymskvida oder nach späteren Handschriften Hamarsheimt (Hammers Zurückheimfung), das Lied von Thrymr, dem Riesen, der Thörs Hammer gestohlen, besingt aber eigentlich nur die heroische List, mit welcher Thör, dieses Mal von Loki begleitet und unterstützt, dem Thrymr seinen Raub wieder abgewinnt. Auch hier ist eine Brautschaft der Angelpunkt der Erzählung, denn der Preis für die Rückgabe des Hammers ist, wie Thrymr sich ausbedingt, nichts Geringeres als die Hand der schönen herrlichen Göttin Freya. Und weil diese in Wuth des Riesen Ansinnen ablehnt, fährt Thör als Freya verkleidet in langen Frauengewändern, während Loki die Zofe spielt, nach Jotnenheim, bekommt als Braut den Hammer zurück auf seinen Schooß und schlägt den Riesen alsbald mit selbigem nieder. — Jene Naturerscheinung, daß die Gewitter in manchem Frühsommer gänzlich ausbleiben, hat wohl unstreitig die Veranlassung zur Bildung des Mythus geboten. Thör ist hier schon der Donnergott, dessen natürlicher Nebenbuhler der Jotne Thrymr ist, der Sturmwettergott (der „Dröhner“), dessen Brausen die Gewitterwolken verschwinden macht.

Nachdem Thörs geistige Kraft, zumal seine Verschlagenheit, gehörig ans Licht gestellt ist, bringt die Sage die Heldenthaten

---

*) Allweise's Sprüche, Thryms-Sagelied, Hymis-Sagelied und Loki's Wortstreit (Allvissmâl, Thrymskvida, Hymiskvida, Lokasenna), vier Eddische Gedichte des Thör-Cyclus kritisch hergestellt, übersetzt und erklärt von Friedrich Wilhelm Bergmann. Straßburg 1878, Verlag von Karl J. Trübner.

seiner Körperstärke zur Darstellung und so reiht sich das Eddalied Hymiskvida (Hymi-Sagelied), die Erzählung, wie Thôr den unsagbar schweren Braukessel des Jotnen Hymir hinwegträgt und den Ansen ihn übergiebt, wie von selbst an das Vorhergehende an. Das Versöhnungsfest, das Ansen und Jotnen feiern wollen und das einem Schicksalsspruch (Stablosen) zu Folge der Jotne Ögi (Ägir) ausrichten muß, erheischt einen möglichst großen Kessel für die zu brauenden Biere, einen solchen besitzt der Riese Hymir, der Pflegevater des Tyr, eines Neffen Thôr's, der es an Thôr verräth, worauf Tyr und Thôr zu Hymir nach Jotnenheim fahren, heimlich bei ihm eindringen und Thôr allein nach fünf großen Kraftproben, worunter zur See der Kampf mit der Weltschlange Mitgart der gewaltigste war, als sechste Probe endlich den schwersten Braukessel auf der Schulter hinwegschleppt und als siebente zuletzt den nachstürmenden Hymir sammt Gefolge mit dem Hammer zerschmettert.

Das vierte Gedicht des Thôr-Cyclus, die Lokasenna (Loki's Wortstreit), hat nun zum Schauplatz jenes Versöhnungsfest der Ansen und Jotnen, also Ögi's Trinkgelag, für welches Hymir's Braukessel bestimmt war und nach welchem einige jüngere Papierhandschriften den Titel des Gedichtes Oegisdrekka benennen. Loki, der Mephisto der Ansen, war weder von Bragi im Namen der Götter noch von Ögi im Namen der Jotnen zu dem Bankett geladen worden, er aber stellt ungebeten sich ein, erzwingt einen Sitz und schmäht nun, das Gastrecht auf's Frechste ausnutzend, mit Bragi anfangend alle Götter und Göttinnen der Reihe nach im ehrenrührigsten Ton, jede Schwäche und jeden Makel an ihnen hebt er giftig hervor. Nichts aus eigener Erfindung, Alles genau nach der Überlieferung des Mythus. Daher ist dieses Gedicht das Erzeugniß einer späteren Entwickelung des Stoffes, es mag wohl dem zehnten Jahrhundert erst angehören und Bergmann hat Recht, den skeptischen Humor eines altnordischen Lukian hier wiederzufinden. Thôr, bisher abwesend, kommt endlich von Loki frevelhaft her beschworen dazu, er ist es, der durch sein zorniges Drohen mit dem Hammer den Spötter zum Rückzug bewegt und der Schmach der Ansen ein Ziel setzt, ohne jedoch verhindern zu können, daß Loki noch im Fortgehen einen Fluch auf den Gastgeber Ögir ausstößt, dem er anwünscht, nie mehr ein Festmahl geben zu können, weil die Feuerkerzen des Saales zu Feuerflammen sich überschlagen und all sein Haus und Habe verzehren möchten! Mit diesem Fluche schließt das Gedicht, der Erfolg wird nicht mitgetheilt. — Die prosaische Einleitung der Lokasenna verwirft Bergmann vollständig als unächt, sie ist zu lang, ist überflüssig und sagt Unrichtiges, sie ist offenbar das Werk eines Christen, da sie von den mythischen Sagen als von etwas Vergangenem spricht und hat sehr wahrscheinlich den ersten Sammler der Eddalieder, den christlichen Priester Saemund zum Verfasser. Dasselbe gilt überall von den Schlußzeilen in Prosa.

Trauttwein von Belle.

England.

Smiles: George Moore*).

George Moore, ein aus kleinen Anfängen emporgekommener großer Kaufmann, hätte keinen besseren Biographen finden können als den bekannten Verfasser von „Character“ und „Self-made Men.“ Smiles mehr als andere war dazu berufen, das Leben eines Mannes darzustellen, der seinen Erfolg nicht glänzenden Eigenschaften oder bedeutenden Talenten, sondern der Tüchtigkeit seines Characters und seiner unermüdlichen Arbeit verdankte. Wir finden in diesem Buche Smiles' anerkannte Vorzüge wieder: Klarheit in Form und Gedanken, eine ansprechende Art der Erzählung und gesunden Sinn. Leider ist nicht das rechte Maß eingehalten, das Buch ist zu lang; es leidet an vielfachen Wiederholungen und Manches hätte kürzer gefaßt werden können. Trotz dieser Ausstellungen bleibt das Buch immerhin lesenswerth, ja in gewissem Sinne wirklich interessant.

George Moore war zu Mealsgate in Cumberland geboren; in der Nähe dieses Ortes standen noch die alten Thürme von Whitehall und Harbybrow, an denen der Knabe herumkletterte, um Krähennester auszunehmen. Es war der Traum seiner Kindheit, daß diese alten Mauern einst sein Eigen werden möchten, und dieser Traum sollte in Erfüllung gehen, so wenig Aussicht auch einstweilen dazu vorhanden zu sein schien. Mit dreißig Pfund Sterling in der Tasche verließ George, an Jahren kaum mehr als ein Knabe, das elterliche Haus um sein Glück in London zu suchen. Er übernachtete damals in dem Grey Coat Hôtel zu Carlisle, um von dort am nächsten Morgen mit der Post weiter zu fahren. Zweiundfünfzig Jahre später trug man ihn, als einen Sterbenden, in dies selbe Hôtel. Schon als Knabe zeigte George Moore unbeugsame Willenskraft und nie versagende Geistesgegenwart. Er pflegte von sich zu sagen: „Ich verdanke nichts dem Genie, aber wenn ich doppelt so viel Zeit und Arbeit daran setze, kann ich eben so viel leisten als Andere.“ Wenn Moore keine geniale Natur war, so besaß er dafür unüberwindlichen Muth, der vor keinem Hindernisse weicht, hartnäckige Ausdauer, die sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken läßt, die Fähigkeit auf die geringsten Details einzugehen, ohne darüber das Ganze aus dem Auge zu verlieren, kühnen Unternehmungsgeist, verbunden mit der Überlegung und Vorsicht, welche den Erfolg sichern, endlich die Fähigkeit, die Herzen Anderer zu gewinnen, ihnen zu imponiren und sie seinem Willen geneigt, seinen Zwecken dienstbar zu machen: lauter Eigenschaften, die einen Mann über das Gewöhnliche hinausheben. Dabei war er nicht bloß ein prosaischer praktischer Geschäftsmann, er hatte ein weiches Herz und einen gewissen Sinn für Romantik, den man kaum bei einem Manne gesucht haben würde, dessen Streben, zunächst wenigstens, entschieden auf Erwerb und weltlichen Erfolg gerichtet war.

Sein erster Freund und Beschützer in London war sein Landsmann, ein Mr. Ray, der ihm eine bescheidene Stellung mit dreißig Pfund Gehalt in dem Handlungshause Flint, Ray & Co. verschaffte. Er befand sich etwa ein halbes Jahr in „Grafton House“, da sah er einst ein reizendes kleines Mädchen in Begleitung ihrer Mutter in das Waarenlager kommen. „Wer ist das?“ fragte er. „Wie, das weißt Du nicht?“ war die Antwort, „das sind des Principals Frau und Tochter“. „So!“ sagte George, „wenn ich je heirate, muß das Mädchen meine Frau werden.“ — Das Wort machte die Runde und George wurde von den übrigen Comptoiristen als ein zweiter Dick Whittington ausgelacht. Und doch war sein Wort kein leeres Gerede. Der Gedanke bemächtigte sich seiner Seele und wurde die Triebkraft seines ferneren Lebens. Er stählte und läuterte ihn. George wurde noch fleißiger, eifriger und ausdauernder. Nach vielen Jahren harter Arbeit erfüllte sich der Traum seines Lebens und jenes junge Mädchen wurde seine Gattin. —

*) George Moore. Merchant and Philanthropist. By Samuel Smiles L. L. D. London. Routledge & Sons.

Auch der andere Wunsch seiner Jugend, Whitehall zu kaufen, verwirklichte sich zu seiner größten Freude und Befriedigung. Doch knüpften sich in späterer Zeit an diesen Ort die schmerzlichsten Erinnerungen für ihn; denn in der Kirche, die zu diesem Gute gehört, begrub er seine erste Frau. Er brachte ihre sterbliche Hülle nach Cumberland, und als er zu Carlisle im Bahnhofshotel übernachtete, „da war es ihm seltsam zu Muthe, daß er im warmen Bette liegen sollte und seine liebe Frau starr und kalt draußen im Eisenbahnwaggon in Sicht seines Fensters".

Bei Gelegenheit eines Festessens versicherte Moore, damals schon der reiche angesehene Kaufmann, seinen Freunden, daß er seinen Erfolg nicht dem Glücke, sondern nur ernster unermüdlicher Arbeit verdankte. Er hätte von Rechtswegen auch seine eiserne Körperkraft und unerschütterliche Gesundheit erwähnen sollen; denn wenige Männer dürften körperlich den Anstrengungen gewachsen sein, die er sich zumuthete. Dreizehn Jahre lang gönnte er sich keinen Feiertag, und pflegte zu sagen, daß Niemand sich zu einem Verkäufer eigne, der nicht sechzehn Stunden täglich bei der Arbeit aushalten könne. Als Handelsreisender war er unermüdlich und besaß ein merkwürdiges Geschick, sich sowohl durch seine solide Tüchtigkeit, als durch seine Überredungsgabe Kunden zu verschaffen. Seine Collegen pflegten ihn den „Napoleon von Watling-Street" zu nennen. — In späterer Zeit, als mit seinem Vermögen auch die geschäftlichen Sorgen gewachsen waren, war die Jagd seine Lieblingserholung. Er machte sich aber mitunter im Stillen Vorwürfe darüber, namentlich schien es ihm Unrecht, am Sonnabend auf die Jagd zu gehen, weil er dann den Tag darauf mehr daran als an Predigt und Gebet dachte. Da aber sein Hauptvergnügen zugleich seiner Gesundheit zuträglich war, beschwichtigte er damit seine Scrupel. Er war ein aufrichtig frommer Mann, der sogenannten „evangelischen" Richtung angehörend, darum aber keineswegs unfähig das Gute anderer Richtungen anzuerkennen. Von seiner Großherzigkeit zeugt am besten seine mannigfache, weitgehende Wohlthätigkeit, über welche sein Biograph ausführlich berichtet. Er gab nicht ohne Prüfung und Überlegung, aber mit freudigem Herzen und mit vollen Händen, und er gab nicht nur Geld, sondern auch Zeit, und das ist mehr für einen solchen Geschäftsmann, er spendete aus den Schätzen seiner Weisheit und Erfahrung. Neben seinen kaufmännischen Geschäften fand er noch Muße sich mit Landwirthschaft zu beschäftigen und nicht unbeträchtliche Mittel auf landwirthschaftliche Experimente zu verwenden.

Als die Belagerung von Paris aufgehoben war, ging Moore als einer der Abgesandten des Londoner Unterstützungs-Comités nach Paris, um dort den Leidenden Hilfe zu bringen. Man hatte in England £ 120,000 aufgebracht, und die Abgesandten nahmen außer ungeheuren Vorräthen an Lebensmitteln £ 5000 baar mit, um dem unmittelbaren Nothstande abzuhelfen. Moore's Beschreibungen von dem Elende, das er in Paris vorfand, von den Scenen bei der Vertheilung der Nahrungsmittel sind anschaulich und ergreifend; übrigens klagt er wiederholt über die unvernünftige Heftigkeit des Andranges, durch welche öfters das Leben der Hilfesuchenden bedroht wurde. Seine Ausdauer und Unermüdlichkeit bewährte sich auch bei diesem Liebeswerke, und entsprechend war die Dankbarkeit der Franzosen. Smiles erzählt von einem Franzosen, der stets seinen Hut abzunehmen pflegte, wenn er an Moore's Hause im Kensington Palace Gardens vorüberging.

„Das wahre Geheimniß des Lebens ist Sympathie", pflegte Moore zu sagen, und die herzliche Sympathie und Theilnahme, welche er seinem Nächsten entgegenbrachte, gewann ihm ihre Herzen und sichert ihm ein bleibendes und ehrenvolles Andenken bei seinen Landsleuten.

Es ist zweifellos mehr ein moralischer Gewinn als ein literarischer Genuß, den die vorliegende Biographie bietet; sie will praktisch erbauen und fördern und wird diesen Zweck bei den richtigen Lesern nicht verfehlen. E. R.

John Morley: Diderot*).

Dieses Werk vervollständigt Morley's Reihe von Studien über die literarischen Ahnen der französischen Revolution. Auf die früher erschienenen Lebensbeschreibungen Voltaire's und Rousseau's folgt nun die Diderot's, womit Morley die Geschichte des großen, ein neues Licht ausstrahlenden Dreigestirns abschließt. Doch unterscheidet sich das gegenwärtige Werk von jenen beiden andern, insofern es bedeutend stofflicher ist, den Gegenstand eingehender behandelt. Bei Voltaire und Rousseau durfte Morley mit Recht annehmen, daß jeder gebildete Leser mit ihren Leistungen mehr oder weniger vertraut ist. Aber was Diderot und seinen Kreis betrifft, so kann eine solche Kenntniß nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Diderot ist einer jener berühmten Namen, die zwar oft erwähnt, mit denen aber sehr unbestimmte Vorstellungen verknüpft werden. Allgemein als der hervorragendste speculative Geist eines Zeitalters der Speculation anerkannt, als anregend und befruchtend geschätzt von keinen geringeren Männern als Goethe, Schiller und Lessing, ist er doch einer jener großen Männer, die keine rechte Befriedigung gewähren. Morley's Bemühen ist es nun, in seinem Buche diese scheinbaren Widersprüche auszugleichen oder zu erklären, und dies ist ihm in ausgezeichneter Weise gelungen. Mit Ausnahme eines tiefsinnigen Essay's über Diderot von Carlyle besaß die englische Literatur bisher keine ausreichende Schilderung dieses Mannes und Carlyle fühlt keine volle Sympathie für die Bestrebungen der Encyclopädisten. Morley andererseits irrt vielleicht durch eine allzu offene Parteinahme für die Ziele und Zwecke jener eigenthümlich gährenden Epoche, doch ist er ein zu gerechter und competenter Kritiker, als daß diese seine Vorliebe der Gediegenheit seiner Arbeit Abbruch thun könnte. Vielleicht zeigt sich die Parteilichkeit des Verfassers am meisten in dem augenscheinlichen Bemühen, einen Mann zu idealisiren, der, als Mensch, kaum unsere Achtung verdient. In dem Versuche, einen gescheidten Mann auch zu einem guten zu erhöhen, tadelt er mehr als billig den Zustand der zeitgenössischen Moral; darin irrt er; aber sobald er den Schriftsteller Diderot ins Auge faßt, wird sein gesundes Urtheil durch seine Sympathien, wiewohl dieselben überall durchscheinen, nicht im Geringsten getrübt. Er hat sich getreulich bemüht, seinen Lesern das wirkliche Wesen jener Ideen darzuzeigen, welche sich durch die socialen und ökonomischen Zustände Frankreichs am Vorabende der großen Umwälzung den Zeitgenossen so sehr empfahlen.

In einem gewissen Grade ist allerdings für Deutschland das Morley'sche Werk unnöthig gemacht durch die erschöpfende Arbeit von Rosenkranz über Diderot, deren Benutzung unser Autor in der Vorrede dankend anerkennt. Der Engländer hat seine Arbeit nicht auf so vollständige und geduldige Einzelstudien ge-

*) „Diderot and the Encyclopaedists" by John Morley. London. Chapman & Hall, 1878. 2 vols.

gründet wie sein deutscher Vorgänger; indessen wiewohl die beiden Werke nothwendiger Weise zum großen Theil sich über dasselbe Gebiet erstrecken, so ergänzen sie sich doch auch in gewissem Maße gegenseitig.

In der That sind die Unterschiede zwischen den beiden Werken mehr nationaler als sachlicher Art. Morley geht nicht so sehr auf Einzelheiten ein, ist nicht so gründlich, wie Rosenkranz, denn englische Leser, und hierin sind sie den Landsleuten Diderot's verwandt, ziehen einen künstlerischen und einheitlichen Überblick einer sorgfältigen Analyse vor. Während ferner der Deutsche seinen Helden mehr vom literarischen, als vom socialen Gesichtspunkte aus behandelt, betrachtet der Engländer ihn mehr mit Rücksicht auf das praktische Wirken und Schaffen seiner Zeit. Am besten dürfte der Unterschied dahin zusammengefaßt werden, daß das Morley'sche Buch sich eignet zum Lesen, während das von Rosenkranz studirt sein will. Doch genug der Haarspalterei. Wir wollen lieber versuchen, unseren Lesern eine Vorstellung von dem Buche selbst zu geben.

Vor Allem müssen wir die Bemerkung vorausschicken, daß zu einer gerechten Beurtheilung dieser „Diderot" nicht für sich allein, sondern mit den anderen beiden Biographien zusammen betrachtet werden muß, weil Vieles, was in diesen bereits berührt war, hier ausgelassen wurde, um Wiederholung zu vermeiden. Es ist die Absicht Morley's, den richtigen Schlüssel zu finden zu dem Wesen der großen freidenkerischen Bewegung des XVIII. Jahrhunderts in Frankreich. Er findet die Lösung des Problems in der gewaltsamen Unterbrechung, welche das normale geistige Wachsthum Frankreichs erlitt, durch die Unterdrückung der Reformation. Worin die Encyclopädisten gefehlt haben, braucht kaum mehr gesagt zu werden. Taine hat ihre Irrungen erst kürzlich in seiner eigenthümlich glänzenden und einseitigen Manier mehr als genug betont. Morley dagegen will ihre sociale Bedeutung und die positiven Eigenschaften ihrer Schriften beleuchten, da diese allzuleicht übersehen werden. Ihrer Wirkung nach war die Encyclopädie nicht minder ein Protest gegen die alte Organisation als gegen die alten Doctrinen. Alles in Allem war ihr Grundgedanke dieser eine: die menschliche Natur ist gut, die Welt kann zu einem erträglichen Aufenthaltsort gemacht werden, ihre Übel sind die Frucht schlechter Erziehung und schlechter Institutionen. Diese lebensfreudige Doctrin klingt heute in unserem Ohr wie ein Gemeinplatz, wie eine Phrase, aber vor hundert Jahren war sie in Frankreich, wie Morley zeigt, ein wunderbares Evangelium, die Offenbarung eines neuen Heils. Und hierin müssen wir die Erklärung zu jener nachdrücklichen Äußerung Goethe's suchen: Diderot sei Diderot, eine besondere Individualität, wer ihn und sein Wirken gering anschlage, sei ein Philister. Ob wir Comte's nicht minder starke Bezeichnung Diderot's als des größten Genius des achtzehnten Jahrhunderts gelten lassen oder bezweifeln, jedenfalls ist es unleugbar, daß er zumal das eine Mitglied jener großen Aufklärungspartei, gewesen ist, welches wirklichen Anspruch hatte auf den Namen eines Denkers.

„Rousseau", sagt Morley, „wurde durch Leidenschaft und Gefühl getrieben, Voltaire war nur der Verkünder eines glänzenden und durchdringenden Rationalismus, Diderot allein von diesem berühmten Triumvirat trug in seinem Geiste die Idee einer wissenschaftlichen Methode, nur er zeigte Sinn für ein Gedankensystem und für große organische und constructive Anschauungen. Er besaß die seltene Gabe echter philosophischer Besonnenheit. Wohl stand er, was die rein literarische Begabung betrifft, tief unter Voltaire und Rousseau, aber er war ihnen ebenso sehr überlegen durch die Fülle und Wahrheit seiner künstlerischen Auffassung. Er war der Schöpfer einer natürlichen realistischen und mitempfindenden Schule literarischer Kritik."

Also vielseitig schildert ihn uns sein gegenwärtiger Biograph. Scharfsinnig weist er darauf hin, wie Diderot sich auf einen Standpunkt stellte, von welchem er zusammenhängender, als es sonst möglich gewesen wäre, den Verlauf im Großen und die mannigfachen Folgen, die vielfältigen Gestalten und weiten Ausläufer der ungeheuren Bewegung seiner Zeit überschauen konnte. Auch zeigt er, daß Diderot, wiewohl in vieler Hinsicht als Mensch und Schriftsteller nicht befriedigend, doch die große Weltveränderung in jedem Punkte erfaßte und den ersten Schein des kommenden Morgens wahrnahm. Und doch, sobald wir uns zu seinen Schriften wenden, um ihren belebenden Einfluß zu empfinden, so müssen wir erkennen, daß er verschwunden ist. Wir können nicht mehr begreifen, wie Goethe sechs Stunden hintereinander mit Entzücken sich in „Jacques le Fataliste" vertiefen konnte. Selbst Morley gesteht ein, daß die Encyclopädie ihren Zweck erfüllt hat und jetzt nur noch „eine monumentale Ruine ist, bekleidet mit einer Fülle historischer Erinnerungen." Nachdem er daher einer ausführlichen Analyse derselben viel Raum gewidmet, hält er sich selbst die Äußerung Marmontels vor, die da sagt, daß wer Diderot nur aus seinen Schriften kenne, ihn überhaupt nicht kenne. Diderot war ein Meister der Conversation, der Überredung, und Morley schildert auch diese seine subtilsten, ungreifbarsten Talente. Marmontel sagt des Weiteren: „In seinen Schriften besaß er nie die Kunst, ein Ganzes zu bilden, und zwar weil es ihm zu lange und langweilig schien, zum Voraus jeder Einzelheit die rechte Stelle anzuweisen. In dem freien und wechselvollen Gang der Conversation wurde dieser Mangel des „Ensemble" nicht sichtbar." In dieser Hinsicht hatte Diderot etwas Sokratesartiges, seine Persönlichkeit übte einen überwältigenden Einfluß aus, wiewohl er keineswegs wie Sokrates ein Verbreiter positiv aufbauender Gedanken war. Weiter besaß er, gleich Sokrates, einen fast dämonisch zu nennenden Zauber, der seiner ungestümen Rede unmittelbar überzeugende Kraft verlieh. Während seine Schriften allzu oft declamatorisch, nachlässig abgefaßt und unbehilflich sind, machte seine Beredsamkeit, die Eleganz und Begeisterung seines Gesprächs einen anderen Menschen aus ihm und erhöhte ihn über sich selbst. Es ist zu bedauern, daß es für ihn keinen Eckermann gegeben hat, um uns ein schwaches Abbild seines wunderbaren Redeflusses aufzubewahren, der viel mehr als die Feder den latenten Gedankenreichthum Diderots frei zu machen schien. Nächst der mündlichen Unterhaltung eines Mannes sind es natürlicher Weise seine vertraulichen Briefe, die am getreulichsten seine Persönlichkeit wiederspiegeln. Leider hat Morley nicht oft genug aus Diderot's Briefen an Mademoiselle Voland citirt, die Dame, mit der er so lange Zeit hindurch ein zärtliches Verhältniß unterhielt, da sein eheliches Glück nicht besser beschaffen war als das seines Sokratischen Prototyps. In einem anziehenden Kapitel, das sich mit dem gesellschaftlichen Leben Diderot's beschäftigt, zeigt uns der Biograph den großen Mann in seiner Häuslichkeit. Trotz des seltenen Zaubers seiner Gegenwart und seiner nie versiegenden Heiterkeit muß er, das ist unschwer zu ersehen, gewöhnlich kein behaglicher Ehemann gewesen sein. Liebenswürdige Großmuth außer dem Hause bedeutet oft Unbilligkeit im Hause. Zudem war er lügenhaft und treulos und behandelte seine Frau mit schlechtverhehlter Gleichgiltigkeit. Diese war, nach Rousseau's Aussage, widerspänstig und zänkisch. In solchen Fällen ist es schwierig, den Tadel richtig auszutheilen. Immerhin erfüllte Madame Diderot, nach Morley's Darstellung, ihre Pflichten als Gattin, war klug, um-

sichtig und ergeben, und wenn seine Excentricitäten ihr mit der Zeit zu arg wurden, so daß sie oft mürrisch und im späteren Alter sauertöpfisch und trübsinnig wurde, so können wir nicht einsehen, warum sowohl Morley als Rosenkranz nur ihrer Unbildung die Schuld beimessen, sintemalen sie doch bereits ungebildet war, als Diderot sie heiratete und zwar aus leidenschaftlicher Liebe heiratete. Solche Argumente gehören eher einem Sachwalter, als einem unparteiischen Richter an. Wer Diderot's Drama „Le père de famille“ gelesen hat, worin er einige Zwischenfälle seiner eigenen Werbung und Heirat geschildert hat, wird erkennen, daß seine Frau ihn nicht aus Rücksicht auf gesellschaftliche Vortheile genommen hatte, denn er war zu jener Zeit ein armer Teufel, der nicht einmal das tägliche Brot hatte. Und in dieser Ehe, die ihr mehr Kummer als Freude brachte, erwies sie sich liebevoll und aufopferungsfähig. Derselbe Mann, der „L'Essai sur le mérite et la vertu“ schrieb, konnte seine Frau vernachlässigen und einen obscönen Roman verfassen, um mit dem Ertrage derselben eine Maitresse zu bezahlen. Solch ein Mann kann sittlich nimmer als groß betrachtet werden, welche Ansichten wir auch über seine Geistesgröße hegen mögen. Morley's im Allgemeinen so correctes Urtheil wird hierin unzweifelhaft durch das Bemühen getrübt, einen Mann zu idealisiren, welcher nicht idealisirt werden kann.

Abgesehen von einigen Abschweifungen, die bei einem Manne wie Diderot nicht zu umgehen waren, hat unser Biograph die chronologische Methode eingehalten. Jedoch geht die literarische Beleuchtung parallel mit der Darstellung des Lebensganges. Nachdem er uns die Geschichte von Diderot's Jugendkämpfen erzählt, zeigt er uns in einem Kapitel über die ersten Schriften Diderot's, wie wenig derselbe mit seinen Talenten haushalten verstand, wie er bald zu viel, bald zu wenig gab. Alle diese ersten Arbeiten beschäftigen sich mehr oder weniger mit dem Lieblingsthema des achtzehnten Jahrhunderts, mit Controversen über die offenbarte Religion, und dies bietet dem Biographen Anlaß, in anziehender Weise uns die neue Philosophie zu schildern, welche in der Encyclopädie Ausdruck erhielt. Diesem großen Werke widmet, wie wir bereits erwähnt, der Verfasser einen großen Theil seiner Arbeit, indem er dessen Geschichte verfolgt, von seinem Hauptinhalt einen Überblick giebt, und insbesondere Diderot's Beiträge hervorhebt. Er weist auf die ungeheure Confusion hin, die in denselben herrscht. Sie sind bald in historischem, bald in polemischem, bald in kritischem, bald in dogmatischem Geist gehalten und der Leser ist fortwährend verblüfft und ergötzt durch die Unbefangenheit, womit Diderot von seinem nominellen Thema abschweift, um eine jener Doctrinen einzuschwärzen, die ihm viel näher am Herzen lagen als irgend eine Frage bloßer Gelehrsamkeit. Morley zeigt uns diesen seltsam buntscheckigen Charakter von Diderot's Compilationen dar, indem er auf die in ihnen so häufigen Inconsequenzen hinweist, so zum Beispiel, seine wechselvolle Stellung der Theologie gegenüber, die ihn manchmal zu den erstaunlichsten Widersprüchen verleitet.

Mit dem Einfluß, den Diderot auf die Bühne übte, beschäftigt sich ein anderes Kapitel. Wir alle wissen, wie hoch Lessing das dramatische Urtheil Diderot's schätzte, indem er ihn für den philosophischsten Kopf erklärte, der sich seit Aristoteles mit dem Theater befaßt habe. Morley ist der Meinung, daß, wiewohl Diderot eine neue Art von Drama geschaffen zu haben beanspruchte, doch die Theorie des „genre sérieux“ weder zur Bildung einer dieselbe befolgenden Dichterschule geführt, noch ein lebensfähiges Meisterwerk hervorgebracht habe, denn „Le Mariage de Figaro“ zeige in zwar stark aufgetragener Färbung Spuren Diderot'scher Empfindungsweise, sei aber im Übrigen, im Aufbau sowohl als in der Composition, mehr spanisch als französisch (?!).

„Wir können uns der Erkenntniß nicht verschließen“, fährt Morley fort, „daß Diderot nach dramatischen Formen und Vorwürfen tastete, die ebenso wenig klassisch als romantisch sein sollten. Sein Suchen hatte keinen Erfolg. Nur ein einziges Stück hat seine Epoche aufzuweisen, das nicht klassisch und nicht romantisch ist, aber dieses eine spricht unabhängig von Diderot den wahrsten und edelsten Gehalt des achtzehnten Jahrhunderts in eigener Form und Sprache aus: Dies Stück ist „Nathan der Weise“.

Goethe's Lieblingsdialog „Le Neveu de Rameau“ wird in einem weiteren Kapitel behandelt, und in einem Anhange giebt Morley eine Übersetzung desselben, aus der er jedoch verschiedene Stellen auszulassen für nöthig fand, als zu stark für unseren modernen Geschmack. So wunderbar geschickt dieser Dialog auch ist, so haftet ihm doch ein keineswegs angenehmer Verwesungsgeruch an, den selbst Morley's Lob und vernünftige Kritik nicht entfernen kann. Auch die anderen Dialoge und Romane finden gebührende Besprechung. Richardson's unzweifelhafter Einfluß auf Diderot wird nachgewiesen; die „Religieuse“ und „Jacques le Fataliste“ werden beurtheilt. Erstere, eine Nachahmung von „Clarissa Harlowe“, stellt uns die gehässige Seite des Klosterlebens dar; es ist eine Erzählung voll Kraft, aber aller Innigkeit und Schönheit bar. Sie ist schwerfällig, und schwerfällig in seiner Art ist der in Sterne'scher Manier geschriebene „Jacques le Fataliste“, welcher mit seiner ungeschminkten Brutalität schon für eine Art derben Vorläufers jener Schule gelten kann, die durch Feydeau und Flaubert zur höchsten Vollendung gebracht worden ist. Trotzdem haben beide Werke einen unbestreitbaren Werth als ergreifende Darstellungen des menschlichen Lebens und weil sich in ihnen des Verfassers kraftvolle und eigenthümliche Persönlichkeit abzeichnet. „Chaque esprit a sa lie“ sagt Joubert und in den Dichterwerken Diderot's kommt leider der Bodensatz seiner sensualistischen Weltauffassung in unangenehmer Weise zum Vorschein. Niebuhr deutet diese Tendenz mehr als Cynismus denn als inneres Einverständniß. In einer seiner kleineren Schriften vergleicht er Diderot mit Petronius und nennt sie beide ehrliche, wohlmeinende Männer, die in einer sittenlosen Zeit lebend durch ihre Verachtung des herrschenden Lasters zum Cynismus geführt wurden.

Das Buch, das Goethe's Entzücken in so hohem Maße wachrief, Diderot's Abhandlung über die Malerei, findet gleichfalls eine ausführliche Besprechung, Morley beweist, daß Diderot in einigen Punkten das Hauptergebniß des Laokoon vorwegnahm und daß er gleich Lessing über die Kunst schrieb, ohne deren Meisterwerke gesehen zu haben. Das glänzendste Kapitel des Buches ist übrigens dasjenige, welches Diderot's Reise nach dem Haag und nach St. Petersburg schildert. Lebendig und anschaulich ist das Bild gezeichnet von der Kaiserin und ihren Unterredungen mit Diderot, in welchen der Philosoph im Eifer der Auseinandersetzung oft seine Hände mit solcher Wucht auf die kaiserlichen Kniee fallen ließ, daß diese blaue und gelbe Male davontrugen. — Hier macht der Verfasser eine längere Abschweifung, um sich mit den drei bemerkenswerthen Büchern zu beschäftigen, als deren Inspirator Diderot gemeinhin gilt: Helvetius' „L'Esprit“, Holbach's „Système de la nature“ und Raynal's „Histoire des Indes“. Die ihnen gewidmeten drei Kapitel bilden ausgezeichnete Proben der gesunden Kritik Morley's, aber der Raum gestattet uns nicht, weiter auf sie einzugehen.

Als Diderot St. Petersburg verließ, sagte er, daß ihm viel-

leicht noch zehn Lebensjahre beschieden seien. Die Prophezeiung traf genau ein. Er schrieb nun noch das Leben Seneca's, zankte sich mit Rousseau, söhnte sich mit Voltaire aus, dessen Gegner er im Grunde genommen nicht so gar sehr war, und starb im Jahre 1784 des Todes, den dem griechischen Dichter zufolge die Menschen des goldenen Zeitalters starben: „Sie gingen dahin, wie vom Schlafe übermannt",

θνῆσκον δ' ὡς ὕπνῳ δεδμημένοι.

Also hat Morley das Leben eines Mannes beschrieben, welcher erklärte, die Nachwelt sei für die Philosophen, was das Jenseits für die Frommen. Das Werk zeichnet sich durch eine seltene Gründlichkeit aus und wenn wir auch nicht immer den Schlüssen des Verfassers beizutreten vermögen, so können wir doch die Ehrlichkeit seiner Absichten sowohl als die Vortrefflichkeit seiner Ausführung nur anerkennen. *) Z.

*) Es will uns bedünken, als ob unser sehr geehrter Mitarbeiter sich in vorstehendem Aufsatze gegen Diderot ebenso streng als für seinen Biographen anerkennend erwiesen habe. Dadurch möchte, fürchten wir, für manche Leser eine falsche Perspective hergestellt werden: es könnte scheinen, ein gründlicher, systematischer, moralischer Gelehrter des neunzehnten Jahrhunderts habe doch im Grunde mehr Anspruch auf unsere Dankbarkeit und Verehrung als solch ein irreguläres Genie des achtzehnten Jahrhunderts, wie es Diderot war. Und doch, glauben wir, werden Schöpfungen wie „Jacques le Fataliste" und „Le Neveu de Rameau" noch lange, lange gelesen und genossen werden und zu unserer wichtigsten Kenntniß, der der menschlichen Seele, beitragen, wenn eine so ausgezeichnete Arbeit über Diderot, wie die des Herrn Morley, längst Alles, was sie leisten konnte, geleistet haben und vergessen sein wird. Bei der gerechtesten Anerkennung tüchtiger historisch-kritischer Arbeiten sollten wir doch nie auch nur den Schein auf uns laden, als ob sie uns wichtiger dünkten, denn die schöpferischen Werke, mit denen sie sich beschäftigen. Und nun gar einem genialen Menschen, der sich um die Menschheit wirkliche Verdienste erworben hat und noch immer erwirbt, die wirklichen oder vermeintlichen Fehler seiner längst vergangenen privaten Lebensführung stets neu vorzuhalten, ist wohl nicht ganz billig. Auch wenn man zugeben will, daß das Genie sich gerade so sittlich aufzuführen habe als der Durchschnittsmensch, so sollte man doch vielleicht sein Privatleben nicht zum Gegenstand einer Untersuchung machen, wie sie kein Durchschnittsmensch zu befahren hat. Wie viele mangelhafte Ehemänner haben keine Encyclopädie herausgegeben! ihre Dunkelheit entzieht sie unserer moralischen Verurtheilung. Doch gerade der Eine, der die Encyclopädie herausgab, muß, weil er uns noch nach hundert Jahren bekannt ist, noch nach hundert Jahren den Vorwurf erdulden, daß er seine Frau vernachlässigt habe. Nun wissen wir aus Diderot's eigenem Munde, daß er, um seine Familie zu erhalten, dreißig Jahre lang als literarischer Handlanger arbeitete und daß er zu seinem Schmerze eben darum seinen Arbeiten nicht jene Vollendung geben konnte, zu welcher ungemessene Zeit, völlige Freiheit von niedrigen Sorgen die Voraussetzung ist. Er opferte das höchste, was ein genialbegabter Mensch besitzt — die volle Pflege und Benutzung seiner genialen Gaben — seiner häuslichen Pflicht, — aber heute, nach so langer Zeit, wird ihm doch noch der doppelte Vorwurf gemacht, daß er kein guter Familienvater gewesen und daß er seine Talente nicht gehörig verwendet habe! Es ist zu hoffen, daß wir gestrenge Leute des neunzehnten Jahrhunderts einer kommenden Zeit für viel sittlicher gelten werden als die laxen Genußmenschen des achtzehnten Jahrhunderts; aber möglicher Weise wird die Nachwelt doch finden, daß unserer ernsten Principienstrenge ein bißchen von der heiteren nachsichtigen Menschlichkeit unserer Väter nicht übel gestanden hätte. (D. R.)

Italien.

Eine neue italienische Zeitschrift für romanische Philologie.*)

Die romanischen Sprachstudien in Italien haben, nachdem sie durch die glänzenden Leistungen Ascoli's schon bei ihrem Beginn zu großen Erwartungen berechtigt hatten, seit etwa einem Jahrzehnt eine beträchtliche Anzahl von Vertretern gefunden. Die bedeutenden Arbeiten von Caix, Comparetti, D'Ancona, D'Ovidio, Flechia, Monaci, Rajna u. a. erstrecken sich gleichmäßig auf alle Gebiete dieser Wissenschaft, Grammatik, Etymologie, Textkritik und Literaturgeschichte. Der schnelle Aufschwung darf nicht verwundern, wenn man bedenkt, welchen Vorsprung die romanischen Nationen als lebendige Träger der neulateinischen Sprachtradition vor den übrigen besitzen. Indessen wird den Deutschen der Ruhm, den sie Diez verdanken, für alle Zeit verbleiben, die romanische Sprachwissenschaft begründet und weit gefördert zu haben, ehe man in Frankreich und anderswo zu einer bei diesen Forschungen zu befolgenden sicheren Methode gelangt war.

Das Bedürfniß, eine eigene periodische Zeitschrift als Sammelpunkt für diese Studien zu besitzen, hatte sich auch in Italien schnell geltend gemacht und schon 1872 zur Begründung der von Manzoni, Monaci und Stengel redigirten „Rivista di Filologia romanza" geführt. Äußere Umstände haben aber 1876 die Unterbrechung dieses tüchtigen Unternehmens herbeigeführt. Erst mit Beginn dieses Jahres ist es gelungen, eine neue Zeitschrift, von Ernesto Monaci redigirt, ins Leben zu rufen, die den Titel „Giornale di Filologia romanza" führt. Das erste Heft und das zweite Doppelheft, welche bis jetzt vorliegen, sind reich an interessanten und zum Theil bedeutenden Beiträgen zur neulateinischen Grammatik und Literatur.

Jedes der Hefte enthält je eine umfangreiche Arbeit, die besonders hervorgehoben zu werden verdient. Diejenige des ersten Heftes ist von P. Rajna und handelt von Auszügen aus einer mittelalterlichen Fabelsammlung (estratti di una raccolta di favole), welche in einem Mailänder Miscellan-Codex des vierzehnten Jahrhunderts enthalten ist. Bekanntlich existiren solcher mittelalterlichen Sammlungen in lateinischen, französischen, deutschen und anderen Sprachen unzählige, gedruckte sowohl als namentlich handschriftliche. Wer davon keinen Begriff hat, kann ihn sich leicht aus Keller's Geschichte der Fabel, aus Österley's Romulus, Fröhnens Avian und dergl. Büchern verschaffen. (Bei dieser Gelegenheit machen wir darauf aufmerksam, daß z. B. die Hamburger Stadtbibliothek eine interessante Sammlung dieser Art in lateinischer Prosa aus dem vierzehnten Jahrhundert besitzt, welche dort unter anderen handschriftlichen Schätzen vergraben liegt. Sie beruht freilich auch vorzugsweise, aber nicht ganz auf Phädrus und Avian, stimmt jedoch in Anordnung und Auswahl mit keiner der bekannten, u. a. von Österley classificirten Sammlungen überein. In paläographischer Beziehung [auch durch die Federzeichnungen und die Vorschriften für Bemalung] und durch ihre Sprache [mittelalterliches Latein] ist sie höchst merkwürdig.) Eine durchaus eigenthümliche Stellung wird jedoch der Mailänder Sammlung, die übrigens nur die moralischen Nutzanweisungen der Fabeln enthält, durch den Umstand zugewiesen, daß sie französisch (langue d'oïl) von einem Italiener (nach Rajna's wahr-

*) Giornale di filologia romanza, diretto da Ernesto Monaci. Roma (Loescher).

scheinlicher Vermuthung im XIII. Jahrhundert) geschrieben ist. Von der eigenthümlichen Ausdrucksweise eines mit italienischen Formen untermischten Französisch, wie es hier vorkommt, geben vielleicht die folgenden Beispiele einen entfernten Begriff:

Cesta raison ne vol moster
K' in femena nos de nus hom fider:
S'ella cent ore se sperzura
De zo qella promet no cura.
Cil hom qe vol altrui blasmer,
Inprumer deit de si penser,
E de cel vicio q'est in lui
No devria hom reprendre altrui.

Das Hauptstück des zweiten (Doppel-)Heftes besteht in einer ausführlichen Abhandlung von Bartolommeo Malfatti über die Dialekte des Trentino (Degli idiomi parlati anticamente nel Trentino e dei dialetti odierni). Der durch sein Werk: „Imperatori e Papi" allgemein bekannte Historiker, der im Trentino geboren ist und die dort gesprochenen Dialekte aus lebendiger Praxis kennt, liefert hier eine in vielfacher Beziehung bemerkenswerthe Studie über die Geschichte von Cultur und Sprache dieses seit einiger Zeit so viel genannten Ländchens. Die nächste Veranlassung dazu hat eine Abhandlung von Schneller (in Petermanns Mittheilungen) über denselben Gegenstand geboten, worin die Ansicht vertreten war, im Trentino sei im Mittelalter das Deutsche vorherrschend gewesen. Indem Malfatti dies zu widerlegen sucht, dehnen sich seine Untersuchungen über den ganzen Entwickelungsgang der trientinischen Dialekte von den Zeiten der römischen Herrschaft bis auf unsere Tage aus, und führen zu höchst beachtenswerthen Resultaten. Die ununterbrochene Vorherrschaft der italienischen Sprache nachgewiesen zu haben, ist dem Verfasser wohl unbestreitbar gelungen; wie weit sich aber daneben im Mittelalter der Einfluß des Deutschen in jener Gegend erstreckte, ist nicht recht klar, und wird auch schwerlich genau zu constatiren sein. Daß diese Arbeit nicht ausschließlich politischen Motiven ihren Ursprung verdankt, geht schon daraus hervor, daß sie bereits im Mai, d. h. vor der geräuschvollen Agitation dieses Sommers, gedruckt ist. Unbedingt sind wir jetzt durch Malfatti's Verdienst in Stand gesetzt, die Stellung, welche der trientinische Dialekt zu den übrigen italienischen einnimmt, genauer beurtheilen zu können. Zwischen dem Lombardischen und Venetianischen stehend, nähert er sich mehr dem letzteren. Er hat noch bis auf den heutigen Tag eine Menge von Ausdrücken bewahrt, die dem Lateinischen, namentlich der Vulgärsprache, nahe stehen, z. B. dolçor (dulcor), franz. douceur; forbes (forbex); entrenseg (intrinsecus); camisa (camisia), franz. chemise; maso (mansus) = tenuta colonica; davon masadór (Bauer); péver (piper), franz. poivre u. dgl. Aus mancher dieser Formen ist die Verwandtschaft mit dem Ladinischen (Rhäto-Romanischen) auf den ersten Blick erkennbar; jedoch hebt Malfatti die wesentlichen Verschiedenheiten hervor, welche in Wortbildung, Lautlehre und Flexionslehre das Ladinische von dem Trientinischen unterscheiden. Von deutschen noch jetzt im Gebrauch stehenden Ausdrücken ist der größte Theil diesem Dialekt mit den übrigen italienischen gemeinsam. Der Verfasser erwähnt jedoch eine Anzahl von Wörtern deutschen Ursprungs, die entweder dem Trientinischen allein oder diesem mit den anderen oberitalienischen Dialekten eigen sind. Unter diesen wählen wir einige besonders charakteristische aus: bagherle (Wagen, Wägerl); canédeli (Knödel); crauti (Sauerkraut); fraila (Fräulein); gnice (Knicker); grobián (Grobian); slozzer (Schlosser); tisler (Tischler); zecchenar (zechen) 2c. Malfatti rechnet nur etwa sechzig Ausdrücke deutschen Ursprungs, die dem Trientinischen allein angehören. Unter den von ihm angeführten befinden sich jedoch einige, die wir geneigt wären, lieber aus dem Lateinischen oder aus einer anderen romanischen Sprache abzuleiten.

Unter den zahlreichen übrigen interessanten Mittheilungen dieser Hefte erwähnen wir Canello's anziehenden Aufsatz: Lingua e dialetto, in welchem die Verschiedenheiten zwischen Schrift- und Volkssprache, die für das Italienische so wichtig sind, auseinandergesetzt werden. Die Beobachtung der verschiedenen Wortbildung, je nachdem ein Ausdruck nur der literarischen oder der populären Sprache angehört, führt zu merkwürdigen Ergebnissen. So sind z. B. die mit dem Charakter des französischen Volks so innig verbunden gedachten Wörter esprit und Dieu literarischen Ursprungs und „Italia" müßte, wenn es ein populärer Ausdruck wäre, die Form Itaglia haben. Die Beobachtung dieses Wechselverhältnisses ist von großem Reiz und mit Recht bemerkt Canello am Schluß seines Aufsatzes: „Das Studium der literarischen Sprache, welche populärer Dialekt wird, bedeutet so viel als das Studium der Ideen der Gelehrten, Gebildeten, welche zu nationalen, populären Ideen werden, das Studium von Idealen, welche zur Wirklichkeit werden."

Hervorgehoben zu werden verdienen außerdem im ersten Heft die Studien von Caix über das italienische Pronomen. Caix weist nach, daß le eine Abschwächung von lei ist, und nicht von dem lateinischen illae herrührt; und daß das wahre Correlativ von vi (= vobis, vos) ursprünglich ne (= nobis, nos) war, nicht aber ci.

Von besonderem Interesse ist die Nachricht von der Auffindung des zweiten Canzoniere Portoghese von Angelo Colocci, welche wir Molteni zu verdanken haben, der im zweiten Heft darüber Bericht erstattet. Der vaticanische Canzoniere Portoghese wurde bekanntlich von Ernesto Monaci vor einigen Jahren (in Halle) herausgegeben, nachdem Friedrich Diez schon vor vielen Jahren auf die Hebung dieses handschriftlichen Schatzes gedrungen hatte. G. M.

Italienische Belletristik.

Racconti di Picche (F. Verdinois). — F. de Renzis: Ananke. — Edmondo: Il tenente Riccardo, ricordi della vita militare.*)

Von diesen drei Büchern verdient das erste entschieden die meiste Beachtung. Wenn auch die vier Erzählungen, die es enthält, unter sich von ungleichem Werthe sind, so ist doch in allen das Bestreben nach psychologischer Vertiefung unverkennbar. Dadurch so wie durch einen warmen poetischen Hauch, der über ihnen liegt, zeichnen sie sich vortheilhaft aus vor den anderen beiden Büchern, besonders dem letztgenannten, an dem nichts hervorzuheben ist, es sei denn die gemüthliche Geschwätzigkeit, mit der triviale Dinge in trivialer Form vorgebracht werden. Erinnerungen aus dem militärischen Leben nennt es der Verfasser, weil zufällig ein Lieutenant der Held der wenig fesselnden Liebesgeschichte ist, ein vornehmer junger Piemontese, dem es wegen seiner unüberwindlichen Abneigung gegen alle Examina nicht eher gelingt, Offizier in der italienischen Armee zu werden, als nachdem er sich im Garibaldi'schen Freicorps, bei welchem er das pedantische Verlangen einer wissenschaftlichen Prüfung nicht zu fürchten brauchte, durch persönliche Bravour die Epauletten verdient hatte. Die Idee, daß der Lieutenant für seinen Burschen Briefe an dessen Braut verfaßt und sich dabei in die junge Dame verliebt, die im Namen ihrer Zofe die Antworten schreibt, ist

*) Milano, Libreria editrice G. Brigola. 1878.

weder neu, noch gewinnt sie hier neuen Reiz durch die Entwicklung, die, obgleich außerordentlich in die Länge gezogen, doch eine rein äußere bleibt.

Bedeutender in der Anlage und Ausführung ist das Buch von De Renzis, „Ananke" — das Verhängniß — betitelt. Der Verfasser erklärt in den einleitenden Worten, daß ihm die Lehre von dem Atavismus, von dem prädestinirten Leben der Menschen, dessen Verlauf wesentlich von den ererbten Naturanlagen abhänge, nicht in den Sinn wolle, und er führt in seiner Geschichte ein Beispiel vor, wie leicht ein nur äußerlicher unglückseliger Irrthum als ein furchtbares Verhängniß in das Leben des Menschen eingreifen und ihn zu eben dem Ziele treiben kann, welches den Anhängern jener Lehre als eclatanter Beweis für die Richtigkeit derselben erscheint. Wieder ist ein junger Offizier die Hauptfigur, aber nicht ein übermüthiger, abenteuerlustiger, wie der Lieutenant Riccardo, sondern einer, der frühzeitig eine harte Schule des Lebens durchzumachen hatte und darin zu einem ernsten Charakter erzogen worden ist. Nach trauriger Kindheit und freudeloser Jugend geht ihm endlich ein Glücksstern auf in der Bekanntschaft mit einem schönen liebenswerthen Mädchen und deren trefflichem Vater. Dieser begünstigt die Neigung seines einzigen Kindes zu dem armen bürgerlichen Offizier, den er schätzen lernte, und trägt ihm, der in stolzer Bescheidenheit vor den durch Geburt und Vermögen ausgezeichneten Bewerbern zurücktritt, sogar selbst die Hand seiner Tochter an. Der junge Kapitän fühlt sich auf dem Gipfel des Glücks im Besitz der heißgeliebten Braut und wird als der Auserwählte des schönsten und reichsten Mädchens in Turin von aller Welt beneidet. Die Hochzeit ist ganz nahe, da kommen ihm plötzlich die fast vergessenen Papiere seines Vaters zu Händen, der vor langen Jahren in der Verbannung seinem Leben selbst ein Ende machte. Durch ein unseliges Mißverständniß irre geführt, glaubt der Sohn aus den vergilbten Briefen zu erkennen, daß sein eigener Vater zugleich der natürliche Vater seiner Braut sei. Vergebens müht er sich, eine andere Deutung dessen, was er entdeckt hat, zu finden. Er fühlt sich unfähig, den ahnungslosen Betheiligten das erschütternde Geheimniß zu verkünden, und als der einzige Ausweg aus dem fürchterlichen Dilemma erscheint ihm, sich eine Kugel ins Herz zu jagen. Zu spät, angesichts des Todes erfährt er die Lösung des unheilvollen Irrthums, dem er zum Opfer gefallen. Im Publikum aber heißt es nach dem Urtheil gelehrter Männer: „er hatte den angeborenen Hang zum Selbstmord; es war bei ihm ein erbliches Gebrechen." Der Leser fühlt sich peinlich berührt sowohl durch den traurigen Schluß, dessen herber Mißklang durch keinen versöhnlichen Gedanken gemildert wird, als auch durch die übereilte Hast, mit welcher der sonst als ruhig und verständig geschilderte Mann sich dem Verhängniß beugt. Man begreift nicht, daß er, der schuldlos Betroffene, seine Handlungsweise nicht vor denen, die ihm theuer sind, zu rechtfertigen sucht. Trotzdem es der Geschichte nicht an spannendem Interesse und einigen geschickten Ortsschilderungen fehlt, ist die Behandlung der Charaktere doch eine zu oberflächliche, als daß dem Buche eine besondere Bedeutung zuerkannt werden könnte.

Die vier Racconti von Picche besitzen, wie schon erwähnt, den Vorzug einer größeren Innerlichkeit und außerdem den eines muntern, gefälligen Vortrags, der nur hie und da durch überflüssigen Wortreichthum und Häufung von Synonymen etwas schleppend wird. „Giulia", die erste Erzählung, ist für die feine kleine Charakterskizze, die sie enthält, eigentlich viel zu breit angelegt. Die lange Scene im Sterbezimmer, das Auftreten des eingebildeten, unwissenden Arztes und des aufgedrungenen Priesters sind zwar recht lebendige Schilderungen, hängen aber mit dem Folgenden nicht weiter zusammen als durch die Thatsache: der Vater ist todt. Der Wohlstand der Familie hat damit aufgehört. Bei der allgemeinen Muth- und Rathlosigkeit ihrer Mitglieder ist es das jüngste und zarteste derselben, die zwanzigjährige Giulia, die Energie genug besitzt, für die Anderen zu denken, zu sorgen und zu handeln. Ihnen zu lieb löst sie ihre Verlobung mit dem Jugendgespielen und heiratet einen alten reichen Nachbarn, in dessen Hause auch ihre Mutter und Geschwister ein freundliches Asyl gegen Noth und Entbehrung finden. Und sie bringt das Opfer nicht mit der entsagungsvollen Miene einer Märtyrerin, überläßt sich nicht einem heimlich nagenden Kummer, stirbt nicht romantischer Weise an gebrochenem Herzen. Mit tapferer Entschlossenheit thut sie, was sie für recht und gut hält. Niemand merkt den Kampf, den das junge Herz zu bestehen hat, und den der Erzähler nur zwischen den Zeilen lesen läßt. In dem Glück, das sie in ihrer sanften geräuschlosen Weise Anderen schafft, sucht und findet sie ihr eigenes Glück.

Der Verfasser huldigt einem freundlichen Optimismus und denkt sehr vernünftig über die Thorheit eines verzehrenden Liebesgrams; es ist ihm nicht möglich, einen Menschen daran zu Grunde gehen zu lassen. Selbst in dem „gelösten Liebesbund" (Amore sbendato), wo er den Maler Odoardo nicht verhindern kann, sich aus Verzweiflung über die erkaltete Liebe einer koketten kleinen Schönheit zu vergiften, spielt er ihm ein unschädliches Pulver in die Hand und läßt ihn nach reichlichen Todesschauern, welche die eingebildete Nähe des Endes hervorruft, in einen tiefen Schlaf versinken, aus dem der Selbstmörder am anderen Morgen erwacht, seelenfroh über das Mißglücken seiner Absicht und geheilt von seinem Liebesweh. Dem Erwachen voran geht eine reizende Schilderung, wie zwei Sonnenstrahlen sich neugierig in das dunkle Gemach drängen, von einem Gegenstande zum andern schlüpfen und überall ihren alten Feind, den Schatten vertreiben, endlich auf den Schläfer treffen, ihm die kalte Hand küssen, an ihm emporklettern bis zu dem Antlitz, den Augenlidern: „Da trieben nun die Beiden erst recht ihren Muthwillen und suchten die zarte Decke zu durchdringen oder zu heben, weil sie wohl wußten, daß darunter zwei ihnen verwandte Glanzlichter verborgen seien. Sie tupften und kitzelten und suchten die Ritze, um sich hineinzuklemmen; da schien es, als lockten sie einen Funken hervor und, o barmherziger Gott, die Augen öffneten sich — ja wirklich, sie öffneten sich und blitzten wie zwei Sterne."

Am wenigsten gelungen erscheint die längste der Erzählungen, die ihrem Titel, „Nebbie Germaniche", jedenfalls dadurch gerecht wird, daß sie sich als außerordentlich nebelhaft erweist. Wie Wolkengebilde ziehen die verschiedentlichen Scenen und Gestalten in losem Zusammenhange an uns vorüber. Die Umrisse zerfließen, bevor man sie recht zu erfassen vermag. Das Einzige, was man mit Sicherheit erkennt, ist, daß der Verfasser die Unfruchtbarkeit und Verderblichkeit der Philosophie in ihren beiden extremen Richtungen, dem Materialismus und dem Spiritismus, zu beweisen sucht und die wahre Weisheit des Lebens in der kindlichen Naivetät der Gefühle erblickt.

Sehr hübsch ist die letzte kleine Geschichte „Von Mitternacht bis Tagesanbruch" (Da mezzanotte all' alba), worin ein blasirter, ahnenstolzer Marchese durch einen Traum in der Christnacht über die Fragwürdigkeit des Ruhmes seiner edlen Vorfahren und die Nichtigkeit seiner übertriebenen Standesvorurtheile belehrt wird und, aufgerüttelt aus seiner anerzogenen Verblendung, fortan

die Welt und die Menschen mit klarerem Auge betrachtet. Der Weihnachtsjubel, der am Morgen von der Straße zu den Fenstern seines Palastes heraustönt, weckt in ihm die Sehnsucht, von der Langenweile, deren er sich bei all seinem Besitze nicht erwehren kann, erlöst zu werden und Antheil zu haben an der Freude der Menschen. Und er gewinnt ihn, als er aus seiner hochmüthigen Abgeschlossenheit heraustritt, sich als Mensch dem Menschen gegenüber fühlt, auch dem geringen Manne ein warmes Interesse zeigt. „Seine vornehmen Freunde behaupten, der arme Marchese sei unheilbar verruckt geworden. Sicher ist, daß er sich nicht im Tollhause befindet, sondern im eigenen Heim, daß er sich nicht mehr vor seinen Ahnenbildern bläht, daß der „spleen" ihn ganz und gar verlassen hat, daß er manchmal lächelt und niemals mehr gähnt."

Der Verfasser vertritt in seinen Racconti eine brave Moral und fesselt durch manches feine Genrebild, das er in sauberer Zeichnung auszuführen weiß.

Rußland.

Eugen Lwow: Nach Sibirien in die Strafarbeit.*)

Unter diesem Titel, mit der Beifügung: „Erzählung, Charakterschilderungen und Arabesken", ist jüngst ein Buch erschienen, das für den Culturhistoriker von Wichtigkeit ist.

Durch den Titel gereizt, ließ ich es mir zusenden, glaubend der Verfasser wolle seine Leser mit dem Leben in einem dem Westeuropäer immer noch sehr fremden Lande bekannt machen, und zumal mit dem Leben in den sibirischen Bergwerken und Salzsiedereien, da dies thatsächlich Gegenstände sind, über die gerade die russische Literatur am wenigsten Material bietet. Ich hoffte, die Ansichten eines Russen zu finden über das Leben in Sibirien und in der sibirischen Strafanstalt, das ich aus eigener Erfahrung kenne, und so in den Stand gesetzt zu werden, mein eignes Urtheil, für so objectiv ich dasselbe glaube, über Land und Leute noch objectiver zu machen.**) Allein das Durchlesen des 455 Seiten umfassenden Buches hat mich belehrt, daß ich mich durch den Titel irreführen ließ, denn im ganzen Buche findet sich nicht eine Zeile über Sibirien, nicht ein Wort über das Leben in der dortigen Strafanstalt.

Und dennoch bedaure ich nicht, das Buch gelesen zu haben: Die Schilderungen der Gefängnisse des europäischen Rußlands, namentlich Lithauens, welche Lwow in seinem Werke bietet, haben mich auf das lebhafteste an die eigenen in diesen Gefängnissen gemachten Erfahrungen erinnert, ja manche seiner typischen Figuren zeigten sich dazu angethan, mir ganz ähnliche Charakterbilder ins Gedächtniß zurückzurufen. Seinen Mostowski, der seinen eigenen Vater fälschlich denuncirt, um sich in den Besitz seines Vermögens zu setzen; der später die Stelle eines Beamten erhält, von der aus er die höchsten Stufen um so leichter hätte erklimmen können, da er von altem Adel ist; der als Beamter einen Doppelmord und Postraub begeht, um Geld zu großartigen Verschwendungen, namentlich zum Kartenspiel zu erhalten; der später vom Polizeimeister in geschickter Weise entlarvt und gefangen genommen wird, aber auch bei dieser Gelegenheit noch einen Mord begeht; Mostowski, der, später verurtheilt, aus Sibirien entflieht, zum Mordbrenner wird und in einem Gefängnisse Lithauens das Haupt der schwersten Verbrecher ist, — ich glaube, ich habe ihn gekannt, ihn mehrmals sowohl in Lithauen, als in andern Gefängnissen Rußlands gesehen. Mostowski ist ein Phänomen für den Psychologen und Anthropologen; er drängt ihnen die Frage auf, wie ist die Gesellschaft beschaffen, welche solche Ungeheuer hervorbringt, neben denen Schillers Franz Moor noch als ein Schwächling erscheint? Welchen Werth haben die Gesetze, welche solche Monstren nur nach Sibirien senden, wo sie doch leben, sich ansiedeln, eine Familie gründen sollen? Was soll aus einem Lande werden, dessen Bewohner größtentheils von Verbrechern abstammen, wenn immer und immer wieder solche Geschöpfe dahin gesandt werden, welche die angeerbte Neigung zum Verbrechen unter den Bewohnern fortwährend neu auffrischen?

Eben so typische Figuren sind die andern Bewohner des Gefängnisses. Renommisten, die mit Morden, welche sie nie begangen haben, prahlen; Feiglinge, welche ihre Genossen zu Widersetzlichkeiten aufhetzen, die aber, wenn es im Gefängnisse zum Aufruhr kommt, sich im äußersten Winkel verstecken, findet man in allen Gefängnissen des ungeheuren Reiches. Desgleichen Gefängnißinspectoren von der Art Bjelow's. Faul, roh, ungebildet wie ein alter Feldwebel, nur auf seinen Nutzen bedacht, dem Kartenspiele mit Leidenschaft obliegend, hart gegen die Gefangenen, welche er im Vereine mit dem Lieferanten der Lebensmittel betrügt, ein Säufer, der es versteht gerade dann nüchtern zu sein, wenn er die Ankunft eines Vorgesetzten ahnt, ist Bjelow der Gefängnißinspector, wie man ihn in ganz Rußland von der Westgränze bis an den stillen Ocean findet. Dem Bjelow Lwow's fehlt nur, daß er, wie die Gefängnißinspectoren in den großen Gefängnissen Petersburgs, Moskaus, Tomsks', — ich nenne absichtlich nur solche, die ich von dieser Seite kenne, — zwischen einer Falschmünzerbande und dem Publikum die Vermittlerrolle spielt, d. h. das im Gefängnisse angefertigte falsche Papiergeld in der Stadt an den Mann bringt.

Lwow schildert uns noch eine typische Figur, den Unterlieutenant Sadowski, „der selbst ein schlauer Kunde und Mostowski's persönlicher Freund war." Solche und ähnliche Offiziere besorgen, wenn sie sich auf der Wache befinden, den Verbrechern Branntwein und Karten ins Gefängniß und sind ihnen behülflich scheußliche Orgien zu begehen.

Wenn wir mit Lwow ins Gefängnißlazareth wandern, finden wir wiederum Bilder, die nur derjenige glaubhaft finden kann, der sie mit eigenen Augen gesehen hat. Feldscherer, welche die Stelle von Chirurgen vertreten, zugleich auch die Medicin bereiten, dabei aber keine Ahnung von Chirurgie und Pharmacie besitzen; Doctoren, welche ihre Universitätsstudien nicht beendet haben, und nur deshalb angestellt worden sind, weil sie als unreife Studenten während eines Krieges in die Feldlazarethe eintraten, und nach dem Kriege versorgt werden mußten, findet man in den meisten Kreisstädten, ja sogar in einigen Gouvernementsstädten.

Lwow hat auch der weiblichen Abtheilung des Gefängnisses nicht vergessen; doch darf und mag ich hier diese Höhle aller Verworfenheit nicht schildern.

In Allem hat uns jedoch Lwow nur Candidaten für Sibirien vorgeführt; vom Leben dieser Elenden in Sibirien finden wir, wie gesagt, im ganzen Buche auch nicht die leiseste Andeutung und deshalb entspricht der Titel nicht dem Inhalte.

*) Moskau, Ziemski.

**) Ich selbst habe über diesen Gegenstand in meinem mit Dr. Richard Andree verfaßten und bei Otto Spamer in Leipzig erschienenen Werke: „Sibirien und das Amurgebiet". S. 265 u. ff. geschrieben.

Noch weniger stimmt der Titel zu dem „Anhange", welcher die Thaten der Russen während des polnischen Aufstandes (1863) behandelt. Wie überhaupt dieser „Anhang" in das Werk gekommen, ist unersichtlich. Doch beeinträchtigt dies den Werth der Erzählungen nicht; sie sind packend, und wenn sie auch nicht überall dem wirklichen Leben entnommen sein mögen, so sind sie doch im Wesentlichen wahr. Höchst treffend ist z. B. der diebische Charakter der Kosaken geschildert. Solche Kosakenscenen, wie Lwow in seinem Buche geschildert hat, habe ich mit eigenen Augen gesehen.

Wenn wir von dem zu dem Inhalt nicht passenden Titel abstrahiren, müssen wir zugestehen, daß Lwow uns in seinem Werke einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik russischer Zustände geliefert hat. Nur bezüglich des letzten Abschnittes des Werkes, welcher den Titel führt: „Materialien zur Charakteristik polnischer Sitten" habe ich meine Bedenken. Lwow's „Epstein" in Warschau ist gänzlich mißlungen; zum mindesten paßt die Erzählung von der in Epsteins Hause entdeckten Schmuggelwaare durchaus nicht zum Namen der bekannten Warschauer Banquierfamilie. Die Unreinlichkeit, welche ein russischer Offizier während einer nächtlichen Haussuchung bei diesem Epstein gefunden haben will, paßt wohl auf irgend einen ärmeren Warschauer Schacherjuden, nicht aber auf die jüdischen Familien Warschaus, welche den gebildetsten jüdischen Familien Westeuropas in nichts nachstehen. Lwow hat sich hier mindestens im Namen vergriffen.

Auch mit der „Gräfin Rokotinska" ist er nicht ganz glücklich gewesen.

Trotz der Ausstellungen, welche ich an dem Buche zu machen habe, hat es einen bedeutenden culturgeschichtlichen Werth und verdient Beachtung. Ich muß gestehen, ich war darüber verwundert, daß die Censur einem solchen Werke das „Imprimatur" ertheilt hat, denn es werden darin unbarmherzig Thatsachen aufgedeckt, welche durchaus nicht für das Bestehen normaler Verhältnisse, nicht allein in den Gefängnissen, sondern auch außerhalb derselben zeugen.

Hier sei noch bemerkt, daß Eugen Lwow ein Pseudonym zu sein scheint, denn wir finden in einem Briefe an den Verleger den Namen Jewgraf Kretschetow, und aus diesem Briefe erhellt wohl, daß das Buch von Kretschetow verfaßt ist.

Albin Kohn.

Lossius: Jürgen und Johan Uexküll.

Johannes Lossius' Schrift „Drei Bilder aus dem livländischen Adelsleben des XVI. Jahrhunderts" ist jetzt bis zum zweiten Hefte gediehen. Das erste Heft trug den Titel: „Die Gebrüder, die Uexküll zu Fickel," das jüngst erschienene zweite Heft hat die Überschrift: „Jürgen und Johan Uexküll im Getriebe der livländischen Hofleute."*) Der Verfasser, aus livländischen Archiven Beiträge zur Geschichte seines Vaterlandes liefernd, beschäftigt sich dabei vorzugsweise mit der Zeit, in welcher die Auflösung des livländischen Staates sich vorbereitete. Sein patriotischer Sinn läßt es nicht zu, seine Darstellungen mit dem ruhigen Lichte auszustatten, das der objectiv schauende Historiker zur Hand haben sollte, nachdem drei Jahrhunderte seit jenen freilich trüben Ereignissen verflossen sind; der Zorn übermannt ihn hin und wieder, wenn die Feder das Schicksal berührt, dem Livland, nicht ohne eigene Schuld der Regierenden wie der Regierten, kläglich zum Opfer fiel. Wir müssen ihm diesen Zorn zu Gute halten, auch wenn wir sehen, daß er durch denselben zuweilen auf einseitigem Standpunkte zurückgehalten wird. Im Übrigen ist auch das zweite Heft ungemein reich an Details; in seiner Fassung ein getreues Bild von der dunklen Verworrenheit der damaligen livländischen Verhältnisse, gewährt es Einblick in das Gemisch von widerstreitenden Interessen, eigensüchtigen Bestrebungen und ungeeinten Stimmungen, das die Fäulniß in Livlands Staatswesen so deutlich bekundete und die Nachbarn ringsumher so dringend zur Vernichtung seiner Selbständigkeit einlud. In diesem unbehaglichen Zustande aber fanden seltsame Gebilde Gelegenheit zu ihrer Entwickelung. Unter der Führung bestimmter ansehnlicher Persönlichkeiten sammelten sich mancherlei dem Kriegshandwerk ergebene Schaaren, bereit, die Lust am blutigen Kampf unter jeder beliebigen Fahne zu befriedigen. Neben deutschen Landsknechten stellten sich livländische kriegsgeübte Leute zur Verfügung unternehmender Männer. Sie nannten sich „Hofleute", und zwar je nach der Partei, der sie dienten, livländische, schwedische, polnische Hofleute. Sie nahmen es mit der Anhänglichkeit an die Partei nicht sonderlich genau, und in dem politischen Wirrwarr, der das Ende Livlands bezeichnet, fand unter ihnen ein ewiger Wechsel der Fahne statt. Wirft dies ein nicht gerade günstiges Licht auf ihre Organisation, so gebührt ihnen doch die Anerkennung, daß sie auf jedem Platze, der ihnen angewiesen ward, eine rühmliche, wenn auch noch so wilde Tapferkeit zeigten. Wäre dieses tüchtige Material unter eine starke, alle Kräfte des Landes in sich vereinigende Leitung gestellt worden, so hätte es keine Schwierigkeit gehabt, die russischen Angriffe zurückzuweisen und die Gelüste der übrigen Mächte zu ersticken. Aber die Kräfte zersplitterten sich, und, ein schlimmes Zeichen des Verfalls, die zur Führung geeigneten Persönlichkeiten — mit Ausnahme des landes- und gesinnungstreuen Ordens-Großmeisters Fürstenberg — suchten auseinanderstiebend ihr Heil bei derjenigen auswärtigen Macht, bei welcher sie den besten Schutz ihrer eigenen Interessen zu finden hofften. Unter diesen Persönlichkeiten ragen in Lossius' Schilderungen zwei Uexküll hervor, Jürgen Uexküll aus dem Hause Padenorm und Johan Uexküll aus dem Hause Mengen, Männer von sehr verschiedener Geistesrichtung und weit auseinandergehender Laufbahn.

Jürgen Uexküll erscheint als der echte Vertreter von Livlands damaligem Ritterthum. Unter den Braunschweigschen Herzögen für das Kriegswesen ausgebildet, widmete sich der thatenlustige Jürgen der vaterländischen Sache und ward von Fürstenberg mit der Aufgabe betraut, Neuhausen, das Hauptschloß des Bischofs von Dorpat, gegen die anrückenden russischen Horden zu vertheidigen. Er unterzog sich ihr mit heldenmüthiger Ausdauer und rühmlicher Tapferkeit; allein Verrath unter seinen Leuten brachte ihn um den Erfolg seiner ehrenhaften Haltung. Lange war er nach diesem Vorgang verschollen. Dann, als die Schweden einen Theil Livlands besetzt hatten, tauchte er als Führer schwedischer Hofleute wieder auf, und zwar in einer Weise, welche bezeugt, daß er den Besitz vaterländischen Ruhmes mit den zweifelhaften Eigenschaften der Abenteurer vertauscht hatte, die sich aus dem Wesen der Hofleute herausbildeten. Er war unter Kurßel bei der Affaire von Schloß Reval betheiligt, die von der schwedischen Regierung als Meuterei angesehen wurde. Mit vielen Genossen von schwedischen Knechten gefangen genommen, wurde er nach Schweden geführt, wo ihm gleich dem Führer der Hochverrathsprozeß gemacht werden sollte. König Johan III. begnadigte ihn jedoch, und seitdem blieb er dessen treuer, ehrlicher

*) Leipzig, 1878. Duncker & Humblot.

und trotziger Anhänger. Nicht so tief sinkend wie die meisten seiner Zeitgenossen, zeigte doch auch er, wie der allgemeine Verfall des Vaterlandes selbst den edelsten und würdigsten Charakter in die Schlingen eines abenteuernden Treibens drängen konnte. Zwei jetzt im Besitz der gräflich Tiesenhausenschen Familie zu Seelin befindliche Kanonen halten das Andenken an Jürgen Uexküll, den Vertheidiger von Neuhausen und den schwedischen Rittmeister livländischer Hofleute, mittelst seines eingegossenen Namens und Wappens aufrecht.

Ganz anders war Johan Uexküll geartet, und wenn auch er in das kriegerische, treu- und gesinnungslose Getriebe der livländischen Hofleute hineingezogen wurde, so war sein Standpunkt doch ein anderer, viel höherer als der seines Verwandten Jürgen. In seiner Jugend hatte er die Universität Erfurt besucht. Zwar ließ er dort die Gelegenheit, idealistische und humanistische Durchbildung zu erlangen, unbenutzt: aber er gewann doch die Grundlage eines politischen Wirkens, das er später im Interesse seiner Besitzverhältnisse im Vaterlande unablässig, aber auch in jener unsteten Weise bethätigte, die nun einmal zum schlimmen Verhängniß Livlands die dortigen Adelskreise beherrschte. Der Waffenübung kundig, lag auch er nicht selten mit Hofleuten zu Felde; seine Kunst aber bestand im Verhandeln, in der Ausbeutung seiner Interessen durch umsichtiges Anknüpfen nützlicher Verbindungen. Lossius nennt ihn den waffenkundigen Diplomaten, den rührigen politisch-militärischen Agenten, der, von Hofämtern und hohen Verwaltungsposten aus, in lebhafter Vermittelung zwischen Feldlager und Feldlager, zwischen den leitenden Kriegern und Staatsmännern sein Ziel verfolgte, ohne ängstlich seine Mittel Zeitgenossen gegenüber abzuwägen, deren Versunkenheit er sehr genau kannte, ohne selbst wesentlich darunter zu leiden. Lange Zeit begünstigte er, um sein umfangreiches Besitzthum zu erhalten, die polnischen Bestrebungen in Livland. Das hinderte ihn jedoch nicht, heimliche Beziehungen zu dem abenteuernden Herzog Magnus von Holstein, Bruder des Königs von Dänemark, zu unterhalten, der seine Zwecke im Ostseelande mit russischer Unterstützung anstrebte. Als das Verhängniß Livlands seine Güter verschlang, suchte er Schutz unter Dänemarks Macht, und er operirte dabei so vortrefflich, daß er demnächst mit der Verwaltung der Insel Ösel betraut wurde. Hier, als dänischer Landrath, trat er in das dänisch-schwedische Getriebe, wie er bisher in dem polnisch-schwedischen gestanden hatte. Seiner Geschicklichkeit gelang es, für Dänemark in Livland wesentliche Dienste zu leisten; der König ernannte ihn dafür zum Statthalter von Ösel, welches Amt er mit einem blutigen Gerichte über die dortigen verrätherischen Hofleute eröffnete.

Vier Jahre verwaltete er das Amt mit Eifer; aber als er sah, daß des Dänenkönigs Interesse an dem politischen Getriebe in Livland erkaltete, nahm er seine Entlassung und schloß sich, als König Stephan 1579 den Kriegsruf ergehen ließ, an diesen unternehmenden Siebenbürgen an, um mit Hülfe seiner alten Freunde, der Polen, das Heil zu erjagen, seine geraubten Güter wiederzugewinnen, sein armes Vaterland von dem Erbfeinde zu befreien. Er erwarb sich, zugleich mit seinem Sohne, die Anerkennung des Königs Stephan; beider Verdienste, ihre Tapferkeit bei allen kriegerischen Unternehmungen, ihre opferfreudige Unbescholtenheit wurden in rühmlichen Zeugnissen hervorgehoben. Aber Johan Uexküll sollte nicht die Früchte seiner Mühen genießen; weder gewann er seine Erbgüter wieder, noch sah er Livland sich von seinem Falle erheben; auch eine neue Annäherung an den Herzog Magnus versagte den beabsichtigten Zweck. Er starb um das Ende des Jahres 1583. „Johan Uexküll," so schließt Lossius seine zum Theil aus den Aufzeichnungen und Briefen des livländischen Diplomaten geschöpfte Schilderung, „war in keiner Weise eine ideal angelegte Natur. Sein Patriotismus war im Grunde Egoismus. Er kannte die Unlauterkeit der Mächte und Personen seiner Zeit; er rechnete, und rechnete, abgesehen von dem Hauptirrthume seines Lebens, meist richtig. Zähe Beharrlichkeit, derber Realismus, egoistische Vaterlandsliebe sind von jeher ein sicherer Hort gewesen für das Staatsleben, als Idealismus und selbstloser Patriotismus. Und doch brach ein Zug von letzterem bei ihm durch, als er, der hochbetagte Greis, sich mit jugendkräftigem Drängen losriß von dem hohen dänischen Staatsamte, um das Schwert zu ziehen und unter Führung des Königs Stephan sein Vaterland aus der Knechtschaft zu befreien."

Lossius meint, diese Greisenthat dürfe gewissermaßen als Vorbild für das Verhalten des Adels in dem seiner Herrlichkeit beraubten Lande angesehen werden; wo ein Kriegsheld in oder außer Landes seine Banner erhob, seien die Söhne des kriegsgewohnten und kriegssüchtigen Adels hinausgezogen, um mit Ehren zu fechten und zu fallen, am wackersten, wenn es einen Kampf gegolten habe zu Gunsten ihres „armen Vaterlandes". Wenn hier dem Geiste des livländischen Adels ein Ehrenkranz geflochten wird, so ist nur zu bedauern, daß die in ihm noch immer vorhandene Kraft nicht mehr im Vaterlande selbst den Mittelpunkt zu einheitlichem patriotischem Wirken fand, sondern sich jeder beliebigen auswärtigen Macht in die Arme warf, wenn man auch erkannte, daß dieselbe lediglich im eigenen Nutzen und auf Kosten des zerfallenden Livlands ihren Arm erhob. Die beiden Uexküll Jürgen wie Johan, sind die treffendsten Beispiele dafür, daß, mit diesem Mangel behaftet, die damaligen Mitglieder des livländischen Adels, trotz jener schönen Eigenschaften, ihr gut Theil an den Übeln verschuldeten, welche den Verfall Livlands und seiner Nachbargebiete in ihrem Gefolge hatten.

Kleine Rundschau.

— **Kilcorran, by the Hon. Mrs. Fetherstonhaugh***) ist ein lesenswerther Roman. Wir möchten glauben, daß er der Erstling der Verfasserin sei, nicht bloß darum, weil wir ihrem Namen bisher noch nicht begegnet sind, sondern auch aus einem inneren Grunde: der Schluß der Erzählung ist nicht aus dem Vollen gearbeitet, auch scheint er nicht das freie und gerade darum nothwendige Resultat der dichterischen Erfindung, sondern eine Concession, die jenen Lesern gemacht ist, welche nach einem sogenannten befriedigenden Ende verlangen. Anfang und Mitte deuten dagegen auf eine Schriftstellerin, welche das Studium des „kleinen Muskels" Herz in dem Hörsaal der großen Anatomin George Eliot nicht ohne Erfolg absolvirt hat, und bereits selbständige Untersuchungen anstellen darf. — Die Heldin des kleinen Romanes ist ein anmuthiges junges Geschöpf, kindlich und doch reif; voll sprudelnder Lebenslust und doch voll Pflichttreue, lenksam und doch standhaft. Ihre Haupteigenschaft ist jener moralische Muth, der das Weib weiblicher und den Mann männlicher und die Schwächste des schwachen Geschlechtes dem Stärksten des starken ebenbürtig macht. Der Gang der Erzählung ist einfach, aber

*) Asher's Collection. Hamburg, 1878. Karl Grädener.

nichts weniger als uninteressant. Lillis Fane hat sich, auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau stehend, einem edlen Manne anverlobt, ohne zu ahnen, daß das Gefühl, welches sie für denselben hegt, innige Zuneigung aber nicht Liebe ist. Da sie in ihrer kindlichen Arglosigkeit nichts davon weiß, daß sie einem anderen Manne oder ein anderer Mann ihr gefährlich werden könne, so eröffnet sie dem jungen Besitzer des Schlosses „Kilcerran," Neal Trench, in naivster Unbefangenheit ihr junges Herz und zündet so den ersten Funken an zu einer heißen, gegenseitigen Liebe. Neal glaubt nicht ohne Lillis leben zu können; er bestürmt sie wieder und wieder mit leidenschaftlicher Heftigkeit, das Band zu zerreißen, das sie an Lord Ernest Craven fesselt, und auch er seinerseits will sich frei machen von dem jungen Mädchen, das er sich, ehe er sie kennen gelernt, zur Gattin erwählt hatte. Aber die kleine tapfere Lil will ihren von ihr hochgeschätzten Bräutigam und dessen Familie nicht unglücklich machen und widersteht den lockenden Versuchungen; mit blutendem Herzen, doch ohne alle Sentimentalität, ohne jenen Aufwand an Gefühlsschwärmerei und heimlicher Selbstvergötterung, die jeder Opfergabe ihr Aroma raubt, weist sie die dargebotene Hand des geliebten Mannes zurück und erfüllt als Lady Ernest alle Pflichten einer treuen Gattin. — Die Nebenpersonen sind fast ausnahmslos gut geschildert; namentlich der gelehrte Lord Ernest Craven, der, in wissenschaftliche Interessen vertieft, nicht die leiseste Ahnung hat von den inneren Kämpfen der armen Lillis, obwohl sie ihm vor der Hochzeit in ihrer schlichten Weise ein Bekenntniß ablegt, das jedem anders gearteten Manne die Augen über ihren Seelenzustand geöffnet haben würde. A. P.

— **Reynald: Der spanische Erbfolgekrieg.***) Der Hauptzweck vorbenannter Schrift ist, auf Grund von Studien, die der Verfasser auf der kgl. Bibliothek im Haag und in den Archiven von Holland gemacht hat, die Zwistigkeiten im Einzelnen zu entwickeln, welche unter den alliirten Mächten nach dem großen Siege Marlboroughs bei Ramillies ausbrachen, sei es in Folge von Unterhandlungen, welche Frankreich damals anzuknüpfen versuchte, sei es um einen neuen Feldzug vorzubereiten, oder um sich in die Eroberungen zu theilen. Damit in Zusammenhang erklärt der Verfasser, wie es kam, daß Frankreich dem Unglücke einer feindlichen Invasion glücklich entging. Dieser Hauptgesichtspunkt aber war von einer ausführlichen Einleitung nicht zu trennen, in welcher die Entstehung des Erbfolgekrieges und die Bedingungen auseinandergesetzt werden, unter denen das Bündniß zwischen England, Holland und dem Kaiser Leopold zu Stande kam; denn in diesen Bedingungen waren eben die Keime späterer Zerwürfnisse enthalten. Das Werk schließt mit dem actenmäßigen Nachweise, wie nach der Schlacht von Ramillies die Coalition in Gefahr war zu zerfallen und Holland daran dachte mit Frankreich zu unterhandeln, um sich den Besitz der spanischen Niederlande zu sichern; wie aber England sich beharrlich dem Frieden widersetzte und Marlborough endlich es erreichte die unzufriedenen Bundesgenossen wieder zu gewinnen.

Die leitenden Persönlichkeiten, also vor allem Wilhelm III., Heinsius und Marlborough treten in helles Licht; die ganze Darlegung der Verhältnisse ist klar und verständlich, die Darstellung anziehend und geschmackvoll. Die Sympathie des Verfassers für den Erfolg der französischen Waffen und Diplomatie tritt zwar hervor, wirkt aber inmitten der sine ira et studio geschriebenen, rein sachlichen Darstellung nicht störend; der Verfasser ist auch nicht blind für die Fehler, die von Ludwig XIV. und seiner Partei gemacht werden, ohne daß er sich deshalb auf eine höhere Kritik der Politik der verschiedenen Parteien einläßt. Das war um so weniger nöthig, als die ganze Politik sämmtlicher um die spanische Erbschaft sich streitenden Mächte in dem Interesse positiven Ländergewinn und andere Vortheile davonzutragen oder sich wenigstens für die Zukunft gegen die Nachbarn zu sichern, bestand. P. Fr.

*) Négociations entre la France, l'Angleterre et la Hollande (en 1705 et 1706). Par H. Reynald. Paris, 1878. Ernest Thorin.

— Im dritten Quartal der diesjährigen **Revue philosophique** spricht sich G. Compayré, vom spiritualistischen Standpunkt, über „die Ursprünge der evolutionistischen Psychologie" aus, indem er die Vorzüge und Mängel der Lamarckschen Seelenlehre hervorhebt. — T. V. Charpentier setzt nach John Venn's Logic of chance denjenigen Theil der Erscheinungen des Zufalls auseinander, der sich auf Gesetze zurückführen läßt. — D. Nolen, der Übersetzer von E. v. Hartmann's Philosophie des Unbewußten, giebt eine recht eingehende Darstellung der Lehren Hartmann's, Dühring's und Lange's, zum Theil aus eigener Kenntniß, zum Theil nach Hans Vaihinger's Buch über die drei Genannten und kommt zu dem Ergebniß: „Erscheint die kritische Schärfe Lange's und Hartmann's metaphysisches Genie gleich vortheilhaft für die Interessen der philosophischen Forschung nach Wahrheit, so flößen der unsichere Skepticismus des Einen und die abenteuerliche Teleologie des Anderen denselben Widerwillen ein. Der inconsequente und oberflächliche Naturalismus Dühring's beleidigt den Sinn für Analyse und Strenge, doch kann es manchmal wohlthätig sein selbst in brutaler Weise zu dem Gefühl der greifbaren Wirklichkeit zurückgerufen zu werden, welches Gefahr läuft inmitten der dialektischen Feinheiten Lange's und der transscendenten Hypothesen Hartmann's verloren zu gehen." Wir bemerken dazu, daß, unserer Ansicht nach, Lange's sogenannter Skepticismus nichts unsicher läßt, als das, worüber Niemand Gewißheit haben kann. — Herbert Spencer beendet seine große sociologische Studie „Die Herrschaft des Ceremoniells" mit einer Abhandlung über „Die Titel". Im Ganzen führt er seine Grundgedanken, daß eine sehr langsame Entwickelung die Umgangsformen der Menschen regelt, daß die ursprünglich kriegerische Bedeutung der Titel sich allmählich verliert, und daß die Titel durch Diffusion ihre auszeichnende Bedeutung einbüßen und zur allgemeinen Anrede werden, einleuchtend aus, der Werth der einzelnen Beispiele ist aber bisweilen gleich Null. Als Beweis dieser Behauptung stehe hier die wortgetreue Übersetzung einer Stelle auf S. 126. „Man hat oft bemerkt, wie gewöhnlich die Adelstitel auf dem Continent sind; in einigen Ländern übersteigt das alle Grenzen. In Mecklenburg, sagt Kapitän Spencer, nimmt man an, der Adel umfasse die Hälfte der Bevölkerung. In einer Herberge war der Eigenthümer ein Herr Graf, die Eigenthümerin eine Frau Gräfin, der Stallknecht, der Kellner, und der Stiefelputzer waren Herren Grafen, während die Köchinnen und Stubenmädchen Fräulein Gräfinnen waren. Man theilte mir mit, daß in einem Dorfe alle Einwohner, vier ausgenommen, Adlige seien." Solche Fabeln druckt der Philosoph dem Militär nach! — Th. Ribot, der Redacteur der Revue, berichtet klar über „die Deutschen Theorieen vom taktilen Raum", d. h. der vom Tastsinn erzeugten Raumvorstellung, und W. Wundt, dessen Theorie Ribot für die richtige erklärt, behandelt im Septemberheft das Thema in eigener Person. Man darf den

Streit zwischen Nativisten und Empiristen nun wohl als beendet ansehen. Lotze behält darin recht, daß jeder fühlende Punkt unseres Körpers sein Lokalzeichen hat, aber damit ist die Raumvorstellung noch nicht erklärt. Die Lokalzeichen, die Bewegungen, und die sie begleitenden Wahrnehmungen (Innervations-Empfindungen) sind nothwendig, um die Raumvorstellung entstehen zu lassen. „Die Originalität der Wundt'schen Lösung", so drückt Ribot sich aus, „besteht also darin: die Raumidee als ein synthetisch Gegebenes anzusehen, aus welchem die Analyse die Elemente auffinden kann; aber jedes dieser Elemente gleicht dem Raume nicht mehr als Sauer- und Wasserstoff dem Wasser, dem Resultat ihrer Vereinigung." — R. Grote versucht „eine neue Classification der Gefühle", die sehr annehmbar erscheint, und F. Paulhan, ein Anhänger H. Spencer's, zeigt, daß Spencer's „Theorie des Unerforschlichen" sich nicht halten läßt, sondern der Correctur bedarf. — Für abstracte Logiker sind zwei Aufsätze von P. Tannery wichtig, „Die drei Figuren" und „Anwendung der Algebra auf den Syllogismus." — Analysen und Berichte erfahren: Steinthal's Ursprung der Sprache; Lilienfeld's Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft; Fechner's Vorschule der Ästhetik; Lexis' Theorie der Massenerscheinungen in der menschlichen Gesellschaft; Ferrier's Lectures on cerebral localisation; Ferraz' Philosophie du devoir; Heß' Dynamische Stofflehre; Dauriac's Des notions de matière et de force dans les sciences de la nature; Giżycki's Philosophische Consequenzen der Lamarck-Darwin'schen Entwickelungstheorie, und Flint's The Theism. Die philosophischen Zeitschriften Frankreichs und des Auslandes werden wie gewöhnlich berücksichtigt. O. S. S.

— Reinhardstöttner: Grammatik der Portugiesischen Sprache auf Grundlage des Lateinischen und der Romanischen Sprachvergleichung.*) Die Wissenschaft der Romanischen Sprachlehre ist soweit gediehen, vor allem durch unseres großen Diez Verdienste, daß der Versuch gemacht werden kann die einzelnen Sprachen wissenschaftlich darzustellen. Reinhardstöttner hat sich ein unleugbares Verdienst erworben, die Grammatik der am wenigsten behandelten und doch vielfach so interessanten portugiesischen Sprache demgemäß zu bearbeiten, er ist damit einem fühlbaren Bedürfnisse entgegengekommen. Seine Arbeit beruht in Anordnung und Stoff wesentlich auf der Romanischen Grammatik von Diez; sie ist aber durch eigene Studien und besonders auch nach Coelhos einschlägigen Arbeiten ergänzt worden. Dies und jenes vermißt man, vor allem eine Physiologie und Geschichte der portugiesischen Laute und eine genauere Behandlung der Quantitätslehre, in welcher, beiläufig zu bemerken, die Termini Oxytona, Paroxytona und Proparoxytona zu vermeiden waren. Dagegen ist die ausführliche Einleitung über die grammatische und literarische Behandlung des Portugiesischen verdienstlich. Einzelne Angaben bedürfen der Berichtigung; ich führe z. B. an diesem Orte nur diejenige an, wonach außer dem Portugiesischen keine moderne romanische Sprache das lateinische Plusquamperfectum Conjunctivi als solches, d. h. in seiner ursprünglichen Bedeutung erhalten habe, während es doch auch das heutige Spanische, wenn auch nicht regelmäßig, so doch nicht selten in plusquamperfectischer oder schlechthin präteritaler Bedeutung gebraucht. Noch eigenthümlicher ist die Angabe S. 16, daß die Construction einer Präposition mit dem Infinitive (en me perder) an Stelle eines Nebensatzes „eine in keiner der romanischen Sprachen nachzuahmende Feinheit und Kürze" sei; denn erstens hat das Spanische ganz den gleichen bequemen Gebrauch, und dann denselben nachzuahmen ist den andern Sprachen vermöge des Particips und Gerundiums auch möglich. Dunkel ist S. 17 die Bemerkung, man könne Bildungen des Participii Praesentis, von denen die Sprache voll ist, unmöglich als nichts weiteres denn als Adjectiva bezeichnen: sie stimmt auch nicht zu dem später über das Gleiche Gesagten.

Der Stil ist nicht durchweg gewandt und leichtverständlich, mancher Ausdruck wohl gradezu ein Irthum, wie S. 22 „bis sich Wolf um die Auffindung des Codex annahm." Abkürzungen wie Particip Präsens, Perfect Activ u. a. sollten schlechthin unterlassen werden. S. 111: „Nach Abfall der Flexion treten einzelne Buchstaben an das Wort . . ." S. 114: „Die port. Sprache hat einen großen Theil oft gewöhnlicher Worte durch Ausdrücke der römischen Vulgärsprache ersetzt;" von Ersatz kann, da sie daraus hervorgegangen ist, nicht die Rede sein; überhaupt läßt man sich immer noch zu sehr von dem Bestreben leiten, das Romanische vielmehr mit dem klassischen Latein zu vergleichen, als mit der römischen Volkssprache; manche Angabe in der Lautlehre und Flexion wird davon betroffen. P. Fr.

*) Straßburg, 1878. Trübner.

— Peschel's Geschichte der Erdkunde. Es giebt wohl kaum ein schöner gedachtes Unternehmen, als die von König Max II. ins Leben gerufene Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Aber so schön der Gedanke ist, so schwierig ist dessen Ausführung. Die politische und künstlerische Geschichte eines Volkes läßt sich wohl abgesondert behandeln, denn die erste schildert die Nation als eine selbsthandelnde Individualität, die zweite hat sich allerdings auch mit den Entwicklungen fremder Völker zu befassen, indessen nur in so weit, als dieselbe von dem eigenen assimilirt und verdaut sind. Das gilt selbst in gewissem Sinne von der Philosophie, vorzüglich Deutschland gegenüber, als dem vorzugsweise philosophirenden Lande. Die eigentliche Wissenschaft beruht jedoch durchweg auf internationaler Arbeit, ihre Errungenschaften haben nichts Nationales an sich, sondern gewinnen sofort eine internationale Bedeutung. Es giebt keine deutsche Wissenschaft (oder doch höchstens in Bezug auf die Abstammung ihrer Träger), sondern nur eine Wissenschaft gewisser Epochen einer Culturperiode und diese Wissenschaft findet ihre Erklärung wieder in den Leistungen einer voraufgegangenen Culturepoche. So haben denn die Mitarbeiter an jenem Unternehmen sich nur selten streng an das ihnen gestellte Programm halten können. Den Wenigsten freilich nur ist der Vorwurf zu machen, daß sie desselben per defectum vernachlässigt, wie Herr Professor Lotze in Göttingen, der statt einer Geschichte der Ästhetik in Deutschland allerhand Apercus über allerhand ästhetische Schriftsteller und ein Gemengsel eigener Einfälle brachte. Die Meisten haben vielmehr ihre Aufgabe in weiterem Sinne genommen. Zu diesen gehört auch Oscar Peschel, dessen Beitrag sich schon durch den Titel „Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander von Humboldt und Karl Ritter" in die bezeichnete Kategorie stellt. Es dürfte überflüssig sein, noch etwas zum Ruhme des leider so früh uns entrissenen Oscar Peschel, des berufensten Nachfolgers Karl Ritters, zu sagen. Die Geschichte der Erdkunde liegt nunmehr in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage*) vor, die zu einem Drittel noch von Peschel selbst, im Übrigen von Professor S. Ruge in Dresden besorgt

*) München, R. Oldenbourg.

ist. Ruge hat sich darauf beschränkt, das Werk einer genauen Durchsicht zu unterwerfen, und die etwaigen Irrthümer beseitigt, außerdem die Entwickelung der mathematischen und physischen Geographie über Humboldt und Ritter hinaus bis auf unsere Tage fortgeführt. Auch er gesteht zu, daß Peschels sonst so vortreffliches Buch in Bezug auf die neueren wissenschaftlichen Reisen ungenügend sei, eben weil sich der Verfasser hier, wo dies freilich noch am ehesten möglich war, durchaus auf Deutschland beschränkt hat. H. H—g.

— **Die Erde und ihre Völker***). Das schon bei dem Erscheinen der einzelnen Lieferungen besprochene Werk von Fr. v. Hellwald „Die Erde und ihre Bewohner" liegt uns jetzt vollendet vor. Der zweite und letzte Band schließt mit einer Schilderung der Polarregionen, von denen der Verfasser sagt: „Nur zu häufig begegnet man der irrigen Vorstellung, als ob die Polarmeere so ziemlich verödet wären und die Schrecknisse der kalten Zone die Besucher zurückscheuchten. Was nun die Gefahren des Eismeeres anbetrifft, so sind dieselben keineswegs so bedeutend, wie denn schon die Thatsache beweist, daß die arktischen Reisen aller Zeiten zusammengenommen verhältnißmäßig nur eine sehr geringe Anzahl von Opfern an Menschenleben gekostet haben. Zudem hat sich in früheren Zeiten der Wallfischfang als eines der anziehendsten Lockmittel des Völkerverkehrs in den nordischen Meeresgebieten erwiesen, und wenn auch in der Gegenwart dieser Industriezweig sehr viel von seiner ehemaligen Bedeutung eingebüßt hat, so schwimmen doch immerhin noch genug Fahrzeuge mit britischer, holländischer, schwedisch-norwegischer, russischer und selbst deutscher Flagge bis hart an den Packeisgürtel herum und manche davon mögen sogar höhere Breiten erreicht haben, als von wissenschaftlichen Expeditionen je bekannt geworden ist." Es zeigt dieser zweite Band, welcher außer den Polarregionen Europa und Asien behandelt, gleich dem ersten, das Geschick des Verfassers, in übersichtlicher Weise die einzelnen Forschungen zusammenzustellen und dem Leser ein klares Bild der einzelnen Länder und Staaten zu geben. Die zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen sowie die Beilagen, und besonders die chartographischen, sind eine vortreffliche Unterstützung für den Text, und dürfte das Buch sich voraussichtlich das Heimathsrecht in den gebildeten Familienkreisen erwerben.

Mancherlei.

Die Londoner Presse. Im Anschluß an unsere Übersicht der Pariser Presse (vgl. Nr. 19 d. Bl.) geben wir heute eine ähnliche Darstellung der Londoner Presse. Die Geschichte derselben reicht nicht so weit zurück, als man meinen sollte; denn später als die civilisirten Nationen des Continents kam das große handeltreibende Inselvolk zu einer periodischen Presse im modernen Sinne des Worts. Fand doch auch die Buchdruckerkunst in Großbritannien erst verhältnißmäßig spät Eingang! Während die Frankfurter Oberpostamtszeitung schon 1615, die Pariser Gazettes à la main um dieselbe Zeit das Licht der Welt erblickten, erstand den Engländern erst 1622 in den „Weekly News" von Nathaniel Butter ein regelmäßig und zwar wöchentlich erscheinendes, mit fortlaufenden Nummern versehenes Blatt. Das Unternehmen fand zwar Nachahmung, aber Jahrzehnte besaß London und mit ihm England nur ein im Grunde genommen recht dürftiges, materiell schlecht gestelltes, dazu von der Regierung fortwährend gemaßregeltes Zeitungswesen. Unter Cromwell's Regiment athmete die Presse freier. („Meine Regierung verdient nicht zu bestehen, wenn sie einen Papierschuß nicht aushalten kann"), aber die bald eintretende Restauration ließ nur ein politisches Blatt, die „London Gazette" zu. Nur unpolitische, Klatsch- und Inseratenzeitungen wurden daneben geduldet. Es vermehrte sich die Zahl der englischen Zeitungen von etwa 10 im Jahre 1660, auf etwa 70 im Jahre 1688. Erst seit 1702 kam London in den Besitz eines täglich erscheinenden Blattes des „Daily Courant", 1704 gründeten Defoe, 1711 Addison ihre berühmten Monatsschriften, welche wie viele andere Blätter der im Jahre 1712 eingeführten Stempelsteuer bald erliegen sollten. Diese Taxe belegte jeden Bogen mit einem halben Penny, je anderthalb Bogen mit einem Penny Steuer und lastete schwer auf der gesammten Presse. 1756 wurde die Taxe für anderthalb Bogen auf 1½ Pence, 1789 auf 2, 1804 auf 3½, 1815 auf 4 Pence erhöht, was den Preis der einzelnen Zeitungsnummern schließlich auf 7 Pence brachte, 1836 wurde diese Taxe auf 1 Penny ermäßigt, 1855 gänzlich aufgehoben. Aus den betreffenden Steuerergebnissen wissen wir, daß Englands Bevölkerung im Jahre 1753 mit 6,186,336 Seelen, 7,411,757 Zeitungsnummern, im Jahre 1858 aber mit 27,724,849 Seelen 128,178,900 Zeitungsnummern verbrauchte!

Die englische Presse hat schwere Zeiten überwinden müssen, bevor sie zu ihrer heutigen Stellung gelangte. Bis vor hundert Jahren führte sie ein gequältes Dasein; da kamen plötzlich die Junius-Briefe des „Public Advertiser" und sicherten ihr einen stets zunehmenden politischen Einfluß, bald darauf entstanden politische Zeitungen in großem Stil, so 1772 die „Morning Post", 1785 die „Times." Neue Impulse der Entwickelung wurden der Presse 1814 durch Erfindung und Anwendung von Dampfdruckmaschinen, 1855 durch Aufhebung der Stempelsteuer zu Theil. Hiermit trat sie in das gegenwärtige Stadium ihrer Existenz.

So wie das englische Zeitungswesen sich heutzutage charakterisirt, als ein vorwiegend centralisirtes und praktisches, hat es sich herangebildet aus seiner Geschichte, aus den Gewohnheiten der Bevölkerung. England ist ein Eldorado der Decentralisation, was die Verwaltung anbelangt, wie zum Ausgleich aber ein Land starker Centralisation, wenn man Handel und Wandel in Betracht zieht. Legte die Stempelsteuer dem Entstehen kleiner und provinzieller Zeitungen schwere Hindernisse in den Weg, beförderte sie so indirect das Gedeihen großer Blätter, so war gleichzeitig das sich in der Hauptstadt concentrirende Leben des Landes ein weiteres Moment, einer gewissen Centralisirung der Presse und des Zeitungswesens in die Hände zu arbeiten. In Großbritannien erscheinen gegenwärtig insgesammt 2759 Zeitungen, Zeitschriften und periodische Schriften, etwa ebensoviel wie in Frankreich, während das an kleinen Blättern nur zu reiche Deutschland deren etwa 3800 besaß! Dagegen darf sich Großbritannien der größten, reichsten und umfangreichsten Journale rühmen, was als ein nicht zu unterschätzender Vorzug angesehen werden muß.

Nach dem neuen „Presse Guide" der bekannten Londoner Buchhandlung von May & Co. für 1878, erschienen in Großbritannien Ende 1877 insgesammt 1885 Zeitungen (Newspapers) und zwar 486 in London und 1399 in der Provinz, unter Letztern 117 eingeschlossen, welche in London gedruckt und nur mit provinziellem

---

*) Ein geographisches Hausbuch von Friedrich von Hellwald. Mit Illustrationen von G. Franz, F. Keller-Leuzinger, L. Ritter, Th. Weber u. A. Stuttgart, 1878. W. Spemann.

Titel versehen wurden. London besaß 22 (die Provinz 121) Tagesblätter, 19 (die Provinz 147) mehrmals wöchentlich erscheinende, 322 (die Provinz 1108) Wochenblätter, 118 (die Provinz 17) Monatsblätter u. s. w. Von diesen 1885 Zeitungen sollen nach den Angaben des May'schen „Press Guide" 542 (in London allein 42) der liberalen, 11 (in London allein 9) der liberal-konservativen, 331 (in London allein 25) der konservativen Partei angehört haben, während der Rest von 941 Blättern sich neutral hielt oder nicht politischer Art war.

Die älteste Zeitung London's unter den bestehenden ist die „London Gazette", nach der Restauration lange Zeit hindurch die einzig vom Hofe erlaubte, welche seit dem Jahre 1665 ununterbrochen erscheint. Älter als 80 Jahre sind außer ihr noch 12 Journale (im übrigen England außerdem 69), während alle anderen dem laufenden Jahrhundert und zumeist den letzten Jahrzehnten entstammen. Für fremdsprachige Blätter findet sich in England schlechter Boden — 5 französische, 1 deutsches, 1 spanisch-französisch-englisches — das ist Alles!

Zu diesen Zeitungen (Newspapers) kommen aber noch andere regelmäßige periodische Publicationen (Periodical Publications), welche May's „Press Guide" besonders aufführt und worin er auch die zahlreichen Revuen mitbegreift. Die Zahl dieser periodischen Publicationen beträgt in ganz Großbritannien 818, wovon auf London allein 598 und zwar die bedeutendsten und einflußreichsten kommen. Das älteste dieser periodischen Organe ist „Gentleman's Magazine", welches 1731 gegründet wurde. Der größte Theil dieser Magazine, Revuen und dergl. dient bestimmten Zwecken so z. B. befassen sich nicht weniger als 398 (von 818!) ausschließlich mit religiösen Dingen, 104 mit den Angelegenheiten der Gewerkvereine, 14 mit Arbeiterfragen, 54 mit den Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine u. s. w. An illustrirten Organen fehlt es nicht; Großbritannien besitzt deren 287 und diese Zahl vermehrt sich noch immer.

Als Sitz gelehrter und anderer Gesellschaften ist London auch der Erscheinungsort der Organe derselben. May's Press Guide führt deren 54 auf, welche den verschiedensten wissenschaftlichen Disciplinen angehören. Die zahlreichen jährlich erscheinenden Jahrbücher, Almanachs, Kalender rc. sind bei dieser Zusammenstellung nicht mit in Betracht gezogen worden.

So steht sie groß und achtunggebietend da, die Londoner Presse, und wenn sie sich rühmt, die erste Presse der Erde zu sein, wer würde ihr diesen Rang streitig machen wollen?

Paul Dehn.

Dr. A. Petermann starb unerwartet und plötzlich am 25. September in Gotha. Was die geographische Wissenschaft durch Dr. Petermann's Tod verliert, muß späterer Erörterung vorbehalten bleiben. Sein Name ist für alle Zeiten verknüpft mit den Bestrebungen, die in den letzten dreißig Jahren auf dem literarischen Gebiete der Erdkunde und namentlich der Kartographie als auch auf dem Felde der wissenschaftlichen Reisen ans Licht getreten sind.

Durch die Herausgabe der dreiundzwanzig Jahrgänge der Geogr. Mittheilungen allein, ganz abgesehen von seinen anderen kartographischen Arbeiten, hat Dr. Petermann sich ein Denkmal gesetzt, das in der Geschichte der Erdkunde unvergänglich bestehen wird.

Der gelehrte britische Orientalist, Professor Rest. A. H. Sayce in Oxford, angesehen besonders als Assyriologe, hat sich durch Herausgabe seiner in der Londoner Royal Institution gehaltenen populärwissenschaftlichen Vorträge unter dem Titel: „Babylonische Literatur" (deutsch von Karl Friederici) den Dank der gebildeten Welt erworben, welche den alten Kulturländern am Euphrat und Tigris ihr Interesse entgegenbringt. Professor Sayce gibt nicht blos eine vollständige Übersicht der babylonischen Literatur, soweit sie uns bekannt ist, sondern er läßt auch einen Einblick thun in das Kulturleben der Assyrier und Babylonier und ihrer Vorgänger, der Akkadier, überhaupt und das Alles auf nur 56 Seiten.

Eine der größten Buchhandlungen der Welt ist die Firma Hachette & Co. in Paris; sie giebt durchschnittlich jeden Tag ein neues Werk heraus, beschäftigt im Ganzen etwa 5000 Personen und hat einen jährlichen Umsatz von ca. 15 Millionen Franken.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Französisch.

Audebrand, Ph.: Les yeux noirs et les yeux bleus. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Bibliothèque nationale: Département des Imprimés. Notice des objets exposés. (Expos. de 1878). Paris, H. Champion. 2 fr.

Cadol, Edouard: Berthe Sigelin. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Gasparin, Agénor de: L'Eglise selon l'évangile. T. I. (Collection Michel Lévy.) Paris, C. Lévy. 1 fr. 25.

Havet, Ernest: Le Christianisme et ses origines. Le Judaisme. Paris, C. Lévy. 7 fr. 50.

Mortreuil, T.: La Bibliothèque nationale, son origine et ses accroissements jusqu'à nos jours. Paris, H. Champion. 3 fr.

Père Gerard: Gazette nationale des communes. Paraissant chaque lundi en temps utile pour les expéditions de ce jour. Paris, Librairie illustrée. Le Numéro 10 centimes.

Shoking! par Z. Z. Z. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Simon, Jules: Le Gouvernement de M. Thiers, — 8 Février 1871 — 24 Mai 1873. Paris, C. Lévy. 15 fr.

Trousset, Jules: Histoire nationale de la Marine et des Marins français depuis Jean-Bart jusqu'à nos jours. Ill. Paris, Dreyfouss. 10 fr.

Uchard, Mario: L'Etoile de Jean. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Ulbach, Louis: Simple Amour. (Suite et fin de Monsieur Paupe.) Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

II. Englisch.

Ansted, D. T.: Water and Water Supply, chiefly in reference to the British Islands: Surface Waters. London, W. H. Allen. 18 s.

Benjamin, S. G. K.: The Atlantic Islands as Resorts of Health and Pleasure. London, Low. Illustr. 16 s.

Dickins, Fanny D.: Agathe Chieveley: a Novel. 2 vols. London, Charing Cross Co. 21 s.

James, Henry: The Europeans. 2 vols. London, Macmillan. 21 s.

Longfellow, H. W.: Early Poems. Collected and edited by Rich. W. Sherpherd. London, Pickering. 3 s.

Monomaniac of Love; a Study in the Pathology of Character. 2 vols. London, Provost. 15 s.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Begründet von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] — Berlin, den 12. October 1878. — [Nº 41.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Sören Kierkegaard und Arthur Schopenhauer.

Unter dieser Aufschrift bringt die dänische Zeitschrift „Nær og Fjern" eine Vergleichung des großen deutschen Pessimisten mit dem originellsten Denker, welchen Dänemark hervorgebracht hat. Wir glauben, daß der Aufsatz auch unsre Leser interessiren kann, und haben ihn daher mit Hinweglassung einiger für uns überflüssigen Stellen verdeutscht. Da die Citate aus Schopenhauer aus dem Dänischen zurückübersetzt sind, so können sie nicht durchaus mit dem deutschen Original übereinstimmen, was die deutschen Leser entschuldigen müssen.

Nachdem der Verfasser des Aufsatzes, August Wolff, an den alten Satz „Les extrêmes se touchent" erinnert und darauf hingewiesen hat, wie interessant und aufklärend es sei, geistesverwandte große Männer in ihren Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten zu studiren, fährt er also fort:

Von vornherein möchte man nicht glauben, daß die genannten zwei großen Philosophen einander irgend gleichen könnten, denn der eine starb als christlich gläubiger Denker, während der andere allabendlich, bevor er zu Bett ging, sich in eine Betrachtung vertiefte, deren Gegenstand Buddha war — der eine lebte in der Hoffnung auf eine persönliche selige Fortdauer in der Ewigkeit, der andere sehnte sich nach dem Ende in Nirwana, nach dem Zustande vollständigster Lebensvernichtung — und doch bieten beide merkwürdige Vergleichungspunkte dar.

Beide erbten von ihren Eltern ein Vermögen, welches sie in den Stand hätte setzen können, sorgenfrei zu leben, aber während Schopenhauer zu Zeiten versuchte, das seinige zu vermehren und dabei nur Verlust erlitt, ließ Kierkegaard seines ruhig liegen, aber mußte doch erfahren, daß es sich verminderte, indem er von dem Capital lebte und nicht von den Zinsen. Beide hausten einsam in großen Städten, nur beschäftigt mit ihren Gedanken und mit der Herausgabe von Büchern, welche Wenige lasen; beide waren gleich wenig gemacht, in die Öffentlichkeit zu treten; sie fühlten, daß sie nicht harmonirten mit der „selbstzufriedenen Mittelmäßigkeit, welche sich überall breit macht," und nur am Schluß ihres Lebens genossen beide eine Anerkennung, welche im Verhältniß stand zu dem großen Werthe Dessen, was sie geleistet hatten.

Beide waren im höchsten Grade Männer des Denkens und standen darum im Leben allein. Kierkegaard's Vorliebe, abgesehen von seinem eigentlichen Lebenswerke, war gerichtet auf Musik und Sprachen, Schopenhauer interessirte sich für Architektur und Sprachen, der erstere studirte eifrig das Lateinische, der letztere fühlte sich mehr angezogen vom Englischen. Beide starben unvermählt. Kierkegaard's Liebesgeschichte ist bekannt, er bewahrte seine Empfindung bis zuletzt, und blieb „der Auserkorenen treu"; Schopenhauer hatte als junger Mensch ein uneheliches Kind, aber er brach die Verbindung mit der Mutter ab; indessen blieb auch er ihr insoweit treu, als er sich später von keiner Anderen fesseln ließ. Er war im höchsten Maße bitter gegen die Frauen, während Kierkegaard stets eine zärtliche Theilnahme für sie hegte.

Als Schopenhauer auftrat, war Deutschland voller Bewunderung für Hegel. Er erhob sich gegen diesen Philosophen; dasselbe that Kierkegaard etwa zwanzig Jahre später, und Beider Opposition stimmt in vielen Punkten überein. Beide suchten mit ihren gigantischen Kräften eine Lebenswirksamkeit, einen Lebensinhalt, und da sie das Weltgeheimniß zu durchdringen strebten mit Hegel als Führer, so fanden sie bei ihm nur „Wortkram, Redensarten, Phrasengeklingel", und sie wandten sich darum weg zu den Philosophen des Alterthums; Kierkegaard blieb stehen bei den Griechen, Schopenhauer flüchtete bis zu den Weisen Indiens. So wunderbar stimmte ihre Auffassung Hegel's überein, daß sie derselben fast in den nämlichen Worten Ausdruck gaben. Kierkegaard schreibt: „Das, was die Philosophen über die Wirklichkeit sagen, ist eben so trügerisch, wie wenn man bei einem Trödler auf einem Schilde liest: „Hier wird gerollt." Kommt man mit seinem Zeug, um es rollen zu lassen, so wird man ausgelacht, denn das Schild ist nur zu verkaufen." Schopenhauer schreibt: „Alles was die Philosophen dort in Berlin über die Wirklichkeit schwatzen, ist geradeso, wie wenn ich hier in Frankfurt auf einem Gasthofschild lese: „Der römische Kaiser", „Der Kronprinz von Preußen", alle möglichen Gäste kehren da ein, ausgenommen gerade der römische Kaiser und der Kronprinz von Preußen. Und nicht bloß solche vereinzelte Äußerungen stimmen überein — auch sonst trifft ihre Anschauung gar oft zusammen. Schopenhauer räth davon ab, seine Bücher zu kaufen, wirft seiner Zeit vor, daß sie nicht originell sei, sondern daß Alle wie Schafe Dem nachlaufen, der den Weg weist, behauptet, daß nicht Einer von Zehntausenden die Wahrheit sucht, sondern daß Alle nur von materiellen Zielen angezogen werden. Und nun wetteifern beide, ihre Verachtung für die „Durchschnittsmenschen" in schärfster Weise auszudrücken, wobei man jeden Augenblick auf Bezeichnungen stößt wie: „Fabrikwaare, Dutzendmenschen, Reisende, die das Dasein ansehen wie die Merkwürdigkeiten eines Kunstcabinetes: je mehr desto besser."

Beide betrachten die Genialität als Etwas, das die Menge nicht zu verstehen vermag, und fragen, wo die Grenze sei zwischen Genialität und Wahnsinn; sie betrachten die Einsamkeit, den Zug nach Einsamkeit als ein Zeichen, daß man zu etwas Höherem bestimmt ist als die sich paarende thierische Heerde, dazu nämlich, sich als Einzelner gegenüber der Ewigkeit (Kierkegaard) oder Unendlichkeit (Schopenhauer) zu fühlen. Beide denken, daß der Mensch sein Ideal in sich trägt und nur mittelst desselben das Große verstehen kann („Nur wenn ich weiß, was Größe ist, weiß ich, daß Caesar groß war") und sie fühlen, daß sie Freunde der Idee sind, ein Auge für die Welt der Gedanken haben, für welche die Anderen blind sind, und daß sie darum von ihrer Zeit nicht

begriffen werden. Nun steigert sich ihr Selbstgefühl, und während Schopenhauer sagt, daß die Freunde der Wahrheit nur in Zwischenräumen von Jahrhunderten geboren werden, seufzt Kierkegaard darüber, daß „die Vorsehung in jeder Generation Einen, höchstens Zwei erzeugt, um unter großen Leiden die Wahrheit für die Andern zu entdecken." Darum wendet sich beider Blick von der Gegenwart ab zur Nachwelt und sie prophezeien, daß die Zeit kommen wird, in welcher man sie verstehe. Aber da beide Dialektiker sind, so sehen sie leicht ein, daß auch die Nachwelt vorübergehen wird, und nun tauchen sie unter in die Unendlichkeit, der Eine um zu vergehen in der Allvernichtung, der Andere um am Tag des Gerichts aufzuerstehen, aber Beide charakterisiren die Gegenwart und den Augenblick in derselben Weise.

Beide haben den Gegensatz zwischen Zeit und Ewigkeit erkannt und entsprechen einander in ihren Folgerungen. Sie sind wie zwei Räder an demselben Wagen. Dieselbe Kraft treibt sie vorwärts, und das eine läuft in der Spur des vorangehenden, indem es bald zur Rechten, bald zur Linken abweicht. Die krummen Linien folgen einander, ganz decken sie sich freilich nur in den Schneidepunkten.

Was ist das Komische? Kierkegaard begnügt sich zu sagen, daß es ein Widerspruch ist. Schopenhauer, welcher tiefer sah, erklärte es als „einen Widerspruch zwischen der anschauenden und der abstracten Erkenntniß" und er untersucht nun alle Formen desselben. Er untersucht also auch Ironie und Humor. Da er die Leerheit aller Dinge betont, macht Schopenhauer die Ironie zu einem kleinen lustigen Scherz im Leben, Kierkegaard, der an eine ewige Vorsehung glaubt, macht sie zu einer berechtigten Weltmacht, aber Beide zeigen, daß der Scherz sich hier verbirgt hinter einem scheinbaren Ernst. Der Humor, der nach Kierkegaard die letzte Verschanzung der Persönlichkeit ist, bevor sie im Religiösen aufgeht, ist bei Schopenhauer der Schild der Idee gegen eine niedere gedankenlose Außenwelt, aber beide sind einig darin, daß es der Ernst ist, welcher sich hinter dem Scherz verbirgt, und beide erklären die Deutung, wonach Ironie und Humor „die gegenseitige Durchdringung des Endlichen und Unendlichen" sein sollen, für leeres Geschwätz, „eine Floskel für Gedankenlose", da sie vielmehr Formen seien, welche Streit und Ungleichartigkeit statt Frieden und Versöhnung darzeigen.

Was ist Genuß? „Meinen Willen zu erlangen, nicht das Leckerste", sagt Kierkegaard. „Seine Kräfte zu gebrauchen und zu fühlen", sagt Schopenhauer. Darum ist Genuß nur Befriedigung eines Bedürfnisses, und es ist eigentlich nur der Schmerz, der gefühlt wird; daher ist der Schmerz und das Leiden das Positive, und nun stimmen der Evangelist des Leidens und der Prediger des Pessimismus überein. „Eine optimistische Weltanschauung ist die niederträchtigste Anschauung", sagt Schopenhauer. „Das Zeichen dafür, daß man ein Christ ist, ist daß man in dieser Welt leidet", sagt Kierkegaard.

Das Glück existirt überhaupt nicht, meinen Beide. Schopenhauer wird nicht müde, von der Unseligkeit des Lebens zu reden, und obwohl Kierkegaard sich religiös darein ergiebt, so giebt er doch zu, daß das Leben für ihn ein Martyrium ist, und sagt, daß er nur ein einziges Mal, eines Vormittags zwischen elf und zwölf Uhr, nahe daran war, glücklich zu sein, als eine naseweise Fliege das Glück von ihm wegscheuchte. Das Leben ist darum für beide ein fortgesetzter Kampf, „ein Trauerspiel im Ganzen mit einzelnen hineingestreuten komischen Situationen." „Man lebt nur für den morgigen Tag wie das Vieh", sagt Schopenhauer, und Kierkegaard bricht aus: „Kann das leben heißen, daß man immer und stets nur die Bedingungen des Lebens zu Stande bringt?" Die Bedeutung der Lebensnoth ist für Kierkegaard selbstverständlich die, daß sie die Seele läutern soll, aber da er sieht, wie wenig geistig die Menschen leben, kann er nicht blind sein dafür, daß eine bloße Lebenskraft in ihnen thätig ist, und daß die Menschen sich im Kreise drehen und so unendlich viel zu thun haben, um der Leere der Langweile zu entgehen. Wie witzig dies entwickelt ist in „Vexeldrift", ist bekannt, ebenso wie er die Spießbürgerlichkeit persiflirt hat, indem er klagte, daß er selbst sich kaum in der Ewigkeit die Zeit würde vertreiben können, da er nicht zu sprechen wisse über seines Nächsten Tugenden und Fehler und nicht einmal Karten zu spielen verstehe. Schopenhauer bezeichnet die zwei Mächte Schmerz und Langweile als die Ungeheuer, wogegen der Mensch kämpft, und erklärt die Langweile für das mächtigere, weßhalb es sehr dumm sei von den Menschen, so viel über Schmerz und Widerwärtigkeit zu klagen.

Diese Langweile lauert dem Menschen bei jedem Schritt auf, und Beide sind also darüber einig, daß dieselbe nicht extensiv überwunden werden kann, sondern intensiv besiegt werden muß. Sie wollen darum nichts wissen von großen Begebenheiten, Millionen Menschen u. s. w. und studiren das Leben und seine Kräfte im Kleinen. „Was in der Alltagsgeschichte vorgeht, ist im Wesentlichen dasselbe, was in der Weltgeschichte vorgeht", sagt Schopenhauer, „ebenso wie ein Kreis mit drei Zoll Durchschnitt dieselben geometrischen Eigenschaften hat wie ein Kreis mit achtzig Meilen Diameter" und dieselbe Betrachtung ist bei Kierkegaard der Grundgedanke in „Frater Taciturnus' Untersuchungen." Es läßt sich nun leicht verstehen, daß Alles, was Beide an Hohn, Bitterkeit, Satire enthalten, gegenüber dem Publikum zu Tage tritt, gegenüber der Menge und der Macht, welche heutzutage die bloße Zahl besitzt. Kierkegaard's Äußerungen über die Menge und über die Presse finden sich mit unverlöschlichen Zügen eingetragen in seinen Tagebüchern, „Der Gesichtspunkt für meine Schriftstellerthätigkeit" und „Zwei Zeitalter". Wie Schopenhauer sich über dieselben Dinge ausdrückte, wissen deutsche Leser. Wenn er die Menschen verglich mit einer Gesellschaft, in welcher jeder Einzelne dem Andern auf dem Schooße sitzt und Keiner auf einem Stuhl, so verglich Kierkegaard sie mit insolventen Leuten, die für einander gegenseitig gut sagen.

Der Kritik gegenüber besaßen beide in gleichem Maß das Bewußtsein ihres Werthes und beider Haltung entsprach dem Goethe'schen: „Nur die Lumpe sind bescheiden." Indessen fühlten sich doch auch beide bedrückt durch ihre Vereinsamung. Schopenhauer fühlte sich als ein Kind der Ewigkeit und als „in einem drückenden Gefängniß lebend", und Kierkegaard seufzte nach dem Augenblick, „da seine Seele den Körper abwerfen könne, diesen warmen Breiumschlag". Sie sahen oft ihre Genialität als eine unglückliche Gabe an und untersuchten deßhalb die Bedeutung des Genies wiederholt und eingehend. Das Wesen des Genies besteht für Schopenhauer darin, daß es eine vollkommene anschauende Erkenntniß besitzt, welche größer ist als für den Willen von Nöthen wäre. Kierkegaard's Untersuchung des Genies ist nicht so vollständig als die Schopenhauers, da dasselbe ihm nur eine Naturerscheinung dünkt und seine Aufmerksamkeit auf den Willen gerichtet ist als das ethische Freiheitsleben im Menschen. Schopenhauer, der den Willen als das Unerklärliche, als das Grundwesen der Natur betrachtet, untersucht dagegen gerade die Intelligenz, welche sich im Genie offenbart. Indessen könnten die betreffenden Stellen in „die Welt als Wille und Vorstellung" ebenso gut von Kierkegaard geschrieben sein.

Die Luft der Einsamkeit, worin beide lebten, flößte ihnen auch das Bedürfniß ein zu untersuchen, was der eine Mensch

dem andern im Geist und in der Wahrheit schulden könne, und es erwies sich als sehr wenig. „Das Einzige, was ein Mensch für den andern thun kann", sagt Kierkegaard, „ist, ihm im Wege zu stehen". — „In der Welt des Geistes kann man nicht zu zweien sein." — „Ein Jeder soll selbst Erfahrungen machen und vom Leben lernen." — „Man kann zwar en masse getauft, aber nur einzeln wiedergeboren werden." — Schopenhauer äußert sich in demselben Sinne; denn es ist ja gerade Mangel an Wahrheit des Strebens, was er überall findet. Darum zieht er auch die Grenzen zwischen Gedächtniß und Erinnerung, zwischen Wissen und Bildung, zwischen Viellesen und Vieldenken, ganz übereinstimmend mit Kierkegaard und oft in merkwürdig ähnlicher Sprache. Das wirkliche Sichzueigenmachen ist für beide die Hauptsache. Beide betonen, daß „Alles von innen ausgeht", daß „das Äußere sich nicht mit dem Innern messen kann, weßhalb auch Gott das Innere richtet, während die Menschen auf das Äußere sehen (nach dem Ausfall schielen)"; Kierkegaard spricht den Satz aus: „Nur die Wahrheit, welche Dich erbaut, ist Wahrheit für Dich", und Schopenhauer sagt: „Jedes erkennende Individuum ist in der Wahrheit", indem die klare Erkenntniß nicht fehlgehen könne, wie es der blinde Lebensdrang thue.

Den mächtigsten Trieb des Lebens, die Liebe, wurde keiner der Beiden müde zu behandeln. Schopenhauer ist unerschöpflich darin, sie als einen Dämon zu charakterisiren, und seine Äußerungen stimmen ganz mit denen Kierkegaard's zusammen, da wo dieser sie als Naturtrieb betrachtet. Aber während Schopenhauer sie herabzieht, so daß sie bei ihm fast nur Geschlechtstrieb ist, sucht Kierkegaard sie zu adeln, indem er sie zur Herzensliebe (Kjärlighed) erhöht, und hier zeigt sich eine Verschiedenheit zwischen beiden. Der zartfühlende Kierkegaard ist ganz anders geartet als der unnahbare Naturphilosoph. Dagegen in der Betrachtung der größten Prüfung des Lebens — des Todes — treffen sie wieder zusammen. Kierkegaard sagt: „Der Gedanke an den Tod ist eine flinke Tänzerin" (bedeutet wohl soviel als: er macht den Menschen lebendig, rührig) und Schopenhauer sagt, daß der Tod das Ziel des Lebens ist, welches Spannkraft verleiht und Jeden philosophiren lehrt.

So sehen wir, daß diese beiden großen Philosophen in vielen Punkten übereinstimmen, und dies ist durchaus nicht erstaunlich, wenn man weiß, zu welch übereinstimmendem praktischem Schluß sie beide kamen, jeder auf seinem Weg. Für Kierkegaard galten Christi Worte: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, folge mir nach, vergiß Dich selbst für Andere, zeige mir daß Du mich liebst, indem Du Dich für Andere hingiebst, woraus folgte, daß der Mensch sein Leben leben solle, um Liebesthaten zu verrichten in Rede, Handlung und Beispiel. Schopenhauers Anschauung war bekanntlich die, daß das Leben besser nicht statt hätte, daß alles Lebende, eben weil es existirt, die Idee nicht richtig ausdrücken könne und deßhalb sterben müsse, um für die Sünde seiner Geburt Sühne zu thun, daß darum die einzige wahre Art zu leben die sei, daß das Individuum, sein selbstisches Ich vergessend und sich für seines Gleichen opfernd, sein Leben in Verneinung aller Lebensantriebe verleben, allen Eigenwillen, alle Subjectivität aufgeben und nur für den Nächsten Augen haben solle. Darum stellte er auch die christliche Religion am höchsten von allen und fand ihre ewige Wahrheit in ihrem asketischen Charakter, gerade so wie Kierkegaard diese Seite derselben nachdrücklich hervorhob. Schopenhauer sah, daß „die Sünde der Geburt" das sei, was man religiös die Erbsünde nennt, daß die Kraft des Geistes, die Lust des Lebens zu verneinen, das sei, was die Religion den „heiligen Geist" nennt, und wenn er lächelte über den „Adammythus" und über die „Legende von der Jungfrau Maria", so möge man sich daran erinnern, wie vorsichtig Kierkegaard sich diesen Dogmen näherte, besonders dem ersteren, welches er in seinem „Angstbegriff" (Begrebet Angst) nahezu beseitigte.

Sie suchten beide die Wahrheit, und nicht bloß interessant, sondern auch trostreich ist es zu sehen, daß sie beide zu demselben Ergebniß gelangten bezüglich der Führung des Lebens; dies dürfte ein Beweis dafür sein, daß ein Jeder, welcher mit Innigkeit die Wahrheit sucht, sie finden wird; denn, wie Kierkegaard sagt, „in der Sehnsucht nach Gott ist er bereits anwesend".

England.

Robert Browning's neueste Dichtungen.*)

Von allen lebenden Dichtern Englands, fürchten wir, ist Robert Browning der in Deutschland am wenigsten bekannte, wiewohl er nicht nur unbestreitbar der größte ist, sondern auch wahrscheinlich deutschen Lesern mehr zusagen würde, als viele andere englische Dichter, und namentlich mehr als die moderne esoterische Schule. Denn Browning ist nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein großer Denker. Er entspricht der Forderung Joubert's: „Il ne faut pas seulement qu'il y ait dans un poëme de la poésie d'images, mais aussi de la poésie d'idées."**)

Diesem Erforderniß hat Browning selbst in einer der beiden Dichtungen, die wir besprechen wollen, Ausdruck gegeben, indem er sagt:

. . . . a bard's enthusiasm
Comports with what should counterbalance it —
Some knowledge of the world!

Unseres Erachtens hat England seit Shakespeare keinen tieferen intuitiven Denker hervorgebracht als unseren Dichter und keinen, der so wie er das Pathos des menschlichen Lebens fühlt und versteht: ihm erscheint das Alltagsleben nicht prosaisch, denn, wiewohl von halbbürtigen Poeten verachtet, ist doch auch es ein Ausdruck und zwar ein sehr ächter und wahrer des menschlichen Daseins. „Homo sum, humani nihil a me alienum puto" das ist der Grundton, der alle Schriften R. Browning's durchklingt. Er gesteht zu, daß das menschliche Leben wenigstens die kurze Spanne Zeit, die wir überschauen können im besten Falle ein geheimnißvolles Räthsel ist, aber darum stimmt er nicht Klagelieder an, singt nicht das Lob des Todes und Verfalls, meint nicht, daß es in diesem Thal der Thränen nicht der Mühe lohne, das Leben zu ertragen. Nein! in allen seinen Werken sucht Browning unsere Anschauungen zu erhöhen, unseren Geist von der Erde zum Himmel zu er-

*) „La Saisiaz" „The two Poets of Croisic", by Robert Browning. London, 1878. Smith, Elder & Co.

**) Würde man es nicht wahrer oder deutlicher so ausdrücken: daß die Bilder des Dichters Gedanken darstellen und daß die Gedanken des Dichters zu Bildern gestaltet sein sollen? Gedanken und Bilder sollen sich durchdringen, sollen ein einziges leiblich-seelisches Wesen bilden ohne Überschuß des einen oder anderen Elementes. Überwiegt das bildliche Element, so wird der Dichter rhetorisch, überwiegt der Gedanke, so wird er abstract, lehrhaft, im besten Fall philosophisch. Wer, ohne die Bedeutsamkeit der Browning'schen Muse zu verkennen, dieselbe doch nicht so hoch stellen kann, als es im obigen Aufsatz geschieht, mag vielleicht finden, daß bei ihm Bild und Gedanke nicht zu voller Einheit verschmolzen sind. (Anm. der Red.)

heben, uns zu zeigen, daß ein Zweck, ein guter und verständiger Zweck, das ganze Weltall durchziehe und daß dieses Leben nur das Vorspiel sei eines größeren, volleren, das da komme. Dies ist der Geist, der unausgesprochen in allen Werken Browning's athmet, und dies die Grundidee von „La Saisiaz", worin der Dichter, weder durch eine Erzählung, noch durch eine dramatische Handlung eingeengt, die ganze Gewalt seines Verstandes, die volle Kraft seines Genius aufwendet, um zu zeigen, daß er an eine Seele und an einen Gott glaubt. Ein trauriges Ereigniß aus seinem eigenen Leben gab dem Dichter den Anlaß zu dem Gedichte. Er hatte den Sommer in einem Châlet, „La Saisiaz", zugebracht, das im Schatten des Mont Salève gelegen war, mit der Aussicht auf Genf und seinen See, nur wenig entfernt von Bossey, Ferney, Diodati und Lausanne mit ihren Reminiscenzen an Byron, Voltaire, Gibbon und Rousseau. Sechs glückliche Herbstwochen hatten hier drei heitere Freunde verlebt, ohne den Berg, der hinter ihnen in die Lüfte ragte, erklommen zu haben. Die Besteigung wurde geplant und der Tag, an dem dies geschehen sollte, war angebrochen, als der Dichter, von seinem Morgenbade nach Hause gekehrt, vergebens nach der großen weißen Gestalt ausschaute, die mit Hand und Taschentuch sein Kommen zu grüßen pflegte. Beschleunigten Schrittes eilte er ins Haus und fand seine liebe gute Freundin leblos auf dem Boden, von einem plötzlichen Tode hinweggerafft. Todt! und nur wenige Minuten vorher hatte sie heiter geplaudert, erst vor einigen Stunden hatten er und sie leichthin eine Frage erörtert, die jüngst in einer der leitenden englischen Zeitschriften beleuchtet worden: „die Seele und ein zukünftiges Leben." Und nun war eines von ihnen todt, und hatte Alles erfahren, wenn es etwas zu erfahren giebt. Trauernd brachten sie die Engländerin zur Ruhe in dem fremden Kirchhofe von Collonge, wo das ihr ungewohnte Laub der Reben den Fleck Erde einschließt, den sie fortan bewohnt; der Dichter aber, bevor er das Châlet verläßt, besteigt allein die Höhe, die sie vereint hatten erklimmen wollen. Indem er auf ihr Grab hinabschaut, steigt die alte, alte ungelöste Frage nach der Unsterblichkeit der Seele und einem Dasein im Jenseits neu vor ihm auf; schmerzerfüllt gedenkt er der Veränderung, die wenige Stunden in seinem und ihrem Leben hervorgebracht, er fragt sich, was ihm von ihr geblieben sei außer der Erinnerung, und traurig, ernst, kraftvoll, entschlossen, vor keiner wenn auch noch so peinlichen Folgerung zurückzubeben, durchdenkt der Dichter noch einmal jene Lebensfrage des sterblichen Daseins. Das Ergebniß ist nicht nur ein Gedicht voll schöner Gedanken, sondern zugleich einer der kräftigsten Proteste gegen den wissenschaftlichen Materialismus unserer Zeit, gegen die illusorische Natur aller Bemäntelungen Derer, die den alten Glauben zu zerstören suchen. Eine nach der anderen nimmt er die Schwierigkeiten vor und die Probleme. Er erinnert daran, wie die großen Todten, welche Genf berühmt gemacht haben, an denselben Problemen sich abmühten, aber wie schwach ihre Schlußfolgerungen waren! Er wünscht berühmt zu sein, nur für einen Augenblick berühmt, da berühmte Menschen im Stande sind, ihren Ideen weite Verbreitung zu geben; er wünscht sich für eine Weile ausgestattet mit Byron's leicht schaffender Dichterkraft, mit Rousseau's Beredsamkeit, mit Gibbon's Wissen und Voltaire's Witz, auf daß er darthun könne, wie trübselig ihre Schlüsse waren, auf daß er, voll Macht und Autorität, seinem eigenen weiteren, größeren Glauben Worte zu leihen vermöge:

„He there with the brand flamboyant, broad
o'er night's forlorn abyss,
Crowned by prose and verse; and wielding, with
Wit's bauble, Learning's rod:
Well? Why he at least believed in Soul, was
very sure of God!"

Mit diesem Glaubensbekenntniß schließt das Gedicht, das ein glänzendes Zeugniß ist von dem Genius unseres Dichters und das, während der Dichter darin die reichen Lebensanschauungen eines gereiften Mannes niederlegt, nichts von der Schaffenskraft seiner jungen Jahre vermissen läßt und beweist, daß er wirklich ein Dichter ist von Gottes Gnaden, mit ewiger Jugend ausgestattet. Das Versmaß von „La Saisiaz" ist trochäisch; Browning hat es hier zum ersten Male angewendet.

Auch das zweite uns vorliegende Gedicht ist in einem, von unserem Dichter bisher nicht versuchten Versmaß, in Ottave Rime, geschrieben.

„The two poets of Croisic" erzählt uns die Lebensgeschichte zweier aus Croisic gebürtiger französischer Dichterlinge, von denen der eine unter der Herrschaft Ludwigs XIII. und der andere hundert Jahre später lebte. Beiden gelang es, während eines kurzen Zeitraumes das Tagesgespräch von Paris zu werden und beide sind längst in hoffnungslose Vergessenheit versunken. Der Jüngere von ihnen ist nur noch durch eine literarische Fopperei bekannt, womit er sogar Voltaire düpirte, und welche den Vorwurf von Piron's „Métromanie" abgegeben hat. Von dem älteren würde man nichts mehr wissen ohne die Neugier des Jüngeren, der etwas ausfinden wollte über seinen Landsmann und Dichterbruder, der so rasch in Mode und so rasch wieder außer Mode gekommen war. Es war dies René Gentilhomme, ein Page des Prinzen von Condé, des damaligen präsumtiven Erben des französischen Thrones. In einem Augenblick dichterischen Hellsehens sagte der junge Reimschmied voraus, daß Anna von Österreich noch einen Sohn gebären und daß sein Herr niemals die Krone Frankreichs tragen würde. Als das unerwartete Ereigniß wirklich eintraf, wurde René der Liebling von Paris und zum Hofpoeten ernannt. Aber von diesem Tage an reimte er nicht mehr, seine dichterische Schaffenskraft, wenn er deren überhaupt je besessen, war erschöpft, und er war verständig genug, den Mund zu halten und auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Er starb und nach wenigen Jahren waren er und seine Prophezeihung vergessen.

Und doch hatte er in seinem kurzen Leben einen Ruhm erlangt, wie ihn große Denker nicht erlangt haben. Ist das gerecht?

Der zweite Schwindler hieß Paul Desforges Maillard; er schrieb schlechte Verse, die er für ausgezeichnet hielt, und war entschlossen, daß sein Ruhm über die engen Grenzen Croisic's hinausdringen müßte. Er bewarb sich um den von der Akademie für das beste Gedicht ausgesetzten Preis, und durch seinen Mißerfolg keineswegs entmuthigt, indem er sich erinnerte, was für engherzige Narren die Herren Akademiker immer sind, schickte er sein Werk an La Roque, zum Zwecke der Einrückung in dessen Zeitschrift „Mercure". Nochmals abgewiesen ging er auf folgenden Vorschlag seiner Schwester ein: sie copirte einige seiner Gedichte und sandte dieselben als ihre eigenen an La Roque mit einem servilen Briefe, in welchem ein Fräulein Malcrais de la Vigne die Gnade des großen Kritikers anflehte und sich selbst als jung, schön und verlassen ausgab. Der Brief schmeichelte der Eitelkeit La Roque's, die Gedichte fanden im „Mercure" Aufnahme und weitere Beiträge wurden erbeten. Die kamen natürlich, stets begleitet von schlauen, einschmeichelnden Briefen, so daß zuletzt nicht nur La Roque's Kopf verdreht war, sondern alle Literaten von Paris, Destouches, Rousseau, ja der große Voltaire, in das

schöne und geheimnißvolle Fräulein Malcrais de la Vigne sich verliebten. Als ihr Ruhm den höchsten Gipfel erreicht hatte, beschloß Paul, ohne den Warnungen seiner Schwester Gehör zu schenken, die Huldigungen, die der schönen Unbekannten so reichlich gespendet worden waren, nach der richtigen Stelle hinzuleiten. Er eilte nach Paris und eröffnete sich La Roque, so felsenfest war er überzeugt, daß nur der wirkliche Werth seiner Poesien all diese Aufregung verursacht hatte. Der Ärger La Roque's läßt sich errathen, aber er drängte ihn eine Zeitlang zurück, um Paul als Werkzeug zu benutzen zu einem Streich gegen Voltaire, mit dem er längst ein Hühnchen zu rupfen hatte. Er ließ dem großen Manne sagen, daß er ihm seine Aufwartung zu machen wünsche in Gesellschaft des Fräuleins Malcrais Nachdem Voltaire lächerlich gemacht und der Schwindel aufgedeckt war, wandte Beider Zorn sich gegen den unglücklichen Paul; mit Schimpf und Schande kehrte der Poetaster nach Croisic zurück, um da in wohlverdienter Vergessenheit zu sterben. Der Ärmste war noch verblendet genug, eine Gesammtausgabe seiner Gedichte zu veranstalten; er meinte, ein einmal, wenn auch auf falsche Vorspiegelungen hin, ertheiltes Lob könnte nicht mehr zurückgezogen werden.

Die Moral des Browningschen Gedichts ist ebenso ernst als einleuchtend, eine Moral, die heut zu Tage, wo falsche Reputationen mit solcher Leichtigkeit fabricirt werden, nicht tief genug beherzigt werden kann. Bloße Mode und ächter Ruhm dürfen nicht verwechselt werden. Browning meint, daß um die Frage zu entscheiden nach der Rangfolge unter ächten Dichtern, wir die andere Frage beantworten müßten: wer unter ihnen führte ein glückliches Leben? (?!)

> If one did, over his antagonist
> That yelled or shrieked or sobbed or wept or wailed
> Or simply had the dumps, — dispute who list —
> I'count him victor. Where his fellow failed,
> Mastered by his own means of might, — acquist
> Of necessary sorrows, — he prevailed,
> A strong since joyful man who stood distinct
> Above slave-sorrows to his chariot linked.

Der Band schließt mit einem schönen lyrischen Gedichte, einer Bearbeitung jener alten griechischen Erzählung von dem Dichter, auf dessen Laute eine Saite sprang als er sich um einen Preis bewarb, der aber trotzdem denselben gewann, indem eine gütige Grille mit ihrem Zirpen den fehlenden Ton ersetzte. Der griechische Sänger verherrlichte aus Dankbarkeit die Grille. Das Mädchen, das unserem modernen Dichter die Geschichte erzählt, fragt, ob er ebenso dankbar sein und zugeben würde,

> — that a girl's
> „Love“ comes aptly in when gruff
> Grows his singing.

Noch enthält der Band zwei Lieder, die zu den süßesten und melodischsten gezählt werden müssen, die die Browning'sche Muse geschaffen. Sie zeigen ihn in voller Jugendfrische und gehören unter den leichteren Sachen, die er geschrieben, unbedingt zu den besten.

Sie sind so kurz, daß wir nicht umhin können, sie hier wiederzugeben. (Zu gleicher Zeit möchten wir unsere Leser daran erinnern, daß sie ein Browning'sches Werk in einer vortrefflichen Verdeutschung lesen können: das von E. Leo als „das Fremdenbuch“ übersetzte und bereits im „Magazin“ (1877 Nr. 52) besprochene: „Inn-Album.“)

> Good, to forgive,
> Best, to forget!
> Living, we fret;
> Dying, we live.
> Fretless and free,
> Soul, clap thy pinion!
> Earth have dominion,
> Body, o'er thee!
>
> Wander at will,
> Day after day, —
> Wander away,
> Wandering still —
> Soul that canst soar!
> Body may slumber:
> Body shall cumber
> Soul-flight no more.
>
> Waft of soul's wing!
> What lies above?
> Sunshine and Love,
> Skyblue and Spring!
> Body hides — where?
> Ferns of all feather,
> Mosses and heather,
> Yours be the care!
>
> * * *
>
> Such a starved bank of moss
> Till, that May-morn,
> Blue ran the flash across:
> Violets were born!
>
> Sky — what a scowl of cloud
> Till, near and far,
> Ray on ray split the shroud:
> Splendid, a star!
>
> World — how it walled about
> Life with disgrace, —
> Till God's own smile came out:
> That was thy face!

3.

Ram: Die Philosophie des Krieges.

Da das Wort „Natur“ in verschiedenem Sinne angewandt wird, hat es geschehen können, daß die einander widersprechenden Recepte: man soll bei der Natur bleiben, man soll über die Natur sich erheben, man soll zur Natur zurückkehren, Vertheidiger und Lobredner fanden; derselbe Grund erklärt aber auch, woher der Wirrwarr stammt, und weßhalb im Namen der Natur die mannigfaltigsten Thorheiten empfohlen und wahrhafte Abscheulichkeiten verübt worden sind. Wir haben es diesesmal*) mit den sehr unreifen Gedanken eines wohlmeinenden, ehrlichen Mannes zu thun, der gegen den Schluß seiner in vielen Beziehungen interessanten Arbeit offen eingesteht: „Zweifellos ist viel von dem, worauf ich dringe, schmerzhaft, aber die Natur ist nun einmal äußerst schmerzhaft; und viel von dem, was ich gesagt habe, ist voll von Widersprüchen, aber dazu hat mich die Betrachtung des großen Widerspruches gezwungen, daß die Natur, während sie die Verbesserung ihrer Werke durch unbarmherzige Vertilgung alles Schwachen vollzieht, dennoch den Menschen, ihr höchstes Werk, in seiner letzten Entwickelung, den Antrieben des Mitleids und der Barmherzigkeit zugänglich gemacht hat.“ Mr. Ram hält

*) The philosophy of war. By James Ram. London, 1878. C. Kegan Paul & Co.

den Irrthum, „daß die Natur die Verbesserung ihrer Werke durch unbarmherzige Vertilgung alles Schwachen vollzieht", für ausgemachte Wahrheit, und baut auf ihn seine Philosophie des Krieges. „Die Natur ist ohne Mitleid, absolut ohne Mitleid, und doch weisheitsvoll ohne Mitleid." Sie will, „daß der Schwächere umkommt. Raub ist die Daseinsbedingung der Hälfte ihrer Geschöpfe", durch den Krieg, durch die „natürliche Auslese", durch das „Überleben der Tüchtigsten" schreitet sie weiter und weiter vor, „jede hindernde Einmischung in die Pläne der Natur führt schließlich nur zur Verminderung der Generalsumme der Wohlfahrt", — also hindern wir nicht, sondern helfen wir, seien wir froh „zu denken, daß, wenn wir Alles thun, was wir vermögen, um uns und unsere Mitmenschen zu veredeln, wir diesen großen Prozeß fördern, und bewußt daran theilnehmen können, das Werk der schöpferischen Entwickelung, obschon nur ein Wenig, zu begünstigen." Schlagen wir einander „in richtiger, nicht übertriebener Weise", (in a certain due degree) möglichst verfeinert, todt, und sorgen wir für eine Nachkommenschaft, die in unsere Fußstapfen tritt, die frisch, frei, fröhlich und fromm das Geschäft fortsetzt, aber wissenschaftlicher als wir und in richtigerer Weise durch Todtschlagen an der Veredelung des Geschlechts fortarbeitet! Auf die richtige Weise kommt es allerdings an, zu arg darf man es nicht treiben, „die Kriege Napoleon's reducirten die Durchschnittshöhe der französischen Nation um zwei Zoll. Übermaß in der Beschäftigung mit Krieg, wie Übermaß in jeder Beschäftigung, sei sie auch noch so gesund, wenn Maß gehalten wird, ist Schwäche und Ursache der Schwäche." Ohne zu beschönigen, schildert Mr. Ram die grauenhaften Schattenseiten des Krieges: er will zeigen, daß er sie vollständig kennt und zu würdigen versteht, „aber", so schließt die Darstellung, „wie sieht die Natur, die höchste Autorität, diese Dinge an? Ist der Krieg, der gräßliche Krieg eine Ausnahme von dem Gang, den sie gewöhnlich einschlägt? Oder betrachtet sie kämpfende Menschen wie der Naturforscher etwa Ameisenstämme beschaut, die einander vernichten?" Ausdrücklich verwahrt sich unser Autor gegen den Vorwurf der Unmenschlichkeit. „Wer sagen wollte, daß ich den Krieg bloß um des Blutvergießens und eitler Ruhmsucht willen befürworte, würde mich ganz und gar mißverstehen. Wer sagen wollte, daß mir das Glück meiner Nebenmenschen gleichgültig ist, würde die Richtung meiner Schrift durchaus falsch auffassen. Allerdings aber sage ich, daß Glück nur ein Mittel und nicht ein Zweck sein soll, daß der wahre Gebrauch des Glückes darin besteht: Gesundheit im weitesten Sinne des Wortes hervorzubringen. Allerdings sage ich, daß Gesundheit und Reichthum .... für die Förderung einer großen Sache eingesetzt werden sollen, selbst auf die Gefahr, daß sie ein Bischen abnehmen, selbst auf die Gefahr eines möglichen Unfalls für unsere Personen. Und ich bemerke, daß diese Sache sich am besten finden läßt, wenn wir uns mit Vernunft dem Plan der Natur hingeben: die Bewohner der Erde zu höheren und höheren Formen des Daseins zu entwickeln, und bemerke ferner, daß der Plan der Natur auf der stets sich wiederholenden Benutzung der Kriegsgewohnheit ihrer Geschöpfe beruht." Was zum Leben zu schwach ist, muß freilich sterben, aber dadurch, daß es todtgeschlagen wird, oder auf andere Art stirbt, wird das, was leben bleibt, nicht besser. Mr. Ram meint: „die Natur scheint das Bestmögliche in der Welt zu verlangen, und ihr Mittel zu diesem Zweck ist die Auslese der Tüchtigsten nebst Vertilgung der weniger Brauchbaren." „Selbst die Überlegenheit des Menschen ist das Resultat beständiger Kämpfe unter anthropoiden Thierarten," „kurz, durch Krieg, durch zahllose Jahrhunderte von Krieg, von beständigem, physischem Krieg hat die Natur aus affenartigen Anthropoiden den Wilden, aus Wilden civilisirte Menschen, aus gesetzlosen und unsittlichen gute Menschen hervorgebracht." Das sind lauter leere, durch nichts erwiesene Behauptungen. Lassen wir die Thierkämpfe der Anthropoiden, von denen wir nichts wissen, auf sich beruhen, aber warum bringen denn die zahllosen Jahrhunderte von Krieg, welchen die Neger- und Indianerstämme führen, keine civilisirten Menschen hervor? Nicht der Krieg hat den Menschen so weit veredelt, wie er veredelt ist, sondern beharrliche Friedensarbeit, redliche Förderung der Industrie, der Kunst und der Wissenschaft. Der Krieg, ein bisher unvermeidliches Übel, wird leider noch lange ein unvermeidliches Übel bleiben, aber unser eifriges Streben muß sich darauf richten, mehr und mehr der Vernunft zum Siege über bloße Gewalt zu verhelfen. Mr. Ram vergißt, daß die körperlich Schwachen gar nicht in den Krieg ziehen und also durch ihn keineswegs vertilgt werden. Er freut sich darüber, daß die Fortschritte der Wissenschaft den Krieg weniger blutig machen, daß zu Napoleons Zeit noch ein Viertel der Kämpfenden drauf ging, seit Erfindung der Präcisionswaffen kaum noch ein Achtel, aber dann verliert ja der Krieg je länger desto mehr die Wirksamkeit der Auslese, die Mr. Ram ihm zuschreibt, und wird immer überflüssiger! Die Vermischung und Verwechselung von Natur und Cultur zeigt sich dem Autor verhängnißvoll. Er gelangt nicht zu der Einsicht, daß die Cultur ein unter gewissen Bedingungen eintretender Prozeß der menschlichen Natur ist, der unsere Zustände zu verbessern strebt. Die Natur sendet den Blitz, die Cultur erfindet den Blitzableiter, die Natur schickt das Fieber, die Cultur entdeckt die Eigenschaften der Chinarinde. Was die Natur „will", wissen wir nicht, aber wir wollen möglichst wenig leiden. Auch der Culturmensch hängt ganz und gar von den Naturgesetzen ab, er sucht sie kennen zu lernen und in seinem Nutzen zu verwenden; thut er es auf falsche Art, so kann er die Leiden furchtbar mehren, thut er es in vernünftiger Weise, so kann er sie einigermaßen lindern. Nimmt er, wie Mr. Ram predigt, die Natur in ihrer Rücksichts- und Empfindungslosigkeit zum Muster, so giebt er den Standpunkt der Cultur auf, sinkt tiefer und tiefer, und unterliegt denen, die es verstehen mit ihrer Kenntniß der Naturgesetze höhere Ideale zu verfolgen. Der richtige Culturmensch wird, neben anderen Eigenschaften, die er erstrebt, sich auch gesund, kräftig und wehrhaft erhalten, um durch redliche Arbeit die allgemeine Wohlfahrt steigern zu können, aber raufsüchtig, um durch Krieg dem Menschen eine höhere Daseinsform zu erringen, kann nur ein fanatischer Anhänger der Selectionstheorie sein, der seinen Lehrer gründlich mißverstanden hat.

In diese „Philosophie" sind ihre praktischen Anwendungen ohne Kunst, mit naiver Aufrichtigkeit hineingeflochten, bunte Blüthen, Blumen und Flitter auf dunklem Hintergrunde, und da sie ziemlich die Hälfte des Büchelchens einnehmen und ebenso häufig die Lachmuskeln wie die Denkthätigkeit anregen, so sollen sie nicht unerwähnt bleiben.

Der Zahl nach, meint Mr. Ram, bilden die Chinesen etwa ein Drittel der Menschheit, sie stehen auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung und die „Natur" hat an ihnen noch viel zu arbeiten. „Meine Leser müssen nicht voreilig schließen, daß ich haben will, wir sollen loslegen und jedem Chinesen, den wir treffen, den Hals abschneiden, ich denke nur, daß China geöffnet werden muß wie Indien. Spielen wir unsere Rolle nicht, um das Niveau (standard) der Erdbewohner zu erhöhen, wie wir es in den Tagen von Clive, Wolfe und Cook thaten, so giebt es eine Macht, welche sie ohne uns spielen wird. Rußland ist ein Staat,

der gleich dem unsrigen ein Siebentel der bewohnten Erde im Zaume hält. Es hat einen starken Glauben an seine Bestimmung, es träumt gern von einer weit ausgebreiteten Herrschaft, und was Asien betrifft, kennen diese Träume absolut keine Grenzen." — „Wäre ich ein Russe, so würde mich der Gedanke an Konstantinopel bei Tage und bei Nacht beschäftigen. Ich würde China ansehen wie Clive Hindostan ansah, und den Tag im voraus berechnen, an welchem ein christlicher Fürst meines Vaterlandes über die gesammte mohammedanische und buddhistische Welt herrschte. — Englands Benehmen in der Türkei muß die Russen aufs äußerste reizen. Es ist schlimmer als das des Hundes in der Krippe. Der saß wenigstens in ihr, aber wir wollen sie weder selbst benutzen, noch sonst Jemand sie benutzen lassen .... Konstantinopel ist unsere Sache nicht; die asiatische Seite der Meerenge ist es, die uns angeht. Konstantinopel gehört dereinst, in gewissem Sinne von Rechtswegen, den Russen. Es ist ihr Erbtheil, Niemand kann zweifeln, daß sie es in Besitz nehmen werden. Was aber die asiatische Türkei anlangt, so giebt es keine Rasse unter der Sonne, die sie so gut verwenden könnte wie die Engländer. Mit unserer indischen Erfahrung und unserm Talent für große Proconsulate könnten wir aus diesen mißhandelten Provinzen einen blühenden Garten machen, und die ganze Welt würde Vortheil ziehen aus dem Impuls, den eine Regierung wie die unsrige dem Handel mit einigen der fruchtbarsten Erdstücke verleihen würde .... Alles dies wird für alberne Rodomontade angesehen werden, dessen bin ich mir vollkommen bewußt; spricht man etwas aus, was vom hergebrachten Geleise abweicht, so ist das ein sicheres Mittel sich zum Gegenstande vergnügten Hohngelächters zu machen; ich aber glaube fest, daß es der Vorschatten von dem ist, was der Lauf der nächsten hundert oder etwas mehr oder weniger Jahre verwirklichen wird. Vor anderthalb Jahrhunderten würde ein ähnlicher Vorausblick auf Indien geworfen, bei Engländern und fremden Nationen in gleicher Weise mit verächtlichem Lachen begrüßt worden sein."

Die Erwähnung eines möglichen Kampfes mit Rußland führt Mr. Ram zu einer weitläufigen Besprechung der Mängel des englischen Heeres. Zu den Offizierstellen drängen sich Mitglieder der höheren Stände, die Gemeinen rekrutiren sich aus Leuten der niedrigsten Volksklassen, wenn sie nichts Besseres anzufangen wissen. „Aus diesen Extremen, nebst einem an Zahl beschränkten, aber nicht voreilig gering zu schätzenden, achtungswerthen Bestandtheil ist unsere Armee zusammengesetzt. Es ist unwahr, ... daß sie oben aus Schaum und unten aus Hefe besteht, ... aber wahr ist es, daß sie hauptsächlich aus den beiden Extremen der Gesellschaft gebildet wird." Um diesem Übelstand abzuhelfen, empfiehlt der Autor keineswegs die Conscription, — von allgemeiner Wehrpflicht ist gar nicht die Rede, — sondern er will das Heer so umgestalten, daß die Mittelklassen gern freiwillig eintreten. „Kann England nicht über Freiwillige genug verfügen, die bereit sind seine Heimstätten zu vertheidigen und seine Herrschaft zu behaupten, so müssen wir die Rolle einer großen Nation je eher desto lieber aufgeben .... Es handelt sich nur um eine Geldfrage, wenn wir den Bezirk ausdehnen wollen, aus welchem sich Rekruten, und zwar Rekruten bester Sorte ziehen lassen." Zum Soldaten darf Niemand gezwungen werden, aber alle Kinder sollen exerciren und den Gebrauch der Feuerwaffen lernen; außerdem muß der Sold dermaßen gesteigert werden, daß es auch für die Mittelklassen lohnt einzutreten, und dadurch wird das Vorurtheil aufhören, es sei nicht ehrenhaft als Gemeiner zu dienen. „Die Leidenschaft für materielles Wohlleben macht uns widerwillig das Geld zu finden, das nöthig ist, um die physisch-moralische Erziehung militärischer Dressur von unseren niedrigsten auf unsere Mittelklassen zu übertragen. Diese Übertragung würde vermehrte Steuern erfordern, und wir, die besteuerten, d. h. bei uns die regierenden Klassen, wollen vermehrte Steuern nicht auf uns nehmen." Aber Söldnertruppen, ausländische Miethlinge, Heere aus unterworfenen Rassen gebildet, sind theils unzuverlässig, theils äußerst gefährlich. „Machen sich große, erobernde Völker besiegte Rassen als Hülfstruppen zu Nutze, so ist der Verfall ihrer Überlegenheit nicht fern. Soll überhaupt zu unserem Vortheil und in unserem Namen gekämpft werden, so kann ich nicht nachdrücklich genug darauf bestehen, daß wir es selber ausführen müssen." Trotzdem bemerkt Mr. Ram an einer anderen Stelle, die Türken könnten England fast eben so gute Soldaten liefern wie die Sikhs. Dann heißt es, man rede immer vom Gleichgewicht der Macht, aber das ist nur „verkleidete Gewerbsvereinlerei (trades-unionism in disguise), ein System, unter welchem die Anstrengungen des werthvollen und energischen Arbeiters in die Schranken geklemmt werden, welche der unfähige und faule Arbeiter vorzuschreiben beliebt. Die Macht gebührt dem Würdigsten, wo Territorial-Besitz in Frage steht, ist der Stärkste der Würdigste. Zeigen wir uns nicht würdig, so werden es die Russen."

Allein die Russen werden hundert Millionen zählen zu einer Zeit, in welcher die Engländer es nur auf etwa ein Drittel dieser Masse gebracht haben werden, sie müssen sich also nach sicheren Bundesgenossen umsehen, und wo fänden sie bessere als — die Nordamerikaner. Was hat denn eigentlich die Trennung veranlaßt? Daß die jetzt Vereinigten Staaten „sich nicht ein Bischen von dem armen, einfältigen Georg III. und seinen dummen Ministern hänseln lassen wollten (be put upon)." Und wie viel hatte Georg II. für sie gethan! „Gewiß, wenn wir etwas übermüthig waren, so waren sie etwas unbillig." „Durch die unselige Spaltung haben wir an Kraft und Unternehmungsgeist (impetus) und sie an einnehmendem Wesen und Feinheit (grace and tone) Einbuße erlitten." „Ein gefälschter Schulunterricht lehrt sie uns als Tyrannen hassen und als erfolglose Tyrannen verachten; sobald wir in eine mögliche Gefahr gerathen, treiben sie vexatorisch mit unserer Besorgniß ihr Spiel und liebäugeln mit einer absoluten Monarchie, der Verkörperung von Allem wovon sie behaupten, sich durch Kampf befreit zu haben." „Die Italiener und Deutschen sind wieder in den vollen Besitz ihrer Einheit gelangt, der Panslavismus gewinnt an Stärke und verspricht Erfolg, ist die Hoffnung zu groß, daß das nächste Jahrhundert eine Pan-Anglikanische Bewegung sehen wird und die Einführung gemeinsamen Bürgerrechts, wenn auch nicht die Einführung gemeinsamer Regierung unter allen Nationen englischen Ursprunges? Aber vorläufig wäre der erste Schritt zur vollen Aussöhnung zwischen unseren amerikanischen Vettern und uns, und dazu, daß sie uns ihre kraftvolle Mitwirkung bei den Welthändeln und der Aufrechterhaltung des Übergewichts unserer gemeinsamen Rasse geben, die Correctur der vorurtheilsvollen, falschen Darstellung, welche eine Nation mit so vielen Ansprüchen an Aufklärung noch den Gemüthern ihrer Jugend über uns beizubringen erlaubt."

Mr. Ram schließt mit den Worten: „Im Geist eines Mannes, dem es auf Wahrhaftigkeit ankommt, und nicht, um durch gefährliche Meinungen zweideutiges Aufsehen zu erregen, habe ich gewagt, dem Publikum meine Auslegung eines der traurigsten Themata in der tragischen Symphonie des Lebens vorzutragen." Das Thema verträgt keine Auslegung. Wo keine Bedürftigkeit empfunden wird, da giebt es keinen Zweck. Fühlt die Natur ein

Bedürfniß oder mehrere, so hat sie das so tief vor uns verborgen, daß jeder Zweck, den wir bei ihr wahrzunehmen glauben, sich als ein illusorischer erweist. Nicht aufs Individuum, nicht auf die Art, nicht auf die Gattung, nicht auf einen Planeten, nicht auf eine Sonne scheint es ihr anzukommen; des „Seins" ist sie gewiß, und das „Wie" scheint ihr gleichgültig. Wir aber, die immer und überall Bedürftigen und daher Wollenden, haben der wirklichen und eingebildeten Zwecke gar viele und identificiren leicht und gern die Natur mit uns. Mr. Ram wünscht dringend, daß England das mächtigste Reich auf Erden sei, und flugs mißt er der „Natur" eine Theorie an, die ihm paßt, aber nicht ihr. — Zwar sind Vermuthungen über unsere Geschicke und Geschichte in ferner Zukunft sehr überflüssig, aber wer gäbe sich ihnen nicht zuweilen hin? Warum sollte eine sehr lange fortgesetzte Erfahrung die Culturvölker nicht endlich einmal überzeugen, daß ihre Nebenbuhlerschaft mit größerem Gewinn für Alle auf den Gebieten des Friedens als auf Schlachtfeldern zum Ausdruck und Austrag gelangt? O. S. S.

Nord-Amerika.

William Dean Howells *).

Der amerikanische Erzähler William Dean Howells ist in Deutschland nicht mehr unbekannt, wenn auch bei weitem nicht nach Verdienst gekannt. Das „Magazin" hat einige seiner letzten Schöpfungen rühmend besprochen **). Heute liegt uns eine neue, unter dem Titel „Bühnenspiel ohne Coulissen" von Heichen-Abenheim ins Deutsche übersetzte Erzählung vor. Der Übersetzer verdient schon Lob dafür, eine so gute Wahl getroffen zu haben. Leider können wir seine Arbeit nicht mit dem englischen Original vergleichen; doch läßt sich auch ohne das erkennen, daß sie im Ganzen mit Sorgfalt und Verständniß gemacht ist ***).

Der Übersetzer nennt das einen mäßigen Band füllende Werk einen „Roman". Ebenso gut dürfte man, wenn es überhaupt auf derartige Terminologien ankäme, das „Bühnenspiel ohne Coulissen" als eine „Novelle" — gerade im deutschen Sinn des Wortes — bezeichnen. Das Richtigste aber wäre, man hätte für die Gattung der Erzählung, in welcher Howells Meister ist, einen besonderen Namen, welcher von vornherein darüber belehrte, daß das, was wohl eigentlich zum Begriff und Wesen sowohl des Romans als der Novelle gehört — wenigstens früher dazu gehörte, — eine Darstellung merkwürdiger Begebenheiten und ungewöhnlicher Schicksale — hier nicht zu finden ist.

*) Bühnenspiel ohne Coulissen. Roman von William Dean Howells. Deutsch von Heichen-Abenheim. Stuttgart, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung.

**) Magazin 1877. Nr. 44. 49.

***) Allerdings nicht immer mit Geschmack! Nimmermehr darf z. B. der nur dem niedrigsten Kneipendeutsch angehörige Ausdruck „Dechtelmechtel" in der guten Gesellschaft gehört werden, in welche uns das Buch versetzt. Auch die deutschen Verse auf S. 347 sind unglücklich gewählt. Nicht dem Übersetzer, aber dem Setzer fällt zur Last, daß auf S. 386 „Abschied" statt des durch den Sinn erforderten Wortes „Absicht" steht, daß in dem Gespräch auf S. 396 eine ganze Zwischenrede ausgelassen ist. Die Übersetzung eines Howells'schen Buches verträgt solche Mängel um so weniger, da sie nicht für Leser bestimmt ist, die leicht vorlieb nehmen.

In dem „Bühnenspiel ohne Coulissen" gehen keine Ereignisse vor, die sich leicht zusammenfassen ließen, oder vielmehr die Zusammenfassung würde Dem, der das Buch nicht kennt, keinen Begriff von demselben geben. Es ist wenig damit gesagt, wenn man sagt, daß in einer von New-Yorkern und Bostonern besuchten Sommerfrische eine junge Wittwe, Frau Farrell, durch den Zauber ihrer Schönheit und ihres Wesens Alle, Alle, die in ihre Nähe kommen, die Alten wie die Jungen, die Klugen wie die Einfältigen, ja die Frauen wie die Männer, entzückt und berückt; daß zumal zwei, durch die innigste und edelste Freundschaft verbundene junge Männer, Herr Gilbert und Herr Easton, sich in Frau Farrell verlieben; daß, obwohl die beiden wacker, redlich, großmüthig sind und uns den höchsten Begriff von amerikanischen Gentlemen geben, es der schönen Frau doch halb mit halb ohne ihre Absicht gelingt, jeden der beiden sich selbst und dem Freunde untreu zu machen; daß aber, wie sich zu ihrer aller, auch Frau Farrell's, Strafe herausstellt, sie keinen liebt, keinen lieben kann; daß sie zuletzt aufs Theater geht und eine mittelmäßige Schauspielerin wird und es zweifelhaft gelassen ist, ob sie nicht später doch noch Herrn Easton heiraten werde.

Das ist Alles, was in diesem sogenannten Romane geschieht. Es ist sehr wenig und das Wenige durchaus nicht romantisch oder romanhaft. Aber die heutige Romandichtung betrachtet es ja kaum noch als ihre Aufgabe, eine unwirkliche Welt zu erfinden; sie will vielmehr die wirkliche Welt schildern; am meisten wirklich ist aber das Gewöhnliche; darum kehrt sie sich mehr und mehr ab von dem Außerordentlichen, dem Seltenen und Seltsamen, obschon dessen in der wirklichen Welt, selbst in der heutigen, kein Mangel ist, und wendet sich mit Vorliebe dem täglichen Gang der Dinge, den immer wiederkehrenden, überall greifbaren Erscheinungen des Menschenlebens zu. Sie erleichtert sich dadurch keineswegs ihre Aufgabe. Ganz im Gegentheil! Es ist viel schwieriger, das Alltägliche interessant zu machen als das Abenteuerliche. In die Sprache der künstlerischen Technik übersetzt, heißt dies: es ist schwieriger, dem Allgemeinen Gestalt zu geben als dem Besonderen. Auch einem mittelmäßigen Dichter wird es gelingen, eine ungewöhnliche Begebenheit so zu erzählen, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers erregt, einen seltsamen Kauz so zu schildern, daß man sich für ihn interessirt. Aber der Dichter, der es unternimmt, gewöhnlichen Ereignissen und Menschen Bedeutung zu verleihen, darf nicht mittelmäßig sein. Gerade die beiden Erzähler, auf welche Nordamerika heute mit Grund stolz ist, Howells und Bret Harte, eignen sich dazu, unsere Ansicht zu verdeutlichen. Zwar sind wir weit entfernt, Bret Harte für einen mittelmäßigen Dichter zu halten. Aber obschon er der berühmtere der beiden ist, so zweifeln wir doch nicht, daß die Howells'schen Schöpfungen einer höheren künstlerischen Kraft verdankt werden. Bret Harte scheint auf den ersten Blick der originellere zu sein, aber er scheint es nur. Von der großen Wirkung, die er, zumal mit seinen Erstlingen, hervorgebracht hat, wird man ein erhebliches Maß dem von ihm behandelten Stoff anzurechnen haben. Dieser Stoff, das halb primitive halb raffinirte Leben im amerikanischen Westen, war so besonderer, so merkwürdiger, so neuer Art, diese Mischung roher Barbarei und reifster Lasterhaftigkeit mit aller Zartheit, aller Frische der Naivetät, diese Gesellschaft wilder Weißhäute, die mit Revolvern neusten Modells bewaffnet gehen, Wechsel fälschen und dabei doch gelegentlich ihr Leben, ihr neues Gold so großmüthig zu opfern im Stande sind — wie wenig brauchte der Dichter hinzuzuthun, um das Interesse des Lesers zu wecken für eine so ferne, so fremde, an wunderbaren Contrasten so reiche Welt. Howells dagegen führt uns in die

geordneten, gebildeten, gesitteten Kreise Neuenglands ein, in Kreise, die von dem besseren europäischen Bürgerthum sich zu wenig unterscheiden, als daß sie durch ihre Besonderheiten unsere Neugier weckten, unsere Theilnahme fesselten. Wir interessiren uns für die Gestalten dieses Dichters nicht um ihrer nationalen oder socialen Eigenthümlichkeiten willen. Er verschmäht durchaus den ziemlich wohlfeilen, doch allerdings meist nicht sehr dauerhaften Reiz, den das Bizarre, das Barocke, das Groteske zu üben pflegt. Und was sich mit seinen so wenig außergewöhnlichen Menschen ereignet, ist nichts Außergewöhnliches. Es sind die Schicksale, welche Leuten, die weder Heroen noch Missethäter sind, inmitten einer durch Gesetz und Sitte geregelten Gesellschaft zu widerfahren pflegen, keine gewaltigen Glücksfälle, keine furchtbaren Heimsuchungen. Das für vulgäre Leser so wichtige Element, das stoffliche, spielt hier eine verschwindend geringe Rolle, vielleicht eine geringere als bei irgend sonst einem der bedeutenden zeitgenössischen Erzähler. Nehmen wir einen andern heutigen Dichter von ähnlicher Vornehmheit und Feinheit — Turgenew. Seine Werke, wenigstens einige, können auch dem bloß nach stofflicher Unterhaltung begehrenden Sinne behagen. Turgenew schildert eigenthümliche Zustände, merkwürdige Menschen, außerordentliche Schicksale, furchtbare Leidenschaften. Indem Howells auf alles, was packt und verblüfft, was verführt oder abstößt, völligen Verzicht leistet, verzichtet er von vornherein darauf, den Vielen zu gefallen. Wenn dennoch der Wenigen, für die er seine Bücher bestimmt, in Amerika viele sind, wenn er nicht nur zu Ansehen, sondern auch zu Beliebtheit durchgedrungen ist, so legt diese Thatsache Zeugniß dafür ab, daß es innerhalb der Demokratie Nordamerikas an einer geistigen Aristokratie nicht fehlt, an Leuten, welche Empfänglichkeit und Verständniß besitzen für die höchsten Leistungen der zeitgenössischen Literatur. Überall wäre ein so vornehmes, künstlerisch und sittlich feinfühliges, aller bloß äußerlichen Wirkung abholdes Talent merkwürdig genug. Doppelt merkwürdig muß aber Manchem dünken, daß ein so geartetes Talent sich gerade in einem Lande entwickeln und zur Geltung gelangen konnte, auf dessen Bildung, Sittlichkeit, Kunstsinn wir etwas vornehm herabzusehen gewohnt sind. Pflegen wir nicht die moderne Barbarei mit ihrer Verbindung scharfsinniger Maschinen und plumper Ideen, äußerer Verfeinerung und innerer Stumpfheit einfach „Amerikanismus" zu nennen? Ein Dichter wie Howells beweist, daß es in Amerika noch etwas Anderes giebt als „Amerikanismus", beweist es vielleicht besser als die Thatsache, daß in Amerika Jahraus Jahrein unzählige Ausgaben von Shakespeare, Commentare zu Shakespeare, Untersuchungen über Shakespeare veröffentlicht werden. Der Amerikanismus vertrüge sich am Ende ganz wohl mit dem Byzantinismus. Man kann die anerkannten Meisterwerke der Vergangenheit ohne Ende besprechen und beloben, betasten und beschnüffeln, ohne dazu weder viel Verständniß noch zumal viel Liebe nöthig zu haben. Aber etwas neues Treffliches gedeiht und wirkt nur, wo sich Sinn und Empfänglichkeit für das Treffliche findet. Einem längst unter die Sterne versetzten todten Dichter von höchstem Werthe göttliche Ehren erweisen, das kann am Ende auch der Barbare. Einen lebenden Dichter von hohem Werthe zu genießen, dazu gehört Geschmack und Urtheil. Auch vermag im Grunde doch nur die zeitgenössische Literatur völlig genossen zu werden, und insofern ist nur sie völlig lebendig. Sie habe noch so wenig Anspruch auf Unsterblichkeit, heute ist sie am Leben, mehr als die unsterblichsten Schöpfungen der Vergangenheit, und der im Schattenreich wandelnde Achill des Homer hat wohl auch in dieser Hinsicht Grund, einen von der Sonne beschienenen Leibeigenen Turgenew's zu beneiden. Unter zeitgenössischer Literatur ist freilich nicht Alles zu verstehen, was die Zeit überhaupt hervorbringt, nicht die Nachahmung und Wiederholung des Alten, nicht das Todtgeborene, das immer unzeitig ist, immer zur Unzeit kommt, sondern das Neue, Frische, aus dem Schooß der Zeit Entstandene. Und dazu gehört eine Erzählung wie die uns vorliegende des amerikanischen Dichters. Howells ist ein vollbürtiger Dichter und ein vollbürtiger Sohn dieser unsrer Zeit, welche für so undichterisch gilt.

Als echter Sohn dieser realistischen Zeit behandelt er ganz realistische Stoffe, hält sich völlig fern jenem Phantasiereiche, von dem die heutige sinnlich-verständige, wissenschaftlich-gewissenhafte Menschheit nichts wissen mag. Aber als echter Dichter ist er durchaus Künstler, bewältigt er seinen Stoff so, daß nichts Stoffliches zurückbleibt, verwandelt er ihn ganz und gar in die freie Schöpfung seiner Phantasie, denn — ob der Künstler einen der realen Welt entnommenen oder einen phantastisch erfundenen Stoff behandele — immer ist es die Phantasie, welcher es obliegt, den Stoff zu gestalten. Darum eben zieht uns Howells so besonders an, daß er zeigt, was aus dem allerrealsten Stoff, dem modernen Leben, unter der Hand eines echten Dichters werden kann. Andere das heutige Leben behandelnde Erzähler besitzen mehr sinnliche Kraft oder mehr Leidenschaft oder mehr Humor oder eine größere Gedankenfülle, aber wir wüßten keinen, der mehr Künstler wäre.

Diese hohe Künstlerschaft fällt doppelt auf, weil sie einen Erzähler englischer Zunge auszeichnet, während bekanntlich das eigentlich Künstlerische nicht eben die starke Seite der sonst so bewundernswerthen englischen Romandichtung bildet. Bei den englischen Erzählern, auch bei den besten, pflegen wir allzusehr an die robuste Verdauungsfähigkeit englischer Magen erinnert zu werden: welch endlose Mahlzeit dürfen sie ihren Lesern vorsetzen! welche Anzahl umfangreicher Gerichte stellen die vielen langen Kapitel dar, die sich langsam und dabei doch mehr neben als nach einander zu einem Bankette häufen! Die einzelnen Gänge sind kräftig, gesund, vom besten Rohstoff, dessen natürliche Beschaffenheit durch die einfache, zwar nicht leckere, doch nicht unschmackhafte Zubereitung nicht verdeckt wird! Aber der unenglische Gast, so gut er sich genährt fühlt, denkt mit einiger Sehnsucht an die kleinen, feinen, wunderbar zusammengesetzten, reizend verzierten, leicht auf der Zunge zerschmelzenden Schüsseln der Pariser Küche; es heißt, der Pariser Kochkünstler verwende manchmal eine Katze zu einem Hasenpfeffer, aber Katze oder Hase, wie gleitet sein transsubstanziirtes Lock- und Gaukelwerk die Zunge hinunter! Wenn die englischen Erzähler dadurch zu fehlen pflegen, daß sie ihren Stoff zu unvermittelt, zu unverarbeitet darbieten, daß sie zuviel geben, neben dem Nothwendigen auch das Unnothwendige, neben dem Mark auch die Hülse, worin dasselbe draußen auf dem Felde gewachsen ist, so opfern andererseits die Franzosen um der Zubereitung willen allzuleicht etwas von dem Stoffe selbst und erzielen die gefälligere Wirkung auf Kosten der Gediegenheit. Die Stärke der englischen Erzähler liegt in der Beobachtung der Welt, ihre Schwäche in der künstlerischen Composition; allzu gerne meinen sie, nichts von dem, was sie beobachtet haben, dürfe aus der Composition wegbleiben. Die Franzosen dagegen verstehen sich vortrefflich auf das Componiren, aber, um den einheitlichen Gesichtspunkt zu gewinnen, von welchem aus die Composition geschehen muß, verschließen sie oft die Augen willkürlich vor Dem, was ihnen gerade nicht paßt, auch wenn es untrennbar zu dem von ihnen behandelten Stoffe gehört. So machen sich zum Beispiel einige zeitgenössische fran-

zösische Romandichter die Darstellung der sinnlichen Seite der menschlichen Natur sehr viel leichter, indem sie die sittliche Seite kurzweg außer Acht lassen; die Flaubert und Genossen werden wegen ihrer wunderbar anschaulichen Schilderung der sinnlichen Welt vorzugsweise Realisten genannt; als ob die sittliche Welt nicht auch Wirklichkeit wäre und man die Wirklichkeit darstellte, wenn man einen wesentlichen Theil derselben von der Darstellung ausschließt!

Howells, als Künstler den besten Franzosen ebenbürtig, opfert der Kunst nicht ein Tüttelchen der Wahrheit. Er häuft nicht das endlose Detail, das uns so oft in englischen Romanen die Übersicht erschwert, er verliert sich nicht in Abschweifungen, welche zerstreuen und ermüden, er mißbraucht nie jene freie Form der prosaischen Erzählung, welche bei minder künstlerisch empfindenden Schriftstellern zur Formlosigkeit wird. Dabei aber besitzt er im höchsten Maße den höchsten Vorzug der englischen Erzähler: den Sinn für Wahrheit, welcher sich ebenso sehr in der Richtigkeit der Einzelbeobachtung als in der sittlichen Gesammtauffassung der menschlichen Verhältnisse kundgiebt. Man könnte meinen, dieser Realist schreibe seine Erzählungen in der Absicht, den Leser für eine idealistische Anschauung der Welt zu gewinnen; doch bei näherem Zusehen erkennt man, daß er sittlich wirkt, weil er wahr ist, weil die sittliche Anschauung ebenso sehr zum richtigen Sehen und Verstehen des menschlichen Lebens gehört als die Wahrnehmung der körperlichen Proportionen zum richtigen Sehen der physischen Welt. Pascal sagt einmal: „Il n'y a qu'un point indivisible qui soit le véritable lieu de voir les tableaux. Les autres sont trop près, trop loin, trop haut, trop bas. La perspective l'assigne dans l'art de la peinture. Mais dans la vérité et dans la morale, qui l'assignera?" Der große Zweifler und große Gläubige meinte, das menschliche Auge könne den richtigen Punkt für die moralische Perspective nicht finden, wenn ihm nicht die göttliche Offenbarung mit ihrem überirdischen Lichte zu Hülfe komme. Aber dem leidenschaftlichen Glaubenwollen eines Pascal zum Trotz leuchtet das Himmelslicht der geoffenbarten Religion schwächer und schwächer. Wäre es wahr, daß es keine andere Sonne gäbe zur Erhellung der sittlichen Welt? Sollen wir glauben, daß, während das körperliche Auge der Menschheit immerfort schärfer wird, der seelische Gesichtssinn bestimmt sei, sich mehr und mehr zu trüben? Das moderne Denken will diesen Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit nicht zugeben; ihm dünkt, die Wahrheit könne nur eine sein, und der richtigen Erkenntniß der äußeren Welt müsse die der inneren entsprechen. Unser amerikanischer Dichter trägt zumal auch darin so charakteristisch das Gepräge dieser unserer Zeit — einer anscheinend dem Ideale feindlichen, in der That das Ideale im Realen selbst suchenden Zeit — daß er die sittliche Wahrheit in der psychologischen Wahrheit sucht, das sittliche Gesetz in dem Gesetz der Triebe und Kräfte, welche in der menschlichen Seele unbewußt-bewußt thätig sind. Selbstverständlich ist wie bei allen echten Dichtern so auch bei Howells die Kunst nicht die Magd der Moral; die Dichtung wandelt selbstherrlich ihre eignen Wege; aber indem dieser realistische Erzähler der ganzen Wahrheit Gestalt giebt, der niederen sinnlichen und der höheren sittlichen, verkündigt er, nicht ausdrücklich und in abstracten Lehren, aber in concreten Bildern und darum nur um so eindrucksvoller, jenen modernen sittlichen Idealismus, welcher das Ideal nicht jenseits, sondern diesseits finden will, welcher nicht die Sinnenwelt verneint, sondern sie zu einer höheren Welt erhebt, welcher das sittliche Gebot nicht dem Menschen von außen offenbart, sondern als sein eignes innerstes Wesen enthüllt. Und so finden wir, nachdem wir eine solche Erzählung von Howells gelesen haben, uns durch seinen „Realismus" erschüttert, erhoben, geadelt, wie wir es nur durch die alleridealistischste Dichtung sein könnten.

Die zugleich psychologische und sittliche Wahrheit dieses Romanschreibers müßte ihn auch dem romanehassenden Moralisten und Utilitarier empfehlen — wenn anders der moralisirende Nützlichkeitsmensch nicht nothwendig an der zugleich bildlichen und unverhüllten Wahrheit des Dichters Anstoß nähme! Und ebenso sollten alle lernbegierigen Leute, deren ja heute die Welt voll ist, bei solchem Dichter Belehrung suchen über den interessantesten aller Gegenstände, über die menschliche Seele; aber leider sitzt ja in unserer positiven wissenschaftlichen Epoche kein Phantasma tiefer, als daß man nur aus der Wissenschaft etwas Positives lernen könne. Und doch haben gerade hervorragende wissenschaftliche Psychologen unserer Zeit, zum Beispiel Buckle und Taine, bekennen müssen, daß man bis heute die tiefsten und richtigsten Einblicke in jenes räthselvolle Ding, welches man die menschliche Seele nennt, einigen großen Dichtern verdanke. Vielleicht wird daran auch die Zukunft nicht viel ändern. Es ist sehr fraglich, ob die subtilsten Untersuchungen der wissenschaftlichen Psychologie je dazu gelangen werden, die Gesetze festzustellen, nach denen das einfachste individuelle Gemüth empfindet, begehrt, beschließt. Solche Gesetze als Gesetze zu formuliren, ist allerdings nicht Sache der Poesie. Aber sie thut etwas Besseres: sie schafft diesen Gesetzen gemäß und überzeugt uns von deren Dasein, indem sie uns nicht blos von ganz einfachen, sondern von höchst verwickelten seelischen Individualitäten eine Anschauung giebt, welche klar genug ist, daß wir mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, wie ein so beschaffener Mensch unter so beschaffenen Umständen empfinden, begehren, beschließen müsse, und mit noch viel größerer Bestimmtheit, wie er nicht empfinden, nicht begehren, nicht beschließen könne. Gewiß ist die menschliche Psyche nicht erst in neuerer Zeit Gegenstand der dichterischen Behandlung geworden; aber sie wird es mehr und mehr, und wenn es nicht etwas Lächerliches hätte, auf die Entwicklung der Poesie das beliebte Wort Fortschritt anzuwenden, so dürfte man wohl sagen, die Poesie schreite heute fort durch zunehmende psychologische Vertiefung. Während neuerdings zahlreiche Leute, welche über die Zunahme des wissenschaftlichen Erkennens erfreut oder erschreckt sind, bald stolz triumphirend, bald zu Tode betrübt das Ende der Poesie herannahen sehen, haben einige moderne Romandichter in der psychologischen Schilderung Leistungen vollbracht, wie sie selbst den größten Dichtern früherer Zeit nicht gelungen sind. Dabei ist zuzugeben, daß sehr häufig der Werth dieser Leistungen mehr noch eben ein psychologischer als ein dichterischer ist. Es wird dies immer dann der Fall sein, wenn die Kraft der Beobachtung, der Analyse die eigentliche künstlerische Kraft, die gestaltende Phantasie überwiegt, wie z. B. bei Balzac. Aber verbindet sich mit einem großen psychologischen Feinblick ein bedeutendes Maß von Gestaltungskraft wie bei Turgenew oder Howells, so kommen in der That Werke zu Stande, welche das Recht geben zu behaupten, daß die Poesie noch am Leben sei, und zu hoffen, daß sie noch nicht sobald sterben werde.

Und nun sei es uns gestattet, zu diesen mehr allgemeinen Betrachtungen einige Worte über das vorliegende „Bühnenspiel ohne Coulissen" hinzuzufügen. Gestalten und Vorgänge, welche der Dichter uns darin schildert, sind den Gestalten und Vorgängen des gewöhnlichen Lebens abgesehen; aber wie sind sie ihnen abgesehen! Nichts ist oder nichts scheint erfunden, nichts ist ge-

zwungen, nichts gewollt (während wir bei Balzac den Eindruck der Absichtlichkeit nie los werden). Alles in der Howells'schen Erzählung dünkt uns gewachsen und geworden aus Keimen und Ursachen, zu welchen die Willkür des Dichters nichts dazu, von welchen sie nichts abthat. Die völlige „Natürlichkeit" alles dessen, was uns gezeigt wird, ruft zuerst in uns die Empfindung hervor, wie wenn dieser Dichter nur ein Spiegel wäre, in welchem sich ein Stück gegenwärtigen Lebens abzeichnete. Aber wir brauchen uns blos zu erinnern, wie wirkungs- und bedeutungslos die stets wiederholten Erscheinungen der alltäglichen Wirklichkeit an unserem zerstreuten Auge vorüberziehen, und zu welcher Aufmerksamkeit, Sammlung, Theilnahme wir hier gezwungen werden durch dieses Bild des Lebens, in welchem nichts unwesentlich, nichts überflüssig, nichts bedeutungslos ist, und wir erkennen, daß das Bild nicht von einem todten Spiegel reflectirt, sondern von der lebendigen Seele eines Künstlers gestaltet ist.

Die in dem „Bühnenspiel ohne Coulissen" auftretenden Personen sind alle eigenthümlich und interessant, während doch keiner irgend etwas Ungewöhnliches, geschweige Sonderlingartiges oder Übertriebenes anhaftet. Jede hat für uns etwas Bekanntes und macht dabei doch den Eindruck, daß wir ihr noch nicht begegnet seien. Es geht uns mit diesen vom Dichter geschaffenen Menschen, wie es uns mit den Menschen der Wirklichkeit geht: keiner, der nicht zugleich typisch und individuell wäre; bei dem einen überwiegt der Typus, bei dem andern die Individualität, immer tritt aber sowohl jener als diese deutlich hervor. Der Typus verschwimmt nicht in Allgemeinheit, die Individualität spitzt sich nicht zur Caricatur zu, Alles ist rund, deutlich, schlicht und dabei doch im Kleinsten nuancirt, verwickelt, unergründlich. Wir dürfen wohl noch einmal Pascal citiren; er sagt: „Rien n'est simple de ce qui s'offre à l'âme, et l'âme ne s'offre jamais simple à aucun sujet. De là vient qu'on pleure et qu'on rit quelquefois d'une même chose." So menschlich sind die Howells'schen Menschen, daß wir sie zugleich verstehen und nicht verstehen, zugleich über sie lachen und weinen, uns auch über die, welche wir am meisten ins Herz geschlossen haben, zuweilen ärgern und auch an den Allergewöhnlichsten einen Zug entdecken, der ergötzt oder rührt.

Die bei weitem merkwürdigste Figur ist die Heldin — wenn anders man den Ausdruck gebrauchen darf von einer solchen in unmittelbarster Nähe stehenden, nicht vergrößerten Gestalt. Diese holde unholde Frau Farrell dünkt uns ein wundervolles Kleinod psychologisch-poetischer Technik.

Ist Frau Farrell eine Kokette?

Es gab einst eine Zeit auf Erden — und vielleicht giebt es sie auch heute noch an einigen Orten — da theilte sich die Welt in zwei Hälften, in ein Reich des Lichtes und ein Reich der Finsterniß, und einem dieser beiden Reiche mußte jeder Mensch und jedes Adjectiv angehören. Das Adjectiv Gut war Gottes und das Adjectiv Bös war des Teufels und der einzelne Mensch war entweder gut oder böse. Aber heute will diese einfache Welt-, Menschen- und Wörtereintheilung nicht mehr stichhalten. Wir beginnen den Wörtern und den Menschen besser ins Herz zu sehen und wir gewahren, daß hinter dem einfachsten Wort sich ein sehr vielfacher Sinn verbirgt und daß auch der einfachste Mensch nicht mit einem einzigen Worte bezeichnet werden kann. Gewiß werden wir zu praktischen Zwecken uns auch fernerhin solcher Ausdrücke wie gute Menschen und böse Menschen bedienen, aber wem es nicht um praktische Zwecke, sondern um Erkenntniß zu thun ist, der glaubt nicht länger, durch solch einen Ausdruck einen Menschen für des Himmels oder der Hölle würdig zu erklären. Es will uns bedünken, als ob die Eigenschaft, welche wir durch ein bestimmtes Adjectiv bezeichnen, gar verschiedenartig beschaffen sein könne. La Rochefoucauld hat eine ganze Reihe verschiedener Arten der Tapferkeit aufgezählt, von denen einige eine merkwürdige Verwandtschaft mit der Feigheit haben. Vielleicht giebt es, wie feige Männer, welche tapfer, so auch unaufrichtige Frauen, welche wahrhaft sind, und eine solche führt uns Howells vor in Frau Farrell. Frau Farrell mag kokett genannt werden — was ist damit gesagt?

Nehmen wir das Wort „eine Kokette" in dem einfach schlimmen Sinne, den es allerdings nicht in seiner französischen Heimat, wohl aber im Deutschen hat als Bezeichnung einer Frau, die äußerlich etwas Anderes scheint als sie im Herzen ist, die, während sie entzünden will, selbst kalt ist, einer Frau, deren Kunst des Gefallens eben darum so groß, so mächtig ist, weil sie selbst nichts empfindet, nichts als den Wunsch zu gefallen. Das Wort kokett, also abstract genommen, enthält für uns die Idee einer durchaus verwerflichen Eigenschaft. Untersuchen wir nun, ob es auf Frau Farrell paßt.

Frau Farrell ist wunderbar schön, anmuthig, geistreich, freundlich — und wer in ihre Nähe kommt, muß sie bewundern und lieben. Die sämmtlichen Damen der Pension, welche sie bewohnt, werden ihre Freundinnen und reden nur Gutes von ihr, sie allein tritt in ein näheres Verhältniß zu der sich sonst streng abgeschlossen haltenden Wirthsfamilie. Der „alte verbauerte, schrecklich trockene" Vater Nehemias, „wenn die Dame ihm willig von einem Kartoffelhügel zum andern folgte und achtsam seinen Reden zu lauschen schien, bewunderte ihren Sinn für ernste Gespräche und empfand eine seltsame Rührung, für die er selbst sich keine Erklärung zu geben vermochte, darob, daß eine so glänzende Schönheit mit seiner so unbedeutenden Wenigkeit gnädig fürlieb nehme." Der bäurische Junge Benjamin hegt eine ebenso blöde als tiefe Leidenschaft für sie. Die sittenstrenge Rahel, in der „Alles, was einst in dem neuenglischen Puritanismus Gutes gelegen, verkörpert conservirt schien", diese fromme wahrhaft vestalische Seele, welche ihre eigne tiefe Neigung heroisch bezwingt, hegt eine aufrichtige Freundschaft für die von dem geliebten Mann geliebte Zauberin. Diesem Zauber widersteht eben Niemand. Was aber geht in ihr selbst, in Circes eignem Busen vor? „Mein Herz hängt mir wie ein Steinblock in der Brust, und blinde Wuth packt mich, daß ich es nicht zerbrechen, nicht zermalmen kann." So ruft sie aus in leidenschaftlichem Zorn über die Starrheit ihres eignen Herzens. Sie möchte empfinden — sie kann es nicht. Sie möchte wahr sein — sie kann es nicht. „Mir will scheinen, daß ich das, was ich sein soll oder sein möchte, immer nur spiele, nie aber wirklich bin." Sie leidet unter der Kälte ihres Gemüthes, unter der Unwahrheit ihres Thuns und Treibens; sie ist also nicht ganz kalt, nicht ganz unwahr — sie ist noch etwas anderes, noch etwas mehr als eine Kokette; — oder vielmehr, wir ersehen aus diesem einen Fall, daß das Wort nur den Eindruck Dessen spiegelt, der die schmerzliche Erfahrung macht, in einer Frau nichts zu finden, was dem Gefühle entspricht, welches sie in ihm selbst zu erregen sich bemüht hatte. Aber über Wesen und Grund der Koketterie erfahren wir durch das bloße Wort nichts. Dieses Wesen kann sehr verschieden sein und es braucht nicht etwas schlechthin Verdammliches zu sein. Der Wunsch gefallen zu wollen ist an sich keineswegs etwas Böses; im Gegentheil, er ist etwas Gutes. Indem man den Menschen gefällt, erregt man eine Lustempfindung in ihnen, erweist ihnen also eine Wohlthat. Höflichkeit ist eine Tugend, so lange sie erfreuen will; zum Fehler wird sie erst, wenn sie zu täuschen beabsichtigt. Ebenso wird der Wunsch zu

gefallen erst zum Fehler, wenn man Hoffnungen erwecken, Begierden erregen will, denen man keine Befriedigung zu gewähren denkt. Alles das klingt sehr einfach und einleuchtend; die Grenze zwischen Gut und Böse liegt ganz klar. Sie liegt klar, weil wir von Abstractionen reden. In der Wirklichkeit vermischen sich immer die Grenzen. In der Wirklichkeit glaubt der Eine noch blos höflich zu sein, während er den Anderen bereits täuscht, glaubt eine Frau nur gefallen zu wollen, während sie bereits Liebe weckt. Oder noch richtiger: so genau sieht Keiner in sein eignes Innere, um in jedem Augenblick zu wissen, was er von seinem eigenen Wollen zu glauben habe. Trieb und Berechnung fließen in ihm unaufhörlich in einander und außer ihm entspricht die Wirkung nie völlig seiner Absicht.

„Kannst Du Dir nicht den Fall denken, daß ein Weib es liebt, durch ihre Schönheit Triumphe zu feiern, und dabei doch nichts Anderes als einen rein ästhetischen Triumph beabsichtigt?" Diese Frage läßt der Dichter eine seiner Personen in Bezug auf Frau Farrell stellen. Und sobald wir diese Frage mit Ja beantworten müssen, müssen wir auch zweifeln, ob Frau Farrell, die nur ästhetische Triumphe feiern will, eine so sittlich verwerfliche Person sei, wie uns die Kokette in abstracto stets zu sein scheint. Wie, wenn sie nicht weiß, daß an rein ästhetische Triumphe im Verhältniß von Frauen zu Männern nicht zu denken, daß mit der künstlerischen Freude, die sie erregt, nothwendig die Erregung der Sinne, die Erschütterung des Herzens verbunden ist? Angenommen, diese nothwendige Verbindung der sinnlichen und gemüthlichen Empfindung mit der künstlerischen läge in der männlichen Natur begründet, so ist eine Frau ja doch nicht schuldig, dies zu wissen. Im Gegentheil, gerade die Unschuld weiß es nicht — und unser Dichter spricht einmal das tiefe Wort aus: die Unschuld ist besser als die Tugend.

Es fällt uns nicht ein und dem Dichter fiel es nicht ein, Frau Farrell von aller Schuld freisprechen zu wollen. Sie ist keineswegs unschuldig; aber sie ist nicht so schuldig als „die Kokette", wie sie der abstracte, zugleich allzu plumpe und allzu luftige Moralbegriff auffaßt. Wir sind gewohnt, die Kokette zu verdammen und ihre Opfer zu bemitleiden. Hier aber ist das eigentliche Opfer der koketten Frau sie selbst; sie selbst leidet am meisten unter dem Widerspruch, daß sie immerfort Neigungen und Leidenschaften weckt und keine erwiedert. Sie ist weder herzlos noch tückisch; sie ist ein Weib, welches „wirklich zu irgend einer gegebenen Zeit alles das empfindet, was sie empfinden zu sollen vermeint", aber es hält nicht an. „Ich liebe ihn, ja — hm! so'n bischen. Aber, du lieber Himmel! daß ich ihn so liebe, wie man lieben soll, oder ihn genug liebe, das glaub' ich nicht. Ich könnte mir einbilden, daß ich's thäte. Ich kann mich manchmal in Stimmungen versetzen, in denen ich ihn mit unaussprechlicher Hingebung lieben könnte. Aber es müßte schon etwas Grausiges sein, das mich bis zu diesem Grad hinreißen sollte, ein zehnpferdekräftiges Unglück beispielsweise; und dann bliebe ich vielleicht erst noch nicht in dieser neuen Verfassung. Es bringt mir Thränen in die Augen, wenn ich mir so ausmale, wie — gesetzt den Fall, er hätte beide Beine im Krieg verloren und wir wären grenzenlos arm — wie ich mich da bis aufs Blut plagen wollte, ihm zu lieb — zehn Minuten lang, heißt das! Aber ein Held in bester Gesundheit, der noch dazu ein Heiliger ist und in sehr guten Vermögensverhältnissen — das ist etwas ganz Anderes!"

So spricht Frau Farrell von sich selbst. Ist das nicht wahrhaft, aufrichtig, ehrlich gesprochen? Und sie redet nicht nur, sie handelt auch so. Sie hat den Muth, ihr unwahres Verhältniß zu Easton zu lösen, ihm seinen Wahn zu benehmen, das demüthigende Bekenntniß ihrer Schuld — ist es eine Schuld? — abzulegen.

Ist es eine Schuld, nicht lieben zu können?

„Wissen möcht' ich, Frau Gilbert" — so ruft sie einmal aus — „ob wir Tadel verdienen, daß wir nicht so gut sind, wie wir hätten werden können?"

Wer wagt, die Frage zu beantworten? wo steht geschrieben, wie gut wir hätten werden können? ist es mit dem sittlichen Vermögen des Einzelnen anders als mit seiner körperlichen Kraft? Wenn eines Menschen Muskeln nur ausreichen, fünfzig Pfund zu heben, dürfen wir ihm vorwerfen, daß er nicht hundert heben könne? Er hätte seine Kraft üben sollen — ja! aber woher wissen wir, ob er sie nicht geübt hat?

Ihr sollt nicht richten! Das ist die alte erhabene Lehre, welche wir wieder vernehmen und besser verstehen, wenn wir das Howells'sche Buch lesen. Wohl ist ein tieferes Eindringen in die menschliche Seele möglich. Wir lernen unterscheiden, wo wir bisher nicht unterschieden hatten, wir lernen den Irrthum abthun, als ob das Wort, womit wir den äußeren Eindruck einer menschlichen Handlung bezeichnen, deren inneres sittliches Wesen ausmache. Aber dieses innere sittliche Wesen — wie überhaupt das Wesen der Dinge — hüllt sich in undurchdringliches Geheimniß ein. Was in dem Leben eines Menschen „Schicksal", was „eigne Schuld" (und eignes Verdienst) sei, darüber ein Urtheil zu fällen, werden wir uns umsomehr hüten, je mehr wir einsehen, wie wenig einfach die menschliche Seele ist. Jenen „einfachen" Leuten freilich, welche Sittlichkeit und Sitte verwechseln, wird eine psychologische Erkenntniß nicht gefallen, welche verbietet, den einzelnen Menschen in eine der herkömmlichen Sittlichkeits- und Unsittlichkeitskategorien einzustellen; sie meinen, sobald man nicht mehr den Einen als gut preise, den Andern als böse verurtheile, habe man überhaupt den Sinn für Gut und Böse eingebüßt. Uns aber will es bedünken, daß eine Psychologie, welche zeigt, daß der Mensch nicht gewissenhaft genug, nicht liebevoll genug im Urtheil über die anderen Menschen sein kann, die Sittlichkeit fördern müsse.

Das Howells'sche Buch ist nicht nur künstlerisch schön und psychologisch wahr, sondern auch sittlich heilsam.

Heinrich Homberger.

Italien.

Caix: Beiträge zur romanischen Etymologie.

Unter den verschiedenen Zweigen der Sprachforschung hat die Etymologie in neuester Zeit die geringste Pflege gefunden. Von ihr haben nicht bloß die Schwierigkeit und Mühsamkeit der Untersuchungen auf diesem Gebiet abgeschreckt; sondern vielleicht ebensosehr die Resultate früherer Arbeiten, die trotz großen Aufwandes von Talent und Kraft so wenig sicher sind und durch die principlose, tumultuarische Art und Weise, in der sie ausgeführt wurden, eine Zeit lang alle nach dieser Richtung gehenden Bestrebungen in Mißcredit gebracht hatten. Die Willkür ist in der That hier am längsten heimisch geblieben, und die bedeutendsten Forscher wie Benfey, Pott und selbst Diez haben sich nicht ganz frei von ihr zu halten vermocht.

Am wenigsten schlüpfrig muß natürlich der Boden in denjenigen Sprachen sein, deren Entwickelung in möglichster Vollständigkeit vor uns liegt. Die romanischen Sprachen gewähren

wiederum unter diesen den besonderen Vortheil, daß wir nicht nur ihren geschriebenen und gesprochenen Wortschatz fast vollständig überschauen können, sondern daß wir mit Sicherheit, abgesehen von den nicht allzuschwer auszuscheidenden germanischen Bestandtheilen, so zu sagen ihren ganzen Inhalt auf das Lateinische zurückführen können. Was diese Sprachen sich unter einander zugeführt oder aus dem Griechischen, Arabischen und anderswoher entlehnt haben, ist im Vergleich damit von verschwindender Bedeutung. Und mit Recht betont N. Caix in dem wichtigen Beitrag zur romanischen Etymologie, den er soeben veröffentlicht hat,*) daß die Annahme vieler anderer prähistorischer Elemente innerhalb des romanischen Sprachgebiets auf einem Vorurtheil beruht. So sind z. B. mit Sicherheit nachweisbare celtische Bestandtheile im Französischen auf eine sehr geringe Anzahl beschränkt, und etruskische hat nur die Phantasie einiger Philologen im Toscanischen zu entdecken geglaubt.

Will man also die allgemeinen Grundsätze etymologischer Forschung darlegen, ihre Methode entwickeln, so läßt sich kein passenderes Gebiet auswählen als das neulateinische; zumal wenn Jemand mit diesen Untersuchungen zugleich einen pädagogischen Zweck verbindet, wie Caix, da man nirgends eine so reiche Ausbeute gleichsam typischer Beispiele der etymologischen Entwickelung findet. Das Buch des florentiner Professors, welches sich bescheiden als eine Sammlung von Studien ankündigt und nur eine Ergänzung zu Diezens etymologischem Wörterbuch zu geben verspricht, enthält in Wahrheit die Grundzüge einer Methodik der Etymologie. Goldene Winke dafür finden sich schon in der Einleitung; in mehr systematischer Form handelt jedoch der vierte Abschnitt von gewissen Arten von Wandelungen der Worte, deren Nichtbeachtung am leichtesten den Ursprung der Vocabeln verhüllt, nämlich von Assimilation und Dissimilation, von volksthümlicher Etymologie, Analogie und Verschmelzung der Wörter.

Vergleicht man die von Caix beobachtete Behutsamkeit und Vorsicht mit der Art und Weise, wie dergleichen Untersuchungen vor hundert und noch vor fünfzig Jahren geführt wurden, so muß man über die Weite des Weges staunen, den diese Wissenschaft in jüngster Zeit durchmessen hat. Während Voltaire nicht mit Unrecht von der älteren Etymologie sagen konnte, sie sei eine Wissenschaft, bei der es auf Consonanten wenig und auf Vocale gar nicht ankomme; so hält man dagegen jetzt den Ursprung eines Worts noch nicht immer für sicher entdeckt, wenn man auch von der Veränderung jedes Buchstabens Rechenschaft zu geben vermag. Wer sich heutigen Tages bei derartigen Untersuchungen vorzugsweise von lautlichen Anklängen leiten ließe, auch wenn diese durch Verwandtschaft der Bedeutung gestützt werden, würde für unmethodisch gelten. Andererseits genügt aber, um mit Erfolg auf diesem Gebiet zu arbeiten, die exacte Methode allein nicht, sondern es bedarf einer gewissen Divinationsgabe, um auf den richtigen Weg geführt zu werden. Indem Caix beide Erfordernisse in sich vereinigt, ist er zu glänzenden Ergebnissen gelangt, von denen er in seinem neuesten Buch wieder einen Theil vorlegt, nachdem er seit 1872 (als sein „Saggio sulla Storia della lingua e dei dialetti d'Italia" erschien) mit einer Reihe von Publicationen, die mehr oder weniger zur romanischen Etymologie in Beziehung stehen, hervorgetreten war. Er selbst scheint freilich nicht recht geneigt, der Divination bei diesen Untersuchungen eine große Rolle zuzuweisen, und in dem Zusammenhange (Introduzione p. XIX.), in welchem er einen Tadel gegen diejenigen ausspricht, die ihr noch immer einen zu großen Spielraum gestatten, mag er recht haben; aber wir bezweifeln, daß Jemand mit der nackten Methode allein auf diesem Gebiet weit vordringen würde.

Um einen Begriff davon zu geben, wie überzeugend und schlagend einige der jetzt neu von Caix vorgetragenen Etymologien sind, wählen wir solche aus, für welche noch von den jüngsten und bedeutendsten Forschern auf dem romanischen Sprachgebiet, namentlich von Diez selbst, andere Ableitungen vorgeschlagen und von den Meisten als sicher betrachtet worden waren. Dabei müssen wir daran erinnern, daß der Verfasser häufig nur durch sorgfältige Beobachtungen der Orthographie in den ältesten italienischen Handschriften, von denen Florenz die meisten von Wichtigkeit besitzt, auf das Richtige geführt worden ist.

Qualcheduno leitet Diez von „*qualche + et + uno*" ab; und ebenso *ciascheduno* von *quisque + et + unus* oder von *quisque + ad + unum*. Die ältesten Formen des zuletzt genannten Wortes sind jedoch: *cescheuno*, *ciascheuno*, *caschaun* und ähnliche. Von dem „*et*" zwischen „*quisque*" und „*unus*" findet sich also in der ursprünglichen Gestalt des Werkes keine Spur. Diese führt vielmehr auf „*quisque + unus*"; und aus „*ciasche-uno*" wurde zur Vermeidung des Hiatus einerseits durch Auswerfung des „*e*": *ciascuno*, andererseits durch Einschiebung von „*d*": *ciascheduno* gebildet. Ebenso sind *qualcuno* und *qualcheduno* aus dem ursprünglichen *qualcheuno*; und *certuni* und *certiduni* aus *certi-uni* entstanden.

„*Trascinare*" oder „*Strascinare*" bringt Diez in Zusammenhang mit prov. „*traissa*," während es der Wahrscheinlichkeit widerspricht, daß ein so sehr im populären Gebrauch eingebürgertes Wort von fremder Herkunft sein sollte. In der That finden sich denn auch in umbro-romanischen Dialekten die Formen *traginare* und *straginare*, welche auf „*trajinare*" für „*traïnare*" führen, wie *traggere* auf „*trajere*" für *traëre*, indem ein „*j*" zur Vermeidung des Hiatus eingeschoben ist. Dazu kommen manche andere Formen analoger Art, welche alle auf „*traïno*" zurückleiten. Der Zischlaut „*sc*" statt „*g*" resp. „*j*" hat onomatopoetischen Ursprung wie in „*striscia*" statt „*strigia*" oder „*sbroscia*" statt „*sbrogia*."

„*Fucina*" hatte Diez mit Muratori von „*focus*" abgeleitet. Caix läßt es aus „*officina*" entstanden sein, indem die erste Silbe abgeworfen sei wie in „*staggio*" aus „*ostaggio*," in „*spedale*" aus „*ospedale*." Die Verwandlung des ersten „*i*" in „*u*" sei aus Dissimilation zu erklären. Indessen hiergegen lassen sich wichtige Bedenken erheben.

Sehr einfach wird „*bussare*", welches Diez vom deutschen „*buchsen*" (engl. „*box*") herleitete, aus lat. „*pulsare*" erklärt, entsprechend franz. „*pousser*".

„*Foggia*" hatte Diez auf „*fovea*" '*fossa*' zurückgeführt nach einer sehr bedenklichen Ideenassociation zwischen den Begriffen „Graben" und einer „Form in welche ein Gegenstand gegossen wird." Diese Ableitung ist unstatthaft, weil im Sienesischen, Piemontesischen, Neapolitanischen und anderen Dialekten „*forgia*" im Sinne von „*officina*" vorkommt, entsprechend dem franz. „*forge*," „*forger*."

Zu bedauern ist, daß der Verfasser Victor Hehn's Buch über die „Culturpflanzen und Hausthiere", welches überhaupt in Italien viel weniger bekannt ist als es verdient, unberücksichtigt gelassen hat. Öfter streifen seine Untersuchungen ganz nahe an die von Hehn. Was Caix z. B. über *alberge*, *aubergine* ꝛc. sagt, steht in engem Zusammenhang mit den Capiteln über Kürbis

*) N. Caix, Studi di etimologia italiana e romanza. Osservazioni ed aggiunte al „Vocabolario etimologico delle lingue romanze" di F. Diez. In Firenze (Sansoni) 1878.

und Aprikose. Bisweilen ist eine unbewußte Berichtigung mit untergelaufen. „*Susina*“ z. B., welches Diez mit Muratori von „*Susa*“ abgeleitet hatte, als einer Stadt, „aus welcher die Pflaumen wohl kommen konnten,“ scheint auch Hehn „vielleicht nach Orten oder Menschen benannt,“ während es Caix auf „*sucinus*“ „*resinoso*“ zurückführt mit Hinweisung auf die dialektliche Form „*succna*.“ G. Meyncke.

Kleine Rundschau.

— **Charlemagne et le pays de Liége; l'Éburonie avant la conquête des Gaules par Jul. César.***) Der erste Theil dieser historischen Arbeit stammt von dem inzwischen verstorbenen Van Hasselt her und ist eine neue Bearbeitung des von ihm früher veröffentlichten Werkes über den Gegenstand, zu welcher der zweite Herausgeber sich in der Hinsicht entschlossen hat, daß die sehr angenehm verfaßte Schrift mit den jüngsten Forschungen in Übereinstimmung gebracht werden müsse. Ohne hierbei seinen Vorgänger ganz zu erreichen, hat Herr L. Jéhotte doch, abgesehen von einigen veralteten Ideen, welche er hätte berichtigen sollen, dem Zwecke in befriedigender Weise genügt. Dieses andern Verfassers Hauptarbeit liegt im zweiten Theile. Dort gipfelt das Interesse in der Verwerthung eines aus dem zwölften Jahrhundert kommenden Documents, das zur Beilegung des alten Streites über die Geburt des großen Kaisers beiträgt. Dasselbe ist von Herrn Käntzeler, einem gelehrten Archivisten in Aachen, aufgefunden worden, während Herr L. Jéhotte die Aufgabe der Veröffentlichung übernommen hat. Herr Jéhotte ist Hersteller von Karls Denkmal in Lüttich und glaubt sich wegen seiner Publikation entschuldigen zu sollen, da er gewöhnt sei, mehr den Griffel als die Feder zu handhaben. Für uns ist dieser Umstand indeß ein besonderer Grund der Anerkennung. Seine Arbeit dreht sich um folgende Stelle des Documents: „Ipse si quidem Karolus rex Francorum frequenter sicut antecessores sui in Joppilia prope Harstel supra Mosam, ubi et natus fuerat. . .“ Freilich war von jeher die Meinung verbreitet, daß Karl in der Gegend von Lüttich das Licht der Welt erblickt habe, so daß das Document nur eine Bestätigung derselben enthält. Aber Herrn Jéhotte gebührt das Verdienst, die Wahrscheinlichkeit der Angabe noch weiter begründet zu haben. Im Lande Lüttich finden sich allenthalben Spuren, die auf den Karolinger Aufenthalt daselbst hindeuten. Herr Jéhotte hat dieselben aufgedeckt und gesammelt. Seinem historischen Streben kam aber auch die Poesie in volksthümlichen Sagen, ritterlichen Überlieferungen und Resten alter Schlösser zu Hülfe, so daß Lüttich, in dessen Nähe sowohl Harstel wie Jupille liegen, nunmehr mit einiger Sicherheit als Geburtsort des großen Karl angesehen werden kann. — Die eigentliche historische Arbeit in dem Buche beginnt mit der Ankunft der Franken in jenem Gebiete. Da es sich hauptsächlich um Karl den Großen handelt, so empfindet der Leser es schon als eine unvermuthete Anstrengung, in diese Höhen der Geschichte mit hinaufklimmen zu müssen. Aber ganz unerfindlich bleibt ihm die von den Herren Verfassern an ihn gestellte Zumuthung, sie auf dem Ausfluge in jene historisch dunklen Zeiten zu begleiten, die der zweite Titel des Buches „L'Éburonie avant la conquête des Gaules par Jules César“ andeutet. Ein Zusammenhang mit dem Interesse an Karl den Großen ist nicht ersichtlich, und daher würde es den Zwecken der Herren Verfasser mehr entsprochen haben, wenn sie den auf Eburonien bezüglichen Theil ihrer Arbeit zu einer besonderen Schrift gestaltet hätten.

(Nach der Revue de Belgique.)

*) Par André Van Hasselt et L. Jéhotte. Bruxelles, Muquardt, 1878.

— **Slavische Bibliographie.** Die literarische Thätigkeit der Slaven ist bis heute der nicht slavischen Welt um so fremder geblieben, da bibliographische Werke der slavischen Nationalitäten entweder gar nicht oder nur in den Dialekten veröffentlicht werden.

Die Russen, deren Literatur sich von Jahr zu Jahr mehr erweitert, haben an Mejow einen unermüdlichen Arbeiter auf bibliographischem Gebiete. Im verflossenen Jahre hat derselbe drei Bände veröffentlicht. Sein Katalog der 1875 und 1876 publicirten russischen Bücher umfaßt 5865 Werke. Sein dritter Band der Geschichte des nationalen Unterrichts in Rußland enthält für 1866 bis 1872 7615 pädagogische und didaktische Schriften. Der sechste Band seiner Literatur der russischen Geographie, Statistik und Ethnographie umfaßt für 1873 und 1874 10,299 Werke und Aufsätze.

Man ersieht aus diesen Zahlen den Umfang der russischen Literatur sowie die Vorliebe, mit welcher bei unseren Nachbarn die Geographie und die derselben verwandten Wissenschaften betrieben werden. In dieser Beziehung haben sich russische Gelehrte schon europäischen Ruf erworben und besonders finden ihre Verdienste um die Erforschung Asiens in Fachkreisen allgemeine Anerkennung. Doch haben sich auch in anderen Zweigen Russen hervorgethan, so daß die Kenntniß der russischen Sprache für Gelehrte vieler Fächer von großem Nutzen zu sein beginnt. Sie kann vor Allem von Niemandem entbehrt werden, welcher sich mit slavischer Philologie, Alterthumswissenschaft und Ethnographie beschäftigt, da russische Gelehrte in diesen Fächern mehr geleistet haben als die Gelehrten aller anderen slavischen Stämme.

Mit lebhaftem Vergnügen begrüßen wir ferner das Unternehmen des Vereins der böhmischen Buchhändlergehilfen, welcher einen slavischen bibliographischen Katalog unter czechischem und französischem Titel veröffentlicht hat. (Slovansky katalog bibliograficky za rok 1877. Redakci A. Michálka a Jar. Kloučka. Vydal spolek českoslovanskych knihkupeckych účetnich v Praze. Ročnik I. — Catalogue slave bibliographique pour 1877. Sous la rédaction de A. Michálek et Jar. Klouček. Publié par la société des libraires bohêmes à Prague. Année I.)

Das Werk redigiren A. Michálek und Jar. Klouček und umfaßt dasselbe: 1) die böhmische (czechische) Bibliographie, zusammengestellt von G. Francl in Prag mit 703 Nummern, 2) die polnische von F. Kotula in Teschen mit 1246, 3) die kleinrussische (ruthenische) von A. Stefanović in Lemberg mit 100, 4) die kroatische von L. Hartman in Agram mit 193 und 5) die serbische von J. Ivković in Prag mit 69 Nummern.

Das Ganze umfaßt daher 2311 verschiedene Werke. Diese Zahl wäre aber um ein Bedeutendes größer ausgefallen, wenn die Redaktion und die Mitarbeiter eine größere Unterstützung gefunden hätten, denn der slavische Buchhandel ist einerseits nicht geregelt, andererseits fanden es selbst Autoren und Verleger nicht der Mühe werth, das Unternehmen zu unterstützen. Dazu kam noch der orientalische Krieg, welcher die Vervollständigung der serbischen Bibliographie und die Aufnahme der bulgarischen unmöglich machte. Die Slovenen thaten, trotz der Aufforderung Hartman's nichts, so daß auch ihre Literatur nicht berücksichtigt werden konnte. Eine slovenische Bibliographie erscheint übrigens seit 1869 jährlich in dem Jahresberichte der „matica slovenska“ (ein slovenischer literarischer Verein in Laibach) und zählt dieselbe bis 1. Januar 1877 im Ganzen 925 Nummern.

Außerdem veröffentlicht die königl. Universitäts-Buchhandlung Franz Suppan in Agram seit Anfang 1877 „Vierteljahres-Berichte über Neuigkeiten der kroatisch-serbischen Literatur" (Četortgodišnji viestnik o novosti kroatskosrpske literature).

Somit wäre ein Anlauf genommen, um die slavische Bibliographie bekannt zu machen zum Vortheile nicht nur der slavischen, sondern auch der fremden Buchhändler und Gelehrten.

F. H.

Mancherlei.

Eine ausführliche Zusammenstellung und Analyse der Voltaire-Literatur gibt Gustave Desnoiresterres bei Didier u. Co. in Paris heraus. Das interessante Werk erscheint in vier Heften à 5 Frcs., wovon drei bereits gedruckt vorliegen.

Ein nicht unzeitgemäßes philosophisches Werk: „Guyau, La morale d'Epicure et ses rapports avec les doctrines contemporaines" Paris 1878, welches von der literarischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften in Paris mit einem Preise gekrönt worden ist, findet jetzt auch in der kritischen Presse lebhafte Anerkennung.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Französisch.

Blier, Paul: Jeanne d'Arc. Poëme dramatique. Paris, Plon & Cie. 3 fr. 50.

Boerne, Ludowig: Sa vie, sa mort, son monument, ses écrits français et allemands, et ses pensées traduites de l'allemand. Préface des Cormenin, oraison funèbre de Raspail. Un petit volume. Paris, E. Dentu. 50 c.

Boufflers, Chevalier de: Contes. Publiés avec une notice bio-biographique par Octave Uzanne. Paris, A. Quantin. 10 fr.

Chavette, Eugène: La recherche d'un pourquoi. Paris, E. Dentu. 3 fr.

Fabre, Ferdinand: Le Roman d'un peintre. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Faverie, Schalk de la: Stella-Lucia. Paris, E. Dentu. 3 fr.

Goncourt, Edmond & Jules de: Madame de Pompadour. Nouvelle édition revue et augmentée de lettres et documents inédits. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Gréville, Henry: L'Amie. Paris, Plon. 3 fr. 50.

Houssaye, Arsène: Les Larmes de Jeanne. Paris, E. Dentu. 3 fr. 50.

Hubbard, Gustave: Histoire contemporaine de l'Espagne. Deuxième Serie. Régences de Christine et d'Espartero. (1833—43). Tome I. Paris, Charpentier. 7 fr. 50.

Krüdener, Madame de: Valérie. Preface de Parisot, eaux-fortes de M. Leloir. Variantes, Fac-simile, Bibliographie. Paris, A. Quantin. 10 fr.

Labessade, Léon de: Le Droit du Seigneur et la Rosière de Salency. Paris, Rouveyre. 4 fr.

Laurent, Charles: L'Amour en Prusse. Paris, A. Ghio. 3 fr. 50.

Madelène, Henry de la: La Fin du Marquisat d'Aurel. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Montifaud, Marc de: Madame Ducroisy. Paris, Sagnier. 3 fr. 50.

Pigéon, Robert: Entrée de Saint-Ouen, Chartreuse de Saint-Julien et Eglise Saint-Sauveur de Rouen. Quatre Dessins inédits. Gravés à l'eau-forte par E. Nicolle. Notice historique par P. Baudry. Rouen, Ch. Métérie. 10 fr.

Rivière, H. F.: Codes français et lois usuelles. Quatrième édition. Paris, A. Rousseau. 25 fr.

Simon, Jules: Le Gouvernement de M. Thiers 8. Fevrier 1871 — 24 Mai 1873. 2 vols. Paris, Calman Lévy.

Souviron, A.: Code des Communes, recueil des lois et décrets relatifs à l'administration municipale, classés dans un ordre méthodique. Paris, Sagnier. 2 fr. 50.

Theuriet, André: Sous bois. Impressions d'un forestier. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Vialon, Jenny: Amour et Braconnage. Paris, Sagnier. 3 fr.

II. Englisch.

Besant, W. & Rice, J.: The Monks of Thelema. 3 vols. London, Chatto & W. 31 s. 6 d.

Blake, Lady: Mrs. Grey's Reminiscences. 3 vols. London, Hurst & Bl. 31 s. 6 d.

Davis, J. W. & Lees, F. A.: West Yorkshire: its Geology, Physical Geography, and Botany. With Plates and Maps. London, L. Reeve. 21 s.

Harvey, William: a History of the Discovery of the Blood. London, Kegan, Paul & Co. 14 s.

Higgins, Godfrey: Anacalypsis; an Attempt to draw aside the Veil of the Saitic Isis, or an Inquiry into the Origin of Languages, Nations, and Religions. Vol. 1. London, J. Burns. 12 s 6d.

Johnson, Dr.: The Six Chief Lives from Johnson's Lives of the Poets, with Macaulay's Life of Johnson. Edited with a Preface by Matthew Arnold. London, Macmillan. 6 s.

Spretson, N. E.: A Practical Treatise on Casting and Founding, including Descriptions of the Modern Machinery employed in the Art. London, Spons. 18 s.

III. Amerikanisch.

Adams, C. F.: Railroads; their Origin and Problems. New York. 7 ℳ. 80.

Aneroid Barometer: its Construction and Use. Compiled from several Sources. New-York. 6 ℳ.

China Hunter's Club. By the Youngest Member. Illustrated. New-York. 10 ℳ. 80.

Encyclopaedia of Pure Materia Medica; a Record of the Positive Effects of Drugs upon the Healthy Human Organism. Edited by T. F. Allan. Vol. 7. Nicotinum — Plumbago Littoralis. Philadelphia. 42 ℳ.

Horton, S. D.: The Monetary Situation; an Adress delivered by request of the American Social Science Association, in Cincinnati, 21. May 1878, Cincinnati. 3 ℳ.

Jones, R. W.: Money is Power; a Scientific, Historic, and Pratical Treatise on the Subject of Finance, with over Sixty Statistical Tables illustrative of the History and pointing the Arguments embraced in the Work; also, a Review of Authors. St. Louis. 9 ℳ.

Kirkman, M. M.: Baggage Car Traffic; illustrating the Custom and necessary Rubs and Regulations of the Baggage Departement, and the Parcel Traffic of Railroads in America and in Europe. Chicago. 12 ℳ 60.

Military Bridges. With Suggestions of New Expedients and Constructions for Crossing Streams and Chasms, including also Designs for Trestle and Truss Brigdes, &c. Illustr. New-York. 42 ℳ.

Otis, F. N.: Stricture of the Male Urethra; its Radical Cure. 18 ℳ. New-York. 12 ℳ. 60.

Williamson, J.: Ferns of Kentucky. With 60 full-page Etchings and 6 Woodcuts, drawn by the Author, illustrating Structure, Fertilisation, Classification, genera, and Species. Louisville. 12 ℳ. 80.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehr-Bücher zum Selbstunterricht
in den neueren Sprachen.

Busch u. Skelton, Handbuch der **englischen Umgangssprache.** 4. Aufl. Eleg. geb. 3 M.
The English Echo, Praktische Anleitung zum **Englisch-Sprechen.** 10. Aufl. geb. 1 M. 50 Pf.
Fiedler u. Sachs, Wissenschaftl. Grammatik der **englischen Sprache.** 1. Bd. 6 M. — 2. Bd. 6 M.
Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 1 M.
Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 1 M. 50 Pf.
Nickels, Englischer Selbst- und Schnelllehrer. 75 Pf.
Samosts, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. geb. 3 M.
Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 9. édition. Avec vocab. 1 M. 50 Pf.
De Castres, das **franz.** Verb, dess. Anwendungen u. Formen &c. 1 Mk. 50 Pf.
Echo français, Praktische Anleitung zum **Französisch-Sprechen.** 8. Aufl. geb. 1 M. 50 Pf.
Fiedler, das Verhältniß der **französ.** Sprache zur lateinischen. 2. Aufl. 60 Pf.
Touzellier, Nouvelle conversation française, suivie de modèles de lettres, de lettres de change et de lettres de commerce, mit gegenüberstehender Uebersetzung. geb. 1 M.
Wörter, die **gleichlautenden,** der französ. Sprache in lexikal. Ordnung. 75 Pf.
L'Eco italiana, Praktische Anleitung zum **Italienisch-Sprechen.** 5. Aufl. geb. 2 M.
Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum **Spanisch-Sprechen.** 4. Aufl. 3 M. — Geb. 3 M. 50 Pf.
Franke, Diccionario mercantil en español y aleman, Spanisch-Deutsches mercantil. Wörterbuch. 2 M. (209)

Die

Entwicklung der Tracht
in Deutschland
während
des Mittelalters und der Neuzeit
mit besonderer Berücksichtigung der jetzigen, für die einzelnen Kleidungsstücke üblichen Herstellungsweise.

Ein Hand- und Lehrbuch
für
Historiker, Künstler, Bühnenleiter, Garderobiers und alle diejenigen Handwerker, welche sich mit Anfertigung von Bekleidungsgegenständen beschäftigen.

Von
CARL KŒHLER.
Historienmaler.

16 Bogen Text in Gross-Octav.
Mit mehr als 550 autographirten Abbildungen auf 100 Tafeln, gezeichnet vom Verfasser.
Preis 15 Mark.

Die vielseitige Wichtigkeit der Kenntniss der Trachten früherer Zeit, ist in historischer Beziehung sowohl, wie für den Künstler und Industriellen so völlig anerkannt, dass es unnütz wäre, hier noch ein Wort darüber zu sagen. Die Menge der in der Neuzeit erschienenen Trachtenbücher liefert den Beweis, dass das Bedürfniss gründlicher Trachtenkenntniss nicht nur immer auf's Neue gefühlt wird, sondern auch noch lange nicht befriedigt ist.

Um aber zu einer gründlichen Trachtenkenntniss zu kommen, ist es vor Allem nothwendig, den bisher für das Studium dieses Faches eingeschlagenen Weg — die jedesmalige Tracht als ein Ganzes anzusehen und zu behandeln — zu verlassen und die Trachten in ihren einzelnen Theilen zu studiren, dabei aber vorzüglich die allmähliche Entwicklung der Formen zu beobachten.

Es erleidet der Werth der Trachtenkunde hierdurch für den Künstler und Historiker keinerlei Einbusse, und wird damit zugleich dem Studium derselben ein ganz neues Feld — dasjenige der handwerklichen Thätigkeit im Bekleidungsfach — eröffnet.

In dem obigen Werke hat der Verfasser versucht, von den während des Mittelalters und der Neuzeit üblich gewesenen Bekleidungen die für die Entwicklung der deutschen Tracht wichtigsten nach den oben ausgesprochenen Grundsätzen zu behandeln und sowohl jedes Kleidungsstück einzeln bezüglich der allmählichen Veränderung und Vervollkommnung seiner Form betrachtet, als auch die jetzige Anfertigungsweise eines jeden Bekleidungsstückes so genau als möglich anzugeben.

Die erklärenden Abbildungen sind theils nach wirklichen, den betreffenden Zeiten entstammenden Kleidungsstücken gefertigt, theils getreu nach gleichzeitigen, bildlichen Darstellungen gezeichnet worden. Ebenso ist Alles, was Schnitt und Anfertigungsweise der einzelnen Stücke betrifft, alten zuverlässigen Quellen entnommen.

Das vorstehende Werk ist durch die Verlagsbuchhandlung von **Fr. Bartholomäus in Erfurt** zu beziehen. (210)

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Bühnenspiel ohne Coulissen.
Roman von
William Dean Howells.

Preis: 3 Mark.
Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. (211)

Verlag v. Hermann Costenoble in Jena.

Soeben ist erschienen:
(Die Geheimwissenschaften Asiens.)
Die
Magie u. Wahrsagekunst
der Chaldäer.
Von
François Lenormant,
Prof. der Alterthumskunde an der Nat.-Biblioth. zu Paris.
Autorisirte, vom Verfasser bedeutend verbesserte und vermehrte deutsche Ausgabe. 2 Theile in 1 Bande gr. 8°. eleg. broch. 14 Mark. (212)

Soeben erschienen: (213)

Ueber
die Lehre des Aristoteles
von der
Ewigkeit der Welt.
Von
Eduard Zeller.
Aus den Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin 1878.
gr. 4°. geh. Preis 1 Mk.

Ueber
die griechischen Vorgänger Darwin's.
Von
Eduard Zeller.
Aus den Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin 1878.
gr. 4°. geh. Preis 1 Mk.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann) in Berlin.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Aus Friedrichs d. Großen Zeit.
Vaterländische Erzählungen
von (214)
Friedrich Adami.
2 Bändchen.
Preis für jedes Bändchen 1 Mark.

Inhalt des ersten Bändchens:
Der König und der Lieutenant.
Wie sie Friedrich d. Großen fangen wollten.

Inhalt des zweiten Bändchens:
In Sanssouci und bei Hochkirch.
Ein Werbe-Hauptmann Friedrich Wilhelms I. und ein Haiduck Friedrichs II.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 19. October 1878. [No. 42.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Wissenschaft und das Leben.*)

„Ist Erkennen auch Können?"

Diese große Frage untersuchte der geistreiche Verfasser der „Storia della letteratura italiana" und der „Saggi critici"**) in einer vor bereits sechs Jahren zu Neapel gehaltenen akademischen Rede, welche uns hier in einer mit Liebe gearbeiteten deutschen Übersetzung vorliegt.***) Die gedankenvolle Rede hat die Ehre einer so späten Übersetzung wohl verdient; je ernsthafter das Problem ist, von welchem sie handelt, desto willkommener muß jeder Versuch geheißen werden, dasselbe zu beleuchten; denn als einen Versuch, das Problem zu beleuchten, nicht als einen Beitrag zur Lösung sehen wir die De Sanctis'sche Rede an. Wir glauben überhaupt nicht, daß die Frage: in wie weit ist der Einfluß der Wissenschaft auf das Leben ein berechtigter und segensreicher? auf dem Wege einer theoretischen Untersuchung ihre Beantwortung finden könne. Das eben ist ja heutzutage die große und gefährliche Selbstüberhebung der Theorie, der Wissenschaft, daß, weil sie soviele Probleme der Erkenntniß gelöst hat und noch viele zu lösen versprechen darf, sie sich auch für berufen erachtet, das entscheidende Wort in praktischen Dingen zu sprechen, daß sie wähnt, ihres Amtes sei es, auch die Probleme des Lebens zu lösen. In der That aber ist das größte praktische Problem in dieser gegenwärtigen wissenschaftlichen Epoche kein anderes als dieses: wie fangen wir es an, der wissenschaftlichen Forschung ihr volles Recht, ihre ganze Freiheit zu lassen, ohne aber der wissenschaftlichen Erkenntniß einen lebenstörenden, lebenvernichtenden Einfluß einzuräumen? Für die Gläubigen der allein seligmachenden Wissenschaft klingt freilich diese Frage als die fluchwürdigste Ketzerei. Zur Erbauung dieser Gläubigen führen wir hier einige Stellen aus der beredten Erörterung des durchaus freisinnigen, zur demokratischen Partei seiner Heimat zählenden Italieners an:

„Die Wissenschaft hat heutzutage den Gipfel ihrer Macht erreicht und hat ihre Höflinge und Götzendiener, die in ihrem Namen nicht nur Wunderbares, sondern Wunder versprechen. Sie ist es, die die Völker regenerirt und groß macht, höre ich sagen. Ich, der ich zum Lobreden wenig aufgelegt bin, will ihr die Wahrheit sagen, wie man sie den Mächtigen schuldet, will ihre Kraft messen und sie fragen: was vermagst du? Ist Erkennen wirklich Können? Ist die Wissenschaft das Leben, ist sie das ganze Leben? Kann sie dem Lauf des Verderbens und der Auflösung Einhalt thun, das Blut erneuern, die Kraft wieder herstellen? Ich höre sagen, daß die Völker durch die Wissenschaft wieder auferstehn. Kann die Wissenschaft dies Wunder thun? . . . .

„Die Vernunft erscheint zuletzt im Leben; je mehr sie erkennt, je reifer sie wird, umsomehr spannen sich Gefühl und Einbildungskraft ab, die beiden Kräfte, denen jede große Initiative und jede große Begeisterung entstammt. Die Wissenschaft ist das Erzeugniß des gereiften Alters und hat nicht die Kraft den Lauf der Jahre zu erneuern, die Jugend zurückzubringen. Die Reife ist sicherlich das herrlichste Lebensalter, aber nicht Anfang, sondern Ergebniß, und viel eher die würdige Krone der Geschichte als Antrieb und Beginn zu einer neuen. Nach ihr kommt Altersschwäche und Auflösung; neue, jüngere Völker nehmen den Platz ein, denn dies ist das ewige Gesetz der Natur: die Auflösung der Einen ist das Entstehen der Andern.

„Die Wissenschaft wächst auf Kosten des Lebens. Je mehr du dem Gedanken giebst, desto mehr entziehst du der That. Du erkennst das Leben, wenn es dir entflieht, und du begreifst es, wenn du die Macht darüber verloren hast. Der Glaube schwindet und es entsteht die Philosophie. Die Kunst geht unter und die Kritik taucht auf. Die Geschichte geht zu Ende und es erscheinen die Geschichtschreiber. Die Sittlichkeit nimmt ab und die Sittenlehrer fangen an zu predigen. Der Staat zerfällt und die Staatswissenschaft beginnt. Die Götter gehen und Sokrates begleitet sie mit seiner Ironie; die Republik verfällt und Plato erbaut Idealrepubliken; die Kunst schwindet und Aristoteles nimmt ihr Inventar auf; das öffentliche Leben verkommt und die großen Redner stehen auf; die Beredsamkeit der Worte folgt der Beredsamkeit der Thatsachen. Livius erzählt die Geschichte einer Größe, die da war, mit einer Einleitung, die man eine Todtenklage nennen könnte. Und etwas unsagbar Schmerzvolles spricht aus dem tiefen und melancholischen Blick der letzten Geschichtsschreiber Thucydides und Tacitus. Das Leben hat sich aufgelöst und Seneca giebt strenge moralische Vorschriften. Das Leben ist todt und Plutarch wandelt zwischen Gräbern und erzählt das Leben der großen Männer.

„Kann also die Wissenschaft, die letzte Frucht des Lebens, den Baum des Lebens wiederschaffen? Ich erkenne, darf ich deshalb mit Recht sagen: also kann ich? Oder wäre es etwa nicht wahr, daß die Wissenschaft das letzte Erzeugniß der Lebenskraft ist, das letzte „ich kann" des Lebens, das in das Gehirn zurückgezogene Leben, wo es seine Geschichte wieder beginnt, eine neue Geschichte voller Wunder, die sein Bewußtsein, nicht seine Macht ist, da ihr alle schöpferischen Kräfte, vivendi causae . . . . entschwunden sind?"

*) Inauguralrede gehalten an der Universität zu Neapel, am 16. November 1872, von Francesco De Sanctis, italienischem Unterrichtsminister. Mit einem Vorwort von Carl Goldbeck. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, 1878. Friedberg & Mode.

**) Francesco De Sanctis steht allerdings heute wieder und zwar zum zweiten Male an der Spitze des italienischen Unterrichtswesens, aber im Jahre 1872 hielt er die vorliegende Rede als Professor an der Universität Neapel. Eine Charakteristik des Schriftstellers De Sanctis brachte das Mag. 1877, Nr. 23.

***) Wir können dieselbe nicht mit dem italienischen Original vergleichen, doch sind wir gern geneigt, manche Unklarheiten eher dem Verfasser als dem Übersetzer zur Last zu setzen. Indessen das „pugnavano alla", worüber der letztere im Zweifel blieb, heißt jedenfalls nicht kämpften für, sondern kämpften gegen, wie dies auch der Sinn erfordert.

An einer andern Stelle heißt es: „Man sagt, daß die Wissenschaft Deutschland groß gemacht hat," und unser Autor verneint es: die moralischen Kräfte seien es, welche die Völker groß machen. Hier müssen wir unsererseits gegen das Wort „die moralischen Kräfte" protestiren; wir schlagen vor, dafür das Wort die spontanen Kräfte zu setzen — die spontanen Kräfte, die zum Theil sittlicher, zum Theil ganz anderer Natur sind. Im Übrigen hat De Sanctis durchaus Recht, wenn er fortfährt, daß die Wissenschaft die spontanen Kräfte nicht schaffe, sondern sie vorfinde. „Sie kann sie wohl untersuchen, ihren Ursprung erforschen, ihre Entwickelung verfolgen, ihre Wirkung bestimmen, sie kann sie auch mäßigen, sie diesem oder jenem Zweck zuwenden; nur eins kann sie nicht: sie kann sie nicht hervorbringen und kann sie nicht ersetzen, wenn sie abgenutzt und verdorben sind. Nein, sie kann nicht, wenn das religiöse Gefühl entkräftet ist, sagen: die Religion bin ich; und kann nicht, wenn die Kunst unfruchtbar ist, sagen: die Kunst bin ich. Sie kann eine Philosophie der Geschichte, der Sprache, des Menschen, des Staates geben; aber sie giebt nicht die Geschichte, die Sprache, den Menschen, den Staat. Sie giebt das Bewußtsein des Lebens, nicht das Leben; die Form, nicht den Stoff; den Geschmack, nicht die Inspiration; den Verstand, nicht das Genie."

Aus diesen Sätzen ergiebt sich, daß De Sanctis vortrefflich erkennt, daß nur die schöpferischen Kräfte schaffen. Auch die Wissenschaft ist schöpferisch, ganz gewiß! insofern sie Wissen schafft. Aber Wissen ist nicht Fühlen, Schauen, Erfinden, Handeln u. s. w. Das Wissen kann in einem gewissen Maße das Fühlen, Schauen, Erfinden, Handeln leiten und lenken, aber nimmermehr kann die Wissenschaft die spontanen Kräfte und Triebe der menschlichen Natur ersetzen. Soweit dies der Sinn der De Sanctis'schen Rede ist, pflichten wir ihr durchaus bei, und wir wünschen ihr zahlreiche deutsche Leser, obschon uns ein anderer Theil der Rede minder gelungen erscheint, der nämlich, wo der Verfasser seine eignen Ausführungen schädigt, indem er von der allgemeinen philosophischen Höhe des Themas herabsteigt und etwas unvermittelt und unbestimmt gegen die specifisch-italienische Wissenschaft allerlei Vorwürfe erhebt, welche im Vergleich mit der Kritik aller Wissenschaft sehr unwichtig und klein erscheinen, ja sogar im innern Widerspruch stehen mit den allgemeinen Ausführungen. H.

Frankreich.

Pariser Brief.

Druon, Traduction des oeuvres de Synesius; **Sepet,** Le drame chrétien au moyen-âge; **Tusserand,** Le théâtre en Angleterre jusqu'aux prédécesseurs immédiats de Shakespeare; **De Grisy,** Histoire de la comédie anglaise au dix-septième siècle; **Sully Prudhomme,** La Justice.

In meinem letzten Brief (Magazin Nr. 36) berichtete ich über ein Buch des vor Kurzem verstorbenen Amédée Thierry, der für die Erforschung des fünften Jahrhunderts so viel geleistet hat. Als ein nicht unbedeutender Beitrag zu der Kenntniß derselben Epoche darf die Übersetzung der Werke des Bischofes von Ptolemais, Synesius, welcher der Übersetzer eine historische Einleitung vorangeschickt hat, betrachtet werden.*) Synesius wurde in Cyrene als Sohn einer reichen Familie geboren. Er studirte die Philosophie in Alexandrien, und war Schüler der berühmten Hypatia, die später in so grausamer Weise dem christlichen Fanatismus zum Opfer fiel. Dann begab er sich nach Athen, welche Stadt damals schon längst von der Höhe ihres literarischen Rufes herabgesunken war. Synesius wurde hier durch die öffentlichen Vorlesungen keineswegs befriedigt. Es herrschte unter den Lehrern eine der Wissenschaft sehr verderbliche Eifersucht. Zu gewissen Zeiten schickte der Professor seine ergebensten Schüler in verschiedene Gegenden Attica's, um ihm neue Mannschaft auszuheben: sie packten die ankommenden Füchse ohne weitere Umstände und zwangen sie mit geballter Faust zu der Fahne des hochgelehrten Meisters zu schwören. Aber die Gewalt war nicht das einzige Mittel, Jünger anzuwerben und an sich zu fesseln: um sie besser zu ködern, gab der Professor denjenigen, die sich durch ihren Eifer und regelmäßigen Collegien-Besuch auszeichneten, Töpfe voll Honig, und, wie Synesius sagt, war das köstliche Produkt des Hymettos eine wirksamere Lockspeise als der ganze Aufwand von Beredsamkeit, den der Professor machte. Nach Cyrene zurückgekehrt, wo er sich bald eines bedeutenden Einflusses erfreute, erhielt Synesius von seinen Mitbürgern den Auftrag, vor dem Kaiser in Constantinopel ihre Beschwerden zu vertreten. Die Stadt war nämlich damals von zwei sehr erbitterten Feinden, den Heuschrecken und den Barbaren, bedroht, und außerdem litt sie unter dem harten Druck einer alle Gesetze verletzenden Verwaltung; Synesius brachte in Constantinopel drei Jahre zu; er mußte den Hochmuth der Günstlinge und die Gleichgültigkeit eines Hofes ertragen, dem die Parteispaltungen und Palastintriguen keine Zeit ließen, sich mit Anderem zu beschäftigen. Endlich gewährte ihm Kaiser Arcadius eine Audienz und es gelang dem Bittsteller, die Beseitigung der Mißbräuche, unter denen seine Vaterstadt litt, zu erlangen. Ein unerwartetes Ereigniß beschleunigte seine Abreise: Byzanz wurde von einem plötzlichen Erdbeben heimgesucht; um sich in Sicherheit zu bringen, verließ Synesius das Festland in aller Eile und schiffte sich nach Afrika ein, ohne von seinen Freunden Abschied zu nehmen. Mit den Barbaren wurde man nicht so leicht fertig; sie hörten nicht auf, Cyrene zu bedrängen; sie waren des platten Landes Meister und hielten die Bürger in der befestigten Stadt so gut wie blokirt. Synesius nahm an dem Feldzug gegen die räuberischen Horden Theil und that sich durch seine männliche Entschlossenheit hervor. Später lebte er auf dem Lande, heirathete eine Christin aus Alexandrien, und als die Barbaren wieder Cyrene belagerten, der Gouverneur entflohen war und die kaiserlichen Soldaten der bedrohten Stadt keine Hülfe leisteten, stellte er sich an die Spitze der Belagerten und schlug die Feinde in die Flucht. Diese glänzenden Dienste hatten ihm die Liebe und Neigung seiner Mitbürger gewonnen; die Stadt, welcher er aus der Noth geholfen, bot ihm die bischöfliche Würde an. Die Stellung war zu jener Zeit bedeutsam und schwierig; der Bischof hatte nicht blos die Ketzereien zu bekämpfen und die heiligen Dogmen gegen jede Antastung zu beschützen, sondern auch in alle politischen Angelegenheiten thätig einzugreifen und die Bewohner vor jeder Unbill zu bewahren; er war nicht allein ein Vertheidiger des Glaubens, sondern der Schirmvogt der Stadt. Synesius war bereits zur katholischen Religion übergegangen, hatte aber die Weihen noch nicht empfangen. Lange Zeit widerstand er den Bitten seiner Landsleute: mußte er doch auf seine Ruhe, auf seine Jagdfreuden verzichten, ja sich von seiner Frau scheiden. Endlich entschloß er sich das bischöfliche Amt zu bekleiden und ließ sich in Ptolemais (der Metropolis der Cyrenaica) nieder.

*) Oeuvres de Synésius, évêque de Ptolémais dans la Cyrénaïque au commencement du V. siècle, traduites entièrement pour la première fois en français et précédées d'une étude biographique et littéraire par H. Druon. Paris, Hachette.

Gleich bot sich ihm die Gelegenheit, seine Rolle eines Beschützers zu spielen. Der Sohn eines Fischers, Andronicus, der durch Ränke und Kriecherei zu der Stellung eines Gouverneurs emporgekommen war, belastete die Provinz mit schweren Abgaben, ließ Jeden, der ihm mißfiel, hinrichten, kurz, übte eine tyrannische Gewalt. Synesius that ihn in den Kirchenbann und erwirkte bei dem kaiserlichen Hof seine Absetzung. Die letzten Jahre des Bischofs wurden durch den Tod seiner Söhne und neue Einfälle der Barbaren (der Ausurier) verdüstert. Er starb in der Reife des Alters, der letzte Ruhm und Stolz der Cyrenaica, der griechischen Colonie, die mehrere Jahrhunderte hindurch im vollen Glanz der Künste und Wissenschaften gestrahlt hatte und nun in die Finsterniß der Barbarei versinken sollte. Aus den Briefen, die Synesius hinterlassen, tritt er uns als ein liebenswürdiger, thätiger Mann entgegen: sein Stil ist lebendig, elegant, voll pikanter Wendungen und sinnreicher Gegensätze; auch rühmt man ihm gewöhnlich einen gewissen Schwung der Phantasie und eine große Belesenheit nach. In der That ist er ein arger Pedant und kramt allzu gern mit unerfreulicher Schulsteifheit seine Gelehrsamkeit aus: Alles ist bei ihm gesucht und gekünstelt; seine Briefe sind mit gewaltigem Fleiße ausgearbeitet, sie riechen nach der Lampe und zeigen niemals jene anmuthvolle Nachlässigkeit, jene reizende Ungezwungenheit, die wir zum Beispiel in den Briefen einer Frau von Sevigné bewundern. Unwillkürlich denkt man an Balzac, an Voiture, an all die Schöngeister des Hôtel de Rambouillet; zur Zeit des Bischofs von Cyrene wie zur Zeit des „salon bleu" schrieb man nicht einen Brief, um sein Herz auszuschütten, sondern um einen literarischen Erfolg zu erlangen, um in den Ruf eines gewandten Schriftstellers zu kommen. Synesius' Briefe wurden öffentlich gelesen, von Haus zu Haus herumgetragen und erregten überall enthusiastische Bewunderung. Sagt er doch einmal, daß er nicht an Marcian zu schreiben wage, weil die Gelehrten alle seine Fehler sorgfältig heraussuchen würden; er kümmert sich um die Meinung einer Coterie, die „alle Silben" in seinem Stil herausklaube! In einem interessanten Brief erzählt er von einer Reise, die er von Alexandrien nach Cyrene unternommen. Mit satirischer Laune und komischem Humor schildert er die Mannschaft des Schiffes: alle waren mißgestaltet, und Jeder hatte einen Spitznamen: der Kropfmensch, der Schielende u. s. w. Auch viele Frauen waren da, die eine zerrissene Gardine von den Männern trennte; aber Priapus selbst wäre hier tugendhaft gewesen, denn ein Sturm entstand und der Steuermann, ein Jude, anstatt seine Pflicht zu thun, setzte sich gelassen nieder und fing, da es Samstag war, an die Bibel zu lesen, ernst und gravitätisch wie ein Schriftgelehrter. Umsonst drohte ein Soldat dem frommen Mann den Degen in den Leib zu stoßen; er war „ein echter Machabäus, ein strenger Befolger des Gesetzes". Um zwölf aber stellte er sich an seinen Posten wieder hin: „das darf ich nun, sagte er, da wir in Todesgefahr schweben" und er freute sich über den Schiffbruch, wodurch er seinen Gläubigern entgehen würde. Der ganze Brief wäre ein Meisterstück der Erzählung, hätte nicht Synesius ihn durch unerwartete Citate und eitles Wortgepränge verdorben. Trotzdem ist Synesius' Briefwechsel für die Kenntniß seiner Zeit sehr wichtig. Man ersieht darin, wieviel der Patriarch von Alexandrien über den afrikanischen Klerus vermochte; der allmächtigen Herrschaft eines Theophilus huldigt Synesius mit tiefer Ehrfurcht und schrankenloser Hingebung. Man gewahrt die Leidenschaften, welche den Frieden der christlichen Kirche stören; es gab Priester und Bischöfe, die in der Stadt, wo sie das Wort Gottes verkünden sollten, keinen bleibenden Aufenthalt nehmen mochten und sich anderswo herumtrieben, um den Strapazen ihres Amtes zu entgehen. Auch enthüllt sich vor unseren Augen die Schwäche und Ohnmacht des Reichs; Synesius bittet die Regierung bloß um hundertundsechzig Soldaten, man schickt sie nicht, sehr pünktlich aber schickt man einen raubgierigen Gouverneur, der auf Kosten der Provinz sein Vermögen wieder in guten Stand setzt. Was die Übersetzung betrifft, so ist sie correct, aber oft schwerfällig und weitschweifig und giebt von Synesius' Stil keinen Begriff; es verschwimmen und verschwinden in dem correcten Französisch alle Kunstgriffe und Spitzfindigkeiten, und die sophistische Färbung tritt nicht genug hervor.

Das Buch des Herrn Sepet über das christliche Drama im Mittelalter*) ist eine Sammlung von Aufsätzen, die in katholischen Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind. Daher in dem ganzen Werk ein großer Enthusiasmus für das Mittelalter, eine glänzende Verherrlichung des Katholicismus und viel Widerwillen gegen die „sogenannte von der Kirche besiegte Reform und deren trockene unsinnige Lehren und bilderstürmerische Wuth." Dennoch sind die sechs Studien, die das Buch ausmachen, sehr anziehend. Die erste, „die französische Tragödie und das Nationaldrama", ist eine Einleitung, worin der Verfasser sich mit Fug und Recht gegen den „esprit universitaire" erhebt, d. h. gegen den Geist, den die meisten Lehrer in Frankreich noch heutzutage ihren Schülern einimpfen, den dilettantischen Geist, der die strenge historische Forschung verschmäht. In der zweiten Studie ebensowohl wie in der dritten („der Weihnachtscyclus" und „der Cyclus der Osterfeier") erklärt uns Sepet den Ursprung des großen dramatischen Cyclus, dem die Passionsgeschichte zu Grunde liegt. Die vierte Studie hat er den „Miracles" gewidmet, deren das Leben der Heiligen in Hülle und Fülle bot, und führt ein Miracle des heiligen Nicolaus, des Schutzpatrons der Studenten, als Beispiel an. Die fünfte stellt uns eine dramatische Vorstellung am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dar: der Verfasser versetzt uns in eine französische Stadt, wo die vornehmsten Bürger nach reiflicher Überlegung beschlossen haben, sich an einem geistlichen Schauspiel zu ergötzen und der etwa erkaltenden Andacht des Pöbels dadurch neue Wärme zu geben; dabei wird keine Einzelheit vergessen, kein Umstand außer Acht gelassen: die Abfassung und Ausarbeitung des mit schlechten Witzen gehörig gewürzten Mysteriums, die Wahl der Schauspieler und Statisten, die Errichtung eines festen Schaugerüstes, die Anschaffung der Vorhänge, Tapeten und Möbel, die feierliche Ankündigung des Festes unter Trompetengeschmetter, die Vertheilung der Rollen und die Proben, die Schwierigkeiten, die plötzlich entstehen und allmählich beseitigt werden, endlich die Vorstellung und das Zujauchzen des wohlwollenden Publikums. Sepet's sechste Studie ist betitelt: „ein christliches Drama im sechzehnten Jahrhundert". Dieses Drama ist eine unedirte Tragödie des normannischen Priesters Thomas le Coq „tragédie représentant l'odieus et sangiant meurtre commis par le maudit Caïn à l'encontre de son frère Abel, extraite du 4. Chapitre de Genese". Wie Sepet sagt, ist diese Tragödie kein Meisterwerk, enthält aber schöne Stellen, und lesenswerth ist die Scene, in der ein Engel dem zitternden Kain den Richterspruch Gottes mittheilt und das Siegel der Verdammniß aufdrückt.

Einen fast identischen Gegenstand behandelt Jusserand in einem Buch über das altenglische Theater**). Nachdem er über-

*) Le drame chrétien au moyen-âge, par Marius Sepet. Paris, Didier.

**) Le théâtre en Angleterre depuis la conquête jusqu'aux prédécesseurs immédiats de Shakspeare, par Jules Jusserand. Paris, Hachette.

die „Mysteries“ und „Miracle-plays“ berichtet, die, im Kloster entstanden, von da aus in die Kirche, von der Kirche in die Straße übersiedelten, zeigt er wie die Allegorie im Mittelalter Alles beherrscht hat, wie der Schwung der dichterischen Phantasie von den endlosen Dissertationen und dem unnützen Kram der moralischen Sprüche gelähmt wurde, wie die Personen, anstatt lebendig aufzutreten und uns durch echtmenschliche Leidenschaften zu erschüttern, sich in langweilige Erörterungen ergossen und uns durch den Schwall der abstracten Begriffe und klassischen Reminiscenzen langweilen. Selbst Skelton, ein Mann von sprühendem Witz, der den hochstrebenden Cardinal Wolsey mit schneidendem Spott überschüttete, verfaßte solche frostige Stücke. Auch John Heywood wurde von der Strömung mitgerissen, auch er konnte sich der Neigung für das Sinnbildliche nicht entziehen; aber sehr witzig verspottet er den Pilger und den Apotheker, und sein „Johanjohan“ ist ein sehr gelungener Typus des betrogenen Mannes, der, obgleich schwachköpfig und charakterlos, seine Frau zu bändigen schwört und sich von der herrschwüthigen Furie bei der Nase herumführen läßt. Schon blickte die Komödie aus den Possenspielen hervor: „Gammer Gurton's Needle“ ist das Meisterwerk des altenglischen Theaters; den unbekannten Verfasser vergleicht Jusserand, nicht ohne Recht, mit Plautus. Da aber kam die Reform und wieder regneten die Moralstücke hageldicht: in England John Bale, Bischof von Ossery, in Schottland David Lindsay, ein Wappenkönig, richten in ihren Stücken die beißendsten Angriffe gegen die katholische Religion. Auf die Reform folgt die Renaissance: es entsteht ein Kampf zwischen den Literaten und Gelehrten; die die Nachahmung der Alten predigen, und dem volksthümlichen Geist. Whetstone, Northbrooke, Gosson verwerfen alle die Freiheiten, die sich die Dramaturgen gegen die Wahrheit herausnehmen und rücken ihnen die Zügellosigkeiten vor, die sie auf die Bühne bringen. Sidney, ein vornehmer Herr, dessen Herz der antiken Kunstschönheit gehört und dessen Wahlspruch ist „odi profanum vulgus et arceo“, tritt in die Schranken, um die Vernunft und Aristoteles in Schutz zu nehmen. Einer seiner Standesgenossen, Lord Buckehurst, verfaßt die erste klassische Tragödie des englischen Theaters, „Gorboduc“, welche von feierlichen Reden und langen philosophischen Gemeinplätzen wimmelt. Die „Herren von Grayes-Inne“ ahmen Seneca's Manier nach; in anderen Stücken schreibt man die Alten rücksichtslos und ganz wörtlich ab: daher, unter Elisabeth, die Ziererei und Unnatur, die im Schwunge war; daher der schwülstige Stil eines Lilly und der Euphuism, d. h. die Kunst, die Unterhaltung mit Wortspielen und Räthseln, mit seltsamen Vergleichungen und Citaten zu spicken; daher auch die gesuchten Anspielungen und die bombastischen Complimente, die studirten Witze und der gespreizte Ton der Leidenschaft selbst bei einem Shakespeare. Aber mitten in der außerordentlichen Gährung der Geister war das Nationaldrama entstanden. Das damalige Geschlecht war ein glühendes, ungebändigtes, voll Energie und Kühnheit, voll Phantasie und Feuer. Selbst wenn sie alterthümliche Stoffe behandelten, blieben die jungen Dramaturgen durchaus englisch und packten durch gemüthlichen Volkshumor ihr Publikum. Allein auch der Nationalgeschichte entnahmen sie ihre Stoffe, und die Siege der englischen Könige, Crécy, Poitiers, Azincourt, fanden auf der Bühne den wärmsten Beifall. Ebensogern aber versetzten sich die Dramenschreiber in eine phantastische Welt, mitten unter Zauberer und Hexenmeister, und in manchen Tiraden von „Arden of Faversham“, von „A Warning for faire women“ bewundert man eine innige schwungvolle Empfindung. Auf die namenlosen untergeordneteren Geister, die das Nationaldrama zu gedeihlicher Entwickelung gebracht haben, folgen bald Green, Nash, Peele, mit gewaltiger Schöpferkraft begabte Männer, und Shakespeare, in dem Alles, was seine Vorgänger und Zeitgenossen angeregt und vorbereitet haben, eine großartige Erfüllung finden soll. Im Ganzen wird Jusserand's Buch in Frankreich willkommen geheißen. Zwar hat er Manches zu ausführlich erörtert, ist über Anderes zu leicht hinweggegangen; er führt Ward's vortreffliches Buch nicht einmal an. Indessen die Grazie der Darstellung geht ihm nicht ab.

Der englischen Komödie des siebzehnten Jahrhunderts hat Herr von Grisy,*) der sich schon durch eine Abhandlung über Otway bekannt gemacht hat, eine eingehende Studie gewidmet. Auch er führt Ward's Werk nicht an; er hat aber D'Israeli, Harlitt, Macaulay, unter den Franzosen Mézières benutzt und den dritten Band der Geschichte der englischen Literatur von Gätschenberger nachgeschlagen. Die vier Komiker, Wicherley, Congreve, Vanbrugh und Farquhar, „the old dramatists“, wie man sie in England genannt hat, behandelt er nach der Reihe. Alle vier sind einander nahe verwandt; bei allen vier finden sich dieselbe Schamlosigkeit und Rohheit, derselbe Cynismus, derselbe freche herausfordernde Ton, dieselben Sittenschilderungen, dieselbe Darstellung der zeitgenössischen Laster und systematische Nachahmung der Franzosen. Auf die fremden Anregungen und Einwirkungen, unter denen sich die damalige Komödie entwickelte, legt Grisy ein großes Gewicht. Die Engländer, welche von Wicherley und Farquhar geschildert worden sind, neigen alle zum fremdländischen Wesen hin, streben alle die französischen Sitten, die Liederlichkeit ebensowohl wie die Eleganz nachzuahmen: Versailles ist damals für Whitehall ein verlockendes Vorbild; mit großer Perrücke, mit rothen Absätzen und Zwickelstrümpfen, mit einem schönen Federhut treten alle Personen auf und erinnern uns an die Höflinge und Marquis von Molière. Allein obgleich die englischen Dramatiker bei dem großen Komödiendichter in die Schule gingen, wußten sie ihm nicht das Geheimniß seiner einfachen edlen Manier abzulauschen. Sie kannten nicht den Unterschied zwischen dem Schwank und dem echten Lustspiel, zwischen dem Burlesken und dem Hochkomischen. Die Wirklichkeit stellten sie in ihrer abschreckenden Nacktheit dar, und anstatt heiterer Laune und feiner Scherze boten sie dem englischen Publikum die groben Späße betrunkener Clowns, die derben Flüche und Zoten prahlerischer Wüstlinge. Vielleicht ist Grisy gegen die „alten Dramatisten“ zu streng: vitium est temporis potius quam hominis. Die Rückkehr Karl II. hatte alle niedrigen und selbstsüchtigen Leidenschaften entfesselt. Man fing wieder an, ein lustiges Dasein zu führen, man stürzte sich in alle Ausschweifungen des Körpers und des Geistes; es erwachte in Allen eine grenzenlose ungezügelte Lebenslust. All zu lang hatte man die ungesunde Luft der Heuchelei und Lüge geathmet: die Zeit war gekommen, wieder einmal herumzustreichen und nach den Gelüsten des Fleisches und den Eingebungen der Phantasie zu handeln. Man lese Pepy's, Burnet's und Hamilton's Memoiren; man sehe die großen Herren, die Soldaten und Matronen, die „Countrymen“ nach London herbeieilen, um alle Freuden, die sie entbehrt, in wilder Hast zu genießen. Das Theater mußte den Forderungen solcher Zuhörer gehorchen, das Lustspiel mußte von Schlüpfrigkeit, Unzüchtigkeit und Freigeisterei überströmen.

Nicht nur auf literaturgeschichtlichem Gebiet, auch in der Poesie liegt manches Neue vor. Der jüngste Sommer ist sogar

*) Historie de la comédie anglaise au dix-septième siècle (1672—1707), par A. de Grisy. Paris, Didier.

an Poeten sehr reich gewesen. Aber nur Wenigen hat das französische Publikum ein aufmerksames Ohr geschenkt. Aus der Menge der angeblichen Dichter ragen kaum zwei oder drei bedeutendere Talente hervor. Bei den übrigen gewahren wir stets dieselbe affectirte Zerrissenheit, denselben gezwungenen Schmerz über den beklemmenden Druck der modernen Welt. Fast alle diese sogenannten Poesien haben bestenfalls nur ein Verdienst aufzuweisen: eine handwerksmäßige Fertigkeit; kaum ein Gedicht ist von echter Begeisterung getragen, von der ergreifenden Wahrheit eigener Erlebnisse durchdrungen: bei Allen, selbst bei den anspruchvollen „Parnassiens", die größte Armseligkeit des dichterischen Vermögens. Daher der um so größere Erfolg Sully-Prudhomme's, des Übersetzers von Lucrez, des Verfassers der „Epreuves", der „Stances" und des Gedichts la „Justice", in dessen Werken wir ächten Gedankengehalt und tiefe Poesie niemals vermissen. In seinem jüngsten Buch „La Justice"*), versucht er sich an einem Problem, welches von jeher die edelsten Geister der Menschheit gequält hat. Wenn es eine Gerechtigkeit, ein Recht, einen die Menschen nach Verdienst belohnenden und bestrafenden Gott giebt, warum siegt doch immer wieder das Unrecht, warum gewinnt die rohe Gewalt immer wieder die Oberhand, trotz aller Empörung der menschlichen Seele, trotz des Schreis unseres Gewissens? Umsonst durchschweift der Dichter die Welt, um die Gerechtigkeit zu finden; von den Pflanzen und Thieren zu dem Menschen hinauf trifft er nichts als Gewalt, die dem Stärkeren dient und den Schwächeren erbarmungslos zerschmettert. Von diesem entsetzlichen Krieg erschrocken, den alle Gattungen und Geschlechter unablässig gegeneinander führen, wendet sich unser Dichter an die Gelehrten, an die heitere auf den Höhen der Menschheit wohnende Wissenschaft. Umsonst! Weit entfernt ihm den heißersehnten Trost zu gewähren, beweist ihm die Wissenschaft klar und kaltblütig, daß alle Schrecknisse und Abscheulichkeiten, die er sieht, Nothwendigkeit sind.

Ainsi tout animal, de l'insecte au géant,
En quête de la proie, utile à sa croissance,
Est un gouffre qui rôde, affamé par essence,
Assouvi par hasard et par instinct béant.
Aveugle exécuteur d'un mal obligatoire,
Chaque vivant promène, écrit sur sa mâchoire,
L'arrêt de mort d'un autre, exigé par sa faim.

Trotzdem thut der Dichter Einspruch gegen all diese Gräuel. Er spürt in sich einen unwiderstehlichen Drang, für die Unterdrückten sein lautes begeistertes Wort zu erheben. Er blickt in sein eignes Herz und allmählich faßt er Muth und Zuversicht, indem er das Recht, das allen Mächten unerschütterlich trotzende, in sich findet. Hic murus aheneus esto. Da liegt der Adel und die Größe des Menschen, da liegt seine Macht: das Recht des Gewissens setzt er der Gewalt entgegen. Wohl ist vormals der Begriff des Rechts in der Seele des Menschen dunkel und unbestimmt gewesen; wohl wollte der Mensch von dem Recht nichts wissen und ließ sich von thierischen Leidenschaften hinreißen. Nach und nach hat er doch die Stimme des Rechts deutlicher vernommen, und manchen rohen Begierden, manchen niedrigen Lüsten nicht mehr so leichtes Gehör gegeben: vor der Frau ist er ehrfurchtsvoll geworden, den Besiegten hat er mit Milde behandelt, er ist nicht mehr so unbarmherzig und unversöhnlich wie vorher. Wird also das Recht nicht mehr und mehr, von Jahr zu Jahr, seine Macht erweitern und sich endlich über die ganze Welt erstrecken? Sehr schön hat der Dichter die allmähliche Veredlung der Welt ausgemalt und den endgültigen Sieg des Rechts gepriesen. Doch scheint es uns, daß er in dem ersten Theil seines Werkes, da wo er die Leiden und Qualen unseres Geschlechts schildert, eine schwungvollere Sprache rede; und freilich bildet die Darstellung der menschlichen Schmerzen und des ungeahndeten Unrechts der dichterischen Phantasie den ergiebigeren Stoff. Sully-Prudhomme ist zugleich ein Dichter und ein Denker, ihm liegt die Sache ebenso sehr am Herzen wie der Stil, und der Grundzug seines Wesens ist die Einheit der poetischen Empfindung und des philosophischen Geistes. Der Vers, sagt er in der Vorrede, ist dazu geeignet, allen Gefühlen, ja allen Begriffen die höchste Weihe zu verleihen, und es giebt auf dem ganzen Gebiet des menschlichen Denkens nichts so Erhabenes, nichts so Tiefsinniges, was der Dichter nicht besingen darf. Aber das Philosophiren artet bei Sully-Prudhomme nie in trockene Lehrhaftigkeit aus, macht ihn niemals unfähig, einen hohen Flug zu nehmen. Zwar ist er nicht immer anmuthig, es kommen hie und da Härten vor, es steht ihm nicht überall der süße Wohllaut der Melodie zu Gebote. Oft aber erreicht er die volle Vollendung der Form und erhebt sich zu einer Würde und Hoheit, die uns an die gewaltige Sprache eines Lucrez erinnert. Auch durchzieht eine tiefe Wehmuth das ganze Buch, eine herbe Melancholie, die ihm einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Ob er sich gleich den herrlichsten Hoffnungen hingiebt, wird der Dichter doch, wie Lucrez, sein Muster, von einer trüben und dunkeln Stimmung verfolgt. Er geht nicht so entschlossen und beherzt wie er sagt, der unbekannten Zukunft entgegen. Bange und mit beklommenem Herzen schreitet er auf dem mühseligen Lebenswege voran, und obwohl er froh und munter aussehen will, trägt er doch im tiefen Herzen bitteren Zweifel und schmerzvolle Besorgniß. Wie zahlreich und gefährlich sind die Hindernisse, auf die das menschliche Geschlecht täglich stößt; wie gewaltsame Mittel müssen wir anwenden, um solche Hemmnisse, eines nach dem andern, zu überwinden; wie viele Unvollkommenheiten und Schwächen, wie viele verrottete Vorurtheile und verderbliche Leidenschaften, die mit unserem Wesen innig verbunden sind, treten der Herrschaft des Rechts entgegen!

Jamais les défenseurs de la culture humaine
N'ont dû, pour la sauver, combattre autant que nous
Le froid, la sécheresse et le torrent jaloux
Des appétits lancés par le jeûne et la haine.

Séculaire fouillis de lois, d'us et de moeurs,
Notre monde, à la fois si caduc et si riche,
Ressemble à la forêt qu'à la hâte défriche
Tout un peuple accouru d'ardents explorateurs.

. . . .

Les assiégeants y sont et l'attaque est hardie.
Les uns, impatients d'un paresseux progrès,
Prétendant que la cendre est le meilleur engrais,
Condamnent la forêt entière à l'incendie.

Les autres, respectant son âge et ses beautés,
Merveilles de la sève à grand' peine obtenues,
Y veulent seulement percer des avenues,
Y faire entrer le jour et l'air de tous côtés.

. . . .

Ainsi les pionniers sont en pleine discorde:
Le feu rôde et déjà s'attaque aux plus vieux troncs,

---

*) La Justice, poëme par Sully-Prudhomme. Paris, Lemerre.

Tandis que se balance aux mains des bûcherons
Le fer aidé des bras qui tirent sur la corde.

. . . .

Hélas! abattre est dur et ne nous sourit point,
A nous que l'ombre tente et la verdure attire.
Nous, dont jamais les doigts n'ont su quitter la lyre,
Faut-il que nous marchions avec la hache au poing?

„La Justice" enthält eine große Anzahl Sonette, eine Gattung, worin Sully-Prudhomme ein Meister ist. Auf je einer Seite drückt der Dichter in einem Sonette seinen herzverzehrenden Schmerz aus; auf jeder folgenden Seite antwortet ihm das Gewissen in vier Strophen (jede Strophe zu vier Versen). Doch läßt sich nicht leugnen, daß dieses ewige Fragen und Erwiedern dem Gedicht etwas Einförmiges giebt. A. Chuquet.

England.

Englische Briefe.

Gairdner, Richard III.; Tacitus and Bracciolini; **Stevenson**, An Inland Voyage; **Marshall**, The Annals of Tennis; **Nares**, Narrative; **Markham**, The Great Frozen Sea; **Stamer**, Dolce Napoli. **Eliot**, A college Breakfast-party.

London, im September.

Heutzutage, da die Ehrenrettung und Weißwaschung historischer Verbrecher so sehr zur Mode geworden ist, erstaunt man fast, einem Schriftsteller zu begegnen, welcher den skeptischen Ansichten über Geschichte die traditionellen entgegenzustellen versucht. Unter all den königlichen Verbrechern der englischen Geschichte ist Richard der Dritte die düsterste Erscheinung. Herr Gairdner untersucht in seiner Monographie*), inwieweit zureichende Gründe dafür vorhanden sind, die Tradition, die uns jenen König in solch schwarzen Farben malt, in Frage zu stellen. Von der Unterstellung ausgehend, daß Richard in Wirklichkeit kein Tyrann gewesen, daß vielleicht die Voreingenommenheit der Lancastrischen Geschichtschreiber die Thatsachen verdreht haben möge, unterwarf Herr Gairdner die Frage einer sorgfältigen Prüfung. Er gelangte so zu dem Schlusse, daß eine sorgfältige Erforschung der Thatsachen geeignet ist, die Vorstellung zu bestätigen, die wir über König Richard aus Thomas Morus und den Dramen Shakespeare's, welcher die Darstellung des Historikers dramatisirte, erhalten haben. Richard war kein Ungeheuer, wohl aber das natürliche Erzeugniß ungeheuerlicher und schrecklicher Zeiten, ein verwegener, gewissenloser Mann, der, unter Bürgerkriegen aufgewachsen, sein Leben lang nichts als Gewaltthätigkeit und Treubruch vor Augen gesehen hatte. Überdies war er ehrgeizig, und durch keine Bedenken zurückgehalten, schreckte er vor keinem Frevel zurück, sobald es sich darum handelte, seinen Zweck zu erreichen. Sorgfältig untersucht der Verfasser jede dieser Missethaten, aber wiewohl einige in gemildertem Lichte erscheinen, kann er keine einzige gänzlich beseitigen. Eine der von Gairdner angeführten Thatsachen ist insofern von Interesse, als sie Licht wirft auf einen seltsamen Zwischenfall in Shakespeare's Drama, die Bereitwilligkeit nämlich, mit der Anna Nevill sich dazu versteht, den Mörder ihres Verlobten zu heiraten. Es hat dies zu vielen Erörterungen und Deutungen Anlaß gegeben; aber, wie Gairdner beweist, war die Dame zu jener Zeit erst vierzehn Jahre alt und wahrscheinlich blieb ihr keine andere Wahl; sie war eine reiche Erbin, das heißt für jene Zeit, daß ihre Hand ein Gegenstand des Handels und Schachers war, und außerdem mögen politische Rücksichten ihre Familie bewogen haben, in diese Heirat zu willigen.

Nachdem der Verfasser also auf Grund sorgfältiger Forschungen zu der überlieferten Anschauung über Richard's III. Charakter gelangt ist, zieht er die allgemeinere Folgerung, daß der skeptische Geist für die Geschichtschreibung höchst gefährlich ist, und daß der Versuch, die Tradition zu beseitigen, bei der Untersuchung originaler geschichtlicher Quellen etwas Ähnliches ist wie der Versuch, eine fremde Sprache ohne Lehrer zu lernen. Wiewohl diese Ansicht in so apodiktischer Form Widerspruch herausfordert, so werden doch unparteiische Forscher zugeben, daß es wohl am Platze ist, wenn einmal Jemand der heute beliebten Tendenz entgegentritt, jede Angabe zurückzuweisen, nur aus dem Grunde, weil sie traditionell ist.

Mit einer kurzen Abhandlung über Perkin Warbeck schließt das Buch. Dem Verfasser ist es gelungen, aus Documenten, die er fand in den Archiven von Courtray und Tournay, (letzteres war der Geburtsort Warbeck's), ein neues Licht zu werfen auf den Ursprung dieses Betrügers, der sich für den Herzog von York ausgab und eine Zeitlang eine gefährliche Rebellion zu erregen vermochte.

Das anonym erschienene Buch über „Tacitus und Bracciolini"*) ist eine historische Rehabilitation anderer Art, und erinnert unwillkürlich an Freytag's „Verlorene Handschrift". Der Autor will den Beweis führen, daß die „Annalen" des Tacitus das Werk eines Fälschers des fünfzehnten Jahrhunderts seien und zwar sei der Fälscher kein anderer als Poggio Bracciolini, der die Geschichte von Florenz geschrieben. Aber die Gründe, aus denen er die Annalen für unecht erklärt, beruhen nicht auf irgend welchen Principien historischer Kritik. Sie laufen hinaus auf Stilfragen, auf Unterschiede wie sie leicht vorkommen, wenn ein Autor älter geworden ist, und auf kleinlichen historischen Bemängelungen von geringem Gewichte. Überdies geht der Verfasser von vornherein von der Annahme aus, daß die Annalen gefälscht seien und sein Buch wird dadurch eine bloße Advocatenarbeit. Zwar klingen einige seiner Argumente plausibel und sind unbestreitbar höchst geistreich, aber alle englischen Gelehrten und Latinisten von Ruf sind einstimmig in deren Verwerfung. Seine Theorie, durch welche er einen hervorragenden Mann groben Betruges anklagt, ist in Kurzem folgende: Verglichen mit den „Historiae" des Tacitus, enthalten die „Annalen" eine große Anzahl Widersprüche, in Bezug auf Thatsachen und Personen, Abweichungen von der Wahrheit in Bezug auf altrömisches Leben, grammatikalische Schnitzer und Wortanwendungen, deren sich weder Patricier noch Plebejer des alten Roms bedient haben würden, und überdieß eine Menge anderer Dinge, die, wie der Autor sagt, „für jeden intelligenten und nüchtern denkenden Geist sofort die absolute Unmöglichkeit beweisen, daß die Annalen aus Tacitus' Feder hervorgegangen seien". Nachdem er auf Irrthümer aufmerksam gemacht, die ihm zufolge ganz entschieden auf Fälschung hinweisen (wobei er jedoch gänzlich in Betracht zu ziehen vergißt, durch wie viele Abschriften die Annalen hindurchgegangen sein müssen) entwirft er eine ausführliche Schilderung

*) History of the Life and Reign of Richard III., to which is added the story of Perkin Warbeck form original documents, by James Gairdner. London, Longmans, 1878.

*) Tacitus and Bracciolini: the Annals forged in the 15th century. London, Diprose & Bateman. 1878.

des Betruges vom ersten Plane bis zu dessen Vollendung, giebt die Summe an, die dafür bezahlt, die Abtei, wo die falsche Handschrift angefertigt wurde (Fulda) und andere Einzelheiten, die ihm zufolge den Schwindel unwiderleglich darthun. Jedoch zum Unglück für die von dem Autor aufgestellte Theorie enthalten seine Argumente unzählige Lücken und Mängel; dessen ungeachtet ist das Buch eine Merkwürdigkeit, sowohl wegen des unstreitigen Scharfsinnes, mit dem es geschrieben, als wegen der Stilverschiedenheiten bei Tacitus, auf die es die Aufmerksamkeit lenkt.

In „An Inland Voyage"*) sehen wir das Erstlingswerk eines jungen Autors vor uns, der bereits durch mehrere in Zeitschriften veröffentlichte Erzählungen und Essays Aufmerksamkeit erregt hat. Das Buch beschreibt uns eine Bootfahrt, die der Verfasser in Gesellschaft eines Freundes im Sommer 1876 durch die Canäle und Flüsse Flanderns und Nordfrankreichs unternahm. Die Reisenden wurden von einem Sommerwetter begünstigt, wie wir es als das erb- und eigenthümliche Privileg Englands zu betrachten gewohnt sind, d. h. es war naß und kalt; aber dies dämpfte in keiner Weise ihre nordische Energie. Von dem Regen und dem Flußwasser, das fortwährend in ihre Boote spritzte, bis auf die Haut durchnäßt, sahen sie traurig genug aus; was Wunder daher, wenn, mit wenigen Ausnahmen, respectable Hôtelbesitzer hartnäckig sich weigerten, sie für zahlungsfähige Gentlemen zu halten, und sie auf weniger einladende Quartiere verwiesen. Selbst in diesen schäbigen Herbergen durften sie nicht über die Küche hinaus und wurden daher oft mit seltsamen Genossen zusammengeworfen. Diese Mißgeschicke schildert uns der Verfasser in humoristischer und lebendiger Weise. Ohne solche unerwarteten Hindernisse hätten die Reisenden schwerlich die kleinen Abenteuer erlebt, deren Erzählung diesen Kahnerlebnissen, die sonst wohl etwas nach Eintönigkeit schmecken würden, einige Würze verleihen. Die Naturschilderungen sind gut, wiewohl excentrisch und ein wenig japanesischen Landschaftsgemälden ähnlich, insofern sie einen Punkt, der dem Verfasser aufgefallen, hervorheben und andere von gleicher oder selbst größerer Wichtigkeit gänzlich außer Acht lassen. Der Verfasser moralisirt sehr gern, aber die Betrachtungen, die er anstellt, sind bald seltsam und paradox, bald jugendlich „grün", das Ganze steckt in einem gezierten, halb feierlichen, halb archaistischen Stil, der nicht scharf genug getadelt werden kann; dieses Gekünstel ist in der Mode und jeder begabte junge Autor sollte sich davor hüten. Daß Herr Stevenson Talent besitzt, wird vollauf auch durch dieses kleine Werk bewiesen.

Das Werk von Marshall**) ist der erste Versuch, der je gemacht werden, eine allgemeine Geschichte des Ballspiels und seiner Regeln zu schreiben. Das Werk ist eine wahre „edition de luxe", auf feinem Papier in eleganten Typen gedruckt, die Abbildungen sind sorgfältig ausgeführt und fast alle Facsimiles seltener Originale, zumal aber hat der Verfasser das Material mit wahrhaft bewundernswerther Sorgfalt und Ausdauer gesammelt. Viele, die geneigt wären, die Geschichte eines Spieles von vornherein für geistlos zu erklären, werden darüber erstaunen, wie viele interessante historische Thatsachen mit dem Ballspiel verknüpft sind, welches aus klassischen Zeiten herrührt und bei den Griechen und den Römern, die es „pilae ludus" nannten, in hohem Ansehen stand. La Paume der Franzosen, Il Pallone der Italiener und das in England heute so beliebte „Lawn-tennis" (longue paume, in England long paulmis genannt, woraus lawn-tennis entstanden ist) sind Abarten desselben. Die Bücher, die von diesem Spiele handeln, sind in der allgemeinen Literatur gänzlich unbekannt und meistens sehr selten, aber der Verfasser ist in der Auffindung derselben unermüdlich gewesen und hat ein durchaus erschöpfendes Werk zu Stande gebracht, das uns die allmähliche Entwicklung des Spieles erzählt und die vergleichende Geschichte seiner Regeln bis auf die gegenwärtige Zeit hinab verfolgt. Soweit, als dies in einem Buche möglich, lehrt er uns das Spiel, zeigt, wie das Schlagnetz gehalten werden und wie der Spieler stehen soll, und erklärt uns mathematisch die verschiedenen Effecte, die dem Balle durch die verschiedenen Arten des Schlagens mitgetheilt werden. Außer persönlichen Erinnerungen und interessanten Anekdoten, Schilderungen von Ballhöfen (Tennis-courts) und Ballgeräthschaften, enthält das Buch einen Anhang voll umständlicher Einzelheiten und ein höchst sorgfältiges und genaues Inhaltsverzeichniß. Niemals däucht uns, hat ein Spiel einen so gründlichen Geschichtschreiber gefunden und glücklicherweise ist der Gegenstand die darauf verwandte Sorgfalt werth. Denn vom Ballspiel wird behauptet, daß es der König der Spiele, oder wie ein anderer sich ausgedrückt hat, das Spiel der Könige ist.

Ein Mitarbeiter der „Times" hat die etwas komische, aber im Wesentlichen richtige Bemerkung gemacht, daß die arktische Expedition unter Captain Nares*) ihren Zweck völlig erreicht hat, indem sie bewies, daß derselbe gänzlich unausführbar ist. Die Schilderung der Reise ist in der That trübselig und kann nur für diejenigen von Anziehungskraft sein, die nicht genug Beschreibungen von Eismeerfahrten lesen können. Das Hauptwerk der Expedition war die Erreichung des Nordpols. Dies mißlang und keine anderweitigen positiven Ergebnisse wiegen das Mißlingen auf. Die beiden Bände machen uns zu bewundernden Zeugen großen Muthes und großer Aufopferung bei schlechter Verwendung und Mangel an Methode, die ebenso charakteristisch für die englische Nation sind, als die Energie, mit der dagegen angekämpft wurde. Gefahren und Mühseligkeiten wurden mit einem Heroismus ertragen, von dem es zwar einerseits rührend ist zu lesen, der aber andererseits schmerzliche Gefühle erweckt, wenn wir uns fragen, zu welchem Zwecke soviel Kraft verschwendet worden. Die Karten sind gut, aber die Kapitel über Ethnologie, Flora und Fauna enthalten wenig Neues. Das greifbarste Ergebniß ist vielleicht der Theil der Erzählung, welcher die Wichtigkeit von Entdeckungsfahrten mittelst Schlitten hervorhebt und darauf hinweist, daß, wenn überhaupt, der Pol nur auf diese Weise erreicht werden kann.

„The Great Frozen Sea**)" befaßt sich mit derselben arktischen Expedition. Capt. Markham, der Verfasser, befehligte eines der beiden Schiffe. Sein Buch ist viel lesbarer als das seines Vorgesetzten; die Erzählung hat die Form von Auszügen aus seinem ausführlichen und genau gehaltenen Tagebuche und die Schreibweise ist lebendiger und anschaulicher. In der Hauptsache geben uns beide Werke natürlich das Nämliche, aber Markham's populäre Darstellung wird sicherlich der schwerfälligen officiellen Aufzeichnung Nares' vorgezogen werden. In Wahrheit kann indessen von keinem der beiden Werke behauptet werden, daß es sehr anziehend sei oder viele neue Thatsachen enthalte.

*) An Inland Voyage, by R. L. Stevenson. London, Paul 1878.

**) The Annals of Tennis, by Julian Marshall. The Field Office. London, 1878.

*) Captain Sir G. Nares: Narrative of a voyage to the Polar Sea during 1875/76 in H. M. Ships, „Alert" and „Discovery". 2 vols. London, Low.

**) The Great Frozen Sea, by Capt. Markham. London, 1878. Daldy & Isbister.

Stamer's „Dolce Napoli"*) giebt uns eine farbenreiche und unbefangene Schilderung des neapolitanischen Lebens, die auf einem langjährigen Aufenthalt des Verfassers in diesem wunderschönen Erdenwinkel beruht. Das Buch muß aber nicht mit einem Reiseführer verwechselt werden, noch behandelt es Neapel von einem archäologischen oder künstlerischen Standpunkte aus. Des Verfassers Absicht ist gewesen „die niedere Bevölkerungsklasse abzukonterfeien, in Fleisch und Blut, und da erscheint sie uns anders, als unsere Künstler, Dramatiker und Romandichter sie uns darstellen." Worüber wir uns besonders freuen, ist, daß er ein weitverbreitetes Vorurtheil bezüglich der Neapolitaner, das wir stets für besonders unbillig gehalten haben, über den Haufen wirft, nämlich den Vorwurf der Trägheit. Die Neapolitaner sind nicht nur nicht träg, sondern im Gegentheil arbeiten Männer, Weiber und selbst Kinder in der Bucht von Neapel vielleicht angestrengter als in dem betriebsamen England. Der Tourist gründet seinen Tadel neapolitanischer Trägheit auf den Umstand, daß er die Leute schlafend umherliegen sieht, weiß aber nicht, daß, während er schlief, jene bei der Arbeit waren. Die Italiener sind vernünftig, sie arbeiten bei Nacht und Tagesanbruch, wenn es noch nicht heiß ist, und der Verfasser hat vollständig Recht, wenn er sagt: „die Fischer, Bootsleute und Facchini schlafen, nicht weil sie zu faul zur Arbeit, sondern weil sie von der Arbeit ermüdet sind, und ihrem neapolitanischen Geschmack gemäß, nehmen sie ihre Siesta lieber im Sonnenschein, als daß sie nach Haus und ins Bett gehen. Der Verfasser schildert uns auch die vielen Feste mit ihren seltsamen Gebräuchen, führt uns in die gute Gesellschaft und das Leben der oberen Klassen ein und ertheilt außerdem Denen, die dort zu wohnen beabsichtigen, eine Anzahl praktischer Rathschläge. Kurz, der Verfasser hat uns in äußerst interessanter Weise die Hauptzüge des neapolitanischen Lebens skizzirt und fügt über dieses für seine Landsleute einige nützliche Winke über ihr Betragen im Auslande bei, indem er ihnen zeigt, wieso sie sich den Ruf erworben haben, die gröbste und unliebenswürdigste aller Nationen Europas zu sein.

Dieses sind einige der neuen literarischen Erscheinungen der letzten Zeit. Aber das bedeutendste literarische Ereigniß war das von Georg Eliot im Julihefte von Macmillan's Magazine veröffentlichte Gedicht**). „A College Breakfast Party" ist ein philosophisches Symposion, ein dialektisches Gedicht in reimlosen Versen, das uns den unschlüssigen Jüngling des neunzehnten Jahrhunderts auf der Suche nach einem Glauben und einem Beruf darstellt. Die Gesellschaft besteht aus sechs jungen Leuten und einem katholischen Priester, deren Namen sämmtlich aus „Hamlet" entlehnt sind, augenscheinlich, um zu zeigen, daß sie stets und immer neu vorkommende Typen sind. Horatio ist der Wirth und an seinem Tische erörtern die Gäste ihre widersprechenden Ansichten über die Probleme des Lebens. Horatio bewahrt eine neutrale Stellung, alle seine Gäste mit Ausnahme Hamlet's bekennen sich zu bestimmten Meinungen und bemühen sich eifrigst, Hamlet auf ihre Seite zu bringen, den wohlgestellten Jüngling unentschlossenen Charakters, der sich nach einer Gewißheit sehnt, aber mitten in dem Strudel der sich bekämpfenden Meinungen betäubt und rathlos dasteht. Er ist geschildert wie sein Urbild:

> Blond, metaphysical and sensuous.
> Questioning all things and yet half convinced,
> Credulity were better.

*) Dolce Napoli, by W. J. A. Stamer. London, 1878. Charing Cross Publishing & Co.

**) A College Break-fastparty. Macmillan's Magazine, July 1878.

Laertes ist voll des modernen Enthusiasmus für die Menschheit und steht für diese Überzeugung in ziemlich aggressiver Weise ein. Osric ist ein Jünger der Gautier'schen Schule, die die Kunst um der Kunst willen predigt; ihm ist es gleichgiltig, wie bloße Philister ihr Leben zubringen; ein ästhetischer Wollüstling, für den George Eliot offen Verachtung zur Schau trägt. Rosenkranz stellt den grundsätzlichen Pessimisten dar, während der Priester selbstverständlich nur ein einziges Argument in die speculativen Gespräche der jungen Leute werfen kann. Güldenstern ist vielleicht derjenige, in dem wir der Verfasserin eigene ethische Ansichten verkörpert sehen dürften. Er zeigt sich als ernst, ein wenig cynisch, ruhig im Gehaben, besitzt Laertes' Glauben an die Menschheit, ohne seinen wahrhaften Enthusiasmus zu theilen. Er hat einen behutsamen, aber festen Glauben an ein Recht und ein Ideal, die an keine äußerlichen Bedingungen gebunden sind. Wir erfahren nicht, welche Wirkung die sich bekämpfenden Meinungen auf Hamlet gehabt haben. Nachdem das Frühstück fertig ist, wandert er hinaus ins Freie, schläft ein und hat eine Vision, deren Inhalt uns unbekannt bleibt, aber es wird uns zu verstehen gegeben, daß sie ermuthigender Natur ist.

Ob diese dialektische Auseinandersetzung ein Gedicht oder erhöhte Prosa ist, darüber läßt sich streiten; ein Gedicht im wahren Sinne des Wortes ist sie jedenfalls nicht. Nichtsdestoweniger war George Eliot ganz im Recht, ihre Gedanken in Verse zu kleiden, um ihnen einen gedrungeneren Ausdruck zu geben. Unser Interesse wird erregt nicht sowohl durch irgend welche besondere Betrachtung, wiewohl deren viele und schöne sind, als vielmehr durch den Beweis, daß dieser große Geist nicht pessimistisch denkt, und daß in den Augen der Dichterin das menschliche Leben im Großen eine harmonische Ordnung darstellt, wiewohl es im Einzelnen meistens einen trüben Anblick gewährt.

3.

Italien.

Villari's Schriften zur socialen Frage*).

Als nach dem unglücklichen Feldzug von 1866, der Italien doch den Gewinn Venetiens gebracht hatte, die Unzufriedenheit im Lande allgemein war, als man bald die Führung, bald die Verproviantirung, bald das Regierungssystem für das Mißlingen verantwortlich machte, und die gegenseitigen Anklagen kein Ende nehmen wollten, erschien im Mailänder „Politecnico" (unter dem Titel: Di chi è la colpa? o sia la pace e la guerra) ein Aufsatz Pasquale Villari's, in welchem der Nachweis zu führen versucht wurde, daß die Übel, über welche sich die Italiener beschwerten, nicht aus den gewöhnlich angeführten äußerlichen Gründen zu erklären seien, sondern auf tiefer liegenden Schäden beruhten und mit dem Grade der Culturentwickelung des Landes im Ganzen und seinen socialen Zuständen in engster Verbindung ständen. Dieser Aufsatz bildet den Anfang einer Reihe von Schriften, in denen der Verfasser denselben Gegenstand nach verschiedenen Seiten erörtert und die er jetzt nebst einigen, ähnliche berührenden, im Parlament und vor seinen Wählern gehaltenen Reden zu einer Sammlung vereinigt hat. In den letzten Jahren haben verschiedene andere italienische Schriftsteller sich mit den socialen Zuständen in Sicilien, den neapolitanischen Provinzen,

*) Pasquale Villari: Le lettere meridionali ed altri scritti sulla questione sociale in Italia. Firenze, 1878, Le Monnier.

in Toscana, der Lombardei ꝛc. beschäftigt und ihre Bücher sind zum Theil als Muster von Specialuntersuchungen anzusehen. Was aber die Grundanschauungen, die allgemeinen Gesichtspunkte, unter denen die betreffenden Probleme betrachtet werden, betrifft, so kann man wohl behaupten, daß fast alle Ideen, die theils zur Erklärung, theils behufs der Reform bedenklicher Seiten des Gesellschaftszustandes in Italien dienen sollen, von Villari zuerst ausgesprochen wurden und sich in seinen jetzt gesammelten Aufsätzen niedergelegt finden.

Dieselben sind alle mehr oder minder ausgezeichnet durch Originalität der Gedanken und Anschaulichkeit der Darstellung; jedoch nehmen zweifellos die „Lettere Meridionali" den ersten Rang ein, weil sie mit diesen Vorzügen eine meisterhafte Composition verbinden, die ihnen künstlerischen Werth verleiht.

Wollte man das ganze System der vom Verfasser im vorliegenden Bande vertretenen Ansichten entwickeln, so müßte man ebenso auf die politische wie die sociale und religiöse Frage, auf Erziehung, Unterricht und Literatur eingehen. Da aber seine Auffassung des socialen Problems bei Weitem am eigenthümlichsten ist und gerade gegenwärtig auch jenseits der Alpen am meisten interessiren kann, so beschränken wir uns auf dieses, indem wir die anderen Punkte nur soweit berühren, als sie mit ihm in Verbindung stehen; zumal einer der Aufsätze, welche hier vereinigt sind (Ciò che gli stranieri non osservano in Italia), zuerst im vierten Band von Hillebrand's „Italia" (1877) erschienen ist und somit vorausgesetzt werden kann, daß die dort vorgetragenen Meinungen über Politik, Unterricht und die religiöse Frage des neuen Italien in Deutschland allgemeiner bekannt geworden sind.

Als die italienische Einheit begründet und viele Reformen, deren Heilsamkeit für unbestreitbar galt, durchgeführt waren, richtete sich die allgemeine Hoffnung auf den schnellen und stetigen Fortschritt einer Bevölkerung, die noch eben so unzweideutige Beweise ihres verständigen und maßhaltenden Sinnes gegeben hatte. Statt dessen mußte man das Brigantenwesen zunehmen sehen; die Camorra erhob im Neapolitanischen kühner als je ihr Haupt; und die Tyrannei der Mafia führte in Sicilien geradezu unglaublich barbarische Zustände herbei. Kurz, es stellte sich die überraschende Erscheinung heraus, daß unter einem freiheitlichen Régime sociale Übel, die unter despotischer Herrschaft fast unbeachtet geblieben waren, fühlbarer wurden und eine drohende Gestalt annahmen. In einem besonderen Fall namentlich blieb kein Zweifel übrig, daß die neue Gesetzgebung nicht zu den erwarteten heilsamen Ergebnissen führte. Diejenigen welche die traurige Lage des italienischen Feldarbeiters seit lange kannten, hatten gehofft, daß die Säcularisation der Klöster eine Zahl von kleinen Grundbesitzern schaffen würde, welche der Hebung des ganzen Standes zu gute kommen müßten. Im Gegentheil aber diente der Verkauf der Klostergüter fast nur dazu, die Ländereien der Großgrundbesitzer zu vermehren und zu arrondiren, und der arme Bauer ging leer aus. Villari macht wiederholt auf den Complex dieser und ähnlicher Erscheinungen aufmerksam, und hält es für seine Pflicht, die daraus entspringenden Gefahren zu betonen, statt sie mit scheinbarer Vorsicht zu verschweigen.

Brigantenthum, Camorra und Mafia betrachtet er als Ausflüsse agrarischer Übelstände, gleichsam als Symptome eines krankhaften Zustandes der Gesellschaft, und er sucht im Einzelnen nachzuweisen, daß diese Schäden in denjenigen Gegenden die größte Ausdehnung haben, wo die ländlichen Contracte am drückendsten sind. Gegen diese Beweisführung läßt sich allerdings einwenden, daß gerade in der Lombardei die Lage des ländlichen Arbeiters auch nicht viel besser ist als die des römischen oder neapolitanischen und er doch nicht zum Briganten wird wie diese. Im Ganzen aber trifft die Auffassung zu, oft sogar in überraschender Weise, bis in Einzelheiten hinein, wie man z. B. daraus ersehen kann, daß die Schwankungen der öffentlichen Sicherheit in Sicilien mit dem größeren oder geringeren Wohlstande der agrarischen Bevölkerung parallel gehen. Auch darf man bei der Erklärung derartiger Erscheinungen nicht vergessen, daß der eigenthümliche Volkscharakter und die besonderen natürlichen Bedingungen einer Gegend den Entschlüssen des durch Noth oder Unterdrückung zur Verzweiflung Getriebenen eine verschiedene Richtung geben müssen. Wenn sich z. B. der hitzige, zu plötzlichen Ausbrüchen der Leidenschaft geneigte Sicilianer in die unwegsamen Einöden seiner Insel flüchtet, und der ihm verwandte Neapolitaner die Berge aufsucht, um das Räuberhandwerk zu treiben; so entschließt sich der gelassenere, bedächtige Norditaliener lieber zur Auswanderung oder ähnlichen Auskunftsmitteln, ehe er zum Gewehr greift. Überdies wird in den weiten cultivirten Ebenen der Lombardei der Krieg des Einzelnen gegen Staat und Gesellschaft schon durch die Natur so gut wie unmöglich gemacht. Im Ganzen darf man wohl den Nachweis als vom Verfasser erbracht ansehen, daß das Räuberwesen und die Verbrecherverbände der südlichen Provinzen nur die landschaftlich eigenthümlich gestalteten Formen sind, in denen der Haß eines überaus zahlreichen, in Noth und Unterdrückung schmachtenden Proletariats gegen den Egoismus weniger Reicher zum Ausbruch kommt. Und was für Brigantenthum und Mafia auf dem Lande gilt, welches allerdings in erster Linie in Betracht kommt, gilt ebenso für die Camorra in den Städten, namentlich in Neapel und Palermo; nur die Form des Widerstandes ist in den verschiedenen Fällen eine verschiedene. Will man aber die nach errungener nationaler Einheit hervorgetretene Steigerung der Übel, welche unter bourbonischem und päpstlichem Regiment ruhig getragen wurden, recht verstehen, so muß man sich daran erinnern, daß nicht nur die plötzliche Transformation der Gesellschaft nach 1860 vielfache Unbehaglichkeit namentlich in den unteren Klassen hervorrief, sondern man darf auch nicht vergessen, daß diese ihr Loos um so bitterer empfanden, je mehr sie den Abstand zwischen ihrem eigenen Elend und dem Reichthum der Wohlhabenden unter der neuen Freiheit sich erweitern sahen. Gar nicht dessen zu gedenken, daß die Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse in Folge des Umschwungs aller Verhältnisse schnell anwuchsen. Man betrachte außerdem den intellectuellen Zustand der Klasse, um die es sich handelt, näher, und man wird alles dies noch begreiflicher finden. Die siebzehn Millionen, die weder lesen noch schreiben können, hatten an der politischen Erhebung des Landes nicht Theil genommen. Die großen Ereignisse hatten sich über ihren Häuptern wie ein Verhängniß vollzogen, und während die kleine Minderheit, — die Signori, die Alles gemacht hatten, — aus den neuen Verhältnissen auch materiell Gewinn zog, fand das Proletariat für die mit den neuen Zuständen verbundenen Beschwerden keinen Ersatz in der Befriedigung idealer Wünsche.

Wenn Jemand, der mit den Zuständen Italiens, namentlich den zunächst in Frage kommenden südlichen Provinzen weniger vertraut ist, sein Erstaunen über die dortigen, mit einem geordneten Staatswesen unvereinbaren Zustände ausdrücken und nach dem Grunde fragen wollte, warum die leidenden Bevölkerungen nicht wie anderwärts zu einer friedlichen Besserung ihrer Lage drängen und den Schutz der Gesetze anrufen? so würde er bei Villari Aufklärung finden. Was zunächst den gesetzlichen Weg betrifft, so ist dieser unter den gegenwärtigen Zuständen so gut wie ausgeschlossen. In der That hat das Gesetz selbst dem Grund-

eigenthümer eine so große Gewalt über seine Feldarbeiter in die Hand gegeben, daß er durch die einfache Geltendmachung seines Rechts schon einen schweren Druck ausübt, so daß Jacini, der zuerst die agrarische Frage mit Rücksicht auf die Lombardei in wahrhaft menschenfreundlichem Sinne besprochen hat, sagen konnte, „die Ungerechtigkeit sei so groß, daß die menschliche Gerechtigkeit allein nicht hinreichen würde, um sie zu bestrafen". Aber nicht nur ist die Macht des Signore so groß, daß er kaum in die Versuchung eines widerrechtlichen Übergriffs kommen kann; sondern der ländliche Proletarier seinerseits würde auch im Falle eines solchen Übergriffs doch nie weder an das Gesetz appelliren, noch irgend einen Versuch zu friedlichem Ausgleich machen. Denn der „cafono" (wie der Feldarbeiter im Süden heißt) hat zwar einen glühenden Haß gegen den galantuomo, aber zugleich fürchtet er ihn über alle Maßen. Er sieht in ihm das Gesetz und die Regierung gleichsam verkörpert, so daß ihm jeder rechtliche Widerstand unmöglich scheint. Noch ist die Erinnerung an die despotischen Zeiten nicht erloschen, wo allerdings jeder Rechtsweg gegen den Signore von vorneherein illusorisch sein mochte.

Villari mag denn auch nur vom Staat eine gründliche Abhülfe dieser Zustände erwarten, nach Analogie der agrarischen Reform, welche Preußen nach der Schlacht bei Jena durchführte, oder des Eingreifens der englischen Gesetzgebung in die irischen Zustände. Ob auf diesem Wege das Heil zu finden sein wird, können wir hier nicht untersuchen. Wir glauben, daß für Italien die Hoffnung nicht ausgeschlossen ist, daß die Grundeigenthümer sich rechtzeitig verständigen, um freiwillig auf einen Theil ihrer Rechte zu verzichten. So chimärisch dies auch für andere Länder scheinen mag, so möglich ist es hier, wo man nicht nur in den Reihen derer, welche für einen friedlichen Ausgleich und eine allmähliche Annäherung an das Toscanische System der Bodenbewirthschaftung (Mezzeria) eintreten, auch Grundbesitzer findet, sondern wo, wie Villari mit Recht betont, sobald der friedliche Fortbestand des Staates bedroht ist, die hohe politische Klugheit des Volks sich fast immer zur Abhülfe bereit gezeigt hat, auch wenn es galt, zu solchem Zweck große Opfer zu übernehmen. Nun aber beginnt es auch in dieser Beziehung in den Köpfen zu dämmern. Man wagt nicht mehr auf die endlose Geduld des niederen Volkes zu bauen, so sanften und ergebenen Charakters dieses auch sein mag; man fängt an die Gefahr zu begreifen, die man dadurch heraufbeschwört, daß man den Analfabeti, in denen das Elend solchen Haß groß gezogen, Unterricht ertheilt, ohne vorher ihren Hunger gestillt noch für ihre Erziehung gesorgt zu haben.

Die Kühnheit der Ansichten des Verfassers, namentlich aber die Rücksichtslosigkeit, mit der er die bestehenden Schäden bloßlegt, haben natürlich mannichfachen Widerspruch hervorgerufen. Besonders hat man ihm vorgeworfen, er wecke mit seinen beunruhigenden Theorien den schlummernden Löwen, er errege Unzufriedenheit in Kreisen wo sie noch gar nicht empfunden werde. Solchen Anklagen gegenüber bemerkt Villari, daß es nützlich sei, die öffentliche Meinung aufzuklären, indem man die Wunden und die Schmach bloßlege, ohne Furcht vor der Lächerlichkeit und Mißachtung, die man auf diejenigen fallen zu lassen pflege, die den Muth haben zu sprechen. „In anderen Ländern haben die freie Presse und die Wissenschaft längst gelehrt, diesen Gefahren in's Auge zu sehen. Auch wir müssen ihnen entgegentreten. Fast alle großen socialen Wahrheiten sind Anfangs für absurd erklärt worden, um nachher probabel zu scheinen, und schließlich zur Evidenz und Nothwendigkeit zu werden. Ohne den Muth, die Gefahr der Lächerlichkeit zu laufen, oder sich dem Tadel der Schwärmerei auszusetzen, wären viele Fortschritte unmöglich gewesen und man hätte viel Unglück nicht vermieden." Und noch bestimmter präcisirt er an einer anderen Stelle das Ziel seiner Mahnungen. „Was wollen wir also? Wir müssen unsere ganze Aufmerksamkeit auf das Innere richten, das ist klar. Aber das Leben einer Nation kann sich nicht auf bloße Berechnungen des finanziellen Gleichgewichts beschränken. Wir könnten einig, frei und unabhängig sein und ein geordnetes Budget haben, und doch als Nation nichts in der Welt bedeuten. Es muß uns ein neuer Geist beleben und ein neues Ideal vorschweben. Und dieses Ideal ist die sociale Gerechtigkeit, welche wir erfüllen müssen, ehe man sie uns abverlangt".*)

Polen.

Lisiecki: Alexander Wielopolski 1803—1877.**)

Das Grab hat sich kaum über dem Marquis Alexander Gonzaga-Myszkowski-Wielopolski geschlossen, und schon erscheint ein umfangreiches Werk, dessen erster Band (450 Seiten) uns mit dem Lebensgange des Verstorbenen bekannt macht, während der zweite Band (462 Seiten) die zum Verständnisse der Wirksamkeit des bedeutenden Mannes nothwendigen Documente bietet.

Herr Lisiecki hat bei seiner Schilderung des Lebensganges Wielopolski's einen ungewöhnlichen Weg eingeschlagen; er befaßt sich nicht, wie es bei Biographien Brauch und Sitte ist, mit den Jugendjahren Wielopolski's, mit der Erzählung jener Anekdoten, welche so häufig von zweifelhafter Wahrheit, zumeist den Beweis liefern müssen, daß schon im zarten Kinde der Keim zum großen Manne gelegen war und sich in seinen ingeniösen Knabenstreichen geoffenbart hat. Lisiecki geizt mit seiner und des Lesers Zeit; er will nichts anderes als dem Leser eine Persönlichkeit vorführen, welche, als sie zu handeln begann, geschichtliche Bedeutung gewonnen hat, und zu diesem Zwecke braucht er nur die wirklich wichtigen und historischen Thatsachen zu erzählen. Wie selten über einen andern Menschen, sind die Ansichten über Wielopolski getheilt gewesen, ja sind es noch heute, und diese Ansichten zu läutern, die Gegner des Marquis, wenn auch nicht zu versöhnen,

*) In der florentinischen Zeitschrift „La Rassegna settimanale" vom 22. September finden wir einen Brief des Professors Salandra, der die hohen wissenschaftlichen Verdienste des Verfassers des „Savonarola" und des „Machiavelli" und nicht minder Villari's humanen und patriotischen Enthusiasmus für die Sache der Armen und Unterdrückten gebührend anerkennt, jedoch gegen die Villari'schen Schriften über die sociale Frage in Italien mehrere Einwendungen erhebt. Professor Salandra erklärt erstens die Darstellungen, welche Villari und Andere von den ökonomischen und socialen Zuständen Süditaliens gegeben, für übertrieben und ungenau. Zweitens hält er die Anklagen, welche gegen die oberen Klassen erhoben werden, für ungerecht und auch unklug, da die Hebung der unteren Klassen nur in Folge der Initiative der Bessergestellten zu hoffen sei. Endlich ist Professor Salandra der Ansicht, daß es sich in Italien darum handle, mehr zu produciren, nicht das Kapital anders zu vertheilen, und daß die philanthropischen Schriftsteller, welche den Wohlhabenden neue Opfer zum Zweck der socialen Wiedergeburt ansinnen, einem gewissen „Gefühlssocialismus" huldigen. (Anm. der Red.)

**) Aleksander Wielopolski v. 1803—1877 przez Henryka Lisieckiego. Krakau, 1878.

— sie wollen größtentheils unversöhnlich sein — so doch ihre Argumente zu widerlegen, ihre Waffen abzustumpfen, das ist der Zweck, welchen diese Biographie verfolgt. Herr Lisiecki übergeht daher das Jugendleben seines großen Landsmannes, um ihn nur als Staatsmann und Bürger vorzuführen und so zu zeigen, was er gewollt, und mit welchen Mitteln er seinem Ziele entgegengestrebt hat. Aus derselben Ursache hat der Verfasser es auch im Übrigen vermieden, uns mit dem Privatleben Wielopolski's bekannt zu machen. Nichtsdestoweniger war der Marquis für ihn Gegenstand eines ernsten psychologischen und philosophischen Studiums. Wielopolski ist eine höchst originelle, selbständige und eigenartige Individualität gewesen. Im geheimen Innern dieser Individualität, in seinem Charakter, wie in seiner Geistesrichtung lag der Keim des Gegensatzes zu der sogenannten öffentlichen Meinung, in welchem sich Wielopolski von Anbeginn seiner öffentlichen Thätigkeit an befunden hat: Wielopolski wollte schaffen, aufbauen, neugestalten; die Leiter der öffentlichen Meinung der Polen von 1860—1864 wollten zerstören, niederreißen, ein Chaos herbeiführen, aus dem sich, wie am ersten Schöpfungstage, von selbst die Ordnung herausentwickeln sollte. Lisiecki's Werk bietet uns nun ein reiches Material zur Beurtheilung des merkwürdigen Polen, dessen klassisch gebildeter Geist mit einer hohen Achtung vor dem bestehenden Gesetze verbunden war, des einzigen gesetzgeberischen Talentes, das Polen überhaupt seit einigen Jahrhunderten hervorgebracht hat. Die Frage, ob schon heute eine volle Würdigung des Mannes möglich ist, wollen wir hier nicht entscheiden; wir stehen wohl den Ereignissen noch zu nahe, um bereits ein unbefangenes Urtheil über den Mann abzugeben, der es gewagt hat, Anderes anzustreben und anders zu handeln, als die große Menge seiner politisirenden Landsleute, welche es verstanden, das Staatsschiff auf Riffe zu steuern, und als es gestrandet war, nicht verstanden, auch nur einen einzigen derer zu retten. die sich ihnen — freiwillig oder gezwungen, — anvertraut hatten.

Statt einer Einleitung finden wir in Lisiecki's Arbeit einige charakteristische Gedanken des verstorbenen Marquis, aus denen sich der Leser selbst ein „moralisches Bild des Menschen" schaffen kann, und hierauf folgt unmittelbar eine kurze Schilderung der Familie Wielopolski und die Geschichte des ihr gehörenden Majorates Myszkow. Letztere erschien nothwendig als Praemisse zur Geschichte des Mannes, der zuerst auf gesetzlichem Wege das von seiner Familie widerrechtlich zerstückelte Erbe vereinigte, und revindicirte, und der es später versuchte, das wieder zusammenzubringen, was sein Volk durch illoyale Vorgänge eingebüßt hatte.

Wielopolski mußte in seiner Jugend Processe führen, um sein ihm widerrechtlich vorenthaltenes Eigenthum zurückzuerhalten. Hierzu bereitete er sich namentlich auch durch Frequentiren deutscher juristischer Facultäten vor, und — er führte alle seine Processe ohne Advocaten und gewann sie. Merkwürdig und bezeichnend für Wielopolski's Charakter sind die Worte, welche er einst vor dem Gerichte in seinem Processe wider Ulrich Szaniecki gesagt hat. „Sollte es," sagte er, „erst nothwendig sein, mich zu rechtfertigen, daß ich das, was mir gehört, zurückfordere? Wäre es denn einfacher, wenn ich mich aus dem Bau, den meine Vorfahren durch ehrliche Arbeit für mich aufgeführt, den sie mit so vielen schönen Denkmälern verziert haben, ohne eigene Schuld und ohne Recht hinauswerfen ließe und dem ruhig zusähe? Ist es so wunderbar, daß ich nicht voll Demuth und Dankbarkeit im Vorhofe des Baues, der ganz mir gehören muß, stehen bleibe? Wie kein Mensch ein Recht dazu hat, in fremdes Gut einzudringen, eben so hat auch kein Mensch ein Recht zu dulden, daß in seinem Eigenthume fremde Eindringlinge hausen, und der Grundsatz jedes ehrlich handelnden Mannes ist das, was ein Myszkowski in folgenden Worten seinen Nachfolgern anbefohlen hat: „Honestatem — successor — sectari debet, injurias neminem inferendo, sed illico illatos non patiendo, imo populsando, via tamen legitima et honesta."

Diese Worte wurden auch das politische Programm Wielopolski's; in der kurzen Zeit, während welcher er das Steuer der Regierung in Polen führte, wich er keinen Schritt von der via legitima et honesta ab. Gerade den Polen hat ein solcher Mann gefehlt, denn ihnen war im Laufe der Zeiten das Rechtsgefühl abhanden gekommen, sie waren proceßsüchtige Kampfhähne geworden, die ihre vermeintlichen Rechte selbst im Privatleben durch bewaffnete Überfälle des Gegners (sogenannte „zajazdy") durchzusetzen suchten. Allein gerade das Rechtsgefühl Wielopolskis, verbunden wie es war mit eiserner Strenge, mit dem Sinne für Ordnung und Pünktlichkeit, scheint ihm die Herzen seiner Landsleute entfremdet zu haben. Wir selbst haben in der Zeit, als Wielopolski eine bedeutende Anzahl bekannter Faullenzer und bestechlicher Beamten aus den verschiedenen Büreaus entlassen hat, mit eigenen Ohren darüber klagen hören, daß er so viele Landsleute wegen „Lappalien" brodlos mache.

Zum ersten Mal erschien Wielopolski auf der Bühne des öffentlichen Lebens im Jahre 1830. Als Abgeordneter der Nationalversammlung verlor er nicht einen Augenblick das Legitimitätsprincip aus den Augen, und er hat zu den wenigen gehört, welche gegen die Thronentsetzung des Königs (und Kaisers) Nicolaus I. gestimmt haben; er wollte nicht die Brücke zu einem Compromiß abbrechen. Von der Nationalregierung nach London gesandt, suchte er dort im Sinne der ihm ertheilten Instruction für sein Vaterland zu wirken; Palmerston wollte jedoch mit ihm nicht amtlich verkehren, sondern empfing den Marquis nur als einen „Reisenden, einen mit der wahren Lage des Landes vertrauten Polen," und er fügte noch ausdrücklich hinzu, daß selbst so allzu häufige Visiten seinerseits nicht gern gesehen sein dürften. Der Herzog von Wellington wollte Wielopolski gar nicht empfangen. Der Bericht des jungen Diplomaten an die Nationalregierung in Warschau zeugt deutlich, daß er zwar eifrig den ihm auferlegten Verpflichtungen nachgekommen ist, daß er jedoch auch die wahre Lage kühl aufgefaßt und sich keine Illusionen gemacht hat.

Von 1831—1846 hört man nichts von Wielopolski; er war mit der Ordnung seiner Familienangelegenheiten, mit dem Processe wegen der Śridzińskischen Bibliothek, der ihm ebenfalls ohne Grund viele Feinde gemacht hat, und mit Studien beschäftigt. Als jedoch im Jahre 1846 der Bauernaufstand in Galizien ausgebrochen war, da erschien (anonym) sein offener Brief an den Fürsten Metternich (Lettre d'un gentilhomme polonais au prince Metternich), in welchem er den österreichischen Minister für das vergossene Blut verantwortlich macht, und ihm sagt, daß das scheußliche Verbrechen, dessen sich seine Regierung durch die Schlächterei des galizischen Adels schuldig gemacht, die Polen Deutschland entfremden und sie nöthigen müsse, sich eng an Rußland anzuschließen. Es ist bezeichnend für die Stellung der Polen gegenüber ihrem Landsmanne, daß sie diesen Brief als einen Ausdruck der panslawischen Gesinnungen Wielopolski's betrachtet und ihm den Vorwurf gemacht haben, er wolle sie „pieds et mains liées" an Rußland überliefern, ein Verdacht, der im höchsten Grade beleidigend und vollständig unbegründet war. Wiederum vergingen Jahre der scheinbaren Ruhe für Wielopolski, bis endlich die Warschauer Ereignisse im Jahre 1861 ihn veranlaßten in die Öffentlichkeit zu treten. Lisiecki

enthält sich jedes Commentars der Ideen, mit denen Wielopolski nach Petersburg reiste und nach denen er Polen regieren wollte; er erzählt Thatsachen und Ereignisse, welche den Mann charakterisiren, und gerade dadurch beweist er, daß Wielopolski kein Träumer, kein Phantast und Ideolog gewesen ist, welcher einem Phantasma wie es einerseits der Panslawismus, andererseits die Wiederherstellung Polens in den Grenzen von 1772 ist, nachjagen konnte. Aus der Arbeit Lisiecki's erhellt, daß Wielopolski ein Realpolitiker in der edelsten Bedeutung des Wortes gewesen ist, daß er nur das Mögliche und dies nur mit legalen Mitteln angestrebt hat. Im Augenblicke als Wielopolski in der politischen Arena erschien, mußte das von Nicolaus I. nach Unterdrückung des Aufstandes von 1830/31 und Aufhebung der Constitution von 1815 ertheilte, aber nie in seinem ganzen Umfange eingeführte organische Statut das einzige Ziel jedes wahren Staatsmannes sein. Die Staatsmänner der Warschauer Kaffeehäuser wollten sich aber nicht mit der ehemaligen Constitution begnügen, und deßhalb erweckten sie Wielopolski in allen Schichten der Bevölkerung erbitterte Feinde. Wie im Ziele war auch Wielopolski mit den leitenden Agitatoren nicht über die Mittel einig, die zur Erreichung desselben dienen sollten. Jene wollten die Gewalt, er wollte vor allen Dingen und ausschließlich das Recht, und er hat vielleicht nur dadurch gefehlt, daß er eben dem Rechte als solchem zu viel Macht zugetraut hat. Trotzdem werfen ihm seine Gegner vor, daß er zu Gewaltmitteln seine Zuflucht genommen habe, um die Revolution unmöglich zu machen, und eins dieser Gewaltmittel soll die nach altem Muster bei Nacht und Nebel vorgenommene Recrutirung gewesen sein. Lisiecki weist nach, daß gerade diese, Wielopolski als höchstes Verbrechen gegen die Nation angerechnete Recrutirung nicht Wielopolski's Werk gewesen ist.

Der Reise Wielopolski's nach Petersburg hat Lisiecki einen eigenen Abschnitt gewidmet. Daraus ersehen wir, daß der in Polen unpopuläre Marquis in der Hauptstadt des Czarenreiches mit Mißtrauen empfangen worden ist, daher war auch seine dortige Haltung eher ein diplomatisches Abwarten als ein amtliches Auftreten. Wielopolski war seitens der höheren russischen Beamten in Warschau bei der Regierung verdächtigt worden. Wie er den Verdacht überwunden hat, erklärt Lisiecki nicht; wahrscheinlich haben Rücksichten für die Familie des Verstorbenen den Biographen veranlaßt dies zu verschweigen. Aus einem Briefe des Fräulein Bludow, welche zu den Bewunderern des Marquis gehörte, weil sie selbst in jener Zeit von „einer Vermählung Polens und Rußlands auf Grund einer gegenseitigen Verständigung und Anerkennung der nationalen Rechte träumte,“ erfahren wir, daß schon das Aufhängen einer Photographie Wielopolski's in einem Petersburger Salon ein Zeichen hohen Muthes gewesen sei. Der Kreis der Petersburger Freunde Wielopolski's scheint sich übrigens auf zwei Personen, Fräulein Bludow und Graf Sumarakow, beschränkt zu haben.

Herr Lisiecki schließt seine Arbeit mit folgenden Worten: „Schon am Tage nach seinem Rücktritte vom politischen Schauplatze begann für Wielopolski die historische Vergangenheit und es war ihm gegeben, Zeuge eines vollständigen Umschwunges der öffentlichen Meinung zu sein. „Es ist das eure Gewohnheit, — sagte einst der Bischof Naruszewicz, — während des ganzen Lebens den Mann mit Dornen zu krönen, um nach seinem Tode sein Denkmal mit Lorbeeren zu schmücken.“ Alexander Wielopolski hat aber noch vor seinem Tode die Genugthuung erlebt, daß ihn viele Derer, welche ihm vordem Gerechtigkeit versagt hatten, mit Lorbeeren krönten. Schon die Zeitgenossen haben zwischen ihm und seinen Gegnern zu seinem Vortheile entschieden und ihn einen der besten und weisesten Söhne seines Vaterlandes genannt. Die Ungerechtigkeit gegen diesen Mann war aber auch zu groß und in ihren Folgen zu unheilvoll für die öffentlichen Angelegenheiten, als daß es anders hätte sein können.

Albin Kohn.

Mancherlei.

Die von der literarisch-philologischen Abtheilung, und zwar von den Herren Paulin, Paris, Littré, Renan, Hauréau und Gaston Paris, herausgegebene „Histoire litteraire de la France“ ist jetzt bis zum 17. Bande gediehen; der 18. Band ist unter der Presse und wird demnächst erscheinen; der 19. liegt im Manuscript fast vollständig vor.

Ein neuer Leitfaden der Nationalökonomie ist in französischer Sprache unter den Titel „Introduction à l'étude de l'économie politique“ von Professor H. Dameth in Genf bei Guillaumin in Paris erschienen, welcher deshalb ein besonderes Interesse hat, weil in einem Anhange gegen den deutschen Kathedersocialismus lebhaft polemisirt wird.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Französisch.

Audebrand, Philipert: Les Yeux noirs et les yeux bleus. Paris, Calman Lévy. 3 fr. 50.

Blanc, Louis: Centenaire de Rousseau. Fête oratoire. Paris, Dervaux. 60.

Castelar, Emilio: Préface pour servir à l'histoire d'un crime de Victor Hugo. Paris, Dervaux. 40 c.

Chandeneux, Mme. Claire de: Les Giboulées de la vie. Paris Plon & Cie. 3 fr. 50.

Conférences Pédagogiques faites au instituteurs primaires venus à Paris pour l'exposition universelle de 1878. Paris, Hachette. 3 fr.

Hennique, Léon: La Dévouée. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

D'Ivry: Les Amants de Vérone. Drame lyrique en cinq actes, six tableaux, imité de Shakspeare. Paris, Calman Lévy. 1 fr.

Lanckman, J. B.: Les Tarifs internationaux des Chemins de Fer expliqués et commentés du contentieux et des réclamations d'après les documents officiels. Paris, Marescq. 18 fr.

Vidieu, l'âbbé: Le Pape Leon XIII., sa vie, son avénement, ses écrits. Paris, Plon & Cie. 3 fr.

II. Englisch.

Bourne, John: Examples of Steam, Air, and Gas Engines of the most approved types, as employed in Mines, Factories, Steam Navigation, Railways, and Agriculture, practically described. With an Account of all the principal projects for the production of Motive Power from Heat which have been propounded in different times and countries. Illustrated by 54 Plates and 356 Woodcuts. 4. London, Longmans. 70 s.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Hofmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W. Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Begründet von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 26. October 1878. [No. 43.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Über hebräische Poesie.

„Es giebt nur drei echte Naturformen der Poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde, Epos, Lyrik und Drama. Diese drei Dichtweisen können zusammen oder abgesondert wirken. In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft beisammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebilde hervor, wie wir an den schätzenwerthesten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden."

Diese Worte von Goethe sind besonders in ihrem letzten Ausspruche auf die hebräische Poesie und die Erzeugnisse der hebräischen Dichtkunst alter und neuer Zeit sehr wohl zu beziehen. Freilich theilen wir nicht die Meinung Hegels und seiner Schule, daß die erste und ursprünglichste Dichtungsart das Epos sei, aus welchem sich dann die Lyrik und das Drama entwickelt hätten — wenn dies auch genau den hegelischen Begriffsbestimmungen entspricht, wonach immer die erste Form einer Entwickelungsstufe des Bewußtseins eine objective ist, die zweite eine subjective, die dritte die Einheit von Beiden. Vielmehr finden wir, daß nur wenige Völker ein nationales Epos erzeugt haben, während es kein Volk giebt, es stehe noch so tief, das ohne alle Lyrik wäre. Überall, wo es frische und kräftige Gefühle giebt, wo der Mensch liebt und haßt, und wo überhaupt das Herz die natürliche Macht der Leidenschaften kennt, da fließt auch von selbst der Strom der Lyrik und des Liedes. So bei den Indern, Griechen und Germanen — so auch bei den Hebräern. Die indische Poesie beginnt mit religiöser Lyrik, die uns in den Vedas noch vorliegt, und schreitet dann zu dem Epos und später auch zum Drama fort. Die vorhomerischen und mythischen Sänger und Musiker Linus, Orpheus, Musaeus mit ihrer frühesten griechischen Lyrik dichteten wohl meist religiöse Lieder, Naturhymnen u. s. w. Ebenso wissen wir von den Germanen durch Tacitus, daß sie Lieder, besonders Schlachtenlieder, sangen, also zunächst lyrische Gedichte hatten.

Diese geschichtliche Thatsache, daß kein Volk seine poetische Laufbahn mit einem Epos eröffnet hat, giebt uns Berechtigung, als Grundform und erste Gattung der Poesie die Lyrik festzustellen; sie hat im Allgemeinen das Subjective, die innere Welt des fühlenden und betrachtenden Gemüthes zum Inhalte; in den Tiefen des eigenen Herzens, in der bewegten Innerlichkeit hat die Lyrik ihren Grund. Dem Menschen liegt nichts näher, als daß er zunächst das ausspricht, was er selbst fühlt, empfindet, schaut und denkt, ganz unbekümmert darum, ob Andere ebenso empfinden und denken. Darin liegt das Schöne, das individuelle Leben — aber auch die Beschränktheit aller Lyrik; doch ist sie die unvergänglichste Gattung der Poesie; sie begleitet die Völker von der Wiege bis zum Grabe und bleibt in allen Stimmungen, in Lust und Leid, ein ewiges Bedürfniß.

Die erste Gattung der Poesie, das lyrische Lied, hat sich auch zuerst und ganz besonders in der hebräischen Dichtkunst ausgeprägt, sowohl in der biblischen alttestamentlichen, als auch in der neueren jüdischen Literatur.

Außer derselben hat sich dort und hier nur noch eine didaktische hebräische Poesie herausgebildet, und auch diese, obgleich sie zunächst noch in der Reflexion wurzelt, hat sich sowohl in vielen Vorträgen der älteren Propheten als auch in anderen Dichterwerken nicht immer frei von Beimischungen des Lyrischen erhalten.

Das Epos, welches in der Form wirklicher Erlebnisse ein objectives Totalbild von der ganzen Weltanschauung eines Volkes entwirft, das ganze Volksbewußtsein umfaßt, und das Heiligste desselben in Beziehung auf Religion, auf häusliches und politisches Leben darstellt — in welchem es sich nicht mehr um bloß subjective Gefühle oder persönliche Interessen handelt, sondern darum, wie diese zur Totalanschauung eines Volksgeistes sich gestaltet und zusammengelebt haben — das Epos fehlt in der hebräischen Poesie.

Freilich soll nach de Wette der Pentateuch das theokratische Epos der Hebräer sein. Und in der That hat die ältere hebräische Geschichtsschreibung einen epischen Charakter, namentlich die Geschichte Josephs, Moses', Simsons, Davids. Allein dem Ganzen fehlt die poetische Kunstform, wodurch die Erzählung von Sagen erst zum wirklichen Epos wird, außerdem werden die eingeflochtenen poetischen Stücke von den prosaischen Elementen ausdrücklich unterschieden und dadurch die epische Einheit wieder aufgehoben. Ebensowenig wie der Pentateuch wären z. B. auch die Evangelien des neuen Testamentes nach Form und Inhalt ein Epos zu nennen. Vielmehr erkennen wir in den fünf Büchern Mosis, als in dem Anfang des alttestamentlichen canonischen Literaturschatzes, eine in patriotischer und moralischer Absicht unternommene Zusammenstellung und Bearbeitung der nationalen Traditionen zu einem Canon der hebräischen Religion, Sitte und Nationalität, wobei es natürlich nicht fehlen konnte, daß die naive Ursprünglichkeit dieser Stammsagen auch der Bearbeitung derselben einen poetischen Stempel aufdrückte; ihr Kern ist das mosaische Gesetz, ein Schatz göttlicher Weisheit, in welchem der Verfasser, ein Weiser, der für die irdische Wohlfahrt und Freiheit seines Volkes dachte, kämpfte und litt, weit entfernt, seine Brüder ausschließlich auf den Himmel zu verweisen, alles Mögliche that, um ihnen den Aufenthalt auf der Erde dadurch möglichst angenehm und lieblich zu machen, daß sie in strenger Sittlichkeit den Geboten ihres heiligen Gottes Jehova nachfolgten.

So können wir, wie ebenfalls in den Büchern Josua, der Richter, Samuels, der Könige, der Chronik, Esra und Nehemia, in denen abwechselnd das historische, liturgische und sittenschildernde Element hervortritt, nur Anfänge der Epik erkennen in alten Heldenliedern und Heldengeschichte.

Das Drama, die höchste Form der Poesie, welche Lyrik und Epos in sich vereinigt und vollendet, ist in der hebräischen Dichtkunst auch nur in seinen einfachsten Anfängen enthalten, in welchen sie von der ältesten religiösen Lyrik ausgeht, und zwar in den mit Tänzen verbundenen Gesängen; auch kamen in diesen alten Darstellungen unstreitig schon Wechselgesänge vor, mit Haupt- und Nebenpersonen; später trat die Rede an die Stelle der Gesänge, oder Beides wechselte mit einander ab.

Wenn aber Ewald und Böttcher und noch Andere das Buch Hiob und das hohe Lied für hebräische Dramen halten, so müssen wir das für verkehrt erklären. Der bloße Dialog kann nicht das Wesen eines Dramas ausmachen (sonst müßten wir auch die platonischen und ciceronianischen Dialoge dieser Kunstgattung beigesellen) — vielmehr hat das Drama die Aufgabe, eine Handlung im Kampfe mit der objectiven Welt und mit einer ewigen göttlichen Nothwendigkeit darzustellen. Im Buche Hiob fehlt dagegen alle Handlung, alle dramatische Färbung und Entwickelung — es enthält fast ausschließlich Berichte über Hiobs Frömmigkeit, Glück und plötzliches Unglück, und die darauf sich beziehenden Reden und Gegenreden Hiobs sind lyrisch-didaktisch, stellen innere Kämpfe dar, die verschiedenen Stimmungen werden verschiedenen Personen in den Mund gelegt, um dadurch dem Wogen und Wechseln der Gefühle mehr Anschaulichkeit zu geben als bei dem epischen Dialoge der Fall ist.

Auch das hohe Lied ist durchaus lyrisch und wurde gesungen, sogar mit Refrainversen. Die zutreffende Bezeichnung würde für dasselbe ebenso wie für das Büchlein Ruth „Idylle" sein, in ihrem Gegensatze von Stadt und Land, von bewußter, bürgerlicher Bildung und von edler Natureinfalt, wie bei Stesichorus, Theokrit, Virgil, Voß, Goethe, Hebel: verschiedene Personen werden redend eingeführt und zwar gewöhnlich sehr abgerissen, unvorbereitet und kurz, mit allerdings volksthümlich dramatischem Charakter.

Interessant dürfte es sein, zu erwähnen, zu welchen bizarren Versuchen Friedrich Böttcher gelangt ist in seiner Monographie: „Die ältesten Bühnendichtungen, der Deborahgesang und das hohe Lied, dramatisch hergestellt, als Blüthen der Volkserhebung gegen Gewaltherrschaft." Seine Anschauungen concentriren sich etwa in Folgendem: Die nachzuweisenden, in der gesammten Weltliteratur ältesten Gesänge der Bühnendichtung haben wirklich mit Volkserhebungen, im Kleinen den heutigen ähnlich, Zusammenhang; und wie sich von der Dramatik aller Zeiten und Völker beobachten läßt, daß sich ihr Beginn oder Höherstand immer an Epochen des Aufschwunges im Nationalleben anschließt, so scheint sich dieses auch bei jenen wenigen Überresten uralter hebräischer Dramendichtung zu bewähren. Denn die alten Israeliten in ihrer literaturreichen Zeit von Moses bis Esra 1500—450 v. Chr., einem Jahrtausend, dessen selten unterbrochene Reihe von Schrifterzeugnissen nach so häufigen Erwähnungen unbekannter Meister und Werke in der jetzigen hebräischen Bibel gewiß kaum zum hundertsten Theile enthalten ist, haben neben der anerkannt schwunghaften und nicht bloß einseitig religiösen Lyrik, neben den reichen epischen, wenn auch zu keinem langathmigen Epos verarbeiteten Sagen, endlich neben den glänzendsten Proben geistlicher und weltlicher Beredsamkeit in den Prophetenschriften, auch den Fortschritt in der Poesie bis zum Drama gemacht, wenn sie auch kein eigentlich kunstmäßig ausgebildetes Bühnenwesen hatten — und so ist auch das ohne Personennamen und Actualien überlieferte und darum so räthselvoll gebliebene Hohelied der Sinntext eines Volksbühnenspiels, ein zugleich politisch angeregter, dauernder Bestandtheil des nordisraelitischen, antisalomonischen Volkstreibens, ähnlich den antiken Atellanen und modernen Bauernspielen — verfaßt von einem der von Salomo zurückgesetzten volksfreundlichen Propheten. Und ähnlich, wie im Deborahlied als Sänger und Darsteller aufgeführt werden: 1) Die Prophetin Deborah, 2) ein größerer, 3) ein kleinerer Frauenchor, 4, 5, 6) eine ältere, eine jüngere und eine andere Frau, 7) der Feldherr Barak, 8) ein Männerchor, 9) der Gesammtchor und 10) sogar stumme Personen, nämlich Gefangene, Sissera und Joel — sind das hohe Lied, nachdem es den Titel erhalten: „Gesang über alle Gesänge von Salomo, oder die treue Sulamerin, oder der verschmähte Salomo — ein Singspiel, verfaßt und aufgeführt im Reiche Ephraim um 950 v. Chr.", in fünf Akte eingetheilt; als Ort der Handlung wird im 1., 3. und 4. Akt Jerusalem, im 2. Akt ein Dorf bei Jerusalem, im 5. Akt Sulam angenommen; als Personen werden aufgeführt: 1) Salomon, König von Israel, 2) Bathseba, des Königs Mutter, 3) Fürstinnen und Dienstfrauen aus dem Harem, 4) Stadtbewohner und Stadtbewohnerinnen von Jerusalem, 5) Winzerin aus Sulam, 6) Mutter der Winzerin, 7) Bruder der Winzerin, 8) Hirt, Geliebter der Winzerin, 9) und 10) Gefährten des Hirten und Landbewohner von Sulam. Der erste Auftritt findet im Gartensaale des Dienstfrauenharems statt, an den Seiten Tafeln mit Speise- und Weinresten, in der Mitte freier Platz zum Tanzen, und zuerst spricht eine Dienstfrau mit lüsternem Blick nach Salomo: „Würd' ein Kuß mir von seines Mundes Küssen" — und der Chor aller Haremsfrauen ruft: „Wie haben die Weiblein dich lieb!" So gestaltet Böttcher das Lied zu einer Operette, mit tadelndem ironischem Hinblick auf den Harem und die Hofhaltung Salomos, da das nördliche Israel bereits mit dem Hof und der Königsstadt feindlich zerfallen war. Das Hohelied feiere nicht in mystisch-allegorischer Form die Liebe Gottes oder des Messias zu seiner Gemeinde, oder den Weisheitsbeflissenen zur Erkenntniß, sei auch nicht eine erotische Idylle, sondern behandle mit volksthümlich gemüthlichem Antheil die beharrlich treugebliebene, unüberwundene Liebe eines schlichten, doch geist- und muthvollen Landmädchens, das durch Kriegergewalt in den Harem des mächtigen Salomo entführt, dennoch allen Lockungen der Hoffrauen, allen Schmeicheleien des königlichen Bewerbers, selbst den Anstalten, sie zur fürstlichen Gemahlin zu erheben, tapfer widerstanden hatte und zuletzt durch ihren geliebten Hirten befreit am Ende sich rühmen durfte, mit ihrem festunggleichen Busen den gewaltigen Herrscher zum Friedensschluß genöthigt zu haben.

Man sieht, bis zu welchen Extremen sich eine übertriebene wissenschaftliche Jägerei versteigen kann, sowie auch in welche Sümpfe sie dabei zu gerathen in Gefahr ist.

Den richtigen Standpunkt für die Betrachtung der hebräischen Poesie gewinnt man nur, wenn man deren Quell in dem eminent religiösen Geist und Beruf des jüdischen Volkes sucht.

Wohl ist alle echte Poesie Inspiration, Geschenk einer höheren geistigen Macht, weßhalb auch die alten heidnischen Dichter ihren Antrieb den Musen und den Göttern zuschreiben und deren weiteren Beistand erbitten, nicht als einen bloßen Redeschmuck, sondern in dem Gefühle, unter einem höheren Einflusse zu stehen.

Aber das Volk Israel glaubte, daß ihm Wort und Geist Gottes in eigenthümlicher Weise zu Theil geworden seien. Diese Nation betrachtete sich nicht bloß als ein eigenthümliches Culturvolk, an sie war wirkliche Offenbarung ergangen. Diejenigen unter den Israeliten, welche poetischen Genius hatten, fühlten sich durch Betrachtung des göttlichen Worts nach Gesetz und Verheißung zugleich vom Geiste des Herrn lebendig und bestimmt angeregt, gemäß dem Inhalte des „Wortes" zu dichten und zu singen und zwar vor Allem zum Preis der Herrlichkeit und

Heiligkeit Gottes, der sich Israel kundgethan als den Schöpfer der Welt, als den Erwähler seines Volks, als den Hort der Gerechten; in dieses Gebiet gehören auch die Gesänge, welche die Größe Gottes in den Kräften und Wundern der Natur schildern; denn die Natur, geschaut im Lichte des göttlichen Worts, ist selbst eine Offenbarung; sodann bezieht sich diese Poesie auf das Volk, die Gemeinde Gottes, als in welcher er sich verherrlicht — und schließlich auf die göttliche Erziehung der einzelnen Seele durch Freud und Leid, Gnade und Segen. Auf diese Weise beschränkt sich die hebräische Poesie des alttestamentlichen Canons auf die lyrische und die didaktische Dichtkunst. Denn das Epos sucht in der Anschauung größerer Weltbegebenheiten oder persönlicher Erlebnisse die Anschauung eines Weltzusammenhangs; — dieser ward dem Volke Israel durch die Offenbarung seines Gottes gegeben, es brauchte ihn deßhalb nicht zu suchen; die Geschichte der göttlichen Offenbarungen und Führungen ist sein Epos, nicht als halb prosaische, halb poetische Bearbeitung von Volkssagen, sondern als wahre Geschichte von der göttlichen Erziehung des Volks.

Das Drama stellt die Verwicklungen und den Kampf menschlicher Handlungen also dar, daß in dem psychologischen Selbstgericht über dieselben und in dem Ausgange der Verwicklung die waltende Gottheit poetisch geschaut und gefühlt wird. Israel kennt den Werth und Ausgang menschlicher Handlungen aus dem geoffenbarten Gesetz und den göttlichen Gerichten, den Segnungen und Verheißungen Gottes im Ganzen wie im Einzelnen; eine Darstellung bestimmter geschichtlicher Verwickelungen war ihm nicht wichtig genug um seinen Genius darauf zu richten. Eben darum ist auch die religiöse Poesie der neueren Völker nicht bloß fast ausschließlich lyrisch, sondern überwiegend kirchlich, gottesdienstlich und erbaulich. Und derselbe Gesichtspunkt gilt auch für die hebräische Poesie der neueren Zeit, welche unter dem Namen agadische und neuhebräische Dichtungen zusammengefaßt zu werden pflegt.

I. Die alte hebräische Poesie.

Das eigentliche reinlyrische hebräische Lied mit seinen Nebenzweigen erscheint von Anfang an mit Musik verbunden und ist sangbar. Wir könnten dafür die Eintheilung gebrauchen: 1) Volkslieder, Volksgesänge, Elegien; 2) Parabeln; 3) Hymnen — Zur didactischen Poesie würden dann gehören: 4) Lehrdichtungen; 5) Spruchdichtungen; 6) prophetische Dichtungen.

Ihre erste Nahrung empfing die lyrische Dichtkunst vorzüglich durch merkwürdige Nationalereignisse, durch folgenreiche Siege, durch schnelle Errettung aus drohenden Gefahren — und da aus theokratischem Gesichtspunkte jede glückliche Wendung des Nationalschicksals als eine unmittelbare göttliche Gnadenthat geschah und erschien, so gewann die hebräische Lyrik frühzeitig ihre entschiedene Richtung auf's Religiöse und hiermit ihren hohen, ergreifenden Schwung, ihre nie alternde Schönheit. In den frühesten Zeiten waren es besonders Frauen, die als begeisterte Sängerinnen in der Mitte des Volkes auftraten. Die hebräische Sprache, arm für weltlich Bürgerliches, Wissenschaftliches und Künstlerisches, ist so einzig reich, stark und zart für den Ausdruck religiöser Begriffe und Gefühle, daß man sagen kann, sie sei bleibend Vorbild und Muster für die religiöse Poesie der christlichen Völker. Trotz des eigenthümlichen Sprachbaues, des Mangels an kurzen Vocalen in einfachen Silben, welcher ein künstliches Metrum und ein eigentliches Längen- und Zeitmaß der Vocale gar nicht zuläßt, trotzdem im Hebräischen die Silbe, welche den Accent hat, für lang gehalten wird, mag sie nun einen kurzen oder einen langen Vocal haben (wobei alle unbetonten Silben kurz sind): fehlt, weil der Ton gewöhnlich auf die letzte Silbe fällt, doch nicht ein vorherrschend jambisches Metrum, wechselnd mit einer anapästischen und trochäischen Bewegung, gleichsam die eines natürlichen, regelmäßigen Tactes. Dazu kommt in der hebräischen Poesie ein Gedankenrythmus, der die reine Bewegung der Gedanken, ihr Tanz und Schritt ist; ferner der sogenannte Parallelismus der Glieder mit Climax und Anticlimax ein harmonischer Wechsel von Hebung und Senkung der Rede z. B.: Er befahl, und es geschah — er gebot, und es stand da; oder: Getreide macht Jünglinge und Most Jungfrauen groß (prosaisch würde es heißen: Getreide und Most machen Jünglinge und Jungfrauen groß). Neben diesen uneigentlichen Versmaßen hatten die Hebräer unstreitig Melodien, sie tanzten beim Gesang ihre Lieder und hatten alphabetische Gesänge mit Strophen von gleichem Umfange. Dabei bestimmt schließlich einzig der Accent den Rythmus, welcher im Allgemeinen einen Doppeljambus und dessen Umstellung bildet. Z. B.:

— ⏑ ⏑ —	Mébaokél	Aus dem Speiser
⏑ — ⏑ ⏑ —	Jazá Maakál	ging Speise hervor,
— ⏑ —	U — Meás	und aus dem Wilden
⏑ — ⏑ —	Jazá Matóq	ging Mildes hervor;

zu welchem Räthsel Simsons die Auflösung hinzutritt:

— ⏑ —	Máh Matóq	Was ist milder,	— ⏑ —	U Meás	Was ist wilder,
— ⏑ —	middebásch	als Honigseim?	— ⏑ —	Meari	als der Löwe?

oder:

⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —	Bilechi Hachamór	Mit dem Backen des Packesels,
⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑	Chamòr Chamor Otájim	ein Pack, zwei Pack,
⏑ ⏑ — — ⏑ —	Bilechi Hachamòr	mit dem Backen des Packesels
⏑ — — ⏑ ⏑ ⏑ —	Hikhéti Elef Isch	erschlug ich tausend Mann.

oder:

Und Lamech sprach zu seinen Weibern:

⏑ — ⏑ ⏑ — — ⏑ — ⏑ ⏑ — Adà Vezillà Schemaán Qoli
Adda und Zilla, höret meine Stimme!
⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — Nesche Lémék, Haaséna imrati
Weiber Lamechs, merket auf mein Wort.
— — ⏑ — ⏑ — Chi Isch Harágti, Lefizei
Wahrlich, einen Mann erschlug ich mir zur Wunde,
⏑ — — — ⏑ — ⏑ ⏑ — Vejálèd Lechábburati
Einen Jüngling mir zur eignen Strieme!
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — — ⏑ Chi Schibatájim Júggam Qáin
Ward dem Kajin siebenfach die Rache.
⏑ — — — ⏑ — ⏑ ⏑ — Ve-Lémék Schibim Veschibà.
Wird sie Lamech eine siebzigfache.

Segensspruch. 1. Mos. 27, 28.

Gott gebe dir des Himmels Thau,
und die Fett' der Au,
und die Füll' der Halmen,
so auch Most der Palmen.
Völker sei'n dir dienstbar,
Stämme deine neigende Schaar,
Herr auch deiner Brüder werde,
Deiner Mutter Söhne, die sich neigen hin zur Erde.
Fluch dem, der dir flucht!
Segen aber, wer dich segnet.

Volksgesang beim Auffinden eines Brunnens in der Wüste. 4. Mos. 21, 17.

Steig auf, Brunnen! Singet ihm in Wechselgesang:
Born du von Edlen aus dem Volke
Mit des Scepters Stab bezeichnet.

Siegeslied Mosis nach dem Übergang über das rothe Meer. 2. Mos. 15, 1—10.

Aus Moses und der Kinder Israel Mund erklang
Dem Herrn dies Lied, so tönt ihr Gesang:
Ich preise den Herrn, der hoch und hehr
Roß und Reiter stürzt' in's Meer.
Meine Macht, mein Lied ist Jah
Mit Hülfe war er mir nah.
Er ist mein Gott: Lob sing' ich ihm;
Der Ahnen Gott: Preis bring' ich ihm;
Jehova ist des Krieges Meister,
Jehova heißt er,
Pharao's Wagen und sein Heer,
stürzt' er in's Meer!
In's Schilfmeer sank
Der Führer Kern und ertrank.
Sie deckte der Wogen Schlund,
wie Schilf sanken sie zu Grund.
Wie deine Rechte, o Herr, zerschmetterte den Feind!
Mit der Fülle deiner Kraft
Hast du die Gegner hingerafft,
Da deine Rache schnob,
Da zerstob
Der Feind geschwind
wie Spreu in dem Wind.
Vor deines Odems Hauch thürmten die Wellen sich,
und stellten sich
in Haufen einher,
es starren die Wasser im tiefsten Meer.
Der Feind sprach: Ich jage sie,
ich schlage sie,
vertheil ihr Gut,
kühl' an ihnen den Muth,
zieh' das Schwert heraus,
mach' ihnen den Garaus: —
Da wehte dein Hauch einher,
und sie deckte das Meer,
sie gingen unter wie Blei, hinabgezogen
in die brausenden Wogen.
Herr, unter den Göttern wer ist Dir gleich?
Wer ist Dir gleich?
Wie Du an Hoheit und Heiligkeit reich?
Furchtbaren Ruhmes, voll Pracht
und Wundermacht?
Du hast Deine Rechte ausgestreckt,
Da hat sie der Erde Schlund bedeckt,
und führst nun mit Barmherzigkeit
das Volk, das Du befreit,
führst es beschirmend fort
zu Deinem heil'gen Ort.
Es hören's die Völker, und beben;
Philister, der Angst ergeben,
mit Edoms Fürsten allen
hat sie Zittern und Zagen befallen,
Todesangst erfaßt die Tapfern der Moabiten,
Hinweggeschmolzen sind die Canaamiten.
Laß fallen Furcht auf sie und Schrecken,
Von Deines Arms Gewalt sie decken.
Laß sie sein
starr wie Stein,
bis daß Dein Volk, Jehova, durchgegangen,
dein Dir erkauftes Volk hindurchgegangen.
Bring' es herein!
Pflanz' es ein
auf Deines Erbes Berg, den Du gemacht
zu Deiner Wohnung, Herr, voll Heiligkeit und Pracht!
Gott ist ein König allezeit
von nun an bis in Ewigkeit.
Pharao zog in's Meer
mit seinem Heer;
mit Rossen und Reitern,
mit Wagen und Streitern
ließ der Herr sie sinken in's Meer.
Doch Israels Kinder, die schritten
durch des Meeres Mitten
Trocken einher! —

Dieses Grundmaß der hebräischen Poesie läßt durch die unbetonten Nebensilben eine sehr freie Behandlung zu. Die Zeile erhält gewöhnlich 4—8 Silben, seltener 9—10, von denen nur zwei betont, die übrigen aber flüchtiger ausgesprochen werden — ähnlich den Eddaliedern und den Chören der griechischen Tragödien, wenn auch in letzteren Rhythmus und Tonfall mehr geregelt ist.

Im Strophenbau sind meist vier Verszeilen der angegebenen Art als der geringste Umfang einer Strophe erkennbar, welche eine Stufe bilden, daher der Name Stufenlieder.

Neben der Alliteration (nin vanéked Kind und Kegel, schèm u-schèar Namen und Nachkommen, nà va-nàd ruh' und rastlos, áfar va-éfer (Erde und Asche) findet sich auch der Binnenreim, ferner die von den Propheten oft mit so großem Nachdruck und durchschlagender Wirkung in ihren Volksreden angebrachten Wortspiele, z. B. Zémach, beli jaase gémach v. s. Getreide das kein Mehl giebt, Ähren die nicht ernähren, Korn ohne Kern; oder: vattiràsch vattigásch haarez, da schwankte und wankte die Erde (ohne Anspielung auf ein bekanntes Studentenlied!) —

Ihre höchste ästhetische Ausbildung erhielt die lyrische Poesie erst durch den Meister David und wurde von ihm zugleich auf würdige Weise in das Nationalheiligthum eingeführt und eine einflußreiche Verschönerin des öffentlichen Cultus.

Historischer Psalm. 52; von David.

Da der Edomiter Doeg kam zu Saul und zu ihm sprach: David ist gekommen in das Haus des Abimelech.

Was rühmst Du Dich des Bösen, Du Tyrann?
Die Gnade Gottes ist beständig!
Verderben sinnet Deine Zunge,
gewetztem Messer gleich, Du Ränkemacher!
Liebst Böses mehr als Gutes,
mehr lügen, als zu reden recht,
liebst alle Unheil-Worte,
Du trügerische Zunge!
So wird auch Gott auf immer Dich ausrotten,
dich packen und fortreißen aus dem Zelte,
entwurzeln Dich aus der Lebend'gen Lande,
daß schauend dies Gerechte fassen Scheu,
ob Deiner aber lachend:
„Seht da den Mann, der Gott nicht macht zu seinem Schutz,
und traute auf die Fülle seines Reichthums,
stolz war auf seinen Eigensinn."
Doch ich wie grüner Ölbaum bin im Hause Gottes,
ich trau' auf Gottes Gnade, ewig, immer!
will loben Dich auf ewig, daß Du wirktest,
und Deines Namens harren, weil er lieblich,
vor Deiner Frommen Angesicht!

Nach David, durch welchen die Lyrik zur Kunst wurde, war sie hauptsächlich der Pflege der Propheten und Leviten überlassen und treibt selbst bis in die nachexilischen Zeiten frische Blüthen, obwohl während des Exils und später auch viele lyrische Productionen zum Vorschein kamen, die, entblößt von wahrer, dichte-

rischer Begeisterung, den Charakter mühsamer Nachahmungen und formeller Kunst tragen.

Fünftes Lied aus den Klageliedern des Jeremias.

Elegie.

Gedenk', o Herr, was ehedem wir hatten,
und schau' auf unser Elend jetzt!
Unser Erbtheil ist Barbaren zugefallen,
Ausländern unser Eigenthum.
Vaterlosen Waisen gleichen wir,
unsere Mütter verlassenen Wittwen.
Unser Wasser müssen für Geld wir trinken,
eigenes Holz uns theuer erkaufen,
auf unsrem Halse schon, wird's doch abgejagt;
die Mühe war unser, der Genuß in Ruhe nicht.
Nach Mizraim reichen wir die Hand — nach Aschur hin,
daß sie Brot uns geben zur Sättigung.
Auch unsre Väter sündigten — sie sind nicht mehr —
aber wir tragen ihrer Schulden ganze Last.
Sklaven sind unsere Beherrscher nun,
Niemand rettete uns aus ihrer Hand.
Mit Gefahr unsres Lebens holen wir unser Brot,
ob des Kriegeschwerts im Felde.
Darum brennt wie Ofengluth unsere Haut
vor brennend heißem Hunger —
zu Zion schänden sie die Frauen,
jungfräuliche Mädchen in Juda's Städten.
Fürsten erhenken sich mit eigenen Händen.
Der Greise Ansehen wird nicht geachtet.
Jünglinge drücket des Mühlsteins Bürde,
Knaben schwächt des Balkens schwere Last.
Die Richter sind vom Thore verscheucht,
die Jugend von ihrem Saitenspiel,
und jede Freude, ach! aus unsrem Herzen!
der Reihentanz in Traurigkeit verwandelt,
die Krone unserem Haupt entfallen; —
weh! wehe uns, daß wir so gesündigt!
Darum jammert unser Herz nunmehr,
verlischt das Licht in unseren Augen,
über Zions Berg, der so verödet ist,
den Schakal' nur durchstreifen. —
Du, Herr, bleibst jedoch in Ewigkeit derselbe,
Dein Thron steht für und für!
Wolltest Du auf immer uns vergessen?
auf ewige Zeiten uns verstoßen?
O, nimm uns wieder auf, Herr! wir kehren wieder;
erneue die vorigen, glücklichen Zeiten!
Solltest Du uns ganz verworfen haben?
Mit unversöhnlichem Zorn' uns hassen?
Ach! nimm uns wieder auf, Herr! wir kehren zurück;
gib die vorigen glücklichen Zeiten uns wieder!

Parabel.

Der böse Herrscher (frei nach Richter c. 9).

Einen König sich zu wählen gingen einst hinaus die Bäume,
Ihn zum Könige zu salben für die schattig dunklen Räume.
Und sie sprachen zu dem Ölbaum: „Dich nur wollen wir erküren,
mögst Du nun als unser König fürder über uns regieren."
Doch es sprach der Ölbaum: „Nimmer kann mein Öl ich Preis euch geben,
Göttern und den Menschen heilig, nur um über euch zu schweben."
Sprachen drauf zum Feigenbaume: „Wollen dich zum König haben."
Doch er rief: „Will lieber Menschen stets mit meinen Früchten laben."
Und sie gingen nun zum Weinstock, daß er ihr Beherrscher werde:
Und sie baten ihn: „Sei König aller Bäume auf der Erde."
Doch er sprach: „O nimmer werd' ich meinem Moste je entsagen,
der zu Lust und Opfern diente, nur um über euch zu ragen."
Da beschlossen denn die Bäume zu dem Dornbusch hinzugehen,
und sie flehten: „Laß uns künftig unter deinem Zepter stehn."
Und der Dornbusch gab zur Antwort: „Wollt ihr, sei es meinethalben!
Nun, so mögt ihr ohne Säumen mich zu eurem König salben.
Doch, daß ihr mich auserkoren, komme jetzt euch schon zu Statten,
auf! so suchet nun gehorchend Schutz allein in meinem Schatten.
Wollt ihr nicht, so möge Feuer mir entfahren, wild verheerend,
Alle euch, ja selbst die Ceder auf dem Libanon verzehrend."

* * *

Spruchdichtungen aus den Sprüchen Salomo's.

Doppelte Waage, doppelt Maß — Greuel in Gottes Aug' ist das.
Besser, leben im wüsten Lande, als im widrigen Ehebande.
Dem Flehenden in Drang und Sorgen hilf ungesäumt und sag nicht: „Komm morgen."
Der Geißel Schlag prägt Striemen ein; der Zunge Schlag zerschmettert das Gebein.
Schwertstreiche fahren aus gemeinem Munde, aus edelem träuft Balsam auf die Wunde.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihrer Grenzgebiete.*)

Schon früher**) erlaubten wir uns auf das Verdienstliche der Sammlung aufmerksam zu machen, welche die älteren Schriftwerke der Schweiz umfaßt und als deren Herausgeber eine Anzahl schweizerischer Germanisten und Geschichtsforscher im Prospecte genannt war. Ob seither diese Zahl sich auf weniger Mitglieder reducirt hat (da jetzt bloß zwei Herausgeber genannt werden), vermag Referent nicht zu sagen, uns kann es auch gleichgültig sein, sobald die Leistung sich der Aufgabe gewachsen zeigt. Dies ist hier in vorzüglichem Grade der Fall. Man darf nicht fragen: Genügte denn des vortrefflichen (jetzt verstorbenen) Grüneisen „Niclaus Manuel" (1837) nicht mehr? Der neue Herausgeber läßt den Verdiensten dieses Gelehrten alle Gerechtigkeit widerfahren — allein von anderem abgesehen, das im „Vorwort" angeführt wird, schon die Art der Biographie ist bei beiden verschieden: Grüneisen hat das Hauptgewicht auf den biographisch-kritischen Theil gelegt, Bächtold legt es auf die kritische Gestaltung des Textes. Nicht zwar, als hätte er den eigentlichen biographischen Stoff vernachlässigt oder als nebensächlich betrachtet. Im Gegentheil, er hat sogar für die Schilderung der künstlerischen Seite des vielseitigen Mannes eine ihm befreundete Kraft, Herrn Dr. Prof. Salomon Vögelin, zugezogen, dessen Feder der zweite Abschnitt „Kunst" verdankt wird. Was nun aber die literarische Bedeutung des Mannes betrifft, so hat der Verfasser sowohl durch eigene Specialstudien als durch Unterstützung anderer Gelehrter und Bibliophilen ein Material zusammengebracht, wie es kaum vollständiger gewünscht werden kann, und nicht nur zusammengebracht, sondern auch geordnet und gesichtet, so daß sowohl der Cultur- und Literarhistoriker, als der specielle Bibliograph und der Sprachkritiker zufriedengestellt wird. Das Werk umfaßt: 1) Das Leben des Niclaus

---

*) Herausgegeben von J. Bächtold und Ferd. Vetter. Zweiter Band: Niclaus Manuel. (Frauenfeld, 1878. J. Huber's Buchhandlung).

**) Magazin 1877. Nr. 25.

Manuel, 2) die Kunst, 3) ein Verzeichniß der Gemälde und Handzeichnungen 4) die Dichtungen (Todtentanz — das Bicoccalied — vom Papst und seiner Priesterschaft — der Ablaßkram — Barbali — Eck's und Faber's Badenfahrt — Krankheit und Testament der Messe — Klagred der armen Götzen — Elsli Tragdenknaben — alles mit den nöthigen literar-historischen Angaben und Excursen illustrirt; besonders genau und erschöpfend ist das bibliographisch-kritische Material behandelt (für manchen Geschmack wohl zu peinlich-minutiös). 5) Die Schriften des Sohnes, Herrn Rudolf Manuel, 6) ein Wörterbuch zu Niclaus Manuel (von L. Tobler gefertigt). Uns scheint es, daß der Herausgeber seinen Mann als Dichter und Schriftsteller im Ganzen richtig gewürdigt habe, — und das ist denn doch eine Hauptsache. Über seine Thätigkeit auf diplomatischem, staatsmännischem Gebiet hat er sich kürzer gefaßt — und mit Recht; denn hier war nicht wohl Neues beizubringen, noch auch Altes zu klären. Bächtold schätzt seinen Mann *sehr* hoch, vielleicht auch einmal, wie dies Biographen zu gehen pflegt, etwas zu hoch, ist aber nicht blind gegen dessen Mängel. Er nennt ihn z. B. „ein auch in der Form regelloses, ungezügeltes Talent", meint aber gleichwohl, daß „Manuel vom Hauch der Antike zwar unberührt, in seiner Vielseitigkeit als Dichter, Maler und Staatsmann *durchaus* an die großen Italiener der Renaissance erinnere". Das ist zu viel gesagt; wo der „Hauch der Antike" aus dem Vergleich wegfällt, da ist auch dieser Vergleich überhaupt unstatthaft. Das Element der *Form* ist es ja gerade, worin jene großen Italiener lebten und webten, die ohne die Antike *undenkbar* sind! Niclaus Manuel war nicht bloß kein Gelehrter, sondern er war ein Laie in des Wortes verwegenster Bedeutung, der nicht einmal Fremdwörter richtig schreiben konnte! Vielseitig war er allerdings und sein Leben war ein vielbewegtes: Er war Dichter, er malte al Fresco, auf Holz und Leinwand, zeichnete Cartons zu Glasgemälden, schnitt in Holz, war als Architekt thätig, war thätiges Mitglied der obersten Behörde, war Landvogt, war Gesandter der Republik Bern in den wichtigsten und entscheidendsten Angelegenheiten; er hat die Reformation in Bern herbeiführen und auf immer befestigen helfen. — Die Hauptstärke des Dichters besteht in der *Satire*, die er in den mannigfaltigsten Formen, stets aber als *Gelegenheits*gedicht geübt hat, und fast möchte man sagen, daß auch der *bildende* Künstler in ihm dieser Gattung am meisten zugethan war, nicht bloß in seinem größten Werke, dem (leider nicht mehr vorhandenen) *Todtentanz*, sondern in seinen zahlreichen übrigen Producten (wovon die sprechendsten und am meisten charakteristischen sich im Museum von Basel befinden). Auch als Maler frisch und lebendig wie als Dichter, war M. von der Blässe des Studiums nicht angekränkelt, und wie es ihm nicht darauf ankommt, einem Vers etwa einmal ein Gelenk zu viel oder zu wenig zu geben, so ist er auch im Stande, einer Figur sechs Finger zu malen. Es scheint nach allem — leider fehlen alle zeitgenössischen Nachrichten — daß er *nie* eine regelmäßige Schule durchgemacht, sondern als Autodidakt seinen eigenen Weg verfolgt habe. Auch Vögelin überschätzt seinen Mann gewiß, wenn er behauptet, daß „Manuel in dem Gefühl für Schönheit der Linien und Anmuth des Gesichtsausdrucks allen seinen deutschen Zeitgenossen, *Holbein nicht ausgenommen*, überlegen war". Richtiger wohl ist der zusammenfassende Schlußsatz dieses Ästhetikers: „Ihm widerfuhr ein dreifaches Mißgeschick: auf der Höhe seiner Kraft ward er der Kunst entfremdet, seine Thätigkeit im Großen abgebrochen (durch staatsmännische Verwendung) — alle seine Monumentalwerke sind verloren gegangen — und was blieb, das brachte bald der alles übertönende Ruf eines Größeren in Vergessenheit. Es war und blieb für alle Folgezeit ein Mißgeschick für Manuel, daß *Holbein* in die Schweiz kam und hier dessen Wirksamkeit vollständig überholte."

Hierzu muß nur *das* bemerkt werden: Wäre Manuel wirklich ein begeisterter Jünger seiner Kunst gewesen, ein wirklicher Künstler von Gottes Gnaden, so hätte er sich niemals „der Kunst entfremden" lassen. Dergleichen Beispiele wenigstens kennt, unseres Wissens, die Kunsthistorie nicht; wir werden also in ihm, als Maler, ein großes Talent zu erkennen haben, wie er ja auch als Schriftsteller ein solches war, *aber mehr nicht*. Darum kann gleichwohl seine Krankheit der Messe die „großartigste und durchschlagendste Satire der Reformationszeit" sein, wie Bächtold urtheilt, indeß, offen gestanden, auch dieses Urtheil scheint uns zu hoch zu greifen. Über den Geschmack an characterisirenden Gemeinnamen (als Eigennamen), als da sind der Dr. Rundegk, Hinz, Schneepfeffer, Dr. Schryeck, Gall, Schmollzan, Hartmann, Rünesel, Ludi Mußkorb, Gottfried Schnidluft, Mart. Bitterbüchsli u. s. w. (eine Liebhaberei Manuel's!) kann man verschiedener Ansicht sein; weniger über die starken Cynismen, die mit unterlaufen; jedenfalls reicht diese Satire Manuels nicht an einzelne Epistolae virorum obscurorum, diese sind denn doch, bei gleicher Schärfe und Kaustik des Inhalts, feiner, und gerade wo sie roh zu sein *scheinen*, liegt ja in diesem Schein der allergrößte Humor, während die Satire Manuel's denn doch oft, ohne Absicht des Verfassers, ins Plumpe und Rohe fällt. Immerhin aber ist Manuel ein Schriftsteller von so eigenartiger Natur, daß die deutsche Literaturgeschichte billigst mehr Notiz von ihm nehmen könnte und sollte, als gewöhnlich geschieht. Die Arbeit von Bächtold ist ganz dazu angethan, diesen Wunsch fortan zur Wahrheit werden zu lassen, denn wer diese Schrift (und mit ihr die Werke Manuel's) liest, wird den Eindruck erhalten, daß der Held dieser Biographie auch auf literarischem Gebiete *nicht* zu den unbedeutenden Erscheinungen gehöre.

Basel. J. M.

England.

Trelawney's Erinnerungen.*)

Genau genommen können die von Trelawney veröffentlichten Erinnerungen nicht als ein neues Werk betrachtet werden. Sie sind vielmehr ein stark vermehrter Wiederabdruck der von ihm im Jahre 1858 herausgegebenen kurzen Aufzeichnungen über die beiden großen englischen Dichter, deren Bekanntschaft zu genießen er das Glück gehabt hat. Merkwürdig genug fiel sein vertrauter Umgang mit beiden Dichtern gerade in deren letzte Lebensjahre, und zwar, was Shelley betrifft, in das allerletzte, bei Byron in die letzten drei Jahre. Verschiedene Ursachen lassen es uns bedauern, daß Trelawney die alte Lehre „manum de tabula" vergaß. Was er von neuem Material zur Kenntniß der beiden Dichter liefert, ist nicht nur unbedeutend, sondern wirft auch ein schlechtes Licht auf sein Zartgefühl. Einige seiner Angaben, und zwar keineswegs unwichtige, stehen in solch krassem Widerspruche mit seinen eignen früheren Äußerungen, daß der Verfasser uns entweder jetzt oder damals falsche Wege geführt haben muß. Wir neigen

*) Records of Shelley, Byron and the Author, by E. J. Trelawney. 2 vols. London 1878, Pickering.

mit dem größeren Theil der englischen Presse zu der Ansicht, daß die erste Version die richtigere war, und daß das vorgerückte Alter wie der nicht minder vorgerückte Cynismus des Autors ihn zu diesen Verirrungen verleitet haben. Übrigens brauchen wir an dieser Stelle nicht auf weitere Einzelheiten einzugehen, da dieselben ja im besten Falle für deutsche Leser nur von entferntem Interesse sind, wir wollen vielmehr versuchen, die Spreu vom Weizen zu sondern.

Unzweifelhaft ist Shelley bisher einer der am unglimpflichsten behandelten englischen Dichter gewesen; dafür droht ihm jetzt die Gefahr um so mehr überschätzt zu werden. In einem solchen Falle ist es daher von ganz besonderem Interesse, das persönliche Zeugniß eines unparteiischen und wahrheitliebenden Zeitgenossen zu besitzen. Shelley war ein Genie, das Schicksal hatte ihm jenen verhängnißvollen Vorzug zu Theil werden lassen, daß er vor seiner Zeit geboren wurde und deshalb mit seiner Umgebung außer Einklang lebte. Wie Heine sehr richtig bemerkt: „Deshalb ist die Geschichte der großen Männer immer eine Märtyrerlegende; wenn sie auch nicht litten für die große Menschheit, so litten sie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seins, das Unphilisterliche, für ihr Mißbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung, ein Mißbehagen, welches sie natürlich zu Extravaganzen bringt." Shelley bildete keine Ausnahme von dieser Regel und seine Lebensgeschichte klärt zum großen Theil den Gegensatz auf, in welchem er sich zu seinen Mitmenschen befand. In dieser Hinsicht zeigen er und Byron große Contraste. Wiewohl schließlich gleichfalls von einer engherzigen, puritanisch gesinnten Gesellschaft in Acht erklärt, war doch Byron elf oder zwölf Jahre hindurch der Liebling seiner Zeit und wurde von dem Beifall der Menge getragen. Shelley hingegen lebte fast während desselben Zeitraumes als ein ausgestoßener Paria. Und doch war der eine und der andere nur seines Genies willen unglücklich. Diese Ähnlichkeiten und Gegensätze hat uns der Verfasser im Ganzen deutlich vor Augen gelegt, wiewohl er dabei oft mit zweifelhaftem Geschmack und sehr ermüdender Weitschweifigkeit verfahren ist.

Trelawney wurde mit den Dichtern bekannt zur Zeit, als sie in Pisa lebten. Als man ihn zuerst Shelley vorstellte, konnte er kaum glauben, daß dieses langaufgeschossene magere Bürschchen, das wie ein Mädchen erröthete, wirklich jenes Ungeheuer sei, das mit aller Welt sich in Krieg befand, jener ruchlose Mensch, der wegen Atheismus von der Universität relegirt und durch die Gerichte seiner Kinder beraubt worden war, dessen Ansichten als verderblich für Kirche und Staat erklärt worden, kurz, der thatsächlich im Banne lebte. Trelawney glaubte, seine Freunde hätten ihn zum Besten. Aber sobald der Dichter zu sprechen begann, zweifelte er nicht länger an seiner Identität. Calderon's „Mágico Prodigioso" war das Thema des Gesprächs und die meisterliche Weise, in welcher Shelley den Spanier interpretirte, war geradezu wunderbar. Entzückt hörte Trelawney ihm zu und wurde von diesem Tage an ein begeisterter Bewunderer des Dichters. Im Verlaufe der Aufzeichnungen erfahren wir, daß in Shelley eine scharf umrissene Individualität hervortrat. In Gewohnheiten, Manieren und all den Vorgängen des gewöhnlichen Lebens war er unwandelbar; nie kümmerte er sich um das Thun anderer Leute; er war freimüthig, bieder und offenherzig, wie ein wohlerzogener Knabe, zuvorkommend und rücksichtsvoll gegen andere, weil jeglicher Eitelkeit und Selbstsucht bar. Er pflegte nie zu lachen oder auch nur zu lächeln, er war stets ernsthaft, aber Auge und Gesicht waren so ausdrucksvoll, daß man aus ihnen das Arbeiten seines Geistes in Freud und Leid lesen konnte. Ferner entnehmen wir dem Buche eine sehr bezeichnende Thatsache, die, wenn überhaupt früher bekannt, bisher nie genügend gewürdigt worden zu sein scheint: daß nämlich Shelley zeitweise dem Opiumgenusse fröhnte. Hierauf können ohne Zweifel manche seiner eigenthümlich ungreifbaren Phantasiegebilde und der von ihm geschauten übernatürlichen Gesichte zurückgeführt werden. Trelawney kannte den Dichter in der interessantesten Periode seines Lebens. Mit den Jahren und der Erfahrung war ihm eine reifere Weisheit aufgegangen und aus dem Materialismus seiner „Queen Mab" und dem Geist und Materie verläugnenden Nihilismus hatte er sich zur Höhe des Idealismus emporgeschwungen und studirte Plato. Hätte die Tragödie in der Bai der Spezzia das jugendliche Genie nicht in seiner Blüthe hinweggerafft, wer weiß, wie unvergleichlich höher der Flug noch hätte werden können. Sah er vielleicht sein eigenes Schicksal voraus, als er die Zeilen schrieb:

> Alas! what is life, what is death, what are we,
> That, when the ship sinks, we no longer may be?

Von früh an schien das feuchte Element den Dichter als sein eigen zu betrachten. Er liebte das Wasser mit einer Liebe, die ihm verhängnißvoll wurde. Trelawney war bei ihm, als er in das unter Olivenhainen versteckte Häuschen am Strande von Lerici im Golf von La Spezzia übersiedelte, um sich täglich an dem Spielzeug zu erfreuen, das er sich hatte bauen lassen, dem offenen Boote „Don Juan". Vergebens warnte man ihn vor der Unsicherheit des Fahrzeuges und vor seiner eignen Unerfahrenheit und Unkunde im Segeln. An einem schwülen Julinachmittag fuhr er mit einem Freunde hinaus, um nicht wieder heimzukehren. Trelawney war es, der nach vielem Suchen den bei Viareggio ans Land gespülten Leichnam auffand. Ihm lag es ob, der Wittwe die Trauerbotschaft zu überbringen und im Verein mit Lord Byron ließ er am Strande von Viareggio die Leiche verbrennen, überzeugt, daß also den Wünschen dieses hellenischen Sängers am besten entsprochen würde. Die Schilderung, die uns der Verfasser von diesen letzten trüben Dingen entwirft, ist lebendig und herzergreifend. Bis vor wenigen Jahren war er, wie alle Welt, der Meinung gewesen, daß der Dichter umgekommen sei durch einen Windstoß, der sich kurz nachdem das Boot vom Ufer abgestoßen war, erhoben hatte. Aber im Jahre 1875 gab ein alter italienischer Matrose auf seinem Todtenbette die Erklärung ab, daß Shelley's Tod kein zufälliger gewesen, sondern daß er und seine Genossen das Boot des Dichters angesegelt hätten, in der Meinung der reiche Lord Byron befände sich darin mit einer Masse Geld. Sie hätten nicht die Absicht gehabt, das Boot in den Grund zu bohren, aber es sei nach dem Zusammenstoß sofort gesunken. Diese Nachricht erregte großes Interesse, um so mehr, da sie durchaus wahrscheinlich erschien, denn die Lage, in welcher Shelley's Boot später gefunden wurde, sprach nicht dafür, daß es gekentert war. Professor de Gubernatis, in einem Übermaße von Patriotismus, hielt es für nöthig, gegen die Schuld seiner Landsleute Einspruch zu thun. Die Wogen des Streites gingen hoch, und da der Schreiber gegenwärtiger Zeilen sich zu jener Zeit in Italien befand, fühlte er sich getrieben, nach Lerici zu reisen, um an Ort und Stelle Nachrichten zu sammeln. Alles, was er erfuhr, scheint zu beweisen, daß ein Geständniß obigen Inhalts gemacht worden ist, und zieht man die inneren Wahrscheinlichkeiten des Falls in Betracht, so kommt man zu dem Schlusse, daß das Geheimniß, welches den Tod Shelley's ein halbes Jahrhundert hindurch umgeben hatte, gelüftet ist.

Trelawney's Erinnerungen an Lord Byron nehmen, wiewohl sie keineswegs ein so starkes Interesse beanspruchen können, als die von Shelley, nothwendiger Weise den größeren Raum in

seinem Buche ein. Der erste Eindruck, den Byron auf ihn machte, war der, daß er ganz anders sei als wie die Welt über ihn redete. „Ich sehe nichts Geheimnißvolles an ihm; er ist zu freimüthig, er spricht Dinge, die besser ungesprochen blieben". Der Dichter selbst sagte: „Die Leute wissen nichts über mich. Meine Poesie und ich wir sind zwei verschiedene Dinge. Ich bin nicht der Menschenfresser, den man aus mir macht. Die Poesie ist eine Fähigkeit für sich. Das Ideale hat keine Wirkung auf den realen Charakter. Ich kann nur schreiben, wenn der Geist (estro) über mich kommt; zu allen anderen Zeiten bin ich ich selbst." Er schien ein besonderes Vergnügen daran zu finden, allen neuen Besuchern offene Geständnisse zu machen, als wollte er ihre früheren Vorstellungen über ihn verspotten und die über ihn veröffentlichten Schilderungen Lügen strafen. „Gestehen Sie es", sagte er eines Tages zu Trelawney, „Sie gedachten an mir einen „Timon von Athen" oder „Timur der Tartaren" zu finden. Sind Sie nicht verblüfft, das in mir zu sehen, was ich wirklich bin, einen Weltmann, welcher, nie im Ernst, über alle irdischen Dinge lacht". Der Mensch Byron enttäuschte Trelawney allerdings. In Gesellschaft sprach er in der Weise Don Juan's; einem vertrauten Gefährten gegenüber, ließ er seinen innersten Gedanken freien Lauf; mit Fremden sprach er wie andere Menschenkinder, aber gezwungen. Er gab nichts zu und zweifelte an allem. Seine Rede bestand aus kurzen Sätzen; gewöhnlich widersprach er. Kurz, Trelawney meint, er sei ein durchaus verzogener Mensch gewesen. Sein Witz und Humor hätten nicht auf Lust, sondern Pein gedeutet. Und er selbst sagte einmal:

And if I laugh at any mortal thing,
'Tis that I may not weep.

Fast möchte es nach dieser Schilderung scheinen, als ob Trelawney nicht genugsam die Grillenhaftigkeit in der Natur des Dichters in Rechnung gezogen habe, und auch nicht daß er immer mit irgend etwas im Krieg liegen mußte, so zwar, daß vieles in seinen Poesien aus der Friction widerstreitender Principien in seinem Geiste entsprang. Was das Thema von Byron's Ehe betrifft, welches bereits usque ad nauseam erörtert worden ist, so zeigt sich hier Trelawney scharfsinniger und hat die einfache und zweifellos richtige Erklärung, daß alles Unheil in der angeborenen und unüberwindlichen Unvereinbarkeit der Temperamente seine Ursache hatte. Die Angelegenheit würde wahrscheinlich niemals öffentlich erörtert worden sein, die scheußliche Verleumdung der Frau Beecher Stowe niemals das Tageslicht erblickt haben, wenn sich Lady Byron nicht ungroßmüthig geweigert hätte, die Gründe anzugeben, warum sie ihren Gemahl verließ. Byron's Geist ersehnte stets eine handelnde Thätigkeit. Nach Shelley's Tode wandte er seine Aufmerksamkeit auf Griechenland, und Trelawney begleitete ihn dahin. Während letzterer abwesend war, um in Morea den Stand der Dinge zu untersuchen, wurde der Dichter von seiner tödtlichen Krankheit ergriffen, und als Trelawney zurückkehrte, war er bereits verschieden. Die näheren Umstände seines Todes schrieb Trelawney nach der Schilderung des Dieners auf ein Blatt Papier, das auf des Poeten Sarge lag, und ordnete alsdann seine Angelegenheiten. Also erfüllte er bei beiden Dichtern die letzten traurigen Pflichten. Was Byron über Shelley's Tod schrieb, gilt in gleicher Weise von ihm selbst: „There is another man gone, about whom the world was ill-naturedly „and ignorantly and brutally mistaken. It will, perhaps, do him „justice now, when he can be no better for it."

Der übrige Theil des Buches enthält persönliche Erlebnisse des Verfassers unter den griechischen Insurgenten. Im besten Falle nur von untergeordnetem Interesse, sinken sie in gänzliche Unbedeutendheit, da sie auf die Erinnerungen an zwei seltene und auserlesene Geister folgen.

Z.

Frankreich.

Gaffarel's Geschichte Brasiliens unter der französischen Herrschaft*).

Brasilien ist eine der ersten amerikanischen Gegenden, welche die Franzosen im sechzehnten Jahrhundert bereisten. Dem Verfasser des vorliegenden Buches zufolge entdeckte Jean Cousin aus Dieppe Brasilien im Jahre 1488, also zwölf Jahre vor dem Portugiesen Cabral: auf der Höhe der Azoren von dem Golfstrom fortgerissen, landete der kühne Normanne an einer unbekannten Küste bei der Mündung eines unermeßlichen Flusses. Gaffarel behauptet sogar, daß Cousin's Lieutenant, ein Castilier, Pinzon genannt, kein anderer als der wohlbekannte Gefährte des Columbus gewesen sei. Eines Fehlers wegen, wurde Pinzon von dem Rath der Stadt Dieppe verabschiedet und zog sich nach Genua, dann nach Castilien zurück. Derselbe Pinzon habe später Columbus begleitet. Wie bekannt, zog Columbus seinen Gefährten sehr oft zu Rathe; während der langen sorgenvollen Fahrt zweifelte dieser Pinzon nie an dem Erfolg des Unternehmens; keine Ungewißheit, keine Unschlüssigkeit kam bei ihm auf; wenn die Mannschaften den Muth sinken ließen und mit einstimmigem Geschrei die Rückfahrt verlangten, widersetzte sich Pinzon und drang darauf, weiter zu segeln. Auch war er, wie Cousin's Lieutenant, hochmüthig, jähzornig, voller Selbstvertrauen und sehr beharrlich. Trotzdem aber kann die Identität, wie geistreich sie auch Gaffarel zu beweisen sucht, noch nicht als sicher angenommen werden; und, wie Gaffarel selbst sagt, es ist besser die Gewißheit von der Zukunft zu erwarten, welche die Lösung manches Zweifels, die Entdeckung manches geschichtlichen Geheimnisses in ihrem Schooße trägt.

Ist aber denn das gewiß, daß der Franzose Cousin, und nicht der Italiener Columbus, den amerikanischen Boden zuerst betreten habe? Cousin's Erzählung ist verschwunden, und da wir kein anderes Zeugniß haben von seiner Reise als das Buch des lügenhaften Desmarquets (Mémoires chronologiques pour servir à l'historie de la navigation française), so läßt sich das Datum 1488 gar sehr in Frage ziehen.

Sicher ist es, daß die Seeleute der Normandie und besonders die von Dieppe (Dieppe blühte damals außerordentlich), am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts viele Reisen nach Brasilien unternahmen. Sie verschwiegen aber geflissentlich ihre Entdeckungen. Man weiß, daß der Papst Alexander VI. am 14. Mai 1494 alle neuen Länder unter Portugal und Spanien theilte und jeder anderen Nation verbot, in den solcher Weise vertheilten Gegenden sich niederzulassen, ja selbst eine Reise dahin zu unternehmen, ohne die Erlaubniß der beiden bevorzugten Höfe. „Wo ist denn der Artikel in Adamus' Testament, der meinen guten Vettern von Portugal und Spanien die neue Welt vermacht?" fragte Franz I. spöttisch. Allein auf Grund der päpstlichen Bulle verfolgten Spanier und Portugiesen alle fremden Schiffe mit schonungsloser Wuth und behandelten sie als Piratenschiffe.

---

* Histoire du Brésil français au seizième siècle, par Paul Gaffarel. Paris, Maisonneuve.

Daher das Schweigen der Normannen über ihre Unternehmungen, sie fürchteten sich vor den mächtigen Spaniern und besonders vor den grausamen Portugiesen, welche, wie einst die Phönizier und die Carthager, ganz allein die schönsten fruchtbarsten Länder ausbeuten wollten. Eine furchtbare Krankheit, schreibt Michelet, war ausgebrochen, der Golddurst: Könige und Völker weinten nach Gold; die Alchimisten versprachen Gold, die Nationen, abgemagert, bis ins Mark ausgesogen, baten den Himmel um ein Wunder, welches Gold erzeugte. Um das Gold, welches sie von den Wilden gegen Flitter und Spielwerk eintauschten, still und ungestört zu bekommen, segelten die Normannen heimlich und verstohlener Weise nach Brasilien. Die deutsche Übersetzung eines portugiesischen, in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts geschriebenen Briefes, die „Copia der Neuen Zeitung aus Brasilien", die sich in Dresden befindet, sagt, daß zuweilen andere Europäer an der Küste anlanden; sie seien aber, wie die Portugiesen nach dem Bericht der Eingeborenen urtheilen, Franzosen und hätten gewöhnlich einen rothen Bart. Der Name des Landes ist auch ganz französisch: schon im Jahre 1603 spricht man von „le Brésil", d. h. von dem Land wo das Farbholz „bresil" (Brasilienholz) wächst, und seitdem hat das französische Wort das portugiesische, von Cabral erfundene „Terra de Santa Cruz" entthront; eine teuflische Entthronung, sagt der Portugiese Barros, denn das niedrige Holz, wodurch das Tuch geröthet wird, ist nicht besser als dasjenige, auf dem Christus sein Blut für unser Heil vergossen.

1603 landete Paulmier de Gonneville an der brasilischen Küste. Seine „Déclaration de voyage", von D'Avezac herausgegeben, enthält anziehende Schilderungen des Landes und des Lebens der wilden Völker. Die Papageien besonders erregten die naive Bewunderung der Normannen; sie nannten das Land „terre des perroquets". Bei seiner Abfahrt nahm Gonneville den fünfzehnjährigen Sohn eines eingeborenen Königs, Essemericq, mit. Er hatte dem Vater versprochen, ihn nach zwei Jahren zurückzuführen, hielt aber sein Wort nicht, da ihm die Rheder keine Reise mehr gestatten wollten, doch ließ er den Essemericq sorgfältig erziehen und gab ihm seine eigene Tochter zur Frau, ja, als er starb, vermachte er dem Abkömmling der wilden Könige sein ganzes Gut mit der Verpflichtung, Namen und Wappen der Gonneville zu führen.

Unter allen Dieppern jener Zeit ragte aber Johann Ango durch sein ungeheures Vermögen, durch seine großartigen Unternehmungen, durch den gedeihlichen Fortgang eines fast alle Länder umfassenden Handels weit hervor. Bei ihm standen Jean Parmentier, Gomart, Aubert, Denis aus Honfleur in Diensten; er war einer der reichsten und vornehmsten Leute in Frankreich; er setzte durch seine Pracht und die Entfaltung eines verschwenderischen Luxus den französischen Hof in Erstaunen und Bewunderung; Franz I. ernannte ihn zum Gouverneur des Schlosses zu Dieppe und erhob ihn in den Adelstand. Ango stand auf dem Gipfel des Glückes; er hieß Ango de la Rivière; er rüstete eine Flotte aus, die den Tajo hinauffuhr, die am Ufer des Flusses liegenden Dörfer niederbrannte und den König in Lissabon erschreckte. Allein Ango's Geschick war tragisch; voll Übermuth und Härte, hatte er zu gleicher Zeit sein Geld verschleudert und seine Mitbürger tief gekränkt, er wurde die Beute seiner Gläubiger und starb, von seinen Freunden verlassen, tief unglücklich.

Inzwischen wurden die Beziehungen zwischen Frankreich und Brasilien immer enger; der Franzose, lebhaft, freundlich, ohne Stolz und Grandezza, hatte sich leicht die Neigung der Eingeborenen erworben; er wurde dem Portugiesen vorgezogen, der sich grob und verachtungsvoll benahm; binnen fünf Jahren, sagt Parmentier, würden wir alles erobern, was die Portugiesen fünfzig Jahre gekostet hat. Ja, manche Abenteurer aus der Normandie hatten unter den brasilischen Stämmen ihren bleibenden Wohnsitz gewählt; sie lernten die Sprache der Landeskinder, nahmen ihre Sitten an, führten dasselbe Leben in den Wäldern; durch ihre unermüdliche Thätigkeit, durch ihren unerschütterlichen Muth waren sie die echten Ahnen der canadischen Pelzjäger, die wir in Fenimore Cooper's und Mayne Reid's Romanen bewundern; daran gewöhnt, auf sich allein zu zählen, mitten in den schrecklichsten Gefahren aufgewachsen, in einem unausgesetzten Kampf gegen die Menschen und die Natur begriffen, der ihren Körper abhärtete und ihr Gemüth stählte, waren sie standhafte felsenfeste Männer und setzten sich bei ihren neuen Landsleuten in die höchste Achtung; sie leisteten dem französischen Handel ersprießliche Dienste und verbreiteten auf dem amerikanischen Festland Frankreichs Namen und Einfluß. Fast überall verabschente man die Portugiesen. Der unglückliche Hans Staden, ein Deutscher aus Homberg, der in portugiesischem Dienste stand, war als Portugiese nahe daran, von den Wilden, die ihn gefangen hielten, verspeist zu werden; zum Glück hatte er einen rothen Bart und nicht, wie die Portugiesen, einen schwarzen, man hielt ihn für einen Franzosen und er entging dem Tode. Übrigens kämpften Franzosen und Portugiesen mit der hartnäckigsten Erbitterung gegeneinander; ja sie erreichten einen Grad der Verwilderung, der der Wildheit der Eingeborenen entsprach. Hans Staden, der sich für einen Franzosenfreund ausgab, wurde von den Tupinambas einem normännischen Dolmetscher vorgestellt; da er aber des Französischen nicht mächtig war, erklärte ihn der Normanne für einen echten Portugiesen, einen Bösewicht, den man erwürgen und fressen könne. Die Franzosen überlieferten den Brasiliern ihre portugiesischen Gefangenen und dieselben wurden vor ihren Augen von den Eingeborenen sogleich ermordet und gierig verschlangen. Ebenso übergaben die Portugiesen ihren Verbündeten die Franzosen, die in ihre Gewalt gekommen waren. Beide Völker machten sich kein Gewissen daraus, die Wilden mit weißem Menschenfleisch zu versorgen.

Aber, wie sich auch die Portugiesen bemühten, die Franzosen aus Brasilien zu verdrängen, der französische Einfluß wuchs doch immer fort und der brasilische Boden wurde für eine feste Besiedlung von Tag zu Tag empfänglicher. Jean Alfonse de Saintonge beschrieb damals Brasilien und Guillaume le Testu zeichnete die erste Karte des Landes.

Endlich unternahm Nicolas Durand von Villegagnon seine bekannte Fahrt. Der Mann gehört zu den eigenartigsten Charakteren und denkwürdigsten Persönlichkeiten des sechzehnten Jahrhunderts; er ist ein Universalmensch, zugleich Soldat, Seemann, Diplomat, Philolog, Theolog, in allen Geistes- und Leibesübungen bewandert und durch seine ausgebreiteten großen Kenntnisse ebensowohl wie durch seine körperliche Kraft und Gewandtheit ausgezeichnet. Er war Neffe des berühmten Großmeisters des Johanniterordens, Villiers de l'Isle Adam, der die Insel Rhodus gegen die Türken heldenmüthig vertheidigte. Er kämpfte als Malthefer unter den Mauern Algiers in den Reihen der Armee, die, unter Karl des Fünften Leitung, das Räubernest zu vernichten versuchte, und er ist es, der, während er in Rom bei Guillaume Du Bellay von einer Wunde genas, die Expeditio in Argieram*) verfaßte, den besten und gediegensten Bericht, den wir

*) Von Henri de Grammont herausgegeben. (1874, Paris und Algier.

über den unglücklichen Zug des deutschen Kaisers besitzen. Dann nachdem er in Ungarn gegen die Türken gefochten, wohnte er der Schlacht bei Cerisoles bei. 1548 führte er, trotz der Wachsamkeit der englischen Kreuzer, Maria Stuart, die Gemahlin des Dauphins, nach Frankreich, und wurde zum Vice-Admiral der Bretagne ernannt. In Brest aber überwarf er sich mit dem Gouverneur Carné, und der König, der den Streit entschied, erklärte sich gegen ihn. Villegagnon wurde darüber unwillig und mit bitteren Worten machte er seinem Ärger Luft; er wollte nicht mehr in Frankreich bleiben, und allmählich faßte in seinem unruhigen, von hochfliegenden Plänen erhitzten Geist der Gedanke Wurzel, sich in der Neuen Welt das Recht zu verschaffen, welches man ihm in der Alten verweigerte, und ein Reich zu gründen, in welchem er eine unbestrittene Macht ausüben könnte. Sein stolzes, durch den königlichen Tadel auf das empfindlichste verletztes Herz gelobte sich, keinen Widerspruch mehr zu dulden und keinem anderen Herrn als sich selbst zu gehorchen.

Einer der edelsten und genialsten Feldherren, deren Frankreich sich rühmen darf, der Admiral von Coligny, war damals der erste Kenner und einflußreichste Fachmann der Marine. Villegagnon wußte seine Zustimmung zu gewinnen. Es bereitete sich schon im Verborgenen der Bürgerkrieg vor, der vierzig Jahre hindurch Frankreich in ein blutiges Schlachtfeld verwandeln sollte: Coligny wollte dem entsetzlichen Kampf vorbeugen, und, als Villegagnon ihm rieth, in Brasilien jenseits des atlantischen Meeres eine Colonie zu gründen, wo die Protestanten Gewissensfreiheit genießen sollten, trat er seinem Vorhaben von ganzem Herzen bei. Am 12. Juli 1555 segelte Villegagnon ab, von 600 Mann begleitet. Die Anwerbung der Leute war schwer gewesen: es befanden sich darunter von Protestanten zwei Edelleute, La Chapelle und Boissi, Thoret, ein vortrefflicher Soldat, dem Villegagnon sein ganzes Zutrauen schenkte, und der Steuermann Barré, der uns zwei wichtige Briefe über die Expedition hinterlassen hat; unter den Katholiken, Villegagnon's Neffe, Bois-le-Comte, ein roher unbesonnener Mann, und zwei Priester, Cointa und André Thevet, ein reiselustiger Franziskaner, der sich in der Welt herumtrieb, und nach seiner Rückkehr den Zug beschrieb, an dem er Theil genommen*). Einige Schotten, die Villegagnon von Schottland aus mitgeführt, bildeten seine Leibgarde. Das Gros der kleinen Armee bestand aus Abenteurern, die dem Elend zu entrinnen glaubten, weil sie sich aus Frankreich entfernten, und aus Verbrechern, welche Villegagnon dem Gefängniß entrissen hatte. Während er aber auf den klugen, von den Engländern später mit glänzendem Erfolge ausgeführten Gedanken gerieth, den Verbrechern eine Gelegenheit zu bieten, sich in einer neuen Heimat zu bessern und durch Buße und ausdauernde Arbeit wieder zu einem ehrlichen Dasein zurückzukehren, beging er schon die größten Fehler. Er hatte keine Frau in seine Schiffe aufgenommen: er auch, wie alle Franzosen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, begriff nicht, daß die Ansiedler, ohne Hoffnung auf die Gründung einer Familie, sich immer vorbehalten würden, in ihr Geburtsland zurückzukehren, daß in Folge dessen keine Aussicht vorhanden war, etwas Dauerhaftes zu errichten, daß, trotz unglaublicher Bemühungen und Heldenthaten, das Werk der Franzosen ein flüchtiges und vergängliches sein müsse, daß sie ihre Kräfte zum Vortheil anderer Nationen verwendeten und, wie man gesagt hat, die neuen Länder trockenwohnten.

*) Les singularités de la France antarctique (wird bald von Gaffarel herausgegeben werden).

Dazu kam, daß, als Villegagnon in Brasilien war, er die Vermischung der Rassen verhinderte und seinen Soldaten verbot mit irgend einer brasilischen Frau in Beziehung zu treten, den Fall ausgenommen, daß sie sich bekehren sollte.

In der Bucht von Rio-Janeiro angelangt, ließ Villegagnon sofort auf der Insel, die noch heutzutage seinen Namen führt (isla do Villagañhon), eine Festung errichten, „le fort Coligny". Die Eingeborenen waren für die Ansiedler sehr günstig gestimmt; Villegagnon's stolzes Aussehen, sein langer Bart, sein prachtvolles Costüm und das Geleit seiner schottischen Leibgardisten flößten ihnen eine tiefe Ehrfurcht ein. Allein er wollte sie zwingen, die Verschanzungen aufzuwerfen, und behandelte sie mit solcher Strenge, daß sie sich in die Wälder zurückzogen. Alsbald fing die Hungersnoth an zu wüthen; man dachte nicht daran, das Land urbar zu machen und zu bebauen; man aß Wurzeln und trank Wasser; schon kam es zu Empörungen und Mordversuchen auf den Anführer.

Da trug sich ein wichtiges Ereigniß zu: die Ankunft neuer Colonisten aus der Normandie und aus Genf. Nach Gaffarel's Ansicht wollte Villegagnon, vom Zweifel gequält, sein unruhiges Gewissen beschwichtigen, und hatte Schüler Calvin's nach Brasilien kommen lassen, damit sie ihm die neuen Lehren auslegen sollten. Allein Villegagnon war ein echter Maltheser, ein strenger Katholik; so lang er in Brasilien blieb, wohnte er der Messe bei und versäumte keine der durch die katholische Religion von den Gläubigen geforderten Ceremonien und Andachtsübungen. Er wünschte, mehr neue Ansiedler für die französische Colonie zu werben als dem Protestantismus auf den Grund zu kommen. Er verlangte zwar einen evangelischen Prediger, zugleich aber auch eine Verstärkung an Soldaten und Handwerkern. Deshalb wendete er sich an die Protestanten, die sich in Frankreich nicht behaglich fühlten, und ihm durch Unternehmungsgeist und Tapferkeit einen bedeutsamen Kräftezuwachs versprachen. Ja man darf sagen, daß der Protestantismus schon damals seinem katholischen Eifer widerstrebte; er wies aber die Hülfsmittel nicht ab, die daraus zu ziehen waren, und benutzte Alles zu seinen Zwecken.

Vierzehn Genfer verließen ihre Heimat, unter ihnen ein alter Edelmann, Corguilleray, zwei Pfarrer, Richier und Chartier, und ein junger Theolog, Johann von Léry. Zu gleicher Zeit gingen drei französische Schiffe unter Segel und trugen zweihundertachtundneunzig Abenteurer nach Brasilien.

Anfangs war Villegagnon äußerst duldsam; die Protestanten bekehrten ungehindert viele Franzosen und einige Brasilier; man sah Villegagnon selbst in dem Bethaus, und die calvinistischen Schriftsteller behaupten sogar, er habe sich damals zur reformirten Religion bekannt. Wir glauben es nicht: Villegagnon wollte bloß den Neuangekommenen die größte Zuversicht einflößen. Allein bald erwachte in ihm die religiöse Streitsucht: anstatt an das Wohl der Colonie zu denken, wollte er mit den Protestanten argumentiren, über die Glaubenssätze predigen, seine Gegner durch Beweisgründe und Schlußfolgerungen widerlegen; war er doch Calvin's Mitschüler gewesen und galt, mitten in den Disputationen der Sorbonne groß geworden, für einen der tüchtigsten Theologen Fankreichs. Unglücklicher Weise war der Gottesgelehrte zugleich Gouverneur, und, nachdem er genug gestritten, griff er, da er seine Widersacher nicht zu überzeugen vermochte, zu gewaltsamen Mitteln und verbot trotz seiner Versprechungen den Protestanten jede Predigt, jede Zusammenkunft. Der harte Befehlshaber, der immer in einem gebieterischen Ton geredet und das strengste Regiment geführt, wollte jetzt keinen Glauben außer dem seinigen in „seinem" Staat dulden. Die Genfer aber

trotzten dem Verbot Villegagnon's, und schifften sich nach einiger Zeit nach Frankreich ein. Johann von Léry hat die Ängste und Gefahren der Fahrt in seiner „Reise nach Brasilien"*) erzählt; das Schiff wurde von Stürmen bedrängt, und, von den Strapazen erschöpft, vom Hunger gefoltert, in unbeschreiblich fieberhafter Aufregung, landeten die Unglücklichen an der Küste der Bretagne. Da aber bedrohte sie Villegagnon's Rache: der Schiffscapitän gab den Behörden einen Brief des Gouverneurs, der die Genfer als Ketzer anzeigte. Doch die Leute in Port Louis erbarmten sich der Unseligen und, weit entfernt sie vor Gericht zu ziehen, halfen sie ihnen aus der Noth und förderten ihre Heimkehr.

So beraubte sich Villegagnon der besten und vernünftigsten seiner Leute, La Chapelle, Boissi, Thoret folgten den Genfern; Barré bekehrte sich zum Protestantismus. Trotzdem blieb Villegagnon roh und tyrannisch; er wurde mißtrauisch, hatte Alle im Verdachte, sparte die Leibesstrafen nicht, ließ drei Genfer, die in die Colonie zurückgekommen waren, wegen ihrer calvinistischen Meinungen durch den Henker von einem Felsen ins Meer hinunterstürzen und gefiel sich in dieser Schreckensherrschaft. Von nun an war keine Hoffnung mehr, der gesunkenen Colonie aufzuhelfen. Bald, von den Protestanten verabscheut, von den Katholiken verachtet und gefürchtet, wurde Villegagnon selbst seines Unternehmens müde; auch wollte er sich gegen die Anklagen rechtfertigen, die man in Frankreich wider ihn erhoben; in aller Hast verließ er die Colonie.

Sein Neffe, Bois le Comte, war sein Nachfolger; er erwies sich aber ebenso unduldsam wie sein Onkel, entfremdete sich mehr und mehr die Gemüther und mußte, als die Portugiesen, durch Villegagnon's Abwesenheit und die Spaltungen der Colonie ermuthigt, ihre Angriffe verdoppelten, sich trotz einer tapferen Gegenwehr gefangen geben; die Festung Coligny wurde geschleift.

Frankreich war zwar in keinem Krieg gegen Portugal begriffen, aber jenseits des Meeres galt zu jener Zeit kein Völkerrecht. Die Abenteurer, die sich in Brasilien niedergelassen, beklagte man in ihrem Vaterland, man rächte sie nicht. Villegagnon selbst fragte wohl einmal nach der Colonie! Er war noch immer von der theologischen Wuth besessen und forderte Calvin zu einer öffentlichen Controverse heraus; er griff alle Verfechter des Protestantismus in Frankreich, Simon Brossier, Marlorat, Theodor von Bèze, an; er schleuderte gegen die reformirte Religion eine Menge Pasquille voller Schmähungen und grober Schimpfreden. Bald hörte auch diese Polemik auf, die er so mit kriegerischer Lust hervorgerufen hatte. Katholiken und Protestanten griffen zu anderen Waffen; das Blut war in Vassy, in Sens vergossen worden, und zwei französische Heere stießen bei Dreux aufeinander. Villegagnon spielte in dem Bürgerkrieg eine hervorragende Rolle: er belagerte die Hauptstadt der Normandie, Rouen, und vertheidigte Sens und Montereau gegen den Prinzen von Condé; auch vertrat er damals den Maltheserorden bei dem französischen Hof, plötzlich starb er in Provins.

Gaffarel, so scheint uns, ist zu nachsichtig gegen den Helden seines Buches. Es ist wahr, Villegagnon ist ein Mann des sechzehnten Jahrhunderts, er hat die Mängel und Fehler seiner Zeitgenossen; er hat aber durch seine Unduldsamkeit und Unvorsichtigkeit die französische Colonisirung in Brasilien zu Grunde gerichtet. Wäre er ein anderer Mann gewesen, hätte er, wie es seine Pflicht war, sich kein anderes Ziel vorgesteckt als das rasche Gedeihen und Fortkommen der Ansiedelung; hätte er die Eingeborenen und seine eigenen Soldaten durch seine Haltung an sich gefesselt, wäre er ein so geschickter Verwalter gewesen als er ein tapferer Kriegsmann war, so hätte Frankreich, sein Vaterland, die Grenzen seines Gebiets über das atlantische Meer hinausrücken und ein brasilisches Reich begründen können. Zu diesem Schluß gelangt auch der gelehrte Geschichtsschreiber Brasilien's, Adolf von Varnhagen. Man soll also den „infortune gouverneur du Brésil" nicht beklagen, wie Gaffarel es thut, und, ob er gleich, selbst nach seinem Tode, von dem Haß und unversöhnlichen Groll seiner Gegner „verfolgt" worden ist, hat man doch das Recht, über ihn den Stab zu brechen.

Indessen hat Gaffarel einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der französischen Colonien geliefert. Nicht verzeihen können wir ihm, daß er die Genfer mit dem Helden „eines About'schen Romans" vergleicht, dem Hermann Schulz, der „den tapferen Kriegern des Hadji-Stavros Gerechtigkeit widerfahren läßt?" On ne s'attendaits guère à voir About en cette affaire, und in einem geschichtlichen Werk ist der, einem heutigen Roman entnommene Vergleich ganz unpassend. Auch heißt (S. 144) der deutsche Übersetzer der Schrift Villegagnon's „Expeditio in Africam ad Argeriam" nicht Merendano, sondern Menrad*).

A. C.

Kleine Rundschau.

— **Der römische Sonettendichter Belli.** In dem Octoberhefte der Deutschen Rundschau (welches der Gaben viele bringt, unter Anderem auch eine vortreffliche kleine Novelle „Der fremde Freund" aus der Feder Bayard Taylor's, des neuen amerikanischen Gesandten) findet sich ein sehr interessanter Beitrag Paul Heyse's, der sich mit dem in Deutschland wenig gekannten römischen Dialektdichter Giuseppe Belli beschäftigt. Daß Belli, der unbestreitbar eines der merkwürdigsten poetischen Talente unsres Jahrhunderts gewesen, so wenig bei uns bekannt ist, viel weniger als z. B. Giusti, erklärt sich wohl nur zum Theil aus seiner Eigenschaft als Dialektdichter. Denn für den Ausländer, der das Italienische genug kennt, um das Toscanische Giusti's zu verstehen, bietet auch das Römische Belli's keine sonderlichen Schwierigkeiten. Aber die moralisch-lehrhafte Satire des Toscaners muthet vielleicht den deutschen Geschmack mehr an als der objective, oft grausame, öfters noch cynische Humor des römischen Sonettisten. Wie immer dem sei, Heyse, der uns einen so bewundernswerthen deutschen Giusti gegeben, der erst kürzlich seine Leopardi-Übersetzung**) veröffentlicht hat, verdient unsern besten Dank dafür, daß er seine seltene Übersetzungskunst nun auch einem Dichter gewidmet hat, der vielleicht nicht weniger bedeutend ist als jene beiden, ja, sie in der Schärfe des Blickes für den Menschen, „die kleine Narrenwelt", übertrifft. Eine bloße kritisch-ästhetische Darstellung würde von einem Dichter wie Belli nicht einmal einen blassen Begriff zu geben vermögen. Denen, die ihn nicht im Original lesen, ist er nur durch eine poetische Übertragung zugänglich zu machen, und Heyse hat dies.

---

*) Histoire d'un voyage fait au Brésil (die Ausgabe des kostbaren Buches, von Gaffarel veranstaltet, wird auch bald bei Lemerre erscheinen).

*) S. 142 spricht der Verfasser von dem „Dey" d'Alger und S. 143 von „coups de fusil"; aber erst im Jahre 1672 ernannten die Janitscharen einen „Dey", und damals gebrauchte man nicht Gewehre, sondern Musketen.

**) Das Magazin wird dieselbe demnächst eingehend besprechen.

mit gewohnter Meisterschaft gethan in den von ihm übersetzten dreißig Sonetten. Um unsren Lesern zu zeigen, erstlich wie das Römische Belli's beschaffen ist, und zweitens welche Schwierigkeiten der Übersetzer überwunden hat und mit welchem Geschick, setzen wir drei Sonette im Original und in der Heyse'schen Übersetzung hieher:

L'UCCUPAZZIONE DER PAPA O 'NA VITACCIA DA CANI.

Ah! nun fa ggnente er Papa? ah! nun fa ggnente?
Ah! nun fa ggnente lui, brutte marmotte?
Accusi vve pijjàsse 'n accidente,
Com' er Papa fatica giorno e nnotte!

Chi parla co' Ddio-padre-onnipotente?
Chi assòrve tanti fijji de miggnotte?
Chi vva in carrozza a bbenedì la ggente?
Chi manna fòra l' indurgenze a bbòtte?

Chi jje li conta li cudrini sui?
Chi l' ajjuta a ccreà li cardinali?
Le gabbelle, perdio!, nu' le fa lui?

E cquell'antra fatica da facchino
De strappà tutt' er giorno i momoriali,
E bbuttà li pezzetti in ner cestino?

SE MORE.

Nun zapéte chi è mmorto stammatina?
È mmorto Repiscitto, er mi' somaro.
Povera bbestia, ch' era tanto caro
Da potécce annà in groppa una reggina.

L' ariportavo via dar mulinaro
Co' ttre ssacchi-da-rubbio de farina,
E ggià mm' aveva fatte una diescina
De cascate, perch' era scipollaro.

J' avevo detto: — Nun me fa' la sesta; —
Ma llui la vorze fa', porco futtuto,
E io je diede una stangata in testa.

Lui fesce allora come uno stranuto:
Stirò le scianche, e tterminò la festa.
Poverello! m' è ppropio dispiasciuto.

ER CAPPELLARO.

— È in ordine, sì o no, questo cappello?
Quale? — Il cappello bbianco. — Ah, ssissiggnora.
Checco, venite cqua: cacciate fòra
Quel tutto-lepre. No cquesto... no cquello... —

Orsù non, dite più bugie, fratello... —
Via, dunque, el zu' cappello se lavora. —
Vediamolo. — L'ha in mano l' orlatora. —
Mandateci. — Eh, el regazzo sta al fornello... —

Ho capito. — Ma llei sii perzuasa,
Sor cavajjere, ch' el cappello è ppronto,
E ddomatina je lo manno a ccasa. —

Lo stesso mi diceste l' altra festa. —
Lei nun ce penzi ppiù: llei facci conto
Com' el cappello ggià ll' avessi in testa. —

Die Arbeiten des Papstes oder ein Hundeleben.

Wie? Nichts zu thun? Der Papst hat Nichts zu thun?
Schandmäuler ihr! Ha, Nichts zu thun! Ich dächte!
Wenn euch nur so der Henker holen möchte,
Wie er sich Tag und Nacht nicht gönnt zu ruhn.

Wer soll denn mit Gottvater sprechen? Nun?
Wer absolvirt die armen Sünderknechte?
Wer segnet denn Gerecht' und Ungerechte
Vom Wagen aus? Wer zählt in seinem Truh'n

Das Geld und spendet Ablaß scheffelweis?
Wer hilft ihm denn die Cardinäle machen?
Und Zöll' und Steuern, — muß nicht er sie schärfen?

Und muß er täglich nicht in saurem Schweiß
Die tausend Bittgesuch' und Armensachen
Zerreißen und in den Papierkorb werfen?

Wir alle müssen sterben.

Wißt Ihr, wer heut' gestorben? Laßt Euch sagen:
Mein Maulthier Repiscitto. Wie das kam?
Das arme Vieh! Es war so fromm und zahm,
Es hätte können eine Kön'gin tragen.

Vom Müller kamen wir, wo ohne Klagen
Drei Maltersäcke Mehl er auf sich nahm.
Doch unterwegs — denn er war hüftenlahm —
War er mir schon an zehnmal hingeschlagen.

Ich sagt' ihm: Mach mir keine Dummheit! Aber
Er ließ es nicht, der Schweinhund, der gemeine;
Da schlug ich ihm den Knüppel vor den Kopf.

Und er — nur einen Schnaufer von sich gab er,
Als ob er niesen thäte, streckt die Beine —
Aus ist der Spaß. Mich dau'rt der arme Tropf!

Der Hutmacher.

Wie steht's mit meinem Hut? Kann ich ihn sehen? —
Ihr Hut? — Nun ja, der weiße. — Freilich, freilich!
Lauf, Checco, hol' ihn her. Der Herr hat's eilig.
Den ganz von Hasenhaar! Nicht den — nicht den —! —

Lügt mir Nichts vor! — Nun ja, ich will's gestehn,
Er ist in Arbeit noch. Doch, schwör' ich heilig —
So zeigt ihn mir! — Ich gab ihn selber neulich
Der Vorarbeit'rin. — Kann der Bursch nicht gehn,

Ihn herzuholen? — Der hat keine Zeit. —
Ja so! — Doch schick' ich Ihnen Ihren Hut
Schon morgen früh ins Haus. Was woll'n wir wetten? —

So sagt Ihr stets, und damit komm' ich weit. —
Nein, sei'n Sie außer Sorgen. 's ist so gut,
Als ob Sie ihn schon auf dem Kopfe hätten.

— **Der Ursprung von J. J. Rousseau's politischen Ideen.** Unter der Fülle von Schriften, welche aus Anlaß der Rousseaufeier in diesem Jahre an die Öffentlichkeit gelangt ist, befindet sich, wie wir einer Mittheilung des Herrn A. Rivier in der Revue de Belgique entnehmen, eine Brochüre, welche besonders hervorgehoben zu werden verdient. Es ist eine Arbeit von Jules Vuy, dem Vice-Präsidenten des Genfer Instituts, und betitelt sich: „Sur l'Origine des idées politiques de Rousseau“ (Extrait du Bulletin de l'Institut, tome XXIII. Genève, 1878.) Sie ist besonderer Aufmerksamkeit würdig, weil sie auf Punkte hinweist, die dem Auge der Rousseauforscher bisher entgangen zu sein scheinen, und zu Ergebnissen gelangt, die in heutiger Zeit einige Überraschung zu bereiten geeignet sind.

Der Verfasser, ein gelehrter Jurist, Historiker und Archäologe

hat untersucht, wo die hervorragendste Idee in Rousseau's politischem System entsprungen, welches die Quelle, aus welcher er geschöpft hat, gewesen, und von wo diese Quelle selbst gekommen ist. Nun, die Hauptidee in Rousseaus politischem System, die Idee, die er mit dem ganzen Zauber seines Genies ausgestattet hat, ist die, „daß Herrschaft und Freiheit sich nicht vernichten, sich nicht einmal gefährden, daß sie weder veräußert werden, noch verjähren können“ (que la souveraineté et la liberté ne se perdent pas, qu'elles ne périssent pas, qu'elles ne peuvent être aliénées, qu'elles ne sauraient être presrites.) Rousseau trennte die Freiheit nicht von der Souveränität; Bürger von Genf, nahm er das Recht des Conseil général auf Ausübung der letzteren in Anspruch; er verkündete die Oberherrschaft der Comitien gegenüber dem Senat; er ließ die alten Privilegien der Körperschaft, der er angehörte, gegenüber den oligarchischen Eingriffen einiger Bevorzugten wieder aufleben. Aber seine Theorien gingen weiter, als er sich anfangs vorgestellt hatte. Bei ihrem Aufbau dachte er lediglich an sein Geburtsland; mit dem Stolze auf die damals ein aristokratisches Ansehen genießende Eigenschaft als Bürger beschäftigte er sich im Contrat social vorzugsweise mit seinem Vaterlande. Bald aber sollte er, geradezu wider Willen, der Gesetzgeber der streitenden Demokratie werden. Durch die Veröffentlichung auf einen größeren Schauplatz geworfen, von ganz Europa gelesen, erhielten seine Schriften eine Tragweite, die er selbst auch im Principe nicht gemuthmaßt hatte. Die Freiheit sollte von nun an im abstracten Principe für alle Völker bestehen, selbst für diejenigen, welche sie nicht benützen wollen oder können. So wurden Rousseaus Ideen zum großen Theile die Ideen der französischen Revolution. Indem man ihrem Ursprunge nachforscht, geräth man also auf den Ursprung der Revolution selbst und des modernen Denkens überhaupt.

Nun, die Idee, die Rechte des Souveräns, d. h. der Gesammtheit der Bürger, sei unveräußerlich und unverjährbar, fand Herr Buy in einer die Freiheiten der alten Stadt Genf enthaltenden Urkunde. Dieselbe stammt aus dem Jahre 1387 und ist von dem Bischof Ademar Fabri ausgestellt, einem geistlichen Herrn, dessen Name am lemanischen See populär geblieben ist. Der Artikel achtundsiebzig dieser Urkunde besagt, „daß die Freiheiten von Genf weder veräußert, noch durch Verjährung verloren werden können; sollte eine Verletzung derseben stattfinden, so würde dennoch ihre Vernichtung nicht die Folge sein, und auch ein Nichtgebrauch durch zwei oder drei Generationen hindurch soll ihren Verlust nicht nach sich ziehen.“

Aus diesem Artikel hat Rousseau, wie Herr Buy nicht bezweifelt, jenen Grundgedanken seines Systems geschöpft. Wohlbewandert in den Annalen seines Vaterlandes, wollte der Verfasser des Emile und des Contrat social Geschichtsschreiber von Genf werden, was bedauerlicher Weise unterblieben ist. In der Bibliothek von Neuchâtel befindet sich ein Manuscript, in welchem Rousseau die Grundsätze einer historischen Schule entwickelt hat. Darin ist die Urkunde des Bischofs Fabri und namentlich der Artikel achtundsiebzig in folgender Weise erwähnt: „L'évêque y déclare qu'il ne fait que rassembler ou confirmer des franchises si anciennes, qu'il n'est mémoire du contraire, en telle sorte que le non-usage ne peut prescrire contre elles, et qu'il ne laisse ni à ses successeurs ni à personne le droit de les révoquer.“

Die Freiheiten Fabris holen also die alten und unvergeßlichen Gewohnheitsrechte von Genf wieder hervor, aber sie führen auch neue Grundsätze ein. Zu diesen gehört der Artikel achtundsiebzig. Woher stammt, was in ihm ausgesprochen ist? Diese Frage weiß Herr Buy aus seiner genauen Kenntniß auch der Urkunden von Savoyen zu beantworten. Er zeigt, daß ein nahe bei Genf gelegener Flecken Cruseilles — einst eine befestigte und handelsbetriebsame Stadt — im Jahre 1371 durch seinen Herrn, den Grafen Robert III von Genf und Bischof von Cambray, nachmaligen Gegenpapst Clemens VII. bei Bestätigung seiner alten Freiheiten auch neue Freiheiten empfing, wobei dasselbe Princip der Unverjährbarkeit in Ausdrücken verkündet wurde, mit welchen diejenigen des Artikels achtundsiebzig der Freiheiten von Genf fast genau übereinstimmen. Diese Thatsache ist kein bloßer Zufall. Ademar Fabri stammte aus La Roche, einer andern kleinen Stadt in der nämlichen Gegend; seine Familie war, wie der gesammte Adel des Landes, in fortwährender reger Verbindung mit dem Grafen von Genf. Als dieser zum Gegenpapst gewählt wurde, ernannte er Fabri zu seinem Kämmerer und Beichtvater, brachte ihn demnächst auch auf den bischöflichen Stuhl. Es ist nur natürlich anzunehmen, daß Fabri, als er in dieser Stellung in Genf zu seinem gesetzgeberischen Werke schritt, sich hierzu nicht nur von Clemens hat begeistern lassen, sondern sich auch dessen Grundsätze, wie sie in Cruseilles angewandt worden waren, zu eigen gemacht hat. Fast vier Jahrhunderte hindurch lagen dieselben in den Urkunden der Stadt Genf verborgen, bis sie durch Rousseaus Vermittelung in den Dienst der gesammten Menschheit hinüber geleitet wurden. Auf Grund dieser Argumentation folgert Herr Buy, daß wir in jener Idee Rousseaus ein revolutionäres Princip vor uns haben, dessen gesetzgeberische Abstammung auf einen Papst und in ein dunkles savoyisches Städtchen zurückzuführen ist!

— **Siegfried: La misère*).** Die Socialdemokratie im weiteren Sinne des Wortes, d. h. die communistische und anarchistische Richtung eingeschlossen, ist in Frankreich trotz Thiers Versicherung nicht todt, allein sie lebt auch nicht, sie vegetirt gegenwärtig nur. Seit den schrecklichen Frühlingstagen der Pariser Commune, welcher eine wunderbare und glücklicher Weise nur kurze Reaction folgte, seitdem das allgemeine und directe Stimmrecht sein vorläufig entscheidendes Verdict gefällt, seit die „République honnête“ sich befestigt, fühlt sich in Frankreich Alles, was socialdemokratisch, communistisch oder anarchistisch gesinnt ist, in einen obscuren Winkel gedrängt, von der „honnetten“ Gesellschaft verlassen und zu jeder wirksamen Agitation ohnmächtig und unfähig. Für den Historiker wird mehr noch als die wirthschaftliche die schnelle politische Wiedergeburt Frankreichs in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts eine überraschende, wenn auch nicht unerklärliche Thatsache sein. Zahlreiche Factoren haben da zusammengewirkt, um das scheinbar Unmögliche trotz aller Hindernisse zu verwirklichen, und wenn Frankreich heute im Innern politisch einiger und zufriedener, wirthschaftlich so günstig, als es nur die Noth der Zeit gestattet, dasteht und mit seinem socialpolitischen Befinden relativ sehr zufrieden sein kann, so hat es diese glücklichen Errungenschaften sich selbst zuzuschreiben, der Intelligenz, der politischen Einsicht, dem „bon sens“ seiner Bevölkerung, und wir in Deutschland thun gewiß gut daran, dies rückhaltlos anzuerkennen. Ohne Zweifel haben neuerdings zahlreiche Deutsche, denen eine chauvinistische Rhetorik die Überzeugung beigebracht hatte, daß die Franzosen eine verkommene Nation seien, bei sich selbst die Frage

*) La Misère, son histoire, ses causes, ses remèdes, par Jules Siegfried. Paris, 1877.

aufgeworfen, wie es denn komme, daß bei dem „unsittlichen" und industriereichen Franzosenvolke die socialdemokratischen Lehren trotz reichlicher Agitation auf so verhältnißmäßig geringen Anklang, ja meist auf kühle und völlige Ablehnung gestoßen sind. Das ist nicht allzuschwer zu beantworten. Der Franzose hat mehr „bons sens" als der Deutsche, der französische Arbeitgeber sowohl wie der Arbeitnehmer; Intelligenz und guter Wille auf beiden Seiten ließen das Bestreben, das Loos der Arbeiter möglichst zu verbessern, zu manchen glücklichen Resultaten führen. Die französischen Industriebezirke sind — wie auch heute noch Ober-Elsaß und Deutsch-Lothringen — reich ausgestattet mit derartigen humanen Instituten. Da gibt es Arbeiterwohnungsvereine, oft auch Arbeitervorstädte, verschiedene Spar- und Pensionskassen, Fabrik- und Erwachsenen-Schulen nebst entsprechenden Bibliotheken, Kindergärten und Kleinkinderschulen, ferner die sogenannten Sociétés coopératives zum Ankauf von Nahrungsmitteln für den Kostenpreis, dazu allerlei Wohlthätigkeitskassen für Kranke, Wöchnerinnen, Wittwen, Waisen &c., alles Institute, welche vom Staate weder verlangt noch veranlaßt noch unterhalten werden, welche lediglich dem einträchtigen Zusammenwirken von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zunächst allerdings dem Rathe und den Thaten der ersteren, ihre Entstehung und ihre Existenz verdanken. Was in Frankreich nach dieser Richtung hin geleistet worden, findet sich in dem uns vorliegenden Buche Siegfrieds des Genaueren angegeben. In diesem sehr lesenswerthen Werke entwirft der Verfasser, ein dem Elsaß entstammender, durch seine Wohlthätigkeitsliebe in weitesten Kreisen bekannter Großfabrikant zu Havre, indem er von dem Satze ausgeht: „Der Arme hat zwar nicht ein Recht auf Hülfe, wohl aber ist die Bethätigung derselben eine Pflicht der Gesellschaft", ein förmliches System des Elends und seiner Beseitigung. Herr Siegfried theilt die Ursachen der Noth in zwei Klassen, in materielle oder zufällige, d. i. von dem Willen des Individuums unabhängige wie Alter, Gebrechlichkeit, Krankheit, Unfälle u. drgl., Arbeitsmangel, Theuerung &c. und in moralische oder bleibende, d. i. von dem Individuum veranlaßte, wie Unwissenheit, Trunkenheit, Liederlichkeit, Faulheit &c., und er unterscheidet sodann unter den Mitteln zur Abhülfe: 1) Öffentliche oder staatliche Beihülfe, 2) Private oder individuelle Beihülfe, 3) Öffentliche oder staatliche Präventivhülfe, 4) Private oder individuelle Präventivhülfe. Nach Herrn Siegfried soll nun die öffentliche oder staatliche Beihülfe im Wesentlichen alle allgemeinen Fälle der Noth umfassen und sich mit solchen Einrichtungen beschäftigen, welche Kranke und Schwache, namentlich wenn deren Krankheit ein Einschreiten der Verwaltung im öffentlichen Interesse erfordert, aufzunehmen bestimmt sind; sie hat Hospitäler aller Art für Kranke, Greise und Kinder zu errichten, Wohlthätigkeitsanstalten behufs Vertheilung von Lebensmitteln u. drgl. an Ortsbedürftige ins Leben zu rufen, endlich Pfand- und Arbeitshäuser zu gründen. Die private oder individuelle Beihülfe soll sich wesentlich besonderer Fälle der Noth annehmen, namentlich da, wo die öffentliche Beihülfe versagt; sie läßt sich sodann individuell ausüben durch Darreichung von Almosen, durch Wohlthätigkeitspflege überhaupt, durch Armenbesuche &c., oder in Vereinigungen und Gesellschaften, sei es nun behufs Unterhaltung von Kleinkinderbewahranstalten, Stellenvermittelung, Beförderung der Ein- und Auswanderung, sei es behufs Unterdrückung der Bettelei, Errichtung von Asylen für Obdachlose, von Waisen- und Krankenhäusern u. drgl. Die öffentliche Präventivhülfe, gehe sie nun vom Staate, vom Bezirke oder von der Gemeinde aus, kann erfolgreich gehandhabt werden, entweder durch Unterricht in Gestalt von Kleinkinder-, Elementar- und Fortbildungsschulen, sowie von Schul- und Volksbibliotheken oder durch Vorsorge in Form von Spar-, Pensions- und Versicherungskassen oder durch eine gute wirthschaftliche und commerzielle Gesetzgebung. Die private Präventivhülfe endlich ist in ihrem Gebiete fast unbegrenzt; sie kann Schulen aller Art, insbesondere auch technische und gewerbliche, gründen, Vorlesungen belehrender Art veranstalten, also durch Unterricht und Erziehung wirken, ferner aber auch dadurch, daß sie Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung, Credit-, Produktiv- und Consumtionsgenossenschaften, Arbeitervorstädte &c. ins Leben ruft, gesellige, musikalische und gymnastische Vereine errichtet u. s. w.

Möchten die Ideen des Herrn Siegfried in einer oder der andern Form auch bei uns in Deutschland, wo es noch nicht geschehen, festen Fuß fassen und der Verwirklichung zugeführt werden! Im Übrigen verweisen wir nochmals auf Siegfried's treffliches Buch selbst.

— In wohlverdienter zweiter Auflage sind die **„Seaside-Skizzen und Nordsee-Bilder"** von Johannes **Proelß** erschienen.*) Der Autor, ein begabter Sohn unseres Binnenlandes, schildert lebhaft und anregend die Eindrücke, welche ihm, dem unbefangen Empfindenden, scharf Beobachtenden, wohl Unterrichteten, das gewaltige London einerseits und das gewaltige Meer andererseits gemacht haben, und den Contrast zwischen dem betäubenden, rastlos brausenden Leben der Weltstadt und der kleinen Welt mit ihrem idyllischen Treiben im Seebadeort Margate. Für die Norddeutschen, denen die See von jeher eine Freundin und „das Ziehen an den Strand" längst schon eine Art von Bedürfniß ist, hat es großes Interesse durch die treffliche Darstellung englischen Badelebens, seine Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten vom deutschen kennen zu lernen, und den Mittel- und Süddeutschen, denen die Herrlichkeiten der See nur von Hörensagen bekannt sind, und welche von den Beschäftigungen des süßen Nichtsthuns am Strande seitens der Erholung suchenden Städter keine Vorstellung haben, wird das alles hier mit seltener Frische und Anschaulichkeit vor das geistige Auge geführt. Was diese Bilder vor ähnlichen, guten Arbeiten besonders auszeichnet, ist die glückliche Verbindung der Landschaft mit anmuthiger Staffage und der Sinn für das Komische, den der Autor in hohem Grade besitzt, und den er stets in ungezwungener Weise zur Geltung bringt. O. S. S.

— **Der Talmud.** Dr. Wünsche, der gelehrte Talmudforscher, von welchem ein größeres Werk über das Wichtigste für Religionsgeschichte und Archäologie aus den beiden Talmuden und dem Midrasch in Aussicht steht, hat als eine Art von Einleitung zu demselben eine kleine Broschüre veröffentlicht,**) die gewiß beitragen wird, dem alten, vielfach verunglimpften Schriftendenkmal zu gerechterer Würdigung zu verhelfen. Außer einem Abriß der Entstehung des Talmud, seiner Gliederung und seines Inhaltes, enthält das Büchelchen den Nachweis der großen Humanität des jüdischen Civil- und Criminalprozesses. Was Jellinek, Stein und Deutsch über den Gegenstand geschrieben, ist berücksichtigt worden, besonderen Dank aber verdienen die zur Erläuterung mitgetheilten Übersetzungsproben, vier Sagen, sechs Allegorien, eben so viele Parabeln, fünf Fabeln, ein Abschnitt „Religiös

---

*) Am Meer. Seaside-Skizzen und Nordsee-Bilder von Johannes Proelß. Zweite Auflage. Leipzig, 1878. Verlag von Hermann Foltz.

**) Der Talmud. Eine Skizze von Dr. Aug. Wünsche. Zürich, 1879. Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.)

Sittliches" und eine Rubrik „Verschiedenes". Nicht Alles wird in seiner tiefen Bedeutung dem Uneingeweihten verständlich, wenn er nicht einen Commentar erhält. In einigen Fällen hat der Verfasser ihn gegeben, in anderen, wohl der Kürze wegen, unterdrückt, und doch hätte vielleicht die bloße Angabe der Bibelstelle, auf welche die Erzählung sich bezieht, ausgereicht, dem Leser das klar zu machen, worüber er sich nun vergeblich den Kopf zerbricht. D. S. S.

— **Der lateinische Orient.** Michauds Auffassung der Kreuzzüge hat schon durch die Arbeiten de Saulcy's*) wesentliche Correctionen erfahren, so sicher Michaud seiner Zeit auch behauptete, sämmtliches einschlägige Material benutzt zu haben. Gustave Schlumberger, der schon früher in der Revue des deux mondes und in besonderen Büchern ähnliche Studien**) veröffentlichte, hat nun die Ergebnisse der numismatischen Archäologie des Orients in einem glänzend ausgestatteten 522 Seiten und neunzehn Tafeln in Quart umfassenden Werke, das die Abdrücke von 500 Münztypen giebt, zusammengefaßt***). In der geistvollsten, stets auf unwiderlegbare Beweise sich stützenden Weise wird vor unseren Augen die Geschichte des lateinischen Orients entrollt, die christlichen Eroberungen und Colonisirungen jener Gegenden von Griechenland bis zum Euphrat, von der Krim bis zum Nilthal, die vom elften bis sechszehnten Jahrhundert eine vollständige Umwälzung in den Verhältnissen des Occident herbeiführten. Die Aera der Kreuzzüge zeigt sich hier bedeutend anders als in dem traditionellen Charakter des religiösen Heroismus, und der Geist des Abenteuerns, das Bedürfniß nach Bewegung, die Neigung zu gewinnbringenden Streifzügen treten mehr hervor. Die Tafeln zeigen uns Münzen von Edessa, auf denen Tancred den Turban, solche aus Cypern, wo Hugo und Heinrich von Lusignan die griechische Kaiserkrone tragen, venetianische von Acre, welche um den Curs der Kalifengoldmünzen zu erlangen, die frömmsten Formeln des Islam reproduziren u. s. w. Ein wogendes stets wechselndes Meer bildet die Unmenge fränkischer Fürsten, die nur zu gern griechische und türkische, wenn nicht gar fränkische Beute an sich reißen. Bl.

*) Numismatique des croisades 1847.

**) Principautés franques du Levant d'après les plus récentes découvertes de la numismatique. E. Leroux 1877.

***) Numismatique de l'Orient latin, par G. Schlumberger, de la société des antiquaires de France, secrétair général de la division historique à l'Exposition universelle, publié sous les auspices de la Société de l'Orient latin, par E. Leroux. Paris, 1878.

Mancherlei.

Von großer Wichtigkeit für die Kenntniß des Pariser Volksschulwesens und interessant auch wegen zahlreicher darin enthaltener Rathschläge, Versuche, Andeutungen rc., ist der umfangreiche Bericht des Generaldirektors des Volksschulwesens in Paris und dem Seine-Departement, des Herrn Gréard. Dieser anläßlich der Weltausstellung erstattete Bericht ist ein Quartband von ca. 700 Seiten und führt den Titel: „L'Enseignement primaire à Paris et dans le département de la Seine de 1867 à 1877." Paris 1878.

In Bezug auf die auch in Deutschland so wichtige Frage, ob und in welchem Maße auch den Volksschulen Unterricht in Volkswirthschaft und Gewerbewesen ertheilt werden soll, sind neuerdings in England zwei treffliche und beachtenswerthe Flugschriften erschienen. In der Huxley'schen Sammlung „Science primers" wurde ein für Volksschulen sehr geeigneter Leitfaden der Volkswirthschaftslehre „Jevens, Political economy" publicirt, während Chadwick in seiner Schrift „On Public health" die Nothwendigkeit gewerblichen Unterrichts und entsprechender Übungen in der Volksschule erörtert und in dieser Beziehung bemerkenswerthe Vorschläge macht.

Das englische Parlamentsmitglied Henry Fawcett, Professor der Volkswirthschaft an der Universität Cambridge und einer der begabtesten Vorkämpfer des Freihandels, hat jüngst in einem Bande eine Bearbeitung seiner handelspolitischen Vorlesungen u. d. T. „Freihandel und Zollschutz" (Deutsch von A. Passow, Leipzig 1878, Brockhaus) veröffentlicht, worin er die Ursachen untersucht, welche die allgemeine Annahme des Freihandels nach dessen Einführung in England verzögert haben.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Französisch.

Blanc, Charles: Les Beaux-Arts à l'Exposition universelle de 1878. Paris, Renouard. 3 fr. 50.

Broglie, duc de: Le Secret du Roi. Correspondance secrète de Louis XV. avec ses agents diplomatiques (1752—74). Paris, Calm. Lévy. 15 fr.

Les Conférences pédagogiques faites à la Sorbonne (Août 1878). Paris, Delagrave. 3 fr.

Darc, Daniel: Les Rieuses. Comédie en un acte. Paris, Charpentier. 2 fr.

Foy, Alphonse: Essai sur les principes de l'économie politique. 2 vol. Paris, Guillaumin & Cie. 15 fr.

Muntz, M.: Les Arts à la cour des papes aux XV. et XVI. siècles. Première Partie. Paris, Thorin. 10 fr.

Sardou, Victorien: L'Heure du spectacle. Brochure. Paris, Charpentier. 2 fr.

Theuriet, André: Sous bois, impressions d'un forestier. Paris Charpentier. 3 fr. 50.

II. Englisch.

Kingston, W. H. G.: With Axe and Rifle; or, the Western Prairies. London, S. Low & Co. 7 s. 6 d.

Mac Donald, G.: Marquis of Lossie. London, Hurst & Blaket. 6 s.

Miller, J.: Songs of Far-Away Lands. London. 10 s. 6 d.

De Foe, Daniel: Rábinson Krúso. Translated from the Urdú into Persian by Sher Ali of Kabul, by T. W. H. Tolbort. London, Allen. 7 s.

Gladstone, W. E.: The Right Hon. W. E. Gladstone from Judy's Point of View, as shown in her Cartoons during the last Ten Years. London, Judy Office. 2 s. 6 d.

Vedder, D.: Poems, Lyrics, and Sketches. With an Essay on his Life and Writings by Rev. George Gilfillan. London, Simpkin. 5 s.

Literarische Neuigkeiten

bis 19. November 1878. (216)

Berner, Die Orientfrage. Puttkammer und Mühlbrecht in Berlin.
Braun, Ein Traum. Th. Holstein in Kassel.
Franzos, Junge Liebe. S. Schottländer in Breslau.
Brehmer, Licht und Schatten. S. Schottländer in Breslau.
Brunier, Ein Kurischer Liederstrauß. J. Kühtmann in Bremen.
Bulthaupt, Streifzüge auf dramaturgischem und kritischem Gebiet. Ebend.
Carvalho, Das Origens da escravidao moderna en Portugal. Lissabon.
Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. 10. Band. Teuerdank, herausgegeben von K. Gödeke. F. A. Brockhaus in Leipzig.
Doering, Ueber den Begriff der Philosophie. Köppen in Dortmund.
Frerichs, Ueber Naturerkenntniss. J. Kühtmann in Bremen.
Friedländer, Patristische und Talmudische Studien. A. Hölder in Wien.
Fritze, Zwei Mütter. 2 Bände. O. Hendel in Halle.
Gindely, Geschichte des 30jährigen Krieges. 3. Band. F. Tempsky in Prag.
Grenville: Murray. French pictures in englisch chalk. 2 Bände. B. Tauchnitz in Leipzig.
Grenville: Murray. The Russians of today. Ebend.
Grenville-Murray, Die Russen der Gegenwart. Deutsch von H. Wobeser. Quandt und Händel in Leipzig.
Heimerdinger, Seelenverwandtschaft. Hamburg.
Heimerdinger, Ein lebendes Bild. Ebend.
Hentl, Ein- und Umschau. J. Kühtmann in Bremen.
Herbert, Die bömischen Bäder. A. Hartleben in Wien.
Illustrirter Kalender für 1879. J. J. Weber in Leipzig.
Karsten, Der Zufall. J. Kühtmann in Bremen.
Kopp, Bremische Kriegsalterthümer. Jul. Springer in Berlin.
Lessing, Emilia Galotti. Traduzione dal tedesco per Luigi Bianchi. Verlag für moderne Sprache in Leipzig.
Die Lieder des Mirza-Schaffy mit einem Prolog von Friedrich Bodenstedt. R. v. Decker in Berlin.
di Lustro, Poesie scelte di Percy Bysshe Shelley. Neapel.
Das Mädchen mit dem Schleier. Aus dem Schwedischen übersetzt von Lorenzen. J. Kühtmann in Bremen.
Mensch, Charakters of english literature. O. Schulze in Köthen.
Monatsblätter Deutsche. 1. 5. J. Kühtmann in Bremen.
Müller, Etymologisches Wörterbuch. I. 1—4. P. Schettler in Köthen.
Novellen von H. Aus dem Schwedischen übersetzt von Lorenzen. J. Kühtmann in Bremen.
Pawel, Das Gretchen Wunderhold. Steckler u. Erben in Wien.
Platter, Der Wucher in der Bukowina. G. Fischer in Jena.
Prölß, Am Meer. H. Foltz in Leipzig.
Querener, Die piemontesische Herrschaft auf Sicilien. B. F. Haller in Bern.
Rolando, l'educazione in Italia in ordine alta vita publica. A. Morano in Neapel.
Schaible, The systematic training of the body. Trübner & Co. in London.
Schmidt, Neue Jugendbibliothek. Band 1. u. 2. (Karl der Große. — Kaiser Wilhelm). R. Herrosé in Wittenberg.
Siegmund, Durch die Sternenwelt. Lfg. 1 2. A. Hartleben in Wien.
Södenström, Ueber den Begriff Kunst. F. Weiß Nachf. in Grünberg.
Strümpell, Die Geisteskräfte der Menschen, verglichen mit denen der Thiere. Veit u. Co. in Leipzig.
Stavenow, Drillinge. J. Kühtmann in Bremen.
Volksbote für 1879. Schulze in Oldenburg.
Wall und Hirsch, Haus und Gesellschaft in England. F. Beragold in Berlin.
Zeller, Katechismus des deutschen Reiches. J. J. Weber in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Gotmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin. Druck von Eduard Krause in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Begründet von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 2. November 1878. [No. 44.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Über hebräische Poesie.

(Schluß).

II. Die talmudische Poesie.

Um das vierte Jahrhundert v. Chr. schließt sich die Sammlung der canonischen alttestamentlichen hebräischen Poesie.

Als nun im Verlaufe der Zeiten mit den Elementen der hebräischen Nationalität auch die alte Jehovahreligion immer unaufhaltsamer verfiel, entstand eine Unmasse theologischer Secten, und aus den verschiedenen Dogmen derselben, aus asiatischen Mysticismen, griechischen Philosophemen und alten Nationalsagen bildete sich allmählich die jüdische Geheimlehre der Kabbala, d. h. empfangenen Lehre, aus, deren Anhänger behaupteten, dieselbe sei von Adam an, welchem sie der Engel Rasiel mitgetheilt, durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt worden. Als Hauptsammler und Erweiterer dieser Traditionen sind der Rabbi Akiba (hingerichtet 120 v. Chr., Verfasser des Buches Jezirah) und sein Schüler Simeon Ben Jochai (Verfasser des Buches Sohar) zu nennen, welcher den Pentateuch mystisch deutete und über Physik, Metaphysik, über die Geisterwelt und Magie sich verbreitete. Die Kabbala kam indessen erst gegen das zwölfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hin, wo sie sich zu einer mystischen Religionsphilosophie ausbildete, in großes Ansehen und spielte dann bekanntlich in den Charlatanerien der mittelalterlichen Theosophen, Geistesbanner und Alleswisser eine bedeutende Rolle.

Aus der nämlichen Zeit, welche die Kabbala entstehen sah, datirt auch der Ursprung des Talmud d. h. Unterweisung. Die Grundlage dieser Sammlung exegetischer, mystischer, liturgischer, moralischer und legendenhafter Schriften bilden die von Gott dem Moses ebenfalls auf dem Berge Sinai mitgetheilten Erläuterungen des mosaischen Gesetzes, welche durch Tradition fortgepflanzt und vielfach erweitert und ausgeschmückt wurden, bis sie der Rabbi Jehuda 200 n. Chr. unter dem Namen Mischnajoth d. h. zweites Gesetz, in ein System brachte; an dieses schlossen sich bald eine zahllose Menge von Commentaren an, so daß sich der Rabbi Jochanan Ben Elieser 300 n. Chr. bewogen sah, um Licht und Ordnung in dieses Chaos zu bringen, einen Extract aus den Commentaren zu fertigen. Dieser, betitelt Gemara d. h. Erklärung, machte mit der Mischna den Talmud aus, welcher ungefähr seit 360 n. Chr. neben dem alten Testament gesetzliche Geltung gewann. Von den späteren Erklärern des Talmud ist der berühmteste Rabbi Mose Ben Maimon (Maimonides geb. 1139 zu Cordova in Spanien, gestorben 1204 zu Cairo), ein ausgezeichneter Mann, welcher den Juden als das zweitgrößte Genie nach Moses galt, und den sie den Ruhm des Orients und den Stern des Occidents nannten.

Das unermeßliche, ungeheure Material, welches die verschiedenen Redactionen, Erweiterungen, Erläuterungen des Talmud anhäuften, wurde dann von Seiten einer epigonischen, der vulgär-aramäischen Mundart sich bedienenden Dichtung ausgenützt. Diese Producte der neueren hebräischen Poesie sind zusammengestellt unter dem Collectivtitel Hagada d. h. Gesagtes, und repräsentiren eine zahllose Menge der in poetischem Werthe verschiedensten Sagen, Legenden, Erzählungen, Fabeln und Gnomen. Während die althebräischen Dichter selbst in ihren erhabensten Bildern, in ihren großartigsten Schilderungen ganz wie Homer nur die Natur und das wirkliche Leben darstellen durften, um echt poetisch zu sein, bewegen sich die späteren Dichter großentheils in rein gelehrten, rein verständigen Kunstproductionen, abhängig von den verschiedensten Vorbildern, geben Werke nüchterner Nachahmung, gleichsam mechanisch nachgemachte Blumen, zumal sie sich einer todten Sprache bedienen, und außerdem ihnen der durch Nichts zu ersetzende vaterländische Boden fehlt. Deßhalb konnte die neuere hebräische Poesie nur ausnahmsweise zu einer geist- und lebensvollen Literatur sich erheben.

Eine organische Geschichte, eine zusammenhängende Entwickelung dieser riesenhaften neuhebräischen Poesie giebt es nicht. Der bedeutendste Kenner dieses Literaturzweiges, L. Zunz, drückt sich also aus: Dem Gebiete dieser Dichtung fällt Alles anheim, was nicht Erforschung oder Accomodation des überlieferten Gesetzes ist; sie ist das Product der freien Einsicht des Einzelnen, will mehr die Anerkennung eines Gedankens als der zu seiner Kundgebung gewählten Form, und oft ist eine augenblickliche, nicht dauernde Wirksamkeit ihr Zweck.

Man kann die Hagada auch die freie poetische Ausdichtung des alten Testamentes nennen, eine allegorische Ausdeutung der Schrift. Darin lag aber grade die Gefahr, jeden dichterischen Anflug zu ersticken, den Sinn für alles einfach Wahre, Natürliche, sinnlich Anschauliche abzutödten und dagegen dem Geiste einen spitzfindig kleinlichen, verschrobenen, geheimnißwitternden und abergläubischen Charakter zu geben. Diese neuere hebräische Poesie erzeugte auch den im Mittelalter vorherrschend gewordenen sogenannten Musivstyl, indem man einzelne Verse der Schrift auf's Neue componirte und so zuweilen ein geistreiches Quodlibet, ein mosaikartiges Gemälde daraus zusammenfügte.

Agadische Dichtungen.

Der Weltbürger.

Als Gott den Menschen schuf aus Erdenstaub,
da nahm er Staub von allen Erdenenden,
aus Ost und West und Süd und Nord zugleich,
auf daß der Erdensohn allüberall,
wohin er kommen mag, zu Hause sei;
auf daß die Erde nicht im Westen spreche,
wenn sterbend sich ein Erdensohn aus Osten
in ihrem Mutterschoße betten möchte:
„Ich nehme Dich nicht auf, Du Sohn des Ostens!
Du bist aus meinem Schoße nicht genommen“.

Wohin des Menschen Fuß ihn tragen mag,
wo immer seine Stunde kommt, zu scheiden,
da findet er allüberall die Mutter,
da ruft allüberall dieselbe Stimme:
„O komm, mein Kind, in meinen Schoß zurück."

Die Schöpfung des Weibes.

Nicht einsam soll der Mensch verweilen,
so sprach des Schöpfers güt'ger Mund;
ich will ihm Himmelsglück ertheilen
durch süßer Liebe schönen Bund;
ein Engelswesen will ich bilden,
den Stoff dazu gab mir der Mann,
daß er in Edens Lustgefilden
sich seines Theiles freuen kann.

Doch zu sich selbst sprach der Allweise:
Aus welchem Stoff bild' ich das Weib,
daß sie zu ihres Schöpfers Preise
des Mannes Krone sei und bleib'?
Soll mir das Haupt den Urstoff geben?
Nein, dann wär' sie kein Freudenquell,
die Stirne würde sie erheben
und über's Haupt ihm wachsen schnell.

Soll ich vom Ohr den Urstoff borgen?
Nein, sonst wird sie nach jedem Ort,
auf jedes Ding neugierig horchen,
und nicht auf ihres Mannes Wort.
Auch soll vom Aug' sie nicht entspringen!
Ganz Aug' und mit zerstreutem Blick,
trüg' sie Gefall'n an allen Dingen,
nur nicht an ihres Hauses Glück.

Der Nase könnte sie entstammen,
entspräng' dort nicht des Zornes Quell;
sie aber soll nicht schnell aufflammen,
nachgiebig sei und mild ihr Sinn.
Auch soll vom Mund sie nicht entstehen;
dann würde sie ganz Zunge sein,
wie müßt' es Adam dann ergehen?
Wohl besser wär's, er blieb allein!

Willst Du, o Hand, den Stoff entrathen?
Nein, sonst wird sie in Unverstand
zu ihres armen Mannes Schaden
in Alles mischen ihre Hand.
Auch will ich Stoff vom Fuß nicht haben;
ist sie ganz Fuß, kann er bestehn?
Sie würde nach des Glückes Gaben
stets außer ihrem Hause gehn.

Ein Ribblein will ich mir entlehnen,
ein Ribblein, zart, bescheiden, klein,
das will zur schönsten Form ich dehnen,
klein soll des Weibes Ursprung sein;
dann wird sie sich nicht stolz erheben,
mit Mund, Ohr, Aug', Herz, Fuß und Hand
dem Manne nur zu Willen leben! —
Der Schöpfer sprach's, das Weib entstand. —

Doch ach! vom Fuße bis zum Scheitel
ward Eva nicht nach seinem Sinn;
den Hals, das Köpfchen trug sie eitel,
das Ohr gab sie der Schlange hin;
dem Aug' schien jene Frucht so süßlich,
das Herz ward von Gelüst versucht,
das Näschen rümpfte sie verdrießlich,
daß Gott verbot die schöne Frucht.

Da brach sie sie mit leichten Händen,
zu Adam trug sie schnell der Fuß,
die Zunge wußte Lob zu spenden,
den Mann beschwatzend zum Genuß.
Seht! daß sie ihm das Sein versüße,
ward einst das Weib dem Mann verliehn.
O weh! und aus dem Paradiese
mußt' er durch sie in Schanden ziehn!

Der erste Weinberg.

Als Noah einst die ersten Reben setzte,
da sah der Satan ihm ein Weilchen zu,
indem, so schien's, er still sich dran ergötzte.
Dann trat er vor und frug: „Was pflanzest Du?"
„Ich pflanz'", sprach Noah, „Rebe hier bei Rebe
und lege so den ganzen Berg mir an."
„Und was", frug Satan, „willst Du, daß er gebe?
Was ist der Nutzen, den er bringen kann?"
„Er bringt", sprach Noah, „viele Frücht' in Fülle,
die süße Frucht, die grün und dürr erquickt;
und dann den kräft'gen Trank, der Herz und Wille
so freudig hebt und uns der Erd' entrückt."
„Du könntest wohl", sprach Satan, „Theil mir geben
an Deinem Berg, er ist ja groß genug;
doch so, daß auch an allen künft'gen Reben
ich Anspruch machen dürft' mit Recht und Fug."
Als Noah nun die Hälft' ihm zugesprochen,
ging Satan hin und holte sich ein Lamm
und würgte es, das kaum von ein'gen Wochen,
und goß sein Blut an jeder Rebe Stamm.
Dann ging er hin und brachte einen Löwen,
ein Schwein und einen Affen auch herbei,
erwürgte sie und tränkte alle Reben
mit ihrem warmen Blute nach der Reih'.
Und so hat Satan seinen Theil erworben
an jeder Reb', die Noah eingesetzt,
und ob auch Noah lange schon gestorben,
bleibt Satans Theil ihm heut' noch unverletzt.
Und daher kommts, daß man beim ersten Glase
so lämmchenfromm noch ist, ein sanftes Kind;
der zweite Trunk, doch im gehör'gen Maße —
gleich dünkt es uns, daß löwenstark wir sind;
beim dritten Trunk, da mußt Du schon erschlaffen,
erwehrest Dich des eigenen Koths nicht mehr;
das vierte Glas, das macht Dich gar zum Affen,
Du springst und singst und taumelst toll umher,
machst Possen viel und weißt nicht, was Du treibest,
nicht, ob Du gehen magst, nicht ob Du bleibest.

Der König David.

Einst fragte König David Gott, den Herrn:
„Warum erschufst Du Spinnen auch und Fliegen,
die niemals nützen, ja sie schaden nur?"
„Des Bessern will ich Dich belehren", scholl
ihm aus den Wolken eine Stimme zu. —
Als David von dem Hügel Hachile
sich wagt' um Mitternacht in's Lager Saul's
und Speis' und Wasserbecher still ihm raubte,
konnt' er aus Abner's Füßen, der bei Saul
im Schlummer lag, den rechten Fuß nicht zieh'n;
denn that er's mit Gewalt, so hätt' er Abner'n
erweckt und sich in Todesnoth gestürzt.
Da wollte Gott, daß eine Fliege zart
den Abner stach, und er den Fuß zurückzog,
fortschlummernd. David floh und dankte Gott. —
Doch Saul verfolgt' ihn überall, sogar
bis in die Wüste. Sich zu retten, kroch

jetzt David in die fernste Höhle. Gott
sandt' eine Spinne fluge, die ihr Gewebe
rings um der Höhle niedren Eingang wob.
„Hier ließen ihn die Spinnen nicht hinein!“
rief lachend Saul und ging fürbaß. — „Vergieb!
des Bessern ward ich schnell belehrt! Jehova!
Nie komm' ein Zweifel wieder in mein Herz!
Auch Spinn' und Fliege nützen; ich erfuhr's.
Was Dir zu thun gefällt, ist klug und weise!“

Was schenkt dir denn, was mehrt dir denn die trügerische Zunge? (Fabel.)

Zur Zunge sprach einst Gott: „Was fang' ich mit Dir an?
Dir wies ich einen Ort, bequem zu leben an;
ich gab ein weiches Bett
Dir hin zur Lagerstätt',
ließ einen Zaun aus Bein,
aus Fleisch den zweiten sein.
Dennoch vergiftest Du, der bösen Schlange gleich,
des Menschen Glück und Ruh, verläumdest Arm und Reich,
zur Bosheit neigt Dein Sinn, zu Schlechtem nur sich hin.“

Kopf und Schweif der Schlange. (Fabel.)

Zum Haupte der Schlange der Schweif begann:
„Du gehst so lange mir schon voran;
es führete billig auch einmal ich!“
Das Haupt war willig und kehrte sich.
Der Schweif, stolzirend als Vorderheld,
den Pfad verlierend in's Wasser fällt;
und kaum ersteht er aus dieser Gefahr,
aus Fluthen, geht er in Flammen gar.
Noch ist von diesen die Wunde frisch,
da zürnt mit Spießen ein Dorngebüsch.
Erschrecken flieht er und ruft das Wort:
„Haupt, laß mich wieder an meinen Ort.“ —
Um Schmach zu meiden und Mißgeschick,
voran soll schreiten ein scharfer Blick.

Die beste Waare. (Erzählung.)

Beladen kam ein Schiff mit reicher Fracht,
die aus der Ferne war hergebracht.
Und jeder Kaufherr sah mit Wohlgefallen
sein Gut emporgethürmt in hohen Ballen.
Nur einer — ein Gelehrter — ohne Lasten
zu Schiffe war, noch hatt' er Kist' und Kasten.
„Wo hast Du denn“, so fragten den Gelehrten, —
„wo hast Du denn die Waaren?“ die Gefährten.
„Ich habe meine Güter wohlverschlossen.“
„So zeig' sie uns!“ so sprachen die Genossen.
„Ich werde sie, wenn wir zur Stadt gelangt,
euch zeigen, wenn euch so darnach verlangt.“
Sie suchten überall nach seinen Sachen;
sie fanden Nichts und huben an zu lachen. —
Da in den Hafen glücklich nun sie kamen,
die Zöllner ihre Güter ihnen nahmen,
und leer und kahl und aller Habe bar
stand da die reichthumstolze Schaar.
Doch unser Weiser lenkte seine Schritte
hinein zur Stadt in der Gemeinde Mitte,
und vor dem Volke, das herbeigekommen,
da lehrt' und predigt' er zu Nutz und Frommen.
In reichem Strome fließt der Rede Welle,
geschöpft aus ew'ger Erkenntniß Quelle.
Reich spendet er des Glaubens heil'ge Lehren,
und Alle hören's, Alle hoch ihn ehren,
und reichen ihrem Gast mit vollen Händen
als ihrer Liebe Zeichen Gab' und Spenden.
Verwundert sahen das die Schiffsgefährten,
und ihm mit fleh'nder Stimme sie sich näh'rten:
„O sei uns jetzt, da Du so hoch geehrt,
aus Freundschaft Deine Fürsprach' auch gewährt!“

Talmudische Spruch- und Lehrweise.

Im Wittwenhaus giebt's nicht selten Schmaus.

Hätt' ich mich nicht nach der Scherbe gebückt, hätt' ich
die Perle nicht drunter erblickt.

Wo sie Schwerter ziehn, ist die Kunst dahin —
wo die Künste blüh'n, muß das Schwert entflieh'n.

Kein schlimmerer Feind als der frühere Freund.

Was Du willst den Armen geben, mußt Du aus der Schüssel,
nicht aus dem Kessel heben.

Des Weges Weite kürzt Freundesgeleite.

Die Liebe bricht das Gleichgewicht.

Wär' das Gesetz uns nicht bescheert, die Katze hätt' uns Reinlichkeit gelehrt,
die Ameis' Streben nach Gewinn, die Taube keuschen, treuen Sinn.

III. Die neuere hebräische Poesie.

Eine merkwürdige Nachblüthe sollte die hebräische Poesie während des Mittelalters besonders in Spanien erleben, wo unter der duldsamen Herrschaft der moslemischen Araber auch die Israeliten an der hohen Geistescultur Theil hatten, welche das Chalifat von Cordova schmückte. Unter den spanischen Juden entwickelte sich eine neuhebräische Poesie, welche ihren arabischen Vorbildern die Metrik, den Strophenbau und Reim entlehnte. Neben der religiösen Lyrik wurde die weltliche Poesie, sogar das Kunstepos und das Drama versucht — aber auch hier oft ohne lebendigen Gehalt, ohne innere poetische Nöthigung; man findet häufig ein Haschen nach Effect, nach geistreichen Wendungen, nach geschraubten Wortwitzen und Wortspielen. Dabei kann jedoch nicht geleugnet werden, daß sich noch große und schöne Gedanken finden; die ewige Sehnsucht und Hoffnung, in welcher die Gemeinde Jahrhunderte lang leben mußte, hat sich noch zuweilen in rührenden Klagetönen geäußert. Die berühmtesten unter den Dichtern dieser neuhebräischen Poesie in Spanien sind Gabirol, Esra, Halevi und Alcharisi.

Salomo Ben Gabirol, geboren 1035 zu Malaga, gestorben 1064 zu Valencia, gilt für einen der größten und tiefsinnigsten Synagogendichter Spaniens. Er war der Erste, der in der hebräischen Sprache nach strenger Metrik dichtete, wobei ihm arabische Muster zum Vorbilde dienten — und obschon seine Phantasie von frühester Jugend an umdüstert war, so verstand er es doch, seine Dichtungen mit den schönsten biblischen Bildern zu schmücken; er war es, der das Akrostichon (ein Gedicht, dessen Anfangs- oder Endbuchstaben zusammengereiht ein besonderes Wort, einen eigenthümlichen Gedanken oder eine schlagende Sentenz bilden) und den Mustvstyl in die neuhebräische Poesie einführte. Auf dem Gebiete der religiösen Lyrik, die er nach allen Seiten hin anbaute, war er Meister. Ernst und Tiefe charakterisiren seine Dichtungen. An der Spitze derselben steht seine „Königskrone“, zusammengesetzt aus Hymnen, Gebeten, erbaulichen Betrachtungen und Lehrgedichten, worin der Dichter seine ganze Lebensanschauung nicht in metrisch gebundenen Versen, sondern in gereimter Prosa darlegte. Für die späteren neuhebräischen Dichter blieb dieses Poem typisch; seine Anlage, Anordnung und Prägnanz des Ausdrucks suchten sie vielfach nachzuahmen, ein Beweis für die willige Aufnahme und Anerkennung, welche ihm zu Theil wurde, sowie dafür, daß es bei

allem gelehrten, fremdartigen Beiwerk die dem Judenthum eigenthümlichen Gedanken und Betrachtungen ausspricht. Als Curiosität sei von ihm noch angeführt, daß er auch eine gereimte Grammatik geschrieben hat.

Abu Harun Moses Ben Esra aus Granada, um 1100, zählte mit zu den Dichterhäuptern der spanisch-arabischen Schule; Gewandtheit der Sprache und kunstvolle Form zeichnen seine Gedichte religiösen Inhalts und weltlichen vortheilhaft aus; als weltlicher Dichter suchte er arabische und persische Muster nachzuahmen und fand hierin seiner Zeit keinen weiteren Rivalen. Die öfter sehr gekünstelte Form seiner Gedichte läßt seine Gefühle zuweilen als bloß gemacht erscheinen.

Abul Hassan Juda Ha-Levi, geboren in Castilien 1080, in hohem Alter gestorben, ist wohl der größte und herrlichste neuhebräische Dichter.*) Er ist der Verfasser des in arabischer Sprache geschriebenen religionsphilosophischen Buches: „Kusari". Alle seine Poesien, weltliche wie religiöse, haben eine hohe Wärme des Gefühls und zartfühlend hochsinnige Lieblichkeit. Die berühmtesten Männer seiner und der späteren Zeit bedienten sich ganzer Gedichte von ihm oder einzelner Verse daraus, um sie auf ähnliche Verhältnisse anzuwenden; und während sonst die religiösen Gesänge spanischer Dichter mehr auf ihren Kreis beschränkt blieben, verbreiteten sich seine derartigen Dichtungen überall hin und wurden von italienischen, französischen und deutschen Gemeinden für ihre Liturgie benutzt. Die bekannte, auch von Heine in seinem Romanzero poetisch bearbeitete Erzählung, nach welcher Juda Halevi auf den Trümmern des Tempels zu Jerusalem von der Lanze eines fanatischen Arabers durchbohrt worden, ist ungeschichtlich und gehört in das Gebiet der späteren Sage; wahrscheinlich haben seine Wallfahrt nach dem heiligen Lande und sein unbekannt gebliebenes Todesjahr die Veranlassung gegeben.

Juda Ben Salomo Alcharisi lebte in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Er war Meister in der Handhabung der hebräischen Sprache sowie des reich ausgebildeten Arabischen, mit welcher er sie einen glücklichen Wettkampf bestehen ließ, indem er nicht nur auf Aufforderung eines spanischen Granden die Makamen Hariris unter dem Titel: „Machberoth Itil" in's Hebräische übertrug, sondern auch, weil ihn diese Übersetzung später nicht befriedigte, ohne Entlehnung eines fremden Stoffes seinen Tachkemoni verfaßte in fünfzig Makamen oder Pforten, welche er dem Erzähler Heman in den Mund legt. Man kann in der That sagen, daß Alcharisi oft sein Urbild erreicht in der Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Bilder wie in der ganzen Pracht des orientalischen Stils. Doch muß man auch gestehen, daß er nicht weniger die Fehler als die Schönheiten des gekünstelten Stils arabischer Schriftsteller nachgeahmt hat. Die Eigenthümlichkeit der neueren hebräischen Poesie, ganze oder halbe Bibelverse musivisch in Prosa und Gedichten zu verflechten, fand bei Alcharisi eine Ausdehnung bis zur Ungebühr, er erlaubte sich die seltensten Combinationen von Bibelversen und schob Eigennamen wie anderen Wörtern Bedeutungen unter, die weit entfernt liegen von dem Urbegriffe der Wortwurzeln. Begabt mit einer reichen Phantasie, mit vielem Witz und Humor, wenn ihm auch oft die rein dichterische Idealität mangelte, verstand er es durch ein freies Walten mit dem hebräischen Wörterschatz die überraschendsten Bilder und beißendsten Persifflagen zu anschaulicher Darstellung zu bringen. —

*) Eine Charakteristik dieses Dichters findet sich im Mag. 1877. Nr. 38.

Neben dieser neueren hebräischen Poesie, welche zumal in Spanien blühte, verdienen noch einige Leistungen neuester hebräischer Poesie zum mindesten Erwähnung, obwohl dieselben nur vereinzelt und zerstreut, zumal in Deutschland und Italien, hervorgetreten sind. Als in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Deutschland sich für Wissenschaft und Kunst ernstlicher zu interessiren anfing, begann auch in manchen der deutschen Juden das geistige Leben sich mächtiger zu regen. An die Spitze dieser Bewegung trat Moses Mendelssohn, um die deutsche Literatur und Sprache den Juden nicht nur zugänglich zu machen, sondern auch die bisher nur hebräischen heiligen Schriften und Gebete in einer gediegenen deutschen Übersetzung wiederzugeben, oder deutsche Poesie in das hebräische Idiom zu übersetzen; zu demselben Zweck bildete sich zu gleicher Zeit in Königsberg eine Gesellschaft hebräischer Sprachforscher, welche eine Zeitschrift gründeten, deren Zweck in den nächsten Bedürfnissen der Zeit und ihren Anforderungen an das Judenthum in Deutschland gelegen war. Mit der Gründung des Meassef (Sammler) beginnt die neueste hebräische Literatur und Poesie, die in der correcten Reinheit und Kraft des biblischen Ausdrucks, soviel es geschehen konnte, die Gedankenreihen ihrer Zeit nach den Bedürfnissen des Judenthums darzustellen versuchte. Dahin gehören vor Allem die leider noch nicht vollständig bekannt gemachten Werke von N. H. Wessel (hebräische Übersetzungen der Trauerspiele Athalie von Racine und Judith von Metastasio), sowie die berühmten Übersetzungen der Meisterwerke deutscher Poesie in ihrem ursprünglichen Versmaß von S. J. Rapport in Lemberg. Z. B. aus der Glocke:

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.

qa-cháh varich ki jitachádu
as váraphéh ki jitlakádu
zilzúl naim jachád jitténu
bechau na isch im lebblibach bacharta
beterem ladebek tob amarta
mesos onu mizar verab jeme ozbem.

oder:

Die Leidenschaft flieht,	hattaroch titofef
Die Liebe muß bleiben,	haahuba tischaer
Die Blume verblüht,	happerach jitrofef
Die Frucht muß treiben.	hannezer jitpaer.

oder:

Hört ihr's w'mmern	scham miggaboha
Hoch vom Thurm?	paamon hammigdal
Das ist Sturm.	quol jelel jaschmia
Roth wie Blut	zilzelu jigdal
Ist der Himmel.	raasch jodia
Das ist nicht	habbet ragia
des Tages Glut.	Odmu phaneha
Welch Getümmel	chadam moreha
Straßen auf!	lo lahat hajjom bo boer.

In Italien erwarb sich den meisten Ruhm im vorigen Jahrhundert die Familie der Luzzati, darunter der Sabbathäer M. Ch. Luzzato durch sein allegorisches Drama Laicharim Tehillah, welches in Vielem dem Pastor fido von Guarini nachgebildet ist. Dort und hier zeigt sich das eifrige Streben, den gegenwärtigen geistigen Standpunkt und Inhalt des Weltbewußtseins mit dem uralten Geiste der heiligen Schriften und deren Ausdrucke zu

versöhnen. Zwar steht die neueste hebräische Poesie im Vergleich mit der Poesie anderer Völker theils an Umfang, theils an Originalität zurück, doch wird in Betreff der allgemeinen Literatur kaum ein Gegenstand sein, worin sich nicht ein hebräischer Gelehrter der letzten Zeit, und zwar auf eine würdige Art, versucht hätte. Gottfried Hessel.

England.

Claude Conder's Palästina.*)

„Schone unser Land an, o Engländer, es hat kein Wasser, keine Weinberge, kein Korn; wann werdet ihr kommen und uns Wasser geben und Weinberge anlegen?" Derartige und ähnliche Klagen schallten an die Ohren des Lieutenant Conder aus der einheimischen Bevölkerung Palästina's, die eben so gut als die Besucher aus civilisirteren Staaten die ursprüngliche Fruchtbarkeit ihres Landes kennt und wohl weiß, daß nur der Mangel an gehöriger Bebauung schuld ist, wenn es wüst daliegt. Die Leute schreiben ihr Elend ihren Herrschern zu und wünschen je eher je lieber in andere Hände überzugehen. Bis zum vergangenen Jahre fand unser Autor den Glauben allgemein verbreitet, daß Palästina bestimmt sei, wiederum in christliche Botmäßigkeit zu kommen, und oft wurde er von den Fellahim gefragt, wann dies geschehen würde. Möglich, daß sie nur der Eigenliebe der Engländer schmeicheln wollen, wenn sie einer englischen Besitzergreifung den Vorzug zu geben erklären, immerhin geht aus der Schilderung Conder's deutlich hervor, daß für Palästina keine glücklichere Zukunft denkbar ist, als die einer Besetzung durch eine europäische Macht, die den Werth seiner natürlichen Hilfsquellen zu schätzen weiß. Die Verwirklichung dieser Aussicht scheint nicht mehr fern und darum verdienen diese gehaltreichen Bände ein größeres Interesse, als der Autor anfänglich für sie beanspruchte.

Conder's Buch ist die, so zu sagen, vertrauliche Darstellung, die populär gehaltene Einleitung eines „opus magnum" über Palästina, welches in einer für englische Thatkraft und Ausdauer höchst charakteristischen Weise zu Stande gekommen ist. Während in Deutschland und Frankreich der Staat Geld und Arbeit für archäologische Zwecke verwendet, geschieht in England Derartiges ausschließlich durch private Mittel. Unter dem Namen „the Palestine Exploration Fund" bildete sich eine Gesellschaft, welche, gänzlich unabhängig von der Regierung, die keineswegs kleine Aufgabe, Palästina von einem Ende zum anderen zu vermessen, unternahm und erfolgreich durchführte. Die Arbeit wurde in wenig mehr denn fünf Jahren vollendet, wiewohl die Expedition, was Europäer anlangt, nie mehr als fünf Mitglieder zählte. Die trigonometrische Vermessung, im Maaßstabe von einem Zolle auf die Meile, wird jetzt in sechsundzwanzig Blättern zur Veröffentlichung vorbereitet. Auf der Karte werden die Städte, Dörfer, Ruinen, Straßen, Wasserwege, Gebäude, Gräber, Höhlen, Cisternen, Brunnen und in die Felsen gehauenen Weinkeltern verzeichnet sein. Auch die Höhenunterschiede sollen hervortreten und die Cultivirung des Bodens ersichtlich gemacht werden. Kurz, Palästina wird fortan ebenso gut gekannt sein wie irgend ein civilisirtes Land. Aber die Karte ist nur ein Theil des gesammelten Materials, der Rest wird in einer officiellen Beschreibung herausgegeben werden, während das vor uns liegende Werk für das große Publikum bestimmt ist, dem es eine möglichst genaue Schilderung Palästina's geben will. Als leichte Lectüre kann dasselbe gerade nicht bezeichnet werden, denn, um es ganz zu verstehen, ist eine völlige Vertrautheit mit der biblischen Erzählung erforderlich, jedoch bietet es großes archäologisches Interesse, und lohnt reichlich die Mühe des Lesers. Überdies ist die Darstellung unseres Lieutenants eine malerische, die landschaftlichen Schilderungen tragen den Stempel der Wahrheit und Genauigkeit an sich und bringen die äußere Erscheinung Palästina's deutlich vor Augen.

Der Hauptzweck der Vermessung war, vor allem Material zur Erklärung der Bibel zu sammeln. Es wäre ungroßmüthig, wollten wir eine Gesellschaft bekritteln, welche Leistungen erzielt hat, deren Werth weit hinausgeht über das Ziel, das sie selbst sich steckte. Sonst könnten wir wohl darauf hinweisen, daß viele der sogenannten Bibelreisenden in dem Wahne befangen zu sein scheinen, daß die Erhärtung der Richtigkeit der in der heiligen Schrift angegebenen topographischen Details auch gewissermaßen Zeugniß ablegt für die übernatürlichen.

Conder's Arbeit zerfällt in drei Theile. Der erste beschäftigt sich mit der minutiösen Untersuchung der biblischen Topographie und in dieser Hinsicht hat, wiewohl wir bereits so manches durch frühere Erforscher erfahren haben, die Vermessungsexpedition so zahlreiche neue Entdeckungen gemacht als alle ihre Vorgänger zusammengenommen. Der zweite Theil behandelt die Archäologie im engeren Sinn und giebt uns eine erschöpfende Schilderung des alten Zustandes Palästina's. Mittelst der Wein- und Olivenkeltern, der zerstörten Terrassen und rohen Gartenwachtthürme erhalten wir eine Anschauung von der ehemaligen Cultur des Landes. Aus Gräbern, Cisternen und in den Fels gehauenen Festungswerken wird die Lage der in der Bibel vorkommenden Orte erkannt und wir werden in den Stand gesetzt, uns von der früheren Bebauung, dem Klima und dem Wasserreichthum Palästina's eine Vorstellung zu machen. Der dritte Theil ist der Ethnologie gewidmet. Die Capitel, welche die Landbevölkerung und die übrigen Bewohner Palästina's besprechen, sind werthvolle Beiträge für den Anthropologen. In Übereinstimmung mit Clermont Ganneau erkennt unser Verfasser in den Fellahim die urangesessenen Cananiter, die zwar unterjocht, aber nie ausgerottet worden sind. Auch beweist er, daß die von ihnen gesprochene Mundart ebensosehr aramäisch als arabisch ist und daß ihre Gottesverehrung, wiewohl nominell mahomedanisch, praktisch auf Heiligenanbetung hinausläuft. Die Juden bewohnen nur die größeren Städte. Dem Autor zufolge ist es eine unbestreitbare Thatsache, aus welchen Ursachen auch immer sie hervorgehe, daß sich mehr und mehr Juden in Palästina ansammeln. Was Jerusalem betrifft, so mag die großmüthige Unterstützung Sir Moses Montefiore's viel dazu beitragen, aber diese Erklärung paßt nicht für die übrigen Städte. Von ganz besonderem Interesse ist der Abschnitt, welcher von den Samaritanern handelt, unter denen Conder eine kurze Rast machte. Er ist der Meinung, daß dieselben vollständig befugt sind, sich als die Abkömmlinge der wenigen nicht nach Assyrien geschleppten Juden zu betrachten und daß wir also in ihnen die verlorenen zehn Stämme zu sehen haben. Zum Beweise dieser Behauptung stützt er sich nicht nur auf physiognomische Merkmale, sondern auch auf den Umstand, daß sie die jüdischen Festtage nach den ältesten Ritualformen feiern und im Besitze eines sehr alten Pentateuchtextes sind. In der That sind sie im Ganzen dem ursprünglichen Geist des mosaischen Gesetzes treuer geblieben als die Juden und haben

*) „Tent Work in Palestine" by Claude R. Conder, R. E. London, 1878. Bentley.

keine jener Umgehungen erfunden, wie sie im Talmud beschrieben sind. Man ist oft der Meinung gewesen, daß die Samariter ihren Glauben den Sadduzäern entlehnten, aber es ist sicherlich eine einfachere Erklärung, daß sie eine ursprünglich identische, weil ursprünglich israelitische Secte waren. Nach der Chronik des Rabbi Benjamin de Tudela zu urtheilen, scheinen sie im Mittelalter von den übrigen Juden nicht unterschieden worden zu sein.

Eine der schwierigsten Aufgaben, mit denen die Expedition sich zu befassen hatte, war die Identificirung der historischen Orte. Nach sorgfältigem Studium drängte sich unserem Autor die Überzeugung auf, daß die christliche Überlieferung höchstens als Wegweiser, aber durchaus nicht als Autorität dienen könne. Die christliche Überlieferung kann nur bis zum vierten Jahrhundert zurückverfolgt werden. Die Kreuzfahrer sind zum großen Theile für die Verbreitung falscher Ansichten über die Lage der heiligen Orte verantwortlich; in der That zeichnet sich ihre Topographie mehr durch Merkwürdigkeit als durch Verläßlichkeit aus. So kann als bezeichnendes Beispiel für die Einfalt der Menschen im zwölften Jahrhundert der Umstand citirt werden, daß der Berg, der als der Berg der Versuchung anerkannt wurde, von welchem alle Reiche der Welt zu sehen sein sollten, in Wirklichkeit unter dem Niveau des Mittelmeeres liegt und auf allen Seiten von mehr als doppelt so hohen Bergen umgeben ist! Nur dann, wenn die christliche Ortsbezeichnung auf der jüdischen Tradition beruht, kann nicht sowohl jene als diese für authentisch betrachtet werden und nur auf Grund dieser Übereinstimmung hat der Autor den wahren und indigenen Ursprung irgend welcher Ortsüberlieferungen gelten lassen. Zweifellos werden einige seiner bestimmten Angaben zu Controversen Anlaß geben, wie dies auch schon geschehen ist; oft wird er durch seine Rücksicht auf den Buchstaben der Bibel zu Hypothesen verführt; aber, alles in allem genommen, scheint er doch einige werthvolle Entdeckungen gemacht zu haben, welche der strengen fachmännischen Kritik Stand halten werden. Ein großer Factor vor allem spricht zu Gunsten der von ihm aufgestellten Behauptungen; das ist die Unwandelbarkeit, die ja stets das hervortretendste Gesetz alles orientalischen Lebens ist. Der Name fast eines jeden Dorfes ist hebräisch; ein jedes steht auf dem großen Schutthaufen, dem Rest der alten Gebäude, die einst da standen, wo die jetzigen Hütten stehen, und die alte in Stein gehauene Nekropole befindet sich neben dem Begräbnißplatz der heutigen Bewohner. Tausende von Jahren haben die Leute in derselben Weise und an derselben Stelle gelebt, dieselben Heiligthümer angebetet und ihre Festungen an derselben günstigen Stelle angelegt. Die große Anzahl schöner Ruinen, die Conder auffand, überzeugten ihn, daß die gänzliche Zerstörung der Gebäude in den zugänglicheren Theilen Palästina's mehr durch Menschenhand verschuldet als dem allmählichen Einfluß des Wetters zuzuschreiben ist. Die topographischen Forschungen betreffs des Tempels und des heiligen Grabes sind besonders interessant wegen der sehr genauen Pläne und jüngst gemachten Höhenmessungen. Die Lage, die er dem heiligen Grabe anweist, ist nicht historisch und er freut sich hierüber, nachdem er dem widerlichen Schwindel, der alljährlich mit dem heiligen Feuer begangen wird, beigewohnt hat. Von dieser sonderbaren Festlichkeit giebt er uns eine lebendige, aber durchaus nicht anlockende Schilderung. Es erübrigt nur noch, ein Wort über die Mühseligkeiten zu sagen, mit denen die Expedition bei ihrem Vermessungswerk zu kämpfen hatte. Das tückische Klima erwies sich als ihr schlimmster Feind. Einer von ihnen starb und alle litten an Fieber und Ruhr. Augenentzündungen, die große Hitze, die schnellen Temperaturveränderungen erschwerten das Werk ebenso sehr wie mancherlei Mißhelligkeiten mit den Eingeborenen. Nur ihrem tactvollen und energischen Auftreten hatte die Expedition es in einem Falle zu verdanken, daß ernste Verwickelungen vermieden wurden. Von all diesem Ungemach ihres Zeltlebens wird uns eine bescheidene Darstellung gegeben, die Begeisterung für seine Arbeit hilft dem Verfasser über alle Schwierigkeiten hinweg.

Z.

Die Bewohner der Türkei. Von eines Consuls Tochter und Gattin. Herausgegeben von Stanley Lane Poole.*)

Sobald der Krieg im Orient die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Balkanhalbinsel und die Gegenden an der untern Donau lenkte, erschienen in England eine Menge Bücher, zu dem Zwecke einer mehr oder minder gründlichen Auskunft über die Völkerschaften, deren Schicksale sich auf dem Schlachtfelde entscheiden sollten. Von Jaspar More's „Am Balkan", das nicht mehr ist als ein ausführlicher Reisebericht, bis zu Col. Javas Baker's Werk welchem aufmerksame Beobachtungen während eines dreijährigen Aufenthaltes und vielfacher Reisen in der europäischen Türkei zu Grunde liegen, behandelten eine lange Reihe von Schriften denselben Stoff. Herr Stanley Lane Poole nennt das vorliegende von ihm herausgegebene Werk das beste, das bis jetzt über die Bewohner der Türkei geschrieben worden ist. In der That hat die Verfasserin (die sich mit wunderlichem Lakonismus eines Consuls Tochter und Gattin nennt!) während ihres langjährigen Aufenthaltes in verschiedenen Theilen des türkischen Reiches die mannigfachste Gelegenheit gehabt, die Bewohner desselben nach ihrem Charakter, ihren Sitten und Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Sie ist eine gewandte Linguistin, der griechischen, türkischen und bulgarischen Sprache mächtig, so daß sie ohne Dolmetscher mit den verschiedenen Völkerschaften verkehren konnte, und mit einer schnellen und scharfen Beobachtung verbindet sie eine lebendige Art der Darstellung und einen gefälligen Stil. Nur in der Wahl ihres Herausgebers ist die Dame nicht besonders glücklich gewesen; ob er eigentlich mehr gethan hat als die Correcturbogen durchgesehen, weiß man nicht, und selbst das hat er nicht sehr sorgfältig gethan, denn er beklagt es selbst, daß ihm mehrere Druckfehler entgangen sind. Vielleicht muß man es unter die Schreibfehler zählen, wenn folgender Satz als ein französisches Sprichwort angeführt wird „La femme est un animal qui s'habille, babille et se barbouille." Der Ausspruch ist von Alphonse Karr, der sich aber etwas höflicher so ausdrückt: „La femme est un être qui s'habille, babille et se déshabille." In einer schwerfälligen Vorrede von 17 Seiten sagt Herr Stanley Lane Poole: „Bei der Herausgabe dieses Werkes, welches ich, da ich an seinem Inhalte keinen Antheil habe, wohl ohne Eitelkeit das werthvollste nennen kann, welches bis jetzt über die Bewohner der Türkei erschienen ist, habe ich den Grundsatz der Verfasserin fest im Auge behalten, nämlich daß dies Buch eine Sammlung von Thatsachen sein soll, nicht eine Vertretung von Parteiansichten über die orientalische Frage, noch ein Recept für einen harmonischen Austrag der Angelegenheiten von Süd-Europa." Ferner heißt es, daß jeder Commentar zu den mitgetheilten That-

*) The People of Turkey; twenty years' Residence among Bulgarians, Greeks, Albanians, Turks and Armenians. By a Consul's Daughter and Wife, edited by Stanley Lane Poole. 2 vols. London, Murray.

sachen in der Regel unterlassen worden, theils weil er überflüssig, theils weil er eine Beleidigung für das Verständniß des Lesers sein würde. Aber warum findet es der Herausgeber nöthig, uns folgendermaßen zu belehren: „In politischer Hinsicht ist das Buch ganz farblos“ und weiterhin: „Bei aller Anerkennung für die Erfahrung und Forschung der Verfasserin giebt es doch einige Punkte in Bezug auf die griechische Kirche und die russische Politik, in denen ich nicht mit ihr übereinstimmen kann.“ Auch sagt der Herausgeber: „Die Ansicht der Verfasserin über die Bulgaren weicht nur wenig von der allgemeinen Ansicht ab.“ Was nennt er die allgemeine? Steht dieselbe fest? Capt. St. Clair sagt in seiner Vorrede zu „Die orientalische Frage in Bulgarien“: ich habe bewiesen, daß die Bulgaren träge Trunkenbolde und fanatische Fetischanbeter sind. Andere Engländer, z. B. Col. Baker, äußern sich günstig über das unglückliche Volk, Barkley nennt sie „intelligente Arbeiter“, Forsyth rechnet sie zu den liebenswürdigsten Völkerschaften! Hören wir den unparteiischen Bericht unserer Verfasserin über die bulgarischen Christen:

„Die unter der Regierung des Sultans Abdul Medjid zur Verbesserung der Lage der Rajahs gegebenen Gesetze wurden allmählich in Bulgarien eingeführt, und ihr wohlthätiger Einfluß trug viel dazu bei, einige der schreiendsten Übelstände abzustellen, die das Volk so lange bedrückt hatten. Anscheinend genügten diese Reformen den Bulgaren, welche leicht zufriedengestellt und friedliebend sind. Sie waren für diesen geringen Schutz ihres Lebens und Eigenthums dankbar. Sie begrüßten die Reformen mit Dankbarkeit als Anzeichen besserer Tage, und sowohl durch geschriebene Gesetze, wie durch ein besseres Regierungssystem, welches dem frühern gefolgt war und ihre muhamedanischen Nachbarn einigermaßen der Macht, sie zu schädigen und zu bedrücken, beraubt hatte, ermuntert, verdoppelten sie ihre Thätigkeit und suchten ihre Lage durch eignen Fleiß zu verbessern. Solche Veränderungen können, in Ermangelung einer guten Verwaltung und leichten Verkehrs mit der Außenwelt, bei einem unterdrückten Volke nur allmähliche sein. Während die Bulgaren innerlich vielleicht noch unzufrieden waren, erschienen sie äußerlich zufrieden und der Pforte ergeben, mitten unter den revolutionären Bewegungen, die abwechselnd die serbische, griechische und albanische Bevölkerung erschütterten. Nur ein kleiner Theil von ihnen gab sich dem Einflusse fremder Agenten oder Sendboten hin, die alle Mittel aufboten, um einen allgemeinen Aufstand in Bulgarien herbeizuführen, oder ließ sich zur Zeit der bulgarischen Unruhen jemals dazu verleiten, seine Stimme gegen die ottomanische Regierung zu erheben und deren Botmäßigkeit abzuwerfen. Es heißt, die letzte Erhebung sei von der bulgarischen Geistlichkeit unter russischem Einflusse und von jungen Schullehrern, deren vorgeschrittene Ideen sie naturgemäß veranlaßten, den Leuten Begriffe von Unabhängigkeit beizubringen, befördert worden. Aber diese Ansichten waren keineswegs diejenigen der denkenden und bedeutendern Mitglieder der Bevölkerung und zu der Zeit, als der sogenannte Aufstand begann, existirte kein organisirter Widerstand im Volke. Das Vorgehen einiger heißblütigen Patrioten, denen sich einige unzufriedene Bauern anschlossen, leitete den Aufstand ein, der durch zweckmäßiges Verfahren ohne Blutvergießen hätte unterdrückt werden können. Die Bulgaren hätten wahrscheinlich als treue Unterthanen der Pforte weiter gearbeitet und geduldet, statt daß sie jetzt — wie es den Anschein hat — zu einem Theil der slavischen Völkergruppe gemacht werden. Ob diese neue Einrichtung Erfolg haben wird, muß man abwarten; aber so weit meine Erfahrung von dem Charakter der Bulgaren geht, ist sehr wenig Sympathie zwischen ihnen und den Slaven. Die Bulgaren haben sich immer von ihren slavischen Nachbarn fern gehalten und werden, selbst wenn sie die Unabhängigkeit erlangen, ein Volk für sich bleiben.“

Nach der Ansicht der Verfasserin also handelte die Türkei eben so unklug wie grausam, da sie die schwachen Vorboten eines Aufstandes mit blutiger Gewalt unterdrückte, als hätte es sich um eine gefährliche Revolution gehandelt.

Über die häuslichen und socialen Verhältnisse der Bulgaren giebt die Verfasserin aus dem Schatze ihrer Erfahrungen mannigfache Aufschlüsse, die sie durch manche amüsante und charakteristische Anekdoten illustrirt. Wir lesen u. a. die Geschichte eines bulgarischen Propheten, der sich mit seiner Mission besonders an die Frauen wandte und ihnen gewissermaßen mormonische Grundsätze predigte. Er verlangte indessen von ihnen nicht nur höchste Verehrung und völlige Hingebung, sondern auch die Aufopferung ihrer irdischen Güter, die bei den meisten nur in ihrem silbernen Schmucke bestanden. Das Unwesen wurde indessen den praktisch gesinnten bulgarischen Männern zu arg, sie verklagten den Propheten bei der Behörde und beantragten seine Ausweisung. Eines schönen Morgens wurde er festgenommen, als er gerade vor etwa fünfhundert Frauen predigte, die ihm alle jammernd und wehklagend und die Loslassung ihres Heiligen fordernd bis zu den Pforten des Gefängnisses folgten. Die Männer aber vertraten ihre Klage gegen diesen Umwälzer der socialen und sittlichen Ordnung, und bewiesen seine Unredlichkeit durch Aufweisung einer Menge silbernen Frauenschmuckes, der sich in seiner Wohnung vorgefunden hatte. Einige der exaltirten Weiber behaupteten, die Füße ihres Propheten hätten nie die Erde berührt und Gras sei seine einzige Speise gewesen. Ehe noch sein Schicksal vor Gericht entschieden war, half er sich damit heraus, daß er sich für einen Unirten und ein Mitglied der römisch-katholischen Kirche erklärte. In ähnlicher Weise rettet sich ein bulgarischer Mönch, der mit einem jungen Mädchen durchgeht: nach manchem Abenteuer werden sie beide Protestanten und lassen sich protestantisch trauen. Alles, was die Verfasserin über Liebesangelegenheiten in Bulgarien mittheilt, klingt, gelinde gesagt, äußerst unromantisch. Sie citirt den Ausspruch eines vornehmen Bulgaren, „Chez nous l'amour n'a pas de préliminaires, on va droit au fait.“

Außer den Bulgaren, auf die sie häufig zurückkommt, schildert die Verfasserin die Armenier, die Griechen, die Juden, die Cirkassier, die Zigeuner und endlich die Türken; ja sie weiß sogar über Einrichtungen und Gebräuche im Serail und im Harem des Sultan Auskunft zu geben. Das interessante und reichhaltige Detail hätte sich besser und systematischer ordnen lassen. Doch wie es ist, bietet das Buch eine unterhaltende und lehrreiche Lectüre.

E. R.

Frankreich.

Pariser Brief.

Longnon, Géographie de la Gaule au cinquième siècle· **Debidour**, La Fronde Angevine; **Champfleury**, Balzac au collège: **Victor Cherbuliez**, L'idée de Jean Têterol; **Gustave Haller**, Un clou au convent.

Das Buch, welches Herr Longnon über die Geographie Galliens im fünften Jahrhundert*) geschrieben hat, erweist den

*) Géographie de la Gaule au cinquième siècle, par Auguste Longnon, membre de la Commission de topographie des Gaules Paris, Hachette.

Franzosen einen großen Dienst. Einem Ausländer würden die Haare zu Berge stehen bei der Unwissenheit der Franzosen in Betreff der merowingischen Zeit. Unter den Frankenfürsten nennen die Lehrer und Verfasser von historischen Schulbüchern bloß diejenigen, die in Paris ihren Wohnsitz hatten, und nach ihrer Erzählung schiene es, als ob der König, der in Paris lebte, der echte und einzige König der Franken gewesen wäre; kaum geruhen sie von den Theilungen des gallischen Gebiets unter den Nachfolgern Chlodowig's Notiz zu nehmen und den Westgothen einige flüchtige Worte zu widmen. Die Einen nämlich, um die Sache recht einfach zu behandeln, zählen die Könige der Reihe nach von dem sagenhaften Pharamund an bis zu „Childéric" dem Dritten; andere hinwiederum, nachdem sie sich über die verworrene Zeit den Kopf zerbrochen, entmuthigt durch die widersprechenden Berichte der Chronisten, heben einige wenige Punkte klar und faßlich hervor und rechnen es sich als ein Verdienst an, daß sie den Leser oder Zuhörer mit einer Menge dunkler und unverbundener Thatsachen verschonen. Wohl hat Augustin Thierry, der mit dem Eifer des Forschers eine lebhafte Phantasie und glänzende Darstellungsgabe verband, manche interessante Scenen aus dem damaligen Leben geschildert, mit packender Wahrheit die bedeutendsten Begebenheiten jener rauhen, an Blut- und Schandthaten reichen Zeit erzählt, über die von den frühen Historikern entstellten Gestalten eines pedantischen Tyrannen wie Hilperik, eines frommen gutmüthigen Bischofs wie Gregor von Tours, und kühner hochstrebender, die grausamsten Mittel nicht verschmähender Frauen wie Brunehild und Fredegunde ein neues Licht verbreitet. Aber in die Geographie des damaligen Galliens, in die Umwälzungen der verschiedenen Staaten, in die Reihenfolge der Grenzverrückungen und die fortwährende Umgestaltung der politischen Karte hatte man bis jetzt eine klare Einsicht nicht gewonnen. Herr Longnon hat diese Aufgabe glücklich gelöst. Es ist nicht das erste Verdienst des gelehrten Forschers. Er hat den wahren Namen Villon's entdeckt und bewiesen, daß der Dichter, der im fünfzehnten Jahrhundert so naive Lieder und reizende Balladen dichtete, in Paris geboren ist und François de Montcorbier hieß, den Beinamen Villon aber seinem Gönner, dem Präbendar Guillaume de Villon verdankte. Er hat in seinem Examen géographique du tome premier des Diplomata imperii die Irrthümer berichtigt, die die Herausgeber der merowingischen Urkunden in der Sammlung der Monumenta Germanica begangen hatten. Nun hat er das vorliegende Buch von 650 Seiten veröffentlicht, eine der bedeutendsten historischen Leistungen unserer Zeit. Er erklärt den dunklen Sinn der geographischen Bezeichnungen, wie civitas, pagus, parochia, basilica, villa u. s. w. Villa z. B. ist damals ein Meierhof, das Landhaus der Frankenkönige, wird aber bald ein Dorf, und dann im Mittelalter eine Stadt, eine ville sein. Ein terminus ist nicht ein Grenzstein, sondern ein ganzes Gebiet, ein Stadtbezirk u. s. w. Auch über die Völker, die Gallien bewohnten, giebt Longnon die genauesten und vollständigsten Aufschlüsse, nicht bloß über die Franken, die nur erst von dem Jahr 511 an den größten Theil des Landes besaßen, sondern über die Westgothen, die Burgunder, die Alemannen (in der Schweiz und im Elsaß), die Britones (in Vannes), die Sachsen, die, von Britannien aus gekommen, sich in Bayeux niedergelassen hatten, die Teifali, deren Name sich in einem Flecken der Vendée Tiffauges, erhalten hat, die Vascones u. s. w. Die Romani, wie sie Gregor von Tours genannt hat, die „Gallo-Romains", wie sie die französischen Geschichtsschreiber nennen, machten das Gros der Bevölkerung aus; auch Juden gab es in großer Zahl, besonders zu Clermont, zu Marseille, zu Orléans, zu Paris, wo einer von ihnen sich in einen theologischen Streit mit König Hilperik und Gregor von Tours einließ und, da er von seinen religiösen Grundsätzen nicht ablassen wollte, ins Gefängniß geworfen wurde. Selbst die Syrier, die in Gallien wohnten, hat Longnon nicht unerwähnt gelassen: fast alle waren Kaufleute und machten ansehnliche Geschäfte; einer von ihnen wurde 591 zum Bischof von Paris ernannt. Den wichtigsten Theil seines Buches aber hat Longnon den Städten, Dörfern und Orten gewidmet, selbst den geringsten und unbedeutendsten, die Gregor von Tours in seiner Historia Francorum angeführt hat. Die Lebensgeschichten der Heiligen, die Chroniken, Diplomata, die Acten der Kirchenversammlungen, die Inschriften, Alles hat er zu Rathe gezogen und dank einem umfassenden philologischen Wissen, ausdauernder Arbeit und durchdringendem Scharfsinn von dem Gallien der Merowingerzeit ein deutliches und vollständiges Bild gegeben. Sehr schöne von Longnon selbst gezeichnete Karten zeigen uns das Land zu verschiedenen Epochen seiner damaligen Geschichte.

Debidour's Buch „La Fronde Angevine"*) ist nicht, wie es der Titel vermuthen ließe, ein Capitel einer Localgeschichte. Zwar hat sich der Verfasser in die engen Grenzen Anjou's eingeschlossen; ja er hat sich keinen Schritt von Angers entfernt und bloß ein- oder zweimal einen Ausflug nach Saumur zu machen gewagt. Er hat aber alle Quellen und Urkunden mit solchem Fleiß und Besonnenheit benutzt, daß man sein Buch lesen muß, um die Fronde in der Provinz zu kennen und in das Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts einen tiefen Einblick zu thun. Vor dem Ausbruch der Fronde gab es in Angers zwei Parteien. Auf der einen Seite standen die Richter, die Mitglieder der „Magistratur", die in der Hauptstadt Anjou's eine allmächtige, von der übrigen Bevölkerung durchaus unterschiedene Classe und gewissermaßen die aristokratische Partei ausmachten. Sehr gebildet und von Hause aus vermögend, übten sie auf ihre Mitbürger einen großen Einfluß aus: dazu trug nicht bloß ihre hohe, meistens erbliche Stellung, sondern auch der vieljährige feste Aufenthalt ihrer Familien in der Provinz bei. Untereinander verschwägert und, so zu sagen, demselben Stamme entsprossen, hatten sie alle dasselbe Interesse. Daher der Hochmuth der Leute der Magistratur in Angers, ihr gebieterischer Ton, ihre maßlosen Ansprüche: sie spielten die Herren der Stadt, rissen Alles an sich, griffen in die Rechte der übrigen Bürger ein. Das Rathhaus war ihr Eigenthum, das Schöppenamt ihr Erbtheil, von der Verwaltung schlossen sie sorgfältig Jeden aus, der nicht zu ihrer Kaste gehörte, und mit vornehmer Verachtung sahen sie auf die plebeiischen Eindringlinge herab, die sich in den Gemeinderath schlichen. Ihnen gegenüber aber stand fast die ganze Bevölkerung. Gegen die Herrschaft der Ayrault, der Lanier, der Cupif, der Louet, der Boylesve erhoben sich alle Classen der Stadt: die Advokaten, die rührigsten und unruhigsten in ganz Frankreich, die Kaufleute, die Lehrer und Studenten der Universität, Alle verband der gemeinschaftliche Haß gegen die Gerichtsleute. Es darf also nicht befremden, daß mitten in den Bürgerkriegen, die unter der Herrschaft Ludwig's XIV. entbrannten, mitten in den Verheerungen, welche die königlichen Heere und die Rebellen anrichteten, als die Stadt wiederholt ein Lösegeld bezahlte und mit der Ausplünderung und Zerstörung bedroht wurde, die Parteien, mehr und mehr gereizt und erbittert, einander trotzig

*) La Fronde Angevine, tableau de la vie municipale au XVIIe siècle, par Debidour. Paris, Thorin.

gegenüber standen. Der Magistratur schrieb das Volk alles Unheil zu, welches es erlitt; die Magistratur ihrerseits, durch all die Verleumdungen und Verlästerungen gereizt, bat die Regierung, ihr gegen das Volk Vorschub zu leisten. Richelieu war mit den Verhältnissen der Stadt sehr bekannt: er hatte Marie von Medicis in ihrer Flucht nach Angers begleitet, und, Minister geworden, vergaß er die eigensinnige ungehorsame Bevölkerung nicht. Er trug kein Bedenken, gegen die Angeviner die gewaltsamsten Mittel anzuwenden; er beraubte sie aller der Gemeindefreiheiten, die sie sich mit der Zeit errungen; er selbst ernannte den Bürgermeister und hatte lebenslang auf die unruhige Stadt ein wachsames Auge. Auch der Marschall von Maillé-Brézé, der Gouverneur der Provinz, schonte die Bewohner nicht und erdrückte sie mit Steuern. Daher am Ende des Jahres 1648 eine Art Empörung, die auf einmal gegen die Regierung ausbrach. Es wurde freilich kein Blut dabei vergossen, und die Bewegung verdient nicht den Namen eines Aufruhrs. Die Bürger hatten endlich die Geduld verloren, und zur Verzweiflung gebracht, griffen sie zu den Waffen und errichteten mit düsterem Enthusiasmus Barrikaden. Sie hatten aber keinen bestimmten Plan, ja keinen Führer, und nachdem sie sich gewaltig aufgeregt und heiser geredet, gaben sie aus Müdigkeit nach. Der Marschall von Brézé, der tapfere Kriegsmann, den der Verfasser als hartherzig und fast unversöhnlich darstellt, ließ sich von dem Bischof Henri Arnauld leicht besänftigen und hielt einen prächtigen feierlichen Einzug. Die Empörung war, wie sich Condé etwas derb ausdrückte, ein Krieg der Nachttöpfe gewesen, und der Bürgermeister, — der Verfasser nennt ihn einen „unglücklichen“ Mann und der Leser soll ihn als ein Opfer der Wuth seiner Mitbürger ansehen —, mußte bloß auf einige Monate die Stadt verlassen. Bedeutender und für die Kenntniß der französischen Geschichte wichtiger ist das Ende des Buches, worin Debidour das Gemeindeleben in einer großen Stadt der Provinz geschildert hat. Henri de Rohan-Chabot ist der Nachfolger des Marschalls von Brézé: es ist ein schöner Cavalier und Tänzer (man gab ihm den Beinamen Chabot la Courante), der sein Glück am Hof versucht hat und durch seine Eleganz, seinen geschmeidigen Charakter und den Reiz seiner Unterhaltung der Günstling des Herzogs von Orléans und dann des Prinzen von Condé geworden ist. Ja, der letztere hat ihn zu seinem Vertrauten gemacht und ihm seine glühende Liebe zu Fräulein von Vigean gestanden. Alles dies ist aber dem armen Dorfjunker, der schon zu den größten Seigneurs gehört, nicht genug. Er flößt dem Fräulein von Rohan, einer der vornehmsten und reichsten Erbinnen Frankreichs, eine leidenschaftliche Neigung ein, und der glückliche Emporkömmling heiratet ein Mädchen, welches sich mit einem Fürsten hätte vermählen können. Die Fronde bricht aus: Chabot hat so geschickt lavirt, und mit Allen so trefflich geliebäugelt, daß Mazarin und Condé, auf einen Augenblick versöhnt, ihn zum Gouverneur von Anjou ernennen. Jeder glaubte auf Rohan-Chabot zählen zu dürfen. Er aber, nur darauf bedacht, das glänzende Gebäude seines Glückes höher und höher zu führen, diente nicht den Parteien, sondern beutete sie aus. Er wollte keine förmliche Verpflichtung eingehen, und mit Freundschaftsversicherungen höchst verschwenderisch, war er karg mit Beweisen seiner Ergebenheit und entscheidenden Thaten, die eine feste Anhänglichkeit bekundeten. Allein im Drang der Ereignisse mußte er auf seine kluge Neutralität verzichten: es kommt immer ein Tag, wo man nicht mehr auf beiden Achseln zu tragen vermag. Endlich erklärte er sich für Condé und riß die Stadt Angers in die offene Rebellion gegen die Königin und ihren Minister Mazarin hinein. Der vormals so schüchterne und ängstliche Gouverneur entwickelte nun die größte Thätigkeit, um sich den Erfolg zu sichern; er verhaftete alle dem Hof ergebenen Officiere und Edelleute, zwang den Bischof Henri Arnauld sich aus der Stadt zu entfernen und setzte Angers in vollen Vertheidigungsstand. Aber Mazarin verfügte zu dieser Zeit über eine bedeutende Streitmacht. An der Spitze der königlichen Truppen standen der Marschall von Hocquincourt, ein energischer, kräftiger Soldat, der, wie Saint-Evremond gesagt hat, zuerst den Krieg, dann Frau von Montbazon, endlich die Philosophie leidenschaftlich liebte, und ein italienischer, dem Glück des Italieners Mazarin folgender General-Lieutenant, dessen Abkömmlinge in Frankreich zum größten Ansehen gelangen sollten, der Graf von Broglio. Die Regentin Anna von Österreich hatte in Saumur ihr Hoflager aufgeschlagen und wohnte von fern den Kriegsoperationen bei. Die Kämpfe zwischen Hocquincourt und den Rebellen wurden erbittert; auf die Aufforderung zur Übergabe hatten die Angeviner mit Kanonenschüssen geantwortet, und Hocquincourt, der, nachdem ihm eine Überrumpelung mißlungen war, einen Sturm versuchen wollte, besaß keine Artillerie, um eine ersteigbare Bresche in die Mauern zu schießen. Allein Mazarin, der sich in den Drangsalen seines bewegten Lebens an Geduld gewöhnt hatte und dessen Wahlspruch war: „Die Zeit und ich“, hatte mit Rohan-Chabot geheime Unterhandlungen angeknüpft. Er kannte den wankelmüthigen Mann gut und hoffte ihn durch glänzende Versprechungen von seiner Partei loszureißen. So lang er die Belagernden im Schach hielt, war Rohan für die Vorschläge des Ministers taub. Als aber der Kreis, in welchen Hocquincourt Angers eingeschlossen, sich von Tag zu Tag verengte, als die Vorstädte allmählich in die Gewalt der königlichen Truppen fielen, entschloß er sich die Stadt zu übergeben. Von da an wurde er den Führern der Fronde verdächtig; der Hof aber, der auf einen so veränderlichen und unbeständigen Mann nicht bauen konnte, zeigte ihm zwar im Anfang nach der Capitulation ein freundliches Gesicht, bat ihn aber dann sich auf seine Güter zurückzuziehen. Angers, welchem Mazarin eine schonende Behandlung zugesagt hatte, wurde mit ungeheuren Kriegssteuern belegt. Die vornehmsten Bürger, die an dem Aufruhr Theil genommen, wurden aus der Stadt verwiesen. (Als Turenne der Fronde den Garaus gemacht, wurden sie begnadigt.) — Der von Debidour behandelte Stoff war anziehend genug und keineswegs dürftig. Seine Erzählung aber ist matt und glanzlos; den Gestalten, die er an uns vorüberführt, hat er kein Leben eingehaucht. Der Marschall von Brézé z. B., dem er allerdings in dem Anhang eine kurze Biographie widmet, hätte mehr in den Vordergrund treten müssen. Brézé, ein jähzorniger, widerspenstiger, hochfahrender Mann, war sehr befreundet mit Richelieu; er hatte eine Schwester des Cardinals geheiratet, der er das Schloß Milly, mitten in den Wäldern, zum Aufenthalt anwies, um sich selbst den Weltfreuden desto freier hinzugeben. Nach kurzer Zeit hatte er sein ganzes Vermögen verpraßt. Aber Richelieu hörte nicht auf, wenn er ihn tüchtig ausgezankt, seine Fehler wieder gut zu machen, ihn mit Ehren und Würden zu überschütten, und ihm jede Gelegenheit zu geben, sich hervorzuthun. So sendete er ihn an Gustav Adolf, und obgleich Brézé über die Schnur hieb und durch schroffes Wesen und absprechenden Ton sich dem schwedischen König unerträglich machte, war doch Richelieu mit dem stolzen Benehmen des Vertreters Frankreichs nicht unzufrieden. Es wird den Lesern des Magazin nicht unwillkommen sein, daß ich eine unedirte Stelle eines Briefes Brézé's über Gustav hier mittheile (S. 352, 353). „Er hat“, schreibt er an Bouthilier,

„die Maske fast abgeworfen, und seine Eßlust nimmt so sehr zu, daß er nach Allem strebt und sich zu Allem fähig hält; es giebt für ihn keinen Unterschied zwischen Angreifen und Siegen, und seiner eigenen Tapferkeit und Klugheit schreibt er Erfolge zu, die meistentheils die Feigheit der Feinde verursacht. Er will nicht, daß unsere Truppen in das Elsaß eindringen, und sagt ganz offen, Straßburg sei mit ihm befreundet.“ Aus den Worten Brézé's leuchtet Eifersucht hervor, nicht bloß die des Kriegsmanns, der den König um seinen auf dem Schlachtfeld erworbenen Ruhm beneidet, sondern auch die des Franzosen, der mißtrauisch wird gegen den Schweden und seinem siegreichen Lauf Einhalt thun möchte. Da sich die Kurfürsten von Trier und Köln über die Brandschatzungen und furchtbaren Drohungen des Königs beklagt haben, tritt Brézé vor Gustav, um ihm die Leviten zu lesen. „Der Schwede“, schreibt er, „fluchte und schrie, er werde Mainz in Brand stecken. Ich stellte ihm aber ehrfurchtsvoll vor, wenn er auch zwanzig Städte verbrenne, habe er doch keinen Vortheil davon, und werde getadelt werden, so lange als die Menschen von diesen Orten reden würden. Darauf erwiederte er, er mache sich nichts daraus, wünsche aber sich zu rächen. Da antwortete ich, wenn er nur erst ausgetobt, so werde er einsehen, wie wenig eine solche Rache seines edlen Charakters würdig sei.“

Im Jahre 1635 schlug Brézé die Spanier bei Avein, büßte aber die Frucht des Sieges ein, indem er sich mit seinem Collegen Chatillon herumzankte. Indessen war er keineswegs ein roher Soldat; er hatte Interesse für die schönen Wissenschaften: Ménage, auch ein Angeviner, schrieb ihm von Paris über die Neuigkeiten des Jahres und schickte ihm Broschüren und Bücher. Wohl aber war er als Gouverneur Anjou's sehr grillenhaft und tyrannisch; da er fern vom Hofe war und nicht mit den Ministern und Prinzen hadern konnte, so fiel die üble Laune des mürrischen sauertöpfischen Mannes auf seine Nachbarn und Untergebenen. Ganz Anjou hatte von den Neckereien und Plackereien seines müßigen Gouverneurs zu leiden. Bei zunehmendem Alter wurde der Eber Anjou's, le Sanglier de l'Anjou, wie man ihn bebeinamt, immer grämlicher. Alle Welt fürchtete sich vor seinen Ausfällen; nach dem Tode seines Sohnes verfiel er in eine düstere Wehmuth, die nur durch Ausbrüche ungestümen Zornes unterbrochen wurde. Zuletzt wurde er ganz ungesellig und ließ auf das Thor seines Schlosses Milly schreiben „nulli nisi vocati“. Dennoch schlich sich ein Jurist zu ihm ein, der die Inschrift folgender Weise übersetzt hatte: „rien que des avocats“. Da fügte der Marschall zwei französische Verse hinzu, die seiner Prosodie nicht zu großer Ehre gereichen:

Dans ce lieu de retraite je n'aime pas le bruit:
Que nul n'y entre invité ou conduit!

Der eiserne Mann, vor dem die ganze Provinz zitterte, hatte seine schwache Seite. Der bärbeißige Brézé war zwanzig Jahre hindurch Sklave einer Abenteurerin, die weder gut noch schön war. Mademoiselle Darvas, die Frau seines Bedienten, die ihn zu fesseln gewußt, wurde die Statthalterin von Anjou und spielte in den politischen Angelegenheiten, die wir oben erzählt, eine hervorragende Rolle.

Mit demselben Eifer wie man die Geschichte eines Landes in allen ihren Einzelheiten studirt, erforscht man heutzutage das Leben der großen Schriftsteller. Immer neue Beiträge zu der Biographie berühmter Dichter und Romanschreiber werden geliefert.

Henri de Lacretelle giebt ein Buch „Lamartine et ses amis“ heraus; Gustave Rivet einen „Victor Hugo chez lui“ und Champfleury „Balzac au collège“.*) Dieses letztere Werk des Verfassers der „Bourgeois de Molinchart“ ist recht interessant. Balzac verlebte seine Knabenjahre in Vendôme, einer ruhigen stillen Stadt der Touraine. Er selbst hat uns in „Louis Lambert“ das Gymnasium beschrieben, wo er seine Studien machte. In diesem Roman, der unter den Einflüssen René's, Obermann's, Joseph Delorme's und anderer damaliger krankhafter und schwärmerischer Romanhelden entstanden ist, stellt er alle die Gefühle und Empfindungen dar, welche seine Jugend bewegten. Er selbst ist Louis Lambert. Als Balzac im Gymnasium war, so sagt seine Schwester Frau Surville, schrieb der Director der Anstalt an meine Mutter, sie solle in aller Eile hinkommen, um ihren Sohn zu holen; er sei von einer Schlafsucht befallen, die seinen Lehrern Sorgen mache; die Ursache des Übels hätten sie nicht errathen können. Sie hielten, fügt Frau Surville hinzu, meinen Bruder für einen Faulenzer, und waren weit entfernt, seine Gehirnkrankheit geistiger Überanstrengung zuzuschreiben. Indessen war Honoré mager und schwächlich geworden, den Nachtwandlern ähnlich, die mit offenen Augen schlafen. Er hörte fast keine Frage, die an ihn gerichtet wurde, und sagte man ihm: „Woran denken Sie, wo sind Sie denn?“, so hatte er keine Antwort darauf zu geben. Diesen sonderbaren Zustand erwähnt Balzac in „Louis Lambert“; sein Held hat sich durch eine fortwährende Geistesanspannung erschöpft; von unglaublichem Wissensdurst getrieben, will er sich alle Kenntnisse aneignen; die Lecture ist bei ihm eine Art unersättlichen Hungers geworden und er hat alle möglichen Bücher verschlungen, sich unterschiedlos an religiösen, philosophischen, geschichtlichen Werken genährt. Balzac war kein Kind, welches seine Freude daran fand, zu laufen und Ball zu spielen; er setzte sich an einem Baum nieder, und, wie er es in „Louis Lambert“ beschrieben hat, betrachtete seine Kameraden mit verachtungsvollem Schweigen; oder, während die andern sich lärmend vergnügten, verkroch er sich „wie eine Ratte“ in einen Winkel des Schulzimmers. Er war kein tüchtiger Schüler; mit Strafarbeiten überhäuft, mußte er oft die Hand der Ruthe hinhalten und seine Faulheit im Carcer büßen. Champfleury hat den Pförtner gesprochen, der, als Kerkermeister, den jungen Balzac mehr als einmal in's Loch gesteckt hat. Der alte Mann, heutzutage achtzig Jahre alt, „le père Verdun“ genannt, erinnert sich noch lebhaft an „die großen schwarzen Augen des Herrn Balzac“. Denn, wie man weiß, lag alle Schönheit Balzac's in seinen Augen und auf ihren Glanz, auf ihre Gewalt spielt er in einer anderen Stelle von „Louis Lambert“ an, da wo der Schüler, bei einer strengen Bemerkung des Aufsehers, ihm einen verachtungs- und gedankenvollen Blick zuwirft. „Jener leuchtende Blick, schreibt Balzac, traf den Tyrannen wie ein Blitz. Wenn Sie mich so ansehen, schrie er aus, werden Sie eine Ohrfeige bekommen!“ Auf diese Weise wurde dem Bürschchen die Macht seiner Augen geoffenbart. Champfleury hat sich leider zu einigen Übertreibungen hinreißen lassen. Nicht damit zufrieden, Balzac als den einzigen Denker im Gymnasium zu proclamiren, rühmt er sich, daß er keinen von Balzac's ehemaligen Mitschülern über denselben befragt habe: „Sie hatten ohne Zweifel keine Ahnung, was aus dem Ideologen werden würde, der ihnen fast ebenso unerträglich war, wie dem ersten Napoleon die Denker seiner Zeit.“ Vielleicht aber hätte er von Balzac's noch lebenden Kameraden wichtige Auskünfte über seinen Helden erhalten.

An Balzac's Typen erinnert Jean Téterol, die Hauptfigur

*) Balzac au collège, par Champfleury. Paris, Patay.

eines neuen Romans*) des unermüdlichen Victor Cherbuliez.**) Jean Têterol ist ein starrköpfiger Bauer, im Dienst des Freiherrn von Saligneux. Der Freiherr giebt ihm eines Tages einen Fußtritt: wüthend verläßt Têterol das Schloß. Er geht nach Paris, und, praktisch wie er ist, arbeitsam und haushälterisch, bringt er sich voran. Nachdem er vierzig Jahre hindurch im Schweiße seines Angesichts gearbeitet und Millionen erworben hat, kehrt er nach Saligneux zurück um seine Rache zu kühlen, d. h. nicht seinem ehemaligen Herrn jenen Fußtritt zurückgeben, — denn der Baron ist todt —, sondern um den Sohn des Alten zu demüthigen, um den Stolz des vornehmen, aristokratisch-verschwenderischen Mannes unter die Macht seines plebeiischen, durch ängstliche Sparsamkeit erworbenen Reichthums zu beugen, um über Saligneux, wo er arm und verschmäht gelebt, stolz zu herrschen. Gleich bei seiner Ankunft kauft er Alles, was der immer geldbedürftige Baron verkaufen will, rundet sich ab, wird ein großer Gutsbesitzer, ein einflußreicher Grundherr. Der Abkömmling der Saligneux, der einer koketten Frau in die Ferne gefolgt war, ist in sein Schloß müde, enttäuscht und gehörig gerupft, zurückgekehrt und nun beginnt Jean Têterol gegen ihn einen erbitterten Krieg, macht ihm mit bäuerischer Hartnäckigkeit jeden Fuß Landes streitig, hängt ihm Proceß auf Proceß an den Hals, und obwohl von dem Gericht abgewiesen, giebt er seinen Plan nicht auf, fest überzeugt, daß er, der steinreiche Mann, zuletzt triumphiren müsse. In der That versetzt er plötzlich dem Gegner einen entscheidenden Stoß. Er kauft die von dem Freiherrn unterschriebenen Schuldbriefe und droht, zu all den Mitteln zu greifen, über welche ein unbarmherziger Gläubiger verfügt. Herr von Saligneux, der seine tollen Streiche allzu spät bereut, ist dem Bettelstab nahe. Er hat aber eine Tochter, welche durch ihre Schönheit und ihr kühnes Auftreten einen tiefen Eindruck auf Jean Têterol gemacht hat. Der reiche Kauz hat — man erräth es schon — seinerseits einen Sohn, Lionel, seinen „Prinzen von Wales“, wie er ihn zu nennen pflegt. Warum sollte nicht Lionel, der junge vielversprechende Advokat, das Fräulein von Saligneux heiraten? Têterol schlägt dem verzweifelten Freiherrn die Partie vor. Zuerst sträubt sich Saligneux, das adelige Blut empört sich in ihm, und der Gedanke an das reine Wappen seiner Ahnen will sich nicht in eine Mißheirat finden. Indessen um seiner Schulden ledig zu werden, um das wankende Haus Saligneux wieder aufzurichten, bleibt ihm kein anderes Mittel übrig, als die Anerbietungen des schlauen Têterol anzunehmen und durch seine Unterschrift zu bestätigen. Eben kommt Lionel von einer Reise in Ausland zurück; er weiß nichts von dem Vertrag, den die beiden Väter geschlichtet, und wird dem Fräulein von Saligneux vorgestellt, der er — man erräth es schon — bereits in Paris begegnet war und eine stille leidenschaftliche Liebe gewidmet hatte. Aber das hochherzige Mädchen verbirgt dem jungen Mann ihre Geringschätzung nicht; sie kennt den schändlichen Handel, den ihr Vater mit ihrer Person treibt; mit beredten Worten schmettert sie den unglücklichen Lionel nieder. Der „Prinz von Wales“ geht verzweifelt nach Haus, und zerreißt das von dem Freiherrn ausgestellte Versprechen. Jean Têterol, dessen lang gehegte und gepflegte „Idee“ auf einmal zusammenstürzt, braust auf und jagt im Zorne seinen Sohn fort. Lionel geht nach Paris, und lebt da einsam und arm, und — fast könnte man auch dies errathen — schreibt für eine Zeitung. Claire von Saligneux, an die Lionel einen Abschiedsbrief geschrieben, wird natürlich von seinem edlen Betragen gerührt; sie liebt ihn, und nachdem sie einen alten Onkel beerbt und dem alten Têterol die Schulden ihres Vaters bezahlt hat, bietet sie dem braven Lionel ihre Hand. Jean Têterol giebt nach. Wie immer, hat Cherbuliez einen sehr liebenswürdigen, sehr gelehrten, mit allen Gaben des Geistes ausgestatteten Jüngling zum Helden gewählt. Wie immer, verliebt sich sein Held in ein Mädchen, welches nichts von der Schüchternheit und bescheidenen Zurückhaltung der französischen Mädchen hat. So ziemlich alle Heldinnen Cherbuliez' besitzen viel Weltkenntniß, kümmern sich nicht um den Willen ihrer Eltern, treten selbständig auf, haben ein freies, stolzes etwas cavaliermäßiges Wesen, setzen sich über die Gesetze und Vorurtheile der Gesellschaft hinweg, und verlieren dabei durchaus nicht den Reiz ihrer Jugend und Schönheit. Ganz im Gegentheil! Die Hauptperson des Romans ist übrigens Jean Têterol, ein nicht neuer, aber dem wirklichen Leben entnommener Typus. Halsstarrig und herrisch, will er sich Alles unterthan machen, Alles unter das Joch seines unerschütterlichen Willens zwingen; unentwegt geht er voran, bei dem gefaßten Plan beharrend, und duldet keinen Widerspruch und Widerstand. Im Grunde ist er ein ungeschlachter Geselle; Gefühl und Empfindung sind für ihn keinen Pfennig werth; geldgierig und dabei ebenso stolz und vermessen wie die Edelleute, die er verhöhnt, dabei aber sehr klug und scharfsichtig, mit großen Fähigkeiten ausgestattet, ein Millionär und Grobian!

Von Haller's Roman „Un clou au couvent“*) ist nicht viel zu sagen. Der Verfasser will, wie Cherbuliez die sogenannte Nouvelle France mit der alten versöhnen, und dabei erfindet auch er als Mittel eine Heirat. Ein Schlosser, in ein Kloster gerufen, um ein heiliges Bild an die Wand zu befestigen, verliebt sich in eine junge Nonne, die Tochter eines Marquis. Die vornehme Jungfrau erwiedert seine Liebe. Der Vater widersetzt sich der Heirat. Allein seine Tochter wird krank; um sie vom Tode zu retten, willigt er in Alles ein. Da aber lehnt der Handwerker, der die hohe Herkunft seiner Geliebten nicht kannte, die Heirat ab. Es müssen politische Ereignisse, der Krieg, die Commune, kommen, um ihn seinem Entschluß abwendig zu machen. Zuletzt zwingt ihn der alte Edelmann selbst sich mit seiner Tochter zu vermählen und hält ihm dabei eine Rede über die niederen Klassen, die dem Adel mehr Vertrauen schenken sollten. Ein seltener Marquis!

A. Chuquet.

*) L'idée de Jean Têterol, par Victor Cherbuliez. Paris, Hachette.

**) Victor Cherbuliez ist bekanntlich identisch mit Herrn G. Valbert, welcher in der Revue des deux mondes die deutsche Politik zum Gegenstand geistreicher, liebenswürdig boshafter Betrachtungen macht. Wir gestehen, daß wir dem Publicisten Valbert mehr Geschmack abgewinnen als dem Romandichter Cherbuliez. Geist, Wissen, Menschen- und Weltkenntniß reichen aus für einen politischen Kritiker. Zum dichterischen Schaffen bedarf es noch einiger andern Qualitäten. (D. R.)

*) Un clou au couvent, par Gustave Haller. Paris, Calman Lévy.

Italien.

G. Trezza: Studi critici.**)

Auch dieses Buch besteht aus einer Zusammenstellung von umfangreicheren und kürzeren Essays und Kritiken, die über die

**) Verona 1877, Drucker und Tedeschi.

verschiedensten Gegenstände — culturhistorischen, religiösen, philosophischen, literargeschichtlichen, ästhetischen Charakters — in verschiedenen Zeitschriften früher veröffentlicht worden sind. Die Einheitlichkeit eines Ganzen wird man in dieser Sammlung natürlich nicht erwarten. Doch macht der Autor mit Recht in der Einleitung geltend, daß es seinem Buch an Gleichmäßigkeit der Auffassung und Empfindung sowie des Stiles nicht gebreche. Und noch mehr: Die Gesinnung und die Individualität, die aus diesen Aufsätzen zu uns heraus spricht, ist eine prononcirte, eigenthümliche und interessante. Mehr noch als objectiv lehrreich in Bezug auf ihre Gegenstände sind diese „kritischen Studien" subjectiv interessant. Es spricht aus ihnen eine feurige, mit ernsthafter Leidenschaftlichkeit nach der Wahrheit ringende Seele, ein eindringend scharfsinniger, immer reger skeptischer Verstand und ein geistreicher Enthusiasmus, der nicht nur religiöse, politische und ähnliche, den Autor persönlich tangirende Fragen, sondern auch andere der subjectiven Empfindung ferner liegende, wissenschaftliche Stoffe mit Feuer und Lebhaftigkeit erfaßt und in lebendig regem und anregendem Vortrag, überdies in einer schönen, edlen und reinen Sprache zur Besprechung bringt.

Des vorwiegend subjectiven Charakters seiner Schriften ist sich der Autor vollauf bewußt gewesen, und er hat deshalb auch manche in denselben enthaltene Auseinandersetzung unverändert so stehen lassen, wie sie in früheren Jahren ihm aus der Feder geflossen, obgleich seine Auffassung in den betreffenden Punkten sich seitdem verändert hat. Hätte er das Urtheil von ehedem durch das jetzige corrigirt, so würde er, wie er meint, dem Leser wesentliche Theile seiner geistigen Erlebnisse verdeckt und verborgen haben. Es kommt also auch ihm selbst nicht nur auf das Was, sondern und vorwiegend auf das Wie an; nicht nur die Resultate seines Denkens will er uns zeigen, sondern besonders auch die Wege, auf denen er zur Wahrheit gelangt ist, die Gesinnungen und Geisteskämpfe, aus denen sie sich ihm entwickelt hat. Kämpfend um die Wahrheit tritt er in der That uns vorwiegend entgegen, und die Lectüre seiner Studien erregt ein fragendes Interesse nach der Geschichte seines Geisteslebens.

Von der äußerlichen Lebensgeschichte weiß ich nur soviel, daß er durch literarhistorische Arbeiten — wenn ich nicht irre, über Horaz, Lucrez, Epikur — sich bekannt gemacht und seit einiger Zeit in dem Istituto di Studi superiori an Stelle Atto Vannucci's, des bekannten Gelehrtenveterans und Verfassers der Geschichte Italiens, das Lehramt für lateinische Literatur bekleidet; — sonst weiß ich von ihm nur das noch mitzutheilen, daß er, der revolutionäre Freidenker, einst die Weihe des katholischen Priesters empfangen.

Bedenken wir das letztere Factum, und die seelischen Kämpfe, die damit für den Verfasser dieser „kritischen Studien" vermuthlich verbunden waren, so dürfte der Schluß des ersten Aufsatzes — über Ernest Renan — von einigem Interesse sein. Am Ende dieses Essay's, in welchem Trezza als begeisterter Jünger den französischen Denker feiert, heißt es unter Anderem etwa: „.... Aber ehe der Geist zu der erhabenen Freiheit von seinen Fesseln gelangt, gilt es den Tod zu überwinden! Wie viele Geister litten Schiffbruch, ehe sie das Ufer erreichten; wieviel geheime Schmerzen und Thränen braucht's, und wer zählt die heiligen Opfer, denen die Krone des Märtyrerthums gebührte! Einen Menschen weiß ich, der am furchtbarsten unter den Qualen litt, die uns die Erkenntniß bringt; — ich kannte ihn gar nahe, so nahe daß niemand von seiner inneren Geschichte von Zweifeln und Seelenbedrängnissen näher Zeuge sein konnte .... — Wie oft flehte er in der Stille seiner Kammer, — die ich noch vor mir sehe —, zur Braut des Herren mit keuschem Seelendrang! Wie oft kniete er am Fuße des Kreuzes unter Thränen der Seele und mit jenen Seufzern, die Paulus die „unaussprechlichen" nennt. Und dennoch siegte in ihm der brennende Durst nach Wahrheit über den Widerstreit der Gefühle! Ich erinnere mich noch jener Schauer, die die Lectüre des Strauß'schen „Leben Jesu" ihm einflößte. Er erkannte in jenem verhängnißvollen Buch die Grundlage lange vorbereitender Studien, gegen welche das bloße Sectengezeter nichts helfen würde, und gleichsam zitternd vor einer drohenden Gefahr, die man doch gern noch fern zu halten wünscht, versuchte er immer von neuem dem Haupt des Nazareners jene Strahlenkrone wiederzugeben, die der kühne deutsche Doctor in den Staub geworfen .... Eines Tages, als ich ihn mit bleichem Antlitz über Renan's Etudes d'histoire religieuse gebeugt fand, sagte er zu mir: Siehst du, dies ist die größte Revolution unseres Jahrhunderts; — und die Logik, fuhr er, meine Hand ergreifend, fort, ach, sie ertödtet Alles! Ich fühle ein Etwas in meinem Innern sterben! Der Frühling des Lebens ist dahin für immer. Nimmer senkt sich der Kuß Gottes herab auf unsere skeptisch verdüsterten Stirnen. Die besten Hoffnungen gingen uns auf dem Weg der Vernunft unwiederbringlich verloren. Glaube mir, Freund, die Binde that dem allzustolzen Auge gut, und des Glaubens heiliges Dunkel war doch besser als die verhängnißvolle Enthüllung, die mir den Frieden raubte. — Den Frieden! — antwortete ich — Wer sagte dir, daß unser Geschick der Friede sein sollte? Schmerzvoll ist ja des Lebens Aufgabe, und die Wahrheit ist nur mit der Seele Blut zu erringen. Welche Hoffnungen sind todt! die armseligen Hoffnungen des Egoismus, ... lassen wir den furchtsamen Wahrheitsfreunden den Frieden; wir wollen ohne Ruhe, aber ohne Feigheit vorwärts schreiten; die Nacht durch wollen wir mit dem rauhen Engel der Wüste ringen, so wird man am Morgen uns tapfer heißen dürfen. Die Götter fliehen, aber das Ideal bleibt bei uns; erziehen wir es mit standhafter Treue und hinterlassen wir es der Zukunft als Erbe, vermehrt durch die Opfer, die wir alle ihm bringen — Du hast Recht! antwortet er mir mit einem Seufzer, und auf das Buch Renan's fiel eine Thräne." Wir gehen sicher nicht fehl wenn wir aus dieser Schilderung des „Freundes" auf die eigenen Erlebnisse Trezza's schließen; der Unterschied zwischen beiden ist sicherlich nicht groß. Denn er selber nennt (am Schluß des Buchs) den Weg zur Wahrheit „schmerzensreich wie den Weg zum Kreuze," und in einem Aufsatz über „das Christenthum und die Wissenschaft" giebt er uns folgendes Bekenntniß: „.... Diejenigen aber, die um die Wahrheit Herzensqualen erduldeten, um den Preis ihres Seelenfriedens sie erringen wollten, und mit der Leuchte in der Hand in des Zweifels kummervollen Nächten sie suchten; diejenigen die nicht erschraken, da sie sich ihnen strenge und furchtbaren Antlitzes enthüllte, die ihr bestes Herzblut hingaben zum Pfande unverbrüchlicher Treue, die jung an Jahren schon dem Tod mit männlichem Auge und lächelnd in's Antlitz zu schauen gelernt, und ohne Gotteshaus, ohne Symbole, und ohne Priester, dennoch im Geiste anbeten, — diese werden auch mich nicht gottlos nennen, wenn ich meine, daß der Glaube der Zukunft aus dem skeptischen Wesen der Gegenwart hervorgehen, und daß das Christenthum dann sich wahrhaft göttlich erweisen wird, wenn man das Menschliche darin einst besser erkennt."

Nach dem hier Mitgetheilten wird man wohl glauben, daß der Verfasser uns immer Erlebtes und Eigenes, das heißt mindestens immer redlich Angeeignetes und Erworbenes, wenn auch nicht immer Originales und Neues bietet, wenn er sich über Stoffe verbreitet wie: Renan, Christenthum und Wissen-

schaft, der Christus der Legende und der historische Christus, die phantastische und die wissenschaftliche Natur, die Kritik des Gewissens u. s. w., und daß seinen Vortrag das Pathos der Überzeugung, der Begeisterung und einer feurig drangvollen Seele beflügelt und erwärmt, daß es ihm Ernst, ja blutiger, leidenschaftlicher Ernst um das ist, was er uns zu sagen hat. — Dies erstreckt sich aber auch auf wesentlich andere verhältnißmäßig gleichgültigere Gegenstände, literar- oder culturhistorischen oder ästhetischen Charakters. Ueberall ist er subjectiv und deßhalb persönlich interessant; — so z. B. in einem werthvollen, größeren Aufsatz über Horaz, wo er des Römers politische Apostasie und Sinnesänderung gleichsam zu seiner eigenen Sache macht, d. h. leidenschaftlich für das Recht des Gesinnungswechsels überhaupt und weiterhin auch für den ihm geistesverwandten Epicureismus eine Lanze einlegt. Mit demselben kämpfenden, drangvollen Enthusiasmus bewegt er sich auch in Stoffen wie: Italienische Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts, Aleardo Aleardi, Verhältniß des Semitenthums zum Arierthum, der Romanischen zur Germanischen Welt — Torquato Tasso, Machiavelli u. s. w. u. s. w. — dergestalt, daß er selbst in der Einleitung seines Buches an den wohlwollenden Leser das Ersuchen stellt, vor der Aussprache eines Urtheils über die Studi critici sie zu durchdenken, wie er es gethan: „mit dem Schmerz des Geistes, der den Weg des Lebens sucht." In all dem ernsthaften Enthusiasmus, der Trezza's Darstellungsweise charakterisirt, wird sich freilich, wie auch schon aus dem hier Mitgetheilten ersichtlich, hier und da ein stark rhetorisches Element nicht leugnen lassen, wobei zuweilen eine Wiederholung, zuweilen auch eine nicht ganz klare oder eine mehr klang- als inhaltreiche Redewendung unterläuft. — Es ist interessant, was er selber in dieser Richtung äußert: „die Rhetorik ist gefährlich für unsere lateinische Rasse und es wird langer Mühen und unglaublicher Anstrengungen bedürfen, ehe wir sie aus unserem Empfinden werden ausmerzen können, in das sie sich, mit klingendem Wortschwall prangend, seit so vielen Jahrhunderten eingenistet." In Bezug auf das wissenschaftliche Leben in Italien sagt Trezza, in sehr pessimistischem Sinn, an einer anderen Stelle: „Philosophisches Orthodoxenthum und phantastisches Sinnenwesen, Denkträgheit und Halbbildung, Frivolität und pharisäische Unsittlichkeit haben schon in uns die Initiative der Wahrheit erstickt; wir steuern dem wissenschaftlichen Schmarotzerthum zu, und wenn wir nicht eilen den drohenden Schaden abzuwenden, so verfallen wir einer beklagenswerthen Geistesverfinsterung, die uns für lange Jahre aus den Denktafeln der Zukunft auslöschen wird." Doch ist er weit davon entfernt an der geistigen Zukunft des italienischen Volks zu verzweifeln. Er hofft das Beste von den jungen kraftvollen Geistern in seiner Nation, und besonders erwartet er viel von dem Anschluß an die germanische Wissenschaft, insbesondere diejenige Deutschlands, welches ja glücklicherweise gerade mit Italien in letzten Jahren so reichliche wissenschaftliche und literarische Beziehungspunkte gewonnen hat. Trezza selbst, der auch auf französischem und englischem Gebiet eine bedeutende Belesenheit aufweist, gründet sich besonders auf Studien deutscher Gelehrter. Hoffnungsvoll ruft er seinen Landsleuten zu: „Ein Jeder von uns säe treulich auf seinem Felde und wandle die Wissenschaft in die Flamme des Gefühles um, um so ihr jene Wirksamkeit zu verleihen, die sie für sich allein nicht haben würde, wenn es gilt die socialen Hindernisse zu überwinden." Indessen diese Flamme des Gefühls, die ja Trezza's Schriften in so anziehender Weise durchwärmt, thut es nun einmal bei der Wissenschaft nicht allein. Die „Initiative des Wahren" im Reich des Wissens und des Denkens wiederzugewinnen, braucht es zugleich des stillen, ruhigen, wohl auch trockenen Einzelfleißes. — Für einen Deutschen, oder vielleicht nur für einen deutschen Pedanten, macht es einen etwas peinlichen Eindruck in einem Aufsatze, der als den Angelpunkt aller modernen Culturentwickelung die deutsche Reformation angesehen wissen will, im Einzelnen einen Fehler wie „reformatore di Virtemberga" zu erblicken. Diese Bezeichnung des Helden von Wittenberg mag immerhin ein Druckfehler sein oder wenn es ein lapsus calami ist, so kommt es in dem Zusammenhang des Aufsatzes über „die Rassen" auf diese Einzelheit nicht im Geringsten an. Allein die Gelegenheit ist gewiß nicht unpassend, um darauf aufmerksam zu machen, daß die „Flamme des Gefühls", daß Geist, Esprit und Enthusiasmus allein nicht genügen, und daß wenn Trezza seinen Landsleuten Anschluß an die Deutschen räth, er auch etwas an den deutschen — Schulmeister denken möge! dem deutschen Schulmeister halte er denn auch die kleine Sylbenstecherei zu gut! — Diese Studi critici bleiben doch ein liebenswürdiges und ein interessantes Buch.

Dr. Richard Koppel.

Kleine Rundschau.

— **Die Kritik der reinen Vernunft in der ersten und zweiten Auflage.** Kant bezeichnete die zweite Auflage seiner Kritik der reinen Vernunft, die 1787, also sechs Jahre nach der ersten erschien, als eine „hin und wieder verbesserte", erklärte aber zugleich, daß die neue Darstellung „im Grunde in Ansehung der Sätze und selbst ihrer Beweisgründe schlechterdings nichts verändere". In unserem Jahrhundert ist ein heftiger Streit darüber entbrannt, ob es mit dieser Erklärung seine Richtigkeit habe, ob nicht die neue Auflage eine vielfach verschlechterte, ja sogar vom Autor „wider besseres Wissen aus feiger, persönlicher Rücksichtnahme verunstaltete" sei. Um das wahre Verhältniß beider Auflagen zu ermitteln, hat Dr. Benno Erdmann eine außerordentlich sorgfältige Untersuchung unter dem Titel „Kant's Kriticismus in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft" veröffentlicht*). Im Verlauf seiner mühsamen Arbeit nahm er wahr, „daß in allen bisherigen Ausgaben eine große Reihe von Differenzen, unter ihnen solche, die für das sachliche Verhältniß derselben bedeutungsvoll sind, übersehen worden ist", und aus diesem Grunde veranstaltete er eine neue**), entschieden die beste aller vorhandenen. Es ist in ihr die Originalpaginirung der zweiten Auflage, zur künftigen Benutzung als Normalpaginirung für Citate, beigefügt; die sachlichen Differenzen der ersten Auflage, deren Umfang und Inhalt einen unmittelbaren Vergleich gestatten, sind unter dem Text, die übrigen, längeren als Beilagen abgedruckt, und ein „Anhang zur Textrevision" enthält genaue Verzeichnisse von Correcturen, Verbesserungen und Modernisirungen, die theils von Kant herrühren und von den früheren, namentlich bezeichneten Herausgebern bald angemerkt, bald aus Versehen weggelassen, theils von Dr. Erdmann vorgenommen wurden. Dadurch hat diese Ausgabe einen Grad der Vollkommenheit erlangt, der nicht übertroffen werden dürfte, so daß sie als abschließende gelten kann. — Zur Entscheidung der Streitfrage entwickelt der Ver-

*) Verlag von Leopold Voß. Leipzig 1878.

**) Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von Benno Erdmann. Verlag von Leopold Voß. Leipzig. 1878.

fasser in der ersterwähnten Schrift so weit als nöthig den Inhalt der Kritik der reinen Vernunft, und verwerthet dabei trefflich das in Menge vorhandene, aber nur selten beachtete Quellenmaterial der Entwickelungsgeschichte Kant's. Gründlicher wohl als irgend ein Anderer hat er die Schriften der ersten Anhänger und Gegner Kant's in den Jahren 1781 bis 1787 studirt, die Rückwirkungen aufgedeckt, welche sie und der Spinozastreit auf den bahnbrechenden Philosophen ausübten und so ein Ergebniß erreicht, das dem Streit ein Ende macht. „Kant's Versicherung in der Vorrede zur zweiten Auflage, daß er an den Sätzen selbst und ihren Beweisgründen schlechterdings nichts zu ändern gefunden habe, ist demnach, sachlich genommen, eine irrthümliche. Jedoch der Irrthum, den sie enthält, läßt keinem Zweifel darüber Raum, daß dieselbe, subjectiv genommen, die volle Wahrheit enthalte. Kant konnte sich der eingetretenen Modifikation seiner Lehre als einer solchen nicht bewußt werden, da ihm die Bedeutung seiner Ergebnisse für den Aufbau einer wissenschaftlichen Metaphysik und die Freilegung des Fundaments der Ethik nicht zweifelhaft gewesen, und die Wirklichkeit der Dinge sowie des Ich an sich nicht zweifelhaft geworden war". Dr. Erdmann legt seinen Autor stets auf das würdigste aus, seine Liebe zur Wahrheit und seine Achtung vor Kant sind gleich groß, er zeigt, daß, je nach drei verschiedenen Gesichtspunkten, von denen man ausblickt, drei Interpretationen der Kritik der reinen Vernunft direkt durch Kant denkbar gemacht worden sind, und daß es noch drei andere giebt, die sich mittelbar auf ihn berufen können. Eine relative Berechtigung kommt allen diesen Auffassungen zu, „untersucht man endlich zuerst Kant's eigene Äußerungen über den Hauptzweck seiner Arbeit und versucht man von da aus ein historisches Verständniß des Verhältnisses der beiden Auflagen zu gewinnen, so wird die Auffassung nothwendig: Kant's Lehre ist ein Kriticismus, dessen eigentliche Absicht in der Grenzbestimmung unserer Erkenntniß gegenüber dem Dogmatismus, und im Anschluß an den empiristischen Skepticismus Hume's zu finden ist". Wir stimmen dem Urtheil des Verfassers in allen Punkten bei. Die Lehre Kant's muß historisch begriffen, sie darf nicht aus den veränderten Fragen unserer Zeit heraus reconstruirt werden. „Auf diesem Wege aber", so schließt Dr. Erdmann, „muß es seinen Gedanken gelingen, durch die größere Tiefe ihrer Wirksamkeit wiederzugewinnen, was sie an Breite derselben verlieren werden". O. S. S.

— **Amerikanische Freihandelslitteratur.** In Amerika, dem schutzzöllnerischsten aller Länder, macht sich gegenwärtig eine lebhafte Bewegung zu Gunsten des Freihandels bemerkbar. Zur Zeit der geschäftlichen Blüthe waren die amerikanischen Gewerbs- und Kaufleute taub gegen die Versicherung, daß der Schutzzoll ihre Thätigkeit hemme, und daß sie, wie großartig ihre Industrie und ihr Handel sich auch entfaltet habe, doch noch besser unter einem Freihandel-System fahren würden. Bis zu dem verhängnißvollen Jahre 1873 ward der Schutzzoll aller Orten als der eigentliche Urheber des industriellen Gedeihens gepriesen, ja man glaubte sogar in ihm ein sicheres Abwehrmittel gegen den Eintritt jener sogenannten Krisen gefunden zu haben, die seit Menschengedenken alle handeltreibenden Völker wie eine schwere periodische Krankheit überfallen und sie für kürzere oder längere Zeit zu unfreiwilliger Unthätigkeit verdammen. Die letzten Erfahrungen haben jedoch gelehrt, daß der Schutzzoll die ihm von seinen Anhängern zugeschriebene Kraft nicht besitzt. Im Gegentheil, auf keinem Lande lastet heute der geschäftliche Druck so schwer als gerade auf den bisher so oft beneideten Vereinigten Staaten, und während diese ehedem den Ruhm genossen, jeden arbeitstüchtigen Menschen beschäftigen zu können, der anderswo keine Thätigkeit zu finden vermochte, wächst in ihren Gebieten die Zahl der Arbeitslosen und dem entsprechend auch die der Landstreicher und Bettler in erschreckender Weise heran und hat bereits in mehreren Städten zu tumultuarischen Unruhen Veranlassung gegeben. Und während ehedem der Einwandererstrom stetig anzuschwellen schien, wandern jetzt Schaaren von gelernten Arbeitern von Amerika nach England und Australien, um dort das Brod zu suchen, das ihnen die mit allem Reichthum der Natur verschwenderisch ausgestatteten Vereinigten Staaten nicht zu geben vermögen. Täglich mehrt sich die Schaar der Fabriken, die ihre Arbeit einstellen, und der Handelshäuser, die ihre Insolvenz anzeigen. Rauchlose Schornsteine, unthätige Maschinen, müßige Arbeiter und reducirtes Capital beweisen mit handgreiflicher Deutlichkeit, daß die amerikanische Handelspolitik fehlerhaft ist. Das Verlangen nach einem Mittel, um den beunruhigende Dimensionen annehmenden Nothstand wenn nicht zu heben, so doch zu lindern, hat eine Reihe von Fachmännern zur Prüfung der Sachlage bewogen. Das Ergebniß dieser nationalökonomischen Untersuchungen ist in kleinen, populär geschriebenen Broschüren*) niedergelegt, die, trotzdem sie speciell für das amerikanische Volk berechnet sind, doch ein allgemeines Interesse haben und allen Nationen, die unter dem gegenwärtigen geschäftlichen Drucke leiden, die Augen über die Unzweckmäßigkeit einer stark ausgeprägten Schutzzollpolitik zu öffnen vermögen. Einige der Schriften zeichnen sich durch eine große Klarheit und Anschaulichkeit aus. „Why we trade and how we trade" von David A. Wells, „The Tarif Question" von Horace White und „Protection and Revenue in 1877" von William Sumner sind so interessant, so lebensvoll geschrieben, daß sie jeden Laien, der einen Begriff von der Bedeutung der Volkswirthschaft hat, ansprechen werden.

Der Kernpunkt dieser Schriften ist der Nachweis, daß weder Freihandel noch Schutzzoll im Stande sind, ein Handelsvolk vor dem Eintreten commercieller Geschäftslosigkeit zu bewahren, sondern, daß jedwede handeltreibende Nation sich in Zeiten geschäftlichen Aufschwungs auf eine Zeit geschäftlichen Druckes gefaßt machen muß. Wie in der Natur der Winter auf den Sommer, so folgt auch im geschäftlichen Leben der Völker auf eine gesteigerte Thätigkeit eine allgemeine Erstarrung. Der Grund dieses Rückschlages ist hauptsächlich in der Thatsache zu finden, daß im Verlauf der Blüthezeit eine Überproduction einzutreten pflegt. Wenn die Zahl der Consumenten zu gering ist, um die Fülle von Waaren zu verbrauchen, welche die Producenten anzubieten haben, so werden diese naturgemäß gezwungen, einen Theil ihrer Arbeit einzustellen und die Löhne ihrer Arbeiter

---

*) 1) Why we trade and how we trade, by David A. Wells.
2) The Silver Question, The Dollar of the Fathers versus the Dollar of the Sons, by David A. Wells.
3) The Tarif Question and its Relation to the Present Commercia Crisis, by Horace White.
4) Free Ships, The Restoration of the American Carrying Trade, by John Codman.
5) Suffrage in Cities, by Simon Sterne.
6) Protection and Revenue in 1877, by William G. Sumner, Professor of Political and Social Science, in Yale College.
7) France and the United States, Their Present Commercial Relations considered with Reference to a Treaty of Reciprocity comprising Papers by M. Ménier, Léon Chotteau, Parke Godwin and J. S. Moore. Verlag der Broschüren: G. P. Putnam's Sons, New-York.

herabzusetzen. Hierdurch tritt namentlich in den unteren Schichten der industriellen Kreise, die von der Hand in den Mund leben, ein Nothstand ein, der erst dann gehoben werden kann, wenn das Gleichgewicht zwischen Production und Consumfähigkeit wiederhergestellt wird. Es ist also zur Erhaltung der industriellen Lebensfähigkeit eines Volkes unbedingt nothwendig, ihm jederzeit einen möglichst großen Kreis von Consumenten zu sichern und ihm Zugang zu möglichst vielen Märkten zu verschaffen. Der Freihandel öffnet den Verkäufern die Häfen der Welt, während der Schutzzoll sie mit eisernen Riegeln verschließt. Amerika hat, indem es 2000 Artikel mit Schutzzöllen belegte, die übrige Handelswelt von seinen Märkten ausgeschlossen und zugleich sich selbst der Möglichkeit beraubt, einen Theil seiner Waaren im Auslande abzusetzen. Es hat nämlich außer Acht gelassen, daß jedes Geschäft im Grunde nichts weiter ist als ein Tauschhandel, bei dem Waare für Waare und Dienst für Dienst gegeben wird, und daß wer kaufen will, verkaufen und wer verkaufen will, kaufen muß, und daß wer nichts kauft, nicht verkaufen und wer nichts verkauft, nichts kaufen kann.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir, auf die vorliegenden Broschüren gestützt, zeigen, wie verderblich die Schutzzölle auf den Schiffsbau Amerika's eingewirkt haben, so daß gegenwärtig die Zahl der amerikanischen Rheder kleiner ist, als die der deutschen; wie ferner der Außenhandel der Vereinigten Staaten mit der Argentinischen Republik, mit Australien, Neuseeland, dem Cap der guten Hoffnung u. s. w. fast ganz aufgehört hat und wie in Folge dessen Amerika seine Schätze nicht zu verwerthen vermag, sondern eine isolirte Stellung im Welthandel einnimmt, während es eine hervorragende Rolle in demselben übernehmen könnte, wenn es nur wollte. „Wenn wir so fortfahren, wie jetzt, unser Haus zu verrammeln", klagt David A. Wells, „so ersticken wir in unserem eigenen Fett!"

Mancherlei.

Granier de Cassagnacs Souvenirs du second empire, ursprünglich im „Figaro" erschienen, sind reich an zum Theil überraschenden Enthüllungen aus jener Zeit. Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit der Verwandtschaft des vielgenannten Morny und den Vorbereitungen zum Staatsstreich. — Bl.

Alex. Dumas Sohn hat bei Calman Lévy eine zweite Serie seiner Entr'actes erscheinen lassen, welche ungleich mehr Interesse bietet als die hier vor kurzem besprochene erste Serie. Sie beschäftigt sich mit der Geschichte des Girardin'schen Stückes „Le Supplice d'une femme" und bringt zu dem längst vergessenen Streit sämmtliche Actenstücke bei, unter diesen — was dem Büchlein einen ganz besonderen Werth verleiht — zum ersten Male den vollständigen Abdruck des ersten, ganz von Emile de Girardin herrührenden Entwurfs. Ein Vergleich dieses mit dem unter Mitarbeitung des A. Dumas erschienenen und mit so ungeheurem Erfolg gegebenen Stücke zeigt nun freilich, daß die Grundidee (idée première) wohl von Girardin stammt, daß A. Dumas allein aber die Ausführung in allem und jedem Stück geliefert hat. Die beigefügten Commentare beleuchten den Zusammenhang in erschöpfender Weise. Jungen Dramatikern dürfte das Studium des ersten Entwurfs und des Stückes in seiner endgiltigen Gestalt als sehr lehrreich empfohlen werden. Bl.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Französisch.

Arnaud, Angélique: Une Tendre Dévote. Paris, Saguier. 3 fr.

Cornély, J.: L'Oeil du Diable. Paris, Dentu. 3 fr.

Étude diplomatique sur la Guerre de Crimée (1852—56) par un ancien Diplomate. 2 vol. Paris, Firmin Didot & Cie. 20 fr.

Henry, Théodore: Médecin à la Corde. Paris, E. Dentu. 3 fr.

Lescure, M. de: Mademoiselle de Cagliostro. Paris, Dentu. 3 fr. 50.

Maréchal, Marie: Mademoiselle de Charmeilles. Paris, Th. Olmer. 3 fr.

Montépin, Xavier de: La Marquise Castella. 2 vol. Paris, E. Dentu. 6 fr.

Nolte, Frédérick: Histoire des États Unis d'Amérique. Paris Didier & Cie. 12 fr.

Poitevin, M. Prosper: Une Nuit chez Potiphar, scène biblique. Paris, Heymann & Perois. 3 fr.

Sorel, Albert: La Question d'Orient au XVIIIe siècle. Les Origines de la Triple Alliance. Paris, Plon & Cie. 6 fr.

Tribulations d'un Exposant ou les Revers de la Médaille. Paris, A. Patay. 50 c.

II. Englisch.

Barlow, Alfred: History and Principles of Weaving by Hand and by Power, reprinted, with considerable Additions from „Engineering", with a chapter on Lacemaking Machinery, reprinted from the „Journal of the Society of Arts" with several hundred Illustrations. London, Low. 25 s.

Caird, James: The Landed Interest and the Supply of Food. Written at the request of the Royal Agricultural Society of England, to exhibit a general view of British Agriculture for the information of the Agricultural Congress at Paris. London, Cassell. 10 s. 6 d.

Catalogue of the Greek Coins in the British Museum; the Seleucia Kings of Syria. With 28 plates. London, Trübner, 10 s. 6 d.

Finn, J.: Stirring Times; or, Records from Jerusalem Consular Chronicles of 1853 to 1856. London, Kegan, Paul & Co. 30 s.

Lang, R. Hamilton: Cyprus; its History, its Present Resources, and Future Prospects, with 2 Illustrations and 4 Maps. London, Macmillan. 14 s.

Lawson, Mary S.: Life and Education of Laura Dewry Bridgman, the deaf, dumb, and blind girl, with Introduction by Edward Park. London, Trübner. 7 s. 6 d.

Parsloe, Joseph: Our Railways; Sketches, Historical and Descriptive with Practical Information as to Fares & Rates &c., and a Chapter on Railway Reform. London, Kegan, Paul & Co.

Roberts, Charles: A Manual of Anthropometry; or, a Guide to the Physical Examination and Measurement of the Human Body. London, Churchill. 6 s. 6 d.

Walford, E.: Old & New London. The Southern Suburbs. Vol 6. London, Cassell. 9 s.

Waller, Charles B.: The Apocalypse viewed under the Light of the Doctrines of the Unfolding Ages and the Restitution of all Things. London, Kegan, Paul & Co. 12 s.

Wedgewood, Hensleigh: A Dictionary of English Etymology. London, Trübner. 21 s.

Stanley's Reise durch Afrika.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig liegt vor:

DURCH DEN DUNKELN WELTTHEIL

oder

Die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem Atlantischen Ocean

von

HENRY M. STANLEY.

Zwei Bände. Mit Karten und Abbildungen.

8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.

Mit dem soeben erschienenen zweiten Bande ist die deutsche Ausgabe des epochemachenden Werks vollständig geworden. Den ausserordentlichen Erfolgen, von denen Stanley's Reise begleitet war, entspricht auch die musterhafte Darstellung seiner Erlebnisse, sowie deren reiche Ausstattung mit instructiven Karten und Abbildungen. Das Werk nimmt eine ganz hervorragende Stelle in der geographischen Reiseliteratur ein. (221)

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Aus Friedrichs d. Großen Zeit.

Vaterländische Erzählungen

von (222)

Friedrich Adami.

2 Bändchen.

Preis für jedes Bändchen 1 Mark.

Inhalt des ersten Bändchens:

Der König und der Lieutenant.
Wie sie Friedrich d. Großen fangen wollten.

Inhalt des zweiten Bändchens:

In Sanssouci und bei Hochkirch.
Ein Werbe-Hauptmann Friedrich Wilhelms I. und ein Haiduck Friedrichs II.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in Erfurt erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (223)

Deutsche

Festspiel-Halle.

Sammlung

von

Prologen, Festspielen und Festzügen.

Zur Aufführung in Künstler-, Juristen-, Krieger-, Carnevals- und anderen Vereinen, sowie bei festlichen Gelegenheiten in Schüler- und Privatkreisen.

Herausgegeben

von

Edmund Wallner.

INHALT:

Heft I. **Aschenbrödel**, Festpiel von Gustav Leutritz. Preis 75 Pf.

Heft II. **Prolog zu einem Juristenfest. — Justinian auf der Durchreise. — Prosa contra Poesie. — Der Zukunftsjurist.** Preis 1 M.

Heft III. **Die Kaiserkrönung**, Patriot. Festspiel von Dr. Felix Meyer. Preis 75 Pf.

Heft IV. **Die erste Ronde**, Festspiel zu einem Reserve-Officier-Feste von Dr. Felix Meyer. Preis 1 M.

Heft V. **Rübezahls Rache**, Nach einem Mährchen von Musäus zur Aufführung an Schulfesten und in geselligen Vereinen dramatisch bearbeitet von Alexander Junghänel. Preis 1 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

LESSING.

By

James Sime.

2 vols. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Einstimmig hat die englische wie die deutsche Presse das Werk von James Sime über Lessing's Leben und Schriften als einen neuen werthvollen Beitrag zur Geschichte unserer classischen Literatur begrüsst, der in allen literarisch gebildeten Kreisen auch ausserhalb Englands Aufnahme zu finden verdient. Es wurde desshalb die vorliegende vom Verfasser autorisirte Ausgabe veranstaltet, welche das Originalwerk in correctem Druck und zu wohlfeilem Preise darbietet. (224)

Im Verlage von **Wilhelm Violet** in Leipzig erschien soeben:

Fréderic le Grand, Oeuvres historiques choisies. Tome I.: Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg. Nouvelle édition, revue et corrigée. 3 Mark.

Tome II. Histoire de mon temps. 1re partie. 2 Mark.

Tome III. Histoire de mon temps. 2me partie. 1 Mark 50 Pf.

Diese Ausgabe der historischen Werke Friedrichs des Grossen hat den Zweck, dieselben **möglichst populär** zu machen, der Text ist von den anstössigen Stellen gereinigt, so dass **jede Familie, jede Schule** diese Ausgabe benutzen kann; etwaige **Alterthümlichkeiten** und **Fehler der Sprache** sind von Herrn **Professor Sommig** mit gewissenhafter Sorgfalt beseitigt und **historische Irrthümer** berichtigt worden. — Das Buch empfiehlt sich daher ebensowohl für das **Studium der französischen Sprache** als unserer **vaterländischen Geschichte.**

═ Jeder Band der Oeuvres historiques auch einzeln. (225)

Bei uns ist erschienen: (226)

Der Islam

von **Emanuel Deutsch,**

gewesenem Bibliothekar am britischen Museum in London, Mitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der K. Asiatischen Gesellschaft &c.

Aus dem Englischen übertragen.

Autorisirte Ausgabe.

gr. 8°. geh. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin.

Soeben erschienen: (227)

Ueber

die Lehre des Aristoteles

von der

Ewigkeit der Welt.

Von

Eduard Zeller.

Aus den Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin 1878.

gr. 4°. geh. Preis 1 Mk.

Ueber

die griechischen Vorgänger Darwin's.

Von

Eduard Zeller.

Aus den Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin 1878.

gr. 4°. geh. Preis 1 Mk.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann) in Berlin.

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in Leipzig erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (228)

Die Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8. Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 43 enthält folgende Artikel: Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—78. II. Vom Beginn des Krieges bis zur ersten Schlacht von Plewna. Von Lb. — Die „Kuldscha-Frage" zwischen Rußland und China. A. Rauchhaupt. — Die Leipziger Augustereignisse 1845. III. Die Landtagsverhandlungen. Hans Blum. — Ein sozialdemokratischer Agitator in Kalifornien. Rudolf Doehn. — Goethes Stellung zur Jenaer Literaturzeitung. C. A. H. Burkhardt. — Die sechste Woche des deutschen Reichstags. L.

Die Nummer 16 Bd. II. vom 20. October der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI,** welche in Florenz erscheint, enthält: (229)

La Magistratura in Italia. — Lettere Militari: Appunti al Dicasteri di Guerra e Marina (*D.*) — Corrispondenza da Londra. — Corrispondenza da Venezia. — La Settimana. — La Marcia Reale d'Ordinanza italiana (*Mº Stefano Tempia*). — Le Tavolette dipinte dei libri d'entrata e d'uscita della Repubblica di Siena (*Cesare Paoli*). — Corrispondenza letteraria da Parigi (*A. C.*). — Bibliografia: Letteratura e Storia. *Attilio Hortis*, M. T. Cicerone nelle Opere del Petrarca e del Boccaccio. — Scienze filosofiche. Prof. *A. Valdarnini*, Nozioni di Psicologia e Logica ad uso degl' Istituti Tecnici. — Libri per fanciulli. *G. Bagatta*, Compendio dei doveri e dei diritti del Citadino, a uso delle scuole elementari e popolari. — Notizie. — Riviste Italiane. — Notizie varie. — Articoli che riguardano l'Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri. — Riviste Tedesche. — Riviste Francesi.

Hierbei eine literarische Beilage von der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in **Leipzig** und **Dietrich Reimer** in **Berlin.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 9. November 1878. [Nº 45.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

A. Bastian: Die Culturländer des alten Amerika*).

Durch die Einseitigkeit unseres Schulunterrichts, der gerade insbesondere auf höheren Lehranstalten die Anschauung früh und darum mächtig verbreitet, als seien (etwa außer den Ägyptern) einige semitische und indogermanische Völker, wesentlich die Griechen und Römer, neuerer Zeit die Romanen und Germanen die einzigen Vertreter höherer Menschheitsgesittung gewesen, — durch diese vielfach schädigende Einseitigkeit, die uns rückfällig werden ließ in das heidnische Princip einer Eintheilung der ganzen Menschheit in das erstaunlich kleine Bruchtheil der „Erlesenen" und die Masse der „Barbaren", sind wir weder gewohnt noch geneigt anzuerkennen, daß nicht nur hinter den Bergen der gewaltigen innerasiatischen Landhebung, sondern auch jenseits des Weltmeeres Menschen wohnen, die das volle Anrecht auf geschichtliche Berücksichtigung haben. Zu Anfang unseres Jahrhunderts lernten die Kinder am Rhein, z. B. in Mainz, ihre Weltkunde aus einem von Napoleon vorgeschriebenen Katechismus; mit Ach und Weh mußten alle Departements des großen Kaiserreichs von den Pyrenäen bis in die deutschen Wälder auswendig gelernt werden, endlich durften die Kleinen erleichtert aufathmen bei Überschau der nebensächlichen Umsäumung des neuen „Erdkreises", u. a. die Frage des Katechismus „Qu'est-ce que la Prusse?" mit der tröstlich leichten Antwort abthun: „La Prusse est un petit royaume". Ist es denn aber in unseren Geschichtsstunden so ganz anders geworden? Ja insofern freilich, als nun auch am Rhein die preußischen Regierungsbezirke und die Brandenburger Kurfürsten gelernt werden; aber man frage einen löblich fleißigen Durchschnitts-Schüler, was er sich unter China oder unter Amerika denkt, so wird er nicht viel mehr zu antworten wissen, als daß jenes ein großes Reich, dieses ein ganz heillos langes Land sei mit Urwäldern, Lederstrumpf-Indianern und für das Gedächtniß lästig massenhaften Flüssen und Gebirgen. Indessen freilich ist für die Wissenschaft selbst die Einsicht noch eine ziemlich neue, daß es auf unserer Ostfeste zwei völlig selbständige Culturkreise gegeben hat und noch giebt, den südwestasiatisch-europäischen und den chinesischen, daß ferner das amerikanische Festland schon in jenen Jahrtausenden, da es für die cisatlantische Welt noch nicht vorhanden war, neben ungezählten Horden streifender Wilden eine hochgestiegene ureigene Cultur bei den Bewohnern seiner westlichen Höhen tropischer Breitenlage gesehen hat. Die Schule verdient also nur den Tadel, daß sie diesen Fortschritten neuerer Wissenschaft zu dürftig nachhinkt in Folge der bei uns hergebrachten Vernachlässigung des geographischen Unterrichts gegenüber dem geschichtlichen im Rahmen seines wahrlich nicht „weltgeschichtlichen" Kanons.

Während es Ferdinand von Richthofen übernimmt, uns ein erstes Mal die naturgesetzlich geographischen Grundlagen zu enthüllen, auf denen sich der imposante Bau der chinesischen Cultur erhoben hat, trotzend wie kein anderer auf Erden dem Wechsel der Jahrtausende wie allen Stürmen der von außen hereinbrechenden Feinde, der inneren Aufstände, — lenkt Adolf Bastian in dem umfangreichen Werke, welches uns hier beschäftigt, den Blick auf die Culturstätten des vorcolumbischen Amerika, auf Mejico, Guatemala, hauptsächlich aber auf das kurz vor seiner Zertrümmerung durch die Spanier bis dicht an die mittelamerikanische Landenge ausgewachsene Reich der Inca's von Peru, dieses Geschlechts der „Sonnenkinder", welches in der That sonnenähnlich auftauchte über dem alpenhoch gelegenen Spiegel des Titicaca, um die Schatten wüsten Götzendienstes durch reinere Glaubenslehre zu verbannen, Sittenzucht und Rechtspflege aufs gewissenhafteste zu üben, ja einen wirklichen Großstaat zu erschaffen, durchzogen von ausgezeichneten Heerstraßen nach Art von Römerwerken, geschirmt von einem wohlgeschulten stehenden Heer, bewohnt von einem in Gehorsam gegenüber dem Gesetz glücklichen Volk von jener der amerikanischen Rasse eigenen stoischen, finster ernsten Sinnesart, jedoch voll schöpferischer Kraft auf den verschiedensten Gebieten des praktischen Lebens, selbst des künstlerischen Schaffens, zumal der Architektur im härtesten Gestein, obwohl ihm eine höchst wichtige Erfindung nicht in den Schooß gefallen und auch — zum Beweis vollster Beziehungslosigkeit zu Asien wie Europa — nicht über das große Wasser zugetragen war: die Kunst durch Verhüttung, der Eisenerze das nützlichste aller Metalle zu erzeugen.

„Leider sind diese altamerikanischen Culturen für immer verloren, versunken, vergessen: und mit ihnen ist gewissermaßen einer Hälfte des Menschengeschlechts seine Geschichte abhanden gekommen. Vor dem unvermittelt schreckhaften Eingriff der arischen Rasse brach der amerikanische Indianer widerstandslos zusammen; schon wenige Jahre nach der Eroberung war der charakteristische Typus der einheimischen Cultur zerstört, und da diesen schriftlosen Völkern die Aufzeichnung der Traditionen, wenn überhaupt geschehen, in vorläufig unentzifferten Hieroglyphen verschlossen bleiben, sind sie uns nur durch kritiklose Chronikenschreiber überliefert, die allerdings eine ausgedehntere Masse von Beobachtungen bringen, als gewöhnlich anerkannt wird, aber für Benutzung derselben allerlei Cautelen verlangen. Die Aussicht für eine Reconstruction der altamerikanischen Geschichte liegt in der Durchforschung der aus den Alterthümern erhaltenen Überreste, die allein in unverfälschter Sprache von der wunderbaren Vergangenheit reden, der sie angehören, und für dieselbe ein ebenso untrügliches wie überraschendes Zeugniß ablegen."

*) A. Bastian: Die Culturländer des alten Amerika. 2 Bde. Berlin, 1878. Weidmann'sche Buchhandlung.

So äußert sich der Verfasser selbst über seinen Gegenstand und zugleich über seinen Standpunkt in der methodischen Bearbeitung desselben. Wir dürfen nach letzterem uns wohl zu dem Schluß berechtigt halten, daß das Schwergewicht des Werkes auf dem dritten Bande ruhen wird, welcher die höchst werthvollen Denkmäler altamerikanischer Gesittung darstellen soll, mit denen Bastian die ethnologische Abtheilung des Berliner Museums bereichert hat. Denn eben zum Zweck solcher Sammlung für diese seiner bewährten Leitung anvertraute Museumsabtheilung, die erst bei Aufstellung ihrer Schätze in dem soeben im Bau begriffenen eigenen Gebäude eines ethnologischen Museums (neben dem Berliner Gewerbe-Museum) sich in ihrer ganzen Pracht und seltenen Fülle zeigen wird, bereiste Bastian in den Jahren 1875 und 1876 in höherem Auftrag Amerika, wohin ihn — wie ja nach allen Erdtheilen! — schon frühere Forschungsreisen geführt hatten. Vorläufig, wo der Unermüdliche abermals in ähnlicher Mission auf der entgegengesetzten Erdhälfte reist, ist freilich diese Krönung des vorliegenden Werkes noch nicht zu erwarten.

Einstweilen haben wir uns zunächst zu begnügen mit dem fast überreichen Vorrath von Einzelbemerkungen aus den genannten chronistischen und schildernden Werken vorzugsweise in spanischer Sprache, an denen das sechzehnte Jahrhundert so fruchtbar gewesen, und unter denen namentlich das von Garcilasso de la Vega (selbst einem Inca-Epigonen) vom Verfasser zu massenhaften Excerpirungen und vergleichenden Parallelen herangezogen worden. Wie schon der Titel des solches Erträgniß emsigsten Bücherfleißes bergenden zweiten Bandes („Beiträge zu geschichtlichen Vorarbeiten") anzeigt, ist derselbe allein für den Fachgelehrten bestimmt. Hingegen dürfte der erste Band seinem Inhalt gemäß auch einen weiteren Leserkreis nach mancher Seite hin zu fesseln vermögen.

Dieser giebt nicht nur eine zusammenhängendere Darstellung der altperuanischen Culturverhältnisse in religiöser und staatlicher, gewerblicher und gesellschaftlicher Beziehung, sondern vornehmlich, wie der Name „Ein Jahr auf Reisen" sagt, eine Skizze der neuen Bastian'schen Bereisung Südamerika's und Guatemala's mit zahlreichen kleinen Excursen über Archäologisches und Historisches, Weltliches und Kirchliches nach der Art des über eine selten vielseitige und in seinem ethnologischen Fach vielleicht geradezu einzige Gelehrsamkeit verfügenden Verfassers, der, so lebhaft er den Grundsatz vertritt, es sei zur Zeit alleinige Aufgabe völkerkundlicher Forschung, das im raschen Hinscheiden begriffene Material nicht blos des in allerlei Geräth bethätigten Gewerbfleißes, vor Allem auch desjenigen alter Sitten und Bräuche, alter Sprache und alten Wahnglaubens zu sammeln, doch viel zu energischen Geistes ist, um die echt wissenschaftliche Leidenschaft steten Vergleichs ganz zurückdrängen zu können.

Wir begleiten ihn zuerst auf seiner eiligen Hinfahrt an der Küste Brasiliens und um die patagonische Südspitze nach dem eigentlichen Feld seiner Thätigkeit als Völkerbeobachter und vorzugsweise als ethnologischer Sammler: nach Chile, Peru, Ecuador, Columbien und dem continentalen Mittelamerika. Auf jener hastigen Seefahrt wie auf diesen nicht minder ruhelosen, aber eingehenderen Landfahrten — zu Pferd oder auf dem Rücken des Maulthiers, zu Fuß oder auf dem Boot — erfreut uns allezeit der lebendige Unterhalter; kaleidoskopisch führt er an uns vorüber die wechselvolle Scenerie der Landschaft, das farbenreiche Volksleben der düster dreinschauenden Nachkommen erlauchter Indianerstämme wie der Quichuas in Peru oder der Chibchas am Magdalenenstrom, dann wieder der frivol in den Tag hineinlebenden Creolen und der Negermischlinge; wir hören auch von manchem an sich gleichgültigen Tageserlebniß des Reisenden — denn es soll ja eben ein Reisebild sein —, etwa der chronischen Ungezieferplage in den jämmerlichen Herbergen jener verlotterten Länder, der nicht beneidenswerthen Schwoppermannskost in Gestalt zweier weichgesottenen Eier nach mehr denn zwölfstündigem Ritt über die himmelhohen und meist völlig unwegsamen Cordilleren, des oftmaligen wahrlich nicht gefahrlosen Sturzes mit dem Reitthier am jähen Felshang, wobei der wackere Reitersmann regelmäßig zuerst an die für's Museum am Spreestrand bestimmte kleine Ladung, dann an sein Thier, zuletzt erst an sich denkt; aber alsbald führt uns der Feuergeist der Erzählung aus der Misère des Tages zauberisch hinauf auf die hohe Warte, von der wir auf ein paar Augenblicke gleichsam mit Lichtblitzen erleuchtet sehen die fernsten Zeiten und Völker, wie sie dennoch so seelenverwandt sich ausnehmen mit denen, die unser leibliches Auge schaut.

Man schilt leicht den stets mit dem „Hochdruck" aufreibendster Hingabe an die Sache arbeitenden Bastian, daß er seine Bücher nicht sauber stilistisch feile; aber wie malerisch führt er uns mitunter auch ohne solche Feilung im eilenden Redefluß auf wenigen Zeilen den Landschaftseindruck vor, den er genossen! So bei der Vorüberfahrt vor der steil aufragenden Felsenküste, welche die Atacama-Wüste trägt: „Man findet sich hier, wie ich es zum zweitenmal empfand, in einem wunderbaren Theil der Welt: stets ein blaues, spiegelglattes Meer, stets ein in ungetrübter Heiterkeit strahlender Himmel, die Luft gefüllt mit Sonnenglanz, der aus dem Wasser spiegelt, und — Todtenstille rings umher, da, wie der stille Ocean, sich die Conturen der braunen Bergmauern des Landes in ununterbrochenes Schweigen hüllen." Und, wo er das heutige Volksleben schildert, mildert sich die Schärfe echt deutscher unerbittlicher Wahrheitsliebe, die Alles beim rechten Namen nennt, stets durch den sanften Hauch ebenso deutscher Humanität oder den Anflug gutmüthigsten Humors. Auf das Heidenthum im verknöcherten südamerikanischen Katholicismus ist der ehrliche Norddeutsche schlecht zu sprechen, aber den jesuitenfreundlichen Präsidenten Ecuador's, Garcia Moreno, dessen Ermordung er in Quito erlebte, rühmt er, wo er Lob verdient, z. B. im endlichen Beginn eines soliden Chausseebaues. Auf einer dieser Morenostraßen, den Alles überragenden Chimborazo am südwestlichen Horizont in Sicht, mag er uns noch ein Volksbildchen malen: „Auf der Heerstraße trieben sich eine Menge Indianer mit ihren Frauen und Kindern umher, die, größtentheils betrunken, aus den Sonntagsschenken in ihre Heimathsdörfer zurückkehrten. Doch war die Trunkenheit keine lärmende, sondern dem unterwürfig ergebenen Charakter der Indianer gemäß eine stillvergnügte, indem sie monoton vor sich hinschwatzend im Trabe hinter einander herliefen und die im Rausche Taumelnden und Stürzenden mit freundschaftlichsten Dienstleistungen einander unterstützten. Besonders schien es Aufgabe der Frauen, ihre Ehemänner heimzuleiten, und suchten sie derselben oftmals mit einer, trotz des Komischen, fast rührenden Zärtlichkeit gerecht zu werden."

Übrigens auch erst ein Überkommniß der von den Spaniern nach Amerika verpflanzten „Civilisation" diese Trunksucht, die im alten Amerika nur den arbeitsuntüchtigen Alten verziehen wurde. Die einzig und allein Gold suchenden Conquistadoren richteten zwar das Kreuz des Erlösers auf Amerika's Boden auf, vernichteten nach Möglichkeit Glauben und Sitte der braunen Menschen, einen Neubau von wahrem Menschenglück vermochten sie aber auf dieser Trümmerstätte nicht aufzuführen.

Alfred Kirchhoff.

England.

Samuelson: Die Geschichte des Trunks.*)

Von den großen Culturländern ist bekanntlich keins so sehr von dem Laster des Trunkes heimgesucht wie England, so daß es begreiflich erscheint, wie man gerade hier eine energische Agitation gegen den Genuß alkoholischer Getränke im Allgemeinen ins Leben rief. Dieser nun dient auch das hier vorliegende Buch; es will die übeln Folgen des allzu starken Trinkens historisch nachweisen, es bringt dann eine Übersicht der neueren hiergegen getroffenen gesetzlichen Bestimmungen und schließt mit allgemeinen Betrachtungen, deren Resultat ist, daß der Alkohol, in welcher Form es auch sei, einzig und allein als Arzeneimittel angewandt werden dürfe. Daß dies Ideal des Verfassers sich sehr bald erfüllen werde, ist wohl kaum Aussicht vorhanden, am allerwenigsten in Deutschland, wo die sogenannten Mäßigkeits-Apostel bisher immer nur eine komische Rolle gespielt haben. Es müßte das eigentlich dem Verfasser die Verkehrtheit seiner Tendenzen beweisen, denn er stellt gerade der deutschen Mäßigkeit ein sehr ehrenvolles Zeugniß aus. Er sagt: „Was weder gesetzliche Vorschriften, noch Mäßigkeitsvereine, weder priesterliche Ermahnungen, noch die Feder des Satyrikers fertig bringen konnte, geschah unmerklich und ohne jede Anstrengung während des achtzehnten Jahrhunderts, als verschiedene Umstände die Deutschen aus einer der trunksüchtigsten in eine der mäßigsten Nationen Europas verwandelten. Die Einführung italienischer und französischer Sitten an den rohen Höfen Deutschlands trug Einiges zu dieser Veränderung bei, doch dies betraf hauptsächlich die oberen Klassen. Die Einfuhr unschädlicher Getränke aus dem Osten — Thee, Kaffee, Chocolade**) — und ihr ausgedehnter Gebrauch bei allen Volksklassen, sowie die Ersetzung des starken Getränkes früherer Jahrhunderte durch ein milderes aber schmackhafteres Bier förderten in erster Linie die Reform. Außerdem hatte der Verbrauch von Schnaps, der vor dem dreißigjährigen Kriege sehr groß war, bedeutend abgenommen und langsam verlor sich die Neigung für starke Getränke in allen Schichten der Gesellschaft vom Hofe bis zur Werkstatt. Die letzten, welche ihre schlechten Gewohnheiten aufgaben, waren die Studenten der Universität. Erst 1848 ließ der deutsche Bursche von seinen bösen Wegen; und wenn es auch noch viel zu bessern giebt, kann er sich doch ruhig den Studenten anderer Länder an die Seite stellen. Aber es spielt noch ein anderer Factor mit, der von Moralisten zu wenig in Anschlag gebracht wird, das ist der Einfluß des obligatorischen Unterrichts ....

Nüchternheit scheint an Stelle der Trunkenheit, intellectuelle Vergnügungen, wie sie die Musik und die schönen Künste bieten, an die der groben sinnlichen Vergnügungen getreten zu sein."

Der Verfasser hat Recht und hat nicht Recht. Sicherlich wird in Deutschland noch immer viel getrunken, Deutschland allein von allen europäischen Ländern kennt den Begriff des Kneipens. Wer kneipt, trinkt aber nur, um beim Zusammensein sich in eine gleichmäßige Stimmung zu bringen und so das Gespräch zu beflügeln. Und es möchte der ganze Fortschritt gegen frühere Jahrhunderte, der Vorzug anderen Ländern gegenüber der sein, daß man trinkt, um sich zu unterhalten, nicht um zu trinken, um sich anzuregen, nicht um sich zu betäuben. Der sogenannte „stille Soff" gilt bei uns als etwas durchaus Verächtliches, nicht so in England, wo, wie es heißt, sogar das Boudoir mancher vornehmen Dame von ihm zu erzählen weiß. Auch hat ohne Zweifel die politische Agitation, welcher gerade die unteren Klassen in den letzten Jahren anheimgefallen sind, viel dazu beigetragen, den übermäßigen Alkoholgenuß einzuschränken. So viel Schlechtes es über die Sozialdemokratie zu sagen giebt, hier hat sie entschieden auch ihr Gutes gewirkt und gerade im gegenwärtigen Momente muß dies energisch hervorgehoben werden. Tritt erst das neue Gesetz in Kraft, so fallen alle diese Vereine, Versammlungen, Zusammenkünfte, Feste fort und das Gemüth von Hunderttausenden findet keine rechte Beschäftigung mehr. Die Feinde jener Irrlehren haben daher die heilige Pflicht, hier für einen Ersatz zu sorgen, damit es nicht die Schnapsflasche und der Tingeltangel wird. Der Schnaps ist so recht eigentlich das isolirende Getränk und es liegt nicht nur am feuchten Klima Englands, daß dort so viel Spiritus verbraucht wird. Dazu kommt, daß jenseit des Kanals immer mehr die leichten Getränke aus der Mode gekommen sind. Robert Greene war zwar ein leichtfertiger Geselle, der am allzureichlichen Genusse von frischen Häringen und Rheinwein starb, aber der Rheinwein bekommt doch immer noch besser, als die schweren (und wie wir hinzusetzen können verfälschten*)) Erzeugnisse spanischer und portugiesischer Fabrikanten, mittels deren man sich die vornehme Krankheit, die Gicht, verschafft. Während in Deutschland das bairische Bier wegen seiner gesundheitlichen Vorzüge alle älteren Biere verdrängt hat, braut man in England jetzt weit stärkeres Porter und Ale als früher. In der Mermaid ward schwerlich so stark getrunken, wie in den modernen Clubs. Daß das Kneipen auch noch vor Kurzem in England geübt ward, kann man aus Thackeray erfahren, der in „Pendennis" rührende Elegien auf den Untergang dieser Kunst anstimmt. Was übrigens die englischen gesetzlichen Bestimmungen anbelangt, so ist die eine, daß ein Wirth, der einem bereits Betrunkenen weitere Getränke verabreicht, zehn Pfund Strafe zahlen muß, sehr empfehlens- und nachahmenswerth, wenn auch bisweilen der Beweis der vorhandenen Trunkenheit zu gewissen Schwierigkeiten führen möchte.

Für die Temperance-Gesetze der Amerikaner kann sich dagegen kein verständiger Mensch begeistern. Derartige Gesetze sind wie die Luxusgesetze des Mittelalters nur der Beweis eines herrschenden Lasters, können aber niemals von demselben befreien. Es ist ein Schwindel, durchaus der Leute würdig, die sich fast ihr ganzes sogenanntes Vaterland durch Vergiftung der ursprünglichen Besitzer mittels Branntweines erworben haben. Die Wirksamkeit derartiger Gesetze hat man außerdem bereits vorher in England erprobt. Als im Jahre 1736 die sogenannte Gin-Akte gegeben wurde, beliefen sich die versteuerten Spirituosen auf 6,116,473 Gallonen; als man sie 1743 zurücknahm, auf 8,203,430 Gallonen.

Daß unser Autor von seinem Standpunkte aus eine nicht gerade schmeichelhafte Geschichte der Menschheit schreibt, braucht kaum gesagt zu werden. Eigentlich widerfährt ihm sogar schon vorher, d. h. im Thierreiche Schmerz, denn gerade die höchst entwickelten Säugethiere haben eine entschiedene Neigung zu berauschenden Getränken. Freilich können sie dieselben zum Glück nicht selber herstellen und Wirthshäuser legen auch die Gorillas und Schimpansen nicht in ihren Urwäldern an. Die Wilden dagegen pflegen bereits auf eigene Hand nach dieser Hinsicht

*) The history of Drink, by J. Samuelson. London, Trübner & Co.

**) Stammt doch wohl aus dem Westen?

*) Selbst der beste Portwein soll nach amtlichen Berichten höchstens 45 Procent wirklichen Weines enthalten.

Großes zu leisten, oft, ohne besonders feine Geschmacksnerven dabei zu verrathen. Man denke nur an die Schwärmerei der Kamtschadalen für den Abguß von Fliegenschwamm, den sie sogar in einer näher absolut nicht zu charakterisirenden zweiten Auflage zu genießen lieben. Und nun gar die Culturvölker, die Mr. Samuelson der Reihe nach mit schwerem Herzen durchgeht! Aber dafür mit desto schärferen Blicken. Kein Stoßseufzer eines lyrischen Dichters ist vor ihnen sicher, und wenn es im Schiking heißt:

Schwer auf den Wiesen liegt der Thau,
Bis daß die Sonne kommt zur Schau,
So sitzen wir tief in die Nacht
Und manches Glas wird leer gemacht. —

so constatirt er, daß schon im alten China die Polizeistunde nicht immer eingehalten worden sei. Die modernen Chinesen dagegen werden von ihm gelobt. Sie haben allerdings wenig Geld für Wein und Bier übrig, da sie es für das ihnen von den Engländern verkaufte Opium ausgeben müssen. Gegen Opium hat auch unser Autor aus den angedeuteten nationalen Gründen keine sehr lebhafte Antipathie; er citirt einen reisenden Landsmann, demzufolge das Opiumrauchen in China lange nicht so schädlich wirken soll wie das Gin-Trinken in England. Unbefangene sind anderer Ansicht. Indessen ist es einmal die Inconsequenz der Temperanzler, daß sie nur gegen den flüssigen Aggregatzustand eingenommen sind und gegen den gasförmigen nichts haben. Sonst müßten sie nicht nur gegen das Opiumrauchen, sondern auch gegen den den nordamerikanischen Wilden abgelernten Genuß des Tabaks agitiren. — Mit besonderem Grimme excerpirt Mr. Samuelson den Rigveda. Der berauschende Somatrank auf dem Altare, Indra, der sich daran die Kraft von hundert Männern trinkt, das Alles kann ihm natürlich wenig Beifall abgewinnen. Desto mehr Manu's Ausspruch, daß der Arakverkäufer Einer von jener Klasse von Verbrechern sei, „deren Stirne gebrandmarkt werden soll, mit dem Niemand essen, Niemand opfern, Niemand lesen oder durch Heirat sich verbinden darf — aus der Gesellschaft ausgestoßen, von Vater und Mutter verlassen, von Niemand mit Liebe behandelt, von Niemand mit Achtung aufgenommen, sollen sie unstät über die Erde wandern!" Von den Parsen ist nicht viel Besseres als von den Vedasängern zu melden. Die Mohamedaner haben allerdings ein Mäßigkeits-Gebot im Koran, aber ihre Enthaltsamkeit ist „far from universal." Was nicht zu bezweifeln, denn abgesehen davon, daß auch die orthodoxen Türken Champagner und Arak ohne jeden Gewissensbiß genießen, und eine wirkliche Enthaltsamkeit wohl nur in den wechabitischen Reichen (vergl. Palgrave's Reisen) gefunden wird, haben selbst die unmittelbarsten Nachfolger Mohameds sich nicht gescheut, Trinklieder zu dichten und ein persischer Derwisch war es, der das frevle Wort aussprach:

Enthalte dich der Nüchternheit,
So bist du auf der rechten Bahn;
Daß Trunkenheit zur Seligkeit
Unnütze sei, das ist ein Wahn.

Daran schließen sich weitere Studien über den Durst der alten Juden, der Griechen und Römer. Der Untergang der antiken Civilisation wird nicht zum kleinsten Theile der Trunksucht zugeschrieben und eine Beschreibung derselben nach jenen hyperbolischen Schilderungen gegeben, in denen sich die Moralisten der Kaiserzeit so sehr gefielen. Wunderbar ist freilich, daß die Germanen, vor deren Anprall das römische Weltrecht zusammenstürzte, noch mehr Durst hatten als die Unterjochten!

Wir wollen übrigens keineswegs über die guten Absichten des Verfassers spotten. Wenn in Deutschland die Branntweinsteuer jährlich mehr einbringt, als der ganze Umsatz des Buchhandels beträgt, so ist das ein Skandal, und wenn das Delirium tremens eine Nationalkrankheit wird, so ist das ein noch größerer, einerlei ob die Candidaten derselben in der Gosse oder auf dem weichgepolsterten Sopha einer verschlossenen Stube liegen. Wir sind auch überzeugt, daß die Gesetzgebung so energisch wie möglich Gesundheitspolizei üben muß und der Vertrieb berauschender Getränke streng zu beaufsichtigen ist. — Trotzdem möchten wir keine gesetzgebende Versammlung haben, die ein rechthaberischer Mäßigkeitsverein wäre, und können es den englischen Conservativen nicht so übel nehmen, daß sie sich der von den Liberalen und Mr. Gladstone bedrohten Bierbrauer angenommen haben.

H. Herrig.

Frankreich.

Französische Volks- und Kinderreime.

Von dem um die Förderung des neusprachlichen Unterrichts in Frankreich verdienten Elsässer Ph. Kuhff, Professor am Collége Chaptal, sind neuerdings drei Bücher erschienen, die sich unter unseren Lesern bald Freunde erwerben werden. Die Kinderreime*) dürften das weitverbreitete deutsche Vorurtheil, als gäbe es in Frankreich weder Volks- noch Kinderpoesie, ein für allemal widerlegen. Ch. Nodier, Gérard de Nerval, Ampère, Rathery waren die ersten, welche vor zwanzig Jahren die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die reichen Schätze der französischen Volkspoesie lenkten. Eine ganze Reihe von Sammlern stellten für engere Bezirke oder für ganz Frankreich die halbverschollenen, nur im Munde des Volkes fortlebenden Lieder zusammen: Tarbé für die Champagne, Puymaigre für Lothringen (Chants populaires du pays messin. 1865), Buchon für die Franche-Comté (Noëls et chansons populaires de la Franche-Comté. 1863), Beauregard für die Normandie, Bujeaud für die westlichen Landschaften (Chants et chansons populaires des provinces de l'ouest. 2 vols. 1866), Durieux und Bruyelle für Cambrésis, Gagnon für Canada, Blavignac für Genf, Damas Arbaud für die Provence, Luzel für die Bretagne, Champfleury und Weckerlin (Chansons populaires des provinces de France 1860), sowie Ch. Marcelle für das ganze Land. Zwei Spezialzeitschriften, Romania und Mélusine, sammelten die Monographien über die Traditionen der französischen Provinzen. Aber alle diese Bestrebungen kamen zunächst nur den Gelehrten zu gute. Charles Malo (Chansons d'autrefois. 1864) wandte sich zuerst an ein größeres Publikum, seine Sammlung räumt auch der Kinderpoesie einen besonderen Abschnitt ein. Kuhff beschränkt sich nun auf diese letztere; das geschmackvoll ausgestattete Buch bringt Lieder im Anschluß an die Feste und Jahreszeiten, Wiegenlieder (berceuses), Spaßlieder (risettes), Ammenreime, Abzählreime (formulettes qui sera?), Reigen (rondes), Sprüche (couplets et dictons), Spinnlieder, Handwerksreime, die Thiere im Kinderreim, geschichtliche Volkslieder, Zungenbrecher und Räthsel (devinettes).

Es mögen als Probe einige der kürzeren Gedichte folgen:

— Hanneton, vole, vole!
Ton mari est à l'école.
Il a dit qu' si tu volais,
Tu aurais d' la soupe au lait,

---

*) Ph. Kuhff, Les enfantines du „bon pays de France". Paris, 1878. Sandoz & Fischbacher.

Il a dit qu' si tu n' voulais pas,
Tu aurais la tête en bas. (Reims.)

— Fais dodo,
Colin, mon p'tit frère,
Fais dodo,
T'auras du gâteau.
Papa en aura,
Maman en aura,
Et moi j'en aurai
Tout un plein panier. (Poitou.)

— (Les doigts.) C'est lui qui va à la chasse,
C'est lui qui a tué le lièvre,
C'est lui qui l'a fait cuire,
C'est lui qui l'a mangé.
Et le petit glin glin,
Qui était derrière le moulin,
Disait. Moi, j'en veux, j'en veux,
J'en veux! j'en veux! j'en veux! (Franche-Comté.

— Il sortait un rat de sa ratterie,
Qui fit rentrer la mouch' dans sa moucherie,
Rat à mouche,
Belle, belle mouche,
Jamais je n'ai vu si belle mouche! —
Il sortit un chat de sa chatterie,
Qui fit rentrer le rat dans sa ratterie.
Chat à rat,
Rat à mouche,
Belle, belle mouche,
Jamais je n'ai vu si belle mouche! —
Il sortit un chien de sa chiennerie,
Qui fit rentrer le chat dans sa chatterie.
Chien à chat,
Chat à rat,
Rat à mouche, etc. —
Il sortit un loup de sa louperie,
Qui fit rentrer le chien dans sa chiennerie.
Loup à chien,
Chien à chat,
Chat, etc. —
Il sortit un ours de son ourserie,
Qui fit rentrer le loup dans sa louperie.
Ours à loup,
Loup à chien,
Chien, etc. —
Il sortit un lion de sa lionnerie,
Qui fit rentrer l'ours dans son ourserie.
Lion à ours,
Ours à loup,
Loup, etc. —
Il sortit un homme de son hommerie,
Qui fit rentrer le lion de sa lionnerie,
Homme à lion,
Lion à ours,
Ours à loup,
Loup à chien,
Chien à chat,
Chat à rat,
Rat à mouche,
Mouche, belle mouche,
Jamais je n'ai vu si belle mouche.

— (Qui le sera.) Une, deux, trois et quatre
Coup de canif m'a voulu battre,
Je l'ai voulu battre aussi!
Coup de canif s'est enfui. (Cambrésis.)

— Un, deux, trois,
J'irai dans le bois,
Quatre, cinq, six,
Cueillir des cerises,
Sept, huit, neuf,
Dans mon panier neuf,
Dix, onze, douze,
Elles seront toutes rouges. (Franche-Comté.)

— Moi, toi et le roi.
Nous faisons trois.

— Mouche ton nez,
Petit effronté,
Arlequin,
Mouche le tien. (Paris.)

— C'est aujourd'hui la Saint-Hubert,
Qui quitte sa place la perd.
C'est aujourd'hui la Saint-Laurent,
Qui quitte sa place la reprend.

— Qui va à la chasse
Perd sa place;
Qui revient
Chasse le coquin.

— Promenons-nous le long du bois,
Pendant que le loup n'y est pas.
Loup, y es-tu?
Oui!
Qu'est-ce que tu fais?
Je fasse du feu!
Pourquoi faire ce feu?
Pour faire chauffer de l'eau!
Pourquoi faire cette eau?
Pour repasser mon couteau!
Pourquoi faire ce couteau?
Pour tuer un de tes agneaux!
Qu'est ce qu'il t'a fait?
Il a mangé mes choux! (Paris.)

— (Le cordonnier et les dames.)
Hélas! mes dames,
Où allez-vous comme ça? —
Beau cordonnier,
Nous allons nous prom'ner. —
Hélas! mes dames,
Vous us'rez vos souliers. —
Beau cordonnier,
Vous les raccommod'rez. —
Hélas! mes dames,
Qui est-ce qui me les paiera? —
Beau cordonnier,
Cell' que vous attraperez!

— Petit poulet, petit poulet,
Que fais-tu donc là, s'il te plait?
Tu viens toujours dans le parterre,
Au lieu de t'en aller ailleurs;
Tu nous tires toutes nos fleurs:
Vraiment tu ne te gênes guère.
Petit poulet, petit poulet,
Va-t'en bien vite, s'il te plait.
Et prends garde qu'on ne te voie:
Petite maman te prendrait,
Et petit papa te battrait.
C'est pour ton bien qu'on te renvoie.
Petit poulet, petit poulet,
Va-t'en bien vite, s'il te plait.

— Mon père est un oiseau,
Ma mère est une oiselle,
Il passait l'eau sans bateau,
Elle passait l'eau sans nacelle,
Ma mère était oiselle,
Mon père était oiseau.

— Une des farces de Loustic,
Quand il se mouchait en public,
Etait de sonner la trompette
D'une façon fort indiscrète.
Il ne songeait pas, le vaurien,
Que son cou ne tenait plus bien.
Un jour qu'il fit la clarinette
En se mouchant dans sa serviette,
Il moucha si bien son nez sec
Qu'il se moucha la tête avec.
— Chat vit rôt,
Rôt tenta chat,
Chat mit patte à rôt,
Rôt brûla patte à chat.
— Félix porc tua,
Sel n'y mit,
Ver s'y mit,
Porc gâta.
— Ton thé t'a-t-il ôté ta toux?
Combien ces six saucissons-ci?
Six sous ces six saucissons-ci.
— Gros gras grain d'orge, quand te dégrogragraindorgeras-tu?
Je me dégrogragraindorgerai quand tous les autres gros gras grains d'orge se dégrogragraindorgeriseront.
— Quatre plats plats dans quatre plats creux,
Quatre plats creux dans quatre plats plats.
— Des pantoufles bien brodées,
Bien canfaribotées;
Si j'avais la brodure,
Et la canfariboture,
Je paierais les brodeurs,
Et les canfariboteurs.
— (Devinettes.)
Je viens sans qu'on y pense,
Je meurs en ma naissance,
Et celui qui me suit,
Ne vient jamais sans bruit. (L'éclair.) —
Je l'ai vu vivre, je l'ai vu mort,
Je l'ai vu courir après sa mort. (La feuille de l'arbre.) —
Six pieds, quatre oreilles,
Deux bouches, deux fronts,
Quelle bête est ce donc? (Cheval et cavalier.) —
Qu'est-ce qui est noir et blanc,
Qui sautille à travers champs,
Et qui ressemble à Monsieur le curé,
Quand il est en train de chanter? (La pie.) —
Qui me nomme, me rompt? (Le silence.) —
Cinq petits grouillons dans un bois mort?
(Les doigts du pieds dans le sabot.) —
Tant plus chaud, et tant plus frais? (Le pain.) —
Chacun à tout moment me montre au bout du doigt? (L'ongle.) —
Qu'est-ce qui montre les dents au bois? (La scie.) —
Mon premier est un métal précieux,
Mon second un habitant des cieux,
Et mon tout un fruit délicieux. (Orange.) —
— (L'orphelin.)
Le ciel est noir, la terre est dure,
Le vent dans les arbres mugit,
Que deviendras-tu dans la nuit,
Sous la neige et sous la froidure? —
Où sont, mon Dieu, ceux qui devraient sur terre
Guider mes pas?
Tous les enfants ont un père, une mère;
Je n'en ai pas! . .
Mais une voix murmure à mon oreille:
Lève les yeux;
Pour l'orphelin un père est là qui veille
Du haut des cieux.
— L'aurore vermeille éveille
L'enfant aux beaux yeux joyeux.
Et son doux sourire expire
Dans ce mot charmant: maman!

Ein zweites Büchlein aus demselben Verlage: Sprüche und Reime*) ordnet etwa 800 mehr oder minder ausgeführte Sprüche sachlich. Das Jahr, die Monate und das Wetter eröffnen den Reigen, es folgen Leihen und Verleihen, Großmuth, Sorglosigkeit, Reisen, Reden und Schweigen, Wichtigthun, Selbstsucht, Neid und Bosheit, Lügen und Stehlen, Trinken, Essen und Schlafen, Geiz, Spielen, Heuchelei, Könige und Bettler, Hofleute, Pensionäre und Pfründner, Adel, Feldherren, Mönche und Priester, Richter und Advokaten, Aerzte, Schulmeister, Antiquare und Bücherwürmer, Akademiker und Gelehrte, Blaustrümpfe und Betschwestern, Künstler, Schön und Häßlich, Klassiker und Romantiker, Kritiker, Mutterwitz, Männer und Frauen, Liebe, Lebensalter, Kinder, Mädchen, Freunde, Ehre, Vernunft, Geist und Witz, Griechen und Franzosen, Ausland. Aus der bunten unabsehbaren Reihe hier nur einige wenige Proben:

(Bauernregel) — Année de foin, année de rien;
Quand les bêtes mangent, les hommes jeûnent.
— L'oeil du fermier
Vaut fumier.
— Assez fait qui fait faire.
(Lebensweisheit) — Aujourd'hui en fleur,
Demain en pleur.
— Trop aimer est amer.
— Beauté ne vaut rien sans bonté.
— Par savoir
Vient avoir.
— Apprends, tu sauras.
Si tu sais, tu pourras.
Si tu peux, tu voudras.
Si tu veux, bien auras.
Si bien as, bien feras.
Si bien fais, Dieu verras.
Si Dieu vois, sain seras.
A toujours mais.
— Diligence passe science.
— Patience passe science.
— Le mal
Vient à cheval
A val,
Et retourne à contreval.
— Vin vieux,
Amis vieux,
Or vieux,
Sont aimés en tous lieux.
— Il n'est comté que de Flandre,
Duché que de Milan,
Royaume que de France.
(Grabschrift) — Ici des fossoyeurs m'ont amené tout nu,
De moi-même jamais je n'y serais venu.
— Je vécus nul et certes je fis bien;
Car, après tout, bien fou qui se propose,
De rien venant et retournant à rien,
D'être ici-bas, en passant, quelque chose.

*) Ph. Kuhff, Rimes et dictons. 1878. 140 p.

(Der Weitgereiste) — J'ai par terre et sur l'onde
Visité l'étranger:
Dans tous les coins du monde
J'ai vu boire et manger.
(Bosheit!) — Cet animal est fort méchant:
Quand on l'attaque, il se défend!
(Adel) — D'Adam nous sommes tous enfants.
La preuve en est connue;
Et que tous nous premiers parents
Ont traîné la charrue.
Mais las de cultiver enfin
La terre labourée,
L'un a dételé le matin,
L'autre l'après-dînée.
(Soubise bei Roßbach) — Soubise dit, la lanterne à la main
J'ai beau chercher où diable est mon armée;
Elle était là pourtant hier matin,
Me l'a-t-on prise, ou l'aurai-je égarée?
Ah! je perds tout, je suis un étourdi.
(Priester) — A son évêque, un jour, le gros Lucas
Disait en étendant le bras:
Boire, manger, dormir et ne rien faire,
Le doux métier! Que je ferai bien!
. . . Faquin! lui dit le prélat en colère,
Et la digestion! la comptes-tu pour rien?
(Einem Arzt) — Puisqu'il faut qu'on m'expédie,
J'aime autant, docte assassin,
Mourir de la maladie,
Que mourir du médecin.
(Advocat und Arzt) — Pour faire une sage prière,
Prions le ciel de bonne foi,
Que nous n'ayons jamais affaire
Ni toi de moi, ni moi de toi.
(Der Mensch) — Borné dans sa nature, infini dans ses voeux,
L'homme est un dieu tombé qui se souvient des cieux.
(Liebe) — L'amour est un égoïsme à deux.
(Engländer) — Ci-gît Jean Rosbif, écuyer,
Qui se pendit pour se désennuyer.

Das dritte Buch, ein Lesebuch für Kinder von 8—12 Jahren*), verläßt mit vielem Glück die französische Idee, die für Schüler bestimmten Lesestücke lediglich aus den Klassikern zu entlehnen, ohne jedoch in den Fehler der meisten französischen Volksschullesebücher zu verfallen, die in der Absicht nur „Nützliches“ zu bringen, dem Kinde die trockensten Gegenstände vorführen. Die Anordnung ist wiederum sachlich: Himmel und Erde, Familie, Arbeit, Lebensalter, die Thierwelt als Spiegel für die Menschen, Sagen, Romanzen und Balladen, der Mensch und Gott, Vaterland. Lehrer des Französischen werden das Buch gerne benutzen.

Voelkel.

Italien.

Schriften des Marco della Tomba.**)

Der vierte internationale Orientalistencongreß hat Italien Gelegenheit gegeben, den in dem schönen Florenz versammelten fremden Gelehrten eine reiche und geschmackvolle Gastfreundschaft zu erweisen, und heute wie in altclassischer Zeit hat kein Gast das Land der Schönheit und Cultur verlassen dürfen, ohne außer der Erinnerung an wundervolle Tage auch noch eine greifbare Gabe, ein Gastgeschenk, mit heimzubringen. Der Minister des öffentlichen Unterrichts, Francesco de Sanctis, hat jedem Mitglied des Congresses ein Buch überreichen lassen, das in doppelter Weise an Italien und dessen Betheiligung an den orientalistischen Sprachstudien zu erinnern geeignet ist: die Schriften des Capuziner-Missionars Marco della Tomba, wie sie Professor A. de Gubernatis, der liebenswürdige Secretär dieser letzten Orientalistenversammlung, nach den Manuscripten des Museo Burgiano in Rom geordnet, erläutert und herausgegeben hat. Professor Gubernatis weist in seiner Einleitung darauf hin, daß das Buch den verehrten Gästen einen neuen Beweis dafür geben werde, daß Italien nicht jetzt erst — wo freilich ein frischer Aufschwung auch auf diesem Gebiete des geistigen Lebens eingetreten sei, sich mit Interesse den orientalischen, speciell indischen Studien zugewendet habe. Allerdings betrachtete Marco della Tomba die Kenntniß der Sprache und der religiösen Systeme des Volkes, welches er zum Christenthum zu bekehren strebte, nur als Mittel zu diesem ihm allein wichtigen Zwecke. Indessen ist es schon anerkennenswerth, daß er derartige Kenntnisse als für den Missionar unerläßlich bezeichnet. Wenn er selbst auch durchaus kein Linguist war, keinerlei directe linguistische Zwecke mit seinen Schriften verfolgte, und diese daher keinen Anspruch auf speciell linguistischen Werth machen, so verdient doch die bloße Thatsache daß ein Europäer zu jener Zeit — Marco war von 1758 bis 1773 Missionar in Behtah — indische Sprachen zu erlernen, indische Schriften mit Hülfe von Lehrern zu verstehen und zu übersetzen, aus der Quelle indischer Poesie zu schöpfen und in die verschiedenen religiösen Systeme der Inder einzudringen versuchte, schon an und für sich Beachtung. Sicher würde della Tomba einen entschiedeneren Einfluß zu dem Zwecke schnellerer Verbreitung derartiger Kenntnisse ausgeübt haben, wenn er seine Arbeiten nicht einzig als untergeordnetes, wenn auch nothwendiges Mittel zu dem Zweck der Vorbereitung von Missionsschülern bezeichnet hätte.

Die Erinnerung an die Arbeiten della Tomba's verdanken wir einigen Notizen in den Schriften eines als Linguisten weit bedeutenderen Missionars, Paulinus a Sto. Bartholomaeo, des deutschen Jesuiten Joh. Phil. Weslin, welcher von 1776—1789 als Missionar an der Küste von Malabar lebte, und das Verdienst hat, die erste Sanskritgrammatik in einer europäischen Sprache abgefaßt zu haben (1790). Er erwähnt die Namen anderer Missionare, die sich mit indischer Sprache und Literatur beschäftigten, und unter diesen auch Marco della Tomba. Weslins Notizen gaben Professor de Gubernatis die Anregung zur eingehenderen Kenntnißnahme der Arbeiten des Marco. Sie schienen ihm lohnend und er scheute keine Mühe, die zum Theil sehr schwierig zu entziffernden indischen Manuscripte, wie auch die — nicht immer allzu genaue — Übersetzung durchzusehen. Das Resultat dieser Arbeit, das er seinen Collegen vorlegt, enthält mancherlei interessante Mittheilungen, von denen einige, auch bei dem heutigen fortgeschrittenen Stande der Wissenschaft, noch immer den Werth der Neuheit beanspruchen; wie diejenigen in Bezug auf eine specielle Provinzialliteratur Behiah's, über die bisher noch keine näheren Nachrichten vorlagen. So haben die Italiener die Freude, den Namen ihrer Landsleute, die sie mit Stolz als Pfadfinder im Bereich orientalischer Wissenschaft bezeichnen, wie Saffetti, de Nobili, San Germano, Becchi, Ascoli und Desiderii (S. XLVII) — einen neuen hinzuzufügen. Vielleicht hätte der gelehrte Verfasser bei Aufzählung dieser Namen auch des Mannes

*) Ph. Kuhff, Leçons et lectures en vers pour enfants de 8 à 12 ans. Paris, 1878.

**) Gli Scritti del Padre Marco Della Tomba Missionario nelle Indie Orientali. Raccolti etc. da Angelo de Gubernatis. Offerti da S. E. il Ministro della Pubblica Istruzione ai Membri del 4° Congresso degli Orientalisti. Firenze, 1878.

Erwähnung thun sollen, welcher der erste Italiener war, der in der Schilderung seiner Reise um die Welt Wörter aus den Sprachen der Völker sammelte, deren Länder er berührte, Antonio Pigafetta (derselbe machte mit Magelhaens die erste Reise um die Welt, 1519—1522).

Das interessante Büchlein enthält nächst der orientirenden Einleitung des Herausgebers folgende Schriften des Paters: Introduzione al Viaggio per l'India. Piccola descrizione dell' India orientale o Industanli. . . . Libro in cui si descriuono diversi sistemi della religione dell' Indostano e regni circonvicini. Libri indiani. Libro di Lankra, tomo del Ramaen. Traduzione interlineale di un libro Bed (Veda) dei Gentili detto Argiun Ghità in lingua sanscrita etc. Lettere di Marco Della Tomba. Traduzione d' un libro de' Cabiristi, Giansagr, libro de' Cabiristi.

Diesen Arbeiten des Marco folgt noch ein kleiner Anhang, Varie notizie dell' Indostano und Notizie laconiche di alcuni usi, sacrificii, idoli nel regno de Nevar o sia di Nepalle, raccolto nell' anno 1747.

Der mannigfaltige Inhalt wird Vielen Etwas bieten, und selbst dem, der dieses Fach nicht als Specialstudium betreibt, wird es stets eine liebe Erinnerung sein an unvergeßlich schöne Tage, in denen Arbeit wie Erholung Genuß war. M. B.

Rußland.

Russische Erzählungen. Deutsch von Meyer von Waldeck.*)

In seinem Vorwort zu dem „Novellenschatz des Auslandes" äußert Paul Heyse das Bedenken, ob das Unternehmen nicht für überflüssig gelten könne, da an Übersetzungen kein Mangel sei; ja, man könne behaupten, daß wenn ein allgemeiner Weltbrand nur die in deutscher Sprache gedruckten Bücher verschone, die Weltliteratur im Wesentlichen erhalten bleiben würde. Im Allgemeinen ist der Satz wohl unbestreitbar. Es wird oft genug die Klage laut, daß der deutsche Büchermarkt mit Übersetzungen überschwemmt werde, indessen auf Übersetzungen aus dem Russischen bezieht sich das schwerlich. Es sind uns in den letzten Jahrzehnten manche Schätze der russischen Literatur übermittelt worden, darunter Manches, was wir als unveräußerliches Eigenthum der Weltliteratur in Anspruch genommen haben, aber gerade der russische Novellenschatz ist noch kaum entdeckt, so daß wir jede Mittheilung daraus mit Freude begrüßen müssen. Eben für die kleine Kunstform der Novelle haben die Russen eine unleugbare Begabung. Der realistische Zug, der durch ihr ganzes geistiges Leben weht, hat ihnen den Blick auch für die kleinste und unscheinbarste Erscheinung im Menschenleben geschärft. Wir besitzen von Turgenew eine Reihe von Novellen, die zu den künstlerisch gelungensten der gesammten Novellenliteratur gehören. Noch aber überwiegt in unserem größeren Lesepublikum das rein stoffliche Interesse, das an der Novelle, deren Schwerpunkt in der Behandlung tief innerlicher Probleme liegt, theilnahmlos vorüber geht. Die Novelle ist exclusiver und vornehmer als der Roman; sie tarirt unsere Nerven feiner; sie verlangt von uns die Fähigkeit, ihr auf die vielverschlungenen Pfade der Herzensempfindungen zu folgen, die Neigung, in ein psychologisches Problem liebevoll uns zu versenken. Der Roman erringt leichter einen stürmischen, einen sensationellen Erfolg, während die Novelle feierliche Empfänglichkeit, Liebe und Dankbarkeit erheischt. Kein Wunder also, daß die russischen Romane, vor Allem die Turgenews, im Sturmlauf die engen Grenzen ihres Heimatlandes überschritten, während seine kleineren Erzählungen ziemlich unbeachtet im Schatten der größeren Werke stehen und nur in einem kleinen Kreise literarischer Feinschmecker volle Würdigung gefunden haben. Dazu kommt noch Eins: Die Schwierigkeit für den Übersetzer, der ein feinfühliger, liebevoller Nachdichter der Novelle sein, mit leiser Hand Strich für Strich nachzeichnen müßte, um keine, auch nicht die leisesten Schattirungen zu verwischen, damit dem Original sein eigenster Reiz erhalten bleibe. Der Übersetzer der vorliegenden Erzählungen, welcher jahrelang in der „Petersburger deutschen Zeitung" das deutsche Element in unserem östlichen Nachbarreiche vertreten hat, und der wie kaum ein zweiter dazu berufen erscheint, die Schöpfung russischen Geisteslebens uns zu übermitteln, hat die schwere Aufgabe in vollendeter Weise gelöst, so daß wir das Büchlein als eine werthvolle Bereicherung unserer Übersetzungsliteratur begrüßen müssen.

Ich möchte die zweite Novelle des Bandes, „die Geschichte des Vaters Alexei" von Turgenew in die erste Linie stellen, weil sie mir als ein Prüfstein für den Übersetzer erscheint. Dieses erschütternde, mehr angedeutete, als ausgeführte Seelengemälde ist so empfindlicher Art, daß die übliche nachlässige Behandlung unserer Übersetzer das Bild völlig zerstören würde. Hier aber ist es auf das liebevollste nachgezeichnet, so daß der ganze Reiz der Unmittelbarkeit, der dem Original innewohnt, erhalten ist. In jedem Wort des alten Alexei zittert der Schmerz wieder über das furchtbare Geschick seines Sohnes, der die herbe Frucht vom Baume der Erkenntniß nicht ungestraft gepflückt hat, und wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, dem gestaltet sich auch diese erschütternde Skizze zu einem Bilde mit weitem, culturhistorischem Hintergrunde, zu einem Bilde, in dem sich das ganze Weh eines in geistigem Todesschlafe liegenden Volkes verdichtet. Mir ist diese Novelle stets als eine Perle der Turgenjew'schen Schöpfungen erschienen. Der klare Blick für die dunkelen „Weltgeschicke des Herzens", der die haarscharfe Grenze zwischen Menschenschuld und Menschenunglück erkannt hat, tritt kaum in einer anderen seiner Novellen in ähnlicher Deutlichkeit zu Tage.

An erster Stelle bringt der vorliegende Band Alexander Puschkin's Novelle „Pique-Dame", die wie alle Erzählungen des Dichters reich an Leben und Bewegung und von starker, momentaner Wirkung im engsten Raume ist. Ein junger Officier, in beschränkten Verhältnissen lebend, ist gezwungen, dem Kartentisch fern zu bleiben, während eine unbezähmbare Leidenschaft ihn zum Spiele hindrängt. Da erfährt er, daß eine alte Gräfin in ihrer Jugend ein Kartengeheimniß erfahren habe, wodurch das Spielglück unfehlbar in ihre Hand gelegt worden sei. Der Wunsch, ihr dieses Geheimniß zu entreißen, befällt den jungen Officier mit dämonischer Gewalt. Um zum Ziele zu gelangen, knüpft er mit der Gesellschafterin der Gräfin ein Verhältniß an und bei einem verabredeten nächtlichen Rendezvous, dringt er, anstatt in das Zimmer der jungen Dame, in das der Gräfin und sucht ihr das Geheimniß abzuzwingen. Die alte Dame wird vom Schreck getödtet, ohne daß das Geheimniß ihren Lippen entschlüpft wäre. In der Nacht aber erscheint ihm ihr Geist, und nennt ihm die drei Glückskarten, auf welche er pointiren müsse. Anfänglich lächelt ihm in der That das Glück, aber mit einem Male versagt es, der unglückliche Spieler endet im Wahnsinn. Puschkin's Hang, in das geheimnißvolle Reich

*) Leipzig, 1878. C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

des Dämonischen hinüberzuschweifen, erzielt hier, wie unbedenklich zugegeben werden muß, eine starke und erschütternde Wirkung. Aber es liegt zugleich ein tiefer sittlicher Kern in der Erzählung. Der Spieldämon der russischen Gesellschaft erscheint hier mit seiner demoralisirenden, alle gesunden Verhältnisse untergrabenden Wirkung in grellster Beleuchtung.

Die dritte, umfangreichste Erzählung des Buches läßt uns die Bekanntschaft eines, meines Wissens in Deutschland noch ganz unbekannten Dichters machen, des Grafen Ssaliaß, der sich mit der hier mitgetheilten Novelle „die Hütte auf Hühnerfüßen" auf das Vortheilhafteste bei uns einführt. Es ist eine Dorfgeschichte von einer Feinheit der Beobachtung, von einer Anmuth landschaftlicher Schilderungen und zugleich von einer Energie in dem Fortschreiten der Erzählung, daß wir uns schnell genug in der Gesellschaft eines echten Dichters fühlen, eines Dichters, dem die Geheimnisse des Herzens ebenso vertraut sind wie die des Waldes. Durch die ganze Erzählung geht ein starker Zug der Ehrlichkeit, nirgends begegnet uns ein Streben nach äußerem Effect, und gerade in dieser Schlichtheit liegt der starke und nachhaltige Eindruck, den die Novelle hervorruft.

Ein armer Bauernknabe, der von einem Wolf gebissen sein soll, in Wahrheit aber nur durch einen Sensenhieb verletzt ist, wird als ein „Toller" aus dem Dorfe verbannt und in eine kleine, verfallene Hütte im Dickicht des Waldes eingesperrt. Alle Bitterkeit der unverschuldeten Verbannung, alles Zittern und Zagen der Einsamkeit muß er durchkosten, bis er in der Arbeit einen Halt findet. Er verfertigt Bastschuhe, deren Erlös er sich aufspart und gelangt so allgemach zu einem gewissen Wohlstande. Jahre lang lebt er weltfremd in der Einsamkeit, bis mit der Vollkraft des Jünglings eine Unruhe und eine Sehnsucht über ihn kommt, die bald, beim Anblicke eines Mädchens aus dem Dorfe, in hellauflodernder Liebe sich ausspricht. Diese Liebesepisode im Walde ist mit einer unvergleichlichen keuschen Anmuth geschildert. Das Mädchen hat keine Ahnung, daß sie den verfehmten „Tollen" liebt, und als endlich das Geheimniß sich löst, vermag der „Tolle" durch sein angesammeltes Vermögen die Bedenken des Vaters zu beschwichtigen. Aber die Kunde von seinem Reichthum verbreitet sich schnell im Dorfe. Eines Nachts wird er überfallen und seines Geldes beraubt, und nun ist er, der Arme, auch plötzlich wieder der „Tolle", von dem die Dorfbewohner scheu sich abwenden. Seine Braut heiratet einen Anderen; er verfällt in tolle Fieberträume, aber seine Natur überwindet die Krankheit. Nun zieht er im heiligen Rußland von Ort zu Ort, denkt viel und spricht wenig. Er sammelt Geld zum Bau einer Kirche. So wandert er heute, so wird er morgen wandern. „Er geht in der Welt umher, um den Menschen zu entgehen, um der Unterdrückung, dem Stock, dem Frohndienst, der Schenke und der Sünde zu entgehen ..." So klingt die Erzählung tragisch aus, und uns schnürt sich bei diesem Bilde menschlichen Elends das Herz zusammen.

„O Rußland! Warum erschallt unaufhörlich in unseren Ohren dein trauriger, von Thal zu Thal, von Meer zu Meer sich verbreitender Gesang? Was liegt in diesen Melodien, das ruft und schluchzt und das Herz ergreift?" Dieses Gogol'sche Wort ist das Motto der ganzen neurussischen Literatur. Kann uns dieser Pessimismus Wunder nehmen? Wie kann da ein hoffnungsfreudiges Geschlecht erwachsen, wo Jeder, der die Arme rühren will, sie sich wund reibt an unerträglichen Fesseln? Und wo ist Hoffnung für eine bessere Zukunft, wenn das Volk in seinen Leiden zu jeder Selbsthülfe sich so unfähig erweist? Die drei Erzählungen des vorliegenden Bandes sind trübe und dunkele Bilder russischen Lebens — aber sie sind gleichzeitig ein erfreuliches Zeichen für die lebenschaffende Kraft des dichterischen Genius.

Waldemar Kawerau.

Nord-Amerika.

Nordamerikanische Briefe.

Saint-Louis, im October.

Absolute money. — Fiat money.

Unter den zahllosen Demagogen, von denen die Vereinigten Staaten wie von einer Erbsünde geplagt sind, haben in jüngster Zeit zwei Finanzquacksalber das allergrößte Aufsehen erregt. Der Eine — General Benjamin Butler aus Massachusetts — hat sich an die Spitze einer Partei gestellt, die möglichst viel und wohlfeiles Geld verlangt. General Butler hat dieser Partei die Erfüllung ihres Wunsches versprochen. „Wie einst der Herr durch sein Wort: „fiat lux" die Finsterniß zerstreute und überall Licht werden ließ, gerade so hat der souveräne Staat das Recht und die Macht, die Armuth zu verscheuchen und überall Wohlstand hervorzuzaubern. Er darf nur sagen „fiat money" und vier edle Stückchen Papier, denen er den Stempel seiner Souverainetät aufgedrückt hat, werden den Werth von Ein-, Fünf-, Zehn- und Zwanzig-Dollars-Stücken erhalten und ihn, so lange der Staat besteht, sowohl im Auslande als im Inlande behaupten." Dies ist General Butler's Lehre. Auf je zehn vernünftige Menschen, die den Charlatan auslachen, bekennen sich hundert zu seiner Lehre und wenn nicht in Bälde — in den allernächsten Wochen — ein großer Umschwung eintritt, wird General Butler an der Spitze der sog. National-Greenback-Partei seinem abgeschmackten Wundergeld zu flüchtiger Herrschaft verhelfen.

Man sieht, daß General Butler — ein kecker, geriebener Advocat — sein System auf die Analogie der Staatsgewalt mit der Wunderkraft des biblischen Gottes aufgebaut hat. Die Worte „fiat lux" klangen ihm majestätisch in die Ohren und er kennt sein Volk gut genug, um die Wirkung des „fiat money" auf dessen sensationsgewöhnte Nerven vorauszusehen. Der Demagog braucht keine Begriffe, stellt sich das Wort zur rechten Zeit ein. Und dieses ist geschehen, das Schlagwort genügt dem östlichen Demagogen. Er denkt nicht daran sein System auch zu begründen. (Aber auch hier im Westen haben wir unseren Finanzdemagogen. Auch er wird dem Volk viel und wohlfeiles Geld verschaffen, und was Butler „fiat money" nennt, das nennt Herr Britton A. Hill Absolute money*). Das Buch, das er über diesen Gegenstand veröffentlichte, ist das Evangelium der Partei des Bundesbankrutts und der Privatschuldner (der debtor class, wie man sie hier nennt) geworden. Nachdem der Verfasser die Geschichte des Geldes — selbstverständlich mit leicht erkennbarer Absicht auf seinen Zweck gefärbt — flüchtig und unwissenschaftlich durchgegangen, stellt er seine, (angeblich) seine eigene Ansicht von der Natur des Geldes auf. Sein Geld ist eine perfecte Synthese von realem und idealem Geld — es ist absolutes Geld. Es ist mehr als einlösbares Papiergeld und mehr als Münzgeld; es ist kein Maaßstab und kein Repräsentant mehr, sondern es ist ein Ersatz für beides — es ist der Dollar, wozu

*) Absolute money, a new system of finance under a cooperative government by Britton A. Hill; St Louis 1878.

es die Regierung stempelt. Durch den Besitz dieses Geldes wird jeder Bürger zum Aktieninhaber am Gesammtvermögen des Volkes. Nur dieses Geld und kein anderes darf im Lande cursiren; es ist das alter ego des Nationalreichthums und der Souverainetät der Nation; da der Nationalreichthum beständig steigt, so steigt auch der Werth des absoluten Geldes; es darf nur aus einem absolut werthlosen Material gemacht sein; Nationalbankrutt oder Verschlechterung des Geldes sind unmöglich; es gibt keine Fluctuationen, keine Geldkrisen mehr, — das absolute Geld ist immer al pari und nur wenn die Bevölkerung einen großen Zuwachs erhält, muß mehr Geld fabricirt und unter das Volk gebracht werden. In den Vereinigten Staaten muß alles bisherige Geld und müssen alle Werthpapiere und Schuldverschreibungen abgeschafft und statt dessen mindestens 2000 Millionen Dollars absolutes Papiergeld geschaffen werden.

Der Erfinder dieses absoluten Geldes bezweifelt keinen Augenblick, daß dasselbe im Auslande mit Vorliebe werde angenommen werden, sobald es im eigenen Lande festen Fuß gefaßt hat. Der Verfasser scheint dabei den Umstand nicht bedacht zu haben, daß auch England und Deutschland mächtige Reiche sind, die sich wohl auch der Segnungen der neuen Erfindung vom absoluten englischen und deutschen Gelde würden erfreuen wollen, und die daher ihr eigenes absolutes Geld machen und ebenso wie die Vereinigten Staaten allem fremden Gelde den Verkehr in ihren Reichen untersagen würden!

Doch schäme ich mich, diesem Unfug mit irgend einer Art von Kritik, sei es auch des Spotts und der Satyre, entgegenzutreten. Für den deutschen Leser hat Herrn Hills Buch ein anderes Interesse. Herr Hill beruft sich nämlich auf die Autorität „eines der größten deutschen Philosophen und Patrioten" — Johann Gottlieb Fichte's — „des ersten Mannes seiner Zeit, der die Einheit Deutschlands unter preußischer Oberhoheit vorhergesehen und vorhergesagt und der auf die Annahme eines dem absoluten Gelde ähnlichen Systems gedrungen (urged) habe." Und in der That hat Herr Hill Fichte's Abhandlung vom geschlossenen Handelsstaat, und insbesondere die darin ausgesprochenen Ansichten über die Natur des Geldes, förmlich geplündert. Herr Hill hat auf deutschen Universitäten studirt. Er war ein Mitglied der philosophischen Gesellschaft in St. Louis, so lange diese bestand, und hat auch mit dem den Amerikanern eigenthümlichen Sinn für Wortkämpfe (arguing) an allen deutschen philosophischen Systemen genascht und sich daraus gewisse Stichworte zu eigen gemacht. Auch Herr A. E. Kröger, der Übersetzer von Fichte's Wissenschaftslehre ins Englische, gehörte jener Gesellschaft an, und er ist es gewesen, der Herrn Hill mit Fichte's „Geschlossenem Staat" und dessen philosophischer Begründung der Natur des Geldes bekannt machte. Herr Hill hätte Fichte's „bestes, durchdachtes Werk" besser nicht gekannt. Denn wenn er auch vermuthlich in Mitten des allgemeinen Pöbelrufes nach „mehr Geld" selber auf eine Scheintheorie gekommen wäre, die die willkürliche Schöpfung und Vermehrung von uneinlöslichem Papiergeld gerechtfertigt haben würde, so hätte er doch das Andenken eines großen deutschen Denkers nicht geschändet, hätte eine bewundernswerthe Arbeit nicht in Fetzen zerrissen, um mit einem einzigen Stücke daraus den schnödesten Mißbrauch zu treiben. Fichtes Geschlossener Staat ist ein Ganzes, ein Kunstwerk, sage man auch, es sei nur ein vollendeter Traum. So hat wenigstens Fichte selbst sein System vom geschlossenen Staat verstanden; so hat er es dem preußischen Minister von Struensee empfohlen. Jedem allmählich zu dem Seinen zu verhelfen — nicht aber die Gläubiger zu berauben, wie es die amerikanischen Papiergeldleute wollen, — dies war Fichte's Gedanke. Ihm galt das Geld als der Repräsentant des Nationalreichthums — Herrn Britton A. Hill gilt es als ein Werkzeug zum Arbeiten, zur Speculation. „Money!" ruft er aus; „we want a larger lever for the work before us; a greater amount of money, wherewith to undertake our enterprizes again!" Mit Geld soll die Speculation forcirt werden, und da Europa uns keins mehr borgt, so wollen wir selbst so viel Geld (d. h. so viel heimische Schulden) machen als wir bedürfen; ja noch mehr; denn es soll Überfluß davon im Lande sein!

In ähnlicher Weise haben die französischen Communisten und Socialisten Charles Fourier's und Saint Simon's Schöpfungen zerbröckelt und aus den Trümmern zerschlagener Kunstwerke elende Verschalungen ihrer Barbarei gezimmert. Mit Wonne und Beglückung liest man Rousseau's Emile und Contrat social; man bewundert den Reichthum der Gedanken, aus dem Fichte seinen „geschlossenen Staat" aufgebaut hat, — aber man schämt sich jener demagogischen Pfuscher, die nicht einmal mit den Prachtgewändern der Fürsten unter den Menschen ihre Blößen nothdürftig verdecken können.

Fichte's „geschlossener Staat" war derselbe, aber philosophisch und künstlerisch ausgeführte Gedanke, der im Kopfe Napoleon I. zum Plane der Continental-Sperre gereift war. In einem solchen Staate ist das Fichte'sche Geld denkbar. Die Vereinigten Staaten tragen auch heute die Eierschale ihres colonialen Ursprungs auf dem Rücken und werden noch lange in zahllosen Beziehungen eine Dependenz der alten Welt bleiben. Wir schulden zu dieser Stunde noch mehr als ein halbtausend Millionen Dollars an das alte Europa. Fichte hatte vor Allem daran gedacht, den europäischen Gläubigern zu dem ihrigen zu verhelfen. Und Herr Hill? Er will uneinlösbares Papiergeld machen, und damit unsere Schulden in Europa zwangsweise abfinden! Nicht absolutes Geld will er machen, sondern absoluten Schund, — und dabei soll ihm der deutsche Philosoph zu Gevatter stehen!

E. L. Bernays.

Kleine Rundschau.

— **Zur Literatur des Pessimismus.** Systematisch in vier Bücher, und innerhalb derselben in achtzehn Kapitel, geordnet legt ein „Geweihter", wie er sich nennt, seine Gedanken über das Elend des Menschenlebens dem Publikum vor*), und wahrlich mit einem gründlichen Kenner des irdischen Jammerthales tritt man hier in Verkehr. Er bedient sich hauptsächlich der Prosa, läßt es aber auch an Versen nicht fehlen, von denen er in einem „Metaphysik der Dissonanz" betitelten Distichon freimüthig eingesteht:

„Wäre eurythmisch mein Vers, so paßte er schlecht auf das Leben,
Soll er da bleiben im Schritt, muß er auch hapern im Takt."

Die Prosa laborirt nicht selten an einem gesuchten, verschnörkelten, das Verständniß erschwerenden Stil; ein trostreiches Andachtsbuch konnte und wollte der „Dysangelist" — als solchen sieht er sich an — nicht liefern: wozu also stöhnt er so entsetzlich, wird Mancher fragen? Die Antwort lautet: er hat nur für Leidende geschrieben und für die, welche das Leid kennen; erbauungsvoll wird seine Arbeit allemal wirken, wenn ein Gequälter in ihr

*) Pessimisten-Brevier. Von einem Geweihten. Extractum vitae. Berlin 1879. Theobald Grieben.

blättert und das Glück hat Stellen zu treffen, die seinem Gemüthszustande entsprechen, deshalb hat die systematische Ordnung, die wesentlich das Finden erleichtert, besonderen Werth. Mit Herzblut sind die Aussprüche fast sämmtlich getränkt, das merkt man deutlich; gediegene Bildung, umfassende Kenntnisse, eine kraftvolle, reiche Phantasie und leidenschaftliches Pathos stehen dem Autor zu Gebot, bei dem richtigen Leser ist er des Eindrucks gewiß. Zum Motto hat er Worte von Johannes Scherr gewählt: „Pessimismus ist tiefes Gefühl, Blasirtheit ist Fühllosigkeit; jener ist hochsittlich, diese tief unsittlich." Wer wollte das leugnen, wenn nur nicht Phrasenmacher und Spekulanten die Maske des Pessimismus anlegten! Macht Jemand ein Geschäft aus dem Schimpfen und Klagen, so hat ihn der Menschheit ganzer Jammer nicht angefaßt. Ein Buch, wie das hier besprochene Seite für Seite hintereinander durchzulesen ist unthunlich, bei dreißig- bis vierzigmaligem Aufschlagen aufs Gerathewohl darf man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen einem halben, vielleicht einem ganzen Dutzend anregender Bemerkungen zu begegnen. Von den Kapitels-Überschriften lautet aus dem „Buche der Klage" die erste: „Einzelleid und Hauseskummer oder Tafel der Trauer und der Trübsal"; die fünfte: „Verstimpelt und Verkommen oder Dissonanzen der Idealzerstörung und der Strebensvereitelung"; aus dem „Buche der Anklage" die vierte: „Rechtskränkung und Lohnversagung oder Akten der Erbitterung und des Empörtseins"; die sechste: „Optimistengeflunker und Hoheitswahn oder Sätze der Besinnung und der Ernüchterung": aus dem „Buche des Gerichts" die zweite: „Reuequalen und Gewissensangst oder Monologe der Zerknirschung und der Selbstverachtung"; die vierte: „Schicksalshohn und Zufallstücke oder Ächzen der Verzweiflung und Fluchen der Ohnmacht"; aus dem „Buche der Nichtigkeit" die erste: „Wonnegram und Grameswonne oder aus dem Codex des Humors und der Gelassenheit". Als Proben des Stils und der Selbstkritik des Autors geben wir die beiden Schlußparagraphen des letzten Buches. „Die abgerissene Doctrin des Pessimismus und Nihilismus erscheint wie eine zu Häcksel verschnittene, distelströherne Weisheit — ein trockenes, halsstechendes Futter aus ärmlichster Geisteskrippe. Der wahre Dichter — reich an Gedanken wie Anschauungen — setzt seinen Pessimismus um in lauter lebendige, immer neue, eigenartige Physiognomien darbietende Charaktere. Der bloße Denker giebt nach ungefügem Schema eintönig klanglose abstracta, die als extractum anzukündigen wohl schon vermessen war — denn der Saft und die Kraft davon ist eingedickt und verhärtet zu einer scharfkantigen, unzerbeißbaren, also auch schlechthin ungenießbaren Masse, wie aus zähflüssiger Gelatine ein glasspröder Tischlerleim erkaltend gerinnt, der nur am Feuer innigen Liebens vielleicht noch erweichen kann. Und mag auch die Selbstdialektik einer in aller Demüthigung trotzigen Selbstbehauptung solche Selbstkritik noch weiter ausspinnen, am Ende läuft auch die Kehrseite auf nichts Besseres hinaus; denn paßt das vorhin gebrauchte Bild auch eben so sehr auf die aus Zuckerseim erstarrten Bonbonkrystalle, die für sehr wohl genießbar gelten, so hat man ja auch schon an deren messerscharfen Kanten Kinderkehlen von innen sich durchschneiden sehen, dem Ersticken und Verathmen nahe gebracht — also erst recht nichts für Respirationsleidende (wie im Grunde wir alle sind, weil das Athmen überhaupt an sich schon für Qual zu erachten), denen ohnehin das bischen Lebensodem wie ein Schwert Brust und Kehle durchzieht!" So klingt der vorletzte, und wie folgt der letzte Paragraph: „Das Menschenbewußtsein müßte ja umsonst nach Jahrtausenden zählen, wenn nicht die großartigsten — weil einfachsten, allgemeingültigsten, wuchtigsten — pessimistischen Gedanken längst zur Trivialität geworden wären und, um solche mit all ihren Nachtheilen zu meiden, ein Compendium des Pessimismus auf ihre Wiederholung verzichten müßte. So ist ihm das Beste in Citaten und dergleichen längst vorweggenommen. Nur ein wenigstens halbwegs neu Gedachtes oder Vergessenes hat noch den Reiz von Pikantem und Packendem."

Vollkommen richtig urtheilt hier der Verfasser über sein eigenes Werk. Das Beste ist längst verbraucht, sero venientibus ossa.

D. S. S.

— **Histoire militaire**; cours abrégé de tactique générale; études sur les origines des batailles stratégiques.*) Diese Geschichte des Militärwesens, deren Verfasser neben seiner Stellung als Capitain im belgischen Generalstabe Professor an der dortigen Kriegsschule ist, wird in der Revue de Belgique als eine willkommene Bereicherung der historischen Wissenschaft bezeichnet: sie ist klar angelegt, methodisch ausgeführt, enthält unter allgemeinen Gesichtspunkten eine Fülle geschichtlicher Einzelheiten und bringt in Verbindung mit dem militärischen Gegenstande auch Licht über manche eigentlich politische Frage. Man liest sie mit Spannung, ohne gerade zum Studium der militärischen Kunst genöthigt zu sein. — Der Verfasser theilt, im Anschluß an eine vom General Lamarque gemachte Unterscheidung, die Schlachten nach chronologischer Ordnung in sechs Kategorien; es sind dies die symmetrischen Schlachten, welche während des ganzen Mittelalters vorherrschten und mehr oder weniger noch auf der römischen Taktik beruhten; die Stellungs-Schlachten, welche namentlich unter der Regierung Ludwigs XIV. eingeführt waren; die Posten-Schlachten, die, durch den Marschall von Sachsen in ein System gebracht, in den Kriegen aus Anlaß der spanischen Erbfolge angewendet wurden; die Manöver-Schlachten Friedrichs des Großen; die Marsch-Schlachten der aus der französischen Revolution hervorgegangenen Heere, endlich die dem XIX. Jahrhundert eigenthümlichen strategischen Schlachten. Natürlich weiß der Verfasser, daß die Eintheilung nicht für jeden einzelnen Vorgang maßgebend ist, daß geschickte Generale vielmehr zu allen Zeiten verschiedene Taktiken combinirt haben und oft von der Regel ihres Zeitalters abgewichen sind. Aber es kam ihm eben darauf an, die Regel, das Übliche großer Kriegsperioden in großen Zügen darzulegen, und er glaubt daher in jener Aufstellung keine allzu systematische Classification angelegt zu haben. — Für Belgien hat das Werk noch ein besonderes Interesse; der Verfasser ist bemüht gewesen, vom rein geschichtlichen Standpunkte aus die Kriege der mittelalterlichen Feudalen und Gemeinden eingehend zu behandeln, wobei die alten vlämischen Gemeindeverbände, welche die ganze Macht der Infanterie zur Geltung brachten, und deren Milizen-Einrichtung der Höhe ihrer Civilisation entsprach, in rühmlicher Weise hervortreten.

— **Vigny's „Grandeur et servitude militaire" in deutscher Uebersetzung.** Als wir jüngst eine Übersetzung der Gedichte Alfred de Vigny's von Johannes Karsten**) besprachen, mußten wir leider mancherlei daran tadeln. Jetzt liegt von demselben Herrn eine Übersetzung eines Vigny'schen Prosawerkes, der „Grandeur et Servitude militaire", unter dem Titel „Soldatenschicksal" vor. Wir freuen uns, constatiren zu können, daß die Mühe des Übersetzers an

*) Par B. Bernard. Bruxelles, 1878. Ch. Muquardt.

**) Bremen, 1878. J. Kühtmann's Buchhandlung.

diesen wundersamen militärischen Elegien, in denen Vigny's Genius sich vielleicht am eigenthümlichsten offenbart, sich besser gelohnt hat. Übrigens ist „Grandeur et servitude" nicht nur poetisch hochbedeutsam — wie denn die erste Erzählung „das rothe Siegel" eine der herrlichsten Novellen ist, die es giebt — sondern auch historisch interessant. In der letzten Erzählung „der Stock" übt der Legitimist Alfred de Vigny eine Kritik der napoleonischen Legende, wie sie nicht schärfer gedacht werden kann, und charakterisirt den Helden in einer Weise, die Alles, was später Lanfrey in dieser Beziehung gethan hat, vorwegnimmt, wenn sie auch selbstverständlich ebenso einseitig ist. Denn so sehr man sie bewundert, so hat es doch etwas Humoristisch-symbolisches, daß sich Napoleons wahrer Charakter zuerst einem lauschenden Pagen enthüllt, was denn allzu sehr an das Wort vom Helden und Kammerdiener erinnert. Doch möge folgendes Wort Vigny's citirt werden, das jedenfalls unter dem zweiten Napoleon theilweise seine Bestätigung gefunden hat: „Ich fürchte, Bonaparte wird Gründer einer neuen Art von Gaukelei in Frankreich; und Frankreich gaukelt schon genug. Der Größenwahn ist zudringlich und (er*) entsittlicht, er macht solchen Lärm unter uns mit Trommeln und Ruthenbündeln, daß er als unsere Ruthe jeden Stand ergreift, und es giebt keinen Mann in Frankreich, mag er noch so geringfügig sein, der nicht angesteckt wäre. Die Zahl der Frösche, welche platzen, ist Legion".

H. Hg.

*) Gallicismus des Übersetzers, ein häufig vorkommendes Gebrechen seiner und fast aller Übersetzungen aus dem Französischen.

Mancherlei

Nach Art der bekannten Herzog'schen „Real-Encyclopädie für Theologie und Kirche" erscheint jetzt in Paris eine umfassend angelegte „Encyclopédie des sciences réligieuses" herausgegeben von F. Lichtenberger, dem begabten, freisinnigen, ehedem in Straßburg wirkenden Vorkämpfer des Protestantismus in Frankreich. Die bereits erschienenen vier Bände werden von der liberalen Presse freundlich besprochen.

Von Interesse für die Ethnographie Frankreichs ist das kleine Werk „Les peuples de la France" von Jacques de Boisjolin (Paris, Didier), worin die Ahnen der Franzosen in eigenthümlicher Weise klassificirt werden.

Eine neue Ausgabe der sämmtlichen Werke von Laplace erscheint in zwölf Bänden bei Gauthiers Villars in Paris.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Französisch.

Beausire-Seyssel: Erismer. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Boubée, Simon: Pierrot de Cire. Paris, Plon & Cie. 3 fr.

Boufflers: Comtes en vers et contes en prose. Paris, Libraire des Bibliophiles 8 fr.

Brada: Leurs excellences. Paris, Plon & Cie. 3 fr.

Broglie, Duc de: Le secret du Roi. Correspondance secrète de Louis XV. avec ses agents diplomatiques 1752—1774. 2 vols. Paris, C. Lévy. 15 fr.

Dubois, Georges: Cartes législatives teintées, publiées par la société de législation comparée.
1º Peine de mort en matière de droit commun.
2º Composition des chambres basses.
3º „ des chambres hautes.
4º Jury et tribunaux mixtes en matière.
} Europe. d'infraction de droit commun.
Chaque carte se vend séparément. Paris, Cottillon & Cie. 12 fr.

Guichard, E.: Les Epaves de temps passés. Voyage de tous côtés à travers les siècles. Documents inédits. Paris, J. Baudry. 80 fr.

L'Homme qui tue! (Les Bureaux arabes sous le second empire). Première partie: Le ventre de Lallah Fethma. par ×. ×. ×. Paris, Kistemaeckers. 3 fr.

Texier & Le Senne: Madame Frusquin. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Verne, Jules: La Découverte de la terre. Par séries à 50 centimes (15 séries). Paris, Hetzel & Cie.

Winterer, l'abbé: Le Socialisme contemporain. Paris, Palmé. 2 fr.

II. Italienisch.

Cercià, Raffaele: Manuale cattolico compreso in conferenze religiose tra Eupisto cattolico e varii fautori della moderna incredulità. 2 vol. Neapel, Marchese.

Passerini: I sigilli del comune di Pisa: illustrazione pubblicata con note ed aggiunte da Moisè Supino. Pisa, Nistri. L. 4.

Regazzoni, Innocenzo: L'uomo preistorico nella provincia di Como. Mailand, Hoepli. 10 L.

Grandi, C.: L'Abbandono, romanzo. Florenz, Le Monnier. 4 L.

Liberatore, Matteo: Spicilegio, vol. I. Parte religiose. Neapel, Giannini. 7 L.

Merighi, Vittorio: Canti, con cenni autobiografici, vol. I. Rom. Milanese.

Tarino, Pietro: Problema fondamentale della scienza. Biello, Amosso. 4 L.

Turrini, Giuseppe: Saggio di pochi fiori indiani, volgarizzati. Bologna. Regia tip. 4 L.

III. Englisch.

Hayward, W. S.: Mutiny of the Thunderer. London, C. H. Clarke. 5 s.

Heath, Francis George: Our Woodland Trees. London, Low. 12 s. 6 d.

Hendrick, Hans: Memoirs, written by himself, transl. by Dr. H. Rink. London, Trübner. 2 s. 6 d.

Sergeant, Lewis: New Greece, with Maps. London, Cassel. 21 s.

Skelton, John: Essays in Romance and Studies from Life. London, Blackwoods. 15 s.

Social Notes concernig Social Reforms, Social Requirements, and Social Progress. Vol. 1. London, Office. 4 s.

Stevenson, D.: Life of R. Stevenson. Edinburgh, Black. 21 s.

Thomson, J. Turnbull: Social Problems, an Inquiry into the Law of Influences. London, Kegan, Paul & Co.

Van Laun, H.: French Revolutionary Epoch; being a History of France from the beginning of the First French Revolution to the End of the Second Empire. 2 vols. London, Cassell. 24 s.

Who Wrote it? A Dictionary of Common Poetical Quotations in the English Language. London, Bell & Sons. 3 s. 6 d.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Hofmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gohmann) in Berlin SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W. Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 16. November 1878. **[Nr. 46.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Aus Ariost's Rasendem Roland.

Übersetzt von Otto Gildemeister.*)

Zweiter Gesang, Stanze 34—61.

Bradamante, die schöne und kriegerische Tochter Herzog Haimons, die in ritterlicher Wehr an dem Kampfe Kaiser Karls gegen die Mohren Theil nimmt, durchstreift Frankreich, um ihren Geliebten, den jungen Saracenenhelden Roger, der ihr verschwunden ist, zu suchen. Roger ist der Pflegesohn des greisen Zauberers Atlas, der ihn durch seine Kunst vor dem in den Sternen prophezeiten frühzeitigen Tode schützen will.

Man sah den Quell durch grüne Wiesen blinken,
Und alte Bäum' umschatteten die Flut,
Die mit melodischem Geräusch zum Trinken
Und zu bequemer Rast den Wandrer lud.
Ein wohlgepflegter Hügel auf der Linken
Hielt von ihr fern der Mittagssonne Glut.
Hier, als sie erst die schönen Augen wandte
Sah einen fremden Ritter Bradamante.

Ein Ritter saß im Schatten an dem Saume,
Der roth und weiß und gelb von Blumen sproß.
Da saß er einsam, schweigend, wie im Traume,
An dem Krystall, der ihm zu Füßen floß.
Sein Schild hing, und sein Helm, am Buchenbaume,
Wo angebunden stand sein gutes Roß,
Und er mit feuchtem Blick, das Antlitz neigend,
Saß da, die Spuren tiefen Schmerzes zeigend.

Der Trieb, den jeder Mensch im Herzen hat,
Der Kunde fremden Schicksals nachzujagen,
Bewog die Jungfrau, daß sie jenen bat,
Die Ursach seines Kummers ihr zu sagen.
Worauf er alles ihr zu wissen that,
Gerührt von ihrer feinen Art zu fragen
Und hohem Ansehn; denn der Augenschein
Sagt ihm, dies müss' ein tapfrer Krieger sein.

Und er begann: „Mit Volk und Reiterei
Wollt' ich zum Kaiser, Herr, der mit dem Heere
Marsil erwartet', ob es möglich sei,
Daß er die Straße vom Gebirg ihm wehre.
Und eine schöne Dame war dabei,
Zu der in heißer Lieb' ich mich verzehre.
Ein Mann ereilt' uns an den Rhonehügeln,
Der tummelt' einen großen Hengst mit Flügeln.

„Der Räuber — sei er nun ein Mensch wie wir,
Sei es ein Dämon aus dem Höllenschooße —
Kaum sieht er meine Schöne neben mir,
Da, wie der Falk herniederfährt zum Stoße,
Schießt er herab und steigt im Nu, mit ihr,
Denn mit der Faust greift er die athemlose.
Eh ich den Angriff noch bemerkt, vernahm
Ich ihr Geschrei, das aus den Lüften kam.

„So sieht man wohl den räuberischen Weih
Das arme Küchlein bei der Glucke packen,
Die dann sich härmt ob ihrer Träumerei
Und helfen will mit Kreischen und mit Gacken.
Wie komm' ich Leuten, welche fliegen, bei,
Am Fuß der steilsten Berg', umringt von Zacken?
Ich hab' ein müdes Pferd, das kaum die Beine
Noch hebt auf einem Weg voll rauher Steine.

„Doch weil ich's leichter trüge, wenn der Dieb
Das Herz mir mitten aus dem Busen risse,
Ließ ich die Meinen ziehen, ich selber blieb.
Sie zogen führerlos, ins Ungewisse;
Ich aber ritt nun, wie mich Amor trieb,
Den mindest grau'gen Pfad, durch Felsenrisse,
Dorthin, wo ich den Feind zu finden glaubte,
Der mir mein Glück und meinen Frieden raubte.

„Von früh bis Abend ritt ich siebenmal
Durch Klüft' und Schluchten, schaurig und voll Grausen.
Da ist kein Weg, kein Saumpfad noch so schmal,
Und keine Spur verräth, wo Menschen hausen.
Dann kam ich in ein wüstes, wildes Thal,
Umringt von Klippen, Höhlen, finstren Klausen;
Und in der Mitte trug ein hoher Fels
Den festen Bau des prächtigsten Castells.

„Von Ferne war's, als ob es Flammen blitze;
Es sah nicht aus wie Marmor oder Ziegel,
Noch wunderbarer, schöner ward die Spitze,
Als nah ich stand vor diesem Mauerspiegel.
Dann hört' ich, daß Dämonen jenem Sitze,
Gebannt durch Zaubersprüch' und Hexentiegel,
Den Ring von Stahl geschmiedet und die Platten
In Glut und Flut des Styx gehärtet hatten.

„Polirter Stahl sind alle Thürm' und Zinnen,
Von allem Rost, vom kleinsten Makel rein.
Bei Tag und Nacht streift er durchs Land, und drinnen
Schließt sich hernach der freche Räuber ein.
Nichts, was er fangen will, kann ihm entrinnen;
Vergebens flucht und schimpft man hintendrein.
Dort hält er sie, hält er mein Herz gefangen,
Denn nimmer werd' ich sie zurück erlangen.

„Was kann ich Ärmster thun als fern den Schimmer
Der Burg betrachten, die mein Glück verschlingt,
Der Füchsin gleich, wann ihres Sohns Gewimmer
Hoch aus dem Nest des Adlers zu ihr dringt!
Sie rennt umher und helfen kann sie nimmer.

*) Von dem neuen deutschen Ariost, mit dessen hoffentlich recht nahe bevorstehender Veröffentlichung Otto Gildemeister dem deutschen Leser eine nicht weniger köstliche Gabe darbringen wird als früher mit seiner Byronübersetzung, wurde ein erstes Bruchstück in Hillebrand's „Italia“, Bd. IV. mitgetheilt. (Vergl. Mag. 1878. Nr. 3) Wir freuen uns, heute in unsrem Blatte ein weiteres Stück — die Episode von Bradamante und Atlas — geben zu können. (D. R.)

Ihr fehlt der Flügel, der hinauf sie bringt.
So steil ist jene Burg, so glatt der Stein,
Wer nicht ein Vogel ist, kömmt nie hinein.

„Schon lange weilt' ich dort, als sich zu mir
Geführt von einem Zwerg, zwei Ritter fanden,
Die kühne Hoffnung paarten mit Begier;
Jedoch Begier wie Hoffnung ward zu Schanden.
Zwei Ritter höchsten Muthes nenn' ich dir,
Gradasso, aus den serican'schen Landen,
Und Roger, der noch jung ist, doch bekannt
Und hochgeschätzt am Hof des Agramant.

„Sie wollen, sagt ihr Zwerg mir, Kampfes pflegen
Mit jenem Schloßherrn, der durch dies Revier
Auf ungewohnten, nie erhörten Wegen
Gewappnet reitet auf dem Vogelthier.
Ach, rief ich, Herrn, laßt Mitleid euch bewegen
Mit meiner namenlosen Noth und mir!
Wofern ihr siegt in diesem Wagestück,
Gebt mein geliebtes Mädchen mir zurück.

„Und dann erzählt' ich alles, was geschehen,
Mit Thränen heiß besiegelnd meine Qual.
Sie waren gern bereit mir beizustehen
Und ritten auf dem steilen Hang zu Thal.
Ich blieb zurück, dem Kampfe zuzusehen,
Indeß ich sie in Gottes Schutz befahl.
Unter dem Schloß war so viel ebnes Land,
Wie auf zwei Würfe geht aus freier Hand.

„Als sie nun hielten vor dem hohen Stein,
Entstand ein Wettstreit, wer den Kampf beginne.
Gradasso traf das Loos, — es mag auch sein,
Daß Roger nicht bestand auf seinem Sinne.
Der König nahm sein Horn und blies hinein,
Vom Nachhall dröhnte Feld und Thurm und Zinne,
Und sieh, gewappnet kam aus seinem Schlosse
Der reis'ge Mann auf seinem Flügelrosse.

„Langsam erhob er erst sich von der Stelle,
Ganz wie der wanderlust'ge Kranich pflegt,
Der Anfangs läuft und schwebend eine Elle
Über dem Boden vorwärts sich bewegt,
Und wann sie ganz gespannt sind windesschnelle
Die weiten Flügel schwingt und hurtig regt,
So trägt den Zauberer jetzt der Flügelschlag
Und hoch wie kaum der Adler steigen mag.

„Nun schwenkt er um und läßt die Flügel ruhn
Und kömmt lothrecht herab vom Firmamente,
Wie aus dem Blau der Falk stößt, wann ein Huhn
Dort unten auffliegt oder eine Ente,
Die Lanze senkend kömmt der Reiter nun,
Die Luft zerspaltend, die sich brausend trennte.
Gradasso sieht noch kaum den Überfall,
So fühlt er in den Gliedern schon den Prall.

„Des Zaubrers Lanze war an ihm zerbrochen,
Er aber traf die Wind' und Lüfte nur.
Der Flieger schlug indeß ununterbrochen
Die Flügel, bis er in die Lüfte fuhr.
Bei diesem Stoß knickt mit den Hinterknochen
Die wackre Stute nieder auf die Flur;
Gradasso ritt die allerschönste Stute,
Die je gesattelt ward vom besten Blute.

„Bis zu den Sternen stieg der Flieger, machte
Dann wieder Kehrt und fuhr herab zur Erde,
Und stieß auf Roger, der nichts arges dachte,
Neugierig, was Gradasso machen werde.
Dem schweren Stoß, der auf ihn niederkrachte,
Wich Roger aus, rückprallend mit dem Pferde,
Und als er ausholt', um ihm eins zu geben,
Sah er ihn wieder fern am Himmel schweben.

„Auf Roger bald, bald auf Gradasso los
Fährt er an Kopf und Brust und in die Seiten,
Und stets vergeblich ist der andern Stoß;
Er ist so schnell, man sieht ihn kaum entgleiten.
Jetzt wieder zieht er Kreise weit und groß
Und rennt den ersten an und trifft den zweiten
Und hat die Augen ihnen so verwirrt,
Daß sie nicht seh'n, woher er kommen wird.

„So zwischen Erd' und Himmel ging die Schlacht
Des einen gegen zwei bis zu der Stunde,
Die alle schönen Dinge farblos macht,
Den finstren Schleier breitend in die Runde.
So war's, kein Jota hab' ich selbst erdacht.
Ich hab's geseh'n, ich sah es; doch im Munde
Stockt mir das Wort, weil solch ein Wunder leicht
Mehr einem Märchen als der Wahrheit gleicht.

„Der Wolkenritter hatte, schön verdeckt
Von Seidenzeug, den Schild am Arm getragen,
Weshalb er ihn die ganze Zeit versteckt
In seiner Hülle ließ, kann ich nicht sagen;
Denn wenn er unverhüllt ihn vor sich streckt,
Muß, wer ihn ansieht, wie vom Blitz geschlagen
Hinfallen, wie ein todter Körper fällt,
So daß der Zaubrer ihn gefangen hält.

„Es funkelt dieser Schild wie der Pyrop,
Und alles and're Licht ist schwach dagegen.
Sie fielen um, wie er das Tuch verschob,
Betäubt und blind und konnten sich nicht regen.
So fiel auch ich, und als ich mich erhob,
Nachdem ich lange Zeit wie todt gelegen,
Sah ich die Krieger nicht und nicht den Zwerg,
Leer war der Kampfplatz, dunkel Thal und Berg.

„Der Zaubrer hatte, das erschien mir klar,
Sie beid' auf einem Zug ins Nest bekommen,
Und durch des Glanzes Macht dem Kriegerpaar
Die Freiheit, und die Hoffnung mir genommen;
Dem Orte, wo mein Herz verschlossen war,
Sagt' ich daher Ade, von Schmerz beklommen.
Nun urtheilt, ob ein andrer Kummer je,
Den Lieb' erzeugt hat, gleich kam meinem Weh."

So sprach der Ritter mit betrübtem Ton
Und seufzte wie zuvor, da sie sich trafen.
Dies war Graf Pinabel, der Erb' und Sohn
Anselms von Hohenbord, des Mainzer Grafen.
Verrufen war die Sippschaft lange schon,
Und ihren Ruf wollt' er nicht Lügen strafen,
Vielmehr in Lastern, greulich und verdammt,
That er's zuvor den andern insgesammt.

Die Jungfrau hörte mit verschiednen Mienen
Die Abenteuer an, die sie vernahm;
Denn Freude, wie noch niemals, strahlt' aus ihnen,
Als Rogers Nam' ihr erst zu Ohren kam,
Dann als sie seine Haft erfuhr, da schienen
Sie ganz verstört von bangem Liebesgram,
Und mehr als einmal, mehr als zweimal mußte
Der Mainzer ihr erklären, was er wußte.

Und als sie alles dann genau vernommen,
Sprach sie zu jenem: „Ritter, fasse Muth;
Vielleicht wird meine Ankunft hier dir frommen
Und dieser Tag erscheint dir schön und gut.

Laß uns nur bald zu der Behausung kommen,
Die uns verschließen will so reiches Gut;
Nicht soll verloren sein die Müh' und Last,
Wofern nicht allzusehr das Glück mich haßt."

Der Ritter drauf: „Um dir den Weg zu zeigen,
Soll ich noch einmal in das Felsgestein?
Nun, ich verlor das Beste, was mein eigen,
Da macht verlorne Müh' mir wenig Pein.
Du aber suchst auf schauerlichen Steigen
Den Weg in ein Gefängniß, — mag es sein.
Du wirst bezeugen, daß ich schuldlos bin;
Ich habe dich gewarnt, doch willst du hin."

Vierter Gesang, Stanze 1—50.

Bradamante wird von dem heimtückischen Pinabel veranlaßt, in einen Bergspalt hinabzusteigen, wo sie nach seiner Meinung den Tod finden muß. Es ergiebt sich aber, daß im Innern des Berges das Grab Merlins sich befindet, in welchem der Geist des Sehers lebend und redend wohnt. Hier erfährt Bradamante von einer weisen Frau, was sie zu thun hat, um Roger zu befreien. Wie sie, sucht auch der Mohrenkönig den verschwundenen Ritter und hat zu dem Ende seinen schlauen und diebischen Diener Brunel (eine Art Autolycus) ausgesandt. Brunel hat den Ring der Angelica gestohlen, der alle Zauberkünste unwirksam macht: Bradamante wird daher angewiesen, mit Brunel, den sie in einem Wirthshause treffen wird, nach dem Schlosse des Zauberers zu reisen, im Anblicke des Schlosses ihn zu tödten und dann mit dem Ringe ihr Werk zu vollenden.

Wenn schon Verstellung in den meisten Lagen
Ein schlechtes Herz verräth und uns entehrt,
So kann sie doch auch gute Früchte tragen,
Wie tausendfältig die Erfahrung lehrt,
Und uns befrein von Tod und Schmach und Plagen,
Weil man ja nicht mit Freunden bloß verkehrt
In diesem mehr von Finsterniß verhüllten
Als heitren Dasein, dem von Neid erfüllten.

Wenn du nach langen Proben kaum den Mann
Auffindest, dessen Freundschaft ächt und wahr ist,
Dem ohne Furcht dein Herz sich öffnen kann,
In dessen Nähe keinerlei Gefahr ist,
Wie soll sich Rogers schöne Freundin dann
Brunel's erwehren, der nicht rein und klar ist,
Vielmehr durchaus verlogen und durchtrieben,
Wie jene weise Frau ihn ihr beschrieben?

Sie heuchelt auch, — wohl ist es zu verzeihen, —
Vor diesem Vater jeder Lüg' und List,
Und schaut dabei auf die zu Räubereien
Geneigten Finger ihm, wie ihr schon wißt.
Da plötzlich hören sie ein lautes Schreien,
Und Bradamante ruft „O heil'ger Christ,
O Mutter unsers Herrn, was trägt sich zu?"
Und wo der Lärm erschallt, ist sie im Nu.

Der Wirth, das ganze Haus war auf den Beinen,
Am Fenster, vor der Thür, und alles riß
Die Augen auf, als säh'n sie droben einen
Kometen oder Sonnenfinsterniß.
Die Jungfrau sah ein Wunder jetzt erscheinen,
Das schwer zu glauben wäre, ganz gewiß:
Sie sah ein mächtig und geflügelt Roß,
Darauf ein Ritter durch die Lüfte schoß.

Groß waren und von Farben bunt die Flügel
Und in der Mitte saß ein Mann darauf,
In blankem Eisenharnisch, fest im Bügel,
Und nach dem Westen lenkt er seinen Lauf.
Sich senkend dann, verschwand er hinter Hügel.
Der Wirth erzählte (und er schnitt nicht auf),
Dies sei ein Zaubrer, der auf diesem Wege
Bald hoch bald niedriger zu reiten pflege.

Bald zu den Sternen fliege der verwegne,
Bald streif' er an der Erde fast vorbei,
Und wenn ein hübsches Weibchen ihm begegne,
Das nehm' er mit, und lasse keines frei;
So daß sich jedes Mädchen kreuz' und segne,
Die hübsch sei oder meine, daß sie's sei,
(Weil dieser allesamt von dannen trage),
Und kaum bei Tag vor's Haus zu gehen wage.

„Hoch auf den Pyrenä'n liegt sein Castell",
So sprach der Wirth, „durch Zauberei entstanden,
„Das ganz von Stahl ist, schön und spiegelhell,
Kein größres Wunder giebt's in allen Landen.
Schon zog dahin manch tapferer Gesell,
Doch hört' ich nie, daß sie den Rückweg fanden;
Daher man, gnäd'ger Herr, ihn in Verdacht hat,
Daß er sie einsperrt oder umgebracht hat."

Das Fräulein hört es und ist guter Dinge;
Sie hegt die Zuversicht, und darf sie hegen,
Bewaffnet mit dem wunderbaren Ringe
Den Zaubrer samt dem Schloß hinweg zu fegen,
Und spricht zum Wirth: „Der Knechte einen bringe,
Der mehr als ich Bescheid weiß von den Wegen.
Ich halt' es hier nicht aus; mich treibt Verlangen,
Den Kampf mit diesem Magus anzufangen."

„Am Führer soll's nicht fehlen", mischte hier
Brunel sich ein, „ich selbst will mit dir gehen;
Die Straße hab' ich schriftlich, auch bei mir
Noch etwas, was dich freuen wird zu sehen."
Er meint den Ring, doch das verschweigt er ihr,
Aus Furcht, es könn' ihm Leids darum geschehen.
„Dein Mitgehn", sagt sie, „ist mir sehr willkommen"
Und meint damit: dein Ring wird dir genommen.

Sie sprach, wo sprechen nützlich war, und schwieg
Wo sie besorgte, daß das Reden schade.
Der Wirth besaß ein Pferd, für Reis' und Krieg
Brauchbar; das fand vor ihren Augen Gnade.
Sie kauft' es, und als sie hinwearitt, stieg
Der junge Tag empor auf lichtem Pfade.
Sie schlug den Weg durch einen Engpaß ein,
Brunel ritt vor ihr bald, bald hinterdrein.

Von Berg zu Berg, von Wald zu Walde ziehn
Sie fürbaß bis zum Kamm der Pyrenäen,
Wo wir bei klarer Luft zwei Monarchien
Und zwei verschiedne Seegestade sehen,
Wie bei Camaldoli vom Apennin
Wir Tusker-Meer und slawisches erspähen.
Von dort auf steilen Wegen, rauh und schmal
Stieg man hinunter in das tiefe Thal.

Im Thale ragt ein Felsen, dessen Spitze
Die schönste Mauer, ganz von Stahl, umschmiegt,
So nah dem Reich der Wolken und der Blitze,
Daß alles andere tief darunter liegt.
Umsonst wär' jeder Gang nach diesem Sitze,
Ihm hoffe nicht zu nahen, wer nicht fliegt.
„Schau", sprach Brunel, „dort hinter Wall und Gitter
Verwahrt der Magier die Frau'n und Ritter."

Der Fels ist lothgerecht wie nach der Schnur
An allen Seiten völlig glatt behauen,
Von Steig und Treppe zeigt sich keine Spur,
Auf die ein Menschenfuß sich mag zutrauen.

Das sieht man, ein Geschöpf mit Flügeln nur
Kann dort sein Nest und seine Höhle bauen.
Hier sieht die Jungfrau, Eile sei von nöthen,
Den Ring zu nehmen und Brunel zu tödten.

Doch hält sie sich entehrt, wenn ihre Klinge
Das Blut des waffenlosen Gauners näßt.
Verhelfen kann sie sich zu seinem Ringe
Gar wohl, auch wenn sie ihn am Leben läßt.
Brunel indeß denkt nicht an solche Dinge;
So greift sie ihn denn leicht und schnürt ihn fest
An eine Tanne, die am Wege stand,
Doch streift sie erst den Ring von seiner Hand.

Und wie Brunel auch Jammer, Seufzer, Bitte
Vernehmen ließ, sie wollt' ihn nicht befrein.
Sie ritt den Berg hinab, langsam, im Schritte,
Bis in die Ebne vor dem hohen Stein.
Dort griff sie, um den Feind zum Lanzenritte
Zu fordern, nach dem Horn und blies hinein;
Sie blies, und droh'nde Worte stieß sie aus
Und rief ins Feld und fordert' ihn zum Strauß.

Der Zaubrer, bei dem Ruf und bei dem Horne,
Erscheint vor seiner Thür und kömmt heran
Auf seinem Flügelroß, und fliegt von vorne
Nach ihr, die ausschaut wie ein grimmer Mann.
Das Fräulein bleibt getrost bei seinem Zorne,
Sie sieht, daß dieser ihr nicht schaden kann:
Er trägt kein Schwert, er führt nicht Speer noch Keule,
Und sicher ist ihr Helm vor Loch und Beule.

Den Schild nur trug er an der linken Hand,
Der ganz verschleiert war mit rothem Tafte.
Die Rechte hielt ein Buch; daraus entstand,
Indem er las, der Spuk, der fabelhafte:
Dann sah es aus, als komm' er angerannt,
Daß mancher schon erschrak, mit spitzem Schafte,
Oder als zück' er Kolben oder Schwert;
Doch er war fern, und niemand ward versehrt.

Kein Blendwerk war sein Roß; das war Natur,
Ein Greif hatt' es erzeugt, ein Pferd gebar es.
Dem Vater gleich hatt' es den Schnabel nur,
Die Tatzen vorn, den Schmuck des Flügelpaares,
In allem sonst trug es der Mutter Spur,
Und Hippogryphus hieß das Thier und war es.
Nach dem rhipäischen Gebirg, obwohl
Nur selten, kommen solche, fern vom Pol.

Von dort her holt' er es durch Zauberzwang
Und dacht' an nichts als nur es anzuleiten,
Bis ihm durch eines Monats Schweiß gelang,
Mit Sattel und Gebiß das Thier zu reiten.
Nun tummelt' er's bequem das Feld entlang
Und durch die Luft, kurzum nach allen Seiten.
Dies war nicht, wie das andre, Spuk und Schein,
Dies war die Wirklichkeit und Fleisch und Bein.

Sonst war am Zaubrer alles eitel Lüge,
Denn wenn er wollte, schien das rothe blau.
Hier aber sind umsonst die Winkelzüge;
Das Fräulein mit dem Ring sieht zu genau.
Sie thut indeß, als ob sie um sich schlüge,
Und reitet hin und wider durch die Au
Und tummelt sich und fuchtelt mit dem Schwerte,
Wie ihre Freundin es vorher ihr lehrte.

Nachdem sie ihren Gaul etwas gehetzt,
Scheint es ihr Zeit, daß sie vom Pferde springe
Und, was ihr auseinander war gesetzt
Von ihrer Lehrerin, zum Schlusse bringe.

Der Feind kömmt zu dem letzten Zauber jetzt;
Denn nie vernahm er etwas von dem Ringe.
Den Schild entblößt er, überzeugt, sie werde
Vor seinem Glanz umfallen auf die Erde.

Er konnt' ihn gleich entblößen und die Hatz
Den Rittern sparen, eh sie niederfielen;
Zur Kurzweil nur ließ er sie auf dem Platz
Sich tummeln und mit Schwert und Lanze zielen.
So sehen wir manchmal die schlaue Katz
Mit der gefangnen Maus ein Weilchen spielen,
Und wann das Spiel ihr lästig ist geworden,
Zubeißen und das arme Thier ermorden.

Ich sag', in allen frühern Kämpfen machte
Er's wie die Katz, der Gegner war die Maus.
Seit aber sie den Ring ins Treffen brachte,
Sah es mit dem Vergleich bedenklich aus.
Aufmerksam stand sie da und schaut' und wachte
Und gönnte jenem keinen Schritt voraus,
Und wie er seinen Schild entblößt, im Nu
Wirft sie sich hin und macht die Augen zu.

Nicht weil der Blitz des leuchtenden Metalles
Auch sie betäubt; sie hofft, der Zaubrer werde,
Betrogen durch den Anblick ihres Falles,
Zu ihr heruntersteigen von dem Pferde.
Und wie sie es ersann, so kam auch alles:
Kaum brachte sie den Scheitel an die Erde,
So schwang der Flieger rascher sein Gefieder
Und senkte sich in weiten Kreisen nieder.

Der Zaubrer läßt den wohlverhüllten Schild
Am Sattelknopf und kömmt zu Fuß gegangen;
Still liegt sie, wie der Wolf, wenn er sein Wild
Erwartet im Gebüsch, ihn zu empfangen.
Doch wie er nah ist und sie sieht, es gilt,
Springt sie empor und hat ihn bald gefangen;
Denn, ach, das Buch, das ihm zu allen Siegen
Verholfen hatte, blieb am Boden liegen.

Er hatte nichts als eine Kette nur,
Die er am Gürtel immer mit sich führte;
Er hoffte sie zu fesseln mit der Schnur,
Womit er schon so manchen andern schnürte.
Jetzt vor der Jungfrau lag er auf der Flur,
Und ich verzeih' ihm, wenn er sich nicht rührte;
Der Unterschied war zu beträchtlich zwischen
Dem schwachen Greis' und dieser Kriegerischen.

Schon will sie, um den Kopf ihm abzuhauen,
Voll' Hast die sieggewohnte Hand erheben;
Da schaut sie sein Gesicht und stockt im Schauen
Und unwerth ihrer Rache scheint dies Leben.
Ein würd'ger Greis, mit traurig-ernsten Brauen
Ist er, den Gott in ihre Hand gegeben;
Die Runzeln zeugten und die weißen Haare
Für siebzig oder nicht viel wen'ger Jahre.

„Nimm mir das Leben, Knabe, nimm es hin!"
So rief der alte Mann mit zorn'ger Stimme.
Doch es zu nehmen sträubt sich so ihr Sinn,
Wie er es lassen will in seinem Grimme.
Denn zu erfahren wünscht die Kriegerin
Wer dieser Zaubrer sei, was ihn bestimme,
In diese Wildniß seine Burg zu setzen
Und alle Welt zu plagen und zu hetzen.

Und weinend nun begann der Nekromant:
„Ich Unglücksel'ger! nicht aus böfem Triebe
Baut ich die schöne Burg am Klippenrand,
Und nicht die Habsucht machte mich zum Diebe.

Nein, einen edlen Ritter von der Hand
Des Todes zu bewahren, trieb mich Liebe.
Der Himmel zeigt, daß er in kurzer Frist
Umkommen wird durch Meuchler und als Christ.

„So schönen Jüngling, so geschmückt mit Gaben,
Sah nie die Sonne seit der Welt Beginn.
Sein Nam' ist Roger; ich erzog den Knaben
Von Kindesbein, ich, der ich Atlas bin.
Nach Frankreich mit dem Heer des Königs haben
Sein Unstern ihn geführt und Heldensinn.
Ich lieb' ihn wie mein Kind: so möcht' ich ihn
Dem Frankenland und der Gefahr entziehn.

„Das schöne Schloß ließ ich für Roger bauen,
Hier war es, wo ich sicher ihn bewachte;
Ich fing ihn nämlich, wie ich voll Vertrauen
Am heut'gen Tag auch Dich zu fangen dachte!
Auch wirst Du Ritter sehn und schöne Frauen,
Die sorglich ich nach meinem Schlosse brachte;
Damit, wenn ich den Ausgang ihm verschlösse,
Dies in Gesellschaft minder ihn verdrösse.

„Verlangt nur keiner fort aus jener Veste,
So sorg' ich, daß er keine Lust entbehrt.
Aus allen Zonen dieser Welt das Beste,
Wird ihm in meinem Felsenschloß gewährt,
Musik, Gesänge, Kleider, Schmaus und Feste,
Was nur das Herz ersinnt, der Mund begehrt.
Ich säte klug, die Frucht war gut gerathen;
Du aber kömmst und störst mir meine Saaten.

„O, ist Dein Herz so schön wie Deine Züge,
So hindre nicht mein redlich Wirken hier.
Nimm diesen Schild, ich geb' ihn Dir, und füge
Das Roß hinzu, das schnelle Flügelthier;
Nur bring in meine Burg nicht; Dir genüge,
Die Freunde zu befreien, den Rest laß mir;
Ja, nimm auch den, ich will's zufrieden sein,
Nur meinen Roger laß mir, ihn allein.

„Und ist's Dein Wille, daß ich ihn entbehre,
Dann, ehe Du mit ihm nach Frankreich gehst,
Erlöse meine Seele von der Schwere
Des Fleisches, das schon modert und verwest."
Die Jungfrau drauf: „Er ist's den ich begehre.
Du krächz' und plappre, wie Du es verstehst,
Und biete mir nicht diesen Schild als Gabe
Und dieses Roß, die ich schon beide habe.

„Und könntest Du sie nehmen oder geben,
Ich würde zu dem Tausch mich nie verstehn.
Du sagst, in Deiner Hut soll Roger's Leben
Dem Einfluß feindlicher Gestirn' entgehn,
Den Du nicht kennst, und kennst Du ihn, zu heben
Zu schwach bist, denn was Gott will muß geschehn.
Du sahst nicht Deine eigne, nahe Noth,
Und sprichst von fremder, die erst künftig droht?

„Fleh' nicht, daß ich dich tödte; du verschwendest
Die Worte nur. Erscheint der Tod dir gut
Und wenn du keinen, der ihn gäbe, fändest,
Von selber findet leicht ihn starker Muth.
Bevor du aber hier dein Leben endest,
Laß die Gefang'nen frei aus deiner Hut."
So sprach sie und sie führte mittlerweile
Gefangen an die Felswand ihn, die steile.

Gefesselt ging er an der eig'nen Kette,
Die hielt das Mädchen fest in ihrer Hand.
Sie traut' ihm nicht, obwohl es schien, als hätte
Er keine Kräfte mehr zum Widerstand.

Nach wenig Schritten kamen sie zur Stätte,
Wo sich am Bergesfuß der Spalt befand
Und die gewundnen Stufen im Gefels
Dort stiegen sie zum Thore des Castells.

Der Greis nimmt einen Marmor aus der Schwelle,
Der wunderbare Schrift und Zeichen trägt;
Und mehr als ein Gefäß liegt an der Stelle,
Das immer raucht und drinnen Feuer hegt.
Atlas zerschlägt sie, und mit Blitzesschnelle
Wird kahl der Berg und wüst und ungepflegt;
Nicht Thurm noch Mauer bleiben an der Stätte,
Wie wenn ein Schloß hier nie gestanden hätte.

Da riß der Greis sich los von seinen Banden,
Wie sich die Drossel losreißt von der Schnur,
Und er und sein Palast zugleich verschwanden;
Nichts blieb zurück als die Gesellschaft nur:
Die Ritter und die schönen Frauen standen
Anstatt in Sälen auf der freien Flur;
Und diese Freiheit that gar manchem Leid,
Denn nun war's aus mit der vergnügten Zeit.

Da ist Gradasso, da ist Sacripante,
Da ist Prasild, (der mit Rinalden war,
Als dieser wiederkam aus der Levante,)
Und sein Irold, ein ächtes Freundespaar.
Hier endlich trifft die schöne Bradamante
Den vielgeliebten Roger in der Schaar,
Der, als er sie erkannt hat, hocherfreut
Ihr gutes, holdestes Willkommen beut.

Ihr, die er mehr als seiner Augen Licht,
Als Herz und Leben liebt, seit jener Stunde,
Wo sie für ihn den Helm vom Angesicht
Aufschob, und so versehrt ward von der Wunde,
Von der zu reden jetzt die Zeit gebricht,
Wie auch von ihrem Ritt im Waldesgrunde,
Wo sie sich suchten, rastlos, immerfort,
Und nie sich fanden bis an diesem Ort.

Als er sie jetzt erblickt' und gar in ihr
Die einzige Befreierin erkannte,
Empfand er solche Wonne, daß er schier
Beseligt sich und dreimal glücklich nannte.
Sie stiegen von dem Berg in das Revier,
Wo ihren Sieg erkämpfte Bradamante,
Und sieh, da stand der Hippogryph und trug
Den Schild (jedoch verdeckt) am Sattelbug.

Das Fräulein geht und greift nach seinem Zaum,
Und ruhig läßt er sie an seine Seite;
Dann breitet er die Flügel durch den Raum
Und setzt, nicht weit, sich wieder, mehr beiseite.
Sie folgt ihm nach, doch sie erreicht ihn kaum,
So fliegt er auf, nie aber sehr ins Weite,
Wie es die Krähe macht auf sand'gem Grunde,
Die hin und her wegflattert vor dem Hunde.

Roger, Gradasso, Sacripant und mehr
Der Ritter, die den Berg verlassen hatten,
Vertheilen sich und stellen sich umher,
Wo jeder hofft, der Flieger werd' ermatten.
Der aber führt die andern kreuz und quer,
Bald über steile Höh'n und Felsenplatten,
Bald in der tiefen Schluchten feuchte Mitte,
Und erst bei Rogern hemmt er seine Schritte.

Dies war des Atlas Werk, des klugen Alten,
Der zärtlich nur an eins zu denken schien,
Rogern zu schirmen vor des Schicksals Walten:
Nur dies erfüllte, dies bekümmert' ihn,

Er ließ vor ihm den Hippogryphen halten,
Um so ihn von Europa fortzuziehn;
Roger ergreift ihn, um ihn mitzuführen,
Der sträubt sich aber, will den Fuß nicht rühren.

Da springt der Kühne von Frontin hernieder
(Frontin, so wurde Rogers Pferd genannt,)
Und setzt sich auf den Gaul mit dem Gefieder
Und spornt und setzt sein stolzes Herz in Brand.
Der läuft ein Weilchen, stemmt sich auf, und wieder
Steigt er gen Himmel, leicht wie von der Hand,
Wann ihm sein Herr den Hut vom Kopfe zieht,
Der Falk' emporsteigt, der den Reiher sieht.

Als Bradamante dies ansehen mußte,
Rogern in solcher schwindelnden Gefahr,
Da stand sie von dem drohenden Verluste
Betäubt und lange der Besinnung bar.
Was sie vom Raub des Ganymedes wußte,
Der in den Himmel ward entführt vom Aar,
Dasselbe, dachte sie, betreff' auch ihn,
Der schöner ihr als Ganymed erschien.

Mit unverwandtem Blick folgt sie ihm nach,
So weit das Auge reicht; doch solchem Rennen
Zu folgen sind die Augen viel zu schwach,
Die Seele nur wird nie von ihm sich trennen.
Und mittlerweil mit Thränen, Weh und Ach
Kennt sie nicht Ruh' und Rast, will sie nicht kennen,
Und als sich Rogers Spuren ihr entzieh'n,
Kehrt sie den Blick zum guten Roß Frontin.

Sie fühlt, daß sie ihn nicht verlassen kann,
Zum Raub des ersten Besten, mit dem Pferde
Will sie nach Haus und es dem theuren Mann
Verwahren, der ja wiederkommen werde.
Aufsteigt der Greif, kein Roger hält ihn an;
Tief unter sich sieht er die Höh'n der Erde,
Und immer tiefer, bis er nicht erkennt,
Wo von der Ebne das Gebirg sich trennt.

Er steigt, daß er auch kaum noch sichtbar wäre,
Ein Pünktchen nur, wenn ihr von unten seht;
Dann lenkt er dorthin, wo die Sonn' im Meere
Verschwindet, wann sie mit dem Krebs sich dreht,
Und durch die Luft hin geht's, wie die Galeere
Durchs Wasser, wann der Wind ihr günstig weht.
Wir lassen ihn, er wird schon weiterkommen,
Und sehen, welchen Weg Rinald genommen.

Rubinstein: Psychologisch-ästhetische Essays.*)

Vor drei Jahren hat sich Susanna Rubinstein, Dr. phil., mit einer Broschüre „Die sensoriellen und sensitiven Sinne" beim Publikum eingeführt, jetzt veröffentlicht sie sechs Essays, deren „Nerv und Ausgangspunkt" „das Princip der Sinnespräponderanz" sein soll. Der Gedanke, sagt sie, „daß jeder psychische Habitus, wie er sich schon allein im passiven Stimmungszustande des Innern ausspricht, aber vollkräftiger und nachdrücklicher in seinen Schöpfungen manifestirt — auf die Alimentirung desselben durch einzelne bevorzugte Sinne zurückzuführen sei, hat sich mir im Laufe der Jahre, sowohl von der Betrachtung der Individuen, als vom völker-psychologischen Standpunkt ausgehend, nur noch überzeugender festgestellt. In Allem, worin ein einzelnes Individuum sein Dasein bethätigt und womit ein Volk seine specifische Stellung in der Cultur kennzeichnet, windet sich immer ein bestimmter, blutsverwandter Grundzug durch, das weist auf einen einheitlichen Ausgangspunkt hin, und dieser kann nirgends sonst zu suchen sein, als da, wo die Elementarstoffe eindringen — nämlich in den Sinnen." Lassen wir die mangelhafte Form dieser Sätze auf sich beruhen und sehen wir zu, wie die Verfasserin den interessanten Gedanken durchgeführt hat. Der erste Essay, „Das Leben der Sinne", ist ein Auszug aus ihrer früheren Schrift, er stellt kurz die jetzigen Lehren über den Gegenstand zusammen, entbehrt aber heute wie damals der erforderlichen Genauigkeit des Ausdrucks. Ähnlich wie im Jahre 1875 schreibt die Dame: „Der eintretende Reiz findet in der Nervenbahn eine Spannung vor, die durch das Zusammenfließen einer Vielheit widerstreitender Erregungen und durch die permanente Bewegung des Stoffwechsels unterhalten wird, und je nachdem er sie erhöht oder herabstimmt, giebt sich die Empfindung als unangenehm oder angenehm kund." Wie damals**), ist sie heute darauf aufmerksam zu machen, daß sowohl Erhöhung als Herabstimmung des Reizes angenehm und unangenehm wirken können. Mit dem Satz: „Die Menge und Größe der mit einander verschmolzenen Vorstellungskreise macht die Bildung aus" trifft sie ebenfalls nicht ins Schwarze, denn ohne Richtigkeit und Ordnung bringt die Menge und Größe der mit einander verschmolzenen Vorstellungskreise nicht Bildung, sondern Verworrenheit zu Stande. Der zweite Essay, „Zur Sprachwissenschaft", berichtet über den jetzigen Stand der hierher gehörigen Forschungen und schließt mit einem flüchtigen Blick auf den geschichtlichen Gang, den sie genommen. Der dritte, „Über das Gedächtniß", wird Lesern willkommen sein, welche mit dem Thema noch unbekannt sind. Im vierten, „Einbildungskraft und Phantasie," will die Verfasserin die undisciplinirte und zügellose Einbildungskraft von der systematisirten und veredelten Phantasie unterschieden wissen und behauptet: „Sowohl die neuere Terminologie (?), als die neuere Psychologie halten an dem Unterschied von Einbildungskraft und Phantasie fest", aber sie theilt nicht mit, auf welche Autoritäten sie sich stützt, obschon sie sonst, wie es die Natur ihrer Arbeiten mit sich bringt, es an Citaten keineswegs fehlen läßt. Das Wort εἰχασία, das Plato, wie sie erzählt, im Sinne von Einbildungskraft gebraucht, steht in Passow's griechischem Wörterbuch nicht. Centauren, Sphinxe und ähnliche Gebilde, die „von arger Verletzung der organischen Naturlogik zeugen", kann die Verfasserin „als keine legitimen, sondern nur als mediatisirte Kunstwerke ansehen"; sie stellt die Ansicht auf: „Die Idee ist der Ausgangspunkt des künstlerischen Schaffens, und es ergeht an die Phantasie die Forderung, für den geistigen Inhalt derselben eine sinnlich zureichende Form zu finden"; sie meint: „Man geht jedoch zu weit, wenn man annimmt, daß das Genie sich von jeder Gesetzlichkeit freispräche; es fügt sich nur nicht dem hergebrachten Causalgesetz(!) weil aus seiner Natur, die eine ganz incommensurable Welt für sich ist, eigene Bedingungen resultiren!" sie verwechselt den ins Meer stürzenden Ikarus mit dem erfolgreich fliegenden Dädalus; sie schreibt: „doch die Phantasie bleibt nicht blos beim Individuellen und Irdischen stehen, sie tritt näher der Werkstatt des Weltgeistes und vernimmt das geheimnißvolle Weben und Walten im unendlichen All. Mit ihrer schrankenlosen Allmacht erfüllt sie das schwebende Ahnen, stillt sie im Schönen die zitternde Sehnsucht der Seele nach Lebensvollendung. Aus

*) Von Dr. Susanna Rubinstein. Heidelberg, 1878. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

**) Magazin Nr. 15 des Jahres 1875.

diesem Grunde weht Jeden aus den Schöpfungen der Kunst ein heimatlich verlorener, ein urweltlich trauter Hauch an." Ein Gedicht von Schiller mit der Überschrift „Der Künstler" existirt nicht; die von der Verfasserin nicht wortgetreu angeführten Verse stehen in der „Huldigung der Künste", werden vom Genius gesprochen und lauten:

„Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin!"

Wenn man citirt, soll man richtig citiren.

Bis hierher war von dem Nerv und Ausgangspunkt der Abhandlungen, aus dem Vorherrschen dieses oder jenes Sinnes das eigenthümliche Verhalten von Individuen und Völkern zu erklären, nicht viel zu merken, in den beiden letzten Essays „Charakteristik der jüdischen Phantasie" und „Charakteristik der christlich-germanischen Phantasie" wird es anders. Zwar sind beide Themata wieder und wieder bereits von den verschiedensten Standpunkten aus erörtert worden, aber sie verlieren, ihrer Unergründlichkeit halber, nicht leicht die fesselnde Kraft und der Versuch des Dr. Rubinstein, das Wesen der jüdischen Phantasie aus dem Vorherrschen des Gehörsinns, das der alt-hellenischen aus dem Übergewicht des Gesichtsinns abzuleiten und die christlich-germanische dann aus den beiden Richtungen zusammen zu löthen, bietet den Reiz der Neuheit. Ob der Versuch gelingen kann? Vor uns liegen die Schöpfungen dieser Volksgeister; aus den Wirkungen auf die Ursachen zu schließen bleibt allemal etwas durchaus Unzuverlässiges, und mehr können wir doch in diesem Falle nicht thun, da wir außer Stande sind, die Ursachen experimentell die Wirkungen erzeugen zu lassen. Die Hebräer besaßen weder namhafte Bildhauer noch Maler, wohl aber ausgezeichnete lyrisch-religiöse und Spruchdichter, was folgt daraus Entscheidendes für die Beschaffenheit ihrer geistigen Augen und Ohren? Die alten Hellenen erfreuten sich genialer Architekten, Bildhauer, Maler, Lyriker, Epiker und Dramatiker, gewiß waren ihre edleren Sinnesorgane untadelig, allein die jüdischen brauchen deshalb nicht schlechter gewesen zu sein. Über die physischen Bedingungen der geistigen Anlagen können wir selbst beim heutigen Individuum nur höchst Unzureichendes angeben, wie sollte es uns mehr gelingen, wo wir in noch weit tieferem Dunkel umhertappen, bei ausgestorbenen Nationen? Wie viel tragen körperliche Anlagen zum Charakter einer Nation bei, wie viel andere Elemente, ihre Aufenthaltsörte, ihre Geschichte? Die Verfasserin beruft sich auf Vischer und sagt im vierten Essay: „Ist Jemand für das Auge organisirt, so kann bei ihm das stereometrische Sehen, das die Dinge körperhaft umspannt, oder das lineare Sehen, oder das Unterscheidungsvermögen für Licht und Farbe die Oberhand gewinnen. Im ersten Fall herrscht die Anlage zur Skulptur, im zweiten die zur Architektur, im dritten die zur Malerei vor. Ähnlich dirimirt — [die Vorliebe für nicht deutsche Ausdrücke, wo man sie in gleicher Güte in unserer Sprache finden kann, ist keine löbliche Eigenschaft bei einem Schriftsteller, der deutsch schreibt] — sich das Ohr in das Ressort für Melodie und in das für Harmonie; das erstere disponirt für die lyrische, das zweite für die heroische Richtung im Gebiete der tönenden Künste. Dieses natürliche Specificirungs-Verhältniß schließt übrigens nicht die Möglichkeit aus, daß sich in einer Individualität einige Phantasiearten vereinigen; selbst in einem einzigen Kunstressort können sich verschiedene Phantasievorstellungen compliciren, so z. B. muß der epische Dichter nicht blos auf das Ohr, hinsichtlich der sprachlichen und rhythmischen Formen, sondern auch auf das Auge, hinsichtlich der Anschaulichkeit seiner Gestalten angelegt sein. Was hier von der Phantasie der Einzelnen gesagt wurde, gilt mit demselben causalen Rechte von den generellen Zusammenfassungen derselben, nämlich von den Völkern. Jedes einzelne Volk schwingt sich in einer bestimmten Kunst zu seiner höchsten Leistungsfähigkeit auf. Daß auch für diese corporative Einseitigkeit der psychologisch-genetische Grund nirgends anders, als in einer Sinnespräponderanz zu suchen sei, wird noch in einer anderen Stelle berührt werden." Es geschieht mehrfach in den beiden letzten Essays, aber natürlich kommt es niemals zu einer Ableitung der Wirkung aus der deutlich vorgezeigten Ursache, sondern immer nur zum umgekehrten Verfahren, zu höchst anfechtbaren Behauptungen. Dr. Rubinstein sagt: „Jehova enthüllte sich auch nicht seinem Volke, sondern er offenbarte sich ihm durch das Organ, welches sich an die subjectiv abgeschlossenen Tiefen richtet — durch das Gehör. Moses sah nicht das Antlitz des Herrn, sondern er vernahm die Stimme u. s. w." Aber ihr widerspricht kein Geringerer als Moses selber, der II, 24, 9 und 10 berichtet: „Da stiegen Mose und Aaron, Nadab und Abihu, und die siebenzig Ältesten Israels hinauf; und sahen den Gott Israels." Dr. Rubinstein versichert: „Für das von aller Äußerlichkeit abgewendete, ganz nach innen vertiefte Leben Israel's mußte die durchgeistigteste Kunst, die Kunst, in der Phantasie zu Phantasie in körperlosen Vorstellungen spricht — die Dichtkunst die angemessenste sein." Mußte? Vielleicht, wenn sich nachweisen ließe, daß die Juden wirklich ein von aller Äußerlichkeit abgewendetes, ganz nach innen vertieftes Leben führten, aber das war notorisch durchaus nicht der Fall, es kam ihnen ungemein viel darauf an, daß es ihnen wohl ging, und daß sie lange lebten auf Erden. Die Verfasserin meint: „Die hebräische Phantasie wird nicht von den äußeren Erscheinungsformen sollicitirt, sondern sie entzündet sich am seelischen Heerde"; aber das meint sie nicht immer, sie selbst theilt eine „Probe aus der vielbewunderten Schilderung der Heuschreckenverwüstung" mit, welche von dem „wunderbar malerischen Talent" des Propheten Joel Zeugniß ablegt und bestätigt, was als selbstverständlich gar keiner Bestätigung bedarf, daß die Juden, gerade wie alle übrigen Menschen, von den äußeren Erscheinungsformen sehr lebhaft angeregt wurden. Vielleicht fehlte es ihnen nur an handlichem Geschick; das würde ihren Mangel an Malern und Bildhauern genügend erklären.

Über psycho-physisch-ästhetische Probleme, wie das hier abgehandelte, läßt sich viel hin und her plaudern, es läßt sich jede Ansicht mit mehr oder minder geistvollen Aperçus — wir haben im Deutschen kein entsprechendes Wort — unterstützen und schwächen, mit guten und schlechten Gründen von allerlei Art vertheidigen und verurtheilen, aber zu einer endgiltigen, allgemein anerkannten Entscheidung kann man es schwerlich bringen. Ist die Buße wirklich die christliche Vertiefung und Veredelung der antiken Sühne? Das hängt von dem Sinn ab, den man den Worten beilegt und von dem Werth, den man dem Sinne zuertheilt. Der Buße liegt das Besserwerden, der Sühne das Versöhnungsuchen zu Grunde, keines von beiden genügt ohne das Andere. So erlaubte fast jeder Satz der zwei letzten Essays Rede und Gegenrede ohne Ende, brechen wir also kurz ab. Dr. Rubinstein verspricht in einem späteren Bande ihre Art der Charakterisirung bei einer anderen Völkergruppe fortzusetzen, man darf neugierig sein, wie sie das auszuführen gedenkt. Sie hat der christlich-germanischen Phantasie die ganze Erbschaft der jüdischen Gehörs- und der hellenischen Gesichtsvorstellungen zugesprochen, was wird für die Anderen übrig bleiben? An Lebhaftigkeit und Strebsamkeit des Geistes, an regem Eifer für das

Schöne und Gute, an großer Belesenheit in sehr verschiedenen Fächern fehlt es ihr nicht, ein reinerer und besserer Stil, schärferes Denken und größere Sorgfalt im Einzelnen sind für sie gewiß keine unerreichbaren Ziele, also hoffentlich auf ein schöneres Wiederfinden! O. S. Seemann.

Frankreich.

Zur Geschichte des französischen Theaters: Theaterfreiheit und Theatercensur.

Die nachstehenden Mittheilungen sind im Wesentlichen einem Aufsatze: „La liberté des théâtres" von Albert Delpit, im diesjährigen Februarheft der Revue des deux mondes, entnommen. Der französische Verfasser ließ sich bei seiner Arbeit von der Absicht leiten, die ästhetisch-literarischen, sittlichen und wirthschaftlichen Nachtheile der Theaterfreiheit darzuzeigen. Uns scheint es, daß er zuviel hat beweisen wollen, auch für Frankreich, und in jedem Falle lassen sich aus den französischen und zumal den Pariser Verhältnissen nicht ohne Weiteres für Deutschland gültige Folgerungen ziehen. So lange wir in Deutschland eine große Anzahl subventionirter Hofbühnen haben, läßt sich von einer unumschränkten Geltung des Princips der freien Concurrenz nicht reden. Wären nur alle unsere Hofbühnen so tüchtig, als sie es sein könnten und sollten, sie würden durch das Bestehen zahlreicher nicht subventionirter Bühnen in keinem Sinne benachtheiligt sein. Wenn aber unter den bei uns seit der Einführung der Theaterfreiheit entstandenen neuen Bühnen sich eine oder die andere befinden sollte mit einem frischeren Streben, einem unabhängigeren Geiste, einem reicheren Repertoire, so hätten wir dafür der neuen liberalen Gesetzgebung nur dankbar zu sein. Dabei verkennen wir durchaus nicht den dem guten Geschmack und den guten Sitten in gleichem Maße widersprechenden Charakter gewisser Vergnügungsanstalten, welche ohne die Theaterfreiheit nicht oder wenigstens nicht in solcher Anzahl aufgekommen wären. Allein was den guten Geschmack betrifft, so gehört der zu den Dingen, auf die durch staatliche Gebote und Verbote nicht eingewirkt werden kann. Der offenbaren Unsittlichkeit ließe sich dagegen durch eine gute Sittenpolizei wehren (auch auf anderen Gebieten z. B. dem des Inseratenwesens), ohne daß der Freiheit der Theater (und der Presse) zu nahe getreten zu werden brauchte. Wie heutzutage die Dinge liegen, würden die Interessen der Kunst durch die Einmischung des Staates mehr zu verlieren als zu gewinnen haben. Denn der heutige Staat ist nicht länger ein absoluter Monarch und eine einflußreiche Aristokratie, welche beide in einem günstigen Falle verständige und geschmackvolle Mäcene zu sein vermögen. Der heutige Staat ist eine durch parlamentarische Institutionen und eine mehr und mehr demokratische öffentliche Meinung in Schranken gehaltene Bureaukratie, und Bureaukratie, Parlamente und die moderne öffentliche Meinung sind, wenn nicht bewußt kunstfeindliche, doch ihrem Wesen nach kunstwidrige Factoren. Gegen die Übermacht der Bureaukratie und des demokratischen Utilitarismus giebt es keine andere Wehr und Bürgschaft als die Freiheit, welche auch die Minorität — und die Kunst ist heute vielleicht mehr denn je in der Minorität — zu Wort kommen läßt.

Obwohl wir also mit der Tendenz des französischen Aufsatzes nichts weniger als einverstanden sind, haben wir doch eine Reihe literarisch- und historisch-interessanter Thatsachen darin gefunden, die wir hiermit unseren Lesern vorlegen.

Unter der alten Monarchie hatten nur zwei Theater das Privilegium, abgabenfrei dem Pariser Publikum Vorstellungen zu geben: die Oper und die Comédie Française. Die übrigen concessionirten Bühnen mußten ihnen Abgaben bezahlen, von den Markt- und Meß-Künstlern an bis hinauf zur Opéra Comique und der Comédie Italienne, welche sich später verschmolzen, wodurch das aus Gesang und Dialog gemischte Genre geschaffen wurde, das man in der Salle Favart cultivirte.

Als die Revolution hereinbrach, kamen die Neuerer selbstverständlich auf den Gedanken, auch die Theater unabhängig zu machen. Warum sollten sie nicht ebensowohl frei sein, wie die Presse und die Tribüne?

Die Journale hatten sich schon mit dieser Frage beschäftigt, als die Nationalversammlung am 24. August 1790 durch eine Petition, welche La Harpe überreichte, damit befaßt wurde. Diese Petition verlangte, daß „Alles überall gespielt werden dürfe"; unterzeichnet war sie u. A. von Sédaine; Cailhava d'Estandoux; Chamfort; Fenouillot de Falbaire; Ducis; Collot d'Herbois; Maria Joseph Chénier und Beaumarchais*). Die Nationalversammlung nahm die Petition günstig auf und überwies sie einer besonderen Commission, auf deren Berichterstattung in der Sitzung vom 19. Januar 1791 nach Verhandlungen, an denen sich auch Robes-

---

*) Eine von diesen Männern unterzeichnete Petition mußte allerdings höchst beachtenswerth erscheinen! Vielleicht sind die nachstehenden Bemerkungen über die im Text erwähnten Bittsteller nicht unwillkommen:

Michel Jean Sédaine, geboren zu Paris am 14. Juni 1719, gestorben daselbst im Jahre 1797, war ein fruchtbarer und glücklicher dramatischer Schriftsteller. (Michel Jean Sédaine dürfte der Unterzeichner der Petition gewesen sein; übrigens hatte zu dem fraglichen Zeitpunkte auch Jean François Sédaine, Neffe des Ersteren, schon verschiedene Dramen ꝛc. geliefert.)

Jean François Cailhava, geboren zu Toulouse 28. April 1731, war Verfasser zahlreicher dramatischer Werke, ferner von „L'art de la comédie" und von „Les causes de la décadence du théâtre et les moyens de le faire refleurir".

Sébastian Roch Nicolas Chamfort, geboren 1741 unweit Clermont, gestorben zu Paris 1795, war gleichfalls Verfasser verschiedener einst sehr geschätzter dramatischer Werke und eines „Dictionnaire dramatique". Berühmter ist er durch seine von tiefer Menschenkenntniß und Menschenverachtung zeugenden Aphorismen.

Charles Georges Fenouillot de Falbaire, geboren zu Salins am 6. Juli 1727, Verfasser verschiedener Schauspiele ꝛc., insbesondere des „l'Honnête criminel".

Ducis, geboren zu Versailles 1733, gestorben 1816, einer der fruchtbarsten dramatischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, hat namentlich auch Shakespeare'sche Stücke, u. A. Hamlet, Romeo und Julie, Othello, König Lear, für die französische Bühne bearbeitet.

Maria Joseph Chénier, geboren zu Constantinopel 1764, gestorben zu Paris 1811, hatte im Jahre 1789 geschrieben: „De la liberté du théâtre en France und Charles IX, ou l'Ecole des rois"; in den nächsten Jahren der Revolution folgten „Jean Calas ou l'Ecole des juges" (1791); „Cajus Gracchus" (1792); „Timoléon" (1795).

Collot d'Herbois, meist wohl nur als fanatischer Revolutionär, als Freund und Feind Robespierre's bekannt, war ursprünglich Schauspieler, dann Schauspieldichter und hat zahlreiche Stücke geschrieben, z. B. „La famille patriote". Er soll bei seinem Auftreten als Schauspieler in Lyon ausgepfiffen worden sein! Rührte daher die schreckliche Wuth, mit der er später als Proconsul die unglückliche Stadt heimsuchte?

Als Beaumarchais die Petition unterschrieb, hatte er bereits seinen „Barbier de Séville" (1775) und „Le Mariage de Figaro" (1784) geschrieben.

pierre und der Abbé Maury betheiligten, ein Decret angenommen wurde, dessen erster Artikel lautete, wie folgt: „Jeder Bürger darf, nach vorgängiger Anzeige bei der Ortsobrigkeit, ein öffentliches Theater errichten und dort Vorstellungen jeder Art geben." Diese unbeschränkte Freiheit erhielt sich bis zu dem Decrete vom 8. Juni 1806, worin Napoleon I. beschränkende Maßregeln ergriff; die von ihm getroffenen Bestimmungen blieben im Wesentlichen in Kraft unter der Julimonarchie, der Republik von 1848 und während der längsten Zeit des zweiten Kaiserreichs. Als Napoleon III. sich liberaleren Grundsätzen zugänglicher zeigte, forderten einige Schriftsteller die Rückkehr zu den Vorschriften des obenerwähnten Decrets von 1791; der sich sehr für die Literatur interessirende Graf Walewski glaubte die französische Bühne durch eine solche Maßregel zu fördern und seine Rathschläge, wie der Einfluß der öffentlichen Meinung veranlaßten den Kaiser, trotz der Gegenbestrebungen Camille Doucets, des damaligen Chefs der Behörde für die schönen Künste, die Gesetzgebung von 1791 durch das Decret vom 6. Januar 1864 wieder herzustellen.

Seit dem Jahre 1680, wo die Comédie française gegründet wurde, bis auf die Gegenwart, d. h. in einem Zeitraume von 198 Jahren hat die „Theaterfreiheit" in Frankreich nur während 29 Jahre bestanden; auf das Gedeihen der Comédie Française und der Opéra bis zur Revolution besonders hinzuweisen, sei überflüssig, meint Delpit, da die Geschichte jener Bühnen durch die glänzenden Namen der für sie und an ihr wirkenden Meister genugsam in's Licht gestellt werde. Dagegen lasse sich durch eine Darlegung dieser Geschichte, wie sie sich in Folge des Decretes der Nationalversammlung vom Jahre 1791 gestaltete, leicht beweisen, daß die Theaterfreiheit der Kunst, wie dem Gedeihen der Theater-Unternehmungen gleich schädlich gewesen sei.

Wie schon bemerkt, gipfelte die Petition der dramatischen Schriftsteller, der durch das Votum vom 19. Januar 1791 stattgegeben wurde, darin, „daß Alles überall solle gespielt werden dürfen" („jouer tout et partout"). Die Mehrheit der Unterzeichner hatte sich übrigens nur dafür ausgesprochen, daß „Alles" gespielt werden dürfe; Laharpe setzte das „überall" eigenmächtig hinzu!

Zwei jener Schriftsteller hatten ihre Ansicht über den wichtigen Gegenstand bereits früher in abweichendem Sinne entwickelt; Cailhava hatte in einer Schrift: „Causes de la décadence du théâtre" 1789 die Errichtung einer zweiten Comédie Française angeregt, um der ersten Concurrenz zu machen und die Heranbildung junger Schriftsteller und Schauspieler zu fördern; eine Idee, welche später durch das Odéon verwirklicht worden ist; Maria Joseph Chénier hatte in einer Broschüre „über die Freiheit des Theaters" (nicht der Theater) verlangt, daß alle Gegenstände auf die Bühne gebracht werden dürften, was auf die Abschaffung der Theater-Censur hinauskam.

Dagegen war es bis dahin selbst den liberalsten Geistern nicht in den Sinn gekommen, daß es dem Ersten Besten zu gestatten sei, je nach seiner Laune oder seinem Privat-Interesse ein öffentliches Theater zu errichten!

Das Decret der Nationalversammlung rief sofort das regste Leben auf diesem Gebiete hervor; binnen kürzester Frist wurden fünfzig Theater errichtet, die jedoch ebenso rasch wieder zu Grunde gingen; nur einige Theater niedrigsten Ranges behaupteten sich länger. Delpit meint nun, daß die Ursachen des Bankerotts jener Unternehmungen nicht in den Ereignissen zu suchen seien, die kurz darauf Frankreich aus den Angeln hoben, wenn er auch zugeben muß, daß vor den Tagen von Valmy (20. September 1792) und von Jemappes (6. November 1792) und nach dem 21. Januar 1793 (Hinrichtung Ludwig XVI.) das Drama mehr an den Grenzen und im Convent seine Stätte hatte, aber nach dem Falle Robespierre's und des Berges im Jahre 1794 habe sich Paris in einen Strudel von Vergnügungen gestürzt und doch seien die Bankerotte der Theaterunternehmungen niemals häufiger gewesen, als grade zu dieser Zeit! Nicht allein Theater zweiten und dritten Ranges gingen zu Grunde; selbst die besten Bühnen, an denen viele Künstler ersten Ranges vereinigt waren, wie die Opéra, die Comédie Française, das Odéon, das Feydeau, das Louvois-Theater u. s. w. befanden sich in den mißlichsten Verhältnissen! Die Opéra hatte sich am 26. Juli 1794, einen Tag vor dem Sturze Robespierre's, in jenem alten Saal der Porte Saint-Martin etablirt, den die Commune 1871 verbrannt hat. Hier glänzten Nourrit (Vater), Mademoiselle Armand, Etienne Lainé, der die Marseillaise mit der rothen Mütze auf dem Kopfe sang, Rode und der berühmte Garat.

Dennoch war die Lage der Opéra eine sehr mißliche, es half nichts, daß sie subventionirt wurde. Selbst Hébert, der wüthende Revolutionär und Herausgeber des schmutzigen „Père Duchesne", erkennt die Nothwendigkeit an, dieses Theater zu unterstützen, das nach seinen Worten zwar „ein Asyl der Contrerevolution war, in dem aber doch die schönen Künste blühten". Der Comédie Française erging es nicht glücklicher. Seit 1791 war eine Spaltung unter ihren Theilhabern eingetreten — Talma, Grandmesnil, Dugazon, die beiden Baptiste, Michot, Damas und die Damen Vestris, Lange, Monvel etablirten sich im Louvois-Theater, dessen Gebäude kurz vorher durch den Architekten Brongniard auf dem Platze des alten Hôtels des berühmten Ministers Ludwig XIV. erbaut war und heute zur Aufbewahrung von Decorationen der Opéra Comique dient. Trotz der berühmten Namen der Künstler schlug das Unternehmen fehl!

Die Schauspieler, welche der Comédie Française treu geblieben waren, wollten diese den alten Traditionen gemäß fortführen: zum Lohn dafür wurden sie (bis auf zwei) als Contrerevolutionäre verhaftet und einige Monate gefangen gehalten; sie versuchten dann ihr Heil in der Rue Richelieu — ohne Erfolg; endlich nöthigten die Consuln durch ein Decret vom 6. Frimaire an XI. die früheren Mitglieder, die Comédie Française wiederherzustellen, welche jedoch, unserem Autor zufolge, erst nach dem Decret vom Jahre 1806, wodurch die Theaterfreiheit unterdrückt wurde, ihr altes Gedeihen wiederfinden konnte.

Auch das Odéon hatte ein geplagtes Dasein! La Montansier eröffnete es am 16. August 1794 und schloß es bereits Ende November desselben Jahres. Fünf Gesellschaften versuchten darin nach einander vergeblich ihr Heil!

Nicht nur diesen allgemeinen Ruin der Theaterunternehmungen, sondern auch den Überfluß an schlechten Schauspielern und den Mangel an guten Novitäten leitet Delpit aus der Theaterfreiheit her, während wir die Übel wohl mit mehr Recht aus dem unkünstlerischen Charakter der revolutionären Epoche herleiten möchten. So lange ein Schauspieler nur in der Comédie Française vor dem Publikum habe erscheinen können, sei er zu einem gründlichen Studium seiner Kunst genöthigt gewesen; jetzt tauchten bei der großen Anzahl der Theater Hunderte und aber Hunderte von Schauspielern auf, die Nichts konnten und Nichts lernen wollten; nicht besser habe es hinsichtlich der dramatischen Literatur während der Periode von 1791—1806 ausgesehen, die nur sehr wenige gute Werke lieferte, denn die berühmten Stücke, wie „La mort d'Abel" von Legouvé, „L'ami des lois" von Laya, die „Victimes cloitrées" von Monvel und der „Fénélon" von M. J. Chénier seien eigentlich doch nur politische Manifeste gewesen. Übrigens

hätten die hervorragenden dramatischen Schriftsteller von den seit dem Decret von 1791 geschaffenen zahlreichen Theatern auch durchaus keinen Vortheil gehabt. Die Schriftsteller von Ruf hielten es für einen Ehrenpunkt, ihre Sachen nach wie vor nur den Bühnen von literarischer Bedeutung (den „scènes littéraires") zu geben, so daß die neuen Theater, an die man so große Erwartungen geknüpft hatte*), sich auf die Arbeiten von Schriftstellern vierten Ranges beschränkt sahen. Nur Beaumarchais ließ seine „Mère coupable" auf dem Marais-Theater (1792) aufführen, war jedoch hocherfreut, als auch die Comédie Française dieses Stück auf ihre Bühne brachte.

Napoleon I. unterdrückte am 29. Juli 1807 mehr als vierzig Theater und ließ nur acht bestehen; vier große: die Opéra, die Comédie Française, die Opéra Comique und das Théâtre de l'Impératrice; vier kleine: das Vaudeville-, das Gaité-, das Ambigu-Comique und das Variétés-Theater. Unser Autor meint nun, die Erfolge dieser Maßregel hätten nicht auf sich warten lassen; die Lage der Theater sei eine ungleich bessere geworden, während in den fünfzehn Jahren von 1791 bis 1806 mehr als fünfzig Theaterunternehmungen fallirt hatten, machten in den fünfzehn Jahren von 1807—1822, der Zeit der Kriege des Kaiserreichs und zweier Invasionen, nur fünf Unternehmungen Bankerott, worunter sich obendrein nur zwei eigentliche Schauspiel-Unternehmen: das Odéon und das La Porte-Saint-Martin-Theater befanden. Allein uns scheint evident: je weniger Theater bestehen, desto weniger Theater können falliren. Doch was viel wichtiger ist: die Kaiserzeit und die Zeit der Restauration waren trotz der Kriege und Invasionen allen Geschäften, auch dem des Theaterdirectors, ungleich günstiger als die vorhergegangene Epoche der Unordnung.

Erst im Jahre 1848 wurde die Frage der Theaterfreiheit wieder auf die Tagesordnung gebracht; der Präsident der Republik, Louis Bonaparte, setzte eine Commission nieder, um dieselbe zu studiren und einen Gesetzentwurf darüber vorzubereiten. Diese Commission veranstaltete eine bezügliche Enquête, wobei zweiunddreißig Theater-Interessenten vernommen wurden: Direktoren, dramatische Schriftsteller, Musiker, Kritiker, Schauspieler, ein Balletmeister u. s. w. Von diesen Sachverständigen erklärten sich vierundzwanzig für die Beschränkung der Zahl der Theater, u. A. Auber, Scribe, Provost und Regnier (von der Comédie Française). Unser Autor beruft sich zumal auf eine gegen Alexander Dumas gerichtete Auslassung Scribe's; während Dumas die unbeschränkte Theaterfreiheit verlangte, dabei aber anerkannte, daß sie zahlreiche Bankerotte im Gefolge haben würde, sagte Scribe: „Mein College stellt uns mit seinem Systeme zwanzig Bankerotte innerhalb der nächsten zwei Jahre nach dessen Einführung in Aussicht und zehn bis zwölf Theater, die sich nach Ablauf jener Zeit behaupten werden; ich wünsche, daß man diese zehn bis zwölf Theater gleich einrichte, ehe tausend Familien ruinirt sind." Indessen diese Äußerung dünkt uns nur den Beweis zu liefern, daß der berühmte Lustspielschreiber meinte, es sei so leicht, im praktischen Leben den Dingen zu gebieten, daß sie ein gutes Ende nehmen, wie im Lustspiel. Wir übergehen die weiteren Ausführungen unseres Autors über die ökonomische Schädlichkeit der Theaterfreiheit, da sie auf nichts weiter hinauslaufen als auf den Satz, daß der Staat nicht erlauben dürfe, daß Theater-Directoren Bankerott machen. Das gehört in das vielbesprochene Kapitel der „Gründer" und bis jetzt ist das Mittel noch nicht gefunden, durch staatliche Maßregeln dieses Kapitel aus dem Buch der geschäftemachenden, gewinnlustigen Menschheit zu streichen. Jedenfalls wüßten wir nicht, warum der Staat gerade gegen Theatergründer besondere Schutzwehren errichten sollte.

In seinem Plaidoyer für die Aufhebung der Theaterfreiheit verwahrt sich Delpit gegen den Irrthum, daß diese Aufhebung gleichbedeutend sei mit Wiedereinführung der Theatercensur, und über die letztere giebt er eine Reihe thatsächlicher Aufschlüsse, die uns wieder zu interessiren geeignet sind.

Die obrigkeitliche Theater-Censur datirt erst vom Jahre 1702; am 22. August dieses Jahres hatte die Comédie Française ein vieraktiges Stück in Prosa, den „Ball von Auteuil" von Nicolas Boindin gegeben, dessen Unsittlichkeit Aufsehen erregte; der König hörte davon und ließ dasselbe aus dem Repertoire der Comédie Française streichen. Hiermit war die Censur factisch eingeführt; zuerst wurde sie unter der Controle des Polizei-Lieutenants geführt und bald dieser, bald jener Person anvertraut; der erste als solcher angestellte Censor war der Abbé Cherrier, der die Sache ziemlich leicht nahm und süß candirte Zoten nur ungern strich; einer seiner Nachfolger war Crébillon. Unter der alten Monarchie und namentlich auch in der letzten Zeit vor der Revolution wurde die Censur sehr milde gehandhabt; die „Hochzeit des Figaro" datirt von 1784, „Karl IX." von Marie Joseph Chénier von 1789; im folgenden Jahre spielte man „La famille patriote ou la Fédération" von Collot d'Herbois, ein durchaus revolutionäres Stück. Der Censor — Suard, von der Académie Française, ein überzeugungstreuer Royalist — hatte die Aufführung dieser Stücke nicht hindern zu sollen geglaubt, obgleich sie im Grunde gegen die Regierung gerichtete Kriegsmaschinen waren.

Ein besonders bemerkenswerther Fall der sonst selten vorkommenden Strenge ist das Verbot der berühmten Tragödie von Fenouillot de Falbaire: „l'Honnête criminel", die während vierundzwanzig Jahre nicht aufgeführt werden durfte. Bekanntlich gab die That eines Protestanten, Jean Fabre, der sich zu den Galeeren verurtheilen ließ, um diese Strafe von seinem alten Vater abzuwenden, Anlaß zu diesem Stück, dessen Aufführung erst im Jahre 1789 erlaubt und zuerst in der Comédie Française am 19. Januar 1790 mit einem außerordentlichen Erfolge vor sich ging. Jean Fabre heißt im Stück „Andreas, der Galeerensträfling" und Talma spielte diese rührende Rolle!

Wie man sieht, wurden diese vier Stücke dem Publikum schon vor dem Decret vom 19. Januar 1791 vorgeführt, das die Theaterfreiheit proclamirte. Die Censur hörte jedoch deshalb factisch nicht auf, obwohl sie formell aufgehoben war! So verbot die Commune von Paris kurze Zeit darauf die Vorstellung des „Ami des lois", einer fünfaktigen Komödie in Versen von Lava, und von „Adrien, empereur de Rome", eine Oper in drei Akten mit Text von Hoffmann und Musik von Méhul. Die Commune behauptete, daß die „Oper augenscheinlich royalistisch sei, da die Pferde, welche den Wagen des Hadrian über die Bühne ziehen sollten, der Königin Maria Antoinette gehört hatten".

Vielleicht ist die Censur niemals härter, als unter dem

---

*) Wahrscheinlich kaum so große, wie sie der Abgeordnete Braun (Wiesbaden) seiner Zeit im Reichstage des Norddeutschen Bundes bei den Verhandlungen über die Gewerbeordnung äußerte: „Geben Sie nur einmal Theaterfreiheit — wir werden dann vielleicht in fünf Jahren eine aristophanische Komödie in Berlin haben!" Freilich hätten wir die Theaterunfreiheit behalten, die aristophanische Komödie wäre auch nicht gekommen. Eine aristophanische Komödie und eine Shakespeare'sche Tragödie sind überhaupt keine Pflanzen, die zu jeder Zeit und auf jedem Boden wachsen. So wenig das Landwirthschaftsministerium Anordnungen treffen kann, damit in ganz Deutschland in jedem Jahre Rüdesheimer von Anno Elf wachse, so wenig kann von Staatswegen die Vegetation dramatischer Meisterwerke gefördert werden.

Régime der Theaterfreiheit gewesen! In den drei Jahren von 1792—1794 betrug die Anzahl der vorgelegten und der Censur unterzogenen Stücke 151; während in den dreizehn Jahren von 1835–1848 (wo die Theaterfreiheit nicht bestand) 8330 Stücke vorgelegt, 123 der Censur unterzogen wurden. Übrigens hatte die Commune viele untadelhafte Stücke als „mauvais" erklärt; so fast sämmtliche Sachen Molières; „Nanine" und „Mahomet" von Voltaire; „Beverley" von Saurin; ja selbst das Stück von Marivaux „Jeu de l'amour et du hasard"! Sie befahl den Schauspielern das Wort „monsieur" überall durch das Wort „citoyen" zu ersetzen und zwar selbst in den Stücken mit Versen und Reimen!*)

England.

Englische Briefe.**)

Bosworth Smith, Carthage; **Grenville Murray,** Round about France; French Pictures in English Chalk; **Hamerton,** Modern Frenchmen; English Men of Letters.

London, im October.

Wiewohl die Smith'sche Monographie über Karthago Dem, was wir von dem Gegenstande bereits wissen, nichts wesentlich Neues hinzufügt, so ist sie doch eine höchst lebendige und geistvolle Schilderung, die nicht nur dem lesenden Publikum im Allgemeinen, sondern auch den Gelehrten Theilnahme abgewinnen wird. Die Schrift ist ein Versuch, innerhalb ziemlich eng gezogener Grenzen ein möglichst vollständiges Bild von Karthago zu geben, das gewöhnlich nur als Nebenbuhler und Gegner Rom's gekannt ist. Zu diesem Zwecke hebt der Verfasser, soweit als thunlich, die Hauptunterschiede der beiden Staatswesen hervor, was um so nothwendiger ist, da Karthago seine Vertheidigung nicht mehr führen kann. Von den fünf Jahrhunderten des Wachsthums und der eigentlichen Größe der mächtigen Stadt wissen wir fast gar nichts. Erst in dem Jahrhundert, welches Augenzeuge ihres heldenmüthigen Kampfes und endlichen Falles ist, tritt die Stadt in das helle Licht der Geschichte. Ihre Bibliotheken haben das Schicksal derer Alexandriens getheilt, sie sind gänzlich vernichtet worden; Karthago's Geschichte, wie dieselbe uns vorliegt, ist erzählt worden von seinen Feinden. Diesen letzteren Umstand hat der Verfasser im Auge zu behalten sich bestrebt und in seiner ganzen Erzählung der punischen Kriege weist er stets auf die Angaben hin, die ihm von Parteilichkeit gefärbt, durch die Unwissenheit, die Furcht und den Stolz der römischen Geschichtsschreiber beeinflußt erscheinen. Er hat seinem Gegenstande eine unverhohlene Begeisterung gewidmet, welche sich dem Leser seines Buches mittheilt. In der That liest sich seine meisterliche Beschreibung eines der romantischsten Capitel der gesammten alten Geschichte mit der Art von Spannung, welche die Erzählung eines modernen Feldzuges erregt. Er beginnt mit einer allgemeinen Übersicht der Bedeutung und Cultur Karthago's und giebt uns in gedrängter Form, aber dabei genau und vollständig, alle die bei den antiken Schriftstellern vorkommenden Nachrichten, die auf den Ursprung, das Wachsthum und die Glanzepoche Karthago's Licht zu werfen geeignet scheinen. Hierauf bemüht er sich, uns die hauptsächlichsten Gegensätze zwischen Karthagern und Römern auseinanderzusetzen und die Grundlagen darzuzeigen, auf denen sich Rom's Erfolg und Größe aufbaute. Da Karthago für sich selbst nicht mehr das Wort führt, sieht er sich zuweilen gedrängt, als dessen Anwalt aufzutreten, und fast möchte es scheinen, als ob Smith in diesem Werke, ebenso wie in seinem früheren (Mahommed and the Mahommedans) sich zum speciellen Verfechter semitischer Civilisation aufwerfen wollte; aber schließlich räumt er doch ein, daß Rom zur Weltherrschaft geeigneter war als Karthago und daß sein Triumph mit allen Übeln, die ihn begleiteten, der Sieg des Fortschritts und der Civilisation war. Da er glaubt, daß dem ersten punischen Kriege seitens moderner Schriftsteller nicht ganz sein Recht widerfahren sei, so schildert er ihn, mit großer, ja, wie Manche finden möchten, mit unverhältnißmäßiger Ausführlichkeit. Indessen hatte er für sein Verfahren mehr als einen Grund. Er behauptet, daß der erste punische Krieg die Tüchtigkeit und den Charakter der Karthager im Ganzen besser darzeige als der zweite. Der zweite führt uns Hannibal vor Augen, der erste den Staat, welcher den großen Feldherrn hervorbrachte. Der blendende Genius Hannibal's hat bisher den andern Mann in Schatten gestellt, der, wenn er ihm überhaupt nachstand, eben nur ihm nachstand. — Hamilcar Barca. Sogar Mommsen hat, wiewohl er mit seiner Bewunderung Hamilcar's keineswegs karg ist, doch, was die Ausführlichkeit der Darstellung betrifft, dieselbe zwischen Vater und Sohn in einer Weise vertheilt, die unserem Autor zufolge zu ihren beiderseitigen Verdiensten und Leistungen in grellem Mißverhältniß steht. Diese Unterlassungssünde will Smith gut machen und indem er daher über das, was bereits von ihm in erschöpfendem Maße erörtert worden ist, kürzer hinweggeht, beschäftigt er sich auf das Eingehendste mit den Zwischenfällen des ersten punischen Krieges, und daran hat er, dünkt uns, wohlgethan, denn der Verlauf dieses Krieges stellt die Thatkraft und die Hilfsquellen beider Völker in das klarste Licht. Nicht minder anregend, wenn auch weniger reich an Einzelheiten, sind die Abschnitte, die sich mit Hannibal befassen und die über den dritten Krieg. Mit Pathos und farbenkräftigem Pinsel malt uns der Verfasser den letzten langsamen Todeskampf der stolzen Seestadt. Und nicht das wenigst anziehende Kapitel des Buches ist das letzte, worin Smith aus eigener Anschauung das heutige Karthago und seine Umgebung schildert. Während eines kurzen Aufenthalts in Tunis besuchte er mehrere Male die Örtlichkeit der phönizischen Stadt und studirte an Ort und Stelle die

---

*) Man erinnert sich hiebei an das absurde Verfahren der Commission, welche der Wohlfahrtsausschuß am 20. August 1794 niedersetzte, um die Modelle für die Tapisserien der Gobelins und der Savonnerie festzustellen. Dabei wurden von den bisherigen Modellen 120 wegen des Gegenstandes verworfen; so die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel von Raphael, „das Sujet heiligt Ideen des Irrthums und des Aberglaubens"; Polyxena, aus den Armen ihrer Mutter gerissen, „ruft antirepublikanische Ideen wach"; wenn die Fortsetzung des Gobelins: „das vergiftete Gewand" gestattet wurde, so mußten doch die Kronen Jason's und Kreusa's weggelassen werden, „da sie die Augen eines Republikaners verletzen würden." Bei der von dieser Commission ausgeschriebenen Concurrenz zu neuen Entwürfen von Teppichen, Bänkchen, Tabourets, Canapés u. s. w. wurde verboten, menschliche Figuren anzubringen, „denn es würde empörend sein, dieselben mit Füßen zu treten unter einer Regierung, wo der Mensch wieder in seine Würde eingesetzt ist." Übrigens wurden Centauren, Tritonen und dergleichen Monstra ausgenommen! (Vergl. „Zur Vergangenheit und Gegenwart der Tapisserie-Industrie; die „Gobelins" zu Paris und die Arazzifabrikation in Italien" von Ferdinand Jugler in den Mittheilungen des Gewerbevereins für Hannover 1876; Heft 3.)

**) Carthage and the Carthaginians, by R. Bosworth Smith. London, 1878. Longmans.

topographischen und geschichtlichen Fragen, mit denen er bis dahin sich aus Büchern vertraut gemacht hatte. Durch diese Schilderung der Eindrücke, den die Scenerie auf ihn gemacht, hat er in der Phantasie des Lesers dem Bilde der alten Stadt, deren wechselnde Schicksale er erzählt, größere Frische verliehen. Überhaupt liegt über dem ganzen Werk ein Zauber, der den Leser fortreißt und dessen unzweifelhaften inneren Werth nicht wenig erhöht.

Gänzlich verschiedenen Calibers, wiewohl darum nicht minder ein höchst lesenswerthes Buch ist Grenville Murray's „Round about France"**). Dasselbe ist eigentlich nur ein Wiederabdruck kurzer, zum größeren Theile in der „Daily News" erschienener Skizzen über zeitgenössische französische Politiker. Der Umstand, daß die französischen Behörden, wie wir vernehmen, das Werk mit Beschlag belegt haben, spricht sehr zu Gunsten seiner Wahrhaftigkeit und in der That ist der Verfasser so lange Zeit hindurch ein scharfer Beobachter des französischen Lebens gewesen, daß wir keinen Grund haben, an der Richtigkeit seiner Schilderungen zu zweifeln. Dieselben werden sicherlich dem gewöhnlichen Leser ein besseres Verständniß für französische Einrichtungen eröffnen. Zwar sind die Kapitel nur lose aneinandergereiht, ohne einheitlichen Plan, doch dies ist bei einem Wiederabdruck von Zeitungsartikeln nur natürlich, dafür aber geht durch das Ganze ein lebhafter Witz, eine helle Beobachtung und ein freier Geist. Das Buch beginnt mit der Erzählung der Schwierigkeiten, die sich im vergangenen Jahre zwischen dem Marschall Mac Mahon und der gesetzgebenden Versammlung erhoben. Wir erfahren die gesammte Geschichte des Ministeriums de Broglie von Anfang 1877 bis zu seinem Sturze. Hierauf folgen Erinnerungen an Thiers, ein sehr subtiler Vergleich zwischen französischen und englischen Rednern und eine Schilderung der Eigenthümlichkeiten verschiedener wohlbekannter Parlamentarier; ein Bild des französischen Gerichtsverfahrens, Schilderungen der französischen Finanzen und des „Crédit foncier", des Duellwesens, politischer Verfolgungen, Wahlbeeinflussungen der Bonapartistischen Propaganda &c.

Einige der besten Abschnitte beschäftigen sich mit der Clerisei; der Autor beweist, daß diese Leute zu den schreiendsten Übeln Frankreichs gehören; verderbt und gewissenlos, machen sie Alles ihren eigenen Zielen unterthan, und verbreiten unter der unwissenden Landbevölkerung und gedankenlosen Weibern die unheilvolle Anschauung, daß die Ausdrücke religiös und conservativ, liberal und gottlos eins und dasselbe seien. Sie fügen dem Lande unermeßlichen Schaden zu und tragen nicht wenig dazu bei, die Herstellung einer dauerhaften Ordnung zu verzögern.

Es lohnt sich, das Buch Murray's zu lesen; indessen für eine ausführlichere Besprechung in diesen Blättern ist es eine allzusehr politische Tageswaare.

Dasselbe Thema, aber vom rein literarischen Gesichtspunkt aus, behandelt ein zweites zu gleicher Zeit erschienenes Werk des nämlichen Verfassers. „French Pictures in English Chalk" **) verkörpern in novellistischer Form dieselben Ergebnisse einer scharfen Beobachtung und tiefen Kenntniß des französischen Lebens. Sie sind die Fortsetzung einer Reihe von Schilderungen, die in diesen Spalten günstig beurtheilt wurden und die Ehre hatten, ins Deutsche übertragen zu werden. Gleich ihren Vorgängern geben sie uns geschickte Skizzen der politischen und gesellschaftlichen Veränderungen, die seit 1848 in Frankreich und der französischen Gesellschaft stattgefunden haben. Eins der gelungensten dieser Bilder betitelt sich „L'Empire c'est la Paix" und erzählt uns die Erinnerungen eines Zuaven, der für den Staatsstreich von 1851 stimmte, in dem Glauben, das Kaiserreich bedeute den Frieden und die Entlassung der Armee, was ihn in den Stand setzen würde, in sein heimatliches Dorf zurückzukehren und das Mädchen seiner Liebe zu ehelichen. Die allmähliche Enttäuschung des Zuaven ist mit Pathos und Cynismus geschildert. „Jacques Girard's News paper" giebt ein humoristisches Bild der Prüfungen, die ein französischer Journalist über sich ergehen lassen muß, um die Klippen der Polizei zu umsegeln und das Wohlgefallen des Präfecten, sowie all der hohen und niederen Beamten seiner Stadt zu erlangen, während „Justin Vitali's Client" eine französische cause célèbre behandelt und den Leser bekannt macht mit dem französischen Gerichtsverfahren, das den Gefangenen isolirt, ihn allen menschlichen Beistandes beraubt, und ihn dem Untersuchungsrichter überantwortet, wie eine Fliege der Spinne; wir bekommen den Eindruck, daß dieses Verfahren durchaus nicht allgemein empfehlenswerth ist, weil wenig geeignet, in jedem Fall der Gerechtigkeit zu dienen. Diese Erzählungen sind voller Leben und wenn etwas sensationeller Art, doch höchst verdienstlich und in der Form geradezu vortrefflich.

Ein ganz anderer Geist durchweht ein drittes Buch, das sich ebenfalls mit französischen Dingen beschäftigt*). Sein Verfasser, Herr Hamerton, ist einer der vielen Engländer, die einem anderen Lande einen wärmeren Platz in ihrem Herzen eingeräumt haben als ihrem eignen. Ein ebenso gründlicher Kenner Frankreichs, wie Grenville Murray, ergreift er eifriger Partei für sein Adoptivvaterland; überdies verfolgt er den Zweck, jene internationalen Vorurtheile und internationalen Caricaturen zu bekämpfen, die noch immer unsere moderne Civilisation verunstalten und namentlich den Engländern das Stigma der Insularität aufgedrückt haben. Um diesen Zweck zu erreichen, hat Hamerton mit der ihm eigenen Meisterschaft des Stiles und vollendete Anmuth künstlerischer Composition die Biographien fünf moderner Franzosen geschrieben, indem er zu diesem Ende Männer wählte, die in ihrer Heimat zwar hervorragend, außerhalb derselben aber, bis heute wenig gekannt sind. Seine fünf Franzosen besitzen in bedeutendem Maße die besonderen Tugenden der Franzosen, und gerade darin, worin sie hervorragen, sind sie dem Durchschnitts-Deutschen oder Engländer am meisten unähnlich. Während sie sich untereinander in Meinungen, Stand und Lebensweise unterscheiden, haben sie eine ihnen allen gemeinsame charakteristische Eigenschaft, und das verleiht dem Buche eine gewisse Einheit. Es ist dies ihre Lebensenergie und Intensität. Sie mögen zuweilen auf falschen Bahnen wandeln, aber nie werden sie matt, schlaff oder gleichgiltig und sie arbeiten mit all ihrer Intelligenz, sie lieben mit ihrem ganzen Herzen und sie erhalten ihre körperlichen Kräfte in voller Thätigkeit. Unbillig wäre es natürlich, wenn wir hinzuzufügen unterließen, daß diese fünf modernen Franzosen über das Durchschnittsmaß ihrer Landsleute hinausragen, aber doch würde es ein Leichtes sein, andere moderne Franzosen zu finden, die jenen fünfen nicht nachstehen, und es ist gut, daß von Zeit zu Zeit an jenen oberflächlichen und frivolen, über ganze Nationen absprechenden Urtheilen gerüttelt werde, wie z. B. dem, daß alle Franzosen oberflächlich und frivol seien; ein Urtheil, das sowohl in Deutschland als in

*) „Round about France", by Grenville Murray. London, 1878. Macmillan.

**) French Pictures in English Chalk (second series), by the author of „The Member for Paris" etc. London, 1878. Smith, Elder.

*) Modern Frenchmen. Five Biographies by P. S. Hamerton. London, 1878. Peeley Jackson.

England noch immer gehört und nachgesprochen wird. Die Beispiele, mit denen der Verfasser seinen Protest begründet, sind: Victor Jacquemont, der Reisende und Naturforscher, Henry Perreyve, der Kanzelredner, François Rude, der Bildhauer, Jean Jacques Ampère, der Geschichtsschreiber und Archäologe, und der Maler Henri Regnault, der bei dem ohnmächtigen Unternehmen von Buzenval sein Leben in die Schanze schlug. Alle diese Männer, die in keiner Weise miteinander in Verbindung standen, waren Zeitgenossen und in ihnen verkörpert sich Frankreich in einigen seiner besten und anziehendsten Eigenschaften. Es gehört nicht in den Bereich unserer Besprechung, auf die Details dieser Biographien einzugehen, die von Franzosen und nicht von Engländern handeln, aber genug, daß dieses halb biographische, halb kritische Werkchen eines der besten Bücher ist, die in jüngster Zeit in England erschienen sind. Es ist von einer so belebenden Frische, von einer so originellen Knappheit, daß wenn nicht leider die Ausnahme für die Regel spräche, wir behaupten möchten dieses Buch liefere den besten Beweis gegen das französische Axiom: „les Anglais ne savent pas faire des livres“. Freilich würden wir vielleicht uns zu dem Geständniß herbeilassen, daß der Verfasser die Kunst der Concentrirung und des artistischen Aufbaus vermuthlich jenseits des Canals gelernt hat, wenn uns nicht gerade heute drei kleine Bücher vorlägen, die vollauf beweisen, daß man auch in England lernt, Stoff und Form in ein richtiges Verhältniß zu setzen.

Diese drei Bücher sind ebenfalls Biographien. Die Verleger Macmillan & Co. haben den Plan gefaßt, eine Reihe kurzer Monographien*) über englische Schriftsteller herauszugeben. Dieselben sind für das größere Publikum bestimmt, in der Absicht bei solchen Leuten, welche nicht Zeit haben für eine ausgedehnte Lectüre, doch das Interesse für die Literatur zu erregen und zu befriedigen. Eine ungeheure Anzahl Menschen wächst heran und nimmt mit jedem Jahre zu, die durch ihre Erziehung in den Stand gesetzt sind, die Bedeutung der Meister der Literatur zu verstehen und eine intelligente Neugier nach ihren Werken zu empfinden. Die begonnene Sammlung soll nun das Mittel bieten, diese Neugier zu unterhalten, und zwar in einer Weise, daß sie einerseits hinreichend ausführlich sei, um nutzbringend zu wirken auf Wissen und Leben, und andererseits auch kurz genug für diejenigen, deren Mußezeit nur knapp bemessen ist. In geradezu bewundernswerther Weise erfüllen die drei bisher erschienenen Bände diese Bedingungen. Die Arbeit wurde Schriftstellern anvertraut, die ihrer Aufgabe in jeder Hinsicht gewachsen waren und so bringt jede der Biographien in einem engen Rahmen in der That alles Wissenswertheste über ihren Gegenstand. Scharf umrissen tritt uns Johnson's kräftige Gestalt in der Behandlung Stephen's entgegen. In seinem Ringen mit der Armuth und seinen ehrlichen, wenn auch allzuoft irrigen Ansichten über Menschen und Dinge stellt Dr Johnson einen typischen Engländer dar. Stephen erkennt die Tugenden seines Helden an, während er seine Fehler mit angemessener Milde beurtheilt. Es ist heut nicht leicht, den ungeheuren Einfluß zu erklären, den Johnson seiner Zeit ausübte, so daß er zu einer Art Dictator in der literarischen Welt Englands wurde. Abgesehen von seinen großen Verdiensten als Compilator des ersten tüchtigen englischen Wörterbuches, mag der Grund zum Theil in dem Umstand gelegen haben, daß er, obgleich nicht der erste Schriftsteller von Profession, doch der erste solche war, der seiner Profession Achtung verschaffte, und in dieser Hinsicht lassen sich gewisse Analogien zwischen ihm und Lessing finden. Aber wiewohl er jetzt nicht mehr gelesen wird, so ist er doch nicht vergessen und wird es auch nie werden. Seine gewaltige Gestalt bildet den hervorragenden Mittelpunkt des besten geistigen Kreises seiner Zeit. Derselbe gruppirte sich um ihn und durch ihn lernen wir die Anderen kennen.

*) English Men of Letters. Johnson by Leslie Stephen, Gibbon y J. C. Morison, Scott by R. H. Hutton. London, 1878. Macmillan.

Eine ganz andere Figur ist Gibbon, der Autor von „The Decline and Fall of the Roman Empire“, dessen großartiges Geschichtswerk niemals veralten wird. Das Buch ist ein solches Wunderwerk von umfassenden und zugleich minutiösen Kenntnissen, daß selbst jetzt noch, nachdem so viele Forscher denselben Boden untersucht haben, Gibbon noch immer als Autorität angeführt und befragt wird, wiewohl die modernen Untersuchungen unzweifelhaft manche Gesichtspunkte eröffnet haben, zu denen er nicht gelangt war. Sein Leben, wie das fast aller Gelehrten, war ereignißlos. Von Jugend auf waren die Neigungen seines Geistes auf historische Forschung gerichtet; da er durch pecuniäre Sorgen nicht gehemmt war und unverheiratet blieb, so konnte er seine ganze Thatkraft auf dieses eine Buch concentriren. Solch ein Leben zu beschreiben, war keine leichte Aufgabe. Morison's Monographie ist ein Muster von Schlichtheit, Genauigkeit, Scharfblick und Gerechtigkeit. Die kritische Übersicht des Gibbon'schen Werkes ist stoffreich und geschickt. Der Bearbeiter hat seine etwas heikele Aufgabe gut gelöst; Gibbon war zwar als Mensch nicht groß, aber ein großer Historiker und den Historiker beurtheilt Morison, betonend, daß ihm viel vergeben werden müsse ob seiner selbstlosen Hingabe an seine große Arbeit.

Hutton hat bei der Bearbeitung seines Themas mit der entgegengesetzten Schwierigkeit zu kämpfen gehabt, mit einem wahren „embarras de richesse“ an biographischem Material. Nach dem Tode Walter Scott's schrieb der Schwiegersohn desselben, Lockhart, seine Lebensgeschichte in zehn Bänden, ein herrliches Buch, welches alle Einzelheiten aus der Laufbahn des Dichters der Waverley-Novellen enthält. Es ist eine traurige Geschichte, ebenso glänzend und erfolgreich im Anfang, wie düster und trübe gegen das Ende, als der bankrotte, verwittwete und kinderlose Scott gleich einem vor den Karren des Verlegers gespannten Miethgaul seine Arbeit fortsetzte und der große Geist, einst von so wunderbarer Fruchtbarkeit, nun unter dem Drucke übermäßiger Sorge dahinschwand. Die Hutton'sche Schrift ist eine kürzere Bearbeitung des Lockhart'schen Werkes, eine sorgfältige Miniaturcopie eines großen Originals. Auch hier, wie in den beiden anderen Monographien, sind einige Kapitel der Analyse der Schriften gewidmet. Wir sind der Überzeugung, daß wer in kurzer und zugleich gründlicher Weise sich mit den englischen Schriftstellern bekannt machen will, nichts Besseres thun kann, als diese Bücher lesen, welche sich für den Ausländer nicht weniger eignen als für den Engländer, und darum haben wir mit Freude vernommen, daß auch eine deutsche Ausgabe der Sammlung beabsichtigt wird.

Z.

Kleine Rundschau.

— **Reben und Ranken***). Mit großer Bescheidenheit hat der rühmlich bekannte Verfasser der „Psychologie der Liebe“ eine

*) Studienblätter von Julius Duboc, Dr. phil. Halle, 1879. Herman Gesenius.

neue Sammlung von Abhandlungen, Schilderungen und Skizzen „Studien-Blätter" genannt, sie sind weit mehr als bloße Studien, sie sind trefflich ausgeführte, reinen Genuß gewährende, vollendete Arbeiten. Für ein Meisterstück feinster psychologischer Analyse kann „Jean Paul's Charakter in seinem Liebesleben" gelten, und „Über Jean Paul's national-classische Bedeutung" läßt sich Inhaltreicheres wohl kaum schreiben als der kleine, mit diesem Titel versehene Aufsatz. Aus dem Bürger'schen von A. Strodtmann herausgegebenen Briefwechsel zieht Julius Duboc den Stoff zu einem Artikel „Über Bürger's Lenore", in welchem die Formbildung dieser Perle unserer Literatur verfolgt und das Verhältniß Bürger's zum Hainbunde höchst ergötzlich beleuchtet wird. Die beiden Abschnitte über Anzengruber werden dazu beitragen, dem genialen süddeutschen Volksdichter auch im Norden unseres Vaterlandes größere und gerechte Anerkennung zu verschaffen. Jürgen Bona Meyer erfährt in den „Renommisten des Wissens" eine recht höflich ausgefallene Zurechtweisung und „D. F. Strauß als Dichter" empfängt für seinen poetischen Nachlaß von einem verwandten Geiste herzliche Würdigung. Was Julius Duboc „über das Gefühl des Erhabenen" sagt, fordert wohl in Einzelheiten den Widerspruch derjenigen heraus, welche des Autors Naturauffassung nicht theilen, zeugt aber von seiner ungemeinen Kraft, psychologische Fragen mit voller Schärfe richtig zu stellen und in den Antworten die wesentlichen Unterschiede zwischen einander sehr ähnlichen Gefühlen klar zu machen. „Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage" führt eine gediegene Polemik gegen Fechner, die, mit aller Anerkennung des eben so geistvollen als um die Wissenschaft verdienten Leipziger Professors, die entscheidenden Gründe darlegt, weshalb Fechner's eigenthümliche Seelen- und Gottlehre nur ausnahmsweise gläubige Anhänger gewinnen kann. Den Schluß bilden „Skizzen aus Oberösterreich"; „Konrad Deubler"; und „Erinnerungen an 1848", Schilderungen, die an Frische, Lebendigkeit und anschaulicher Darstellung sich mit dem Besten vergleichen dürfen, was die Literatur in dieser Art kennt. O. S. S.

— **Léon Bénard, l'art de lire et d'écouter***). In der Vorrede entwickelt der Verfasser, daß die in dem Buche gelehrte Kunst zu lesen das volle Verständniß des Gelesenen, die zweckmäßige Auswahl des Lesestoffes und die Art des Lesens selbst umfassen soll, sodaß die Lektüre Geist, Herz, Geschmack und Sprachfertigkeit des Lesers fördern soll. Die Auswahl der Lektüre ist ihm besonders wichtig, da die übliche Vielleserei die Kunst, mit Verstand und Nutzen zu lesen, untergräbt. Er wendet sich zunächst an das Kindesalter, dann an die Schüler der verschiedenen Unterrichtsanstalten, schließlich an die Erwachsenen. Daß er zur Unterstützung seiner Ansichten auf Plato, Quintilian u. A. zurückgreift, mag ihm weniger vorgeworfen werden, als die behagliche Breite, mit welcher er seinen an sich schon weitschichtigen Gegenstand behandelt. Die Erziehungsmethoden der Alten, das Alter, in welchem der erste Unterricht beginnen soll, die Art des Lehrers (ob Erzieherin, ob Hauslehrer, ob öffentliche oder private Schule), die Lautir- und Buchstabirmethode, die Aussprache, Belohnungen und Strafen werden auf den ersten fünfzig Seiten abgehandelt. Es folgen die Schreibmethoden, die Lektüre der Volksschule, der erste grammatische Unterricht (mit einem kurzen Abriß der Grammatik!), die Lecture auf den höheren Anstalten, ein Abriß der Logik und der Poetik, eine dreißig Seiten umfassende sehr werthvolle Analyse der „Athalie", die Stilistik, die Geschichte der französischen Sprache, die Unterhaltungslectüre und die Lesecabinette, dann am Ende des ersten Bandes auf fünfzig Seiten fünf in aller Ausführlichkeit zergliederte Lesestücke von Lafontaine, Descartes, Musset, Mignet, V. Hugo.

Der zweite Theil bespricht ähnlich mit Benutzung gelehrten Materials die Gattungen der Poesie und der Prosa, insbesondere den Roman, die Zeitungen, das Theater, die didaktische Poesie, die Lektüre der heiligen Schrift, die Unterhaltung, die politischen Reden, die Reden vor Gericht, die Grabreden und die Predigten, die öffentlichen Vorträge (conférences) und die Frauenfrage. — Obwohl das Buch für französische Leser bestimmt ist, so darf hier wohl die Frage in den Vordergrund gestellt werden, welchen Werth dasselbe für Deutsche hat, und da müssen wir erklären, daß das Benard'sche Werk trotz seines gelehrten Ballastes für Lehrer der französischen Sprache sehr schätzenswerthes Material enthält, das auch beim Unterricht selbst gut verwerthet werden dürfte; es bildet die bisher nicht vorhandene Ergänzung jener unter dem Titel Cours de composition française bekannten Bücher, unter denen das von Guérard*) weit verbreitet ist. Bl.

*) Paris, 1878. Châteauroux.

*) Guérard, cours de composition française, suivi de notions de littérature, d'un recueil de sujets de compositions et accompagné d'exemples et de modèles. 6e éd. Paris, 1878. Dezobry.

Mancherlei

Von Interesse erscheint es im gegenwärtigen Augenblick, auf die deutsche socialdemokratische Presse, insoweit sie im Auslande erscheint, einen Blick zu thun. Zunächst kommt da Österreich in Betracht. Reichenberg in Böhmen besitzt zwei, auch schon jetzt in den angrenzenden deutschen Districten gelesene socialdemokratische Blätter in deutscher Sprache, die „Socialpolitische Rundschau", eine allerdings wenig umfangreiche „Monatsschrift der socialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs" und den zweimal wöchentlich herauskommenden „Arbeiterfreund". Größer angelegt, etwa im Umfange des Leipziger „Vorwärts", doch nur zweimal wöchentlich erscheinend, ist „Der Sozialist", das in Wien vor Jahresfrist gegründete „Centralorgan der socialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs", welches zwar vorzugsweise österreichische Verhältnisse behandelt, aber auch der deutschen Bewegung große Aufmerksamkeit widmet. Auch Ungarn hat ein socialdemokratisches Organ, die „Arbeiter-Wochen-Chronik", ein nicht uninteressantes, in deutscher und in ungarischer Sprache („Munkás-Heti-Kronika") herauskommendes, allem Anschein nach aber wenig verbreitetes Wochenblatt, welches in einer seiner letzten Nummern denjenigen Parteigenossen, die auf es abonniren und zur Erhaltung desselben freiwillig einen monatlichen Unterstützungsbeitrag von 10 Kreuzern leisten, schon nach drei Monaten die Miteigenthümerschaft und „die hieraus resultirenden Rechte" einräumt. Da ist es leicht, Zeitungsbesitzer zu werden. In der Schweiz besteht vorerst nur ein socialdemokratisches Blatt, die „Tagwacht", welche zweimal wöchentlich als Organ des schweizerischen Arbeiterbundes in Zürich herausgegeben wird. Die ebenda unter Redaktion von Dr. F. Wiede publicirte, in Deutschland vielgelesene Monatsschrift für Socialwissenschaft „Die neue Gesellschaft", kann, da sie streng wissenschaftlich angelegt ist und verschiedenen Tendenzen Raum giebt

als socialdemokratisches Agitationsorgan nicht in Betracht kommen. Von nordamerikanischen Blättern gelten folgende als socialdemokratischen Ideen zugänglich oder ergeben: Die „New-Yorker Volkszeitung“, ein Tagesblatt, das „Tageblatt“ in Philadelphia, die „Volkszeitung“, ein Tagesblatt, die „Arbeiterzeitung“, dreimal wöchentlich, und der „Vorbote“ einmal wöchentlich und sämmtlich in Chicago erscheinend, die „Volksstimme des Westens“, ein Tagesblatt in St. Louis, die „Ohio Volkszeitung“, ein Tagesblatt, und „Der Arbeiter vom Ohio“, ein Wochenblatt, in Cincinnati. — Socialdemokratische Blätter in fremden Sprachen haben bisher in Deutschland nur wenig Verbreitung gefunden, zumal nur sehr wenige vorhanden sind. In Nordschleswig trifft man hie und da den täglich in Kopenhagen herauskommenden „Socialdemokraten“, am Rhein fand man zuweilen die inzwischen eingegangene Pariser „Egalité“. Noch vereinzelter gehen nach Deutschland das Genfer Wochenblatt „Le Précurseur“, redigirt von Joh. Ph. Becker, die Revue „Le Socialisme progressif“ in Lugano u. A. m. D.

Publisher's Weekly erwähnt unter den neuen Erscheinungen des amerikanischen Büchermarktes: Hathercourt von Mrs. Molesworth (Ennis Graham); The Harvest of Song von C. C. Case und Jas. Mc. Granahan; Tritons von Edwin L. Bynner; Somebody Else von G. Lathrop; American Colleges; their Students and their Work von C. F. Thwing; Almost an Englishman; The Ring of Amethyst, ein Band Gedichte von Alice Wellington Rollins; The Exile, ein Band Gedichte von Francis Fontaine; Drift from Two Shores, Bret Harte's neues Buch; Greek Vignettes, griechische Reiseerinnerungen von Professor James Albert Harrison; Political Economy und Monetary and Industrial Fallacies von Judge Howe; Molly Bawn; Conditional Immortality von William R. Huntington; Hammersmith: His Harvard Days, chronicled by Mark Sibley Severance, eine Schilderung des Collegelebens; Mag; A Story of To-Day; The Clifton Picture; His Dear Little Wife; Miriam's Heritage von Alma Calder, eine Geschichte, die am oberen Delaware spielt; The Old Forts Taken von Rev. A. A. Miner, ein Band Predigten über das in Amerika jetzt so vielbesprochene Thema ewiger Strafen und des zukünftigen Lebens; In the Wilderness, ein neues Buch des beliebten Humoristen Charles D. Warner; The Intermediate World von L. T. Townsend will auf biblischer Grundlage beweisen, daß es eine Zwischenwelt giebt, in welcher die Seelen bis zum Tage der Auferstehung, wo sie wieder mit den Körpern vereinigt werden, für sich existiren werden! The Atlantic Islands as Resorts of Health and Pleasure, von S. G. W. Benjamin; We are One, eine Erzählung aus dem gegenwärtigen amerikanischen Leben, die den Beweis führen will, daß alle Amerikaner Eins sein, zu einem Volke gehören; Silas Gower's Daughters von Annette Lucille Noble, eine Erzählung mit frommer Tendenz.

Mrs. Denison, die bekannte Verfasserin von „That Husband of Mine“, giebt einen neuen Roman heraus, „Rothmell“, der von der amerikanischen Presse gelobt wird.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Französisch.

J. Locke, sa vie et son oeuvre d'après des documents nouveaux, par Henri Marion. Paris, G. Baillière & Cie. 2 fr. 50.

Loise, Ferdinand: La Littérature allemande dans les temps modernes. Paris, Sandoz & Fischbacher. 6 fr.

Naville, Ernest: Le Christ. Sept discours. Paris, Sandoz & Fischbacher. 4 fr. 50.

Stapfer, Paul: Shakespeare et l'Antiquité. Première partie: L'Antiquité grecque et latine dans les oeuvres de Shakespeare. Paris, Sandoz & Fischbacher. 7 fr. 50.

Le Ventre de Lalla-Fathma (l'Homme qui tue!) par X. X. X. Paris, Sagnier. 3 fr.

II. Amerikanisch.

Babbitt, E. D.: Principles of Light and Coulour; including, among other things, the Harmonic Laws of the Universe; the Etherio-Atomic Philosophy of Force; Chromo-Chemistry; Chromo-Therapeutics, and the General Philosophy of the Fine Forces; together with numerous Discoveries and Practical Applications. Illustr. by 204 Photo-Engravings and 4 Coloured Plates. New-York. 25,20 ℳ.

Beers: A Century of American Literature. Edited by Professor H. A. Beers. New-York. 6 ℳ.

Bryant, W. C.: Thanatopsis: a Poem. With Illustrations by W. J. Linton. New-York. 15 ℳ.

Calvert, G. H.: Wordsworth; a Biographic and Aesthetic Study. With Portrait. Boston. 9 ℳ.

Crosby, S. S.: Early Coins of America, and the Laws governing their issue. Comprising also Descriptions of the Washington Pieces, the Anglo-American Tokens, many Pieces of unknown origin of the Seventeenth and Eighteenth Centuries, and the First Patterns of United States Mint. Illustr. Boston. 60 ℳ.

Dimon, J. L.: Capture of General Richard Prescott by Lt.-Col. William Barton: an Adress. Providence R. I. 6 ℳ.

Egleston, N. H.: Village and Villages Life. With Hints for their Improvement. New-York. 10,80 ℳ.

Helm, H. T.: American Roadsters and Trotting Horses. With Photographs of Celebrated Horses. Chicago 30 ℳ.

Mason, G. H.: The Old House Altered. Illustr. New-York. 15 ℳ.

Patterson, F. B. & Houghton, G. W. W: Coach, Chariot and Phaeton: including the Ancestry of the Modern Pleasure Carriage etc. New-York. 18 ℳ.

Rogers, H.: Private Libraries of Providence, with a preliminary Essay on the Love of Books. Providence. 36 ℳ.

Thwing, C. F.: American Colleges: their Students and their Work. New-York. 7,80 ℳ.

Tuttle, C. R.: History of the Dominion of Canada, from 1500 to 1878. With the contemporaneous History of England and the United States chronologically interspersed; concluding with a full account of the Turco-Russian War and the complications between England and Russia. Including Portraits and Biographical Notes of the leading Statesmen and Military Men of the Old World. Illustr. Boston. 25,20 ℳ.

Tyler, M. C.: A History of American Literature. Part. I. The Colonial Period, 1697—1765. New-York. 18 ℳ.

United States Commission of Fish and Fisheries. — Part. 4. Report of the Commissioner for 1875—76. *A.* Inquiry into the Decrease of the Food-Fishes. *B.* The Propagation of Food-Fishes in the Waters of the United States. Washington. 25,20 ℳ.

Young, J. J.: The Ceramic Art; a Compendium of the History and Manufacture of Pottery and Porcelain. With Illustrations. New-York. 30 ℳ.

Literarische Neuigkeiten

bis 2. November 1878. (234)

Aus dem neuen Reich 1871—78. Epigramme eines Malcontenten. 1. u. 2. Heft. Carl Merhoff's Verlag, München.

Berichte, Literarische aus Ungarn, herausgegeben von P. Hunfalvy. II. Band. 3. Heft. K. Knoll, Budapest.

Berkow, Vae victis! 4 Bde. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig.

Breymann, Friedrich Diez. Theodor Ackermann, München.

Dante, Die Hölle des Dante Alighieri. Uebersetzt von Alex Tanner. C. Merhoff's Verlag, München.

ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Heft 5. Eck—Filt. H. Braams, Norden.

Horstmann, Leben Jesu. Ein Fragment. I. Theil. Fr. Regensberg, Münster.

Illustrirte Weltgeschichte. Für das deutsche Volk neu bearbeitet von Corvin u. Dieffenbach. Otto Spamer, Leipzig.

Kapri, Uradelig. 3 Bde. L. C. Zamarski, Wien.

Klencke, Illustrirtes Lexikon der Verfälschungen. Liefg. 6. J. J. Weber, Leipzig.

Lortzing, Lyrisches und Episches. Erich Wallroth, Berlin.

Mittheilungen, Statistische und andere wissenschaftliche aus Rußland. XI. Jahrgang. Karl Röttger, St. Petersburg.

Pach, Lydias. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Pelletan, Die Menschenrechte. Deutsch von Dr. Aug. W. Peters. J. Kühtmann's Buchhandlung, Bremen.

Reuleaux, Ein Tag in der Hölle. C. Merhoff's Verlag, München.

Salzbrunn, Die Kinder vom Seilgsberg. Büttmann & Gerriets, Oldenburg.

Sammlung gemeinverständl. wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Virchow und v. Holtzendorff. Heft 298—304. 298. Braun, über den Samen. — 299. Lehmann, Pommern zur Zeit Otto's von Bamberg. — 300/301. Rath, über den Granit. — 302. Schulze, das alte Rom. — 303. Hagen, der Roman vom König Apollonius von Tyrus. — 304. Jensen, Thun und Handeln. — Carl Habel, Berlin.

Siegmund, Durch die Sternenwelt. Lfg. 3 u. 4. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Smith, Natur und Ursachen des Volkswohlstandes. Neu übersetzt von Dr. W. Löwenthal. 8 Lfgn. Elwin Staude, Berlin.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Herausg. von F. v. Holtzendorff. Heft 103—106. — 103. Schasler, über moderne Denkmalswuth. — 104. Braasch, Ist ein Zusammenwirken der verschiedenen Richtungen innerhalb unserer evangelisch-protestantischen Kirche möglich? — 105. Hergenhahn, das Antragsrecht im deutschen Strafrecht. — 106 Heinze, über die Fremdwörter im Deutschen. — Carl Habel, Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 23. November 1878. [№ 47.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Haltrich: Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen.*)

„Tragen wir Dank davon für alle Mühe und Sorge, der uns selbst zu überdauern vermag, so ist es der für die Sammlung der Märchen, die nicht nur eine unverwüstliche Nahrung für die Jugend und jeden unbefangenen Leser darbieten, sondern auch wie die durchdringende Einsicht gelehrt hat, einen großen und der Forschung unentbehrlichen Schatz des Alterthums in sich bewahren. Dieser Wünschelruthenzweig fiel uns glücklich in die Hand und seit wir damit in den Boden geschlagen haben, ist allerorten ein reicher Hort der Sage und Überlieferung an den Tag gekommen." Diese Worte aus der Rede Jakob Grimm's auf Wilhelm Grimm (1860) stehen an der Spitze des Vorwortes zur zweiten Auflage des oben genannten Buches. Der Herausgeber will offenbar durch das Citiren dieser Worte erklären, daß er zu seiner Sammlung die Anregung von den Brüdern Grimm erhalten, nachdem er mit diesen die Wichtigkeit einer solchen für jeden Volksstamm erkannt hatte. In der That gesteht er auch zu, daß er durch die Lectüre der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm und mit ihm mehrere seiner Landsleute zur Erforschung alles dessen, was sächsisches Volkswesen und Volksleben in Siebenbürgen betrifft, begeistert worden seien. Während sich die Genossen in die Sammlung sächsischer Volkslieder, Räthsel, Sagen, sächsischer Sitten und Gebräuche, herkömmliche Sprüche und Redensarten theilten, übernahm Haltrich die Sammlung der sächsischen Märchen. Die erste Auflage erschien 1856 und fand in Deutschland bei den Gelehrten, die dem deutschen Volkswesen und der deutschen Volksliteratur ein eifriges Studium widmeten, die wohlwollendste Aufnahme. So begrüßten damals vor Allen Jakob und Wilhelm Grimm, Müllenhoff, Simrock, Weinhold, Mannhard, Wuttke u. A. die sächsischen Märchen aus Siebenbürgen.

Da in unserer Zeit immer mehr eine nüchterne und materialistische Anschauung der Dinge Platz greift, die den Schatz nationaler Märchen- und Sagenwelt unserem Besitze und Genusse mehr und mehr zu entrücken droht, so fordert jede derartige Sammlung, die ein völliges Entschwinden dieses Reichthums verhindert, unseren lebhaftesten Dank heraus. Wir heißen daher gerne diese zweite, vermehrte Auflage der siebenbürgischen sächsischen Märchen willkommen, die allerdings selten etwas ganz Neues bringen und sehr häufig Blutsverwandte von der täuschendsten Ähnlichkeit in anderen deutschen Märchenbüchern suchen können, dafür aber Zeugniß von der besonderen Gestaltung und Verbreitung schon bekannter Märchen geben, — und wünschen, daß dieselben recht viele Leser und — empfängliche Gemüther finden mögen.

Als Probe einer der in Siebenbürgen gesprochenen Mundarten setzen wir das folgende, von dem Herausgeber in der Mundart von Schäßburg mitgetheilte Märchen hieher.

Wae en mêd är zwîn kniecht kenne lîrt.

En mêd hadden zwien knicht gärn; der în awer wôr e stülz garstig groal, der ânder en ôrm irlich heokt. Nea wänscht de mêd se allebid genea kenne ze liren, wae se än ärem härzen beschaffe wêren; dänn vuer är nâm sich uch der stülz gor sir zesummen unt esi wast se net riecht, wae se mät äm wôr. Doräm geng se un em ôwend ägebuckelt vuer det fenster der kniecht, äm ze laustern. Zem irschten geng se un des ôrmen se fenster. Dô sâch se är grisz froad. Der ôrm sâsz met senyer motter gor înig uch beschidän um däsch en âsz reppelâwend und se riedten mät enândar sir hiesch und wôren fri. Nea geng de mêd uch un det fenster des hiferdigen; wat se awer hae sâch und hîrt, mâcht er de gall kôchen unt schaer äwergôhn; dô krisch en bêrt der san mät senyer ôrmer motter en schimpft se allent zesummen en schleag se zelêtzt uch wel'sem näst z'êsse koankt gien. De ôrm motter awer schrie en sôt: „ech wil der jô vuer me liewen gärn äst gien, won ich nor äst hât, allin ech hun jô näst, wan desen diszem!" Wae der san ausgetuowt hat, se nâme zelêzt uch den diszem en âsz hiszheangrig ellin um däschâck; de motter awer sâsz afm hierd en schri. De mêd hat geneag gesaehn; se hât den garstigen zerrässen wo se gekeant hât.

Den ândern ôwend awer wôr dânz unt der hiferdich uch der ôrm wôren uch dô. Der hiferdich sâch nor esi mir näst dir näst erôf af den ôrmen, geng änyden mät der mêd en ried vun hien dänyen; der ôrm awer sasz än em wänkel gänz beschiden, en sâch nor munchmôl af de mêd unt et wôr em wae wonsem enthärz sêch, en sêch wae gärn hie se hât. Wæ nea de schiller ufengen ze musiziren, se feart der hiferdich de mêd zem dänz. Se geng dich, awer net gärn; wæ se sich nea drêhten se säng s'em ist änt ir:

„hop, zop tôst
dî te nâcht en diszem fräszt!"

Wæ dât der hiferdig hirt, worte giel uch blasz en märkt dat se allent wast; e lesz se nor necklich aus en lef wæ e besêssäner ewêg vum dänz. Der ôrm sâch de mêd lang un en wast net riecht ôfe sil, ôfe net sil; nor ist mâme sich en härz en frôgt un. De mêd wôr fri en kâm glech all lachän en begrif en um arm und se drêhten sich, dadet en froad wôr zeazesæhn; äm drêhn awer sang se dem kniecht änt îr:

„drêht ich ir meny læw fesz
reppelâwend schmakt gor sesz!

Wæ dât der ôrm hirt, schumte sich en dôcht: se wisz, date esi ôrm bäst en wúl glech ewêg; awer de mêd hælt en fêst und der hand en sôt:

---

*) Gesammelt von Josef Haltrich. Zweite vermehrte Auflage. Wien, 1877. Verlag von Karl Graeser (Sallmayers Verlagsbuchhandlung.)

„ech bän deny,
und tea bäst meny
unt esi säl et
änyde seny!“

Nea wort bäld hochzeyt gehälden und et wör dô gor lastig; der Mierten Honnes aus der Zwickelgass, wô emt brit mät dem zwirn schneyt,*) wör uch dô; em schad em durch e säf bisz küchen aft biwt und dersänyt ässe glatzig und der Mächel um anyd bekam mät em strämpel oder — ech wiszot nemi riecht — mät er rirknôch int weder de foss und dersänyt gite lumm:

„der Kratzewetz wör uch dô,
der Heppentepp käm uch nö;
meny mêr äs aus,
bäs vouer des nöber seny haus
wi se bësser kan, di söse eraus!“

J. Neubauer.

England.

Charles Gibbon's Biographie von George Combe**).

Eine Biographie wie die vorliegende ist geeignet, einen heilsamen Einfluß auf unser abgespanntes Zeitalter auszuüben. Heute da alle Formen um uns zusammenbrechen, da die niedrigsten Ansichten von dem Menschen die meiste Gunst finden, da die bittersten Aussprüche Larochefoucauld's unserer modernen Geistesstimmung nur eben zu entsprechen scheinen und alles Mühen und Ringen für das Heil der Menschheit vergeblich dünkt, heute wirkt die Lebensgeschichte eines Mannes wie George Combe mehr als erfrischend, sie stärkt und belebt uns; denn wir müssen einräumen — und wie freudig thun wir dies — daß trotz aller schlimmen Erscheinungen, die auf das Gegentheil deuten, die Menschheit doch in Wissen und Weisheit fortgeschritten ist. Vieles von dem, was Combe als neu verkündete und was seine Zeitgenossen derartig stutzig machte, daß er eine so bittere Opposition fand, wie sie uns heute fast unbegreiflich erscheint, ist ein unbestrittener Theil des geistigen Inhalts unserer Zeit; und diese Thatsache allein ist ein erhebender Gedanke.

Dank den Bemühungen von Professor Mittermeister, Dr. Eduard Hirschfeld und Gustav von Struve sind die phrenologischen Arbeiten Combe's in Deutschland wohl kaum weniger bekannt als in England; aber da diese empirische Pseudo-Wissenschaft seit einiger Zeit in Vergessenheit gerathen ist, um so mehr, als viele ihrer Speculationen mit den Ergebnissen der modernen Forschung nicht übereinstimmen, ist es nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß wiewohl die Phrenologie Combe's Interesse vorwiegend in Anspruch genommen hat, er doch keineswegs nur um ihretwillen beanspruchen darf, daß man noch seiner gedenke. Wenn auch in wissenschaftlichen und philosophischen Kreisen Combe's Name fast nicht mehr gehört wird und seiner nur selten Erwähnung geschieht, selbst unter den Vorkämpfern und Lehrern jenes vorgeschrittenen Erziehungssystems, für dessen Verbreitung er so schwer kämpfte und so viel erdulden mußte, so übt doch der Geist seiner Lehre noch immer seinen unsichtbaren Einfluß auf unser modernes Denken aus.

Die Geschichte seines Lebens ist die vieler schottischen Familien und offenbart uns die wohlthätigen sowohl als die unerquicklichen Wirkungen der schottischen Charaktereigenthümlichkeiten. Sein von Hause aus wohlhabender Vater kam durch die große Anzahl seiner Kinder — siebzehn — in Bedrängnisse, und diese, sammt den düsteren Einflüssen des starren Calvinismus, der zu jener Zeit in Schottland vorherrschte und noch heute nicht ganz verschwunden ist, verbannte Freiheit und Behaglichkeit aus dem Haushalte. Schwachen Körpers und leicht erregbarer Natur, verbrachte Combe geistig und leiblich eine leidenreiche Knabenzeit. In jenen Tagen waren die Gesetze der Hygiene nur unvollkommen begriffen, Ventilation war eine unbekannte Kunst, der Geist galt für unabhängig von dem Körper, und in Folge dessen fügten Combe's Eltern trotz der besten Absichten ihren Kindern unheilbaren Schaden zu, indem sie dieselben in wenige kleine Stübchen zusammenpferchten. Wiewohl George seiner Eltern und ihrer Tugenden zärtlich eingedenk blieb, so blickte er doch auf die trübe körperliche und geistige Einengung seiner Kindheit stets als auf etwas zurück, wovor er Eltern nicht genug warnen konnte, und es ist sicher, daß diese Erinnerungen seine Bemühungen, einer richtigen und gütigeren Kinderbehandlung Eingang zu verschaffen, stets von Neuem anstachelten. Ein eigenthümliches, nachdenkliches Kind, das nach den Gründen aller Dinge fragte und sich nicht zufrieden gab, bis es sie gefunden, wuchs Combe zu einem ernsten, in allen seinen Gedanken und Thaten eifervollen Manne heran. Bis zu seinem letzten Athemzuge war das Leben ein ernsthaftes Ding für ihn, am ernsthaftesten, wenn er die Feder in der Hand hatte. Die großen religiösen Probleme regten ihn schon früh zu ängstigenden Speculationen an. Die Schrecken der ewigen Verdammniß lasteten auf ihm, und der erste Schimmer des Lichtes, in welchem er Gottes Güte erkannte, blendete und verwirrte ihn. Er war gelehrt worden, in dem Sündenfall Adams die einzige und wahre Lösung der Mysterien des Schmerzes und der Sorge zu erblicken, und immer wieder ertappte er sich als Kind auf dem Wunsche, der Apfel wäre Adam im Halse stecken geblieben und hätte ihn ein für allemal erstickt. Seine Erziehung war von der mechanischen Sorte, papageienmäßig lehrte sie die Worte getrennt von jedem Sinn und Vorstellung. Das Resultat hieß Chaos. Glücklicherweise lehnte sich gegen diese verderblichen Einflüsse der angeborene Wissensdurst des Knaben auf und so erwarb er sich durch praktische Beobachtung ein gewisses Maß von Bildung, auf welchem er weiter bauen konnte, als seine Schulbildung für beendet angesehen wurde. Mit sechszehn Jahren trat Combe in die juristische Carrière ein; doch wiewohl er darin fleißig und erfolgreich war, so beschäftigte sich doch sein scharfer und thätiger Verstand unaufhörlich mit höheren Dingen. Unbefriedigt durch den dogmatischen Calvinismus wie durch die ihm nicht minder hohl erscheinende Metaphysik seiner Zeit, scheint sein Geist fortwährend nur die eine Frage erwogen zu haben: Wo kann eine Lehre des praktischen Lebens gefunden werden? „Gebt mir eine Philosophie, die nicht blos als Wortschall an die Ohren tönt, sondern direct und unmittelbar unsere Handlungen leitet und erklärt und so zu wirksamen Resultaten führt.“ Im Jahre 1815 hielt Spurzheim in Edinburgh Vorlesungen. Seine und Gall's Behauptungen waren damals ein Gegenstand des Gelächters. Combe verlachte mit den übrigen diesen Don Quixote und wollte seine Vorlesungen nicht anhören, so daß der erste Cursus derselben ablief, ohne daß er den Mann auch nur zu

---

*) Zwickelgass = Sackgasse, die wie ein paar Hosen nach zwei Seiten ausläuft, in der die armen Leute wohnen, die meist Palukes (polenta) essen, den man mit dem Faden zerschneidet.

**) „The life of George Combe“ by Charles Gibbon. 2 vols. London, 1878. Macmillan.

Gesicht bekam, der einen so mächtigen Einfluß auf sein ferneres Leben auszuüben bestimmt war. Dem zweiten Cursus wohnte er bei, zwar anfangs skeptisch und ablehnend, aber er folgte Spurzheim mit genauer Aufmerksamkeit, untersuchte die von demselben angeführten Thatsachen mit der ihm eigenthümlichen Vorsicht und Sorgfalt, bis schließlich ihm die volle Überzeugung kam von der Wahrheit der Phrenologie. Von diesem Augenblick an war sie für ihn der Schlüssel zu allem Wissen; er wurde ihr tüchtigster Vertreter und als solcher populärer als die beiden Begründer der neuen Lehre. Ohne seinen Erwerbsberuf zu vernachlässigen, welcher unter seinem klaren und gewissenhaften Betrieb wohl gedieh, widmete er drei Jahre eigenen phrenologischen Beobachtungen. Das Resultat befriedigte ihn und nun fühlte er sich im Stande, vor die Welt zu treten als Apostel einer neuen Naturwissenschaft und einer neuen Psychologie, denen beiden er für die Erziehung und die Regelung des ethischen Verhaltens der Menschheit die größte Wichtigkeit beimaß. Welche Irrthümer auch das System, das er verfocht, enthalten mag, sie sind von wenig Belang, wenn wir des praktischen Nutzens seines Wirkens gedenken; seine aus aufrichtiger Überzeugung entsprungene Begeisterung war nicht nur an sich bewundernswerth, sondern auch die Quelle ersprießlicher Wirkungen für seine Mitmenschen. Denen, welche nicht tiefer schauen und nur das Lächerliche eines Gegenstandes erfassen können, muß sein Enthusiasmus als in seltsamem Gegensatz stehend erscheinen zu der prosaischen und hervorragenden Nützlichkeit der socialen Ziele, worauf er gerichtet war. Aber Combe besaß all den gesunden praktischen Menschenverstand seiner Landsleute und war durchaus nicht geneigt, alltägliche Dinge mit phantastischen Attributen auszustatten. Nichtsdestoweniger erschien er als der Apostel einer Sache, welche die Männer der Wissenschaft für Unsinn erklärten, und sein Glaube daran wurde als von einer allzu üppigen Einbildungskraft herrührend erklärt. Allein obwohl die Kraniologie — diesen Namen führte damals das System — nur die Zielscheibe des allgemeinen Spottes war, so fühlte sich Combe doch durch seine Selbstachtung und Überzeugung gegen alle Angriffe gewaffnet. Ernst und unbeirrt hielt er an dem Systeme fest, in welchem er das sah, was Reid und Steward nicht zu finden vermocht hatten, welches seiner Meinung nach die endgiltige Offenbarung der Mysterien der Natur und des menschlichen Handelns bringen sollte. Er widmete sich dem System mit ganzer Seele, allmählich gelangte er dazu, das Leben ausschließlich durch dieses Medium zu betrachten; der Phrenologie glaubte er die Kenntniß zu verdanken all des Guten das er zu thun bemüht und zu vollbringen im Stande war, und gleich allen Enthusiasten für eine Idee, war er geneigt, die Verirrungen der Menschheit aus der Unwissenheit bezüglich der phrenologischen Principien herzuleiten. Er hielt die Phrenologie für eine Mischung von Naturwissenschaft und Philosophie, für Naturwissenschaft hinsichtlich der Structur des Gehirnes und für Philosophie hinsichtlich seiner Functionen. Zwar glaubte er nicht, daß das System in sich vollkommen sei; kein System könnte es sein in einer fortschreitenden Welt, wohl aber hielt er es für das vollkommenste in dieser Zeit und war überzeugt, daß es mit jeder neuen Entdeckung sich weiter vervollkommnen würde. Er war kein bloßer Jünger Spurzheim's; allmählich baute er ein eigenes System auf, dessen Hauptdoctrinen folgende sind. Das Gehirn ist das Organ der Seele; unter sonstigen gleichen Bedingungen ist seine Größe das Maß seiner Fähigkeit; die Schädelbildung steht im Verhältniß zu der Beschaffenheit des Geistes: eine wirksame moralische und intellectuelle Erziehung wird die Entwicklung und Thätigkeit des Gehirns beeinflussen, gerade wie Leibesübungen auf die Kraft und den Umfang der Muskeln einwirken. Obgleich in diesen Sätzen viel Empirisches ist, das in der Folge aufgegeben werden mußte und die Phrenologie in Mißcredit gebracht hat, so enthalten sie doch auch vieles, was mit der modernen Physiologie in Einklang steht, insofern diese ebenfalls die enge Abhängigkeit der geistigen Thätigkeit von körperlichen Gestaltungen und Verrichtungen betont. Das große Werk*), in welchem Combe schließlich sein System darlegte, ist voll von Charakterskizzen und Schilderungen psychischer Eigenthümlichkeiten, woraus jeder Forscher, sei er Anhänger der Lehre oder nicht, mannigfache Belehrung schöpfen kann.

Selbstverständlich dauerte es längere Zeit, ehe die neuen Doctrinen Combe's sich verbreiteten. Anfangs trug er sie nur einigen Freunden vor, dann hielt er versuchsweise öffentliche Vorlesungen, zuerst nur mit geringem Erfolge. Auch trat eine phrenologische Gesellschaft ins Leben, in deren Leitung George Combe von seinem Bruder Andrew, der sein ganzes Leben hindurch ihm getreu zur Seite stand, eifrig unterstützt wurde. Die Veröffentlichung einer Reihe von Essays verschaffte ihm endlich Gehör, und obgleich die schottische Geistlichkeit von den Kanzeln seine Lehre verdammte, als direct zum Materialismus und folglich zum Unglauben führend, so strömte doch die Menge zu seinen Vorlesungen. Es entstand eine furchtbare Aufregung. Combe blieb durchaus kühl und fest, ging wie immer seinen Geschäften nach und widmete dem Lieblingsstudium nur seine Mußestunden. Er mußte zur Erhaltung seiner zahlreichen Geschwister beitragen, doch kamen dieselben allmählich auch voran, und er durfte dem Tage entgegensehen, wo er im Besitze eines bescheidenen Auskommens, seine Sachwalterthätigkeit würde aufgeben und nur für seine humanitären Bestrebungen leben können.

Von der Wahrheit seiner Lehre durchdrungen und durch keine Schwierigkeiten entmuthigt, zog er allmählich auch den Einfluß der äußeren Welt oder vielmehr der in ihr waltenden Gesetze auf das menschliche Wohlergehen in das Bereich seiner Untersuchungen. Hieraus entsprang alsdann die Philosophie, deren Verkünder er schließlich wurde, eine Philosophie, die viel umfassender und allgemeiner ist, als irgend eine phrenologische oder speciell physiologische Theorie. Ihre Sätze sind heute angenommen und unbestritten, waren es aber nicht in einem theologisch durchsäuerten Lande, in welchem der Gegensatz zwischen Natur und Geist nahezu allen üblichen Anschauungen zu Grunde lag. Diesen Gegensatz bestritt Combe, er behauptete im Gegentheil, zwischen beiden bestünde Harmonie. Aus einem starren Calvinismus hatte sich für ihn die Religion in Beobachtung der in der Natur klar zu Tage liegenden Gesetze verwandelt. Er lebte der Überzeugung, daß das Gute Gutes und das Böse Böses hervorbringe, nicht nur in der physischen sondern auch in der moralischen Welt. Da wir uns inmitten eines materiellen, durch eine vollkommene Ordnung beherrschten und stets auf uns einwirkenden Weltalles befinden, welches wir nicht zu ändern vermögen, so müssen wir suchen, uns mit demselben in Einklang zu setzen; wir müssen seine Gesetze ergründen und anerkennen und uns in willigem Gehorsam seinen Anforderungen fügen. Das war die Religion, welche Combe aus der Phrenologie ableitete; letztere diente ihm nur als Staffel, mittelst deren er das Hauptwerk seines Lebens errichtete. Es war dies seine große Abhand-

*) System der Phrenologie. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ed. Hirschfeld. Braunschweig.

lung von der „Constitution of Man"*) das merkwürdige Buch, welches Combe's Andenken stets lebendig halten wird, selbst wenn dereinst die Menschheit in ihrer aufsteigenden Bahn soweit kommen sollte, daß seine Ergebnisse als überholt erschienen. Die erste Ausgabe des Buches erschien 1830. Seine Berufsstellung wurde dadurch nicht beeinträchtigt, aber das gesellschaftliche Vorurtheil gegen ihn war groß; man bestürmte ihn, an die Rettung seiner Seele zu denken und selbst seine phrenologischen Jünger betrachteten ihre Sache als gefährdet. Nichtsdestoweniger hatte das Buch guten Absatz und seine Verbreitung wurde noch gefördert durch das Vermächtniß eines Bewunderers, der eine Summe Geldes für eine billige Ausgabe bestimmte, damit es auch den niederen Klassen zugänglich würde. Trotz oder vielleicht wegen der Anfeindung von Seiten des Klerus bahnte es sich Weg und wurde die bevorzugte Lectüre der intelligenten Elemente des Landes. Es stellte Principien auf, die seitdem die Basis einer umfangreichen, werthvollen und wichtigen Gesetzgebung geworden sind. Es war das erste Buch, das für das Verständniß des Volkes einen praktischen Weg zur Besserung seiner Lage offen legte, indem es ihm zeigte, wie es auch ohne sociale und politische Umgestaltungen in wirksamer Weise sich selbst helfen könnte. Die eindringlichen Sätze waren kühn und neu und brachten in der öffentlichen Meinung eine gewaltige und nachhaltige Veränderung hervor.

Nur wenige Denker haben eine derartig weitreichende Wirkung ausgeübt wie Combe. In England wurden von der „Constitution of Man" nicht weniger als 100,000 Exemplare verkauft, der Absatz in Amerika war ein fabelhafter, außerdem wurde das Buch in die meisten europäischen Sprachen übersetzt. Die ausgezeichnete Klarheit der Schreibweise machte den Sinn auch dem allergewöhnlichsten Verstande faßbar und der pietätvolle Geist der Darstellung mußte von allen unparteiischen Beurtheilern anerkannt werden.

Durch keine Schmähungen geschreckt, fuhr Combe fort, seine Grundanschauungen unter verschiedenen Formen weiter zu entwickeln, und unermüdlich war er thätig, sie zur Erörterung zu bringen, sobald er glaubte, daß das öffentliche Wohl es erheischte. Erziehung und sanitäre Reformen waren die Gegenstände, für die er rastlos mit Feder, Wort und Einfluß arbeitete. Die Schule sollte praktisch und confessionslos sein, muthig stand er für das Recht eines jeden Menschen ein, nach seinem eigenen Gewissen Gott zu verehren, die Katechismen wünschte er aus der Liste der obligatorischen Schulbücher gestrichen zu sehen. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts bedurfte es großer moralischer Stärke und Furchtlosigkeit, nicht nur im bigotten Schottland, sondern selbst in England, um solche Ansichten zu verfechten. Ein Freund Cobden's und John Bright's trat er ein für ihre freihändlerischen Anschauungen; in der orientalischen Frage dachte er im Wesentlichen wie Gladestone; seine Ansichten über Geldwährung, Nationalökonomie, Strafgesetzgebung waren alle gesund und stets seiner Zeit voraus. Da er, seinem eigenen Geständnisse zufolge, die Erweiterung seines geistigen Gesichtsfeldes und die Entwickelung seines unabhängigen Denkens ausschließlich seiner Phrenologie verdankte, so dürfen auch seine etwaigen Irrthümer Anspruch auf Achtung erheben. Die herrschende Leidenschaft seines Lebens war, ein Reformator zu sein, und er war es in einer stetigen ruhigen Weise, die sich stets wirksamer erweist als krampfhaftes Ungestüm. Er erwartete nicht, daß gute Resultate in einer einzigen Generation gewonnen würden, aber seine felsenfeste Überzeugung, daß die Natur des Menschen des Fortschritts und der Vervollkommnung fähig sei, machten ihn zum Optimisten in allen seinen Ansichten.

Im Jahre 1833 vermählte sich Combe mit Cecilia Siddons, einer Tochter der berühmten Tragödin. Sie paßte in jeder Hinsicht zu ihm und ihre kinderlose Ehe war glücklich. 1837 gab er seine Praxis auf, nachdem er sich genug erworben, um ein Einkommen von 800 Pfund jährlich zu haben. Von nun an lebte er ausschließlich für seine humanitären Bestrebungen. Er reiste in England, Amerika und Deutschland und hielt häufig Vorlesungen über Phrenologie, Erziehungswesen, Physiologie, Hygiene und die Ursachen des Wohlstandes der Nationen. Von 1845 bis 1855 war er der Führer in dem großen Kampf um confessionslose Schulen und brachte seine religiösen Ansichten zur Reife, die er 1857 in seinem Buche „On the Relation between Science and Religion" niederlegte. Gegen Combe's Erwartungen hatte das Werk, wiewohl durchaus anti-theologisch und religiös nur in einem Sinne, den Confessionelle nicht fassen können, einen durchschlagenden Erfolg. Zu seiner großen Freude wurde es gleichzeitig in Deutschland veröffentlicht*).

Die Mühen der Ausarbeitung dieses Buches neben seiner sonstigen großen Thätigkeit waren für Combe's körperliche Kraft zu viel gewesen. Er erkrankte ernstlich; zwar hörte er nie auf zu arbeiten, aber er schwand dahin, bis im August 1858 ein ruhiger Tod ein Ende machte. 1788 geboren, hatte er sein siebzigstes Jahr erreicht, als er sein einfaches, ernstes und äußerlich ereignißloses Leben beschloß, dankbar für die Jahre voll nützlicher Thätigkeit und Glück, die ihm beschieden gewesen. Außer dem Tode seines Bruders Andrew hatten keine großen häuslichen Schicksalsschläge ihn getroffen und keine Schwankungen in seiner Vermögenslage ihn bedrängt. Gegen das Ende seines Lebens genoß er die Freude, daß die Principien die er verfochten, sich Bahn brachen und daß viele seiner zahlreichen Verwandten wohlhabend und in ihren verschiedenen Berufen geehrt, in der Praxis bethätigten, was er in der Theorie und durch sein eigenes Leben gelehrt hatte. Von dem, was er erstrebt, ist Vieles verwirklicht worden. Als Apostel des modernen Säcularismus trug er viel dazu bei, theologische und gesellschaftliche Vorurtheile zu zerstören und vermittelst allgemeiner und confessionsloser Erziehung den Fortschritt in der Richtung größerer Gleichheit und größeren Wohlstandes zu befördern. Seine Lehre und seine Ziele sind ihrer Zeit sehr mißverstanden worden, aber er durfte von sich sagen: „In all the great characteristics of my life, I fear no tribunal where justice shall be administered. I shall be found to have lived as I taught and wrote".

Von nicht geringer Wichtigkeit für das Andenken eines solchen Mannes, wie überhaupt jedes bedeutenden Mannes ist es, einen Biographen zu finden, der wohlwollend, wirksam und lesbar schreibt, und Tact und Maß genug besitzt, um in der Fülle des Materials genau die Linie ziehen zu können, welche das Wesentliche von dem Unwesentlichen trennt. Auch dieses letzte Glück ist George Combe zu Theil geworden: er hat in Charles Gibbon einen Biographen gefunden, wie er sein soll, aber nur allzu selten ist.

Z.

---

*) Abhandlung über das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zur Außenwelt, als Beitrag die menschlichen Lebensverhältnisse besser und glücklicher zu machen. Aus dem Englischen von Dr. Eduard Hirschfeld. Mannheim, 1846.

*) Die Wissenschaft in ihrer Beziehung zur Religion. Von George Combe. Deutsche Originalausgabe. Unter Mitwirkung des Verfassers nach der vierten Ausgabe des englischen Originals bearbeitet von Ida von Busse. Leipzig, 1857.

Frankreich.

Baudrillart: Geschichte des Luxus.*)

Hume und Schopenhauer haben darauf aufmerksam gemacht, daß nichts die Verständigung unter den Menschen so sehr erschwere wie die zweifelhafte Bedeutung der Worte. Wie oft streiten sich nicht zwei Philosophen über Begriffe, nur, weil Jeder von ihnen etwas Anderes unter dem betreffenden Worte versteht. Ein solches Wort scheint mir auch das Wort Luxus zu sein, und so erklären sich die vielen Untersuchungen über die Frage, ob der Luxus etwas lobens- oder tadelnswerthes, dem menschlichen Geschlechte nachtheiliges oder vortheilhaftes sei. Versteht man unter Luxus Alles, was über den absolut zum Lebensunterhalte nöthigen Bedarf hinausgeht, so ist eben Alles, was den Menschen zum Menschen macht, seine ganze Fortentwicklung, ein Luxus. Diese Consequenz ist oft genug gezogen worden. Die Philosophenschulen des Alterthums huldigten fast sämmtlich derartigen Ansichten. Es ist bereits öfters darauf aufmerksam gemacht worden, wie hohl gar viele Declamationen über den Luxus der römischen Kaiserzeit sind. Die Sittenlosigkeit und Verschwendungssucht jener Periode wird Niemand bestreiten, aber die damaligen Moralisten und Satyriker schütteten das Kind mit dem Bade aus. Sie richten ihre Angriffe nicht nur gegen die größeren Annehmlichkeiten und Genüsse, welche der gesteigerte Weltverkehr sich zu verschaffen erlaubte, sondern sie wollen jede Bequemlichkeit des Lebens abgeschafft wissen. Seneca spricht entrüstet von den künstlichen Wohnungen des Menschen, er meint, Felle und Federn hätten vollauf zur Kleidung genügt. Diese Theorien sind noch immer nicht verschollen: sie feierten vor Allem in Rousseau eine glänzende Auferstehung. Unerschrocken sprach er es aus, daß auch Künste und Wissenschaften nur ein beklagenswerther Luxus seien, daß man zum reinen Naturzustande zurückkehren müsse. Das neue und doch so alte Evangelium suchte man dann während der französischen Revolution zu verwirklichen. Man zog sich die künstlichen Kleider der Civilisation aus, aber was zum Vorschein kam, war keineswegs der idyllische Wilde Bernardins de St. Pierre, sondern der Sansculotte, die blutgierige Bestie Proudhon steht durchaus auf dem Standpunkte Rousseau's: er meint einmal, das Volk müsse die Künstler nach Cayenne schicken. Die socialistischen Schulen wollen zwar angeblich allen Menschen gleichen Lebensgenuß verschaffen; sie würden sie indessen in Wahrheit nur zwingen, gleich arm zu sein, gleich zu entbehren. Denn daß in einem socialistischen Staate Jeder seine Bedürfnisse auf ein Minimum einzuschränken hätte, versteht sich von selbst.

Die Einleitung des Herrn Baudrillart beschäftigt sich mit diesen Fragen. Eine scharfe Definition des Begriffes Luxus vermissen wir freilich auch hier. Den Rigoristen gegenüber wendet er das Wort „Rien de plus nécessaire que le superflu" an, auf der andern Seite aber legt er dem Begriffe des Luxus auch die hergebrachte tadelnde Bedeutung unter. Aber wenn es auch natürlich ist, daß die Rigoristen Kunst und Wissenschaft für Luxus erklären, so kann man von unparteiischem Standpunkte aus unmöglich dieselbe Bezeichnung gebrauchen, da sie ja doch gerade in derselben einen Tadel enthalten sein lassen wollen. Nimmt man das Wort Luxus in so weiter Bedeutung, so fällt eine Geschichte des Luxus schließlich mit einer Culturgeschichte zusammen und die etwa gesteckten Grenzen sind rein zufälliger Art. Herr Baudrillart schildert z. B. stets die Architektur einer Epoche — wenn aber die Architektur ein „öffentlicher Luxus" ist, ist nicht Musik und Poesie ein privater? Die schönsten Kapitel der Einleitung betreffen das Wachsthum und die von den Rigoristen gepredigte Einschränkung der menschlichen Bedürfnisse. „Ein Volk ohne Bedürfnisse ist ein Volk ohne Ideen." Das ist ohne Zweifel richtig, aber nicht das Motto für eine Geschichte des Luxus, sondern für eine Geschichte der Civilisation. Im weiteren Raisonnement scheint uns eine Bindeglied zu fehlen. Jede Culturepoche hat neue Bedürfnisse. Was heute etwas Gewöhnliches ist, hieß vor so und so viel Jahren Luxus. Die „zusammengeschleppten Reichthümer aller Zonen", von denen die römischen Moralisten so viel declamiren, prangen heute auf dem einfachsten Tische. Aber jede Culturepoche verfügt gleichsam nur über ein bestimmtes Maß von Bedürfnissen. Wie es im Leben des Einzelnen eine Grenze für die Ausbildung seiner Fähigkeiten giebt, so auch für die Völker. Es tritt ein Moment ein, wo sie mit ihren Gedanken zu Ende sind. Nun schafft man sich künstliche Bedürfnisse, Bedürfnisse, die in Wahrheit keine sind. In diesem Momente hat eine Civilisation sich überlebt, in diesem Sinne kann man deßhalb auch von einem Übermaaß der Civilisation (excès de civilisation) sprechen: sie hat eben ihr Maß verloren und während sie sich noch fort zu entwickeln scheint, ist sie bereits der Barbarei wieder nahe gekommen. Die letzten Zeiten Roms bieten hierfür ein sprechendes Beispiel, und es ist daher falsch, wenn der Verfasser meint, von übertriebener Cultur könne man höchstens bei gewissen orientalischen Nationen sprechen, man verwechsle dann die Civilisation mit einer geleckten Barbarei. Wie der Mensch eigentlich nur dadurch lebt, daß er den von allen Seiten auf ihn einstürmenden Krankheitsangriffen Stand hält, so lebt auch eine Cultur selbst in ihren besten Tagen nur im Kampfe mit den widerstrebenden Elementen, ob dieselbe nun auf ihre Abschwächung oder ihre Übertreibung hinarbeiten. Durch ihr ganzes Dasein hindurch also wird man diese nachweisen können: Barbarei wie Luxus. Mit der Aufweisung dieser Schattenseiten ist deßhalb über die Civilisation noch kein Urtheil gefällt; erst wenn sie gleichsam ganz überschattet ist, geht es mit ihr zu Ende. Der Verfasser hat deßhalb von seinem Standpunkte wiederum Recht, wenn er meint, die Civilisation könne nie zu weit gehen, wenn er die großen Städte als Centren der Bildung in Schutz nimmt. Gewiß, in den großen Städten macht die Civilisation ihre größten Fortschritte, aber eben deßhalb drohen ihr auch hier die größten Gefahren, und Bonald, der sie „Hauptstädte der Industrie und Revolution" nannte, war ebenso im Rechte.

Was der tadelnswerthe Luxus sei, setzt Herr Baudrillart vortrefflich auseinander. Er unterscheidet den schädlichen Luxus in absolut und relativ schädlichen. Jenes ist der Luxus, den Moral, Anstand und Geschmack verdammen, relativ derjenige welcher nur die Betreffenden, deren Einnahmen für seine Bestreitung nicht ausreichen, benachtheiligt. Er schildert alsdann den Einfluß des schädlichen Luxus auf Individuum, Familie, Nation. Er zeigt, wie er den einzelnen alle moralische Kraft nimmt, so weit es sich nicht um die Befriedigung des nackten Egoismus handelt. Er weist nach, wie er das Familienleben zerstört. Ich kann mich nicht enthalten, folgende Stelle herzusetzen: „Es ist ganz hübsch, von Bildung, Fortschritt, Reichthum zu reden, man sollte nur nicht die Familie vergessen. Wenn die Kritiker gegen Geldheiraten reden, spricht man von Gemeinplätzen. Es gehört zum guten Ton, die alten Anklagen

*) Histoire du Luxe, par H. Baudrillart. Paris, 1878. Hachette.

gegen die Ehelosigkeit kaum zu beachten, die doch so oft nur durch die Furcht seinen Überfluß einzubüßen, Pflichten zu übernehmen, die größere Anstrengung kosten, veranlaßt wird. Das Cölibat aus Luxus spielt in unserer Gesellschaft eine weit größere Rolle, als das Cölibat aus Armut. Man beklagte sich im vorigen Jahrhundert bitter über die durch das Cölibat der Geistlichen verursachte Abnahme der Bevölkerung. Ohne Zweifel hatte es, wie die religiösen Orden, zu viel Ausdehnung genommen. Aber ganz von den religiösen und socialen Gründen des katholischen Cölibates abgesehen, scheint mir dieses doch weit weniger beunruhigend als die Ehelosigkeit des Luxus. Das erstere läßt sich Zügel gefallen. Es findet für seine zärtlichen Gefühle in der Religion selbst und den Werken der Liebe Befriedigung. Das Cölibat des Weltmanns läuft fast immer auf einen Egoismus hinaus, der selten unschädlich bleibt. Er müßte sonst seltene und schwere Tugenden üben, keusch, mäßig, arbeitsam, barmherzig und pflichgetreu sein, er müßte schließlich in sich selbst jene lebendigen Quellen des Herzens finden, welche in der Einsamkeit austrocknen. Die schwere Gefahr der Ehelosigkeit bei den vermögenden Klassen zeigt uns Geschichte und Gesellschaft. Sie verhindert die Zunahme desjenigen Theils der Bevölkerung, der mit Familientraditionen und Kapital aufwächst. Meist verzichtet er auf die Ehe zu Gunsten des Concubinates, das die Frau entwürdigt und sie ihrer Stellung beraubt, das die Kinder opfert. Was wäre eine Gesellschaft, wo das Concubinat für relativ moralisch gälte, wo es gar meist den Platz der vollkommenen Zügellosigkeit räumte? Die Zahl der Junggesellen vermehrt nothwendig die der Dirnen. Sie ist Schuld, daß eine Menge von Töchtern des Volkes, die anständige Familienmütter hätten sein können, verderben." — Diese Worte sind vielleicht für Deutschland nicht ganz zutreffend, weil bei uns die durchgeführte Ehelosigkeit bis jetzt zu den Ausnahmen gehört. Indessen wirken die Verhältnisse doch bereits dahin, daß das heiratsfähige Alter der Männer immer höher rückt, was schließlich dieselben Folgen hat*). Einmal wird mit jedem Jahre die Anzahl Gleichalteriger geringer, zweitens pflegen die Einflüsse dieser begrenzten Ehelosigkeit auf die öffentliche Moral bis zur Verheiratung nicht viel besser zu sein als die der unbegrenzten.

Eine hergebrachte Art, den Luxus zu vertheidigen, läßt sich in das Wort zusammenfassen: „Es circulirt doch wenigstens Geld". Der Verfasser tritt dieser Anschauung mit scharfen Worten entgegen, er weist nach, auf wie schwachen Füßen eine Industrie steht, die nur dem Luxus dient. „Die Luxusindustrien sind am meisten Krisen ausgesetzt. Entstehen gesellschaftliche Unordnung, tritt eine Erschütterung des Credites ein — schon das Geringste genügt, diese phantastische Welt auf's Tiefste zu erschüttern. Eine Menge Arbeiter sind auf die Straße gesetzt, die nicht leicht anderswo zu verwerthen sind. Was dann mit der verweichlichten Masse anfangen?" Paris hat das zur Zeit der ersten Revolution erfahren, als auf einmal Tausende derartiger Arbeiter (man denke nur an die Schaar der Perrückenmacher und Haarkünstler) brodlos wurden und sich in die Miliz der revolutionären Klubs einreihen ließen. Der schädliche Luxus führt zur „Ära der Revolutionen". „In den oberen Regionen herrscht der Luxus. Mit dem Reichthum, der unter dem Einfluß des socialen Friedens und der öffentlichen Sicherheit sich angehäuft hat, verbindet sich eine künstliche Bewegung der Werthe. Nichts hält Maß, das ist nicht mehr das Leben mit seinen geregelten Bewegungen, es ist das Fieber. Überall herrscht es: in der Speculation, im Vergnügen, in den Moden, in der Jagd nach Allem, was glänzt. Die Mittelklassen nehmen sich das luxuriöse Leben der oberen Klassen zum Muster. Die Menge thut ihr Möglichstes, ihnen nachzuahmen. Selbst die Armut will ihren Luxus haben. Sie begnügt sich nicht mit den Schauspielen und Vergnügungen, welche die Stadt der Menge darbietet: sie wirft sich auf die berauschenden Getränke. Überall merkt man den Gährstoff großer Umwälzungen, den Ekel an der augenblicklichen Lage, die Unlust zu arbeiten, die brennende Begier nach Genuß. Die absolute Gleichheit findet ihre Apostel: das Eigenthum wird als Usurpation denuncirt: großmüthige Ideen, Reformpläne, die vielleicht aufrichtig gemeint aber unausführbar sind, Schmeicheleien gegen die Armen kommen dieser Arbeit des Neides zu Hülfe. Alle Unzufriedenen verbinden sich mit einander. Es braucht nur noch einen Vorwand und der Klassenkampf bricht aus. Dieser Vorwand bleibt nicht aus. Irgend ein Zufall führt ihn herbei. Nun sinkt alle bestehende Ordnung zusammen. Das, glaubt man, sei bereits die Revolution. Bewahre: nur die Oberfläche, nur die Vorderscene. Man warte nur noch kurze Zeit, ein paar Monate, ein paar Wochen, und man wird den alten und schrecklichen Spruch der Schrift sich verwirklichen sehen: Dives et pauper obviaverunt sibi, der Arme und der Reiche sind einander begegnet. Sie begegneten sich in Haß und Verachtung, sie treffen sich, die Waffen in der Hand." Weiter unten sucht Baudrillart den Einfluß des Luxus auf die Kunst, so wie die Stellung der verschiedenen Regierungsformen — der absoluten Monarchie, der Aristokratie, der Demokratie zur Luxusfrage und geht endlich zur Geschichte des Luxus selbst über.

Wir müssen gestehen, daß wir uns von einer Geschichte des Luxus ein anderes Bild machen, als das, welches hier vorgeführt wird. Was ich unter Luxus verstehe, habe ich bereits oben gesagt. Eine Geschichte des Luxus hätte daher die Aufgabe, eine Geschichte der Menschheit nach dieser einen Richtung hin zu schreiben, gleichsam eine Krankheitsgeschichte der Civilisation nach der Seite der Übertreibung hin, der sich alsdann eine Geschichte des menschlichen Elends trotz derivili Esation als Ergänzung anzureihen hätte. Was Herr Baudrillart — wenigstens in diesem ersten Bande — liefert, das sind im Grunde nur culturgeschichtliche Schilderungen, die zwar das Verdienst haben, sehr anschaulich und anmuthig zu sein, aber doch zu allgemein gehalten sind, als daß sie das aufgestellte Thema erschöpfen könnten. Man wird indessen abzuwarten haben, wie er dasselbe durchführt, da der Vorrede zufolge noch drei weitere Bände in Aussicht stehen, die der Reihe nach den römischen Luxus, das Mittelalter und die Renaissance, endlich die moderne Zeit behandeln sollen. Es dürfte hier allerdings leichter sein, das Sündenregister der Civilisation zusammenzustellen, als den altasiatischen Culturen gegenüber: und was die Griechen anbelangt, welche bereits in diesem ersten Bande geschildert werden, so fällt ihr gänzlicher Niedergang schließlich mit dem der römischen Sitten zusammen, den er andererseits doch wieder im byzantinischen Reiche um ein Jahrtausend überdauert. Was der Verfasser in seiner Einleitung über den Luxus in der Kunst z. B. sagt, ist durchaus richtig: bei der Schilderung des Zusammenbruches der alten Welt wird er vollauf Gelegenheit haben, nachzuweisen, wie die Kunst immer mehr ihre idealen Zwecke aus den Augen verlor und schließlich ganz und gar Luxus ward, d. h. an der Tafel des Lebens ein Gericht mehr verzehrt und verdaut wie das Materiellste, ebenso geschätzt, ebenso bezahlt. Nach dieser Hinsicht hätten wir allerdings bereits

*) Wie die statistischen Erhebungen beweisen, nimmt Deutschland in der Zahl der Eheschließungen bereits eine ziemlich ungünstige Stellung ein.

über Athen und Alexandrien etwas eingehendere Schilderungen erwartet. Denn schon in Alexandrien war die Kunst ein Luxus des gelehrten Verstandes, so zu sagen das Naschwerk der Bildung, nicht mehr das Werk und der Quell der Begeisterung.

Die Schilderungen der ägyptischen, assyrisch-babylonischen, iranischen, indischen, chinesischen, phönicischen Cultur bezeugen eine große Belesenheit. Sehr hübsch führt Herr Baudrillart durch, wie der orientalische Luxus stets derselbe geblieben ist und zieht eine geistreiche Parallele zwischen dem „letzten Sultan" (Abdul Aziz), und dem Schah mit altorientalischen Despoten. Bezüglich China's scheint uns sein Urtheil ein wenig an jener Befangenheit zu laboriren, die nun einmal in Europa hergebracht ist. Der Fehler der chinesischen Civilisation soll durchaus die Unbeweglichkeit, das Haugenbleiben am Alten sein. Damit stimmt es wenig, wenn Herr Baudrillart selbst die Geschichte des Fortschritts der chinesischen Erfindungen, z. B. des Porzellans vorträgt. Aus einer aus dem neunten Jahrhundert stammenden Reisebeschreibung zweier Araber führt er folgende interessante Stelle an: „Die Chinesen sind in allen Künsten die geschicktesten Leute von der Welt, besonders aber in der Malerei; hier bringen sie mit ihren Händen Werke hervor, welche die Anderen nicht einmal nachahmen können. Wenn ein Arbeiter eine schöne Arbeit vollendet hat, bringt er sie zum Palaste des Fürsten, um die Belohnung zu fordern, welche er für seine Mühen zu verdienen scheint. Der Fürst befiehlt ihm, das Werk am Thore des Palastes aufzustellen, wo es ein Jahr bleibt. Wenn Niemand daran einen Fehler bemerkt, wird der Arbeiter belohnt und in die Gilde der Künstler aufgenommen; entdeckt man aber den geringsten Mangel, wird er zurückgewiesen und erhält keine Belohnung. Einmal nun hatte einer ihrer Maler eine Ähre mit einem Vogel darauf auf Seide gemalt, und zwar mit solchem Geschick, daß Alle, welche es ansahen, über die Natürlichkeit entzückt waren. Das Werk blieb lange Zeit ausgestellt, bis eines Tages ein Bucklichter, der am Palaste vorbeikam, es laut tadelte. Man führte ihn vor den Befehlshaber der Stadt und ließ auch den Arbeiter kommen. Als man den Bucklichten fragte, was er zu tadeln habe, antwortete er: „Jedermann weiß, daß ein Vogel sich nicht auf eine Ähre setzen kann, ohne sie niederzubiegen; dieser Maler aber hat die Ähre ganz gerade gezeichnet: das ist sein Fehler!" Man fand die Bemerkung wahrheitsgemäß und der Fürst gab dem Arbeiter keine Belohnung. Man glaubt durch diese und ähnliche Mittel die Arbeiter geschickter zu machen, weil sie so gezwungen werden, auf ihre Werke die äußerste Sorgfalt anzuwenden." Das sieht gewiß nicht nach Stillstand aus, und doch ist diese Geschichte überaus charakteristisch. Nicht der Conservatismus ist der Mangel der chinesischen Civilisation, sondern der begeisterungslose Realismus, jener nüchterne Nationalismus, der den französischen Missionären Huc und Gabet einst von einem Chinesen, an dessen Bekehrung sie Jahre lang gearbeitet, die bezeichnende Antwort eintrug: „Liebe Väter, es mag ja Alles wahr sein, was ihr sagt: aber hier auf Erden habe ich so viel mit meinem Leibe zu thun, daß ich an die Seele noch nicht denken kann." Jener bucklichte Kritiker war eben auch ein Realist. An einer andern Stelle bemerkt Baudrillart: „Die Manier, sich selbst so naiv oder vielmehr anspruchsvoll häßlich zu malen, ist eine der Absonderlichkeiten dieser Rasse, die in allen Dingen das Gegentheil von dem thut, was die Andern thun. Die westlichen Völker schmeicheln sich in den Bildern, die sie von sich selbst entwerfen; die Griechen haben uns sogar ein idealisirtes Abbild hinterlassen. Die Chinesen haben ihre Häßlichkeit übertrieben, um sich in ihrer eigenen Caricatur zu gefallen". Sollte diese Häßlichkeit nicht einfach die Consequenz des Realismus sein? Wir in Deutschland erleben es ja selbst, daß die extrem-realistische Malerei schließlich bei der Caricatur ankömmt und so möchte China hier wie auf vielen anderen Gebieten uns ein warnendes Beispiel sein, wohin begeisterungsloser Utilitarismus und Verachtung alles Idealismus zuletzt führen. Erfinder haben die Chinesen genug gehabt — niemals einen Dante, Shakespeare oder Beethoven.

Es würde indessen zu weit führen, wenn wir die verschiedenen Abschnitte des Baudrillart'schen Buches sämmtlich durchgehen wollten und so möge es denn mit diesen Bemerkungen genug sein.

H. Herrig.

Italien.

Machiavellus redivivus.

Ich will damit beginnen, meinen verehrten Freund, den Leser, über den Titel aufzuklären, den ich nachfolgenden Zeilen zu geben mich veranlaßt gesehen habe. Mein Leser weiß, Machiavellus redivivus heißt zu deutsch „Der wieder lebendig gewordene Machiavelli"; aber er weiß nichts davon, daß der übel beleumundete Theoretiker der Realpolitik neuerdings aus der Hölle losgelassen worden sei, etwa um eine Professur für Staatswissenschaft zu übernehmen. Wenn ich daher heute von dem wiederauferstandenen Machiavelli rede, so wird dies der Leser von vornherein bildlich auffassen. Er möge aber auch nicht erwarten, daß ich über eine neue Ausgabe der Werke des Segretario Fiorentino oder über ein mit ihm sich befassendes Buch berichte. Es handelt sich um etwas ganz Anderes. Jüngst wurde mir ein schön ausgestattetes Buch zugesandt, welches den Titel: Staaten und Religionen führt und einen mir sonst unbekannten Herrn Giacomo Pisani zum Verfasser hat.*) Aus Gründen, die ich hier nicht ausführen will, hatte ich anfänglich gar wenig Lust, das Buch zu lesen. Beim Durchblättern fiel mir indeß zunächst die Sprache auf, welche nicht allein eine sehr gelungene Imitation, sondern geradezu eine genaue Photographie der Sprache Machiavelli's in seinem Principe ist. Und wie ich zu lesen begann, fand ich wirklich den leibhaftigen Machiavelli wieder, — die nämliche Keilschrift, die gleiche Art, exact die gleichen Anschauungen, — kurz, ich mußte wiederholt den Titel nachsehen, um mich zu überzeugen, daß ich nicht den Principe, sondern ein ganz neues Buch vor mir habe. Damit ist Pisani's Arbeit bereits im Allgemeinen charakterisirt und wird nunmehr der geneigte Leser nicht mehr im Unklaren darüber sein, aus was für Gründen und in welchem Sinne ich von einem Machiavellus redivivus spreche.

Kein Zweifel! Wäre dieses Buch in Deutschland erschienen, es würde viel Aufsehen erregt und seinen Verfasser bekannt gemacht haben. In Italien hat man kaum Notiz davon genommen. Oder hat es vielleicht soeben erst die Presse verlassen? Möglich. Die Jahreszahl 1877 spricht nicht dagegen, denn bekanntlich werden in Italien die Bücher nicht nur nicht vordatirt, sondern man beginnt in der Regel deren Druck mit dem Titelblatt, so daß sie nicht selten erst lange nach dem auf demselben angegebenen Jahre erscheinen. Wie dem aber auch sei, daß das Buch

*) Stati e Religioni. Di Giacomo Pisani. Roma, 1877. Tipografia Barbèra. Das Buch ist Ai Popoli Cattolici gewidmet.

Bedeutung habe, läßt sich nicht bezweifeln. In allem zeigt sich der Verfasser als einen getreuen Schüler Machiavelli's, der dessen politisches System, wie es im Principe vorliegt, zu dem seinigen gemacht, weiter entwickelt und ausgeführt, und auf die gegenwärtige Zeit, speciell auf die jetzige Lage Italiens angewendet hat. So kühn, so scharf und schneidend, so gottlos hat schwerlich seit den Tagen Machiavelli's Jemand geredet. Und diese eisige Kälte, diese geradezu satanische Ruhe, mit welcher der Verfasser sein System entwickelt, als handelte es sich um die Lösung einer mathematischen Aufgabe! Mit Recht kann er im Vorwort sagen, was Aufrichtigkeit anlange, gebe es wenige nur, die ihm gleichkommen, keinen, der ihn übertreffe. Ja, es ist wahr, Rücksichten kennt er absolut keine, weder auf Menschen noch auch auf Gott. Ich könnte fast sagen, es sei ein fürchterliches Buch. Es bedarf aber dessen nicht. Andere werden es schon sagen. Meinerseits will ich nur ein Referat ohne Kritik geben. Ich bitte diese Worte in vollem Ernste zu nehmen. Nur was in dem Buche steht, will ich kurz mittheilen, nicht aber was ich selbst darüber denke.

Wie der Titel schon sagt, ist es eine der brennendsten Fragen der Gegenwart, nämlich das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, specieller: zwischen Staat und Religion überhaupt, was der Verfasser erörtert. Die erste Frage, welche sich ihm dabei aufdrängte, war daher selbstverständlich die, nach dem Ursprung der Religionen. Und die Antwort darauf ist, daß die Religionen insgesammt und die Götter alle, die je verehrt wurden und werden, menschliche Erfindung sind. Ursprünglich, wird uns gesagt, bildete jedes menschliche Individuum ein Volk für sich und gab es auf Erden so viel Nationen als Individuen. Wo immer ein Mensch dem andern begegnete, kam es zum Streit: Mars war daher der erste Gott, die rohe Gewalt das erste Gesetz. Aber auch der Starke ward erschreckt durch Donner und Sturm, daher beugte er sich vor ihnen und nannte den einen Jupiter, den anderen Neptun. So dienten die ersten Menschen den Göttern und lernten dabei über die schwächeren Mitmenschen herrschen. Die ersten monarchischen Völker verehrten nur Einen Gott, die ersten republikanischen Völker mehrere Götter. Da aber die Götter sowohl als auch der eine Gott nur die Gebilde jener Menschen sind, welche mit der Unwissenheit, der Schlechtigkeit und dem Leichtsinn beginnen und erst nach und nach zur Weisheit, zur Güte und zum Ernste des Lebens gelangen, so mußten die Menschen je und je in mancherlei Irrthümer in Betreff der Gottheit gerathen. Von diesen Irrthümern ist der gefährlichste und allgemeinste der, daß Jeder sich selbst von Gott erleuchtet und auserwählt, die Anderen blind und verdammt glaubt.

Um eine Religion zu gründen, sind alle Zeiten und alle Völker gleich opportun. Wer aber Staaten gründet oder beherrscht, kann die Religion unbedingt nicht vernachlässigen und noch viel weniger ignoriren. Ist aber die Religion nützlich für den Staat, oder ist sie ihm schädlich? Sie kann beides sein, je nachdem. Gehen Staat und Religion einig, prägen beide dem Bürger die nämlichen Tugenden ein, dann ist die Religion nützlich, andernfalls ist sie schädlich. Ja, die Religion vermehrt und befestigt wesentlich die Macht eines Volkes, wenn sie mit der Freiheit desselben eng zusammenhängt. Nur müssen der Religionsgründer und der Reformator auf die Culturstufe achten, auf welcher die Völker stehen. Jenem nützt die Unwissenheit, diesem die Aufklärung. Jener muß es verstehen, auf geschickte Art Wunder zu verrichten, wie Moses, Muhammed und Christus thaten, da die Unwissenden das Wunderbare suchen und nicht das Vernünftige; der Reformator hingegen bedarf keiner Wunder, denn es fragen die Aufgeklärten nichts danach. Daher muß der Eine die Unwissenheit, der Andere die — wahre oder eingebildete — Aufklärung für seine Zwecke zu benützen verstehen. Hat aber eine Religion ihre besonderen, vom Staate unabhängigen Orden und Priester, dann sind Conflicte zwischen ihr und den Staaten unvermeidlich. Kommt es zwischen den Priestern und den Bürgern zum Streit, so werden diese mit den Waffen der Gewalt, jene mit den Waffen der List kämpfen. Es ist dies in der Natur begründet. „Der Wolf besitzt die Kraft, um den Fuchs zu tödten; aber der Fuchs besitzt die List, um den Wolf zu überlisten. Daher haben diejenigen Unrecht, welche es unseren Priestern zum Vorwurf machen, daß sie mit ihrer Perfidie dem Staate Schaden zufügen; denn, bevor man ihnen diese ihre Sitte zum Vorwurf macht, sollte man die Natur anklagen, welche derartige Nothwendigkeiten erzeugt."

Strebt ein Staat nach Selbstkräftigung und gereicht seine Macht den Priestern zum Nachtheil, so müssen diese ganz nothwendig nach allen Mitteln greifen, wodurch sie etwa den Staat schwächen können. Das beste und sicherste Mittel ist aber, das Volk zu verdummen. Soll gar ein Joch abgeworfen werden, so ist der sicherste Weg dazu, eine neue Gottheit, d. h. eine neue Religion, zu erfinden. „Um Roms Joch abzuschütteln, nahmen Roms Unterthanen das Christenthum an; dadurch schwächten sie das römische Reich so sehr, daß es fallen mußte. Sie selbst aber befreiten sich von Einem Joche, nur um unter ihrer tausend zu gerathen. Um ein Joch abzuschütteln, ist es daher immer nützlich, neue Gottheiten zu erfinden. Wollt ihr aber nicht selbst unter den Ruinen begraben liegen, so wählet euch eine Gottheit, die euch berathen und vertheidigen könne. Eine solche werdet ihr gewählt haben, sobald ihr gelernt habt, euch selbst zu berathen und zu vertheidigen."

Obige Sätze, zu welchen ich, treu meinem Vorsatze, keinen Commentar liefern will, sind möglichst wörtlich dem, aus zwanzig Kapiteln bestehenden ersten Buche des vorliegenden Werkes entnommen. Es sind gleichsam die Behauptungen, welche nach mathematischer Methode und, ganz nach Machiavelli's Art, mit stetem Hinweis auf mehr oder weniger glücklich gewählte geschichtliche Beispiele, eingehend bewiesen werden. Die nämliche Methode ist selbstverständlich auch in den folgenden vier Büchern befolgt worden. Auf die Begründungen unseres Verfassers einzugehen, mangelt mir hier der Raum. Ich begnüge mich, kurz und mehr nur andeutend noch Einiges aus den übrigen vier Büchern (das ganze Werk zählt 125 Capitel) hervorzuheben.

„Christus stiftete seine Religion in der Absicht, die Welt von den Römern zu befreien;" mit diesem kühnen Satze beginnt das zweite Buch. Wer etwa an dessen Richtigkeit zweifelt, lese den Beweis bei unserem Verfasser nach. Ich fahre fort ihn reden, d. h. behaupten zu lassen. Sehr günstig für die Verbreitung der neuen Lehre war es, daß sich die damalige Welt unter Roms Joche befand, denn es nahmen sie die Völker gerne an — als Mittel sich vom Joche zu befreien. „Sie bedienten sich gegen die Römer der christlichen Lehre gerade so, wie sie sich jeder anderen Waffe bedient haben würden, falls sie sich in dem Besitze von solchen gesehen hätten." Hätten sie sich aber nur dieser Waffe so bedient, wie sich ihrer später die Deutschen bedienten gegen Papst und Kaiser, dann freilich würden sie die Freiheit erlangt haben! Weil sie aber einen solchen Gebrauch davon zu machen nicht verstanden, vertauschten sie nur die eine Knechtschaft mit der anderen, drückenderen, denn sie wurden von der „Katholischen Secte" geknechtet. Übrigens verdankt das Christenthum seinen

Ursprung, verdankt der Katholicismus seine Erfolge „der Ignoranz, der Corruption und der Schwäche der Völker". Hätten es die römischen Kaiser verstanden, zur rechten Zeit von der christlichen Lehre einen schlauen Gebrauch zu machen, so hätten sie das Reich retten können. Es würden sich alsdann „aus der ursprünglichen Lehre Christi zwei ungleiche Religionen gebildet haben: die eine, geeignet eine unbewaffnete geistliche, die andere eine staatliche Macht zu erhalten; die eine, ein vortreffliches Mittel, um die Völker zu verdummen und zu Sklaven, die andere, sie aufzuklären und stark zu machen". Da aber die Gelegenheit nicht benutzt wurde, bemächtigte sich die Kirche der christlichen Lehre und bediente sich ihrer, um die Völker zu schwächen und zu unterjochen, denn die „Knechtschaft der Völker war der Kirche ebenso nützlich, als deren Freiheit schädlich". Es bildete sich eine aus Priestern und Mönchen bestehende kirchliche Miliz; um die Völker zu schwächen und immer mehr zu verdummen, bediente man sich der Idee des jenseitigen Lebens, namentlich des Fegefeuers; die Kirchenhäupter bemühten sich um die Wette die alte Cultur zu zerstören und, vom Glück ganz außerordentlich begünstigt, gelang es der Kirche die Staaten zu schwächen; namentlich die nahen, denn „je näher ein Staat dem Papste, um so größer die Unordnung". — Folgenden Satz (S. 109), der eingehend bewiesen wird, will ich nicht übersetzen: „I costumi lascivi dei popoli furono giovevoli alla Chiesa e dannosa la castità". Die Treue ward zum bloßen Aushängeschild. „Da der Papst zugleich weltlicher Fürst ist, muß er natürlich sein Wort nur halten, wenn es ihm Nutzen bringt, andernfalls muß er es brechen" (S. 110 f.). Ein guter katholischer Priester muß sein Vaterland unbedingt vergessen und weil das Haupt der Kirche seinen Sitz, diese selbst ihr Centrum in Italien hatte und noch hat, darum mußte gerade Italien unter allen katholischen Ländern das unglücklichste werden. Mit dem Nachweis dieses letzten Satzes schließt das zweite Buch.

Im dritten Buch, welches fünfundvierzig Kapitel umfaßt, wird die Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche bis zur unmittelbaren Gegenwart fortgeführt. In welchem Geiste dies geschieht, mag aus Vorstehendem leicht erschlossen werden. Statt daher dem Verfasser schrittweise nachzugehen, will ich lieber ein Kapitel aus diesem dritten Buche herausgreifen und es meinem Leser in deutscher Übersetzung vorlegen. Jedoch muß ich die Bemerkung vorausschicken, daß ich mich unfähig fühle, den Lapidarstil des Verfassers nachzuahmen, und daher sinngetreu, aber in der Form etwas frei übersetze. Das Kapitel, — es ist das neununddreißigste, — trägt folgende Überschrift (fromme Leser mögen hier aufhören):

> „Italien verdankt seine gegenwärtige Machtstellung dem Umstande, daß die Italiener entweder um die Gottheit sich nicht bekümmern, oder aber dieselbe verachten".

„Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß, wenn ein italienischer Fürst im Sterben liegt, er gewöhnlich zwischen zwei Dingen die Wahl hat: entweder muß er außerhalb des Schooßes der Kirche sterben, oder er muß von den Priestern sich schmähen lassen. Dies kommt daher, daß sein Streben und seine Absicht von dem Streben und der Absicht der Priester verschieden sind. Dem Sterbenden soll die Religion zum Heile seiner Seele dienen, während hingegen der Priester die Religion nur als ein Mittel betrachtet, dessen er sich bedient, um zu Macht und Ansehen zu gelangen. Daher greifen Männer von festen Grundsätzen zu dem einzig möglichen Ausweg, wodurch sie sich den Schmähungen der Priester entziehen können, indem sie nämlich zur rechten Zeit (opportunamente) aus der Kirche treten.

„Weil aber der Religionswechsel in den Augen solcher Männer als ein Zeichen von Schwäche gilt, kümmern sie sich, einmal aus der römischen Kirche getreten, um keine Kirche mehr. Daher kam und kommt es, daß wir Beamten (amministratori) haben, welche die Gottheit entweder verachten, oder sie vernachlässigen, oder aber derselben frei dienen, je nachdem es ihnen ihr Gewissen eingiebt. Was aber jene Italiener betrifft, denen es bekannt ist, wie sehr die päpstlichen Milizen sich bemühen, die italienische Einheit zu zerstören, so müssen sie die Priester hassen, weil sie Italien lieben. Und da man es im Allgemeinen für unmöglich hält, ohne Priester Gott dienen zu können, wählen viele Italiener lieber dem Dienste Gottes zu entsagen, als den Priestern nachzulaufen.

„Demnach befinden sich die Bürger Italiens im Allgemeinen in der Lage, daß sie, um das Vaterland nicht zu verrathen, entweder der Gottheit den Rücken kehren, oder Gott auf freie Weise dienen, oder aber ihren Glauben wechseln müssen. Daraus erklärt es sich, daß die Italiener entweder ungläubig, oder Freidenker, oder aber Abtrünnige sind. Während daher in England, Deutschland, der Schweiz, Schweden, den Niederlanden alle Bürger das Ihrige beitragen, dem Staate Macht und Stärke zu verleihen, ist dies in Italien nur bei einem Theile der Fall; während die genannten Völker ihre Macht auf weise und gottesfürchtige Bürger gründen, muß sich Italien auf Leute stützen, die, wenn sie weise sind, irreligiös sein müssen, da es sich auf Leute nicht verlassen kann, die, wenn religiös, entweder Thoren oder Feinde sind. Man beachte, daß ein Staat mächtig sein muß, um Achtung sich verschaffen zu können. Soll aber der Staat mächtig sein, so muß er tüchtige (forti) Bürger haben; um tüchtige Bürger zu erhalten, muß er sie zu verständigen und ehrlichen Menschen bilden. Man beachte ferner, daß Verständigkeit und Ehrlichkeit durch die Erziehung eingepflanzt und gepflegt werden, die der Bürger in der Familie oder in der Schule erhält. Beiden liegt es ob, weise und sittliche Bürger herauszubilden, welche das Vaterland und Gott lieben. So lange aber die eine lehren wird, einen Gott zu ehren, der da befiehlt das Vaterland zu hassen, und die andere lehren wird, dem Vaterland zu dienen gegen den ausdrücklichen Willen Gottes, so lange wird der einen Unterricht die Früchte desjenigen der andern verderben, so lange muß ein Volk heranwachsen, welches aus Gleichgültigen, oder Feinden, oder lauen Freunden besteht. Die Gleichgiltigkeit kommt daher, daß ein Theil des Volkes, bei so sehr einander widersprechenden Lehren, zwischen Gut und Bös nicht mehr zu unterscheiden vermag; die Feindschaft daher, daß in den Mühen und Sorgen nur Eigennutz und Selbstsucht gewittert werden; die Lauheit endlich daher, daß die Gemüther nicht gestärkt werden durch die Eintracht der oben erwähnten Lehren." — — —

Noch sei auf das zweiundvierzigste Kapitel des dritten Buches besonders aufmerksam gemacht, worin der Verfasser den bekannten Cavour'schen Wahlspruch: Freie Kirche im freien Staate einer scharfen Prüfung unterwirft. Dieser Grundsatz sei unpraktisch, undurchführbar, geradezu ein Unsinn; Cavour selbst entweder ein Betrogener oder ein Betrüger. Herr Pisani entscheidet sich für Letzteres. Cavour habe mit seinem Wahlspruch nur bezweckt, der Geistlichkeit Sand in die Augen zu streuen. Ja, S. 292 f. wird sogar ausgeführt, daß Cavour nicht allein die Pfaffenschaft, sondern selbst seine Freunde — und zwar mit vollem Bewußtsein — hinter das Licht führte. Nicht als ob ihn deßhalb irgend ein Tadel treffen würde. Nein, Cavour mußte so handeln, wie er that, denn „vergeblich wäre alle Klugheit gewesen, hätte nicht Cavour seine eigenen Freunde getäuscht, bevor er die Pfaffen täuschte".

Das vierte und fünfte Buch, wovon jenes zwölf, dieses fünfzehn Kapitel umfaßt, befassen sich mit der unmittelbaren Gegenwart und der nächsten ferneren Zukunft, d. h. es werden die gegenwärtigen Conflicte zwischen Staat und Kirche besprochen und ich könnte getrost sagen mathematisch, — ausgerechnet, was die Zukunft nach dieser Richtung hin bringen werde. Die Gedanken des Verfassers auch nur kurz anzudeuten, würde einen Raum erfordern, den ich weder in Anspruch nehmen will noch darf. Statt dessen will ich daher auch diesmal wieder ein Kapitel auswählen, dessen Inhalt für deutsche Leser von besonderem Interesse sein dürfte. Es ist das elfte des vierten Buches und trägt die Überschrift: Wird das katholische Frankreich jemals das protestantische Deutschland überwinden können? Das Kapitel ist zu lang, um eine Übersetzung des Ganzen hier zu geben; ein Auszug muß genügen. Herr Pisani betont, daß Frankreich die erlittene Niederlage nicht ruhig ertragen werde. Bei der ersten günstigen Gelegenheit werde es sich wieder mit Deutschland messen wollen. Wann dies geschehen werde, sei ungewiß, daß es aber geschehen werde, sei unzweifelhaft. Und welcher wird der Ausgang sein? Die Antwort auf diese Frage sucht der Verfasser zunächst in der Geschichte. Seit der Reformation, sagt er (S. 333 ff.), gab es in Europa nur zwei protestantische Großmächte: England und Preußen. „Vor der Reformation wurde England tausendmal von Frankreich angegriffen; nachher wagten mittelmäßige Fürsten nicht einmal die Augen zu England zu erheben; die großen, welche es wagten, mußten sie bald genug wieder niederschlagen". Als Beispiele werden Philipp II., Ludwig XIV. und Napoleon I. angeführt. „Philipp II. verlor seinen Ruhm zugleich mit seinen Schiffen; Ludwig XIV. half dem König Jacob mit jenem Erfolg, den man aus der Geschichte kennt; Napoleon I. konnte sich rühmen ganz Europa, nur nicht England gedemüthigt zu haben". Seinerseits hatte Preußen gegen größere Schwierigkeiten zu kämpfen. Es bedurfte eines tüchtigen Mannes, dessen Energie alle Schwierigkeiten zu überwinden vermochte. Dieser Mann war der große Friedrich. Indeß seine Tüchtigkeit würde nicht genügt haben, hätte ihm nicht ein tüchtiges Volk zur Seite gestanden. Da Beides zusammentraf, konnte Friedrich II. den vereinigten Waffen Rußlands, Deutschlands und Frankreichs erfolgreichen Widerstand leisten. Ein einziges Mal ward Preußen besiegt, nämlich von Napoleon I. Allein „ein gut geordnetes Volk (un popolo bene instituito) ist niemals besiegt". Sehr eingehend und ganz vortrefflich wird dieser Gedanke erörtert. Das Resultat, zu welchem der Verfasser gelangt, ist im Allgemeinen, daß die protestantischen Mächte unbesiegbar sind, was durch treffliche Bilder und Beispiele verdeutlicht wird. Über die specielle Frage sodann, die er an die Spitze dieses Kapitels gestellt, spricht sich der Verfasser dahin aus: „Soll Frankreich auf einen Augenblick Deutschland überwinden können, so muß in ihm ein so tüchtiger Feldherr erstehen, daß er die Corruption des Volkes zu paralysiren vermöge; solche Männer sind äußerst selten und ihrer nur wenige zählt die Geschichte auf. Wir schließen daher, daß, um Deutschland zu besiegen, ein neuer Napoleon (es ist natürlich der erste gemeint) in Frankreich erstehen muß. Was aber die Früchte eines eventuellen Sieges anlangt, kann Frankreich nur solche erwarten, wie sie Napoleon und Hannibal aus ihren Siegen ernteten. Und diese Früchte waren, daß Frankreich in den Abgrund stürzte und Karthago in Flammen aufging". An Deutlichkeit und Schärfe läßt diese Sprache ganz gewiß nichts zu wünschen. Das ganze lange Kapitel ist in hohem Grade lesenswerth.

Interessant ist auch gleich das folgende Kapitel, in welchem mit gewohnter rücksichtsloser Schärfe die Frage untersucht wird, „ob denn das natürliche Schicksal der katholischen Völker immer und ewig das sein wird, von der Tyrannei zur Unordnung und von der Unordnung zur Tyrannei überzugehen (passare dalla tirannia al disordine e dal disordine alla tirannia)". Das fünfte und letzte Buch könnte man beinahe eine vermehrte und bedeutend verschärfte Auflage von Machiavelli's Principe, mit besonderer Rücksicht auf die Frage nach dem Verhältniß zwischen Staat und Kirche, nennen. Als Curiosum sei noch besonders erwähnt, daß das vierzehnte Kapitel, welches die Überschrift trägt: „Kann und darf eine repräsentative Monarchie mit Gewalt die Religion ändern", aus weiter nichts, als — lauter Punkten besteht! Warum? läßt sich blos errathen.

Mein Referat ist länger geworden als ich beabsichtigte und dennoch habe ich nur flüchtige Andeutungen geben können. Hoffentlich werden diese jedoch genügen, um einen schwachen Begriff von dem merkwürdigen und jedenfalls in seiner Art einzigartigen Buch des Herrn Pisani zu geben. Was ich selbst für ein Urtheil darüber fälle? Vorläufig gar keins. Man lese es. Langweilig, das kann ich versichern, ist es jedenfalls nicht. Es liegt hier ein geschlossenes System vor, mit welchem sich auseinanderzusetzen man kaum umhin können wird. Staub dürfte dieses Buch wohl noch genug aufwerfen. Und wie man auch immer darüber urtheilen möge, daß ein Buch dieses Inhaltes im Jahre des Heils 1877 in Rom gedruckt und veröffentlicht werden konnte, das ist eine Thatsache, wovon die Annalen der Geschichte sowohl, als auch der Cultur und Literatur Notiz zu nehmen haben.*)

Dr. Scartazzini.

Rußland.

Russische Forschungsreisen und geographische Veröffentlichungen.

Oft und mit Anerkennung ist auf den regen Eifer hingewiesen worden, mit dem seit einiger Zeit in Rußland die Ausführung wissenschaftlicher Reisen betrieben wird. Fast ausschließlich ist die Geographische Gesellschaft in St. Petersburg die Stelle, von welcher die Anregung, die Leitung und auch die finanzielle Fürsorge für dergleichen Reisen ausgeht. Die Opferwilligkeit der Gesellschaft und die Umsicht ihres Vorstandes kann

*) Das Pisani'sche Buch erscheint auch uns merkwürdig um der darin befolgten Schreibart und Methode willen. Aber — unser geehrter Herr Referent wolle uns die abweichende Meinung gestatten — das Buch wird keinen Staub aufwirbeln, einfach darum weil es um dreihundert Jahre zu spät kommt. Die Ähnlichkeit zwischen dem Original-Machiavelli des sechszehnten und diesem Pseudo-Machiavelli des neunzehnten Jahrhunderts ist nur eine äußere. Jener war ein wirklicher Realpolitiker, weil sein System den Anschauungen und Thatsachen seiner Zeit entsprach. Ebendarum würde Machiavelli, wenn er heute lebte, nicht denken und schreiben wie vor dreihundert Jahren, sondern der Gegenwart gemäß. Herr Pisani dagegen ist nur ein scheinbarer Realist, in Wahrheit nimmt er keine Rücksicht auf die heutige wirkliche Welt; er weiß nichts davon, daß unsere öffentlichen Zustände, unsere Wissenschaft, unsere Moral, unsere Ideale ganz andere sind als vor drei Jahrhunderten. Er verfährt durchaus aprioristisch, während Machiavelli zwar nicht in der Form, aber im Wesen inductiv vorging, ja, mit Recht für einen der Schöpfer der inductiven Methode gilt.

(D. R.)

nicht genug hervorgehoben werden. Je mehr wir nun Gelegenheit haben, das System der Gesellschaft in den Thatsachen zu beobachten, desto klarer wird ein Unterschied zwischen den Bestrebungen der Russen und denjenigen anderer Nationen, namentlich der deutschen, bemerkbar. Die Ursachen desselben sind ziemlich naheliegend. Die deutschen Forschungsreisenden pflegen sich im allgemeinen Interesse der Wissenschaft die Aufgabe zu stellen, die noch dunklen Zustände fremder Erdtheile aufzuhellen; das Mühen der Russen ist dagegen vorzugsweise, bei seltenen Ausnahmen, an das nationale Interesse geknüpft. Bereitwillig stellt man auch in Rußland die Ergebnisse der Forschungsarbeiten dem großen Kreise der Wissenschaft zur Verfügung; aber in erster Linie will man dem Vaterlande nützen, indem man wissenschaftliches Licht über manchen noch der Aufklärung bedürftigen Punkt im Innern des Riesenreiches, außerdem aber auch über diejenigen Gebiete jenseits der Grenzen verbreitet, auf welche die russische Politik die erntesüchtigen Blicke richtet. Das große Operations- und Erntefeld der russischen Politik ist Asien; dorthin werden also aus praktischen Rücksichten, ohne daß man die älteren Gebietstheile vernachlässigt, die geographischen und hiermit zusammenhängenden Forschungen vorzugsweise geleitet, und wenn in Mittelasien, im nordwestlichen Theil der Mongolei, sowie in einigen anderen in ähnlichen Beziehungen zu Rußland stehenden asiatischen Gebieten von Jahr zu Jahr mehr russische Forschungsreisende erscheinen, so werden wir sie immer eingedenk jener nationalen Rücksichten zu betrachten haben. Auch im Jahre 1877 — gerade in dem Jahre des türkischen Krieges, der die russischen Kräfte fast ausschließlich in Anspruch zu nehmen schien — sind die russischen Reisenden äußerst regsam gewesen. Die „Russische Revue" (St. Petersburg, Verlag von C. Röttger) enthält eine Übersicht der von ihnen ausgeführten Reisen. Es verlohnt sich, derselben einige Mittheilungen zu entlehnen, die uns sogleich nach Centralasien versetzen sollen.

Den Reigen der Forscher von 1877 eröffnet nämlich der wackere Oberst Prschewalski. Seine Reise nach Tibet und an den Lob-Nor steht in erster Linie. Wenn auch die in Deutschland aufgetauchten Zweifel, ob der Reisende wirklich an dem gesuchten See gelagert hat, noch nicht erledigt sind, so wird dem kühnen Zuge in jenes Gebiet von russischer Seite doch mit Recht große Bedeutung beigelegt. — Im „Magazin" ist seiner Zeit Näheres über die interessante Reise mitgetheilt worden. Kaum zurückgekehrt, war Prschewalski (im August 1877) wieder im Begriff, eine zweite Expedition über Zaidam und Lasa zu unternehmen, doch hatte er die von jener Reise noch stark angegriffenen Kräfte überschätzt, und er mußte die bereits begonnene Ausführung seines leidenden Zustandes wegen wieder aufgeben.

Herr G. H. Potanin ging im März von Kobdo aus über das Altai-niro-Gebirge, durch die Wüste Gobi bis an den östlichen Endpunkt des Thian-Schan und durchzog in einem Bogen von östlich-nördlich-westlicher Richtung den nordwestlichen Theil der Mongolei. Die Reise endigte im November am Ausgangspunkte Kobdo und brachte, außer meteorologischen Beobachtungen, reiche Sammlungen von Pflanzen aus den durchschrittenen Hochgebirgen.

Das Alai-Gebirge und Pamir waren das Ziel zweier Expeditionen. Die erste derselben unternahm Herr Muschketow in geologischen Absichten, zur Fortsetzung seiner früheren Reisen, die er zu gleichen Zwecken in den Jahren 1874—1875 in Turkestan ausgeführt hatte. Es war der General-Gouverneur von Turkestan, der diesmal die Kosten spendete. Nur kurze Zeit war dem Reisenden vergönnt: in den Monaten Juli bis October durchforschte er das ganze Gebiet zwischen Marghelan, Osch, Alai und Pamir, obwohl es mühsam genug war, auf Pässen bis zu 15,000 Fuß Höhe und in Schluchten von einer mehrere Tage beanspruchenden Länge sich durch die mächtigen wilden Gebirge zu winden. Nicht geringe Resultate waren aber auch der Lohn der Anstrengungen. Zum ersten Male wurde Aufklärung über den geologischen Bau der Pamir'schen Bergmassen gewonnen; im transalaischen Gebirge stellte der Forscher die Höhe der gewaltigsten, mit ewigem Schnee bedeckten Spitzen fest, wobei er der hervorragendsten Spitze, dem Pik Kaufmann, 25,000 Fuß zuschreiben konnte; im Ferghana-Gebiet fand er zahlreiche Lagerstätten nützlicher Mineralien: Steinkohlen am Flusse Naryn, Naphta und Schwefellager an verschiedenen Punkten, Kupfererze in Süd-Chokand, Versteinerungen 2c.; zur besonderen Genugthuung gereichte es ihm, eine wichtige Frage, und zwar gegen die Ansicht von Alexander von Humboldt, zu beantworten, die Frage nämlich, ob in jenen Gebieten, wie unser Landsmann angenommen hatte, wirklich meridional gerichtete Gebirge bestehen, was Muschketow nunmehr im verneinenden Sinne entschieden hat: Humboldt's Annahme eines Meridionalgebirges Bolor beruhte auf optischer Täuschung.

Weniger glücklich war Herr Sewerzow, der mit den Herren Staßy und Schwarz die zweite Expedition des Jahres nach Pamir unternahm. Er brach erst im September auf, und die Kühnheit, diese ungünstige Jahreszeit zu wählen, hatte für die Reisenden nicht allein große äußere Schwierigkeiten zur Folge, sondern beeinträchtigte auch die Forschungsarbeit. Bei tiefem Schnee und einer bis zu 25 Grad R. steigenden Kälte, in der Nothwendigkeit, Nahrungsmittel und selbst Brennmaterial auf langhaarigen tibetonischen Ochsen in jene verlassenen, waldlosen Gebiete mit sich zu führen, legte Herr Sewerzow einen unerwartet hindernißreichen Weg zurück, ohne gleichwohl sein Ziel zu erreichen; auch er wollte das problematische Meridionalgebirge erreichen, aber er mußte es aufgeben; er machte bei dem Flusse Kokßai an dem Punkte Halt, wo derselbe nach Angabe der Eingebornen sich in das Grenzgebiet von Kaschgar wendet und von dort unter dem Namen Tarim Gola dem Lob-Nor zufließt. Als die Hauptergebnisse der Expedition sind bezeichnet: sechs astronomisch-bestimmte Punkte, reiche Beobachtungen über den Erdmagnetismus, mehr als hundert barometrisch und zum Theil geodätisch bestimmte Punkte, die topographische Aufzeichnung des Weges und eine beträchtliche ornithologische Sammlung.

An den Ob, in das Kusnezkische Gebirge und an den Balkasch-See begab sich im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften Herr J. S. Poljakow, hauptsächlich um sich von der Wahrheit der Angabe zu überzeugen, daß sich im Kusnezkischen Gebirge ein vollständiges Mammuthskelett befände. Es fand sich, daß irgend eine Steinart für Mammuthsknochen gehalten worden war. Diesem negativen Resultat schloß sich ein anderes an; auch Herr Poljakow hatte nämlich die Genugthuung, Humboldt's Ansichten berichtigen zu können, insofern als er dessen Aufstellung, es habe in neuerer Zeit eine Fluß-Verbindung des Aral-Kaspischen Bassins mit dem Ob-Bassin oder mit dem Eismeer bestanden, als hinfällig zu bezeichnen Anlaß erhielt.

Wiederum in das russische Turkestan begab sich, angeregt durch den dortigen General-Gouverneur, der Akademiker A. von Middendorf, um die landwirthschaftlichen Verhältnisse des Gebiets zu untersuchen und zu prüfen, wie dort die Landwirthschaft gefördert werden könnte. Durch die Weitläufigkeiten der

Vorbereitungen aufgehalten, konnte der Reisende erst im December seinen Weg antreten. Er ist inzwischen am 24. Juni d. J. wieder in St. Petersburg eingetroffen, und wird nunmehr über die Lösung seiner Aufgabe berichten.

Über das asiatische Gebiet hinaus erstreckt Herr Miklucha-Maklai seine Forschungsreisen; auf ihn übt der Stille Ocean eine Anziehungskraft, die ihn veranlaßt hat, im Jahre 1876 zum dritten Male Neu-Guinea aufzusuchen. Diese Reise sollte seine dortigen Untersuchungen zum Abschluß bringen. Unter der halbwilden Bevölkerung der australischen Insel verlebte er zu dem Zwecke nochmals 1½ Jahre; erst im Januar laufenden Jahres wurde es ihm möglich, nach Singapore zurückzukehren. Der Bericht über die Erfolge ist noch unter seiner Feder.

In Sibirien gilt es noch manche Forschungsarbeit nachzuholen. Es handelt sich dort kaum noch um rein wissenschaftliche, sondern mehr um praktische Zwecke. So hat man seit einigen Jahren die Feststellung der auf die Wasserwege in Sibirien sich beziehenden Verhältnisse ins Auge gefaßt. Um die erste derartige Expedition auszurüsten, fand der erbliche Ehrenbürger A. W. Ssibirjakow sich zu dem rühmlichen Entschlusse bewogen ein Capital von 7000 Rubel zu spenden. Der Expedition wurde nach dem Programm der Commission für die Erforschung der sibirischen Wasserwege, die Aufgabe gestellt, zunächst die Verbindung der Flüsse Ob und Jenissei, die durch die Flüsse Ket, Lomorata, Jasewa und Kas stattfinden soll, zu ermitteln. Nach langen Vorbereitungen, an denen auch das Ministerium für Wegeverbindungen fördernd sich betheiligte, ist die Expedition unter der Leitung des Barons Aminow im Februar d. J. in Sibirien ans Werk gegangen.

Ein großartiges Unternehmen ist die Nivellirung Sibiriens. Schon im Jahre 1875 hat die Geographische Gesellschaft dahin zielende Arbeiten ausführen lassen. Es handelt sich vorerst um die Nivellirung des Landes von der Kimilteiskaja Staniza bis Irkutsk und zum Baikalsee, ein Werk, das im vorigen Jahre unter Leitung des Herrn Bolschow, Obersten vom Generalstab begonnen und redlich gefördert worden ist. Das Gebiet war in fünf Bezirke getheilt. Für das Jahr 1877 blieb der fünfte Bezirk zu bearbeiten; diese Aufgabe ist gelöst. Als das wichtigste Resultat der Messungen wird die genaue Höhenbestimmung von Irkutsk und vom Baikalsee bezeichnet; die absolute Höhe von Irkutsk ist auf 1510, die des Baikalsees in der Nähe des Angaraflusses auf 1589 Fuß festgestellt.

Mitten in Sibirien gab es Leute, welche sich in den Kopf gesetzt hatten, von ihrer Heimath aus zu Schiffe durch das Eismeer nach St. Petersburg zu gelangen. Sie setzten ihren Plan wirklich durch. Im Jahre 1876 hatte zu diesem Zwecke ein Herr W. Sidorow ein Schiff in Jenesseisk (etwa 58 Grad nördlicher Breite) bauen lassen, mit der Bestimmung, die Handelsbeziehungen zwischen dem sibirischen Norden und dem europäischen Rußland zu eröffnen. Das Schiff — es trug den Namen „Nordlicht“ — glitt den Jenessei hinab bis zur Mündung und zu den Malobrechow'schen Inseln (70 Grad 48 Linien n. Br.), wo es zu überwintern gezwungen war. Ein furchtbarer Winter, der den vier Matrosen des Schiffes das Leben raubte und auch dem Steuermanne Nummelin beinahe das gleiche Schicksal bereitet hätte, brach herein. Man hatte enorme Schneelasten, Überschwemmungen, Temperaturwechsel zwischen +4 und —32 Grad R. und die Gewalt zertrümmernder Eisschollen zu ertragen. Das Schiff selbst erlag. Die Bedrängnisse des überlebenden Steuermanns währten bis ans Ende des Monats Juni. Da endlich fand ihn Capitain Schwanenberg, unter dessen Leitung das Unternehmen stand, und der in Begleitung eines Matrosen einen kleinen Dampfer herbeiführte. Ihm gelang es ein ebenfalls in Jenesseisk gebautes Schiff „Sarja“, das noch kleiner als das zertrümmerte war, zu kaufen. Auf diesem Schiffchen setzte man das Unternehmen fort und gelangte Mitte August durch das Karische Meer zur Insel Belij, welche bisher noch kein Seefahrer betreten hatte. Dort pflanzte man zwischen Steinen die russische Flagge auf und hinterließ die üblichen Zeichen des Besuches. Nach einigen Tagen passirte die „Sarja“ die Karische Pforte, immer in der Gefahr, durch die Eismassen an die Felsenriffe geschleudert und zerschellt zu werden. Doch kam man glücklich durch in das Eismeer und konnte, nur noch durch ein paar Stürme gekränkt, Schweden und Norwegen umfahrend nunmehr ruhig den Weg nach Petersburg fortsetzen, wo die „Sarja“ am 19. November eintraf. Wenngleich die Expedition ursprünglich nur zu ökonomischen Zwecken unternommen war, so kann sie wegen des auf ihr gesammelten Materials hier immerhin und umsomehr erwähnt werden, als sie ein Beweis ist, daß das Eismeer für ein Schiffchen mit einer Hand voll braver Leute keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr bietet.

Einmal wieder in St. Petersburg, möchten wir kurz noch einige wissenschaftliche Reisen im Innern Rußlands, im europäischen Rußland berühren.

Im Wolga-Bassin, mitten in Rußland, sitzt ein finnischer Stamm, der Stamm der Mordvinen. Er trägt für die russischen Gelehrten noch mancherlei Räthselhaftes an sich. Um seinerseits zur Aufklärung beizutragen, begab sich Herr Mainow im Mai vorigen Jahres an Ort und Stelle. Seine Aufgabe bestand besonders in der Sammlung von Materialien zur Anthropologie und Ethnographie jenes Stammes. Er bereiste zu dem Zwecke einundzwanzig Kreise der Gouvernements Nishnij-Nowgorod, Simbirsk, Kasan, Tambow, Saratow, Samara und Pensa, stellte an 501 Personen beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters Messungen an, sammelte Schädel, beobachtete das Stammesleben und zeichnete an vierzig literarische Erzeugnisse national-mordvinischer Dichtung auf; außerdem beschäftigte er sich erfolgreich mit der Grammatik der mordvinischen Dialekte und konnte die Existenz verschiedener Zweige des Stammes feststellen. Die ethnographische Karte von Rittich bewährte sich bei seiner Prüfung.

Ebenfalls in das Gouvernement Samara ging Herr A. J Wojnikow, um in dem sogenannten „Samarskij Luk“, einem halbinselartig von der Wolga umschlossenen Theil jenes Gouvernements zwischen Stawropol und Sysran, Höhenmessungen vorzunehmen, wobei er neun Punkte hypsometrisch bestimmte.

Herr J. H. Smirnow führte seine Untersuchungen über den Erdmagnetismus durch eine siebente Reise zu Ende. Er besuchte die Gouvernements Archangelsk, Olonez, Wologda, theilweise auch St. Petersburg und Nowgorod, und wurde nunmehr in den Stand gesetzt, auf der Karte den Lauf der isogonischen und isoklinischen Linien zu bezeichnen. In den „Nachrichten der Geographischen-Gesellschaft“ kommen die bedeutendsten Ergebnisse seiner Forschungen zum Abdruck.

Endlich noch eine Binnenreise nach Riga, die Herr Rajewskij zur Erforschung der dortigen Handelsbewegung unternahm. Sie hat für uns insofern Interesse, als sie die rivalisirenden Beziehungen zwischen Riga und Königsberg berührt. Herr Rajewskij konnte, neben einer Abnahme des Exports von Hanf und Flachs, eine bedeutende Steigerung der Ausfuhr von Getreide und Holz feststellen, was jedoch seine Erwartungen nicht ganz erfüllte; er hatte gemeint, daß die Eisenbahnverbindung von Riga mit dem russischen Binnenlande eine weit er-

beblichere Steigerung der dortigen Handelsoperationen, als wirklich der Fall ist, zur Folge haben werde. Der Grund liegt nach Rajewskij darin, daß die Vortheile derselben Eisenbahnverbindung mit Inner-Rußland auch Königsberg zu Statten gekommen sind, das dieselben wegen seiner längeren Navigationsperiode besser als Riga hat ausbeuten können.

Im Ganzen haben wir hier vierzehn Expeditionen verzeichnet, von welcher keine ohne irgend eine Bereicherung für die Wissenschaft der Erdkunde geblieben ist. Die Thätigkeit der Geographischen Gesellschaft ist damit nicht abgeschlossen. Von ihren zahlreichen Veröffentlichungen sei schließlich noch die in ihrem Auftrage von dem Vice-Präsidenten Herrn P. Semenow bewirkte Übersetzung der Erdkunde von C. Ritter erwähnt, von welcher der IX. Band*) nunmehr erschienen ist. Es handelt sich darin um die in Ritter's Band III. enthaltene Geographie der in Asien zum Russischen Reiche gehörenden und an dasselbe grenzenden Länder, d. h. von Sibirien, China, Turkestan, der Tartarei und von Persien. Die Übersetzung ist, worauf besonderer Werth zu legen ist, unter Beihülfe des Herrn Potanin, mit den Ergebnissen sämmtlicher Forschungen und Entdeckungen in jenen Gebieten von 1832 bis 1876 fleißig ergänzt und erscheint demnach als eine neue Bearbeitung des Ritter'schen Werkes, die auch bei uns beachtet zu werden verdient.

China.

Ein chinesischer Roman.**)

Tin-Tun-Ling, der Dichter des vorliegenden Romans, hat sich lange Zeit in Paris aufgehalten; dort im Hause von Theophile Gautier lernte er die Franzosen achten und ehren; ihnen widmet er sein Buch, von dem er glaubt, daß es vielleicht gütige und aufmerksame Leser finden werde, wenn es auch nur ein armer Dichter aus der Provinz Chang-Si geschrieben habe. Gewiß verdient die kleine Erzählung Interesse, nicht nur das der Neugier als die Schöpfung eines einer so fremden Nationalität angehörigen Dichters, sondern sie erregt unsere Theilnahme auch um ihrer selbst willen als Dichtung. Wir rühmen an ihr den innigen Ton und die prägnante Ausdrucksweise, die in kurzen Zügen uns Schilderungen des Landes und der Sitten giebt und uns mit den Meinungen des Dichters bekannt macht. Wir sehen, wie durch die starre, rein verstandesmäßige Welt des Chinesen das Gefühl eines Dichters durchbricht, welchen während eines vierzehnjährigen Fernseins von dem Reiche der Mitte das Bekanntwerden mit abendländischer Cultur nicht unberührt gelassen hat. Allerdings was im Einzelnen dem Dichter, was dem Übersetzer angehört, entzieht sich unserer Betrachtung.

Hören wir nun, was der Dichter erzählt. — Der reiche und edle Tchang lebt mit seiner Frau, der schönen Lan-Yin, seit drei Jahren in glücklicher Ehe, aber es fehlt ihm bei all seinen Schätzen, bei all seiner Vornehmheit und Gesundheit Eines, um sein Glück voll zu machen, ein Nachkomme. In seinem Kummer wendet er sich an den Oberpriester der nahen Pagode, den würdigen Tching-Ué, indem er denselben bittet, an dem bevorstehenden Feste der Tseu-seu-niang-niang, der Göttin des Kindersegens, derselben reiche Opfer für ihn darzubringen. Tching-Ué aber lohnt das Vertrauen übel, er selbst hat begehrende Blicke auf die tugendsame Lan-Yin geworfen, und nicht genug, daß er in dem Herzen von Tchang den Verdacht wachruft, die Kinderlosigkeit seiner Frau könne eine Strafe ihrer Untreue sein, er weiß sich auch durch Bestechung einer Dienerin der Lan-Yin in den Besitz eines ihrer Pantoffeln zu setzen. In China, wo es für die Frauen bereits als unpassend gilt, ihren Fuß einem fremden Auge zu zeigen, bedeutet das Geschenk eines Pantoffels, von einer Frau einem Manne gemacht, soviel als daß sie sich ihm hingiebt. Den Pantoffel seiner Gattin findet nun Tchang, als er am anderen Tage die Weihgeschenke für die Göttin der Fruchtbarkeit in den Tempel trägt, daselbst wieder. Von Eifersucht gefoltert und in aufbrausendem Zorn über ihre Untreue, will er zu ihr zurück, aber sie hat soeben eine längst geplante Reise zu ihrem Vater angetreten. Dies bestärkt seinen Verdacht; in dem Hause seiner Schwiegereltern vollzieht er die Scheidung von seiner Frau, nachdem diese zugestanden, daß es in der That ihr Pantoffel ist, den Tchang in der Pagode gefunden. Lan-Yin bleibt in dem Hause ihrer Eltern, indem sie sich schwört, trotz allem Leid dennoch ihrem Gemahl die Treue zu bewahren. Doch da erscheint im Hause ihres Vaters Ghin-Yin ein neuer Freier, der reiche Fin-Jin, der erst kürzlich sich in der Gegend angekauft hat. Für Ghin-Yin ist der Antrag des vornehmen Mannes nicht wenig ehrend und die Verlobungsceremonien werden zwischen den beiden Männern abgeschlossen, da nach der Sitte des Landes der Bräutigam seine Braut erst bei der Hochzeit zu sehen bekommen darf. Die treue Lan-Yin ist über die bevorstehende neue Vermählung in Verzweiflung und klagt ihrer Dienerin Sio-Moei ihr Leid. Wie diese letztere nun den neuen Freier zu sehen bekommt, stutzt sie; seine Züge sind ihr bekannt; es kann kein anderer sein, als der Bonze Tching-Ué, dem sie damals frevelhafter Weise den Pantoffel ihrer Herrin gegeben. Und er ist es; als die Dienerin sich zu ihm begiebt, um die Sache zu erforschen, verräth er sich, und durch keine Geschenke, selbst nicht durch das Versprechen, sie zu seiner Nebenfrau zu machen, läßt sich Sio-Moei von dem Entschlusse abbringen, die Wahrheit kund zu machen. Wutherfüllt sperrt sie Tching-Ué in eine Kammer neben seinem Schlafgemach. Am folgenden Tage feiert er mit seiner Braut die Hochzeit; da aber die Neuvermählten zum Nachttrunk zusammen sitzen, dringt Sio-Moei aus ihrer Gefangenschaft in das Zimmer und offenbart ihrer Herrin den Sachverhalt. Der Bonze, durch den übermäßig genossenen Trank und durch die Liebkosungen der Dienerin berauscht, merkt nicht, daß seine neuvermählte Gattin sich entfernt, und bald schlummert er an der Seite Sio-Moei's ein. Da er spät am Morgen die Augen aufschlägt, fällt sein Blick auf eine geisterhafte Erscheinung vor ihm; an einem Strick aufgeknüpft hängt da der leblose Körper Sio-Moei's, welche im Bewußtsein ihres Frevels freiwillig ihr Dasein geendet hat. Der Schrei des Erwachten ruft die Diener, ruft die Obrigkeit herbei; in der Hand der Entseelten findet man ein ausführliches Geständniß, welches Tching-Ué seiner Schuld überführt. Nach der üblichen Bastonade bekennt er; sein Haupt wird ihm zu Füßen gelegt, Tchang aber kehrt in die Arme seiner treuen Lan-Yin zurück. — So endet die Erzählung, welche Tin-Tun-Ling, wie er selbst sagt, im Gefängniß geschrieben hat, in dem Gefängniß, in welchem er seit drei Jahren, nämlich seitdem er verheirathet ist, schmachtet, — geschrieben hat zu abschreckendem Beispiel für die Männer, welche blinde Eifersucht quält.

*) St. Petersburg, 1878.

**) La petite pantoufle, Roman chinois par Tin-Tun-Ling, Traduction de M. Charles Aubert. Paris, 1875.

Kleine Rundschau.

— **Goergens: Mohammed***). Die für die allgemeine Culturgeschichte wichtigen Arbeiten gleichen in ihren Wirkungen dem Stein, der ins Wasser fällt und immer weitere Wellenkreise hervorruft. Dies gilt von den bedeutenden Arbeiten des Professor Sprenger in Bern, welcher durch sein aus alten Originalquellen geschöpftes Werk über die dunkle Frage nach dem Wesen und Wirken Mohammed's neues Licht verbreitete. Den von der mohammedanischen Legende überwucherten Boden legte Sprenger schon 1851 in einem kleinen Werk „The life of Mohammed" in vielen Punkten klar; und war es zu bedauern, daß der Verfasser durch sein späteres großes deutsches Werk über Mohammed (in drei starken Bänden) verhindert ward, jenes kleinere Buch, welches klar und bündig und deshalb vielfach durchsichtiger war, zu vollenden.

Professor Goergens hat das Verdienst, in seiner kleinen einundvierzig Seiten umfassenden Schrift die hauptsächlichsten den Charakter Mohammed's kennzeichnenden Züge hervorgehoben zu haben, indem er das erste Werk Sprenger's zu Grunde legte, aus dem späteren ergänzte, und aus einer bisher noch unbenutzten Quelle, aus dem Werk Termidi's (starb 279 d. Fl.), erläuterte.

Nichts, es sei sinnlich oder geistig, kann in dieser Welt ohne Vorbereitung und die sein Sein bedingenden Voraussetzungen entstanden sein, — auch die sogenannte Offenbarung fällt nicht vom Himmel —. Auch Mohammed, welcher häufig, wie er meinte, sich der Offenbarungsbesuche des Engel Gabriel zu erfreuen hatte, konnte nur die in seinem Volke flutenden religiösen Elemente in sich concentriren und das so zu einer Lehre gefügte Ganze mit der Kraft seiner vollen Persönlichkeit vertreten.

Deshalb ist die Vorgeschichte des Mohammedanismus so interessant, in der Sprenger vier Männer namhaft macht, die schon vor Mohammed die Einheit Gottes verkündeten. Unter ihnen war Zaid, der erklärte: ich bin weder Jude noch Christ sondern ein Anhänger Abrahams, der auch weder Jude noch Christ, sondern ein wahrer Hanif d. i. ein vom Götzenthum sich abneigender, war.

Auf dieser Grundlage entspann sich allmählich jenes Gewebe der buntesten Fäden, entwickelte sich jenes Gemisch von Wahrheit und Lüge, von Begeisterung und Selbsttäuschung in Mohammed, jenes grelle Nebeneinander von Licht und Schatten, welches eine unparteiische Beurtheilung dieses sogenannten Lügenpropheten so schwer macht**).

Je nachdem der reizbare, nervöse Verkünder von der Einheit Gottes, welche, wie er behauptete, weder bei den Christen, den Bekennern der Dreieinigkeit, noch bei den ihm zufolge dem Esra göttliche Verehrung widmenden Juden feststand, geringeren oder größeren Widerstand oder Anerkennung fand, nahm sein Gedankengang eine andere Richtung. Seine Worte gewannen Schwung und Kraft oder sanken zur langweiligen Litanei hinab. Die kürzeren und deshalb im Koran, in welchem die Suren nach der Länge geordnet sind, letzteren Suren fallen in jene Zeit als Mohammed als der Verkünder von der Einheit Gottes mit den Götzendienern in Mecca rang. Er verkündete damals Wahrheit und war sein Leben verhältnißmäßig rein. Als er aber das Glück hatte in Medina eine größere Zahl von Anhängern zu finden und er nach der Schlacht von Bedr zur Macht kam, da begann er jene ekelen Judenhetzen, um sich für die verletzte Prophetenwürde, d. h. dafür zu rächen, daß die Juden ihn nicht als ihren Messias annahmen. Blutige Rache gegen die Schwachen und dabei der sittliche Verfall des Propheten in toller Vielweiberei. — Wir müssen es anerkennen, daß Goergens mit vielem Geschick und Tact die Schattenseiten in Mohammed's Charakter hervorhebt und ein unparteiisches Urtheil zu fällen weiß. Seine Darstellung wird noch besonders dadurch belebt, daß er uns durch Termidi's Schilderungen in das einfache Hauswesen und den geselligen Verkehr jenes Mannes einführt, den die Vorsehung auserseben hatte, um ihr als ein Hebel zu dienen und die halbe Welt aus den Angeln zu heben. Fr. D.

*) Mohammed, ein Charakter von E. P. Goergens, ordentlicher Professor an der Universität Bern; in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holzendorf. XIII. Serie.

**) Vergleiche hierüber auch Dieterici, Philosophie der Araber I. Makrokosmos pag. 45—76.

— Band 1701 der **Tauchnitzausgabe** enthält den ersten Theil einer von Amelia B. Edwards zusammengestellten Blumenlese englischer Gedichte*) — Songs and Sonnets, Odes and Idylls — aus der Zeit vom Beginn des vierzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Der Name des Fräuleins (die ja mehr als einmal auch eine Mitarbeiterin an Dickens'schen Weihnachtsgeschichten war) bürgt dafür, daß die Auswahl von einem feinen Geschmack getroffen ist. Ob der Mangel jeder chronologischen Ordnung wirklich ein Vorzug ist, wie die Herausgeberin behauptet, dürfte zweifelhaft sein. Der Leser, welcher nicht mit allen Namen der Literaturgeschichte bekannt ist, verliert dadurch den rechten Standpunkt. Man sagt zwar, ein Gedicht solle aus sich selber heraus wirken und es sei einerlei, wann es entstanden; das ist indessen nur theilweise richtig, weil es durchaus von Zeit und Umständen abhängt, wie das Gedicht gemeint ist. Ein heißblütiger Zeitgenosse der Elisabeth legte einen ganz anderen Sinn in seine Worte, als ein blasirter Edelmann aus der Periode Karls II. oder ein Unterthan der ersten hannöverschen Könige. Übrigens hat die Herausgeberin nicht nur selbständige Gedichte aufgenommen, sondern auch solche, wie sie in Dramen eingestreut vorkommen. H. Hg.

— **Bilder aus Kairo von Adolf Ebeling****). Egypten ist in letzter Zeit fast ebenso oft bereist und beschrieben worden, als Italien, allein, wenn fast jeder italienische Reisende, falls er nur überhaupt zu erzählen verstand, Hörer fand, so wird sie der, welcher vom Wunderlande der Pharaonen berichtet, erst recht nicht vermissen. Es ist nichts Neues, was uns Ebeling erzählt; von den Pyramiden bis zu den Hoffesten des Khediven, die gegenwärtig aus Mangel an Baarem ins Stocken gerathen sind, haben wir das Alles schon mehrmals geschildert gelesen. Allein Ebeling berichtet so lebendig und unterhaltend, daß man immer gern noch einmal über das blaue Meer nach Alexandrien und an die Gestade des Nils folgt. H. Hg.

Mancherlei.

„Watch and Ward", von Henry James, Jr. soll mit den bekannten Vorzügen des Verfassers noch eine wahrhaft französische Grazie und großen Humor der Schilderungen und Witz der Gespräche verbinden.

*) A. Poetry-Book (First Series). Leipzig, Tauchnitz.

**) Stuttgart, 1878. Müller & Levy.

Der nächste Band in Longfellow's Serie Poems of Places wird sich mit Asien beschäftigen. Die erste Abtheilung wird Syrien gewidmet sein, die zweite Kleinasien, Mesopotamien, Arabien, Turkestan und Afghanistan; die dritte Persien, Indien, China u. s. w. (Publisher's Weekly.)

Die Nummer von Publisher's Weekly vom 20. Juli ist die sogenannte Educational Number, und zeichnet sich besonders aus durch eine sehr reichhaltige Liste aller einschlägigen amerikanischen Publicationen, die übersichtlich nach dem Gegenstande geordnet sind.

General James Grant Wilson, der vertraute Freund des verstorbenen amerikanischen Dichters Bryant, beabsichtigt eine Biographie desselben herauszugeben. Der General ist selbst Dichter, Redacteur und Schriftsteller, und im Besitze werthvollen Originalmaterials für eine derartige Arbeit.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Französisch.

Aicard, Jean: Poëmes de Provence. Les Cigales. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Antonini, P.: Le Serment. Paris, Dauvin frères. 6 fr.

Assolant, A.: Nini. Paris, Dentu. 3 fr.

Bergerat, Emile: Théophile Gautier. Entretiens, Souvenirs, Correspondance, avec une préface par Edmond de Goncourt et une eauforte de Bracquemond. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Berlioz, Hector: Correspondance. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Bida: Histoire d'Aucassin et de Nicolette, chantefable du XIIe Siècle. Traduite en français moderne et enrichie de 9 gravures. Paris, Hachette. 20 fr.

Bourdet, Eug.: Des Maladies du Caractère au point de vue de l'hygiène morale. Paris, Germer Baillière & Cie. 5 fr.

Brada: Leurs Excellences. Paris, Plon & Cie. 3 fr.

Chut: . . . . . Shocking! Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Cohen, J.: Etudes sur l'Empire d'Allemagne. Paris, C. Lévy. 7 fr. 50.

Didon, R. P.: La Science sans Dieu. Conférences. Paris, Didier & Cie. 3 fr. 50.

Fabre, Ferd.: Le Roman d'un Peintre. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Fleury, Cuvillier: Posthumes et Revenants. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Fouillée, Alfred: L'Idée moderne du Droit en Allemagne, en Angleterre et en France. Paris, Hachette. 3 fr. 50.

Gérard, Charles: Les Artistes de l'Alsace pendant le moyen âge. Paris, Berger-Levrault & Cie. 12 fr.

Kaltbrunner, D.: Manuel du Voyageur. Paris, Reinwald & Cie. 15 fr.

Lamarre, Clovis: Camoëns et les Lusiades. Etude biographique, historique et littéraire suivie du poëme annoté. Paris, Didier & Cie. 8 fr.

La Langue théâtrale. Vocabulaire historique et anecdotique des termes et des choses du théâtre. Paris, Arnaud & Labat. 3 fr.

Lefèvre, André: La Philosophie. (Bibliothèque des Sciences contemporaines vol. V.) Paris, Reinwald & Cie. 5 fr.

Loménie, Louis de: Les Mirabeau. Nouvelles études sur la société française au XVIIIe siècle. Paris, E. Dentu. 15 fr.

Lubomirski, Prince: Les viveurs d'hier. Paris, E. Dentu. 3 fr.

Malot, Hector: Sans famille. 2 vols. Paris, Dentu. 6 fr.

Marion, Henri: J. Locke, sa vie et son oeuvre. Paris, Germer Baillière & Cie. 2 fr. 50.

Masson, Frédéric: Mémoires et lettres de François-Joachim de Pierre, Cardinal de Bernis 1715—58. Paris, Plon & Cie. 16 fr.

Perceval, Victor: La Maitresse de Monsier le Duc. Paris, E. Dentu. 3 fr.

Pierre, Victor: Histoire de la Révolution de 1848. Part. I: Gouvernement provisoire. Commission excécutive. Cavaignac. Part. II: La Présidence. Paris, Plon & Cie. 16 fr.

Pontmartin, A. de: Souvenirs d'un vieux Mélomane. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Saint-Amand, Imbert de: Les beaux jours de Marie-Antoinette. Paris, E. Dentu. 3 fr. 50.

Saint-René Taillandier: Le Roi Léopold et la reine Victoria. Récits d'histoire contemporaine. Paris, Hachette & Cie. 15 fr.

Souvoroff, Princesse: Quarante jours à New-York. Paris, E. Dentu. 2 fr.

Touzin, Jenny: La fille des Etudiants. Paris, Dentu. 3 fr.

Ulbach, Louis: Les Buveurs de poison: Noële. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Wallon, Jean: Jésus et les jésuites. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

II. Italienisch.

Bresciani, A.: Opere edite ed inedite. 17 vol. Tip. della Civiltà Cattolica. 10 L.

Casanova: Ibridismo in ispecie fra l'uomo e parecchi animali, facendo punto sulla trasformazione delle razze scimiotiche di primo ordine nelle infime selvaggie umane, e sui metodi per ottenere migliori tipi umani, equini, bovini, ovini etc. Mailand, Zanaboni. 5 L.

Monumenta historica ad provincias Parmensem et Placentinam pertinentia. Parma, Tip. Fiaccadori. Sono pubblicati 40 volumi di Statuti e Cronache, distribuiti in fascicoli 55, che importano 161.05 L. Resta da pubblicarsi, a compimento della Collezione, il Codice diplomatico.

III. Englisch.

Beatty: P.: To my Lady, and other Poems. London, Revost. 6 s.

Digby, Wm.: The Famine Campaign in Southern India, 1876—78. 2 vols. London, Longmans. 32 s.

Fawcett, G.: Blue Eyes or Brown? London, Blackwood. 5 s.

James, H.: The Europeans: a Sketch. 2 vols. London, Macmillan. 21 s.

Kinahan, G. H.: Manual of the Geology of Ireland. With Illustration a. Map. London, Chatto & W. 15 s.

Kurz, F.: Forest Flora of British Burma. 2 vols. London, Trübner 30 s.

Miller, J.: Songs of Far-Away-Lands. London, Longmans. 10 s. 6 d.

Morall, J. D.: Philosophical Fragments, written during Intervals of Business. London, Longmans. 5 s.

Raden, Wold.: Switzerland; its Mountains and Valleys described, with 418 Illustrations. London, Bickers. 42 s.

Stratmann, Francis H.: A Dictionary of the Old English Language London, Dulau. 35 s.

Stretton, Hesba: Through a Needle's Eye. London, Kegan, Paul & Co. 2 vols. 12 s.

Tegg, W.: The Knot Tied; Marriage Ceremonies of all Nations London, Tegg. 2 s.

Wasserzug, H.: Synagogal Music: Chorals, Solos, and Adoptations of Old Melodies. 2 vols. London, Wasserzug. 25 s.

Empfehlungswerthe Weihnachts-Geschenke

aus dem Verlage von

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

Für das erste Kindesalter.

Kinder- und Hausmärchen
gesammelt durch die
Brüder Jacob und Wilhelm Grimm
mit Quart-Farbendruckbildern und mit großgedrucktem Texte in Umschlag cartonnirt.

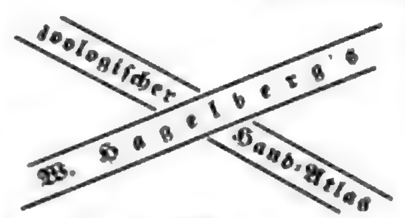
Preis jedes Bilderbuches 75 Pf.

Erschienen sind:

Aschenputtel, Hänsel und Grethel, Sneewittchen, Allerleirauh, Dornröschen, Rothkäppchen, Brüderchen u. Schwesterchen, Gänsemagd.

Diese acht Märchen kosten zusammen in einen Band gebunden 5 M.

Für das reifere Kindesalter.



naturgetreue, **plastische** Darstellung der Säugethiere, mit kurzem, erläuterndem Text. I. Theil, 228 Abbildgn. enthaltend. Preis 5 M.
In gleich vollendeter Ausführung werden im nächsten Jahre Vögel, Reptilien und Fische folgen.

Kinder- und Hausmärchen
gesammelt durch die
Brüder Jacob und Wilhelm Grimm
mit Farbendruckbildern nach Zeichnungen
von
Paul Meyerheim.

25. Auflage, Taschenformat.
In Farbendruck-Umschlag cartonnirt 1 M. 50 Pf.
Dieselben in der Velin-Ausgabe 8°. gebunden 3 M.

Für die reifere männliche Jugend.

Geschichte
der
römischen Literatur.
Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht
von
Prof. Dr. Eduard Munk.
Zweite Auflage,
bearbeitet von
Dr. Oscar Seyffert,
Oberlehrer am Sophien-Gymnasium zu Berlin.
Zwei Bände. gr. 8°. geh. 10 M., in Halbfranzband gebunden 11 M. 50 Pf.

Geschichte
der
griechischen Literatur.
Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht
von
Prof. Dr. Eduard Munk.
Dritte Auflage.
Nach der zweiten Ausgabe neu bearbeitet von
Richard Volkmann,
Gymnasial-Director in Jauer.
Erster Theil.
Von Homer bis auf die Anfänge der Attischen Prosa.
Erste Abtheilung.
gr. 8°. geh. Preis 3 Mark.
Die Fortsetzung erscheint in rascher Folge und wird der Preis für das vollständige Werk den der römischen Literaturgeschichte nicht überschreiten.

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates
von **F. Voigt,**
weiland Professor an der Kgl. Realschule zu Berlin.
Dritte verbesserte Auflage,
bearbeitet von
Dr. F. Voigt,
Professor an der Kgl. Realschule zu Berlin.
Mit der Karte der territorialen Entwickelung des Brandenburgisch preußischen Staates von **Adolf Brecher.**
gr. 8°. geh. Preis 7 M.; gebunden 8 M.

Für die reifere weibliche Jugend.

Adami, Fr., Luise, Königin von Preußen. Siebente vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß der Königin und einem Facsimile ihrer Unterschrift. gr. 8°. eleg. geh. 4 M. 60 Pf.; in Prachtband gebunden 6 M.

Fouqué, Fr. Baron de la Motte, **Undine.** Eine Erzählung. Dreiundzwanzigste Auflage (Miniatur-Ausgabe mit Stahlstich nach Ludwig Richter) eleg. geb. 1 M. 50 Pf.
— — Illustrirte Ausgabe mit 60 Holzschnitten. In Reliefband mit Goldschnitt 3 M.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. Fünfundzwanzigste Auflage, mit dem Bildnisse Lavaters in Stahlstich. Miniatur-Ausgabe eleg. geb. 1 M. 50 Pf.

Außerdem empfehlen wir:

Adami, Fr., Aus Friedrichs des Großen Zeit. Vaterländische Erzählungen. 2 Bändchen zu je 1 M.

Förster, W., Professor und Director der Sternwarte zu Berlin. Sammlung populairer astronomischer Mittheilungen. gr. 8°. geh. 3 M.
Inhalt: Das Kalenderwesen und die Astrologie. — Der Mond. — Die Sonne. — Die Vorübergänge der Venus vor der Sonne und die Bestimmung von Entfernungen im Himmelsraum. — Die Finsternisse und Bedeckungen. — Die Planeten. — Die Feuerkugeln und Sternschnuppen. — Die Kometen.

Herman Grimm, Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst. Velinpapier. gr. 8°. geh. 5 M. In Leinw. geb. 6 M.
Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Goethe's Verhältniß zur bildenden Kunst. — Jacob Asmus Carstens. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — E. Curtius über Kunstmuseen.

Herman Grimm, Fünfzehn Essays. (Zweite vermehrte Auflage der neuen Essays.) Velinpapier. gr. 8°. geh. 7 M. 50 Pf. In Leinwand gebunden 9 M.
Inhalt: Voltaire und Frankreich. — Friedrich der Große und Macaulay. — Goethe in Italien. — Schiller und Goethe. — Goethe und die Wahlverwandtschaften. — Goethe und Suleika. — Goethe und Luise Seidler. — Heinrich von Kleist's Grabstätte. — Lord Byron und Leigh Hunt. — Alexander von Humboldt. — Schleiermacher. — Herrn von Varnhagen's Tagebücher. — Gervinus. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Ralph Waldo Emerson.

Herman Grimm, Fünfzehn Essays. Neue Folge. Velinpapier. gr. 8°. geh. 8 M. 60 Pf. geb. 10 M.
Inhalt: Wiertz. — Schinkel als Architekt der Stadt Berlin. — Rauch's Biographie von Fr. Eggers. — Die Ruinen von Ephesus. — Athenische Todtenkrüge. — Die Galerien von Florenz. — Engel und Liebesgötter. — Das Theater des Herzogs Heinrich Julius zu Braunschweig. — Shakespeare's Sturm in der Bearbeitung von Dryden und Davenant. — Alfieri und seine Tragödie Mirra. — Hamlet's Charakter. — Raphaels eigene Bildnisse. — Die beiden Madonnen Holbein's zu Dresden und Darmstadt. — Das Portrait des Bonifacius Amerbach von Holbein. — Cornelius und die ersten fünfzig Jahre nach 1800.

Lazarus, Prof. Dr. M., Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. 2 Bde. gr. 8°. geh. à 7 M. 50 Pf. eleg. gebunden à 9 M.
Inhalt des ersten Bandes: Bildung und Wissenschaft. — Ehre und Ruhm. — Das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit. — Inhalt des zweiten Bandes: Geist und Sprache.

Schwartz, Carl, Leben des General Carl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz, geb. Gräfin von Brühl. Mit Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken. Mit 2 Portraits. 2 Bde. 8°. geh. 20 M.

Hierbei eine literarische Beilage von Fues Verlag (R. Reisland) in Leipzig betr. Körting, Petrarca's Leben und Werke.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin W. Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 30. November 1878. [Nº 48.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zur Länderkunde des Südens.

Gar vielen Kranken mag das erste der mir zur Besprechung vorliegenden Bücher jetzt in den Herbsttagen ein tröstender Reisebegleiter auf dem Wege nach dem Süden gewesen sein, von dessen sonnigerem Land sie Genesung oder doch Erhaltung ihres Lebens erhoffen; und vielen von ihnen, wie den leichtherzigeren Touristen, wird es dort noch als ein belebrender Führer dienen.

Mit dem interessanten Buch: „Von Algier nach Oran und Tlemcen", algerische Reise- und Lebensbilder*), hat ein bewährter Kenner Algiers, Otto Schneider, nach seiner sechsten Reise dorthin sein nunmehr dreibändiges Gesammtwerk: „Der klimatische Curort Algier" vollendet; es handelt sich hierbei wesentlich um eine Beschreibung der algerischen Provinz Oran, welche diejenigen Reisenden auf der Reise nach Algier berühren müssen, die zur Abkürzung der Seeroute den Hin- und Rückweg über Spanien bewerkstelligen. Den Hauptantheil an der letzten Arbeit mußte der bejahrte Verfasser schließlich aber seinem ursprünglich zu der Reise nach Oran gewonnenen Begleiter, Dr. Herrmann Haas, allein überlassen, da ihn selbst seine Kränklichkeit zwang, die Reise aufzugeben. Von ihm selbst rührt in dem vorliegenden dritten Bande die Schilderung seiner letzten schwierigen Seereise nach Algier, sowie der Veränderungen, welche daselbst seit dem Erscheinen der beiden ersten Theile des Werkes (der zweite Band: „Von Algier nach Tunis und Constantine" wurde seiner Zeit in diesem Blatte besprochen) vorgekommen und von allgemeinerem Interesse sind, und endlich neben einer Beschreibung mohammedanischer Feste und Gebräuche eine Besprechung über das Verhältniß der eingeborenen mohammedanischen Einwohner zu der christlichen Einwanderung her. Der Verfasser berichtet, daß an ihn in letzterer Beziehung gar häufig die Frage gerichtet worden sei, ob die französische Oberherrschaft und überhaupt der Verkehr mit Europäern nicht nach und nach eine ändernde Wirkung auf Anschauungen, Sitten und Gebräuche der Orientalen des algerischen Maghreb geäußert hätten, und die Hoffnung auf größere Assimilirung und innigere Vereinigung berechtigt sei. Herr Schneider glaubte dies für längere Zeit noch verneinen zu müssen. „Wir sehen", begründet er seine Ansicht, „zwar einige, wenige Mischehen zwischen Mohammedanern und Christen, wir treffen wohl in den Reihen des französischen Militärs so manchen Sohn Afrikas im Dienste mit den Franzosen wetteifernd, wir finden die Vornehmen, Scheiks, Kaids, Marabuts oder Chefs größerer maurischer Handelshäuser nicht nur auf den Festen des Generalgouverneurs und anderer Würdenträger sich ungezwungen bewegend, wir bemerken, daß in Café's und in europäischen Familien der Moslem wohl ein Glas Wein nicht verschmäht. Wir gewahren den Mohammedaner seine Neugier oder Wißbegierde an fremden Institutionen durch Reisen befriedigen, wir schauen den orientalischen Arbeiter das Land seines europäischen Brodherrn mit vervollkommnetem Pfluge umstürzen; vor den Augen einer großen Arabermenge wurde seiner Zeit der Dampfpflug eingesegnet und begann vor ihren erstaunten Blicken, alle Hindernisse des Bodens überwältigend, seine gradlinigen Furchen zu ziehen. Sobald aber der Araber sein Zelt oder Gurbi, der Maure und selbst der Kabyle sein Hauswesen betritt, erzählt er wohl über das, was er gesehen und erfahren, den Seinen Wunderdinge, er verspürt aber gewiß nicht die geringste Neigung, in seinem eigenen Heimwesen davon etwas nachzuahmen. Ja selbst der verbesserte Pflug des Europäers, mit dem er ganz wohl umzugehen weiß, wird auf dem eigenen Felde, wenn er ihn nicht etwa erborgen kann, nicht verwendet. Er sieht theilnahmlos seine Rinder sich am althergebrachten primitiven Ackergeräthe abarbeiten, bringt ja doch die humusreiche Erde auf diese Weise, wenn auch die Furche nicht so tief geritzt ist, auch noch einigen Nutzen, und was kümmert ihn der Schweiß seiner Thiere? Dieses zähe Festhalten am Althergebrachten wird bedingt durch seinen kindlichen, aber unerschütterlichen Glauben an die Worte des Korans, welcher seine ganze Religion umfaßt, und der ihm diese als die vollkommenste darstellt. Ist doch in seinen Augen Mohammed der letzte und größte Prophet, welcher auf Erden gelebt hat. Erscheinen ihm aber alle anderen Glaubensbekenntnisse tiefer stehend, warum sollte er von den Anhängern derselben etwas annehmen können? . . . . Als wir einmal im Laufe unserer Unterhaltung auf die größeren nationalen Verschmelzungen zu sprechen kamen, äußerte einer meiner maurischen Bekannten, daß er an eine solche nie und nimmermehr glauben könne, da die Anschauungen beider Völker sich in einem so großen Contraste befänden, wie Öl und Wasser, welche stets geschieden blieben. Mußte ich aus eigener Beobachtung ihm zur Zeit, ja noch für lange Recht geben, so gab mir sein Vergleich doch den Gedanken ein, es würde auch für dieses Öl und Wasser noch eine Seife gefunden werden können, welche ihre Vereinigung vermitteln dürfte, und dann auch die Brücke für endliche Verbrüderung aller Menschen schlagen." — Dies des Autors Ansicht über das beregte Thema, die mindestens den Vorzug hat, das Ergebniß langjähriger Beobachtung an Ort und Stelle zu sein. Seine Worte mögen zugleich eine Probe der einfachen, kunstlosen, aber zweckentsprechenden Darstellungsweise des Buches sein. Dr. Haas, dessen Löwenantheil an demselben, die Beschreibung von Oran und Tlemcen, außerordentlich anregend ist und dem Leser sehr viel Neues bieten wird, hat ähnlichen Betrachtungen im Schlußkapitel: „Die eingeborenen Rassen und die Colonisation" Platz gegeben. Ihm erscheint es wichtig bei Beantwortung der Frage: „Wie hat sich im Laufe der verflossenen Jahre das Verhältniß der europäischen Colonisten zu den muselmännischen Bewohnern des Landes gestaltet, haben

*) Dresden 1878. G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung.

sich die Letzteren empfänglich gezeigt für die Vorzüge der Civilisation, mit welcher sie durch die Colonisation in Berührung gebracht worden sind?" davon auszugehen, daß zwei gänzlich von einander verschiedene Rassen auf dem algerischen Boden von den Franzosen vorgefunden worden sind: die arabische und die kabylische. Für den Araber, d. h. den Nachkommen der Beduinen des Hedschas, den letzten Eroberer des nördlichen Afrikas, den Zeltbewohner und Nomaden der großen Steppe, ist seiner Meinung nach die Berührung mit den europäischen Colonisten nicht von Nutzen gewesen, der alte Zustand ist geblieben. „Der freie Zeltbewohner hat von jeher die Arbeit verachtet, er meidet die wohlgepflegten europäischen Ansiedlungen, denen er sich nur nähert, um seine Stute aus dem gefüllten Wassertroge zu tränken; er ist fest davon überzeugt, daß die Anwesenheit dieser ihm lästigen Fremdlinge nur von kurzer Dauer sein werde." Der Krammes, der Knecht, mit Wohlthaten von seinem christlichen Herrn überhäuft, scheue nicht davor zurück, ihm mit einem Verbrechen zu danken, aufgehetzt vom Marabut seines Tribus. Immer mehr mit seinen Heerden durch die Parcellirungen zu Colonisationszwecken in die Enge getrieben, den Ackerbau scheuend, stehe der Araber so den schlimmen Jahren schutzlos gegenüber; seine Rasse gehe in Algerien dem Untergange entgegen. Diesen Thatsachen gegenüber sei das einzige, jetzt auch von der Regierung erkannte Mittel, das nomadische Volk in ihre früheren Wohnsitze, die Steppe und Sahara, zurückzuverpflanzen. Andererseits sei dem Kabylen, dem Autochthonen des afrikanischen Nordens, ein fester Wohnsitz Lebensbedürfniß; bei ihm finden wir im Gegensatze zu dem aristokratischen und despotischen Patriarchate der Araber eine freie demokratische Verfassung, eine höhere, edlere Stellung der Frau, Liebe zur Arbeit und zu festem, der Natur schwer abgerungenem Eigenthum; er trägt kein Bedenken, die Heimat zu verlassen, um in der Fremde sein Brod zu verdienen. So müsse sich, resumirt Dr. Haas, die algerische Colonisation auf das barbarische Element stützen, und es durch friedliche Machtentfaltung seinen Zwecken gewinnen. Werde auch eine völlige Assimilation infolge des starren Glaubensunterschiedes unmöglich sein, so werde doch durch ein gemeinschaftliches Lossteuern auf dasselbe Ziel ein nicht minder werthvolles Resultat erreicht werden. Zu diesem Zweck sei es aber in erster Linie nothwendig, die Verwaltung des Landes den militärischen „bureaux arabes" abzunehmen und in die Hände bürgerlicher Beamten zu legen. — Dies Ziel verfolgt bekanntlich jetzt die „freie Vereinigung für algerische Angelegenheiten" unter Gambetta's Vorsitz, welche die militärische Verwaltung und Justiz aufgehoben und die Colonie unter das allgemeine Recht gestellt wissen will. Vielleicht ergiebt sich demnächst Gelegenheit, auf die Entwickelung des „algerischen Culturkampfes" zurückzukommen.

Die Kenntniß eines noch weniger von Deutschen durchforschten und beschriebenen, klimatisch-heilkräftigen südlichen Landes erschließt uns das jüngst erschienene Buch von A. Winterberg: „Malta, Geschichte und Gegenwart"*). Das mit 18 Illustrationen und 2 Plänen ausgestattete Werk ist von dem Verfasser in drei Abtheilungen geschieden, deren erste topographischen und klimatischen Untersuchungen, der Statistik über Agricultur, Handel und Industrie, der Regierung und den Institutionen, endlich der physischen und moralischen Beschaffenheit der Bewohner Malta's gewidmet ist, während die zweite wesentlich sich mit den Festungswerken und der militärischen Bedeutung der Insel befaßt, und die dritte, — umfangreichste und sachlich bedeutendste, — ein geschichtliches Bild, von den Herrschaften des Alterthums beginnend, bis zur gegenwärtigen englischen Regierung entrollt. In Beziehung auf das vorhin besprochene Buch sei aus dem Capitel über die Bewohner Malta's hier folgender Passus wiedergegeben: „Sowohl die Physiognomie, als auch der physische Charakter derselben lassen sie als eine Mischlingsrasse erkennen, in welcher der nordafrikanische Typus bezeichnend hervortritt. Wie die afrikanischen Bewohner des Mittelmeerlittorales sind auch sie klein und muskulös, haben schwarze, gekräuselte Haare, eine platte Nase und dicke aufgeworfene Lippen. Ihre Hautfarbe ist ein helles Braun, wie die aller Bewohner der afrikanischen Nordküste; aber sie sind im Gegensatz zu den Italienern kräftig und gewandt, sie besitzen Kraft und Muth und vereinen diese Eigenschaften mit Mäßigkeit. — Ganz besonders aber und mit großer Liebe hängen sie an ihrem Vaterlande; sie haben oder vielmehr kennen nur wenige Bedürfnisse und leben, arm, wie sie sind, glücklich auf ihrer Insel, welche sie mit Begeisterung: „il fiore del mondo", die Blume des Weltalls, nennen; wenn sie sich auch eine Zeitlang von ihrer Insel entfernen müssen, so hoffen sie doch stets, ihre Tage auf derselben beendigen zu können. Der Malteser hat die Religion im Grund seiner Seele, und mit dieser Religion erfüllt er jederzeit gewissenhaft seine Pflichten; er liebt sie um so mehr, nicht allein weil sie in einem einfachen Glauben ihren Ursprung hat, sondern auch in der Gewohnheit, die er seit seiner Kindheit pflegt, sein Heil in den religiösen Ceremonien zu suchen; seine Anhänglichkeit an die Religion führt oft bis zum Fanatismus. Ohne Klage erträgt er sein Elend und oft die schlechteste Behandlung. Doch im höchsten Grade eifersüchtig auf seine Ehre, seinen guten Namen, steht der Malteser in jeder Berührung mit dem Gerichtshof schon einen Angriff auf sein Leben und seine guten Sitten. Sein Charakter ist im Allgemeinen ruhig und feierlich; seine Unterwerfung unter das Gesetz, sein Respect vor der Staatsregierung ist ein solcher, daß die Gegenwart eines einfachen, auch unbewaffneten Polizeiagenten schon hinreicht, um zwei, die vielleicht im heftigsten Kampfe begriffen waren, sofort zu beruhigen. — Diese Unterwürfigkeit rührt zumeist aus der Zeit des Ordens her, und zwar theils aus der Furcht, sich mit ihren Vorgesetzten, von denen sie sich stets das Heil ihrer Seele und die Besserung ihrer Zustände erwarteten, zu entzweien, theils aber auch von der Unkenntniß ihrer Bürgerrechte. Doch so viele gute Eigenschaften der Malteser auch besitzt, sie schließen dennoch gewisse Fehler seines Charakters nicht aus. Seine Gewohnheiten, sein Temperament verrathen den glühenden Himmel, unter dem er geboren ist; glühend ist auch sein Verlangen, glühend sein Wünschen, und eine gesteigerte Empfindlichkeit, wie sie sonst den orientalischen Völkern eigen ist, macht ihn höchst mißtrauisch und eifersüchtig. In der ersten Aufwallung des Zornes ist seine Rache zu fürchten, wenn er fortgerissen von derselben, taub bleibt für die Stimme der Religion, die doch sonst seine Leidenschaft mit der Furcht der Züchtigung entwaffnet. Wenn man jedoch seine Fehler und seine Vorzüge zugleich gerecht beurtheilen will, so wird man bald anerkennen, daß dieses Volk alle Eigenschaften in sich vereint, welche es fähig machen würden, sich auf die Höhe der civilisirten Nationen zu erheben."

Diese Stilprobe wird genügen, um zu zeigen, daß das Darstellungsvermögen des Autors nicht immer hinreicht, seinen Intentionen gerecht zu werden; dieser Nachtheil ist aber nicht so bedeutend, daß er in erheblicherem Maße den Werth einer so sorgsamen Arbeit zu beeinträchtigen vermöchte, die als die erste moderne deutsche auf diesem Gebiete angesehen werden muß.

Dr. Friedmann.

*) Wien, 1879. A. Hartleben's Verlagsbuchhandlung.

Frankreich.

Pariser Brief.

E. et J. de Goncourt, Madame de Pompadour; **Uzanne**, Contes du chevalier de Boufflers; **H. de la Madelène**, La fin du marquisat d'Aurel; **Ernest Daudet**, La Terreur Blanche; Valérie von Madame de **Krüdener**; **Hennique**, La Dévouée.

Edmund von Goncourt (denn bekanntlich weilt Julius von Goncourt nicht mehr unter den Lebenden, aber Edmund läßt mit schöner Pietät den Namen des geliebten Bruders neben dem seinigen stehen) hat sich mit größtem Eifer und einer gewissen leidenschaftlichen Zuneigung dem achtzehnten Jahrhundert gewidmet. Wir berichteten kürzlich über das Buch, worin er das abenteuerliche Leben der Du Barry erzählt hatte, der ehemaligen Dirne, welche, durch die königliche Laune aus dem Koth gezogen, mächtig genug war, um einen Choiseul zu stürzen, einen blasirten Herrscher an sich zu fesseln und in ihrem Schloß Luciennes ein lustiges, mit jedem Luxus geschmücktes Leben zu führen, bis sie, die reiche Buhlerin, zitternd und todtenblaß das Blutgerüst der Revolution bestieg und vergebens die Volksmenge mit feigem Wehklagen um Schonung anflehte*). Nun ist die Reihe an Frau von Pompadour gekommen**). Diese war die Tochter eines Lieferanten Poisson, der sein Amt ungetreu verwaltete und einige Jahre in Deutschland zubrachte, um der drohenden Strafe zu entgehen. Ihre Mutter war ein leichfertiges Weib, die Maitresse des Generalpächters Lenormant von Tournehem. Ein Neffe Lenormant's Namens D'Etioles, verliebte sich in Mademoiselle Poisson und heiratete sie. Aber die leidenschaftliche Neigung des kleinen mißgestalteten Mannes rührte sie nicht sehr. Eine Frau Lebon, die später reichlich von ihr belohnt wurde, hatte ihr prophezeit, als sie erst ein neunjähriges Mädchen war, sie würde dereinst die Maitresse des Königs werden. Sie vergaß die Weissagung nicht. Es war ihr kein Scherz, als sie nach der Heirat sagte, der König sei der einzige Mann in der Welt, der sie ihrer Pflicht abwendig machen könne. Alles drängte sie auf diesen Weg, selbst die frechen Hoffnungen ihrer eigenen Mutter, welche unablässig ihre Schönheit pries. Jeliotte ertheilte ihr Unterricht im Gesang und Klavierspiel; Crebillon, der in dem Haus der Mutter ein häufiger Gast war, unterrichtete sie in der Kunst, Verse zu declamiren, und bei den geistreichsten Männern der Zeit lernte sie sich fein ausdrücken, ihre Unterhaltung mit witzigen Einfällen würzen, ihren Gedanken ironische pikante Wendungen geben: keine Frau saß besser zu Pferde, zog sich geschmackvoller an und trug ihre Toilette mit gefälligerem Anstand, mit reizenderer Anmuth; sie verstand sogar ihre Bekannten mit der Bleifeder zu zeichnen und stach vortrefflich auf Kupfer. Mit solchen Gaben und Fertigkeiten ausgestattet, beschloß sie den König in ihre Netze zu verstricken; sie verfolgte ihn, jagte ihm nach, warf sich ihm an den Hals. Mitten im Wald von Senart ritt sie ihm in den Weg, erregte seine Neugier, reizte ihn durch ihr kokettes verführisches Wesen, schritt mitten durch die Pferde und Hunde und das ganze Gefolge des Königs, einer Diana gleich, die sich darin gefiel, die Sterblichen zu verwirren und zu glühender Liebe zu entzünden. Auf einem Ball im Stadthaus ging sie maskirt, war entzückend durch Munterkeit und Muthwillen und neckte den König mit schalkhaften Reden; auf Ludwigs dringende Bitte legte sie die Maske ab, aber floh und ließ, wie aus Versehen, ihr Taschentuch fallen; der König hob es auf und warf es der Fliehenden zu. Einige Tage später soupirte Frau von Etioles allein mit dem König. Ludwig war leidenschaftlich verliebt in die Frau, die ihre Ehr- und Herrschsucht sorgfältig verbarg und eine feurige uneigennützige Liebe zu dem Monarchen erheuchelte. Er befahl Herrn von Etioles, der über das Betragen seiner Gattin höchst entrüstet war, eine Amtsreise nach der Provence zu machen. Bald darauf wurde Frau von Etioles zur Marquise von Pompadour erhoben, und dem Hofe und selbst der Königin vorgestellt. Sie hatte jedoch das Herz Ludwig's XV. nicht erobert, ohne großen Zorn und Neid zu erregen. Sie war eine „robine", eine Frau aus der Bourgeoisie; die Stelle, die sie in Versailles bekleidete, hatte sie den vornehmsten Damen weggeschnappt, und ein Schrei des Unwillens erhob sich gegen die Verwegene, welche in die Rechte des Adels einen so unerhörten Eingriff gethan, sich den Besitz des französischen Königs angemaßt und ein Herz geraubt hatte, um welches sich die Gräfinnen und Herzoginnen wetteifernd bewarben. Es bildete sich sofort gegen die Favoritin eine Oppositionspartei; Alles wurde versucht, um sie dem König zu verleiden; man sagte ihr die gröbsten Verstöße gegen die Hofsitte nach, legte ihr die gemeinsten Ausdrücke in den Mund. Der König aber sagte, er wolle sie abschleifen und von dem bürgerlichen Schmutze säubern, das sei für ihn ein pikantes Vergnügen. Die Pompadour selbst gewann durch ihre Gewandtheit und ihr liebenswürdiges Wesen Freunde und Anhänger: die Brüder Paris, die bedeutendsten Finanzpächter in Frankreich, die Noailles, den Cardinal von Tencin, den geistvollen und verschmitzten Saint-Séverin, den Herzog von Richelieu. Immer besser lernte sie die schwere Kunst, den trübsinnigen König zu erheitern. Sie wußte ihm durch tausend sinnreiche Mittel die Zeit zu verkürzen und den ewig Gelangweilten von seiner Langweile zu befreien. Allem was sie that, verlieh sie den Reiz der Neuheit und der Überraschung. Ihre lebhafte Phantasie, ihr biegsamer geschmeidiger Geist, ihre angenehme über Alles leicht dahingleitende Plauderei machte sie zu derjenigen der Maitressen Ludwig's, die ihn am besten zu unterhalten und zu zerstreuen verstand. Sie nahm so zu sagen an jeder Stunde seines Lebens Theil: Zeitvertreib auf Zeitvertreib folgte, kein Tag, der eintönig verlief, immer neue Reisen gab es, Fahren und Reiten in gestrecktem Galopp, blitzschnelles Eilen von Ort zu Ort, ein buntes und mannigfaltiges, schweifendes und betäubendes Leben, ein Strudel, der den bezauberten König und die Zauberin Pompadour fortriß. Nach und nach aber wurde die Favoritin doch müde und matt. Um die Gewalt, die sie erobert, zu behalten, mußte sie Schlacht auf Schlacht liefern. Pamphlete und Pasquille griffen ihre niedere Herkunft an; Maurepas' Spöttereien und grausame Stichelreden wurden überall wiederholt; viele Frauen erstrebten ihre Stelle. Sie war unruhig, sorgenvoll, ihrer Herrschaft nicht gewiß, stets darauf bedacht, wie sie die ihr gestellten Fallen merken und sich gegen die Angriffe ihrer zahllosen Feinde vertheidigen könnte, auf das Thun und Treiben des Hofes ängstlich aufmerksam, von bitteren Zweifeln und mißtrauischen Gedanken erfüllt, und wie sie offen sagte, in einem ewigen Kriege begriffen. Sie selbst mußte sich bekämpfen, ihre kalte Natur überwinden und sich eine leidenschaftliche Glut anheucheln, wie sie der königliche Lüstling forderte; sie verschmähte kein aufregendes Mittel. Als sie dennoch, zugleich lassata und satiata, den König nicht mehr an sich zu ziehen vermochte, ließ sie ihn neue Liebschaften suchen; ja sie selbst

*) Siehe Magazin 1878, Nr. 33.

**) Madame de Pompadour, par E. et J. de Goncourt. Paris, Charpentier.

wählte für ihn jüngere Maitressen, die den berüchtigten „Hirschpark“ (Parc aux Cerfs) bewohnten. Mit Recht wendet sich Goncourt gegen alle die Legenden, Romane und Geschichten, welche den Parc aux Cerfs als das prachtvolle Serail des französischen Sultans darstellen. Der Parc aux Cerfs ist ein kleines Haus mit einem Gärtchen, in einer Sackgasse zu Versailles (bei den Straßen des Tournelles und Saint-Médéric); dasselbe enthält bloß vier Zimmer und einige Kämmerchen und scheint die Wohnung einer einzigen Frau gewesen zu sein. Die Mädchen, die hier einige Zeit zubrachten, glaubten, der König sei ein reicher Seigneur oder ein mit der Königin verwandter polnischer Herr. Wurde eine von ihnen guter Hoffnung, so zog sie sich in ein Haus der Avenue von Saint Cloud zurück und hielt da ihr Wochenbett ab. Dem Kind setzte man eine Rente von zehn- oder zwölftausend Livres aus; die Mutter aber bekam hunderttausend Franken als Mitgift, um sich in der Provinz zu verheiraten. Frau von Pompadour, nachdem sie die Kupplerin gewesen, spielte auch die Rolle der Hebamme und des Notars; sie kannte keine Eifersucht und keine Scham; sie war es, die alle Maßregeln traf und die geheimen Entbindungen anordnete. „Ei was“, sagte sie zu der Frau Du Hausset, der Verfasserin der bekannten Memoiren, „ich will nur das Herz des Königs und all die Dinger, die gar keine Erziehung genossen haben, werden es mir nicht rauben“. Sie begnügte sich aber nicht mit der Gewalt, die sie am Hof zu Versailles ausübte. Sie wollte ihren Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausdehnen, die Geschicke der französischen Nation leiten, etwas Großes leisten, um in der Geschichte fortzuleben. Mit diesen hochfliegenden Plänen scheiterte sie; anstatt eine würdige Stellung in Europa zu behaupten, gerieth Frankreich, unter der Herrschaft der Pompadour in einen Zustand des tiefsten und demüthigendsten Verfalls. Sehr anziehend sind die Kapitel, in denen der Verfasser das Verhältniß der Pompadour zu Maria Theresia erzählt; ferner die Schilderung des Abbé von Bernis*) und jenes häßlichen, geistvollen, bissigen Herzogs von Choiseul, der als das Urbild des Gresset'schen „Méchant“ gilt. Im Grunde war die Pompadour eine ehrgeizige Frau, kaltblütig und skeptisch, ja grausam und unversöhnlich, und, wie Goncourt sagt, in Allem was sie that, spießbürgerlich. Auf Gewinn erpicht, nahm sie Alles in Beschlag, und war die erste der Favoritinnen, welche sich geldgierig erwiesen: diese ihre unersättliche Habsucht mochte sie ererbt haben von den Steuerpächtern, denen sie entsprossen. Doch darf man nicht vergessen, daß sie eine leidenschaftliche Kunstfreundin gewesen ist; sie hat Literaten und Künstler wirksam beschützt, und die Kunst gewährte ihr, mitten in den Verdrießlichkeiten und quälenden Sorgen ihres Daseins, Beruhigung und Trost. Sie war die Gönnerin der Boucher, Chardin, Vien, Vanloo u. s. w.; sie wollte die französische Kunst von dem Joche engherziger Überlieferung befreien und verlangte, daß sie nicht griechische Helden, sondern Scenen aus dem Leben darstelle. Sie gab dem Luxus ihres Zeitalters einen gewissen Schwung, und ihr Name ist mit dem Rococostil aufs engste verbunden.

In dieselbe Zeit versetzt uns die höchst willkommene Herausgabe der Erzählungen des Chevalier de Boufflers, die ein sehr gelehrter und geistreicher Mann, Herr Uzanne, eben veranstaltet hat**). Boufflers, der Sohn der Marquise, der man den Beinamen „dame de volupté“ ertheilte, wurde in seiner Kindheit von Frau du Châtelet und Frau von Gramont verzogen und gehätschelt. Sein Erzieher, ein Abbé Porquet, wußte nicht einmal den Segen zu sprechen und zweifelte an dem Dasein Gottes. Boufflers machte seiner Erziehung Ehre. Dreiundzwanzig Jahre alt, in dem Seminar von Saint-Sulpice, verfaßte er „Aline, Königin von Golconde“, die Ausgeburt einer wild ausschweifenden Phantasie: die Erzählung war den Frommen ein Ärgerniß, hatte aber sonst großen Erfolg. Boufflers warf die Kutte ab und wurde Husar. Und husarenmäßig lebte er von da an. Er ist der vollkommene Typus der galanten Herren des achtzehnten Jahrhunderts, die sich auf allen Bällen herumtrieben, mit siegreicher Miene in den Salons herumflatterten, sich in feine Complimente und zierliche Schmeicheleien ergossen, überall um die Gunst der Frauen warben und ihren Lebenszweck darin ersahen, in die Liste ihrer Eroberungen immer neue Namen einzutragen. Nicht bloß am Hof und in den kleinen Städten der Provinz, sondern auch im Ausland, in der Schweiz, in Hannover, traf Boufflers auf empfindsame Seelen: nach jedem Ort, wohin er kam, drang mit ihm die französische Galanterie wie im Triumphe mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen. Er fährt nach Senegal, als Gouverneur der Colonie, und ist in Eleonore von Sabran, wie er sagt, sterblich verliebt; er schreibt an die Dame Briefe voll innigster Zärtlichkeit und rührendster Liebe; er schickt ihr sein Tagebuch, und der weichherzige Liebhaber schlägt den Ton der innigsten Elegie an, um den Tod der von ihm auf der Jagd erlegten Turteltauben zu erzählen. Dabei verhält er sich aber hinsichtlich der senegalischen Frauen nicht unthätig; bei seiner Abreise hinterläßt er eine ganze Anzahl kleiner Mulatten, die ihm das Dasein verdanken, und die Negerinnen bedauern allgemein die Abreise eines Gouverneurs, der sich gegen das schöne Geschlecht der Colonie so höflich benommen hat. Das Vergnügen ist doch mehr werth als die Ehre, hatte er in „Aline“ ausgerufen: er war, wie Uzanne sagt, ein witziger und artiger Faun, und die Liebe, die er besang, war die, welche Chamfort so derb bezeichnet hat als „le contact de deux épidermes“. Indessen in der Reife des Alters schien er sich bekehren zu wollen; als er in den Vierzigen stand, wurde dieser Skeptiker und Wüstling mit einem Male gesetzt und ernsthaft, entbrannte in wahrer Liebe und beugte sich unter das Ehejoch. Er wurde ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter Akademiker, und, als er aus der Emigration zurückkam, erkannte Niemand den geistreichen Officier und Verfasser von „Aline“: er war nun ein schwerfälliger, langweiliger Philister. Außer der „Aline“ enthält das von Uzanne herausgegebene Buch zwei orientalische Erzählungen, „Tamara“ und „der Derwisch“ und eine in Marivaux' Manier geschriebene Novelle, betitelt „Ah! si“, voll schöner Dialoge und sinniger Gedanken.

Der Held eines interessanten Romans von Henry de la Madelène*), der letzte Marquis von Aurel, Palamède, ist, gleich Boufflers, ein Emigrant. Er lebte in einem zerfallenen Schloß des Comtat-Venaissin, als die Revolution ausbrach. Nun folgt er dem Beispiel der Edelleute in seiner Provinz und wird Soldat in der „Armée de Condé“. Nach zehn Jahren eines unstäten und wechselvollen Lebens kommt er, unter Bonaparte's Consulat, in sein Schloß zurück. Er fügt sich in sein Schicksal und heiratet die Tochter seines ehemaligen Pächters, der sich während der Revolution ein bedeutendes Vermögen gemacht hat und das Bürgermeisteramt versieht. Der feine Cavalier, der am

*) Bernis' Memoiren erscheinen demnächst bei Plon.

**) Contes du chevalier de Boufflers, par Octave Uzanne. Paris, Quantin

*) La fin du marquisat d'Aurel, par Henry de la Madelène. Paris, Charpentier.

Hof gelebt und mit den schönen Damen geschäkert hat, wird ein derber Dorfjunker und unermüdlicher Jäger. Aber die politischen Ereignisse überstürzen sich, Bonaparte's Kaiserthum bricht zusammen, die Bourbonen kommen, wie Palamède, aber etwas später nach Frankreich zurück; der Marquis von Aurel macht dem König seine Aufwartung im Louvre, sein Adelstolz erwacht wieder; er beschließt, daß seine einzige Tochter Olympe die allervornehmste Erziehung erhalten soll, und bringt sie in eine Pension zu Avignon. Allein das Mädchen, in der freien Luft des Landlebens erzogen, sträubt sich gegen die Verfeinerungen der Stadt; Palamède muß sie auf das Land zurücknehmen. Er möchte sie mit einem Edelmann verheiraten; Olympe aber ist ein wildes Naturkind, ihr liegt nichts an Vermögen und Titel, sie ist zufrieden, wenn sie auf den duftigen Wiesen, mitten in den Wachholdersträuchen, in der heißen Sonne mit ihrem Jugendfreund Rastellet herumlaufen kann. Palamède, seiner eigenen Heirat mit einer Bäuerin uneingedenk, widersetzt sich der Neigung Olympe's für den armen Rastellet. Es ist jedoch zu spät: Olympe und Rastellet lieben sich und haben geschworen, nie von einander zu scheiden. Vergebens will der Alte Rastellet ins Gefängniß oder unter die Soldaten stecken lassen: die Zeit ist vorbei, wo der Vater mit dem Kinde und der Edelmann mit dem Bauer machte, was er wollte. An dem Tage, an welchem die Tochter fünfundzwanzig Jahre alt wird, klopft sie an die Thür des Vaters, gestützt auf die neue Gesetzgebung nöthigt sie ihn, ihre Heirat mit dem Mann ihrer Wahl zu genehmigen. Der Roman beweist, wie gerne noch immer die französischen Schriftsteller das Thema des Gegensatzes zwischen dem Ancien régime und der neuen revolutionären Demokratie behandeln.

Ein geschichtliches Werk von Ernest Daudet*) stellt die Gräuel dar, die in dem Süden Frankreichs der zweiten Rückkehr der Bourbonen folgten. Doch hat Ernest Daudet nicht alle die blutigen Repressalien der sogenannten Terreur Blanche geschildert, sondern, wie schon der Titel andeutet, bloß einige besonders ergreifende Episoden und Erinnerungen aus der Reaction von 1815. Er erzählt z. B. die Ermordung des Marschalls Brune und des Generals Ramel; er widmet aber dem Marschall Ney, dem Obersten Labédoyère, den Brüdern Fauché kein Wort, übergeht die Hinrichtungen in Nimes, Carcassonne, Montpellier mit Stillschweigen, sagt nicht, daß hunderttausend Personen in den fünfzehn ersten Monaten der Restauration im Gefängniß saßen. Auch hat er, trotz seiner stolzen Versicherung des Gegentheils, sich nicht vom Parteigeist freigemacht. Zwar brandmarkt er die Servant, Trestaillons, Quatretaillons, Truphémy und die andern Schurken, welche damals in der Entfesselung der politischen und religiösen Leidenschaften die abscheulichsten Unthaten begingen. Er ist aber zu nachsichtig gegen die Royalisten, nennt den Kaiser nicht Napoleon, sondern Bonaparte, bezeichnet die Bevölkerung von Lyon, die Napoleon bei der Rückkehr von der Insel Elba mit Begeisterung aufnahm, als Plebs; und verherrlicht dagegen die Bourbonen und ihre Anhänger und spendet dem sehr mittelmäßigen Herzog Angoulême maßloses Lob. Manche Seiten, besonders des ersten Kapitels gehörten eher in einen Roman als ein historisches Werk. Besonders eingehend schildert E. Daudet, wie die Herzogin von Angoulême einem Ball in Bordeaux beiwohnt; sehr sorgfältig beschreibt er ihren Anzug; aus dem Blick der Tochter Ludwig's XVI. leuchtet ihm zufolge „das harte Gefängniß und die bittere Verbannung" hervor, „ihr Lächeln" (wir übersetzen ganz wörtlich) „ist thränenvoll, und neben den Thränen möchte die Phantasie, mitten in das Drama des Jahres 1793 hingerissen, Bluttropfen sehen!" Glücklicherweise findet sich dergleichen nur in dem ersten Kapitel. In den übrigen Kapiteln des Buches hat E. Daudet den Ton des Romanschreibers aufgegeben, die Phantasie arbeitet nicht mehr mit als sie soll; er benutzt die besten Quellen, schöpft zugleich aus den officiellen Schriften, aus der mündlichen Überlieferung, aus eigener Anschauung der Örtlichkeit, mit einem Wort, er ist Historiker, zwar nicht ein ganz unbefangener und unparteiischer, aber er schaut Ereignisse und Personen oft mit echt historischem Auge an, und da er seinen Stoff zu beleben versteht, so ist sein Buch über die sogenannte weiße Schreckensherrschaft ein werthvoller Beitrag zu der Geschichte der Restauration.

Derselbe Verleger, Quantin, der alle seine Publicationen auf das Glänzendste auszustatten pflegt, hat den Roman „Valérie" der Frau von Krüdener, die bekanntlich unter der Restauration eine bedeutende Rolle spielte und auf den Kaiser Alexander großen Einfluß übte, neu herausgegeben.*) Frau von Krüdener war zu Anfang des ersten Kaiserreichs eine Art Königin in Paris: in ihrem Salon versammelte sie die berühmtesten Männer ihrer Zeit und schon damals gefiel sie sich darin, vor ihren Gästen mit ihren schwärmerischen Entzückungen schön zu thun. Selbstverständlich war sie auf den literarischen Ruhm der Frau Cottin und besonders der Frau von Staël eifersüchtig. Auch sie wollte ihren Roman schreiben, darin die Empfindungen ihrer schönen Seele niederlegen und den Schatz ihrer edlen, im tiefsten Herzen verborgenen Gefühle ein wenig vor aller Welt zeigen. Sie, eine Frau, die eine Unzahl galanter Abenteuer erlebt hatte, giebt sich hier für engelrein und von aller groben irdischen Leidenschaft unberührt; ein Jüngling liebt sie, wagt nicht, ihr seine Neigung zu gestehen, und nachdem er in düsterer Wehmut hingeschmachtet, stirbt er, ein rührendes Opfer ehrfurchtsvoller Liebe. Der Roman ist freilich lang und trotz aller Lobsprüche, die ihm die zeitgenössischen Kritiker ertheilten, stellenweise sehr mangelhaft. Doch wird „Valérie" auch heute, trotz der immer zunehmenden Menge lesbarer Romane, vielen Leserinnen gefallen; der unglückliche Gustav, der vor der Geliebten eine so hohe Achtung und Verehrung hat, und Valerie als ein überirdisches Geschöpf anbetet, ist der Eitelkeit des weiblichen Herzens sympathisch.

Hennique's Buch**) ist unzweifelhaft einer der merkwürdigsten Romane der heutigen Schule; der Verfasser, ein vielversprechender Schriftsteller, hat bei diesem seinem Erstlingswerk insofern einen glücklichen Griff gethan, als es ihm sofort gelungen ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Louis Jeoffrin, ein selbstsüchtiger, ehrgeiziger, unternehmender Mann und erfinderischer Kopf, hat sich als Uhrmacher ein Vermögen erworben. Er hat zwei Töchter, Michelle und Pauline; Pauline ist mit einem Apotheker Octave Blaisot verlobt; ihre Schwester aber liebt im Stillen auch den jungen Mann und fühlt sich sehr unglücklich. Nach und nach hat Jeoffrin alle seine Ersparnisse aufgezehrt und eben in dem Augenblick, wo er einen leitbaren Ballon erfunden hat, ist ihm nichts übrig geblieben. Er muß Geld haben, um seine Erfindung zu vervollkommnen; Geld haben, um seine Angelegenheiten bei dem Ministerium zu betreiben; Geld haben, um bis dahin sein Leben zu fristen. Vergebens klopft er überall an; keiner seiner Freunde und Bekannten

*) La Terreur Blanche, épisodes et souvenirs de la réaction dans le midi en 1815, par Ernest Daudet. Paris, Quantin.

*) Valérie par Madame de Krüdener. Paris, Quantin. (Petite bibliothèque de luxe.)

**) La Dévouée, par Léon Hennique. Paris, Charpentier.

will ihm helfen. Wäre ich nur eine schöne Frau, so ruft er aus, denn die schönen Frauen können sich verkaufen! Allein seine ältere Tochter, die unglückliche Michelle, besitzt fünfzigtausend Franken, die sie von ihrem Onkel geerbt hat. Diese Summe will und muß er bekommen, und da es ihm nicht durch Freundlichkeit gelingt, so gebraucht er Gewalt, giebt der Armen eine Ohrfeige und schließt sie in ihre Stube ein. Den Tag darauf ist Pauline, die Braut des Apothekers, sehr krank; sie hat das Fieber und erbricht sich; Jeoffrin sagt, sie sei schwanger, läßt aber, um die Ehre der Familie zu retten, keinen Arzt kommen. Pauline stirbt. Einige Tage nachher giebt Jeoffrin den Fräulein Thiry, zwei geschwätzigen alten Jungfern, zu verstehen, daß Michelle ihre Schwester aus Eifersucht vergiftet habe. Auf die Angabe der Fräulein Thiry wird Michelle verhaftet und zum Tode verurtheilt. Eine träge und apathische, zur Schwermut geneigte Natur, daran gewöhnt, dem Vater passiven Widerstand zu leisten, auf alles Mißgeschick gefaßt, eines Lebens überdrüssig, welches ihr in der Blüthe ihrer Jahre nur Täuschung und Verzweiflung gewährt, ist Michelle entschlossen, dem Tod entgegenzugehen. Sie wird doch Octave Blaisot, den heißgeliebten, nicht wiedersehen, nicht heiraten können; und was ist schöner als zu leiden, als sich aufzuopfern, als die Krone des Märtyrerthums zu erlangen? Sie antwortet auf die Fragen der Richter nicht. Am Tag vor ihrem Tod gesteht ihr Jeoffrin, er selbst habe Pauline vergiftet und sie des Verbrechens angeklagt, um das Geld zu haben, welches er zu seinem Ballon braucht. Allein sie bleibt bei ihrem Entschluß und stirbt auf dem Schaffot, ohne den Vater anzugeben. Es ist eine greuliche Geschichte. Allein den Charakter Jeoffrin's und seiner Tochter Michelle hat Hennique geschickt gezeichnet; manche Stellen seines Romans zeugen von scharfer Beobachtung; seine Darstellungsweise ist kraftvoll, derb, ja roh, und erinnert sehr oft an Zola: er ist zweifelsohne einer der hervorragendsten Schüler des Verfassers der „Rougon-Macquart"; vielleicht daß er mit den Jahren reifer und eigenthümlicher wird und sich zu einer edleren Kunst erhebt.

England.

Nassau Senior's Unterredungen mit hervorragenden Franzosen*).

Der verstorbene Nassau Senior ist in England als hervorragender National-Ökonom und als Reformator verschiedener Mißbräuche im Armenwesen bekannt. Seit seinem Tode jedoch hat er sich noch in anderer Weise Ruf erworben. Es zeigt sich, daß er die Gewohnheit hatte, äußerst sorgfältige Tagebücher zu führen, von denen mehrere bereits veröffentlicht sind und großes Interesse erwecken wegen des hellsichtigen Verstandes, mit dem Senior seine Umgebung betrachtete und beurtheilte. Aber abgesehen von diesen Tagebüchern pflegte er von seinen Gesprächen mit verschiedenen Freunden einen Bericht zu Papier zu bringen. Sein Gedächtniß, das sieht man, war ausgezeichnet und unzweifelhaft hatte er es durch lange Übung dahin gebracht, sehr treue Erinnerungen zu haben; aber doch verließ er sich nicht auf sein Gedächtniß allein. Er wußte sehr wohl, welchen Werth viele seiner Aufzeichnungen für die Nachwelt einst haben würden, und daher unterbreitete er in allen Fällen, wo dies thunlich war, seine geschriebenen Notizen der betreffenden Person, mit der Bitte, dieselben zu verbessern oder zu ergänzen. Auf diese Weise erlangte er natürlich die genauen Ansichten derselben, oder doch die Ansichten, welche jene Männer in Verbindung mit ihren Namen verbreitet zu sehen wünschten; denn es ist kaum glaublich, daß irgend einer von ihnen nicht daran gedacht haben sollte, daß die mit solcher Sorgfalt gesammelten Aufzeichnungen eines Tages das Licht der Öffentlichkeit erblicken würden. Zuweilen beschleicht uns daher ein gewisser unbehaglicher Argwohn, daß viele dieser Leute mehr des Effects halber als spontan sprachen; aber wiewohl dies ohne Frage das dramatische und menschliche Interesse des merkwürdigen Buches vermindert, so ist doch der große Werth desselben darum kein geringerer.

Die zuerst veröffentlichte Serie dieser Unterredungen bestand aus den mit Herrn von Tocqueville gehaltenen. Hierauf folgten die Unterredungen, die Senior während der Jahre 1848—1852 in Paris gehabt hatte; dieselben erschienen im Druck kurz nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges. Die Serie, die wir heute besprechen, umfaßt die ereignißreichen Jahre 1852—1860, während derer Senior sich oft in Paris befand und mit einigen der bedeutendsten französischen Staatsmänner und Denker seine Gedanken austauschte. Die Herausgeberin hat es für vorsichtig erachtet, fast alle Unterredungen mit lebenden Personen gänzlich fortzulassen, außer wenn dieselben bloß episodisch auftreten; folglich begegnen uns die Namen einiger der ausgezeichnetsten Freunde Senior's — wie Jules Simon, Drouyn de Lhuys, Barthélemy St. Hilaire, Michel Chevalier u. A. — nur selten in diesen Blättern. Im Laufe der Zeit werden wohl die Unterredungen mit diesen Männern ebenfalls veröffentlicht werden, und bis dahin haben wir reichliches Material zu mannichfachem Nachdenken in den vor uns liegenden Unterredungen, welche gehalten wurden nicht nur mit den beiden Staatsmännern, die das Titelblatt erwähnt, sondern auch mit Berühmtheiten, wie Ampère, Cousin, de Witt, Manin, Mérimée, Mignet, Odillon-Barrot, Mohl, Montalembert, Rossini, Ristori und viele Andere, die wir nicht sämmtlich hier aufzählen können. Die sociale Stellung Senior's verschaffte ihm Zutritt zu den besten Kreisen der Pariser Gesellschaft, und wie wir sehen, hat er diesen Vortheil aufs Beste benutzt. Das Ergebniß ist ein Werk, dessen geschichtlicher Werth sehr bedeutend ist, insofern es uns den Zustand der zeitgenössischen Anschauungen über politische Fragen darzeigt. Im Lichte späterer Ereignisse gelesen, muthet es uns oft seltsam an, da wir gewahren, wie die Urtheile und Schlußfolgerungen bedeutender Männer oft so vollständig Lügen gestraft werden. In der That liefert er uns mehr als genug Beweise dafür, wie wenig selbst die Weisesten den Gang der Ereignisse vorhersagen oder übersehen können; und ferner zeigt es, wie gänzlich zu jener Zeit die englische Nation auf dem Festlande mißverstanden wurde.

Man kann das Buch in zwei Theile scheiden: in Unterredungen, die sich auf das zweite Kaiserthum beziehen, und solche, welche die orientalische Frage und den Krimkrieg betreffen. Die erste Unterredung hatte statt mit Thiers kurz nach dem Staatsstreich. Thiers hielt einen Krieg mit England für eine nicht nur wahrscheinliche, sondern gewisse Folge des Staatsstreiches. Louis Napoleon oder „Celui-ci" wie seine Widersacher ihn bezeichneten, galt für einen Nachahmer, er hatte die beiden ersten Acte

*) Conversations with M. Thiers, M. Guizot and other distinguished Persons during the Second Empire. By the late Nassau W. Senior. Edited by his Daughter M. C. M. Simpson. 2 vols. London 1878. Hunt & Blackett.

des Dramas seines Oheims neu aufgeführt, er konnte nicht anders als auch den dritten wiederholen. Überdies, meint Thiers, ist Frankreich eine Nation, die nach Aufregung dürstet, und Napoleon wird dies Bedürfniß durch Krieg befriedigen. Außerdem muß er Revanche nehmen wollen für Waterloo. Thiers setzte Senior auseinander, warum er unter Celui-ci nicht dienen wollte, obwohl der Kaiser, um ihn dazu zu bewegen, kein Mittel unversucht ließ, z. B. Frau Thiers durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen suchte. Ein Rückblick auf seine politische Laufbahn gab den Stoff zu ungefähr zehn Unterredungen. Thiers beginnt mit der Angabe, daß die Allianz mit England stets der Eckstein seiner Politik, daß sie die Bedingung gewesen sei seines Eintritts in's Ministerium unter Louis Philipp. Als der König sich weigerte, den Verpflichtungen der Quadrupelallianz nachzukommen, habe er sein Portefeuille niedergelegt. Alsdann giebt er eine anschauliche Schilderung von der Revolution von 1848, von der Abdankung des Königs, der „Familienscene", die in den Tuilerien stattfand, und der Abreise der königlichen Familie. Bei dieser Gelegenheit machte Thiers folgende sehr characteristische Äußerung: „Die Abdankung mag in jenem Augenblick klug gewesen sein, aber ich konnte es nicht ertragen, sie dem Könige von der Menge aufgezwungen zu sehen. Ich bin eine absolut angelegte Natur und kann nur mit Überwindung mich in die Opposition meiner Collegen fügen. Aber was ich von allen Dingen am wenigsten vertragen kann, ist, daß der Mob gebietet."

Er erklärte, daß er kein Orleanist, aber auch kein Fusionist sei. Ja, er machte sogar das Geständniß, daß er mit Freuden ein Anhänger Napoleon's geworden wäre, wenn dieser nach dem Staatsstreiche eine wirkliche constitutionelle Regierung eingeführt hätte. Er würde in Anbetracht des Zweckes das Mittel verziehen haben, und ein Gleiches glaubte er von neun Zehntheilen der Franzosen, der Gebildeten sowohl als des Proletariats, behaupten zu dürfen. Er sah keinen Grund, warum alsdann die napoleonische Dynastie nicht hätte Jahrhunderte dauern können. „Die constitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, die am besten für uns paßt. Für eine Republik sind wir untauglich und unter dem Despotismus können wir nicht athmen." Hätte Napoleon also gehandelt, so würde man, meinte Thiers, nach kurzer Zeit nicht mehr den Usurpator in ihm erblickt haben und der Staatsstreich würde als eine Art Restauration betrachtet worden sein. Der Ruhm des Oheims würde dem Neffen eine Legitimität verliehen haben, welche diejenige Heinrich's V. aufgehoben hätte. Der General Lamoricière war im Wesentlichen derselben Meinung. Zwar wollte er seinen Landsleuten nicht das Unrecht anthun, zu glauben, daß die Usurpation Napoleons den durchschnittlichen Bestand derartiger Gewaltsamkeiten überdauern würde, wohl aber gestand er, große Besorgnisse zu hegen bezüglich dessen, was nachher kommen würde. Betreffs Celui-ci prophezeite er: „Il sera vermoulu par la bourgeoisie et renversé par le peuple" — und unter ‚le peuple' verstand er, in politischer Hinsicht, die „ouvriers" von Paris, Rouen, Lyon, Bordeaux und Marseille.

Bald darauf besuchte Senior Brüssel und hatte ein längeres Gespräch mit dem Könige. Leopold hegte starkes Mißtrauen gegen die neue französische Regierung, traf Vorkehrungen gegen einen Angriff auf Belgien und war überzeugt, daß England angegriffen werden würde. In der That war diese letztere Ansicht, daß das Kaiserreich Krieg mit England bedeute, im Jahre 1852 allen Pariser Cirkeln geläufig, und eifrig erörterte man die Hilfsquellen beider Länder, die Ideen, von denen ihre Politik geleitet würde, und ihre militärische Schlagfertigkeit.

Im Frühling 1853 war Senior wiederum in Paris. Er fand das Kaiserreich auf festen Füßen stehend und tausend Zeichen eines außerordentlichen Gedeihens. Des Kaisers Heirat hatte soeben stattgefunden und der Krimkrieg warf bereits seine Schatten voraus. Doch erklärte Leon Faucher Herrn Senior, daß diese Prosperität die Beliebtheit des Kaisers nicht vermehrt hätte, sie wäre nur die Folge des Aufhörens jenes Zustandes der Unsicherheit, dessen Hauptursache Napoleon selbst gewesen. Was unserem Engländer auffiel, war der frivole Ton, der in der Pariser Gesellschaft vorherrschte; selbst Männer wie Thiers stimmten ein in dieses stete Schwatzen, welches alle Gegenstände wirklichen Interesses systematisch ausschloß. Als Senior seine Freunde allein sah in vertrautem Gespräch, erfuhr er, daß Rußland das Thema war, welches eigentliches Interesse und geradezu Besorgnisse erregte. Bei dieser Gelegenheit äußerte Thiers eine merkwürdige Prophezeiung: „Ich prophezeie," sagte er, „daß die Türkei von Rußland allmählich der Zerstückung wird entgegengeführt werden. Wir selbst werden die Zeit noch erleben, da die christlichen Großmächte einen Theilungscongreß abhalten werden. Rußland wird natürlich Constantinopel nehmen, euch wird man Egypten anbieten." Als Senior nun fragte, was Frankreich bei der Theilung zufallen würde, war Thiers Antwort: „Frankreich wird nichts nehmen, denn nichts, was man ihm gäbe, wäre eine genügende Zahlung für seine Zustimmung. Ist es in schwachen Händen, so wird es murren, protestiren und sich abseits halten; eine starke Regierung wird Krieg führen."

Im Jahre 1854 hatte der Krieg mit Rußland soeben begonnen; die Kriegführung, das Bündniß zwischen Frankreich und England und das Mißlingen der Fusion waren die hauptsächlichsten Themata der Unterhaltung. Thiers war entzückt, Andere, unter ihnen Victor Cousin, verstimmt. Sie fürchteten, der Krieg würde sich in die Länge ziehen und schwierig werden, es machte ihnen kein sonderliches Vergnügen, ihren militärischen Ruhm mit England theilen zu sollen, und sie sprachen es offen aus, daß England und nicht Frankreich das Meiste zu gewinnen oder zu verlieren hätte. Überhaupt waren die politischen Ansichten Victor Cousin's sehr seltsamer und eigensüchtiger Art. Alle die mannigfaltigen Unterredungen aus jener Zeit enthalten eine Fülle interessanter Einzelheiten, wie z. B. über den persönlichen Character des Kaisers Nikolaus und seines Nachfolgers und über die Beziehungen zwischen Österreich und Rußland. Thiers meinte, die Erwerbung der Krim und Bessarabiens durch Rußland sei ein schwerer Schlag für Österreich gewesen; aber die Erwerbung der Moldau und Wallachei durch Österreich selbst werde ihm verhängnißvoll werden. Guizot mißbilligte ebenfalls den Krieg. Zwar gab er zu, daß ein Krieg mit Rußland vielleicht unvermeidlich gewesen sei, aber er fand, derselbe sei zu früh gekommen. Dabei meinte er aber, wenn auch die Türkei in die Gewalt Rußlands gerathe, so werde das weder den französischen Handel schädigen, noch auch die Colonien Frankreichs bedrohen. Er erzählte Herrn Senior, daß der Kaiser einen Adjutanten an die Generale Bedeau, Lamoricière und Changarnier gesandt habe, um ihnen Commandos anzubieten; darauf habe Bedeau in seinem und der Andern Namen geantwortet, daß sie bereit wären, als Gemeine zu dienen, wenn Frankreich in einen Kampf für seine eigenen Interessen verwickelt würde, daß sie aber von ihm keine Commando annähmen und am allerwenigsten in einem solchen Kriege.

Herr Senior besuchte Paris ein anderes Mal gegen das Ende des Winters, der für die Belagerer von Sebastopol so schwer gewesen war. Natürlich waren die Leiden der Soldaten in Aller Mund. Thiers meinte, daß die Engländer ihr Mißlingen der

mangelhaften militärischen Organisation Englands zuzuschreiben hätten. „Ich zweifle“, sagte er, „an der Möglichkeit großer Reformen bei Euch. Ihr könnt oder vielmehr wollt gar nicht gleichzeitig ein großes Landheer und eine große Seemacht unterhalten. Allein keine Nation leistet das gut, was sie nicht zu thun gewohnt ist. Eure Versuche, ein Heer zu improvisiren, werden mißlingen ebenso wie die unsrigen eine Flotte zu improvisiren.“ Voll Entrüstung sprach General Chrzanowski von der Kriegführung. Mit einer solchen Armee, wie England sie aussandte, sagte er, „on aurait pour faire des merveilles“. Wie! Soldaten, die dem reichsten Lande der Welt angehörten, waren Hungers gestorben nur anderthalb Meilen von ihren Vorräthen! „C'est incroyable, c'est inouï, c'est ce qui jamais n'est arrivé depuis que le monde existe.“ Grimblot versicherte Herrn Senior, daß des Kaisers Popularität abgenommen habe seit einem Kriege, der den Wünschen und Interessen seiner ganzen Umgebung widerstritt. „Ein Souverän, der ein so ungeheures Unternehmen, wie solch ein großer ferner Krieg, gegen den Willen seines Hofes, seines Ministers und seines Volkes ausführen will, muß nicht nur den unbeugsamen Willen, sondern auch die Energie, die Kenntniß, die Ausdauer und das Genie des ersten Napoleon besitzen. Unser Kaiser hat nur den Willen. Es fehlt ihm an Rührigkeit und, was unersetzlich ist, es fehlt ihm an Befähigung. Als wir in England zusammen waren, sah ich ihn viel. Stundenlang spazierten wir in Green-Park umher. Der Kreis seiner Ideen ist beschränkt; stets ist er mit einer einzigen so sehr beschäftigt, daß für die übrigen kein Raum bleibt. Er sieht nur eine Seite einer Frage. Er lernt wenig aus seinem eigenen Nachdenken, weil er entgegengesetzte Argumente nicht abzuwägen weiß. Er lernt nichts aus der Conversation, weil er nie zuhört. Während man mit ihm redet, verfolgt sein Geist seine eigenen Wege und wenn er bemerkt, daß wir seinen Ansichten nicht beistimmen, so bemitleidet er uns nur. Die Folge ist, daß er von Administration nichts versteht, daß er vollständig unwissend ist in den Details, mittelst deren das Getriebe der Welt voranschreitet“.

Der Friedenscongreß, der auf den Krimkrieg folgte, war ein Thema eifriger Discussion. Viele damaligen Äußerungen lesen sich, als wären sie heute gesprochen, und sind von bedeutsamem Werthe selbst heute noch trotz der Drehung, die das Rad des Glückes seitdem gemacht hat. Leider erlaubt uns der Raum nicht, einige Auszüge zu machen und überdies wäre die Auswahl schwierig, wo alles so bemerkenswerth ist.

Keineswegs bildete der Krieg allein den Gegenstand der Unterhaltung. Die inneren Angelegenheiten des zweiten Kaiserreiches wurden freimüthig besprochen, und darunter natürlich auch das Thema der Freiheit der Presse. Hierbei that Montalembert folgenden gewichtigen Ausspruch. „Thatsache ist es“, sagte er, „daß die Presse nur dann Unheil stiftet, wenn sie bloß theilweise, bloß stoßweise frei ist“. Indem er alsdann auf die Preßfreiheit in England zu sprechen kam, machte er folgende scharfsinnige Bemerkung. „Eure freie Presse richtet in England keinen Schaden an, oder richtiger ausgedrückt, sie wiegt den Schaden, den sie anrichtet, zehnmal oder tausendmal auf durch das Gute, das sie bewirkt. Aber im Auslande ist sie Euch nachtheilig. Eure Zeitungen und Politiker denken stets nur an das englische Publikum. Sie tadeln und übertreiben Alles, was in Euren Institutionen und Eurem Verhalten schlecht ist und veranlassen dadurch Abhülfe. Aber im Auslande glaubt man alle diese Übertreibungen und hört nie von der Abhülfe.“

Thiers sprach oft und in scharfer Weise mit Senior über den unvernünftigen und ärgerlichen Widerstand Englands gegen das Project des Suezkanals. „Was auch immer an dem Plane sein mag, so lasset doch um Gotteswillen den Versuch zu. Behandelt uns nicht als Kinder und saget nicht: Wir wissen besser als Ihr selbst, was Euch frommt und Ihr sollt Euren Canal nicht graben, weil Ihr dabei Geld verlieren würdet.“ Der französische Staatsmann bewies seinen Scharfsinn, indem er immer und immer wieder behauptete, daß schließlich England den größten Vortheil aus dem Canal ziehen und daß derselbe binnen weniger Jahre die gewöhnliche Fahrstraße der englischen Schiffe sein würde.

Als Senior im Jahre 1857 wieder in Paris war, fand er die französische Gesellschaft dumpf und stumpf; sie hatte nicht nur das Interesse an öffentlichen Angelegenheiten, sondern an allen ernstlichen Dingen überhaupt verloren. In jener Zeit hatte er eine Unterredung mit dem Zahnarzte des Kaisers, Evans, der das Urbild des Jenkins in Daudet's „Nabob“ sein soll. Evans bestritt die dem Kaiser nachgesagte Indolenz und behauptete, derselbe widme nicht weniger als zehn Stunden täglich den Geschäften.

Der nächste Besuch Senior's fiel in das Jahr 1856, sechs Monate nach jenem Attentat, welches in den Gefühlen Frankreichs hinsichtlich Englands eine so große Änderung hervorbrachte; wiederum wurde ein Krieg zwischen beiden Nationen befürchtet; alle Parteien waren fest überzeugt, daß Napoleon einen Krieg irgend einer Art führen müsse, um seine Popularität wiederzugewinnen. Zu jener Zeit machte Michel Chevalier folgende prophetische Bemerkung: „Wenn die Türkei, wie es unausbleiblich bald der Fall sein wird, in Stücke fällt, werdet Ihr Kreta oder Cypern nehmen und dort auf dem halben Wege nach Indien ein Depot errichten.“

Senior fragte Chrzanowski, einen zweifellos competenten Beurtheiler, ob er ebenfalls zu denjenigen gehöre, die den Ruin der Türkei vornehmlich den Diplomaten zuschrieben. „Ganz gewiß“, war seine Antwort, „die Diplomatie ist meines Erachtens das specifische Gift, welches schwachen, zerfallenden Regierungen den Tod bringt. — Die Geschichte Rußlands scheint mir mit der der Türkei parallel zu laufen, nur mit einem Zwischenraum von fast 300 Jahren. Dieselben Ursachen, welche die Macht der Türkei vernichtet haben — Barbarei im Volke, Despotismus in der Regierung und Corruption in allen Classen der Gesellschaft — sind daran, auch Rußland zu zerstören. Nachdem dasselbe 150 Jahre lang gefährlich und weitere 30 Jahre ein Schreckbild gewesen, wird es, so scheint mir, bald weder mehr geachtet noch gefürchtet sein.“

Auf die Frage, was wohl mit den Donaufürstenthümern geschehen solle, erwiderte Chrzanowski: „Darin kann Europa mit Fug und Recht nach seinem eignen Interesse handeln, denn den Fürstenthümern kann Nichts großes Heil bringen.“

In den Jahren 1859 und 1860 war der italienische Feldzug das Gespräch des Tages und wiederum zeigte es sich klar, daß eine Dynastie Bonaparte nur unter der Bedingung erfolgreicher Kriege bestehen konnte und daß langsam, aber sicher, der Krieg mit Deutschland im Anzug war. Herr von Rémusat meinte, man mache gar kein Hehl daraus, daß man am Rheine und an der Schelde eine französische Partei zu schaffen bemüht war.

„Celui-ci will uns mit dem Gedanken eines Eroberungskriegs vertraut machen und das gelingt ihm.“

Um diese Zeit brachte Senior einige Wochen auf dem Landsitze Guizot's, Val Richer, zu; über mannigfaltige politische und literarische Fragen unterhielt er sich mit dem greisen Staatsmann und Historiker. Derselbe sprach mit voller Sicher-

heit die Meinung aus, daß Italien nie einig werden würde; eine Prophezeiung, die sich glücklicherweise nicht bewahrheitet hat. Auch meinte er, daß Constantinopel nicht türkisch bleiben könne, sondern zur Hauptstadt eines griechischen Kaiserreichs gemacht werden müsse. „Der Versuch, die Integrität des türkischen Reiches aufrecht zu erhalten, ist ein Versuch, der Natur Widerstand zu leisten. Je länger derselbe dauert, desto mehr Opfer wird er an Menschen, Geld und Diplomaten kosten, um schließlich doch zu mißlingen."

Wir haben nur ganz wenig von dem vielen, höchst interessanten Stoffe berühren können, wovon die zwei dickleibigen Bände voll sind. Man muß sie selbst lesen. Als ein Commentar jüngst vergangener Ereignisse und als vertrauliche Geschichte des zweiten Kaiserreichs sind sie von großem Werth. Bevor wir schließen, sei es uns noch erlaubt, eine zwar malitiöse, aber doch unzweifelhaft wahre Anekdote über Louis Napoleon wiederzugeben. Wie bekannt, war sein höchster Ehrgeiz darauf gerichtet, für einen Geschichtsschreiber und Archäologen zu gelten. Als er nun sein Leben Cäsar's schrieb, ließ er Micheland, den Bibliothekar der Bibliothèque Impériale, zu sich rufen, sprach sein Vorhaben aus und ersuchte denselben, ihm alle „documents inédits" über Julius Cäsar und die militärischen Angelegenheiten Roms zugänglich zu machen. Als nun Micheland erwiderte, daß es keine unveröffentlichten Documente über jene Gegenstände gebe, erwiderte der Kaiser: „Das heißt keine, von denen Sie Kenntniß haben. Aber, wie ich höre, haben Sie Zimmer voll Manuscripte über die cäsarische und vorcäsarische Zeit, die die faulen Herren Akademiker noch nicht untersucht haben. Die verlorenen Bücher des Tacitus und Livius befinden sich wahrscheinlich darunter." Als Micheland ihm keine Hoffnungen machte, sagte der Kaiser: „Sie müssen doch wenigstens Pläne von römischen Festungen und Specimina römischer Kriegsmaschinen haben." „Ew. Majestät," war Micheland's, Antwort, „werden einige auf alten Basreliefs und Münzen finden, aber nicht in unserer Bibliothek." — „Aber in Ihren illuminirten Handschriften müssen sich doch einige vorfinden". — „Unsere Handschriften", versetzte der Bibliothekar, „sind aus dem Mittelalter; die frühesten sind 800 Jahre jünger als Julius Cäsar."

Micheland's Achtung vor den archäologischen Kenntnissen des Kaisers ward durch diese Unterredung keineswegs vermehrt.

Z.

Italien.

Italienische Novellistik.

Carlo Dossi: La Desinenza in A, Ritratti umani.*)

Andersen erzählt in einem seiner reizenden Märchen, wie einst die Teufel sich zum Zeitvertreib in übermüthiger Schadenfreude einen großen Spiegel fabricirt hätten, der die Eigenschaft besessen, jeden Gegenstand in fratzenhafter Verzerrung wiederzugeben. Sie zogen nun mit ihrem Spiegel durch die Welt und belustigten sich höchlich an den greulichen Zerrbildern, die er ihnen von all den herrlichen Werken der Schöpfung zeigte. Endlich fiel ihnen ein, es müsse ein Hauptspaß sein, den Schöpfer selbst als Caricatur zu schauen. Sie nahmen also den Spiegel und trugen ihn aufwärts gen Himmel, um ihn Gottvaters erhabenem Antlitz vorzuhalten. Da aber fuhr ein gewaltiger Blitzstrahl herab und zerschmetterte den Spiegel in Millionen und aber Millionen kleine Splitter. Der frevle Plan war vereitelt, doch nicht das Teufelswerk vernichtet, denn die Splitterchen fliegen seitdem in der Welt umher, und jedes einzelne hat die Eigenschaft des ganzen Spiegels bewahrt. Wenn es einem Menschen in's Auge geräth, stört es ihm Blick und Urtheil. Er selbst fühlt nicht, was ihm geschah, aber verwundert merken die andern Menschen, daß ihm Alles verzerrt erscheint und er jeden Flecken und Fehl ins Ungeheuerliche vergrößert sieht.

An dieses Märchen erinnerte mich das vorliegende Buch von Carlo Dossi. Man möchte glauben, demselben sei eins jener Splitterchen ins Auge geflogen, bevor er seine Ritratti umani aufzeichnete; so voll grotesker Verzerrungen und widerwärtiger Übertreibungen erscheinen sie dem Leser. Meistens sind es flüchtige Skizzen in rohen Umrissen und unter sich in keinem anderen Zusammenhange als eben durch die Desinenza in A (die Endung auf A), nämlich dadurch, daß überall an irgend einer femmina irgend eine schlimme Eigenschaft des weiblichen Geschlechts geschildert und gegeißelt wird. Das Weib ist die Ursache alles Bösen, alles Elends auf Erden, das ist das Thema, welches in grellen Dissonanzen schon durch die einleitende „Symphonie" klingt und unermüdlich durch alle Scenen der drei sogenannten Akte einschließlich der beiden Intermezzi variirt wird. Es geschieht nicht im Tone Dessen, der mit klarem Blicke tiefe Schäden in der menschlichen Natur erkannt hat und ihnen mit ernst gemeinter Rüge entgegentreten will, sondern vielmehr nach der Art und Weise eines Verschmähten oder Getäuschten, der sich rächen, seinem Ärger Luft machen möchte für die ihm von Seiten irgend welcher Weiblichkeit widerfahrene Unbill, darum ein Verdammungsurtheil über das ganze Geschlecht spricht und die Sünden desselben nicht nur in gehässiger, sondern, was noch schlimmer ist, in geschmackloser Weise vorführt. Dem Verfasser fehlt es zwar nicht an Witz und guten Einfällen, wenn sie auch nicht so zahlreich sind, wie er seinem Publikum am Anfang verspricht, und in jeder seiner Schilderungen liegt ohne Zweifel etwas Wahres, aber er beeinträchtigt die Wirkung durch plumpe Übertreibung und rohe Form. Daß er sich seiner mehr als ungebundenen Sprache rühmt, daß er sich absichtlich über die literarischen Anstandsregeln hinwegsetzt und in kecker Überhebung die Kritik ausdrücklich herausfordert, kann ihn noch nicht zu einem Original machen, dem man gewisse Derbheiten und Ausschreitungen in Anbetracht seiner geistigen Überlegenheit verzeihen muß.

Die Eintheilung des Buches entspricht ungefähr den verschiedenen Lebensaltern des Weibes. Die ersten beiden Akte beschäftigen sich mit den Kindheits- und Jugendsünden, der letzte mit den Sünden der alternden und alten Frau. Der Verfasser beginnt mit Scenen aus dem Familienleben und zwar aus dem der höheren Gesellschaftskreise. Gefallsucht und Heuchelei sind ihm die Signatur des weiblichen Charakters. Er zeigt sie am Kinde, das im Spiel mit der Puppe das böse Beispiel der Mutter nachahmt, zeigt sie an den im Erziehungsinstitut heranwachsenden Mädchen, zeigt sie an jungen und alten Frauen als die Quelle aller erdenklichen Untugenden und Laster. Mißgunst, Verläumdung, Falschheit, grenzenloser Leichtsinn und Untreue bilden den Grundton für die einzelnen Bilder, die an Häßlichkeit mit einander wetteifern, ohne durch Wahrheit zu frappiren. Sicherlich giebt es junge Damen, die nicht gern das Lob ihrer abwesenden Schwester hören, aber wo käme es vor, daß sie einem Fremden gegenüber dieser Abneigung einen so unzarten, ja — es ist nicht anders zu bezeichnen — pöbelhaften Ausdruck gäben.

*) Milano, 1878. E. Onufrio e Comp. Seconda Edizione.

wie es jene thut, die der Verfasser in der ironisch Amor di sorella genannten Scene vorführt? Gewiß giebt es Freundinnen, die einander unter Zärtlichkeitsversicherungen die bösesten Dinge sagen, Töchter, die über den Tod des Vaters mehr froh als betrübt sind, Mütter, die ihre Töchter lehren, wie sie durch Verstellung einen reichen alten Narren zum Ehegemahl einfangen können. Aber die Darstellung der einzelnen Thatsache, kraß und unvermittelt, wie sie der Verfasser hinstellt, wirkt unwahr und unglaublich. Jede Scene erscheint wie ein aus dem Zusammenhange gerissenes Kapitel eines Romans — den man nicht lesen möchte.

Der zweite Akt, dem eine einseitige Schilderung des Lebens auf der Gasse vorangeht, handelt in einer Reihe wüster Scenen von erotischen Ausschweifungen, von den vielerlei Gefahren und Fallstricken, die im Namen der Liebe dem Mann von Seiten des Weibes, des ehrlosen Weibes, bereitet werden, und denen er zum Opfer fällt. In der Einleitung des Aktes nennt sich der Verfasser einen Koch, der seine Gerichte scharf zu würzen gedenkt; er vergißt aber dabei, daß ein Übermaß von Gewürz unfehlbar die Speisen verdirbt.

Nicht minder scharf gewürzt ist der dritte Akt, worin unter Anderen die Betschwestern, die Hazardspielerinnen, die weiblichen Gelehrten, die ruhmsüchtigen Beschützerinnen literarischer Eintagsfliegen, die falschen Wohlthäterinnen ꝛc. gegeißelt werden. Der Verfasser hat sich Hogarth zum Vorbild genommen, trifft auch wohl manchmal dessen Manier, aber der Geist des großen englischen Sittenmalers fehlt.

Der dreiaktigen „Komödie" folgt ein Finale, die Wiedergeburt des Weibes. Es wird ein versöhnlicher Abschluß sein, denkt man — o nein — es ist nur ein wunderlicher Traum, worin der Verfasser die schwärzesten Unthaten aufzählt, die seit Eva jemals von Frauen der alten und neuen Geschichte begangen worden sind. Er sieht mit Grauen, wie ein Zauberer die Attribute und schaudervollen Erinnerungszeichen all jener Frauen in einem mächtigen Kessel zusammenrührt und kocht, sieht wie sich aus dem Dampf des entsetzlichen Gemengsels eine menschliche Gestalt, ein reizvolles Weib entwickelt, vergißt alle Schrecken, ist von Liebe hingerissen — und erwacht. Das Ewig-Weibliche zieht uns hinab: das ist der resumirende Gedanke, den der phantastische Traum ausdrückt.

Die Zahl der Leser entscheidet nicht über den Werth eines Buches, deßhalb kann es nicht auffallen, daß La Desinenza in A die Ehre einer zweiten Auflage erlebt hat. Befremdlich aber ist die Fülle von Druckfehlern, die sich darin einschleichen konnte und die der Verfasser am Schluß nur zum kleinen Theil aufzählt. Immerhin verdient die gefällig humoristische Art, mit der er die Correcturen einleitet, anerkannt zu werden. Er sagt: „der Mailänder Arzt, welcher der Erfinder des ambrosianischen Stiles war, und mehr Kranke mit seiner ergötzlichen Heiterkeit als durch Arzeneien heilte, schreibt auf einem seiner lustigen Blätter, daß ein Verzeichniß von Druckfehlern zum Leser zu sagen scheine: hier hast du nun die einzigen Fehler des Buches; alles Andere ist lauteres Gold! Ich widerspreche der Bemerkung meines scharfsinnigen Landsmannes nicht; gleichwohl glaube ich, mich meines natürlichen Rechtes der Selbstvertheidigung zu bedienen, wenn ich erkläre, daß nicht alle Schnitzer, welche Dir, lieber Leser, aus dem vorliegenden Buche entgegenspringen, aus meinem Tintenfasse stammen."

Kleine Rundschau.

— **Ein altes Buch von Proudhon.** Im Jahre 1852 erschien von Proudhon über den Staatsstreich vom 2. December 1851 ein Werk, das viel von sich reden machte, jetzt wird es uns wieder vorgelegt.*) Die Vorderseite des Umschlags bittet um gefällige Beachtung der Rückseite, die Rückseite enthält eine unbedingte Verurtheilung der socialen Revolution, geschrieben von Proudhon mit dem vollen Schwung französischer Beredsamkeit, und das Buch selbst den vermeintlichen Nachweis der unvermeidlichen Nothwendigkeit der socialen Revolution und ihre Verherrlichung. Wie das zusammenpaßt? Proudhon war eine jener durchaus ehrlichen und geistvollen, aber zugleich phantastischen, unruhigen und streitsüchtigen Naturen, die sich in Paradoxien gefallen. Sein Ideal war die Anarchie, — wohlverstanden: **die** Anarchie, welche jede Regierung überflüssig macht, weil jedes Mitglied der anarchischen Gesellschaft verständig und tugendhaft genug ist, um sich selbst vollkommen zu beherrschen und die Harmonie aller Interessen nicht nur nie zu stören, im Gegentheil sie zu befördern. Natürlich durfte von einer sofortigen Verwirklichung des Ideals nicht die Rede sein, daher die abschreckende Schilderung der Folgen einer socialen Revolution, aber das Volk muß für die Anarchie erzogen werden, und deshalb die Darlegung, daß die bestehenden Zustände in jeder Beziehung unhaltbar sind. Bis jeder Bürger und jede Bürgerin es zur Reife in der Anarchie gebracht haben, fällt jeder Regierung eine unlösbare Aufgabe zur Last. Widersetzt sie sich der Anarchie nicht, so wird sie fortgejagt, denn die Anarchie, unreif wie sie ist, tritt furchtbar brutal auf und führt den Cäsarismus herbei; widersetzt sich die Regierung der Anarchie, so wird sie ebenfalls fortgejagt, denn die anarchischen Massen sind nicht lange zu bändigen. Was thun? „Deshalb", sagt der weise Proudhon, „halte ich mich von der Regierung fern und bin mehr geneigt, sie zu beklagen, als ihr den Krieg zu erklären, da ich mich nur meinem Vaterlande gewidmet habe; deshalb schaare ich mich mit Leib und Seele um jene Elite von Arbeitern, die Spitze des Proletariats und der Mittelklasse, die Partei der Arbeit und des Fortschritts, der Freiheit und der Idee; die es einsieht, daß die Autorität nichts und die Selbstthätigkeit des Volkes der letzte Ausweg ist, daß die Freiheit, die nicht handelt, verloren ist, und daß die Interessen, die, um sich in Zusammenhang zu setzen, eines Zwischenhändlers bedürfen, der sie repräsentirt, geopferte Interessen sind, — ich schaare mich um jenes Proletariat, das als Zweck und als Devise: **Die Erziehung des Volkes** angenommen hat." Für das „ich schaare mich um das Proletariat" wird wohl der Übersetzer, nicht der Autor zu tadeln sein, was aber die Sache betrifft, so sieht man, daß der Vertreter der reinen Idee menschlicher Vollkommenheit, der Vorkämpfer einer unmöglichen Gesellschaft, eines Zusammenhanges trockener Streusandkörner unter einander, sich eine Stellung ausgesucht hatte, in welcher er seinem leidenschaftlichen Hang Alles zu tadeln, was geschah, mit großer Leichtigkeit fröhnen konnte.

O. S. S.

— Von einem von Antonio Manaraki herausgegebenen **„neugriechischen Parnasse",****) Text und Übersetzung, liegt uns das

*) Die sociale Revolution durch den Staatsstreich vom 2. December 1851 erwiesen von P. J. Proudhon. Nach der dritten französischen Auflage. Dritte Ausgabe. Bremen 1878. Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.

**) Berlin, S. Calvary. 1878.

zweite Heft vor, welches u. A. ein längeres Gedicht „die Fahrt des Dionysus“ von Alexander Rhangabe enthält. Dasselbe ist in einem Stile geschrieben, der einigermaßen an den der Schiller'schen Balladen erinnert und behandelt in ausgeschmückter Weise die bekannte Mythe vom Dionysus, der auf dem Meere durch Seeräuber gefangen genommen wird und auf deren Schiffe allerhand Wunder wirkt. Die Übersetzung liest sich im Ganzen fließend, wenn auch hier und da eine kleine Unbeholfenheit mit unterläuft. Hieran schließen sich kleinere lyrische Gedichte. Das Unternehmen des Herrn Manaraki ist sicherlich gut gemeint; im Ganzen kommt aber bei den Übertragungen der griechischen Kunstpoesie wenig heraus. So talentvoll einzelne hellenische Schriftsteller sind, es ist doch Alles erst Streben, und wollte man nach diesen Leistungen die Fähigkeiten der Nation beurtheilen, so fiele das Urtheil entschieden ungerecht aus. Man lernt dieselben nur aus der Volkspoesie kennen und wir würden es daher weit vorziehen, wenn uns ein Übersetzer mit den dieser abgelauschten Klängen, soweit sie noch nicht in Deutschland bekannt sind, also z. B. mit einer Auswahl von Giannaraki's kretischen Volksliedern bekannt machen wollte. H. Hg.

— **Liebesgeschichten aus vielen Ländern** von M. Goldschmidt, aus dem Dänischen von O. Gleiß. Der Verfasser ist bei uns aus der von Wilhelm Reinhardt übersetzten Sammlung „Kleine Erzählungen“, besonders durch die in dieser Sammlung enthaltenen Bilder aus dem kleinjüdischen Familienleben und der von Dr. Peters übertragenen Erzählung: „Avrohmche Nachtigall“ bereits rühmlichst bekannt. Seine jetzige, gleichfalls sehr gut übersetzte Sammlung von Liebesgeschichten hat höchst eigenartige Vorzüge; Goldschmidt beherrscht die kurze, kunstlose und doch so inhaltsreiche Darstellungsart der Märchenerzähler in seltenem Maßstabe; man folgt ihm in den seltsamsten Sagen und Allegorien in die fernsten Länder und Zeiten, wie einem alten Freund, ja oft halb berückt, wie dem Rattenfänger die Kinder. Dabei durchzittert diese kurze Geschichten ein Ton der Innigkeit und des Gefühls, durchwärmt sie ein sanftes Glühen des Humors, jener seltenen Gabe eines reichen Menschenherzens, und vor allem adelt sie ein reiner sittlicher Charakter. Ihre Lectüre braucht nicht empfohlen zu werden, sie wird sich überall Bahn brechen und ihren Meister loben; wir wollen nur als auf die vorzüglichsten, auf die Erzählungen: „Loreley“, „Sidi-el-Barduk und Zuleima“, „Patrick O'Brien und Cathleen“, und „Was der Vogel sang“, aufmerksam machen. Dr. Friedmann.

Mancherlei.

— **Georg Ebers Egyptische Königstochter französisch.** *) Nachdem Georg Ebers poetisches Erstlingswerk ins Englische, Holländische, Russische, Neugriechische u. s. w. übertragen, giebt L. Grandmont dem französischen Publikum eine französische Übersetzung, deren Vorzüge von Jules Soury sehr gerühmt werden, obwohl dieser Gelehrte — wie die Leser des Magazins wissen, (1875 Nr. 11 S. 167.) — für den geschichtlichen Roman nicht sehr eingenommen ist. Bl.

*) La fille du Pharaon. Roman historique, traduit de l'allemand de M. Georges Ebers, Liége, L. Grandmont-Donders, éditeur, et Paris, Sandoz & Fischbacher.

Die französische Bibliophilie fördert unausgesetzt neue interessante Erscheinungen zu Tage. Eine Übersicht über die bemerkenswerthesten Bücherversteigerungen des letzten Jahres nebst Titelangabe der betreffenden Werke mit Mittheilungen über deren ursprüngliche, sowie die bei der Versteigerung erlangten Preise liefert „La Bibliomanie en 1878“ (Paris bei Gay et Doucé). Ebenda sind unter dem Pseudonym Philomneste junior bibliographische Essay's unter dem Titel „Les livres cartonnés“ erschienen. Bei derselben Firma hat endlich Léon Degeorge über die aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts berühmt gewordene Antwerpener Buchdruckerei unter dem Titel „La maison de Plantin à Anvers“ ein umfangreicheres Werk erscheinen lassen. Auf ein prachtvoll ausgestattetes Buch von kulturhistorischem wie literarhistorischem Werthe „Le droit de seigneur et la rosière de Salency“ von Leon de Labessade (Paris, 1878. Ed. Rouveyre) wollen wir noch besonders mit einigen Worten zurückkommen.

Einen prächtig ausgestatteten, an seltenen Werken reichen Antiquarkatalog hat soeben die renommirte Firma J. Scheible in Stuttgart veröffentlicht. Er enthält meist französische Werke, darunter zahlreiche „Livres à figures et à vignettes“, u. A. von Eisen, Marillier, Moreau, Gravelot, Cochin, Chodowiecki, Picart u. A. und trägt wohl auch deshalb den französischen Titel: „No. 86, Catalogue de livres rares et curieux faisant partie de la librairie J. Scheible à Stuttgart.“

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte und Rechtsprechung des literarischen Eigenthums in Frankreich ist in dem zweibändigen, soeben erschienenen Werke des Pariser Advocaten Fernand Worms „Etudes sur la propriété littéraire“ enthalten, worin derselbe den in Frankreich vielbesprochenen Nachdrucksprozeß des Buchhändlers Charpentier gegen einen Neffen André Chénier's und den Buchhändler Lemerre in Betreff eines nachgelassenen Bandes des beliebten Poeten ausführlich und unter Mittheilung alles darauf bezüglichen Materials erzählt.

Zu den interessantesten periodischen Katalogpublicationen gehören die insbesondere für Bibliophilen bemerkenswerthen „Archives du Bibliophile“, welche alle zwei Monate von der Antiquarbuchhandlung A. Claudin, 3 Rue Guénégaud, Paris, herausgegeben werden und jetzt schon in ihrem neunzehnten Jahrgange stehen. Nr. 145 ist unlängst erschienen.

Ein populäres Lexikon der zahlreichen fremden Ausdrücke, deren sich die Mediciner bedienen, ist kürzlich in Paris unter dem Titel „Dictionnaire élémentaire de Médicine“ par les docteurs Decaisne et Gorecki erschienen; in der neueren deutschen Literatur fehlt es unseres Wissens an einem solchen immerhin nicht ganz unentbehrlichen Werke.

In einer nicht uninteressanten populär-wissenschaftlichen Schrift „Les homicides commis par les aliénés“ (Paris bei P. Asselin) gelangt deren Verfasser, Dr. E. Blanche, nach eingehenden Studien auf diesem Gebiete zu der Ansicht, daß eine besondere Form der Geistesstörung, welche als eine auf die Tödtung von Menschen hinauslaufende Monomanie zu charakterisiren wäre, nicht existirt, daß derartige Arten vielmehr lediglich momentanen Impulsen entspringen.

Von Adolf Launs rühmlich bekannter Molière-Ausgabe*) liegt ein neues, das elfte Heft, vor. Es enthält George Dandin und Monsieur de Pourceaugnac in derselben Weise wie die vorhergehenden Stücke mit sprachlichen und sachlichen Erklärungen versehen. Die großen Vorzüge der auch äußerlich sehr geschmackvoll ausgestatteten Ausgabe sind auch in diesen Blättern wiederholt anerkannt worden. Die Einleitungen sind trotz der Kürze erschöpfend und in jeder Beziehung musterhaft, die im Anhange gegebenen Erklärungen der Personennamen bilden eine sehr schätzenswerthe Beigabe, und an den Anmerkungen dürfte auch die schärfste Prüfung kaum etwas auszusetzen finden**). Bl.

Der erste Artikel des „Library Journal" vom Mai beschäftigt sich mit der vielgewünschten und vor Kurzem in das Leben gerufenen Indexgesellschaft: The Index Society and its Field von H. B. Wheatley, Hon. Sec. Diese Gesellschaft ist kurz nach der Londoner Bibliothekarconferenz gegründet worden; ihr Zweck ist 1) Alphabetische Indexe herzustellen für hervorragende (standard) Werke, die bisher ohne Index waren, und bereits, aber unzureichend verfertigte Indexe zu vermehren und neu herauszugeben; 2) Specialindexe von Wissenschaft, Literatur und Kunst zu compiliren; 3) Materialien zu einem allgemeinen Nachschlageindex (Reference Index) zu sammeln. Es wird dann eine Reihe von Schriften angeführt, die mit einem Index versehen werden sollen, und schließlich bemerkt, daß man beabsichtigt, einen jährlichen Bericht über den Fortschritt der Gesellschaft und über den Stand der Indexanfertigung zu veröffentlichen. Die neue Gesellschaft rechnet auf Unterstützung bei allen Klassen, da ihr Zweck ein universeller ist, und sie hoffen darf, dem Geschäftsmann ebenso nützlich zu sein, wie dem wissenschaftlich Arbeitenden. — Der folgende kurze Aufsatz, von J. S. Billings, beschäftigt sich mit einer ähnlichen Frage, The National Catalogue of Medical Literature, wie auch der dritte The Plan of the New „Poole's Index" von William F. Poole. Nach einem Hinweis auf die Wichtigkeit der in diesen drei Aufsätzen enthaltenen Vorschläge folgt ein längerer Artikel, American Library Association, der sich gleichfalls hauptsächlich mit technischen Fragen beschäftigt; dann ein Bericht über die dritte monatliche Zusammenkunft der United Kingdom Association über dieselben Gegenstände. Nach einigen kleineren Aufsätzen folgen dann die gewohnten reichhaltigen Notizen in Bezug auf Bibliographisches und auf Anonyme und Pseudonyme.

Ein neuer Biograph Montesquieu's. Louis Vian (La vie de Montesquieu) hat die Aufgabe Walckenaers, Laissés, Cousins, Sclopis' und Girauds wieder aufgenommen und von dem Verfasser der Lettres persanes ein Lebensbild entworfen, das in höchster Genauigkeit und Vollständigkeit uns die kleinsten Einzelheiten seiner Lebensumstände vorführt, seine Beziehungen zu Mlle. de Clermont (Marie-Anne de Bourbon), seine großen Reisen, sein Leben in den Pariser Salons und Cirkeln der Marquise de Lambert, der Frau de Tencin, Fr. Geoffrin, Fr. du Deffand, Fr. de Rochefort und Fr. d'Aiguillon, seine Beziehungen zur Akademie u. s. w. Es giebt jetzt wohl kaum eins der wichtigeren Lebensverhältnisse Montesquieu's, über das nicht genügendes Licht verbreitet wäre, und wenn seine Familie auch eifersüchtig seinen Briefwechsel und einige Handschriften bewahrt und nur in Aussicht stellt, alles was zur Verherrlichung seines Namens beitragen kann, zu veröffentlichen: wesentlich neue Aufschlüsse sind von der übrigens immer wieder hinausgeschobenen Erfüllung dieses Versprechens kaum zu erwarten. Bl.

*) Molière's Werke mit deutschem Commentar, Einleitungen und Exkursen herausgegeben von Professor Dr. Adolf Laun. Leipzig, O. Leiner, und Paris, Sandoz und Fischbacher. XI. George Dandin. Monsieur de Pourceaugnac.

**) Dem S. 16 der Etymologie von baragouiner beigefügten Vorbehalt: „so meint Ménage", hätte wohl zugesetzt sein können: „und mit ihm Diez und Littré." Die in Littré's Supplément als von Roulin herrührend zitirte Erklärung verdient vielleicht den Vorzug. — S. 136. „Ecuyer hat nichts mit écurie zu schaffen." Umgekehrt aber écurie mit écuyer: Escuyer a influé pour donner la forme en rie; l'italien scuderia se rattache à écuyer; le fait est que Lafontaine a dit écurie pour charge d'écuyer (Littré).

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Französisch.

Babou, Hippolyte: Les Paiens innocents. Paris, Charpentier. 3 fr. 50.

Bernardille: Esquisses et Croquis parisiens, petite chronique du temps présent. Deuxième série 1876—78. Paris, Plon & Cie. 3 fr. 50.

Brunswick, Benoit: Traité de Berlin. Paris, Plon & Cie. 6 fr.

Demolins, Edmond: Histoire de France depuis les premiers temps jusqu'à nos jours d'après les sources et les travaux récents. 4 vol. à 3 fr. Paris, Libr. de la Soc. bibliogr.

Hoffmann, H.: Monnaies royales de France depuis Hugues-Capet jusqu'à Louis XVI. avec indication de leur valeur actuelle. Paris, Hoffmann. 120 fr.

Pierre, Victor: Histoire de la République de 1848. Pt. I: Gouvernement provisoire. — Commission exécutive. — Cavaignac. Pt. II: La Présidence. Paris, Plon & Cie. 16 fr.

II. Englisch.

Capper, J.: Old Ceylon, Sketches of Ceylon Life in the Olden Time. London, Whittingham. 7 s. 6 d.

Clowes, W. L.: Love's Rebellion: a Poem. London, Paul. 3 s. 6 d.

Daniels, W. H.: That Boy, who shall have Him? an American Story. London, Hodder. 5 s.

Grey, Vere: Cecil Crofton's Repentance. 2 vol. London, Chapman. 21 s.

Latham, R. G.: Russian and Turk, from a Geographical, Ethnological, and Historical Point of View. London, W. H. Allen. 18 s.

Palgrave, F.: History of Normandy and of England. London, Macmillan. 21 s.

Shooting Adventures: Canine Lore and Sea Fishing Trips. By „Wildfowler" and „Snapshot". 2 vols. London, Chapman. 21 s.

Simmonds, P. L.: The Commercial Products of the Sea; or, Marine Contributions to Food, Industry, and Art, with 32 Illustrations. London, Griffith & F. 16 s.

Willis, R.: William Harvey; a History of the Discovery of the Circulation of the Blood, with a Portrait of Harvey, after Farthorne. London, Kegan, Paul & Co. 14 s.

Wilson's Tales of the Borders. 3 vols. London, Mackenzie. 45 s.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Grosser in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W. Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Begründet von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 7. December 1878. [Nº 49.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Kym: Das Problem des Bösen.

Zwischen Geistern, welche den Causalzusammenhang für durchaus unverletzbar, und solchen, die ein Durchbrechen desselben für möglich und bei der Willensfreiheit des Menschen für thatsächlich halten, darf man auf kein weitgehendes Verständniß rechnen; was Jene für deutlich erklärt ansehen, wird Diesen unzureichend erscheinen, und was diese ihrerseits speculativ zu begründen glauben, wird Jenen für bloßes Phantasiewerk gelten. Das zeigt sich wieder einmal recht einleuchtend bei der metaphysischen Untersuchung, welche Herr A. L. Kym, Professor der Philosophie an der Universität Zürich, über „das Problem des Bösen"*) angestellt hat. Er meint: „der Wille, mitten in die Motive gestellt, entscheidet sich vielmehr **selbst** zum Guten oder Bösen und gerade in dieser Selbstbestimmung und Entscheidung hat er sein Wesen;" . . . . „er bestimmt sich schließlich doch aus sich selbst. Insofern haben wir im Willen ein von der Intelligenz unabhängiges und eigenthümliches Schaffen". Umsonst wird man ihm einwenden, daß der Wille, als voluntas aufgefaßt, ein Product sei der, ganz ohne sein Zuthun, dem Menschen verliehenen Naturanlage und seiner Lebensgeschichte, daß er nur die Richtung bezeichne, welche ein Individuum verfolgt; als volitio genommen, das Ergebniß dieser allgemeinen Richtung unter dem Einfluß der augenblicklichen Umstände; daß Luther z. B. nicht die Freiheit besaß in Worms auch anders zu können, daß er im Streit mit Zwingli außer Stande war nachzugeben, daß Cranmer, als er widerrief, schwach, als er die Hand, welche den Widerruf unterzeichnet hatte, zuerst verbrennen ließ, stark war, und daß Beides, seine Schwäche und seine Stärke, nicht von ihm abhängig gewesen sein können, denn sonst hätte er sicherlich immer sich stark gezeigt. Es wird nichts helfen, daß man den Autor fragt, wie er sich die „Entscheidung des Willens aus sich selbst" eigentlich vorstellt, ob grundlos, d. h. jedes Sinnes entbehrend, oder begründet, d. h. den Motiven gemäß, welche auf diesen bestimmten Willen mit zwingender Kraft wirken. Er meint ferner, nur unter der Voraussetzung der Freiheit seien Schuld, Verdienst und Zurechnung möglich; es wird nichts verschlagen, daß man ausführt, diese drei Begriffe ergäben sich mit Nothwendigkeit aus der Natur der menschlichen Gesellschaft, und die Frage nach Freiheit oder Unfreiheit des Willens spiele bei ihnen gar keine Rolle; daß er gewiß selbst anderen Personen Eigenschaften zurechne, d. h. sie Eigenschaften entgelten lasse, für welche sie offenbar nichts können, z. B. üble Ausdünstung, besonderes Ungeschick, hochgradige Dummheit u. s. w.; daß Schuld, Verdienst und Zurechnung ihre Bedeutung wechseln, je nach der Entwickelungsstufe einer Gesellschaft, daß man ehemals Thiere, welche den Tod eines Menschen verursacht hatten, als „schuldig" ansah und tödtete; daß die „Zurechnung" für Menschen, die, mit Spinoza zu reden, spe et metu ducuntur, ein unentbehrliches Motiv des Handelns ausmacht und ausmachen wird, so lange sie von Hoffnung und Furcht bewegt werden, gleichviel ob die Theorie ihnen die Freiheit zu- oder abspricht. Vergeblich wird man ihm vorhalten, der Determinismus sei, wie der Fatalismus, nur eine falsche, aus richtigen Prämissen gezogene Schlußfolgerung; es sei richtig, daß jede Veränderung, ohne irgend welche Ausnahme, nach dem Causalgesetz vor sich geht, es sei ebenso richtig, daß der Mensch in allen seinen Veränderungen, körperlichen wie geistigen, dem Causalgesetz unterliegt, und es sei gleichfalls richtig, daß in jedem Moment der Zukunft Alles, was in ihm geschieht, genau nach dem Causalgesetz geschehen wird, allein daraus folge keineswegs, daß der Mensch nun die Hände in den Schooß legen oder schlecht handeln dürfe, weil doch Alles schon vorher bestimmt sei, sondern daraus folge nur, daß der Mensch, als **bewußtes** Glied in der Causalverkettung, nach bestem Wissen und Gewissen verfahren soll, um, so viel an ihm liegt, die Zukunft und sein und der Seinigen Befinden in ihr möglichst gut zu **gestalten**. Alle diese Gedanken hat der Verfasser sicherlich oft schon gehört, gelesen und durchdacht, aber sie haben ihn nicht bekehrt; gerade so geht es uns mit seiner Theodicee. Erst macht er sich einen Begriff zurecht von Gott als Weltschöpfer, dann von dem Zweck, den Gott hatte, als er die Welt schuf, dann von Allem, was Gott, diesem Begriffe und diesem Zwecke gemäß, zu thun und zu lassen genöthigt war, und schließlich wird ein Jegliches, das nicht bequem in die geöffneten Kästchen hineinpaßt, so lange gereckt oder gepreßt, bis es, auf dem Papier wenigstens, fein sauber und glatt darinliegt. Verwundert und ungläubig schauen wir dem seltsamen Treiben zu. Wir lesen: „Wenn Gott vermöge seines Begriffes lauter Güte ist: so kann bei der Schöpfung der menschlichen Seele nur das **Gute** von ihm beabsichtigt gewesen sein. Mit dem Guten konnte aber auch das Böse entstehen, das von Gott nicht beabsichtigt ist, und das vom sittlichen Bewußtsein als etwas gefühlt wird, das nicht sein soll. Nur das Gute kann in der Absicht Gottes liegen; denn Er als der Vollkommene hat mit dem Bösen nichts zu thun. Es kann daher das Böse nur aus dem Menschen entspringen; es ist als Gesinnung und That lediglich des Menschen Werk, so wahr er frei ist." Wir lesen, und sind wir mit der Beweisführung fertig, so stehen wir verwundert und ungläubig wie zuvor. Von Herzen gern sähen wir Gott und die Welt mit den Augen des Verfassers an, allein Gott schuf uns mit anderen Augen und ließ die Welt anders auf uns einwirken. Glücklicherweise aber schlagen wir nur einen anderen Weg ein, Ausgangspunkt und Ziel haben wir mit einander gemein. Auch wir finden: „Im Menschen

*) Das Problem des Bösen. Eine metaphysische Untersuchung von A. L. Kym. München, 1878. Theodor Ackermann.

wirkt das Sonderinteresse und das Allgemeine; das natürliche Selbst und die sittliche Norm. In der einseitigen Geltendmachung jenes über diese, somit in einer verkehrten Gesinnung und Willensrichtung hat das Böse seinen Sitz und Ursprung. Lediglich in der selbstsüchtigen Gesinnung, welche die Factoren des ethischen Processes in eine falsche Stellung bringt, hat das Böse sein Wesen." Und ebenfalls finden wir: „Die Vernichtung des Bösen durch den Sieg des Guten ist das Ideal, welches die Geschichte der Menschheit anstrebt und zu verwirklichen sucht." Einmal sind wir ihm im Optimismus sogar einen Schritt voraus, und da es nur ein einziges Mal der Fall ist, so erwähnen wir ihn. Übereinstimmend unterscheiden wir den schwachen und irrenden Willen vom bösen. Wer das Gute kennt, es auch will, aber es nicht festzuhalten vermag, dessen Wille ist schwach; wer das Gute will, es auch festhalten kann, es aber verkennt, dessen Wille irrt; und wer das Gute kennt, auch stark genug ist bei ihm zu verharren, aber trotz besseren Wissens und Könnens das Schlechte vorzieht, dessen Wille ist böse. Nun sagt Professor Kym: „Das Böse im strengsten Sinne des Wortes ist überhaupt nur möglich bei **völliger** Reife und klarer Einsicht des Geistes. Daher findet es sich auch in seiner vollen und specifischen Energie in der That glücklicherweise viel **seltener** als man gewöhnlich glaubt." Wir sind vermessen genug, den Ausspruch zu wagen: völlige Reife und klare Einsicht des Geistes schließen den bösen Willen ein für allemal aus, so daß es im strengsten Sinn des Wortes gar keinen bösen Willen giebt; was wir böse nennen, beruht **stets** auf Schwäche und auf Mangel an Einsicht.

Jeder Versuch, das Böse und das Gute mit dem Absoluten in Verbindung zu setzen, mißlingt, weil sich aus dem Absoluten weder etwas Relatives ableiten, noch von einem Relativen aus das Absolute erklimmen läßt. Das Absolute, d. h. das von jeder Bedingung, jeder Schranke, jeder Bestimmung Losgelöste, ist der dem menschlichen Denken nothwendige Schlußgedanke, der sich immer einstellen muß, wenn es an seine Grenzen gelangt. Es bewegt sich fort und fort in Beziehungen, Verbindungen und Trennungen, da hemmt, da verschlingt, da entläßt immer Eines das Andere; den Relationen gegenüber bedarf das Denken der Verneinung und zugleich der Vereinigung aller Relativitäten, d. h. des Absoluten. Das Absolute ist nichts Relatives insbesondere, weil **alle** Relativitäten in ihm aufgehoben ihr Wesen treiben, es darf also das Denken, wenn es nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen will, **nichts** Relatives vom Absoluten aussagen. Gutes und Böses, Schönes und Häßliches, Lust und Schmerz, Großes und Kleines, — bleiben wir mit unseren einheimischen Gewächsen hübsch zu Hause, wo wir sie gedeihen sehen, und lassen wir davon ab, sie in eine Sphäre verpflanzen zu wollen, in welcher sie unseren Blicken entschwinden.

O. S. S.

England.

Hamilton Lang: Cypern*).

Die Wißbegierde des englischen Publikums bezüglich des neuen englischen Besitzthums ist natürlich sehr rege. Seit der Veröffentlichung des englisch-türkischen Vertrages ist Cypern die Lesung des Tages gewesen, und Geschichte, Hülfsquellen und Aussichten der Insel der Gegenstand einer fortwährenden Erörterung. Dabei trat zu Tage, welche allgemeine Unwissenheit hinsichtlich der Insel herrschte; die abenteuerlichsten und widersprechendsten Gerüchte drängten sich. Eine Zeitlang hieß es, der Besitz der Insel der paphischen Venus werde unermeßliche Reichthümer mit sich bringen, werde einen Abfluß eröffnen für die überschüssige Bevölkerung und eine neue Aera für commercielle Unternehmungen. Alles schwelgte in den kühnsten Erwartungen; Cypern war jedem Engländer in den Kopf gestiegen. Dann kam die Reaction. Mr. Archibald Forbes, der Kriegscorrespondent der „Daily News", veröffentlichte in der Octobernummer des „Nineteenth Century" einen Artikel, betitelt „The Fiasco of Cyprus", worin er zu beweisen sucht, wie sehr England betrogen und geblendet worden sei, wie Cypern auch im besten Fall nichts als eine Ausgabe und Verlegenheit sein werde, wahrscheinlich aber eine Wiederholung des Mißerfolges mit Korfu. Allerdings war dies eine Kundgebung aus dem äußersten liberalen Lager, welches mit einer Illiberalität unwürdig seines edlen Namens es für erforderlich hält, über alle Acte der Regierung von Lord Beaconsfield zu schimpfen, mögen sie gut, schlecht oder gleichgültig sein. Indessen man ließ sich entmuthigen, zumal da zugleich die Einkommensteuer stieg und ein Krieg in Asien wahrscheinlich wurde, und man verlangte nur noch begieriger nach einer zuverlässigen Auskunft über Cypern. Das Erscheinen des Buches von Herrn von Löher, welches sogleich übersetzt wurde, erwies sich zeitgemäß, aber dasselbe war vom Standpunkt eines Touristen aus geschrieben und brachte nicht Alles, was man wissen wollte. Selbstverständlich erstanden Schaaren von Buchfabrikanten und versuchten die Nachfrage des Publikums nach Neuem zu befriedigen, doch ihre Productionen waren werthlos. Endlich aber kam ein wirklich bedeutendes Buch aus der Feder eines Mannes, der Consul auf der Insel gewesen ist und seine Mittheilungen auf Grund eines langjährigen Aufenthalts zu geben vermag. Die Aufschlüsse, welche dieses Buch enthält, sind ebenso neu wie zuverlässig und umfassen alle Seiten der Frage.

Herr Lang hatte außergewöhnlich viele und gute Gelegenheit zur Anstellung von Beobachtungen gehabt. Abgesehen davon, daß er zu verschiedenen Zeiten das Amt eines Consuls versah, war er auch Verwalter der Kaiserlich Ottomanischen Bank zu Larnaca. Bei dieser Bank, welche alle Finanzsachen der Regierung besorgte, wurden die Zölle, die Salz- und Einkommensteuer eingezahlt. So hatte er speciell Gelegenheit, die Steuer- und Verwaltungsfragen zu studiren, und kam in nähere Beziehungen zu türkischen Beamten. Ferner besaß er gründliche archäologische Kenntnisse und leitete einige ausgedehnte antiquarische Forschungen auf seine eigene Rechnung; endlich, als Besitzer eines Landgutes, kam er in fortwährende Berührung mit der Landbevölkerung von Cypern und gewann so einen Einblick, der ihm sonst versagt geblieben wäre, in ihre Lage, ihren Charakter und ihre Bedrängnisse. Es ist daher einleuchtend, daß er berechtigt ist, mit einiger Autorität zu sprechen. Indessen das läßt sich nicht in Abrede stellen, man merkt dem Buche an, daß es dem augenblicklichen Bedürfniß zulieb geschrieben worden ist. Es macht nicht den Eindruck eines vollständig durchgearbeiteten und harmonischen Werkes über Cypern, sondern vielmehr eines Handbuches, das einem unmittelbaren Bedürfnisse genügen will und, wenn es diesem genügt hat, im Laufe der Jahre von etwas Besserem verdrängt werden wird.

Das Werk beginnt mit einem flüchtigen Überblick der älteren und neueren Geschichte von Cypern. Dieser Abschnitt wurde,

*) Cyprus: its history, its present resources and future prospects, by R. Hamilton Lang. London, 1878. Macmillan.

sagt uns Herr Lang, vor zehn Jahren geschrieben und macht keinen Anspruch auf Originalität. Es ist eine Zusammenstellung, welche Andern eine Mühe ersparen soll, die der Verfasser gehabt hat, indem er alles das, was über Cyperns Geschichte bekannt ist, ordnete und so das Studium des Cyprischen Alterthums erleichterte. Früher nur von den Freunden des Verfassers gekannt, ist dieser Theil des Buches jetzt ein Gegenstand allgemeinen Interesses geworden. Herr Lang beginnt mit dem Hinweise, daß unter allen arischen Niederlassungen Cypern am nächsten bei Phönicien lag und in Folge dessen zuerst von allen den phönicischen Einfluß in Religion und Gewerben verspürte, so daß die Insel in Behandlung der Metalle und des Thons wahrscheinlich früher Hervorragendes leistete als Griechenland selbst. Unsere historische Kenntniß von Cypern beginnt im sechzehnten Jahrhundert vor Christus, wo die Insel in Verbindung kam mit Ägypten. Seit dieser Zeit bis auf die Gegenwart hat Cypern fortwährend seine Herren gewechselt, indem es stets mehr oder weniger in Abhängigkeit gerieth von den gerade die Welt beherrschenden Nationen, obwohl es allerdings auch eine Zeitlang, um das neunte Jahrhundert vor Christus frei von fremder Gewalt die See beherrschte (Thalassokratie). Es folgten der Reihe nach Assyrien, Babylonien, das Medisch-Persische Reich und Griechenland, später die Einverleibung in das römische Reich und weiter die wirrenreichen Schicksale der Insel bis auf die heutige Zeit.

Ist auch all dies interessant zu lesen und außerordentlich gut erzählt, so ist es doch natürlich in der Hauptsache dem gebildeten Leser bekannt; wir wenden uns daher zu Kapiteln, welche gegenwärtig von mehr unmittelbarem Interesse sind. Obenan unter diesen steht das Kapitel, überschrieben „Unsere Aussichten in der neuen Aera". Hier werden alle Leser, welcher politischen Schattirung sie auch angehören, Stoff für ernste Erwägung finden.

Herr Lang leitet das Thema ein, indem er keinen Zweifel darüber läßt, daß Napoleon III. ernstlich an Cypern dachte als einen wichtigen Punkt zur Beobachtung der türkischen Provinzen in Asien und Afrika. Werthvolle Forschungen über den Gegenstand wurden von Herrn Albert Gaudry angestellt und für den Kaiser in extenso veröffentlicht; der berühmte Reisende sprach sogar vor einigen Jahren in der „Revue des deux mondes" die etwas voreilige Hoffnung aus, daß Cypern sich bald des Segens der französischen Civilisation erfreuen werde. Der Kaiser hatte klarer als England den sicheren Zusammenbruch der türkischen Macht vorausgesehen, nur ging zu seinem Unglück sein eigener Sturz jenem voraus. An seiner Statt ist England eingerückt, und Herr Lang, ohne den Ernst der von England übernommenen Aufgabe zu unterschätzen, zeigt, daß dieselbe bei näherer Untersuchung sich nicht als so gewaltig erweist, wie sie auf den ersten Blick aussieht. Was die Insel braucht, ist, daß sie regiert werde, denn die Insel hat mehr durch Regierungsmangel gelitten als durch Mißregierung. In der Theorie war die cyprische Regierung nicht schlecht, sondern entsprach den Bedürfnissen der Bevölkerung; sie will aber praktisch verwirklicht sein und hier können Energie und guter Wille Wunder thun. Herr Lang betont auf's Ernstlichste, daß Cypern als engliche Besitzung schlechterdings ein Muster guter Regierung zu werden habe, damit es eine Oase bilde inmitten der ringsum liegenden Wüste verrotteter Verwaltungen, daß es aber nicht leicht sein werde, dies zu erreichen, und daß die ersten Versuche kostspielig und trübselig ausfallen mögen. Vor Allem warnt er davor, abendländische Ideen einem orientalischen Volk allzu rasch aufzuzwingen. „Unsere Aufgabe darf nicht sein, aus den Cyprioten Engländer zu machen, sondern glückliche und wohlhabende Cyprioten zu Unterthanen zu haben." Auf die Frage, ob der Character des Volkes und die Leistungsfähigkeit der Insel hinreichenden Grund geben, zu hoffen, daß bei richtigem Verfahren es gelingen werde, sie wohlhabend und glücklich zu machen, antwortet Herr Lang entschieden bejahend, indem er seine Gründe genau darlegt. Vor Allem widerlegt er den verbreiteten Irrthum, die Cyprioten seien Hellenen mit allen Fehlern und Bestrebungen dieses Volkes. Es fehlt ihnen die hellenische Lebhaftigkeit und nervöse Geschäftigkeit, aber sie sind gelehrig im höchsten Grade, arbeitsam und mäßig. Ihre Liebe zur Heimat und Familie ist musterhaft, ihre Sitten sind rein. Unter den Muhammedanern herrscht wenig Fanatismus und in den Landdistricten ist die Polygamie nicht sehr üblich; sie leben auf freundschaftlichem Fuße mit ihren christlichen Nachbarn, von welchen sie in der Regel an Betriebsamkeit übertroffen werden. Der Muhammedaner ist, mit seltenen Ausnahmen, kein intelligenter Landwirth, aber beide Bevölkerungselemente sind gefügig und leicht zu regieren und zu leiten. Von Brigantenthum weiß man nichts, und die allgemeine Ehrlichkeit, von der der Verfasser einige bemerkenswerthe Beispiele anführt, ist eine solche, wie sich deren wenige Länder des Westens rühmen können. Die seltenen Fälle von Räuberei, welche sich während Herrn Langs Aufenthalt ereigneten, waren alle durch wirkliche Noth verursacht und erhärteten so den Satz, daß, um einem Volke Achtung vor Leben und Eigenthum einzuflößen, gewöhnlich nichts nöthig ist als es wohlhabend zu machen. Soviel was das Volk betrifft. Die Insel selbst ist nach Sicilien und Sardinien die reichste und fruchtbarste im Mittelmeer. Sie befindet sich in einem Zustand arger Vernachlässigung: die Wälder sind ausgerodet, die Landwirthschaft wird in der rohesten Weise betrieben, die Ausdehnung der Bodencultur ist durch den Mangel an Bevölkerung bedeutend reducirt worden; nichts destoweniger stimmen Herr Lang und eine neuliche Zuschrift in der „Times" darin überein, zu glauben, daß die neue englische Erwerbung nicht nur in Zukunft ihre eigenen Ausgaben bestreiten, sondern daß dies gleich von Anfang an gelingen werde. Hieraus dürfen wir schließen, was Cypern mit der Zeit wird leisten können, und da für einen practischen Sinn die Vergangenheit der sicherste Fingerzeig in die Zukunft ist, so verspricht Cypern's Vergangenheit eine gute Zukunft. Denn die Elemente seiner einstigen Blüthe existiren bis auf den heutigen Tag, sie müssen nur zu neuer Entfaltung gebracht werden.

Drei Kapitel sind der Aufzählung dieser Elemente des Wohlstandes gewidmet. Der Hauptreichthum von Cypern beruht auf der Bewirthschaftung des Bodens, und hieraus fließt ein großer Theil seiner Einkünfte. Wenn einmal eine vollkommenere Bewirthschaftung ins Werk gesetzt ist, so mag leicht der Erfolg jede verständige Erwartung hinter sich lassen. Hülflos wie der Landmann in Cypern bisher gewesen gegenüber den Calamitäten der Dürre und Heuschrecken, muß man sich darüber wundern, nicht, daß er in seinem Wohlstand aufs Äußerste herabgekommen ist, sondern daß die Insel nicht eine ungeheure trostlose Wüste ist. Das zweite der genannten Übel, zeigt Herr Lang, läßt sich mit Erfolg behandeln; energische Paschas haben dem Bauer für jedes Maaß Heuschreckeneier, das er finden konnte, bezahlt und so die Plage im Keime getroffen. In einem Jahr wurden, dank einem besonders verständigen Gouverneur, nicht weniger als 62 Tonnen Heuschreckeneier gesammelt und vernichtet, was bei ungefährer Schätzung die Zahl von 50,000 Millionen Heuschrecken ergiebt. Daher steht es durchaus bei der neuen Verwaltung, aufmerksam darüber zu wachen, daß hier kein Rückfall eintrete, da Cypern ob seiner insularen

Lage in dieser Hinsicht besser daran ist als Syrien und Ägypten. Was die Trockenheit anbelangt, so ist sie schwerer zu besiegen, solange die Wälder nicht wieder angepflanzt sind, aber selbst in dieser Hinsicht wird Verstand und Fürsorge viel ausrichten. Da Herr Lang selbst ein Landgut besessen hat, so kann er seine Argumente mit praktischen Resultaten belegen; seine Ansicht läuft darauf hinaus, daß Kapitalien, die „mit praktischem Wissen, Ökonomie und Sparsamkeit, einen landwirthschaftlichen Unternehmen auf Cypern zugewendet würden, ansehnliche Zinsen abwerfen müßten", wenngleich er allzu sanguinische Leute daran erinnert, daß die Insel weder in Bezug auf Boden noch auf Klima die Vorzüge besitzt, welche man in den australischen Colonien findet.

Hinsichtlich dieses äußerst wichtigen Punktes, des Klimas, stellt Herr Lang in Abrede, daß es ungesund sei. Die englischen Truppen landeten in der ungünstigsten Jahreszeit, aber die Statistik beweist, daß das Klima gesund ist, und daß die Wechselfieber von Sümpfen herrühren, die man durch gute Drainage und Anpflanzungen von Eukalyptus beseitigen kann. Gleichzeitig leugnet Herr Lang nicht, daß das Klima jene Einfachheit der Lebensweise und Mäßigkeit in den Gewohnheiten erfordert, die nicht immer zu den hervorragenden Charakterzügen des Engländers gehören.

Wie Herr v. Löher macht auch Herr Lang auf den mineralischen Reichthum der Insel aufmerksam, dessen Ausnutzung man aus Mangel an Brennmaterial aufgegeben hatte, aber da alle Hoffnung vorhanden ist, daß man leicht erreichbare Kohlenlager finden wird, so kann man auch dieser Reichthumsquelle wieder einen Ertrag abgewinnen. Selbst wie bisher die Dinge lagen, trotz der türkischen Mißverwaltung, belief sich die Salzsteuer im Jahr 1872 auf 20,000 L. Strl. Hierauf folgt ein werthvolles Kapitel über Abgaben und Zehnten, dessen Ergebniß dem britischen Steuerzahler nur Genugthuung gewähren kann. Herr Lang warnt ernstlich vor der Thorheit, aus Cypern ein kostspieliges Spielzeug zu machen, und zeigt, daß, wenn auch die britische Verwaltung ohne Zweifel kostspieliger ist, als die türkische Regierung, sie dagegen wirksamer sein wird — und daher könnte nur eine schlechte Verwaltung Cypern zu einer Last für die englischen Finanzen machen.

Ein frisch geschriebenes Kapitel enthält eine Schilderung der Insel vom Standpunkt des Vergnügungsreisenden, woraus wir entnehmen, daß sie sehr schöne Punkte hat, und eine enthusiastische Beschreibung ihrer Alterthümer beweist, daß Herr Lang es durchaus verdient, der Freund des Generals Cesnola zu sein. Er leitete verschiedene Ausgrabungen auf eigene Rechnung und hatte das Glück, die zweisprachige Inschrift in cyprischen und phönicischen Buchstaben zu entdecken, welche sich als ein Schlüssel für die cyprische Schrift herausgestellt hat. Die Geschichte dieser Entdeckungen und die antiquarische Vorliebe, womit er dabei verweilt, machen diese Kapitel zu der angenehmsten Lectüre in einem Buch, das zweifellos seinen Zweck erfüllt hat, eine aufrichtige und unparteiische Schilderung von Cyperns Vergangenheit und Gegenwart zu geben.

3.

Tennyson's „In memoriam" in deutscher Übersetzung.

Der Dichter braucht nicht Sinnlichkeit und Leidenschaft zu schildern, um uns in erregte und bewegte Stimmungen zu versetzen; andere, höhere, reinere, unstofflichere Gefühle, Gedanken und Phantasien vermögen den Inhalt des poetischen Schaffens zu bilden: Begeisterung für die Wahrheit, sei es die durch das Gefühl oder den Gedanken oder die Intuition erreichbare, Verehrung alles Guten und Edlen, Freude an jeglicher Erkenntniß der Welt und des eigenen Selbst, Anerkennung des Pflichtgefühls als wesentlichen Principes der inneren Glückseligkeit und Ruhe, Triumph über die kleinlichen Motive und schwächlichen, dauerlosen Gefühle und Stimmungen und mehr als all dies jene tiefempfindende Wehmut, die aus Schmerz und beruhigter Rückerinnerung an das verlorene Gut gemischt ist.

Kaum ein anderer englischer Dichter hat solche das höhere Seelenleben bewegende und regierende Gefühle anziehender, rührender und trotz einer gewissen Einförmigkeit des beschränkten Gedankenkreises mannigfaltiger in seinen Liedern ausgedrückt als Tennyson. Nur manchmal erinnert er durch die düstere Stimmung seines Schmerzes und öde Hoffnungslosigkeit an Heine, durch den kindlichen Humor anderer Gedichte manchmal an Hebel; aber derjenige unserer Dichter, dem er geistig am nächsten steht, ist Rückert wegen der in seinen Gedichten vorherrschenden ruhigen, objectiven Betrachtung und beschaulichen Klage, die sich durch Reflexion einen Weg zur Hoffnung bahnt. Rückert's Kindertodtenlieder und Tennyson's in memoriam sind aus gleicher Seelenstimmung herausgedichtet, beide ein poetischer, weihevoller Abschluß langer innerer Kämpfe und Zweifel.

Tennyson ist ein im letzten Grunde gläubiger Dichter; aber sein Glaube ist keine selbstgenügsame, bequeme und gedankenlose Anerkennung überlieferter Glaubenssätze, noch ein blindes Verfechten derselben gegen Anders- oder Ungläubige*); sein Glaube ist vielmehr die Hoffnung, welche an dem zweifelnden Gemüt zur Erlöserin wird, welche den nicht zu Schanden werden läßt, der sich an sie klammert. Man kann daher mit ihm über diese rein subjective Selbsterlösung überhaupt nicht rechten; was geht uns sein bescheidener, ihn glücklich machender Glaube theoretisch an? Aber wenn wir ihn auch nicht theilen, so werden wir doch von der Innigkeit und Naivetät seines Gefühles eigenthümlich bezaubert; wir denken wenigstens im Augenblick, er könnte Recht haben nicht für sich allein, sondern für uns, für alle; ähnlich fesselt uns und entrückt uns der realen Ordnung der Dinge ein schönes Märchen — ein Traum — die Phantasie.

Dabei sind seine Lieder keineswegs einseitig nur von dieser kindlich- und poetisch-gläubigen Stimmung eingegeben; Tennyson versteht, — und das ist, meine ich, neben dem gewollten Optimismus seiner Stimmung das Sympathischste für uns —, er versteht zu zweifeln und geht ohne Bedenken dem Zweifel in allen seinen Consequenzen nach und ist manchmal nahe daran zu verzweifeln, bis ihn sein harmonisch gestimmtes Temperament doch wieder erlöst. Klar und furchtlos wirft er die entscheidenden Fragen nach des Lebens Werth und Hoffnungen auf; oft weiß er sie vortrefflich zu formuliren, wie man es nur von dem Philosophen erwarten könnte. Diese edle Freiheit der Betrachtung, diese Abneigung gegen jedes erstarrte, suffisante Vorurtheil in dem streitigen Gebiete des Glaubens, hat er kaum schöner ausgedrückt, als in dem Gedichte der Sammlung In memoriam, Nr. 95, welches beginnt:

*) Wenn diese abgerissnen Klänge
Anmaßend widerlegen wollten
Der ersten Glaubenszweifel Menge,
Mit Fug dann würden sie gescholten.
Doch nicht von solchen Thaten träumet
Mein Schmerz; die Nebel nur, die schwachen,
Des Grübelns, möcht' er, lichtumsäumet,
Der ew'gen Liebe dienstbar machen.

You say, but with no touch of scorn —; besonders in der Stelle, die man diesen Gedichten als Motto vorsetzen könnte: There lives more faith in honest doubt, believe me, than in half the creeds. Und, um an einem Beispiel zu sehen, wie er sich auf den Standpunkt des materialistischen Philosophen zu stellen weiß, lese man das Gedicht Nr. 55 aus jener Sammlung, welches einen Eindruck macht, etwa wie ein naßkalter, trüber Wintertag uns stimmt, besonders jener Anfang:

„So careful of the type? but no,
From scarped cliff and quarried stone
She cries: „a thousand types are gone,
I care for nothing, all shall go.

Thou makest thine appeal to me!
I bring to life, I bring to death;
The spirit does but mean the breath,
I know no more".

Die 130 Gedichte Tennyson's „In memoriam" sind zur Erinnerung seines Freundes Arthur Hallam, der 1830 in Wien starb, gedichtet, aber erst 1849 herausgegeben worden. Es wechselt in ihnen die schmerzerfüllte Erinnerung und Sehnsucht nach dem Verlorenen mit jenem Troste, den ruhige Überlegung und glaubensvolle Hoffnung hervorbringen; oft erheben sie sich sogar zu der völligen Beruhigung des Gemüthes und zu einem das gesammte Irdische überschauenden und mitemporziehenden Fluge. Dies letztere ist in vorzüglichem Grade der Fall in dem ausgezeichneten Gedichte Nr. 105: Ring out wild bells to the wild sky, indem das wiederholte ring out und ring in wie eine Art mächtige Beschwörungsformel sich aufdringt, das Gute herbeischwörend, das Böse verjagend. Die reiche Phantasie des Dichters hat sich in eine Fülle schöner Bilder und mannigfaltiger Variationen auf das eine Grundthema ergossen. Die Gedichte, wie sie eine Erlösung des Dichters von seinem niederdrückenden Schmerze werden, sind nachher vielen, vielen englischen Herzen ein Trost geworden in den Lagen des Lebens, wo der Mensch in seiner Qual verstummt. Wie ihm in seiner Trauer das Dichten und Klagen ein Zwang und eine Entlastung zugleich war, darüber spricht er sich selbst in einem der schönsten Lieder der ganzen Sammlung aus, in jenem, welches anfängt (Nr. 21): I sing to him that rests below.

Herr Waldmüller-Duboc hat aus der Freundesklage „In memoriam" 46 ausgewählte Gedichte in freier deutscher Übersetzung gegeben; dazu kommt das geistreiche Gedicht „die zwei Stimmchen". Die Übersetzung ist nun in dritter Auflage erschienen*) und verdient dies; denn sie ist meist mit Geschmack und wenn auch nicht gerade getreu, so doch im Geiste des Originals nachgedichtet, zuweilen freilich etwas zu frei und ohne sichtbaren Grund allzu sehr abweichend. Wenn es beispielsweise in jenem erwähnten Gedichte heißt: This fellow would make weakness weak And melt the waxen hearts of men, so macht der Übersetzer daraus: Den Singsang können wir entbehren, Ein nützlich Tagwerk: das Gelichter der weichen Seelen noch zu mehren — zu frei und allzu abweichend! Oder wenn es ebendaselbst von dem Vogel heißt: And one is sad, her note is changed, Because her brood is stol'n away, so macht die Übersetzung gleich ein blutiges Nest daraus, auf dem die Mutter der geraubten Brut trübe singe. Derartiges ließe sich in Menge anführen; aber in Anbetracht der großen Schwierigkeit der Übersetzung einer derartigen Lyrik wollen wir gern davon absehen und auch unsererseits hier die Übersetzung als lesenswerth und im Ganzen wohlgelungen empfehlen. Hinzugefügt ist eine Charakteristik Tennyson's, welche zwar viele interessante Mittheilungen und eine gerechte Würdigung des Dichters enthält, nur nach meinem Dafürhalten nicht recht glücklich in der Mitte zwischen einem den Stoff nach dem Inhalte gruppirenden und skizzirenden Essay und der biographisch-chronologischen Darstellung steht. Und am Ende noch eine Aussetzung in Betreff des Titels: Freundes Klage, nach Alfred Tennyson's In memoriam frei übertragen von R. Waldmüller-Duboc; denn eine freie Übertragung nach einem Gedichte ist doch eine unmögliche Ausdrucksweise.

P. Fr.

*) Hamburg, 1878. H. Grüning.

Frankreich.

Lenormant: Die Chaldäer.

Wenn man ein historisches Werk aus früheren Zeiten liest, so erstaunt man, wie eng begrenzt der Blick in die Vergangenheit war. Die ganze sichere Geschichte vor Christi Geburt betrug etwa 800 Jahre, und wenn es in dem vor fünfzig Jahren so beliebten Bredow hieß: „Um 888 wird es heller in die Geschichte", so war das im Grunde nur ein Euphemismus, denn die Helligkeit, welche die Gestalten einer Dido und eines Sardanapal umstrahlt, möchte höchstens von den Flammen ihrer mythischen Scheiterhaufen herrühren. Diese Nebel der Vergessenheit hat zuerst die Entzifferung der Hieroglyphen, dann die der Keilschriften getheilt. Es sind gleichsam neue historische Welten vor unseren Augen emporgestiegen und diese Entdeckungen müssen — ich habe diesen Vergleich bereits einmal in diesen Blättern angewandt — auf unsere historischen Vorstellungen einen ebenso großen Einfluß ausüben, wie einst die Entdeckung Amerikas auf die geographischen und naturwissenschaftlichen Vorstellungen der Menschheit. Freilich giebt es in diesen neuen Welttheilen noch manche wilde unerforschte Regionen und es wird noch anstrengende Mühen kosten, sie nach allen Richtungen kennen zu lernen. Doppelt ehrwürdig sind deßhalb die Bestrebungen Jener, welche sich solchen Arbeiten unterziehen und die gefährlichen und verschlungenen Wege zu jenem Ziele nicht scheuen. Ein derartiger Versuch zur Auflichtung geheimnißvoller Gegenden der Vergangenheit ist François Lenormant's Werk „Les sciences occultes en Asie: la Magie chez les Chaldéens et les origines accadiennes" (Paris, 1874), wovon uns eine deutsche Übersetzung unter dem Titel „Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer" vorliegt*).

Die Assyriologen schreiben den Ursprung der Civilisation in den Ländern des Euphrat und Tigris bekanntlich einem Volke turanischer Abstammung zu, den sogenannten Akkadern oder Sumerern. Diese Annahme ist vielfach auf's heftigste bekämpft worden, und Lenormant widmet deßhalb einen großen Theil seines Buches dem Beweise, daß die Urbevölkerung turanischer Abstammung und näher mit den finnisch-tartarischen Völkern verwandt war. Er weist dies aus der Sprache und aus der Gemeinschaft der religiösen Vorstellungen nach. Wenn er in Bezug auf die Sprache eine Menge überzeugender gelehrter Einzelheiten vorbringt, so bleibt er, was die Religion anbelangt, diese entschieden schuldig. Was er an Übereinstimmungen zwischen akkadischen Zaubersprüchen und dem finnischen Kalewala anführt, ist so vager Natur, daß sich auf diese Art die Identität auch der verschiedensten Religionen nachweisen ließe, wie ja das auch die Nachfolger Schellings oft genug gethan haben. Aber ich glaube,

*) Jena, 1878. Hermann Costenoble.

gerade das Allgemeine genügt hier, um die Zugehörigkeit jener alten Völker zur turanischen, d. h. gelben Rasse darzulegen. Finnen wie Akkader, wie auch die Chinesen in der Urzeit und die Mongolen, wie noch heute die gelben Völkerschaften Sibiriens, sind durch das religiöse System des Schamanismus, durch die Religion der Zauberei und der Gespenster charakterisirt, und man ist um so mehr befugt, aus dem Schamanismus eines Volkes auf die Zugehörigkeit desselben zur gelben Rasse zu schließen, als derselbe außerhalb dieser letzteren niemals zum System geworden ist. An der Befähigung der gelben Rasse zur Civilisation aber ist um so weniger zu zweifeln, als sie ja in China eine durchaus eigene Civilisation aus sich selber heraus hervorgebracht hat.

Es kommen noch folgende Betrachtungen hinzu.

Die Arier sind bekanntlich später in die Weltgeschichte eingetreten und haben (wenn wir Indien bei Seite lassen) ihre Cultur durchaus auf dem von den vorderasiatischen Völkern und den Ägyptern gelegten Grunde auferbaut. Darf man nun annehmen, daß hier sofort der Ursprung aller Cultur zu suchen ist? muß es nicht viel wahrscheinlicher sein, daß auch für die Semiten der Acker gleichsam von niedereren Völkern vorbereitet war? Nun aber treten in Vorderasien nicht nur rein semitische Stämme auf, sondern auch semitisch redende, die von jenen gleichwohl für Hamiten erklärt werden. Auch die Ägypter sind nicht ganz von den Semiten zu trennen. Man führte deshalb die Scheidung zwischen Semiten und Hamiten auf eine frühzeitige Trennung zurück, etwa wie die zwischen ostarischen und westarischen Völkern. „Der alte Zweig der semitischen Familie verließ die gemeinsame Wiege zuerst; er wurde auch zuerst von diesen zahlreichen, lange nomadisirenden Horden ansäßig und erreichte dann in Chaldäa, Äthiopien, Ägypten und Palästina eine hohe Culturstufe, so daß er endlich für seine Angehörigen, welche Hirten geblieben waren, ein Gegenstand des Neides und Abscheues zugleich wurde. Und daher datirt jene Spaltung zwischen den Kindern des Sem und Ham.“ So schreibt Guigniaut in seinen „Religionen des Alterthums“. Lenormant fährt hieran anknüpfend fort: „Von einer anderen, der anthropologischen Seite aber scheint, nach den erhaltenen bildlichen Darstellungen und Erfahrungen der Schädellehre zu urtheilen, zwischen den Semiten und Hamiten doch ein Unterschied bestanden zu haben, den die Sprache nicht aufweist. Zudem haben die Hamiten neben vielen gemeinsamen Fähigkeiten einen ausgeprägteren materialistischen und industriellen Charakter als die reinen Semiten. Und wenn schließlich auch ein beträchtlicher Theil der Hamiten entschieden semitische Sprachen redet, so besitzen doch andere derselben, wie die Ägypter, Idiome, welche zwar unzweifelhaft mit der semitischen Familie verwandt sind, aber doch so viel Originalität besitzen, daß man aus ihnen eine besondere Gruppe bilden muß. Vielleicht ist es möglich, diese Widersprüche in Einklang zu bringen und einigermaßen zu erklären, wenn man hierbei die Aufschlüsse und Erfahrungen der Anthropologie in Betracht zieht. Man würde etwa annehmen müssen, daß der erste Zweig, der sich vom gemeinsamen Stamme trennte, also die Hamiten, sich mit einer dunkelfarbigen Rasse (vielleicht schwarz mit glattem Haare, wie die indischen Ghondas) vermischte, welche er in den Ländern, worüber er sich verbreitete, schon ansäßig fand, während die zurückgebliebenen Semiten das Blut der weißen Rasse in seiner Reinheit erhielten.“

Was nun die Ägypter anbelangt, so hat man in jüngster Zeit vielfach ihren afrikanischen Ursprung behauptet, der allerdings zu der Verwandtschaft mit den Semiten nicht recht stimmen würde. Wie aber, wenn wir hier im äußersten Osten eine ähnliche Erscheinung vor uns hätten wie im Westen? So daß die Einwanderer in Ägypten ebenso den Ansatz einer einheimischen Cultur vorgefunden hätten, wie ihre Verwandten am Euphrat die der Akkader? Daß diese der dunkeln Rasse angehört hätte, wäre nicht zu bezweifeln und hierfür spricht auch die ägyptische Religion. Über den Thierdienst der Ägypter ist viel geschrieben worden; am Leichtesten erklärt sich derselbe, wenn wir ihn als Überbleibsel einer niederen religiösen Anschauung, des Fetischismus, auffassen. Der Fetischismus ist ebenso das Kennzeichen der afrikanischen Völker wie der Schamanismus das der nordasiatischen gelben Rasse, und so finden wir die erste Stufe der Cultur, die ägyptische (welche unzweifelhaft weit älter ist als die babylonisch-assyrische) auf Grund einer fetischistischen afrikanischen, die zweite, die babylonisch-assyrische auf einer uranisch-schamanistischen Cultur aufgebaut. Dabei würden wir nur noch darüber zu entscheiden haben, ob wir die Einwandrer des Niltals als reine Semiten, die sich erst dort mit anderen Stämmen vermischten, betrachten, oder annehmen sollen, daß sie bereits aus Hamiten, d. h. aus Semiten, die sich mit der dunkeln schlichthaarigen Rasse Vorderasiens gemischt hatten, bestanden. Auf diese Weise gewinnen jedenfalls die gegenseitigen Beziehungen dieser drei Völkerabsonderungen Licht, die nach der einen Seite hin von einander streng geschieden sind, nach der andern doch wieder die größten Ähnlichkeiten besitzen. Wir müssen die reinen Semiten unterscheiden, wie sie uns vor Allem in den Arabern entgegentreten, dann auch in den Juden, weiter die mit der dunkeln Rasse gemischten Semiten, die Assyrier und Kananiter, endlich die Hamiten in ihrem Verhältniß zu Afrikanern und Turaniern, Ägypter und Babylonier. Interessant wäre hierbei die Analogie in der religiösen Anschauung der Assyrier und Kananiter mit den durch gleiche Mischung entstandenen späteren Indiern: hier wie dort ein widerwärtig sinnlicher Naturdienst; denn wenn auch Schiwa-Kali mit Moloch-Astarte nicht direkt mythologisch verwandt sind, so spricht sich doch in beiden Culten dieselbe Seelenstimmung der sinnlichen Gebundenheit aus. —

Wenn wir einen Tadel gegen Lenormants Buch aussprechen sollen, so ist es der, daß er allzu wissenschaftlich verfährt. Angesichts der vielen Zweifel, mit denen die Assyriologie noch zu kämpfen hat, will er den Leser gleichsam an seinen eigenen Forschungen theilnehmen lassen. Das ist für den Gelehrten vortheilhaft, für das große Publikum aber, an welches sich doch das vorliegende Werk wendet, sehr erschwerend. Er macht uns zuerst mit den akkadischen Zaubereien bekannt und kommt erst zuletzt zu dem, was doch historisch die Voraussetzung ist, nämlich auf das Vorhandensein turanischer Stämme in Chaldäa und Vorderasien. Diese magischen Gebete und Sprüche der Akkader beweisen übrigens einmal wieder so recht, wie jeder niedere Culturzustand im höheren gleichsam rudimentär enthalten ist. Sie erinnern durchaus an unsere Beschwörungsformeln, nur daß sie sich zu diesen verhalten, wie die riesenhaften Farren der Urwelt zu den kleinen Farrenkräutern der Gegenwart. Es liegt ein düsterer, fanatischer Schwung darin, der nicht nur die Dämonen, sondern auch die Menschen graulich machen kann. Wie wirkt schon die bei jeder Beschwörung wiederkehrende Schlußformel „Geist des Himmels, beschwöre sie! Geist der Erde, beschwöre sie!“ Daß der Teufelswahnwitz des Reformationszeitalters nichts als ein Wiedererstarken des ursprünglichen Schamanismus war, merkt man hier deutlich. Auch dem Verfasser fällt das auf und er schreibt: „Diese Urkunden zeugen alle von der Existenz einer so künstlichen und zahlreichen Dämonologie bei den Chaldäern, wie sie sich ein Jakob Sprenger, Johann

Bodin, Wier,*) oder Pierre de Lanore wohl nimmer vergestellt hätten!"

Obenan unter diesen Dämonen stehen die sieben Söhne des Gottes Ana. Eine Beschwörung charakterisirt sie folgendermaßen:

Die im Kreislauf wiederkehrenden Tage, die bösen Götter sind sie,
Die Genien des Aufruhrs, die im untern Theile des Himmels geschaffen wurden,
Sie, sie waren die Werkzeuge der Gewaltthat
. . . .
Sie waren sieben an der Zahl. Der Erste . . .
Der Zweite ein Menschenfresser, . . .
Der Dritte ein Leopard, ...
Der Vierte eine Schlange, ...
Der Fünfte ein Kettenhund, der . . . .
Der Sechste ein rebellischer Riese, der weder Gott noch dem Könige unterthan,
Der Siebente der Bote des verhängnißvollen Windes, des . . .

Ein anderer Hymnus beschwört sie:

Sieben sind's! Sieben sind's!
Sieben sind es in des Oceans tiefsten Gründen,
Sieben sind es, Verstörer des Himmels,
Sie wuchsen empor aus des Oceans tiefsten Gründen, aus dem Schlupfwinkel.
Sie sind nicht männlich, sind nicht weiblich,
Sie breiten sich aus gleich Fesseln.
Sie haben kein Weib, sie zeugen nicht Kinder;
Ehrfurcht und Wohlthun kennen sie nicht;
Gebet und Flehen erhören sie nicht,
Ungeziefer, das dem Gebirge entsprossen,
Feinde des Ea,
Sie sind die Werkzeuge des Zornes der Götter.
Die Landstraße störend lassen sie auf dem Wege sich nieder.
Die Feinde! die Feinde!
Sieben sind sie! Sieben sind! Sieben sind sie!
Geist des Himmels, daß sie beschworen sein,
Geist der Erde, daß sie beschworen sein.

Die Werke der Dämonen im Allgemeinen endlich schildert folgende Beschwörung:

Sie sind der Hölle Ausgeburt,
Sie tragen den Umsturz nach oben, sie bringen Verwirrung nach unten,
Sie sind das Gift in der Galle der Götter, die großen Tage, die vom Himmel sich wegstehlen,
Sie fallen als Regen vom Himmel, sie sind der Erde entsprossne Kinder,
Sie drängen sich rings um hohe Gerüste, um geräumige Gerüste,
Sie dringen aus einem Haus ins andre;
Sie werden von den Thüren nicht abgehalten,
Sie werden von den Riegeln nicht aufgehalten;
Sie schleichen sich zwischen den Thüren hindurch wie Schlangen.
Sie verhindern die Beschwängerung des Weibes durch den Gatten,
Sie stehlen die Kinder vom Schooße der Menschen,
Sie treiben den Besitzer aus seinem väterlichen Hause,
Sie sind die Stimme, die den Menschen verflucht und verfolgt,
Sie überfallen ein Land nach dem andern,
Sie lassen die Sklavin nicht Mutter werden,
Sie verjagen den Herrn aus seinem väterlichen Hause,
Sie vertreiben den Sohn aus seinem väterlichen Hause.
Sie zwingen die Taube, ihr Felsennest zu verlassen,
Sie zwingen den Vogel, sich auf seinen Schwingen zu erheben,
Sie lassen die Schwalbe aus ihrem Nest ins Unendliche flüchten.
Sie sind die großen Tage, die bösen jagenden Dämonen.

Mehr hätte auch Dr. Luther den Teufeln nicht nachsagen können.

Mit diesen ursprünglichen turanischen Anschauungen verbanden sich also die Hamito-Semitischen. Wann? läßt sich nicht mehr entscheiden. Herr Lenormant setzt diesen Zeitpunkt weit vor die ältesten vorhandenen Denkmäler und nimmt an, daß sich selbst in den anscheinend rein akkadischen bereits der semitische Einfluß zeige, im eigentlich chaldäisch-babylonischen Religionssystem aber überwiege. Wie es scheint, haben sich übrigens diese akkadisch-semitischen Vorstellungen noch nach einer andern Seite hin geltend gemacht. Die Religion Zoroasters bietet gerade in ihrem Gegensatze zur Religion der Veden viele Analogien zu jenen dar, und diese Beziehungen sind um so natürlicher, als das Zwischenland Medien anfänglich gleichfalls von einer nicht-arischen turanischen Bevölkerung bewohnt war. Die babylonische Nachbarschaft wirkte im Laufe der Geschichte immer stärker. Lenormant führt auf ihn auch den Magismus zurück, den er von der Religion Zoroasters selbst getrennt wissen will. Zur Zeit des ersten Darius habe derselbe noch keinen Eingang in Persien gefunden, wie das Fest des „Magiermordes" beweise, welches Jener zum Andenken an die Vernichtung des falschen Smerdes gestiftet hatte. Daß der Feuerdienst hingegen der arischen Religion angehört, möchte doch wohl aus der Verehrung hervorgehen, welche Agni schon in den Veden genießt.

Der Raum würde nicht ausreichen, wenn wir das Bild, welches Lenormant vor uns entrollt, in allen seinen Einzelheiten wiedergeben wollten. Es mag nur noch gesagt sein, daß während der erste Theil sich mit der Zauberei, im Anschluß daran mit den ethnographischen und religionshistorischen Problemen beschäftigt, der zweite Theil die Wahrsagekunst der Chaldäer behandelt. Ich kann mir jedoch nicht versagen, noch eines Anhanges zu gedenken, der die Abfassungszeit der sechs ersten Kapitel des Buches Daniel untersucht. Seit Beginn dieses Jahrhunderts herrscht bekanntlich eine wahre Manie, die bisher gläubig aufgenommenen Überlieferungen des Alterthums für Machwerke späterer Zeiten zu erklären. Die Literaturgeschichte hat dadurch nicht gerade einen erfreulichen Anblick gewonnen, daß man einen Spitzbuben nach dem andern hineinbrachte, von denen dieser die Briefe des Paulus, jener die Roswitha u. s. f. gefälscht haben sollte. Es thut deshalb wohl, einen ernsten Mann einmal sich eines solchen angefehdeten Werkes annehmen zu sehen. Nun ist wohl kein Buch einstimmiger einer weit späteren Zeit als die, in welches es sich selbst hinein versetzt, zuertheilt worden, als das Buch Daniel, das es sich gefallen lassen mußte, aus dem Jahrhundert des Cyrus in das des Antiochus Epiphanes herabzusinken. Lenormant also geht von der Ansicht aus, daß die aramäisch abgefaßten Capitel II—VII, (welche auch griechische Worte enthalten) nichts als eine einer Übersetzung entnommene Ergänzung des verloren gegangenen hebräischen Urtextes seien. So erklärten sich die Entstellungen mehrerer babylonischen Eigennamen. Nebukadnezar für Nebukadrezar (Nabukudurussur), Belsazar für Belscharatzar (Balatsu-ussur), Abed Nego für Abed Nebo. Was vor Allem die Existenz Belsazars anbelange, so sei durch keilschriftliche Texte bewiesen, daß der letzte unabhängige König Babylons Nabonahid einen Sohn und Mitregenten, Namens Belsarussur gehabt habe. „Und wenn ich ferner in einem Fragmente des Abydenus, des Abbreviators des Berosus

*) Herr Lenormant bringt übrigens Wier, der die Hexenverfolgungen bekämpfte und sich dadurch Bodin's Gegnerschaft zuzog, in unverdiente Umgebung.

die seltsame Erzählung vom Tode Nabukudurussurs lese und darin eine Anspielung auf die Rolle finde, welche bei der Einnahme Babylons durch die Perser „ein Meder" vertrat, dessen sich bis dahin Assyrien rühmte", so kann ich nicht umhin zu glauben, daß dieses thatsächlich auf jenen medischen Darius sich beziehe, über den schon so manche Conjecturen gemacht wurden. Denn daß der Verfasser des Buches Daniel aus Unwissenheit Darius Hystaspis mit Cyrus verwechselt habe, ist völlig undenkbar er erwähnt letzteren wiederholt aufs Bestimmteste, auch kennt er den Unterschied zwischen Medern und Persern recht wohl; und wenn er daher sagt, daß der fragliche Darius ein Meder gewesen, so dürfte das offenbar nicht ohne Grund geschehen sein. Zudem ist nichts wahrscheinlicher, als daß Cyrus jenen Meder, der ihm zur Einnahme der Stadt verhalf, zur Belohnung zeitweise als Vasallenkönig in Babylon einsetzte. Ich finde dies sogar gewissermaßen dadurch bestätigt, daß in den keilschriftlichen babylonischen und chaldäischen Verträgen Cyrus als „König von Babylon, Herr der Völker" erst im dritten Jahre nach der Einnahme Babylons bezeichnet, während er in den beiden vorangehenden nur den Titel „König der Völker" führt". Die Angaben des vierten Capitels über Nebukadnezars Schloß seien untadelhaft, auch Dura, wo der König die große Bildsäule aufstellte, eine in der Nähe Babylons belegene Örtlichkeit. Weiter vergleicht Lenormant das Buch Daniel mit dem Buche Judith; dort trage Alles das Gepräge der Wirklichkeit, hier liege die Erfindung offen zu Tage. Woher solle ein Schriftsteller aus den Zeiten des Antiochus Epiphanes eine genaue Kenntniß babylonischer Verhältnisse haben, wie jener Umstand sie beweise, daß er von dem Brauche berichtet, daß Jünglinge als Geiseln von den unterjochten Völker ausgewählt und zum Königlichen Dienste unterrichtet wurden. Auch die von ihm angeführten, wenn auch im vorliegenden Texte griechisch benannten Instrumente paßten durchaus zur Zeit Nebukadnezars, zu Babylon auch die über Daniel verhängte Todesstrafe. Selbst die riesige Goldbildsäule sei nicht auffällig, sei doch eine Keilschrifttafel erhalten, in welcher von einer zu Bildsäulen bestimmten Goldmasse von 212¹/₁₀ Kilogramm, welche Beamte unterschlagen hatten, an den König berichtet wird. Auch die amtlichen Bezeichnungen seien durchaus entsprechend, allerdings nur zwei assyrisch, die übrigen aber persisch, während man doch zur Zeit des Antiochus nur griechische Titulaturen gekannt habe. Die bedeutende Rolle, welche die Träume im Buche Daniel spielen, sei den durch die Denkmäler bewiesenen Thatsachen gegenüber nicht verwunderlich. Auch den Wahnsinn Nebukadnezars, seine Vertreibung und Wiedereinsetzung sucht der Verfasser aus dem Überlieferten zu erklären, und nachzuweisen, daß das zur Regentschaft während einer Krankheit Nebukadnezars berufene Oberhaupt der Priesterkaste einen Usurpationsversuch gemacht habe. Der dem Nebukadnezar zugeschriebene Hang zum Monotheismus finde sich in den Denkmälern, freilich nur als Glauben an einen höchsten Gott; eine Leugnung der niedern Götter kenne aber auch das Buch Daniel nicht. Aus all Dem schließt Lenormant, daß der ursprüngliche hebräische Text unter den Achämeniden abgefaßt worden sei. Es bleibt noch ein Einwurf übrig, die „Märchenhaftigkeit und Unmöglichkeit der erzählten Begebenheiten". Diesen Einwurf fertigt der Verfasser mit folgenden richtigen und kurzen Worten ab: „Welche Meinung man auch vom Übernatürlichen und Wunderbaren hegen mag, man wird jedenfalls nicht leugnen können, daß auch heutzutage Schriften verfaßt werden, die über ebenso ungewöhnliche Begebenheiten wie die des Buches Daniel berichten und von Zeitgenossen herrühren, die sich ausdrücklich für Augenzeugen ausgeben. Man wird eben nur sagen können, daß diese Berichterstatter entweder täuschen oder selber getäuscht sind. Aber man kann die Erzählung selbst nicht als eine spätere Legende bezeichnen und ihre materielle Echtheit bestreiten. Mit einer Beweisführung, wie sie gegen das Buch Daniel angewandt wird, wäre ich schließlich noch im Stande nachzuweisen, daß das Buch Notre dame de Lourdes von La Serre erst im ein- oder zweiundzwanzigsten Jahrhundert verfaßt worden sei."

H. Herrig.

Der Lyriker Sully Prudhomme.*)

Während der Name von François Coppée sich bereits bei uns einiger Popularität erfreut, und unsere ersten Dichter und Übersetzer, ein Geibel und der kürzlich verstorbene Wolf von Baudissin, es sich angelegen sein ließen und lassen, seine lyrischen wie dramatischen Leistungen in mustergültigen Übertragungen bei uns einzubürgern, ist ein anderer Name, der des Lyrikers Sully Prudhomme, den man in Frankreich neben dem von François Coppée zu nennen pflegt, bisher in Deutschland gänzlich unbekannt geblieben. Es ist das um so unberechtigter, als Sully Prudhomme, eine tief angelegte Dichternatur, ein Geist, der über einen seltenen Reichthum origineller Gedanken und eine durchaus eigenartige Anschauungsweise verfügt, das liebenswürdige und anmuthige Talent François Coppée's entschieden an Bedeutung überragt.

Sully Prudhomme ist ausschließlich Lyriker. Wir begegnen keinerlei dramatischem Anlauf oder Versuch in seinen Poesien, und seine epischen Gaben können, ein wie liebliches oder ergreifendes Colorit er seinen stets mit glücklichstem Realismus behandelten Bildern auch zu geben weiß, doch eben nur für stimmungsvolle Bilder gelten, ihre eigentliche Bedeutsamkeit liegt in der Gedanken- oder Gefühlsperspective, die sie eröffnen. Ein vorwiegend philosophischer Zug drängt den Dichter auf Erforschung des Kernes der Dinge; der Widerspruch zwischen Idee und Erscheinung quält und beunruhigt ihn. Aber seine Philosophie ist keine abstracte, dem Leben abgewandte; aus der Fülle der Erscheinungen schöpft sein Denken und Dichten immer neue Anregung. Mit genialer Kühnheit geht er seinen Weg und weiß Aufgaben zu bewältigen, von denen man früher annahm, daß sie außerhalb des Gebietes der Kunst lägen, wie er z. B. in „La Parole" sich nicht scheut, ein rein wissenschaftliches Thema, die Geschichte der Sprache, zu behandeln. Die Geistes- und Culturentwicklung der Menschheit regt ihn zu einigen seiner großartigsten Schöpfungen an. Er erinnert in denselben durch den reichen und begeisterten Schwung seiner Gedanken an Schiller. Die Gedichte „L'Art" und „A Alfred de Musset" wären hier besonders zu erwähnen. „L'Amérique", „Le Joug", „Le Lion" behandeln dasselbe Thema in negativer Weise. Sie beklagen die Einbußen, welche die Menschheit auf dem Wege zur Cultur erleiden mußte.

Sobald ein Dichter wie dieser, dessen Anschauung den Maßstab des Ideals an die Wirklichkeit legt, die Gegenwart ins Auge faßt, muß er nothwendiger Weise auf reformatorische Gedanken gerathen, und sich in warnender, zürnender und strafender Weise äußern. Bald greift er mit sicherer Hand aus der Fülle des Lebens ein Bild heraus, und zeigt seiner Mitwelt, welches Elend sie birgt und verschuldet („Les Vénus", „Paysan", „Damnation" 2c. 2c.) Bald reißt er ihr — ein Priester des sittlichen

*) Vergl. Mag. 1878. Nr. 42. S. 633.

Ideals — die Maske der Lüge vom Antlitz und bringt sie zur Erkenntniß ihrer Gebrechen („Le Rire“, „La Vertu“, „Le Peuple s'amuse“ ꝛc.). In der feinen Empfindsamkeit seiner Seele, im erregten Mitgefühl für die Noth jedes Geschöpfes erinnert Prudhomme an Shelley, dem er sich auch, was den großartigen Schwung seiner Naturempfindungen betrifft, nähert („Sursum corda“, „La Chanson de l'Air“ ꝛc.). In diesen Gedichten entströmen der Leyer des Dichters die reinsten Töne. Ebenso in verschiedenen seiner Liebeslieder, in denen er durch eine so zarte, innige und warme Empfindung zu rühren weiß, wie sie uns aus keinem der besten unserer deutschen Lieder echter entgegenklingt. („Soupir“, „Prière“, „Au Bord de l'Eau“ ꝛc.)

Wenn ein begeisterter und hoher Idealismus einerseits und die zarteste Ausbildung geistiger Empfänglichkeit andererseits die Stärke des Dichters ausmachen, so entspringt diesen Tugenden zugleich seine Schwäche. Weil das gesteigerte Empfindungsvermögen den feinst ausgebildeten Organismus der Seele voraussetzt, auf den jeder leiseste Eindruck wirkt, und dessen Fühlfäden von Erregungen erbeben, die an dem weniger entwickelten Menschen unbemerkt vorübergehen, läßt die Natur ihn, den sie mit einem solchen Organismus ausstattete, den gehäuften innern Reichthum meist mit gehäuftem Leide büßen. Die Entwicklung der Psyche, selbst wo sie nicht auf Kosten des physischen Menschen vor sich geht, verlangt jedenfalls, wenn die gesteigerte seelische Thätigkeit nicht in den furchtbaren Streit zwischen Wollen und Können gerathen soll, auch eine Steigerung der physischen Kraft. Wo diese nicht vorhanden, ist der innere Conflict da, ein Conflict, unter dem zumal in unserer Zeit die reinsten und edelsten Naturen zu leiden haben. Im Gegensatz zu den Sängern des Weltschmerzes fühlt Prudhomme die Unzulänglichkeit des Seins nicht außerhalb seiner selbst, sondern in sich, und so sehr er sittlich durch diesen Unterschied gewinnen mag, so verkümmert der Grundton leidender Wehmut, der besonders in den späteren Gedichten allzuhäufig durchklingt, doch etwas die freie künstlerische Erhebung. Der Dichter liebt eine Welt, an deren stetiges Vorwärtsringen, an deren Streben nach Vollendung er glaubt. Er schätzt ein Leben, dessen Inhalt der Kampf gegen die Mächte der Finsterniß sein sollte. Aber er klagt, daß Mut und Thatkraft schwinde, diesen Kampf aufzunehmen, daß das heutige Geschlecht hinsieche und nicht die Kraft besitze, sich den großen Aufgaben der menschheitlichen Entwicklung zu unterziehen. — Wenn der Dichter den Mangel an Thatkraft, den Mangel an Fähigkeit, das Leben zu leben und nicht nur zu träumen, immer auf's Neue empfindet, so sollte ihn der Gedanke beruhigen, daß jeder reale Fortschritt erst geträumt — gedacht sein muß, erst innerhalb eines Geistes lebendig geworden sein muß, ehe er es in der Wirklichkeitwerden kann.

Von den bisher erschienenen Werken Sully Prudhomme's dürften den deutschen Leser zumal die folgenden interessiren Poésie, 1865—66 (1 vol.), Poésies, 1866—72 (1 vol.) und Les vaines tendresses, 1875 (1 vol.) (sämmtlich erschienen bei Alphonse Lemerre, Paris). Eine Auswahl seiner Gedichte in deutscher Übertragung ist in Vorbereitung und wird demnächst veröffentlicht werden. Derselben sind die hier folgenden Proben entnommen, die freilich in ihrer Beschränkung kaum das hier Gesagte völlig erhärten können, aber doch eine Vorstellung von der Feinheit und dem Adel der Empfindung geben werden, durch welche dieser Dichter sich auszeichnet.

Am Strom.

Zu Zwein am Strom, wenn still die Welle zieht, —
Sie ziehn zu sehen;
Wenn durch den Ätherraum die Wolke flieht, —
Sie fliehn zu sehen;
Wenn fern ein Rauch aufsteigt in blaue Luft, —
Ihm nachzublicken,
Und wenn die Flur erquickt der Blüthe Duft,
Sich dran erquicken;
Die Frucht, dran Bienen naschten, still beglückt
Für uns abpflücken,
Am Lied des Vogels, das den Wald entzückt,
Auch uns entzücken . . . . .
Wo leis am Weidenbaum das Wasser rauscht,
Dem Murmeln lauschen,
Und fühlen nicht, derweil man träumend lauscht,
Die Zeit verrauschen;
Erretten aus der Leidenschaften Glühn
Ein inn'g er Lieben,
Und sorglos um der Menschen Streit und Mühn
Sich nicht betrüben;
Das Glück, ob Alles müde rings vergeht,
Verjüngt empfinden
Und wissen: Liebe — ob sonst Nichts besteht —
Sie wird nicht schwinden!

Die Kunst.

II. Das Ideal.

Von oben schaun wir nun der Welten Werden an,
Und die vergangne Zeit kommt uns vorbeigezogen.
Ein ungeheurer Qualm, deß Grenzen zuckend wogen,
Durcheilt die Erde wild die vorgeschriebne Bahn.
Ein unsichtbarer Zwang zerrt jegliches Atom,
Geist stürmt auf Geist, da kaum sie sich dem All entrungen,
Lieben und Hassen wird — vermischt im Glutenstrom —
Von donnerndem Getön, nie endendem — verschlungen, —
Bis Ordnung langsam aus dem alten Kampf ersteht:
Ein Wasser uferlos und zäh wälzt schwarze Schollen,
Es senkt sich das Gestein, stürmisch und düster weht
Die Luft, draus Winter sich und Lenz einst scheiden sollen.
Harmon'sche Linie ist Vorbote dem Gedanken,
Es huldigt der Krystall der Schönheit, kaum beendet
Ist noch der nackte Fels, und brechend durch die Schranke
Hat von der Pflanze sich die Form zum Thier vollendet.
Da endlich naht der Mensch, und die Natur verweilt,
Das All hat sie geschmückt zur höchsten Festesstunde,
Und von des Kraters Glut zum Kuß von Menschenmunde
Die staunenswürd'ge Bahn, die schmerzliche, durcheilt.

Und weiß man's, ob uns nicht in weiten Himmelsräumen,
Sie zu bevölkern einst, erharrt ein Heer von Sternen,
Ob Lenze, wie sie nie der Menschen Sinne träumen,
Uns nicht bereitet sind in weltentlegnen Fernen?
Töchter der Erde, wenn uns Euer Aug' bescheint,
Wir glauben ihm, was es von ew'gen Fahrten spricht, —
Nein, diese nied're Welt vereinsamt irrt sie nicht,
Mit schönern Welten ist sie sicherlich vereint.
Ist's durch die Sonne, ist's durch ihre Schwere! Zieht
Sie nicht den Himmel an? Er sie? Ich liebe Dich,
O Sirius, wenn Dein Blick auf mich herniederglüht!
Geduld, — ein Tag, — — Du stirbst. Nur Stufe war dies Leben,
Ich war zu aller Zeit, denn Theil ward mir gegeben
Am Sein, und ewig wie das Sein so bin auch ich.
Doch war ich wie im Schlaf genußlos und bewußtlos,
Und langsam, langsam nur erwacht' ich, — himmelhin
Klomm ich und klimme noch mich aus dem ird'schen Dust los,
Für neue Dinge einst erhoff' ich neuen Sinn.
Und so, Pythagoras, erfüll' ich Deinen Traum,
Und meinen Mantel breit' ich aus von Raum zu Raum,

Und schleudre erst ihn fort, wenn gut die Luft und leicht.
Frei im vollkommnen Leib, frei endlich bin ich dann,
Vom Chaos habe ich den höchsten Stern erreicht
Im Jubel und im Graun des Schritts, den ich gethan.

So ist der Welt Gesetz. Die Kraft, die sie bewegt,
Treibt sie zu ihrem Zweck. Ein jedes Kind der Nacht
Blickt nach der Staffel hin, die es nach oben trägt,
Und lässet die zurück, die es so hoch gebracht.
Wie sehr Lucretius auch die Elemente mengt,
Nicht Bös' noch Gutes wird ihm je daraus entspringen,
Und während Platons Herz am ew'gen Urbild hängt,
Fühlt er das Leben nicht zum Ideal sich ringen.
Nein, das so einsam thront auf Gipfeln öd' und kahl,
Ein unnahbar Idol ist nicht das Ideal.
Der todte Himmel nicht, der Aar, der aufwärts leicht
Sich schwingt, die eigne Kraft verfolgt und nie erreicht,
Der an den Wurzeln, am Gestein des Horstes rüttelnd,
Sein eignes Haus zerstört, und dann in wilder Wuth
Empor sich wirft ins Licht, in höchste Sonnenglut,
Die Asche und den Schlaf des Nestes von sich schüttelnd.

Von den Pariser Theatern.

Poupart-Davyl: Monsieur Chéribois.

Paris, den 13. November 1878.

Am 8. November wurde im Odéon zum ersten Male: „Monsieur Chéribois, comédie en trois actes" gegeben und zwar mit nicht geringem Erfolge. Nach der Aufführung verlangte das Publikum den Namen des Autors: „M. Poupart-Davyl."

Der Egoist Chéribois führt in dem kleinen Joigny ein philisterhaftes Dasein. Die viermalhunderttausend Franken, welche ihm seine Frau als Mitgift in die Ehe gebracht hat, sieht er völlig als sein Eigenthum an. Da macht plötzlich sein einziger Sohn Paul in Paris hunderttausend Franken Schulden und zwar in keineswegs ehrenhafter Weise. Die Hiobspost, von Paul persönlich überbracht, setzt das elterliche Haus in Verwirrung und Streit. Der alte Herr will schlechterdings nicht die Schulden seines minorennen Sohnes bezahlen. Vergeblich weist die trostlose Mutter darauf hin, daß es sich um die Ehre desselben handele, vergeblich erhebt sie bei ihrem Notar Ansprüche auf einen Theil ihrer Mitgift: das Gesetz läßt sie im Stiche. Vergebens endlich sind ein Mündel Chéribois' und selbst die alte Haushälterin bereit, ihr Vermögen zu opfern, es fehlen immer noch fünfundsiebenzigtausend Franken. Woher dieselben nehmen? Chéribois bleibt hartnäckig. Da ist glücklicherweise sein Neffe da, welcher gerade hunderttausend Franken besitzt, ferner eine Henriette, welche diesen Neffen nur heiraten will, wenn er einer heroischen That fähig ist. Was kann der Neffe Besseres thun als Herrn Poupart-Davyl zum Schlusse seines Stückes zu verhelfen?

Das ist der Kern der Handlung! Wenn ein Spiel des Zufalls Chéribois schließlich doch noch zum Zahlen der Schuld veranlaßt, so ist dies eben nur Spielerei und dramatisch ganz bedeutungslos.

Das Stück verdankt fast ausschließlich dem witzigen Dialoge seinen Erfolg. Einzelne Scenen im ersten und dritten Akte sind wirkungsvoll. Die Scenen beim Notar, welche den zweiten Akt bilden, ließen sich mit Vortheil für das Stück in eine einzige Scene zusammenziehen und in den dritten Akt verlegen.

Die verfängliche Nachricht Pauls im ersten Akt überrumpelt nicht nur seine Familie, sondern auch den Zuschauer. Was ist ihm Paul? welches Interesse kann ihm ein Mensch einflößen, der hunderttausend Franken verspeculirt, ohne einen Pfennig zu besitzen! Wir können dem alten Chéribois nicht so sehr grollen wie der Dichter.

Ein Pariser Kritiker hat mit Recht getadelt, daß die Handlung still stehe, indem der Charakter des egoistischen Chéribois sich nicht entwickele. Diese Begründung erscheint mir allerdings nicht zutreffend. Tartuffe z. B. ist ein völlig in sich abgeschlossener Charakter. Die Handlung schreitet aber dennoch fort, weil die Umgebung, welche unter dem Einflusse seines Wesens steht, in einem beständigen geistigen Umwandlungsprozesse begriffen bleibt. Gegen sie ist der Spott gemünzt, denn ohne die Dummen, welche sich täuschen lassen, gäbe es keine Scheinheiligen.

In Monsieur Chéribois kommt aber auch das Gegenspiel nicht recht von der Stelle. Keine Intrigue spielt sich gegen den Egoisten ab, daher auch keine echt komischen Situationen! Erst spät im dritten Akte raffen sich die Gegenspieler auf, sie verlassen Chéribois, — um nach kurzer Zeit wiederzukehren.

Alles in Allem ist diese Komödie nicht viel besser oder schlechter als viele andere und wäre an dieser Stelle kaum der Erwähnung werth, wenn sie nicht gerade den Fehler in ein besonders helles Licht stellte, an welchem fast alle Erzeugnisse der modernen französischen Dramatik kranken.

Der Sinn für die verschiedenen Gattungen ist ihr völlig abhanden gekommen. Die ernsten Dramen enthalten soviel Esprit, soviel „eingelegte" Bonmots und witzige Plaudereien, umgekehrt die Komödien soviel tragischen Ballast, daß erst der letzte Akt uns belehrt, mit welcher Gattung wir es denn eigentlich zu thun haben. Und doch ist nichts fehlerhafter, als das! Denn nicht erst der fröhliche oder traurige Ausgang charakterisiren die Gattung, sondern die Atmosphäre des Stücks. Der äußeren Anlage nach scheint es z. B., als habe Lear ein Schauspiel werden sollen. Sobald wir aber nur die ersten Akte gesehen, ist kein Zweifel mehr, daß es eine Tragödie ist. Es kann gar nicht anders sein.

Wodurch ist der Sinn hierfür den Franzosen abhanden gekommen? — Durch das Streben nach möglichster Realität, durch das Streben, die Natur abzukonterfeien, wie sie es nennen. „In unserm Leben", sagen sie, „wechseln Freude und Leid, frohe und trübe Stunden!" — Ja wohl! aber unser Leben ist auch keine Komödie oder Tragödie, kein einheitliches Ganze. In einem Drama verlangen wir aber mit Recht eine Einheit der Handlung. Sie ist unabhängig von den Zufälligkeiten und Zwistigkeiten des Lebens, Ursache und Wirkung zeigen sich unverhüllt, „ein" treibendes Motiv! Alles dies verlangt auch Einheit der Stimmung.

Davyl will in Chéribois den Egoisten malen. Ihm standen zwei Wege offen: er konnte ihn verspotten, indem er zeigte, wie die Consequenzen seines Egoismus ihn schließlich selber treffen. Er müßte in Situationen gerathen, die ebenso widerwärtig für ihn wären wie belustigend für das Publikum. So behandelt Molière seinen Harpagon, so Beaumarchais seinen Bartholo.

Oder aber er mußte in tiefernster Weise den Conflict zeigen, in welchen der Egoist mit seiner Umgebung, zuletzt mit sich selbst geräth, wie sie ihn verläßt, nachdem er sie verlassen, wie er vereinsamt und ihn Reue erfaßt, da es zu spät ist.

Davyl hat sich für den ersten Weg entschieden, zugleich aber auch kürzere Strecken auf dem anderen zurückgelegt.

Chéribois' Sophismen machen uns zwar unwillkürlich lachen, aber sie verletzen zugleich neben dem Jammer der Frau Chéribois, der sich in breite Scenen ergießt und einen großen Theil

des zweiten Aktes füllt. Das Gefühl sagt uns: „Das gehört nicht zusammen! eines hebt die Wirkung des anderen auf!"

Niemand vielleicht war hierfür so feinfühlig wie Molière. Warum hätte der Dichter des Misanthropen nicht auch wärmere Töne finden können für den Schmerz Mariannens, die auf ihren Liebhaber verzichten und Tartuffe heiraten soll? Aber wie geschickt weiß Molière Dorinens drastische Komik in den Vordergrund zu stellen. Selbst dem Schmerze gewinnt er die komischen Seiten ab, indem er zeigt, wie die Schmerzerfüllte selber die Schuld daran trägt: „Avez-vous donc perdu, dites-moi, la parole?" ꝛc. Des betrogenen Orgon Verzweiflung ist äußerst komisch, weil er ins andere Extrem fällt. Wie dotirt Molière seine Agnes mit Mutterwitz, um sich zu wehren, wie giebt er den Bedrängten witzige Sekundanten!

Jedes Drama enthält ausgeführte und unausgeführte Scenen. In der Komödie wird man also alle tragischen Conflicte in diese verweisen und auch hier den Schmerz nicht in den vollen Brusttönen der Leidenschaft, sondern nur in gedämpften Lauten sich offenbaren lassen.

Von alle dem will Davyl nichts wissen. Aus der lauen Zimmertemperatur der Komödie versetzt er uns schonungslos in die kalte Nordluft der Tragödie. Erst Scherzen, dann Zähneklappern? o, nein! Entweder lachen oder weinen!

Ganz dieselbe unbehagliche Empfindung habe ich stets bei den ernsten Dramen von Dumas, bisweilen auch von Augier. Dumas schüttelt seinen Witz über dieselben aus, wie Flora ihr Füllhorn. Und doch sollte der Witz nur aus den Situationen herauswachsen, um durch den Contrast ihre Wirkung noch zu erhöhen.

Helwigk.

Nord-Amerika.

Amerikanische Prämillennialisten.

New-York, 25. October.

Daß das kirchliche Leben in den Vereinigten Staaten von Nordamerika demjenigen in England nicht nachsteht an Regsamkeit, beweist der Umstand, daß der amerikanische Büchermarkt fast ununterbrochen von Broschüren und voluminösen Schriften über theologische Fragen überfluthet wird und daß ebenso ununterbrochen neue Doctrinen sich in statu nascendi befinden. Manche bleiben freilich auch in diesem status nascendi, ohne jemals so viel Geltung zu erlangen, daß ein Häuflein Gläubiger sie auf ihr Panier schreibt und eine neue Secte — bildet. Indeß, die klerikalen Köpfe der Angloamerikaner sind nicht nur productiv, sie besitzen auch Phantasie und sind somit zuweilen fähig, Doctrinen zu „erfinden", die, wenn sie auch nicht bedeutende Überzeugungskraft enthalten, doch im höchsten Grade interessant oder sagen wir ansprechend genannt zu werden verdienen.

Das schöne Märlein von der Wiederkehr des Messias und dem Tausendjährigen Reiche ist ein uraltes und von den bedeutendsten theologischen Anschauungen, wenn auch in den Hintergrund geschoben, so doch niemals aufgegeben worden; u. A. bildet es eine ganz hervorragende Doctrin der sogenannten Episkopal-Kirche. Doch jüngst entdeckten einige hervorragende Köpfe unter den amerikanischen Theologen, daß sich auf dem Felde dieser Doctrin eine Menge von Unkraut eingeschlichen habe, und daß die ursprüngliche Lehre von der Wiederkehr des Heilandes in Folge von gewaltigen, durch Jahre fortgeschleppten Mißverständnissen, vollkommen entstellt sei. Diese Reformatoren jener alten Doctrin nennen sich Prämillennialisten, ein Name, der sich durch die Grundzüge ihrer Theorie, die wir in Nachstehendem mittheilen, erklärt.

Vor einigen Wochen wurde die wissenschaftliche, insbesondere die theologische Welt der Amerikanischen Bundesstaaten durch ein Circular, unterzeichnet von hervorragenden Theologen verschiedener Secten Amerikas, wie Dr. James Brookes von der Presbyterianerkirche in St. Louis, Dr. Stephen H. Tyng jun. von der Reformed Episcopal Church in Philadelphia und Andern mehr, aufgefordert, sich am 30. und 31. October sowie am 1. November in der altberühmten Trinity-Kirche in New-York einzufinden, um daselbst eine Reihe von Vorlesungen über die „Vortausendjährige Wiederkehr Christi" (premillenial advent of Christ) anzuhören und sich an den Discussionen zu betheiligen, wie sie der Gegenstand erfordern werde.

Der Aufruf erklärt, daß „die kostbare Lehre von Christi zweitem persönlichen Erscheinen unter Vernachlässigung und Mißverständnissen gelitten habe", und daß während man einerseits allen Grund habe, dies zu beklagen und es als ein trauriges Zeichen für den gegenwärtigen Zustand der Religion zu betrachten, andererseits man Gelegenheit habe von tiefstem Danke dafür erfüllt zu sein, daß in den letzten Jahren solch mächtige und weit ausgebreitete Anstrengungen zur Wiederbelebung dieser uralten Lehre stattgefunden hätten.

Begreiflicherweise erregte dieses Circular ganz besonders in den gelehrten Kreisen der amerikanischen Metropole bedeutendes Interesse, nicht wenig unterstützt durch den guten Klang der demselben beigefügten Namen, die der Bewegung gewissermaßen einen soliden Hintergrund gaben.

Unter den New-Yorker Vertretern der Prämillennial-Doctrin ist Dr. Stephen H. Tyng einer der bedeutendsten, und hat derselbe in Gesprächen mit zahlreichen Vertretern der Presse die Grundzüge seiner Lehre in klarer und faßlicher Weise zur Disposition der Öffentlichkeit gestellt.

Dr. Tyng versichert, er habe nicht die geringsten Scrupel, über den Gegenstand zu sprechen; doch sei er nicht Willens, alle Punkte, die er in seiner auf der Zusammenkunft zu haltenden Vorlesung über: „Christi Wiederkehr; ist sie persönlich und sichtbar?" berühren werde, jetzt schon mitzutheilen. Auch wünsche er seine Ansichten nicht gar zu rasch in die Zeitungen gebracht zu sehen. Es sei zu leicht, denselben eine falsche Darstellung zu geben, und Nichts sei häufiger als daß die Herren Zeitungsreporter Einen Dinge aussprechen lassen, an die man niemals gedacht habe, zumal bei Gegenständen, wie der fragliche. „Wenn ich vor der Convention meine Vorlesung halte," sagte Dr. Tyng zu einem Reporter der „New York Sun" dann denke ich dabei zu stehen! Ich weiß wohl, daß man mir tüchtig mitspielen wird. Ist doch jetzt schon diese Bewegung ein Gegenstand für Witze und allerlei Commentare geworden, und ich selbst muß am meisten dergleichen anhören, da ich zufällig der „Mann bei der Stange" bin. Es ist übrigens sonderbar, denn ich predige diese Lehre ja schon lange Jahre, und mein Vater ist mir bereits darin vorangegangen."

Als den Anlaß zu der jetzigen Phase in der Bewegung, der Zusammenberufung einer Conferenz, giebt Dr. Tyng an, daß die Idee von einer Wander-Versammlung Namens: „The Believers, Conference for Bible study", die vergangenes Jahr in Clifton Springs getagt habe, ausgegangen sei. Es habe hierauf ein jeder Theilnehmer an dieser Versammlung denjenigen seiner Freunde, bei welchen ein Interesse an der Sache vorauszusetzen

war, Mittheilung von der Idee gemacht, und in kurzer Zeit habe sich eine ungeheure Menge Gelehrter und Laien der Bewegung angeschlossen. — Unser Gewährsmann erhielt an die fünfzig Bestellungen von reservirten Sitzen täglich, und spricht die Hoffnung aus, daß diese Conferenz einen eben solchen „success" haben werde, wie die, welche im vergangenen Februar zu London behufs desselben Zweckes abgehalten wurde.

Die Quintessenz seines Glaubens giebt Dr. Tyng ungefähr in folgenden Worten:

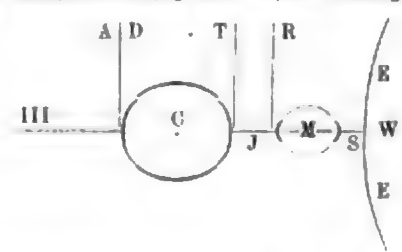
„Ich glaube an die persönliche und vortausendjährige Wiederkehr des Heilandes, und zwar gründe ich meinen Glauben auf mehr denn dreihundert Stellen des Neuen Testamentes. Greifen wir einige heraus. Evang. Matth. Kap. 16 Vers 27 heißt es: „„Denn es wird je geschehen, daß des Menschen Sohn komme in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln; und alsdann wird er einem Jeglichen vergelten nach seinen Werken."" „Ferner im ersten Kapitel der Apostelgeschichte finden wir: „„Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren."" Betrachten wir ferner die Stellung, welche die primitive Kirche Christi zu dieser Lehre einnimmt, wenn es in dem ersten Thessalonicher-Briefe heißt: „„Wie ihr bekehrt seid zu Gott von den Abgöttern, zu dienen dem lebendigen und wahren Gott und zu warten seines Sohnes vom Himmel."" Ferner, in demselben Briefe: „„Darnach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit denselbigen hingerückt werden in die Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden also bei dem Herrn sein alle Zeit."" Und so könnte ich noch hunderte von Schriftstellen anführen, auf welche unsere Doctrin sich stützt.

„In Bezug auf die Art und Weise des Erscheinens Christi, muß ich glauben, daß er in derselben Weise erscheinen wird, wie er uns entrückt ward. Er mag nicht zur Erde herniederkommen, doch wird er seinen Leuten sichtbar sein, wo immer sie sich befinden mögen, und er wird die Seinen aus der Welt hinwegnehmen, gerade so wie Enoch und Elias und unser Herr selbst entrückt wurden. Bei seinem Erscheinen werden die in Christo Verstorbenen zuerst auferstehen, und dann werden die noch Lebenden unter seinen Kindern „mit denselbigen hingerückt werden in die Wolken", ihre Körper werden sich verändern und sie werden für eine gewisse Zeit in den himmlischen Räumen wohnen. Es wird ungefähr so sein, wie wenn ich heute mich mit Ihnen unterhalte und dann plötzlich verschwinde. Sie werden nicht wissen, wo ich hin bin. Selbstverständlich wird dieses Verschwinden der „Kinder Gottes" keinen wesentlichen Einfluß auf die socialen Verhältnisse üben, außer etwa, daß man eine beträchtliche Anzahl von Menschen plötzlich vermissen wird. Die Stadt New-York wird von Menschen verwaltet werden, wie bisher; die Geschäfte werden keine Unterbrechung im Allgemeinen erleiden; die Sitze in den Kirchen werden von Andächtigen besetzt sein wie früher; ich hoffe nur, daß nicht viele Prediger mehr übrig sein werden. Hierauf wird die Periode der „Großen Trübsal", prophezeit im vierundzwanzigsten Kapitel des Evangeliums Matthäi, beginnen. Alle guten Menschen sind weg, nur noch die schlechten sind übrig — nun, wenn alles Salz aus der Welt genommen wird, muß es wohl übel mit ihr aussehen.

„Nachdem nun das Volk Gottes von der Erde hinweg in den himmlischen Räumen aufgenommen worden ist, wird in eben diesen Himmelsräumen Gottes Prophezeihung in Erfüllung gehen; dort nämlich wird der Sitz des Gerichtes sein, eines Gerichtes, welches nicht mit den Sünden, sondern mit den dem Herrn geleisteten Diensten sich beschäftigen wird. Das Gericht für die Sünden hat am Kreuze stattgefunden. Hierauf wird das Hochzeitsmal des Lammes abgehalten werden, wobei Diejenigen, welche durch den Glauben schon auf der Erde mit Christo vereint waren, vor den himmlischen Heerschaaren werden anerkannt werden. Inzwischen wird, wie gesagt, auf der Erde — für wie lange weiß ich nicht, — die Zeit der „großen Trübsal" herrschen. Es giebt Gelehrte, die dafür bestimmte Daten angeben. Ich kann es nicht. Dr. Cummings in London giebt sich mit Prophezeihungen en masse ab, ich für meinen Theil ziehe es vor, mich an die Versprechungen zu halten. — Nach der Zeit der Trübsal aber wird der Herr mit seinem Volke auf die Erde kommen. Es findet sich im vierundzwanzigsten Kapitel des Evangelium Matthäi vom neunundzwanzigsten Verse an die speciell dieses Kommen des Herrn betreffende Stelle. Es ist des Herren Wiederkehr behufs der Aufrichtung seines Reiches auf Erden. Dann beginnt das „Tausendjährige Reich" (millennium).

„Meiner Ansicht nach ist die Schrift ganz deutlich über den Punkt, betreffend das persönliche Erscheinen Christi in Jerusalem. Der Tempel und die Stadt sollen wieder aufgebaut, und die religiösen Ceremonieen der alten, wieder zum Leben erweckten Stämme zum Denkzeichen der Gnade wiederhergestellt werden. Das persönliche Verweilen des Herrn auf Erden mag kein langes sein, doch wird er herrschen als König der Könige".

Diese Grundzüge der Prämillennialistenlehre finden sich in einem von dem Redacteur Dr. James H. Brookes vorbereiteten Werke — illustrirt vor, und zwar in einem eigenthümlichen Diagramm, welches Dr. Tyng dem Reporter vorlegte.



III bezeichnet die Geschichte Israels bis zu der Zeit der Kreuzigung Christi; A D bedeutet seine Himmelfahrt und das Herniederkommen des heiligen Geistes beim Anbeginn seines gegenwärtigen Waltens; C ist das Zeitalter der Kirche, in welchem der heilige Geist aus allen Nationen „den Leib und die Braut Christi" ausliest; T stellt die zum Himmel emporgehobenen und körperlich veränderten Heiligen vor zu dem Zeitpunkte, wo der Herr zu seinem harrenden Volke herniederkommt. J ist die kurze Periode des furchtbaren Gerichtes, der „Großen Trübsal", wo der Anti-Christ regieren und Israel wieder aufgenommen werden wird. R ist die Offenbarung Christi hier auf Erden mit all seinen Heiligen, das Kommen des Herrn mit seinem Volke, zum Beginne des Reiches von „tausend glückseeligen Jahren", das durch M dargestellt ist. S ist der Satan, auf kurze Zeit dem Gefängnisse entrückt; W ist das endliche Gericht der Todten vor dem großen weißen Throne. Der Kreis E E ist die Ewigkeit. „Das Diagramm, grob wie es ist," meint Dr. Tyng, „giebt vielleicht eine klare Idee von den Grundzügen der Doctrin." (?)

„Es muß zugegeben werden", sagt unser Gewährsmann, „daß in Bezug auf die Einzelheiten der Wahrheit die Meinungen der Ausleger weit aus einander gehen. Doch in einem Punkte begegnen sich Aller Ansichten, nämlich in dem Glauben an die persönliche, vortausendjährige Wiederkehr Christi. Die Lehre ist keine neue an sich; sie ist so alt wie die Kirche und

unter Kirche verstehe ich das Volk Gottes. Man hat mir vorgehalten, ich würde der Ketzerei beschuldigt werden. Dem entgegen muß ich erwidern, daß diese Doctrin ganz speciell in unserer Episcopal-Kirche besteht. Sie ist ausgedrückt in unserem Advent-Gottesdienste, in dem Glaubensbekenntniß, in dem Te Deum."

„Es giebt noch andere Adventisten und zwar zwei Klassen: evangelische und nicht-evangelische. Die Ersteren stimmen mit den Prämillennialisten in der Hauptsache überein; die Letzteren vertreten die Unbewußtheitstheorie, den Nihilismus und andere ketzerische Lehren. Sie glauben nicht an die Existenz der Seele, eines persönlichen Teufels oder eines persönlichen heiligen Geistes (sic!) und sind eine niedere Klasse von Materialisten. Miller's Ansicht war es, daß der Wiederkehr Christi die große Katastrophe, die Petrus erwähnt, folgen werde, die Zerstörung der Welt durch Feuer. — Jetzt sind die Bibelausleger in zwei große Klassen getheilt, — in die der Prä- und die der Postmillennialisten, o. er: derjenigen, die Christum vor dem Beginne des Tausendjährigen Reiches erwarten, und derjenigen, die sein Kommen bis nach Beendigung des „Millenniums" verschoben haben wollen.

„Der Postmillennialist sagt, daß Christus geistig gekommen sei, daß er im Tode zu jedem Gläubigen kommt und daß er in der Einwirkung des Christenthums fortwährend kommt. Er will nichts von der wörtlichen Interpretation der Verheißungen wissen, gegründet auf die sprachlichen Gesetze, sondern spiritualisirt die Verheißungen und Prophezeihungen. Er stellt eine Ausbreitung des Christenthums unter der gegenwärtigen Wirkung des Geistes und mit Behilfe der Werkzeuge des Christenthums in Aussicht, bis die ganze Welt bekehrt ist. Für ihn beginnt das Millennium nur am Ausgangspunkt der Entwickelung des gegenwärtigen Christenthums und dessen Controlirung seitens der Regierung und der Gesellschaft und am Ende dieser Periode, meint er, wie lange sie auch dauere, werde der Herr erscheinen, um über die Erde Gericht zu halten.

„Der Prämillennialist glaubt, daß die Welt alle Tage schlechter werde, und daß das Evangelium das Werkzeug dazu sei, ein Volk Gottes aus den Erdenbewohnern auszulesen — nicht die Welt zu bekehren. Beim Erscheinen des Herrn werden Verbrechen, Unzufriedenheit und allerlei Übel schlimmer sein, denn je zuvor. Er meint, daß alle Dinge sich zum Schlechteren, statt zum Besseren wenden und daß, wie in der Vergangenheit es geschah, so in der Zukunft, der Herr, sich selbst auf's Neue manifestirend, kommen werde zur Errichtung des Tausendjährigen Reiches. Der Postmillennialist ist Optimist, während wir Pessimisten sind!

„Die ganze Frage beruht auf den Principien der Bibelinterpretation. Interpretirt man sie den Sprachgesetzen gemäß, so ergiebt sich das Eine; nimmt man sie in esoterischem Sinne, so sagt sie etwas Anderes. Wollen wir sie in letzterem Sinne auslegen, dann haben Brigham Young und der Papst gerade so viel Grund für ihre Doctrinen, wie die Protestanten. — Ein kleines Mädchen sagte zu seiner Mutter: „„Mama, wenn Gott nicht meinte, was er sagte, warum sagte er nicht, was er meinte?"" Darin liegt die ganze Frage! Der Postmillennialist z. B. sagt, daß wenn im Evangelium Matthäi vom Kommen des Menschen-Sohnes die Rede sei, dies das Kommen von Titus und der Römischen Armee bedeute. Wir behaupten, es bedeutet genau, was darin ausgesprochen ist. Und wenn ferner die Verheißungen noch bei Lebzeiten unseres Herrn in Erfüllung gegangen, wenn, wie ja kein Gegner unserer Lehre ableugnen kann, die Geburt Christi, seine Kreuzigung, Bestattung, Auferstehung und Himmelfahrt vorausgesagt waren und diese Voraussagungen, wie bekannt, in Erfüllung gegangen sind — warum sollte man da wohl nicht glauben, daß auch die Verheißungen, betreffend die Wiederkehr des Herrn, in gleicher Weise sich verwirklichen werden?"

Solches sind in den Hauptzügen die Argumentationen des Dr. Tyng und mit ihm der amerikanischen Prämillennialisten. Die „Prophetische Conferenz" in der Trinity-Church wird einen tieferen Einblick in das eigentliche Wesen dieser Bewegung ermöglichen und uns Gelegenheit geben, auf die Frage zurückzukommen. Einstweilen enthalten wir uns jedes Commentars.

Hugo v. Kupffer.

Kleine Rundschau.

— **Henry W. Farnam, Die innere Gewerbepolitik Frankreichs von Colbert bis Turgot.***) Dies ist das vierte Heft der von Professor Schmoller herausgegebenen „Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen", welche mit den Arbeiten seines Seminars Hand in Hand zu gehen scheinen. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit, ein Nordamerikaner von Geburt, hat mit großem Fleiß aus den Quellen geschöpft und dieselben mit Intelligenz verwerthet. Indem er sich streng auf sein Thema beschränkt, liefert er eine sehr belehrende Schrift, belehrend im besten Sinne; sie sei hiermit allen Denen empfohlen, welche heutzutage Zunft-Einrichtungen einbürgern wollen und die in der Regel das eigentliche Zunftwesen gar nicht kennen. Freilich war es schon zu Colbert's Zeiten im Verfall; aber wann wäre es nicht in Verfall gewesen — wie kurz war die Epoche seines autonomen Bestandes! Das Zunftwesen unter Colbert beruht nicht auf der Selbstverwaltung der Berufsgenossen, sondern auf der Reglementirung von Oben. Ist diese Bahn einmal beschritten, so steigert sich das polizeiliche Reglementirungs-Bedürfniß immer weiter, bis in das Wahnsinnige hinein. Die Gewerbe wurden von ihren Beschützern vollständig ruinirt; übrigens reichen ja die Beispiele für diese leidige Erfahrung und die Bilder dieser ganzen gewerblichen Tragikomik bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein. Mit Recht bezieht sich Farnam auf den Satz eines seiner Vorgänger, der Colbertismus sei kein System gewesen, sondern eine Thatsache. Der Schwerpunkt dieser weltgeschichtlichen Erscheinung fiel in die Fiscalität; alle Colbert'schen Gewerbe-Ordnungen und Verordnungen hatten anfangs hauptsächlich und später ausschließlich den Zweck, das Danaidenfaß des königlichen Haushalts zu füllen. Auch in dieser Hinsicht fand eine rücksichtslose Steigerung statt. Freilich wußte Colbert so gut wie Einer, daß eine blühende Industrie ganz andere Lasten tragen kann, als eine niedergedrückte, aber er konnte den Ansprüchen und Anforderungen des Hofes nicht widerstehen; man ließ der Industrie eben die Zeit nicht, sich zu erheben, und verwandelte nach und nach jedes Zunft-Institut in ein Erpressungs-Institut. In Turgot wirkten die idealen Ziele bewußter, directer; ein Regierungswechsel lag dazwischen, der schlimmere Nothstand sprach vernehmlich mit. Dennoch begegnete auch dieser höher angelegte Mensch dem Widerstand der Parlamente und der anderen reactionären Gewalten. Sein berühmter Akt vom 12. Mai 1776 enthielt noch lange nicht die volle Gewerbefreiheit; allein Turgot hatte seine ganze Kraft

*) Leipzig, 1878. Duncker und Humblot.

und alle seine Verbindungen dafür eingesetzt, und gleich nach seinem Siege fiel er selbst. Seitdem kamen die schwächlichen Vermittlungs-Versuche bis zur Gesetzgebung der französischen Revolution (1791). Man hatte eine Art facultativen Zunftwesens erdacht, welches aber schon deshalb unfruchtbar blieb und kaum zu den Anfängen der Ausführung gedieh, weil den französischen Gewerbetreibenden der Geist der Initiative völlig abhanden gekommen war. Übrigens muß anerkannt werden, daß die Franzosen auf dem Gebiete der industriellen Gesetzgebung, selbst in der wildesten Revolutionszeit, niemals allzu radical und ohne Berücksichtigung der praktischen Bedürfnisse verfuhren. Ihre Einrichtungen sind darum auch überall nachgeahmt oder doch als Anregungen verwerthet worden. Doch das liegt außer dem Rahmen der betreffenden Arbeit, welcher wir zum Schlusse nachrühmen können, daß sie der edlen Gestalt Turgot's ebenso wohl gerecht wird, wie den großen Bestrebungen und den kläglichen Resultaten Colbert's.

H. B. O.

— **Weidmann's Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen** ist bestrebt, eine empfindliche Lücke in der Schulliteratur auszufüllen. Diese Schulausgaben sind nach einer Norm verfaßt, die von drei im Unterrichtswesen der modernen Sprachen wohlverdienten Schulmännern vereinbart wurde. An ähnlichen Ausgaben ist nicht gerade großer Mangel; ihnen geht aber oft die Wissenschaftlichkeit ab; meist sind auch die commentirten Stücke unterhaltender Art und ohne jenen Gehalt, wie ohne jene materiellen Schwierigkeiten, welche ein Autor den Schülern der Obersecunda und Prima bieten muß, wenn die neueren Sprachen und ihre Literatur die ihnen in unseren Lehrplänen eingeräumte Stelle würdig ausfüllen sollen. Da die der Weidmann'schen Sammlung zu Grunde liegende Norm wohl erwogen ist und sich in den bereits in großer Anzahl erschienenen Heften praktisch bewährt hat, können wir uns an dieser Stelle auf einige kurze Bemerkungen über mehrere uns vorliegende Stücke der Sammlung beschränken. Besonders dürften die französischen Schriftsteller in diesem Gewande dem Lehrer und Schüler sehr willkommen sein, da auch die größeren Chrestomathien über Bruchstücke nicht hinausgeben, die Originalausgaben aber mit gewissen, der Schule fremden, wenn nicht gar schädlichen Elementen stark durchsetzt sind. Die in ihrer Gesammtheit auf Schulen unmöglichen Lettres persanes*) gewinnen in der Weidmann'schen Ausgabe bedeutend, obwohl die specifisch religiösen Themata auch hier noch einen zu großen Raum einnehmen. Herr Mollweide räth daher dem Lehrer in gegebenen Fällen noch eine taktvolle Auswahl des Stoffes an. Trotzdem hätten wir Seite 50 die Zeile couper un petit morceau de chair im Gebet des Deisten lieber ganz gestrichen gesehen; die Anmerkung Seite 42: „Lourdes! Marpingen!" ist trotz ihrer Discretion zu beanstanden, und die gewaltigen von Montesquieu gegen die katholische Kirche gerichteten Keulenschläge treffen oft noch die hinter ihr stehende protestantische Kirche.

Noch schwieriger mußte sich eine Auswahl unter den Reden Mirabeau's*) erweisen. Die finanziellen Einzelheiten und die die Einziehung der Kirchengüter behandelnden Reden sind mit Recht ganz ausgeschieden. Aber auch in den gegebenen verräth sich überall die tactvoll sichtende Hand des Erklärers, wie auch auf die Erklärung der zahlreichen dunkeln Einzelheiten durch Beibringung des Sachverhalts ein Fleiß verwendet ist, den man nicht hoch genug schätzen darf. Einen ganz besondern Werth verleihen der Ausgabe die dem dritten Heft beigegebenen Stücke: die Übersicht über Mirabeau's Schriften und Reden nach ihrem Inhalt und in ihrer Zeitfolge, und der Index der erklärten Namen und Ausdrücke.

Die ausgewählten Dramen von P. Corneille**) sind in der Weidmann'schen Ausgabe vollständig geeignet, das bei uns vielfach erkaltete Interesse am „klassischen" französischen Drama von Neuem wach zu rufen: zahlreiche sachliche und sprachliche Anmerkungen erleichtern das Verständniß des Dichters, die kurz erwähnten Ausstellungen der Akademie, Voltaire's u. A., sowie die Parodien Racine's lenken die Aufmerksamkeit auf die leisesten Schattirungen des Textes und die sorgfältigen Einleitungen betonen die literatur-historische Stellung, welche das „klassische" Drama von der Renaissance an eingenommen hat, und die durch den Einfluß auf das deutsche Drama noch erhöht wird. Über den Werth des hier Gegebenen kann man sich leicht unterrichten, wenn man die Anmerkungen vergleicht, die bei Gelegenheit der in unseren Chrestomathien enthaltenen Bruchstücke angeführt zu werden pflegen. Da „Polyeucte" und wohl noch einige andere Stücke noch im Druck sind, dürfen wir hoffen, daß dem letzten Bändchen eine alphabetische Zusammenstellung der sprachlichen Erklärungen beigegeben werden wird.

Von der Sammlung englischer Schriftsteller liegt uns der erste Band von Shakespeare's ausgewählten Dramen vor.***) Derselbe wendet seine hauptsächliche Sorgfalt den sprachlichen Erläuterungen zu, da die sachlichen Verhältnisse als bekannt vorausgesetzt werden und ästhetische Bemerkungen ausgeschlossen sind. Die Orthographie ist bis auf jene Stellen, in denen die alte Schreibung in verschiedener Aussprache ihren Grund hat, modernisirt worden.

Bl.

— **Cotta's Geologie.** Wenn in Deutschland von einem Buche, welches ein wissenschaftliches Thema für einen gebildeten Leserkreis in streng wissenschaftlicher Form behandelt, eine fünfte Auflage nöthig wird, so ist diese Thatsache allein schon so entscheidend für den inneren Werth des Buches, daß der Kritik kaum noch ein Wort des Lobes übrig bleibt. In diesem Falle befinden wir uns der so eben ausgegebenen neuen Auflage von Cotta's Geologie der Gegenwart†) gegenüber. Die Trefflichkeit des Buches ist anerkannt, und es bleibt uns nur übrig, darauf aufmerksam zu machen, daß der Verfasser, um dem Titel „Geologie der Gegenwart", zu entsprechen die neuesten Forschungen auf diesem Gebiete nicht nur zur Vervollständigung nachgetragen, sondern wirklich mit dem früheren zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen hat. Neu sind in

---

*) Montesquieu, Lettres persanes erläutert von R. Mollweide. — Seite 68 Anmerkung 9 wohl besser: „dont ursprünglich local wie en" (ohne also eine Personification von ciel = Dieu anzunehmen). Seite 52 unter Druckfehler comte. Seite 28 Anmerkung 12 vielleicht deutlicher: „dem älteren Sprachgebrauch ist die moderne Unterscheidung zwischen pendant que und tandis que fremd." Seite 44 Anmerkung 19: „Die Irländer" vielleicht etwas zu lakonisch.

*) Ausgewählte Reden Mirabeau's erklärt von H. Fritsche. Drei Hefte. 1877—1878. — Ähnlich den bei détresse III, 46 und roturier I, 59 gegebenen etymologischen Hinweisen dürften solche bei blé, assermenter u. a. die Aufmerksamkeit vom Text wohl nicht zu sehr abziehen.

**) 1. Le Cid. 2. Horace 3. Cinna. Erläutert von Fr. Strehlke. 1877.

***) Coriolanus, herausgegeben von Al. Schmidt. 1878.

†) Die Geologie der Gegenwart, dargestellt und beleuchtet von Bernhard von Cotta. 5. umgearbeitete Auflage. Leipzig, 1878. J. J. Weber.

dieser fünften Auflage einige der Abbildungen und ganz besonders eine Farbendrucktafel, welche eine schematische Darstellung des Ineinandergreifens der sedimentären und eruptiven Gesteinsbildung versucht, wobei natürlich, wie der Verfasser hinzufügt, der gemeinsame Herd der vulkanischen Thätigkeit für eine Trennung der Acidile und Basile leider durchaus hypothetisch oder vielmehr unbestimmbar bleiben mußte.

Mancherlei.

Über Kalifornien verbreitet ein soeben in seinem ersten Theile erschienenes Werk von Léon Donnat „l'Etat de Californie, recueil de faits observés en 1877 et 1878 sur l'éducation publique, la presse, le mouvement intellectuel, les lois, les moeurs, le gouvernement, le climat, les ressources" erwünschtes Licht, namentlich in Bezug auf die gegenwärtige Organisation des Unterrichts in dem so jungen und so schnell kolonisirten Lande. Der zweite Band wird sich vorwiegend mit den wirthschaftlichen Verhältnissen desselben beschäftigen. Was Herr Donnat in seinem Werke darstellt, ist geeignet, das bisherige Urtheil über Kalifornien zu einem erheblich günstigeren zu gestalten.

Ein neues, nach Ausstattung wie Inhalt gleich hervorragendes Erzeugniß der französischen Bibliophilie ist das unlängst erschienene „Charles Cousin, Voyage dans un grenier" (Paris, 1878). Nur in wenigen Exemplaren, aber auf's Prächtigste gedruckt, bildet das Werk einen ebenso anregenden als zuverlässigen Führer durch die interessante bibliophile Literatur Frankreichs.

Der Sekretär der Pariser Nationalbibliothek, Herr T. Mortreuil, hat unlängst unter dem Titel „La Bibliothèque nationale, son origine et ses accroissements jusqu'à nos jours" auf Grund amtlicher Quellen eine geschichtliche Skizze der Entwickelung dieses großartigen Instituts veröffentlicht, welche auch in Deutschland vielfach Interesse erregen dürfte.

Endlich erscheint auch eine vollständige spanische Shakespeare-Übersetzung von Don Matias de Velasco y Rogas, Marqués de dos Hermanas, der seit etlichen Jahren an diesem Unternehmen arbeitet, und schon drei Bände herausgegeben hat. Vol. I. Sonetos y Poemas; Vol. II. El Mercader de Venecia; und Vol. III. Julieta y Romeo. Der vierte, fünfte und sechste Band, Otelo, El Sueño de una noche de Verano, Hamlet, sind unter der Presse.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Französisch.

Ange-Bénigne: La Comédie parisienne. Scènes mondaines. 3 fr. 50.

Bernard, Daniel: Correspondance inédite de Hector Berlioz (1819—1868) avec une notice biographique. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50c.

Gaume, Msgnr.: Un Signe des Temps ou les quatre-vingts Miracles de Lourdes. Paris, Gaume. 1 fr.

Lenoir, Alexandre: Son Journal et le Musée des Monuments français, par L. Courajod. Tome I. Paris, H. Champion. 8 fr.

Martin, Félix: M. de Mont-Richer et le Canal de Marseille. Paris, Gallet & Brand. 5 fr.

Martini: Les Grands Edifices de Pise. Dome-Baptistère-Campo-Santo-Tour penchée. Planches tirées avec les cuivres originaux du Theatrum Basilicae Pisanae. Paris, A. Lévy. 40 fr.

Narrey, Charles: Ce qui peut l'amour. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Narrey, Charles: Le Capitaine Amadis. Comédie en un acte. Paris, C. Lévy. 1 fr. 50.

Wurtz, Ad.: La Théorie atomique. Paris, G. Baillière & Cie. 6 fr.

II. Englisch.

Adams, W. Davenport: English Epigrams, selected and arranged with Introdution, Notes, and Notices of the Epigrammatists. London, Routledge. 3 s. 6 d.

Appleton, G. W.: Frozen Hearts: a Romance. 3 vols. London, S. Tinsley. 31 s. 6 d.

Arnold, A.: Social Politics. London, Kegan, Paul & Co. 14 s.

Aylward, A.: The Transvaal of To-day; War, Witchcraft, Sports, and Spoils in South Africa. London, Blackwoods. 15 s.

Clark, W. R.: Savonarola; his Life & Times. London, Christian Knowledge Soc. 3 s. 6 d.

Collins, Wilkie: The Haunted Hotel; a Mystery of Modern Venice, to which is added, My Lady's Money. 2 vols. Ill. London, Chatto & W. 21 s.

Doherty, H.: Organic Philosophy; or, Man's True Place in Nature. Vol. 5. London, Trübner. 10 s.

Hearn, W. E.: The Government of England; its Structure and its Development. London, Longman. 16 s.

Heine, H.: Selections from the Poems of Heinrich Heine. Translated. London, Macmillan. 4 s. 6 d.

Hugessen, E. H.: Knatchbull —: Uncle Joe's Stories, with Illustrations by Ernest Griset. London, Routledge. 6 s.

Jameson: Memoirs of Anna Jameson, Author of „Sacred and Legendary Art." By her niece, Gerardine Mac Macpherson. With a Portrait. London, Longmans. 12 s. 6 d.

Phipson, T. L.: The Storm and its Portents. Scenes from the Reign of Louis XVI. London, Bentley. 12 s.

Reuter, Fritz: An Old Story of My Farming Days. From the German by M. W. Macdowall. 3 vols. London, Low. 31. s. 6 d.

Smith, G.: History of Sennacherib. Transl. from the Cuneiform Inscriptions. Ed. by A. H. Sayce. London, Williams & N. 15 s.

Whymper, F.: The Sea. its Stirring Story of Adventure, Peril, and Heroism. Illustrated. Vol. I. London, Cassell. 7 s. 6 d.

Wild, J. J.. At Anchor. — A Narrative of Experiences Afload and Ashore during the Voyage of H. M. S. „Challenger" from 1872—76. Ill. fol. London, M. Ward. 3 £. 13 s. 6 d.

III. Spanisch.

Crónica de los Reys de Castilla, desde D. Alfonso et Sabio hasta los Catolicos D. Fernando y Doña Isabel. Colleccion ordenada por Don Cayetano Rosell. T. III. Madrid, Rivadeneyra. 44 rs.

Fernandez Duro, C.: Navegaciones de los muertos y vanidades de los vivos. Libro tercero de las Disquisiciones náuticas. Madrid, Ariban y Ca. 28 rs.

Fonseca, D.: Relacion de la expulsion de los moriscos de Reino de Valencia.

Romancero. Novisimo romancero español por los Sres. Arno, Biedma, Blasco etc. etc. T. I. Madrid, G. Estrada. 7 rs.

Soeben erschien:

W. Hagelbergs
zoologischer Hand-Atlas.

Naturgetreue Darstellung des Thierreichs in seinen Hauptformen.

A. Säugethiere (Mammalia).

228 Abbildungen auf 20 Tafeln nebst Text.

gr. 8° in farbigem Umschlag cartonnirt. Preis 5 Mark.

Die „Volks-Zeitung" urtheilt hierüber folgendermaßen: „Wenn man die bequeme und angenehme Art betrachtet, wie jetzt der Jugend jedes Ergebniß der Wissenschaft zugänglich gemacht wird, möchte man in seinen alten Tagen schon darum wieder jung werden, um nochmals in heiterer Weise zu lernen, was uns nur mit schwerer Mühe eingetrichtert werden konnte. Ein Werkchen, welches uns auf die jetzige Jugend neidisch machen kann, ist das Hagelberg'sche zoologische Bilderbuch, von welchem uns die erste Abtheilung, „Die Säugethiere" enthaltend, vorliegt. Diese Schrift bringt mehr als 200 vorzügliche Bilder der Thierwelt, nebst vortrefflichen kurzen Beschreibungen ihres Lebens, ihres Wesens wie des Gebiets ihres Aufenthalts. Die Bildchen in Farbendruck und in Relief gepreßt, zeigen uns die betreffende Thierwelt in überraschender Lebendigkeit. Zugleich sind den Namen derselben die wissenschaftlichen Bezeichnungen in lateinischer Sprache beigefügt, während die Beschreibungen für jede Gattung eine besondere Einleitung enthalten, die das Charakteristische derselben darthut. Die Kunst, das wissenschaftliche Material der Naturgeschichte in anregender Form der lernbegierigen Jugend zugänglich zu machen, erreicht in dem vorliegenden Werk eine im höchsten Grade anerkennenswerthe Meisterschaft. (239)

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann).

In unterzeichnetem Verlage erschien:

Metronomische Beiträge.

Herausgegeben von

W. Förster,

Director der Kaiserl. Deutschen Normal-Eichungs-Kommission.

No. 1

mit Hülfstafeln zur Berechnung von Volumen- und Gewichtsbestimmungen, mit Rücksicht auf die Schwankungen der Dichtigkeit **des Wassers und der Luft** und auf die unter dem Einfluss der Wärme stattfindenden Veränderungen der Dimensionen der zu messenden und zu wägenden Körper.

No. 2.

Ueber Veränderlichkeit von Platin-Gewichtsstücken.

Kritische Untersuchungen von

Dr. L. Löwenherz,

Assistenten der Kaiserl. Deutschen Normal-Eichungs-Kommission,

mit Benutzung von Wägungen der Normal-Eichungs-Kommission.

gr. 4°. geb. (240)

Preis für jedes Heft 1 Mk. 50 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann) in Berlin.

Elegantes Festgeschenk!

Verlag von Hermann Costenoble in Jena

Der Königsleutenant.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Von (241)

Karl Gutzkow.

Achte Auflage

Von Erdmann Wagner reich illustr. Min.-Ausg.

Höchst eleg. broch. 4 M. 50 Pf.

Renaissanceband m. Goldschnitt 5 M. 70 Pf.

Das überall willkommene, classische Lustspiel unseres gefeiertsten deutschen Dramendichters erscheint hier zum ersten Male in vorzüglicher Ausstattung und mit lebensfrischen humoristisch-naiven Illustrationen des genialen Münchner Künstlers geschmückt in dem eigenthümlichen Charakter des Gutzkow'schen G nus.

Bei **Friedrich Ludwig Herbig** (Fr. Wilh. Grunow) in Leipzig erscheint und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden: (242)

Die Grenzboten.

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst.

37. Jahrgang. Wöchentlich 2—2½ Bogen gr. 8.

Preis für den Jahrgang 30 Mark.

Nr. 44/45 enthalten folgende Artikel: F. Harms' Psychologie. H. Jacoby. — Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—78. III. Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Asien bis zur Schlacht bei Sewin und bis zum Rückzuge der Russen an die russisch-türkische Grenze. Von Ed. — Die Meininger in Leipzig. .·.. — Literatur. Daniel Manin und Venedig 1848—49. Vortrag von M. Perlbach. — Jubiläums-Ausgabe der Novae Epistolae Obscurorum Virorum von Gustav Schwetschke. — Königthum und Verfassung in Preußen von Wilhelm Maurenbrecher. — Fehdelust und Landfrieden im Heiligen Römischen Reich. W. v. H. — Das deutsche Schulwesen im Lichte französischer Forschung. H. v. Clausewitz. — Ungedruckte Goetheana in Angelegenheiten der Universität Jena. III. Mitgetheilt von C. A. Burkhardt. — Literatur. Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt von Archivrath Dr. Friedrich Wigger. — Das russische Reich unter Kaiser Alexander II. von Dr. W. F. Carl Schmeidler. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft. 2. Jahrg. Heft 3 u. 4 von v. Holtzendorff und Brentano. — Mücke, Der kirchenpolitische Kampf und der Sieg des Staates.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Einiges (243)

zur

Japanischen Dicht- und Verskunst.

Von

W. Schott.

Aus den Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin 1878.

gr. 4°. geh. Preis 1 Mk.

Ferd. Dümmlers Verlags-Buchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erscheint: (244)

Aerztliche Sprechstunden.

Gesundheitslehre für Jedermann.

Von

Dr. Paul Niemeyer,

Docent der Heilkunde a. d. Universität Leipzig.

In zwanglosen Heften. 8. à 50 Pf.

5 Hefte bilden einen für sich abgeschlossenen Band.

Das 1. Heft ist in jeder Buchhandlung vorräthig.

Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung und die Verlagshandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. (245)

Soeben erschien:

Eduard der Dritte.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von

William Shakespeare.

Nach der Uebersetzung von Ludwig Tieck frei bearbeitet von

August Hagen.

8. Geh. 2 M.

„Eduard der Dritte" gehört höchst wahrscheinlich in die Reihe der Shakespeare'schen Königsdramen, unter die auch Tieck das Stück aufnahm. Jedenfalls bildet die vorliegende Bühnenbearbeitung desselben von Professor August Hagen ein interessantes Supplement zu jeder deutschen Shakespeare-Uebersetzung.

Wichtige neue Reisewerke.

In **J. U. Kern's Verlag (Max Müller)** in **Breslau** sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus Mexiko.

Ratzel, Dr. Friedrich, Professor der Erdkunde an der technischen Hochschule zu München, **Aus Mexiko.** Reiseskizzen aus den Jahren 1874 und 1875. Mit einer Karte in Farbendruck. Preis broschirt 10 Mark, elegant gebunden 11 M. 50 Pf.

Stiller Ozean.

Buchner, Max, Reise durch den Stillen Ozean. Preis broschirt 10 Mark, elegant gebunden 11 M. 50 Pf. (246)

Die Nummer 17 Bd. II. vom 27. October der **RASSEGNA SETTIMANALE DI POLITICA, SCIENZE, LETTERE ED ARTI,** welche in Rom erscheint, enthält: (247)

La Politica del terzo Ministero di Sinistra. — Le Condizioni politiche d'Europa. — Le Scuole Normali Superiori per le donne. — Corrispondenza da Roma. — Corrispondenza da Berlino. — La Settimana. — Di una nuova ipotesi intorno alle prime sedi della stirpe Indo-Europea (*Bartolommeo Malfatti*). — I Tulipani di Firenze e il Darwinismo (*E. Levier*). — Bibliografia: Letteratura e Storia. *Giacomo Chiudina*, Canti del popolo Slavo tradotti in versi Italiani, con Illustrazioni sulla Letteratura e sui costumi slavi; *Federigo Sclopis*, Lettere a Cesare Cantù. — Notizie. — Riviste Italiane. — Notizie varie. — Articoli che riguardano l'Italia negli ultimi numeri dei Periodici stranieri. — Riviste Inglesi.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 14. December 1878. [No. 50.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Lauser's Tagebuch unter der Pariser Commune*).

Der Verfasser hat in diesem höchstinteressanten Buche die Aufzeichnungen, die er als Augenzeuge der Pariser Commune machte, zu Nutzen und Frommen Derjenigen, welche auch heute noch ehrlich glauben mögen, die Socialdemokratie sei im Stande, nicht bloß zu zerstören, sondern auch aufzubauen, eben jetzt zu einem Buche vereinigt und herausgegeben, statt dieselben, wie er ursprünglich beabsichtigte, als Material für eine pragmatische Geschichte in ruhigerer Zeit aufzubewahren. Er hofft, den Zweck, den ihm die letzten Ereignisse in Deutschland nahe gelegt haben, in der frischeren Form seines Tagebuchs leichter zu erreichen.

Wir glauben, daß man alle Ursache hat, ihm für sein Verfahren und seine Gabe dankbar zu sein! Die Zeitverhältnisse machen es nothwendiger, als je, daß man sich über die letzten Folgen der Verstand und Gemüth verwirrenden Agitation im sogenannten vierten Stande klar werde.

Bereits im Jahre 1848 hatte Proudhon die düstere Weissagung ausgesprochen: „Die sociale Revolution kann nur zu einer ungeheuren Umwälzung führen, deren unmittelbare Folge sein würde, die Erde unfruchtbar zu machen, die Gesellschaft in eine Zwangsjacke zu spannen. Und wenn es möglich wäre, daß ein solcher Zustand nur einige Wochen dauerte — o, dann werdet Ihr wissen, was eine sociale Revolution bedeutet: eine entfesselte, bewaffnete, von Rache und Wuth trunkene Masse, Piken, Beile, blanke Säbel, Messer und Hammer! Die Stadt düster und schweigsam, die Polizei am Heerde der Familie, die Ansichten verdächtigt, die Worte belauscht, die Thränen beobachtet, die Seufzer gezählt, das Stillschweigen ausgespäht, Spioniererei und Angebereien, unerträgliche Requisitionen, immer steigende Zwangsanleihen, entwerthetes Papiergeld; der Bürgerkrieg, und das Ausland an den Grenzen, schonungslose Proconsuln, ein Wohlfahrtsausschuß, ein höchster Ausschuß mit ehernem Herzen. Das sind die Früchte der sogenannten socialdemokratischen Revolution. Ich verabscheue aus allen meinen Kräften den Socialismus als unfähig, unsittlich, nur geeignet, Betrogene und Gauner zu schaffen. Ich erkläre dies Angesichts dieser unterirdischen Propaganda, dieser schamlosen Sinnlichkeit, dieser schmutzigen Literatur, dieses Bettlerthums, dieser Stumpfsinnigkeit des Geistes und Herzens, die einen Theil unserer Arbeiter zu erfassen beginnen; ich bin rein von socialistischen Narrheiten."

Dieses Spiegelbild ihres Waltens wurde der Pariser Commune, lange ehe sie in Brand und Blut unterging, vorgehalten; Lauser's Werk führt uns dasselbe Bild treu nach dem Leben in einer Fülle charakteristischer Züge vor Augen!

Sein Tagebuch (385 Seiten) umfaßt die Zeit vom 4. März bis zum 31. Mai 1871. Am erstgenannten Tage reiste Lauser in Anlaß eines Auftrages von der Wiener „Presse", deren Mitarbeiter er damals war, von Madrid ab; an jedem Halteorte der Bahn hörte man Nachrichten von einem furchtbaren Aufstand der Pariser Arbeiterviertel Belleville und Montmartre; in Paris angekommen, fand er jedoch Alles noch leidlich ruhig. „Große Angst", schreibt er unterm 8. März 1871, „hat man nicht vor den Helden von Belleville und Montmartre, welche die angeblich vor den Deutschen geretteten Kanonen, Mitrailleusen und Mörser, die größtentheils auf sehr rauschende Namen, wie „Régicide", „Revindication" getauft sind, auf die Stadt richten. Inzwischen predigt freilich Felix Pyat auf den Höhen von Montmartre und Belleville (in seinem Blatte „le Vengeur"): „Der Vertrag Thiers-Bismarck hat nur die Entehrung der Republik und die Wiederherstellung des Königthums zum Zweck .... Nationalgarden, gebt Acht! Es giebt keine Nationalversammlung, keine Regierung mehr! Bewahrt Paris! Zahlt keine Steuern, behaltet Euer Geld, behaltet Eure Ehre, Frankreich und die Republik, und um dieses Allen willen behaltet Eure Gewehre!"

Hier begegnen wir zuerst einem Schriftsteller der Commune! Lauser hat mit besonderer Liebe und Sachkenntniß gerade den Einfluß der Literatur und des Journalismus vor und in dem Aufstande geschildert; auch wir wollen aus dem reichen Inhalte des Buches zumal einige auf diesen Punkt bezügliche interessante und charakteristische Daten hervorheben.

In den Institutionen und der Verwaltung der Commune, des Centralausschusses und seiner Behörden herrschte ein so chaotischer Wirrwarr, daß es schwer, wenn nicht unmöglich ist, sich darin zu orientiren. Man sucht vergebens nach leitenden Gedanken, „nach dem Körnchen Wahrheit", das angeblich in dem scheußlichen Aufstand gesteckt haben soll. Was konnte sich die Menge unter der Municipalfreiheit denken? was kümmerte sich die Mehrzahl ihrer Führer um dieses schwierige Problem? in ihren Köpfen sah es womöglich noch wüster aus als in den Geistern der aufgeregten Schaaren. Weder Vernunft, noch auch nur die gewöhnlichste platte Einsicht in die Lage war von Männern zu erwarten, wie Felix Pyat, Rochefort, Flourens, Maroteau, Vermerich, Paschal Grousset und wie die übrigen literarischen Wortführer der Commune heißen. In Lauser's interessanten Mittheilungen über die Beziehungen wenigstens eines Theils dieser Männer zu Bakunin heißt es: „Nicht einmal in dem Seltsamen, dem unerhört Neuen, womit sie überraschen und anlocken wollen, sind diese Köpfe ganz selbstständig und eigenthümlich. Sie haben meist aus einer Quelle geschöpft, die weit abliegt von unserer europäischen Gesinnung, aus slavischen Überlieferungen".

Im Mai 1869 hatte Michel Bakunin aus Genf einen Aufruf an die russische Jugend erlassen, in welchem er u. A. sagte: „Kümmert Euch nicht mehr um die Wissenschaft, in deren Namen

*) Unter der Pariser Commune. Ein Tagebuch von Wilhelm Lauser. Leipzig, 1878. Duncker und Humblot.

man Euch binden möchte. Diese amtliche Wissenschaft muß mit der Welt, die sie vertritt und bedient, zu Grunde gehen und an ihrer Stelle wird eine neue, vernünftige und lebendige Wissenschaft nach dem Siege des Volkes aus den Tiefen des entfesselten Volkslebens selbst sich erheben. Dies ist der Glaube der besten Männer des Westens, wo, wie in Rußland die alte Welt, die auf die Religion, die Metaphysik, die Rechtswissenschaft, die bürgerliche Civilisation mit Einem Worte, gegründeten Staaten mit der unvermeidlichen Beigabe: dem Rechte des erblichen Eigenthums und der Familie zusammenbricht und der internationalen und frei organisirten Welt der Arbeiter Platz macht." Noch ungebundener tritt das wilde Slaventhum in der Stelle durch, wo Bakunin den russischen Volkshelden Stenka-Razin preist. Das Lebensbild, das er von demselben entwirft, gemahnt uns in nur zu vielen Zügen an die Männer in der Commune*). Und es ist kein Zweifel, daß dasselbe, wie es durch „La Marseillaise" in Frankreich bekannt wurde, von Manchem mit Begier als Ideal aufgegriffen wurde.

Nach diesem Lebensbilde erscheint Stenka-Razin, ein Kosak von Don, mit außergewöhnlichen Anlagen zum Führer einer Räuberbande ausgestattet! Nachdem er in den Jahren 1667 bis 1670 die Räuberei im Großen betrieben hatte, erregte er einen gewaltigen Bauernaufstand: „Seine Handlungsweise", sagt Bakunin, „war sehr einfach; er machte Alles nieder, was nicht Volk war und überließ diesem die Sorge, sich des Landes zu bemächtigen und sich selbst zu mästen ... Überall, wohin er kam, ließ er zunächst alle Urkunden, alle Papiere des Zaren verbrennen ... Er war durchaus nicht religiös" u. s. w.

Dieser „größte russische Volksheld" wurde, wie Bakunin sagte, von seinem Volke im Jahre 1870 zurückerwartet. Er allerdings erstand nicht auf, nicht die Asiaten, wohl aber die Europäer mußten sein „struppiges Karyatidenhaupt" schauen.

Der tartarische Kriegsruf gegen die Wissenschaft, Kunst und Gesittung Europas wurde in Paris besonders kräftig von J. Vallès und dessen Nachäffer Maroteau wiederholt. Bei den Trinkgelagen, welche Vallès mit Gill, Vermerich, Courbet in einer Kneipe der Straße Poitevins feierte, pflegte er Alles für verächtlich zu erklären, was die Menschen bisher geachtet: allen Statuen müßten die Nasen abgeschlagen, alle Gemälde in den Museen zerschnitten werden. In seinem Blatt: „La Rue" legte er das Glaubensbekenntniß ab: „Wir werden rufen: schweigt, Ihr alten Pedanten! und vielleicht auch nieder mit den Todten! Wir werden alle Aristokratien angreifen, diejenigen des Alters und des Genies und wir werden die Großen und die Kleinen, die Geachteten und die Elenden nehmen, wie sie sind" ...

Der Haß gegen die Gesellschaft und gegen Alle, welche in Kunst oder Wissenschaft über die anderen Sterblichen emporragen, selbst gegen Todte, gegen Molière, Dante, Homer entsprang bei Vallès dem Gefühl seiner eigenen Ohnmacht, dem gemeinen Neide. „Wie so viele seinesgleichen hatte er Jahre hindurch geklagt, daß der Staatsstreich ihm die Flügel gelähmt habe; ja, wenn man sagen dürfte, was man weiß, wenn man nur einige Freiheit hätte, da sollte die Welt einmal sehen, was man leisten würde". Nun die Freiheit kam, aber die Leistungen blieben aus! ...**)

Das Beste, was J. Vallès geschrieben und die Schrift, die seine innersten Gefühle wiedergiebt, ist: „Les Réfractaires". Hier schildert er in wahrhaft ergreifender Weise das namenlose Elend, die Enttäuschungen der vielen Unbekannten, die aus den Hörsälen in das Leben treten, mit einem Male erkennen, daß ihr Talent nicht ausreicht, ihnen Brot, geschweige denn Glanz und Ruhm zu erwerben und die sich nun, zerfallen mit sich und der Welt, in unfruchtbaren Anklagen gegen die Menschen, die Gesellschaft und den Staat erschöpfen ...

G. Maroteau, früher der Mitarbeiter von J. Vallès in „La Rue", warf sich zu seinem Nebenbuhler auf in dem von ihm gegründeten Blatte „La Montagne". Er hatte sich Jahre lang auf Verse, Idyllen und Romane verlegt, sah aber ein, daß er damit nur langsam zu seinem Ziele kommen könne und er hatte Eile. So beschloß denn auch er, Revolutionär, Socialist zu werden. Er wollte noch nicht Dagewesenes leisten, J. Vallès, ja Marat selbst überbieten!

Wahrhaft klassisch ist die Probe von Maroteau's Weltanschauung und Stil, die Lauser S. 171 mittheilt. „In seiner Flugschrift: „Hommes et Pantins" steht wörtlich zu lesen: Man muß das Unterrichtswesen umstürzen und mit einem Strich alle Erinnerungen des Alterthums auslöschen. Eine Secunde Zögerns und wir verlieren ein Jahrhundert. Kommt Alle! Dichter oder Maler, Gelehrte oder Schriftsteller! Schlagt drauf, beißt, zertrümmert, seid grausam oder ungerecht, was liegt daran, wenn nur der Zweck erreicht wird. Und indem er sich an seinen Herrn und Meister J. Vallès wendet, ruft er aus: Ich habe Sie zwanzigmal sagen hören, daß man die Freiheit bis zur Ausschweifung lieben müsse. Ein Volk, das lüderlich wird, ist in Wahrheit seiner Rettung sehr nahe. Es wird sich nach und nach von allen Vorurtheilen befreien, die man ihm auferlegt und durch die Verderbtheit zur Einsicht gelangen. Das Knallen der Champagnerpfröpfe gewöhnt das Ohr an das Knallen der Pistolenschüsse. Man köpft die Flaschen den Philistern unter der Nase. Eine betrunkene Dirne wird plötzlich mit ihrem Fuße dem Jahrhundert seine Schlafmütze herabstoßen".

Einen Maroteau, Vallès und Genossen als Liebling der Massen in Paris zu sehen, war ein unerträglicher Gedanke für den durch die Volksgunst verwöhnten Henri Rochefort.

Er gründete ein Blatt „Le Mot d'Ordre" und zermartert nun seinen Kopf, dasselbe so spannend wie möglich zu machen. Mit Ängstlichkeit rechnet er täglich den Absatz der Nummern nach; er schämt sich nicht, des Abends selbst auf den Boulevards von Kiosk zu Kiosk zu gehen, um von den Zeitungsverkäuferinnen zu erfahren, wie viel sie absetzen. Nur über die Zahl seiner Leser, über den Stand seiner Kasse können seine Freunde noch mit ihm sprechen. Lauser erzählt, wie er ihn auf der Redaktion des „Avenir national" getroffen habe, wo die Redacteure und die anwesenden Abgeordneten in Rochefort drangen, mit seinem Namen die Versöhnungsliga zu unterstützen. Rochefort gab hierauf die cynische Antwort, die ihn und seinesgleichen vollständig malt: „Euer Versöhnungsprogramm ist gut und zeitgemäß, ich werde dasselbe jedoch nicht unterstützen, da es von

*) Diese wüsten Gemüther gleichen sich im Wesentlichen überall! Man denke an Shakespeare's Jack Cade!

**) Ein großer Teich war zugefroren;
Die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quacken, noch springen,
Versprechen sich aber im halben Traum,
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen.
Der Thauwind kam, das Eis zerschmolz,
Nun ruderten sie und landeten stolz,
Und saßen am Ufer weit und breit
Und quackten wie vor alter Zeit.

Goethe.

einem Blatte ausgeht, welches meine Candidatur für die Nationalversammlung nicht unterstützt hat" . . . .

Über F. Pyat sagt Lauser u. A.: „Um diese seltsame und widerliche Gestalt zu begreifen, muß man im Auge behalten, daß Pyat als Dichter von Volksdramen begonnen und seine dankbarsten Stoffe aus der Revolution von 1793 geschöpft hat. Er trägt beständig den „Abriß der Revolution" von Mignet bei sich, um sich an der Geschichte der Schreckenszeit zu weiden. Und seine durch das unaufhörliche Lesen dieses Lieblingsbuches krankhaft gereizte Einbildungskraft läßt ihm nicht nur die Gestalten von damals im herrlichsten Lichte, sondern sich selbst als ihnen geistesverwandt und zu einer ähnlichen Aufgabe berufen erscheinen. Sich den Männern von 1793 anzureihen, dabei aber die eigene liebe Haut zu sichern, dies sind die beiden Bestrebungen, die, ohne sich jemals zu durchkreuzen, sein ganzes politisches Leben erfüllen."

Am nächsten verwandt der feig grausamen Hyänennatur Pyat's war die schriftstellerische Größe der Commune Eugène Vermersch, welcher unter dem Mantel der Anonymität den „Père Duchêne" herausgab. „Der neue „Père Duchêne" war schon ein sehr gutes Geschäft geworden, das täglich seine fünfzehnhundert Franken abwarf, als herauskam, daß sein Verfasser, dem jedes Wort zu einem Fluch oder zu einer Unfläthigkeit wird, der Alle an Blutdurst zu übertreffen und unter der Maske des Volksfreundes die niedrigsten Triebe der Massen aufzuhetzen sucht, der sich anstellt, als wenn ihm nur wohl sei, wenn er nach vollbrachter saurer Tagesarbeit seinen Schoppen Wein trinke und mit anderen armen Teufeln über die Noth des Volkes und die Liederlichkeit der Reichen sich unterhalte, niemand anders ist, als derselbe Eugène Vermersch, den man als einen aristokratischen Genußmenschen, als Freund berühmter Buhlerinnen, als Dichter raffinirter Wollust kennt! Diesen Biedermann kennzeichnen die folgenden Verse aus seinem Gedichte: „Das Stelldichein":

> Madame, c'est ce soir, que je vous attendrai,
> Parfumez-vous d'iris, mettez la robe bleue,
> Qui vous va mieux cent fois que vos robes à queue,
> Et nattez savamment vos cheveux blond-cendrés.
> Le souper sera prêt, quand vous arriverez,
> Servi sur votre table aux pieds incrustés d'ambre;
> La flamme empourprera par ce soir de décembre
> Les cendres en frimas sur les chenets dorés.

Die Betroffenheit Vermersch's über seine Entlarvung in den anständigen Blättern wich wieder dem beruhigenden Bewußtsein, daß kein anderes Blatt neben seinem Père Duchêne in die Hände der Weiber der Vorstädte, denen er insgesammt Ruhegehalte von Staatswegen verspricht, und in die Hände der Nationalgarden komme, deren Mut er durch das Versprechen eines immer höheren Soldes und durch Vorspiegelungen über die Ohnmacht ihrer Gegner entflammt. Auf Montmartre und Belleville glaubt man so unerschütterlich an die Weisheit und Ehrlichkeit des Père Duchêne wie an den Sieg der Commune.

Weniger widerliche Figuren sind Flourens, Paschal Grousset, Vaillant, Rey und noch einige andere von Lauser geschilderte Schriftsteller der Commune! Aber an Confusion leisten diese vielleicht etwas idealer angelegten Köpfe wo möglich noch mehr. Wäre die Sache nicht so furchtbar ernst, so könnte man wünschen, daß im Interesse des Humors aus den fraglichen Schriftstellern eine Anthologie ihrer schönsten Stellen zusammengestellt werden möchte!

Flourens erzählt, in seinem damals erschienenen Werk „Paris libre", nach dem Beginn des deutsch-französischen Krieges habe er den Plan gehabt, Athen aufzuwiegeln, den dortigen König fortzujagen, die Kreter zu befreien, mit ihnen nach Marseille zu schiffen, Marseille gleichfalls aufzuwiegeln, mit dem ganzen Süden Frankreichs zum Entsatz von Paris zu eilen, die Arbeiter von Berlin, Wien, London zum Barrikadenbau, die Spanier zur Vertreibung Prims, Garibaldi zur Besetzung Roms aufzufordern, die Preußen über dem Rhein der Revolution im eigenen Lande in den Rachen zu jagen und in Paris endlich die Verräther Trochu, Bazaine, Ducrot, Schmitz abzusetzen — und Flourens genoß auf Montmartre, Belleville und in La Villette den Ruf eines Heilands und Helden.

Etwas weniger donquixotisch, aber ungleich komischer noch als Flourens, erscheint Paschal Grousset, der Delegirte der auswärtigen Angelegenheiten, „den hauptsächlich der Umstand, daß er wohl gekämmte Haare, Handschuhe und neumodische Kleider trug, der Commune für das Portefeuille des Auswärtigen empfahl."

„Ich erinnere mich noch ganz wohl," sagt Lauser, „wie Jedermann diesen fröhlichen rothbackigen Jungen lieb hatte, als er, des Titels eines Studenten der Medicin überdrüssig, aus den Kneipen des Lateiner-Viertels in das Café de Madrid, das Nest der Boulevards-Journalisten, übersiedelte und bei ungezählten Bier- und Absinthgläsern von seinem Glück bei den Frauen schwadronirte, das er seinem blauschwarzen Haar, seinem hübschen Schnurrbärtchen, seinem prallen Bein und namentlich seiner Hose, einem unübertroffenen Meisterwerk des Schneiderkönigs Dusautoy, verdankte! Er war dazumal so harmlos vergnügt, wenn er in irgend einem Blatte ein Artikelchen zu vier Sous die Zeile untergebracht oder von einem Buchhändler Auftrag erhalten hatte, gegen baare Bezahlung eine kleine Flugschrift über irgend einen beliebigen Gegenstand oder auch einen schlüpfrigen Roman zu verfertigen."

Rochefort's Erfolge erweckten seinen Ehrgeiz; er warf sich auf die Politik und zog als Mitarbeiter Rochefort's in der „Marseillaise" gegen die Verderbtheit des Kaiserreichs zu Felde, der bekannte Vorfall mit Peter Bonaparte, wobei dieser Grousset's Freund, Victor Noir, erschoß, machte ihn zu einer Pariser Größe. Nach der Belagerung gründete Grousset sein eigenes Organ „l'Affranchi", in dem er Rochefort, mit dem er sich überworfen hatte, angreifen ließ.

Aristide Rey und E. Vaillant hatten in Deutschland deutsche Philosophie studirt, was ihnen, wie manchem stärker organisirten Kopf, nicht sonderlich bekam.

Rey's Gedankenreihe, mit der er einmal wie das andere loslegte, bestand in folgenden fruchtbaren Sätzen: „Alles, was besteht als Staat, Kirche, Gesellschaft, Ehe, Eigenthum, ist krank und unnatürlich. Die seither vorgeschlagenen Mittel, wie Volkserziehung, Genossenschaften u. s. w., dienen nur, die Genesung zu verschleppen, welche lediglich die Frucht einer Alles umstürzenden Revolution sein kann. Die Menschheit muß dadurch befreit werden, daß man Alles zerstört, was an die Vergangenheit erinnert, Throne, Kirchen, Denkmäler, Kunstwerke, Bücher, kurz dadurch, daß man ein allgemeines Chaos herstellt. Alsdann wird eine Entwicklung vor sich gehen, wie wenn man Salze in ein Glas Wasser schüttet und umrührt; zunächst sieht man nur trübe Verwirrung, allmählich aber findet Absonderung, Neubildung und Krystallisation statt; so werden auch aus dem Chaos neue, gesunde Einrichtungen für die Welt sich herausbilden."

Rey verwarf die Ehe als unsittlich und da er noch kein weibliches Wesen gefunden hatte, das eine freie Vereinigung, wie sie ihm allein menschenwürdig erschien, mit ihm eingehen wollte,

so enthielt er sich des Umgangs mit Weibern gänzlich. Als einst eine etwas leichtfertige Bemerkung in einer Gesellschaft, worin er sich mit Lauser befand, gefallen war, brach er in die klassischen Worte aus: „Si nous ne respectons pas le mariage, respectons au moins le concubinage.“ Die Losung, „entweder wird die Commune siegen oder Paris aufhören zu bestehen“, sagte Rey nur halb zu; er wollte die Zerstörung von Paris gerade in dem Fall, wenn die Commune siegte.

Rey war übrigens kein Mann des Handelns; er begnügte sich damit, in mehreren Communeblättern sein Thema zu variiren. Dagegen der Prediger des Königsmordes, Vaillant, war Mitglied des Centralausschusses, der ihn auch in die Commune wählen ließ. Während die Mehrheit dieser Körperschaft fand, sein Verstand sei durch die Nebel der deutschen Philosophie getrübt worden, verachtete Vaillant bald gründlich die ganze Commune, „dieses kleine geschwätzige Parlament, das, was es heute geschaffen, morgen wieder, je nachdem es gelaunt ist, zerstört und alle Beschlüsse des Ausschusses durchkreuzt.“ Er harrte jedoch bis zum Ende in der Commune aus und soll sich durch die deutschen Linien gerettet haben. „Bismarck mußte ja den „hegelianischen Sendling“ schützen.“

Diese und ähnliche Männer — in einer officiösen Begriffsbestimmung der Commune heißen sie „die „Socrates accoucheurs d'idées“, welche der Revolution vom 18. März nicht gefehlt haben, — waren die Wortführer in der Presse und in den Versammlungen!

Würdig standen ihnen ebenso begabte und edle Männer in der Civil-, wie in der Kriegsverwaltung zur Seite, soweit dieselbe nicht auch mit den literarischen Wortführern besetzt war.

Lauser schildert das Treiben und die Persönlichkeiten von Raoul Rigault, Delescluze u. A. in der Civilverwaltung; Bergeret, Cluseret, Cecilia, Rossel, Lullier, Eudes u. A., der Polen Dombrowski und Wrobleski u. A. in der Kriegsverwaltung. In der Kriegsverwaltung spielten die Polen schon von Anfang an eine große Rolle. Ein Freund Lauser's, v. C., führte dessen scherzhaften Vorschlag aus, im „Avenir national“ noch das Eintreffen der berühmten Kämpen „Crapülinski und Waschlapski“ anzukündigen, eine Nachricht, auf welche hin die Versailler Blätter die verschiedenartigsten Lebensläufe der beiden Kämpen aufzutischen wußten. Weniger gemüthlich nahm das Setzerpersonal des „Avenir national“ die Sache auf; C. wurde wegen seines Scherzes denuncirt und fand eines Morgens sein Todesurtheil in die Fensterscheibe bei seinem Redactionspulte eingeritzt.

Unaufhörliche und bittere Kämpfe zwischen den Persönlichkeiten und Gewalten der Commune konnten bei dem Charakter der ersteren, der Unbestimmtheit der letzteren nicht ausbleiben; diese Kämpfe werden uns anschaulich vorgeführt. Sehr beachtenswerth sind insbesondere die Reibungen zwischen dem bürgerlichen und dem militärischen Elemente der Commune, wobei vorzugsweise Delescluze und Cluseret als Gegner erscheinen.

Der Verfall der Nationalgarden, die sich der Trunkenheit mehr und mehr ergaben, machte den einsichtigeren militärischen Leitern, u. A. dem unglücklichen Rossel, schwere Sorgen. Vergebens suchten sie ihm durch hie und da angewandte Strenge zu wehren.

Um das Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen, wurde die Chemie in den Dienst der Revolution genommen. Gegen Mitte Mai kündigte das Amtsblatt an, daß alle Besitzer von Schwefel, Phosphor und ähnlichen Producten sich innerhalb drei Tagen bei der wissenschaftlichen Delegation zu melden hätten; man schloß daraus auf die äußersten Absichten der Commune beim Unterliegen der Stadt. Übrigens hatte man in den Communekreisen die „Rostopschinirung“ von Paris schon im April in Aussicht genommen; Lauser theilt in dieser Beziehung abscheuliche Einzelheiten mit. Am 5. April forderte Raoul Rigault Berme, den Fabrikanten des feu grégeois, zu Versuchen mit Brandstoffen auf, welche die Commune gegen die Truppen von Versailles und gegen Paris selbst, falls sie unterliege, anwenden wolle. Die am 12. April im Hofe des Louvre angestellten Versuche fielen zur Zufriedenheit Rigault's und des Doctor Pillot aus und Letzterer sagte: „Herr Berme, Soldaten verbrennen ist freilich schon viel, aber es ist nicht ganz, was wir jetzt brauchen. Wir brauchen eine furchtbare Waffe, etwas Höllisches, um alle die Unglücklichen zu strafen, die gegen uns dem Despotismus dienen. Die durch Hunderte auf einen Punkt gerichteter Feuerstrahlen verursachten Wunden müssen unheilbar werden. Wenn Sie zu ihren Präparaten Arsenik fügen können, daß jedes Flämmchen nur ein Centigramm oder zwei davon enthielte, so kann die Commune sich durch tödtliche und vergiftete Wunden rächen. Sie können den von der wissenschaftlichen Delegation für ihr feu grégeois ausgesetzten Preis morgen erheben, denn wir nehmen dasselbe an als Mittel der Vertheidigung und als Brandmittel, wenn wir Paris rostopschiniren müssen.“

Berme hielt die Commune hin und wurde des Einverständnisses mit Versailles angeklagt, von Raoul Rigault am 18. Mai zum Tode verurtheilt und entkam nur dank dem Brande der Polizeipräfectur am 24. Mai 1871.

Aus dem Wirrwarr der Ereignisse in den letzten vierzehn Tagen vor dem endlichen Sturz der Commune mögen noch einige Einzelheiten hervorgehoben werden.

Zunächst der Sturz der Vendômesäule. Vergebens hatte sich Victor Hugo auf das Entschiedenste gegen die Zerstörung ausgesprochen. Trotz der beredten Verse, trotz der freilich in sehr bedenkliches Schwanken gerathenen Popularität Hugo's wurde die Säule am 16. Mai von ihrem Gestell herab in den Mist gestürzt; „ich weiß nicht“, sagt Lauser „ob auch der alte A. Barbier zugegen war, der im Mai 1831, als die Pariser noch die Carmagnole um die Säule tanzten, sein „l'Idole“ voll glühenden Hasses gegen Napoleon gedichtet hatte.“

Nach dem Sturze der Vendomesäule waren der Commune und dem Centralausschuß nur noch wenige Tage gegönnt, die mit Vorbereitungen auf den letzten Kampf und mit diesem Kampfe selbst ausgefüllt wurden!

Am 21. Mai Abends und am 22. Mai in den frühesten Morgenstunden drangen die „Versailler“ ein; die Zeit vom 21. bis zum 28. Mai füllten eine entsetzliche Straßenschlacht — die Brandstiftungen der verzweifelten Aufständischen, der Mord der Geißeln, die Massenerschießungen der gefangenen Communekämpfer aus! in den letzten Tagen des Mai verwandelte sich Paris schon wieder mit einer Raschheit, die Jedem, welcher die unglaubliche Lebensfähigkeit dieser Stadt nicht seit langen Jahren kennt, unglaublich vorkommen muß, wieder in die Stadt der Arbeit und des Vergnügens! Von den Bildern, die Lauser aus dieser Schreckenszeit entrollt, möge eines mitgetheilt werden: „Jubel über die Erlösung“.

„Um fünf Uhr (am 23. Mai) lassen die Nationalgardisten die Barrikade auf unserer Straße im Stich. Trotz Kartätschen- und Gewehrfeuer öffnen sich jetzt alle Fenster. Da wird der erste Liniensoldat auf dem Boulevard sichtbar. Und nun begiebt sich ein Auftritt, den ich Zeit meines Lebens nicht vergessen werde. Aus den Kellerlöchern, den Gewölb- und Hausthüren, aus allen

Fenstern, von den Dächern herab erschallt der Ruf: es lebe die Linie! Bravorufen und Händeklatschen. Die Frauen schwenken ihre Tücher zum Gruß. Ein junger Mann stürzt mitten durch den Kugelregen aus der Straße Michaudière über den Boulevard herüber, reißt die rothe Fahne von der Barrikade und pflanzt die dreifarbige Fahne Frankreichs auf. Ein silberhaariger Greis umarmt und küßt den Offizier, der die Plänkler befehligt. Aus allen Häusern bringt man den Soldaten Wein und Brot. Wie sich die Bewohner der Straße, die sonst Jahre lang, ohne sich zu kennen, an einander vorübergegangen, in den letzten Wochen des Unglücks fast zu einer Art Familie zusammengeschlossen hatten, die sich gegenseitig tröstete und aufrichtete, so fielen sie sich im Glück über die Erlösung in die Arme, und selbst die Männer schämten sich der Freudenthränen in den Augen nicht."

„Überall hört man", heißt es in den Aufzeichnungen vom 30. Mai, „daß die Pariser Presse unberechenbar viel zu dem Unglück Frankreichs seit einem Jahre beigetragen habe und einer Erneuerung von Grund aus bedürfe. Leider sind noch immer nicht die gediegeneren Blätter am meisten begehrt, sondern, wie zuvor der „Gaulois" und der „Figaro", welche die fieberkranke öffentliche Meinung durch die albernsten Märchen irre zu leiten fortfahren und z. B. jetzt erklären, der alte Jacoby in Königsberg habe den Plan zur Verbrennung von Paris gemacht." So sündigten gleich den revolutionären Blättern auch die conservativen. Den verderblichen Einfluß eines Theils der Pariser Presse nachgewiesen zu haben, ist nicht das kleinste Verdienst des Lauser'schen Buches. Ferdinand Jugler.

Frankreich.

Masson: Memoiren und Briefe des Cardinal Bernis.*)

Der Cardinal von Bernis ist einer der Männer des achtzehnten Jahrhunderts, die auf den Gang der politischen Ereignisse einen großen Einfluß geübt haben, und er hat mehrere Jahre der französischen Geschichte mit seinen Thaten erfüllt. Trotzdem ist er dem größeren Publikum nahezu unbekannt; man liest seine Gedichte nicht, und spricht davon, als ob man sie gelesen; er gilt für einen Dichterling, der sich die Gunst einer Maitresse des Königs erworben habe und dann in ihre Ungnade gefallen sei; man wiederholt immer aufs Neue, er habe manchmal gute Witze gemacht und sei ein galanter Abbé und ein Hofpoet gewesen; die Pompadour habe ihn pigeon pattu und Voltaire Babet la bouquetière beibenamst.

Nun aber hat der tüchtige Geschichtsforscher Frédéric Masson Bernis' Memoiren, seine Briefe an den König, an die Marquise von Pompadour, an den Herzog von Choiseul-Stainville herausgegeben: eine höchst interessante Veröffentlichung, wodurch ein neues Licht auf den Staatsmann und Patrioten Bernis geworfen wird.

François Joachim de Pierre de Bernis wurde im Schloß zu Saint Marcel, bei Pont Saint Esprit, im Vivarais, am 22. Mai 1715 geboren. Er gehörte einer adeligen Familie an und führte den Titel eines Grafen von Brioude. Im Collège Louis le Grand, dann im Seminar Saint Sulpice erzogen, dann in das Domcapitel von Lyon aufgenommen, nahm er doch nicht die Weihen und war kein Priester, sondern ein „abbé à petit collet". Freimüthig und mittheilsam, mit einer lebhaften Phantasie begabt, dabei sehr munter und fruchtbar an kleinen Versen, an Impromptüs und Madrigalen, wurde er bald ein Mann nach der Mode: man bewunderte seine feinen Sitten, seinen guten Geschmack, eine gewisse Zartheit und Gefälligkeit seines ganzen Wesens: er wurde in der Welt der Salons ein angesehener Gast und er war es, der die schöne Frau von Rohan-Courcillon über ihren Wittwenstand tröstete. Dabei machte er zwar Schulden, war aber nicht der Bohémien, den Senac und Marmontel in ihren Memoiren gezeichnet haben, nicht der Wüstling, der auf Kosten seiner Maitressen, Putzmacherinnen und Büchertrödlerinnen gelebt haben soll. Wohl aber hatte er, während er allen Freuden des großen Paris mit jugendlichem Leichtsinn huldigte, sich den strengen Cardinal Fleury, seinen Gönner, entfremdet. Fleury sagte einst zu ihm, bei seinen Lebzeiten werde er keine Pfründe bekommen. „Ich werde warten", antwortete Bernis, und er lebte sorglos weiter, unbekümmert um die Zukunft inmitten einer Gesellschaft, wo Jedermann nach Stellen und Würden jagte, mit seiner Armuth zufrieden und jedem ehrgeizigen Streben, jeder hochfliegenden Hoffnung fremd.

Fleury starb und Frau von Etioles, die künftige Marquise von Pompadour,**) wurde die Maitresse Ludwig's XV. (1745). Sie lebte gerade in Etioles, auf dem Land, in stiller Einsamkeit, und erwartete die Rückkehr ihres königlichen Liebhabers, der an dem Feldzug Theil nahm. Frau von Rohan-Courcillon stellte Bernis der Favoritin vor, und da letztere, die mit dem König in täglichem Briefwechsel stand, eine gewandte Feder brauchte, so blieb der geistvolle Abbé bei Frau von Etioles als ihr Geheimschreiber. Ludwig XV. lernte seine Verdienste schätzen und setzte ihm ein Jahrgehalt von fünfzehnhundert Livres aus.

Nun auf einmal wird Bernis von Ehrgeiz erfüllt und gestachelt, und geradeso wie es Leute giebt, die, nachdem sie eine Erbschaft gethan, rangirt werden, so beschließt er, daß es des Tobens genug sein soll, daß er seine Schulden bezahlen und sich durch volle Entfaltung seiner Fähigkeiten in die Höhe bringen wolle. Die Theologen, sagt Talleyrand, thun sich in der Kunst des Unterhandelns hervor. Bernis widmet sich unverzagt dem diplomatischen Fach und bewirbt sich eifrig um einen Gesandtschaftsposten. Bald schickt man ihn nach Venedig.

Man glaubte, er würde daselbst versauern. Aber er gewinnt in der Lagunenstadt einflußreiche Freunde, behandelt alle durchreisenden Ausländer mit Leutseligkeit, schreibt an seinen Hof treffliche Depeschen, versieht den Ministerrath mit den besten und sichersten Auskünften: drei Tage weilt er in Turin, und binnen so kurzer Zeit spürt er den geheimen Vertrag zwischen Spanien und Sardinien aus; in Venedig weiß er besser als der Herzog von Duras in Madrid alle Angelegenheiten des spanischen Hofes und sagt den Monat, ja die Woche vorher, wo der Minister de la Enceneda gestürzt werden würde. In einer Gesandtschaft, wo vorher sich Alles schläfrig hinschleppte, wird eine rege Thätigkeit entwickelt, welche die Italiener in Erstaunen setzt.

Dann kommt er nach Paris zurück. Die vier Jahre, die er in Venedig zugebracht, sind für ihn eine ernste Schule des politischen Lebens gewesen. Ihre folgenreiche Bedeutung hebt der Herausgeber der Memoiren mit Recht hervor. Durch die Erfahrungen, die er gemacht, durch das Anschauen neuer Dinge

*) Mémoires et lettres de François-Joachim de Pierre Cardinal de Bernis (1715—1758), publiés avec l'autorisation de sa famille, d'après les manuscrits inédits, par Frédéric Masson, bibliothécaire du ministère des affaires étrangères. Paris, Plon.

**) Über die Marquise von Pompadour s. Magazin Nr. 48.

und die Kenntniß fremdländischer Verhältnisse ist Bernis ein anderer Mann geworden. Ja, er hat mit seiner eigenen Vergangenheit gänzlich gebrochen, hat von dem Patriarchen in Venedig das Unterdiaconat empfangen.

Eben brach der siebenjährige Krieg aus. Staremberg hatte dem französischen König ein Bündniß mit Österreich vorgeschlagen. Bernis wird von Ludwig XV. und Frau von Pompadour zu ihrem Vertrauten gemacht; er ist der zuverlässige Mann, der mit Staremberg unterhandeln und den Vertrag zu Stande bringen soll. Es ist behauptet worden, ein Vers Friedrich's II. hätte ihn aufs Empfindlichste verletzt gehabt:

„Et je laisse à Bernis sa stérile abondance,"

und deßhalb hatte er sich gegen Preußen erklärt. Bernis aber war nicht der Mann, einen gewaltigen Krieg zu unternehmen und sein Vaterland in blutige und gefahrvolle Abenteuer zu stürzen, bloß seiner gekränkten Eitelkeit zu liebe. Frankreichs Bündniß mit Österreich war keine unbesonnene That; es entsprang nicht, wie man so oft gesagt hat, der Laune einer Buhlerin oder der Leidenschaft eines reizbaren Schriftstellers. Es war ein für Frankreich nützliches Bündniß, wenn ein Moritz von Sachsen die französischen Truppen befehligte und gemäß den Bedingungen des geheimen Vertrages Lothringen und Belgien erworben wurden. Viele französische Geschichtsschreiber haben gemeint, Bernis und Frau von Pompadour hätten den stolzen, von Heinrich IV., Richelieu und Mazarin mit so viel Mühe errichteten Bau der französischen Politik unvorsichtig zertrümmert. Diese Ansicht ist eine durchaus oberflächliche: der Plan war gut, wurde reiflich durchdacht und von Männern wie D'Argenson, Rouillé und Machault, von klugen und unbescholtenen Ministern, wohl erwogen.

Inzwischen war Bernis Minister des auswärtigen Amtes geworden. Nie hatte ein Mann sein Glück am Hof so rasch gemacht und sich in so kurzer Zeit zu den höchsten Würden emporgeschwungen. Er war aber eines so glänzenden Schicksals nicht unwürdig und entwickelte, obwohl krank und trotz zahlloser Hemmnisse, trotz all der schweren auf ihm lastenden Sorgen, trotz des Neides und des böswilligen Murrens der über sein Emporkommen Eifersüchtigen einen bewunderungswürdigen Eifer. Das Glück war ihm hold: die französischen Colonien wehrten sich tapfer gegen die Angriffe der englischen Flotten, Minorca wurde mit Sturm genommen, Hannover erobert, Friedrich bei Collin und Prag geschlagen. Da schloß Richelieu, anstatt, nach der Schlacht bei Hastembeck, die Hannoveraner, die er eingeschlossen hielt, zur Übergabe zu zwingen, mit dem Herzog von Cumberland den Vertrag von Closterseven. In eben jenem Augenblick ging Bernis in seinem Cabinet auf und ab und dachte über die glücklichen Kriegsereignisse nach; er gedachte der Mittel, die man dazu angewendet, der Personen, die Alles geleitet, der Hitz- und Brauseköpfe, welche die meisten Pläne ausgeheckt, der Ränke und Cabalen, Alles dessen, was ein unerwarteter Zufall gethan, und er brach in den Ausruf aus: „Arme Nachwelt, was wirst du wissen; wie würde die wirkliche Wahrheit dich verlachen! „Kaum hat er das ausgerufen, so hört er ein Peitschenklatschen vor der Thüre, ein Officier tritt ein mit der Nachricht von dem Vertrage; Bernis liest die Depesche, begreift sofort die unvermeidlichen Folgen der Convention: „der Traum ist ausgeträumt", sagt er zu sich, „meiner Treu, die Nachwelt ist doch nicht so beklagenswerth, sie wird nicht in den Fall kommen, sich über unsere Erfolge zu verwundern!"

In der That hatte sich das Blatt gewendet: Richelieu, der langsam vorwärts ging und zwei Monate bei der Plünderung von Halberstadt verlor, sah sich plötzlich von den Hannoveranern bedroht; Soubise wurde bei Roßbach, Clermont bei Crefeld aufs Haupt geschlagen; alle die Anstrengungen, die Frankreich gemacht, wurden zu nichte. Bernis schlug vor, den Frieden gleich und um jeden Preis zu schließen. Aber Frau von Pompadour widersprach: sie wollte herrschen und ihre Herrschaft durch Thaten erhärten; sie kümmerte sich nicht darum, ob die Mittel zur Verlängerung des Krieges vorhanden wären, und Frankreich's Colonien und Marine machten ihr keine Sorge. Die Briefe und Schmeicheleien, die ihr Kaunitz im Namen der Kaiserin Maria Theresia schrieb, ihr zuversichtlicher Glaube an den endgültigen Erfolg, ihre echt weibliche Hartnäckigkeit, Alles trieb sie, einen Krieg auf Leben und Tod zu führen. Auch fürchtete sie sich vor der öffentlichen Meinung; hätte sie Frieden gemacht, hätte sie dem Bündniß mit Österreich entsagt, womit sie so stolz geprunkt, sie wäre das Gespött der französischen Nation, die Zielscheibe der Pamphletisten und Satiriker geworden. „Ich hasse den Sieger," schrieb sie an Kaunitz über Friedrich II., „ich hasse ihn mehr als je; treffen wir aufs Beste unsere Vorkehrungen, zermalmen wir den Attila des Nordens und Sie werden mich ebenso zufrieden sehen wie ich heute verstimmt bin." Sie bot dem Unglück Trotz und hielt Halsstarrigkeit für Heldenmuth. „Jede erhabene Seele", schrieb sie ein andermal an Kaunitz, „stemmt sich gegen das böse Geschick und sucht nur um so eifriger die Mittel, das Verlorene wieder zu gewinnen."

Bernis, den die Pompadour als ihre Creatur ansah, zeigte sich widerspenstig, sträubte sich gegen die Kriegslust der Marquise, stellte ihr vor, die Lage werde immer mißlicher, es seien keine Generale da, um die bereits sich vermindernden Streitkräfte zu leiten, die Staatskasse sei erschöpft und, wie er sich ausdrückte, die Nieren der Monarchie durchaus geschwächt. Man müsse, fügte er hinzu, große Veränderungen und Verbesserungen in der Finanzverwaltung vornehmen und, da der König keinen festen Willen habe und aus seiner Schlaffheit nicht aufgerüttelt werden könne, einen Premierminister ernennen oder dem Staatsrath die ganze Gewalt übertragen. Ohne Zweifel wollte Bernis Premierminister werden; der hochstrebende Mann schmeichelte sich mit der Hoffnung, den König zu einer Null herabzudrücken. Aber er hatte Recht, mitten in so schwierigen Umständen ein Ministerium bilden zu wollen, dem eine wirkliche unabhängige Gewalt zu Theil werden sollte. Es war nöthig, endlich einmal die Rechnungen zu prüfen, ein Budget festzusetzen und die Ausgaben mit den Einnahmen ins Gleichgewicht zu bringen. Es war nöthig, die inneren und äußeren Angelegenheiten mit genauester Sorgfalt zu untersuchen, alle die Mißbräuche, die ungeheures Geld verschlangen, abzustellen und ein für allemal den Ausfall zu decken. So hätte man vielleicht die Revolution, zwar nicht vermieden, aber hinausgeschoben. Denn die Generalstände wurden nachmals einberufen, um dem Bankrott vorzubeugen; den Bankrott aber hatten die Sinecuren, der ordnungslose Staatshaushalt, die stets wachsende Schuldenlast herbeigeführt. Daß Bernis dem Übel steuern wollte, gereicht ihm zur größten Ehre und legt von seiner Vaterlandsliebe ein glänzendes Zeugniß ab.

Allein die Marquise von Pompadour fing an, „ihren" Minister zu hassen. Was? Dem Krieg, ihrem eigenen Krieg, den sie selbst beschlossen und begonnen, sollte ein plötzliches Ende gemacht werden! Bis jetzt hatte sie das unbeschränkte Recht besessen, Ämter, Jahrgehalte, Geschenke unter ihre Freunde und Bekannten nach Belieben auszutheilen, und ein Revisionsrath sollte dieses Recht einschränken!

Bernis' Reformen scheiterten gänzlich; rings um ihn wogten und drängten, wie er schmerzlich bekennt, Cabalen und Eifer-

süchteleien; er beschloß, das Ministerium zu verlassen. Aber schon längst hatte der Herzog von Choiseul Stainville, der französische Botschafter in Wien, an seinem Sturz mit allen geheimen Hebeln gearbeitet. Man kennt jenen rothhaarigen „grand seigneur", der durch seine funkelnden Augen, seine schlanke Gestalt, sein feines Benehmen sein häßliches Gesicht vergessen machte. Von früh an hatte er sich auf die Kunst der boshaften Reden und beißenden Epigramme verstanden und sich den Ruf eines furchtbaren Spötters erworben; man scheute sich vor seinem unbarmherzigen Witz und Wenige wagten es, sich mit ihm zu entzweien. Auch war er ein Günstling der Weiber und hatte viele Liebschaften gehabt, bis er für Frau von Pompadour eine glühende Leidenschaft erheuchelte; er lieferte mit infamer Treulosigkeit den Liebesbrief in ihre Hände, den seine Cousine, Frau von Choiseul-Romanet, von Ludwig XV. erhalten, und erwarb sich dadurch die Dankbarkeit der Favoritin. Von nun an bringt er sich voran; er wird als Gesandter nach Rom, dann nach Wien geschickt: vorwitzig und schwatzhaft, den sinnlichen Freuden ergeben, sehr leutselig, immer fröhlich und munter, an Späßen und Einfällen unerschöpflich, dabei voll Hochmuth und Selbstgefühl, scheint er die wichtigsten Angelegenheiten spielend zu führen und sich um seinen persönlichen Vortheil wenig zu kümmern; ein kühner scharfsinniger Mann, der gleich beim ersten Blick die Hindernisse und die Art sie zu überwinden wahrnimmt, und der, bei alledem, durch den Glanz seiner Phantasie, durch den Reiz seiner Unterhaltung und seinen festen entschlossenen Charakter so viele Anhänger gewann, daß ganz Frankreich seine spätere Ungnade betrauerte.

Choiseul kannte schon längst den Zwist, der zwischen Bernis und der Marquise von Pompadour entstanden war; er benutzte ihn zu seinen Zwecken, und, um ins Ministerium zu gelangen und sich die Pompadour immer gewogener zu machen, erklärte er laut, man dürfe nicht im Unglück verzagen, noch sei nicht alles verloren und Frankreich vermöge, trotz der wiederholten Niederlagen, seine Kräfte wieder herzustellen. Unablässig erregte er die sinkenden Hoffnungen der Marquise und der Kaiserin Maria Theresia und fachte bei den beiden Frauen die manchmal erlöschende Flamme der Rachsucht an. Endlich, mit teuflischer Gewandtheit, brachte er's fertig, daß der Abbé von Bernis zum Cardinal ernannt wurde. Sobald Bernis den Cardinalhut bekommen, wurde er dem König verdächtig; Ludwig XV. fürchtete in ihm den Nachfolger der Richelieu, der Mazarin, der Dubois, der Fleury.

In dem Augenblicke, da Bernis, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Komthur des Ordens des heiligen Geistes, Abt von Saint Médard zu Soissons und von Trois-Fontaines, Prior zu La Charité sur Loire, die höchste Kirchenwürde erlangte, war er seinem Sturze nahe. Er selbst fühlte, daß es ihm unmöglich sei, auf seinem Posten zu bleiben, und reichte seine Entlassung ein. Sie wurde zwar angenommen und Choiseul erhielt sogleich den Befehl, Wien zu verlassen und das auswärtige Amt zu übernehmen; aber Bernis fuhr fort den Sitzungen des Staatsrathes beizuwohnen, behielt im Palast zu Versailles seine Wohnung und war gewissermaßen Choiseul's College. Man brauchte ihn, um das Pariser Parlament zur Registrirung einer Anleihe von vierzig Millionen zu bewegen. Doch Bernis täuschte sich nicht über die kommende Ungnade; aus allen Schmeichelworten heraus hatte er den unversöhnlichen Groll der Marquise von Pompadour und Choiseul's schonungslose Herrschsucht erkannt; er sagte bereits, sein Cardinalhut sei ihm ein guter Regenschirm. Sein einziger Wunsch war, in Paris, in der feinen Gesellschaft, die er liebte, bleiben zu können, und bei seinem Fall kein Aufsehen, kein Ärgerniß zu erregen. Er ging zu Frau von Pompadour und erklärte ihr: „Nichts ist leichter, als daß wir von einander scheiden; warum wollten Sie die Sache bis auf's Äußerste treiben; wozu der Dolchstich?" Die Marquise antwortete nicht; sie wollte ihn auf immer von dem Hof entfernen, ihn in ewige Verbannung stoßen, weit von dem König, der ihm sein Zutrauen geschenkt. Sie schrieb den folgenden Brief:

„A mon cousin le cardinal de Bernis.

Mon cousin, les instances réitérées que vous m'avez faites pour quitter le département des affaires étrangères m'ont persuadé qu' à l'avenir vous ne rempliriés pas bien des fonctions dont vous désiriés avec tant d'ardeur d'être débarrassé. Et cet d'après cette réflexion que je me suis déterminé à accepter votre démission de la charge de secrétaire d'État. Mais j'ay senti en même temps que vous ne répondiés pas à la confiance que je vous avais marqué dans des circonstances aussy critiques, ny aux graces singulières que je vous ay accumulées en si peu de temps. En conséquence je vous ordonne de vous rendre dans une de vos abbayes à votre choix, d'icy à deux fois vingt quatre heures, sans voir personne, et ce jusqu'à ce que je vous mande de revenir. Renvoiés moi des lettres que vous avez gardé de moy dans un paquet cacheté. Sur ce je prie Dieu qu'il vous ait, mon cousin, en sa sainte et digne garde.

A Versailles, ce 13 décembre 1758. Louis."

Bernis fügte sich in sein Schicksal. Später, nach dem Pariser Frieden, wurde er Erzbischof von Alby, und als französischer Botschafter in Rom war er, um den Ausdruck Masson's beizubehalten, der Warwick der Päpste.

Seine Memoiren sind eine werthvolle Gabe. Herr Masson hat sie mit der größten Genauigkeit veröffentlicht und an vielen Stellen sachgemäß erläutert, wie man es von dem Verfasser des „Département des affaires étrangères pendant la révolution"*) wohl erwarten durfte. Da Bernis eine Zeitlang eine hervorragende Rolle gespielt und zu fast allen bedeutenden Männern seiner Zeit in naher Beziehung gestanden hat, enthalten seine Denkwürdigkeiten ein sehr reiches Material zu der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Höchst bemerkenswerth sind z. B. die Kapitel über die Sitten des Zeitalters, über die Literaten, über die Frauen, u. s. w. In den folgenden Zeilen möchte ich eine Anspielung auf Frau von Pompadour finden: „Alle Frauen wollen herrschen, aber die, die ein kaltes Herz haben, lassen sich von Stolz, Ehrgeiz und Rache leiten: Leidenschaften, die desto gefährlicher sind, als sie sich fast immer unter dem Schleier der Falschheit oder unter der Maske der Heuchelei verbergen." — „Die Marquise du Châtelet", sagt er, „war keine ernste Person; ich sah wie sie sich viele Stunden hindurch mit Putz beschäftigte und eine Armee von Pagodenmännchen, von denen ihre ganze Wohnung voll war, in Bewegung setzte." — Auch über das Bündniß Frankreichs mit Österreich, über die Verhandlungen mit Staremberg und Kaunitz, über die Anfänge des siebenjährigen Krieges hat Bernis berichtet und seine hierauf bezüglichen Ausführungen bilden eine nicht unwichtige Ergänzung zu den Publicationen von Arneth und Anderen.

Im Ganzen legt man das Buch nicht ohne Genugthuung aus den Händen. Denn es tritt uns darin ein tüchtiger, von reinem Patriotismus durchdrungener Mann entgegen, der an weltbewegenden Ereignissen mitwirkt mit Ernst und dem edlen Willen, seine Pflicht zu erfüllen und dem Wohl des Vaterlands alle seine Kräfte zu widmen. Der artige Reimschmied, der

*) S. Magazin 1877. Nr. 29. 30.

Liebling der vornehmen Damen, der frivole Akademiker erscheint uns hier als ein verdienstvoller Mann, als ein dirigirender Minister, der mit seltener Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung handelte. Man hat, dünkt uns, nicht genug beachtet, daß alle berühmten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, wie Choiseul, Maurepas, Bernis u. s. w., selbst mitten in den ernsthaftesten Beschäftigungen, liebenswürdig und ungezwungen erscheinen wollten; Humor und Witz, eine mehr scheinbare als wirkliche Leichtfertigkeit, etwas Gefälliges und Pikantes, das schwer zu definiren ist, brachten sie mit in die wichtigste Thätigkeit; Voltaire bedauerte, daß Newton kein Lustspiel verfaßt hätte, Montesquieu schrieb Tändeleien und der gesetzte Malesherbes blies den Leuten den Qualm brennenden Papiers in die Nase. Auch Bernis war dem Scheine nach ein Lebemann, ein windiger oberflächlicher Poet; aber auch er war ein homo duplex: alle diese Staatsmänner stellten sich an, als ob sie sich bloß um Bälle und Abendgesellschaften und schwelgerische Mahlzeiten bekümmerten; allein, geschmeidig und leichtschaffend wie sie waren, gingen sie ohne Mühe vom Vergnügen zur schwersten Arbeit über und aus der Oper kommend behandelten sie rasch und durchgreifend die Obliegenheiten ihres Amtes. Bernis schlief nur fünf Stunden; zur Zeit des Versailler Vertrages brachte er den ganzen Tag am Hof zu, spielte, machte Besuche, vereitelte durch seine Beweglichkeit das Spioniren der Minister und führte inzwischen die Unterhandlungen emsig fort. Es war, wie aus seinen Memoiren erhellt, ein tactvoller einschmeichelnder Mann, dem der Umgang mit den Frauen (die er die treuesten Freundinnen der Männer nennt) eine große Feinheit und Schärfe des Geistes und eine tiefe Menschenkenntniß gegeben hatte. Wohl hat er Fehler begangen; er war aber bescheiden, und für sich selbst keineswegs eingenommen; er wagte der Pompadour, die ihm doch zu seiner hohen Stellung verholfen, Trotz zu bieten und einen Krieg, der seinem Lande verderblich war, laut und offen zu verdammen.

Wir wiederholen, man ist Herrn Masson für seine treffliche Herausgabe der Denkwürdigkeiten des Cardinals von Bernis zu lebhaftem Dank verpflichtet. Und die Einleitung, die er dem stattlich ausgestatteten Werke vorangeschickt hat, verdient noch eine besondere Anerkennung. A. Chuquet.

England.

Englische Briefe.

Finn: Stirring Times; **Cowden Clarke**: Recollections; **Jameson**: Memoires; **Rathbone Low**: General Wolseley; **Symonds**: Shelley.

London, im November.

Wir erinnern uns nicht, daß neue Bücher zu dieser Zeit des Jahres jemals so spärlich und so langsam erschienen sind. Es scheint, als ob die schlechten Zeiten, die wir erlebt haben, jetzt mehr ihren Einfluß geltend machten als im vorigen Frühling, wo doch die Klagen in dieser Hinsicht so laut waren. Und dabei läßt sich nicht behaupten, daß die wenigen erschienenen Werke dafür um so bedeutender wären. Doch sind auch die Bücher von geringerem Interesse durchaus nicht zu verachten. Schon das erste*) auf unserer Liste wird allgemeine Theilnahme finden. Mr. Finn war als früherer Consul in Jerusalem wohl geeignet, von der wahren Lage der Dinge in Syrien unter türkischer Herrschaft Zeugniß abzulegen und er stellt eine verhältnißmäßig dunkle, aber nicht unwichtige Phase der orientalischen Frage in helleres Licht. In seinen Berichten über den Zustand Syriens vor einem Menschenalter finden wir in bemerkenswerthem Grade alle Probleme wieder, die in der heutigen Türkei existiren. Doch sind die Consequenzen, die er daraus zieht, im Gegensatz zu der hergebrachten Meinung, hoffnungsvoll in Beziehung auf die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer Besserung in diesen entfernten Staaten des Sultans. Das Mittel, das er gegen die herrschenden Mißbräuche vorschlägt, besteht in der Vermehrung der Anzahl der Consulen und in der Vergrößerung ihres Einflusses. Er denkt natürlich, daß englische Consulen am meisten Gutes wirken könnten, da die Engländer so zu sagen außerhalb des Streites stehen, der zwischen der östlichen und westlichen Kirche wüthet. Mr. Finn verbreitet sich über den Kampf um die „heiligen Orte", der dem Krimkriege voranging, und seine Berichte über den wilden Fanatismus, mit dem diese Streitigkeiten geführt wurden, werden den nachdenkenden Leser mit melancholischem Interesse erfüllen. Was biblische Archäologie anlangt, berührt der Autor zum Theil dieselben Punkte wie Lieutenant Conder*) und stimmt in Vielem mit ihm überein, z. B. in seinen Ansichten über den Ursprung der Landbevölkerung. Mr. Finn widmete den Juden viel Interesse, und es ist tröstlich, aus seinem Buche zu entnehmen, daß ihre Lage sich während der letzten dreißig Jahre sehr verbessert hat. Auf Anweisung des auswärtigen Ministeriums ließ Mr. Finn ihnen Schutz und Hülfe angedeihen; denn damals waren viele Juden dem äußersten Mangel preisgegeben. Ihre Rabbiner setzten jedoch dem Ackerbau und anderen Arbeiten, die zu ihrem Erwerb eingerichtet werden sollten, einen heftigen Widerstand entgegen, da diese Arbeiten mit den bestimmten Gebetsstunden und andern Gebräuchen collidiren würden, welche, wie sie sagten, die einzige passende Beschäftigung ihres Volkes in der Zeit des „Galuth" d. h. der Regierung ihres Landes durch die Ungläubigen sei. Glücklicherweise ist es Sir Moses Montefiore gelungen, diese Vorurtheile abzuschwächen, während der Schutz der türkischen Behörden die Juden gegen ihre fanatischen christlichen Nachbarn sichert. So heftig waren die Leidenschaften gegen sie aufgeregt, daß der sardinische Consul Mr. Finn ganz ernsthaft versicherte, daß erwiesenermaßen die Juden beim Passahmahl christliches Blut gebrauchten, wenn sie es nur irgend bekommen könnten. Mr. Finn bemerkte eine stetige Zunahme der Toleranz von Seiten der Muhammedaner gegen die Christen, war aber nicht sicher, ob sie nicht etwa von verächtlicher Gleichgültigkeit herrührte.

Es ist zu beklagen, daß ein Buch, das wirklich so interessanten Stoff enthält, im Verhältniß zu seinem Gegenstande zu weitläufig geworden ist, so daß es mehr Mühe als Vergnügen gewährt, es durchzugehen. Der geduldige Leser jedoch findet ein getreues Bild von dem täglichen Leben, von Gebräuchen und Einrichtungen in Jerusalem und der Umgegend, so wie lebendige Darstellungen von der Bevölkerung, ihrer Geschichte und ihrer Rassen-Eifersucht, und nicht nur für den Geschichtsforscher, sondern auch für den Politiker bietet es Ausbeute dar.

Die Lebenserinnerungen zweier Personen, welche die hervorragendsten literarischen Größen ihrer Zeit gesehen und gekannt haben, wie Mr. und Mrs. Cowden Clarke, müßten von höchstem Interesse sein. Deshalb ist unsere Enttäuschung groß, wenn wir

*) Finn, J.: Stirring Times; or Records from Jerusalem. Consular Chronicles of 1853—1856. London, Kegan, Paul & Co.

*) S. Mag. Nr. 44.

finden, daß ihr Buch*) unsere Hoffnungen nicht erfüllt. Und doch waren ihnen seltene Vortheile geboten. Cowden Clarke war der Sohn eines Schullehrers in Enfield, der den Dichter John Keats zu seinen Schülern zählte, und Cowden lernte ihn genau kennen; aber aus den Zeilen, die dem Dichter gewidmet sind, erfahren wir nichts über seine sensitive Natur. Mrs. C. Clarke, der die Welt die beste, man könnte behaupten, die einzige genügende Concordanz zu Shakespeare verdankt, die jemals zusammengestellt worden ist, war die Tochter von Vincent Novello, der fast zuerst in diesem Lande den Geschmack für klassische Musik anregte. In ihres Vaters Hause verkehrten Leigh Hunt, Charles Lamb und viele Andere, so daß Mrs. Clarke von Jugend auf mit den besten Geistern vertraut war. Aber ihre Erinnerungen bringen meist nur abgerissene Anekdoten und persönliche Beziehungen, und das ganze Buch ist in dem geschwätzigen Ton des höheren Alters geschrieben, dem Maß und Gerechtigkeit fehlen. Bei weitem das beste Kapitel ist das über Charles Dickens. Die beiden Clarke's waren dem Novellisten ganz ergeben, so daß ihre blinde Vergötterung zuweilen ans Lächerliche streift; und doch lesen wir ihr begeistertes Lob mit Vergnügen nach Forsters scharfer Kritik. Mrs. Clarke war viel mit Dickens zusammen, in der Zeit, wo er seine berühmten Dilettanten-Vorstellungen leitete, die er zu dem Zweck ins Leben gerufen hatte, Shakespeare's Haus in Stratford-upon-Avon zu kaufen und auszustatten. Bei dieser Gelegenheit spielte Mrs. Clarke „Frau Hurtig" in den „lustigen Weibern von Windsor" mit Dickens als „Richter Schaal" und Mark Lemons als „Sir John Falstaff". Dickens scheint bei der Leitung der Proben unermüdliche Energie und gute Laune gezeigt zu haben. Er übersah auch nicht den geringsten Punkt, und seine Herrschaft, obgleich absolut, war doch niemals lästig. Die Atmosphäre des Theaters scheint ihm besonders zugesagt zu haben. Man ersieht aus einigen Briefen an Mrs. Clarke, mit welchem innern Widerstreben er den Faden des gewöhnlichen Lebens wieder aufnahm. Sollte vielleicht diese Sehnsucht nach Aufregung einigermaßen den Schiffbruch erklären, den er später in seinem häuslichen Leben erlitten?

In dem „Leben der Mrs. Anna Jameson"**) haben wir wieder ein Buch voll Erinnerungen vor uns, aber von weniger heiterem Charakter. Mrs. Jamesons Lebensgeschichte ist eine traurige Erzählung von unaufhörlichem, stillem und beständigem Kampf gegen Armut und Unglück — ein Leben, das zu tapfer für Unzufriedenheit, zu thätig für Schwermut war, ein Leben voll Heldenmut. Als ein Beispiel geduldigen, selbstlosen Wirkens ist das Buch lesenswerth, aber es ist eine andere Frage, ob es literarischen Werth hat. Natürlich ist hier nicht von der Bedeutung ihrer eigenen Schriften die Rede, die unbestreitbar ist, sondern von ihren Lebensschicksalen, die, wenigstens in dieser Ausdehnung, uns nicht interessiren. Wenn man sagt, daß sie von Kindheit an mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, daß ihre Ehe so unglücklich war, daß sie sich schon nach wenigen Wochen von ihrem Manne trennen mußte, und daß sie nachher ihre Eltern und Schwestern durch ihre Feder erhielt — so sind die Hauptpunkte ihrer Geschichte erzählt.

Deutschland ist ihr zu Dank verpflichtet. Sie besuchte es 1833 und beschrieb ihre Reise unter dem Titel: „Visits and Sketches". Da Deutschland damals noch für viele englische Leser eine terra incognita war, wurden ihre Berichte mit Theilnahme begrüßt und trugen dazu bei, die Kenntniß der deutschen Literatur in England zu verbreiten. Mrs. Jameson hatte in Deutschland eine freundliche Aufnahme in geselligen und literarischen Kreisen gefunden, da ihr Name schon durch ein Buch über Shakespeare's Heldinnen bekannt war; denn die Deutschen waren damals wie jetzt mehr mit unserer Literatur bekannt, als die Engländer — zu ihrer Schande sei es gesagt, — mit der ihrigen. Sie giebt uns eine lebendige Beschreibung von einem Besuch bei Tieck, wo sie ihn den „Sommernachtstraum" lesen hörte, indem sie der merkwürdigen Treue der Übersetzung und der reichen Abwechselung in den Modulationen des Vorlesers gebührendes Lob ertheilt. Ein Exemplar von Mrs. Jameson's Buch über „Shakespeare's Heldinnen" mit Noten von Tieck wird jetzt im „British Museum" aufbewahrt. Sie besuchte auch Retzsch und Dannecker und schloß eine innige Freundschaft mit Ottilie von Goethe, die erst durch den Tod unterbrochen wurde. Von Schlegel war sie entzückt. Seine Unterhaltung, sagte sie, „war einer Lyra mit sieben Saiten zu vergleichen: Philosophie, Kunst, Poesie, Politik, Liebe, Skandalgeschichten und das Wetter." „Wissen Sie, sagte er ihr eines Tages, als sie seine Ausgabe von Mme. de Staël's „Corinne" betrachtete, wissen Sie, daß ich in diesem Buch vorkomme?" „Als welche Person?" fragte Mrs. Jameson eifrig. Schlegel ließ sie rathen. Sie rieth im Scherz auf den Grafen von Erfeuil. „Nein, nein", sagte er, „ich bin als der Prinz von Castel Forte verewigt, als Corinna's treuer, demüthiger, anspruchsloser Freund." Sie bewunderte die Universalität Humboldts und nennt ihn „ein lebendiges Conversations-Lexicon und eine wandelnde Gemälde-Gallerie, und um Alles zu krönen, einen vollendeten Hofmann." Bald nach ihrer Rückkehr übersetzte Mrs. Jameson die Schauspiele der Prinzessin Amalie von Sachsen und publicirte einige minder bedeutende Werke. Ihre Aufmerksamkeit hatte sich aber schon damals auf die bildende Kunst gerichtet, und als Kunst-Schriftstellerin hat sie sich einen bleibenden Namen erworben. Während ihres Aufenthalts in Deutschland war sie von den Grundsätzen der großen Künstler der Düsseldorfer und Münchener Schule tief beeindruckt worden. Von da an wurde es ihre Hauptbeschäftigung, die Geschichte und die Grundsätze der Kunst zu erläutern und zu illustriren.

Ihr erstes öffentliches Auftreten als Kunst-Kritikerin geschah mit einem „Handbuch für die öffentlichen Bildergallerien in und bei London" (1842). Es folgten „Begleiter durch die berühmtesten Privat-Gallerien von London" und dann „das Leben der älteren italienischen Maler." Im Jahre 1848 publicirte sie den ersten Theil ihres sehr durchdachten und wichtigen Werks über „heilige und legendarische Kunst." In seiner letzten Form umfaßt dies Werk vier starke Bände, von denen zwei den „Legenden der Heiligen und Märtyrer in den Darstellungen der christlichen Kunst" gewidmet sind, einer der „Legenden der Madonna in der Kunst" und der vierte den „Legenden der geistlichen Orden." Diese Bücher wurden zum Studium benutzt und brachten der Schriftstellerin die Ehre einer Pension von der Königin. Während der letzten Zeit ihres Lebens war Mrs. Jameson, im Bunde mit ihrer Freundin Lady Byron (der Gattin des Dichters), unermüdlich in ihren Bestrebungen, das herbeizuführen, was sie als eine Verbesserung in der gesellschaftlichen Stellung, in der Erziehung und Beschäftigung der Frauen betrachtete. Sie starb im Jahre 1860 nach einem langen und thätigen Leben, das wenig von den Strahlen des Glücks erhellt

*) Recollections of Writers. By Charles and Mary Cowden Clarke, authors of „Shakespeare-Characters," etc. London: Sampson Low et Co.

**) „Memoirs of the Life of Anna Jameson" by her niece G. Macpherson. London, 1878. Longmans.

war. Von dem Buch, das alle diese Facta mittheilt, ist wenig Lobendes oder Tadelndes zu sagen. Es ist nichts als eine Zusammenstellung von einer Lieblingsnichte der Mrs. Jameson, die sich redlich bemüht hat, ihre Tante mit Unparteilichkeit zu schildern. Der Mangel wirklich interessanter Data muß es schwer gemacht haben, das Buch bis zu einem starken Quartbande anschwellen zu lassen. Als ein Ganzes ist es tüchtig und gewandt geschrieben.

Das Leben eines Mannes zu beschreiben, der noch lebt, ist immer ein gewagtes Unternehmen, besonders eines so jungen Mannes, wie Sir Garnet Wolseley*). Da aber Sir Garnet jetzt einen so wichtigen und hervorragenden Posten in Cypern einnimmt, so wird es nicht an Interesse für seine bisherige Laufbahn fehlen, und Mr. Low's Buch wird viele Leser finden. Wenn er es jedoch hätte über sich gewinnen können, seine Biographie auf engere Grenzen zu beschränken, weniger weitschweifig, hochtrabend und lobrednerisch zu sein, so wäre es besser für ihn und seinen Gegenstand gewesen. Ohne Zweifel ist Sir Garnet Wolseley ein ausgezeichneter Officier, und es ist wohl der Mühe werth, die Erzählung der Thaten zu lesen, die ihn schon im Alter von fünfundvierzig Jahren zum General-Lieutenant und Gouverneur von Cypern erhoben. Denn Sir Garnet hatte nicht, wie so viele englische Militärs, die Unterstützung einer einflußreichen Familie. Er war der Sohn eines irischen Officiers, der ihn von seiner Jugend an für die militärische Laufbahn bestimmte, so daß er vor seinem neunzehnten Jahre in den activen Dienst trat. Seine Neigungen stimmten mit den Plänen seines Vaters überein; schon als Kind hatte er die bedeutendsten Werke über Kriegsgeschichte gelesen. Da das Regiment, dem er zugehörte, damals bei dem zweiten Bornesischen Krieg betheiligt war, hatte Sir Garnet das Glück, das dem englischen Soldaten selten zu Theil wird, gleich anfangs eine kriegerische Action zu sehen. Er zeichnete sich so durch seine Tapferkeit aus, daß er befördert wurde, und der bald darauf folgende Krim-Krieg gab ihm neue Gelegenheit, seine ungewöhnlichen Fähigkeiten darzuthun. Er that schweren Dienst in den Schanzen und zeigte Ausdauer sowohl als Tapferkeit. Obgleich so schwer verwundet, daß der Arzt an ihm als an einem Todten vorüberging, wurde er doch schnell genug hergestellt, um mit seinem Regiment im Jahre 1857 nach China zu gehen. Das Schiff scheiterte, die Mannschaft wurde nach Singapore gebracht. Hier erreichte sie der Befehl, nach Calcutta zu gehen, da die indische Meuterei ausgebrochen war. In diesem schrecklichen Kriege führte er eine Abtheilung bei dem Sturm auf Lucknow und wurde nach dem Fall der Stadt zum zweiten Commandanten ernannt. Wenige Monate nachher war er beim chinesischen Feldzuge und wieder mitten im Feuer. Nach dem Ende des Krieges kehrte er nach England zurück, ging aber schon ein Jahr später nach Canada, wo er abermals Gelegenheit fand, bemerkenswerthe Energie und ein großes Organisationstalent zu entfalten. Im Jahre 1873 wurde ihm das Commando der Ashantee-Expedition übertragen, wo sich seiner Fähigkeit für Organisation und Administration ein weites Feld eröffnete. Seine unbeugsame Willenskraft überwand alle Hindernisse, die meist physischer und klimatischer Art waren, und dieser kurze Krieg wurde für ihn ein glänzender Erfolg. Nachher wurde er nach Natal geschickt, um dort die Ordnung herzustellen, und ist seitdem Mitglied der Abtheilung für Indien gewesen. Im Juli dieses Jahres ist er, wie wir Alle wissen, nach Cypern gesandt worden.

*) A Memoir of Lieutenant-General Sir Garnet J. Wolseley, K. C. B., G. C. M. G. By Charles Rathbone Low. 2 vols. (Bentley & Son.)

Ein neuer Band der trefflichen „English Men of Letters“*) ist erschienen, diesmal das Leben Shelley's enthaltend.**) Es ist durchaus nicht die erste Lebensbeschreibung des Dichters. Wie wir vor einigen Wochen bemerkten, ist Shelley „ein Cultus“ geworden, und die Agitation für ihn und seine Werke geht bis zum Fanatismus. Diese Parteilichkeit hat alle Lebensbeschreibungen des Dichters getrübt und ihren Werth vermindert. In diesem kleinen Buch finden wir zum ersten Mal ein Leben Shelley's, das in einem würdigen objectiven Ton und kritischem, unparteiischem Geist geschrieben ist, frei von Leidenschaftlichkeit und Parteigeist. Es ist eine wirklich werthvolle Gabe und wenn das Maß dieser Bändchen Mr. Symond's nicht gezwungen hätte, sein Werk zu beschränken, so würden wir endlich eine genügende Biographie des hochbegabten, aber unglücklichen Dichters besitzen. So aber, da die kurze Darstellung von Shelley's Leben Manches enthält, was ausführlich erzählt werden muß, um seine seltsamen geistigen und moralischen Verirrungen zu erklären, ist der Raum für kritisches Eingehen sehr beeinträchtigt worden. Dies ist um so mehr zu beklagen, als Mr. Symond's Kritiken vollwichtig, liebenswürdig und gerecht sind. Die Lebensgeschichte selbst ist auf klare und sympathische Weise dargestellt. Mr. Symonds faßt sein Buch in den folgenden Sätzen zusammen:

„Nach einiger Überlegung beschloß ich, diesem kleinen Werk über Shelley lieber die Form der Erzählung als die des Essay zu geben, indem ein entscheidender Grund mich bestimmte. Shelley's Leben und seine Dichtungen sind unauflöslich verbunden: seine Handlungen waren wie seine Gedanken, und er empfand mit einer Unmittelbarkeit, die unter seinen Genossen von der Dichterzunft selten ist, während seine Gedichte, mit Ausnahme der „Cenci“, fast nur die bewegenden Gedanken und Bestrebungen seines Lebens ausdrücken. Übrigens war dies Leben „ein dreißigjähriges Wunder“, so angefüllt von merkwürdigen Zufällen und vielseitigen Erfahrungen, daß, wie er selbst sagte, er schon länger gelebt hatte, als sein Vater und zu den neunzigjährigen Greisen gerechnet werden müßte. Durch alle Wechselfälle des Lebens bewahrte er eine unentweihte Tugend und starb wie Einer, den die Götter lieben, oder wie ein Held der hellenischen Sage, jung, trotz seiner grauen Haare und seiner Leiden. Deshalb mußte sein Leben erzählt werden, um seine Werke zur richtigen Geltung zu bringen; denn wie groß sie auch waren, er, der Mann, war doch größer, und wie edel sie auch sind, die Erinnerung an ihn selbst ist edler.“

Eine mäßige Anzahl von Citaten aus Shelley's Dichtungen machen das Buch sehr geeignet, das Verständniß für einen der begabtesten, geistreichsten, erhabensten Dichter Englands vorzubereiten. Wenn die „series“ der Messrs Macmillan so gut weitergehen, wie sie angefangen haben, so werden sie allen denen sehr willkommen sein, denen es an Zeit oder Neigung fehlt, selbstständig das Studium der großen englischen Schriftsteller zu unternehmen.

J.

*) Vgl. Mag. Nr. 46.

**) „Shelley“ by I. A. Symonds. London, 1878. Macmillan.

Polen.

Sokołowski: Die Ruinen auf der Insel des Lednicasee's*).

Vier Meilen von Posen und zwei Meilen von Gnesen, hart am Wege, der diese beiden Städte mit einander verbindet, liegt der See Lednica und darin zwei Inseln. Die eine kleinere heißt Lednica und von ihr hat der See seinen Namen, die zweite, welche „Ostrow“ (zu deutsch Insel) heißt, hat durch ihre alten Ruinen seit lange die Aufmerksamkeit sowohl der polnischen wie der deutschen Alterthumsforscher auf sich gelenkt. Es ist bis jetzt viel über diese Ruinen, von denen die Tradition ganz schweigt, geschrieben worden, doch alle die bisherigen Arbeiten waren einseitig. Einige glaubten die Überreste eines alterthümlichen heidnischen Tempels zu sehen; andere ein verschollenes Piastenschloß oder eine ihrem Schicksale überlassene stolze Basilika. Bei allen diesen Muthmaßungen spielte die Phantasie eine große Rolle; jeder Forscher berücksichtigte nur einen Theil des Ganzen, und bildete sich hieraus seine Vorstellung über dessen Herkunft und ursprüngliche Bestimmung. Der uralte Ringwall verleitete die Einen zu der Annahme, daß sie es lediglich mit einer altheidnischen Opferstätte zu thun hätten, und sie wurden in ihrer Annahme durch Unmassen von Thierknochen, durch Urnen und andere unbestreitbar alterthümliche Funde bestärkt. Die Anderen richteten ihr Augenmerk lediglich auf den viereckigen Theil der Ruine und ließen den Ringwall und was mit ihm zusammenhängt, ganz außer Acht, und diese kamen deßhalb zu dem Schlusse, daß sie es mit einer verschollenen Piastenburg zu thun hätten. Den Dritten endlich fiel nur die Kreuzesform des östlichen Theils der Ruine in die Augen, welche jedoch sichtlich einst mit dem westlichen viereckigen und größeren Theile verbunden war, und diese behaupteten, die ganze Ruine sei einst ein mächtiger Dom und ihr östlicher Theil dessen Krypta gewesen.

Diejenigen, welche behaupteten, die Ruinen seien die letzten Überreste einer alten Königsburg oder eines Domes, fanden trotz all der von ihnen aufgewendeten Mühe nur spärliche Andeutungen in den Chroniken Dlugosz's und einiger andern Chronisten, während sie von der Tradition durchaus nicht unterstützt wurden. Zudem sind die wenigen Andeutungen in den Chroniken voll von Widersprüchen. Keiner der bisherigen Forscher hatte Vergleichungen mit ähnlichen Ruinen im übrigen Europa angestellt, wenigstens hatte dies keiner in dem Umfange gethan, wie nöthig war, um zu einer haltbaren Hypothese zu gelangen. Diesen Mangel hat Herr Sokołowski, der Verfasser des vor uns liegenden Werkes, gefühlt, und er hat in Folge dessen eine Arbeit geliefert, welche den wissenschaftlichen Ansprüchen besser genügt.

Vor allen Dingen verbrachte Herr Sokołowski mit Professor Łuszczkiewicz einige Tage auf der Insel, wo der Letztere einen genauen Plan der Ruine anfertigte, Vermessungen ausführte und Aufnahmen veranstaltete, während der erstere die Ausgrabungen leitete. Beide stellten auch topographische und architektonische Untersuchungen an. Die gewonnenen Resultate bilden die Basis des Werkes, welche aber wegen des gänzlichen Mangels an geschriebenen und mündlichen Überlieferungen eine sehr unsichere bleiben mußte. Dies sah Herr Sokołowski ein, und deßhalb wandte er sich dem Studium der Architektur ganzer Epochen zu, verglich die Überreste des Baus auf der Insel mit ähnlichen baulichen Überresten in andern Gegenden Europas, prüfte die über die letzteren vorhandenen Überlieferungen, um so das Dunkel, in welchem der Gegenstand seiner Forschung verschwand, aufzuhellen, und dies ist ihm, da die unmittelbaren Beweise fehlen, durch mittelbare gelungen, was natürlich die Arbeit schwieriger und das Werk unverhältnißmäßig umfangreich gemacht hat. (21 Bogen gr. Oct.) Deutsche, französische, englische, böhmische, russische, polnische und lateinische Forscher älteren und neueren Datums wurden über jede scheinbare Kleinigkeit consultirt, lebende Autoritäten schriftlich befragt, und ihre Angaben kritisch mit einander verglichen. Hierdurch gelang es unserm Forscher zu einer, wie gesagt, haltbaren und darum auch annehmbaren Hypothese über die Bedeutung der Ruine auf der Insel des Lednicasees zu gelangen.

Ohne auf die Einzelheiten der Sokołowski'schen Forschungen einzugehen, deuten wir nur an, daß der Verfasser manchen neuen Gesichtspunkt aufgestellt und ein klares Bild der Periode geschaffen hat, in welche die Ruine hinaufreicht. Zu den neuen Gesichtspunkten dürfte namentlich der von Sokołowski geführte Beweis zu zählen sein, daß das Christenthum nicht, wie bisher behauptet worden, alle heidnischen Tempel in Kirchen umwandelte, um so den Heiden den Übergang zum neuen Glauben zu erleichtern. Zwar hat der Papst Gregor der Große dem Abte Melitus, einem der Gehülfen des heiligen Augustin, Bischofs von Canterbury, die Instruction gegeben, daß die Heidenbekehrer mit den Barbaren sehr schonungsvoll verfahren und ihre heidnischen Gebräuche und Anschauungen berücksichtigen sollten, da es, — wie er sich ausdrückte, — nicht angehe, diesen wilden Naturen Alles zu nehmen, woran sie gewöhnt seien, und man nicht in Sprüngen, sondern schrittweise auf den Gipfel eines Berges gelange: „quia et is qui summum locum ascendere nitetur, gradibus vel passibus, non saltibus elevatur.“ Noch mehr, der große Papst ordnete sogar ausdrücklich an, daß die heidnischen Tempel nicht vernichtet, sondern nur geweiht und mit christlichen Altären versehen werden sollten, damit das Volk, wenn es wahrnehme, daß das Christenthum die von den Vätern verehrten Heiligthümer nicht zerstörte, sich desto leichter bekehre und an den Orten versammele, die es zu besuchen gewohnt sei.“ „Ut dum gens ipsa eadem fana sua non videt destrui, de corde errorem deponat et deum verum cognoscens ac adorans, ad loca quae consuevit, familiarius concurrat“. Nur die heidnischen Götzenbilder sollten nicht geschont werden.

Diese Instruction Gregor's des Großen war die Grundlage für die Annahme, daß überhaupt die heidnischen Tempel geschont und in christliche Kirchen und Basiliken umgewandelt worden seien; man hatte hierbei übersehen, — und hierauf weist Herr Sokołowski hin, — daß sich die Worte des Papstes lediglich auf die altrömischen Tempel bezogen, an deren Bauart sich der neue christliche Ritus so zu sagen anlehnte. Der Papst sagte nicht, daß mit allen heidnischen Tempeln so rücksichtsvoll verfahren werden sollte, denn in der Instruction heißt es ausdrücklich: „si fana bene constructa sunt“. Dies wird noch durch den Brief desselben Papstes an den zum Christenthume bekehrten König Ethelbert bestätigt, in welchem die bedeutsamen Worte enthalten sind: „fanorum aedificia everte“.

Diejenigen, welche annehmen, daß das Christenthum die heidnischen Tempel geschont und in christliche Kirchen umge-

*) Ruiny na ostrowie jeziora Lednickiego. Studyum nad budownictwem. Studien über die Architektur in den vorchristlichen und ersten christlichen Jahrhunderten in Polen. Auf Grund an Ort und Stelle mit dem Professor Wladislaus Łuszczkiewicz ausgeführter Forschungen bearbeitet und verfaßt von Marian Sokołowski. Krakau in der Druckerei des „Czas“.

wandelt habe, sind also nur in sofern im Rechte, als dies sich auf römische Bauten bezieht, die das Christenthum, wie es sich in Rom entwickelte, seit der Zeit benutzte, da es aus den Katakomben ans Tageslicht hervorstieg und den Nachlaß des römischen Heidenthums in Besitz nahm. Die römische Kirche hatte sich hiedurch daran gewöhnt, den Hochaltar im östlichen, den Eingang im westlichen Theile des Baus zu haben. Dies aber war bei den heidnischen Tempeln in den Ländern des Nordens und Ostens nicht der Fall, und deßhalb mußten dieselben zerstört werden. Doch müssen wir hinzufügen, und darauf weist auch Herr Sokolowski hin, daß das Christenthum in Polen toleranter war und viele ehemals heidnische Cultusstätten in christliche Cultusstätten umwandelte. Es erklärt sich dies wahrscheinlich daraus, daß das Christenthum ursprünglich aus Byzanz, und zwar durch slawische Apostel, in die bezeichneten Gegenden gekommen ist. In der griechischen Kirche aber herrschte seit Constantin dem Großen die Kreuzesform vor, und diese hat sich leicht den Ringwällen, die ja ursprünglich auch Opferstätten gewesen sind, anpassen lassen. Der später nach Polen (und überhaupt zu den Westslawen) gebrachte römische Ritus durfte es nicht mehr wagen, Hand an die bestehenden christlichen Kirchen (slawisch Cerkiew) zu legen, und accommodirte sich an ihre Form.

Wir wollen zum Schlusse kurz das Resultat der Forschungen des Herrn Sokolowski (und Łuszczkiewicz) anführen.

In vorhistorischen Zeiten war die heute noch von den Bewohnern der Gegend speciell „Ostrow" genannte Insel der Sammelpunkt der Bewohner sowohl der benachbarten Insel Lednica, als auch wahrscheinlich des nahen Festlandes. Dafür zeugt der alterthümliche Ring- (oder Burg-) Wall auf der Insel und die innerhalb dieser Umwallung gefundenen Überreste von Opfern (Unmassen von Thierknochen) und andere archäologische Gegenstände, welche den in andern Ringwällen gemachten Funden ganz conform sind. Da die Ringwälle (wie ich in meinem Werke „Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa", Th. II, S. 64 gezeigt habe) die Akropolen der Urbewohner des Landes gewesen sind, in denen sie die Bildsäulen ihrer Götter, ihre Kriegszeichen und öffentlichen Schätze aufbewahrt, Feierlichkeiten begangen, Gerichtssitzungen und Volksversammlungen abgehalten haben, wir auch gleich in den ersten Anfängen der polnischen Geschichte auf der Insel einen König finden, so kann wohl angenommen werden, daß sie viele Jahrhunderte hindurch der Sitz der lechitischen Fürsten gewesen ist, welche hier mit ihrem Gefolge in eben solchen „Hallen" gehaust haben, wie sie Beowulf und Beda Venerabilis als die Wohnsitze der angelsächsischen und irischen Könige beschreiben. Im IX. Jahrhundert brachten slawische Apostel (die Legende nennt sie Cyrillus und Methodius) das Christenthum von Byzanz aus in die Gegend des Lednicasees, und da die slawischen Heiden nicht fanatisch waren, die neue Lehre sich auch damals bei ihren rituellen Gebräuchen einer noch allen Slawen gemeinsamen Sprache bediente, so fand das Christenthum hier frühzeitig, namentlich bei den Fürsten und ihrem Gefolge, Eingang. Einer dieser Fürsten, Miecislaus I., vermählte sich mit der böhmischen Prinzessin Dombrowka, und diese erbaute, wahrscheinlich auf der Stelle, wo bereits eine kleine griechisch-katholische Kirche aus Holz gestanden, eine eben solche in Kreuzesform aus großen roh bearbeiteten Feldsteinen, welche durch Gyps, der mit Ziegelmehl vermengt wurde, mit einander verbunden waren. In die Regierungszeit des Sohnes dieses Fürsten, Boleslaus d. Gr. fällt die Ermordung des heiligen Adalbert durch die heidnischen Preußen und der Besuch seines Grabes durch den deutschen Kaiser Otto III., den Boleslaus in seiner Residenz auf der Insel königlich empfangen hat, wofür ihm Otto, wie die Chronisten erzählen, seine Krone aufs Haupt gesetzt und ihn als König anerkannt haben soll.*) Später haben die Könige von Polen den Schwerpunkt der Regierung nach Krakau verlegt. Vielfache Einfälle der heidnischen Nachbarn, namentlich aber die Beraubung des Gnesener Domes durch die Czechen, veranlaßten den König Casimir den Mönch, den Gnesener Dom auf die gegen feindliche Überfälle sichere Insel im Lednicasee zu verlegen, und da inzwischen bereits der Hof, viele Magnaten, auch wohl ein Theil des Volkes den römischen Ritus angenommen hatten, wurde der neue Dom so erbaut, daß die von Dombrowka erbaute Kirche im griechischen Stile die Krypta des neuen Baus bildete, zu dem schon Kalkmörtel, so wie Tuff und Kalkstein zu Verzierungen verwendet worden sind.

Doch blieb der Dom nicht lange auf der Insel; er war hier zu unbequem gelegen und der Bischofssitz wurde wieder nach Gnesen zurückverlegt. Die Insel war von nun an, während des XII. und XIII. Jahrhunderts, eine wichtige Kastellanei; der für die Bedürfnisse zu große Dom verfiel allmählich und wurde auch wohl seiner neuen Bestimmung gemäß umgeändert, während die ursprüngliche kleine Kirche im griechischen Stile zur einfachen Schloßkapelle herabsank. Im XIV. Jahrhundert muß die Kastellanei „Ostrow" schon sehr unbedeutend gewesen sein, denn sie ist in den im Vaticane erhaltenen Acten über den der Entscheidung des Papstes unterstellten Proceß der Könige von Polen gegen den deutschen Ritterorden nicht unter den vom letztern beraubten und zerstörten Schlössern angeführt, obgleich alles darauf hindeutet, daß die Ruine während eines Brandes gestürmt worden ist, wobei es die Angreifer versuchten durch Maueröffnungen ins Innere zu dringen. Ihre Skelette befinden sich theilweise noch in der Lage, welche für diese Annahme spricht und Professor Virchow hat einen ihm vom Besitzer der Insel, Grafen Albin Węsierski, zugesandten Schädel für den Schädel eines Germanen erklärt.

Alles spricht dafür, daß Herr Sokolowski in dem vor uns liegenden Werke den Gegenstand erschöpft und die Geschichte der Ruine auf der Insel im Lednicasee, so viel es überhaupt möglich gewesen, aufgeklärt hat. Hier sei noch bemerkt, daß das Werk unter der Autorität der k. k. Academie der Wissenschaften in Krakau herausgegeben worden ist. **Albin Kohn.**

Kleine Rundschau.

— **Eine neue Schrift von Friedrich Diez.** Unter den verschiedenen Beiträgen zum Leben von Friedrich Diez, welche in der jüngsten Zeit auf einander gefolgt sind, (vgl. Mag. Nr. 39.) ist derjenige von K. Sachs**) an Material der reichste. Der Verfasser beginnt mit einem viele Einzelheiten enthaltenden Lebensabriß des Bonner Professors, mit welchem er eine Be-

*) Der polnische Geschichtsforscher Lelewel erklärt dies für eine Fabel, da, wie er sagt, im Mittelalter nicht die Kaiser, sondern die Päpste die Königskronen ertheilt, und die Bischöfe die Krönung vollzogen hätten. Immerhin könnte jedoch die Handlung Otto's III. symbolisch gewesen sein.

**) Friedrich Diez und die romanische Philologie. Vortrag, gehalten auf der Philologen-Versammlung zu Wiesbaden im September 1877. Berlin, 1878. Langenscheidt's Verlagsbuchhandlung.

sprechung seiner Hauptschriften verbindet, wozu gelegentlich noch ein Verzeichniß der von Diez in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze kommt. Als Anhang folgt eine Übersicht der Entwickelung der romanischen Sprachwissenschaft. Für wen dieser zweite Theil der Schrift eigentlich bestimmt sein soll, ist nicht recht klar, da er einem Fachgenossen des Verfassers schwerlich etwas Neues bringt; denjenigen aber, die erst in diese Studien eingeführt werden sollen, mit dem trockenen Titelverzeichniß wenig gedient ist. Damit wollen wir freilich nicht leugnen, daß auch hier überall, wie sich von einem so gediegenen Forscher wie Herrn Sachs nicht anders erwarten ließ, eine gründliche Sachkenntniß hervortritt.

Der erste Theil der Schrift (ursprünglich ein auf der Wiesbadener Philologen-Versammlung gehaltener Vortrag) wird Vielen nützlich sein (u. A. ist hier richtig hervorgehoben, welchen Einfluß Jakob Grimm auf Diez gehabt hat); obwohl wir gestehen müssen, daß wir auf die meisten der vom Verfasser erzählten biographischen Züge, welche sich bei Breymann und Anderen, die jüngst denselben Gegenstand behandelt haben, nicht finden, gerne verzichtet hätten. Diese Erzählung hinterläßt einen etwas peinlichen Eindruck, weniger durch Schuld des Verfassers als des Gegenstandes selbst. Von der persönlichen Einwirkung Diezens auf Andere, so weit sie nicht durch seine Schriften und Vorträge erfolgte, erfahren wir so gut wie nichts. Ebensowenig findet sich eine Andeutung von dem Einfluß, den Andere auf ihn ausgeübt haben. Der einzige Zug, der Licht auf sein Gemüthsleben wirft, ist das innige Verhältniß zu seiner Schwester, mit der er zusammen lebte, und die Erklärung, daß er sich nicht verheirathe, „damit sich Niemand zwischen ihn und seine Schwester stelle.“

Es ist aber doch nicht schlechterdings nöthig, Dinge wie die folgenden zu hören: „Nach dem Mittagsessen ruhte er etwas, dann ging es wieder anhaltend an die Arbeit, und während dieser Zeit war er fast gänzlich unnahbar. Nach dem Abendessen arbeitete er nicht mehr und war dann gesprächig und munter, nahm an Allem, auch an Kleinigkeiten Interesse und trank auch gern eine Flasche Wein.“ Oder: „An ihn gerichtete Briefe, selbst von hochgestellten Leuten, ließ er oft lange uneröffnet liegen und beantwortete viele gar nicht.“ — „Auch seine Schrift mit kleinen, wenig die Grund- und Haarstriche unterscheidenden Lettern war einfach, ohne Prätension, aber gut und nicht nach der Art mancher Gelehrten, die, wie A. v. Humboldt, dem Leser eine gewaltige Aufgabe stellen, wenn er ihre kaum zu enträthselnden Schriftzüge entziffern soll“ u. dgl.

Der Verfasser hat mit großem Fleiß derartigen Zügen aus dem Leben von Friedrich Diez nachgespürt, ohne sich bewußt zu sein, wie unerquicklich der Eindruck solcher Zusammenstellungen auf die meisten Leser sein muß. Doch mag es wohl einige geben, die daran Geschmack finden, und schließlich trägt ja die Verantwortung dafür Diezens Leben selbst, welches so gänzlich der Wissenschaft zum Opfer gebracht wurde, daß er z. B. in Bonn „ohne jeglichen geselligen Umgang“ lebte und auch in seiner Vaterstadt selbst alte Freunde „selten oder gar nicht besuchte.“ Denn wenn auch eine bogenlange Sammlung solcher Einzelheiten, wie sie hier zu lesen sind, erschiene, so scheint doch keine Quelle zu existiren, welche erlauben würde, eine Biographie des Bonner Sprachforschers zu schreiben, die nicht im Wesentlichen auf eine Entstehungsgeschichte seiner Werke und eine Schilderung seiner Lehrthätigkeit hinausliefe.

Allein verantwortlich ist der Verfasser aber für die Darstellungsweise seiner Schrift, die öfter Angemessenheit und Geschmack vermissen läßt. Er nennt Diez z. B. den „Columbus der neueren Sprachen“, als ob er sie entdeckt hätte; und von der „Rivista di filologia romanza“ sagt er, daß ihr „für 1876 angekündigtes Eingehen sich glücklicherweise nicht bewahrheitet hat“, während die „Rivista“ allerdings 1876 eingegangen ist, dagegen seit Anfang dieses Jahres ein „Giornale di filologia romanza“ erscheint.

Da Sachs auch der Sammlungen für die Diez-Stiftung gedenkt, so möge noch ein Wort über diese gestattet sein. Ein Wort des Bedauerns über ihren geringen Erfolg, der vermuthlich anders ausgefallen wäre, wenn man dem Unternehmen die zuerst von Schuchardt empfohlene Richtung gegeben hätte.*) Es bleibt dies weniger um der Sache selbst willen zu beklagen (denn die wissenschaftliche Forschung wird schon ihren Weg zu finden wissen), als weil auf solche Weise eine kostbare Gelegenheit für ein Zusammenwirken mit den romanischen Nationen, die in diesem Fall so leicht zu erwärmen waren, verloren gegangen ist.

— Von den Illustrirten Katechismen, welche seit einer Reihe von Jahren bei Weber in Leipzig erscheinen, liegt der **Katechismus der Meteorologie****) uns schon in zweiter Auflage vor. Der Verfasser hat sich mit Geschick bemüht, das Thema dem Leser durch knappe und doch ausreichende Antworten auf scharf und in systematischer Reihenfolge gestellte Fragen erschöpfend darzustellen, und dürfte besonders der in der neuen Auflage hinzugekommene fünfte Abschnitt des Buches „Praktische Meteorologie“, in welchem auch die Frage wegen der Vorhersage des Wetters, wegen der Wetterkarten und wegen der Wetterprognose behandelt wird, für einen großen Leserkreis von Interesse sein, weil jetzt von den deutschen Meteorologen eine lebhafte Agitation ins Leben gerufen ist, um die Wetterverkündung seitens der meteorologischen Stationen, welche in Amerika schon seit Jahren zum Vortheil der Landwirthschaft eingeführt ist, auch in Deutschland, wo bis jetzt nur einzelne Stationen Wetterprognosen ausgeben, allgemein einzuführen.

— Karls des Großen belgischer Historiker Herr F. Henaux findet verdiente Anerkennung für sein Werk: **„Charlemagne d'après les traditions liégeoises“**. Dasselbe ist mit der warmherzigen Sympathie geschrieben, die man im belgischen Volke noch immer für den urkräftigen Kaiser fühlt, und dem Werke wird um so mehr ein nationaler Werth beigelegt, seitdem festgestellt ist, daß Karl wirklich in der Nähe von Lüttich das Licht der Welt erblickt hat. Hiermit hängt es zusammen, daß nunmehr eine sechste Auflage des Werkes hat veranstaltet werden müssen. (Liége, 1878. Desoer.) Der unermüdlich forschende Verfasser hat die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, seine Lieblingsschöpfung wieder mit neuen Ergebnissen zu vervollständigen, dem markigen Bilde seines Helden neue Züge aus dessen Charakter und Privatleben einzufügen. Dabei ist er seinem Grundsatze treu geblieben, lediglich nach Urkunden und Überlieferungen zu arbeiten, und gewöhnt, seine Berichte mit Beweisen und Zeugnissen zu belegen, setzt er den Leser durch die Masse des Materials in Erstaunen, das seine Gelehrsamkeit aufzufinden vermocht hat. Es ist nicht übertrieben, zu behaupten, daß in seinem Buche die Anmerkungen

---

*) Vgl. Mag. 1877. Nr. 14.

**) Katechismus der Meteorologie. Von Heinrich Gretschel. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dreiundfünfzig Abbildungen. Leipzig, 1878. J. J. Weber.

mehr Raum beanspruchen als der Text. Dafür hat er aber auch die Genugthuung, daß man sein Werk als die zuverlässigste historische Arbeit über Karl den Großen betrachtet. Der Verleger hat dem allgemeinen Interesse seinerseits durch eine glänzende typographische Ausstattung des Buches Ausdruck gegeben.

(Nach der Revue de Belgique.)

— **Die Kaiserliche Philanthropische Gesellschaft in St. Petersburg**, eine im Jahre 1802 auf kaiserlichen Befehl zunächst für St. Petersburg gegründete, seit 1816 aber über das ganze Reich verbreitete Vereinigung, hat kürzlich ihren Jahresbericht für die Jahre 1874/76 herausgegeben. Es lohnt sich, aus demselben einige Daten mitzutheilen.

Am 1. Januar 1877 besaß die Gesellschaft ein Capital von ca. 2,750,000 Rbl., Immobilien (Gebäude) im Werthe von 9,700,000 Rbl. und außerdem 29,114 Deßjätinen Land im Werthe von ca. 827,000 Rbl. Sie hatte im Jahre 1876 zusammen 88,964 Arme unterstützt und, außer 15 Kirchen, 72 Wohlthätigkeitsanstalten unterhalten. Die letzteren bestanden aus:

a. 27 Erziehungsanstalten mit 2325 Lernenden. Ausgabe: 340,000 Rbl.

b. 22 Armenhäusern mit 1424 Personen. Ausgabe: 112,000 Rbl.

c. 6 Medicinal-Anstalten, in welchen 49,344 Personen ärztliche Hülfe empfingen. Ausgabe: 28,573 Rbl.

d. 17 Wohlthätigkeitsanstalten verschiedener Art, Frauen-Asyle, Nähmaschinen-Anstalten, Comités, in welchen ca. 28,000 Personen in mancherlei Art unterstützt wurden. Ausgabe: 95,000 Rbl.

Für den Unterhalt der 15 Kirchen wurden 20,400 Rbl. verwendet.

Überblickt man die Thätigkeit der Gesellschaft in den sechs Jahrzehnten von 1816—1876, so stellten sich sehr stattliche Ergebnisse dar. Die Gesellschaft hatte im Ganzen 1,692,741 Arme unterstützt und dafür, von 26 Millionen Einnahmen, 23 Millionen Rubel ausgegeben. Die Etats konnten bis zum Jahre 1876 regelmäßig zum Theil recht erhebliche Überschüsse aufweisen. Im Jahre 1876 aber wurde die Einnahme von der Ausgabe um ca. 70,000 Rubel überflügelt. Prüft man die von der Gesellschaft veröffentlichten Zahlen näher, so empfängt man den Eindruck, daß, wie großartig auch die Wirksamkeit der Gesellschaft sich entwickelt hat, das Bedürfniß der Armenpflege doch noch rascher und in größerem Verhältniß gestiegen ist. Man sieht das nicht allein an den jährlich immer weiter anschwellenden Zahlen der Unterstützten, sondern auch an der Verminderung des Durchschnittsbetrages, der für die Bedürftigen zur Verwendung gekommen ist. In der Periode von 1816—25 fielen auf eine unterstützte Person durchschnittlich jährlich 38 Rubel; im Jahre 1876 aber nur 11¾ Rubel. Zum großen Theil wird dieser Rückgang dadurch ausgeglichen, daß die Art des Wohlthuns durch die Gesellschaft mannigfacher und nützlicher gestaltet worden ist. In dieser Beziehung ist besonders beachtenswerth, was die Gesellschaft für die Erziehungsanstalten aufwendet. Es war im Jahre 1876 fast der dritte Theil der ganzen Jahresausgabe, welcher dem Erziehungswesen zu Statten kam. Eine solche Thatsache kann nicht ermangeln, einen guten Eindruck hervorzurufen und der Gesellschaft das Zeugniß der richtigen Erfassung ihrer Aufgabe einzubringen. Klein mag die Zahl der Zöglinge (2325 im Jahre 1876) im Verhältniß des pecuniären Aufwands und groß der sich auf 146 Rubel belaufende Durchschnittsbetrag erscheinen, den die Unterhaltung des einzelnen Zöglings beansprucht. Aber im Erziehungswesen gilt der Grundsatz, daß man durch Einschränkung verschwendet. Indem die Gesellschaft ihre Erziehungsanstalten reich ausstattet, vermeidet sie diesen Fehler und begründet im Sinne ihrer humanistischen Zwecke die vortheilhafteste Anlage. Sie verdient dazu beglückwünscht zu werden.

Mancherlei.

Volney's „Ruinen", vor beinahe neunzig Jahren nach damaliger Mode verfaßt, sind, trotz des werthvollen Stoffes, in ihrer alten Form heut nicht mehr brauchbar*). Eine Geistererscheinung, die einem verzagenden Sterblichen Enthüllungen macht, ein „freies", das heißt momentan jeder Obrigkeit entbehrendes Volk, das Gesetzgeber wählt und ihnen zuruft: (statt der etwas freien Übersetzung citiren wir aus dem Original) „Et pensez de quel tribut de gloire l'Univers qui révère tant d'apôtres d'erreur, honorera la première assemblée d'hommes raisonnables, qui aura solemnellement déclaré les principes immuables de la justice, et consacré à la face des tyrans les droits des nations", eine visionäre Versammlung aller Völker der Erde, die nach religiöser und politischer Wahrheit suchen soll und schließlich begreift, daß alle Welt nichts Vernünftigeres thun könne als vernünftig werden, — derartige Einkleidungen sind nicht mehr nach unserem Geschmack.

D. S. S.

Ernest Legouvé von der Academie Française, der beliebte „Conférencier", ein Meister der französischen Sprache und vielleicht Derjenige, welcher sie gegenwärtig am Graziösesten zu formen versteht, hat kürzlich bei J. Hetzel & Cie. auf Veranlassung des Unterrichtsministers einen ungemein anziehend geschriebenen „Petit traité de lecture à haute voix à l'usage des écoles primaires" publicirt, welcher auch in Deutschland, bei der Wichtigkeit des darin behandelten Unterrichtsstoffes, die Beachtung zunächst aller Schulmänner in hohem Maße verdient. Wer das kleine instructive Schriftchen zur Hand nimmt, sei auch auf dessen umfangreicheren, vor Jahr und Tag erschienenen Vorgänger verwiesen, auf „L'art de la lecture", von welchem bereits die zwölfte, mit zwei Kapiteln über den Unterricht derselben in höheren Lehranstalten vermehrten Auflage vorliegt. Ein weiteres Werk Legouvé's befindet sich unter der Presse; es wird unter dem Titel „Nos fils et nos filles" Scenen aus dem Familienleben enthalten, wovon der Pariser „Temps" bereits einzelne vielverheißende Proben gebracht hat, und bei reicher Ausstattung von Philippoteaux illustrirt sein.

Wieder einmal hat Jemand die Lösung der socialen Frage entdeckt, diesmal ist es ein Herr J. A. Maurizot, welcher in einem umfangreichen Werk: „Solution du problème social" (Paris, 1878, Guillaumin u. Cie.) sein Mittel dahin präcisirt, es mögen die Zinsen und Renten, welche aus dem Ertrage des todten Capitals, des Bodens, der Bergwerke, Steinbrüche, Verkehrsstraßen u. s. w. gezogen werden, insoweit sie einen gewissen gesetzlichen Satz (von 5—6 Procent) übersteigen, auf dem Wege der Besteuerung dem

*) Die Ruinen. Betrachtungen über den Auf- und Niedergang der Reiche von C. F. Volney. Aus dem Französischen, deutsch von Dr. August W. Peters. Dritte Ausgabe. Bremen, 1879. Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.

Staate überwiesen werden, welcher dann nach der Versicherung des Herrn Maurizot Mittel genug in Händen haben wird, um alle Noth und Elend zu beseitigen und aus dem irdischen Jammerthal ein himmlisches Paradies zu machen.

Das Studium des Deutschen wird in Frankreich seit dem letzten Kriege eifrig betrieben. Neuerdings sind wieder mehrere wissenschaftliche Arbeiten über Deutschland erschienen, u. A. auch eine deutsche Literaturgeschichte unter dem Titel: „La littérature allemande dans les temps modernes" von Ferdinand Loise (Paris, C. G. Fischbacher successeurs), welche auf vierhundert Seiten zunächst die Entwickelung der deutschen Literatur im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert darstellt. Bei dieser Gelegenheit wäre auch einer Übersetzung der Hegel'schen Religionsphilosophie Erwähnung zu thun, welche Professor A. Véra unter dem Titel: „Philosophie de la réligion de Hégel, traduite pour la première fois et accompagnée de plusieurs introductions, et d'un commentaire perpétuel" (Paris, Germer Baillière & Cie.) veröffentlicht. In der „Bibliothèque de philosophie contemporaine" dieser Firma erschien auch bereits in zweiter Auflage: „Le Darwinisme, ce qu'il y a, le vrai et le faux dans cette Théorie par Edouard de Hartmann, traduit de l'allemand par Georges Guéroult." Der Preis dieser Übersetzung beträgt beiläufig 2,50 Fr., der des Originals dagegen 4 Mark.

A. Rebel's Recollections, by George Cary Eggleston; zweite billigere Auflage eines Buches, welches in anschaulicher Weise die humoristische Seite der Rebellion des Südens schildert. Es ist voll lächerlicher Züge aus den ersten Tagen der Südarmee, voll treffender Anekdoten über Stuart, Lee, Jackson und andere Führer des Südens; voll von Beispielen heroischer Aufopferung, Selbstlosigkeit und Muthes der Frauen des Südens. All dies wird in edelmüthigem, mildem Sinn erzählt, der weder den Leser aus dem Norden, noch den aus dem Süden verletzen kann. (Publisher's Weekly.)

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Französisch.

Barbier, Jules et Carré, Michel: Polyeucte, opéra en cinq actes, d'après la tragédie de Corneille, musique de Ch. Gounod. Paris, C. Lévy. 1 fr. 50.

Claretie, Jules: Le Troisième dessous. Paris, E. Dentu. 3 fr. 50.

Daudet, Ernest: Zahra Marsy. Paris, E. Dentu. 3 fr.

Gondinet, Edmond: Les Cascades, comédie en un acte. Paris, C. Lévy. 1 fr. 50.

Harlez, C. de: Manuel de la Langue de l'Avesta. Paris, E. Leroux. 10 fr.

Loménie, Louis de: La Comtesse de Rochefort, études sur les moeurs en France au XVIII. Siècle. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Maisonneuve, M. P.: Traité de l'ostéologie et de la mythologie du Vespertillo Murinus. Paris, Doin. 15 fr.

Moret, Eugène: L'Ingénue de Province. 2 vol. E. Dentu. 6 fr.

Néol, Roger et Stavila, Léon de: Après l'Exposition de 1878. Paris, E. Dentu. 1 fr. 50.

Newski, Pierre: Les Danicheff. Paris, C. Lévy. 2 fr.

Parfait, Paul: Les Bottes du Capitaine. Paris, C. Lévy. 1 fr. 0.

Revillout, Eugène: Nouvelle Chrestomathie démotique. Mission de 1878, Contrats de Berlin, Vienne, Leyde, etc. Paris, E. Leroux. 25 fr.

Sardou et de Najac: Les Noces de Fernande. Opéra-comique en trois actes, musique de Deffès. Paris, C. Lévy. 1 fr.

Ujfalvy de Mezo-Kovesd, Ch. E. de: Expédition scientifique française dans l'Asie centrale. Le Kohistan, le Ferghanah et Kouldja, avec un appendice sur la Kachgarie. Paris, E. Leroux. 15 fr.

Uzanne, Octave: Le Bric-a-Brac de l'Amour. Paris, E. Rouveyre 5 fr.

II. Englisch.

Baker, H. B.: Our Old Actors, with Portraits. 2 vols. London Bentley. 28 s.

British Empire and Free Imports System. By Senex. London, Ridgway. 9 s.

Famine in China. Illustrations by a Native Artist. With Chinese Text and Translation of the Relief Fund. London, Paul. 6 d.

Gorde, G.: The Art of Scientific Discovery; or, the General Conditions and Methods of Research in Physics and Chemistry. London, Longman. 15 s.

Great Industries of Great Britain. Illustrated. Vol. I. London. Cassell. 7 s. 6 d.

Livingstone, David: Life and Explorations, carefully compiled from Reliable Sources. 2 vols. London, Adam. 21 s.

Morley, J.: Diderot and the Encyclopaedists. 2 vols. London, Chapman. 26 s.

Owen, R.: Memoirs of the Extinct Wingless Birds of New Zealand, with an Appendix on those in England, Australia &c. 2 vols. London, Van Voorst. 6 L. 6 s.

Teignmouth, Lord: Reminiscences of Many Years. 2 vols. Edinburg, Douglas. 28 s.

Walpole, Spencer: History of England from the Conclusion of the Great War in 1815. 2 vols. London, Longmans. 36 s.

Yakoob Bey: Life of Yakoob Bey, Athalik Ghazi and Badaulet Ameer of Kashgar. By Demetrius Charles Boulger. With Map and Appendix. W. H. Allen. 16 s.

II. Amerikanisch.

Abbott, B. V.: A Dictionary of Terms and Phrases in American or English Jurisprudence, Boston. 75 M. 60.

Bailey, J. M.: England from a Back Window. Boston. 9 M.

Clark, E. L.: The Races of European Turkey, with Map. New-York. 18 M.

Clark, E. W.: Life and Adventure in Japan. Illustr. New-York. 7,80 M.

Forbes, R. B.: Personal Reminiscences. Boston. 12,60 M.

French, H. W.: Art and Artists of Connecticut, with Portraits of noted Artists, and numerous engraved Specimens of their Works. Boston. 30 M.

Longfellow, H. W.: Poets and Poetry of Europe. With Introductions and Biographical Notices. Boston. 36 M.

Taylor, B. F.: Between the Gates: a Summer Ramble in California. Illustr. Chicago. 9 M.

Tyler, M. C.: A History of American Literature. Vol. 1 & 2, the Colonial Time, 1697—1765. New-York. 30 M.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

F. d. Redaction verantwortlich: Jul. Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Charlottenstr. 77. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Begründet** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] Berlin, den 21. December 1878. [No. 51.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Jodl: Die Culturgeschichtschreibung.

Die Culturgeschichte ist, wie die vergleichende Philologie, eine durchaus moderne Wissenschaft, als deren Urheber man Voltaire bezeichnen muß, welcher in seinem Essai sur les moeurs et l'esprit des nations zuerst den Versuch machte, die Geschichte mehr als Chronik oder künstlerische Erzählung werden zu lassen. Eine Wissenschaft, die erst so kurze Zeit hinter sich hat, kann unmöglich bereits ihrer Methode, ja ihres eigenen Wesens gänzlich sicher sein, und es ist daher eine dankbare Aufgabe, sie darauf hin zu untersuchen. Dies hat Fr. Jodl, der sich bereits durch ein Buch über Hume vortheilhaft bekannt gemacht, in einem kleinen Büchlein gethan, das die Culturgeschichtschreibung, ihre „Entwicklung und ihr Problem"*) behandelt. Wie der Titel besagt, beginnt der Autor damit, die bisherige Geschichte seiner Wissenschaft zu erzählen, wobei er auch einen Blick auf die Geschichtsphilosophie wirft, aus der sich, wenigstens in Deutschland, die Culturgeschichte entwickelt hat und in welche sie sich zurückzuverwandeln sucht. Es verdient anerkennend hervorgehoben zu werden, daß der Verfasser bei dieser Gelegenheit auch Hegels mit der gebührenden Dankbarkeit gedenkt. Jodl redet in einem späteren Theil seines Buches über das unsere Zeit auszeichnende geschichtliche Bewußtsein; es war ohne Zweifel Hegel, der demselben zum Durchbruch verhalf. Wenn durch Schopenhauer eine geradezu antipodische Weltanschauung aufgestellt ist, die Alles nur als Subject in seiner moralischen Bedeutung auffaßt, so ist damit Hegel keineswegs widerlegt, sondern nur die alte Wahrheit von Neuem bestätigt, daß jedes Ding, also auch die Welt, zwei Seiten hat. Auch Hegel wird, wie Kant, seine Auferstehung feiern, das eigentliche System ist bei diesem wie bei jenem veraltet, es war bei Beiden, um ein schönes Wort Richard Wagners zu citiren, das Zeitgemäße und deßhalb das Bedenkliche, Veraltende. Angesichts der schöpferischen That Hegels, die Geschichte als ein gesetzmäßiges Geschehen aufzufassen, erklärt sich die überschwängliche Bewunderung, welche Buckle in Deutschland gefunden hat, nur aus der deutschen Manier, das Einheimische erst anzuerkennen, wenn es einen fremden Stempel bekommen hat. Jodl legt die Unzulänglichkeiten der Buckle'schen Auffassung sehr geschickt dar. Die Überschätzung der Statistik lag damals in der Luft; bei den ersten verblüffenden Ergebnissen dieser neuen Wissenschaft war sie gewiß verzeihlich. Auch die deutsche Literatur besitzt ein, allerdings längst verschollenes Werk, welches die Geschichte in eine Reihe mathematischer Formeln verwandeln will und darin so consequent vorgeht, daß man oft über den Geist des Autors staunt, oft über seine Excentricität erschrickt. Es ist das Fridegar Mone's (Sohnes des bekannten badischen Historikers und Mythologen) „Griechische Geschichte", ein Buch, das sich die Culturhistoriker trotz aller Absonderlichkeiten ansehen sollten. Der Autor steht so sehr auf dem Standpunkte der Culturgeschichte, daß er Curtius die herbsten Vorwürfe macht, daß dieser einen Abschnitt mit der Seeschlacht bei Lade schließt: er selbst datirt beispielsweise eine neue Periode von der Einführung des Papyrus an, welche ähnliche Wirkungen gehabt habe, wie späterhin die Erfindung der Buchdruckerkunst. Ohne Zweifel leidet auch Hellwalds geniales Werk an einer ähnlichen Einseitigkeit, die man aber den subjectiven Darstellungen gegenüber begreift. Wenn Hellwald z. B. meint, man übertreibe die Wirkungen der Inquisition auf den Zustand Spaniens, die modernen Eisenbahnen kosteten weit mehr Opfer an Menschenleben als jenes geistliche Gericht, so ist das ein Witzwort und nichts weiter, das aber allerdings den Nutzen haben kann, die Angelegenheit einmal vom cynischen, d. h. rein objectiven Standpunkt aus zu zeigen. Daß Hellwald mit seinen eigenen naturwissenschaftlichen Anschauungen bisweilen in Widerspruch geräth, ist ebenso begreiflich, denn in ihren letzten Consequenzen müssen sie über sich hinausführen. Die Leugnung jedes moralischen Fortschrittes ist eine solche Inconsequenz, denn wenn der moralische Sinn überhaupt einmal entstanden ist, so ist nicht einzusehen, weßhalb er nicht ebenso sich vervollkommnen sollte, wie etwa die menschliche Rasse selbst. Hegels Wort, daß die Geschichte der Fortschritt des Bewußtseins der Freiheit sei, wird mit der kleinen Umstellung „der Freiheit des Bewußtseins" Recht behalten. Mit dem gesteigerten Bewußtsein entwickelt sich aber auch das moralische Ideal, und hierauf allein kommt es an, nicht darauf, ob dasselbe in der objectiven Welt jemals realisirt wird. Daß aber dieses Ideal sich entwickelt, lehrt einfach die Nebeneinanderstellung des eifernden semitischen Propheten, des weltverachtenden egoistischen Brahmanen, des weltverachtenden aber mitleidsvollen Buddhisten, des christlichen Heiligen. Ein modernes moralisches Ideal ist vielleicht noch nicht gefunden; wir sind dazu zu praktisch, die Heiligkeit aber ist unpraktisch. Doch wird Niemand leugnen, daß sich aus den Lehren Kants und Schopenhauers bereits eine so eigenthümliche Auffassung des christlichen Ideals ergiebt, daß dieselbe als eine eigene gelten könnte. — Wir wollen den Verfasser nicht auf allen seinen kritischen Streifzügen begleiten. Er schließt denselben so zu sagen den Grundriß einer neuen Culturgeschichte an, der nach seiner Meinung das Ideal erfüllen soll. Da nun der Mensch wenigstens in dieser Beziehung selten Ideale aufstellt, welche er nicht selbst zu erfüllen sucht, so dürfen wir viel-

*) Halle, 1878. C. E. M. Pfeffer.

eicht hoffen, daß Herr Jodl mit der Zeit uns mehr Material zur Beurtheilung des von ihm aufgestellten Inhaltsverzeichnisses einer Culturgeschichte zuführt, indem er nämlich das betreffende Buch dazu schreibt. H. H—g.

Frankreich.

Zola als Dramatiker.*)

Die Romane Emile Zola's findet man in jeder bedeutenderen Leihbibliothek Deutschlands, von seinen Dramen weiß man kaum etwas in Paris. Dennoch dürfte es sich lohnen, jetzt, da dieselben in einer Buchausgabe gesammelt vorliegen, sie etwas näher zu betrachten.

Ich schicke zunächst eine kurze Angabe des Inhaltes voraus.

Thérèse Raquin. Drama en quatre actes. Sämmtliche Akte spielen in einem düstern, feuchten Gemache. Thérèse haßt ihren Gatten Camille, einen Schwächling an Leib und Seele. In Gedanken hat sie die Ehe längst gebrochen, denn mit fast dämonischer Gewalt fühlt sie sich zu Laurent, einem heruntergekommenen Maler und Freund Camille's hingezogen, wie dieser zu ihr. Es bedarf nur eines geringen Anstoßes, um die wilden, tiefsinnlichen Leidenschaften der zwei zu entsetzlicher That zu treiben. Man verabredet eine Wasserfahrt. Die Blicke beider begegnen sich einen Augenblick, es ist das Todesurtheil Camille's!

Camille ist todt, verunglückt, wie man glaubt. Nichts trennt die Liebenden mehr, nichts — als der Schatten des Gemordeten. Aus Furcht, entdeckt zu werden, verheimlichen sie ihre Leidenschaft. Madame Raquin selbst, Camille's Mutter, die ihren Sohn so zärtlich geliebt hat, muß sie endlich zur Ehe überreden.

Allein gelassen im Brautgemach, erblicken sie plötzlich das Bild des Todten. Fast wahnsinnig vor Grausen schaudern sie vor einander zurück, ihre gellen Laute locken die Mutter herbei, sie hört Laurents Selbstanklage, der Schlag rührt sie und sie sinkt zusammen, die glühenden Augen auf die Mörder gerichtet.

Aber Camille's Mutter ist nicht todt, nur sprachlos, nur gelähmt. Ihre Freunde besuchen sie oft. Einmal gelingt es ihr mit übernatürlicher Anstrengung, Schriftzeichen mit dem Finger nachzuahmen, die Mörder starren entsetzt auf ihre Hand, man buchstabirt: „Thérèse et Laurent ont . . . . “, da trifft ein neuer Schlag die alte Frau. — Laurent und Thérèse bleiben allein mit ihr. In wildem Hasse klagen sich beide an und suchen die Blutschuld von sich abzuwälzen, sie wollen sich gegenseitig den Gerichten überliefern, aber ihre Feigheit schaudert vor der Ausführung zurück. Laurent gießt heimlich Gift in den Becher seines Weibes, während sie den Dolch gegen ihn zückt. Da plötzlich erhebt sich Madame Raquin, Laurent stürzt auf sie zu, um schaudernd vor ihr stehen zu bleiben. Sie hat die Sprache wiedergefunden: „Assassin de l'enfant“, ruft sie, „ose donc frapper la mère!“ — Thérèse bittet feige, sie nicht den Gerichten auszuliefern; „Vous livrer, non, non —!“ Die menschliche Gerechtigkeit ist zu mild, die Gewissensqual soll sie beide langsam tödten. Vergeblich flehen die Mörder um Vergebung, sie nehmen verzweifelnd Gift und sinken, wie vom Blitz getroffen, todt nieder. „Ils sont morts bien vite“, sagt Madame Raquin.

Les Héritiers de Rabourdin. Comédie en trois actes. Der Stoff ist der Komödie „Volpone“ des Ben Jonson entnommen.

Die Verwandten des alten, gutmüthigen Rabourdin, wahre Parasiten, haben dessen Vermögen, ja auch die Mitgift seiner Pflegetochter Charlotte schon bei seinen Lebzeiten verzehrt. Sie ahnen zu seinem Glücke nicht, daß er sogar schon von Gläubigern bedrängt wird und fahren fort, ihn zu umschmeicheln. Charlotte, eine Art bäurischer Dorine, nimmt nun ihre und des alten Mannes Sache in die Hand. Rabourdin muß den Sterbenden spielen. Jeder der Verwandten überhäuft ihn doppelt mit Liebesbeweisen, denn jeder, neidisch auf die Andern, hofft Universalerbe zu werden. Charlotte bestärkt auch in der That die einzelnen in der Meinung und, geschickt auf das Testament anspielend, weiß sie ihnen für Rabourdin oder für sich werthvolle Gaben abzulocken. Als nun der Todtgeglaubte zum Schrecken der gierigen Erben plötzlich wieder aufersteht, sehen sie zu spät ein, daß sie düpirt worden sind und sie müssen schließlich gute Miene zum bösen Spiele machen.

Allerlei kleinere, charakteristische Motive spielen noch in die Hauptintrigue hinein, ihren Verlauf aufhaltend und verwickelnd.

Le Bouton de Rose. Comédie en trois actes. Den Stoff hat Zola in den „Contes drôlatiques“ Balzac's gefunden.

Der eifersüchtige de Maillet, im Begriff abzureisen, bittet seinen Waffenbruder de Lavallière über seine Gattin Marie zu wachen, wozu sich dieser nach einigem Zögern auch bereit erklärt. „Elle avoyt presté l'aureille aux discours des deux amys, et s'estoyt grandement offensée de doubtes de son mary.“ Sie hat: „ung malicieux esperit“ und rächt sich dadurch, daß sie den jungen Lavallière so verliebt macht: „qu'il feust infidelle à l'amitié au prouffict de la guallantise.“

Zola hat die Namen und das Sujet insofern verändert, als er seine Valentine (Marie) nur Komödie spielen und Ribalier (Lavallière) sich einbilden läßt, er habe wirklich den Freund betrogen. Der Dichter führt zu diesem Zwecke ein leichtsinniges Weib ein, die ihren Ehemann betrügt und welche Ribalier in der Dunkelheit für Valentine nimmt, eine Zuthat, die nicht eben glücklich erfunden ist. Am Schlusse klärt sich der Irrthum des von Angst und Gewissensbissen geplagten Ribalier auf. Die Komödie zeigt, daß eine Frau über sich selbst zu wachen hat, statt bewacht zu werden.

Ohne Zweifel ein allerliebster Stoff, welcher — z. B. in der Weise der Donna Diana behandelt — ein außerordentlich graziöses Lustspiel verspräche.

Wäre der äußere Bühnenerfolg, zumal bei den „premières représentations“, für den innern Werth der Zola'schen Stücke maßgebend, so brauchte man kein Wort über sie zu verlieren. Dieselben, 1873, 1874 und 1878 nach der unten angegebenen Reihenfolge aufgeführt, sind nur wenige Male gegeben worden, nämlich neun, siebzehn und sieben mal. „Le Bouton de Rose“ hat sogar im Palais-Royal ein Schicksal gehabt, das manchem Dichter das Theater für immer verleiden würde. „Il a soulevé“, schreibt der Dichter selbst, „de telles clameurs, de telles huées, un déchainement de fureurs si tempêtueux, que l'artiste, chargé de dire mon nom, a dû le lancer au petit bonheur dans l'orage. Une partie de la salle hurlait: „pas l'auteur, pas l'auteur!““

Zola beklagt sich über die ihm widerfahrene Kritik: „cette grande critique théâtrale, que l'étranger nous envie.“ (!) Er beklagt sich mit Recht, daß fast keiner seiner Richter sich auch nur die Mühe gegeben habe, zu ergründen, was denn eigentlich seine Absicht gewesen sei.

Jede gesunde Theaterkritik sollte diese vier Fragen beachten: 1) Was wollte der Dichter? 2) hat er sein Ziel erreicht? 3) ist sein Streben berechtigt? — Eventuell 4) wie hätte er es anders anfangen

---

*) Emile Zola: Théatre-Thérèse Raquin, les Héritiers de Rabourdin, le Bouton de Rose. Paris, 1878, G. Charpentier.

müssen? — Leider begnügt man sich meistens mit einer halben (nämlich mehr absprechenden als Positives gebenden) Beantwortung der letzten Frage, ja der leichtherzige Kritiker vernichtet nicht selten um eines schimmernden Witzwortes willen gleichgültig das Selbstvertrauen und die Zukunft eines Autors, — der nicht Haare auf den Zähnen hat, wie Emile Zola!

Da hier keine dramaturgische Abhandlung gegeben werden soll, interessiren uns vornehmlich die erste und dritte Frage. Der Dichter hat sie in seinen, den einzelnen Stücken beigefügten Einleitungen beantwortet und ich glaube, daß diese fast noch mehr, als die Werke selbst, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen verdienen.

Dieselben kritisiren schonungslos den verrotteten modernen Geschmack, welcher die Werke Molières auszischen würde, wenn nicht ein durch Tradition geheiligter Name auf dem Theaterzettel stände, der hohe Respect vor den „Meistern" ist nichts als Heuchelei; sagt Zola.

Er tritt als Reformator auf, indem er in seinen beiden Komödien („les Héritiers", „Bouton de Rose") auf Molière zurückgeht und seine Stoffe nach dessen ewig giltigen Gesetzen modern zu behandeln versucht.

Daß ihm dies völlig gelungen, darf bezweifelt werden, aber das künstlerische Streben, die ehrliche Arbeit, sein Muth und seine Selbstverleugnung verdienen hohes Lob. Nur wenige Worte über die Komödien selbst!

Zola besitzt nichts weniger als die naive Heiterkeit Molières, die, wie die Sonne über Guten und Schlechten scheint, auch die Schwächen und Laster in einem beinahe freundlichen Lichte erscheinen läßt. Molière zeigt sie uns in ihrer lächerlichen Gestalt, nicht in ihrer widerwärtigen und verzerrten. Zola's Werken fehlt die innere Harmonie, die dichterische Weise: er ist kein Dichter von Gottes Gnaden. Aber er will es auch nicht sein. Von wie Vielen, die ihr Haupt stolz emporheben, wenn Paris sie anstaunt, — könnte man dasselbe sagen!

Ein als Kritiker hochbedeutender Musiker machte mir einmal die Bemerkung, er könne nicht mehr componiren, die Gedanken zersetzten sich ihm gleichsam unter den Fingern. So etwas spürt man auch bei Zola. Die kritische Gedankenarbeit guckt aus den Zeilen hervor. Nichts von jenem Zauber, mit dem uns der unmittelbare Ausdruck dichterischer Inspiration gefangen nimmt, der sogar auch dem Possenhaften Grazie verleiht. Zola's Figuren haben etwas Abstoßendes, etwas Fremdartiges, ja Todtes wie Automaten, ihre Naivetät ist oft erkünstelt. Aus lauter Gewissenhaftigkeit, jeder derselben ihr gewisses Quantum menschlicher Schwächen zuzutheilen, vernachlässigt Zola überdies eines der wichtigsten Kunstmittel des Dramas: den Contrast. Die Fehler, welche man verspotten will, müssen gleichsam isolirt werden, um plastisch hervortreten zu können. Trotz dieser und mancher anderer Mängel beweisen sowohl die oft sehr glücklich erfundenen Situationen wie überhaupt die Wahl der Stoffe, daß unser Dichter mehr dramatisches Talent besitzt als so mancher der hochgepriesenen Epigonen Scribes.

Zola's Ideal einer Komödie ist nach seinen eigenen Worten dieses: „Une intrigue comme un fil, pas un seul des coups de scène à la mode de nos jours, de peintures de caractères, une situation se développant avec ses péripéties jusqu'au dénoûment et ce dénoûment amené par la logique même des faits sans expédient d'aucune sorte." Zola's „Héritiers" sollen ein Protest sein: „contre la façon, dont nos auteurs gaspillent l'héritage de Molière." Er fragt: „Qu'a-t-on fait de ce beau rire, si simple, si profond dans sa franchise, de ce rire vivant où il y a des sanglots!" und giebt die Antwort an einer andern Stelle: „ . . . . une gaieté de mots, un entortillage d'esprit, une sorte de fleur parisienne, poussée sur le trottoir des boulevards."

Wenn sich ein angehender dramatischer Dichter an einen der Pariser Kritiker wenden würde mit der Frage, was er studiren solle, so werde er, meint Zola, unfehlbar die Antwort erhalten: „Das Theater Scribe's!" Molière ist nur noch gut, als Meister — citirt zu werden!" „En province, on ne peut jouer Molière." In Paris gibt man ihn nur in der Comédie Française und auch hier erregte Georges Daudin großen Anstoß, wie unser Dichter erzählt.

Armer Zola, man wird ihm nie verzeihen, daß er: „das Feuer an Scribes Werke hat legen wollen"!

Lassen wir ihn seine Ansicht selbst vertheidigen. „Nous avons, à cette heure, la comédie d'intrigue, un jeu de patience, un joujou donné au public. Elle règne comme un type parfait, elle a imposé un code dramatique d'après lequel tout devient longueur. Vous posez un personnage, longueur; vous développez une situation, longueur; vous cédez à une fantaisie littéraire, longueur. Et le pis est qu'elle a habitué le public à de telles histoires compliquées, que le public s'ennuie, en effet, lorsqu'on ne complique pas assez les histoires. Aujourd'hui, on conseillerait certainement à Molière de mettre le Misanthrope en un acte." Ich wünsche wohl, daß auch mancher deutsche Kritiker diese Zolasche Weisheit sich zu eigen machte! —

Die zweite, jetzt in Frankreich beliebte Gattung der Komödie nennt Zola die „sentimentale." Ohne Zweifel die widerwärtigste von allen. Unser Dichter charakterisirt sie höchst witzig: „Une larme niaise entre deux couplets de vaudeville."

Die dritte Gattung, der Triumph unserer Epoche, wie er sie bezeichnet, ist ihm die „comédie à idées". Das ist: „le sermon mis au théâtre". Wer die Pariser Theater ein wenig frequentirt, weiß, was das sagen will. Das rein Menschliche wird vernachlässigt um sociale Probleme fast immer specieller Natur zu lösen(?), welche darum, wie Zola richtig bemerkt, in der Regel schon nach zehn Jahren, wie die Stücke selbst, ihr Interesse verlieren. Niemals hätten die großen Meister predigen, niemals etwas beweisen wollen. „Ils ont vécu, et cela suffit à faire de leurs oeuvres d'éternelles leçons."

Zolas Freunde haben ihm vorgeworfen, daß seine „Héritiers" eine Farce seien. „Warum nicht?" erwidert ihnen der Dichter. Er liebt diese Gattung, in ihr habe die Satire eine unbegrenzte Freiheit. „Sous le masque que le rire fend, on voit l'humanité pleurer". Aristophanes, Shakspeare, Rabelais, Molière, alle kräftigen Dichternaturen seien von ihr angezogen worden.

Was das vieraktige Drama „Thérèse Raquin" betrifft, so hat seiner Zeit die Kritik von Shakspeare und Paul de Kock gesprochen, ist also in ihren Urtheilen so weit auseinander gegangen, daß Zola in der That zwischen jenen Namen Raum genug findet, um es sich, wie er es nennt, darin bequem zu machen.

Thérèse Raquin ist der eigenen Erklärung des Dichters zufolge zu früh auf die Welt gekommen. In seiner Vorrede giebt uns Zola einige Aufschlüsse über ihre Geburt. „J'ai la conviction profonde, — et j'insiste sur ce point, — que l'esprit experimentale et scientifique du siècle va gagner le théâtre, et que là est le seul renouvellement possible de notre scène". Möge diese Prophezeihung so wenig in Erfüllung gehen wie bisher etwa die des Unterganges der Welt. In dem Augenblicke, wo sie erfüllt ist, wird man die dramatische Kunst aus dem Verzeichniß der „schönen" Künste zu streichen und in den medicinischen Katalog aufzunehmen haben.

Thérèse ist auf dem Secirtische geboren oder vielmehr zusammengesetzt und galvanisirt worden. Zola sagt ausdrücklich, daß er bei der Bearbeitung des Dramas „Schritt für Schritt" seinem gleichnamigen Roman gefolgt sei. Nun heißt es aber in

der Vorrede zu diesem letzteren: „J'ai simplement fait sur deux corps vivants le travail analytique que les chirurgiens font sur les cadavres." Dieser Grundsatz, auf das Theater übertragen, macht dasselbe zu einer Klinik.

Man könnte Thérèse Raquin das rothe Gespenst der modernen dramatischen Literatur nennen. „Le naturalisme balbutie déjà au théâtre." — Emile Girardin*) sagt von der Dumas'schen Sprache: „. . . . elle a le défaut de trop ressembler au style d'un télégramme, quand elle ne tombe pas dans les tirades du mélodrame, ce qui est l'autre excès." Streichen wir diese Tiraden, die dem Pariser die Rührung ersetzen, welche allein das ächte Drama erzeugen kann, streichen wir ferner den Dumas eigenen, glänzenden Wertwitz, so bleibt ein dramatisches Skelett, minder starkknochig, aber ebenso verkrüppelt, wie das des Zola'schen Dramas.

Mit vollem Recht behauptet daher Zola: „. . . . parmi les drames représentés pendant ces dernières années, il en est beaucoup qui contiennent en germe le mouvement dont je signale l'approche."

Thérèse Raquin hat übrigens einzelne bedeutende Momente. Zola verschmäht es, mit Tiraden zu prunken. Er ist ehrlich und zeigt uns offen, was er will, die Consequenzen der modernen Richtung. Er kennt sie, die moderne Kritik „will" sie nicht kennen und spielt den Vogel Strauß.

Zola liebt die Einfachheit, aber diese Einfachheit läßt uns kalt, denn sie ist ohne Poesie. Wenn wir also Thérèse Raquin entschieden zurückweisen müssen, so können wir doch die beiden Komödien, — in denen übrigens der Naturalismus auch nicht wenig stammelt, — als einen in mehr als einer Beziehung lobenswerthen und interessanten Versuch betrachten, die entartete Komödie zu regeneriren.

Unser Dichter hat im seitdem eingegangenen „Bien public" Theaterkritiken geschrieben und sich damit, wie er sagt, manchen Feind gemacht. Sind sie ebenso lehrreich, wie die besprochenen Einleitungen, so würde Zola durch eine Zusammenstellung der zerstreuten Aufsätze gewiß einen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte des modernen Theaters liefern. **Helwigk.**

England.

Neison: Der Mond.

Von dem Werke des englischen Astronomen E. Neison „The moon, and the condition and configuration of its surface"**), ist eine von Hermann J. Klein besorgte Übersetzung***) erschienen, durch welche ein Werk von bedeutendem wissenschaftlichen Werth weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird, wozu es umsomehr geeignet ist, da es populär, im besten Sinne des Wortes, geschrieben ist. In einfacher, allgemeinverständlicher Weise, nur elementare astronomische Begriffe voraussetzend, wird die gesammte Kenntniß von der physischen Beschaffenheit unseres Nebenplaneten vorgetragen; aber es unterscheidet sich dieses Werk durch seine wissenschaftliche Strenge bei Weitem von vielen sogenannten populären Erzeugnissen, welche populär mit oberflächlich oder gar albern verwechseln, und in welchen namentlich Jules Verne nicht am wenigsten gesündigt hat. Der Verfasser beschränkt sich ausdrücklich darauf, alles zu constatiren, was die Selenographie als gesicherte Erkenntniß bezeichnen kann, und ist seine Arbeit somit als eine Revision und zeitgemäße Vervollkommnung des 1837 erschienenen, epochemachenden Werkes von Beer und Mädler, „Der Mond u. s. w." zu betrachten. Die zahlreichen offenen Fragen werden als solche aufgeführt und besprochen, ohne durch Aufstellung gänzlich neuer und gewagter Hypothesen die Möglichkeit ausreichender Erklärung zu erschweren. Manche, scheinbar längst erledigte, Fragen treten im Lichte gründlicherer Erforschung als neu und gänzlich unbeantwortet hervor, und bieten demnach einen interessanten Beleg dafür, daß die Astronomie, wie alle exacten Wissenschaften, eine rein inductive Wissenschaft ist, und sofort auf Abwege geräth, wenn sie diesen Umstand ignorirt. Letztere Bemerkung gilt besonders für die vielbesprochene Existenz einer Mondatmosphäre, für welche Bessel, von einer unrichtigen Voraussetzung ausgehend, durch theoretische Betrachtungen eine äußerst geringe Dichtigkeit abgeleitet hatte, deren Maximalbetrag er auf wenig mehr als ein Tausendstel der der Erdatmosphäre angab. Mädler hatte dieses Resultat ohne Weiteres acceptirt, und seitdem war der Satz, daß der Mond keine Atmosphäre von irgendwie merklicher Ausdehnung und Dichtigkeit besitze, fast zum Dogma erhoben worden, wiewohl Beobachtungen aus früherer Zeit vorlagen, und spätere hinzukamen, welche hiernach eine befriedigende Erklärung nicht finden konnten. Nun zeigt Neison nicht allein, daß die bisherigen Beweise dieses Satzes unzutreffend sind, sondern er stellt im Gegentheil die durch viele Beobachtungen unterstützte Behauptung auf, daß die Oberfläche des Mondes durch ebendieselben Agentien, wie die auf der Erde wirksamen, gestaltet sein muß; mit anderen Worten, daß Luft und Wasser auf dem Monde nicht nur thätig gewesen, sondern in gewisser Weise noch jetzt vorhanden sind. Nachdem so eine Ähnlichkeit in der physischen Beschaffenheit beider Glieder des Doppelplaneten Erde-Mond festgestellt ist, liegt kein Grund mehr vor, etwaige, auf der Mondoberfläche wahrgenommene Veränderungen principiell zu bestreiten. Bekanntlich ist letzteres auf Grund der Autorität von Mädler, Beer und Lohrmann, welche versichern, in ihren langjährigen Beobachtungen niemals eine wirkliche Veränderung bemerkt zu haben, ganz unberechtigter Weise lange genug geschehen, indem eine Veränderung auf der Mondoberfläche einfach für unmöglich erklärt wurde. Erst im letzten Jahrzehnt sind unwiderlegliche Beweise für wahrgenommene Veränderungen erbracht worden, und seitdem hat sich das allgemeine Interesse der Selenographie wiederum zugewandt. Es wird eigentlich nur die Thätigkeit Schröter's wieder aufgenommen, welcher es sich zur Hauptaufgabe gemacht hatte, die physischen Veränderungen auf dem Monde zu constatiren, wobei er allerdings den Fehler beging, solche sehen zu wollen, bevor eine genaue und völlig zuverlässige Mondkarte als Grundlage gegeben war.

Hiernach scheint mit den Ansichten über die physische Beschaffenheit des Mondes dieselbe Wandlung vorzugehen, wie mit denen über die der Sonne, von welchen auch erst in neuester Zeit durch Kirchhoff und Bunsen mit Hilfe der Spectralanalyse empirisch nachgewiesen wurde, daß die lange in unbestrittener Geltung gewesene Herschel-Wilsonsche Hypothese völlig unzutreffend, und zu der von Galilei bereits geäußerten Ansicht über die Sonne zurückzukehren sei.

Jedenfalls erhellt aus beiden Beispielen, daß, wenn auch der Bau der astronomischen Wissenschaft, namentlich was den mechanischen Theil derselben betrifft, ein festgefugter ist, derjenige Theil, welcher die physische Constitution der Weltkörper behandelt, am besten durch „beschreibende Astronomie" zu bezeichnen,

---

*) Le supplice d'une femme. Vorrede.

**) London, 1876.

***) Der Mond, die Beschaffenheit und Gestaltung seiner Oberfläche. Autorisirte Übersetzung von Dr. Hermann J. Klein. Braunschweig, 1878. Vieweg und Sohn.

noch sehr lückenhaft ist, und vieler Berichtigungen bedarf. Dies kann aber nur auf empirischem Wege geschehen, und ist daher eine unbewiesene Hypothese, welche stets Vorurtheile erzeugt, der unbefangenen Discussion aller beobachteten Erscheinungen immer schädlich; daß dergleichen von Neison vermieden ist, muß als besonderer Vorzug betrachtet werden.

Als bemerkenswerth ist hervorzuheben, daß dieser erfahrene practische Astronom alle Freunde der Astronomie auf die Beobachtung der Mondoberfläche verweist, bei welcher selbst mit beschränkten Mitteln noch Resultate von wissenschaftlichem Werthe zu erzielen sind. Den Astronomen vom Fach muthet es besonders angenehm an, daß jede Andeutung oder Polemik über die etwaigen Mondbewohner fehlt. Hatte doch Mädler noch heftig gegen die Neigung zu polemisiren, den wundersamen Phantasien und Vorstellungen über die Seleniten Anspruch auf wissenschaftliche Berechtigung zu gewähren; wo doch nur weniges Negative zu sagen, und ein positives Resultat mit unsern bisherigen Mitteln nicht zu erreichen ist. Daß in dem vorliegenden Werk Betrachtungen über den letzteren Gegenstand keinen Platz gefunden haben, beweist zur Genüge, daß man davon, auch im großen Publikum, zurückgekommen ist, die Aufgabe der Astronomie in Speculationen über die Bewohner fremder Weltkörper zu suchen, und daß ein Buch wie das Flammarion's: „über die Mehrheit bewohnter Welten“ ein Anachronismus ist. Den größten Theil des Werkes nimmt eine specielle Selenographie ein, und ist zu diesem Behuf ein Atlas beigegeben, welcher sowohl gute und zuverlässige Karten der ganzen sichtbaren Mondoberfläche enthält, als auch Abbildungen, die von dem Anblick der Mondlandschaften in einem großen Teleskop eine vollständig klare und genaue Vorstellung gewähren.

Schließlich wäre es mit Bezug auf eine Äußerlichkeit geeigneter gewesen, wenn die angegebenen Maße auf das in Deutschland jetzt gebräuchliche reducirt worden wären, es hätte dies sehr zur Conformität und Bequemlichkeit gedient, ohne große Mühe zu verursachen. Ernst Wagner.

Ungarn.

Der Stammsitz und Familienname der Dürer.

Nicht blos die Biographen des großen Albrecht Dürer, auch der weiteste Leserkreis der Gebildeten Deutschlands kennt die autobiographische Notiz des unsterblichen Meisters, in welcher er über den Ursprung und die Schicksale seiner Familie berichtet. „Albrecht Dürer der Ältere — so erzählt der geniale Mann — ist aus seinem (?) Geschlechte geboren im Königreich Hungarn, nicht fern von einem Städtlein, genannt Jula, acht Meilen Wegs weit unter Wardein, aus einem Dörflein zunächst dabei gelegen, mit Namen Eytas, und sein Geschlecht hat sich genährt der Ochsen und Pferde. Aber meines Vaters Vater ist genannt gewest Antoni Dürer, ist knabenweis in das obgedachte Städtlein kommen zu einem Goldschmied und hat das Handwerk gelernt.“ Nach dem klaren Wortlaut dieses Berichtes kann die ungarische Abstammung der Familie Dürer nicht zweifelhaft sein, und hierüber gehen denn auch die Ansichten nicht auseinander. Wohl aber ist die nähere Bestimmung des Ortes Eytas bisher ein Gegenstand divergirender Ansichten gewesen; die Frage nach dem ungarischen Familiennamen der Dürer aber wurde gar nicht angeregt. Eine soeben erschienene treffliche kleine Schrift des evangelischen Pfarrers in Békés-Csaba, des verdienstvollen Geschichtschreibers Ludwig Haan „Über den Familiennamen Albrecht Dürers und den Stammsitz seiner Familie“*) behandelt und löst beide Fragen in durchaus befriedigender Weise.

Während frühere ungarische Forscher den Geburtsort von Dürers Vater theils in dem Biharer Dorfe Atyás, theils in einem Orte Kétegyháza gefunden zu haben meinten, — zwei Annahmen, die weder zu den Angaben Dürers passen, noch hinsichtlich der Lautähnlichkeit genügend an Eytas anklingen — weist Haan auf das Dorf Ajtós (bei Gyula im Békéser Komitat) hin, welches bis zum sechszehnten Jahrhundert in Urkunden nachweisbar ist und heute als Pußta noch den alten Namen bewahrt. Diese Pußta Ajtós liegt eine halbe Stunde von Gyula und ist von dieser Stadt nur durch vereinzelte Gehöfte und Weingärten getrennt. Einst lag Ajtós unmittelbar neben Gyula. Im 14. Jahrhundert, d. h. vor der Türkenherrschaft, befand sich nämlich an der Stelle jener erwähnten Weingärten eine Vorstadt von Gyula, Namens Bartaháza (noch 1561: vicus Bartaháza). Die Stadt Gyula dehnte sich also um diese Vorstadt weiter nach Westen hin aus, so daß demnach Ajtós thatsächlich, wie Meister Dürer sich ausdrückt, „zunächst dabei gelegen“ war.

Die Gegend von Ajtós, wo der Großvater und der Vater Albrecht Dürers ihre Jugend verbracht haben, kann nach Haan's ansprechender Schilderung, im Vergleiche zu andern Pußten-Gegenden Ungarns, anmuthig genannt werden. Im Osten zieht eine Wasserader des Körös-Flusses hin, welche auch heute noch wie vor Jahrhunderten, Ajtós-fok (Ajtós-Graben) genannt wird; vom Süden her bildet die Körös selbst mit ihren mächtigen Eichen und hohlen Weiden die Grenze; im Norden, wo heute fruchtbares Ackerland reiche Ernte trägt, erstreckten sich einst weite Waldungen, welche den Ort gegen die Winterstürme schützten; gegen Westen zu endlich bildete ein Hügel die Grenze des Dorfes. Im 14. und 15. Jahrhundert lag das Dorf unmittelbar am Fuße der Feste Gyula, welche mit ihren Thürmen und Kirchen malerisch hineinragte in das stille Dörfchen. Heute ist dies Dörfchen verschwunden, nur der Name und einige Erinnerung an dasselbe hat sich erhalten. Ajtós hat sich, wie aus vielfachen Bauresten ersichtlich, längs der Ajtós-Ader ausgedehnt, an deren Ufer die aus gebrannten Steinen erbaute Kirche stand. Am Fuße des erwähnten Hügels erhob sich wahrscheinlich das Castell, welches noch in einer Urkunde aus dem 16. Jahrhundert erwähnt wird, das Wohnhaus der Besitzer des Ortes, der Herren Ajtós von Ajtós.

Der große deutsche Meister stammte nun ebenfalls aus der Familie dieser Herren von Ajtós. Aus jenem Herrenhause des Dorfes Ajtos war der Großvater Dürers, wohl in den Jahren 1415–1420, nach Gyula gekommen, um hier die Goldschmiedekunst zu erlernen. Die Stadt Gyula war damals eine der blühendsten Städte Niederungarns. König Sigmund hatte sie im Jahre 1405 einem seiner getreuen Anhänger, dem Johannes Maróth, dem mächtigen Banus von Macsó, verliehen. Dieser reiche Dynast besaß durch die Gunst des freigebigen Königs auch in den Komitaten Valkó, Syrmien, Bács, Bodrog und Pest bedeutende Güter, zu welchen er durch Kauf und als Hypothek auch einen ansehnlichen Theil des Békéser Komitates erwarb. Der Mittelpunkt von Johann Maróth's Besitzungen war die Stadt und Feste Gyula, in welcher er selbst (und später seine Söhne Ladislaus

*) Dürer Albert családi nevéről és családjának származási helyéről. Irta Haan Lajos. Mit einer Karte des ehemaligen Dorfes Ajtós. Budapest, 1878.

und Johann) wohnte. Der Aufenthalt der reichen und mächtigen Familie mit ihren zahlreichen Beamten und Hofleuten verlieh der Stadt im 15. Jahrhundert einen bedeutenden Aufschwung. Als Zeichen desselben darf es wohl auch gelten, daß zu dieser Zeit in dem entlegenen ungarischen Städtchen ein Goldschmied wohnen konnte, — eben der Meister, bei welchem Anton Dürer, der Großvater des großen Künstlers, das Handwerk lernte.

Das Dorf Ajtós gehörte jedoch nicht zum Besitze der Familie Maróth, sondern war Eigenthum der adeligen Familie derer von Ajtós. Diese war eine der ärmeren Adelsfamilien des Landes, was aus den lateinischen, auf die Familie bezüglichen Urkunden, welche Haan im Anhange seiner Schrift mittheilt, und auch besonders aus dem Umstande geschlossen werden darf, daß die ganze Gemarkung des Ortes blos 300 Morgen betrug. Dies mag wohl auch mit ein Grund gewesen sein, daß ein Mitglied der (vielleicht überdies auch noch sehr zahlreichen) Familie die Feldwirthschaft, welche nur geringen Ertrag bot, verließ und sich der Goldschmiedekunst widmete.

Als nun der Vater des großen Albrecht Dürer aus Ungarn fortging und sich bleibend in Deutschland niederließ, veränderte er auch seinen Namen und zwar in der Weise, daß er denselben einfach wörtlich ins Deutsche übersetzte: „Thürer", denn ajtó heißt die Thüre und ajtós Thürer. Bekanntlich ist die Namensform „Thürer" — statt des üblichen „Dürer" — durch zahlreiche gleichzeitige Zeugnisse bestätigt. Auch Albrecht der Jüngere, der berühmte Meister selbst, schreibt seinen Namen zuweilen mit Th statt mit D, wie denn z. B. unter dem bekannten Entwurfe zu einem Triumphwagen für den Kaiser (wohl von des Künstlers eigener Hand) geschrieben steht: „Dieses Wapen ist zu Nürnberg erfunden, gerissen und getruckt durch Albrecht Thürer im Jahr MDXXII.". Schon die Thatsache, daß Thürer oder Dürer die genaue Übersetzung von Ajtós ist, spricht für die Ansicht Haan's, während die von früheren Forschern vorgeschlagenen Orte Atyás (von atya, Vater) und Kétegyháza (von két, zwei, und egyház, Kirche) mit dem Namen der Familie Dürer in gar keinem Zusamenhange stehen.*)

Daß Albrecht Dürer von dem Stammsitze und dem ursprünglichen Namen seiner Familie Kenntniß hatte, ist nach dem Gesagten nicht zu bezweifeln. Haan sucht ferner nachzuweisen, daß ihm auch der Adel seines Geschlechts bekannt war. Der Meister schrieb nämlich in der oben angeführten autobiographischen Stelle „Albrecht Dürer der Ältere ist aus seinem Geschlechte geboren". Da nun aber jeder Mensch selbstverständlich „aus seinem Geschlechte" geboren ist, so liegt hier nach Haan's Vermuthung ein leicht erklärlicher Schreibfehler vor, der sofort beseitigt ist, wenn wir statt „seinem" lesen: „feinem", was nach dem Sprachgebrauche der Zeit wohl den adeligen Charakter eines Geschlechts bezeichnen kann.

Zu dieser Interpretation stimmt nun Alles, was wir über die Familie Ajtós-Dürer wissen, besonders auch das Wappen des Meisters: ein Schild mit zwei offenen Flügelthüren auf drei Hügeln. Andererseits steht dieser Erklärung jener autobiographischen Notiz nichts Wesentliches entgegen, denn daß sich das Geschlecht, nach Dürer's Worten, „der Ochsen und der Pferde genährt" habe, heißt natürlich keineswegs, daß des Künstlers Ahnen einfach Bauern gewesen, sondern nur, daß sie von der Feldwirthschaft lebten, wie dies zahlreiche Familien des niederen oder minder begüterten Adels in Ungarn von jeher thaten und auch heute noch thun. Am wenigsten steht mit Dürer's adeligem Ursprung die Thatsache in Widerspruch, daß ein Sprößling der Familie das Handwerk — die Goldschmiedekunst — lernte, denn gerade dies Handwerk galt von jeher, wie auch der übliche und populäre deutsche Name desselben beweist, stets als edle Kunst, deren Pflege sich auch Adelige anderer Familien widmeten, so daß sich auch die Herren von Ajtós nichts vergaben, als sie gestatteten, daß ein, gewiß sehr begabtes, Glied ihres Geschlechts als Goldschmied die Künstlerlaufbahn betrat.

Dies, in ihren wesentlichsten Punkten, die Ergebnisse von Haan's Forschungen, welche wir in den wichtigsten Stellen möglichst mit den eigenen Worten des Verfassers wiederzugeben bemüht waren. Die Familie der Dürer stammte aus Ungarn, gehörte dem minder begüterten Adel des Landes an und hieß ursprünglich Ajtós, nach dem gleichnamigen Besitz des Geschlechts in der nächsten Nähe des Städtchens Gyula im Békéser Komitat. Der große Meister Albrecht Dürer kannte diesen Ursprung seines Geschlechts, — aber ihn selbst hatten Geburt, Erziehung und Überzeugung bereits zum echten deutschen Manne gemacht, dem es sogar beschieden war, den Genius des deutschen Volkes auf dem Gebiete der bildenden Kunst in glänzender, großartiger Weise zu verkörpern und zur Geltung zu bringen.

Budapest. Gustav Heinrich.

*) Interessant ist ein zweites Beispiel der Umgestaltung, aber diesmal nicht Germanisirung, sondern Latinisirung eines ungarischen Namens, deren der Verfasser unserer Schrift Erwähnung thut. Der berühmte Orientalist, Professor Wilhelm Gesenius in Halle, soll nämlich — wie Haan von dessen Sohne, dem in Halle prakticirenden Arzte Dr. R. Gesenius erfahren hat — von der auch heute sehr verbreiteten ungarischen Familie Jeszenszky (latinisirt Jessenius) abstammen.

Nord-Amerika.

James: The Europeans*).

„The Europeans" ist das zweite größere novellistische Werk aus der Feder des Verfassers des „American." Nach diesem vortrefflichen Roman, der seiner Zeit im Magazin die gebührende Anerkennung gefunden hat**), konnte man einer neuen Dichtung von James nur mit großem Interesse entgegensehen. „The American" war so erfrischend originell, er zeigte so deutlich die große Begabung des Dichters, daß wir sofort der Überzeugung waren, James müsse nicht nur einer der talentvollsten, sondern auch einer der berühmtesten Romanschreiber unserer Zeit werden. Ein zweites Werk pflegt der eigentliche Prüfstein eines Autors zu werden. James hat die Probe erfolgreich bestanden. Zwar ist „The Europeans" nicht ein Werk von gleich großer Bedeutung wie „The American"; er selbst nennt es bescheidenerweise eine Skizze, aber diese Skizze ist in jeder Hinsicht so vollendet, so fein in ihrer Ausführung, wie nur die Hand eines Meisters sie hervorbringen kann. Wie die Leser des älteren Werkes sich erinnern werden, gehört James zu der Schule des gebildeten, des eklektischen Realismus. Wenn der Realismus die Abwesenheit jedweder romantischen Tendenz ausschließt, so hat James durch „The Europeans" sich noch mehr als früher in die Reihen des Realismus gestellt. Das Buch enthält keine Verwicklung, keine Intrigue. Es ist nichts als die Erzählung einer kurzen Episode, eine ausdrucksvolle Zeichnung einer einzigen Situation, wahrheitsgetreu und genau im Wesent-

*) „The Europeans". A sketch by Henry James. London, 1878. Macmillan & Co.

**) Magazin 1877. Nr. 26.

lichen nicht minder wie im Nebensächlichen, aber frei von überflüssigen, unwesentlichen Einzelheiten. Jedes Wort ist an seiner Stelle, jedes Wort erfüllt seinen Zweck, kein Wort ist nutzlos, nirgends eine Abschweifung, nirgends etwas Lehrhaftes. Der Autor besitzt all die Impassibilität des Realisten, er schildert seine Charactere objectiv und mit unbeugsamer Strenge läßt er der Logik der Thatsachen und Charaktere ihr Recht. Er verweilt nicht bei den Licht- und Schattenseiten seiner Figuren mit jenem Nachdruck, der den Leser ärgert und zum Widerspruch reizt. Maß in allen Dingen ist seine Parole, exact und unempfindsam handhabt er sein Secirmesser. Nichts berührt uns als eine Nachlässigkeit oder eine Gewaltsamkeit, das Ganze entwickelt sich naturgemäß aus den Prämissen. Keine moralischen Probleme werden aufgeworfen, die Erzählung hat keinen verborgenen Zweck, sie ist eine künstlerische Photographie und nichts weiter.

Von dem Buch im Einzelnen eine Schilderung zu geben, ist keine leichte Aufgabe. Es ist eines jener ungreifbaren Werke, die, gleich einem subtilen Parfum oder feinen Geschmack, nur ein Gefühl allgemeinen Wohlbehagens zurücklassen, das aller Analyse spottet. Der Reiz solcher Bücher wird von jedem gebildeten Leser gefühlt, aber er ist schwierig zu erklären. Man könnte die Erzählung vielleicht als einen „Bildungsroman" bezeichnen, insofern er sich an diejenigen unserer Fähigkeiten wendet, die wir der Bildung verdanken. Das Geheimniß seines Zaubers, soweit derselbe eine Erklärung zuläßt, liegt in der Verbindung vollkommener Ungezwungenheit und Natürlichkeit mit vollendeter Feinheit des Tones, des Gedankens und des Gefühls. Ob ein solches Buch auch bei dem größeren Publikum Gunst finden kann, ist eine andere Frage, aber sicherlich wird es jeden Leser höherer Art entzücken.

Der stoffliche Mittelpunkt von „The American" war eine Reise, die einer unserer transatlantischen Vettern nach Europa macht. Wiewohl durchgebildet und ein „gentleman" im vollsten Sinne des Wortes, ermangelte er doch jener undefinirbaren Kleinigkeiten der äußeren Verfeinerung, welche die vornehme Gesellschaft von den ihrigen fordert. Trotz seines vortrefflichen Kopfes und Herzens fühlte er sich doch außer seinem Element und „dérouté", als er in die gute französische Gesellschaft Eingang fand. „The Europeans" bieten uns die Kehrseite der Medaille. Zwei Europäer, ein Herr und eine Dame, Bruder und Schwester, haben für einige Zeit Europa verlassen und sehen sich aus dem Flitter und dem Firniß der kosmopolitischen Gesellschaft Europas nach Boston versetzt inmitten eine Familie phantasieloser Puritaner.

Felix Young und seine Schwester die Baronin Münster, die morganatische Gattin des Prinzen von Silberstadt-Schreckenstein, sind ein Paar anständiger Abenteurer, wenn ein so offenbar widerspruchsvoller Ausdruck erlaubt ist. Ihre Mutter war eine Amerikanerin, die in Europa geheiratet hatte und zum Katholicismus übergetreten war, was ihre puritanischen Verwandten so sehr empörte, daß sie jeglichen Verkehr mit ihr abbrachen. Sie verlor früh ihren Mann und zog nun mit ihren zwei Kindern umher nach der ruhelosen Art der Amerikaner und lebte bald hier bald da, so daß ihre Kinder sich rühmen konnten, um wenig besser als Vagabunden zu sein, da sie fast jede wichtige Stadt Europas bewohnt hatten. Bei Beginn unserer Erzählung ist die Mutter seit langen Jahren todt, Felix hat sich bald durch Zeichnen bald durch Musik und dann wieder als Schauspieler durch die Welt geschlagen, ohne je in allem Wechsel seine gründliche Genußfähigkeit zu verlieren, seinen unerschütterlichen Optimismus und die Gabe des In-den-Tag-Hineinlebens, welche das eigenthümliche Vorrecht — und wohl auch der Ersatz — der „vie de Bohème" sind. Seine Schwester ist in gewisser Hinsicht gleichfalls eine „Bohémienne", wenn auch weniger leichtherzig als er. Ihr Gatte, der Prinz, will sich von ihr scheiden, und wiewohl sie Einwendungen zu machen sucht, weiß sie, daß sie schließlich nachgeben muß. Darum erinnert sie sich mit einem Male ihrer amerikanischen Vettern und, einer plötzlichen Eingebung folgend, bricht sie nach dem fremden Lande auf, fest entschlossen, dort ihr Glück zu machen. Der leichtlebige, gutmüthige Bruder begleitet sie als Reisegefährte, denn sie zählt stark auf ihn zur Ausführung ihrer Pläne. Er wird von ihr ausgesendet, um den unbekannten Onkel und seine Familie aufzusuchen und ihnen zu sagen, daß sie durch natürliche Zuneigung und „la voix du sang" getrieben, nach Amerika gekommen seien, um sich mit ihren Verwandten zu befreunden.

Felix begiebt sich auf seine Mission und hat das Glück, zuerst auf seine Cousine Gertrud Wentworth zu stoßen, ein junges Mädchen von romantischem Character, voll Dranges nach heroischen und idealen Dingen, das aber bisher in dem stillen Einerlei ihres puritanischen Elternhauses keine Nahrung fand für ihre Phantasie. In Felix, dem ersten Ausländer, der in ihren Bereich kommt, erblickt sie die Verkörperung aller Romantik, den aus „Tausend und eine Nacht" erstandenen Prinzen Camaralzaman. Die dunkel romantische Erzählung von der Heimat der Baronin und die lustige leichte Weise, in welcher Felix davon spricht, entzückt sie und verwirrt sie zugleich. Ihr Vater, Herr Wentworth, ein ehrenfester, von strengem Pflichtgefühl beseelter Puritaner, heißt seine fremdartigen Verwandten sofort willkommen und drängt ihnen die Gastfreundschaft seines Hauses auf, wiewohl er etwas wie Schrecken empfindet vor ihnen und ihren leichten ausländischen Manieren, ihrer glänzenden Conversation, die mit französischen Worten gespickt ist, welche er nicht versteht. Die Idee, daß seine Nichte eine deutsche Baronin und morganatisch (er hat keine Vorstellung davon, was dies bedeutet und wagt nicht zu fragen) mit einem Prinzen vermählt sei, gibt ihm viel zu denken. Die Baronin ist eine complicirte Natur, keine von denen, über welche sich ein absolutes Urtheil fällen läßt, denn sie ist sowohl des Guten als des Schlimmen fähig, wiewohl durch Gewohnheit, Umstände und Erziehung letzteres überwiegt. Sie ist aus Europa herübergekommen mit der entschiedenen Absicht, aus ihren reichen und unschuldigen Verwandten Kapital zu schlagen, und doch, wie nun diese ihr in so wahrer und einfacher Weise ihre Gastfreundschaft aufdrängen, wie sie die heitere, wiewohl schmucklose Häuslichkeit mit den sanften stillen Bewohnern, mit dem einfachen ernsten Leben kennen lernt, ergreift das alles sie mit unwiderstehlicher Gewalt, sie fühlt sich von einer der wahrsten Erregungen ergriffen, die je über sie gekommen. „Ich möchte hier bleiben," sagt sie, „bitte, nehmt mich auf." Die Baronin war ein Weib, mit unmerklich in einander fließenden Motiven, und eigentlich gemein waren ihre Absichten nie.

Nach reiflicherer Überlegung fürchtete jedoch Herr Wentworth, daß dieses fremde Element, welches in dem wohlgeordneten Schema seines Hauses nicht vorgesehen war, schlecht hineinpassen würde. Namentlich war er für seine Tochter Gertrud besorgt, der er stets „eine eigenthümliche Natur" zugeschrieben hatte und die in Gegenwart dieser Fremdlinge, die einen Jargon sprachen, dem er nicht folgen konnte, sich wie zu entfalten schien. Er beschloß daher ein kleines Haus, das zu seinem Besitzthum gehörte, den Europäern zur Verfügung zu stellen. Die Baronin nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, sie hatte bereits zu fürchten begonnen, daß sie das kalte und steife Leben in dem Wentworth'schen Haushalte nicht lange ertragen würde, und so siedelten denn Bruder und

Schwester in das Häuschen über. Mit Hilfe ihres französischen Kammermädchens gab die Baronin den Zimmern gar bald ein Aussehen, das ihre amerikanischen Verwandten höchlichst verblüffte. Die Sammlung von „bric-à-brac", die elegante Unordnung von Portieren und Draperien, die sie da erblickten, war ihnen neu. Täglich kamen sie herüber nach dem kleinen Hause, täglich am Abend fand sich die Baronin im Kreis der Familie ein, zu dem außer den nächsten Gliedern noch einige entfernte Verwandte zählten. Die Baronin zeigte sich von diesem arkadischen Leben entzückt, wiederholentlich erklärte sie, daß sie nach Amerika gekommen wäre, um Ruhe und Rast zu finden, und diese Erklärung war nicht ganz unwahr. Ueberhaupt sagte sie niemals etwas ganz Unwahres, wiewohl andererseits auch nie etwas ganz Wahres. An eine Freundin in Deutschland schrieb sie, sie komme sich wie zur Natur zurückgekehrt vor, wie als ob sie frische Milch tränke, und dieselbe schmecke ihr vortrefflich. Sich selbst gestand sie zwar, daß es etwas langweilig war, aber doch wollte sie ihre Zeit ausharren. Felix dagegen lebte durchaus befriedigt, keinerlei Gedanken störten ihn in seinem Glück. Erstens besaß er überhaupt Talent zum Glücklichsein, eine Natur, die aus allen Dingen Unterhaltung zog; und dann war er Herrn Wentworth für seine großmüthige Gastfreundschaft wirklich dankbar; es erfüllte ihn geradezu mit Wonne, ein Haus sein eigen zu nennen, nie vorher hatte er ein solches Gefühl behaglicher Sicherheit empfunden, und vor allem war er entzückt, eine Familie guter anständiger Leute gefunden zu haben, die er bei ihren Vornamen anreden konnte. Er hatte sie alle gern, insbesondere aber Gertrud, die ihn am besten zu verstehen schien, die ihn nicht für blos frivol hielt und stundenlang seinen Schilderungen des Lebens im Auslande zuzuhören pflegte. Die einzige Person, die durch all dies verblüfft und verstimmt wurde, war die französische Kammerjungfer, die das Spiel ihrer Herrin nicht zu durchschauen vermochte. Was that eigentlich die Baronin „dans cette galère"? was für einen Fisch gedachte sie wohl in diesen stagnirenden Gewässern zu fangen?

Dies zeigte sich allgemach, aber vorher wurde etwas Anderes sehr klar: nämlich daß wenn Herr Wentworth im Interesse seiner ruhigen Nerven die Gelegenheit zum Verkehr zwischen seinen Kindern und ihren ausländischen Vettern zu beschränken gesucht hat, diese Absicht gänzlich scheiterte. Die Europäer wurden immer mehr der Angelpunkt, um den sich alles Interesse seiner Familie drehte. Für diese waren die beiden wie ein Bild aus der Fremde, bestrickend und verwirrend, und Herr Wentworth selbst war wohl der verwirrteste von allen. Die Unterredungen zwischen ihm und seiner Nichte, in denen sie eine von seiner eigenen gänzlich verschiedene Sprache mit ihm zu sprechen schien, sind mit unnachahmlichem Geschick und Menschenkenntniß dargestellt. Auf das gründlichste lernen wir aus ihnen kennen, welches die Gefühle einer ruhigen, einfach denkenden amerikanischen Familie sein mußten, in deren Mitte plötzlich zwei Fremde mit ihren europäischen Manieren und Reden einbrachen. Diese Gefühle waren Bezauberung und Verwunderung, und die Neugier ward noch vermehrt durch die geheimnißvolle Geschichte, welche über der Baronin Münster schwebte und wodurch sie zu einer sehr anmuthig mystificirenden Seltsamkeit wurde.

Allmählich begann freilich die Abenteurerin offenes Spiel zu zeigen, aber ihre Gastfreunde waren so einfache Gemüther, daß sie dasselbe nicht verstanden. Unter den intimen Besuchern des Hauses hatte sie einen jungen Mann, Namens Robert Acton, bemerkt, einen Mann von Verstand, Geschmack und Urtheilskraft, der viel gereist und überdies Besitzer eines ungeheuren Vermögens war. Sie erwartete seine Besuche in dem kleinen Haus und provocirte seine Aufmerksamkeiten; er erfuhr von der ehelichen Trübsal der Baronin und wurde zu Rath gezogen, ob sie die, ihren endgültigen Verzicht auf den Prinzen aussprechende Urkunde, die sie bei sich führte, unterschreiben solle. Der Plan war sorgfältig angelegt, die Netze auf das schlaueste gespannt, so daß die Vogelstellerin ihre Beute beinahe in Sicherheit gebracht hätte. Aber sie beging einen ganz kleinen „faux-pas", der, so hoffte sie, unbemerkt geblieben war. Sie sagte in Robert Acton's Gegenwart eine Unwahrheit, die zwar nur als Schmeichelei gesprochen ward, aber sie war an seine Mutter gerichtet, und von nun ab war er auf seiner Hut. Wohl besuchte er sie nach wie vor und erwies ihr Aufmerksamkeiten, aber wie sie es auch anstellen mochte, dahin, wo sie ihn bringen wollte, brachte sie ihn nicht. Zwar empfand er Liebe für sie, ihr Zauber, ihr glänzendes Wesen hatten ihre Wirkung geübt, aber er fühlte, daß sie nicht vollwichtig war, und er kämpfte gegen seine Gefühle an, bis er sie überwand. All dies ereignete sich in wenigen kurzen Wochen und dann gab die Baronin ermüdet das Spiel auf. Diese amerikanische Reise war eine Speculation gewesen, die fruchtlos ausgefallen war, sie wollte nach Europa zurück, da sie das Glück, das sie zu suchen gekommen, nicht gefunden hatte. Allerdings waren die Anstrengungen, die sie gemacht, nicht sehr mannigfaltiger Art gewesen, aber doch glaubte sie von dem einen Falle auf das Ganze schließen zu dürfen und fand, daß dieser provincielle Continent kein geeigneter Boden sei für wirklich bedeutende Frauen, deren natürliches Feld doch am Ende nur die alte Welt sei.

Als sie ihrem Bruder diese Ansichten aussprach, fand sie, daß ihre beiderseitigen Erfahrungen nicht gleichen Schritt gehalten hatten, und daß er durchaus keinen Wunsch hegte, wieder über den atlantischen Ocean zu gehen. Er hatte eine wirklich echte Zuneigung zu seiner Base Gertrud gefaßt, und der puritanische Vater hatte nach langem Sträuben dieselbe gutgeheißen, wiewohl ihm ein Schwiegersohn von so beweglichem Temperament und ohne Beruf nicht wenig Unruhe machte. Felix blieb also da, um zu heiraten, und die Baronin dampfte allein ab, ohne auch nur seine Hochzeit abzuwarten; sie erklärte, es sei nutzlos, in diesem gräßlichen Lande noch mehr Zeit zu verlieren; sie ging zurück nach Silberstadt-Schreckenstein um da ihre Angelegenheiten zu betreiben. Mit ihrer plötzlichen Abreise schließt das Buch.

Wie der Leser aus dieser mangelhaften Inhaltsangabe ersehen wird, ist das Werk keine Erzählung, sondern die Analyse einer Anzahl Charaktere, die alle mehr oder weniger complicirter Natur sind und mit wunderbarer Genauigkeit geschildert werden. Alle diese Personen sind wahr und leben, das empfinden wir beim Lesen, und die Umgebung, in der sie auftreten, ist ebenso naturtreu. Obgleich die Schilderung unendlich eingehend ist, wird sie doch nie langweilig, die Details sind nie unwesentlich und alle von Nöthen, um den Haupteindruck hervorzubringen. „The Europeans" wird sicherlich einen hohen Rang unter den zeitgenössischen Romanen einnehmen und wir können nicht umhin, dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß Herr James uns recht bald wieder einen solchen Genuß verschaffen möge. Z.

China.

Dr. Bretschneider's Forschungen.

Seit unserer Anzeige einiger Schriften dieses deutschen Gelehrten im Jahrgang 1877 des „Magazin" sind uns vier zum Theil noch bedeutendere Leistungen desselben zugekommen, sämmtlich

wieder in englischer Sprache und zwischen 1875 und 1877 ans Licht der Öffentlichkeit getreten. Ihre Titel lauten:

Über mittelalterliche Chinesische Reisende nach dem Westen. Schanghai und London 1875.

Zur mittelalterlichen Geographie und Geschichte von Inner- und West-Asien, aus chinesischen und mongolischen Werken, verglichen mit Beobachtungen westlicher Schriftsteller im Mittelalter London 1876.

Archäologische und historische Untersuchungen über Peking und dessen Umgebungen. Schanghai und London 1876.

China's Verkehr mit den Ländern Inner- und Westasiens während des fünfzehnten Jahrhunderts u. Z. Hongkong 1877.

Der Verfasser beweist in jeder dieser Arbeiten in vollem Maße die Wahrheit seiner Versicherung, daß er mit möglichster Genauigkeit verfahren sei. Überall geht Herr Bretschneider die ihm irgend erreichbaren chinesischen Quellen an, wozu Peking allerdings die beste Gelegenheit bot, und der Umgang mit wohlunterrichteten Chinesen setzte ihn in den Stand, die meisten Schwierigkeiten der Büchersprache zu besiegen. Auf S. 5 der erstgenannten Arbeit, wo der Verfasser seine um dasselbe Forschungsgebiet verdient gewordenen Vorgänger aufzählt, vermissen wir nicht ohne Befremden eine ganze Reihe akademischer Abhandlungen und Monatsberichte W. Schott's, namentlich: „Über die Kanggar und das Oßmanische Reich" (1846); „Über Taberistan am Kaspischen Meere nach einer alten Chinesischen Quelle" (M. B. 1847); Älteste Nachrichten von Mongolen und Tataren" (1847); „Die letzten Jahre der Mongolenherrschaft in China" (1851); „Das Reich Karachatai oder Si-Liao" (1851); „Über einige Namen der Baumwolle" (M. B. 1851); „Über die echten Kirgisen" (1865); „Zur Uigurenfrage" (1874—75). Im M. B. des Jahres 1849 (S. 335-36) erwähnt derselbe die Sage von der wunderbaren Rettung des Ismael (Szemajin), wie sie nach muhammedanischer Bearbeitung zu den Chinesen gekommen, und in dem encyclopädischen San tshai thu hui eine Stelle gefunden hat. Die oberwähnte Notiz über Taberistan hatte Schott in einer Zugabe zu Matuanlin's Artikel über Persien entdeckt. Es unterliegt freilich keinem Zweifel, daß die „Arbeiten" der russischen Mission in Peking um viele Jahre schneller nach Europa gelangen als die der Berliner Akademie zu den europäischen Gelehrten in China's Hauptstadt.

Das von Herrn Bretschneider mit Vortheil benutzte Je hu pjan, von welchem er S. 318 der China review für 1876 sagt, es scheine ihm ein sehr seltenes Werk und der Archimandrit Palladius habe ihm ein handschriftliches Exemplar desselben geliehen, besitzt die Berliner Königl. Bibliothek, wie aus Schott's Verzeichniß chinesischer Bücher derselben (1840, S. 77 und 115) zu ersehen, in einer schön gedruckten Ausgabe vom siebenten der Jahre Tao-kuang (1828); es begreift acht Bände in Großoctav.

Aus der Fülle des wohlgesichteten Stoffes, den Herr Bretschneider in vorliegenden Abhandlungen uns bietet, nur eine verhältnißmäßig magere Übersicht herauszuheben, würde die nothwendige Begränzung einer Anzeige im „Magazin" schon überschreiten, wie viel mehr geschähe dies, wollten wir bei Einzelheiten berichtend oder kritisch verweilen! Man überzeugt sich hier wieder, wie der deutsche Fleiß im fernsten Auslande und ungünstigen klimatischen Einflüssen zum Trotze sich nicht verleugnet.

Begnügen wir uns hier mit einem Auszuge aus dem Werkchen über mittelalterliche chinesische Reisende nach dem Westen. Den Reigen führt hier das, von dem Archimandriten Palladius bereits 1856 ins Russische übersetzte Si ju ki d. i. „Aufzeichnung einer Wanderung nach Westen", von Tschhang-tschhun. Der Genannte war ein im Rufe hoher Weisheit und Heiligkeit stehender Tao-Mönch, geboren 1148 u. Z. Als der große Welteroberer Tschinggiß das nördliche China durchstürmte, hörte er von dem berühmten Weisen und schickte ihm die schmeichelhafteste Einladung an seinen Hof. Indessen unternahm der Mongolenhäuptling seinen Zug nach Westasien und Tschhang-tschhun mußte trotz vorgerückten Alters seine Einsiedelei in den Bergen von Schan-tung verlassen und den Gefahren eines langen Wanderlebens durch Innerasien nach Persien und den Grenzen Indiens, wo er mit Tschinggiß zusammentraf, sich bloßstellen.

Die Reise hin und zurück nahm drei Jahre hinweg.

An seine Übersetzung des obigen Werkes fügt Palladius noch Übersetzungen mehrerer Briefe aus dem Briefwechsel zwischen Tschinggiß und Tschhang-tschhun, wobei eine andere Quelle vorlag. Die Mittheilung zweier derselben kann den Leser zu einem Urtheil über Charakter und Denkungsart dieser zwei hervorragenden Männer befähigen. Der Eroberer bekennt sich in seiner schlichten Weise zu so gesunden Regierungsgrundsätzen und verkündet so tiefe Wahrheiten, daß sie auch in unserem Europa Beherzigung verdienten. Sein asketischer Correspondent empfiehlt sich durch Bescheidenheit und biedere Aufrichtigkeit.

Jetzt der Brief des Ersteren, dessen Gedanken irgend ein Chinese seines Gefolges in klassischem chinesischem Stil niedergeschrieben haben muß, da Tschinggiß selbst weder chinesisch noch irgend eine andere Sprache zu schreiben im Stande war:

„Der Himmel hat China ob seines Hochmuths und seiner maßlosen Üppigkeit verlassen. Ich, in nordischer Wildniß erwachsen, besitze keine ungeregelten Leidenschaften. Ich liebe Einfalt und Reinheit der Sitten. Ich habe nur ein Kleid und nur eine Art Speise. Ich esse dieselbe Kost und trage denselben Kittel, wie meine gemeinen Hirten. Ich betrachte das Volk als meine Kinder und bin Männern von Begabung geneigt als wären sie meine Brüder. Wir sind immer übereinstimmend in unseren Grundsätzen und lieben uns gegenseitig. . Bei kriegerischen Übungen bin ich vorn an und in der Schlacht nie dahinten. Innerhalb sieben Jahren habe ich ein großes Werk vollbracht und die ganze Welt zu einem Staate vereinigt! Ich selbst besitze nicht ausgezeichnete Eigenschaften, aber die Herrschaft des Hauses Kin (der Beherrscher Nordchina's) ist wankend und darum hilft mir der Himmel ihren Thron bemeistern . . . Wie mein Beruf ein hoher, so habe ich auch schwere Pflichten, und fürchte, daß in meiner Regierung etwas mangelhaft sein möge. Um über einen Fluß zu kommen, machen wir Böte und Ruder. Ebenso laden wir weise Männer zu uns und wählen unsere Gehülfen um das Reich in guter Ordnung zu halten. Seitdem ich zum Throne gelangt, habe ich mir immer die Leitung meines Volkes zu Herzen genommen; ich konnte aber lange nicht Männer finden, die würdig gewesen wären die Stellen der obersten Minister einzunehmen. Ich zog deshalb Erkundigungen ein und erfuhr, daß Du, Meister, die Wahrheit ergründet hast und auf dem Pfade des Rechten wandelst. Deine Heiligkeit ist offenkundig. Du hast die strengen Regeln der alten Weisen bewahrt. Du besitzest die ausgezeichneten Gaben gefeierter Menschen. Lange hast Du von der Welt abgeschieden in Felsenhöhlen gelebt, aber die Menschen strömen zu Dir gleich Wolken auf dem Pfade der Unsterblichen. Ich erfuhr, daß Du nach dem Kriege an demselben Orte in Schantung geblieben und habe stets Deiner gedacht. . . . . Was soll ich thun? Berge und Ebenen von großer Ausdehnung trennen uns. Ich kann nur von meinem Herrschersitze steigen und mich an die Seite stellen (d. h. die Regierung Dir über-

lassen) .... Fürchte nicht die Tausende von Li (chinesischen Meilen); denke nicht an die Ausdehnung der Sandwüste. Erbarme Dich des Volkes in seiner gegenwärtigen Lage, oder bemitleide mich. Ich selbst will Dich bedienen; ich hoffe daß Du mir wenigstens einen Abfall Deiner Weisheit lassen werdest. Sprich nur ein Wort und ich werde glücklich sein." Gegeben am ersten des fünften Monats (1219 d. christl. Zeitrechnung).

Tschhang-tschhun beginnt seine Antwort mit der Bemerkung, daß alle Küstenbewohner von Schantung (zu denen er selbst gehörte) ohne geistige Begabung seien und fährt dann fort: „Es ist mir die Ergründung des Tao (der Urweisheit) nicht gelungen obwohl ich mich auf alle mögliche Weise darum bemüht habe. Jetzt bin ich alt und mein Ruf hat sich über alle Reiche verbreitet; was aber meine Heiligkeit betrifft, so bin ich nicht besser als gewöhnliche Menschen und fühle tiefe Beschämung, wenn ich in mich hineinblicke. Wiederholte Einladungen zu den Sung (den damaligen Beherrschern Südchina's) habe ich abgelehnt. Jetzt aber, beim ersten Rufe vom Drachenhofe (dem Mongolischen) bin ich bereit aufzubrechen, denn ich habe erfahren, daß der Himmel Euere Majestät mit solcher Tapferkeit und Weisheit begabt hat, wie sie niemals erlebt worden. Chinesen und Barbaren haben des Kaisers Oberherrlichkeit anerkannt. Zuerst war ich unentschlossen, ob ich mich im Gebirge verstecken oder nach einer Insel flüchten sollte, aber ich wagte nicht dem hohen Befehl zu widerstreben. Ich beschloß, Schnee und Kälte zu trotzen um mich dem Kaiser vorzustellen ... Sturm und Staub verdunkeln den Himmel. Ich bin alt und schwach und fürchte, daß ich den Beschwerden einer so langen Reise wohl nicht gewachsen bin. Auch sind öffentliche Angelegenheiten und Krieg nicht innerhalb meiner Befähigung. Solches bedenkend verhandelte ich mit dem Botschafter Eurer Majestät und erbot mich die Wiederkehr Höchstselbiger in Yen (Peking) zu erwarten. Allein er wollte dies nicht zugeben und so habe ich meine Sache Eurer Majestät selbst vorlegen wollen. Ich möchte dem Verlangen Eurer Majestät so gern willfahren, bin aber so gebrechlich. Es waren unser Vier, die gleichzeitig die geistliche Weihe erhielten; nur Drei derselben sind zur Heiligkeit gelangt. Ich erwarte die Befehle Eurer Majestät."

Geschrieben am dritten Monat des (christlichen) Jahres 1220.

Nachträglich bemerken wir noch, daß die Leistungen des würdigen Archimandriten schon in Erman's Archiv (Band 15 und 16) verdiente Anerkennung gefunden haben.

Kleine Rundschau.

— **Longfellow's Tales of a Wayside Inn in deutscher Uebersetzung.** Bei aller Anerkennung von Longfellow's dichterischer Bedeutung kann ich doch grade den Erzählungen aus einem Wirthshause an der Landstraße nicht einen besonders hohen Werth beimessen. Theils sind sie gar zu breit ausgesponnen, theils nicht plastisch-anschaulich genug, theils fehlt ihnen die eigentliche Pointe; auch die Intermezzi (interludes) bieten eine nicht gerade geistreiche Unterhaltung. Sieben von diesen Erzählungen sammt dem sie verbindenden poetischen Texte hat Frau Isabella Schuchardt verdeutscht.*) Die Übersetzung ist mit Fleiß gearbeitet und im Allgemeinen auch gelungen. Indeß erfährt diese Anerkennung einige wesentliche Einschränkungen. Zunächst ist das Original nicht überall richtig übertragen oder verstanden worden. So z. B. ist in der „schönen Legende" die Rede von des Mönches Zerknirschung und Gebet for his sins of indecision; dies ist wiedergegeben: „er flehte um Vergebung seiner Sünden, seiner Unentschlossenheit," was gar keinen rechten Sinn giebt. Oder wenn es in der Geschichte vom Baron von St. Castine heißt: „But the nearer the dawn the darker the night", so giebt die Übersetzung auch hier etwas Unverständliches: „Doch dunkler ist, wenn Morgen nah' die Nacht." Andere Stellen sind wohl richtig übersetzt, aber undeutsch construirt, so z. B. wenn es heißt: „So, von Seligkeit erfaßt, Und in Andacht still verloren, Plötzlich drang zu seinen Ohren Laut der Klosterglocke Klang."

Ferner sollten in Übertragungen keine willkürlichen Abweichungen vorkommen. Gleich die ersten Zeilen bieten eine solche: „One autumn night, in Sudbury town, Across the meadows bare and brown" — „Es war im Spätherbst; in der alten Stadt — anmuthig liegt sie zwischen grünen Wiesen" —. Dahin gehört auch das Abweichen im Metrum; ich meine nicht die Wahl eines anderen Metrums für unsere Sprache, denn das ist ja nur unter Umständen ganz berechtigt, sondern die Substitution eines längeren Verses für einen kürzeren und gleichwohl die Beibehaltung der Versanzahl. Denn die nothwendige Folge eines solchen Verfahrens wird sein, daß die Erzählung durch Zufügung überflüssiger Füllwörter schleppender und langsamer wird. Dieser Fehler ist von der Übersetzerin in der Einleitung gemacht worden. Was endlich das Metrische betrifft, so begegnen wir mehrere durchaus unstatthafte Freiheiten, wie Seite 11: „vom Zaübrer Mérlin und vom König Arthur"; Seite 15: Im Talmud und im Targum, auch im Lied Der Kábala; Seite 26: „Nicht würde Cóladá, Excáliber"; Seite 42: „Ihm zur Seite schaut Man Giovánna, seine holde Braut", also Giovanna viersilbig, während es sonst richtig gemessen ist. Das Gleiche ist es Seite 28 mit Fiamétta, das wohl ein Engländer viersilbig messen kann, nicht wir; grade so wenig wie in der Zeile zuvor Palmieri anders als dreisilbig sein kann.

Das sind einige Ausstellungen, die indeß nicht verhindern sollen die Übersetzung zu empfehlen, da sie sonst mit Umsicht und Überlegung gemacht ist.

P. Fr.

*) Hamburg, 1879. Grüning.

— **Zur Weihnachtsliteratur.** Andersen's Neueste Märchen und Geschichten. Neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Emil J. Jonas. Illustrirte Ausgabe. Zwei Bände. Berlin, 1879. E. Bichteler & Co.

Der dänische Erzähler ist längst in Deutschland eingebürgert; diese neue Übersetzung seiner späteren Märchen, Geschichten, Anekdoten, Phantasiestücke zeichnet sich durch Sorgfalt, fast zuviel Sorgfalt aus, insofern die Anmerkungen des Übersetzers dem Leser oft mehr erklären, als dieser, wenn er ein rechter Märchenleser, erklärt zu sehen wünschen mag. Das Buch ist mit zahlreichen Illustrationen geziert und ganz geeignet, den Weihnachtstisch zu zieren.

Märchen von Richard Gustafsson. Aus dem Schwedischen übersetzt von Emil J. Jonas. Mit zahlreichen Original-Illustrationen. Berlin, 1879. E. Bichteler & Co.

Derselbe Übersetzer macht uns mit den Märchen eines andern skandinavischen Dichters bekannt. Gustafsson's Märchen erinnern durch die Art ihrer Phantastik wie durch ihre moralisch-empfindsame Absicht an Andersen. Der Däne ist ohne Zweifel das Muster des Schweden gewesen.

Illustrirtes Märchenbuch der Großmama. Ausgewählte Märchen von Andersen, Arndt, Brentano, Goethe, Grimm, Hauff, Musäus, Platen, Rückert. Mit Randzeichnungen von Carl Merkel. Zweite Auflage. Basel, Riehm.

Das Büchlein hat sich die zweite Auflage wohl verdient. Die Auswahl einiger der lieblichsten Märchen der besten Märchenerzähler ist gut getroffen und die Merkel'schen Randzeichnungen zwar nicht künstlerisch, aber doch kindlich.

David Livingstone, der Missionär. Entdeckungsreisen im Süden und Innern des afrikanischen Continents, während der Jahre 1840 bis 1873. Nach David Livingstone's Werken und hinterlassenen Aufzeichnungen bearbeitet von Richard Oberländer. Fünfte durchgesehene und ergänzte Auflage. Mit siebzig Textabbildungen und vier Tonbildern. Leipzig, 1879. Spamer.

Livingstone's Nachfolger. Afrika von Osten nach Westen quer durchwandert von Stanley und Cameron. Nach den Tagebüchern, Berichten und Aufzeichnungen der Reisenden bearbeitet von Richard Oberländer. Mit über achtzig Textabbildungen, vier Tonbildern und zwei Karten. Leipzig, 1879. Spamer.

Das zweite dieser beiden Bücher bildet die angemessene Fortsetzung und Ergänzung des ersten, bereits in fünfter Auflage erschienenen, und wird sich ohne Zweifel denselben Beifall Seitens der jugendlichen und populären Leserkreise erwerben.

Kane, der Nordpolfahrer. Arktische Fahrten und Entdeckungen der zweiten Grinnell-Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1853, 1854 und 1855 unter Dr. Elisha Kant Kane. Sechste durchgesehene Auflage. Mit 110 Text-Abbildungen, sechs Tondrucktafeln und einer Karte. Leipzig 1879. Spamer.

Die Franklin-Expeditionen und ihr Ausgang. Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt durch Mac Clure sowie Auffindung der Überreste von Sir John Franklin's Expedition durch Capitain Sir Leopold M'Clintock. Vierte durchgesehene Auflage. Mit achtzig Text-Illustrationen, vier Tondrucktafeln, mehreren Kartenumrissen, sowie einer Karte der nordamerikanischen Polarländer. Leipzig, 1879. Spamer.

Wie die obigen beiden Bände die Resultate der neuesten Afrikaforschungen weiteren Kreisen zugänglich machen, so geben diese zwei Bände eine Übersicht der von Sir John Franklin und der später zu seiner Aufsuchung unternommenen Nordpolexpeditionen. Da der Nordpol mit dem schwarzen Continent sich in das so hoch gesteigerte geographische Interesse der Gegenwart theilt, so wird es auch den „Franklin-Expeditionen" nicht an theilnehmenden, wißbegierigen Lesern fehlen.

Mancherlei.

Illustrirte Chronik des russisch-türkischen Feldzuges. Mit dem jüngst erfolgten Erscheinen der zwanzigsten und damit letzten Lieferung ist eine der fleißigsten Unternehmungen auf dem Gebiete illustrirter, moderner Geschichtswerke, die „illustrirte Kriegs-Chronik", Gedenkbuch an den orientalischen Krieg, vollendet worden*). Wenn auch nicht mit der Schnelligkeit, welche die Berichterstattung der Tagespresse theils auszeichnet, theils benachtheiligt, geschweige denn der schwindeligen Eile, mit der die Rührstücks- und Possen-Fabrikation sogenannter Volkstheater die blutigen Vorgänge jenes Feldzuges, wie auch jetzt wieder des bosnischen, für ihre Zwecke verarbeitete, hat die verständige, militärisch wie historisch gleich bewanderte Redaction unter der Leitung des Majors Victor von Strantz verstanden, das voluminöse Werk durch die Darstellung der Congreß-Verhandlungen (sie bilden den Inhalt der zwanzigsten Lieferung) nur wenige Monate nach seiner Beendigung abzuschließen. Dr. F.

*) Leipzig. J. J. Weber.

Eugen Pelletan: Das neue Babylon. Vieles in diesem Buche ist veraltet. Vieles durch deutsche Schilderungen, wie die Rodenbergs und des Verfassers des Revanchebuches: „Aus dem wahren Milliardenlande" überholt, weniger phrasenhaft, aber schärfer charakterisirt, allein das Buch behält dennoch seinen Werth durch die offene, ungeschminkte Wahrheit über Sinnen und Sein des neuen Babels aus französischem Mund für Franzosen bestimmt.

Der Unsinn der literarischen Schutzzöllnerei wirft auch in Frankreich seine wunderlichen Blasen. Vor einigen Tagen wurde im Pariser Odéon „Conrad" — „La morte civile" des italienischen Dichters Giacometti in einer Bearbeitung von Vitu — zum ersten Mal gegeben. Darüber bricht der Theaterkritiker der „Patrie" in folgenden Schmerzensschrei aus: „ . . . Diese „Bearbeitung" war unseres Bedünkens nicht nöthig. Die Ausländer überfüllen unser Theater, ohne daß es nöthig wäre, ihnen noch so die Thüre zu öffnen. Seit einiger Zeit wimmelt's von ihnen: keine Vaudevillebühne, wo man heute nicht die Stücke des Belgiers Hennequin spielte; der polnische Fürst Lubomirski wird diesen Winter ein neues Stück in der Porte St. Martin geben; der Russe Newski eines im Ambigu. Wie lange Zeit hindurch seine „Danischeff" mit Ausschließung jedes andern Stückes im Odéon gegeben wurde, ist bekannt. Fast unmittelbar auf sie ist dieses Stück eines Italieners gefolgt — und dann? Dann kommt ein Drama des Genfers Cherbuliez. Das ist zu viel, viel zu viel!"

Der patriotische Kritiker beruhige sich. Von dem Tage an, wo die französischen Dichter wieder gute oder wenigstens unterhaltende Stücke in hinreichender Zahl schreiben werden, wird die „Invasion" der ausländischen Dramatiker von selbst aufhören. Aber dadurch, daß man vor der besseren fremden Production die Thüre schließt, wird die inländische schlechtere nicht besser. Im Gegentheil, dieser letzteren wird das Schlechtersein nur bequem gemacht.

Das Octoberheft der Westminster Review enthält einen sehr anerkennenden Artikel über Berthold Auerbach's spätere Schriften („later novels of Berthold Auerbach"). Der Verfasser stellt Auerbach Scott gegenüber: Scott's Geist lasse sich einem Prisma vergleichen, das alle Gegenstände mit seinen eigenen Regenbogenfarben umsäume, während der Auerbach's alle Bilder wie eine krystallene Linse durchlasse, ohne sie zu färben oder zu verändern. Scott habe sich am besten der Vergangenheit gegenüber befunden, während Auerbach sich niemals ohne Schaden von der Gegenwart und dem Gebiete seiner persönlichen Erfahrung entferne. Gemeinsam sei trotz ihrer Verschiedenheiten die Kraft, mit der sie das ländliche Leben ihrer Heimat schilderten, so daß ihre Werke nicht nur eine literarische, sondern auch eine nationale

*) „Das neue Babylon" von Eugen Pelletan, Mitglied des gesetzgebenden Körpers für Frankreich; aus dem Französischen von Dr. Th. Wildberg. Bremen, 1879. J. Kühtmann's Verlag.

Bedeutung hätten. „Wir lernen aus den Waverley Novellen mehr über den schottischen Charakter, als aus allen jemals geschriebenen bloßen Beschreibungen von Schottland, und Auerbach's Dorfgeschichten gewähren uns einen besseren Einblick in die ländlichen Gewohnheiten Deutschlands, als wir ihn aus irgend trockenen thatsächlichen Berichten oder statistischen Tafeln gewinnen könnten. Derselbe poetische Zauber, mit dem Scott die Seen und Flüsse, die wilden meerumflossenen Eilande, die Heidethäler und Berge seines Geburtslandes umkleidet, hat Auerbach um die ernsten Tannenhaine und die mächtigen Alpenketten Bayerns gesponnen, indem er sie so mit den menschlichen Dramen, die zwischen sie verlegt sind, verwebte, daß sie dem Leser so vertraut erscheinen, wie Gegenden, die er selbst besuchte. Beide Künstler haben vielleicht ihr hervorragendstes ländliches Portrait in einem weiblichen Charakter niedergelegt: denn wenn Scott's Ruhm nach dieser Hinsicht am Innigsten mit Jeanie Dean's traulicher Gestalt verknüpft ist, so wird der Auerbach's am längsten durch Walpurgas kräftige Persönlichkeit fortbestehen." Der Verfasser schildert alsdann das Wesen des Dichters, sein Geschick, auch das Kleinste und Unbedeutendste poetisch zu behandeln, seinen Sinn für die Natur, die Kraft seiner Charaktere. In die Tiefen der Leidenschaft sei Auerbach erst in seinen späteren Werken gedrungen, zuerst mit „Edelweiß". Als Höhepunkt seines Schaffens wird „Auf der Höhe" bezeichnet. Dagegen mißfallen dem Engländer die im „Landhaus am Rheine" und „Waldfried" hervortretenden politischen Tendenzen. Am gelungensten im „Landhaus am Rheine" erscheint ihm der Charakter Sonnenkamps. Die drei Fortsetzungen „Nach dreißig Jahren" hätten zum Glück wieder diese politischen Tendenzen bei Seite gelassen und zeigten den Dichter rein als Dichter. Der deutsche Leser wird, soweit er mit dem englischen Journale übereinstimmt, hinzusetzen können, daß dies auch von Auerbach's letztem Werke, dem „Landolin von Reutershöfen", gilt.

H. H g.

Unter neueren amerikanischen Büchern sind zu nennen: Blush Roses, Roman von Clara Francis Morse, der anmuthig geschrieben ist, und deutsche wie französische Sitten und Bräuche gut schildert; Artist Biographies: Guido Reni, zum Theil aus dem Italienischen übersetzt; The Code of Civil Procedure of the State of Jowa, compiled by J. S. Stacy; A. Summer Idyl, by Christian Reid, das in der That den vollen Reiz einer Idylle bewährt; Questions and Problems in Elementary Physics, by C. L. Hatze; Francesca of Rimini, by A. S. H., ein Gedicht in Tennysonscher Manier; The Sure Mercies of David, by Anna Shipton; religiöse Meditationen u. s. w. Harvey's Graded School Speller, bezweckt das phonetische Ideal des Alphabets für Englisch zu erreichen: ein Zeichen für jeden Laut, und einen Laut für jedes Zeichen; Geographical Surveying, by F. De Y. Carpenter (37. Nummer von Van Nostrand's tüchtiger und handlicher Science Series). Housekeeping in Old Verginia, by Marion Cabell Tyree, ein vorzügliches Kochbuch, da die Virginischen Frauen besonders berühmt sind durch ihre Haushaltungs- und Kochkunst; The Great German Composers (reicht von Bach bis Chopin, der zu den deutschen Componisten gezählt wird); The Magic Flower-Pot, and other Stories, by Edward Garnett, vorzügliche Kindergeschichten mit gut versteckter Moral; Catholicity in its Relationship to Protestantism and Romanism, by the Rev. F. C. Ewer und andere theologische Schriften; The Bodleys on Wheels, von einem sehr beliebten Jugendschriftsteller; A. History of Roman Literature, by Charles F. Cruttwell, in drei Bücher getheilt, von denen das erste von Livius Andronicus bis Sulla reicht, das zweite: „Das goldene Zeitalter" von dem Consulat des Cicero bis zu Augustus' Tod, das dritte: „Der Verfall" von der Thronbesteigung des Tiberius bis zum Tode des Marcus Aurelius; Literary Essays, by W. G. T. Shedd; Ferns in their Homes and Ours, by John Robinson; eine populäre Schrift über Wachsthum, Bau und Vertheilung von Farnkräutern und ihre Zucht unter Glas, in Farnhäusern und im Freien.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Englisch.

Crane, Walter: Baby's Bouquet. London Routledge. 5 s.

II. Französisch.

Burty, Ab. Ph.: Lettres de Eugène de La-Croix. Paris, Quantin. 10 fr.

Clément, Félix: Histoire abrégé des Beaux-Arts chez tous les peuples et à toutes les époques. Paris, Firmin Didot & Cie. 15 fr.

Dantier, Alphonse: Les Femmes dans la Société chrétienne. Illustr. Paris, Firmin Didot & Cie. 40 fr.

Dubois, M. P.-F.: Fragments littéraires. 2 vols. Paris, Thorin. 14 fr.

Franklin, Alfred: Des anciens plans de Paris. Notices Historiques. 2 vol. Paris, Willem. 15 fr.

Fromentin, Eugène: Sahara et Sahel. I. Un été dans le Sahara. II. Un année dans le Sahel. Paris, Plon & Cie. 40 fr.

Jourdan, Alfred: Epargne et capital ou du meilleur emploi de la richesse; exposé des principes fondamentaux de l'économie politique. Paris, Thorin. 8 fr.

La Gravière, Jurien: Marins du XVe et du XVIe siècle. Paris, Plon & Cie. 8 fr.

Lescure, M. de: Mémoires sur les comités de salut public et de sureté générale et sur les prisons. Paris, Firmin Didot & Cie. 3 fr. 50.

Mantz, Paul: Hans Holbein. Dessins et gravures sous la direction de Edouard Lièvre. Paris, Quantin. 100 fr.

Montalivet, Cte de: Un heureux coin de terre. Paris, Quantin. 1 fr.

Navery, Raoul de: Cours Vaillants. Paris, Plon & Cie. 10 fr.

Rochechouart, Cte Julien de: Excursions autour du monde. Les Indes, la Birmanie, la Malaisie, le Japon et les Etats-Unis. Paris, Plon & Cie. 4 fr.

Secchi, P. A.: Les Etoiles, essai d'astronomie sidérale. Paris, Germer Baillière & Cie. 12 fr.

Wurtz, Ad.: Théorie atomique. Paris, Germer Baillière & Cie. 6 fr.

III. Niederländisch.

Borel, G. F. W.: Onze vestiging in Atjéh. Critisch beschreven. 's Gravenhage. D. A. Thieme. fl. 3. 90.

Emants, Marcellus. Monaco: Drie typen geschetst. Haarlem. W. C. de Graaf. fl. 2. 40.

Huet, Ed. Busken: Parijs en omstreken. Amsterdam. G. L. Funke.

Mellink, F. G., van Pelt D., en Laan, R. C.: De Utrechtsche unie en de Nederlandsche republiek. Utrecht. J. van Boekhoven. fl. 0. 80.

Muller, P. L.: De unie van Utrecht. Tweede druk. Utrecht. J. L. Beyers. 170 S.

Schüssler, F.: Zuid-Afrika. Populair geschetst. Met eene inleiding van Prof. P. J. Veth. Amsterdam. P. N. van Kampen. fl. 1. 90.

Vloten, J. van: Het Nederlandsche Kluchtspel. Haarlem. W. C. de Graaff. Deel I. fl. 2. 40.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Geschichte der bildenden Kunst.

Ein Handbuch für Gebildete aller Stände,

zum Selbststudium, sowie zum Gebrauche für
Gelehrten, Kunst- und Gewerbe-Schulen.
Von **Theodor Seemann.**

Ein starker Band. Lex.-8. Mit ca. 170 in den Text gedruckten Holzschnitten. In eleg. illustr. Umschlag broch. 8 Mark, in eleg. Hlbfrzbd. 10 Mark.

Die allgemeinen Bestrebungen, die deutschen Kunstgewerbe zu heben, um diese auf die gleiche Stufe anderer civilisirter Länder zu bringen, haben das vorstehende Werk hervorgerufen. Dasselbe verfolgt den Zweck, das überreiche Material der Kunstgeschichte in einer **leicht faßlichen** Form dem **gesammten gebildeten Publikum**, sowie auch den höheren Gelehrten-, Kunst- und Gewerbschulen zugänglich zu machen. Das Werk enthält außerdem bei dem **sehr mäßigen** Preise eine so **reiche Auswahl** von guten Illustrationen, wie sie **kein zweites bei gleichem Umfange und Preise** aufweist. (254)

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Beiträge zur Anthropologie und Psychologie,

mit

Anwendungen auf das Leben der Gesellschaft.

Von

Dr. Eduard Reich.

Zweite vermehrte Ausgabe. gr. 8. geh. Preis 6 Mark. (255)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Erweiterter Abdruck aus „Wilh. Wägner's Deutsche Heldensagen".

Die Nibelungen. Nach nordischer und deutscher Dichtung erzählt von Dr. **W. Wägner.** Illustrirt von **H. Vogel, F. W. Heine** u. A. **Wohlfeile Ausgabe.** Geheftet 2 Mark. Gebunden 3 Mark. **Pracht-Ausgabe** auf starkem, mattgelbem Velinpapier. Elegant gebunden 8 Mark.

Gegenwärtig, wo durch die Tondichtungen Richard Wagner's die allgemeine Aufmerksamkeit sich in höherem Grade der deutschen Heldensage zuwendet, ist das Erscheinen dieser neuen, von bewährter Feder herstammenden Zusammenstellung der nordischen Niflungasage mit dem deutschen Nibelungenliede gewiß als zeitgemäß zu erachten. — Wer sich mit diesen echt germanischen Götter- und Heldengestalten vertrauter machen, für die auf ihnen beruhenden Dichter- und Tonwerke der Gegenwart das rechte Verständniß gewinnen will, dem sei das vorliegende Werk warm empfohlen. — Der Bilderschmuck und die Ausstattung überhaupt machen das Buch in seiner **Pracht-Ausgabe** zu einem passenden Festgeschenk für Erwachsene, vornehmlich für Damen, während die **Wohlfeile Ausgabe** sich als Geschenk für die reifere Jugend darbietet. (256)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In meinem Verlag erschien vor Kurzem: (257)

Mähren und Geschichten.

Gesammelte kleinere Dichtungen
von
Dr. Hans Herrig.
Preis 3 Mark.

Der Verfasser hat bereits durch seine Dramen, sowie das zuletzt erschienene Epos „die Schweine", sich einen so bedeutenden Namen in der deutschen Literatur erworben, daß man wohl versichert sein kann, auch in dieser Gedichtsammlung eine Erscheinung begrüßen zu können, die, schon durch die Eigenartigkeit der Stoffe, geeignet sein dürfte, Aufsehen zu erregen. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Berlin SW, Hallesche Str. 21, II. **Friedrich Luckhardt.**
Verlagsbuchhandlung.

Literarisches Festgeschenk für Freunde der Geschichte.

Die Eltern und Geschwister Napoleons I. von Dr. **Arthur Kleinschmidt,** Docent der Geschichte a. d. Universität Heidelberg. gr. 8. 340 S. Preis 7 Mark.

„. . . . Kleinschmidt's Arbeit wird nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen, sondern auch im gebildeten Publikum überhaupt großen Anklang finden."

(„Neue Freie Presse." Wien 26.7 78.)

In jeder größeren Buchhandlung vorräthig.
Verlag von **C. Schleiermacher, Berlin,** Leipzigerstraße 109. (258)

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Aus Friedrichs d. Großen Zeit.

Vaterländische Erzählungen
von (259)
Friedrich Adami.
2 Bändchen.
Preis für jedes Bändchen 1 Mark.

Inhalt des ersten Bändchens:
Der König und der Lieutenant.
Wie sie Friedrich d. Großen fangen wollten.

Inhalt des zweiten Bändchens:
In Sanssouci und bei Hochkirch.
Ein Werbe-Hauptmann Friedrich Wilhelms I. und ein Haiduck Friedrichs II.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in Erfurt erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Im
Wald und Daheim.
Dramatische
Jugendspiele
von
Gustav Benseler.
Preis 3 Mark.

Der Rose Rettung. — Die gefesselte Poesie. — Das Weihnachtsmärchen. — Die Tante aus Indien.

☞ Diese sinnigen Jugendspiele eignen sich sowohl zur Aufführung in Pensionaten wie in Familien-Zirkeln und werden von der deutschen Presse allseitig auf das Wärmste empfohlen. (260)

Soeben erschien bei **C. Sichteler & Co.** in Berlin, Link-Str. 15: (261)

Mädler's Wunderbau des Weltalls. 7. Aufl. Neu bearb. v. Prof. Dr. **Klinkerfues.** 11 Mk. Eleg. geb. Atlas broch. 13 Mk. Text u. Atl. geb. 14 M. — **Klinkerfues, Die Principien der Spectral-Analyse.** 1 Mk.

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in Erfurt erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Dilettanten-Oper.
Sammlung
leicht ausführbarer **Operetten** für Liebhaber Bühnen, Gesang-Vereine und Familienkreise.
Herausgegeben
von
Edmund Wallner.

Lief. 1. **Ein Damen-Kaffee,** oder: Der junge Doctor. Humoristische Hausbluette von **Alexander Dorn.** Eleg. in farbigen Umschlag broschirt. Preis 3 Mk.
Lief. 2. **Das Testament.** Komische Operette von **Alex. Dorn.** Klavier-Auszug mit Text. Eleg. in farbigen Umschlag broschirt. Preis 3 Mk.
Lief. 3. **Der Maskenball,** oder: Meine Tante, Deine Tante. Operette von **Alexander Dorn.** Klavier-Auszug mit Text. Eleg. in farbigen Umschlag brosch. Preis 3 Mk. (262)

☞ Werden nur auf feste Bestellung abgegeben. ☜

Literarische Neuigkeiten
bis 14. December 1878. (267)

Bergkrystalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. II. Serie 1. u. 2. Bändchen. B. F. Haller, Bern.
Dürr, Der Römische Circus und die Circusspiele. Levy & Müller, Stuttgart.
Eichheim, Neue Schlaglichter auf die Urgeschichte der Germanen. Jos. Ant. Finsterlin, München.
Frohschammer, Monaden und Weltphantasie. Theodor Ackermann, München.
Glümer, Aus dem Béarn. Alb. Goldschmidt, Berlin.
Goethe, Faust. Mit Einleitung und Anmerk. von G. von Loeper. Gustav Hempel Berlin.
Goethe's Werke 34. und 35. Theil. Mit Einleitung und Anmerk. herausgegeben von Kalischer. Gust. Hempel, Berlin.
Handwörterbuch des biblischen Alterthums. 10. Lief. Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.
Janitschek, Die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst. W. Spemann, Stuttgart.
Klencke, Illustr. Lexicon der Verfälschungen. 7. Liefer. J. J. Weber, Leipzig.
Klöden & Köppen, Unser Deutsches Land und Volk. II. Band. Otto Spamer, Leipzig.
Laistner, Nebelsagen. W. Spemann, Stuttgart.
Lamprecht, Beiträge zur Geschichte des französ. Wirthschaftslebens im elften Jahrhundert. Duncker & Humblot, Leipzig.
Magnus, Die Farbenblindheit. J. U. Kern's Verlag, Breslau.
Modoni, Il Faucigny. Ricordi alpini. Bologna
Monatsblätter, Deutsche. Herausgegeb. von Hart. II. Bd. 1. J. Kühtmann's Buchh. Bremen.
Niemeyer, Aerztliche Sprechstunden. 1. u. 2. Heft. H. Costenoble, Jena.
Reiche, Der Führer auf dem Lebenswege. E. Bichteler & Co., Berlin.
Rittershain, Der medicinische Wunderglaube und die Incubation im Alterthume. Denicke's Verlag (G. Reincke), Berlin.
Scherben, gesammelt von dem müden Manne. Neue F. Verlags-Magazin, Zürich.
Smith, Natur und Ursachen des Volkswohlstands. Neu übersetzt von W. Loewenthal. Lief. 9—16 (Schluß). E. Staude, Berlin.
Steffens Volks-Kalender für 1879. Neununddreißigster Jahrgang. Louis Gerschel, Berlin.
Stern, Die Philosophie und die Anthropogenie des Prof. Dr. Ernst Häckel. Theob. Grieben, Berlin.
Völkel, Das Vernünftige und Bewusste in der Natur und die Weltanschauung der Zukunft. E. Koschny, Leipzig.
Wägner, Die Nibelungen. Nach nordischer und deutscher Dichtung erzählt. Otto Spamer, Leipzig.

Empfehlungswerthe Weihnachts-Geschenke

aus dem Verlage von

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

Für das erste Kindesalter.

Kinder- und Hausmärchen
gesammelt durch die
Brüder Jacob und Wilhelm Grimm
mit Quart-Farbendruckbildern und mit großgedrucktem Texte in Umschlag cartonnirt.

Preis jedes Bilderbuches 75 Pf.

Erschienen sind:

Aschenputtel, Hänsel und Grethel, Sneewittchen, Allerleirauh, Dornröschen, Rothkäppchen, Brüderchen u. Schwesterchen, Gänsemagd.

Diese acht Märchen kosten zusammen in einen Band gebunden 5 M.

Für das reifere Kindesalter.

W. Haselberg's zoologischer Hand-Atlas

naturgetreue, **plastische** Darstellung der Säugethiere, mit kurzem, erläuterndem Text. I. Theil, 228 Abbildgn. enthaltend. Preis 5 M. In gleich vollendeter Ausführung werden im nächsten Jahre Vögel, Reptilien und Fische folgen.

Kinder- und Hausmärchen
gesammelt durch die
Brüder Jacob und Wilhelm Grimm
mit Farbendruckbildern nach Zeichnungen
von
Paul Meyerheim.

25. Auflage, Taschenformat.
In Farbendruck-Umschlag cartonnirt 1 M. 50 Pf.
Dieselben in der Velin-Ausgabe 8°. gebunden 3 M.

Für die reifere männliche Jugend.

Geschichte
der
römischen Literatur.

Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht
von
Prof. Dr. Eduard Munk.
Zweite Auflage,
bearbeitet von
Dr. Oscar Seyffert,
Oberlehrer am Sophien-Gymnasium zu Berlin.
Zwei Bände. gr. 8°. geh. 10 M.,
in Halbfranzband gebunden 11 M. 50 Pf.

Geschichte
der
griechischen Literatur.

Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht
von
Prof. Dr. Eduard Munk.
Dritte Auflage.
Nach der zweiten Ausgabe neu bearbeitet von
Richard Volkmann,
Gymnasial-Director in Jauer.
Erster Theil.
Von Homer bis auf die Anfänge der Attischen Prosa.
Erste Abtheilung.
gr. 8°. geh. Preis 3 Mark.

Die Fortsetzung erscheint in rascher Folge und wird der Preis für das vollständige Werk den der römischen Literaturgeschichte nicht überschreiten.

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates
von **F. Voigt,**
weiland Professor an der Kgl. Realschule zu Berlin.
Dritte verbesserte Auflage,
bearbeitet von
Dr. F. Voigt,
Professor an der Kgl. Realschule zu Berlin.
Mit der Karte der territorialen Entwickelung des Brandenburgisch-preußischen Staates von **Adolf Brecher.**
gr. 8°. geh. Preis 7 M.; gebunden 8 M.

Für die reifere weibliche Jugend.

Adami, Fr., Luise, Königin von Preußen. Siebente vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß der Königin und einem Facsimile ihrer Unterschrift. gr. 8°. eleg. geh. 4 M. 60 Pf.; in Prachtband gebunden 6 M.

Fouqué, Fr. Baron de la Motte, **Undine.** Eine Erzählung. Dreiundzwanzigste Auflage (Miniatur-Ausgabe mit Stahlstich nach Ludwig Richter) eleg. geb. 1 M. 50 Pf. — — Illustrirte Ausgabe mit 60 Holzschnitten. In Reliefband mit Goldschnitt 3 M.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. Fünfundzwanzigste Auflage, mit dem Bildnisse Lavaters in Stahlstich. Miniatur-Ausgabe eleg. geb. 1 M. 50 Pf.

Außerdem empfehlen wir:

Adami, Fr., Aus Friedrichs des Großen Zeit. Vaterländische Erzählungen. 2 Bändchen zu je 1 M.

Förster, W., Professor und Director der Sternwarte zu Berlin. Sammlung populärer astronomischer Mittheilungen. gr. 8°. geh. 3 M.

Inhalt: Das Kalenderwesen und die Astrologie. — Der Mond. — Die Sonne. — Die Vorübergänge der Venus vor der Sonne und die Bestimmung von Entfernungen im Himmelsraum. — Die Finsternisse und Bedeckungen. — Die Planeten. — Die Feuerkugeln und Sternschnuppen. — Die Kometen.

Herman Grimm, Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst. Velinpapier. gr. 8°. geh. 5 M. In Leinw. geb. 6 M.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Goethe's Verhältniß zur bildenden Kunst. — Jacob Asmus Carstens. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — E. Curtius über Kunstmuseen.

Herman Grimm, Fünfzehn Essays. (Zweite vermehrte Auflage der neuen Essays.) Velinpapier. gr. 8°. geh. 7 M. 50 Pf. In Leinwand gebunden 9 M.

Inhalt: Voltaire und Frankreich. — Friedrich der Große und Macaulay. — Goethe in Italien. — Schiller und Goethe. — Goethe und die Wahlverwandtschaften. — Goethe und Suleika. — Goethe und Luise Seidler. — Heinrich von Kleist's Grabstätte. — Lord Byron und Leigh Hunt. — Alexander von Humboldt. — Schleiermacher. — Herrn von Varnhagen's Tagebücher. — Gervinus. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Ralph Waldo Emerson.

Herman Grimm, Fünfzehn Essays. Neue Folge. Velinpapier. gr. 8°. geh. 8 M. 60 Pf. geb. 10 M.

Inhalt: Wiertz. — Schinkel als Architekt der Stadt Berlin. — Rauch's Biographie von Fr. Eggers. — Die Ruinen von Ephesus. — Athenische Todtenkrüge. — Die Galerien von Florenz. — Engel und Liebesgötter. — Das Theater des Herzogs Heinrich Julius zu Braunschweig. — Shakespeare's Sturm in der Bearbeitung von Dryden und Davenant. — Alfieri und seine Tragödie Mirra. — Hamlet's Charakter. — Raphaels eigene Bildnisse. — Die beiden Madonnen Holbein's zu Dresden und Darmstadt. — Das Portrait des Bonifacius Amerbach von Holbein. — Cornelius und die ersten fünfzig Jahre nach 1800.

Lazarus, Prof. Dr. M., Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. 2 Bde. gr. 8°. geh. à 7 M. 50 Pf. eleg. gebunden à 9 M.

Inhalt des ersten Bandes: Bildung und Wissenschaft. — Ehre und Ruhm. — Das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit. — Inhalt des zweiten Bandes: Geist und Sprache.

Schwartz, Carl, Leben des General Carl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz, geb. Gräfin von Brühl. Mit Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken. Mit 2 Portraits. 2 Bde. 8°. geh. 20 M.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Goßmann in Berlin. Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin W. Französische Straße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Begründet von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 4 Mark.

47. Jahrg.] — Berlin, den 28. December 1878. — [No. 52.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Dieser Nummer liegt bei: Titel und Inhalt zum Vierundneunzigsten Band dieser Zeitschrift.

Deutschland und das Ausland.

Kohn und Mehlis: Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa*).

Jedem deutschen Forscher, der nicht mit den slavischen Sprachen vertraut ist, — und dies dürfte wohl bei der größten Mehrzahl der Fall sein, — wird eine Arbeit mit obigem Titel die freudigsten Erwartungen rege machen, endlich die längst schon schwer empfundene Lücke in unserer deutschen prähistorischen Literatur ausgefüllt zu sehen. Es war deshalb ein sehr dankenswerthes Unternehmen, welches die Verfasser des obengenannten Werkes, Herr Albin Kohn, schon bekannt als Übersetzer des Werkes von von Sadowsky: Über die Handelsstraßen der Griechen und Römer durch das Flußgebiet der Oder, Weichsel 2c. an die Gestade des Baltischen Meeres, und Herr Dr. Mehlis, Mitarbeiter des „Auslandes“ und Verfasser verschiedener kleinerer Arbeiten, die Archäologie der Rheinlande betreffend, begonnen haben, und das die Verlagsbuchhandlung durch eine möglichst splendide Ausstattung mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt und Lithographie wohl gewürdigt hat. Für den zweiten Band ist sogar, wofür die Bemühungen der Verlagsbuchhandlung nicht minder Anerkennung verdienen, eine große Fundkarte in Aussicht gestellt. Alle Desiderata erscheinen somit äußerlich erfüllt und sehen wir nun näher, in welcher Weise die Verfasser ihre Aufgabe gelöst haben und wie weit durch das Gebotene die Zwecke der Forschung gefördert wurden.

In einem Vorwort (XI—XV) legt Herr Dr. Mehlis die Entstehungsgeschichte und den Plan des Unternehmens in allgemeinen Zügen vor. Die hierher gehörigen Arbeiten wurden von Herrn Albin Kohn seit einer Reihe von Jahren gesammelt, übersetzt und geordnet. Die in deutscher und französischer Sprache veröffentlichten Funde und Beschreibungen wurden hierbei im Allgemeinen ausgeschlossen und nur da berücksichtigt, wo sie eine Lücke ausfüllen mußten oder wo die Ansicht der westeuropäischen Forscher derjenigen der slavischen Archäologen gegenübergestellt und die Vergleichung beider Ansichten erleichtert werden sollte. Um jedoch die nöthigen Vergleichungspunkte über diese Materie noch sicherer zu fixiren, sollen in einem Anhange zum zweiten Bande hierhergehörige und analoge Funde in parallelsetzender Weise kurz behandelt werden. Für die Fundkarte sollen die auf dem Stockholmer archäologischen Congreß von 1874 angenommenen Zeichen verwandt werden, jedoch mit Abänderung einzelner derselben zum Zwecke größerer Deutlichkeit. Der zweite Band soll die Funde in den „Kurganen auf der Halbinsel Krim und in den Burgwällen, sowie Beiträge zur prähistorischen Anthropologie enthalten.“ Seine eigene Mitwirkung bei der Arbeit, bestehend in „redactionellen Änderungen, Kürzungen des Textes und einer Reihe von Bemerkungen und Vergleichungen, besonders aus dem Gebiete der rheinischen Archäologie,“ bezeichnet Herr Dr. Mehlis selbst als „bescheidene Zukost“.

Als den eigentlichen Verfasser haben wir somit Herrn A. Kohn anzusehen. In der sicher ganz lobenswerthen Absicht wahrscheinlich, auch im größeren Publicum für die prähistorischen Forschungen Interesse zu erwecken, versuchte derselbe das Material dem Leser in zusammenhängender Darstellung vor Augen zu führen, erschwerte sich dadurch aber die Arbeit in so hohem Grade, daß er nicht mehr völlig im Stande war dieselbe mit dem ihm zu Gebote stehenden Maße von Sachkenntniß zu bewältigen. Dem Forscher, sowie dem selbst urtheilenden Leser würden ganz schlichte, aber recht ausführliche Referate und, wo es nöthig, wörtlich übersetzte Citate willkommener und von größerem Nutzen gewesen sein. Auf einem Forschungsgebiete, welches nur zu leicht die Phantasie in übermäßige Erregung versetzt, kann nicht dringend genug überall und stets die größte Objectivität empfohlen werden. Eine große Zahl der Originalberichte enthält leider ein mehr oder minder bedeutendes Quantum subjectiver Auffassung; die Schilderungen und Beschreibungen der verschiedenen Dinge sind sehr oft bald nach der einen Seite hin übertrieben, bald nach der anderen hin ungenau und unzulänglich. In Folge dessen ist nur derjenige im Stande, mit einem solchen Material etwas freier zu operiren, der in den betreffenden Dingen selbst auch eine gründliche praktische Erfahrung besitzt. Es ist deshalb, namentlich in diesem Falle, wo ein bisher fast unzugängliches Gebiet erschlossen werden soll, von der größten Wichtigkeit, wo möglich den Autor selbst zu hören, ihn gleichsam von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, um nicht nur ein Resumé der Forschungsresultate zu erhalten, sondern um sich auch über die Qualität der einzelnen Forscher ein eigenes Urtheil bilden zu können.

Sollte nun der in dieser Weise für den Laien allerdings etwas schwer genießbare Stoff mundgerechter gemacht werden, so konnte dies durch Anmerkungen unter dem Texte oder besondere einleitende Abschnitte bei den betreffenden Abtheilungen geschehen, so daß dem Fachmann auf diese Weise das Material stets intact zur Disposition stand.

In dem vorliegenden Bande sind vorzugsweise die Alterthümer von Litthauen, Curland, Posen, Polen, Galizien, West- und

*) Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa. Nach polnischen und russischen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Albin Kohn und Dr. C. Mehlis. I. Band. Mit 162 Holzschnitten, 9 lithographirten und 4 Farbendrucktafeln. Jena, 1879. Hermann Costenoble. Eine große Fundkarte wird dem II. Bande beigegeben.

Südrußland behandelt mit Ausnahme der in den genannten Ländern vorhandenen Burgwälle, über welche, wie oben bereits bemerkt, im nächsten Bande berichtet werden soll. Die zu unserer Kenntniß gelangenden Untersuchungen umfassen also das ganze Gebiet vom Rigaischen Meerbusen bis zum Schwarzen Meere, von einer Längenausdehnung in nordsüdlicher Richtung von mehr als 150 deutschen Meilen und an Flächeninhalt größer als ganz Deutschland. Es hätte deshalb nahe gelegen unter Zugrundelegung der heutigen politischen Begränzungen das Material nach geographischen Gebieten zu sondern, die in jedem dieser Bezirke vorkommenden Formen von Alterthümern nach großen Kategorien zu gruppiren und so von jedem Gebiete ein möglichst vollständiges Bild zu geben. Auf diese Weise hätte man die Verbreitungsdistricte gewisser Formen mit Leichtigkeit verfolgen können und würde zugleich die Unterschiede in den archäologischen Verhältnissen der einzelnen Provinzen in viel übersichtlicherer Weise vor Augen gehabt haben. Der Verfasser ging jedoch anders zu Werke. Er „theilt den Stoff nach der Grabart oder Fundstätte ein und betrachtet somit der Reihe nach: 1. Die Höhlenfunde; 2. die Pfahlbautenfunde; 3. die Funde in megalithischen Gräbern; 4. die Funde in Gräbern aus kleinen Steinen oder ohne Steine; 5. die Funde in Kurhanen oder großen Grabhügeln und 6. die Funde in Burgwällen" und fügt hinzu: „Wir haben aber diese Ordnung gewählt, weil sie uns als die natürlichste erschienen ist, weil sie, sozusagen, die Culturstufen bezeichnet, welche der Mensch nach und nach erklommen hat." Zu welchen Unzuträglichkeiten dieses etwas willkürlich aus den Alterthümerformen verschiedener Ländergebiete combinirte Schema führte, werden wir später eingehender zeigen, sobald mit dem zweiten Bande das Material vollständig vorliegen wird.

Sollten wir mit unseren Wünschen nicht schon zu spät kommen, so möchten wir den Herausgebern es dringend ans Herz legen, auf die richtige Wiedergabe der Namen, namentlich der Ortsnamen mehr Aufmerksamkeit als bisher zu verwenden. So wird z. B. Ascheraden, bald Ascherode bald Aschereden genannt u. s. w. Auch möchten wir ganz besonders davor warnen, bei chronologischen Schätzungen mit Jahrtausenden so freigebig zu verfahren. Ferner sollte von dem Gebrauche von Collectivformen wie z. B. „Die deutschen Archäologen", „Die deutschen Anthropologen", Die slavischen Forscher" u. s. w. womöglich ganz abgesehen werden. Es könnte dadurch bei weniger Eingeweihten leicht das Vorurtheil erweckt werden, als beständen in den verschiedenen Ländern eigene Schulen mit nationalen Dogmen, während die prähistorische Forschung allseitig als eine internationale Wissenschaft im ausgedehntesten Sinne des Wortes aufgefaßt wird und namentlich wohl auf die Forscher keines Landes diese Collectivbezeichnung mit so wenig Berechtigung angewendet werden kann als gerade auf die Forscher Deutschlands, deren Auffassungen sehr verschiedene selbständige Richtungen repräsentiren.

Niederlande.

Holländische Briefe.

In einer neulich erschienenen sehr lesenswerthen und von eingehenden literarischen Studien zeugenden niederländischen Literaturgeschichte*) weist Dr. Jan ten Brink nachdrücklich darauf hin, wie ungereimt es sei, die politische Geschichte und die Geschichte der Literatur zu trennen; er meint, erstere sei ohne letztere kaum verständlich. Es hat viel Zeit und Mühe gekostet, ehe man von diesem richtigen Standpunkt aus dem Unterricht in der Literaturgeschichte einen Platz in den niederländischen Schulen eingeräumt hat. Noch immer, wenn irgend einem Redacteurchen der Stoff ausgeht, leimt er mühsam einige Sätze zusammen, in denen er klagt und schreit über die Schändlichkeit, daß die Schüler in vier Literaturen bewandert sein sollen oder wollen! Dieses feindselige Verhalten eines Theiles der Presse erklärt sich zum größeren Theil aus dem Umstande, daß nun nicht mehr jeder unbegründeten oder unreifen Kritik mit der Ehrfurcht begegnet wird wie früher, von welcher nützlichen Veränderung der Unterricht in der Literaturgeschichte sich jedenfalls einen Theil der Ehre zuschreiben kann.

Indessen sehr weit sind wir noch immer nicht und vorläufig sind es noch die „happy few", die ein neues Buch betrachten als ein Ereigniß. Ich will versuchen, unsere jetzigen literarischen Zustände kurz zu charakterisiren.

Die ältere Literatur der Niederländer ist in Deutschland aus Professor Dr. Jonckbloet's von Frau Lina Schneider übersetzter „Geschichte der niederländischen Literatur" hinlänglich bekannt. Das geistige Leben der Gegenwart aber kennt man nicht aus ähnlichen Schriften und selbstverständlich muß von neueren Literaturerzeugnissen Vieles übergangen werden, was das Ausland kaum interessiren könnte.

Aus dem kränkelnden Pflanzen- und Schmarotzerleben der vierziger Jahre wurde das Land von einer wackeren Schaar innigst Verbündeter aufgeweckt, die mit den Pfeilen ihres scharfen Witzes und wohlgezielten Schlägen wissenschaftlicher Kritik einem regeren literarischen Leben Raum zu schaffen suchten.

Aus der Zeit stammen von jetzt noch thätigen Schriftstellern Nicolaas Beets, Theologiae Professor an der Utrechter Universität, Dr. J. J. L. ten Kate; Dr. J. P. Hasebroek, beide protestantische Pfarrer in Amsterdam; J. A. Alberdingk Thym, jetzt Professor an der Kunstakademie und W. J. Hofdyk, Gymnasiallehrer, auch diese in Amsterdam. Anfangs dieses Jahrhunderts fügten die „Kunstgenossenschaften" der niederländischen Literatur beträchtlichen Schaden zu; dem literarischen Leben im jetzigen Amsterdam schaden sie nicht mehr: sämmtliche Schriftsteller und Literaturfreunde arbeiten hier vollständig vereinzelt und sehen einander nur in Versammlungen, deren es hier sehr viele gibt, und im Foyer des Stadttheaters, wo man sich am häufigsten trifft, es sei denn, daß man dann und wann das Glück hat, einander im Lesemuseum zu begegnen. Die Pfarrer M. A. Perk, Dr. E. Laurillard, Redacteur H. De Veer*) halten in Verbindung mit Personen aus allen Städten und Dörfern des Landes ihre Vorträge in den zahlreichen literarischen Vereinen; die dadurch gebotene Gelegenheit zu mündlicher literarischer Unterhaltung wird nur selten benutzt, es sei denn beim Souper, das gewöhnlich folgt. In dem geschäftigen Leben einer großen, sich fort und fort vergrößernden Handelsstadt geht auch dem kräftigsten Geist die Lust an ruhigem, seinen Gegenstand erschöpfendem Studium verloren. Die Haupteigenthümlichkeit des literarischen Schaffens in den Niederlanden läßt sich so definiren: „Es kann hier die Schriftstellerei fast nur als Nebensache betrieben werden". Nur hie und da ein Glücklicher, wie Bogaerts, der jetzt gestorbene Dichter, Kneppelhout, der Kunstfreund und Maecenas, Hacke van Mynden, der leider auch verstorbene berühmte

*) Dr. Jan ten Brink, kleine Geschiedenis der Nederlandsche Letteren. Haarlem, F. Bohn.

*) Früher Pfarrer.

Dante-Übersetzer, vermag sich ruhig seinen literarischen Bestrebungen hinzugeben. Jedem andern als einem Reichen ist diese Wohlthat versagt. Den Amtsgeschäften mühsam abgerungene Stunden müssen zu Beschäftigungen benutzt werden, denen die Schriftsteller anderer Länder sich ungetheilt widmen dürfen. Die Journalisten ausgenommen, gibt es in den Niederlanden keine Personen, die „von dem Ertrag ihrer Feder leben." Daher die Eile, die Nachlässigkeit, womit manche Arbeit dahingeworfen wird. Die Einwohnerzahl ist nicht groß genug, um Schriftsteller von Profession zu ernähren und daher sind eine außerordentliche Willensstärke, überaus große Anstrengung und seltene Fähigkeiten für den niederländischen Schriftsteller erforderlich, der sich zur Aufgabe stellt, etwas Tüchtiges zu leisten.

Seit den fünfziger Jahren hatte sich die Zahl der Zeitschriften bedeutend vermehrt. Es haben dadurch einige Unbedeutendheiten sich als Redacteure oder als Mitarbeiter eine Art Reputation erschlichen. Glücklicherweise aber hat in den letzten Jahren eine erfreuliche Seuche wieder einige dieser Pilze hinweggerafft.

Dem Übel einer zu reichlich mit Zeitschriften bewaffneten Kritik ist aber vorläufig noch nicht abgeholfen: nur Amsterdam begnügt sich nach wie vor mit seinem „Gids", der holländischen „Rundschau".

Im schroffsten Gegensatz zu Amsterdam, der Hauptstadt, steht 's-Gravenhage, die Residenz.

Das Hofleben, und die Abwesenheit von Seefahrt, Handel und Fabriken sind die Ursache, daß im Haag sich all dasjenige findet, was in literarischer Hinsicht in Amsterdam fehlt: literarische Vereine mit freundschaftlichen Versammlungen und gemüthlichen Gesprächen; eine Gemeinsamkeit der literarischen Thätigkeit mit Zeitschriften als Vereinsorganen. Hier leben Reallehrer Dr. Jan ten Brink, der geniale Verfasser der „Indischen Damen und Herren", Johan Gram und Arnold Jsing, durch Glaser's Übersetzung auch in Deutschland günstig bekannt, beide Stenographen der Kammer der Volksvertreter, und J. J. Cremer, der holländische Dickens, der sich, ebenso wie Mr. C. Vosmaer der holländische Voß*), ruhig seinen literarischen Freuden hingeben kann. Letzteres ist auch der Fall mit A. C. Loffelt, einem Dramaturgen und tüchtigen Shakespeareleser, Marcellus Emants, einem Romanschriftsteller, der aus Monaco oder Andorra die Hauptfiguren seiner leidenschaftserfüllten Geschichten herschaffte und J. von Santen Rolff, dem Wagner-Verehrer und gründlich gelehrten Musikfreund, dessen Wohnung ein Unicum ist, indem da Alles, was Kunst und persönliche Erinnerungen an Künstler heißt, zusammengebracht wurde. Zwei literarische Vereine im Haag üben einen bestimmten Einfluß auf die niederländische Literatur aus: der eine ist der „Club", der wöchentlich eine Versammlung hält und den Nederlandschen Spectator, ein sehr geschätztes, aber dann und wann überschätztes Wochenblatt zum Organ hat, der andere ist „Oefening kweekt Kennis", in dessen halbmonatlichen Versammlungen berühmte oder angesehene Persönlichkeiten Vorlesungen oder Vorträge halten. Einer unserer beliebtesten Schriftsteller, der sich hinter dem Namen Conviva verbirgt, hat diesem Verein eine kleine Schrift gewidmet, worin er den Verstorbenen ein Denkmal setzt, den Lebenden einen Spiegel vorhält.**) Es ist diese kleine, sehr unterhaltend geschriebene Schrift eine merkwürdige Erscheinung, indem Conviva zu thun wagt, was die meisten Schriftsteller zu thun sich nicht unterstehen würden. Die Niederlande sind nur ein sehr kleines Land, sämmtliche Schriftsteller kennen einander und ohne irgend welche absichtliche Unehrlichkeit wird der Kritiker, der am Abend vorher mit dem Autor gemüthlich zusammentraf, am nächsten Morgen sein Urtheil über das neue Buch etwas milder abtönen. In kleinen Staaten mit beschränktem Sprachgebiet und ausgedehntem Eisenbahnverkehr wird die Freundeskritik immer ein Wort mitsprechen und wenn die „Kunstgenossenschaften" des vorigen, die unzähligen recensirenden Zeitschriften unseres Jahrhunderts fehlen, so genügen einige wenige Blätter um dem Bekannten, dem Freund ein Piedestal zu errichten, den Unbekannten, den Feind zu Tode zu schweigen oder mit tödtender Kritik wenn nicht zum Schweigen, doch zum Verzweifeln zu bringen. Nomina sunt odiosa. Das große Publikum hört nur eine Stimme: die „namhaftesten" Zeitschriften und einige wenige Zeitungen sind darüber einig, daß Herr A oder B berühmt sein soll und .... er wird's. Diese große Stimme übertönt eine helle, klare Stimme, die an irgend einem entfernten Orte im Leeren verhallt, zumal auch dann, wenn sie das Berühmtwerden irgend eines verdienstvollen Anfängers prophezeit, ohne Genehmigung der „großen" Stimme.

In einem sehr interessanten Artikel, den uns J. K(neppelhou)t in de Gids bringt, wird auf Conviva's Schrift hingewiesen. Zur besseren Würdigung vieler Dichter hat die Schrift jedenfalls bedeutend beigetragen.

Schließlich habe ich darauf hinzuweisen, wie 1. die literarische Kritik in den Zeitungen immer seltener wird; 2. die Anzahl der kleinen Recensenten in Zeitschriften, eben so wie die Recensionen in Zeitschriften selber bedeutend abnimmt; 3. die ruhig und fast unmerklich fortarbeitende Frauen-Emancipation sich besonders in der Literatur zeigt und 4. das Leben in den Indischen Besitzungen immer reicheren Gewinn für die Literatur erbringt.

Hiervon weiter in meinem nächsten Artikel.

Amsterdam, den 17. November 1878.

(Vondel's Geburtstag.) T. H. De Beer.

Spanien.

Eine altcatalanische Dante-Übersetzung.*)

— „Es wisse ein Jeder, daß kein durch das Band der Musen verknüpftes Werk aus seiner Sprache in eine andere übertragen werden kann, ohne seine Süßigkeit und seinen Wohllaut zu verlieren. Dies ist die Ursache, warum man den Homer nicht aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzen kann, wie andere griechische Schriften, welche wir besitzen. Dies ist die Ursache, warum die Verse des Psalters ohne die Süßigkeit der Musik und der Harmonie sind; denn sie wurden vom Hebräischen in's Griechische und vom Griechischen in's Lateinische übersetzt, und schon bei der ersten Übersetzung verschwand alle jene Süßigkeit".

So schrieb Dante in seinem Gastmahl (I, 7), ohne Zweifel

*) Dr. jur. C. Vosmaer, ein gelehrter Kunstkenner und tüchtiger Homerforscher, hat eine mustergültige Übersetzung der Ilias, mit Umrissen und Farbenzeichnungen geschmückt, „de Ilias van Homeros." Ill. (Leiden, Sythoff) herausgegeben.

**) Conviva. Het Servetj. Leiden, kalf.

*) La Comedia de Dant Allighier de Florença. Traslatada de rims vulgars toscans en rims vulgars cathalans per N'Andreu Febrer (siglo XV). Dala á luz, acompañada de illustraciones critico-literarias D. Cayetano Vidal y Valenciano. Tomo I. El Poema. Barcelona, 1878. Alvaro Verdaguer. Mit 1 Taf. Facsimile.

noch bevor er mit der Arbeit an seinem unsterblichen Gedicht sich ernstlich beschäftigte. Damit wäre über jeden Versuch, die Divina Commedia in eine andere Sprache zu übertragen, der Stab gebrochen.

Dante hatte jedoch kaum die Augen geschlossen, als man bereits begann, sein großes Gedicht in fremde Sprachen zu übertragen. Nicht zwar in irgend welche Volkssprache. Zunächst dachte man daran, das wieder gut zu machen, was, nach den Anschauungen der Zeit, dem Dichter gefehlt. Noch lange erhielt sich das Vorurtheil, daß nur lateinische Gedichte zum Dichterruhme führen könnten. Die Gelehrten seiner Zeit glaubten Ursache zu haben, dem Dichter darüber Vorwürfe zu machen, daß er in der Sprache seines Volkes anstatt in derjenigen ihrer Zunft gedichtet, und die Dichter-Pygmäen hielten sich deßhalb für berechtigt, ihm, dem Riesen unter den Poeten, den Lorbeer abzusprechen. Sein jüngerer Freund, Giovanni di Virgilio, stand nicht an, dem großen Dichter zuzurufen:

Wirf doch nicht die Perlen verschwenderisch hin vor die Säue,
Gieb auch kein unwürdiges Kleid den kastalischen Schwestern,
Sondern wähle die Sprache, die Ruhm zu verschaffen im Stand ist,
Du im begeisterten Lied ein Gemeingut jeglichem Volke!

Man hat oft Petrarca den ersten modernen Menschen genannt. Wohl mit größerem Rechte könnte dieser Ehrenname dem Dichter der Divina Commedia beigelegt werden. Denn während Petrarca noch das Vorurtheil hegte, nur eine lateinische Dichtung könne ihn der Krönung würdig machen, hatte Dante schon lange zuvor dasselbe überwunden, und, wie ein Sohn seine Mutter, die Sprache seines Volkes gegen ihre latinisirenden Verächter in Schutz genommen. Einer alten, auch bei Boccaccio zweimal erwähnten Sage zufolge soll Dante ursprünglich beabsichtigt haben, sein Gedicht lateinisch abzufassen, und erst im Verlaufe der bereits begonnenen Arbeit den Gedanken aufgegeben und den Entschluß gefaßt haben, der Volkssprache sich zu bedienen. Wer dieser Sage Glauben beimaß, meinte, Bruchstücke der ursprünglichen Arbeit des Dichters in den aus einer Fontanini'schen Handschrift von Viviani veröffentlichten lateinischen Gesängen der Hölle gefunden zu haben. Kann man sich auch nicht zu dieser unkritischen Annahme verstehen, so unterliegt es doch kaum einem ernstlichen Zweifel, daß die Übersetzung noch in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts entstanden ist. Um einige Jahre älter ist die noch nicht veröffentlichte, aber in vielen Handschriften erhaltene Gesammtübersetzung der Divina Commedia in lateinischen Hexametern von dem Mönch Matteo Ronto, eine seiner Zeit vielbesprochene Arbeit. Da Ronto im Jahre 1343 starb, dürfte er wohl kurz nach oder vielleicht noch vor Dante's Tod diese Übersetzungsarbeit begonnen haben. Noch andere lateinische Übersetzungen werden erwähnt, welche noch im vierzehnten Jahrhundert entstanden sind, wie die des Coluccio Salutati und des Antonio della Marca. Sehr frühzeitig also ging man daran, das Gedicht in die Sprache der Gelehrten zu übertragen.

Längst sind alle diese Übersetzungen vergessen. Hingegen mehren sich die Übersetzungen in moderne Sprachen mit jedem Jahre und es giebt heutzutage kein gebildetes Volk, das nicht eine oder mehrere Übersetzungen der Divina Commedia besitzt.

Es ist für die Culturgeschichte nicht unwichtig, die Frage aufzuwerfen, wann und bei wem zuerst der Gedanke auftauchte, Dante's Gedicht in eine moderne Sprache zu übertragen.

Die älteste bis jetzt bekannte Danteübersetzung in eine moderne Sprache ist die spanische oder richtiger altcatalanische des Andreas Fabrer, der sich selbst wiederholt „algutzir del molt alt Princep é victorios senyor lo Rey Don Alfonso, Rey d'Arago" nennt.

Er scheint sich längere Zeit in Neapel und Sicilien aufgehalten und dort Dante's Sprache gründlich erlernt zu haben. Seine Übersetzung vollendete er am 1. August 1428. Man kann demnach sagen, daß genau ein Jahrhundert nach Dante's Tode mit der Übertragung seines Gedichtes in die Sprachen der Völker des Abendlandes der Anfang gemacht wurde.

In manchen Büchern steht zu lesen, Febrer's Übersetzung sei mit vielem Beifall aufgenommen worden. Sie scheint aber sehr wenig verbreitet gewesen zu sein. Man hat nie mehr als zwei Handschriften davon gekannt. Die eine gehörte der Escurial-Bibliothek, die andere dem Kloster S. Miguel de los Reyes de Valencia extra muros. Die letztere ist seit einigen Jahren verschwunden, daher man heutzutage nur noch eine einzige kennt.

Diese älteste Übersetzung der Divina Commedia in eine moderne Sprache war in völlige Vergessenheit gerathen. Colomb de Batines, der fleißige Dante-Biograph, erhielt davon keine Kunde, obwohl sie von Perez Bayer in seiner Bibliotheca Vetus erwähnt worden war.

Vor genau zwanzig Jahren, im Frühling 1858, nahm Cayetano Vidal, Professor in Barcelona, eine genaue Abschrift des Codex der Escurialbibliothek mit der bestimmten Absicht, die immerhin höchst interessante Arbeit zum Druck zu befördern. Allein „circonstancias imprevistas, que sin cesar han venido sucediéndose" verzögerten die Veröffentlichung zwei Decennien lang.

Das deutsche Dante-Jahrbuch brachte in seinem ersten Bande (1867) den dritten Gesang der Hölle aus der erwähnten Handschrift des Escorial. Leider glaubte der Herausgeber „los defectos de ortografia y puntuacion" corrigiren zu müssen und ist dazu der Druck sehr fehlerhaft ausgefallen. Zwei Jahre später erschien aus derselben Handschrift die berühmte Episode der Francesca da Rimini in der Revista de España vom 25. October 1869. Endlich am 1. Juli 1878 ist die ganze Arbeit der Öffentlichkeit übergeben worden. Dante-Freunde sowohl als namentlich auch Philologen werden Herrn Professor Vidal für die schöne Gabe Dank wissen.

Man darf es dreist sagen: von allen bis heute vorhandenen gereimten Übersetzungen der Divina Commedia ist diese älteste die wörtlichste und getreueste. Aber damit soll weder ein Lob derselben noch auch ein Tadel der späteren ausgesprochen sein. Das Verdienst des alten Febrer wird wesentlich eingeschränkt, wenn man bedenkt, daß die Aehnlichkeit zwischen den beiden Sprachen damals eine noch größere war als sie heute ist. Es waren zwei Zwillingsschwestern, einander fast bis zum Verwechseln ähnlich. Man kennt hinlänglich die, zum Theil geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten, die der Reim dem Übersetzer, zumal dem deutschen, in den Weg legt. Diese Hauptschwierigkeit war für Febrer so viel wie gar nicht vorhanden. Er konnte die Reimworte des Originals mit sehr wenigen kaum nennenswerthen Ausnahmen und geringen Änderungen einfach in seine Sprache herübernehmen. Beispiele aufzuhäufen wäre überflüssig. Eine einzige Stelle möge hier, zugleich um einen Begriff von dieser alten Übersetzung zu geben, angeführt werden. Es ist die enthusiastische Schilderung der Entschleierung Beatrice's (Purg. XXXI, 133—145):

Volgi, Beatrice, volgi gli occhi santi, —
Era la sua canzone, — al tuo fedele
Che, per vederti, ha mossi passi tanti.
Per grazia fa noi grazia che disvele
A lui la bocca tua, si che discerna
La seconda bellezza che tu cele.

O isplendor di viva luce eterna,
Chi pallido si fece sotto l'ombra
Si di Parnaso, o bevve in sua cisterna
Che non paresse aver la mente ingombra
Tentando a render te qual tu paresti
Là, dove armonizzando il ciel t'adombra,
Quando nell' aere aperto ti solvesti!

Gira, gira, Beatriu los ulls sants,
Era la lur canço, al teu fizel,
Qui per veuret ha meses passos tants.
Fens gracia pel teu grat, qui desvel
La boqua tua à ell, perque discerna
La segona beutad que't cobre 'l vel.
Oh resplendor de viva lum eterna,
¿Qual groch se feu iamay axi sots l'ombra
De Parnas, ó bevend de sa cisterna,
Que no hagues dins sa pensa encombra,
Temptand retre à tu, qual paraguist
Lla, on armonitzand lo Cel te ombra,
Quand en l'ayre ubert te demostrist?

Wer der beiden Sprachen unkundig ist, möchte beinahe meinen, zwei verschiedene Nuancen einer und derselben Sprache hier vor sich zu haben, — so groß ist die Aehnlichkeit. Freilich muß noch bemerkt werden, daß der Uebersetzer beschuldigt worden ist, gar zu vieler italianismi d. h. italienischer Ausdrücke und Wendungen, sich bedient zu haben. Wiefern der Vorwurf begründet sei, hat die romanische Philologie zu entscheiden, für welche diese Arbeit, als Denkmal der altcatalanischen Sprache, von großer Bedeutung sein dürfte. Die Dante-Forschung als solche kann aus derselben einen wesentlichen Gewinn wohl nicht ziehen. Sofern zwar die Übersetzung eine wörtliche ist und der Übersetzer der Zeit des Dichters nahe stand, kann und muß sie von der Kritik des Textes zu Rathe gezogen werden. So sehen wir, um einige wenige Beispiele anzuführen, daß der alte Übersetzer in seiner Handschrift las:

Inf. III, 30: quando *a* turbo spira; (Com neula quant *ab* tort de vent aspira).
- III, 114: *rende* (statt *vede*) alla terra; (A terra *ren* trasiota sa despuylla).
- IX, 70: porta *fiori* (statt *fuori*); Los rams abat, esquexa é romp *les flors*).
- V, 59: *succedette* (statt des widerlichen *sugger dette*) a Nino; Que suchaclú á Nino é fou sa esposa).
- XV, 29: E chinando *la mia* (statt *la mano*) alla sua faccia; (Baxant *la mia* devers la sua faç).
- XXVIII, 135: al re *Giovanni* (statt *giovane*: Qu' al Rey *Joan* doné los mals conforts).

Großen textkritischen Werth darf man übrigens dieser Übersetzung nicht beilegen. Im besten Falle repräsentirt sie eine gute Handschrift aus dem vierzehnten Jahrhundert. Wie sehr aber der Text der Divina Commedia bereits zu Boccaccio's Zeiten verdorben war, ist hinlänglich bekannt.

Daß die Arbeit es verdiente aus ihrer vierhundertundfünfzigjährigen Verborgenheit hervorgezogen und allgemein zugänglich gemacht zu werden, darüber kann nur Eine Stimme sein. Eine andere Frage ist die, ob die nun vorliegende Ausgabe den an solche Veröffentlichungen zu stellenden Forderungen entspricht.

Wir können diese Frage unbedingt bejahen. Das Bestreben des Herausgebers ging dahin, uns eine genaue Wiedergabe der Handschrift selbst, ohne alle Schönfärberei zu bieten. Die Aenderungen, welche er vornehmen zu müssen geglaubt hat, sind ganz unerheblich. Es fehlen in der Handschrift zwei Blätter, welche die Verse Inf. IV, 43—96 und XXXI, 67—118 enthielten. Herr Vidal hat, um keine Lücke zu lassen, diese Verse selbst in das Altcatalanische übersetzt und beigefügt. Dasselbe that er auch in einem anderen Falle, wo durch Versehen des Abschreibers eine Terzine (Purg. XVI, 32—34) ausgelassen worden. Hiegegen läßt sich kaum etwas sagen und hätte es der langen Entschuldigung (S. XIII ff.) nicht bedurft. Nur hätten die betreffenden Stellen etwa durch Cursivdruck hervorgehoben werden können. Daß er sodann die Wörter, welche in alten Handschriften bekanntlich zusammenhängen, abtrennte, verstand sich von selbst und war es gar nicht nöthig, dieses Verfahren erst zu rechtfertigen. Auch die Auflösung der zahlreichen Abkürzungen kann nur gebilligt werden. Gegen die Anwendung der in der Original-Handschrift fehlenden Interpunction wird man auch schwerlich etwas einwenden wollen. Dagegen könnte man fragen, ob nicht die Orthographie hätte verbessert, oder wenigstens gleichmäßig gemacht werden sollen. Der Herausgeber glaubte davon absehen zu sollen. Ueber die von ihm befolgten Grundsätze sagt er (S. XVIII f.):

Respetando servilmente la ortografia, hemos restablecido las palabras, seperándolas cuando estaban unidas, ó reuniéndolas cuando se habian separado: hemos prescindido de toda abreviatura: hemos empleado los signos de puntuacion, ciñéndonos, en lo posible, al texto italiano: y por último, hemos hecho uso de las mayúsculas para los nombres propios, acentuado las preposiciones y las voces de pretérito que en nuestro concepto lo habian menester, y nos hemos valido de los apóstrofos.

Bei Publicationen dieser Art ist die wichtigste Frage die, ob die betreffende Handschrift richtig gelesen, genau copirt und reproducirt worden sei. Um diese Frage bestimmt zu beantworten, müßte man den Druck mit der Handschrift vergleichen. Indeß ist auch ohnedem eine Art Controle möglich. Eine Vergleichung des dritten Gesangs mit dem Abdruck desselben im ersten Bande des deutschen Dante-Jahrbuchs ergibt zwar mehrere Abweichungen, doch ist nicht zu leugnen, daß in den meisten Fällen der Fehler auf Seiten des Jahrbuchs liegt. Neun Terzinen sind in Facsimile beigegeben (Inf. XXV, 73—99). Eine genaue Vergleichung ergibt folgende Differenzen: v. 80: fortyer statt baitzer (?); v. 91: e'l serpent statt ell serpent; v. 96: oir ço que ore's statt oyr co queres; v. 97: Aretutxa statt artutxa; v. 99: poetan statt poetant. Diese Abweichungen sind zwar unwichtig, zeigen aber doch, daß in Bezug auf diplomatisch genaue Reproduction des Originaltextes diese Ausgabe Einiges zu wünschen läßt.

Die Ausstattung ist eine sehr elegante. Herr Vidal gedenkt diesem ersten noch einen zweiten Band folgen zu lassen, welcher eine historisch-bibliographische Einleitung über Andreas Febrer und seine Übersetzung, eine Untersuchung darüber, was für eine Handschrift der Divina Commedia der alte Übersetzer benützt habe, ein Glosario de los voces obscuras, en desuso, poco usadas ó italianismos, die in dieser Übersetzung vorkommen, endlich eine längere Arbeit über die spanischen Nachahmer, Uebersetzer und Erklärer der Divina Commedia enthalten soll. Hoffentlich werden nicht wieder circunstancias improvistas eintreten, um die Veröffentlichung abermals um zwanzig Jahre zu verzögern.

Dr. Scartazzini.

Südslavische Länder.

Die südslavische Akademie der Wissenschaften und Künste in Agram im ersten Decennium ihrer Thätigkeit.*)

Schon in den Dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts war in südslavischen nationalen Kreisen der Gedanke aufgetaucht, einen Verein zu gründen, dessen Hauptaufgabe in der Pflege der nationalen Sprache und Literatur bestehen sollte. Man beabsichtigte auch Material zu sammeln, um damit eine Bibliothek und ein Nationalmuseum zu gründen. Die „Danica“ (Morgenstern), das Organ der croatischen Patrioten, verfocht zuerst diese Idee. Seit nämlich Napoleon I. aus den Österreich entrissenen Provinzen südlich der Alpen das alte Illyrien wieder hergestellt hatte, war in die südslavischen Völkerschaften ein regeres Bewußtsein der Stammverwandtschaft und Zusammengehörigkeit gedrungen. Auch als die Schöpfung des Eroberers zugleich mit seinem Sterne untergegangen war, blieb die Anregung fortdauernd thätig. Die Slovenen, Serben und Kroaten fingen an sich als ein Volk zu fühlen, die Eifersüchteleien unter einander hörten so ziemlich auf, der „Illyrismus“ beherrschte alle denkenden Geister. Die nahe Verwandtschaft dieser slavischen Stämme, unter denen sich der kroatische und serbische in der Sprache gar nicht, sondern nur durch die Schrift, die lateinische und die kyrillische unterscheiden, sollten es ermöglichen, eine gemeinsame Schriftsprache zu begründen und in den Bereich derselben auch die Slovenen zu ziehen, deren Literatur damals noch nicht aus den Kinderschuhen herausgekommen war. Es war und ist ein erhabener Gedanke, dessen Ausführung man betrieb. Trat er ins Leben und erwies er sich lebensfähig, so entstand ein Volksganzes, welches durch seine Zahl und durch die Begabung der Mitglieder im Stande war, eine reiche Literatur zu schaffen und auch zu erhalten. Auch die historische Vergangenheit bot Anknüpfungspunkte genug, um das Volksbewußtsein mächtig zu heben. Der ganzen Idee stand nur die Engherzigkeit Einzelner im Wege, welche aus Localpatriotismus für ihr besonderes Volk das Hauptgewicht zu erlangen strebten. Man konnte sich lange nicht einmal über den Namen einigen, bis man auf den altberühmten Namen Illyrien kam. Velimir Gaj, der Hauptverfechter der Einigung, hatte sich durch seine literarischen Arbeiten bedeutende Autorität erworben, und seine Landsleute, die Kroaten, zur Annahme der cechischen Orthographie bewogen, welchem Beispiele bald auch die Slovenen durch Dr. Johann Bleiweis und dessen Zeitung „Novice“ angeregt, sich anschlossen. Wäre damals, zur rechten Zeit, ein Mann aufgetreten, der durch Form und Inhalt seiner Schriften die Massen hingerissen hätte, so würde sich ihm alles willig gefügt haben und die Idee wäre schon verwirklicht, während sie sich jetzt allerdings in einem vorgeschrittenen Stadium, vom Ziele vielleicht noch ein Jahrhundert entfernt, befindet.

Schon ein Jahr nach der ersten Anregung durch die oben erwähnte Zeitschrift erklärten die Stände von Dalmatien, Kroatien und Slavonien auf einem Landtage in Agram im Monate August 1836, daß die Cultur mit der Pflege der Volkssprache so innig verbunden sei, daß man sie ohne die letztere nicht denken könne, und beschlossen, im dreieinigen Königreiche sei eine „erudita societas“ zu gründen, deren Aufgabe die Förderung nationaler Bildung sein sollte! Schon damals wurden zwei Statutenentwürfe für diese projectirte Gelehrtengesellschaft ausgearbeitet und dem Banus Freiherrn Fr. Vlašić vorgelegt, damit er sie prüfe, die Meinung verdienter Patrioten vernehme und denselben die allerhöchste Genehmigung erwirke.

Der Beschluß des Landtages fand jedoch in den hohen Kreisen nicht den gehofften Anklang. Die Verfechter der Idee suchten deshalb die Gründung eines Vereines durchzusetzen, der nicht von der Regierung abhinge, der aber doch die Tendenz der projectirten „Gelehrtengesellschaft“ verwirklichen könnte. So entstand im Jahre 1838 die „Čitaonica“ (Leseverein) in Agram, welche auch „die Verbreitung nützlicher Wissenschaften“ in ihr Programm aufnahm; die Absicht, eine Bibliothek und ein Museum zu gründen, wurde nicht aus den Augen verloren; man sammelte fleißig Bücher und Alterthümer.

Schon im Jahre 1842 entstand auf Anregung der „Čitaonica“ die „Matica ilirska“, die sich nach dem Vorbilde der serbischen und cechischen gleichnamigen Gesellschaften die Verbreitung der nationalen Literatur und Wissenschaft zur Hauptaufgabe machte. Ihre Stellung gegenüber den Bestrebungen nach Einigung der Südslaven gab sie schon durch ihren Namen „illyrische Matica“ kund; sie wollte ihre Thätigkeit allen Stammverwandten slavischer Zunge südlich der Alpen zuwenden. Die Nation sollte nicht nur mit der Sprache vertraut, sondern auch mit den alten Schriftstellern derselben, die im XV., XVI. und Anfangs des XVII. Jahrhunderts Ragusa in Dalmatien zu einem Centrum der schönen Künste gemacht hatten, bekannt werden. Die Idee war ganz richtig, denn nichts stärkt das nationale Bewußtsein mehr, als die Bekanntschaft mit der eigenen Geschichte und Literatur.

Die Landtage von 1843 und 1845 gaben der Forderung nach einer Gelehrtengesellschaft neuen Ausdruck und die nationalen Vereine schickten im letzteren Jahre ebenfalls eine darauf bezügliche Bittschrift an den Kaiser. Mit dem Rescripte vom 10. Juli 1847 wurde das Project auch im Principe zugestanden, nur fügte man die Klausel dazu, es müsse ein entsprechendes Gründungskapital beschafft werden. Ehe man jedoch sich an diese Arbeit machen konnte, kamen die Jahre 1848 und 1849 mit ihren politischen Wirren, welche dem Entstehen der Gesellschaft nicht günstig waren; doch ließen die Verdienste, welche sich die Südslaven um Österreich in dieser schweren Zeit erwarben, hoffen, in ruhigeren Tagen werde die Regierung weniger Anstände erheben.

Die „Matica“ und die neu entstandene Landwirthschaftsgesellschaft arbeiteten kräftig auf das Ziel hin. Mit Unterstützung der Regierung trat endlich im Jahre 1850 ein „Verein für südslavische Geschichte und südslavische Alterthümer“ ins Leben. Schon im nächsten Jahre erschien der erste Band des Vereinsorganes „Archiv für südslavische Geschichte“*) und bald folgte Band auf Band voll der werthvollsten Beiträge aus allen Ländern. Es wurden in glagolitischer, kyrillischer und lateinischer Schrift verfaßte Geschichtsquellen aus den ältesten Zeiten veröffentlicht, Regesten aus den italienischen Archiven und Bibliotheken verfertigt. Zur leichteren Erforschung der Alterthümer und des Volksthums wurde jedem Bande ein Fragebogen beigegeben, um die Sammler auf das Wichtigste aufmerksam zu machen und zugleich denselben Gegenstand von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Diese Methode hat sich trefflich bewährt; es gab bald keinen alterthümlichen Stein, keine Ruine, keine Inschrift, keinen Grabhügel mehr, der nicht bekannt geworden wäre. Die Arbeit des Ausschusses war zwar schwierig, denn es galt Tausende von Antworten zu prüfen und zu ordnen, aber der Erfolg war ein glänzender.

*) Ljetopis jugoslavenske akademije znanosti i umjetnosti. I. (1867—1877.) Agram, 1877.

*) Arkiv za povèstnicu jugoslavensku. Agram, 1851.

Eines der Fächer, welches die projectirte Gelehrtengesellschaft pflegen sollte, war somit in den besten Händen, die übrigen harrten noch der Arbeiter. Um die Thätigkeit auch auf diese erstrecken zu können und auch für diese ein Centrum zu schaffen, fing man bald Unterhandlungen an, um durch Fusionirung der bisher bestandenen Vereine einen „literarischen Verein für Kroatien und Slavonien" zu gründen; aber diese Bemühungen hatten keinen Erfolg.

An der Geldfrage drohte das ganze Project zu scheitern. Da übergab J. J. Stroßmayer, Bischof von Djakovar, Sirmien und Bosnien, in der Banalconferenz vom 10. December 1860 dem Banus Freiherrn Josef von Sokčević ein Schreiben, in welchem er als Gründungskapital für die geplante Gelehrtengesellschaft, für eine Akademie der Wissenschaften und Künste, 50,000 fl. ö. W. spendete. Ausgehend von der Erfahrung, daß kleine Völker keine ausgedehnte Literatur haben könnten, ja, daß es großen, aber im Dialecte scharf gesonderten Nationen eben so ergehe, beantragte der südslavische Mäcen in diesem Schreiben die Errichtung einer Akademie nach dem Muster der schon anderwärts bestehenden, um den Serben und Kroaten, deren Sprachen sich ohnehin nur durch die Schrift unterschieden, den Slovenen und Bulgaren einen Mittelpunkt für ihre geistigen Bestrebungen zu schaffen.

Muthig sprach der Bischof von Djakovar den klaren Gedanken aus, es sollten alle Südslaven sich in literarischer Beziehung einigen, eine Idee, die schon so lange die denkenden Patrioten beschäftigte, und deren Ausführung den südslavischen Stämmen eine bedeutende Stellung verschaffen sollte.

Mit wahrer Begeisterung ergriffen alle Patrioten den großen Gedanken, der Landtag erkannte in der Sitzung vom 29. April die Ersprießlichkeit der zu creirenden Anstalt an, übernahm das Protectorat über die Gründung und wählte zwei Comités, das eine zur Feststellung der Statuten, das andere für die Verwaltung des Vermögens, bis die Akademie ins Leben treten würde. Stroßmayer hielt in dieser Sitzung eine so glänzende Rede über die Wichtigkeit und die Aufgabe der Akademie, so wie über deren Verhältniß zu einer Universität, deren Schaffung man ebenfalls ins Auge gefaßt hatte, daß der Landtag beschloß, seine Rede in mehreren tausend Exemplaren verbreiten zu lassen.

Schon in der Sitzung vom 29. Juli wurden die vom Comité beantragten Statuten genehmigt. Als Aufgabe der Akademie wurde bestimmt: „Pflege und Unterstützung der Wissenschaft und Kunst im slavischen Süden, unter Kroaten, Serben, Slovenen und Bulgaren, im Geiste des Volkes und einheitlicher Bildung." Die Thätigkeit der Akademie sollte Philologie, Philosophie, Geschichte sammt Untersuchungen über das Staats- und Privatrecht der Südsalven, Mathematik, Naturgeschichte und Künste umfassen. Sie sollte sich in die philologisch-historische, die philosophisch-juridische, mathematisch-naturhistorische und Kunst-Classe theilen. Der Wirkungskreis war demnach auf die Südslavenländer beschränkt, wie wir glauben zum Vortheile der Anstalt, da sie im engeren Rahmen desto Besseres leisten konnte.

Außer dem Stammkapitale, welches unterdessen durch reichliche Spenden (viele Patrioten legten zwischen je zehn und ein Tausend Gulden auf den Altar des Vaterlandes) bedeutend gewachsen war, bestimmte der Landtag eine jährliche Subvention aus Landesmitteln, den Palast „narodni dom" (National-Palast), eine Bibliothek und ein Museum zu Zwecken der Akademie.

Am 12. November 1861 wurde aber der Landtag aufgelöst; die beschlossenen Statuten ruhten, bis die Errichtung der Akademie durch allerhöchste Entschließung vom 7. März 1863 ihre Sanction erhielt, doch nur im Principe, die Regierung arbeitete die Statuten um und legte sie erst am 2. Januar 1866 einem neuen Landtage vor. Dieser nahm sie an und sie erhielten durch Rescript vom 4. März desselben Jahres die Sanction. Es ging schnell, und dies wohl nur zum Vortheile der Akademie, denn wäre der deutsch-österreichische Krieg darüber ausgebrochen, wer weiß, ob, in den darauf folgenden Wirren die Akademie zu Stande gebracht worden wäre. Schon am 12. März wurden die ersten vierzehn Akademiker gewählt, deren Wahl am 9. Mai bestätigt wurde. Am 15. Juni wurden die Erwählten ermächtigt, die Akademie für constituirt zu erklären. Im nächsten Monate wurde durch ein Comité die Geschäftsordnung festgesetzt, von einer Plenarversammlung angenommen und Bischof Stroßmayer zum Protector und der verdienstvolle Historiker Racki zum Präsidenten gewählt. Da jedoch die Hofkanzlei forderte, daß die Zahl der Akademiker auf die in den Statuten festgesetzte Höhe gebracht werden müsse, ehe die Geschäftsordnung und der Ausschuß bestätigt werden könnte, verzögerte sich die definitive Constituirung bis zum Jahre 1867.

Die Akademie konnte nun ihre Thätigkeit beginnen. Am 30. Juni 1867 wurden die letzten endgiltigen Beschlüsse gefaßt und die einzelnen Klassen constituirten sich. Man beschloß die Denkschriften unter dem Namen: „Rad jugoslavenske akademije znanosti i umjetnosti" (Arbeiten der südslavischen Akademie der Wissenschaften und Künste) zu veröffentlichen, Material für ein den Forderungen der neueren Wissenschaft entsprechendes Wörterbuch zu sammeln, die Überreste des geschriebenen Rechtes der südslavischen Länder zum Drucke vorzubereiten und nach und nach eine kritische Ausgabe der südslavischen Schriftsteller seit dem XV. Jahrhunderte herauszugeben. Am 28. Juli wurde die erste feierliche Sitzung gehalten. Aus allen Gauen der Südslavenländer kamen die Mitglieder und Abgesandte zur würdigen Begehung des bedeutsamen Tages.

Um die Anstalt auch financiell auf festen Boden zu stellen, wurden namhafte Geschenke gegeben. Stroßmayer legte zur ersten Spende noch 20,000 fl., bildete durch das Geschenk seiner Gemäldesammlung im Werthe mehrerer Hunderttausende den Grund zu einer Bildergallerie, kaufte Bibliotheken hervorragender Gelehrten (darunter die Sammlung slavischer Handschriften des General-Consuls Mihanović) und schenkte, als sich die Räumlichkeiten des National-Palastes nicht hinreichend erwiesen, noch 40,000 fl. für den Bau eines Akademiegebäudes, wofür die Stadt Agram den Grund und Boden unentgeltlich überließ und der Landtag 80,000 fl. votirte. So kamen, ohne die Summe für das Akademiegebäude einzurechnen, schon im Jahre 1867 200,720 fl. ö. W. (= 401,440 Mark) zusammen; im ersten Decennium vermehrte sich dies Kapital durch weitere Spenden auf 346,233 fl. (= 692,466 Mk.) Im Jahre 1867 hatten die verfügbaren Einkünfte 7856 fl., die Ausgaben 5075 fl. 95 Kreuzer betragen, zu Ende 1876 betrugen die Einkünfte 17,023 fl. 14 Kreuzer, die Ausgaben 13,217 fl. 46 Kreuzer ö. W.

Auch die Bibliothek und das Archiv haben in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume eine wesentliche Bereicherung erhalten. Theils durch Geschenke, theils durch Ankauf und Tausch brachte man 12,098 Werke in 18,118 Bänden und 1250 Codices und 15,000 Blätter zusammen. Besonders reich sind die Sammlungen „in slavicis", sie bieten den Slavisten eine Masse des wichtigsten Materiales. Von dem Organe der Akademie, dem „Rad" sind bis Ende 1877 40 Bändchen erschienen. Die Beiträge sind nicht nach Classen gesondert, und enthalten viele wichtige Aufsätze über Philologie, Literaturgeschichte, Rechtswissenschaft und alle übrigen Fächer. Besonders reichhaltig ist die Sprachwissenschaft vertreten.

So finden wir darin allgemeine Abhandlungen über die Fortschritte der slavischen Philologie von V. Jagić (Rad XIV und XVII). Zur Lehre von dem Accente lieferte das Erste und das Beste Gjuro Daničić, Professor an der Hochschule in Belgrad, einer der hervorragendsten slavischen Grammatiker. Er besprach die Betonung des Zeitwortes (VI) und des Adjectiv's (XIV) und lieferte selbst einen Beitrag zur wichtigen Frage einer Geschichte der serbischen oder kroatischen Betonung (XX), während V. Jagić dazu Parallelen aus dem Litauischen und Lettischen nachwies (XIII) und M. Valjavec nun auch Beiträge für das Neuslovenische [Windische] (XLIII 1878) lieferte. Unstreitig das größte Verdienst für die grammatische und lexicalische Kenntniß der südslavischen Sprachen hat sich Daničić erworben. Seine Hauptwerke hat er zwar selbständig herausgegeben, lieferte aber auch für die Akademie werthvolle Aufsätze. Seine „Formen der serbischen oder kroatischen Sprache*) sind ein im besten wissenschaftlichen Stile abgefaßtes Lehrbuch. In der „Geschichte der Formen der serbischen oder kroatischen Sprache"**) hat er ein Werk geliefert, welchem keine zweite slavische Sprache ein ähnliches zur Seite stellen kann. Es bietet geschichtliche Belege für jede einzelne Sprachform von den ältesten Zeiten bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts. Diese eingehenden Studien setzten ihn in den Stand, sein „Wörterbuch aus der alten serbischen Literatur"***) in drei Bänden auszuarbeiten. Deshalb wurde er auch zum Redacteur des Wörterbuches, welches die Akademie herausgeben will, erwählt. Zu diesem Zwecke sind schon über 200 Bücher und Handschriften excerpirt und sind größere Sammlungen von Wörtern und Redensarten aus Serbien (Stojan Novaković), Dalmatien (Pavlinović), der Herzegovina (Archimandrit Dučić) und aus anderen Gegenden erworben worden, der Plan ist dem Nestor der slavischen Sprachforscher Miklosich in Wien vorgelegt und von demselben in allen Theilen gutgeheißen worden.

Werthvolles hat für den Rad auch Veber, der Verfasser kroatischer Grammatiken für die Mittelschulen (XIV.; XXVIII.) geleistet. Kurelac forschte hauptsächlich nach den fremden Elementen und Barbarismen in der Sprache (XV., XVI., XX., XIV., XXV.). Die Metaphern behandelte J. Jurković (XXXI.); literarhistorische Abhandlungen über die so reich entwickelte Poesie der Ragusaner finden wir von V. Jagić (z. B. über die Troubadours und die kroatischen Lyriker Rad IX.) und von A. Pavić (XXX.—XXXIII.), welcher auch über die von der Schlacht am Amselfelde handelnden Volkslieder geschrieben hat, ohne jedoch Beifall von der Kritik zu erwerben†).

Die Forschungen über slavisches Volksthum haben im k. russ. Staatsrath und Universitätsprofessor in Odessa Dr. V. Bogišić, einem geborenen Österreicher, einen unermüdlichen Bearbeiter gefunden. Dieser lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der Forscher auf das slavische Gewohnheitsrecht. Seine ersten Forschungen auf diesem Gebiete††) fanden allseitigen Beifall. Wiederholt wies er im Rad wieder darauf hin, erstattete Bericht über die Fortschritte seiner Forschungen, verfaßte endlich einen systematisch geordneten Fragebogen und verbreitete denselben in Tausenden von Exemplaren über alle Südslavenländer. Die aus allen Gauen eingelangten Antworten veröffentlichte er auf Kosten der Akademie in dem ersten Bande der „collectio consuetudinum juris apud Slavos meridionales etiamnum vigentium" unter dem Titel: „Das südslavische noch bestehende Gewohnheitsrecht*). Früher schon hatte er das geschriebene südslavische Recht studirt und als Einleitung zu der beabsichtigten Ausgabe einer Sammlung südslavischer Gesetzbücher seine „Geschriebene Gesetze der Südslaven"**) veröffentlicht.

Die Geschichte des südslavischen Alterthums bearbeitet mit besonderer Vorliebe der bedeutendste Historiker der Südslaven und Präsident der Akademie Fr. Rački. In einer Reihe von Aufsätzen beleuchtete er mit Benutzung vieler neuer Quellen die Secte der Bogomilen und Patarener (Rad VII., VIII. X.), lieferte ein ausführliches Bild der politischen Lage der Südslaven im Kampfe um ihre staatliche Unabhängigkeit im XI. Jahrhundert (XXIV., XXV., XXVII., XXVIII., XXX., XXXI.), über die Umwandlung des kroatischen Fürstenthums in ein Königreich (XVII.), schrieb andere Untersuchungen über Landesgeschichte und Referate und Regesten über die reichlichen die Südslaven betreffenden Geschichtsquellen in den Bibliotheken und Archiven Italiens und Dalmatiens (XVIII., XXVI.), wobei ihn Tkalčić u. A., denen die Akademie Reisestipendien bewilligte, erfolgreich unterstützten.

Mittelalterliche Geographie behandelte Brašnić (XXV., XXVI., XXXII.), Ljubić, welcher besonders das Verhältniß zu Venedig durchforschte, Matković, Mesić, Mijatović und Novaković. Zur Rechtsgeschichte lieferte Petranović (über Sklaverei, XVI. und Erbfolge XXIII) ein paar Aufsätze ohne große Bedeutung.

Die übrigen Wissenschaften fanden auch ihre Vertreter, so die Physik an Sekulić, Šubic u. A. Naturgeschichte an Schlosser, Šulek, Vukotinović, Erjavec, Brusina, Pilar, Torbar u. A. Die Musik, vor allem die nationale, durchforschte Kuhač, welcher eben eine Sammlung von mehr als tausend südslavischen Volksliedern sammt ihren Melodien zu veröffentlichen begonnen hat.

Es wäre zu weitläufig hier alle Arbeiter auf literarischem Felde, welche sich um die Akademie schaaren, aufzählen zu wollen; wir wollen nur noch die übrigen Werke, welche die Anstalt herausgegeben, hier erwähnen.

Vor allem verdient Berücksichtigung die Sammlung der alten südslavischen Schriftsteller seit dem XV. Jahrhundert, von denen bis jetzt unter dem Titel „Alte kroatische Schriftsteller"***) 9 Bde. erschienen sind. Die Redaction derselben besorgten Kukuljević-Sakcinski, V. Jagić, Kaznačić, Daničić, Rački und Pavić. Das Werk bietet die erste kritische Ausgabe der Dichter Marko Marulić (1450—1524), Sisko Menčetić Vlahović (1475—1524), Gjore Držić (um 1500), Mavro Vetranić Čavčić (geb. 1482), Nikola Dimitrović (um 1525), Peter Hektorović (Hektoreus um 1532, dessen Schriften wegen der Reinheit und Kraft des Stiles besonders gelobt werden), Gundulić (1588—1638) und vieler anderer. Letzterer ist unstreitig der berühmteste; seine Schriften fehlen in dem Hause keines Patrioten. Die Einleitungen, welche jedem Bande beigegeben sind, erhöhen den Werth der Publikationen um ein Bedeutendes und bieten zugleich die wichtigsten Beiträge zu einer Literaturgeschichte, deren Ausarbeitung man schon auch in's Auge genommen hat.

---

*) Oblici srpskoga ili hrvatskoga jezika. 7. Auflage. Belgrad, 1874.

**) Istorija oblika srpskoga ili hrvatskoga jezika do svršetka XVII. vijeka. Belgrad, 1874.

***) Rječnik iz književnih starina srpskih.

†) Vergl. V. Jagić, Archiv für slavische Philologie, III.

††) Pravni običaji u Slovena. II. Ausgabe Agram 1867. S. A. aus der Zeitschrift „Književnik". 1866.

*) Zbornik sadašnjih pravnih običaja u južnih Slovena. I. Agram 1874. In Com. b. Fr. Zupan (Albrecht und Fiedler). Gr. 8. LXXIV. und 714 S.

**) Pisani zakoni na slovenskom jugu. I. Zakoni izdani najvišom zakonodavnom vlašću u samostalnim državam. (Von der obersten gesetzgebenden Gewalt in selbständigen Staaten gegebene Gesetze) Agram, 1872. 8. 201 S.

***) Stari pisci hrvatski.

Geschichtliches, Literarhistorisches und Juridisches enthalten die 9 Bände der „Starine"*). In diesem Sammelwerke finden wir auch Beiträge vom ersten Slavisten unserer Zeit, Miklosich. Das Material wird besonders die ältesten Literaturperioden aufhellen; wir begegnen darin z. B. einer slavischen Redaction der trojanischen Sage, des Lebens Alexander des Großen, verschiedenen Apokryphen zur heiligen Schrift, einer serbisch-slovenischen Übersetzung des Stefanites und Ichnelates u. s. w. Die „Monumenta spectantia historiam Slavorum meridionalium" enthalten die von Ljubić mit unermüdlichem Fleiße gesammelten Quellen für die Darstellung des Verhältnisses der Südslavenländer zur Republik Venedig vom Jahre 960 bis ins XVI. Jahrhundert (Bd. I.—VI. und VIII.) Rački veröffentlichte im VII. Bd. die Documente für die älteste Geschichte.

Von den „Monumenta historico-juridica", deren erster Theil die „statuta et leges" enthalten soll, ist im Jahre 1877 der erste Band erschienen und enthält eine Sammlung von Gesetzen der Insel Curzola aus den Jahren 1214—1558.

Was an Materialien für ein Corpus der römischen und griechischen Inschriften bisher gesammelt wurde, findet sich in einem Anhange zum Rad (XXXIV. ff.)

Unter den Werken, deren Herausgabe die Akademie durch Geldunterstützungen ermöglichte, finden wir Jagić' serbokroatische Literaturgeschichte I. (Alte Zeit), die „Flora croatica" von Schlosser und Vukotinović, Bogišić' schon erwähnte Werke, eine Numismatik von Ljubić, Werke von Daničić und der II. Bd. des Epoche machenden Werkes Theiner's: Vetera monumenta Slavorum meridionalium maximam partem nondum edita, ex tabulariis vaticanis deprompta et collecta. Der erste Band dieses Werkes war auf Stroßmayer's Kosten erschienen, welcher auch die Ausgabe des zweiten ermöglichte.

Dies ist in kurzen Umrissen die Thätigkeit der Akademie im ersten Decennium ihres Bestandes; möge sie fortschreiten auf der betretenen Bahn. F. Hubad.

Kleine Rundschau.

— **Ungarische naturwissenschaftliche Bibliographie.** Wiederholt war auch bereits in diesen Spalten von dem Fleiße die Rede, mit dem gegenwärtig in Ungarn bibliographische Arbeiten und Studien gepflegt werden. Nun liegt uns neuerdings, in glänzender Ausstattung, ein sehr bedeutendes, auch der Aufmerksamkeit des Auslandes in hohem Grade würdiges Werk vor, welches zu den vorzüglichsten Leistungen auf diesem Felde gezählt werden darf: die „Ungarische mathematische und naturwissenschaftliche Bibliographie, 1472—1875"**) der beiden Josef Szinnyei (Vater und Sohn), welche jüngst von der ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft mit einem Preise von hundert Dukaten gekrönt und nun in einem starken Quartband veröffentlicht wurde.

Das Werk, welches sowohl der um die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse unter den Gebildeten Ungarns hochverdienten Gesellschaft, als auch den durch anderweitige Arbeiten auf dem Gebiete der Bibliographie rühmlich bekannten Verfassern gleicher Weise zur Ehre gereicht, umfaßt drei Klassen von Druckwerken: 1. alle mathematischen und naturwissenschaftlichen Schriften, welche bis zum Schlusse des Jahres 1875 innerhalb Ungarns, in ungarischer oder in irgend einer anderen Sprache, erschienen sind; 2. alle Arbeiten ungarischer Mathematiker und Naturforscher, welche im Auslande, in Zeitschriften oder selbständig, in jeder beliebigen Sprache, veröffentlicht worden sind; 3. alle ausländischen Schriften, welche sich auf Ungarn (innerhalb des durch den Plan des Werkes und die Intentionen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft umschriebenen Kreises) beziehen. Es ist demnach ein gewaltiges Gebiet, welches die Verfasser zu beherrschen, eine umfassend gestellte und weit ausholende Aufgabe, welche sie zu lösen hatten. Daß ihnen dies auf den ersten Wurf vollständig und in einer alle Ansprüche in gleicher Weise zufriedenstellenden Weise gelungen wäre; daß ihnen nichts entgangen sein sollte, was in den Kreis ihrer Aufgabe fällt; daß ihnen Irrthümer überhaupt nicht begegnet wären, — das wird Niemand erwarten, der Arbeiten ähnlichen Charakters kennt und die Schwierigkeiten ahnt, welche in dieser Richtung zu überwinden sind. Sind doch die ungarischen Bibliotheken selbst in Hungaricis sehr unvollständig — was jeder begreift, der die Geschichte Ungarns und z. B. das Schicksal der Bibliothek des Königs Matthias Corvinus auch nur oberflächlich kennt; — und ist doch bei älteren Werken die Nationalität ihrer Verfasser heute in einzelnen Fällen auf keinerlei Weise mehr sicher zu stellen! Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß die Szinnyei'sche Bibliographie noch mancherlei Ergänzungen und Verbesserungen, und wohl in erster Reihe gerade von Seiten ihrer rastlos forschenden Verfasser, erfahren wird. Wesentliches, Bedeutendes ist den Verfassern nicht entgangen, wie dies bereits durch die verschiedensten, von Gelehrten aller Fächer angestellten Strichproben auch bisher schon ganz unzweifelhaft erwiesen worden ist. Das Werk ist eine Leistung außerordentlichen Fleißes, großer Ausdauer und liebevoller Hingebung, und als solches jedes Lobes würdig.

Noch ein Wort über die Einrichtung des Buches. Das gesammte Material ist (sofern die Namen der Verfasser der einzelnen Werke bekannt sind) in alphabetischer Reihenfolge der Verfasser geordnet, wobei der Werth des Buches noch wesentlich durch den Umstand erhöht wird, daß nicht nur die sämmtlichen Schriften der aufgenommenen Mathematiker und Naturforscher in chronologischer Folge angegeben, sondern zugleich auch die wichtigsten biographischen Daten über ihre Verfasser mitgetheilt sind, so daß das Werk zugleich, wenn auch nur in den Grundzügen, als biographisches Lexicon den ungarischen und jenen ausländischen Gelehrten, welche über Ungarn geschrieben haben, dienen kann. Auf diesen Haupttheil des Werkes, der 868 Spalten umfaßt, folgen dann (auf Spalte 869—942) in chronologischer Folge die anonym erschienenen Werke und Artikel, welche in den Kreis des Buches fallen; und zum Schluß ein besonders dankenswerther Anhang (Spalte 943—988): das sehr fleißig gearbeitete Verzeichniß der in Ungarn (in irgend einer Sprache) erschienenen Fachblätter, Zeitschriften, Jahrbücher, Kalender und Sammelwerke aus dem Gesammtgebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften. Die letzten Spalten bringen einige Nachträge und Verbesserungen.

Den Schluß dieser Anzeige mögen einige statistische Daten bilden. Das älteste Werk, welches in den Kreis des Buches fällt, ist die Schrift: „Libellus de infantium egritudinibus

---

*) Alterthümer.

**) Bibliotheca hungarica historiae naturalis et matheseos. Magyarország természettudományi s mathematikai könyvészete 1472—1875, készitették Szinnyei József és Dr. Szinnyei József. Budapest, 1878. (Verlag der königl. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft). Gr. 4°, 1008 Spalten, Preis 4 fl.

ac remediis, Patavii 1472", deren Verfasser, der Arzt Paulus Bagellardus, aus Fiume stammte. Im Ganzen umfaßt die Bibliographie 4249 ungarische und 729 ausländische, zusammen 4978 Schriftsteller, — 3811 ungarische und 5101 in fremden Sprachen, und zwar (in alphabetischer Folge) bulgarisch, czechisch, dänisch, deutsch, englisch, französisch, griechisch, hebräisch, kroatisch, lateinisch, polnisch, rumänisch, ruthenisch, schwedisch, serbisch, slovakisch und spanisch abgefaßte, also zusammen 8912 Schriften, von denen 106 Nummern auf ungarische und 28 Nummern auf fremdsprachige Zeitschriften entfallen; — endlich 2834 Abhandlungen, — also Alles zusammen genommen ein gewaltiges Material, welches nur mit größter Umsicht, mit rastlosem Fleiß und echter Ausdauer zu bewältigen war. Die ungarische Literatur hat bisher auf dem Felde der Bibliographie kein Werk aufzuweisen, welches diesem Szinnyei'schen Buche an Bedeutung und Werth gleichkäme*), und es ist in der That keine Redensart, wenn wir sagen, daß dies Werk auch jeder anderen Literatur zur Ehre gereichen würde. Hoffentlich wird auch das Ausland diese „Ungarische mathematische und naturwissenschaftliche Bibliographie" seiner Aufmerksamkeit würdigen und auch seinerseits, durch Ergänzungen und Verbesserungen, dazu beitragen, daß das in den Kreis dieses Werkes fallende Literaturgebiet mit der Zeit seine durchaus erschöpfende und tadellose bibliographische Darstellung erhalte. G. H.

— **Ueber Giambattista Vico als Geschichtsphilosophen und Begründer der neueren italienischen Philosophie.** **) Der treffliche Vortrag Professor Werner's verdiente es wohl, durch eine besondere Ausgabe auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Es wird darin zunächst hervorgehoben, daß Giambattista Vico in der Geschichte der auf die Renaissance-Periode folgenden neueren Philosophie der Italiener dieselbe bedeutungsvolle Stelle einnehme, die in der Geschichte der Philosophie einem Descartes bei den Franzosen, einem Locke bei den Engländern und einem Kant bei den Deutschen zukomme. Wie das philosophische Denken der Deutschen in unserem Jahrhundert durchwegs auf Kant zurückzuführen sei, so seien auch die Bestrebungen und Errungenschaften der italienischen Philosophie dieses Jahrhunderts, die sich an die Namen Rosmini, Gioberti, Galuppi, Mamiani knüpfen, historisch aus den Beziehungen zu Vico zu erklären. Vico rage unter seinen literarischen Zeitgenossen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, den Gianvincenzo Gravina, Francesco Scipione Maffei, Francesco Zanotti, Muratori, Tiraboschi, Metastasio, Parini, Goldoni, Gasparo Gozzi, als der geistig Bedeutendste hervor und daraus ergebe sich, warum sein geistiges Wirken, wenn dasselbe auch gänzlich auf dem Grunde nationalen Denkens und Empfindens beruht, bei seinen Zeitgenossen nicht durchgriff. „Auch die Nachwirkung seines literarischen Schaffens blieb durch Jahrzehnte selbst im eigenen Vaterlande eine sehr begrenzte und unvollkommene; es war den Deutschen, einem Goethe, Johannes Müller, Friedrich Aug. Wolf, vorbehalten, die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa auf Vico's Leistungen zu lenken und die universalgeschichtliche, gemein-menschliche Bedeutung derselben zu betonen. Diese wird nicht verringert durch den Umstand, daß Vico's Denken innerhalb der Grenze seines Zeitalters steht; es gereicht ihm vielmehr zum Ruhme, daß er in der Energie geistiger Selbstsammlung die Kraft in sich fand, über die historisch gegebenen Bildungszustände vorahnend hinauszugreifen, um das zu anticipiren, was erst später, unter den günstigeren Bedingungen einer geistig bereits weiter vorgeschrittenen Zeit, in voller Breite sich entfalten konnte. Es ist dies die innige Wechseldurchdringung von Philosophie und Geschichte, aus welcher sich eine höchste und vornehmste Wissenschaft unseres Jahrhunderts, die Philosophie der Geschichte, als geistig vertieftes Bewußtsein der historischen Gesammtentwickelung des menschlichen Geschlechtes herausgesetzt hat." Der italienischen Philosophie war aber der erst ein halbes Jahrhundert später von Herder aufgegriffene Gedanke, „die Entwicklungsgeschichte der Menschheit aus den äußeren Naturbedingungen des menschlichen Zeitdaseins zu beleuchten und etwa mit der Entwicklungsgeschichte des Erdplaneten in Verbindung zu bringen", noch gänzlich unbekannt. Daraus wird erklärt, daß Vico's geschichtsphilosophischer Horizont nur die Geschichte der Culturvölker umfaßt und in Bezug auf das vorchristliche Alterthum den Kreis kaum weiter zieht, als es die griechisch-römische Literatur und die durch die Bibel erhaltene geschichtliche Überlieferung zuläßt. „Allerdings", sagt Werner, „kann auch eine derartige begrenzte Unterlage für die Entwicklung universalgeschichtlicher Betrachtungen ausreichen, wenn ein richtiger Ausgangsort gewählt und angemessene allgemeine Gesichtspunkte aufgefunden werden, deren Festhaltung es möglich macht, in einem gleichsam mikrokosmischen Ausschnitte der Gesammtgeschichte des menschlichen Geschlechtes den allgemeinen Gang, die stetigen Formen und unwandelbaren Gesetze der menschlichen Gesammtentwicklung aufzuzeigen. Diesen Standpunkt universalgeschichtlicher Betrachtung hat denn in der That auch Vico erschwungen; es gelang ihm, den seiner Überschau vorliegenden Stoff empirisch-geschichtlicher Erkenntniß mit dem Blicke des Genies zu durchgeistigen und denselben in eine Form zu fassen, die dem Werke seines Schaffens den Stempel einer bleibenden Geistesthat aufdrückte."

Der Verfasser charakterisirt Vico als Philosophen und kennzeichnet dessen Stellung zur Zeit und den Einfluß auf diese nicht blos im Allgemeinen, sondern er unterzieht die einzelnen philosophischen Schriften desselben, namentlich das Hauptwerk: „Principj di scienza nuova d' intorno alla commune natura delle nazioni" einer eingehenderen Betrachtung und Kritik, in der er die Mängel der geschichtsphilosophischen Conception Vico's — die meistens in einer noch unentwickelten Form der Geschichtsbetrachtung begründet sind — ebenso offen hervorhebt, als er die Vorzüge derselben in richtiger Weise rühmt. Die Stelle, die Vico in der Entwicklung der Geschichtsphilosophie des vorigen Jahrhunderts einnimmt, wird folgendermaßen näher bezeichnet: „Er hat seinen Platz zwischen Bossuet und Montesquieu und bildet das Übergangsglied vom ersteren zum letzteren. Man fühlt sich versucht, in der geschichtlichen Aufeinanderfolge dieser drei Männer einen Reflex der von Vico unterschiedenen drei Epochen: des theokratischen, heroischen und humanisirten Zeitalters zu erkennen. Vico hat mit Bossuet die Betonung der providentiellen Leitung der weltgeschichtlichen Entwicklung und der grundhaften Bedeutung des religiösen Elementes gemein, bekundet aber hiebei eine von dem Denken und Fühlen seines Vormannes durchgreifend verschiedene Geistesart; seine Versenkung in die Tiefen einer hierosophischen Historik hat mit der Klarheit des staatsmännischen

---

*) Die großen bibliographischen Werke von Karl Szabó in Klausenburg und K. M. Kertbeny in Budapest sind ihrem Abschlusse nahe, aber bisher noch nicht veröffentlicht.

**) Vortrag, gehalten in der feierlichen Sitzung der Kaiserlichen Academie der Wissenschaften am 30. Mai 1877 von Professor Dr. Karl Werner. — Wien, Karl Gerold's Sohn.

Blickes Bossuets nichts gemein. Bossuets Betrachtung hält sich in einer adlerartigen Höhe über dem Laufe der menschlichen Dinge und folgt mit großsinniger Ruhe dem Gange der weltgeschichtlichen Ereignisse, die er vom Beginne der Zeiten bis ins achte Jahrhundert der christlichen Ära herab verfolgt; die Christianisirung der Völker und die Begründung der Karolingischen Monarchie geben dem von seiner Hand aufgerollten wechselvollen Gemälde der Zeiten- und Völkergeschichte den geeigneten Abschluß und Ruhepunkt, welcher das Gesammtbild der weltgeschichtlichen Bewegung als ein planvoll angelegtes Ganzes erscheinen und zu einer großartigen Theodicee sich gestalten läßt. Mit der Ruhe und Sicherheit des Gedankens, die das Ganze durchwaltet, ist ein der Höhe des Gedankens angemessener Sprachausdruck vergesellschaftet, welcher den Discours sur l'histoire universelle für immer zum Muster eines grandios erhabenen Stilwerkes stempelt. Auf diesen Vorzug muß Vico's Scienza nuova verzichten; dieselbe hat jedoch dafür den Vorzug größerer Tiefe voraus. Vico's Landsmann Monti vergleicht sie mit einem rauhen, steilen Gebirge, dessen inneres Geäder die verborgenen Schätze reicher Goldminen in sich schließt. Für Vico handelt es sich nicht, wie für den Bischof von Meaux, um die Aufzeigung der Wege Gottes in der Aufeinanderfolge der offen daliegenden weltgeschichtlichen Ereignisse, sondern um Erspürung und Ergründung der inneren Triebkräfte der menschheitlichen Entwicklung, die allerdings letztlich auf Gott als Urhandelnden zurückleitet, aber zunächst die in der menschlichen Anlage und Begabung gelegenen Ursachen der weltgeschichtlichen Bewegung aufsucht, um in ihnen die lebendigen Triebräder, den gottgeleiteten Motor jener weltgeschichtlichen Circularbewegung zu erkennen, mittelst welcher die aus dem Schoße der Ewigkeit hervorgegangene Zeit wieder in denselben zurückkehrt." Joh. Neubauer.

Mancherlei.

Eine neue Goethebiographie ist in Amerika erschienen, in der Sammlung Foreign Classics for English Readers; sie ist von A. Hayward. Publisher's Weekly sagt darüber: „Wir haben hier einfach die Hauptthatsachen aus Goethe's Leben, und eine Untersuchung, bis zu welchem Grade sich der Einfluß dieser Thatsachen in seinen Schriften nachweisen läßt. Seine Werke werden gedrängt beschrieben in der Reihenfolge, in welcher sie erschienen sind; kritische Commentare von einigem Umfang werden nach den besten Autoritäten auf diesen Gebieten angeführt. Dieser kleine Band, der in einem Umriß die wissenswerthesten Thatsachen aus dem Leben des großen Dichters giebt, ist eigentlich ein Resumé aller vorhergehenden Biographien in möglichst gedrängter Form."

(P's. W.)

Joaquin Miller giebt Songs of Far Away Lands heraus. Das ziemlich umfangreiche Buch ist Lord Houghton gewidmet.

(P's. W.)

Bits of Travel at Home, by H. H. Die Verfasserin erzählt in heiterer, witziger, humoristischer Weise von ihren Reisen von Chicago nach San Francisco, und durch das Yosemite-Thal. Ihr kleines Buch ist ein ächtes Frauenbuch — keine trockenen Details oder statistische Notizen, sondern treffende, witzige Bilder von Allem, was sie sah, in pikanter, kecker Manier hingeworfen, die unwiderstehlich unterhaltend ist. Das Kapitel über das Chinese Empire in San Francisco ist überaus amüsant und lebenswahr, und ihre Schilderung der Mormonen von Salt Lake zeigt in bemerkenswerthem Grade den Stempel der Realität. Reisen in Neu-England und Colorado bilden den Schluß des Buches.

(P's. W.)

Wilkie Collin's neuester Roman hat den bezeichnenden gruseligen Titel The Hounted Hotel: a Mistery of Modern Venice.

Dakhni Grammatik. — Soeben ist eine kleine Broschüre von sechzehn Seiten erschienen: Memorandum on a Point of Dakhni Grammar. Das Dakhni ist der hindostanische Dialekt des Dekhan, oder vielmehr von Südindien. Dieser südliche Zweig des Hindostani ist besonders reich an metrischen Erzählungen. Der Verfasser hat den Dialekt sorgsam an Ort und Stelle studirt, er kennt die klassischen Werke, und hat sich eingehend mit der Grammatik beschäftigt. Seine kleine Arbeit handelt vorwiegend von den Regeln des Plurals. (Trübner's Record.)

Die beiden vorliegenden Hefte des Literary Journal (Nr. 5 und 6) sind wieder voll bemerkenswerther Mittheilungen, doch beziehen sie sich meist auf solche Gegenstände, welche nur für näher Betheiligte von Interesse sind, nicht für ein größeres Publikum. Nr. 5 beginnt mit einem Aufsatz über den beabsichtigten allgemeinen Katalog, The Projected Universal Catalogue, von E. A. Axon; darauf folgt The Index Symposium and its Moral, von F. Poole, eine ziemlich eingehende Besprechung der verschiedenen Ansichten, welche in Bezug auf die Vorschläge einer Inderherstellung des Verfassers geäußert worden. Dann kommen kleinere Mittheilungen über The Coming Catalogue; Mr. Poole's Review; Association Endowment; Local Library Association; College Librarianships; der neunte Bericht des Co-operation Committee der amerikanischen Library Association; Bericht der fünften monatlichen Zusammenkunft der United Kingdom Association; Berichte der Juni- und Juli-Zusammenkunft der Index Society u. s. w. u. s. w. In zwei verschiedenen Artikeln wird wieder die Frage der Romanliteratur in Bibliotheken erörtert, und schließlich folgen in beiden Heften die gewohnten Notizen über Bibliographie, Pseudonyme und Anonyme; Bemerkungen und Fragen und endlich noch einige allgemeine Notizen. — Die Hauptartikel des 6. Heftes sind: Desultory Thoughts an the Arrangement of a Private Library, von R. Wheatley mit manch gutem praktischem Rath, und ein Aufsatz von M. Dewey über die Grundsätze, die den Listen zu Grunde liegen, welche über ausgeliehene Bücher geführt werden.

Railroads: Their Origin and Problems, by Charles Francis Adams. Mit unendlicher Mühe hat der Verfasser eine Masse von Thatsachen über Eisenbahnwesen gesammelt, und bietet sie in höchst lesbarer Form dem Publikum dar. Hr. Adams, welcher Mitglied der Eisenbahncommission von Massachusetts ist und sein Thema gründlich studirt hat, ist für diese Aufgabe sehr geeignet. Er geht bis zu den Zeiten Georg Stephenson's zurück, und schildert die zahlreichen Schwierigkeiten und Hindernisse, die Stephenson überwinden mußte, bevor er durchdrang. Von diesen ältesten Anfängen an verfolgt er die Entwickelung der Eisenbahnen bis zur Gegenwart, wo sie eins der größten

Interessen der Welt geworden sind. In dem Kapitel über Eisenbahnprobleme bespricht Hr. Adams das Verhältniß des Staates zu dem Eisenbahnenbesitz und die Wirkung, welche sie im Besitz des Staates auf die öffentlichen Interessen ausüben würden ..... Das Buch ist mit Sorgfalt geschrieben.
(Publisher's Weekly.)

Die Impressions of America, by R. W. Dale, welche als einzelne Aufsätze in The Nineteenth Century erschienen, liegen jetzt in Buchform vor. Sie beschäftigen sich mit Society, Politics und Popular Education. Der Verfasser stellt den Amerikanern das Zeugniß aus, daß sie ein zurückhaltendes, höfliches Volk sind, dem Bühnenyankee ebenso unähnlich wie die Engländer dem typischen John Bull. Obgleich er nach vereinzelten Beispielen oft so schnell generalisirt, daß es den amerikanischen Leser bisweilen belustigen wird, sind doch seine Bemerkungen überaus anregend und stets gut eingekleidet. Er macht sich lustig über die Idee, daß bei unserem landbesitzenden Volke Communismus oder destructiver Radicalismus je gefährliche Fortschritte machen könne. Von allen großen Reichen der Welt enthalte Amerika die geringste Anzahl Solcher, welche irgend einen Beweggrund haben könnten, eine sociale Revolution zu wünschen. (Publisher's Weekly.)

Die vielbesprochene Rede, welche R. W. Emerson am 30. März 1878 in Old South Church, Boston, gehalten, liegt jetzt gedruckt vor unter den Titel: Fortune of the Republic.

Neuigkeiten der ausländischen Literatur.

Mitgetheilt von A. Twietmeyer, ausländische Sortiments- und Commissions-Buchhandlung in Leipzig.

I. Italienisch.

Bonghi, Ruggiero: Il Congresso di Berlino e la crisi d'Oriente. Mailand, frat. Treves. 4 L.

Di Giovanni, V.: Principi di filosofia prima. 3 vol. Palermo, Biondo. 9 L.

Evola, Filippo: Storia tipografico-letteraria del secolo XVI in Sicilia, con un Catalogo ragionato delle edizioni in essa citate. Palermo, Lao. 8 L.

Garrucci, Raffaele: Storia dell' arte cristiana nei primi otto secoli della Chiesa, fasc. 74/75. Prato, Guasti. 7 L.

Ghiron, J.: Monete arabiche del Gabinetto numismatico di Milano, illustrate. Mailand, U. Hoepli. 14 L.

Latino, E.: Della pedagogia nelle sue armonie e antinomie: discorsi. Palermo, Virzi. 4 L.

Passarini, Ludov.: Memorie intorno alla vita di Silvestro Aldobrandini, corredate di varie sue lettere e scritture inedite o poco note, raccolte e illustrate, con appendice di documenti storici. Rom, tip. Tiberina. 8 L.

Voltaire: La pulcella d'Orléans, trad. da Vincenzo Monti. Livorno, Toci. 6 L.

II. Französisch.

Catalogue d'étrennes pour 1879, illust. Paris, Bureau d. l. Bibliographie. 2 fr.

Ciceri, Eug.: Cours d'aquarelle. Paris, Lemercier & Cie. 40 fr.

Le Décor pour tous, Revue des Arts décoratifs d'autrefois et d'aujourd'hui. Paris, au Bureau. 30 fr.

Dramard, E.: Bibliographie raisonnée du Droit civil. Paris, Firmin Didot & Cie. 12 fr.

Fisquet, H.: Dictionnaire des Célébrités de la France classées par ordre alphabétique et par département. Paris, Maison Abel Pilon. 12 fr.

La Jeune France, Revue Mensuelle. Abonnement. Paris, Patay. 10 fr.

Lesecq: Etudes de premiers plans d'après nature. Paris, Bernard. 50 fr.

Lesecq: Monographie de la Cathédrale de Reims. Paris, Bernard. 60 fr.

Rochefort, H.: L'Aurore Boréale. Romans de Moeurs contemporaines. Paris, Martinon. 3 fr.

Rothschild, A. de: Histoire de la poste aux lettres et du timbre-poste. Ill. par Bertall. Paris, C. Lévy. broch. 20 fr. gebdn. 25 fr.

III. Englisch.

Ayrton, M. C.: Child Life in Japan, and Japanese Child Stories. Illustr. London, Griffith & Co. 10 s. 6 d.

Campion, J. S.: On Foot in Spain; a Walk from the Bay of Biscay to the Mediterranean. Illustr. by original sketches. London, Chapman. 16 s.

Coal, its History and Uses. By Professors Green, Miall, Thorpe, Rücker and Marshall. London, Macmillan. 12 s. 6 d.

Cobbet, W.: A Biography, by Edw. Smith. 2 vols. London, Low. 25 s.

Dixon, W. H.: Royal Windsor. 2 vols. London, Hurst. 30 s.

Forbes, C. J. F. S.: British Burma and its People: being Sketches of Native Manners, Customs, and Religion. London, Murray. 10 s. 6 d.

Geary, Grattan: Through Asiatic Turkey; Narrative of a Journey from Bombay to the Bosphorus. With a Map and Illustrations. 2 vols. London, Low. 28 s.

Gleen, W. C.: The Poor Law Orders of the Poor Law Commissioners, the Poor Law Board, and the Local Government Board. London, Shaw & S. 26 s.

Hodgson, J. T.: Memoirs of the Rev. Francis Hodgson, Scholar, Poet and Divine. With numerous Lettres from Lord Byron and others. 2 vols. London, Macmillan. 18 s.

Redgrave, S.: Dictionary of Artists of the English School. London, Bell. 16 s.

Rodwell, G. F.: Etna: a History of the Mountain and its Eruptions. With Maps and Illustrations. London, Paul. 9 s.

Treaties and Tariffs regulating Trade between Great Britain and Foreign Countries, 1. August 1878. Part. 5. Spain. London, Butterworth. 21 s.

Wilson, G.: The Life of John Wilson, for Fifty Years Philanthropist and Scholar in the East. By George Smith. With Portrait and Illustrations. London, Murray. 18 s.

Dr. Karl Hillebrand in Florenz erlaubt sich die Herren Autoren und Verleger zu benachrichtigen, daß er keinerlei ihm per Fahrpost zugesandte Bücher mehr annehmen wird; und bittet etwaige Sendungen stets unter starkem Kreuzband (falls sie das Gewicht von einem Kilogramm übersteigen, in verschiedene Partien getheilt) an ihn gelangen zu lassen.

Für die Redaction verantwortlich: Julius Hofmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, SW., Charlotten Straße 77.
Druck von Eduard Krause in Berlin W. Französische Straße 51.



Ca

C
Le

Dra

